Volks-Sagen, Märchen
und
Legenden.

Gesammelt
von
Johann Gustav Büsching.

Erste Abtheilung.

Leipzig, 1812.
bei Carl Heinrich Reclam.

BIBLIOTECA
...GIA
...IS.

Vorwort.

Sagen und Mährchen werden gemeiniglich in früher Jugend den Kindern vorgeführt, es iſt gleichſam eine ſüßere und mildere Speiſe, die man ihnen einflößt, da ſie die härtere und rauhere, welche das wirkliche Leben und ſeine Geſchichte uns giebt, nicht ertragen können. Ein roſenrother Morgenhimmel geht dem Kinde auf, es lebt in einer Welt unſchuldiger Träume, und es wird wohl nicht leicht einer von uns ſo unglücklich geweſen ſein, daß ihm dieſe Freude der Kindheit ganz entgangen iſt. Späterhin kehren wir ſtets mit Luſt und Liebe wieder dahin zurück, und das Erzählen der Mährchen den Kindern, die nun auf unſere Stimme lauſchen,

wie wir einſt auf die Töne der Erzähler, iſt nicht bloß Wohlgefallen, die Kinder zu erfreuen, (da laſſen wir uns oft manche Fehler zu Schulden kommen), ſondern die ewig rege und unwandelbare Liebe am Mährchen ſelbſt, die in uns wohnt und der wir Freiheit geben.

Es ſei mir erlaubt, zum Eingange dieſes Buches zu erzählen, wie die Mährchen und Sagen in mein Leben eintraten. Mancher wird glauben, ich wiederhohle das, was in ſeinem Innern vorging; denn die erſten Empfindungen der Kinder ſind ſehr gleichmäßig und einfach, es herrſcht ein allgemeiner Grundakkord, aus dem ſich die andern erſt entwickeln. Dieſen Bildungsverwandten iſt das Büchlein beſonders gewidmet, ſo wie allen geliebten Perſonen und lieben Freunden, die meinem Treiben nicht abhold ſind. Andern, die einen verſchiedenen Weg gingen, mögen dieſe Erzählung als ein Mährchen betrachten, das ich zum Eingange ihnen darbiete; denn es mag auch wohl ein halbes Mährchen ſein, da der kindiſchen Tage duftige Nebelzeit mir wieder klar werden muß. Sie mögen die kleinen Geſtalten,

die durch meine Phantaſie zogen und ſie belebten, als das ſtille Volk betrachten, das einſt die einſamen Veſten Deutſchlands durchwandelten, und Freude mir, wenn dieſe Gebilde ihnen nicht ganz unlieblich erſcheinen.

Wie die Luſt an Mährchen ſich in mir entwickelte, oder die Geſchichte der Entſtehung dieſes Büchleins.

Meinen Eltern geboren, um ſie einigermaßen über den Tod eines innigſt und höchſt geliebten Töchterleins, der wenige Zeit nach meiner Geburt erfolgte, zu tröſten, mit der ich zugleich alle jüngern Geſchwiſter verlor, gingen meine erſten Entwickelungsjahre einſam hin. Das Kind fühlt dies noch nicht, die nährende Amme, die mit ihm tändelnden und ſcherzenden Eltern ſind ihm genug. Aber ſchon um mein drittes Jahr erinnere ich mich einer großen Sehnſucht nach einem Gefährten und Geſpielen, und wohl weiß ich noch die Freude, die ich hatte, als mir ein Brüderlein geboren ward.

Die Luſt dauerte nicht lange, mein Brüderchen ſtarb bald wieder und verſetzte mich, das Kind, in eine nicht geringere Klage, als meine Eltern, und wohl weiß ich noch, wie ich am Fenſter des Zimmers ſtand, worin mein kleiner Bruder entweder ſtarb, oder ſein Leichnam lag, und mich durch die Tröſtungen der Wärterin kaum beruhigen, kaum meine Thränen anhalten konnte. Das Kind vergaß dieſen Schmerz bald.

Nun war ich wieder allein, die Luſt an Geſellſchaft, an gemeinſchaftlichem Spiele erwachte immer mehr, die Beſuche der Nachbarskinder genügten mir nicht, auch entſtand unter den verſchieden geſtimmten häufig Streit und Zank, alle Freude ward zerriſſen und dann war ich auch, nach meinen Wünſchen, viel zu oft allein. Eine treue Wärterin, eine ſorgfältige, ſtets bemühte Tante, eine mich über alles liebende Mutter ſpielten wohl mit mir, und ſelbſt der Vater verſagte es mir nicht, Abends, nach ſeiner Arbeit, Soldat und dergleichen zu ſpielen, und mit einem Stocke Schildwach zu ſtehen; aber alles genügte mir nicht und da es

immer nicht das Rechte war, was meine Seele wünſchte, ſo ward ich oft im Spiele unartig und das Spielen war vorbei. Die Leute waren mir alle zu groß, ich wollte kleine Perſönchen haben, ſo groß wie ich; mit denen ließ ſich beſſer ſpielen, hier ſpielte ich nur, und man ſpielte mit mir; es ging nicht ſo recht vom Herzen.

Da fing ich nun an, meine Mutter angelegentlichſt zu bitten, ſie möchte mir ein Brüderchen oder Schweſterchen verſchaffen, darin erkannte ich das einige Heil. Man verwies mich zur Ruhe; ich bat wieder, dringender und ward mit der Nachricht beſchwichtigt, wenn ich recht artig wäre, ſollten meine Wünſche erfüllt werden. Das verſprach ich; aber ich muß nie ſo artig geweſen ſein, denn meine Wünſche wurden nicht erfüllt. Von jener Zeit mag auch wohl die Wurzel eines für mich unendlich peinigenden Gedankens in meine Seele gelegt ſein, des Gedankens: allein in der Welt zu ſtehen, eine Idee, die mich immer mit gräßlicher Beängſtigung befällt, wenn eine geliebte Perſon

aus meinem Kreiſe geriſſen wird. Ich muß etwas haben, woran ich mich halte im Leben.

Meine Puppen, meine Baukaſten, meine Thiere gefielen mir gar wohl; zu Weihnachten marſchirten gar artiges Fußvolk und Reiter auf, alles ging anfangs gut, bis ich immer wieder dahinter kam, daß ich alles that und die unglücklichen Puppen gar nichts. Keine rührte einen Arm oder ein Bein. Im Unmuth wurden ſie daher oft gar zu ſehr geſtoßen, verloren das, was ſie rühren ſollten, und den Kopf noch oben drein. An Schelten fehlte es nicht. Meine kleinen Freunde bewegten papierne Puppen, an Drähten und Faden, ich that es auch, ſie mußten ſogar Komödie ſpielen, die ich aufführte, obgleich ich nur die höchſt dürftigſte und mangelhafteſte Idee davon hatte; denn erſt in meinem zehnten Jahre ſah ich die Bühne. Anfangs ging es gut, meine beiden Hände arbeiteten munter und es ſchien doch eine freiwillige Bewegung in den Puppen zu ſein. Aber die Faden verwickelten ſich, meine Couliſſen, Bücher aus meines Vaters Bibliothek, fielen um, fielen auf die Wachsſtöckchen, es brannten Lö-

cher hinein, da nicht ſchleunig alles gerettet werden konnte, und die ernſte Weiſung erfolgte: ſolche Narrenspoſſen zu laſſen; ich ſollte nun etwas lernen, das wäre beſſer. — Es wollte mir gar nicht in den Kopf.

Was mir das Leben nicht gab, ſollte mir die Phantaſie erſetzen, und in ihr ſollte mir ein Leben aufgehen, das mich Stunden lang beſchäftigen konnte, mir jetzt noch Anlaß giebt, öffentlich davon zu ſprechen. Die goldenen Mährchen kamen auch zu mir herüber, ich ging durch eine ziemliche Reihe, aber vor allen erſchien mir die Perſon des Däumchen gar wunder lieblich und hübſch, es war das lebendige Püppchen, das ich mir wünſchte, zierlich, gewandt, verſtändig, meine Freundchen waren mir oft zu täppiſch und ungeſchickt und gingen ſelten in meine Ideen ein, und doch zum Spielen gar zu ſchön zu brauchen. Die kleinen Freunde, die zu mir kamen, waren recht angenehm, ſie kamen aber zu ſelten, wir wurden nicht vertraut, darum erfuhren ſie auch nichts von den Bildern, die ich mir machte, wovon ich gleich erzählen werde. Einem, glaube ich, ſagte ich

einmal ein Wort davon, er lachte mich aus, denn ich nahm die Sache in der Wahrheit: es müßte ein Däumchen geben; und nun war mein Mund verschlossen, die Welt meiner Phantasie bewahrt.

Aus dem einen Däumchen wurden bald mehrere, es ward eine kleine zierliche Familie, die mir vor der Phantasie vorjaukelte und mit der ich mich in Gedanken spielend beschäftigte, indem ich vor meiner Seele die kleinen Gestalten das thun sah, was ich wünschte. Bald ward es ein Völkchen und ich machte mir selbst die Geschichte des stillen Volks, ohne davon etwas gehört zu haben. Mährchen hörte ich nun gar zu gerne und mein zweiter Bruder konnte mich durch ein solches gewaltig erfreuen. Besonders liebte ich von ihm zu hören die Mähre von funfzig Räubern, in dem sich öffnenden und schließenden Berge, da sie gar zu heimlich und schauerlich war, so wie die Geschichte vom Bauer Kiebitz. Wie ein ächter und wahrer Mährchenerzähler thun muß, stand der Gang der Geschichte stets unwandelbar fest und ich konnte mich nicht satt hören, wenn mich auch bisweilen die Frage, mitten im Erzählen, ob

ich den Nachtwächter wohl hörte und ob ich die Männer wohl bemerkte, unbedeutende Worte, die mir aber immer einen Schauer einflößten, ohne mich eigentlich furchtsam zu machen, sehr erschreckte.

Ich hatte aber auch Mährchen, die ich wirklich haßte, vor allem die Geschichte, mit der auch Sancho Pansa seinen Herrn nicht wenig erzürnt, mit der Erzählung von dem Hirten, der die vielen tausend Schafe einzeln über den Fluß setzen muß, das gar zu hübsch anfängt und gar zu kurz ist; denn man glaubt, daß jenseits des Stromes ein herrliches Mährchenland liegen muß, da alle andere Mährchen zu einem Ziele führen, nur dies nicht. Immer hoffte ich zu erharren, daß das letzte Lamm hinüber wäre und nun die Geschichte begönne, aber immer ward ich auf fernere Zeit verwiesen; er sei noch nicht hinüber und so harre ich noch. Doch ward ich ein paarmal mit der Geschichte angeführt.

Das stille Volk in meinem Innern ward mir stündlich werther, täglich mehrte sich der keine Roman, der in meiner Seele sich entspann, aber ich betrachtete es immer als eine Welt

außer mir, die ich nicht feſtzuſtellen im Stande war. Deſto lieber ward mir aber die Idee ſelbſt, klein zu ſeyn, und es ſetzte ſich eine Luſt an kleinen Perſonen feſt, welche wohl einen tiefen Eindruck in meine Phantaſie gemacht haben muß, denn noch jetzt würde man mir eine ſehr große und bedeutende Vorliebe für kleine, zierlich und lieblich gebaute Perſonen mit vieler Deutlichkeit nachweiſen können. Vor allem bemühte ich mich, ſo klein mich zu machen, daß ich Dinge unternehmen möchte, die mein kleines Volk leicht thun könnte. So kugelte ich mich in einen Korb zuſammen, in dem die nächtliche Wäſche des Abends ins Zimmer gebracht ward. Mein doch zu großer Körper drohte ihn zu zerſprengen, er knackte und knarrte verrätheriſch laut und die haushälteriſche Mutter vertrieb mich mit einigen Drohworten aus dem gewünſchten Häuslein, wohin ich nur ſehr verſtohlen zurückkehren durfte und in kurzem ganz vergebens. Dann lag ich auch gerne hinter Mutter und Großmutter in der Ecke des Sophas, dicht wie ein Knäul gedrängt und ließ mich von der Bewegung, die das Spin-

nen dem Sopha mittheilte, ſchaukeln; denn damals gab es noch Deutſche Frauen, die ſpannen, und der Spinnrocken iſt ja der eigentliche Signalſtern der Mährchenwelt.

Der Tod meines Vaters brachte mir ein anderes Sein. Zwar blieb ich in meiner Vaterſtadt, aber meine Mutter bezog eine weit entfernte Gegend der Stadt, meine Freunde und Geſpielen blieben zurück, nur mein liebes ſtilles Volk begleitete mich und ward deſto inniger von mir umfangen. Je mehr ich heranwuchs, je mehr Wahrheit bekamen die Geſtalten und wurden äußerlich; ich fing immer mehr an zu glauben: es gäbe wirklich ſo ein Volk. Gulliver's Reiſen fielen mir in die Hände, ich las einiges darin, das Zwergenvolk, wie es mir meine Phantaſie gab, war darin beſchrieben, es waltete kein Zweifel mehr ob, es gab ſolche Männlein und nun fehlte nur die Kunſt, — ſie zu entdecken.

Daß mein Völkchen Häuſer baute, Geräthſchaften und Thiere hatte, ſo zierlich und nett und klein wie ſie ſelbſt, das war keiner Frage unterworfen. Beſonders dachte ich ſie

mir gar ſtattlich und freudig auf ihren kleinen Roſſen und noch kann ich aus Göthe's Romanze die Verſe nicht hören:

Es kommen drei Reiter, ſie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten,

ohne daß auch meine ganze Jugendreiterſchaar wieder beweglich wird und ſich im Galopp daran ſchließt, in zierlichen Kreiſen die Pferdlein taumelnd. Daß ſie im freien Felde nahe an der Straße wohnen würden, glaubte ich nicht; ein Wald mußte ſie beherbergen. Sparſam die umliegende Gegend beſuchend, gemeinhin, wenn wenig andere dort waren, erhielt ſelbſt die Umgebung von Berlin mir ein fremdartiges, einſameres Anſehen, das ich durch Bilder dichter, ſchauerlicher, alter Wälder, von denen ich las und hörte, vergrößerte.

Gar furchtſamlich erſchien mir daher ein ſehr lichtes Gehölz, das der Gegend, wo ich jetzt wohnte, nahe lag und das ich manchmal vom Thore aus ſah. Bald glaubte ich, dort wohne mein kleines Volk, und wünſchte nun nichts ſehnlichers, als einmal hinausgehen und ſuchen zu können. Ich dachte es mir gar zu

süß, wenn ich mir so ein paar kleine Freunde mitnehmen könnte, die dann in meinem Zimmer wohnen sollten und mich durch ihre artigen Geberden und Sprache, denn Deutsch sprachen sie wie ich, zu erfreuen sich bemühten. Endlich kam ich einmal hinaus. Ich suchte und suchte verstohlen, so viel ich konnte, und fand, wie natürlich, nichts. Aber eine düsterere Spitze des Gebüsches, wohin ich nicht kam, zog mich an sich und schien mir Gewährung zuzuwinken. Späterhin kam ich auch dorthin, wieder nichts. Nun glaubte ich sie mir nicht mehr so nahe, ich setzte sie ferner; der mir ganz unbekannte Grunewald trat an die Stelle der nur zu bekannt gewordenen Hasenheide und mein Glaube war nicht gestört, nur stand alles weiter vor mir und ich verzweifelte für jetzt, die niedlichen Männlein zu sehen, zu sprechen, mich ihrer Gesellschaft zu erfreuen.

Weit in mein Knabenalter nahm ich diese Phantasien mit hinein und nur langsam verflogen sie bei andern Geschäften. Schon beinahe in das Jünglingsalter getreten, nahm mein Geist eine ganz eigene Richtung und die alten

Bilder traten wieder hervor. Die Liebe zum Mittelalter, zur Deutschen Vorzeit, erwachte, auf der Schule noch, in mir, auf eine eigene Art, deren Erzählung, so wie ihre Ausbildung, nicht hierher gehört. Im Widerstreit, der sogar zuletzt offenbar ward, von allen, die mich umgaben, mehr oder minder selbst verhöhnt, denn keiner wußte, was ich suchte und fand, bildete sich diese Liebe fort, und da ich mancher andern Arbeit ein Stündchen abstahl, litten diese wohl, wie nicht zu läugnen, aber ich tröstete mich schon damals mit dem Spruche: man könne nicht Alles sein, wenn man nur Eins recht zu sein sich bemühte, man möchte nun das Ziel erreichen oder nicht. Auf den ernstlichen und guten Willen hielt ich gar viel.

Wie ward mir, als mir in Deutscher Vorzeit eine neue Mährchenwelt aufging; denn wie ein Mährchen mußte es mir erscheinen, in einer mir so dunkel geschilderten Zeit hellleuchtende Sterne zu sehen, in öden Gegenden Blumen wachsen zu finden, die dann doch auch recht zierlich waren und gar zu bekannt und heimisch. Mühsam arbeitete ich mich durch den verwach-

senen Pfad, auf dieser, auf jener Seite konnte ich nicht weiter, ich machte fester auf einer die Probe und sie gelang. Nur sehr langsam und allmälig konnte ich vorschreiten, die großen, erhabenen Gestalten der Nibelungen, die überkräftigen und bis zur Riesengröße gesteigerten Recken Karls des Großen, die wackern und zierlichen Degen des Hofes, den König Artus beherrschte, traten mir, in wunderbare Sagen verflochten, entgegen, und Bragur breitete dann auch die noch unendlichere und tief begründete Nordische Götterwelt vor mir aus. Eine solche neue Welt, in der Sage und Geschichte neben einander schwebten, und in einander verbunden waren, mußte den Jüngling gewaltig ergreifen und ihn für immer bestimmen; also geschah es auch. Wie die Mährchen in der frühen Kindheit seine Phantasie angezogen und belebt hatten, selbst den Knaben noch beschäftigend, so sollten die alten Mähren dem Jünglinge und Manne eine stets unerschöpfliche Quelle von Forschungen werden.

Nun kamen die alten Sagen auch wieder hervor, die ich in der Jugend gehört, bei vie-

len zeigte ſich eine tiefere Quelle, ein unendlich bewunderungswürdiges Fortſchreiten und verſchwiſtert ſein. Geſchichte, Religion, Liebe und Dichtkunſt verflochten ſich ſo wunderbar, daß jede neue Erkenntniß höher reizte. — Da ward mir auch Muſäus bekannter. Das Mährchen, in dem die zierlichen Zwerge ſo treu die geliebte Herrin in dem gläſernen Sarge bewachten, zog mich, wegen ſeiner Lieblichkeit, beſonders an, aber auch die drei Schweſtern gefielen mir ſehr wohl, ſo wie der Anfang der Libuſſa, Rolands Knappen und andere, doch war mir ſchon damals etwas in ihnen, was mir nicht recht behagte. Späterhin erkannte ich ſehr wohl, was dies ſei: ein ihm oftmals gemachter Vorwurf.

Tiecks Mährchen mußten mir über alles gefallen; denn in ihnen möchte am wahrſten der Weg getroffen ſein, wie Mährchen erzählt werden müſſen, wenn ſie in der Bearbeitung ein neues Sein erhalten ſollen, aber dennoch behalten die neuen Volksmährchen der Deutſchen, von Mdme. Naubert, weniges abgerechnet, ſtets den Vorrang bei mir und ſind mir immer

die liebſten und werthеſten. Nicht allein wegen der reichen, herrlichen Stoffe, ſondern auch vorzüglich wegen der ſinnigen Bearbeitung, oft auch wegen der lieblichen Verflechtungen mehrerer Mährchen in eines. Wer wird nicht von dem ſtillen Volke, der lieblichen Erzählung von der Mutter Hulla, in dem Mährchen vom kurzen Mantel, wie die Hulla ſo treu ſorgſam ſitzt und am Rocken der Freundin ſpinnt, die ihre Geduld ſo auf die Probe ſetzte, wer wird von dem ganz herrlichen Rübezahl'ſchen Mährchen, Erdmann und Maria, ſo wie von dem ſchauerlichen, der weißen Frau, nicht auf mannichfache Art, wie ich, ergriffen worden ſein? — Auf dieſe Weiſe war ich befriedigt und das andere Heer der Mährchenſammlungen, ſo ſchlecht es mitunter war, konnte meinen Mißmuth nicht erregen, da ich ſie als ganz verfehlte Anſichten dieſer luſtigen und ſchönen Welt gleich zurückſchob. So gingen alle Sammlungen bei mir vorbei, nur eine, Volksmährchen von Guſtav, habe ich nie erhalten können, welches mir um ſo unangenehmer iſt, da in meiner Familie der Glaube war, ich ſei der Verfaſſer, da nahe,

mir liebe Plätze, bei meiner Vaterſtadt, der Tummelplatz waren und gleicher Vorname leicht zu ſolcher Annahme berechtigen konnte.

Je mehr die Mährchenwelt mich anzog, je mehr Luſt hatte auch ich, mich darin zu verſuchen, aber ich fühlte nicht die Kraft in mir, ein liebliches Mährchen, aus einem nur oft hingeworfenen Stoffe, zu bearbeiten, und in meinem Innern war eine Stimme, die mir immer zu ſagen ſchien, es gäbe einen andern Weg, der meinem ganzen geiſtigen Streben angemeſſen und noch jetzt faſt gar nicht betreten ſei. Die Volksſagen, nacherzählt von Otmar (Nachtigall), zeigten mir den Weg, den ich einzuſchlagen hätte, wenn ich, meinem ganzen Triebe folgend, einen zweckmäßigen Gebrauch von meiner kommenden Sammlung in der Folge machen wollte. Ein inneres Drängen und Treiben zu literariſchen Forſchungen, ſelbſt bei ſo leicht beweglichen Dingen, wie die Lieder, Sagen und Mährchen des Volks, kann ich nicht abläugnen; denn ich habe es, durch mehrere Arbeiten, zu ſehr bekundet. Man hat es manchmal getadelt und

ein mit mir gleich geſinnter Freund theilt mit mir gleiche Rüge.

Ein weites Feld hierzu boten mir die Sagen, Mährchen und Legenden in ihren verſchiedenen Verzweigungen, in ihren Abweichungen und in ihren gegenſeitigen Verbindungen anderer Seits. Manches ſchien mir hierbei unumgänglich nöthig zu erinnern, beſonders, da ſo viel Hiſtoriſches durch ſie alle geht. Wahre Hiſtoriker, ich nenne nur das Haupt aller, unſern Johannes von Müller, haben uns gelehrt, daß man die Sage nicht als ein nichtiges Fabelweſen niedertreten und verwerfen müſſe, ſondern daß auch ſie, klug benutzt, in die Geſchichte einzutreten vermöge und ſo ſollte wohl der Blick aller mehr auf dieſe Sagengebilde geſchärft werden.

Ein jedes Land hat ſeine Sagen und Mährchen. Erſtere ſchließen ſich an die Geſchichte an, ſind oft ſelbſt an Orte des Landes geknüpft und mit ihnen, durch den Mund des Volks, ſelbſt bei der Ruine, noch unwandelbar verbunden. Eigene, wahrhafte Mährchen führen dieſe zweifelhaften Gebilde ganz in das heitere Reich der Dichtkunſt und die Legen-

den, Sagen, Mährchen und Religion so wunderſam oft verſchlingend, will nothwendig mitgenommen ſein, wenn eines oder das andere ganz verſtanden werden ſoll. So wurden auch dieſe drei von mir verbunden, nach den Völkern, ſo viel es ging, geordnet, und ihnen im Innern wieder eine chronologiſche Stellung gegeben, da oft, nicht gering gewichtig, der ganze hohe und gefallene Sinn des Volkes ſich in den frühſten und ſpäteren Mährchen, wie in den Liedern, ausſpricht.

Einige Sagen und Mährchen ſchwebten frei, ſie gehörten keinem Volke und möchten dann wohl meiſtentheils großes Gemeingut des mächtigen Mittelalters ſein. Andere wiederhohlen ſich unter mehrern Volksſtämmen mehrfach und ſollen bald hier, bald dort geſchehen ſein. Gewöhnlich liegt ihnen eine religiöſe oder moraliſche Tendenz zum Grunde und jedem Hörer waren ſie daher gerecht, ſie in ſeine Nähe zu verlegen und dadurch eindringlicher zu machen; denn ein nahes Unglück oder ein Gräuel im benachbarten Orte erſchreckt die Gemüther immer mehr, als eines im ferneren Lande.

Wie die Chronik, wie dies und jenes Buch, wie der Mund des Volks, oder der Freunde, wie die eigene Erinnerung mir die

Sage und das Mährchen einfach gab, so stellte ich sie auch hin. Gerne vermied ich die reiche Gelegenheit bogenlanger Anmerkungen, mich nur kurz begnügend den historischen Zusammenhang, die literarischen Nachweisungen, Abweichungen, Uebereinstimmungen verschiedener Stämme oder auch Uebereinstimmung mit fremden Sagen anzugeben, da sich so vieles von selbst giebt und fügt, manches aber auch durchaus überflüssig gewesen sein würde, vielleicht schon jetzt ist.

So hat denn ein neues Mährchenreich in meiner Phantasie ein lustiges Lager aufgeschlagen. Die Lieder, Gesänge und Sagen der Altvordern haben es gegründet und im bunten Kreise bewegt sich jene Welt des Mittelalters vor mir. Schon einigemale wagte ich es, diese Welt auch anderen zu eröffnen; Freunde erfreuten mich durch Beifall, halbe Freunde betrachteten vornehm und mit einer gewissen Wichtigkeit, immer sich meinem Standpunkte entgegen, niemals in ihn, stellend, meine Erzeugnisse und beurtheilten so halb, daß mir die dritte Klasse derjenigen, die ihr Verdammungsurtheil rein aussprach, bei weitem lieber war. Sie haben doch eine Ansicht, und geben sie, wie sie dieselbe haben.

In neuem Felde trete ich dieſen Dreien entgegen, ſie freundlich begrüßend und bittend, wenn ihnen dieſe Sagen und Mährchen, die ſchon mannichfach einſt durch ihre Jugend gingen, gefallen, auch auf den Sammler einen heitern Blick zu werfen und ihn vor allem zu neuem Hervortreten durch Stoff zu erfreuen, ihm die Mährchen ihrer Umgebungen zu ſenden, die immer mehr und mehr jetzt in dem Strudel der Zeit verſchwinden. Auch mögen ſie mit nicht gar zu böſen Blicken dieſes Vorwort betrachten, das eben ſo anſpruchslos, wie die folgenden Mährchen, gemeint iſt. So werden wir eine luſtige Geſellſchaft bilden, wie ſie einſt die alte Zeit, zur Erzählung der Mährchen, ſah, und der, der eine Sage in der wahrhaft richtigen Bearbeitungsart dem Erzähler einſt einmal wieder giebt, wird ihm eben ſo lieb ſein, als der Freund, der ihm eine neue bringt, und dieſer Freunde wünſcht er ſich recht viele.

Breslau, den 23. Novbr. 1811.

Büſching.

Inhalt.

I. Schlesische Sagen und Mährchen. Seite

1. Geschichte des Grafen Walther und der Helgunda. 3
2. Die heidnische Jungfrau im Schlosse zu Glatz. 12
3. Die grosse Linde bei Eisersdorf in der Grafschaft Glatz, nicht weit von der Stadt Glatz. 15
4. Das Bild des Bären und der Jungfrau auf dem Zobtenberge. 16
5. Das Bild des Mönchs und Wolfs an dem Fuße des Zobten. 16
6. Wie das Kloster Trebnitz von Heinrich I., Herzog von Schlesien, erbauet worden und seinen Namen erhielt. 17
7. Die Ermordung der Tartarischen Kaiserin zu Neumarkt, im Jahre 1240. 19
8. Fräulein Kunigunde von Kynast. 26
9. Das Innere des Zobtenberges. Zwei Sagen. 30
10. Erzählungen vom Rübezahl.
    1. Rübezahl verwandelt sich in einen Esel. 32
    2. Rübezahl narrt einen Junker. 34
    3. Rübezahl verkauft Schweine. 35
    4. Rübezahl zaubert einigen Küh- und Ochsenköpfe an. 36
    5. Rübezahl läßt ein Kleid machen. 41
    6. Rübezahl wird ein Holzhacker. 44
    7. Rübezahl verwandelt sich in einen Botenspieß. 46
    8. Rübezahl verwandelt Blätter in Dukaten. 49
11. Der diebische Rathsherr zu Schweidnitz. 51

Seite

12. Die beiden steinernen Bilder beim alten Rathhause zu Breslau. 54
13. Die Gott geweihte Nonne zu Löwenberg. 55
14. Die grosse Braupfanne beim Dorfe Warthau. 57
15. Rechenbergs Knecht. 58
16. Der schwarze Friedrich bei Liegnitz. 61

II. Sagen und Mährchen aus Böhmen, Mähren, Oestreich und Ungarn.

17. Libussa. 69
18. Wlasta. 75
19. Das Roß des Horymirz. 91
20. Die verrätherischen Weiberohren. 97
21. Der ungetreue Vormund. 108
22. Der Heilige im Walde. 113
23 Die Strafe des Gotteslängners bei Altbunzlau. 119
24. Die Erscheinung des heiligen Mathias. 124
25. Das verborgene Schloß im Walde. 125
26. Die entführte Nonne. 134
27. Der Böhmische Zauberer Zython. 140
28. Junker Ludwig bei Eger. 142
29. Die weiße Frau. 143
30. Die Jungfrau auf Schloß Parenstein in Mähren. 159
31. Die Braut Christi zu Groß-Wardein in Ungarn. 163
32. Schloß Greifenstein. 167
33. Die Gründung des Klosters Schlägel. 171
34. Der wandelnde Geist zu Rauheneck. 173

III. Sagen und Mährchen, aus der Lausitz, Sachsen und Thüringen.

35. Der große Stein bei Görlitz. 177
36. Jakob Böhme sieht den Schatz in der Landeskrone. 178
37. Der Mädchensprung auf dem Oybin. Drei Sagen aus verschiedenen Zeiten. 179
38. Der Tod des heiligen Beneda. 181
39. Wie das Bergwerk zu St. Annaberg gefunden ward. 183
40. Ursprung der Burg Hohen Schwarm oder der Sorbenburg bei Saalfeld. 185

Seite

41. Der Hörſelberg bei Eiſenach. . . 186
42. Landgraf Ludwig der Eiſerne und der Schmidt. 187
43. Die Frau von Weiſſenburg. . . . 189
44. Ludewig der Springer. . . . 193
45. Der Schatz zu Kloſter Walkenried. . 194

IV. Märkiſche, Pommer'ſche und Meklenburgiſche Mährchen.

46. Das Wunderblut zu Belitz. . . . 199
47. Der Wunderring im Hauſe derer von Alvensleben. 200
48. Vom Wunderblut zu Zehdenick. . . 202
49. Die Teufelsmauer zu Lieberoſe. . . 203
50. Die tugendhafte Nonne. . . . 204
51. Das Wunderblut zu Wilsnack in der Prieguitz. 206
52. Der beſtrafte Mönchsgeitz. . . . 207
53. Der durch einen Poltergeiſt getödtete Knabe. 208
54. Die wunderthätige Hoſtie zu Doberan. . 209
55. Wundervolle Entdeckung eines Mordbrenners. 210

V. 56. Heinrich der Löwe, Herzog von Braunſchweig. 213

VI. Kindermährchen.

57. Von dem Mahandel Bohm. . . . 241
58. Von den Fiſcher un ſyne Fru. . . 258
59. Das Mährchen vom Peyant . . . 267
60. Das Mährchen von der Padde. . . 286
61. Die Geſchichte des Bauer Kichitz. . 296

VII. Sagen und Mährchen vom Harz.

62. Vom König Laurin. 305
63. Vom Ilſung. 310
64. Die Zwerghöhlen. 314
65. Der Creful. 315
66. Roßtrapp 316
67. Das Nadelöhr bei Kloſter Ilefeld. . 316

Seite

68. Der Hochstädtische See und die schwimmende Insel . . . 317
69. Der Koffhäuser. . . . 319
1. Der Ritterkeller auf dem Koffhäuser. 320
2. Die goldenen Flachsknoten. . 324
3. Die Wunderblume. . . 325
4. Der Ziegenhirte. . . 327
5. Das gealterte Brautpaar. . 331
6. Der verzauberte Kaiser. . . 333
a. Der Schäfer und der Kaiser. . 334
b. Der Kaiser und die Musikanten. 334
c. Der Bergmann und der Kaiser. 336
70. Das Lied vom Blocksberg . . 339
71. Der treue Burggeist zu Scharzfeld am Harz. 341
72. Die Dummburg. . . . 343
73. Mönch und Nonne zu Schloß Mansfeld. 352
74. Die Tidianshohle bei Schloß Falkenstein am Harz. 353
75. Die Danecleshöhle. . . . 359
76. Der Engel Gottes leitet aus der Baumannshohle 369

VIII. Sagen und Mährchen aus verschiedenen Gegenden Deutschlands.

77. Das wüthende Heer und Frau Venus Berg. 373
78. Das Oldenburger Horn. . . 380
79. Die Tanzenden zu Kelbeck bei Magdeburg. 383
80. Kobold Hütchen zu Hildesheim. . 384
81. Das stille Volk. . . . 387
82. Der Wink Gottes. . . . 389
83. Vorbedeutungen des Todes. . . 391
1. Zu Kloster Corvey. . . 391
2. In der Stiftskirche zu Merseburg. 392
3. In der Domkirche zu Lübeck. 392
4. Im Dom zu Breslau. . . 394
84. Kleinere Sagen.
1. Warum die Kreuzschnäbel kreuzförmige Schnäbel haben? . . 395
2. Es fliegt ein Engel durchs Zimmer. 396
3. Die Sage vom Rothkehlchen. . 396

I.

Schlesische Sagen und Mährchen.

1.

Geſchichte des Grafen Walther und der Helgunda.

Es war in alten Zeiten eine ſehr berühmte Stadt in Pohlen, von hohen Mauern eingeſchloſſen, Wiślicz genannt, deren Herrſcher einſt, zur Zeit des Heidenthums, Wiślaw der Schöne geweſen war, abſtammend von der Familie des Königs Pepol. Dieſen nun ſoll ein Graf, auch deſſelben Stammes, mächtig an Kräften, daher Walther der Starke genannt (welches auf Pohlniſch heißt: Wdaly Walgerzs), deſſen Schloß Tyniez Krakau benachbart lag, wo jetzt die Abtei St. Benedikti, durch Kaſimir den Mönch, König der Pohlen, gegründet, ſteht, in einer Fehde gefangen, den Gefangenen in Feſſeln gelegt und in einen Thurm in feſte Wacht gelegt haben. Dieſer hatte eine Edle, Helgunda genannt, die Tochter eines Königs der Franken, zur Gemahlin, die Walther, wie man ſagt, heimlich, nicht ohne große Gefahr ſeines Leibes, gen Pohlen führte.

Eines Alemanniſchen Königes Sohn ward, an dem Hofe des Königs der Franken, dem Vater der Helgunda, mit großer Gunſt gehalten, auf daß er ritterliche Sitten erlerne. Und Waltherus, der im Geiſte durchſchauend und liſtig war, da er bemerkte, daß Helgunda, die Tochter des Königs, ſich in Liebe zu dem Sohne des Königs von Alemannien gewendet habe, beſtieg in einer Nacht die Zinnen des Schloſſes, beſtach den Wächter, damit er ihn nicht auf irgend eine Weiſe hindern möchte und fing an, ſo ſüße Geſänge zu ſingen, daß die Tochter des Königs, aus dem Schlafe geweckt von den angenehmen Tönen, vom Lager aufſprang und mit ihren übrigen Geſpielinnen, die Ruhe des Schlafs verſchmähend, auf den bezaubernden Geſang aufmerkſam blieben, ſo lange der Sänger ſeine wohltönende Stimme erſchallen ließ.

Früh aber befahl Helgunda dem Wächter, vor ihr zu kommen, ſorgſam forſchend, wer jener geweſen ſein möchte, der in der vergangenen Nacht ſo ſüß geſungen; aber dieſer, ſich gänzlich unwiſſend ſtellend, wagte es nicht, den Walther zu verrathen. Da in den beiden folgenden Nächten Walther der Jüngling mit gleicher Schlauheit verfuhr, wollte Helgunda nicht mehr die Verſtellung dulden, ſondern trieb den Wächter durch Drohungen und Schreckniſſe, daß er den Sänger nenne. Als er ihn noch nicht

verrathen wollte, befahl sie ihm das Leben zu nehmen; nun nannte der Wächter Walthern als den Sänger und gegen ihn entbrannte Helgunda sogleich voll Liebe, gab sich ganz seinen Wünschen hin und vergaß den Alemannischen Prinzen.

Dieser, als er sich so schimpflich von der Helgunda zurückgesetzt und Walthern dagegen in dem vollen Genuß ihrer Liebe sah, wurde von heftigem Zorn gegen ihn entbrannt und nahm, in sein Vaterland kehrend, alle Zölle am Rhein in Besitz. Er befahl strenge zu wachen, daß niemand mit einer Jungfrau übergesetzt werde, er zahle dann eine Mark Goldes. Einige Zeit hernach suchten Walther und Helgunda Gelegenheit zu entfliehen und fanden sie. An dem bestimmten Tage entrannen sie; aber als sie an die ihnen erwünschten Ufer des Rheins kamen, verlangten die Schiffer für die Ueberfahrt eine Mark Goldes, welche sie erhielten, aber von dem Uebergange ihn abzuhalten suchten, bis der Sohn des Königs käme. Walther aber, merkend aus dem Verzuge die Gefahr, bestieg bald sein Roß und befahl der Helgunda, sich hinter ihn zu setzen, und in den Fluß springend, setzte er schneller als ein Pfeil über. Als er sich kaum von dem Flusse Rhein entfernt hatte, hörte er ein Geschrei hinter seinem Rücken von dem ihn verfolgenden Alemannischen Prinzen, der mit heftiger Stimme

rief: „Treuloſer, mit der Tochter des Königs entflohſt du heimlich, und ohne Zoll zu entrichten ſetzteſt du über den Rhein! Halte an deine Schritte, halt, daß ich mit dir einen Zweikampf beginne und wer Sieger ſein wird, ſoll das Pferd des Beſiegten und die Waffen und Helgunda haben.“ Dieſem Geſchrei antwortete Walther unerſchrocken und ſprach: Was ſprichſt du von der Königstochter? die Mark Goldes habe ich gezahlt und die Tochter des Königs nicht durch Gewalt erhalten, sondern freiwillig mir folgen wollend, habe ich ſie in meiner Geſellſchaft.

Dies geſprochen, ging einer auf den andern mit eingelegter Lanze erbittert los und als dieſe zerſplittert, zogen ſie die Schwerdter und übten mannlich die Kräfte. Und weil der Alemanne, von der Gegenſeite kommend, Helgunden im Auge hatte, ward er ſo durch ihren Anblick ermuthigt, daß er den Walther zum Weichen nöthigte, bis dieſer, zurückſchreitend, auch die Helgunda erblickte. Kaum erblickte er ſie, als er von Scham und groſſer Liebe zu ihr ergriffen, mit geſammelten Kräften auf den Alemannen ſtark eindrang und ihn ſogleich tödtete. Pferd und Waffen deſſelben nahm er, ſetzte ſeine Reiſe fort und kam mit doppeltem Triumpf gekrönt bei ſeiner Helgunda wieder an. Auf ſeine Burg Tyniez gelangt, nach glücklich vollbrachtem Abentheuer, ergab er ſich einige Zeit lang

der Ruhe, um sich zu erhohlen. Da erfuhr er aus den Klagen der Seinen, daß Wislaw der Schöne, Herrscher von Wislicz, in seiner Abwesenheit seine Leute beleidigt habe. Dies drückte schwer sein Gemüth, er suchte Ursachen, um sich an Wislaw zu rächen; endlich griff er ihn an, besiegte ihn und legte den Besiegten, wie oben gesagt worden ist, in einen tiefen Thurm des Schlosses Tyniez, um ihn als Gefangenen zu bewahren.

Einige Zeit darauf aber, um kriegerische Abentheuer zu suchen und nach ritterlicher Sitte zu leben, durchirrte er entfernte Gegenden. Und als so das Jahr schon zweimal seinen Kreislauf vollendet hatte, ward Helgunda über die Abwesenheit ihres Gemahls nicht gering mißmüthig und dahin gebracht, einer ihrer vertrauten Kammerjungfrauen mit niedergeschlagenen Augen zu sagen: „ich bin nicht Wittwe und nicht verheirathet;“ und dabei dachte sie an diejenigen, welche mit tapfern und streitbaren Männern ehelich verbunden sind.

Die Vertraute, welcher der traurige und verlassene Zustand ihrer Herrin zu Herzen ging, enthüllte ihr, indem sie sich aller weiblichen Schamhaftigkeit entäußerte, daß Fürst Wislaw, von schöner Gestalt und Adel des Körpers, so wie von lieblichem Anblick, in dem Thurme gefangen liege und die Unglückliche rieth, daß sie beföhle, ihn in stil-

ler Nacht aus dem Thurme zu ziehen und, wenn ſie ſich lieblicher Umarmungen erfreut hätte, ihn ſicher wieder in den unterſten Theil des Thurmes zu bringen.

Jene war den Reden der Vertrauten günſtig geneigt, und obgleich von ängſtlicher Furcht beklemmt, fürchtete ſie ſich doch nicht, Leben und Ruf der Ehre preiß zu geben, befahl, den Wislaw aus dem Innern des Kerkers herbei zu führen, und durch ſeinen Anblick und den Adel ſeines Aeußern, welche ſie bewunderte, ward ſie erfreut. Nun wollte ſie ihn nicht mehr in den Kerker werfen laſſen, ſondern vielmehr, mit ihm durch die innigſten Feſſeln verknüpft und durch unauflöslicher Liebe Banden verkettet, floh ſie nach Wislicz, das Ehebette ihres Mannes verlaſſend. So kehrte Wislaw in ſein Eigenthum zurück, indem er glaubte, einen doppelten Triumpf errungen zu haben, der aber in dem wankelmüthigen Ausgange, durch den Tod beider, ſich endete.

Denn kurze Zeit hernach, als Walther zu ſeiner Heimath zurückkehrte, fragte er ſeine Lehnsleute: warum ihm nicht Helgunda, bei ſeiner erfreulichen Ankunft, bis vor die Thore des Schloſſes entgegen käme? Ihm erwiederten die Lehnsmannen, wie Wislaw aus der Wacht des tiefſten Thurmes, durch Hülfe der Helgunda, ſei befreit worden und ſie mit

ſich hinweggeführt habe. Sogleich, von mächtiger Wuth erfüllt, eilte Walther gegen Wislicz, nicht fürchtend, ſich und das Seine ungewiſſen Erfolgen auszuſetzen. Unvermuthet kam er in der Stadt Wislicz an, als Wislaw außerhalb der Stadt mit Jagen ſich beſchäftigte.

Kaum erblickte ihn Helgunda in der Stadt, ſo eilte ſie ſogleich zu ihm, fiel auf ihre Knie nieder und beklagte ſich heftig über Wislaw, der ſie mit Gewalt geraubt habe, den Walther beredend, daß er mit ihr in die innern Gemächer des Hauſes käme, verſprechend, ihm den Wislaw auf ſeinen Wink ſogleich in ſeine Gewalt zu geben. Dieſer glaubte den verführeriſchen Ueberredungen der Täuſcherin, ging mit ihr in die feſte Wohnung, wo ſie ihn dem Wislaw als einen Gefangenen vorführte. Wislaw und Helgunda freueten ſich höchlich über den glücklichen Erfolg, nicht daran denkend, daß einer ſo großen Freude oft ein tödliches Leid folgt.

Er wollte den Walther nicht in gewöhnlicher Kerkerhaft behalten, ſondern wollte ihn mit mehr, als mit den Schauern eines Verließes quälen. Er ließ ihn nehmlich an die Wand des Speiſeſaals mit ausgeſpannten Armen, aufgerichteten Halſe und Füßen, durch eiſerne Klammern aufrecht anſchmieden. Dorthin ließ er ein Ruhebettlein bringen,

worauf er im Sommer mit der Helgunda in zärtlichen Spielen mittäglich zubrachte.

Wislaw hatte eine leibliche Schweſter, welche, wegen beſonderer Häßlichkeit, niemand zum Weibe begehrte, deren Bewachung Wislaw, vor andern Hütern, den Walther anvertraute. Ihr gingen die Leiden Walthers ſehr zu Herzen und ſie fragte ihn, gänzlich jungfräuliche Sittſamkeit verläugnend: „ob er ſie wohl zum Weibe nehmen wolle?“ dann wolle ſie ſeinen Leiden Erleichterung verſchaffen und ihn von ſeinen Ketten befreien. Er verſprach ihr und bekräftigte mit einem Eid, daß er ſie mit ehelicher Liebe, ſo lange ſie lebten, behandeln wolle und mit ſeinem Schwerdte gegen ihren Bruder Wislaw, das begehrte ſie, nie kämpfen wolle. Er bat ſie darauf, daß ſie ſein Schwerdt aus dem Bette ihres Bruders nehmen und ihm bringen möchte, auf daß er mit demſelben ſeine Feſſeln löſen könne. Sie brachte ihm ſofort das Schwerdt und durchhieb, wie ihr Walther befahl, ein jedes Band der eiſernen Schienen und Ketten, und verbarg hierauf zwiſchen dem Rücken Walthers und der Wand das Schwerdt, daß er zu einer gelegen ergriffenen Zeit ſicher davon gehen könne.

Jener wartete bis auf die Nachmittagsſtunde des folgenden Tages, da Wislaw mit der Helgunda wieder auf dem Ruhebette, ſich umarmend,

waren. Da redete ſie Walther, gegen ſeine Gewohnheit, an und ſagte: „wie würde euch ſein, wenn ich, befreit von den Feſſeln, mein gezogenes Schwerdt in den Händen, vor eurem Ruhebette ſtände, und drohte für eure Schandthaten Rache zu nehmen?“ Bei dieſen Worten klopfte das Herz der Helgunda und zitternd ſagte ſie zu Wislaw: „wehe! Herr, ſein Schwerdt fand ich heute nicht in unſerem Bette und über dein Koſen habe ich vergeſſen, es dir zu entdecken.“ Wislaw entgegnete ihr: wenn er auch zehn Schwerdter hätte, könne er ihnen nichts thun, wegen der Eiſengebände, die er nur durch Kunſt eines Schmides zu löſen vermöchte.

Als jene ſo unter ſich ſchwatzten, ſprang Walther frei von den Ketten, und ſie ſahen ihn mit geſchwungenem Schwerdte vor dem Bette ſtehen, und nachdem er ſie geſchmäht hatte, hob er die Hand mit dem Schwerdte und ließ es auf beide herabſtürzen. Fallend hieb es beide mitten von einander. So ſchloß ſich beider verächtliches Leben durch ein unſeliges Ende. Noch zeigt man das Grab der Helgunda im Schloſſe zu Wiſlicz allen denen, die es zu ſehen wünſchen, in Stein gehauen, bis auf den heutigen Tag. (d. h. um 1253.)

2.

Die heidniſche Jungfrau im Schloſſe zu Glatz.

Als die Grafſchaft Glatz noch heidniſch war, lebte auf dem Schloſſe zu Glatz eine Jungfrau, deren Namen uns die Sage nicht aufbewahrt hat, Heidin und verſenkt in die gröſsten Ueppigkeiten und Wollüſte, dabei eine mächtige Zauberin. Bei ihr lebte ihr Bruder, den ſie, wie die Sage geht, ſich ſelbſt als Gemahlin verbunden habe.

Mit wunderbarer Stärke begabt, vermochte ſie mit ihrem Bogen vom Schloſſe zu Glatz bis zu der groſsen Linde bei Eiſersdorf, an der Gränze, zu ſchieſsen. Einſt wettete ſie mit ihrem Bruder, wer mit dem Bogen am weiteſten ſchieſsen würde, und der Pfeil ihres Bruders erreichte kaum den halben Weg, ſie aber reichte mit ihrem Pfeile aus dem Schloſſe faſt noch einmal ſo weit, bis zu dem gedachten Baume, der groſsen Linde bei Eiſersdorf, und gewann ſo die Wette. Zum Zeichen ſoll man zwei ſpitze Steine errichtet haben, die man noch vor weniger Zeit geſehen. Auſserdem zauberte ſie auch und zerriſs oft, zur Kurzweile, mit ihren Händen ein ſtarkes Hufeiſen; und weil ſie eine Zauberin geweſen, iſt es gekommen, daſs, ob man ihr

gleich zum beſten nachgetrachtet, man ſie dennoch eine Zeitlang nicht hat fangen können; denn durch ihre Zauberkünſte iſt ſie immer wieder entronnen. Doch als man ſie zuletzt erhaſcht, hat man ſie in einem großen Saal, welcher ſein ſoll beim Thore, dadurch man aus dem Niederſchloß ins Oberſchloß gehen kann, feſt vermauert und darin umkommen laſſen. Zu ewig währendem Gedächtniß ihres Todes und des Orts, allda ſie elendiglich umgekommen iſt, hat man an der Mauer über dem tiefen Graben, wenn man hinauf geht, zur linken Hand deſſelben Thores, bei welchem ſich das Ober- und Niederſchloß unterſcheiden, ihr Bildniß, in einem Stein ausgehauen, eingemauert. Dieſen ausgehauenen und eingemauerten Stein zeigt man noch bis auf dieſen Tag allen fremden Leuten, welche gen Glatz kommen und das Schloß beſuchen.

Von dieſer heidniſchen Jungfrau iſt auch faſt noch mehr denkwürdig anzuzeigen, daß ihr Bildniß auf dem grünen Saale im Schloſſe zu Glatz zu etlichen Malen gar ſauber und ſchön gemahlt geſtanden hat. Dann, daß in dem heidniſchen Kirchlein auf dem Schloß den fremden Leuten, welche dahin gekommen, ſolche zu beſichtigen, der heidniſchen Jungfrauen ſchönes gelbes Haar, an einem eiſernen Nagel in der Wand hangend, gezeigt wird. Es hängt aber ſo hoch, daß es ein großer Mann, auf der Erde ſte-

hend, mit der Hand erreichen kann. Zuletzt erzählt man, daß sie in ihrer Gestalt und Kleidung, wie sie pflegt abgemahlt zu werden, noch öfters im Schlosse zu erscheinen pflegt. Solches Gespenst thut aber niemand etwas, es sei denn, daß jemand spöttisch und höhnisch von ihr redet. Wie man denn sagt, daß dies Gespenst einstmals zu einem Soldaten, der Schildwacht gestanden, gekommen sei und ihm einen Backenstreich mit einer kalten Hand gegeben habe, da er höhnisch von ihr geredet. Auch hat im Jahre 1621 ein Soldat das Haar der heidnischen Jungfrau aus der Kirche weggenommen, worauf das Gespenst in der Nacht zu ihm gekommen ist, in seiner gewöhnlichen Gestalt und hat ihn bis nahe an den Tod geschlagen, gekneipt und gekratzt, bis daß sein Rottgeselle das Haar, auf sein Begehren und Anhalten, wieder an den rechten Ort getragen hat.

3.

Die große Linde bei Eisersdorf in der Grafschaft Glatz, nicht weit von der Stadt Glatz.

Von dieser Linde werden viele Fabeln erzählt, nehmlich, daß sie so alt sei, als der heidnische Thurm bei Glatz, und obgleich sie ein und das andere Mal verdorrt, wäre sie doch immer wieder ausgeschlagen. Auch Sibylla soll einst darauf gesessen und von der Stadt Glatz viel zukünftige Dinge geweissagt haben, wobei sie unter andern gesagt: die Türken würden bis gegen Glatz kommen und allda, durch die steinerne Brücke, hinein auf den großen Ring ihren Einzug halten, dort würden sie aber eine große Niederlage erleiden, da ihnen die Christen aus dem Schlosse herunter entgegen ziehen und sie auf dem Marktplatz daselbst erlegen würden. Solches würde aber nicht eher geschehen, es sei denn vorher eine große Menge Kraniche durch die Brodbänke geflogen.

4.

Das Bild des Bären und der Jungfrau auf dem Zobtenberge.

Einſt wohnten in ſehr frühen Zeiten, als noch eine Burg auf dem Zobtenberge ſtand, eine Fürſtin dort, die einen zahm gemachten Bären zu ihrem Zeitvertreib unterhielt und ganz frei umher gehen ließ. Dieſer Bär ward einſt krank und man rieth der Fürſtin, ihm einen Hecht zu eſſen zu geben, dann würde er wieder geſunden. Die Fürſtin, welche mit ihrem armen Kranken ein großes Mitleiden hatte, ſchickte bald eine von ihren Mägden nach Zobten, um den Hecht zu hohlen. Während dem lief der Bär fort und trift das Mädchen mit dem Hechte am Wege, vom Städtchen Zobten heraus, fällt ſie an und beißt ihr den Kopf ab. Die herzueilenden Leute tödten ihn darauf.

5.

Das Bild des Mönchs und Wolfs an dem Fuß des Zobten.

Ein Mönch aus dem Kloſter des Berges wollte im tiefſten Winter in Berufsſachen nach dem

Dorfe Groß-Mohnau gehen, ward aber in der damals noch ganz mit Wald bedeckten Gegend, am Fuße des Berges, von einem hungrigen Wolfe angegriffen. Nichts hatte er zu seiner Vertheidigung bei sich, als ein Federmesser, und mit diesem begann der Kampf zwischen Hunger und Verzweiflung. Das wüthende Thier erlag, obgleich im Verfolgen begriffen, der ungleichen Waffe an der Stelle, die sein Bild bezeichnet, das ist etwa eine halbe Meile vom Fuß des Berges. Der unglücklich zerfleischte Mönch schleppte sich noch etwa eine halbe Meile weiter, bis an den Fuß des Hügels, auf dem der Busch von Kiefendorf steht, und gab erst hier seinen Geist auf. Das Andenken seines Heldenmuthes ward in dem Stein verewigt und pflanzt sich noch jetzt in dem Munde der Bewohner der Gegend fort.

6.

Wie das Kloster Trebnitz von Heinrich I., Herzoge von Schlesien, erbaut worden und seinen Namen erhielt.

Herzog Heinrich der erste, auch mit dem Barte genannt, der Gemahl der frommen Hedwige, die in die Zahl der Heiligen versetzt und die Schutzpatronin Schlesiens ward, das sie einst milde be-

herrſchte, ritt in den waldigen Höhen, dort wo jetzt im Thale Trebnitz liegt, um zu jagen. Entfernt von ſeinem Gefolge, kam er in das Thal hinab und ſtürzte unvermuthet mit ſeinem Pferde in einen Sumpf; keine Möglichkeit ſich zu retten vor ſich ſehend, wandte er ſich, im inbrünſtigen Gebet, an ſeinen Gott und Vater. Und der Engel des Herrn, gehüllt in die Tracht eines Köhlers, trat zu ihm, reichte ihm einen Baumaſt und rettete ihn. Da kniete der Herzog hin, dankte Gott und gelobte, ein Kloſter an dieſer Stelle zu bauen. So entſtand das Jungfrauenkloſter Trebnitz, das ſo reichlich beſchenkt und begabt ward von dem milden Herzoge und ſeiner frommen Gemahlin, daß, als er die Nonnen fragte: „ob ſie noch etwas verlangten?“ ſie antworteten: „wir bedürfen nichts,“ und davon erhielt es ſeinen, dies auf Pohlniſch bedeutenden, Namen Trebnitz. Man ſang einſt ein altes Volkslied über dieſen Vorfall, das da lautet:

Der edle Herzog Heinrich zu Pferd'
Stürzt in den Sumpf gar tief, tief, tief.
Seines Lebens er ſich ſchier verwehrt',
Als Gott ſeinem Engel rief, rief, rief.

Der Engel nahm ein' Köhlertracht
Und trat zum Sumpf hinan, an, an,
Und ſchnell dem Herrn ein Aeſtlein bracht:
„Da halte der Herr ſich dran, dran, dran.“

Und als der Herzog g'rettet war,
Da kniet' er freudig hin, hin, hin:
O Herr, wie iſt es wunderbar,
Daß ich gerettet bin, bin, bin!"

„Und bin ich dann gerettet nu,
Wau ich ein Kloſter dir, dir, dir;
Daß man dir dien' in Fried und Ruh
Auf dieſem Flecklein hier, hier, hier."

Das Kloſter war gar ſchön gebaut,
Deß freut' ſich, wer es ſah, ſah, ſah.
Und manche fromme Gottesbraut
Kam hin von fern und nah, nah, nah.

„Was b'gehrt ihr edle Jungfraun mehr?"
Der Herzog fragt ſie dann, dann, dann.
„Wir b'dürfen nichts und nimmermehr,
Dieweil wir alles ha'n, ha'n, ha'n."

„Und weil euch denn nichts Noth mehr iſt,
So ſei denn dieſer Nam', Nam', Nam':
Trebnitz, das heißt: wir b'dürfen nichts:"
Den Namen es bekam, kam, kam.

7.

Die Ermordung der Tartariſchen Kaiſerin zu Neumarkt im Jahre 1240.

Bei denſelbigen Zeiten da regierte ein mächtiger und reicher Tartariſcher Kaiſer in dem Aufgang der Sonnen. Derſelbige unter ihm viel Könige,

Fürſten und Herren hatte; welcher mit dem Namen Batus geheißen war. Dieſer Kaiſer hatte auch ein Gemahl, welche ihm vertraut war nach Weiſe und Gewohnheit der Tartaren. Dieſe Tartariſche Kaiſerin hörte ſagen oft und vielmal von ihren Herren und Ritterſchaften, von den Sitten und Gewohnheiten der Chriſtenlande, wie die gar löblich und ehrlich wären. Auch desgleichen von der Großmächtigkeit ihrer Fürſten, Herren und Ritterſchaften, wie allerwegen dieſelbigen bereit wären zu verfechten denſelbigen, ihren chriſtlichen Glauben, nicht allein bis auf die Vergießung ihres Blutes, ſondern auch bis in den Tod.

Da dieſe Kaiſerin oftmals hatte gehört von den Ihren ſolch groß Lob der chriſtlichen Fürſten und Ritterſchaft, auch von den löblichen und ehrlichen Gewohnheiten derſelbigen Lande und Städte, ward ſie entzündet aus großer hitziger Liebe und unbrünſtiger Begier, ſolche Land und Städte, desgleichen die Ritterſchaft der Chriſtenheit, perſönlich zu beſchauen. Demnach lag ſie ihrem Herrn, dem Kaiſer, mit fleißiger und ſtäter Bitte an, ihr ſolches zu erlauben, daß ſie möchte erfahren die Dinge, welche ihr hatten geſaget ihre Herren und Ritterſchaft. Aber der Kaiſer allewege ihr die Bitte verſagete und abſchlug. Aber wiewohl er nicht erlauben wollte ihr Begehren, ließ ſie doch nicht ab von ſolchem

Vornehmen und von ihrer Bitte, also lang, bis zuletzt derselbige Kaiser, ihr Gemahl, ihr solche ihre Bitte zusagete und erlaubte, von deswegen sie aus dermaßen sehr erfreut ward, in ihrem Herzen und Gemüthe.

Und da der Kaiser nun sahe, daß seine Frau also begehrlichen war, zu beschauen die Lande der Christenheit, da versorgete er sie mit einer mächtigen und schönen Gesellschaft seiner Fürsten, Grafen und Ritterschaft, desgleichen mit Gelde, Silber und Edelgestein, überflüssiglich und unaussprechlich; auch mit solchen Geleitsbriefen, damit sie sicher möchte aus und einziehen, ohne alle Hindernisse, bis zu den Enden, davon sie gezogen war, als eine gewaltige Kaiserin.

Da sie also von ihrem Herrn, dem Kaiser, solche große Gabe und desgleichen die Gesellschaft der Fürsten und Herren empfangen hatte, da zog sie aus mit großen Freuden, zu beschauen die Lande der Christenheit, und wo also diese Kaiserin hinkam mit ihrer Ritterschaft, ward sie ehrlich empfangen und mit großen Gaben geehret und begabet, von Fürsten, Herren, Landen und Städten, als einer solchen mächtigen Kaiserin wohl ziemlich war. Und zuletzt da kam sie also in die Schlesien, an die Gränze des Zobtenberges, etwa (vor kurzem) der Fürstenberg genannt, von welchem Berge die alten

Chroniken ſagen, daß die alten edeln Fürſten in Schleſien und Pohlen ihre urſprüngliche Geburt haben. Auf die Zeit mächtiger Schlöſſer zwei in der Schleſien ſein gelegen, als nehmlich der Fürſtenberg und Leubus, welches nun verwandelt iſt zu einem geordneten Kloſter der Väter Ziſterzienſer des heiligen Benedikti. Und auf dieſelbige Zeit die nahmhafteſte Stadt in der Schleſien war der Neumarkt, etwan gebaut von den Fürſten der zweier Schlöſſer obgenannt. Zu welcher Stadt Neumarkt iſt auch kommen die erwähnte Kaiſerin mit ihren Herren und Ritterſchaft, die zu beſchauen.

Und da die Bürger ſahen und merketen ſolchen großen, unausſprechlichen Schatz, welchen die Kaiſerin bei ihr hatte, da gingen ſie zuſammen in einen Rath und ſprachen zu einander: daß es unziemlich wäre, daß eine ſolche ungläubige Frau mit ſolchen großen Schätzen, beidem, Silber, Gold und Edelgeſteinen, ihnen entwerden ſollte. „Darum wollen wir ſie, mit ſammt den Ihren, Herren und Dienern, durch unſere Gewalt überfallen und zu Tode ſchlagen und ihren Schatz unter uns und unſere Bürger betheilen.“

Solchem böſen und unbedachten Rathe ſie nachgingen und erſchlugen Herren, Ritter und Knechte, mit ſammt der Kaiſerin und ihren Jungfrauen und Dienerinnen und niemand leben ließen,

bis auf zwo von ihren Jungfrauen, welche ſich verborgen hatten in den finſtern Kellern und Höhlen, und alſo mit großer Vorſichtigkeit davon lebend und hernachmals ſchwerlich (mit Beſchwer) wieder heim zu Lande kamen. Da ſie alſo wieder heim kommen waren, ſagten ſie ihrem Herrn, dem Kaiſer, mit großem Weinen und Wehklagen, den jämmerlichen Tod ſeines Gemahls und wie und wo das geſchehen war und ſprachen: „o, allmächtigſter Kaiſer, wir haben mit der Kaiſerin, deinem Gemahl, und mit ihren Fürſten und Herren gezogen durch manche Stadt und Land der Chriſtenheit, da man uns große Würde und Ehre erboten hat, mit Gaben und andern Dingen, ausgenommen in einer Stadt, welche mit Namen Neumarkt genennt iſt und gelegen in der Schleſien. Da iſt unſere Frau, die Kaiſerin, mit ſammt ihren Fürſten und Herren böslich erſchlagen und ermordet worden, von den Bürgern derſelben Stadt und wir zwo ſind davon kommen mit großer Angſt und Noth.“

Da dieſer Kaiſer erhörte ſolche jämmerliche Mähre, von ſeinem lieben Gemahl, desgleichen von ſeinen Herren und Ritterſchaften, er aus der Maßen ſehr erſchrak und alſo, aus grimmigem Zorn bewegt, ſich vereidete und ſprach: „daß ſein Haupt nicht ſollte Ruhe haben, bis er ſolchen Mord, der geſchehen wäre an ſeinem Gemahl und an den

Seinen, an der Chriſtenheit geräche mit großem Blutvergießen, Verheerung und Verwüſtung ihres Landes.“ Demnach ließ er ausrufen milden und reichen Sold durch drei ganze Jahre lang, allen denen, die ihm helfen wollten an der Chriſtenheit rächen den Tod ſeiner Herren und ſeines Gemahls, in welcher Zeit verſammelt wurden bis in die fünfhunderttauſend Mann. —

Hier möge, da die Erzählung des andern der Geſchichte anheim fällt, ein altes Volkslied über dieſen Gegenſtand ſchließen.

Ein alt Lied von der Tartarfürſtin, die zu Neumarkt meuchelmörderiſch getödtet worden.

Was wollt ihr aber hören,
Was wollt ihr, daß ich ſing'?
Wohl von der Tartarprinzeſſin ſchön,
Wie's der zu Neumarkt ging.

Nach Breßlau der Schleſi
Eine große Reiſe ſie macht,
Nach Neumarkt kam ſie gefahren,
Und blieb allda zu Nacht.

Da ſprach der Wirth zum Andern:
„Ein' Heidin wohnt bei mir,
Sie hat viel Gold und Edelſtein,
Die laß ich nit von hier.

Gute Nacht, Prinzeſſin ſchöne,
Ihr lebt nicht bis zum Tag;"—
Und wandte ſich behende,
Gab ihr den Todesſchlag.

Und all' ihr Hofgeſinde
In tiefem Schlaf er fand,
Und würgte ſie groß und kleine
Mit ſeiner eigenen Hand.

Mit ſeinen eigenen Händen
Wegrub er allzumal,
Gar tief im kalten Keller,
Ihr Geld und Gut er ſtahl.

Er zeigte drauf den Andern
Seine Hand vom Blut ſo roth,
Und von dem Gold und Edelſtein
Er ihn'n die Hälfte both.

Die Hälfte nahmen ſie gerne,
Und ſchwiegen wohl von der That;
Doch was nicht früh wird g'rochen,
Das ſtraft der Himmel ſpat.

Der Tartarfürſt der hörte:
„In Neumarkt iſt eu'r Kind
Gemordet und beraubet arg,
Ihr'n Körper man noch find't.

Da rief er ſeinen Haufen:
„Auf, nehmet Spieß und Schwerdt,
Nach Schleſi wollen wir ziehen,
Es iſt des Ziehens werth."

So kamen ſie nun in Schaaren
Ins ganze Schleſierland
Und ſengten, brannten und ſtahlen,
Der Welt iſt's wohl bekannt.

Den Tod der Prinzeſſin zu rächen
Bei Wahlſtatt ging es trüb;
Zu Ehren der Heiden Prinzeſſin
Ein Chriſtlicher Herzog blieb.

So ward am Lande gerochen,
Was Neumarkt hat gethan,
Herr Gott, uns ſelber regiere,
Wenn wir was fangen an.

8.

Fräulein Kunigunde von Kynaſt.

Fräulein Kunigunde war ein wildes Mädchen, von Jugend auf liebte ſie mehr zu jagen, hetzen und reiten, als im einſamen Kämmerlein bei weiblicher Arbeit zu ſitzen. Daher hatte ſie auch nicht beſondere Luſt zum Eheſtande und trieb nur mit den Rittern ihren Spaß, die ſich, ihrer Schönheit und ihres Reichthums wegen, um ihre Gunſt bewarben. Um die Ritter von ihren Liebesbewerbungen abzuſchrecken, ſetzte ſie feſt, daß niemand anders, als derjenige ihre Hand erhalte, der auf der äußeren Mauer um den Kynaſt reiten würde. Dies war ein halsbrechendes Unternehmen. Die Mauer war an ſich nicht ſehr breit, wenn auch breiter und in einem beſſeren Zuſtande, als jetzt die Ruinen. Sie läuft nicht nur am Abhange

des Berges hin, sondern sie ist über einen Theil des schroffen Abgrundes, die Hölle genannt, am Rande hingebaut. Ein einziger Fehltritt des Pferdes konnte Pferd und Reiter in den Abgrund stürzen und beiden das Leben kosten. Oder wäre auch der Ritter glücklich genug gewesen, sich selbst zu retten, so war nicht nur das Pferd, sondern auch die Braut verloren; denn er war nicht herum geritten.

Diese harte Liebesprobe hielt zwar manchen Ritter ab, sich um die Hand des Fräuleins zu bewerben, indessen vertrieb sie doch nicht sogleich alle Freier, aber keiner ward in die Burg gelassen, der nicht jene gefährliche Bedingung zu erfüllen versicherte. Alle Vorstellungen und Versuche, ihren Sinn zu ändern, waren vergebens, sie hatte die Bedingungen beschworen und blieb dabei.

Mancher begab sich zurück, aber andere, die im Taumel eines übertriebenen Ehrgefühls ihr Leben zu wagen und die Burg zu umreiten für rühmlicher hielten, versuchten den Ritt und fanden ihr Grab in den Abgründen, beweint von allen, nur nicht von dem grausamen, hartherzigen Fräulein. Wie viele brave Ritter auf diese Weise ihr Leben endeten, erzählt die Sage nicht, aber die Burg Kynast blieb so eine Zeit lang ziemlich öde und unbesucht von Fremden, besonders von Freiern.

Endlich erschien ein stattlicher Ritter am Fuße

des Kynaſt. Die Landleute umher warnten ihn freundlich vor dem gefährlichen Unternehmen, auf die Burg zu reiten, allein er ſchien ganz furchtlos und ritt muthig den Berg hinan, ließ ſich bei Kunigunden melden, mit dem Zuſatze, daß er unfehlbar auf der äußeren Mauer um die Burg reiten werde, wenn er nur ihrer Hand dann gewiß ſei. Er ward eingelaſſen und empfangen, aber zum erſtenmale fühlte Kunigunde mehr, als je bei den übrigen Rittern; er machte durch ſeine ſchöne Geſtalt, durch ſein edles muthvolles Betragen, durch ſeine männlichen Worte ſo vielen Eindruck auf ſie, daß ſie ihm ſelbſt im Innern ihres Herzens Glück zu ſeinem Unternehmen wünſchte. Gern hatte ſie ihm die harte Bedingung, zu ihrem Beſitz zu gelangen, erlaſſen, aber ſie hatte geſchworen und konnte ihren Schwur nicht zurücknehmen, doch ſah ſie nicht, wie gewöhnlich, von der Zinne des Thurms diesmal zu.

Der muthige Ritter beſtieg ſein Roß, lenkte es auf die äußere Mauer zu und ritt auf derſelben zwar langſam, aber glücklich rund um die Burg. Freudig erſchrak Kunigunde, als ſie den Ritter wieder zum Burgthor einreiten ſah. Sie ging ihm bis in den Burghof entgegen, wo der Ritter, ſtatt mit liebenden Worten vor ihr zu flehen, ſie mit mürriſcher Miene verächtlich anblickte, ihr eine Strafpredigt hielt, daß ſie ſo viele brave Ritter

bereits gemißhandelt, manche gar mittelbar durch ihr grauſames Verlangen gemordet hätte, deren Leben ihr ſchwer auf der Seele liegen müßte. Er ſei nicht gekommen, um ſie zu heirathen, ſondern nur um ihren unbändigen Stolz zu demüthigen; ſie verdiene nur Verachtung, aber keinen Ritter zum Gemahl. Hierbei gab er ihr eine Ohrfeige, als Strafe für ihren Muthwillen, ſchwang ſich aufs Pferd und ritt davon.

Was aus dem Fräulein geworden, erzählt die Sage nicht, aber noch jetzt bringen die Kinder des Kommandanten auf dem Kynaſt jedem Fremden, der zum erſtenmale dieſe herrliche Burg beſucht, ein mißgeſchaffenes Bild von Holz, mit einer Igelhaut, ſtatt der Haare, überzogen und verlangen entweder eine kleine Verehrung, oder man ſolle dies Ungethüm, das ſie Kunigunde nennen, küſſen. — Der glückliche Ritter ſoll der Landgraf Adalbert von Thüringen geweſen ſein, der ſchon verheirathet war und Kunigunden bloß zeigen wollte, daß ihre Forderung wohl zu erfüllen wäre, daß ſie aber wegen derſelben Verachtung verdiene. Er ſoll ſich deswegen ein eigenes Pferd, zum Gehen auf ſchmalen Steinen, haben abrichten laſſen, um ſo das Abentheuer beſtehen zu können.

9.

Das Innere des Zobtenberges.

Das Innere merkwürdiger und hoher Berge des Landes, fällt gemeinheim dem Gebiete der Sagen anheim, so auch bei dem berühmten Zobtenberge Schlesiens. Die Mährchen-Erzahler sagen davon:

1.

Es war einmal ein Mann, der ist einmal im Berge herum gekrochen und hat Vogelnester gesucht, Wie er nun in eine wilde, wüste Steinracke kommt, so sieht er eine Höhle mit einer offen stehenden Thüre, eine große, zwar nicht ganz finstere, doch weit hinein gehende, furchtsame Höhle. Da fing er sich an zu fürchten und blieb stehen, sah sich ganz erschrocken um und bedachte sich, was er thun sollte. Weil er aber merkte, daß er ohne Schwierigkeit hinein kommen konnte und auch niemanden dabei gewahr ward, der ihm den Weg verrennet hätte, so ging er getrost hinein und durchstöberte alle Winkel. Er stutzte aber gewaltig, als er einen erschrecklich großen Haufen ganz frei da liegenden und von keiner Seele bewachten Goldes und Geldes antraf. Da hätte man sehen sollen, wie er zugegriffen hat; er steckte und stopfte sich alle Schub-

ſäcke voll und ging mit der guten, gemachten Beute glücklich wieder heraus. Er war ſo voller Freuden, daß er ſich nicht einmal die in der Gegend befindlichen Sträucher und Bäume zeichnete, ſondern ſich auf andere bekannte Wahrzeichen verließ, weswegen er auch, als er nachgehends dieſe Höhle etlichemal wieder geſucht, dieſelbe nicht mehr finden können, ſondern allemal unverrichteter Sache wieder fortgehen müſſen.

2.

Man erzählt, daß einſtmals ein blödſinniger Mann, ingleichen ein unmündiges Mädchen eine ſonderbare Thüre in dem Berg geſehen. In ſelbige, da ſie offen ſtand, gingen ſie hinein, wurden von einem alten bärtigen Manne herum geführt und zuletzt mit einem Aſt voll Kirſchen oder Pflaumen beſchenkt, welche, da dieſe einfältigen Leute aus dem Berge wiederum fortgegangen, und ihre Geſchenke betrachtet, von gediegenem Golde geweſen, worauf einige goldbegierige Bürger dieſe Thür geſucht, aber nichts mit ihrem vergeblichen Graben ausgerichtet.

10.

Erzählungen vom Rübezahl.

1.

Rübezahl verwandelt sich in einen Esel.

Einst reiste ein Glaser über das Gebirge und ward über die schwere Last des Glases, die er auf dem Rücken trug, müde, schaute sich daher um, wo er sich wohl hinsetzen könnte. Der ihn beobachtende Rübezahl vermerkte dies kaum, als er sich in einen runden Klotz verwandelte, welchen der Glaser nicht lange hernach am Wege liegend antraf und mit frohem Muthe hinging, um sich auf ihn zu setzen. Doch die Freude dauerte nicht lange; denn kaum hatte er einige Zeit gesessen, so wälzte sich der Klotz so geschwinde unter ihm fort, daß der arme Glaser mit sammt seinem Glase zu Boden schlug und es in tausend Stücke zerschellte.

Der betrübte Mann erhob sich von der Erde, blickte um sich, aber sah keinen Klotz mehr, auf dem er vorhin gesessen hatte. Da fing er an bitterlich zu weinen und beseufzte mit herzlichen Klagen seinen erlittenen Verlust, doch wandelte er seine Straße fort. Da gesellte sich Rübezahl, in Gestalt eines Reisenden, zu ihm und fragte ihn: „was

er doch ſo weine und worüber er ein Leid trage?“ Der Glaſer erzählte ihm den ganzen Handel, wie er auf einem Blocke, um ſich auszuruhen, geſeſſen, dieſer habe ſich ſchnell mit ihm umgedreht, ſein ganzer Glasvorrath, wohl acht Thaler an Werth, ſei zerbrochen und der Klotz ſei verſchwunden. Er wiſſe nun nicht, wie er ſich erhohlen und ſeinen Schaden zu gutem Ende bringen ſolle. Der mitleidige Berggeiſt tröſtete ihn, ſagte ihm, wer er ſei und daß er ihm den Poſſen geſpielt habe, er ſolle aber nur gutes Muthes ſein; denn ſein Schaden ſolle ihm vergütet werden.

Flugs verwandelte ſich Rübezahl in einen Eſel und gab dem Glaſer den Befehl, ihn in einer am Fuße des Berges liegenden Mühle zu verkaufen, mit dem Gelde aber ſich ſchnell von dannen zu machen. Der Glaſer beſtieg den verwandelten Berggeiſt ſogleich und ritt ihn vom Gebirge hinunter, zu der Mühle, wo er ihn dem Müller zeigte und für zehn Thaler feil both, der ihn für neun Thaler erſtand, welches Geld der Glaſer ohne Säumen nahm und ſich davon machte. Das erkaufte Thier ward in den Stall geführt und der Knecht legte ihm Heu vor, aber Rübezahl ſprach ſogleich: „ich freſſe kein Heu, ſondern lauter Gebratenes und Gebackenes.“ Dem Knecht ſträubte ſich das Haar, er eilte zu ſeinem Herrn und verkündete ihm die neue

Mähre, der, als er in den Stall kam, nichts fand; denn der Esel, und mit ihm die neun Thaler, waren verschwunden. Aber dem Müller geschah recht, da er viele arme Leute betrogen hatte. So rächte Rübezahl geschehene Unbill.

2.

Rübezahl narrt einen Junker.

Im Jahr 1512 hat einer von Adel, ein rechter Tyrann und Wüterich, einem seiner Unterthanen oder Bauern auferlegt, er solle ihm eine überaus große Eiche auf dem Wagen mit seinen Pferden und seinem Wagen heimführen, mit heftiger Bedräuung höchster Strafe und Ungnade, wenn er solches nicht thun und solchem Befehl nicht nachkommen würde. Der Bauer sah, daß es ihm unmöglich war, seines Junkers Befehl zu verrichten, und ist daher mit Seufzen und großer Klage in den Wald gegangen. Da kommt zu ihm der Rübezahl in eines Menschen Gestalt und fraget, was die Ursache sei solches seines Herzeleids und seiner Kümmerniß? Demselbigen erzählt der Bauer den ganzen Handel nach einander. Der Rübezahl spricht: er solle gutes Muthes und unbekümmert sein und nur wiederum heim zu Hause gehen; denn er wolle die Eiche seinem Junker oder Lehnherrn bald und ohne Verzug in seinen Hof führen.

Als nun der Bauer kaum recht heim gekommen war, nimmt der Rübezahl die große, ungeheure, ſchwere Eiche, ſammt ihren dicken und ſtarken Aeſten und wirft ſie dem Edelmann vor ſeinen Hof und vermacht und verſperrt ihm mit dem Stamme und den großen ungeheuren Aeſten dermaßen das Thor, daß er weder ein noch aus hat kommen können. Und dieweil die Eiche härter als der Stahl worden war, alſo, daß ſie auf keinerlei Weiſe und Wege, auch mit ganzer Gewalt, nicht konnte zerhauen oder zerſchlagen werden, hat der Edelmann, aus unvermeidlicher Noth, an einem andern Orte im Hofe müſſen durch die Mauer brechen und ein neues Thor, nicht ohne große Beſchwerniß und Unkoſten, machen laſſen.

3.

Rübezahl verkauft Schweine.

Rübezahl machte einſt, aus welchem Stoffe iſt unbekannt, etliche Schweine, trieb ſie in der Nähe zu Markte und verkaufte ſie einem Bauer, doch mit dem Bedinge, daß der Käufer die Schweine ja nicht ins Waſſer treibe. Doch was geſchieht? Wie ſolche Schweine ſich einſtmals ſehr im Koth beſudelt hatten, da hat dennoch der Bauer, ungeachtet des Verbots, ſie zu der Schwemme getrieben, da dann

gedachte Schweine alle zu Strohwischen geworden sind und also auf dem Wasser empor geschwommen. Der Käufer mußte also mit dem Schaden dahin gehen; denn er wußte nicht, wie das zugegangen wäre, oder wer ihm die Schweine zu kaufen gegeben hatte.

4.

Rübezahl zaubert etlichen Kuh- und Ochsenköpfe an.

Es soll sich auch auf eine Zeit begeben haben, daß Rübezahl sich in eine verlassene Herberge gemacht und sich wie ein stattlicher Wirth erzeiget, indem es sich begeben, daß unterschiedliche vornehme Leute vorbeigereiset und sich über Nacht allda haben bewirthen lassen. Zwar anfänglich, wie die Gäste angekommen, ist wenig Köstliches zu sehen gewesen, aber in kurzer Zeit waren die Tische gedeckt und lagen auf den Bänken herum etliche leere Fässer und große Klötzer, darinnen steckten Hähne, wie sonst in den Fässern zu sein pflegen.

Noch ferner hatte der Rübezahl das eine Fenster in dem Saale hübsch wie einen Schrank vermacht, den that er auf und nahm immer eine Schüssel voll Essen nach der andern heraus und setzte sie auf den Tisch. Ein Theil war kalt, ein Theil noch ein wenig warm. Und als er dies vorgetragen

hatte, meinten die Gäſte, es wäre nun alles geſchehen, da gehet er abermals hin und bringet noch mehr Gerichte. Da fingen ſie erſt an ſich zu verwundern, wo das herrliche Eſſen herkommen möchte und wie er ſo viel drinnen beherbergen könne. Aber ſie ſchwiegen doch ſtille und hätten gern getrunken, fragten: ob nicht was zu trinken vorhanden wäre? Der unbekannte Rübezahl nahm einen Stab, ſchlug an die Wand, da kam ein ſchöner Jüngling heraus, ganz wohl wie ein Deutſcher gekleidet und gezieret, der hatte zween güldene Becher in ſeiner Hand, darauf ſtunden des Türkiſchen Kaiſers Namen und Wappen; ging hin zu dem einen leeren Faſſe und zapfte einen guten Spaniſchen Wein heraus, ſetzte den auf den Tiſch und ließ ſie den verſuchen.

Bald ſchlug Rübezahl an eine andere Seite der Wand, da kam herfür eine hübſche Jungfrau, hatte einen ganzen Korb voll ſchöner, kunſtreicher, güldener und ſilberner Trinkgeſchirre, darunter vieler Fürſten und Herren Namen und Wappen waren, und ſonderlich des Königs in Frankreich und Spanien; auch anderer vornehmer Prälaten, daß ſie genug daran zu ſehen hatten. Dieſe Dame ging hin zu dem dürren Kloz, zapfte einen guten und köſtlichen Rheiniſchen Wein heraus und gab ihn den Gäſten. — Oben über dem Tiſche hing ein hölzer-

nes Rohr. Wenn einer ein wenig Waſſer haben wollte, ſo hielt er ſein Geſchirr an das Rohr, da lief das Waſſer hinein, ſo lange er an das Rohr klopfte, doch wußte niemand, wie das Waſſer hinein käme; denn es hing oben an einem Zwirnsfaden. Ueberdies lagen auch noch andere Fäſſer dabei, aus welchen allen Spaniſche, Ungariſche und andere Weine gelaſſen wurden, dergleichen von den Gäſten vor dieſem niemals gekoſtet worden. Nach dieſem brachte der Rübezahl noch mehr Speiſen von ſeltſamen Vögeln und wunderlichen Fiſchen, deren in Schleſien nicht gefunden werden. Und als die Gäſte nun fröhlich waren, kamen unterſchiedliche andere Geiſter, in Spielleute Geſtalt, mit einer luſtigen Zunft, hatten alte Fiedeln und ſchrabten darauf etliche Graſeliedlein. Bald nahmen ſie andere Inſtrumente und zeigten ſich fröhlich, ja, ſie waren ſo luſtig, daß die merklichen und kurzweiligen Stücklein nicht alle können erzählt werden.

Wie ſie nun das Mahl gehalten hatten, da griff Rübezahl wieder in ſeinen Schrank und brachte herfür allerlei ſeltſame Früchte, ſo in Spanien, Frankreich, Niederland, Arabia, India und Griechenland wachſen, von herrlicher, friſcher Würze, und andre ſchöne Gewächſe, ſo man mit Luſt und Lieblichkeit eſſen und genießen kann, welche zum

Theil den Gäſten bekannt, zum Theil aber unbekannt geweſen. Auch waren dabei allerlei Blumen und wohlriechende ſchöne Kräuter, deß ſich hoch zu verwundern. Und als ſie eine gute Weile fröhlich geweſen waren, fähet einer an unter ihnen und ſagt zu Rübezahl: „Herr Wirth, ich bitte freundlich, ihr wollte uns doch auch einen hübſchen kurzweiligen Poſſen ſehen laſſen.“ Der Rübezahl antwortet und ſagt: „es wäre genug auf diesmal; er (der Gaſt) hätte, nebſt andern Herren, genug geſehen.“ Welches ſie ſämmtlich bekannten und ſagten: „daß der Kurzweil ein großer Ueberfluß geweſen.“ Aber er hielt weiter an und wollte nicht nachlaſſen, bat nur noch um eins zum Schlaftrunk. Da ſprach Rübezahl: „es ſollte geſchehen.“

Bald hernach, in einem Hui, bekommt derſelbe einen Ochſenkopf mit großen Hörnern, recht wie ein ſolches Thier. Die andern Herren fangen an ſeiner zu lachen und zu ſpotten. Dies verdrießt ihn und er will ſich verantworten mit Schelten, fängt aber alſo gräulich an zu brüllen und zu brummen, als ein rechter natürlicher Ochſe. Bald wollte er einen Becher ins Maul nehmen und trinken; da konnte er ſich auch nicht dazu ſchicken, die Lappen am Maule waren ihm zu groß. Da brachte Rübezahls Knecht Wein in einem Faſſe, da thät er einen guten Trunk. Alſo hatten die Herren ihre

Phantaſei mit dem Ochſen und gönneten ihm dieſen Schalksposſen gar wohl. Unterdeſſen kommt dies Geſchrei an dieſes Gaſtes Ehefrau, indem ſie auch, nebſt andern Gefährten, bei Rübezahl einkehrte und ihrem Manne nachreiſete. Die erfähret, daß ihr Ehemann einen Ochſenkopf habe. Sie gehet geſchwinde hinein und findet es alſo. Da machte ſie ſich mit loſen Worten an den Rübezahl, fluchte ihm ſehr, warum er ihren Mann alſo beſchimpft hätte. Rübezahl gab der Frau gute Worte und hieß ſie ſtille ſchweigen. Alſo thäten auch die andern, aber es war umſonſt. Da zauberte Rübezahl der Frau einen Kuhkopf auf mit ſeinen Hörnern. Da ward das Gelächter noch größer; und wollte die Frau viel Winds machen, hub an zu plarren, desgleichen auch der Ochſe.

Da hätte man luſtige Geberden geſehen, wie ſie ſich ſtellten und wie ihnen die Kappen ſo luſtig anſtunden. Ueber ſolches Weſen ſchlieſen endlich die Gäſte mit einander ein und ſchnarchten die ganze Nacht durch. Wie ſie aber endlich frühe, gegen den andern Tag, erwachten, ſiehe da lagen ſie in einer Wüſtenei und nahmen die Begebniſſe des vorigen Tages nicht anders auf, als einen Traum. Doch beſannen ſich etliche, daß dieſer Poſſen vielleicht ihnen vom Rübezahl widerfahren.

5.

Rübezahl läßt ein Kleid machen.

Vor gar langer Zeit iſt der Rübezahl nach Liebenthal zu einem Schneider, in Geſtalt eines fremden Junkers, gekommen und hat ſich von ſchönem Tuche ein Kleid zuſchneiden laſſen, welches er nur eine gewiſſe Zeit hat abhohlen wollen. Aber was geſchieht? Wie erſtlich der Schneider das Kleid zuſchneidet, da legt er das Tuch doppelt, gedenkend: es werde ſolches der Edelmann nicht merken. Zum andern tauſchte der liſtige Vogel das Tuch aus und that zum Kleide eine andere Gattung hin und verfertigte davon das bedungene Kleid, welches er auch dem Edelmanne, wie darnach geſchickt wird, verabfolgen läßt, wiewohl der Schneider das Macherlohn nicht zugleich mit bekommen hat, ſondern nur die Verſprechung auf die und die Zeit, da es der Edelmann ſelber ihm hat überreichen wollen.

Was geſchieht? Der Schneider meinte zuerſt, er habe treflich gefiſcht und wollte nunmehr das geſtohlene Gewand ſehr wohl zum eigenen Nutzen anwenden. Aber wie er's recht beſchauet, da war es eine große Decke von Schilf, darein die Kaufleute ihre Waaren zu packen pflegen. Vor's andere nahete auch die beſtimmte Zeit heran, da der Edelmann hatte abzahlen wollen. Siehe, da trägt es ſich unverhoft zu, daß der Schneider eine nöthige

Reiſe über das Rieſengebirge vernehmen muß. Wie er aber nunmehr unter Weges geweſen, da kommt in aller Herrlichkeit der Rübezahl auf einer großen Ziege hergetrabt, und hat ihm ſelber eine Naſe gemacht, über eine halbe Elle lang, und in ſolcher Stellung ſchnurgleich auf Meiſter Hanſen loß gezuckelt, welchen die verwandte Ziege etlichemale mit bekannter Stimme angemöckert und gleichſam den Meiſter willkommen, auf ihre Art, genennt hat. Der Rübezahl hat nicht minder ſeiner Rede nicht geſchont, ſondern vielmal geſchrien: „Glück zu, Meiſter! Glück zu, Meiſter! wollt ihr euer Macherlohn für mein Kleid hohlen, das ihr mir vergangen zugeſchnitten und ich jetzt gleich am Leibe habe?“ Inmittelſt möckerte die Ziege ihr: „Meiſter, Meiſter,“ immer fort. Der Schneider aber erſchrak, wie ſehr er auch vorher über den ſeltſamen Reiter gelächelt hatte und gedachte nunmehr gar wohl, daß er für ſeine Diebes-Stückchen würde den verdienten Lohn überkommen.

Darauf höhnte ihn denn Rübezahl meiſterlich aus und zog ihn mit dem vermeinten Diebſtahl des Tuches wacker durch, ſagend: „Wie ſteht's, Bruder, haben wir nicht etwas zu ſchachern? Haſt du nicht neulich etwas geſuſchert und von einer oder der andern Sache etliche Stückchen abgezwackt, oder hinter den Ofen geworfen und geſprochen: das ſoll der Teufel haben? Oder haſt du nicht etwas nach den

Mäuſen geworfen und etliche feine Bischen erübrigt?“ Der Schneider aber verſtummte und ſprach nichts. Darauf fuhr der Ziegenbereiter weiter fort und ſagte: „Es müſſen ja alle Schneider ſtehlen. Dazu ihnen flugs die allererſten Schneider und Menſchen auf der Welt Anlaß gegeben haben, nehmlich ſie haben ſich Schürzen von Feigenblättern gemacht, dadurch ſie die Bäume beraubt haben. Es mußte der Anfang der Schneiderei nicht ohne Diebſtahl ſein, ſollte auch gleich der Feigenbaum einbüßen müſſen und ſich, wegen des erſten Kleides, beſtehlen laſſen.“ Endlich ſprach der Rübezahl zum überzeugten Schneider: „Gehe, du Hudler, gebrauche dich fortan mehr deiner Nadel zum enge nähen, und nicht weite Stiche zu thun, als deiner Fäuſte zur Abzwackung. Laß den Leuten das Ihrige und nimm ihnen weder von den übrigen Knöpfen, oder Seide und anderen übergebenen Sachen hinführo nichts mehr. Bleibe und halte dich an dein richtiges Macherlohn, das du, Lumpenhund, hoch genug ſteigern kannſt, und ſuche deinen Vortheil nicht mehr an ungebührlicher Unterſchlagung, oder ich will dich nach dieſem Uebel zerſchlagen und ärger willkommen heißen, als dieſemal geſchehen iſt.“

Darauf zuckelte er mit ſeiner großen Ziege und langen Naſe immer davon und ließ den Schneider

ſtehen. Doch that er ihm dieſes noch fürder zum Schabernack an, daß ſo oft der Schneider eine Ziege hat möckern hören, er ſtets gemeint habe, es rufe ihm ein Menſch und ſagte: „Meiſter, Meiſter.“ Wie es denn auch ſoll geſchehen ſein, daß dieſer Schneider, aus unrecht hören, einmal zum Ziegenbocke hingegangen ſei, fragend: „Herr, wollt ihr ein Kleid zuſchneiden laſſen?“ da ihm der Bock zur Antwort gegeben hat: „puff!“ Nehmlich er ſtieß ihn mit den Hörnern in die Rippen, daß es puſte. —

6.

Rübezahl wird ein Holzhacker.

Einſtmals kam Rübezahl in das, ſeinem Bergbezirk benachbarte, Hirſchberg und both einem Bürger ſeine Dienſte als Holzhacker an, indem er für ſeine Bemühung nicht mehr als eine Hucke Holz forderte. Dies verhieß ihm der Bürger, ging den Vorſchlag ein und zeigte ihm etliche Fuder, dabei gedenkend, er wolle ihm noch etliche Mitgehülfen zugeſellen. Aber hierzu ſpricht der Rübezahl: „nein, es iſt unnöthig, ich will es alles ſelber wohl allein bezwingen.“ Darauf redet ihn der Herr noch ferner an, fragend: wo er denn die Axt habe? da er keine bei dem gedungenen Knechte bemerkte. Darauf antwortete der Rübezahl: „ich

will bald eine kriegen.“ Und erwischte hiermit sein linkes Bein, zog solches mit dem Fuße aus den Leuden heraus und hieb, als wenn er toll und rasend wäre, damit alles Holz in einer Viertelstunde gar kurz und in kleine Scheite, dazu sich ein ausgerissener Fuß viel tausendmal hurtiger, als die schärfste Art, erzeigte.

Inmittelst rief der Hauswirth aber immer, was er rufen konnte (weil er flugs Unrath merkte), daß der abentheuerliche Hacker einhalten und sich aus dem Hofe packen sollte. Der Rübezahl sagte aber immer: „nein, ich will nicht aus der Stelle weichen, ehe ich mein Holz klein gemacht habe und meinen Lohn davon trage.“ Und unter solchem Gezänke ward der Rübezahl gleich fertig, steckte sein Bein wieder hinein, indem er vorher nur auf dem einen, nach Storchs Manier, gestanden und packte alles geschlagene Holz auf einem Haufen auf seinen Buckel, es waren aber bei vier Klafter, und spazierte für allen Henker zur selb beliebten Wohnung hiermit davon; ließ den Wirth schreien und wehklagen, so viel er immer wollte.

Diesmal war aber Rübezahl kein schelmischer Geist, sondern nur ein Rächer der Unbill. Der gedachte Bürger nehmlich hatte das Holz durch etliche arme Bauern zu sich fahren lassen, um einen gewissen Lohn, den der wortbrüchige Mensch den armen, darauf wartenden Bauern nicht gezahlt hatte. Rü-

bezahl soll einem jeden Bauer das von ihm ausgefahrne Holz vor die Thüre geworfen und dabei den Verlauf der Sache erzahlt haben.

7.

Rübezahl verwandelt sich in einen Botenspieß.

Es soll einmal ein Bote den Rübezahl geschabernackt haben, welcher sich auf folgende Art gerächt und seine Scharte ausgewetzt hat. Wie dieser Bote auf dem Gebirge in eine Herberge eingekehrt gewesen und seinen Spieß hinter die Thür gesetzt gehabt, siehe, da soll der schnakische Geist denselben Spieß weggebracht und sich in einen gleichen verwandelt haben. Wie nun der Bote, nach geschehener Ausruhung, abgereiset und seinen Spieß hervorgesucht hat, auch damit auf dem Wege gewesen ist, gleitet er etlichemale aus, so daß er eftmals vorwärts in den schlimmsten Schmutz fällt und sich gar arg besudelt. Ja, also oft war es geschehen, daß der Kerl seinem Leibe keinen Rath wußte, wie er mit seinem Spieße daran wäre, warum er so ausgleitete oder in der Erde nicht haften wollte. Er besieht ihn in die Quere und Länge, bald unten, bald oben, und findet keine gesuchte Veränderung. Er geht darüber mittlerweile ein wenig weiter fort, berdautz liegt er abermals im

Moraſte und ſchreit ach und weh über ſeinen Spieß, daß er ihn ſo verließe und keine Hülfe gäbe. Doch richtet er ſich aufs neue empor und kehrt den Spieß um, auf die andere Spitze. Wie dies geſchehen, da fällt er allemal rücklings in den tiefſten Schmutz und hatte er ſich vorher vorne beſchmutzt, ſo beſchmutzt er ſich noch ärger nunmehr hinterwärts und ſieht aus wie ein leibhaftiger Miſthammel, der dem Henker aus der Bleiche entlaufen.

Darauf nimmt der alberne Schöps ſeinen Spieß auf den Nacken, wie ein Pikenier, weil er ſo auf der Erden kein Gutes thun wollen und geht alſo wie ein rechter Finkenritter daher. Doch läßt der ſpießbare Rübezahl dennoch ſeine Hudelei nicht, ſondern drücket den Boten, als wenn er etliche doppelte Haken trüge und dannenhero von einer Schulter zur andern die verſpürte Laſt hebt, bis er endlich, aus Unleidigkeit, den ungearteten Spieß in des böſen Feindes Namen wegwirft und bloß davon geht. Aber, wie er etwa eine Viertelmeile alſo unbeſpieſ't gereiſet und ſich ungefähr einmal umſchaut, ſiehe, da liegt ſein Spieß bei ihm, darüber er ſehr erſchrickt und nicht weiß, wie er daran iſt. Er faßt dennoch endlich getroſt zu, hebet den Spieß auf und weiß nicht, wie er ſich ferner damit geberden ſoll. Daß er ihn an die Erde ſetzet, dazu hat er keine Luſt mehr, daß er ihn auf den Buckel faſſete, trug

er einen Abſcheu, drum nahm er ihn in die Hand, alſo, daß er ihn mit der Erde gleichlaufend trug.

Aber, ſiehe von neuem, da ward ihm derſelben Seite Fuß ſo ſchwer, daß er ihn nicht aus der Stelle zu bewegen vermochte, und wiewohl er umwechſelte aus einer Hand in die andere, ſo wollte es doch nicht anders werden, ſondern blieb bei der alten Geige. Drauf nahm er es noch auf eine andere Weiſe mit ſeinem Spieße vor, nehmlich er ritt darauf, wie ein Kind auf einem Stecken und auf dieſen Schlag ging es von ſtatten, wie wenn es geſchmiert wäre, nehmlich er kam eilends fort, fühlete keine Müdigkeit und däuchte ihm nicht anders, als wenn er ein ſchnelles Roß unter ſich hätte. Er ritt aber ohne Aufhören immer alſo fort, bis er vom Gebirge in ein Städtlein kam und den Bürgern ein ſonderliches Gelächter erregte.

Hatte dieſer Bote nun alſo vorher wacker leiden müſſen, ſo war er dennoch wieder zuletzt erquickt worden und getröſtete ſich nunmehr eben derſelben Erquickung in den andern bevorſtehenden Reiſen, da er allemal auf ſeinem Spieß zu reiten geſonnen war. Aber vergeblich; denn der Rübezahl hatte ſeinen Beruf vollendet und ſeine Luſt mit dem Narren gebüßet, darum er ſich aus dem Staube machte und den wahrhaften Spieß unvermerkt wieder zu Wege brachte, welcher keine Poſſen mehr

machte, sondern auf die alte Manier, wie ein anderer Spieß, sich mit seinem Herrn verhielt.

8.

Rübezahl verwandelt Blätter in Dukaten.

Eine arme Kräuterfrau ging einstmals mit ihren zween kleinen Kindern auf das Gebirge, mit sich führend einen Korb, darin sie gedachte Wurzeln zu graben und solche hernach zu verhandeln, oder an die Apotheker zu bringen. Darauf soll sie auch eine große Tracht feiner Wurzeln zu Wege gebracht haben, aber sie war darüber aus dem rechten Wege gerathen, da sie dann nicht gewußt, wo aus oder ein, als ihr gleichsam ein Bauersmann erschienen und ungefähr (es war aber der Rübezahl) zu ihr spricht: „Frau, was suchet ihr so ängstlich und wo wollet ihr hinaus?“ Sie antwortete: „ach, ich bin ein armes Weib und habe weder zu beißen noch zu brechen, deretwegen ich bin genöthiget worden heraus zu wandern, um etwas Wurzeln zu graben und mich und meine hungrigen Kinder zu erhalten, und nun bin ich aus dem Wege gerathen und kann mich nicht zurechte finden. Ach, herzer Mann, erbarmet euch doch und führet mich aus dem Gebüsche auf die richtige Straße, daß ich fortkommen kann.“

Der Rübezahl antwortete: „Frau, seid zufrieden, ich will euch schon den Weg zeigen. Aber was macht ihr mit den Wurzeln? damit werdet ihr wenig verdienen. Schüttet das Zeug aus und pflückt euch von diesem Baume so viel Blätter ab, als ihr wollet, daß der Korb ganz voll werde, das wird euch besser bekommen.“ — „Ach, wer wollte mir dafür einen Pfennig geben, es ist ja nur gemeines Laub, das zu nichts tüchtig ist.“ — „Ei, Frau, laßt euch sagen und schüttet eure Lumpenwurzeln aus und folget mir.“ Allein es hatte der Rübezahl diese Vermahnung so vielmals vergeblich wiederhohlt, daß er selbst fast müde ward darüber, da sich die Frau es nicht hat wollen einreden lassen, bis er selber zugreifen mußte und mit Gewalt die vorigen Wurzeln heraus stürzte, dafür aber einen Haufen Laub von einem nahe dabei stehenden Busche hineinstreifte, der Frau damit davon zu gehen befahl und sie auf den rechten Weg brachte. Darauf die Frau mit ihren Kindern und belaubtem Korbe, zwar wider Willen, eine Weile fortgegangen, bis sie abermals schöne Wurzeln im Gehen ansichtig geworden, da sie dann neue Lust solche zu graben und mit sich zu nehmen bekam, weil ihr nun einmal die Hofnung war, sie würde hiermit etwas mehres erhalten, als mit nichtigem Laube, darauf sie den Korb umstürzte und den vermeinten

Schmutz herauswarf und ihn wiederum mit Wurzeln beſackte, damit ſie nach ihrer Behauſung Kirſchdorf gewandert iſt.

Allda hat ſie die ausgegrabenen Wurzeln von noch anklebender Erde geſäubert, zuſammen gebunden und vor allen Dingen aus dem Korbe herausgeſchüttet; darüber ſie etwas flinkern ſah, woher ſie Anlaß genommen, fleißiger darnach zu ſehen, was es geweſen. Wie ſolches geſchiehet, ſiehe, da findet ſie etliche Dukaten unten im Korbe ſtecken, welche übrig geblieben waren von dem Laube, ſo ſie auf dem Gebirge ſo unbedachtſam und nicht rein heraus geſchüttet hatte, drüber ſie theils über die Maßen erfreut ward, theils auch ſich betrübte, daß ſie das Laub nicht alles behalten, daher ſie auch wieder zurücklief und Nachſuchung that, aber vergebens; denn es war alles verſchwunden.

11.

Der diebiſche Rathsherr zu Schweidnitz.

Es hat ſich bei dem Alterthum eine ſeltſame Geſchichte zugetragen, daß ein Rathsmann, welcher dem Stadt-Keller gegen über gewohnet, ſich das Gold der gemeinen Schatzkammer verblenden

laſſen. Damit er nun ſeinen Gold = und Geldhunger ſtillen möchte, hat er eine Dohle unterrichtet, welche zu Abends durch eine ausgebrochene Glasſcheibe, oder durch offenes, mit eiſernem Gegitter verwahrtes Fenſter, in die alte Rathsſtube eingeflogen und von der goldenen Münze (welche man, wegen genugſamer Sicherheit des Zimmers, nicht in die Kaſten verſchloſſen, ſondern auf dem Tiſche liegen laſſen) täglich ein Stück oder mehr in dem Schnabel mit ſich nach Hauſe gebracht.

Als man endlich den großen Abgang und die Verminderung des Goldes verſpüret, haben die Rathsleute ſich ſelbſt unter einander in Verdacht gezogen, deswegen ſie einen verordnet, der zu Nachts in der verſchloßnen Rathsſtube verblieben und auf den Dieb ein wachſames Auge führen ſollte. Nach der Sonnen Untergang, bei eingetretener Dämmerung, kommt die Dohle, nach ihrer abgerichteten Gewohnheit, durch das Fenſter hinein, ergreift mit dem Schnabel ein Stück Geldes und fleuget mit dem Raube davon, in ihres Lehrers Behauſung. Als man nun dieſe Liſt eigentlich wahrgenommen, ſind etliche Goldſtücke gezeichnet, auf den Rathstiſch geleget und nachmals von dem fliegenden Boten abgeholet worden. Worauf dann der ganze Rath ſich in gewöhnlicher Rathsſtube verſammlet und darüber den Entſchluß gefaßt: was

derjenige für einer Strafe würdig, welcher das gemeine Weſen beraubete? Unter andern gab der ſchuldige Rathsherr, unwiſſentlich, wohin ſolche Rathsverſammlung angezielet, folgende Meinung: daß derſelbe, der dem gemeinen Weſen die Einkünfte zu ſchmälern und zu entziehen ſich unterſtünde, würdig ſei, daß er von dem oberſten Umgange und ſteinernen Kranze des Rathsthurmes bis auf die Erde herunter ſteigen, oder darauf ſein Leben, durch Zwang des Hungers, verlieren müßte.

Unterdeſſen ſchickte man gewiſſe Gerichtsperſonen in des ſchuldigen Rathmannes Behauſung, darinnen nicht allein der fliegende, zum Dienſt abgerichtete, Bote, ſondern auch die gezeichnete Goldmünze anzutreffen geweſen. Da nun beſagter Rathsmann, der allbereit ein hohes Alter erreicht hatte, ſeinen getreuen Boten und die Münze, wem dieſelbe zuſtändig, erkannte, hat er ſich der von ihm ausgeſprochenen Strafe, ob man ſelbige zwar, aus Anſehung ſeines grauen Alters, erlindern wollen, willig und geduldig unterworfen.

Der alte Mann, der zuvor in großen Ehren ſaß, ſtand, nach eröfnetem und von ihm gefälltem Urtheil, auf dem Kranze des Thurmes, in Gegenwart vieler hundert Menſchen. Er war voller Todesangſt, jedoch rafte er ſeine noch übrigen Kräfte zuſammen, daß er bis unter den Kranz, auf ein ſtei-

nern Geländer oder dreieckigten Thurmwinkel mit Zittern und Zagen abgestiegen, allwo er auch, nachdem er sein eigenes Fleisch an Armen und Füßen, so weit er sich mit den Zähnen erreichen können, vor Hunger abgenaget, am zehnten Tage erbärmlich gestorben ist.

12.

Die beiden steinernen Bilder beim alten Rathhause zu Breslau.

Beim alten Rathhause zu Breslau befinden sich zwei steinerne Bilder, halb verloschen und daher schwer zu erkennen. Es scheint eine männliche Gestalt zu sein und eine Frau, die einen Ring vom Finger zieht. Die Geschichte weiß sie nicht zu erklären, aber wohl die Sage, welche erzählt: in früher Zeit liebte einst ein Mönch eine Nonne. Das Geheimniß ward bald entdeckt und beide wurden mit dem fürchterlichen Tode des Einmauerns bestraft. Zum Andenken setzte man diese beiden Steine mit den Bildnissen der Schuldigen, zugleich aber auch als schreckendes Denkmahl.

13.

Die Gott geweihte Nonne zu Löwenberg.

Vor Zeiten haben in der Nonnengaſſe zu Löwenberg die Gott geweihten Jungfrauen des heiligen Ordens St. Franziszi ihr Klöſterlein gehabt, welches mit ſtattlichen Einkünften und Gütern begabt geweſen. Als nun die ungleiche Lehre Luthers den Ordensperſonen ſchmerzliche Verfolgung verurſachte, haben die frommen geiſtlichen Jungfrauen, zu beſſerer Sicherheit ihres jungfräulichen Standes, ihre Wohnung zu Löwenberg und dabei die Schafnerin, ſo inmittelſt die Güter des Geſtiftes in Acht nehmen und verwalten ſollen, mit betrübtem Herzen verlaſſen.

In gedachte geiſtliche Jungfrau Schafnerin (nach glaubwürdiger hierüber eingezogener Nachricht) ſoll, wegen ihrer Schönheit, des Conter-Hauptmanns leiblicher Sohn ſich alſo eifrig verliebt haben, daß er eher ſterben, als ſeine Liebſte einem andern vergönnen wollen. Dem Vater war aber mehr an den geiſtlichen Gütern, welche der Sohn durch ſolche Heirath erlangen und beſitzen würde, als an der ſchönen Geſtalt der Jungfrau gelegen, darum brauchte er allen erdenklichen Fleiß, wie durch liebkoſende Wohlredenheit die geiſtliche Jungfrau auf die Meinung ſeines Sohnes geleitet werden

möchte. Aber die reine und Gott geheiligte Jungfrau blieb beſtändig und wollte nicht ihr jungfräuliches Kleinod der Keuſchheit, welches ſie ihrem himmliſchen Bräutigam gewidmet und aufgeopfert, mit menſchlicher Liebe beflecken und vermiſchen.

Da nun weder der irdiſche Bräutigam, noch deſſen Vater das keuſche Herz mit glimpflichen und ſüßen Worten überwältigen konnten, brauchten ſie, anſtatt der lieblichen Unterredung, erſchreckliche Dräuworte und brachten die geiſtliche Jungfrau ſo weit, daß ſie zwar mit dem Munde, aber nicht mit dem reinen Herzen, ja geſprochen. Wer war freudiger, als der mit Liebe angeflammte Jüngling, und wer geſchäftiger, als deſſen Vater, welcher meinete, er hätte allbereit den Hirſchen in dem Garn und den Haſen mit den Hunden erjaget. Darum machte er auf allen Seiten Anſtalt zu einer ſtattlichen Freudenhochzeit, ſo nachmals in ein unverhoftes Trauerſpiel verändert wurde.

Inmittelſt lag die keuſche Jungfrau Tag und Nacht in eifrigem, inbrünſtigem Gebete und ſeufzete inniglich zu ihrem himmliſchen Bräutigam, daß er das Kleinod ihrer Jungfrauſchaft vor den Klauen des wüthenden Löwen in Löwenberg bewahren wolle.

Der Tag der angeſtellten Hochzeit kam herbei: der Bräutigam und die keuſche Braut wurden durch

vornehme Gäſte in die Kirche der Franziskaner, (welche unterdeſſen im Elende das Brod bettelten) mit Freuden begleitet. Beide verlobete Perſonen ſtelleten ſich, nach dem alten Gebrauch, vor den Altar. Als nun die Trauung faſt ihre Endſchaft gewonnen und die Braut ihre Hand in des Bräutigams Hand ſchließen ſollte, ſprach die geiſtliche Jungfrau mit hellen Worten: in te, domine, speravi, non confundar in aeternum," worauf Braut und Bräutigam vor dem Altare, in Gegenwart der eingeladenen Hochzeitgäſte, erblaßt und entſeelt darnieder gefallen ſind.

14.

Die große Braupfanne beim Dorfe Warthau.

In dem bei dem Dorfe Warthau, zwiſchen Bunzlau und dem Gröditzberg gelegen, befindlichen Steinbruche, ſteht, in waldigter, tiefer Gegend, eine mächtige Braupfanne, aus einem großen Granit gehauen. Das Volk erzählt: einſt war zu Warthau ein Steinmetz, der durch liederliche Streiche ſich die Strafe zuzog, daß ihm anbefohlen ward, aus einem mächtig großen Felsſtück, in einer ihm vorgeſchriebenen Friſt, einen viereckigten Trog zu hauen.

Liederlich, wie er war, verging ihm ein Tag nach dem andern im Jubel und Freude, aber der Arbeit gedachte er nicht. Endlich nahte der bestimmte Tag, nur eine Nacht noch war dazwischen, und eine bedeutende Strafe muß auf der Nichtvollendung gestanden haben, denn eine mächtige Angst ergriff ihn. In dieser Noth rief er den Teufel zu seinem Beistande an, und dieser, der schon lange seiner Seele nachgetrachtet hatte, versäumte nicht, dem Rufenden zu erscheinen. Gern war er hülfreich und am andern Morgen stand die Braupfanne nicht allein viereckigt, nein, auch mit einem weit ausgeschweiften Kropfe da und noch zwölf kleinere Kübel waren umher gestellt. Die Herbeieilenden fanden aber den Werkmeister nicht; denn der Teufel hatte seine Seele sogleich mit hinweggeführt, aber im Forste umher fand man die zerstückten Gliedmaßen des Zerrissenen.

15.

Rechenberg's Knecht.

Der fromme, freundliche Kinderglaube unserer Vorfahren stattete das Haus des Frommen gar zu gern mit guten Engeln aus, so wie er zur Pein und Strafe des Bösen immer eine Schaar Teufel

und Unholde bei der Hand hatte. Wir haben auf beides Verzicht gethan und müſſen uns mit gewöhnlichen Menſchen behelfen, die freilich manchmal Engels oder Teufels Natur erreichen können.

Haus von Rechenberg von Windiſch-Bohra, Freiherr zu Schlaua und Wartenberg, und Herr zu Freiſtadt, wo er auch begraben liegt, war ein groſſer Kriegesheld und dabei ein eben ſo gelehrter, als ächt frommer Mann, welches letztere auch ſein Briefwechſel mit Doctor Luther beweiſ't. Um die Zeit, als Matthias in Ungarn wider die Türken ſtritt, fand ſich bei ihm ein gemein gekleideter Menſch ein, der ſich erboth, ihm als Knecht zu dienen. Rechenberg nahm ihn an und behandelte ihn mild und freundlich, dagegen denn auch der Knecht ſeine Schuldigkeit gern und willig that.

Eines Tages gab ihm Rechenberg ein wichtiges Schreiben an einen Fürſten, etliche Meilen weit zu beſtellen. Der Knecht machte Anſtalten abzureiten; aber als Rechenberg nach Verlauf einer kleinen Stunde in den Stall kam, fand er ihn unter den Pferden auf dem Stroh ſchlafend. Erſchrocken und unwillig weckte er ihn auf und fragte nach der Beſtellung. Der Knecht griff beſtürzt in den Buſen und brachte einen Brief heraus, mit den Worten: „hier iſt die Antwort.“ Rechenberg erbrach ihn und fand, was er wünſchte; aber es war ihm

unerklärlich, wie der Knecht in so kurzer Zeit das Geschäft ausgerichtet haben könnte.

Nicht lange darauf rückten Feinde in die Nachbarschaft. Rechenberg war alles daran gelegen, ihre Zahl und Stellung zu erkunden, aber es fand sich niemand, der es wagen wollte, sie zu besichtigen, als sein treuer Knecht. Dieser ritt getrost fort und kam in kurzem mit der tröstlichsten Nachricht wieder. Da seine Taschen so vollgestopft aussahen und klirrten, fragte der Herr: was er darin habe? und siehe da, der schlaue Knecht hatte allen Pferden der Feinde die halben Hufeisen weggerissen, und die Feinde dadurch gehindert, ihm nachzukommen.

Diese und ähnliche Streiche machten, daß Rechenberg immer aufmerksamer auf diesen Knecht ward, und als er ihn eines Tages vornahm und nach seiner Herkunft und Absicht fragte, erhob sich dieser sonst gemeine Mensch mit einer überraschenden Größe und Feierlichkeit, und sprach: „Herr, der Herr aller Herren hat euch zeigen wollen, wie sehr es ihm wohlgefällt, wenn die Herren auf Erden ihre Diener und Knechte so gütig und recht behandeln, wie ihr an mir und andern gethan habt.“ Und mit diesen Worten verschwand er.

Seitdem sagt man, wenn jemanden etwas

Liebes und Gutes von unbekannter Hand geſchehen war: „das hat Rechenberg's Knecht gethan.“

16.

Der ſchwarze Friedrich zu Liegnitz.

Vor zweihundert Jahren hauſ'te in der Gegend von Liegnitz ein grauſamer Räuber, der ſchwarze Friedrich, oder der Bruchmörder genannt, ein Menſch von bewunderungswürdiger Liſt und Stärke. Alle Spione täuſchte er, allen Nachſtellungen wußte er zu entgehen und wo keine Liſt half, da wirkte ſeine mächtige Fauſt, mit der er ſeine Armbruſt ſpannte und eine ganze Stunde weit ſchoß.

Friedrich hielt eine große Bande in Eid und Pflicht und machte die Gegend weit und breit ſo unſicher, daß die Einwohner ihres Lebens nicht froh wurden. Wer ſich heute als ein wohlhabender Mann zur Ruhe legte, war morgen früh ein Bettler und mußte noch Gott danken, wenn er nicht Weib und Kind und Geſinde in ihren Betten erwürgt fand. Niemand wagte ſich ohne ſtarkes Geleite auf die Straße und ſelbſt ganze Schaaren von Begleitern ſchützten nicht, wenn Friedrich mit allen ſeinen Blutgeſellen anrückte. Große Preiſe waren

auf ſeinen Kopf geſetzt, aber niemand konnte den Aufenthalt deſſelben ergründen.

In der Schenke eines nachbarlichen Dorfes ging lange Zeit ein junger, wohlgebildeter Mann aus und ein, um, wie man bald ſah, um die artige Tochter des Wirths zu werben. Das Mädchen war ihm nicht unhold und da er ſowohl durch ſeine Kleidung, als auch durch ſeinen Aufwand verrieth, daß er nicht arm war, ſo hinderten die Eltern dieſe Bewerbung nicht, ja ſie erlaubten ſogar, daß er ohne Zeugen mit ihrer Tochter ins Feld, oder Sonntags in die Kirche nach Liegnitz gehen konnte. Aber welches Schrecken ergriff ſie, als des einen Tages ihre Tochter ausblieb. Man durchſuchte alle Winkel, wo ſie ſein könnte, vergebens, Anna war verloren. Und in kurzem kam ihnen das Gerücht zu Ohren, daß der ſchwarze Friedrich geſehen worden ſei, in vollem Jagen, ein Frauenzimmer feſt in den Armen haltend, nach dem Bruch zu reitend. O Jammer! ſein Kind in der Gewalt eines ſolchen Böſewichts zu wiſſen.

Anna war es. Der artige junge Mann, der um ſie geworben hatte, gehörte zu den Geſellen des ſchwarzen Friedrichs und hatte ihm das Mädchen ausgeliefert.

Kaum war ſie in der Höhle des Räubers angekommen, ſo nahm er ihr einen fürchterlichen Eid

ab, daß ſie dieſe Höhle ohne ſein Wiſſen nie verlaſſen wolle. Er drohte im Uebertretungsfalle, ihre Eltern auf eine grauſame Art zu ermorden und ſie ſelbſt langſam zu Tode zu martern. Anna ſchwur und duldete.

Von nun an war ſie ganz in der Gewalt dieſes Wüterichs, mußte ſeine Häuslichkeiten beſorgen und ihm zum Weibe dienen. Das Tageslicht erblickte ſie nur Minuten lang, ſo lange ſie damit zubrachte, die eiſerne Thüre der Höhle dem ankommenden oder abgehenden Friedrich zu öfnen. Der Lohn für dies alles war irgend ein ſeidenes Kleid, oder ein Schmuck, welchen er einem Reichen der Gegend geſtohlen hatte und womit ſie ſich, auf ſeinen Befehl, in der einſamen, menſchenleeren Höhle ausputzen mußte. Ihre Thränen und Seufzer wurden mit den unbarmherzigſten Peitſchenhieben geahndet.

So hatte ſie eine lange, jammervolle Zeit verſchmachtet, als ihr Friedrich des einen Tages ankündigte, er habe jetzt einen weiten Zug in das Böhmerland vor. Sie mußte ihm noch einmal ſchwören, die Höhle nicht zu verlaſſen und dann nahm er zärtlichen Abſchied.

Mit neuer Stärke erwachte jetzt in Annen die Sehnſucht nach Freiheit und den Ihrigen. Aber die Gewiſſenhaftigkeit, ihren Eid zu brechen, und die

Furcht vor Friedrichs und ſeiner Anhänger Rache lehnte ſich mit Rieſenkraft dagegen auf. Welch ein Kampf in ihrer Seele!

Endlich fand ihr Gewiſſen einen Ausweg. Ich habe ja nur geſchworen, ſagte ſie, dieſe Höhle nie zu verlaſſen. Wie? wenn ich nun auf eine kurze Zeit herausginge und dann wieder käme? dann verließe ich ſie ja nicht. Ja, ſo iſt es, ſo wird mein Gewiſſen nicht belaſtet.

Anna zog ſich nett an; ſteckte zur Vorſicht, um den Weg nach der Höhle wieder zu erkennen, ein Säckchen mit Erbſen zu ſich und öfnete mit einem der zahlreichen Dietriche, die Friedrich zurückgelaſſen hatte, die eiſerne Thüre. Wie ward ihr, als ſie wieder das holde Tageslicht erblickte! Taumelnd vor Entzücken, ſuchte ſie den erſten beſten Fußſteig und ſtreute überall, wo ſie ging, Erbſen aus, um ſich bei der Rückkehr darnach zu richten.

Gern wäre ſie gerade zu den Ihrigen geeilt, aber dann ſah ſie keine Möglichkeit, ihren Eid zu halten und wieder in die Höhle zurückzukommen. Plötzlich erblickte ſie die Thürme von Liegnitz und feſt war ihr Entſchluß, in eine Kirche zu gehen und Gott um Beiſtand und Weiſung anzuflehen. Sie flog mehr, als ſie ging, die Furcht vor Nachſtellungen beflügelte ihre Schritte.

Es ward eben ein feierliches Abendmahl gehalten, als ſie in die Kirche zu St. Peter und Paul eintrat. Anna warf ſich mit Inbruſt vor dem Altare nieder und betete in glühender Andacht um höheren Rath und Beiſtand. Der Gottesdienſt ging

zu Ende. Anna sollte aufstehen, sollte die Kirche verlassen, sollte den Weg nach ihrer Räuberhöhle zurückmachen? unmöglich. In halber Todesangst stürzte sie noch einmal in einem dichten Haufen von Betenden nieder, alle wurden auf sie aufmerksam, man sah, daß sie in ungewöhnlicher Bewegung war. „Höret recht, was ihr hören werdet," — lispelte sie, ohne jemand anzusehen. — „Wer des schwarzen Friedrichs Raubnest wissen will, der gehe, wo ich gehe."

Mit diesen Worten sprang sie auf und zur Kirche hinaus, immer den Weg nach, den sie bezeichnet hatte. Man hatte sie verstanden; ein großer Haufe folgte ihr von weitem, immer mehr stießen unterweges dazu.

Sie trat in die Höhle ein und hörte laut ihren Namen rufen. Erschrocken sprang sie zurück und winkte der Schaar, die ihr folgte. So drang sie bis an das eiserne Thor, Friedrich stand davor, ein Zufall hatte seine Reise für diesmal unterbrochen. Er ist es, rief sie und im Augenblicke hatten sich ihre Begleiter seiner bemächtigt. Triumphirend zogen sie mit dieser Beute gen Liegnitz, während Anna ihrem väterlichen Dorfe zueilte. Sie erhielt eine ansehnliche Belohnung von dem Rathe zu Liegnitz und der schwarze Friedrich ward im Jahr 1661 hingerichtet.

Man hat ein alt Lied von dieser Begebenheit, so sonst bei seinem Vogen in Liegnitz war, das sie etwas anders erzählt:

Ein Mörder in dieſem Land',
Der ſchwarze Friedrich genannt,
Hat durch dieſen Wegen viel Leut' getödt;
Er auch ein ſolches Pfeifiein hätt',
Wenn er das pfiff, ſehr viel Geſellen
Zum Raub und Mord ſich bald einſtellen.
Einſtmals ein' Magdg efangen nahm,
Die braucht er viel Jahr ohne Schaam
Zum Laufen zur gewiſſen Stund',
Daraus ſehr groſſe Lieb' entſtund.
Endlich, auf ſehr Bitten und Flehen,
Erlaubt er ihr, in die Stadt zu gehen,
Doch mußt' ſie ſich verſchwören viel,
Daß ſie ihn nicht verrathen will.
Nachdem die Magd in die Stadt iſt kommen,
Hat ſie ihn doch zu verrathen vorgenommen,
Damit ſie aber ihren Eid nicht gebrochen,
Hat ſie die Wort zu einem Stein geſprochen.
Bei St. Peter und Paul Kirchen iſt es geſchehen,
Dies haben viel Menſchen gehört und geſehen,
Sprach: „Stein, dir will ich deuten an,
Wie man den Mörder bekommen kann.
Alle Tag, wenn die zwölfte Stund' abtief,
Muß ich ihn laufen, bis daß er ſchlief;
Damals iſt er wohl zu bekommen,
Allein muß werden in Acht genommen,
Das man ver's erſt nimmt ſein'n Hut und Pfeifelein,
Sonſt bekommt ihr nicht das Vögelein."
Darauf wurd' er bald gefangen
Und hat ſeinen rechten Lohn empfangen.
Zur Gedächtniß im 166ſten Jahr
Dieſer Wegen vom Rathhaus herein verehret war.

II.

Sagen und Mährchen

aus

Böhmen, Mähren, Ungarn und Oesterreich.

17.

Libuſſa.

Als Krokkus, der zweite heidniſche Fürſt der Böhmen, ſtarb, hinterließ er keinen männlichen Erben, ſondern drei Töchter, welche Zauberinnen und Wahrſagerinnen waren. Die älteſte hieß Bela, oder, wie einige ſchreiben, Brela, welche das Schloß Brelum erbauet, die andere Tetcha oder Techa (auch Therba und Therbiza von einigen genannt), die jüngſte aber Libuſſa. Tetcha ſoll noch das Schloß Thetin oder Diewin erbaut haben, ſie, ſo wie ihre Schweſter Bela, von dem vielen Gelde, welches ſie durch Wahrſagen erwarben. Libuſſa war aber nicht allein viel geſchwinder und erfahrner, als die anderen, ſondern auch milder; denn ſie forderte von niemand nichts und weiſſagete fürnehmlich, wie es dem Volke ergehen würde. Deshalb ward ihr auch, durch ſonderliche Gunſt des Volkes, das Regiment vertraut. Dieſem ſtand ſie etliche Jahre wohl vor und befeſtigte das Schloß Wiſcherad, ehe daß die Stadt

Prag gebaut wurde. Als ſie aber auf eine Zeit, der Billigkeit nach, einem Reichen, wider einen armen Mann, die Sache abſprach, gab ſie derſelbe bei den Männern an und wendete daneben für, es wäre eine Schande, daß ein Weib über ſie regieren ſolle, welches dann denen, ſo Luſt zu Veränderungen hatten, eine angenehme Rede war. Dieſelben kamen darauf auf das Schloß Libus, welches Libuſſa ſich an dem Orte an der Elbe erbauet hatte, da jetzo Kolin iſt, am 10ten Mai 722 zu ihr, worauf ſie ſich billig entſchuldigte, doch dadurch nichts erhalten mochte und befürchtete, daß nicht irgend einer zum Regiment erfordert würde, der ihr wenig recht, ſo erhielt ſie von den Unterthanen, daß mehr durch das Orakel und ihre Weiſſagung, denn durch menſchliche Wahl, ein Fürſt erwählt würde. Deswegen hieß ſie ſie alle am folgenden Tage wieder kommen, anzuhören, was für ein Fürſt durch die Weiſſagung würde erwählt werden.

Folgendes Tages kamen die Unterthanen auf die angeſetzte Stunde zuſammen und begehrten anzuhören, was ſie für einen Regenten bekommen würden. Derowegen kam Libuſſa mit ihrem Frauenzimmer herfür und fragete ſie, ob ſie denn von ihrem Vornehmen nicht wollten ablaſſen? Nachdem ſie aber auf demſelben beſtunden, ſagte ſie, daß Gott ihr einen Ehemann und ihnen, den Unterthа-

nen, einen Regenten hätte gegeben, mit Namen Primislaus. Weil ſie ſich aber über beide, den Namen und Perſon, ſo ihnen ganz unbekannt, entſetzten, fragten ſie Libuſſa, wo dieſer Mann ſich aufhielte? Libuſſa antwortete: es wäre zwar ein Inwohner und Bauersmann, doch ſollten ſie Gott billig danken, der ihnen einen Einwohner und nicht einen Ausländer zum Regenten gegeben, dazu auch das Regiment nicht einer hohen, ſondern geringen Perſon aufgetragen und einer ſolchen, ſo durch das Loos könnte weiſſagen. Da ſie nun denſelben bald wollten anſichtig werden, ſollten ſie zum ſchleunigſten ihre Geſandten abfertigen und ihn als ihren Fürſten und Herrn annehmen und auf das Schloß Wiſcherad führen laſſen.

Deswegen erwählten ſie zehn fürnehme Männer und als dieſelben zu Libuſſa gebracht wurden, zeigte ſie ihnen ihr ſchimmlicht Roß (Schimmel), ſo geſattelt und mit einer Decke bekleidet war, und befahl, daß die Abgeſandten das Roß von ſich ſelbſt ſollten gehen laſſen, wohin es wollte, und ſollten demſelben nachfolgen und nicht davon weichen, bis ſie zu einem Ackersmann kämen, ſo auf einem eiſernen Tiſche äße. Und wenn ſie ihn würden anſichtig werden, ſollten ſie ihn einen Fürſten heißen, ihm das königliche Prunkkleid und Schuh, welche ſie

ihnen zugleich mitgab, anziehen und ihn auf das Schloß Wiſcherad bringen.

Als die Abgeſandten ſolchen Befehl empfangen hatten, folgeten ſie dem Roſſe nach, im Jahre Chriſti 722 am eilften, oder, wie einige wollen, dreizehnten Mai, wo es hinging. Und indem es faſt in die zehen Meilen Weges über Berg und Thal gangen, wendete es ſich bei dem Waſſer Belin oder Bile, bei einem Dorfe Stadiz, von der Straße, lief alsbald auf den Acker, der erſt des meiſtentheils aufgeriſſen war, ging zu dem Ackersmann daſelbſt, mit Namen Primislaus, neigete ſich vor ihm mit gebogenen Knien und Halſe, gleich als wollte es ihm ſeine Reverenz und Ehrerbietung thun. Der Ackersmann blieb auf ſeiner Pflugſchaar, ſo er umgewendet, ſitzen, aß ſein Brod und Käſe brauchte die Pflugſchaar anſtatt des Tiſches, ſo lange, bis die Abgeſandten der Libuſſa Befehl vollzogen und ihn zu ihrem Fürſten berieſen und ernannten. Darauf ſtand er alsbald auf, nahm ſeine Ruthe, ſo von einer Haſelſtaude gemacht, und neben dem Pfluge lag, ſtipfete damit die Ochſen, daß ſie ſollten gehen, von wannen ſie kommen wären. Wie man ſagt, ſollen die Ochſen verſchwunden, in einen Berg gangen und nicht mehr ſein geſehen worden. Hernach nahm er die Ruthe, ſteckte die in die Erde, welche alsbald zu einer Haſelſtaude ward und drei grüne Zweige

herfür brachte, deren zween alsbald verdorrten, der dritte aber wuchs und ward zu einer großen Haſelſtaude, ſo Früchte brachte.

Als Primislaus ſolch Wunder ſah, wendete er ſich zu den Abgeſandten, ſagte, er müßte Gott gehorſamen, der ihn vom Pfluge zum Fürſtenthume beruſete, doch wollte er gewünſcht haben, daß ſie etwas langſamer kommen wären, daß er den Acker vollends hätte mögen aufreißen; denn ſolcher Geſtalt würde die Macht dieſes Königreichs viel gewaltiger ſein worden, und würde ſein männliches Geſchlecht zu ewigen Zeiten regiert haben. Darauf legte er ſeine alte bäuriſche Kleidung ab, zog das fürſtliche Kleid und die Schuh an, ſo ihm Libuſſa überſendet hatte, ſetzte ſich auf das Roß und zog nach dem Schloß Wiſcherad, ſein ehelich Beilager allda zu halten.

Als er aber ein wenig von dannen kommen und auf der Reiſe war, ſagete er, er hätte ſein Säcklein, in welchem er ſeine Speiſe und ſeine Schuh hatte, vergeſſen mit ſich zu nehmen, bat derowegen, daß irgend einer wieder umkehren wollte und auf dem Acker ihm dieſelben hohlen. Als ſie nun gebracht wurden, fragete der Geſandten einer: warum er doch ſo ſehr nach ſeinem Säcklein und Schuhen verlangete? denn er dieſelben viel lieber hinweg werfen und verbergen, denn jemand ſehen

laſſen ſollte, weil wegen derſelben vielmehr jeder-mann ihn ausſpotten als rühmen würde.

Darauf antwortete er: er würde vielmehr einen Ruhm dadurch erlangen, weil er ſich ſeiner geringen Abkunft nicht ſchämete und ein Gedächtniß derſelben hinter ſich verließe, damit die nachkommenden Fürſten wegen ihrer geringen Abkunft ſich deſto weniger überhöben; denn dies ja ein ſtolzer Herr ſein müſſe, der ſein geringes Herkommen vor Augen ſähe und dennoch prangen und hoffertig ſein wollte.

Der Abgeſandte fragte weiter: was doch das Wunderzeichen mit den Ochſen und der Ruthe bedeutete? Darauf antwortete er: ſolches bedeute ſeine Hoheit und Ehre, zu welcher er erhoben wäre. Die Ruthe aber, aus welcher drei Zweige gewachſen, bedeutete ſeine drei Söhne und gleich wie zween Zweige der Haſel bald verdorret wären, alſo würde er zween Söhne überkommen, aber ſie würden nicht lange im Leben bleiben, der dritte aber würde zu einem Regenten werden und edle Früchte bringen. Und wenn durch der Abgeſandten Zukunft, ſprach er, das Ackeraufreißen nicht wäre verhindert worden, ſondern vollendet, ſo würde ſein männlicher Stamm keine Endſchaft bei den Böhmen gewonnen haben. Nun aber würde derſelbe zwar eine lange Zeit wäh-

ren, doch würde er zuletzt untergehen und verfallen, wenn der Enkel den Großvater rächen würde.

Als die Abgesandten mit Primislaus zu dem Schlosse naheten, eilete ein jeder, damit er dem andern zuvorkäme und Libussa die Zeitung brächte. Es zog ihm auch Libussa entgegen und war bei jedermann große Freude und das herzogliche Beilager wurde gehalten.

18.

W l a s t a.

Unter Libussa's Frauenzimmern aber war eine Jungfrau, mit Namen Wlasta (etliche nennen sie Walaska). Dieselbe hatte einen hohen Geist, war eine rechte Mannin und konnte dazu wahrsagen Derselben hatte Libussa ihre anderen Frauenzimmer auf ihrem Todbette, sammt dem Schlosse Libus, befohlen. Als sie aber das Schloß in ihre Verwaltung genommen, dachte sie höher zu steigen und mehr Gewalt zu überkommen. Derowegen richtete sie, an einem gewissen Tage, ein herrliches Panket auf dem Schlosse an und lud zu ihr etliche Jungfrauen, so ihres Gleichen und recht streitbare Heldinnen waren.

Als sie aber Mahlzeit gehalten und allein waren, redete sie die Jungfrauen an und sprach: es wäre ihr Leid, daß es nun mit ihr und ihnen allen dahin kommen, daß sie nicht mehr das Regiment über die Männer haben und nach der Libussa Tod von den Männern gar unterdrückt sollten werden, gleichsam als wäre mit Libussa alle Mannheit und Tugend der Weiber zugleich untergegangen, so sie doch unter ihnen etliche Weiber sähe, welche die Libussa an Mannheit weit übertrefen. Auch sie selber wolle der Libussa nicht gerne etwas zuvor geben. So nun die einige Libussa so viel können zuwege bringen, wie viel mehr sollte dies nicht können erhalten werden, wenn sie allzumal ein heimliches Fürnehmen wider die Männer machten. So dürften sie sich auch gar nicht vor dem bäurischen Fürsten fürchten; denn er käme vom Dorfe und wendete alle seine Gedanken allein auf den Ackerbau. Sie sollten ihr allein, mit gegebener Hand, Treue zusagen, daß sie die Sachen im Geheim wollten halten, so wollte sie ihnen wohl gut dafür sein, daß sie in kurzem das Regiment über die Männer wieder überkommen würden.

Sie gaben ihr alle die Hände darauf, tranken von einem Gemisch, welches ihnen Wlasta zugerichtet, davon sie den Männern sollten Feind werden und blieben alsbald ihrer viele da und übten

ſich in allerlei Kriegesrüſtungen zu Roß und zu Fuß.

Unterdeß kam dem Primislaus im Schlafe eine Jungfrau vor, welche eine Trinkſchale trug, und dem Primislaus daraus wollte zu trinken geben. Als er dieſelbe nicht nehmen wollte, ſah er, wie die Jungfrau aus derſelben Schale Blut auf die Erde goß und den Männern groß Unglück zauberte. Vor ſolchem Traume erſchrack Primislaus, berief die Fürnehmſten des Landes zu ſich, erinnerte ſie, daß ſie ihrer ſelbſt ſollten wahrnehmen und dem weiblichen Geſchlechte nicht ſo viel einräumen; denn es würde ihnen von den Jungfrauen ein großes Unglück zuſtehen, da dieſelben ſich in allen ritterlichen Wehren, mit Turnieren, Rennen, Stechen, Brechen, Schießen, Jagen und anderen Sachen mehr übeten.

Die Landherren aber verlachten den Fürſten, etliche ſchalten auf ihn, etliche billigten der Jungfrauen Fürnehmen, daß ſie ſich alſo mannlich hielten. Als Wlaſta ſolches vernahm, unterſtund ſie ſich von Tag zu Tag größerer und gräulicherer Händel. Bald that ſie einen Einfall auf dem Felde unter das Vieh, bald beraubte ſie die Wandersleute, bald die Felder und ſendete den Raub auf das Schloß. Solches nahmen die Männer nicht

in Acht, ließen es also hingehen, bis ihnen endlich groſser Unfall daraus entstand.

Denn Wlasta hatte wiederum ein herrliches Mahl auf dem Schlosse zugerichtet, und nicht allein Jungfrauen, sondern auch Eheweiber, welche so gar wohl mit ihren Männern nicht standen, dazu eingeladen. Als sie nun satt gegessen und getrunken, fragete die Wlasta die Beweibten, ob sie lieber frei, oder der Gewalt ihrer Männer unterworfen sein wollten? Da sie aber die Freiheit der Dienstbarkeit vorzogen, hetzte sie dieselben wider ihre Männer an, und als sie nun vermerkte, daß dieselben auf ihre Männer erbittert, offenbarete sie ihren Anschlag und stellete ihnen allen eine Nacht an, in welcher sie ihre Männer, Väter, Brüder und Söhne alle im Schlosse umbringen und hernach alsbald in ihrer Rüstung und mit ihren Rossen auf einen Ort, den sie ihnen nicht weit von Prag ernennete, zusammen kommen sollten. Die Weiber verbrachten diese schändliche That an ihren Männern, wie ihnen befohlen war, kamen in ihrer Rüstung auf das Feld, und nachdem sie das Kriegsheer der Männer, so ihnen nachsetzte, erlegt, belagerten sie den Fürsten auf dem Schlosse Wischehrad, mochten aber dasselbe nicht erobern.

Die Verwandten und Befreundeten der entleibten Männer waren mit ihrer Rüstung zu Pri-

mislaus geflohen und ermahneten denſelben, er ſollte ſolche grauſame und ſchändliche Uebelthat rächen und ſtrafen. Aber Primislaus gab zur Antwort: er würde von Gott erinnert, daß er wider die Weiber jetziger Zeit nichts vornehmen ſollte, und würden auch alle diejenigen umkommen, ſo die Weiber würden bekriegen, derhalben ſollte man auf anderer Zeit Gelegenheiten warten. Hieraus erfolgte nicht allein eine große Verachtung, ſondern entſtand auch ein großer Unwille wider den Fürſten. Die Männer aber ſammelten ein Kriegesvolk, wider des Fürſten Willen, und wollten ſich an den Jungfrauen rächen, doch war ihr Kriegesheer ohne einige Ordnung, hatte auch dazu kein Haupt noch Obriſten. Wlaſta ließ ſich nicht ſchrecken, faſſete ihr in dieſer Noth ein Herz, vermahnete die Ihren, daß ſie nicht wollten kleinmüthig werden; denn es wäre die Zeit und Gelegenheit vorhanden, daß ſie ganz Böhmerland unter ſich bringen könnten; denn die Vornehmſten des ganzen Landes unter ihre Gewalt kommen wären. Dazu hatte Wlaſta eine feine Schlachtordnung gemacht; den erſten Haufen führete Milada, den andern Hedeka, den dritten Suatana, den vierten Radeka. Wlaſta aber beſchloß mit den Ihrigen den ganzen Haufen.

Im erſten Angriff ſtanden die Männer eine gute Weile, da aber der Haufen durch die Roſſe

an der Spitze und den Seiten getrennt ward, wurden die in der Mitten umgeben und erbärmlich erschlagen. Man sagt, daß Wlasta, mit ihrer eigenen Hand, sieben starke Männer umgebracht und durch ihren Sieg eine solche Furcht den Männern eingejagt habe, daß die andern, so noch übrig blieben, mehr dahin gedacht, wie sie einen Anstand erlangen möchten, denn daß sie den Feind aufs Neue anzugreifen gedächten. Gaben auch unterdeß der Wlasta einen Tribut.

Es werden vornehmlich sieben Weiber genannt, so in dieser Schlacht sich männlich erzeigt haben, als: Malada, Nodca, Suatika, Wovasta, Radga, Zastana, Tristana. So wurde auch eine stattliche Beute hinweg gebracht und diejenigen, so sich wohl verdienet, mit Geschenken geehret. Den sieben Weibern aber, welche so ritterlich gekämpfet, wurden güldene Ketten und Armbänder gegeben und Wlasta ward als eine Göttin geehret, so hatten auch die Böhmen wider die Weiber hernach ganz und gar keinen Muth und Herz.

Als aber ein Anstand gemacht wurde, nahm Wlasta die Höhe bei der Muldau, gegen das Schloß Wischerad, ein, befestigte denselben Ort mit einem Graben, Wall und Schanzen, baueten auch bald hernach, als sich mehr Weiber sammelten, daselbst ein Schloß und Festung, auf daß sie daselbst

mit den Jungfrauen ihren Aufenthalt hätte. Solches nannte sie Dievin, etliche nennen es Dievizum, welches so viel heißt, als Jungfrauen-Schloß. Solches that sie darum, damit sie ihr nicht etwa einen Neid auf den Hals lüden, wenn sie es nach ihrem und nicht nach der Jungfrauen Namen nannte.

Dazumal war alles öde und wüst um dasselbe Schloß, und da etwa Aecker zu besäen, nahmen solche die Ackerleute, so den Jungfrauen nicht gut waren, ein, besäeten dieselben und erhielten das Getreide, damit es die Jungfrauen nicht kaufen könnten. Als aber Wlasta sah, daß sie ohne Lebensmittel das Schloß in die Länge nicht würde erhalten können, rieth sie, man sollte vor der Zeit den Anstand brechen, damit sie nicht Hungers sterben dürften.

Derowegen wurde von allen Jungfrauen einhellig beschlossen: man sollte über die Muldau setzen und in die nächsten Scheunen des Fürsten und in sein Vieh einen Einfall thun. Das Getreide ward fast vor des Fürsten Augen mit Gewalt aus den Scheunen genommen, das Vieh wurde von dem Felde weggetrieben und durfte sich der Fürst dawider nicht legen, oder aber auch er wollte, aus besonderem Vorsatz, der Gewalt der Jungfrauen keinen Widerstand thun, weil ihm das Glück noch zur Zeit nicht beistand.

Deshalb unterſtand ſich Wlaſta deſto mehr des Fürſten Freunden zuzuſetzen, verwüſtete ihre Aecker, trieb das Vieh hinweg, brachte die Bauersleute unter ihre Dienſtbarkeit und verwunderte gleich ſich ſelbſt darüber, daß ihr niemand einigen Widerſtand thät.

Nun waren allein etliche beherzte Jünglinge übrig, welche bisweilen den letzten Haufen der Jungfrauen angriffen und denſelben trennten. Dieſen ſtellten Wlaſta auf ſolche Weiſe heimlich nach: ſie befahl, daß man ein Schreiben im Namen der allerſchönſten Jungfrauen, ſo bei ihr waren, an die jungen Geſellen ſollte machen, in welchem der Wlaſta großer Stolz und Uebermuth vermeldet und angezogen würde, deswegen die Jungfrauen das Vorhaben hätten, ſich von ihr heimlich zu wenden und ſich hernach zu verehelichen. Sie gaben auch vor, als ſtünde ihnen allein die einige Wlaſta im Wege, dieſelbe aber könnte leichtlich gefangen genommen oder umgebracht werden, ſo etliche der jungen Geſellen ſich rüſteten und zu beſtimmter Zeit des Nachts vor das Schloß rückten, da ihnen dann daſſelbe, ſammt den Frauen, ſollte übergeben werden.

Als die Jünglinge ſolch Schreiben verleſen und durch die Liebe gegen die Jungfrauen bethört wa-

ren, kamen ihrer viele auf die beſtimmte Nacht zuſammen und wurden unverletzt bis in den Vorhof des Schloſſes eingelaſſen. Als ſie aber weiter hinein drangen, wurden ihrer etliche die Brücken hinunter geworfen, ihrer etliche hinter dem Vorhofe umgebracht und alle alſo getödtet, und konnte ſich doch keiner, wegen der finſtern Nacht, rächen. Als es Tag wurde, ward dieſe Zeitung zuerſt vor den Stiradius, einen aus den Vornehmſten in Böhmen, der bei dem Fürſten in großem Anſehen und Gnaden war, gebracht, darüber er ſich denn zum heftigſten entſetzte, eilends zum Fürſten in das Zimmer lief und ihn mit Wehmuth anredete: was er doch noch in die Länge verziehen wollte, daß er ſich nicht den erbärmlichen Mord der Männer und das Blutbad ſo vieler Jünglinge wollte bewegen laſſen. Er ſollte doch bedenken, an welchem Orte, an welcher Stelle er wäre, was er für ein Amt auf ſich hätte; nicht, daß er allda ſitzen und wahrſagen ſollte, ſondern daß er ihnen mit Rath und That ſollte zu Hülfe kommen und ſolche ſchreckliche, begangene Miſſethat ſtrafen. Wofern er ſolches jetzt nicht thäte und ließe ſich vergeblich aufmahnen, ſollte er wiſſen, daß er von denjenigen, die er jetzt verließe, wiederum ſollte verlaſſen werden.

Als Stiradius ſolches geſagt, wollte er hinweg gehen. Der Fürſt aber hielt und bat ihn,

daß er ſich doch nicht ſelbſt ein Unglück wollte bereiten und dem Glücke widerſtreben, ſondern ſollte vielmehr warten, bis daſſelbe wiederum bei ihnen ſtehen würde. Er aber bat den Fürſten wiederum, daß er das Wahrſagen unterlaſſen, ſein ſelbſt eigen Heil und der Seinen Wohlfahrt in Acht nehmen wollte.

Wlaſta hatte ihre heimlichen Kundſchafter bei des Fürſten Hofe und als ſie vernommen, wie Stiradius ſo übel gegen ſie geſinnet, trachtete ſie auf Mittel und Wege, wie ſie ihn mit Gewalt oder Liſt möchte um's Leben bringen. Deswegen band ſie in dem nächſten Walde, durch den Stiradius reiſen ſollte, eine ſchöne Jungfrau, mit Namen Sarka, mit Händen und Füßen an einen Baum, ſetzte neben ſie ein Näpfel mit Meth, hing neben ſie ein Jägerhorn und vermeldete ihr, wie ſie ſich gegen Stiradius erzeigen ſollte. Die anderen Jungfrauen blieben heimlich in dem Hinterhalt. Als aber Stiradius auf die Jagd zog, oder, wie andere wollen, zu Vergleichung etlicher ſtreitiger Sachen verreiſete und in den Wald kam, wie er denn daſelbſt oft vorüber zu reiſen pflegte, hub Sarka mit halber Stimme an zu klagen und zu winſeln, ſchrie und bat um Hülfe und Rettung. Der Diener einer ritt aus der Straße, zu beſehen, was es für eine Gelegenheit, kam wieder und vermeldete, wie daß eine ſchöne Jungfrau allda an einen Baum gebunden wäre.

Darum ritt Stiradius selbst hin und als er sah, wie die Jungfrau angebunden, fragete er: wer sie angebunden hätte und was die Ursache wäre? Darauf antwortete Sarka mit weinenden Augen: wie Wlasta und ihr Anhang diesen Frevel begangen; denn, weil sie nicht in ihre Tyrannei und böse Thaten verwilligen, so sie an den Männern begangen, und sich heimlich von ihr entbrechen wollen, wär: sie über ihrem Vornehmen verrathen worden und deshalb hätte sie Wlasta an diesen Baum gebunden und sie mit Pfeilen zu Tode schießen wollen. Aber als schon ihrer etliche ihre Bogen gespannt und auf sie gezielet, hätten sie das Jauchzen und Bellen seiner Hunde, auch das Getümmel und Gewieher seiner Rosse gehört, hätten deswegen alsbald die Flucht gegeben und in großer Eile diese Flasche und das Jägerhorn, so an dem Baume hinge, mit sich zu nehmen vergessen. Darum bäte sie ihn ganz fleißig, er wollte sich ihrer erbarmen, sie los machen und ihren Aeltern wieder überantworten, oder, da sie das nicht bei ihm erhalten möchte, sollte er sie eher ums Leben bringen, denn an diesem Aste lebendig angebunden lassen. Nach seinem Verreisen würden doch die Jungfrauen kommen, und sie schändlich ums Leben bringen, darum sie lieber vor seinen Augen sterben wollte.

Stiradius ward durch dieſe Rede und der Jungfrau Wehklagen bewogen, daß er abſtieg und die Jungfrau mit ſeinen Händen los machte. Alsbald fiel Sarka auf die Erde nieder, gleichſam als geriethe ſie in eine Ohnmacht, that doch, als ermannete ſie ſich wiederum, forderte die Flaſche, als wollte ſie ſich durch den Meth ein wenig erquicken, und that, als wenn ſie ſolchen dem Stiradius zutränke, der mit ſonderem Fleiße vergiftet und bezaubert war. Da aber Stiradius ihr Beſcheid that, blies ſie unterdeß das Horn und gab alſo ein Zeichen von ihr. Alsbald fiel Wlaſta mit den andern Jungfrauen aus dem heimlichen Hinterhalt herfür, brachten einen Theil der Gefährten des Stiradius um, den andern Theil aber ſchlugen ſie in die Flucht. Hernach überfielen ſie Stiradius, der, durch den vergifteten und bezauberten Trank, beider, ſeiner Sinne und ſeiner Leibeskräfte, ganz und gar beraubt war, nahmen ihn gefangen, banden ihn mit Ketten, räderten ihn und ſetzten ihn vor das Schloß Wiſcherad, indem der Fürſt heraus ſah, damit ihm ſolches deſto mehr ſollte zu Herzen gehen. Der Wald, in welchem Stiradius gefangen, wird noch heute von dieſer Jungfrau Sarka genannt. Man ſagt, da Stiradius gefangen genommen worden, daß man in dem ganzen Walde ein großes Gelächter gehört habe, ſonder Zweifel, daß die

böſen Geiſter dieſes Spiels und dieſer Mißhandlung ſich gefreut haben.

Als die Weiber ſolcher Weiſe das Regiment überkamen, nahmen ſie ihnen Männer, und nachdem ſie mit denſelben Kinder erhalten, machten ſie ein Geſetz, daß man allen Knaben an der rechten Hand ſollte die Daumen abhauen und ihnen das rechte Auge ausgraben, auf daß, wenn ſie zu ihrem männlichen Alter kämen, ſie ſich mit dem Schwerdte nicht wohl wehren, auch nicht aus dem Bogen ſchießen könnten. Solches trieben ſie eine gute Zeit und ward das Böhmerland ſieben Jahr mit dieſem Unfall geplaget.

Endlich ward, aus Anregung und Bedräuung des Volks, und daß es nun die rechte Zeit war, Primislaus bewogen, daß er auf Mittel trachtete, wie Wlaſta mit gleicher Münze bezahlet und ihr ſolche Uebelthat möchte vergolten werden. Er vermahnete das Volk, es ſollte noch wenige Tage Geduld haben. Mittlerweile fertigte er eine Botſchaft an Wlaſta ab und ließ auf ein ſicher Geleite Milada, die um alle Anſchläge der Wlaſta wußte, zu ſich fordern. Durch dieſelbe zeigte er der Wlaſta an, wie daß, ohne ſeinen Willen und Geheiß, die Vornehmſten des Landes ſie gedächten zu bekriegen, wie er auch ein ſonderlich Wohlgefallen an der vorigen Männer Untergang habe; er hätte ſie auch ſo

lieb, als ſeine eigene Tochter, und gönnete ihr vor allen andern das Fürſtenthum, weil ſie ſeiner Gemahlin Dienerin geweſen. So wäre er auch in dieſem Alter zum Regiment faſt ungeſchickt und möchte ſeinem unmündigen Sohne daſſelbe nicht vertraut werden, deswegen hätte er ſich einen Ort auf ſeinem Gute, da er zuvor geweſen, ausgeſehen, wo er in guter Ruhe und in Frieden ſein Leben zubringen wollte. So hätte er nun bei ſich beſchloſſen, daß er das Schloß Wiſcherad, welches der Hauptſitz in Böhmen wäre, aus freiem Willen der Wlaſta übergeben wolle, Zweifels ohne, Wlaſta würde ſolcher Wohlthat eingedenk ſein, ihn, als einen alten Mann, mit ſeinem Sohne vor aller Gewalt und Unrecht ſchützen und dem Sohne ein Stück Landes einräumen, welches ſie wollte.

Milada lobte und billigte den Vorſchlag des Fürſten, eilete zu ihrer Frauen, damit ſie ihr dieſe fröhliche Zeitung zu wiſſen thäte und ſie vermahnete, ſolche Gelegenheit nicht auszuſchlagen. Wlaſta ließ ſich ſolches Vornehmen gefallen und befahl, daß ſie daſſelbe vollzöge, auch folgendes Tages alsbald zu Primislaus mit mehrern Frauen zöge und von ihm das Schloß Wiſcherad in ihre Verwahrung nähme, ihm auch zuſagte, daß Wlaſta den Primislaus für ihren Vater halten, und ſeinen Sohn als ihren eigenen Bruder in Acht nehmen wollte.

Milada kam mit einem ſtattlichen Frauenzimmer wieder auf das Schloß Wiſcherad, richtete der Wlaſta Befehl aus und bat, daß man ihr das Schloß übergeben wollte. Darauf bat Primislaus die Milada ganz freundlich, ehe daß er ihr das Schloß überreichte, daß ſie zuvor, mit dem ganzen Frauenzimmer, mit ihm zu Mittag eſſen wollte. Als er ſolches erlangt, machte er ſich fröhlich unter der Mahlzeit, bis ſo lange, daß er vermeinete, genugſame Gelegenheit vorhanden, ſein Vornehmen ins Werk zu ſetzen.

Darum ſtand er vom Tiſche auf, ſtellete ſich, als blutete ihm die Naſe und wollte das Blut hemmen, gab daneben den Gewappneten ein Zeichen, daß ſie heimlich einen Einfall thun, die Jungfrauen umbringen und von der Höhe hinunter ſtürzen ſollten. Alſo wurden alle Jungfrauen ums Leben gebracht, ausgenommen eine, ſo im Stalle bei den Roſſen gelaſſen, und bald, in dem erſten Lärmen, davon kommen war. Sonſt wurden die andern alle ihrer Kriegesrüſtung beraubet und entweder zu den Fenſtern hinausgeſtürzt, oder aber erſtochen.

Die Magd, ſo entflohen, brachte der Wlaſta alsbald dieſe traurige Zeitung. Dieſelbe forderte eilend ihre Rüſtung und ein Roß, gab auch Befehl, daß ſich die übrigen Jungfrauen rüſten und, wo es

am füglichſten, über die Muldau ſetzen ſollten. Indem ſie aber bis zu dem Rade kamen, mit welchem Stiradius kurz zuvor gerädert, fiel alsbald ein Haufen Männer aus dem Schloſſe, welche mit dergleichen Rüſtung wie die Jungfrauen, ſo erſchlagen, angethan waren, daß Wlaſta auch im erſten Anſehen zweifelte, ob die Magd recht von der Jungfrauen Todſchlag berichtet hätte. Aber bald merkte ſie den Betrug, daß ſich die Männer in ihre Rüſtung angeſchickt hätten. Deshalb ſtritt ſie wider dieſelben ganz männlich, wie zuvor.

Aber die Männer waren ihr überlegen; ſie hätten ſie gerne lebendig überkommen, welches doch unmöglich, weil ſie ſo beherzt und durſtig war. Deshalb wurde ſie endlich erſchlagen, am 14 Mai des Jahres 743. Die Männer zogen nach dem Schloſſe Diewin, nahmen daſſelbe ein, und brachten alles, was weiblichen Geſchlechts war, darin um. Wlaſta aber blieb unbegraben liegen und wurde von den Beſtien und Vögeln gefreſſen. Alſo befreiten ſich die Böhmen von dem Regimente der Weiber.

19.

Das Roß des Horymirz.

Etliche aus dem Volke kamen 846 zu dem Herzoge Krzesomyſl und hielten ihm den großen Mangel des Brodes vor, welcher in dieſem Lande von nirgends anders, als von den Bergleuten, die den Ackerbau verlaſſen, herkomme. Sie baten den Herzog, er wolle alle Bergleute von dieſer Arbeit, und beſonders um Przibram, die Eule, Piſak und Schittenhof, abzuſtehen befehlen. Der Herzog hörte ſeiner Unterthanen Bitte an und ſagete ihnen zu, er wolle ſolches thun. Aber nach ihrem Abzuge erwog er, daß dieſer Mangel des Brodes ſeiner Perſon unſchädlich und der Hunger ihm wenig angehe. Und dieweil er ſich die große Begierde des Goldes und Silbers einnehmen ließ, ſtellte er dieſe Bitte in Vergeſſenheit. Seine Unterthanen aber ſahen täglich auf, wenn dann der Herzog ſeine Zuſage erfüllen wollte, und verlangte ſie darnach nicht wenig, beſonders den Horymirz, der ein ſehr beherzter und verſtändiger Mann war. Dieſer hatte ſeinen Wohnſitz zwiſchen der Stadt Beraun und Przibram, unter dem Gebirge Auſani genannt, auf einem Schloſſe, mit Namen Neumietel, welcher es am mehrſten in Acht nahm, damit dem Mangel

des Brodes vorgekommen und der Bergarbeit gesteuert werden möchte.

Als nun die Bergleute im Jahre 847 solches, was im vergangenen Jahre auf Wischerad gehandelt und besonders, daß der Horymirz Neumietelsky der größte Ursacher wäre, daß man in den Gold- und Silberbergwerken nicht arbeiten sollte, vernommen, faßten sie einen großen Neid auf ihn und kamen in Frühlingszeit zusammen, Rath unter einander nehmend, wie sie sich an ihm rächen möchten. Ein Theil wollte, man sollte ihn erschlagen, und die andern riethen, man sollte ihm so lange Brod in den Mund stopfen, bis man ihn erwürgete. Nach langer Disputazion wurden sie einig, daß sie ihn, bei nächtlicher Weile, überziehen und gefangen nehmen wollten. Dem Horymirz, der sich auch nach mancherlei Träumen und Bedeutungen zu richten wußte, war dieser Handel und ihr Vornehmen unverborgen.

Und als er von ferne gesehen, daß sich eine große Anzahl der Bergleute zu seinem Schlosse naheten, da saß er auf sein überaus geschwindes Roß, das er Schemick nannte, und entritt. Da sie sahen, daß Horymirz die Flucht gab, eileten sie zu seinem Hofe zu, zerrissen die Getreideschober und was sie fortbringen konnten, das trugen sie davon, das andere aber zündeten sie mit Feuer an und spra-

chen: „dieweil ſich Horymirz des Hungers beſorgt hat, ſo mag er denſelben leiden.“ Und als ſie hinweg waren, kam Horymirz wieder und trachtete Tag und Nacht darauf, wie er ſich an den Bergleuten rächen möchte.

Und als er ſeine Zeit erſah, ſaß er, bei der Nacht, auf ſein Roß Schemick, ritt eilends gen Przibram und zündete den Bergleuten ihre Hütten an und die er antraf, erſchlug er mit dem Schwerdt. Er verſtürzte ihnen auch, mit ſeinen Gehülfen den Nachtgeiſtern, ihre Schächte und ritt noch dieſelbe Nacht zum Herzog und geſtellte ſich vor ihm mit dem frühſten, als wenn er nichts um die Sache wüßte. Die Bergleute ſchickten alsbald Kläger zum Herzoge, daß er ein Volk gegen Neumietel abfertigen und den Horymirz wollte fahen laſſen. Der Herzog ſah den Horymirz, welcher vor ihm ſtand, an und fragte ihn: warum er einen ſolchen Schaden und ſeinem Herrn dieſen Verdruß muthwilliger Weiſe thun dürfen? Er antwortete: „ehrenreicher Fürſt, iſt doch dies, deſſen mich dieſe anklagen, der Wahrheit ungemäß, nehmlich, daß ich in jener Nacht, als vorgeſtern, zwiſchen Przibram und Laß etliche Perſonen ſollte ermordet haben. Wie wäre mir dies möglich allein zu vollbringen? Zum andern, daß ich viel Silberbergwerke und Schächte mit großen Steinen ſollte verſtürzt und verwüſtet haben. Lieber,

bedenk', ob ich auch dieſes, für meine Perſon, in einer Nacht hätte zuwege bringen können? Und überdies alles haſt du mich des Morgens früh, als ſolches in der Nacht zuvor ſoll geſchehen ſein, allhier auf dem Wiſcherad vor dir geſehen. Deshalben bitte ich, du wolleſt es bewegen, ob dieſes, was ſie alſo von mir ſagen, die Wahrheit ſei."

Der Herzog Krzeſomyſl ward, von wegen der Bergſchächte und des ergangenen Schadens, ſehr betrübt, ließ den Horymirz in ein Gewölbe verſchließen, die älteſten Wladyken erfordern und klagte ihnen, was ſich zugetragen hatte. Mittlerweile kam eine große Menge der Bergleute und Fundgrübener, denen der Schaden zugeſtanden, und ruften den Herzog um Rache an. Der Herzog ſetzte ſich mit den Edelen nieder und hörte den Handel und die Anklage ordentlich. Der Horymirz, welcher entgegen ſtand, gab darauf ſeine Antwort und entſchuldigte ſich, wie zuvor. Der Herzog ſtand in Zweifel und die Wladyken hörten ſolches, was ſich mit Verwüſtung der Bergwerke zugetragen, ſehr gerne Aber die Bergleute ſchrien, riefen um Rache und baten den Herzog, daß er den Mörder, Mordbrenner und Verwüſter des fürſtlichen Schatzes, vermöge der vorigen fürſtlichen Ordnung, mit Feuer verbrennen laſſen wollte. Die Wladyken verwendeten ſich mit allem Fleiß, bittend, ſintemal die Klage auf ihn nicht

erwieſen, der Herzog wolle ihn beim Leben erhalten.

Der Herzog, den der Geitz beſeſſen, und der mehr das Bergwerk als die Erſchlagenen beklagte, ſprach dies Urtheil: „Dieweil der Horymirz von vielen angeklagt und ihrer viele, die ihn bei dem Handel, da er gemordet und gebrannt, geſehen, Zeugniß geben, ſo ſoll er ſterben. Nachdem er aber mir mit Feuer einen Schaden zugefügt, ſolches will ich ihm vergeben, alſo, daß er nicht verbrannt werde. Allein von wegen des Mordens, ſo er ſich mit ſeinem Schwerdte auf dem Bergwerke eingelaſſen, mit demſelben ſoll ihm der Kopf abgeſchlagen werden.“ Als der Horymirz vernommen, daß er verurtheilt und ſterben ſollte, redete er vor dem Herzog und den Wladyken alſo: „ehrenreicher Fürſt, nun ſehe ich wohl, daß ich von dir zum Tode verurtheilt bin, aber ich hoffe, die Götter werden anders urtheilen. Und dieweil ich ja nicht länger leben ſoll, ſo bitte ich doch, du wolleſt mir vergönnen, daß ich, ehe dann ich ſterbe, mich auf mein liebes Roß ſetzen und es in dieſem Schloſſe ein wenig tummeln möge; und alsdann verfahre mit mir nach deinem Gefallen.“

Der Herzog lachte zu dieſem, befahl, man ſollte das Schloßthor mit allem Fleiß verriegeln und mit Wächtern beſetzen und erlaubte dem Horymirz,

daß er ſein Roß ſatteln, ſich darauf ſetzen, ſein Schwerdt angürten und vor ſeinem Ende kurzweilen möchte. Horymirz ging in den Stall und redete etwas mit ſeinem Roſſe, wie denn die Stallknechte nachher Bericht gaben, ſattelte daſſelbe, führete es hinaus, ſetzete ſich darauf und jauchzete. Das Roß fing an zu ſpringen und ſich munter zu tummeln. Der Herzog ſah mit den Wladyken zum Fenſter hinaus und verwunderte ſich ſehr darüber. Als er nun zum andernmale jauchzete, ſprang das Roß mit ihm von einem Schloßthore bis zum anderen. Zum drittenmale jauchzete er und ſprach: „nun wohlan, Schemick, Hui! in die Höhe.“ Und das Roß antwortete: „Herr, halt' dich an.“ Und ſprang hiermit über alle des Schloſſes Mauern, bis hinüber auf die andere Seite der Muldau.

Der Herzog ſah mit den Wladyken hinnach und wurde gewahr, daß der Horymirz mit ſeinem Roſſe nach dem Schloſſe Rodotin eilen thät. Nach ſolchem Wunder baten die Wladyken alleſammt, ſowohl als die Diener, die gegenwärtig waren, den Herzogen, daß er dem Horymirz ſeine Verbrechung zu Gnaden wenden wolle. Der Herzog ſandte ihm nach gen Neumietel, ließ ihm ſagen, daß er ſicher zu ihm kommen ſollte, es wäre ihm alle ſeine Schuld vergeben. Horymirz kam zum Herzoge, demüthigte ſich und zeigte ihm alles an, was er den Bergleuten zu

Przibram zugefügt, auch aus was Urſachen ſolches geſchehen. Der Herzog fragte: wo ſein Roß wäre? Er antwortete: „gnädiger Herr, es ſteht daheim, und iſt ſehr traurig; denn es ihm, mit dem unermeßlichen Sprunge, einen großen Schaden zugefügt hat. Deswegen will ich heimreiten, daß ich's warte.“

Und als er heim kam, zeigte ihm ſein Roß an, es könnte nicht länger leben. Bat ihn daneben, er ſollte es, wenn es geſtorben, die wilden Thiere und Vögel nicht freſſen, ſondern vor ſeines Hofs Thore begraben laſſen. Welches iſt auch geſchehen.

20.

Die verrätheriſchen Weiberohren.

Im Frühling 869 befahl Wlatislaw, Herzog zu Sotz, allem ſeinem Volke, in guter Bereitſchaft zu ſitzen, und ſobald er ihnen aufgebieten würde, daß ſie ſich auf dem Felde Lotzdiechow verſammelu und von dannen, dahin es die Noth erfordern würde, rücken ſollten. Sandte demnach ſeine Boten zu dem Neklan, dem Sohne des Krzeſomyſl, mit Vermeldung, ſeiner den 10. Mai auf dem Felde, welches Turske Pohle genannt, zu warten. Der viel mehr andächtige, denn beherzte Neklan, ſobald er dieſen

Gesandten ersah, und seine Botschaft vernahm, erschrack ganz unmäßig. Doch ließ er dem Wlatislaw, aus Anregung seiner Räthe, wieder sagen: „er sollte nur kommen, er wollte ihm selber mit seinem Schwerdte den Kopf abhauen.“

Des anderen Tages erforderte Neklan alle Edelleute, Bürger und Bauern und geboth ihnen, daß sie alle bereit sein sollten; da rüsteten sie sich sämmtlich in ihre Pechwämsier und Pickelhauben, mit Schwerdtern, Schilden, Bögen, Pfeilen und anderer Rüstung aufs zierlichste und lagerten sich den 8. Mai auf der Ebene, über dem Orte Brusky genannt. Und sie sagten allesammt dem Herzoge zu, daß sie sich standhaftig und männlich wehren wollten. Eben desselben Tages lagerte sich Wlatislaus mit seinem Hausen bei der abgebrannten Stadt Budecz. An dem Morgen stieg er auf einen hohen Ort, hielt in seiner Hand ein bloßes Schwerdt und ermahnete sein Volk mit diesen Worten:

„Nun wohlan, ihr, liebe Ritter und streitbare Kriegsleute. Ihr wisset wohl, daß wir diesem verzagten Volke nunmehr zu etlichenmalen obgesiegt und unsere Schwerdter mit ihrem Blute gefärbt haben. Deshalb streitet männlich; denn ihr sollet diese Tage den Sieg erlangen. Ich weiß gewißlich, daß die Götter mit diesem Volke zürnen und der Gott Mars hat uns nicht allein die Gnade,

sondern auch Hülfe und Beistand zugesagt. O! hättet ihr nicht allein diese Habichte, Sperber, Falken und Raben, sondern auch Trappen, Adler und Greifen mit euch genommen, daß ihr sie mit unserer Feinde Fleisch hättet speisen können. Ich schwöre heutiges Tages, durch des Gottes Mars Würdigkeit und durch dieses Schwerdt, so ich in meiner Hand halte, daß, sobald ich werde obgesiegt haben, ich aus dem männlichen Geschlechte nicht einen will leben lassen, es müssen mir auch die Kinder herhalten. Ich will den Müttern, anstatt ihrer Kinder, die jungen Hunde an ihre Brüste legen und die Erschlagenen unbegraben liegen lassen, damit die Hunde von ihrem Fleische ersättiget werden. Und will also die bösen und unnützen Nachbaren zu Grund ausrotten und euch mit ihrem Golde und Silber reich machen, welches euch morgen um diese Stunde soll wahrgemacht werden.“

Zu der Zeit war in dem Sotzer Herzogthum ein Weib, dieselbe hatte einen Stiefsohn, mit Namen Straba. Als derselbe auch in den Streit ziehen sollte, rufte sie ihn beiseits und redete mit ihm heimlich also: „Straba, mein lieber Sohn, wiewohl den Stiefmüttern nicht angeboren, daß sie den Stiefkindern Gutes thun, aber dieweil ich meinen frommen Mann, deinen Vater, im Gedächtniß habe, so will ich dir diese Warnung geben.

Wirſt du nun meinem Rathe folgen, ſo bleibſt du gewißlich beim Leben und kommſt in dieſem Streit nicht um. Ich ſage dir vertraulich, daß die Präger den Sieg erlangen werden und die Unſeren werden alleſammt ermordet, es käme denn jemand Geringes davon. Deswegen, welchen du in dieſem Streit zum erſten antreffen wirſt, ſo gieb ihm mit deinem Schwerdte einen ſtarken Schlag oder Stich. Alsdann wird er vom Roſſe fallen, ſpring du auch behende hinunter, ſchneide ihm beide Ohren ab und ſtecke ſie in deine Taſche. Mache nachmals mit deinem Schwerdte, vor deines Roſſes vorderen Füßen, ein Kreuz, ſitze behend wieder auf, eile davon und ſiehe dich nicht um, obgleich noch ein größer Getümmel hinter dir wäre. Alſo wirſt du, wenn die andern faſt alle erſchlagen ſind, mit Noth davon kommen; denn die Götter, ſo euch hingeleiten, werden ſich im Streite von euch zu euren Feinden wenden.“ Straba, als einer, der da wohl wußte, daß ſeine Stiefmutter allerlei Zauberei voll war, ſagte zu: er wolle ihrem Rathe folgen.

Neklan, der Herzog zu Prag, der, wie oben gemeldet, übermäßig verzagte Herr, berief den Stier von Cheinow, einen ſehr beherzten und kriegserfahrnen Mann und vertrauete ihm heimlicher Weiſe ſeines Herzens Blödigkeit und bat ihn, er ſollte ſeinen blanken Harniſch anlegen und an ſeiner

ſtatt des Volkes Führer ſein. Da fragte der Stier den Herzog: was er ihm für ſeine Mühe und Leibesgefahr geben wolle? Der Herzog antwortete und ſagte zu ihm: was er Billiges begehren würde, daſſelbe ſollte ihm werden. Da ſprach der Stier: „Wenn ich wieder komme, was ich alsdann verdient habe, daſſelbe wirſt du mir widerfahren laſſen. Werde ich aber an deiner Stelle daſelbſt umkommen, ſo bitte ich, du wolleſt mir ein Grab an derſelben Höhe machen laſſen, da man Cheinow erſehen kann.“ Der Herzog verſprach ihm ſolches.

Da nahm der Stier die fürſtliche Rüſtung an ſich, ſaß auf des Herzogen köſtliches Roß, und ritt mit etlichen vom Adel von Wiſcherad bis auf die Bruska. Damals brachen der Prager Haufen auf und zogen dem Stier, ihrem Führer, nach und er vor ihnen hin mit fröhlichem Gemüthe. Und als ſie an das Waſſer kommen, da ſtund ein Weib auf einem großen Felſen, und rufte mit hoher Stimme alſo: „folget meinem Rathe, ſo werdet ihr einem großen Ungemach entgehen können; denn, wollt ihr den Sieg erlangen, ſo müßt ihr der Götter Willen erfüllen. Derowegen ſchlachtet den Göttern eine Eſelin, alſo werdet ihr den Göttern ein angenehmes Opfer verbracht haben. Denn der oberſte Jupiter und Mars, desgleichen ſeine Mutter Ceres

und Bellona mir dieſes auch zu melden befohlen haben!“

Alſobald tödteten ſie eine Eſelin, zerhieben dieſelbe auf viele tauſend Stücklein, und ein jeder Kriegsmann aß einen Biſſen davon. Sobald ſolches geſchehen, empfanden ſie an ihnen eine ungewöhnliche Mannheit, zogen alſo ſämmtlich, mit fröhlichem Gemüthe, an den gelegenſten Ort, lagerten ſich bei Turske auf eine Höhe, beſtellten auch die Wacht und waren daſelbſt die ganze Nacht fröhlich und guter Dinge. Auf den Morgen, ehe dann die Sonne aufging, ließen ſich des Wlatislaw Haufen ſehen, lagerten ſich an einem niedrigen Ort, ſchickten ſich auch alsbald wider die Prager zur Schlacht und erzeigten ſich in ihrer Rüſtung ſehr zierlich.

Der Stier that an die Seinen eine kurze Vermahnung und ſprach: „Meine allerliebſten Brüder, ſehet, wie ſtolz und übermüthig ſich jene wider uns bereitet haben, denn ſie gedenken, wegen ihrer Hoffahrt, mit uns zu fechten. Wir aber wollen mit ihnen, von unſeres Vaterlandes und Lebens wegen, dieſelben beide zu erhalten, ſtreiten. Deshalb ermuntert euch und ſeid Männer; denn ihr die Götter, welche euch zuvor ungnädig geweſen, euch mit dem, womit ſie geſtillet ſein wollten, geneigt und gnädig gemacht habet. Werdet ihr euch als die Männer erzeigen, ſo wird euch dieſelbe Mann-

heit nicht anders sein, als eine Mauer; denn die Götter stehen den Starken und Kühnen bei, die Verzagten aber pflegt die Furcht zu plagen. Werdet ihr fliehen, so entfliehet ihr gewißlich dem Tode nicht, sondern müßt denselben gedoppelt empfinden. Der eine Tod wird sein, wenn ihr eure Kinder vor eurem Angesichte werdet sehen ermorden, dann, wie sie zu den Brüsten euerer Weiber junge Hunde, wie sie sich vermessen, legen werden, welches euch ein überschmerzlicher Tod sein wird. Und endlich werden sie es mit euch, als den Verzagten, gut machen haben. Aber diesem zuvorzukommen, wollen wir lieber allen Fleiß anwenden, und sie allesammt, bis auf einen Mann, todt schlagen. Solches wird uns Ehre, Freude und Ruhm bringen. Ich weiß es gewißlich, daß wir heute das Sotzer Herzogthum erlangen."

Wlatislaw aber rückte mit seinem Volke stracks wider die Prager. Und als er gesehen, daß sie sich von der Stelle nicht verwendeten, hieß er die Seinen ein wenig stille halten, stellte sich vor ihnen, als hätte er mit den Feinden ein Mitleiden. Und damit er seines Volkes Mannheit ermunterte, sprach er: „o ihr armen Leute und verzagten Herzen, diese Höhe, die ihr aus Furcht eingenommen habt, wird euch gar wenig helfen." Wandte sich hiermit zu den Seinen und sagte: „seht ihr nun,

daß sie uns in der Ebene nicht begegnen dürfen? Schauet doch, mich bedünkt, sie wollen allbereit die Flucht geben, und sobald wir nur etwas näher an sie kommen, werden wir mit niemand zu treffen haben. Ich glaube, sie haben sich daselbst mit den Füßen angebunden. Werden sie nun unserer erwarten, so schlaget sie nicht mit den Schwerdtern, sondern tretet sie allein mit Füßen, gleich wie eine Stoppel, damit ihr weder euch selbst, noch eure Schwerdter und Pfeile, mit dieses verzagten Volkes Blute nicht verunreiniget. Nun lasset eure Vögel, die ihr habt, fliegen, mit diesen wollen wir sie vollends zu Tode schrecken."

Und als sie dieses thaten, da wurde von den Vögeln der Sonnenschein nicht anders, wie von einer dunkeln Wolke verfinstert. Nachdem dies der unerschrockene Stier gesehen, sprach er: „meine liebe Ritter, ich weiß es gewißlich, daß ihr siegen werdet. Und im Falle es sich begäbe, daß ich auf der Wahlstatt sterben müßte, so bitte ich, lasset mich auf dieser Höhe begraben und machet mir ein Grab, welches eine lange Zeit währen kann zum Gedächtniß; denn ich heute allhier viel Sotzer tödten und den Wlatislaus, ihren Herzog, vor euren Augen mit meinem Schwerdte erlegen muß."

Mittlerweile kamen sie gar nahe an einander. Und als der Stier die Gelegenheit ersah, schrie er

die Seinen an und sprach: „nun ihr, meine Lieben, schlaget nun getrost drein.“ Sprengte hiermit unter den Feind. Die Prager folgten ihm nach, nicht anders, wie Bienen ihrer Weisel nachzufliegen pflegen. Also sprengten sie die Sotzer von der Höhe an und schlugen alles darnieder, was ihnen unter die Hände kam. Der Stier arbeitete mit seinem Schwerdte nicht anders, als wenn einer mit der Sense Gras hiebe; also kehrte er dem Feind den Staub von den Köpfen, daß ihnen das Gesicht und das Gehör verging.

Die Schlacht währete lange und der Sieg wankte von einer Seite auf die andere. Da hörete man von dem Volke ein Geschrei, ein Geklirre von Schwerdtern und ein Getümmel der Rosse. Und unter dem Haufen der schönsten Reisigen und gewappnetsten Kriegsleute ersahe der Stier einen Mann, von schöner Gestalt, in einem zierlichen Harnisch, welcher einen vergüldeten Helm auf seinem Haupte hatte und auf den die andern Achtung gaben. Verstund derhalben wohl, daß es der Wlatislaw sein müßte und gedacht' ihm beizukommen. Aber seine Ritterschaft beschützte ihn dermaßen, daß der Stier wohl in zweien Stunden nicht zu ihm kommen konnte. Mittlerweile aber, ehe denn er sich zu ihm arbeitete, mußten in die hundert Sotzer von seinem guten Schwerdte niederfallen; dennoch

entwich der Wlatislaw vor dem Stier und verbarg ſich hinter die andern. Da ſchrie ihn der Stier an und ſprach: „ich ſehe dich gar wohl, du blutgieriger Tyrann, du biſt derſelbe, der du deine Vögel mit unſerem Fleiſche haſt ſpeiſen wollen. Du ſollſt kurz erfahren, daß du deinen Vögeln ſelbſt zur Speiſe werden mußt; ich will bald mein Schwerdt mit deinem Blute tränken und die fliegenden Vögel mit deinem Fleiſche ſpeiſen.“

Drang alſo auf ihn zu, hieb ihm ſeinen Schild entzwei und in dem andern Streich ſpaltete er ihm den Kopf, ſammt dem Helm, von einander, daß er von dem Roß auf die Erden todt nieder fiel. Bald machten ſich viele der Sotzer über den Stier, hieben, ſtachen und ſchoſſen auf ihn los und fügten ihm viel Schaden zu. Die Prager retteten ihn auf's beſte, aber ſie ſchaften wenig. An dieſem Orte lag ein großer Haufen der Ermordeten, auf dieſelben fiel der Stier auch nieder und ſtarb. Wer ihn aber tödlich verwundet hatte, kann niemand eigentlich wiſſen. Alſo blieb des Neklans Volk viel auf der Wahlſtatt, von des Wlatislaus ſind ihrer wenige entkommen.

Der erſte aus den Flüchtlingen iſt der obgedachte Straba geweſen, welcher durch Lehr und Unterweiſung ſeiner Stiefmutter heim kam. Er fand ſein Weib gleich mit dem Tode ringend, hatte

an ihrer Bruſt einen groſsen Schaden, welchen ſie von einem Schwerdte empfangen. Er beſah den Schaden mit Fleiſs und konnte ſpüren, daſs er ihr denſelben zugefüget; verwunderte ſich darüber und ſprach: „ich will noch beſſer auf den Grund kommen;“ zog hiemit beide Ohren aus der Taſche, hielt ihr dieſelben an den Kopf und befand alſo gründlich, daſs ſein Weib derjenige Feind war, welchen er in der Schlacht geſchlagen; und ſie verſchied zur ſelben Stunde. Alſo konnte Straba verſtehen, daſs ſein eigen Weib den Pragern zu Hülfe wider ihn gezogen war; denn ſie war der Geburt von Prag und hatte in des Neklans Herzogthum viel Freundſchaft. Deswegen ſie denn ihren Freunden zu Hülfe ziehen und ihren Mann heimlich umbringen wollen.

Nach ſolchem Siege wurden alle die Leute, welche bei den Erſchlagenen gefunden, in die kleine Stadt Prag geführt und daſelbſt unter die Kriegesleute zugleich getheilt. Auf den Morgen begrub man der Freunde und Feinde Körper auf der Wahlſtatt. Aber dem Stier wurde auf Befehl Neklan's ein Grab an dem höchſten Orte, über Cheinow, bei einer Eiche, köſtlich und herrlich zubereitet, welcher Aſt bis auf den heutigen Tag die Eiche des ſtarken Ritters genannt wird.

21.

Der ungetreue Vormund.

Als dieſe Dinge nun alle geſtillt (die Erzählung ſchließt ſich unmittelbar an die vorhergehende), ſetzte ſich Neklan auf den fürſtlichen Stuhl nieder und fragte nach des Wlatislaus Geſinde. Unter andern wurde ihm geſagt, daß Zbislaw, Sohn des Wlatislaus, ein Knäblein von zwölf Jahren, im Dorfe Bitozewes bei einem Weibe heimlich gehalten würde; denſelben ließ Neklan für ſich bringen. Und als er kam, thät er dem Herzoge, mit niedergebogenen Knien, wie er denn unterwieſen war, Ehrerbietung. Neklan hatte ein väterliches Mitleiden mit dem Kinde und fragte nach, wer des Wlatislaus, dieſes Kindes Vater, allergetreuſter Diener geweſen wäre? Da antwortete einer aus den Umſtehenden und ſprach: „ein Wende, mit Namen During, derſelbe iſt des Wlatislaus liebſter und getreuſter Diener geweſen, dieſer hat auch das Kind, denn es ihm vom Vater vertrauet war, auferzogen.“

Als es Neklan hörte, befahl er bald, daß man in einer Ebene, nicht fern vom Poſtlberg, an dem Waſſer Eger, eine Stadt zu bauen anfahen und dieſelbe During nennen ſollte. Dieſelbe verhieß er dem During zu verehren und ſprach: „ich bitte, du wolleſt des Wlatislaus, dieſes Kindes Vater,

eingedenk ſein, denn er dir, wie ich vernehme, viel Gutes gethan. Derowegen nimm dieſen Knaben wohl in Acht, halt ihn als ein jungen Fürſten und ſei des Kreiſes Poſtlberg Vorſteher und Verwalter.“ During nahm dieſe Ehren-Erbietung mit Dank an, und verſprach, ſich alſo zu verhalten. Herzog Neklan zog lange daſelbſt herum, beſichtigte und nahm alle dieſelben Kreiſe unter ſeine Gewalt und Regierung.

Im Jahr 872, zur Winters-Zeit, zeigten die Fiſcher von Poſtlberg dem Verwalter During an, daß viel Fiſche unter dem Eiſe, an einem Orte, zuſammen kommen wären. Da befahl er, daß man Wumen machen und alſo unter dem Eiſe fiſchen ſollte. Er, der During aber, hatte ein Böſes in ſeinem Herzen und berufte den jungen Herzog von 7 Jahren, welcher ihm vertraut war, führete ihn mit auf das Eis, nicht fern vom Orte, da die Fiſcher waren. Und als er ihn zur Wume brachte, hieß er ihn darein ſehen, und ſprach: „Zbislawku, liebes Herrlein, ſiehe, welch eine Menge kleine Fiſchlein ſind darinnen.“ Der Knabe kniete nieder, neigete ſein Haupt und wollte hinein ſehen, da zog der verrätheriſche Judas unter dem Mantel eine Barthe hervor und hieb dem Knaben den Hals entzwei, doch hieb er ihm den Kopf nicht gar herunter, ſondern mußte ihn vollends mit dem Meſſer abſchneiden. Als die

Fiſcher dieſe That erſahen, erſchracken ſie höchlich darüber, ließen Fiſche und Netze liegen und liefen davon.

Er wickelte den Kopf in ein ſchönes Tuch, nahm denſelben und trug ihn nach Prag, der Hofnung, er würde um dieſer ritterlichen That willen vom Herzog Neklan ein herrlich Geſchenk empfahen. Und als er auf den Wiſcherad kam, fand er den Herzog mit ſeinen Wladyken und Aelteſten im Rathſchlage ſitzen und fing vor ihnen allen an alſo zu reden: „ehrenreicher Fürſt, du weißt wohl, daß oftmals ein Fünklein, welches im Hauſe verwahrloſet wird, ein Feuer nicht allein zu verurſachen, ſondern auch das Haus zu verbrennen, ja nicht allein daſſelbe Haus, da es ſich verhalten, ſondern auch andere Hauſer und deren Herren zu verbrennen pflegt. Und es iſt ein altes Sprichwort: wer dem Feuer vorkommen will, der wehre, ehe denn es zum Dache hinaus fähret. Dieſelben Funken hab' ich, als durch einiger Götter Eingeben, ausgelöſchet und dich, berühmter Fürſt, zuvörderſt, nachmals auch euch, Herren, ſämmtlich, mit einem Winken meiner Barthe, vor Gefahr geſichert. Deswegen wolleſt du, Fürſt, als ein Haupt und ihr, Herren, als die Glieder dies Landes, bewegen, was ich vor Geſchenke und Gaben verdient habe. Es möchte wohl jemand Unverſtändiges hier ſagen,

ich hätte eine ſchändliche That begangen, in dem, daß ich eines Kindes nicht verſchonet hätte, aber ihr, als die Weiſen, werdet es nicht ſagen; denn ihr alle ſämmtlich wohl wiſſet, welcher Geſtalt Wladislaw, ſein Vater, euch alle ausrotten und euern Weibern, anſtatt ihrer Kinder, junge Hunde zu ihren Brüſten legen wollen. Wenn nun ſein Sohn Zbislaw ein männlich Alter hätte erlangen ſollen, glaubet, daß er ſeinen Vater ungerochen nicht gelaſſen hätte. Derowegen könnt ihr nun das Herzogthum Sotz mächtig behalten und auf beiden Ohren ſicher ſchlafen.“

Als er dieſes geſprochen, zog er des Wlatislai Sohnes Kopf, welcher noch faſt die Geſtalt eines lebendigen Hauptes hatte, unter dem Mantel, in ein Tuch gewickelt, herfür, machte daſſelbe auf und legte ihn alſo blutig vor ihnen auf den Tiſch. Der Herzog und alle Beiſitzenden erſchracken wegen ſolcher That aus der maßen ſehr, daß ſie auch die Angeſichter hinweg wenden müſſen.

Der Herzog wandte ſich auch davon und ſprach: „o, du Uebelthäter, nimm dein Geſchenk mit dir, daß wir es nicht anſehen dürfen. Habe ich dir doch befohlen, daß du ihn wohl in Hut halten und nicht tödten ſollteſt. Habe dir derowegen viel Gutes bewieſen und dich des Kreiſes Poſilberg zu einem Verwalter gemacht. Nun ſehe ich wohl, daß der

Verrätherei alle Wohlthaten zu wenig ſind. Was vermeineſt du, du Erzböſewicht, daß ich daſſelbe nicht auch hätte thun können? Und ob ich's gethan, ſo hätte ich ihn nicht unbillig (wenn ich gewollt) als einen Feind umbringen können. Aber es hat dir keineswegs, deinen Herrn zu ermorden, gebühret. Dieweil du aber verhoffeſt, von mir deretwegen Geſchenke zu empfahen, ſo will ich dir ſolche Verehrung thun. Erwähle dir aus dieſen dreien einen Tod, welchen du willſt: entweder falle von dieſem Felſen Wiſcherad hinunter und brich den Hals; oder erſtich dich mit deinem Schwerdte in meiner Gegenwart; oder aber erhenke dich ſelbſt."

Als During dies hörte, ſprach er mit Seufzen: „o, welch einen böſen Rath hat mir mein Herz mitgetheilet! Der Traum hat mir verheißen, daß ich in Böhmen viel Güter bekommen würde und hätte nicht vermeint, daß ich derowegen ſo ſchändlich ſterben ſollte." Er erwählte ſich hiermit das Hängen.

Alsbald nahmen ihn die Nachrichter, führeten ihn herum und gaben ihm die Wahl, an welchem Baum es ihm am beſten gefiele, da ſollte er ſich henken. Aber During ging lange herum, ſah die Bäume an und wollte ihm keiner gerecht ſein Endlich aber ſtieg er auf eine Erle, knüpfte lange daran und konnte keine ſchädliche Schlinge machen,

bis ihm endlich eine beſtändige gerieth; alſo blieb er daran kleben. Dieſelbe Erle, ſo lange ſie daſtund, hieß ſtets die Durings Erle.

22.

Der Heilige im Walde.

Herzog Borziwog zu Tein wollte ſich, im Jahr 909, einſtmals erluſtigen, nahm zu ſich etliche ſeiner Diener und Hunde, ritt auf die Jagd, in ein tiefes Thal, über das Waſſer die Miſa genannt; daſelbſt ſchoß er mit ſeinem Bogen ein großes Reh. Als es nun getroffen, wollte es die Flucht geben, aber der Herzog Borziwog und ſeine Diener eilten ihm mit ihren Roſſen ſchleunig nach. Und als es unter einen hohen und ſehr großen Steinfelſen, daraus ein ſtarker Quell fleußt, kommen, lief es in daſſelbe Waſſer und wehrete ſich der Hunde. Borziwog zog ſein Schwerdt aus und ſtach es. Daſſelbe ging aus dem Waſſer, fiel auf die Erde nieder und ſtarb. Aus ſeinem Euter ſo ſehr viel Milch floß, daß ſich der Herzog, ſammt ſeinen Dienern, darüber verwunderte.

Bald trat ein ziemlich hoher Mann, eines grauſamen Anſehens, in einem langen Rock, mit

einem Stabe und barfuß, im langen Haar, dem auch die Haare an den Augenliedern überhingen, aus dem Felſen hervor und ſprach zu Borziwog: „warum haſt du mir mein Thierlein getödtet?“ Der Borziwog, ſammt ſeinen Dienern, erſchrack aus der maßen ſehr; denn ſie zuvor keinen Mann einer ſolchen Geſtalt geſehen, vermeinten, es wäre ein Ungethüm. Die Diener reitzten ihren Herren, er ſollte fliehen, doch beſannen ſie ſich. Alda ermannte ſich Borziwog, faſſete ihm ein Herz, trat näher hinzu und ſprach: „ich beſchwöre dich im Namen Jeſu Chriſti, des Sohnes Gottes, daß du mir ſageſt, ob du etwas Gutes oder Böſes biſt?“ Der Mann antwortete: „ich bin ein Menſch und unwürdiger Diener unſers Herrn Jeſu Chriſti, der ich allhier wohne, im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, mit der Hülfe des Herrn Jeſu Chriſti, ſeiner Mutter der Jungfrauen Maria und Sankt Johannis des Täufers.“

Borziwog ſprach: „ich bitte dich, führe mich in deine Wohnung. Der Mann ſprach: „nun komme, und beſiehe dieſelbige.“ Wandte ſich damit um und ging an den Felſen. Borziwog folgte ihm mit ſeinen Dienern nach. Und als ſie hinein kamen, verwunderten ſie ſich über eine ſolche Wohnung. Der Herzog ſprach zu ihm: „Lieber, ſage mir deinen Namen?“ Er ſprach: „in der Taufe

bin ich Iwan genannt worden.“ Borziwog fragte: „von wannen biſt du hieher kommen? Aus welcher Nazion biſt du, oder wie lange haſt du hier gewohnt?“ Iwan antwortete: „ich bin aus Krabaten herkommen, mein Vater hat Geſtimulus und meine Mutter Eliſabeth geheißen. Zu der Zeit, als ich hierher kommen bin, hat, wie ich vernommen, Neklan das Land regieret. Es iſt allbereit zwei und vierzig Jahre, daß ich allhier wohne, in vierzehen Jahren hat mich auch kein Menſch geſehen, ſo lange bin ich aus dieſem Felſen nicht kommen.“ Der Herzog ſprach: „was haſt du vor Speiſe dieſe Zeit über gehabt?“ Er antwortete: „die Gnade Gottes hat mir dieſes Thierlein, ſo du erſchlagen haſt, gegeben, deſſen Milch ich genoſſen habe.“ Borziwog antwortete: „ich ſehe, daß du ein Mann Gottes biſt und heilig; ich bitte dich, ſitze auf mein Roß, und reite mit mir in meine Behauſung, lege deine Hand auf meines Weibes Haupt und ſprich ihr den Segen.“ Iwan antwortete: „ich kann nicht reiten, doch, wird es Gottes Wille ſein, ſo will ich deine Behauſung beſuchen.“ Alſo geſegneten ſie einander mit Trauern. Und Borziwog wollte das Wild nicht mitnehmen. Iwan ſprach: nimm und zertheile es und opfre es den Armen, auf daß ſie für unſere Seele Gott bitten.“

Als nun Borziwog wieder auf Tetin angekommen, zeigte er seinem Gemal Ludomilla kläglich an, was ihm auf der Jagd zugestanden war. Und als sie dieses hörete, weinete sie und begehrete mit Verlangen, den Mann Gottes zu sehen; und sie beteten dieselbe Nacht mit großer Andacht. Auf den Morgen sandten sie ihren Kaplan und mit ihm sechs Diener, auf daß sie den Mann überreden und auf den Tetin bringen sollten. Als sie nun daher kamen, richteten sie es fleißig aus, setzten ihn auf eine Eselin und kamen mit ihm auf Tetin. Borziwog und Ludomilla gingen ihm weit entgegen und nahmen ihn ehrlich an. Als er auf's Schloß kam, legten sie ihm mancherlei Speise für, aber er wollte nichts genießen. Sie entfingen von ihm desselben Tages den Segen, ließen ihn, auf sein Begehren, von sich und sandten ihre Diener, ihn wieder in seine Wohnung zu beleiten.

Er bat den Kaplan Paulus, daß er des dritten Tages zu ihm käme und ihm in seiner Wohnung eine Messe hielte. Solches that er auf sein Begehren. Als er nun zu ihm kommen, da beichtete Iwan unserem Herren Gott und dem Priester Paulus heimlich seine Sünde. Nachmals vermeldete er ihm öffentlich: daß er des Königs aus Krabaten, dessen Name Gestimulus, Sohn wäre. Und da er bei seinem Vater andächtig gewesen, habe

er ihm ein einſames Leben erwählt, endlich auch ſeinen Eltern den Kuß gegeben und ſei von ihnen durch mancherlei Wildniſſe, Berge und Thal gegangen und habe ihm nirgends eine Wohnung finden können, bis ihn endlich der Engel des Herrn an dieſen Ort, in dieſen Felſen geführet und befohlen, daß er allda bleiben ſollte. Ferner meldete er: „als ich nun an dieſem Orte, zwei Jahre lang, viele und mancherlei Widerwärtigkeiten von den böſen Geiſtern gelitten und von ihnen wie überwunden war, bin ich hingegangen, mir eine andere Wohnung zu ſuchen. Da begegnete mir St. Johannes der Täufer und ſprach zu mir: „Iwan, wo geheſt du hin?“ Ich antwortete: „die böſen Geiſter wollen mich allhier nicht leiden, ich will gehen, mir eine andere Wohnung auszuſehen.“ Da ſprach er zu mir: „kehre wieder um;“ und gab mir dieſes Kreuz, auf daß ich damit die böſen Geiſter vertreiben ſollte. Da faſſete ich den Glauben an Gott und an St. Johannis Wort und thät, wie er mir befohlen hatte. Sobald ich ſolches vornahm, da ſahen ſie mir aus dem Felſen entgegen heraus und ſchrien mit grauſamen Stimmen, ſprechend: „Iwan, gehe nicht herein; denn wir haben hier immer unſer Bad und Wohnung.“ Ich trug das Kreuz vor mir und ſie flohen alle, nur ein einiger, welches der ärgſte war, wollte nicht weichen, ſondern

drängte ſich in den Felſen und blickte mich ſcheußlich an; er thät auch ſeinen Rachen auf und ſchrie grauſamlich, als wenn er mich verſchlingen wollte. So machte ich mich näher an ihn und warf ihm das Kreuz in ſeinen Rachen, da ließ er einen noch größeren Schrei, machte in der Mitte dieſes Felſens ein Loch, floh Angeſichts hinaus und zog mit den andern davon. Und von derſelben Zeit an habe ich nicht ſolche Unruhe gehabt. Deswegen befehle ich dieſes Kreuz dir, daß du es dem Herzoge überantworteſt.“

Und als der Prieſter Paulus das Amt der Meſſe vollbracht, entfing und ſtärkte ſich Iwan mit dem Leib und Blut unſers Herrn Jeſu Chriſti, betete auch fleißig und des dritten Tages ſchied er von dem Weg des Lebens und iſt in dem Felſen, wie er begehrte, begraben worden. Und der Herzog Borziwog ließ daſelbſt bald ein Kloſter, St Johannes dem Täufer zu Ehren, bauen, verſah es mit Einkommen und beſtellte dazumalen zween weltliche Prieſter daſelbſt. Nachmals ſind Brüder St. Benedikti Ordens dahin geſetzt worden.

23.

Die Strafe des Gotteslängners bei Altbunzlau.

Zween leibliche Brüder, Boleslai Diener, mit Namen Stirsa und Hnievsa, welche St. Wenzeslaum ermorden helfen, traten im Jahr 938 für ihren Herrn und baten, daß er ihnen, für ihre getreuen Dienste, etwa ein Stück Landes oder Feldes eingeben wolle. Und er gab dem Hnievsa einen Acker am Wege, wenn man vom alten Bunzlau nach Prag will gehen; daselbst ließ er ihm an eine Höhe einen Hof bauen. Und dieweil ihn etliche Bigecz, das ist: ein Schläger und die andern Wrah, das ist: ein Mörder, nannten, wurde diesem Hofe der Name gegeben Whrabij, ist so viel gesagt, als Mordschlag.

Dieser Hnievsa wohnte lange Zeit auf demselben Hofe und wurde alle Jahr vier Wochen lang sinnlos, so lange er lebete. Darnach empfand ihr Geschlecht, die Wrabschtij genannt, dieses Gebrechen stets an ihnen und vielleicht bis auf den heutigen Tag. Etliche schreiben auch in ihren Chroniken, als nehmlich Heinrich Duchczowsky, daß in diesem Geschlechte stets einer sinnlos und gleich wie bestürzt sein müßte, und daß, zur Ge-

dächtniß des unſchuldigen Blutes St. Wenzeslai, ihr Haar auf den Häuptern roth geblieben.

Dem andern Mörder aber, mit Namen Stirſa, iſt von wegen dieſes Mordes ein Acker, von Bunzlau gegen Mitternacht, gegeben worden, daſelbſt er ihm einen Hof, nicht fern von dem Waſſer Gezera oder die Iſer genannt, an einer Leiten (Abhange) bauen laſſen und demſelben den Namen Stranow gegeben; denn eine Leite heißt eigentlich Stran. Dieſer hat von wegen der Sünde und des begangenen Mordes an St. Wenzeslav böſe Beine gehabt, alſo, daß er ſelbſt die Ausdünſtungen nicht hat erdulden können.

Er ſaß einmal auf ſein Roß, nahm einen Hund mit und einen Sperber auf die Hand, auf daß ſeine Wütung Linderung bekäme und ritt zum Herzog von Bunzlau. Auf dem Rückwege ritt er durch einen Kiefernwald und als er unterweges die großen Wehtage ſeiner Beine nicht erdulden konnte, ſaß er vom Roſſe und fluchte ſchändlich auf unſern Herrn Gott und den heiligen Wenzeslaus. Die Diener hielten von ferne und ſtraften ihn; er aber fing an, noch gräulicher zu läſtern. Indeſſen that ſich die Erde auf und verſchlang ihn, ſammt dem Roſſe, Hunde und Sperber, ſo daß nichts mehr als eine Grube zum Kennzeichen des Orts verblieb. Die Diener kamen auf ſeinen Hof Stranow, zeigten

seinem Weibe und zweien Söhnen an, was sich mit ihm begeben und seine Söhne, Bogsa und Doslislaus, bekamen desselben Jahres ihres Vaters Gebrechen und folgends überkam dieses ganze Geschlecht böse Beine. Und zum Gedächtniß des unschuldigen Todes St. Wenzeslai mußte allezeit eine Mannsperson desselben Geschlechts, doch in funfzig Jahren einmal, eines bösen Todes umkommen.

Raczek Dobrohorsky, ein Kanonikus der Kirche zu Bunzlau, schreibt in seiner Chronik, daß für Zeiten die Leute an St. Wenzeslai Tage, bei Aufgang der Sonnen, zur selben Grube, da der Stirsa sammt Roß, Hund und dem Sperber versunken, zu gehen im Brauche gehabt. Allda man hören und vernehmen können, daß in der Grube ein Roß gewiehert, der Hund gebellt und der Sperber mit den Schellen geklingelt habe.

24.

Die Erscheinung des heiligen Mathias.

Des Herzogs Boleslaus Diener spürten, daß ihr Herr sehr andächtig war, welcher seine besondere Lust allein an das Gebet und den Kirchenbau anwende. Einstmals, zur Sommerszeit, traten sie sämmtlich und besonders die Christen vor ihn

und baten, daß er die That seines Vaters aus dem Gemüthe lassen und Gott dem Allmächtigen vertrauen sollte. Er würde ihm solches, was er aus Zorn zu thun befohlen, und selbst gethan, als ein barmherziger Gott in Gnaden wenden. Der Herzog hub an und sprach mit Weinen: „Meine getreue, liebe Diener und im Glauben an Christo Brüder, ich weiß zwar sehr wohl, daß unser lieber Gott ein gnädiger Gott und viel bereiter sei, einem jeden Sünder seine göttliche Gnade mitzutheilen, als er ihn darum bitten möchte. Aber ich sage euch in Wahrheit, als meinen lieben Freunden, es wolle nur keiner des Christen Blut und besonders bis zum Tode, vornehmlich aber seines leiblichen, frommen und gerechten Bruders auf Erden, ohne alle Ursache zu vergießen, gering achten. Denn ein solches Blut, gleich wie Abels, um Rache gen Himmel schreit. Und ich besorge mich, daß unser Herr Gott, wiewohl er ein barmherziger, doch gerechter, Gott ist, seine Worte, so er im alten Testament geredet, nicht an mir wahr machen werde, da er spricht: „„„ich bin ein eifriger Gott, welcher die Sünde der Väter an den Kindern heimsucht, bis ins dritte und vierte Glied.“““ Deswegen ist besser, daß wir allhier trauern und zu ihm rufen, als daß wir, von wegen der bösen Thaten, von ihm allhier und dort einer bösen Strafe gewär-

tig sein sollten. Aber es sei an meinem Trauern genug, ihr aber seid fröhlich.“

Auf den Morgen wollte er seinen Dienern eine Kurzweil machen, ritt deswegen mit ihnen auf die Jagd, in einen Wald, die Schaoka genannt. Allda stellten sie ihre Netze, ließen ihre Hunde los, daß sie jagen sollten und der Herzog blieb mit einem Diener auf einem Berge ganz allein. Dem erzeigte sich ein großer Bär, welcher gegen ihn herging. Der Diener sprach zu ihm: „ach, lieber Fürst, fliehe bald hinweg, damit dich dieses Thier nicht umbringt.“ Und der Herzog zeichnete sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und blieb unbeweglich stehen, der Hofnung, das Thier würde ihm, durch dieses Zeichen, kein Leid thun können. Der Bär ging gar nahe an den Herzog und die Furcht, so in des Fürsten Herzen war, verwandelte ihm sein Angesicht.

Bald erschien ihm ein Mann, welcher ein Ansehen eines Heiligen hatte. Derselbe trug einen langen Stab in seiner Hand und schlug damit auf das Thier, welches alsbald umwendete und davon ging. Und der Herzog sprach: „habe Dank, du frommer Mann, daß du mich von diesem Ungethüm erledigt hast.“ Der Mann sprach: „dieses höllische Ungethüm, welches sich dir in dieses wilden Bären Gestalt gezeiget, hat dich von dan-

nen treiben wollen; denn es bei dieſen Gräbern, darauf du ſteheſt, eine beſondere Luſt, über den todten Leiben, ſo nicht im Namen der heiligen Dreifaltigkeit geſtorben ſind, zu haben pflegt.“ Der Herzog fragte: weß dieſe Gräber wären? Der Mann antwortete: „ſie ſind deren, welche den verzauberten Trank getrunken.“ Der Herzog ſprach: „Lieber, wer ſind die geweſen?“ Der Mann antwortete: „es ſind Stiradii, des Proſchi Sohnes, Diener geweſen, welche der Mägde Hände ermordet haben und heute ſind's zweihundert und dreißig Jahr, daß ſolches geſchehen iſt, als nehmlich, da man geſchrieben hat 741 Jahr.“

Der Herzog ſprach: „wie weißt du es? Weiſet es doch die Geſtalt deines Alters, daß du zur ſelben Zeit auf der Welt nicht gelebet haſt.“ Der Mann antwortete: „alle die Dinge, ſo dazumalen und zuvor, auch jetzo auf der Welt geſchehen, ſind mir wiſſend.“ Der Herzog fragete: wer er wäre und wie er hieße? Der Mann ſprach: „ich bin ein Diener und Apoſtel Jeſu Chriſti, mit Namen Mathias;“ und hiemit verſchwand er und verwandelte ſich in Licht. Der Herzog wandte ſich zu dem Diener und ſprach: „haſt du auch dieſen Mann geſehen?“ Der Diener ſprach: „ja, ich habe ihn geſehen, aber ich habe mich etwas hinan begeben müſſen; denn ich ihn, von wegen des großen

Glanzes seines Antlitzes, nicht anschauen konnte.“ Als nun der Herzog heimkam, vermeldete er dies Gesicht seinem Bischofe. Derselbe sprach zu ihm: „mein Sohn, sage Gott Dank und laß an selbem Orte ein Bethaus, Gott zu Ehren und im Namen St. Mathiá bauen.“ Also berufte der Herzog Arbeiter und ließ eine Kirche daselbst bauen, und Bischof Adalbertus errichtete sie allda auf der Schaoka.

25.

Das verborgene Schloß im Walde.

Herzog Ulrich machte sich 1009 zu Sommerszeiten auf und ritt in weite Wälder auf die Jagd; denn er dieser Kurzweile mit Fleiß nachhing. Und einer aus seinen Wladyken führte ihn auf sein Schloß, genannt Drschtka, von dannen sie gar oft mit einander auf die Jagd zu reiten pflegten. Nun begab es sich eines Tages, daß der Herzog einem Wilde nachjagete, und kam auf einen Morgen zu ferne von seinen Dienern, bis er sich in dem Walde verirrte. Er ritt deswegen auf einen Berg, und sah sich mit allem Fleiß um, ob er etwa ein Dorf ersehen möchte. Und dieweil er, von Höhe der Wälder, nichts ersehen konnte, band er sein

Roß an und ſtieg auf eine ſehr hohe Fichte. Darauf ſah er alles Fleißes um, bis er endlich eines Schloſſes, auf einem hohen Berge, gewahr wurde. Deshalb merkte er ihm dieſe Gelegenheit mit allem Fleiß, ſaß auf ſein Roß und eilete hinzu.

Aber dieweil umher allenthalben ein dickes Geſträuch war, mußte er abſitzen, das Roß anbinden und ihm mit ſeinem Schwerdte einen Weg räumen. Da er nun nahend an das Schloß kam, fing er mit hoher Stimme an zu rufen, aber niemand wollte ihn hören. So nahm er einen langen Baum, ſetzte denſelben an ein Gewölbfenſter und kroch alſo darauf hinan, bis er in das Schloß hineinkam. Er ging erſtlich zum Thore und fand allda die Fallbrücke aufgehoben. Darnach ging er in die Gewölbe, darinnen er viel Fäſſer mit Wein gefunden, desgleichen auch viele Harniſche und vermoderte Kleider. Er beſah dies alles alſo, kroch zum ſelben Fenſter wieder hinaus und kehrte wiederum nach dem Orte, daſelbſt er dieſes Schloß erſehen, hielt ſich alſo, dem Gedächtniß nach, gegen den Aufgang, bis er endlich, mit Mühe, am Abend wiederum auf das Schloß Drſchtka zu den Seinigen kam.

Und wiewohl ſie, von wegen ſeines Abweſens, vor dieſem betrübt geweſen, ſo waren ſie doch ſeiner Zukunft herzlich erfreut. Alſo ſetzte er ſich

hinter den Tisch, fing das Abendmahl an zu halten und fragte den Wirth: ob er etwas von einem wüsten Schlosse wisse? Er antwortete: „nein;“ und er hätte niemals gehört, daß etwa in diesen Wildnissen ein Schloß sein sollte. Da zeigte ihnen der Herzog sämmtlich seinen Zustand an, darüber sie sich sehr verwunderten. Einer unter seinen Dienern, dazumal gegenwärtig, that dem Herzog große Reverenz, erboth sich höchster Dienste und bat den Herzog um dasselbe Schloß. Ulrich aber, als ein kostfreier Fürst, wollte seines Dieners Bitte nicht verachten, und verehrte dem Diener das Schloß. Dasselbe wurde von seinem Namen erstlich Przym, nachmals Przymda, bis auf den heutigen Tag genannt.

Wer aber dies Schloß gebaut, findet man in den deutschen Chroniken so viel, daß Kaiser Heinrich, dieses Namens der erste, den etliche Geschichtschreiber ganz übergangen, Anno 920 regiert habe. Dieser habe eine schöne Tochter, mit Namen Helena, gehabt, um welche Albertus, ein Graf von Aldenburg, welcher am kaiserlichen Hofe dienete, freite, welchen sie auch nicht weniger liebte und gern zum Gemal hätte haben mögen. Dieweil er aber wohl wußte, daß er in seinem Stande des Kaisers Tochter weit ungleich, so konnte solch ein Vornehmen ordentlicher Weise nicht fortgehen. Er

verkaufte deswegen die Grafſchaft Altenburg dem Kaiſer, ſammlete ſein baares Geld und fing an, in Gebirgen und Wildniſſen umherzureiten und einen gelegenen Ort, zur Erbauung eines Schloſſes, allda er ſich heimlich enthalten könnte, zu ſuchen.

Und als ihm dieſer obangezeigte Ort der allerbequemſte zu ſein dünkte, führte er viel Arbeiter dahin, ließ ihrer etliche die Wälder ausreuten, etliche Steine brechen, Kalk brennen und die andern Mauern führen, Gewölbe, Thüren und andere Zimmer bauen. Da nun dieſes Schloß in Eile vollendet, hat er es dermaßen mit Lebensmitteln verſehen, damit er ſich allda, ſelb zehnt, ein hundert Jahr erhalten könnte. Als aber alle Dinge, ſo in eine Feſtung gehörig, beſonders aber von Gewehren und Geſchoſſen bereitet, berief er alle die Arbeiter und das andere Geſinde in eine Stube vor das Schloß, verſperrte ſie auf das härteſte und zündete das Gebäu mit eigener Hand an und verderbte ſie alleſammt, daß er nur ganz einſam auf dem Schloſſe blieb. Dies that er darum, damit niemand ferner von dieſem Schloſſe etwas erführe; blieb eine kleine Zeit allda und kehrte wieder zu des Kaiſers Hoff und dienete ihm, wie zuvor.

Auf eine Zeit hatte des Kaiſers Tochter mit dem Grafen ein Vernehmen und ging vor das Schloß, darauf der Kaiſer ſeine Hofhaltung hatte,

hinaus. Allda erhaſchte ſie der Graf, und dieweil es mit ihrem Willen geſchah, hatte er ſie leicht mitzunehmen. Alſo ſaß ſie hinter ihn auf ſein Roß, ermahnete ihn, daß er eilen ſollte und geſegnete weder Vater noch Mutter. Sie eilten in den Wäldern hin und her in der Irre; denn zu dieſem Schloſſe durchaus kein Weg war, und ſuchten alſo das Schloß, bis ſie eines Tages ſehr früh hinzukamen. Da gingen ſie hinein und lebten mit einander in Freuden und genoſſen alſo deſſen, was ihm der Graf zuvor bereitet hatte. Solches geſchah im Jahre 925.

Nach fünf Jahren aber hatte der Kaiſer ſeine Hofhaltung zu Regensburg und zog einſtmals mit ſeinen Hofleuten, in großem Gebirge und Wäldern, auf die Jagd. Nun begab ſich's, daß er einen über die maßen großhörnigten Hirſch gewahr wurde und rannte demſelben nach, bis er von allen ſeinen Hofleuten und Dienern kam und dieſelben keineswegs wieder antreffen konnte: denn er, von wegen des Nebels, nicht wußte, auf welche Seite er reiten ſollte. Alſo kam er an ein Flüßlein, bei dem er aufwärts ritt, ob er etwa ein Dorf antreffen könnte und wurde, unverſehens, durch die Bäume, eines Schloſſes auf einem hohen Berge gewahr, deſſen er ſich erfreute und ritt eilends hinzu, damit ihn die Nacht nicht überfiele, konnte doch,

von wegen der dicken Wälder und großen Steinfelsen, nicht gar bald dazu kommen.

Als es aber begunnte finster zu werden, kam er an des Schlosses Thor und fing an ohne Unterlaß zu schreien und zu rufen; denn er nun in dreien Tagen nichts gegessen und von kaltem Regen sehr naß geworden war. Graf Albert und Helena erschracken sehr, doch ging der Graf über das Brückenthor, redete ihn an und fragte ihn: was er suche? Der Kaiser antwortete und sprach: „ich habe mich verirret und bitte euch, gebet mir doch die Herberge und Brod zu essen, damit ich mich ein wenig stärken und morgen wieder auf den rechten Weg, den ihr mir zeigen wollet, kommen könne. Helena war begierig, einen Menschen zu sehen, und lief heraus. Also beriethen sie sich untereinander und ließen den Gast auf das Schloß, den sie nicht kannten; denn er hatte sich in den fünf Jahren, seit daß er die Tochter verloren, weder das Haar auf dem Haupte, noch den Bart abnehmen lassen.

Er aber kennete sie beide, die Tochter und den Eidam gar wohl, durfte sich ihnen aber nicht offenbaren; denn er mußte für sich ein Unglück erwarten. Sie zündeten ein Licht an und verehrten ihn mit großer Begierde; denn sie, einen Menschen zu sehen, sehr verlangte. Sie fragten ihn auch: wer und von wannen er wäre? Er aber verkehrte zum

Theil seine Sprache und Stimme und gab für, er wäre ein Ritter aus Ungern, wäre also der Ritterschaft nachgezogen, habe sich gänzlich verzehret und wollte nun gerne einmal in seine Heimat reiten. Sie fragten ihn um Zeitung. Die Helena sprach: „ich bitte, tugendreicher Ritter, saget mir doch, was höret man vom Kaiser Heinrich Gutes sagen?" Er aber antwortete mit Listen und sprach: „ei, wisset ihr's nicht, ist es doch allbereits länger als ein Jahr, daß der Kaiser gestorben ist." Helena sprach: „o, wie gerne höre ich das, daß ihr uns also gute Zeitung gebracht habt. Nun will ich, euch zum Lohne, selbst mit meiner Hand ein schön Bette bereiten, damit ihr wohl ruhen und einen süßen Traum haben möget; denn ich's ihm vom Herzen gern gönne, desgleichen wollte ich es auch meinem ganzen Geschlechte gönnen, dadurch mir und meinem Allerliebsten dergleichen Freiheit entstünde, gleich als ob wir von neuem in die Welt geboren würden."

Der Kaiser sprach: „der Kaiser ist nun längst, wo der liebe Gott seine Seele hin gewendet hat. Aber ich bitte, liebe Frau, ihr wollet mir's, als einem Gaste, nicht verargen, daß ich mit euch, als ein Unbekannter, der ich euch vielleicht die Tage meines Lebens nicht gesehen, so viel reden und fragen mag. Wenn ihr den Kaiser, löbliches Ge-

dächtniſſes, ſo wohl in eure Gewalt, als ihr mich habt, bekommen, wie wolltet ihr ihn verehren?“ Dem antwortete ſie: „ich wollte es mit meinem Liebſten dahin bringen, daß er den Morgen nicht erleben ſollte.“ Als ſie nun auf den Morgen aufſtunden, nahm der Gaſt vom Wirthe und der Wirthin Abſchied, ſagte ihnen der Verehrung freundlichen Dank, und ſie begleiteten ihn ehrlich bis vor die Schlagbrücke und ließen ihn dahin ziehen.

Der Kaiſer nahm ihm den Ort und die Gelegenheit der Wälder gar wohl in Acht; denn dieſer Tag viel heller als der vorhergehende war und wandte ſich nach Mittag. Und als er nach Regensburg kam, ward er von allem Volke mit großen Freuden angenommen. Es kamen viele Fürſten zu ihm, auf daß ſie ihn, als einen Verlornen, entfahen und ſich ſeiner Zukunft freuen möchten, denen er Dank ſagete. Und nach etlichen Tagen begehrte er von ihnen, daß ſie mit ihm einen Feldzug thun möchten; denn er in Vorhabens wäre, ein Schloß zu gewinnen, ſolches ſie denn gerne verwilligten. Da befahl der Kaiſer, daß man viel Holzärte zubereiten ſollte.

Als nun das Kriegsvolk bei Regensburg zuſammenkam, war der Kaiſer ſelbſt der Heerführer. Und als das Volk auf den Ort gebracht ward, da keine Wege waren, ließ der Kaiſer die großen Bäu-

me niederfällen und also den Weg bis zum Schlosse räumen. Wie sie sich bei dem Schlosse gelagert, fragten die Fürsten den Kaiser: was er auf diesem Schlosse für einen Feind hätte? Der Kaiser sprach: „allhie habt ihr meinen unzeitigen Eidam, mit meiner ungehorsamen Tochter.“

Der Graf erhörte das Getümmel, lief eilends über die Brücke auf das Thor und fragte: was das bedeute? Ihm wurde zur Antwort dieses: „der Kaiser Heinrich, welcher neulich bei euch auf diesem Schlosse gewesen und das Brod mit euch gegessen, welchen ihr, von wegen der Länge seines Bartes, nicht gekannt, hat uns befohlen, daß wir euch und seiner Tochter auf Leib und Leben absagen sollen.“ Der Graf gab zur Antwort: er wolle sich wehren, aber er hätte nichts womit; denn alle Armbrüste vermodert und die Sehnen verfault wären; und fing allein an sich mit Steinwerfen zu wehren. Helena lief eilends auf die umlaufende Wehr, schrie mit heller Stimme und sprach: „ihr sollt es sämmtlich wissen, daß ich, nach meinem lieben Herrn und Grafen, nicht eine Stunde leben will; wird mich nicht jemand anders ermorden, so will ich mich selbst umbringen.“

Die Herzoge traten für den Kaiser und suchten diesen Zweien Gnade. Die Bitte währete so lange, bis sich der Kaiser bewegen ließ und fing an

(denn er selbst auch ein Buler war) zu weinen und sprach: „o, Minne, wie hast du so viel und mancherlei Fälle!“ Allda wurde bald Friede gemacht und dem Grafen ein Vertrag angemeldet. Der Graf und Helena ließen die Brücke nieder, gingen dem Kaiser entgegen, fielen ihm zu Fuß und baten um Gnade. Der Kaiser, als ein gnädiger Potentat, erließ ihnen alle ihre Schuld und befahl, daß sie alsbald mit ihm gen Regensburg ziehen sollten. Sie nahmen ihre Schätze, welche sie vor dem Saale vergraben gehabt, huben die Brücke auf, gingen heraus, beschlossen nach sich das Schloß und wandten sich also mit dem Kaiser und den Fürsten nach Baiern. Solches geschah Anno 930.

26.

Die entführte Nonne.

Anno 1026 lebte Brzetislaus, Herzogs Ulrich in Böhmen Sohn, ein schöner Jüngling, auch mit allen guten Tugenden von unserem Herren Gott vor andern gezieret. Er pflegte seine Jugend je und allwege mit Rennen, Stechen, Turnieren und anderen ritterlichen Spielen, vor anderen seines Alters Gleichen, zu beweisen und sich darinnen zu üben.

Zu der Zeit war in deutſchen Landen ein berühmter Graf, von kaiſerlichem Geblüte geboren, mit Namen der weiſe Otto. Dieſer hatte eine ausdermaßen ſchöne Tochter, mit Namen Judith, welche mit ihrer Schönheit und Demuth alle andere Jungfrauen derſelben Landſchaft übertraf. Ihre Eltern thaten ſie zu Regensburg in ein ſehr wohl verwahrtes Kloſter, zum Brod genannt, darinnen ſollte ſie, neben andern Jungfrauen, die Schrift und den Pſalter lernen. Aber ihre Schönheit, Frommkeit und Tugend wurde auch in andern Ländern offenbar.

Als Brzetiſlaus, der junge Herzog in Böhmen, von etlichen und beſonders von Pilgersleuten ſolches vernommen, trachtete er Tag und Nacht, wie er die ſchöne Jungfrau zu ſchauen und, viel mehr und lieber, ob es möglich, zum Gemal haben möchte. Einmal betrachtete er, welcher Geſtalt von Ulrich, ſeinem Vater, zu der Jungfrauen Eltern, eine ehrliche Botſchaft um ſie, ſie ihm zu einem Gemal zu werben, abgefertigt würde. Wiederum bedachte er, wie daß die Leute in Baiern ſehr aufgeblaſen und die Deutſchen der Slavoniſchen Sprache nicht gewogen wären und beſorgte: es möchten die Unkoſten, ſammt der Mühe, vergeblich angewendet werden. Trat deswegen vor ſeinen Vater und vermeldete: er wollte an des Kai-

sers Hof ziehen und daselbst anderer Nazionen Gebräuche und Sitten lernen; dazu denn sein Vater den Willen gab.

Also las ihm Brzetislaus dreißig ausbündige Männer aus, und eilte mit ihnen nach Baiern. Auf dem Wege aber befahl er seinen Dienern ernstlich, daß ihn niemand für einen Herzog, sondern allwege für einen ihres Gleichen ehren und halten sollte. Die Diener, obwohl ihnen solches gleich wunderlich vorkam, sagten solches zu. Als sie nun an den Ort, wo des Herzogs Gemüth hin stund, kamen, thät der Herzog nicht anders, als wie ein hungriger Wolf, wenn er ein Schaf erwischen will, und ging um das Kloster umher, suchte Gelegenheit, ob er die schöne Jungfrau irgends ersehen möchte. Zum Theil war er der Meinung, daß er das Kloster mit Gewalt stürmen wollte, aber er durfte sich's, mit einer kleinen Anzahl, nicht unterstehen. Zum andern gedachte er in das Kloster hinein zu gehen, die Jungfrau zu nehmen und mit ihr, wie er's nun zu Wege bringen könnte, sich also davon zu machen.

Indessen wandte sich das Glück auf den Morgen zu ihm, daß ein Feiertag war und Abatissin den jüngeren Jungfrauen geboten hatte, daß sie zur Vesper läuten sollten; welches sie thaten, darunter denn auch die Jungfrau Judith war. Zu dieser

Stunde ging der Herzog auch in die Kirche und erkannte ſie bald an ihrer Schönheit und dem köſtlichen Kloſterkleide. Er blickte ſie ganz lieblich an und ließ ſeine Liebe zu ihr gegen ſie vermerken. Sie ſah ihn, als einen adelichen, ſchönen Jüngling, nichts deſto weniger mit Fleiß an und zeigte ihm ihr fröhlich Angeſicht, nicht anders, als wenn ſie ihn lange gekannt hätte.

So machte er ſich näher an ſie, erwiſchte die Jungfrau und lief mit ihr zur Kirche hinaus, welche ſich gar ein wenig wehrte, ſprang auf ſein Roß, ſetzte die Jungfrau hinter ſich und wollte zum Kloſter hinaus rennen. Als dies die Wächter und andere des Kloſters Diener vernahmen, eileten ſie bald hinab und legten eine ſtarke Kette, welche allda hing, vor das Thor. Der Herzog wußte keinen ferneren Rath, zuckte ſein gutes Schwerdt und hieb die Ketten, nicht anders als einen Span, entzwei und gab mit der Jungfrau eilends die Flucht. Als des Herzogs Diener vernommen, wie es zuging, eileten ſie zu ihren Roſſen und machten die fertig, damit ſie ihrem Herren nachfolgeten. Mittlerweile waren des Kloſters Wächter allbereit in der Rüſtung und fingen an, des Brzetetiſlaus Diener zu ſchlagen. Sie aber kamen auf ihre Roſſe und wehreten ſich tapfer und beſchädigten ihrer etliche.

Da sie aber sahen, daß die Deutschen an der Zahl zunahmen, gaben sie die Flucht, und ehe dann die Wächter oder Klosterdiener zu ihren Rossen kamen, waren des Brzetislai Diener in den dicken Wald. Indessen wurden die Nachfolgenden von der finsteren Nacht überfallen und verhindert. Der Herzog aber hatte das erste und andere Nachtlager mit seiner Jungfrau im finstern Walde, bis daß er des dritten Tages mit seiner Allerliebsten auf die Böhmische Gränze kam, dessen sie sich nicht wenig freuten.

Die Wächter nahmen das Glied von der entzwei gehauenen Kette, zeigten es männiglichen mit großem Verwundern und konnten nicht wissen, wer der Ritter wäre. Dies Glied wurde nachmals ins Kloster aufgehenkt, allda es eine lange Zeit gehangen und von Wunders wegen vielen Menschen gezeigt worden. Brzetislaus vermeldete seinen Zustand, wie sich's allenthalben begeben hatte, seinem Vater, darüber er sich denn verwunderte und, daß ihn unser Herr Gott aus solcher großen Gefahr geholfen hatte, sich mit ihm freute. Er bat den Bischof, daß er seinen Sohn mit der Jungfrau zur Ehe geben wolle, welches auch geschah.

Man hat die Geschichte auch in einen Gesang gebracht:

In Böheim ein Königskind,
Woleslaus mit Namen,
Erfahren hat, wie daß man find'
Ein' wunderſchön' Jungfrauen
Zu Regensburg, wohl in der Stadt,
Solch' begehret er zu ſchauen.
Mit ſeinen Dienern wohlgemuth't
Sich rüſt't wohl auf die Fahrt.
Woleslaus ein Zeichen thut,
Zu Regensburg thut warten,
Ob er die Jungfrau ſehe gut;
Solch's thät ihm wohl gerathen.
In einem Kloſter warten thut,
Darin die Jungfrau'n waren,
Ob er vielleicht zur ſelben Stund'
Sich mit ihr möcht' vertrauen.

Die Jungfrau, wie der Morgenſtern,
Mit vielen Jungfrau'n kame.
Solch' thät der Herr ganz ſehen gern,
Gar bald ſie zu ihm nahme;
Er ſchwingt ſie zu ſich auf ſein Roß,
Sein' allerliebſte Krone.
Vor'm Kloſter einen harten Stoß
Der Held mußt leiden ſchone,
Vorzog man eine Kette groß,
Doch kam der Held davone.

Die Diener kamen all gerannt,
Ihrem Herrn zum großen Glücke.
Woleslaus mit ſeiner Hand
Sein glänzend Schwerdt auszückte,
Die Ketten hart, aus Liebesband,
Hieb er entzwei zu Stücke;

Sein ſchönes Lieb er bracht davon
Und ſeine Diener alle;
Zu Regensburg, das Kloſter ſchon,
Hat daran kein Gefallen.
Solch' Wunderthat des Königsſohn
Durch Berg und Thal erſchalle.

Hie ſieht man, was Cupido zart
Mit ſeiner Stärk ausrichtet,
Welcher verbind't von edler Art
Zwei Lieb', und auch verſtricket,
Vom andern ob wohl geſehen ward
Ihr kein's, doch zuſammen wirket.
Drum, was verbind't Frau Venus zart,
Da hilft kein' Kett' noch Hagen,
Da hilft kein ſtarker Thurm noch Wacht',
Kein Feſtung noch tiefe Graben.
Manch kühner Held, um Liebes Fahrt,
Thut Leib und Leben wagen.

27.

Der Böhmiſche Zauberer Zython.

Der Böhme Zython wußte die Zauberkunſt ſehr meiſterlich zu treiben. Bald erſchien er wie ein Rieſe, bald wie ein Zwerg, oftmals fuhr er auf der Straße und hatte Hähne vor ſeinen Wagen geſpannt. Er ging auf dem Waſſer und that mehr andere dergleichen ſeltſame Dinge. Zuweilen narrte er diejenigen, die der König zu Tafel geladen hatte und machte, daß niemand in die Schüſ-

sel greifen durfte, weil sie vermeinten, daß ihre Hände wären zu Pferdefüßen geworden. Auf eine gewisse Zeit machte er aus einem Bunde Stroh dreißig Schweine, die sehr fett und wohlgestaltet waren. Diese verkaufte er sämmtlich einem Becker, doch mit dem Bedingen, daß er sie durch kein Wasser treiben solle, welcher Vermahnung der Käufer lachte, und da er bei ein kleines Wasser gekommen, jagte er die Schweine dadurch, die aber alsobald verschwanden und wieder zu Stroh wurden.

Der Becker ging eilig hin, um seinen Verkäufer zu suchen und fand ihn in einem Weinkeller auf der Bank liegen und schlafen. Er griff ihn bei einem Fuße, ihn aufzuwecken, es blieb ihm aber das ganze Bein in der Hand. Zython, der darüber aufwachte, beklagte sich über den Becker und sagte, daß er ihm sein Bein aus dem Leibe gerissen, welches dieser nicht leugnen konnte. Was sollte er nun mit diesem Erzbösewicht anfangen? Er sah sich betrogen, mußte aber noch ein größeres Unheil befürchten, weil zwischen den Schweinen und dem Beine keine Vergleichung zu machen, ließ ihm daher das bezahlte Geld und mußte über den Schaden auch den Spott dazu haben.

28.

Junker Ludwig bei Eger.

Um Eger läßt ſich, auf dem Felde, nahe bei ſelbiger Stadt, nicht ſelten ein Geſpenſt in Geſtalt eines Mannesbildes ſehen, welches die Leute den Junker Ludwig nennen, weil einer des Namens ehedeſſen da gelebt und die Gränz- und Mark-Steine des Feldes betrüglich verrückt haben ſoll, weswegen er, bald nach ſeinem Tode, angefangen umzugehen und die Leute durch ſeine Begegnung zu erſchrecken.

In jüngern Zeiten hat die Gewißheit ſolcher Erſcheinung eine Jungfrau erfahren. Dieſelbe geht einſimals allein vor dem Thore, in ſelbiger Gegend, die dieſes böſen Junkers wegen ſo berüchtigt iſt, und wie ſie ungefähr an die Stätte kommen, wo der Markſtein, wie man ſagt, verrückt ſein ſoll, wandelt ihr ein ſolcher Mann, wie ihr vordem mehrmal die Geſtalt des Junkers Ludwig beſchrieben worden, entgegen, geht auf ſie an und greift ihr mit der Fauſt in den Buſen, wovon dieſer gleich ganz ſchwarz worden, das Geſpenſt aber verſchwunden iſt.

Sie geht hierauf, in tiefſter Entſetzung, heim zu den Ihrigen, ſpricht, ſie habe ihren Theil und findet ſich's, daß ihre Bruſt ganz erſchwarzt geweſen. Sie

hat ſich noch ſelbigen Tages zu Bette legen müſſen und iſt am dritten Tage verſchieden.

29.

Die weiße Frau.

Die weiße Frau iſt ſeit mehr als zweihundert Jahren in Deutſchland bekannt geweſen, als eine ſolche, die, wenn der Tod an einiger großen Fürſten Palaſt anzuklopfen pflegt, ſich gemeiniglich vorher ſehen läßt. Dies geſchieht aber nicht allein in den deutſchen hohen Häuſern, ſondern auch in unterſchiedlichen Orten in Böhmen, jedoch nur allein bei vornehmen Familien. Dies weiße Geſpenſt ſoll den Anfang ſeiner Erſcheinung vor vielen Jahren gemacht haben in Böhmen, und noch heutiges Tages ſich oftmals ſehen laſſen in den meiſten Schlöſſern der Herrn von Neuhaus und Roſenberg, welche dieſe zwei vornehmen Geſchlechter vor Zeiten beſeſſen haben. Und bezeugen Schriftſteller, daß dieſe weiße Frau allbereit vor vieler Menſchen Gedenken unter den Herrn von Roſenberg oder von der Roſe, jemandes Abſterben vorbedeutet habe.

Dieſe Frau iſt ganz weiß, hat auf dem Haupte einen weißen Schleier, wie die Wittwen tragen, mit weißen Bändern, iſt lang von Per-

ſon und eines ſittſamen Angeſichts, in welcher Geſtalt ſie von einem alten Thurme, aus dem Fenſter eines alten Schloſſes, am Mittage herausſehend, von vielen Menſchen erblickt worden und da jedweder unten auf dem Marktplatz mit Fingern auf ſie gewieſen, iſt ſie dennoch von ihrer Stelle nicht gewichen, ſondern allmälig kleiner geworden, eben als wenn ſie herabkäme. Es ſoll ſich aber dieſes Geſpenſt nicht allein ſehen laſſen vor dem Abſterben eines Herrn von dieſem Geſchlecht, ſondern auch wenn einer geboren wird, oder ſich in Eheſtand begeben ſoll. In welchem Falle aber die Vorbedeutungszeichen unterſchiedlich ſind; denn, wenn einer ſterben ſoll, ſo trägt ſie an beiden Händen ſchwarze Handſchuh, ſonſt aber ganz weiße. Bisweilen ſieht man ſie geſchwind durch das Schloß hingehen, mit einem Bund Schlüſſeln an ihrem Gürtel, als wenn ſie ſehr beſchäftigt wäre, mit welchen Schlüſſeln ſie bald dieſe, bald eine andere Kammer aufſchließt und wieder verſperrt, ſowohl bei hellem Tage, als bei nächtlicher Weile, ohne Unterſchied. Wenn ihr dann Jemand begegnet und ſie grüßet, ſo grüßet ſie ihn wiederum mit einer ſonderlichen Gravität und lieblichen, ehrbaren und ſchamhaftigen, als einer alten Wittwe wohl anſtehenden Geberden. Sie neigt ihr Haupt, geht ihres Weges fort und thut keinem Menſchen ein Leid.

An der Gewißheit dieſes weißen Geſpenſtes iſt keinesweges zu zweifeln, dieweil auch in etlichen kurfürſtlichen und fürſtlichen Häuſern des Römiſchen Reichs, ſowohl von der reformirten, evangeliſchen und katholiſchen Religion, ſie vor Todesfällen geſehen wird. Als am Ende des 17ten Jahrhunderts ein ſchöner junger Prinz von einem Hochfürſtlichen Hauſe unverſehens einen tödlichen Fall that, hat etliche wenige Tage zuvor die weiße Frau ſich bei hellem Tage allda auf ſeinem Stuhle ſehen laſſen, welches der Hochfürſtlich Brandenburgiſche Hofprediger und Profeſſor der Theologie, Johann Wolfgang Rentſchius in ſeinem Brandenburgiſchen Zederhain S. 714. mit folgenden Worten bezeugt:

„Den 16. Auguſt 1678 ritt der tapfere Prinz, auf welchen ſich ganz Deutſchland eine Hofnung gemacht, nehmlich der Markgraf Erdmann Philipp, von der Rennbahn zu Baireuth in das Hochfürſtliche Schloß, fiel aber mitten in dem Schloßvorhofe, einige Schritte von der Treppe, alſo mit ſeinem Pferde, daß er nach zwei Stunden gottſelig auf ſeinem Bette verſchied, wiewohl er nach gethanem Falle die Treppe hinaufging und wegen ſeines tapfern und unverzagten Gemüths ſich ſtellte, als wenn der Schade wenig zu bedeuten hätte. Vor ſeinem Tode hat man einige Vorbedeutungen in dem

fürſtlichen Schloſſe wahrgenommen, und die weiße Frau, welche ſich, wie man vorgiebt, allezeit bei fürſtlichen Trauerfällen ſehen läßt, ließ ſich auch damal auf des Prinzen Stuhl ſehen, worüber dieſer unvergleichliche Fürſt bekümmert ward und ſich bei ſeiner Hochfürſtlichen Durchlaucht, Herrn Markgraf Chriſtian Ernſt, der damals bei der kaiſerlichen Armee ſich befand, darüber unmuthig beklagte, der auch nichts höheres wünſchte, als daß es demſelben nichts Böſes bedeuten möchte."

Alſo hält man in Deutſchland für eine unzweifelbare Sache, daß dieſe weiße Frau den fürnehmſten hohen Häuſern durch ihre Erſcheinung eine Vorbedeutung giebt. Jedoch iſt ihr Urſprung und Anfang, wie bereits oben gedacht, in Böhmen zu ſuchen, von dannen ſie in die deutſchen Höfe auch herüber kommen iſt. Weil die Herrn von Roſenberg wegen ihres großen Vermögens, großen Anſehens und geführten fürſtlichen Standes in ſo hohem Anſehen geweſen, daß Hochfürſtliche Häuſer ſich mit denſelben zu befreunden kein Bedenken getragen, wie denn Gerlach in ſeinem Türkiſchen Tagebuche erzählt, daß zu ſeiner Zeit, Anno 1527, der damals noch lebende alte Roſenberg der berühmteſte im Königreich Böhmen geweſen und auch ſeine Stimme in den Pohlniſchen Wahlſtimmen gehabt. Die Gemahlin des Herrn Wilhelm von Ro-

ſenberg war des Königs Sigismund von Pohlen Tochter. Er ſelbſt, dieſer Wilhelm, iſt befreundet geweſen den Hochfürſtlichen Häuſern Braunſchweig, Brandenburg, Baden. Seine Kinder ſind verheirathet geweſen an andere fürſtliche Häuſer, und alſo hat die weiße Frau ſich auch bei dieſen eingefunden, ſoviel derſelben einige Verwandtſchaft mit dem Hauſe der Roſenberge gehabt haben.

Wir wollen aber hierbei vorſtellen, wer dieſe weiße Frau geweſen iſt:

Ohngefähr im Jahr 1430 ward Udalrich von Roſenberg dem zweiten eine Tochter geboren, genannt Bertha, von ſeiner Gemahlin Katharina von Wartenberg, welche geſtorben iſt Anno 1436 und ihm noch andere Kinder beiderlei Geſchlechts geboren. Udalrich war Oberburggraf von Böhmen und durch die Autorität des Römiſchen Papſtes zum oberſten Feldherrn über das Kriegsvolk der Römiſchgeſinnten wider die Huſſiten verordnet. Bertha, welche er ſehr liebte, gab er im Jahre 1449 auf den Sonntag vor Martini zur Ehe dem Herrn Johann von Lichtenſtein, einem Baron in Steiermark, der ſehr berühmt und mächtig, aber hernach in ein ganz viehiſches Leben verfiel. Ihre Ehe war daher unglücklich, weil ſie darin mehr Urſach zum Verdruß als Freude hatte. Ihr Mann hielt ſie

ſehr unbillig und verächtlich, ſie mußte großen Mangel leiden, darüber ſie oftmals ſehr ungeduldig ward. Endlich ſtarb ihr unvernünftiger Ehegenoß. Als dies Band alſo zerbrochen war, zog ſie mit Freuden zu den Ihrigen und zu ihrem Bruder Heinrich dem 4ten in Böhmen, der Anno 1451 ſeinem Hauſe vorzuſtehen begunnte, aber ſechs Jahr hernach ohne Kinder ſtarb. Daher ward von den ſämmtlichen Neuhauſiſchen Stammverwandten ihr aufgetragen, die Auferziehung der Söhne und Töchter des Meinhard von Neuhaus, der im Jahre 1449 von Georg Perdiebrad ſeiner Ehren und ſeines Lebens beraubt worden, und ward ihr auch die Regierung über derſelben Güter anvertrauet. Von des Meinhard's Söhnen iſt der älteſte, Ulrich von Neuhaus, im Jahre 1553 geſtorben. Die zween übrigen, Johannes und Heinrich, als ſie hernach mündig worden, wollten Frau Bertha, welche ſie auferzogen hatte, nicht von ſich laſſen; alſo brachte ſie ihre alten Tage auf dem Schloß Neuhaus zu. Es ſtarben aber beide, Johann und Heinrich, ohne Kinder.

Weil nun Meinhards, des geweſenen Statthalters und Oberburggrafen ganzes Geſchlecht abgeſtorben, ſo fiel Neuhaus mit allen deſſelben Herrlichkeiten und Vorrechten an die andern Neuhauſiſche Linie, der Telezenſiſchen, und in derſelben an

Heinrich den 4ten, deſſen Gemahlin war Anna, geborene Fürſtin von Münſterberg.

In dem alten Gebäude des Schloſſes Neuhaus ſteht ein Bild der Bertha, in Menſchen Größe, ſehr alt. Alle diejenigen, welche die weiße Frau geſehen haben, bezeugen, daß zwiſchen ihr und dem Bilde eine rechte Aehnlichkeit ſei. Deshalb glauben die Katholiſchen, daß dieſes Geſpenſt der Geiſt gedachter Bertha ſein ſoll. Die Schlöſſer und Familien in Böhmen, da dieſe weiße Frau ſich ſehen läßt, ſind Krumlow, Neuhaus, Trzebou, Frauenberg, das Schloß zu Bechine, zu Telzen, der Herren von Berka und der Herren von Lippe, in dem ſehr alten und neuen Schloß Naryzaneck. In Deutſchland an den Höfen der Fürſten, ſelbſt der proteſtantiſchen, in Frankenland, Mark Brandenburg u. ſ. w. wird ſie geſehen.

Man erzählt auch folgende Geſchichten von ihr:

Als im Jahre 1539 Peter Rok, der letzte ſeines Stammes, geboren war, und, wie man's mit vornehmen Kindern zu halten pflegt, zu Trebona (Trzebon, zu deutſch Wittengau genannt) im Frauenzimmer auferzogen ward, fing die weiße Frau an bei Nacht oft zu ihm zu kommen, wenn die Amme oder das Kindermädchen der Schlaf übernommen hatte, wiegte das Kind, nahm es

auch, ſo es weinete, aus der Wiege auf ihre Arme, ſtillte es mit ſüßem Liſpeln und andern Verfahrungen, ſo bei den Ammen gebräuchlich; lachte ihm freundlich zu, ſpielte mit ihm, trug ihn in den Gemächern herum und ſparte an dieſem Saugling gar keinen Fleiß. Kurz, ſie ſtellte ſich ſo vertraulich bei dem Knäblein an, daß die Amme, Kinderwärterin und andere, denen dies Kind zur Wartung und Pflege anbefohlen war, ſie mit ihm zufrieden ließen und nicht verſtörten, noch ihr zu wehren begehrten, daß ſie ihn mit ihren Händen angriff und in ihre Arme legte.

Hernach hat es ſich begeben, daß ein neues Weib in das Frauenzimmer aufgenommen worden. Als nun ſelbiges Weib ſieht, daß die weiße Frau das Kind aus der Wiege hebt und herum trägt, meint dieſe, es ſei eine Schande, daß man das Kind einem Geſpenſt vertraue, faßt deshalb ein mehr als weibliches Herz, tritt hinzu, reißt daſſelbe der weißen Frau aus den Armen und ſpricht: „was haſt du mit unſerem Kinde zu ſchaffen?“ Hierauf fährt die weiße Frau, welche bisher allezeit geſchwiegen, mit dieſer zornigen Antwort heraus: „was, du unſaubere Dirne, du darfſt mich noch wohl fragen, was mich das Kind angeht? da du doch erſt neulich mit bloßen Füßen hierher gelaufen biſt und dich allhier eingeſchlichen haſt.

Du ſollſt wiſſen, daß dieſes Kind aus meinem Stamme bürtig und von meinem Bruder, durch deſſen nach und nach einander erzeugte Kindeskinder; ſolchem nach aus der Linie meines Geblüts herkommt. Derhalben bin ich keine Fremde, ſondern gehöre ihm zu.“

Gleich damit hat ſie ſich zu allen Hofmägden gewendet und geſprochen: „und ihr habt mir, eurer gnädigen Frauen, auch niemals annoch einige Ehre erwieſen, wie ſich's gebührte, darum ſo behaltet nun euer Kind immerhin; ich will von nun an nicht wieder kommen.“ Und zu der Amme ſagte ſie inſonderheit: „warte du dieſes Söhnleins wohl, und gieb fleißig Acht auf ihn; er wird dankbar ſein. Und wann er nun erwachſen iſt, ſo gieb ihm die Nachricht, daß er mir ſo lieb ſei, und ſage ihm auch, wie ich aus dieſem Orte (wobei ſie zugleich mit der Hand nach der Wand hinzeigte), habe pflegen zu ihm zu kommen und wieder dahin gehe.“ Nachdem ſie dieſe Worte kaum ausgeredet, iſt ſie, zu ſelbiger Wand, hineingetreten und ihnen gleich aus den Augen verſchwunden, hat auch, von ſelbigem Tage an, den Kleinen nicht mehr beſucht.

Als aber dieſer Peter Rok von der Amme ſolches, da er ein erwachſener Jüngling war, erfahren, hat er lange nicht verſtanden, was damit ei-

gentlich gemeint würde, bis er, in seinem Alter, nach Absterben seines Bruders Wilhelm, in derselbigen Wand, zu welcher die weiße Frau allezeit hatte pflegen hinein zu gehen (nachdem er vielleicht, durch eine neue Anzeigung, dazu eine Ermahnung bekommen), zu graben befohlen und daselbst einen verborgenen gewaltigen Schatz angetroffen, wovon hernach, im Jahre 1611, dem Passau'schen Kriegsheere, welches, weil man ihm seinen Monatssold verweigerte, sich empörte und feindlich in Böhmen gegangen war, etliche hunderttausend, so Kaiser Rudolph von diesem Peter lieh, gezahlt worden, nach deren Entrichtung man diese Völker abdankte.

Zu Neuhaus ward alljährig ein Fest gefeiert, das Fest des süßen Breies, indem armen Leuten am Grünendonnerstage in der Charwoche eine Gastung angerichtet ward. Zu dieser Mahlzeit versammelten sich, aus aller umliegenden Nachbarschaft, eine solche Menge der Armen, daß alsdann in dem Neuhauser Schloß zum wenigsten sieben tausend, ja zuweilen auch neun bis zehn tausend armer Gäste gezählt wurden. Es setzten sich je zwölfe beisammen auf die Erde, auf den weit geraumen Schloßplätzen von Neuhaus, und damit keine Unordnung noch Unruhe entstehe, zählte man die Tische und wurden, bei jedem, besondere Aufwarter gestellt, welche zu Tische dienen, die Spei-

ſen auftragen, Trinken bringen und einſchenken mußten. Solche Aufwartung beſtand nicht in gemeinen Leuten, ſondern in lauter Befehlshabern und Beamten, als da ſind: Amtmänner, Hauptleute, Burggrafen, Schreiber, und faſt allerlei Beamten oder Verwalter, deren es unzählig viele gab, ingleichen die Rathsherrn und andere anſehnliche Bürger der Stadt. Gemeiniglich ging ſelbſt der Gubernator und Herr des Orts mit etlichen vornehmen Gäſten vor dem Gepränge der Gerichte her, trug die erſte Schüſſel zu, und ward ihm von einem ſtarken Haufen ſolcher Tafeldiener nachgefolgt.

Weil es aber nicht wohl möglich, daß eine ſo große Menge Volks an einem Orte und auf eine Zeit zugleich eſſen kann, läßt man auf einmal der Gäſte nicht mehr ein, als der Raum des Platzes verſtattet. Wenn dieſelben geſättigt, läßt man ſie, durch das Hintertheil des Schloſſes, hinaus, und führt hingegen andere wieder herein, bis alle vorhandenen Armen geſpeiſet waren und keiner mehr übrig, welcher die Mahlzeit nicht genoſſen hätte.

Die Speiſen aber, ſo man ihnen verſetzte, waren dieſe: erſtlich ward ein dreipfündig Brod aufgelegt; hernach eine Suppe von Bier, oder andere Brühe, aufgeſetzt, die gar fett und wohl mit Butter geſchmalzet war; demnächſt zweierlei Spei-

ſen von Karpfen (das heißt, Karpfen zwiefach zugerichtet) und endlich der ſogenannte ſüße Brei, derſelbe war aus Erbſen, Buchweitzen oder ſonſt andern Früchten gekocht. Vor Alters pflegte man ein wenig Honig hinein zu thun, daher der Name des ſüßen Breies. Dümmbier gab man ihnen, ſo viel ſie verlangten, und zuletzt jedem auch ſieben Prätzeln von Semmelmehl. Die meiſten Gäſte, beſonders die Armen, nehmen mit ſich nach Hauſe, was ſie können und bringen darum zween Hafen mit ſich, in den einen werfen ſie zwei Theile von den Karpfen, unangeſehen, daß dieſelben in der Würze und Zurichtung unterſchieden ſind, in den andern ſchütten ſie das Bier. Alles andere, ſo ſich nicht theilen läßt, als die Suppe, das Eingeweide und den Brei, verzehren ſie zuſammen gemeinſchaftlich.

Dieſe milde Handlung ſoll oftmals die Tonnen von etlichen Brauungen, ſo wie ganze Fiſchteiche geleert haben. Urkunden und Dokumente ſchwiegen ſchon früh, zur Zeit des Jeſuiten Balbinus, über den Urſprung dieſer frommen Sitte, die ſich alljährig vom Vater zum Sohne, vom Vorgänger auf den Nachfolger vererbte. Alte hundertjährige Greiſe, mit weißen Scheiteln, damals befragt, erzählten, ihre Vorfahren hätten ihnen über

die Entſtehung des Feſtes folgendes erzählt und alle ſtimmten gleichlautend, wie die Sage ſtäts fortſchreitet, überein: es wäre ehedem eine fürnehme Matrone, hohes Stammes, geweſen, der man die Vormundſchaft über die verwaiſten jungen Herren von Neuhaus vertraut hätte. Dieſe habe man, da ſie, als eine Wittwe, in Wittwenkleidung gegangen, die weiße Frau genannt und ſei es eben dieſelbe, welche, ſo wie die Vorfahren gleichfalls angezeigt, bisweilen im Schloſſe erſcheine.

Sie habe angefangen, das Neuhauſiſche Schloß zu bauen und viele Jahre über ſolchem Werke zugebracht, mit großer Beſchwerung aller Unterthanen, ſo ſie bei Grabung und Aufführung der Wälle, Aufrichtung der Thürme, Zuführung des Kalks, Sandes, der Steine und anderer Materialien, bis zur gänzlichen Vollendung ſolches weitläuftigen und großen Schloßgebäudes, ausgeſtanden. Dabei ſie doch gleichwohl ſolchen frohnenden Arbeitern freundlich zugeſprochen, mit Vertröſtung, dieſe Arbeit und Frohndienſte würden ſchon mit eheſten zu Ende gehen. Auch habe ſie jedweden ſeinen Tag- oder Arbeitslohn mit baarem Gelde bezahlt und ihnen zugerufen: „arbeitet für eure Herren, ihr getreuen Unterthanen, arbeitet! Wann wir das Schloß werden verfertigt haben, will ich euch und allen euren Leuten einen ſüßen Brei geben.“ Denn dieſe

Art zu reden führten die Alten, wenn sie jemand zur Mahlzeit luden.

Nachdem endlich das Schloß in völligem Stande und vollendet, welches, nach Aussage dieser befragten Alten, im Herbst geschehen, hat die Frau, ihres Versprechens eingedenk, allen Unterthanen ein herrliches Mahl zugerichtet und unter währender Mahlzeit zu ihnen gesagt: „zu stätem Gedächtniß eurer That gegen eure liebe Herrschaft sollt ihr jährlich eine solche Mahlzeit haben. Also wird das Lob eures Verhaltens auf die späten Nachkommen fortgrünen.“

Nachmals aber, — sagten diese guten ehrlichen Grauköpfe, — hätten die Herren für füglicher angesehen, daß man diese Mahlzeit, aus dem Herbste, auf den Tag und das Gedächtniß des heiligen Abendmahls verlegte, als an welchem ohnedem die Armen von reichen und vornehmen Christen bewirthet würden. Und solche Veränderung des Tages wäre eben so überalt noch nicht, ja sie erstrecke sich noch kaum über hundert Jahre. Das war es, was die hochbetagten Graubärte davon aussagten.

In dem alten Schlosse Neuschloß ward auch die weiße Frau geschaut und hing daselbst die wahre Gestalt dieser verstorbenen, jetzt aber um das Schloß herumwandernden weißen Frau, auf einer

an der Wand hängenden Tafel gemahlt. Das wüſte Schloß Tollenſtein, von welchem das Gerücht geht, als ob viele Schätze darin verborgen liegen, hat gleichfalls die weiße Frau zur Einwohnerin oder Beſucherin. Sie ſchaut unterweilen zum Fenſter herab, darüber ſich alsdann die Wandersleute verwundern und ſie grüßen.

Wann ſie erſcheint, ſo läßt ſie in ihrem Angeſichte nichts als lauter ſittſame Beſcheidenheit, Zucht, Schamhaftigkeit und Gottſeligkeit erſcheinen. Doch hat man auch wohl geſehen, daß ſie zornig worden und ein finſteres Geſicht gemacht hat, wider diejenigen, welche wider Gott oder den Gottesdienſt eine läſterliche Rede ausgeſchüttet; ja, daß ſie dieſelben auch wohl mit Steinen und allem, was ihr in die Hand gekommen, verfolgt hat. Wozu noch kommt ihre große Liebe zu den Armen und Dürftigen. Die Entſtehung des ſüßen Breies, wie wir geſehen, iſt ihr Werk, weswegen ſie dann, wofern entweder der böſen Zeiten, oder feindlicher Gefahr, oder anderer Urſachen halber, die Gabe an die Armen unterlaſſen wird, ſich ſo unruhig, ſo übelvergnügt, ja ganz raſend und wütig erzeigt, daß ſie ganz unerträglich wird und ſich nicht eher zur Ruhe giebt, als bis den Armen die gewöhnliche Barmherzigkeit, daß ſie geſpeiſt werden, widerfährt. Alsdann ſieht man ſie erſt wieder fröhlich

und munter und niemanden überlästig, noch beschwerlich.

Man sagt, daß, als die Schweden im dreißigjährigen Kriege, nach Einnehmung dieses Schlosses und der Stadt, den Armen diese Mahlzeit auszurichten entweder vergessen, oder vorsätzlich unterlassen, sie, die weiße Frau, einen solchen Tumult und ein solches Getümmel erregt, und dergestalt getobt habe, daß die Leute im Schlosse schier darüber hätten verzweifeln mögen. Es ward die Soldatenwacht verjagt, geschlagen und von einer geheimen Gewalt zu Boden gestürzt. Es begegneten solchen Schildwachten mancherlei seltsame Gestalten und wunderblasse Gesichter. Die Offiziere selbst wurden, bei Nacht, aus den Betten und auf der Erde herumgezogen. Da man nun ganz keinen Rath wußte, diesem Uebel zu steuern, sagte einer von den Bürgern aus Zelzin dem Schwedischen Kommandanten, es sei den Armen die jährliche Mahlzeit nicht gereicht worden und rieth ihm, er solle solche alsofort, nach der Vorfahren Weise, geben lassen. Nachdem solches geschehen, hat man im Schlosse alsofort Ruhe bekommen und ist alles überall von Gespenstern so stille geworden, daß allerdings auch die Winde zur Ruhe gelegt schienen.

30.

Die Jungfrau auf dem Schloß Parenstein in Mähren.

Auf dem Schloß Parenstein in Mähren ist vor Zeiten oft die Gestalt einer vornehmen Jungfrau erschienen, wie glaubwürdige Leute berichten und die Sage des Volkes bekräftigen. Als der Jesuit Pater Johannes Drachovius im Jahre 1626 in Böhmen die Bekehrung beinahe vollendet, ging er hinüber in das benachbarte Mähren, um auch dort die Leute zur katholischen Religion zurückzuführen. So gelangte er in das Schloß Parenstein, erhielt dort eine gute Wohnung und fing an, als ein Mann, der die Aufsuchung von Merkwürdigkeiten liebte, gleich in den ersten Tagen seiner Ankunft, durch das Schloß zu gehen, bestieg die Thürme, durchblickte die offen stehenden Gemächer und Zimmer, besah auch von der Höhe herab die ganze Umliegenheit.

Als er nun so gar ämsig war, alles zu merken, was Merkens und Besehens werth, begegnete ihm endlich eine andere Merkwürdigkeit; denn es ging eine zierlich aufgeschmückte Jungfrau aus einem Gemach herfür, mit einem Bunde Schlüssel. Er, der sie für eine Hofdame oder Kammerjung-

frau anſah, grüßte und redete ſie freundlich an. Sie ſtand ſtill, um ſein Gewerbe anzuhören. Er ſagte: er ſei allhier angekommen, als ein Gaſt, die Unterthanen in der katholiſchen Religion zu unterrichten; wolle deshalb auch ihr ſeine geiſtliche Aufwartung angeboten haben und an ſeiner Dienſthaftigkeit nichts ermangeln laſſen.

Sie, die Schöne, lächelte ihm hierauf überaus lieblich zu, mit einem gar züchtigen Blick, und, gleich als ob die Schamhaftigkeit ihr keine Gegenrede zuließe, neigte ſie, anſtatt der Antwort, ſich gegen ihn, wie das Frauenzimmer pflegt, gar höflich und ehrerbietig; und ging damit alſofort von dannen.

Nach Vergehung einiger Tage wollte dieſer Pater eine Predigt thun; ſuchte derowegen, damit er ſeinen geſchriebenen Aufſatz deſto unverhinderter dem Gedächtniß einpflanzen könnte und ihn niemand in ſeinem Nachdenken ſtöhrte, die Einſamkeit. Da erblickte er dieſelbe Jungfrau abermal, und zwar in einer Sommerlaube, oder auf einem Gange, mit aufgelöſ'ten und ums Geſicht herum hangenden Haarlocken, welche ſie, mit ſonderbarem Fleiß, kämmete, aber, nach gleichſam unverſehener Erblickung des Paters, alſofort hinterwärts auf den Rücken zurückwarf und ſich zu erkennen gab. Er, der gar ernſthafter Natur und

allezeit für einen eifrigen Mann geachtet worden, gab ihr einen Verweis mit dieſen Strafworten: „Ei, es ſchickt ſich nicht, daß man am Sonntage gar zu viel auf das Schmücken und Putzen denke; beſſer, man bereite die Seel zur Anhörung göttliches Wortes durch ein andächtiges Gebet.“ Sie that, als begehrte ſie ihm zu gehorchen, verbarg ſtraks den Kamm, legte die Hand auf den Mund, neigte das Haupt ganz ehrerbietig und ging damit hinweg.

Er ſtieg hernach hinunter und begab ſich aus dem Schloß in die Kirche, welche ganz von weißem Marmor erbaut iſt, verrichtete daſelbſt den Gottesdienſt und legte die Predigt ab. Es gefiel ihm aber nicht, daß, ob er gleich überall in der Kirche die Augen herum gehen ließ, ihm doch beſagte edle Jungfrau nicht zu Geſicht kommen wollte, gedachte, ſie möchte etwa zur Römiſchen Religion keine Luſt tragen, oder ſonſt, die Kirche oft zu beſuchen, nicht gewohnt ſein. Darum, als er wieder aufs Schloß kam, klagte er darüber bei dem Schloßhauptmann, daß die Hausgenoſſen, welche andern billig mit gutem Exempel leuchten ſollten, ſelbſt davon blieben. Der Hauptmann fragte, was es für eine Jungfrau dann wäre, die er ſo verklagte, was ſie für Geſtalt und Kleidung und wo er ſie vorhin geſehen hätte? Da kams heraus, daß das

jungfräuliche Geſpenſt, welches von undenklicher Zeit im Schloß herumgeht, ſich dieſem Pater zu Geſicht geſtellt hatte.

Anders als dieſem frommen Mann ging es einen tollkühnen Knecht im Schloſſe Parenſtein. Dieſer, als er gehört, daß eine Jungfrau trefflich ſchöner Geſtalt ſich bisweilen ſehen ließe, ſchwur, er wolle ſelbiger Jungfrau, ſobald ſie ihm nur begegnete, einen derben Kuß recht auf den Mund geben, es möchte ihr nun lieb oder leid ſein. Wie ſehr ihm nun gleich die andern ſolches widerrathen, und, was für Gefahr darauf ſtünde, treulich zu Gemüthe geführt, hat er ſich doch nichts daran gekehrt, ſondern ſeinen vermeſſenen Vorſatz mit wiederholtem Eidſchwur bekräftiget. Nach wenigen Tagen begegnete ihm die Jungfrau, als er eben ſeine Haut tapfer voll geſoffen, worauf er ihr auch gleich in die Arme fiel, um ihr einen Kuß zu geben, welches ſie auch, dem Anſehen nach, nicht ausſchlug, aber nicht jungfräulich, ſondern ihn ſo gar gröblich und hart umfaßte, daß ſie durch ſolches Umfangen dieſem unglückſelichen Tollkühnen die Seele aus der Bruſt preßte.

31.

Die Braut Chriſti zu Groß-Wardein in Ungern.

In Ungerland zu Großwardein,
Was neulich da geſchehen ſei,
Will ich jetzunder zeigen an,
Merkt auf mit Fleiß, ihr Frau und Mann:

Der Kommendant ſelbiger Stadt
Ein Töchterlein gezeuget hat,
Thereſia ihr Nam' thät ſein,
Gottesfürchtig, züchtig, keuſch und rein.

Sie war von ihrer Jugend an
Der Andacht alſo zugethan;
Mit Beten und Singen allezeit
Lobt ſie die heilige Dreifaltigkeit.

Sobald ſie kommen zum Verſtand
Ihr keuſches Herz vor Liebe brannt';
Auf Jeſum war ihr Thun gericht't,
Zu ſeiner Braut ſie ſich verpflicht't.

Sie war ſehr ſchön von Leibsgeſtalt,
Ihr's gleichen funde man nicht bald;
Ein Kavalier, jung, reich und ſchön,
Hat ihm die Jungfrau auserſehn.

Er hielt an um das Töchterlein,
Der Vater gab den Willen drein,
Die Mutter zu der Tochter ſpricht:
„Mein Kind, doch dieſen laſſe nicht.“

Die Tochter fing zu weinen an:
„Ich habe ſchon ein Bräutigam,
Dem hab' ich mich verſprechen ganz,
Zu tragen meinen Jungfrau Kranz."

Der Vater ſprach: „es kann nicht ſein,
Mein Kind, das bilde dir nicht ein.
Wo willt du bleiben mit der Zeit?
Alt ſeind wir ja ſchon allebeid'.

Vor meinem End' ich wiſſen wollt',
Wo du auch einmal bleiben ſollt,
Darum, mein Kind, ich rathe dir,
Nimm dir zur Eh' den Kavalier."

Der Kavalier auch wieder kam,
Man ſtellet bald die Hochzeit an,
Es war alles dazu bereit,
Die Braut war voller Traurigkeit.

Sie ging in ihren Garten früh,
Sie fiel darnieder auf ihre Knie.
Rufte von ganzem Herzen an
Jeſum, ihren liebſten Bräutigam.

Da kam ein ſchöner Jüngling dar,
Von Angeſicht ſehr hell und klar,
Sein Kleid mit Gold ganz ausgeſtickt,
Die Jungfrau erſt vor ihm erſchrickt.

Er grüßt die Jungfrau wunderſchön,
Die Jungfrau that da vor ihm ſtehn
Schamhaftig, ſchlägt die Augen nieder,
Empfing gar ſchöne Jeſum wieder.

Die Jungfrau Jeſum bald erkannt,
Ihr keuſches Herz für Liebe brannt,
Vergaß vor Freuden all' Traurigkeit,
Gedacht nicht mehr an ihre Hochzeit.

Der Jüngling an zu reden fing,
Verehrt ihr einen goldnen Ring.
„Schau an, mein' Braut, zum Liebespfand
Trag dieſen Ring an deiner Hand."

Die Jungfrau da ſchön' Roſen brach:
„Mein Bräutigam, — zu Jeſu ſprach —
Hiermit ſei du von mir verehrt,
Ewig mein Herz ſonſt kein'n begehrt."

Da gingen die Verliebten zwei,
Brachen der Blumen mancherlei.
Jeſus der ſpricht zu ſeiner Braut:
„Kommt, meinen Garten auch beſchaut."

Er nahm die Jungfrau bei der Hand,
Führt ſie aus ihrem Vaterland
In ſeines Vaters Garten ſchön,
Darinnen viel der Blumen ſteh'n.

Die Jungfrau da, mit Freud' und Luſt,
Sehr köſtlich' Früchte da verkoſt't.
Kein Menſch ihm nicht einbilden kann,
Was da für edle Früchte ſtahn.

Sie hört' da Muſik und Geſang,
Die Zeit und Weil' ward ihr nicht lang,
Die ſilberweißen Bächelein,
Die floſſen da ganz klar und rein.

Der Jüngling ſprach zu ſeiner Braut:
„Mein'n Garten habt ihr nun beſchaut,
Ich will euch geben das Geleit
In euer Land, es iſt nun Zeit.“

Die Jungfrau ſchied mit Traurigkeit,
Kam vor die Stadt in kurzer Zeit,
Die Wächter hielten ſie bald an,
Sie ſprach: „laßt mich zum Vater gahn.“ —

„Wer iſt der Vater?“ man ſie fragt.
„Der Kommendant,“ ſie frei ausſagt.
Der eine Wächter aber ſpricht:
„Der Kommendant hat kein Kind nicht.“

An ihrer Kleidung man erkannt,
Daß ſie auch ſei von hohem Stand;
Ein Wächter ſie geführet hat,
Bis für die Herren in der Stadt.

Die Jungfrau ſagt und blieb dabei,
Der Kommendant ihr Vater ſei
Und ſeie nur vor zweien Stund,
Da ſie hinausgegangen itzund.

Man ſuchte auf die alte Schrift,
Unter andern man dieſes trift:
Daß ſich ein' Braut verloren hat,
Zu Großwardein in dieſer Stadt.

Der Jahrzahl man gar bald nachſchlägt,
Hundert und zwanzig Jahr austrägt;
Die Jungfrau war ſo ſchön und klar,
Als wenn ſie nur wär' funfzehn Jahr.

Dabei die Herren wohl erkannt,
Daß solches Werk von Gottes Hand.
Man trug der Jungfrau vor ein' Speis',
Im Augenblick wurd' sie schneeweiß.

„Nicht Leibliches ich mehr begehr'."
Sie bat: „bringt mir ein'n Priester her,
Daß ich empfang vor meinem End'
Das höchste Gut im Sakrament.

Sobald nun dieses ist geschehn,
Viel Christenmenschen es gesehn,
Wurd' ihr ohn großes Weh und Schmerz
Gebrochen ab ihr reines Herz.

Und ist entschlafen sanft und still'.
Merk' wohl, mein Christ, ist es dein Will',
Daß du einmal willst selig sein,
So lebe züchtig, keusch und rein.

So wird dir Gott nach diesem Leben
Gewißlich auch den Himmel geben,
Nach ausgestand'nem Kreuz und Leid
Die ewige Freud' und Seligkeit. Amen.

32.

Schloß Greifenstein.

Schon in der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts waren die Herren von Greifenstein wegen ihrer Reichthümer und Macht berühmt. Einer die-

ſer älteſten Bewohner der Burg war Reinhard, ein Ritter von rauher Gemüthsart. Seine frühzeitig ſterbende Gemahlin hinterließ ihm eine Tochter Etelina, die ſie, vor ihrem Hinſcheiden, dem alten Schloßkaplan empfahl. Ein holdes Aeußere ſchmückte den Körper des jungen Fräuleins, der ehrwürdige Kaplan den Geiſt. Sie wuchs zur Bewunderung des ganzen Hauſes heran. Vor allen Freiern gewann ſie, doch heimlich, den jungen, edlen, aber armen Rudolf lieb. Der alte Reinhard mußte, einer Fehde wegen, an des Kaiſers Hoflager ziehen; er vertraute ſeine Tochter der Wachſamkeit ſeines Burgpfaffen an; aber Etelina liebte und war aus Liebe ſchwach.

Acht Monde waren nach Reinhards Abreiſe verfloſſen, da ließ er ſeine baldige Ankunft und daß er einen ſtattlichen Mann für ſeine Tochter mitbringen würde, melden. Die unglückliche Etelina vertraute ſich dem alten Pater an. Er rieth ihr, ſich mit Rudolf, ihrem Geliebten, vor dem Zorne des Vaters in einem halbverſchütteten Wege zu verbergen. Sie folgten ſeinem Rathe und wurden von ihm hinabgeführt. Er gab ihnen einen Korb mit Brod und Wein und ein Krüglein mit Oel, zur Beleuchtung ihrer finſteren, feuchten Erdſchlucht. Bald darauf kam der alte Graf mit dem reichen und trübausſehenden Freier und fragte nach Etelina.

Der Kaplan bat, sie ruhen zu lassen, weil sie krank und schwach sei.

Früh suchte Reinhard seine Tochter; er fand sie nicht. Er eilte zum Kaplan; dieser, auf seine Beredsamkeit sich verlassend, brachte ihm allmälig die Liebesgeschichte seiner Tochter bei, und als er den Vater ruhig zu sehen glaubte, entdeckte er ihm das Geheimniß. Aber jetzt brach die verhaltene Wuth des alten Grafen hervor. Er mißhandelte den Greis, um den Aufenthaltsort der Liebenden zu erfahren, und als das vergebens war, ließ er den schwachen alten Mann gebunden nach einem verborgenen Gemache schleppen und ihn, da er auch noch hier den Aufenthalt verschwieg, an einem Stricke, durch eine eiserne Fallthür, zur ewigen Gefangenschaft ins Burgverließ senken.

Schon war ein Jahr verflossen und alle schmachteten noch in ihren Gefängnissen, ja, Reinhard schwur, wenn er heute seine Tochter finden sollte, er auch sie in einen ewigen Kerker werfen würde. „Sollte ich ihr verzeihen — setzte er hinzu — so will ich an dem Orte, wo ich sie in meine Arme schließe, eines jähen Todes sterben und als Verdammter umherwandeln.“

Nicht lange darauf, an einem trüben Wintertage, verirrte er sich auf der Jagd und kam gegen das Ufer der Donau. Eine menschliche Gestalt,

in eine Bärenhaut gehüllt, führte ihn zu dem Aufenthalte seiner Tochter, die, mit ihrem Söhnlein auf Laube ruhend, an den Gebeinen einer getödteten Wölfin nagte. Reinhard ließ sie auf sein Schloß bringen und umarmte, gerührt von dem Stammeln seines Enkels, die wiedergefundene Tochter. Nun eilte er, den Pater zu befreien, aber unglücklicher Weise gleitete er auf der obersten Stufe der Treppe aus und fiel hinab. Niemand hörte sein Wimmern; er richtete sich sterbend auf, ergriff den nahen Stein und todt war er. Am andern Morgen klebte noch seine Hand am Steine. Hier war es, wo er Etelina umarmte.

Rudolf, der nun Herr des Schlosses war, forschte nach des Kaplans Gefängniß und befreiete ihn daraus. Reinhard geht als Geist herum, so lange, bis der Stein, der zum Anhalten auf der Treppe dient, so ausgewetzt sein wird, daß er in zwei Stücke zerbricht. Für jetzt ist der Stein erst zu einer kleinen Höhle vertieft.

33.

Die Gründung des Kloſters Schlägel.

Schloß Falkenſtein liegt in Oberöſtreich, am linken Ufer der Donau, drei Meilen von Linz. Die Sage erzählt dabei folgende Geſchichte: Caliogius oder Calichirius, Herr von Falkenſtein, verirrte ſich einſt auf einer Jagd im Walde. Die Nacht überfiel ihn und da er keinen Ausweg fand, ſo mußte er ſich entſchließen, hier zu übernachten. Auf einem freien Platze an der Riehl, wo die Holzhauer gearbeitet hatten, legte er ſich nieder, ermattet durch Hunger und Angſt, und ein Holzſchlägel diente ihm zum Kopkiſſen.

Da ereignete es ſich, wie die Legende erzählt, daß im Schlafe die Mutter Maria mit dem Jeſuskindlein ihm erſchien und mit liebreichen Worten ihn ermahnte, an dieſer Stelle eine Kirche zu bauen, mit der Vertröſtung, daß er glücklich aus dem Walde und zu den Seinen kommen würde. Caliogus gelobte zu thun, wie ihm befohlen, und ſchritt gleich, als er glücklich nach Hauſe gekommen war, zu dem Kirchenbau. Bald darauf ſtand eine prächtige Abtei da, die er, nach ſeinem harten Kopfkiſſen, unſerer lieben Frauen Schlag (Schlägel nach gemeiner Mundart) nannte.

Eine alte Chronik hat davon ein Lied aufbewahrt:

Calixgus, Herr von Falkenſtein,
Reit't in ſeinen Wald allein,
Begegnet ihm eine junge Maid,
Gar kühnlich ſie zu ihm ſait (ſagt):

„Seid ihr der Herr von Falkenſtein
Und dieſes Orts ein Herre?
So gebt mir euren Gefangnen heraus,
Der allen Jungfrauen ein Ehre.“

Da ſprach Calixgus von Falkenſtein:
„Das kann ich fürwahr nicht thun.
Zu Falkenſtein unter den Mauern,
Da mögt ihr ihn vertrauern.“

Calixgus verreit ſich in den Wald,
Daraus er nicht kommen möcht' ſo bald,
Die Nacht auf einem Schläget ruhet,
Es träumet ihm alles guet:

Er ſoll zu Ehren unſerer lieben Frauen
Ein Gotteshaus an dieſem Orte bauen,
So würd' er kommen aus dem Wald'
Und alles geſchehen ſobald.

Da baut er das Kloſter bei dem Schlägel,
Mit eigner Hand ſeiner Nägel,
Den erſten Stein ſelbſt zugetragen,
Allhort liegt er begraben.

34.

Der wandelnde Geiſt zu Rauheneck.

In der Nähe der Oeſtreichiſchen Stadt B..en liegen die Ruinen der Veſte Rauheneck. Ein Geiſt, dem das Schickſal herum zu wandeln gebot, warum, meldet die Sage nicht, ſchleicht hier aus und ein und ächzt und klagt ob ſeiner Erlöſung. Dieſe aber hängt von dem Bäumchen ab, das jetzt nur noch als Staude aus der Mauer des hohen Thurmes emporwächſt. Wenn dieſes nehmlich zu einem ſolchen Stamme gediehen iſt, daß eine Wiege wird daraus gemacht werden können, ſo wird ein Kind darin geſchaukelt werden, das, als Prieſter, den Geiſt erlöſen kann.

Täglich ſchleicht nun der arme Geiſt um den Thurm herum, ſchaut hinauf nach dem Bäumchen, ob es auch noch da ſei und zittert, wenn ein

Sturmwind ſauſ't, der es entwurzeln, oder wenn Blitze die Luft zerſchneiden, die es zerſchmettern könnten. Denn, verdorrt das Bäumchen, ſo muß das geplagte Weſen warten, bis wieder ein Bäumchen dort oben aufſprießt und jene Stärke erreicht.

III.

Sagen und Mährchen

aus

der Lauſitz, Sachſen und Thüringen.

55.

Der große Stein bei Görlitz.

Auf dem Wege von der Landeskrone bis zur Stadt Görlitz liegt ein sehr großer Stein, an dem man gleichsam Klauen- oder Krallen-Griffe bemerkt. Von ihm erzählt die Sage: daß der Teufel erzürnt gewesen, als er gesehen, daß in der Stadt sich der herrliche Dom, Peter und Paul geheiligt, zur Ehre Gottes aufwölbte. Wüthend vor Zorn, riß er einen übermächtigen Felsblock von der Landeskrone ab und trug ihn hoch durch die Luft, um den Dom zu zerschmettern.

Aber Gott rettete das ihm geweihte Haus; von seiner Macht gelähmt, ließ der Teufel das Felsenstück fallen, doch sieht man noch die Orte, wo er es anfaßte und tiefe Löcher mit seinen glühenden Krallen einbrannte.

36.

Jakob Böhme ſieht den Schatz in der Landeskrone.

Es iſt der ſelige Mann Jakob Böhme im 1575ſten Jahre nach Chriſti unſeres Herrn Geburt zu Alt Seidenberg, einem geweſenen Marktflecken, ohngefähr anderthalb Meilen von Görlitz in der Oberlauſitz gelegen, von ſeinem Vater Jakob und ſeiner Mutter Urſula, beiden armen und geringen Bauersleuten, guter Deutſcher Art, aus chriſtlichem und unbeflecktem Ehebette gezeuget, auf dieſe Welt geboren worden.

Nachdem er nun etwas erwachſen, hat er, neben andern Dorfknaben, des Viehes auf dem Felde hüten und alſo ſeinen Eltern mit billigem Gehorſam zu Hand gehen müſſen. Bei welchem, ſeinem Hirtenſtande, ihm dies begegnet iſt, daß er einſtmals, um die Mittagsſtunde, ſich von den andern Knaben abgeſondert und auf den davon nicht weit abgelegenen Berg, die Landeskrone genannt, allein für ſich ſelbſt geſtiegen, allda zu oberſt, wo es mit großen rothen Steinen, faſt einem Thür Gewichte gleich, verwachſen und beſchloſſen, einen offenen Eingang gefunden, in welchen er aus Einfalt gegangen und darin eine große Bütte mit Geld angetroffen, worüber ihm ein Grauſen angekommen,

darum er auch nichts davon genommen, sondern also ledig und eilfertig wieder herausgegangen.

Ob er nun wohl nachmals, mit anderen Hütejungen, zum öfteren wieder hinauf gestiegen, hat er doch solchen Eingang nie mehr offen gesehen. Es ist aber selbiger Schatz, wie er berichtet, von einem fremden Künstler gehoben und hinweg geführet worden, worüber solcher Schatzgräber, weil der Fluch dabei gewesen, eines schändlichen Todes verdorben.

37.

Der Mädchensprung auf dem Oybin.

Auf dem steilen, mit Klüften und Schluchten umgebenen Oybin zeigt man noch jetzt dem Wanderer eine Felsenschlucht, welche der Jungfrauensprung genannt wird, und erzählt dabei drei verschiedene Sagen, die den Namen gegeben haben sollen.

I.

Als noch das Kloster, dessen Ruinen man nur jetzt bewundert, auf dem Gipfel des Oybin stand, kam auch, wie, erzählt die Sage nicht, einst ein Mann hinauf, um die dortigen Geistlichen zu be-

ſuchen, wie dies häufig geſchah. Einer der Brüder zeigte der Jungfrau die Schönheiten des Berges, führte ſie herum zu den merkwürdigſten Plätzen, bei tiefen Schluchten vorbei und zeigte ihr die Pracht der Natur. Aber die Schönheit der Jungfrau erweckte ſündliche Luſt dem mit ihr einſam wandelnden Kloſter Bruder und in ſträflicher Begierde ſtreckte er die Arme nach ihr aus. Da entfloh ihm die keuſche Jungfrau, flüchtete die verſchlungenen Wege entlang, verfolgt von dem nicht mehr ſich ſelbſt kennenden Mönch. Glaubend an eine ſichere Stätte zu kommen, rann ſie durch die unbekannten Pfade, bis plötzlich eine tiefe Spalte des Berges, eine ungeheuere Kluft, vor ihr lag. Da, um ihre Tugend zu retten, ſprang ſie muthig in den Abgrund hinab und die Engel des Herrn ergriffen die Sinkende und trugen ſie ſanft hinab, ohne einigen Schaden.

2.

Einſt kam ein Jäger auf den Oybin und wandelte durch die labyrinthiſchen Gänge. Auch ein Mägdlein aus dem am Fuße des Berges liegenden Dorfe war heraufgeſtiegen und begegnete dem Waldmann, der, in ſinnlicher Begierde, die ſchöne Beute ſich nicht entgehen laſſen wollte und auf ſie zueilte. Wie ein gejagtes Reh ſtürzte ſie durch die

Felſenpfade, der Abgrund öffnet ſich drohend vor ihr, ſie ſpringt hinab und kommt unverſehrt auf den Boden nieder.

3.

Im Jahre 1601, am Tage Johannis des Täufers, als eine große Menge Menſchen aus Zittau und den benachbarten Dörfern, der Gewohnheit nach, den Oybin beſuchten, befand ſich unter ihnen ein raſches Mädchen, die mit ihren Geſpielinnen auch an dieſem Orte ſich umſah. Man ſcherzte, und jenes Mädchen wagt' es auf eine Wette, über dieſe Kluft wegzuſetzen. Damals trugen noch die meiſten Frauenzimmer, auch die vom Stande, Pantoffeln. Im Springen glitſcht ihr der Fuß aus dem glatten Pantoffel und ſie fiel hinunter. Da ſie aber, nach damaliger Sitte, einen tüchtigen Reifrock an hatte, der ſie vor dem ſchnellen Falle ſchützte, ſo ward ſie durch Hülfe deſſelben in die Kluft gleichſam hinunter geſchoben und kam ohne Nachtheil hernieder.

38.

Der Tod des heiligen Beneda.

Neben dem Schloß Meiſſen in Sachſen hatte im Jahre 1088 König Wratislaus der erſte von

Böhmen eine Gegenfeſtung angelegt, zur Zügelung der Stadt, zu jener Zeit, als Meiſſen durch Kaiſer Heinrich den 4ten dem Böhmerlande zugeſchlagen ward. Guozedek hieß ſie in Böhmiſcher Sprache, jede Spur iſt jetzt davon verloren.

Ein Böhmiſcher Herr, Beneda genannt, landräumig aus unbekannten Urſachen, begab ſich nach Meiſſen und zu dem heiligen Manne Benno, ſo ein Graf von Woldenburg aus Sachſen war. Als ſolches der König erfahren, hat er ihn, durch gütige Beſchickung, aus Meiſſen zu ſich in das Schloß Guozedek beſtellen laſſen. Beneda traute dem Könige und ſtellete ſich ein. Der König ſprach ihm mit guten Worten zu und bewog ihn, ſeinen Degen und Mantel in Freundſchaft abzulegen, dem Beneda Folge that. Darauf wollte ihn der König, wider Treue und Glauben, greifen und anfaſſen laſſen, aber Beneda, ein herzhafter Mann, erwiſchte in der Eile ein Schwerdt, ſo des Königs Kämmerling an der Seite trug und haute zuerſt den Kämmerer, ſo den König ſchützen wollte, zu Boden.

Der König, ſo allein, verheißet ihm in der Gefahr Gnade zu erzeigen. Als darauf Beneda einhielt, ſtach und hieb der König auf ſolchen los. Dieſer mußte ſich wehren, und gab dem Könige drei Streiche, alſo, daß er faſt zu Boden geſun-

ken, indem die Wache aufgeregt wurde und auf Beneda zueilte, der dann in der erſten Wuth zwei Soldaten auf die Seele gefaßt, aber endlich übermannt und gefänglich angenommen ward. Und ob er wohl die Untreue des Königs, und wie er zur Noth und Gegenwehr höchſt gedrungen, angezeigt hat, iſt er doch mit vier Pferden aus einander geriſſen und ſein Körper, aus Gnaden, von dem Domſtift Meiſſen begraben worden.

Aber das Grab umgab bald ein nächtlicher Heiligenſchein, unzählig viel Todte wurden lebendig, viele Blinde ſehend, viele Taube hörend, viel Stumme redend und viel Ausſätzige rein. Da grub man den heiligen Leichnam aus und zuſammen verbunden war wieder, was durch Gewalt der Pferde getrennt worden; der vollſtändige Leichnam ward in die Kirche genommen und der von Gott Geheiligte unter die Zahl der Heiligen verſetzt.

39.

Wie das Bergwerk zu St. Annaberg gefunden ward.

Es lebte ein armer, armer Bergmann, Namens Daniel Knappe; dieſer hatte Weib und Kind und liebte ſie ſehr, doch wußte er weder Rath noch

Hülfe, ſie zu ernähren. Er arbeitete und betete, doch ſeiner Noth war kein Ende, und wie auch ſein Unglück immer höher und höher ſtieg, ſo wich und wankte ſein Glaube doch nicht. Eines Nachts erſchien ihm im Traume ein Engel, dieſer ſprach: „geh hin und ſuche in der tiefſten Tiefe des Waldes den Baum auf, in deſſen Gezweig ſilberne Eier ruhn. Du wirſt ihn erkennen an ſeiner Größe; denn kein Baum im ganzen Haine kann ſich ihm vergleichen.

Daniel erwachte, fühlte ſich geſtärkt, der Morgen grauete und eilig drang der arme Bergmann in den Wald hinein. Schon war er an dem Ort, den noch kein Sterblicher betrat, da ſieht der Baum und raſch ſind alle Aeſte bis zum Gipfel durchſucht, aber ſilberne Eier zeigen ſich nirgends.— „Wie kann, wie werde ich zu euch zurückkehren, liebes Weib und Kind. Ihr haltet mich noch, ſonſt ſtürzte ich mich von hier hinab!“ Als er ſo trauernd und klagend den Baum verlaſſen will, da ſteht der Engel ihm zur Seite und ſpricht: „Gott iſt hülfreich und wahrhaft, wo du auch keinen Ausweg ſiehſt, der Baum hat auch Zweige in der Erde. Dir ſei geholfen um deiner Treue und Liebe willen.“ Und der Engel verſchwand mit dieſen Worten. Da durchſtrömte Hofnung und Muth

von neuem den Unglücklichen und er grub an dem Fuße des Baumes.

Von seinen Wurzeln durchflochten, lagen da reiche Silberstufen vor dem Blicke des staunenden Bergmanns und Weib und Kind war geholfen. Es erhob sich Annaberg, ein freundliches Städtchen, aus dieser wilden, waldigen Gegend, wozu unter der Regierung des Herzogs Georg des Bärtigen, im Jahre 1496, den 21sten des Herbstmonats, am Tage Matthäi, der Grundstein gelegt wurde.

40.

Ursprung der Burg Hohen Schwarm oder der Sorbenburg bei Salfeld.

Bei der Stadt Salfeld ist ein uraltes Gemäuer von einem wüsten Schlosse zu sehen, welches vor Zeiten mit tiefen Gräben, Wällen, starken Mauern und mit viel hohen Thürmen befestigt und geziert gewesen, davon noch die merkwürdigen Ruinen zu sehen. Man sagt, daß, ehe die Sorben diese Burg erbaut, hätten sie eine weiße Taube, der sie Schellen oder Glöcklein angebunden, nach heidnischem Gebrauch, auffliegen lassen, welche den Ort anzeigen sollte, wo das Schloß könnte hingebaut werden. Da sich nun die Taube gleich

auf einen hohen Eichbaum niedergelaſſen, ſo wäre der Platz zu einer neuen Burg erwählt worden. Indem man aber beſchäftigt geweſen, den Eichenbaum abzuhauen und den Platz zur Grundlegung einer Burg geſchickt zu machen, ſo wäre aus demſelben unvermuthet ein großer Schwarm Bienen geflogen und hätte ſich an den Baum gehängt, daher dann hernach das neue Schloß der hohe Schwarm genennet worden.

41.

Der Hörſelberg bei Eiſenach.

Nicht weit von Eiſenach, in Thüringen, liegt der Hörſelberg, den folgende Sage berühmt macht. Es war eine Königin von Engeland, mit Namen Roniſchwig, welche, als ihr Herr und König, der ihr aus dermaßen lieb war (denn er ſie, aus einem geringen Geſchlechte, zu einer Königin, um ihrer Tugenden willen, erwählt hatte), geſtorben war, die Treue an ihm auch nicht vergeſſen wollte, ſondern gab nach ſeinem Tode viel Almoſen, ließ für ſeine Seele viel Gebete thun, und vermeinete ihren Herrn damit einſt aus der Pein und dem Fegfeuer zu erlöſen.

Da ward gesagt, daß ihr Herr sein Fegfeuer im Lande zu Thüringen, in einem Berge, der Hörselberg genannt, hätte. In diesem Berge hörten die Inwohner des Landes oftmals jämmerliches Geschrei, von den Seelen oder Gespenstern, die darin lagen, darum ward er von ihnen genannt Hörselberg (Hör Seelen Berg). Daselbst, unter dem Berge, bauete die Königin eine kleine Kirche und ein Dorf dabei, und nannte es Satans Stätte, denn ihr die bösen Geister allda erschienen waren. Das Dorf wird jetzund Sattelstädt genannt. In diese Kirche ging die Königin mit ihren und fast heiligen Jungfrauen, betete oft, gab Almosen und thät andere gute Werke für ihres Herrn Seele, bis an ihr Ende.

Und im Jahre 1398 erhuben sich, am hellen Tage, drei große Feuer in der Luft bei Eisenach und da sie eine Weile gebrannt, kamen sie zusammen und theilten sich dann wieder und fuhren alle zu dem Hörselberge.

42.

Landgraf Ludwig der Eiserne und der Schmidt.

Landgraf Ludwig der Eiserne von Thüringen verirrte sich einst auf der Jagd im Walde, als er

ſich auf derſelben bis in die Nacht aufgehalten hatte und kam, durch die Wahrnehmung eines Feuers, bis in die Ruhl. Daſelbſt ging er, unbekannt, in eines Jägers Kleid, vor eines Schmidts Haus und ſuchte Herberge. Der Schmidt äußerte ſeinen Unwillen, da er vernommen, der Herr gehöre zu des Landgrafen Jagdgefolge, daß der Landgraf ſeine Leute mit der Jagd bis in die ſpäte Nacht quäle und ſagte daher voll Unmuth: „pfui des Landgrafen!“

Bei dem Ambos erzählte er, wie die Einwohner durch des Landgrafen unerſättliche Beamten ſehr ausgeſogen würden und auf ihre Beſchwer und Klagen keine Antwort, viel weniger Linderung, erhielten. Die Ritterſchaft ſpottete des Herrn und hielte ihn für einfältig. So oft der Schmidt nun mit dem Hammer auf das Eiſen geſchlagen, ſoll er, unwiſſend, daß dieſes der Landgraf wäre, allezeit geſagt haben: „nun werde hart, werde hart, Landgraf, ſiehſt du nicht, wie deine Räthe die Unterthanen ſo unbarmherzig plagen.“

Dieſes ſoll der Landgraf zu Ohren und Herzen genommen und die Räthe zur Rede geſetzt, die Adlichen aber gebührend gezügelt haben.

43.

Die Frau von Weiſſenburg.

Graf Friedrich, Pfalzgraf zu Sachſen, wohnte in dem Oſterlande auf dem Schloſſe Schiepelitz und hatte ein überaus ſchönes Weib, die hieß Adelheide und war des Herzogen von Sachſen Tochter. Die hatte Ludewig der zweite aus dermaßen lieb und hätte ſie gerne zu der Ehe gehabt, wenn ſie ihren Herrn nicht mehr hätte. Daſſelbige Weib trug wieder große Liebe zu dem Landgrafen und legte mit ihm an, daß er bei Schieplitz jagte, ſie wollte ihren Herrn dazu bringen, daß er das wehren ſollte. Alſo kam Landgraf Ludewig mit ſeinen Hunden und bließ ſein Horn und jagte mit Geſchrei; dieweil ſaß der Pfalzgraf in einem Bade, wie das zuvor von dem Weibe geſchicket und beſtellt war.

Da lief das Weib zorniglich und mit Ungeduld über ihren Mann und warf ihm vor, wie er aller Enden nur ſeines Leibes Gemach ſuchte und Recht und Freiheit darüber verlöre und jeglichen mit ſeinem Gute und Herrſchaft thun ließe, was er wolle. Da warf der Pfalzgraf einen Mantel über das Badehemde und fiel auf einen Hengſt und rannte Ludewigen nach und ſtrafte ihn, warum er mit Gewalt in ſeinem Walde jagte. Da ſchickte der einen ſeiner Diener, der mit einer Gleven (Lanze)

ihn durchſtach*). Alſo ward er begraben in dem Münſter zu Geſigk bei Naumburg, das derſelbe Pfalzgraf geſtiftet und gebaut hatte. Das iſt geſchehen nach Chriſti Geburt 1065.

In der Folge machte man darüber dies Gedicht:

Was woll'n wir aber ſingen,
Was wollt ihr für ein Lied?
Ein Lied von der Frauen zu Weiſſenburg,
Wie ſie ihren Herren verrieth.

Sie ließ ein Briefelein ſchreiben,
Gar ferne ins thüringer Land,
Zu ihrem Ludewig Buhlen,
Daß er da käm' zur Hand.

Er ſprach zu ſeinem Knechte:
„Sattel' du mir mein Pferd,
Wir wollen gen der Weiſſenburg,
Es iſt nun Reitens werth.“

„Gott grüß euch, Adelheid, ſchöne,
Wünſch euch ein'n guten Tag;
Wo iſt euer edler Herre,
Mit dem ich kämpfen mag?“

Die Frau locket ihren Herrn
Mit ihr'm falſchen Gemüth,
Er reit't Nächten ganz ſpate
Mit Hunden nach dem Ried.

Da Ludewig unter die Linde kam,
Ja, unter die Linde ſo grün,
Da kam der Herr von der Weiſſenburg
Mit ſeinen Hunden ſo kühn.

*) Nach anderer Nachricht tödtete Ludewig ihn ſelbſt.

„Willkommen Herr von der Weiſſenburg.
Gott geb' euch guten Muth;
Ihr ſollt' nicht länger leben,
Denn heut dieſen halben Tag." —

„Soll ich nicht länger leben,
Denn dieſen halben Tag,
So klag ich's Chriſt im Himmel,
Der all' Ding wenden mag."

Sie kamen hart zuſammen,
Mit Worten, Zorn, ſo groß,
Daß einer zu dem andern
Sein Armbruſt abe ſchoß.

Er ſprach zu ſeinem Knechte:
„Nun ſpann dein Armbruſt ein
Und ſcheuß dem Herrn von der Weiſſenburg
Zur linken Seiten ein." —

„Warum ſoll ich ihn ſchießen
Und morden auf dem Plan?
Hat er mir doch ſein Leben lang
Noch nie kein Leid gethan."

Da nahm Ludewig ſein Jägerſpieß
Selber in ſeine Hand,
Durchrannt den Pfalzgrafen Friederich
Unter der Linden zur Hand.

Er ſprach zu ſeinem Knechte:
„Reiten wir zur Weiſſenburg,
Da ſind wir wohl gehalten,
Nach unſerm Herz und Muth.

Da er nun gegen die Weiſſenburg kam,
Wohl unter das hohe Haus,
Da ſah die falſche Fraue
Mit Freuden zum Fenſter raus.

„Gott grüß euch, edele Frau,
Beſcher' euch Glück und Heil,
Eu'r Will' der iſt ergangen,
Todt habt ihr eur'n Gemal." —

Iſt denn mein Will' ergangen,
Mein edeler Herre todt,
So will ich's nicht eher glauben,
Ich ſeh' dann ſein Blut ſo roth."

Er zog aus ſeiner Scheiden
Ein Schwerdt von Blut ſo roth:
Sieh da, du edele Frau,
Ein Zeichen deines Herren Tod."

Sie rang ihr' weißen Hände,
Rauft aus ihr geelweiß Haar:
„Hilf, reicher Chriſt vom Himmel,
Was hab ich nun gethan!"

Sie zog von ihrem Finger
Ein Ringelein von Gold,
„Nimm hin, du Ludewig, Bube,
Gedenk da meiner Huld." —

„Was ſoll mir doch das Fingerlein,
Das veracht't gewonnen Gold,
Wenn ich daran gedenke,
Mein Herz wird nimmer bold *).

Deß erſchrack die Frau von der Weiſſenburg,
Faßt einen traurigen Muth:
„Verlaß mich Heldenfürſte nicht,
Mein edeler Herre iſt todt."

*) Kühn, munter, froh.

44.

Ludwig der Springer.

Adelheid, die Frau von Weiſſenburg, ſtellte ſich anfangs über den Tod ihres Gatten ſehr traurig, machte aber bald hernach offenbar, daß ſie eben die Urſache geweſen, warum ihr Gemal ſo ſchmählig ſterben müſſen; denn ſie vermählte ſich bald darauf mit Graf Ludwig und zeugte ſieben Kinder mit ihm.

Ueber dieſe Unbilligkeit beklagte ſich des ermordeten Pfalzgrafen Bruder, Adelbertus, Erzbiſchof zu Bremen, bei Kaiſer Heinrich dem 4ten und brachte es dahin, daß Graf Ludwig im Jahre 1070 auf einer Reiſe im Erzſtift Magdeburg gefangen genommen und auf das Schloß Giebichenſtein bei Halle feſtgeſetzt wurde, woſelbſt er zwei Jahre zubringen mußte. Da ihm aber dieſe Herberge nicht mehr gefallen wollte, beſtellete er, durch vertraute Diener, etliche Fiſcher und ſeine Knechte, die ſeiner auf der Saale unter dem Schloſſe erwarten ſollten. Sobald er dieſe erblickte, wagte er einen faſt unglaublichen Sprung von dem ſehr hohen Giebichenſtein in die Saale und ward von ſeinen Bedienten und den Fiſchern aufgefangen. Kurz vorher hatte er ſich todtkrank geſtellt und um einen Sterbekittel gebeten, welchen ihm ſeine Gemalin, ganz weit von Leinewand, verfertigen laſ-

ſen, damit er ſich ſolches bei ſeinem Luftſprunge bedienen könnte, welches auch glückte. Denn, als ihm dieſer angezogen wurde, löſete man ihm auch die Ketten und Feſſeln ab und gab ſich niemand mehr große Mühe, ihn zu bewachen, wodurch er denn die Freiheit bekam zu entfliehen. Am Ufer ſtanden ſeine Diener, welche ihn geſchwinde aus und wieder trocken ankleideten und mit ihm davon ritten. Von dieſem verzweifelten Sprunge hat Ludwig den Zunamen der Springer bekommen.

45.

Der Schatz zu Kloſter Walkenried.

In weiland Kloſter Walkenried iſt über dem Kreuzgange der ſogenannte Zauberſaal, welcher deswegen alſo genannt wird, weil zu der Zeit, als daſelbſt noch eine berühmte Schule geweſen, ſich darauf nachfolgende wunderbare Begebenheit mit einem Schüler zugetragen hat.

Es iſt einſt, an gedachtem Orte, von den Knaben zur Luſt ein Zeichen gelegt worden, um zu verſuchen, wer unter ihnen darüber und am weiteſten ſpringen könne. Indem nun ſolches geſchieht, trägt es ſich zu, daß ein Knabe, ſo dem Berichte nach von Ellrich ſoll bürtig geweſen ſein und mit

Namen Damius geheißen haben, darüber auf einen gewiſſen Platz ſpringt und nicht wieder davon kann, es mögen denſelben auch die mitſpielenden Knaben reißen und zerren, wie ſie wollen. Dieſes zeigen ſie darauf dem Rektor an, welcher dann kommt und den Knaben noch unbeweglich antrift; kann ihm aber ſo wenig als die Schüler helfen. Es fällt ihm aber bei, daß ſolches von einer zauberiſchen Beſchwörung herrühren müſſe und fragt den Knaben: ob er etwa eine Schrift oder ein Zeichen erblickte? Der Knabe ſieht ſich um und wird einen Zirkel über ſich gewahr, erblickt an der ſteinernen Wand gegen Morgen eine griechiſche Schrift, gegen Mittag aber einige Charaktere, welche er theils herleſen, theils beſchreiben muß, woraus der Rektor verſteht, daß in der Mauer ein Schatz verborgen ſei und derjenige, welcher zu der Zeit, da ſolches geſchehen, mit ſeinen Füßen den auf die Erde gemachten Punkt berühren würde, ſolle die Schrift ſehen und das Verborgene offenbaren.

Sobald der Rektor dies verſtand, ward der Knabe wieder los und ging aus dem beſchworenen Zirkel heraus, wohin er wollte. Hierauf zeiget der Rektor ſolches an, da denn, nach deſſen Anweiſung, geſucht und ein ſteinernes Geſchirr mit Gelde gefunden ward. Solches Geld ſoll ſehr dün-

nen Schlages, auch ſo groß als ein Ortsthaler geweſen ſein, und man hat ſelbiges hernach, mit dem Geſchirre, an den Herzog Chriſtian Ludwig nach Zelle geſendet. Der Ort, wo ſolcher Schatz geſtanden, ward den Neugierigen gezeigt und nicht ohne Grauen betrachtet.

IV.

Märkiſche, Pommerſche und Mecklenburgiſche Mährchen.

46.

Das Wunderblut zu Belitz.

Im tausend zweihundert und sieben und vierzigsten ward das Wunderblut zu Belitz gefunden und auch in selbigem Jahre heilig bestätiget. Etliche Juden hatten mit einer Magd gehandelt, daß sie zum Sakrament gehen, ihren Gott im Munde empfahen, aus dem Munde, hinter dem Altae, in die Schürze fallen lassen und ihnen zubringen sollte, so wollten sie ihr ein genanntes Geld dafür geben. Da solches geschehen, haben die Juden die geweihete Hostie, dem Herrn Christo zu Unehren, gemartert, zerhauen und gestochen, die auch sogleich angefangen zu bluten. Darauf, als sich die Juden gefürchtet, es möchte offenbar werden, und ihnen solche That übel bekommen, haben sie die Hostie der Magd wieder gebracht, auch dieselbe gebeten und ihr Geld gegeben, daß sie dieselbe angenommen und im Hause unter das Dach versteckt hat.

Daselbst haben hernach die Stadtwächter viel Lichter und Kerzlein gesehen und haben's den Her-

ren angezeigt, welche in der Hausſuchung die Hoſtie gefunden, die Thäterin ausgekundſchaft, dieſelbe auch mit allen Juden, auf die ſie bekannt, gefänglich eingezogen und ſämmtlich auf einem Berge vor dem Mühlenthore, nicht weit von der Stadt und vom Dorfe Schönfeld, welcher noch bis auf den heutigen Tag der Judenberg genannt wird, verbrannt. Die Hoſtie aber hat man in einer herrlichen Prozeſſion, mit vieler Pracht und großen Klagen, Gebeten und Verneigungen in die Kirche getragen und an einen beſonderen Ort geſetzt.

47.

Der Wunderring im Hauſe derer von Alvensleben.

Es hat ſich vor vielen, vielen Jahren, bei dem löblichen adlichen Geſchlechte derer von Alvensleben, auf dem Hauſe Kalbe an der Milde, in der Mark Brandenburg, begeben, daß des damals lebenden Junker von Alvensleben Hausfrau, bei nachtſchlafender Zeit, als das Haus verſchloſſen, von einer Magd, ſo eine Laterne in der Hand getragen, aufgewecket, mit vielen guten Worten, einer Frau in Kindesnöthen zu Hülfe zu kommen,

gebeten, auch endlich dazu bewogen, jedoch zuver vermahnet worden, wenn sie in das Haus käme, daß sie weder Essen noch Trinken, noch auch dasjenige, was man ihr anbieten würde, annehmen sollte.

Als sie nun der Kindbetterin Hülfe erzeiget, ist sie unbeleidigt wiederum auf das Haus geführt worden. Ueber eine Zeit hernach, kommt dieselbe Magd zu Mitternacht mit einer Laterne wieder, trägt zwei Schüsseln über einander gestülpet, wünscht der Frauen von Alvensleben von ihrem Herren viel Gutes und spricht ferner: „Ihr Herr verehre sie hiermit mit einem Kleinode, nehmlich einem köstlichen, goldenen Ringe, zur Danksagung für erzeigten Dienst, den solle sie wohl bewahren. Denn so lange derselbige Ring ganz und unzertheilt auf dem Hause Kalbe und bei dem Geschlechte von Alvensleben bleiben würde, solle es floriren und Glück und Wohlfahrt haben. Werde aber der Ring von Handen kommen oder zertheilt werden, so werde es auch demselben Geschlechte unglücklich und nicht wohl ergehen;" und ist damit verschwunden. Was geschieht? Als hernach zween Brüder die Erbtheilung fürnehmen, mußte dieser Ring auch getheilt werden, aber desjenigen Linie, so die Theilung am heftigsten begehret, ist aus und abgegangen. Der andere Theil des Ringes aber soll

heutiges Tages (im Jahre 1599) auf dem Hause Kalbe in der Kapelle verwahret werden.

48.

Vom Wunderblute zu Zehdenick.

Im Jahre 1249 hat ein Weib zu Zehdenick eine geweihte Hoſtie in Wachs gedrückt und vor ihre Bierfäſſer begraben, damit die Leute ihr Bier deſto lieber möchten hohlen und trinken. Da ſie aber hernach einen ſcharfen Geſetzprediger gehöret, iſt ſie dadurch zur Erkenntniß ihrer begangenen Sünde gekommen. Und ob ihr wohl eine ſchwere Buße von ihrem Beichtvater iſt auferlegt worden, dennoch hat ſie ſich in ihrem Herzen und Gewiſſen nicht können zufrieden geben, bis die Sache recht an den Tag käme und von ihr ſelber ausgebracht würde. Hat demnach ſolches dem Pfarrherrn zu Zehdenick geoffenbaret, wie auch, da es der Pfarrherr nicht hat glauben wollen, dem andern gemeinen Volke.

Darauf hat man im Keller angefangen zu graben und iſt an dreien oder mehr Orten Blut herausgequellen, daß ſich auch die Umſtehenden ſehr darüber verwundert. Die blutige Erde hat man darauf ausgegraben und in die Kirche getragen

mit großer Reverenz. Da das Gerücht auskommen, ist ein großer Zulauf von allen Orten her gen Zehdenick worden und sind unter andern auch dahin kommen: Bischof Rüdiger von Brandenburg und die beiden Markgrafen, Johannes und Otto, Gebrüder, sammt ihrer Schwester Mechtild, Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg.

Zum Gedächtniß dieser Geschichte hat man allda, mit Rath des Bruder Herrmann von Langeln, Lektors im grauen Kloster zu Berlin, der der Markgrafen Beichtvater gewesen, ein Jungfrauenkloster Zisterzienser Ordens gestiftet und aufgerichtet im folgenden 1250sten Jahre.

49.

Die Teufelsmauer bei Lieberose.

Vor vielen Jahren machte der Teufel mit dem damaligen Besitzer des Gojazer Krugs bei Lieberose ein Bündniß, worin er sich anheischig machte, wenn der Krüger sein Versprechen (worin dies aber bestanden, hat die Sage vergessen) hielte, um seinen Weinberg und ganzen Acker in einer Nacht eine Mauer aufzuführen, den Hofraum zu pflastern und damit fertig zu sein, ehe noch der Hahn krähte. Der Weinberg erhielt seine Mauer von kleinen und

wieder ungeheuern groſsen Feld- und Bruchſteinen, zwiſchen welchen die Zeit und Witterung den Kalk und die bindenden Theile zernagte und weggeſpült hat, und dennoch liegen die Steine, durch die geſchickte Legung und durchs Geſetz ihrer natürlichen Schwere, ſo feſt auf einander, daſs, dem Anſcheine nach, nur teufliſche Macht ſie bauen konnte.

Um jedes Stück Acker, das zum Gute gehört, liegen groſse Steine, der Hof iſt auch gepflaſtert; aber ſo rüſtig und emſig auch der Teufel arbeitete, krähte doch der Hahn, ehe er einen groſsen Stein im Hofe anbringen konnte. Dieſen nahm er in hölliſchem Zorne und warf ihn mit einer Hand, obgleich er funfzehn Zentner ſchwer war, über den Thorweg und lieſs ihn liegen, wo er noch, mit fünf Löchern, die ſeine Finger eingedrückt hatten, zum Wahrzeichen vor mehrern Jahren lag.

50.

Die tugendhafte Nonne.

Um das Jahr 1325 fielen Pohlen, Litthauen und Preuſsen, zu ganzen Schaaren in die Mark Brandenburg ein, ſengten, raubten, mordeten und begingen alle die Gräule, die nur barbariſche Nazionen zu begehen im Stande ſind. Einer dieſer

Barbaren hatte eine schöne Jungfrau aus einem Kloster geraubt und, ob er wohl bald mit Dräuworten, bald mit Bitte sie zu bewegen suchte, seinen Willen zu thun, hat er sie dennoch nicht können erweichen. Deswegen hat er sich unterstanden, dieselbe wider ihren Willen, mit Gewalt zu zwingen.

Da sie nun der Gewalt zu widerstehen viel zu geringe und schwach war, bat sie den Barbaren, jetzt mit weinenden Augen, dann mit Liebkosungen, er wolle ihre Ehre verschonen, so wollte sie ihm dagegen eine solche Verehrung thun, davon er sich unter allen sterblichen Menschen wohl den glückseligsten in der ganzen Welt schätzen möchte. Jenem wurden von diesen Worten die Ohren so weit, daß er aus Wunder fragete, was köstliche Verehrung das [illegible]ner sein möchte! Sie antwortete ihm: es wäre eine bewährte Kunst, wenn sie ihn dieselbe lehrete, so könnte er die Tage seines Lebens mit keinen Waffen, Schwerdt, Spieß oder Pfeil an seinem Leibe verwundet oder verschret werden.

Ob er nun wohl gänzlich entschlossen war, seinen Willen zu schaffen, jedoch, damit er die Kunst erst lernen möchte, verzog er sein Fürhaben und sagte ihr zu, sie bei Ehren zu behalten, wo sie ihn die Kunst, ihrer Verheißung nach, würde lehren. „Es sind — sagte sie — wenige verborgene

zauberiſche Worte, die ich dafür ſpreche, und damit du an ſolcher Kunſt nicht mögeſt zweifeln, magſt du ſie an mir ſelbſt erſtlich probiren.“ Indem kniete ſie vor ihm nieder, ſegnete ſich mit dem Kreuze und betete den Vers aus dem ein und dreißigſten Pſalm: „in manus tuas, domine, commendo spiritum meum.“ Dieſe Worte verſtund jener nicht, ſondern meinete, es wären die ſtarken unverſtändlichen Zauberworte, darauf die ganze Kunſt beruhete. Da ſprach die Jungfrau ferner mit ausgeſtrecktem Halſe: er ſolle nun zuhauen, ſo würde er gewiſſe Probe und Bewährung der Kunſt befinden. Was geſchah? Er zückte, ohne ferneres Hinterdenken, den Säbel und ſchlug ihr mit dem erſten Streiche das Haupt herab. Da ſah er allererſt, daß er durch dieſe Liſt betrogen und ſie ihre Ehre lieber als das Leben gehabt hätte.

51.

Das Wunderblut zu Wilsnack in der Priegnitz.

Im tauſend dreihundert und drei und achtzigſten Jahre nach Chriſti Geburt iſt die große Wallfahrt zur Wilsnack in der Priegnitz, unter dem Biſchof zu Havelberg, angegangen, wegen der blutigen Ho-

stien, so nach Abbrennung der Kirche daselbst, am 24. August daselbst gefunden worden. Denn als auf gedachte Zeit ein Prieguitz'scher Edelmann, mit Namen Heinrich von Bülow, das Dorf Wilsnack, wie auch sonst andere zehn, feindlicher Weise ganz abgebrannt und zerstöret und der Pfarrherr zu Wilsnack, Herr Johannes, sammt den Bauern, nicht allein die Glockenspeise und andere Sachen fleißig zusammen gesucht nach dem Brande, sondern auch die drei Hostien, so er, um der Kranken willen, in einer Büchse sonderlich verwahret, gleich als mit Blut besprengt gefunden, sollen sich viel Wunderwerke bei gedachten drei blutigen Hostien begeben haben, daß auch die Kranken aus Schweden, Norwegen, Ungern, Frankreich, Engeland, Schottland, Dännemark u. s. w. dahin gekommen, um Gesundheit zu erlangen.

52.

Der bestrafte Mönchs Geiz.

Im Jahre 1131 stiftete Ratibor der erste das Kloster Grobe oder Grabow, Prämonstratenser Ordens, im Lande Usedom, welches endlich nach Pudgla verlegt ward, und begnadigte es mit dem Zehnten aus dem Lande zu Großwyn. Das Kloster

Grobe, am Waſſer gelegen, hatte auch die Fiſcherei und da ereignete ſich die bewunderungswürdige Erſcheinung, daß jährlich zween gewaltige Störe ſich an der Küſte zeigten, von denen es den Geiſtlichen erlaubt war, einen zu fangen, der ihnen ein reichliches Geld einbrachte. Den zweiten aber mußten ſie wieder von hinnen gehen laſſen, der brachte ihnen dann in dem nächſten Jahre wieder einen gleich großen Gefährten, von denen der eine ſich wieder zum Fange darboth.

Dies dauerte viele Jahre; die mit wenigem zufriedenen Mönche harrten ruhig auf das nächſte Jahr, wo ihnen wieder ein gleicher Fang beſchert war. Aber endlich betrog ſie der Geiz, indem ſie es einträglicher fanden, beide auf einmal zu fangen, vermeinend, es würde ſich doch wohl im nächſten Jahre wieder ein ſolcher Geſelle zeigen und ſich zum Fangen darbieten. Aber ſie tauſchten ſich; kein Stör erſchien wieder und die ganze Fiſcherei war verloren.

53.

Der durch einen Poltergeiſt getödtete Knabe.

Im Schloſſe Leys war lange ein Poltergeiſt, der friedlich umherging und den man dadurch in gu-

tem Muthe zu erhalten ſuchte, daß man ihm einen Topf mit Milch des Abends hinſetzte, den er nächtlich verzehrte. Ein näſchiger Küchenbube aber beneidete dem Geiſt dieſe angenehme Speiſe und trank ſie eines Abends aus, das leere Gefäß dem Kobold laſſend. Als dieſer ſein Milchnäpfchen leer fand, erzürnete er heftig, ergriff den frechen Thäter, zerriß ihn, hackte ihn in kleine Stücke und ſteckte ihn in einen irdenen Topf. Lange Zeit ward noch der Topf gezeigt, in den der Kobold die Glieder des Ermordeten geſteckt hatte.

54.

Die wunderthätige Hoſtie zu Doberan.

Zu Doberan, im Kloſter, ging im Jahre 1179 ein Bauer zum heiligen Abendmahl und hatte kaum die Hoſtie empfangen, als er ſie auch, unvermerkt, aus ſeinem Munde nahm, des Willens, ſie unverſehrt in ſeine Hütte zu nehmen, indem er meinte, ſeine Heerde ſollte durch ſolch Heiligthum, dem jedermann ſo große Ehre anthat, merklich vermehret werden. Aber der heilige Schein, der von der Hoſtie ausging und nächtlich in vielen Lichtern um ſein Haus ſchwebte, verrieth ihn und die Geiſtlichkeit begab ſich bald in feierlichem

Zuge zu ihm, holete das Sakrament, mit vielen Zeremonien, in das Kloſter und große Wunder ſind früh und ſpat durch dieſelbe bewirkt worden.

55.

Wundervolle Entdeckung eines Mordbrenners.

Um das Jahr 1349 iſt in Mecklenburg geſchehen ein wunderbar Ding. Zu Witterberg, in dem genannten Lande, ward ein Mann beſchuldigt, daß er ſollte etliche Häuſer angeſteckt haben. Er verneinte ſolches und vermaß ſich auf ſeine Unſchuld, daß er ein glühend Eiſen tragen wollte. Es ward ihm in die Hand gethan, er trug es, ohne einen Laut des Schmerzes von ſich zu geben, und bewies ſo ſeine Unſchuld. Da er gegen den Kirchhof kam, warf er es aus der Hand und es verſchwand, daß niemand wußte, wo es hinkam. Ein Jahr darnach, da einer brakete und rakete in dem Sande, fand er das Eiſen und verbrannte die Hand daran. Die dabei waren, verwunderten ſich deß und ſagten's dem Vogt. Der ward eingedenk der vorigen Geſchichte und ließ den Kerl fahen. Der bekannte, daß er die Häuſer angeſteckt und ward auf's Rad geſetzt.

Volks-Sagen, Märchen und Legenden.

Gesammelt

von

Johann Gustav Büsching.

Zweite Abtheilung.

Leipzig, 1812.
bei Carl Heinrich Reclam.

V.

Heinrich der Löwe, Herzog von Braunschweig.

36.

Hiſtorie und Geſchichte von Herzog Heinrich dem Löwen.

Man ſagt von ſtarken Helden,
Sie ſein zu preiſen hoch:
Darum ſo muß ich melden
Von einem Herren auch,
Er iſt von edlem Stamme
Und iſt ja lobenswerth,
Von wegen groſſer Thaten
Führt er billig das Schwerdt.

Preis wollte er erlangen,
Zog weit in fremde Land,
Ebentheuer anzufangen,
Das kam ihm auch zur Hand,
Wagte ſein Leib und Leben,
Wie ihr jetzt hören werd't,
Wie man findet beſchrieben:
Er war von ed'ler Art.

Er nahm mit Ritter und Grafen,
Der hochgebor'ne Fürſt,
Es waren ſeine Unterthanen,
Nach Preis der Ehr ſie dürſt't.

Sie kamen an ein Waſſer,
Die Pferde ließen ſie ſehn,
Und ſäumten ſich nicht lange,
Zu Schiff ſie thäten gehn.

Der Schiffer ſich fertig machte
Und fuhr ſehr ſchnell davon,
Sie fuhren Tag und Nachte,
Kein Land ſie trafen an.
Es brachen ihre Segeln,
Sie kamen da in Noth,
Groß Kummer ſtieß ihn'n entgegen,
Jeder wünſchet ſich den Tod.

Sie lagen da ſehr lange,
Die Speiſe nahm ein End',
Dem Herzog ward ſehr bange,
Er hub auf ſeine Händ';
„Ach Gott! laß dich erbarmen,
Wir leiden große Noth,
Ach! komm zu Hülf' uns Armen,
Es mangelt an Speis und Brod."

Einer klagt dem andern den Kummer,
Als auch dies groß Elend,
Sie waren matt von Hunger
Und wunden ihre Händ'.
Der Herzog ſprach zu den Seinen:
„Wir ſtehen alle bloß,
Es hilft ja hier kein Weinen,
Jeder mache ſich ein Loos."

Die Looſe wurden gemachet,
Wie man nun hören thut,
Ein jeder darnach trachtet,
Man legt ſie in einen Hut
Und ward gänzlich beſchloſſen,
Wer zum erſten 'raus käm',
Soll ſein Leben unverdroſſen
Geben den andern anheim.

Das Loos fiele zum erſten
Auf einen kühnen Held.
Er ſprach gar bald von Herzen:
„Macht's, wie es euch gefällt.
Meinen Leib will ich euch geben
Dahin zu eurer Speis',
Nehmt mir nun bald das Leben,
Theilt unter euch mein Fleiſch.

Ihr mögt mich braten oder ſieden,
Ich geb's euch herzlich gern,
Gott wolle nur behüten
Unſern frommen Landesherrn.
Es geh' gleich über uns alle,
Wir ſein klein oder groß:
Ach Gott! daß ja nicht falle
Auf unſern Herrn das Loos."

Der Held wurde geſchlachtet,
Wie man das lieſet noch,
Speiſe davon gemachet,
Hunger war der beſte Koch.

In Stücken ihn zerhieben
Die Mitgeſellen ſein,
Der Hunger ſie antriebe,
Jeder mußt ſich ſtellen ein.

Auf wen das Loos gefallen,
Thät ſich herſtellen gern',
Gott gab das Glück für allen,
Er ſchont immer den Herrn.
Er ſtund mit einem Knechte,
Der war, nächſt Gott, ſein Troſt,
Groß waren ſie in Nöthen,
Der Herr ward nicht erlöſ't.

Der Hunger hielt nicht ſtille,
Er war bei ihnen groß.
Der Herr ſprach: „es iſt mein Wille,
Wir beide werfen das Loos;
Auf wen es dann thut fallen,
Der ſoll den andern verzehr'n."
Der Knecht rief laut mit Schallen,
„Solch's thu' ich nicht mein'm Herrn."

Sie thaten beide looſen,
Der Knecht ſah das ungern,
Das Loos fiel auf den großen,
Edlen, liebwerthen Herrn.
Der Knecht ſollte ihn tödten,
Befahl der hochwerthe Mann;
Hoch waren ſie in Nöthen,
Der Knecht wollt' nicht daran.

Der Knecht ſagte mit Treuen:
„Herr, es iſt alles verlor'n,
Ich müßt' mein Leben bereuen,
Ihr ſeid ja hochgeborn.
Von Leder will ich euch machen
Gar bald ein'n neuen Sack,
Ihr mögt des Glück's erwarten,
Ihr ſeid noch jung und ſtark."

Der Knecht nahm in der Güte
Den treuen Helden werth,
Näht ihn in Ochſenhäute
Und legt zu ihm ſein Schwerdt:
„Ach Gott, thu dich erbarmen,
Wie ſteck' ich in der Noth!
Mein'n Herrn hab' ich jetzt begraben
Und er iſt noch nicht todt."

Gar bald kam da geflogen
Der Vogel Greif ſehr groß,
(Iſt wahr und nicht erlogen),
Und auf den Herrn zuſchoß,
Faßt ihn mit ſeinen Klauen,
Trug ihn bald in ſein Neſt,
Der Herr thät ſich erfreuen,
Sprach: „Gott, thu bei mir das Beſt'!"

Der Greif flohe von hinnen,
Mehr Speiſe er begehrt',
Der Herr thät ſich beſinnen,
Ergriff ſein ſcharfes Schwerdt.

Er dankte Gott dem Herren
Und ſchnitt ſich aus der Haut,
Er ſah ſich um vor Freuden
Und faßt' einen guten Muth.

Die jungen Greifen ſchrien,
Begehrten bald den Herrn,
Ich ſag's aus wahrer Treue,
Er thät ſich ihrer wehr'n.
Er rief an Gott den Herren,
Der half ihm aus der Noth,
Thät ſich der Vögel erwehren
Und ſchlug ſie alle todt.

Er flieg gar bald herunter,
Schnell aus dem groſen Neſt.
Es nahm den Herren Wunder
Der ungeheuren Gäſt:
Man kann noch jetzt anſchauen
Zu Braunſchweig in dem Thum (Dom),
Da hängt die Greifenklauen,
Die er mitgebracht zum Ruhm.

Der Herr thät ſich von weiten
Im Wald ziemlich umſchau'n,
Da ſah' er grimmig ſtreiten
Einen Lindwurm mit einem Leu'n.
Er ſprach: „ich will es wagen
Und ſollt' ich bleiben todt;"
Thät auf den Lindwurm ſchlagen,
Sprach: „nun hat's wohl keine Noth,

Ich hab' oft hören ſagen,
Der Löw' ſei ein treues Thier,
Drum will ich's mit ihm wagen
Gegen den Lindwurm hier.
Ich hoff', mir ſoll's gelingen,
Der Lindwurm ſoll bleiben todt;
Dem Löwen will ich beiſpringen,
Ihm helfen aus der Noth."

Sie thäten da faſt ringen,
Jeder ſein Stärk' bewährt,
Der Herr thät dazu ſpringen
Mit ſeinem blanken Schwerdt.
Der Löw' ward dies bald innen,
Vor'm Lindwurm er ſtets weicht,
Der Herr aus kühnen Sinnen
Bald auf den Lindwurm ſtreicht.

Der Lindwurm ſperrt auf den Rachen
Gegen den hochwerthen Mann;
Der Herr fing an zu lachen,
Er ſprach den Löwen an,
Der Leu mit frohem Muthe
Schnell auf den Linudwurm ſprang.
Der Lindwurm ſchrie ſehr laute,
Daß es im Wald erklang.

Der Herr mit friſchem Muthe,
Schlug auf das wilde Thier,
Mit ſeinem Schwerdt ſo gute,
Daraus wild Feuer fuhr.

Da ſah der Löw' das Gute,
Sein' Treu dem Herrn anbot.
Der Herr aus freiem Muthe
Schlug da den Lindwurm todt.

Der Leue thät ſich legen
Zum Herrn und ſeinem Schild,
Er thäte ſeiner pflegen,
Er fing ihm Hirſch und Wild:
Groß Treu empfing der Herre
Von dieſem wilden Thier.
Er pflegt's ihm machen gare,
Ohn' alles Feuer hier.

In dieſem großen Walde
Waren ſie mit Waſſer umgeb'n:
Er beſann ſich hierauf balde:
Wie komme ich von dem Löwen?
Eine Hord' thät er bald machen,
Von Holz und auch von Reis,
Der Löw' thät darnach trachten,
Wie er bekäm die Speis.

Die Hord' wurde gebunden,
Er legt ſie auf das Meer,
Setzte ſich drauf von Stunden,
Sah ſich ſehr weit umher.
Der Löwe kam gegangen,
Hatt' ihm ein Wild gehetzt,
Der Herr ſäumt' ſich nicht lange,
Hat ſich erſt niedergeſetzt.

Der Löwe trauret' ſehre,
Fand ſeinen Herren nicht,
Lief hin und her ſo ſehre;
Von weitem er ihn erblickt,
Hörte des Herren Stimme
Und ſah ihn auf dem Schiff,
Schwamm bald mit groſem Grimme
Zum Herren in das Schiff.

Sie fuhren Tag und Nachte,
Wo ſie der Wind hintrieb,
Der Herr auch immer wachte,
Für Angſt er wenig ſchlief,
Hätt' auch lieber geſehen,
Der Löw' wär' blieben da.
„Wie wird es mir nun gehen,
Das Unglück kommt mir nah'!

Ach Gott! thu' dich erbarmen, —
Rief er — hub auf ſein' Hand',
Hilf doch an's Land uns Armen,
Die Speiſe hat ein End'."
Es war Gott zu erbarmen,
Wie man erachten kann:
Der Löw' in ſeinen Armen
Sah' ihn ganz traurig an.

Ja, Wunder muß ich ſagen,
Wie man es oft empfind't,
Mancher Feind thut Haß tragen,
So bös er auch geſinnt,

Aber Gott kann es wenden,
Muß kommen ihm zu gut,
Sein Unglück auch ſo enden
Und helfen aus der Noth.

Der Herr beſtändig wachet,
Hat Tag und Nacht kein' Ruh.
Gar bald ſich zu ihm machet
Der Satan, ſprach ihm zu:
„Neue Poſt, ſo nicht erlogen,
Hör' wohl auf meine Wort',
Du liegſt in Waſſerwogen,
Mußt endlich ſterben todt.

Zu Braunſchweig eingezogen
Vorgeſtern zu Mittag,
Iſt wahr und nicht erlogen,
Was ich dir jetzund ſag':
Man wird Beilager halten,
Welches jedem wohl bekannt.
Ein Fürſt aus fremden Landen,
Der kriegt dein Weib und Land."

Der Herr faß ſehr in Trauren,
Er glaubte es fürwahr:
„Meine Reiſe that dauren
Länger denn ſieben Jahr,
Sie werden nicht anders denken,
Ich ſei weg von der Welt.
Zu Gott will ich mich lenken,
Er mach's, wie ihm's gefällt." —

„Ja, hör', ich will dir ſagen,
Du red'ſt noch viel von Gott:
Du liegſt in Waſſerwogen
Er hilft dir nicht aus Noth.
Ich will dich heute führen
Zu der Gemalin dein,
Auch zu den Freunden vielen,
Wenn du willt meine ſein."

Sie hatten ein lang Geſpräche,
Der Herr wollt' willigen nicht:
„So ich mein Gelübde bräche
Gegen Gott, dem ewigen Licht,
Ob ich gleich bin ein Herre
Zu Braunſchweig hochgeboren,
Fiel' ab von Gott meinem Herren,
Wär' ich ewig verloren." —

„Ein's will ich dir vorſchlagen,
Geh' nur nicht lang' zu Rath,
Ich will dich heut' hintragen
Nach Braunſchweig vor die Stadt,
Ohn' den geringſten Schaden
Auf den Gierdberg legen hin.
Da kannſt du meiner warten,
Bis ich komm' wieder hin.

Dann will ich auch verſchaffen
Den Löwen an den Ort,
So finde ich dich ſchlafen —
Nun merk' wohl auf die Wort' —

Sodann ſollt du mein eigen
In meinem Reiche ſein.“
Wollt' ihn gerne betrugen
Um Leib und Seele ſein.

„Ach Gott, thu mich erretten,
Sehr böſe iſt die Sach',
Ich will gar treulich beten,
Will halten fleißig Wach'.
Ach Gott! thu mir beſcheeren
Heut einen ſel'gen Tag:
Ich befehl' mich Gott dem Herren,
Bis der Löwe kommet nach.“

Der Herr thät ſich beſinnen,
Gab ſeinen Willen drein,
Wie er möcht' kommen von hinnen
Zu der Allerliebſten ſein.
„Ach Gott! woll'ſt mich bewahren
Dieſen Tag und auch die Nacht,
In Gottes Geleit zu fahren,
Eh' die Hochzeit wird vollbracht.“

Er nahm alsbald den Herren,
Führt ihn in Lüften hin,
Vermeint', er ſoll' ſein werden,
Hätt' einen guten Gewinn.
Vor Braunſchweig legt er nieder
Den edlen Herren fromm:
„Ich komme gar bald wieder,
Du kannſt wohl wachen thun.“

Der Herre war ſehr müde,
Es war kein Wunder nicht:
„Ach Gott! mich heut' behüte,
Sonſt mir ſehr weh' geſchieht.
Hilf ja, daß ich mög' wachen,
Es möcht' mir übel ſein,
Möcht' kommen in Satan's Rachen,
Dazu in die ew'ge Pein."

Er that ſich niederſenken,
Der Schlaf ſetzt' ihm ſehr zu;
Es war nicht zu verdenken,
Hatte lang' gehabt keine Ruh'.
Er lag auf dem Giersberge
Zu Braunſchweig vor der Stadt;
Wie man gar leicht kann merken,
Von der Reiſe war er matt.

Es währete drauf nicht lange,
Der Teufel kam geflohn,
Hatte ſehr feſt umfangen
Den allzutreuen Leun.
Der ſah den Herren liegen,
Gedacht', er wär' ſchon todt.
Er ruhete am Berge,
Wär kommen bald in Noth.

Der Löwe thät laut ſchreien,
Weil ſich der Herr nicht rührt;
Dem Teufel thäts gereuen,
Daß er ihn hatt' geführt.

Der Herr von ſolchem Schreien
Gar bald und ſchnell erwacht;
Den Teufel thät's gereuen,
Warf den Löwen, daß es kracht.

Denn, ſo der Herr geſchlafen,
Wär' kommen um Leib und Seel',
Allein Gott thät es ſchaffen,
Von ihm kommt Leben und Heil,
Half ihm in dieſem Leben
Aus ſolcher großen Noth,
That ſeiner ferner pflegen,
Half ihm bis in den Tod.

Der Herre fiel darnieder
Und daukte Gott dem Herrn,
Richt't ſich darnach auf wieder,
Es wollt' bald Abend werden.
Wär' er den Tag nicht kommen,
Wär' ihm ein großer Schad',
Wie ihr jetzt habt vernommen,
Er kam ſobald zu ſpat.

Er kam in Braunſchweig gangen,
Der Löwe folgt ihm nach,
Er war gar ſchlecht empfangen,
Nach der Burg war ſein Gang.
Er hört' ein groß Getöne,
Dacht': was mag dieſes ſein?
Thät ſich bald lenken ſchöne
Nach dem Moßhaus hinein.

In's Haus wollt' er eintreten,
Man wollt' ihn nicht einla'n,
Trabanten und Soldaten,
Die drohten ihn zu schla'n.
„Was willt du denn hier machen,
Wohl in dem Fürstenhaus?
Du hast hier nichts zu schaffen,
Geh', packe dich hinaus."

Groß Wunder nahm den Herren,
Was er da hört' und sah:
„Es dürfte wohl wahr werden,
Was der Teufel mir gesagt.
Was heißt das Getön' und Pfeifen,
Ist hier ein fremder Herr?
Gebt mir Bericht ihr Leutchen,
Was sind's für neue Mähr?" —

„Der Herr ist gar nicht fremde,
Er ist uns wohl bekannt;
Ich sag', daß er bekomme
Heut' das Braunschweiger Land,
Mit unser gnäd'gen Frauen;
Denn sie ist hochgeber'n,
Ist eine Wittwe in Treuen,
Ihren Herrn hat sie verlor'n."

Der Herr wundert sich sehre,
That eilen mit der Sach',
Er gab ihnen die Ehre
Und bat freundlich die Wach'.

Sie trugen kein Bedenken,
Thaten den Willen ſein,
Er begehrte nur zu ſchenken
Ihm einen Becher Wein.

Der Herre hat recht ſehre,
Er wollt' gar nicht abla'n,
Er war ihr Landesherre,
Der Abend kam heran.
Zu einem ſprach er in Treuen:
„Sprich doch die Fürſtin an,
Es ſoll dich nicht gereuen,
Du ſcheinſt ein braver Mann.

Und thu ſie freundlich bitten:
Einen Trunk von ihrem Wein'
Wolle ſie herunter ſchicken,
Matt iſt das Herze mein."
Er ſahe an den Löwen
Und auch den werthen Mann,
Er lief gar ſchnell und eben
Und zeigt's der Fürſtin an.

Die Braut muſt deſſen lachen,
Sprach: „was iſt das für ein Mann?"
Es waren ihr ſeltſame Sachen,
Daß er einen Löwen hollt' ha'n.
Bald gab ſie ein Geſchirre,
Ließ ihn das trinken aus:
„Er iſt ein Ebentheure,
Wie kommt er in das Haus?"

Sie ſchickt den Becher hinunter:
„Soll austrinken den Wein.“
Der Diener ſprach: „mich nimmt's Wunder,
Wer magſt du doch wohl ſein?
Daß du begehrſt zu trinken
Von dieſem edlen Wein,
Den man der Herzoginnen
Allein thut ſchenken ein?“

Er nahm den Ring von Golde,
Der in zwei Theilen war,
In'n Becher warf er ihn balde,
Bat ſehr, er möcht ihn dar
Tragen zur Fürſtin milde.
Drauf war geſchnitten ein
Sein Name, Helm und Schilde;
Das trug man ihr hinein.

Der Diener das Geſchirre
Nahm und thät ihm nichts ſagen,
Es däucht ihm Ebentheure,
Für die Fürſtin thät er's tragen.
Sprach: „ach, gnädige Fraue,
Eine Fürſtin hochgebor'n,
Eure Gnaden thu' dies anſchauen,
Habt ihr das Gold verlor'n?“

Sie nahm das Gold zu Handen,
Und thät's fleißig anſchau'n,
Es lag ihr Herz in Banden,
Auf ſie ſah'n alle Frau'n.

Sie war entfärbet ſehre,
Bald war ſie wie ein' Leich';
Sie dacht': es iſt mein Herre,
Der Herzog von Braunſchweig.

Die Braut ſtund auf in Eile,
Bald in die Kammer ging;
In einer kleinen Weile
Rief ſie den Kämmerling,
Sprach: „habt ihr nicht geſehen
Draußen den fremden Mann?
Welcher vor unſer'm Schieſſe
Soll mit einem Löwen ſtahn.“

Er ſprach: „gnädige Fraue,
Ich hab' ihn wohl geſeh'n,
Thät ihn gar wohl anſchauen,
Der Löw' that mit ihm geh'n:
Der Leu iſt ihm getreue
Und iſt ihm unterthan,
Viel Leute ihn anſchauen,
Es iſt ein feiner Mann.“

Sie legt' ſich an die Zinne
Und thät hinunter ſchau'n,
Ward ihren Herren inne,
Er ſaß da mit dem Leu'n.
„Hilf Gott, daß mir's gelinge,
Was er mir hat geſchickt,
Iſt von meines Herren Ringe.“
Gar oft ſie ihn anblickt.

„Laſt ihn herauf nur kommen
Wir wollen ihn befragen,
Wo er den Ring bekommen,
Er wird es uns wohl ſagen.
Den Ring kenn' ich gar eigen,
Mein Herr hat mir ihn geben,
Da er von mir wollt' ſcheiden.
Ach Gott! wär' er am Leben!

Thät ihn von einander ſchneiden,
Dies iſt gewißlich wahr,
Da er von mir wollt' ſcheiden,
Iſt länger denn ſieben Jahr.
Sollt' ich kommen nicht wieder
Auf dieſes Hauſes Saal,
Sprach da mein edler Herre,
So nehmt ein ander Gemal.“

Jedermann nahm es Wunder,
Was noch daraus wollt' werd'n:
Die Räthe nahmen beſunder (beſonders)
Den frommen Landesherrn.
Sie fragten dieſen Frommen
Um dieſe Wunderdins,
Und wie er hätt' bekommen
Von ihrem Herrn den Ring.

Der Herr fing an zu lachen,
Sprach: „es wird werden gut:“
Ja fleißig thät er trachten,
Daß er könnt' ſeh'n die Braut:

„Von keinem hab' ich bekommen,
Das sag' ich euch fürwahr,
Ich hab' den selbst genommen,
Sind länger denn sieben Jahr."

Sie alle ihn anschauen,
Er war ein ernster Mann,
Ging'n hin zur edlen Frauen
Und zeigten ihr dies an:
Der Ring wäre gekommen
An seinen rechten Ort,
Drum wäre er geleget,
Wo er billig hingehört.

Deß wundert sie sich sehre,
Ging eilend durch den Saal;
Sie sprach: „ach Gott! mein Herre,
Ist's mein lieber Gemal,
Dem dieser Ring gewesen,
Dem liebsten Herren mein?
Ach Gott! ist er's gewesen,
Sollt' er beim Leben sein?"

Sie thät den Herrn anschauen,
Für Freud' fiel sie zur Erd',
Der Herr sah an die Frauen,
Er ihr aufhelfen thät.
Es wundert allen Herren,
Sie sprachen allzugleich:
„Was will doch daraus werden,
Herr Gott im Himmelreich?"

Die Fürſtin thät ihn nennen,
Bot ihm die weiße Hand:
„Ach Herr, ihr wollt euch nennen,
Seid ihr der Herr im Land?
Ihr ſollt euch uns anmelden,
Sag'n wir zu dieſer Stund',
Wir preiſen Gott den Herren,
Der läßt euch kommen geſund." —

„Vor Zeiten war ich ein Herre —
Sagt er — es iſt kein Spott,
Es geſchieht mir wenig Ehre,
Muß es befehlen Gott.
Ich war ein Herr ohn' Sorgen,
Das ſag' ich noch fürwahr,
Von Braunſchweig ausgezogen,
Schon länger denn ſieben Jahr." —

„Seid ihr der Landesherre,
So ſeid uns allen willkomm;"
Thaten ihm große Ehre;
Denn er war mild und fromm.
Die Fürſtin fiel darnieder
Und dankt dem Herren Gott:
„Mein Herr iſt kommen wieder,
Hat ihn errett't aus Noth."

Zu Tiſche man ihn weiſet,
Ein jeder es geſeh'n,
Wo man ihn beſſer ſpeiſet,
Als auf der Herd' (dem Schiff) geſcheh'n.

Bei der Braut ſetzt man ihn nieder,
Jeder ſich verwundert hier,
Der Leue ward verſorget,
Sein allzutreues Thier.

Was ſoll man weiter ſagen?
Dem Bräut'gam kam die Mähr':
„Es war wohl zu beklagen,
Daß eben kam der Herr,
Nun iſt mein Thun verloren,
Durch den Korb bin ich hindurch,
Wär' ich noch höher geboren,
Stünd' ich jetzt ſehr in Sorg'."

Der Bräut'gam trauret ſehre,
Es war ihm leid der Hohn,
Wenn's nicht der Landesherr wäre,
Er wollt' nicht laſſen davon.
Nach der Braut ſtund ſein Verlangen.
„Ich hab' ein Wild gejagt,
Ein and'rer hat's gefangen,
Das ſei ja Gott geklagt."

Die Herren gingen zuſammen,
Und hielten einen Rath,
Der Herzog dazu kommen,
Einen jeden er da bat:
Guten Rath ſie ſollten geben.
In Gnaden ward's erkannt,
Dieweil er hatt' ſein Leben,
Darzu war Herr im Land'.

Seiner Gnaden ſie drum dankten,
Die Sach' war nicht verloren:
„Ein Fräulein iſt aus Franken,
(Sie war auch hochgebor'n),
Die wir dem Bräut'gam geben,
Das ſoll geſcheh'n zur Hand,
Iſt ſauber, ſchön, gar eben,
Als eine in dem Land'."

Dem Herzog ſolches gefallen,
Der Vorſchlag war ganz gut,
Er lacht', daß es erſchallen,
Ganz fröhlich war ſein Muth.
Gingen in Eil' gar balde,
Zeigten's dem Herzog an,
Er ſollte Hochzeit halten,
Dies Fräulein ſollt' er ha'n.

Die Herren eilten ſehre,
Gingen zu ihm ins Gemach,
Sie ſagten ihm die Mähre,
Erzählten ihm die Sach'.
Zeitung wollten ſie bringen,
Die Sach' ſollt' werden gut,
Man wollt' ihm bald zuführen
Eine ſchöne junge Braut.

„Euer Gnaden haben vernommen
Von unſerm Landesherrn,
Daß er iſt wiederkommen
Aus fremden Landen fern;

Gott denſelben hat bewahret
In vieler Angſt und Noth,
Wir alle haben getrauret,
Als wär' er längſten tod.

Weil es denn Gott ſo ſchaffet,
Sei euch zur Eh' vermacht.
(Die Fürſtin auch drauf hoffet
Und es gar nicht veracht't),
Euch aus edlem Stamm gar eben
Ein Fräulein auserkor'n;
Dieſer Rath iſt nun gegeben
Vom Fürſten hochgebor'n."

Der Fürſte ſprach mit Sitten:
„Ach, lieben Räth' und Herrn,
Ein's will ich euch noch bitten,
Könnt ihr mir das gewähr'n,
Daß unſer gnäd'ger Herre
Geb' ſeinen Willen drein,
Ich ſag's auf meine Ehre,
Sie ſoll mein eigen ſein.

Spürt ihr den gnäd'gen Willen
Von denen Hochgeborn'n,
So geht in aller Stillen
Zu der, die mir erkohr'n.
Ich ſag' es euch fürwahre,
Sie ſoll mein eigen ſein,
Mit mir ich ſie heimfahre,
Gar bald in meine Heim't."

Sie ſäumten ſich nicht lange,
Gingen zu der Fräulein,
Sie wurden ſchön empfangen,
Hieß ſie willkommen ſein.
Mit züchtigen Geberden
Trugen ſie ihr an die Sach',
Das Fräulein wollt' ſich wehren,
Sie endlich freudig lacht.

Sie wollte Aufſchub nehmen,
Die Herren wollten nicht,
Und ſich ein wenig ſchämen:
Doch höflichen Bericht
Sie ſollten fragen ihr'n Herren,
Dazu ſeiner Gnaden Gemal,
Was dieſe würden rathen,
Sollt' ihr gefallen wohl.

Sie ſprachen: „edles Fräulein,
Unſre gnädige Obrigkeit
Hat ſchon gegeben den Willen drein,
Gebt uns kurzen Beſcheid.
Auch unſ're gnädige Fraue
Hätt' ihn ſelber genommen,
Wir ſagen's euch mit Treue,
Wär' der Herr nicht wiederkommen." —

„Nun, Gottes Wille geſchehe,
Will er es alſo ha'n,
Daß ich ſoll greifen zur Ehe,
Zeigt's unſerm Herren an."

Sie ſprachen: „das müſſen wir ſagen,
Daß unſer gnäd'ger Herr
Euch dieſes vorgetragen
Reicht euch zu großer Ehr'."

Das Fräulein gab ihren Willen,
Sie hatte ja geſagt;
Zeigten's dem Herrn im Stillen,
Sagten: „es iſt wohl gemacht,
Das Fräulein iſt euer eigen,
Gott geb' euch Glück dazu,
Wollen ſie euch bald beilegen,
Sollt ſchlafen in guter Ruh'."

Der Herr mit freiem Muthe
Schön dankte dieſen Herrn:
„Mein Sach' iſt worden gute,
Nun beſteh' ich mit Ehr'n.
Soll ich nun Hochzeit machen
Mit meiner neuen Braut,
Vivat! Gott thu' es machen,
Daß wir werd'n bald getraut."

Sie antworteten in Eile:
„Das wird nun bald geſcheh'n."
Man nahm da nicht die Weile,
Ging alsbald zum Fräulein;
Man nahm ſie bei den Handen
Und führte ſie zum Herrn,
Liebreich ward ſie empfangen,
Er nahm ſie herzlich gern'.

Großen Dank thät er ihr ſagen,
Auch ſie umarmte ſein
Und auf einem güldnen Wagen
Führt' ſie zur Kirchen ein.
Niemand faſt konnte hören
Allda ſein eigen Wort,
Von Pfeifen und Trompeten,
Desgleichen nie gehört.

Man gab ſie da zuſammen,
Wie es noch jetzt geſchicht,
Als ſie nach Hauſe kamen,
War alles zugericht't.
Jeder war voller Freuden,
Jedem die Sach' däucht' gut;
Es war wohl zugerichtet,
Doch nicht auf dieſe Braut.

Man that nun Hochzeit halten,
Man ſah da manchen Mann,
Von Jungen und von Alten
Gerüſtet auf dem Plan;
Mit Rennen und Turnieren
Brach mancher ſeinen Spieß,
Ja, wie man konnte ſpüren,
That jeder ſeinen Fleiß.

Die Hochzeit kam zu Ende,
Ein jeder Urlaub nahm.
Gaben dem Herrn die Hände,
Braut und dem Bräutigam.

Man ließ ſie auch begleiten,
Gros Gut man ihr mitgab,
Jeder ſah' es an mit Freuden,
Hatte ſein Vergnügen drab.

Der Herzog ſaß in Ehren
Regierte Leut' und Land:
Man muste ihn recht ehren,
Den Frommen er beiſtand.
Man that ihn überall lieben,
Den Herren zu Braunſchweig,
Von wegen ſeiner Treuen.
Macht manchen Armen reich.

Bis in ſeinen alten Tagen
Hat ihn Gott wohl bewahrt,
Sein Gemal, ohn' alles klagen,
Für Unglück auch bewahrt,
Auch die nach ſeinem Tode
Das Land regieret fort,
Denen gab Gott auch Güter,
Junge Herren und Fräulein fort.

Der Herzog legt' ſich nieder,
Vor Alter war er ſchwach,
Sprach: komm ich nicht auf wieder,
So befehl ich Gott mein' Sach',
Chriſto, meinem Herren,
Befehl' ich Leib und Seel',
Der welle nun mein pflegen,
Von ihm kommt Leben und Heil.

Sein' Gemalin weinte sehre,
Der Herr gesegnete sie:
„Mein Bleiben ist nicht mehre,
Gott woll' erhalten hie,
Er wolle euch bewahren,
Dazu auch Leut' und Land;"
Und in derselben Stunde
Vot jedem er die Hand.

Seinen Geist thät er aufgeben,
Der edle Herzog werth
Und endet so sein Leben;
Man legt' zu ihm sein Schwerdt.
Drauf ward prächtig begraben
Des theuren Fürsten Leich',
Das Grab zu sehen kann haben
In der Burg zu Braunschweig.

Jedermann traurete sehre
Um den Herrn Hochgebor'n,
Wie auch das wilde Thier
Sein Leben hat verlor'n.
Der Leu legte sich nieder
Auf seines Herren Grab,
Davon wollt' er nicht wieder,
Bis er seinen Geist aufgab.

Die Ehre that man dem Löwen
Und legt ihn in ein Grab,
Welches noch heut' zu sehen
Auf der Burg zu Braunschweig.

Täglich man auch hingehet,
Das Grab beſehen hat,
Auf einer Säul' er ſtehet,
Zum Gedächtniß treuer That.

Ein' Greifenklau auch hanget
Zu Braunſchweig in dem Thum,
Mit welcher man noch pranget
Zum Andenken und Ruhm.
Dies kann man allda ſehen,
Zum Zeugniß, daß es wahr,
Des Löwen Gedächtniß ſtehen,
Welches gewiß iſt wahr.

Ach Gott! du wollſt behüten
Dies hohe Fürſtenhaus,
In aller Regenten Zeiten
Theilen den Segen aus
Und gnädiglich bewahren
Für Peſt, Krieg, Raub und Brand,
Wie auch gnädig vermehren
Die Nahrung in dem Land'.

Zum ſtätigen Andenken
Der wunderbaren Geſchicht',
Und auch zu ewigen Ehren
Des Herren Herzog Heinrich
Und ſeinem getreuen Löwen
Iſt dies ganze Gedicht,
Dem fürſtlichen Stamm zu Ehren
In Braunſchweig aufgericht't.

VI.

Kindermährchen.

57.

Von dem Mahandel Bohm.

Dat is nu all lang her, woll twee duſent Johr, do was dar een rick Mann, de hadde eene ſchoine, frame Frou, un ſe hadden ſik beede ſeer leef, hadden averſt kene Kinner; ſe wünſchten ſik averſt ſeer welke, un de Frou bedt ſo veel dorum, Dag un Nacht; man ſe kregen keen un kregen keen. — Vor eerem Huſe was een Hoff, darup ſtund een Mahandelboom, ünner den ſtün de Frou eens in'n Winter, un ſchalt ſik eenen Appel. — Un as ſe ſik den Appel ſo ſchalt, ſo ſnet ſe ſik in'n Finger, un dat Blot feel in den Snee. — „Ach! — ſed de Frou, un ſüft ſo recht hoch up, un ſach dat Blot för ſik an, un was ſo recht wehmödig, — had ik doch een Kind ſo roth as Blot un ſo witt as Snee.“ — Un as ſe dat ſed, ſo wurd eer ſo recht frölich to mode, eer was recht as ſull dat was warden. Dar ging ſe to den Huſe un ging een Maand hen, de Snee vör ging, un twee Maand dar was dat groin, un dree Maand, da kemen die Bloimer ut de Erde, un veer Maand, dar drungen ſik alle

Boimer in dat Holt, un de groinen Twige weeren all in een anner wuſſen. Dar ſungen de Vageltens, dat dat ganze Holt ſchallt, un de Blöten ſelen von de Boimes. Dar was de ſyſte Maand weg, un ſe ſtand ünner den Mahandelboom, de reek ſo ſchön; do ſprang eer dat Hart vör Freuden, un ſe feel up eere Knee un konnde ſik nich laten. Un as de ſeſte Maand vörby was, dar warden de Früchte dik un ſtark, da ward ſe gans ſtill. Un de ſöbende Maand, da greep ſe na de Mahandelbeeren un att ſe ſo nidſch, da ward ſe trurig un krank. Dar ging de achte Maand hen, un ſe reep eeren Mann un weende un ſed: „wen ik ſtarve, ſo begrave my ünner den Mahandelboom.“ Da wurde ſe gans getreſt un freute ſik, bett de neegte Maand verby was, dar kreeg ſe een Kind, ſo witt as Snee un ſo root as Bloot; un as ſe dat ſah, ſo freute ſe ſik ſo, dat ſe ſturv.

Dar begrob eer Man ſe unner den Mahandelboom, un he ſung an to weenen, ſo ſeer, eene Tyd lang; da ward dat wat ſachter, un dar he noch wat weend had, da heel he up, un noch eene Tyd, do nam de ſik wedder eene Frou.

Myt de tweete Frou kreeg he ene Dochter, dat Kind averſt von de eerſte Frou was een lüttje Söhn un was ſo root as Bloot un ſo witt as Snee. Wenn de Frou eere Dochter ſo anſach, ſo had ſe ſe

ſo leef; averſt den ſach ſe den lüttjen Jung an un dat ging eer ſo dorcht Hart, un eer ducht as ſtund he eer allen wegen in'n Weeg, un dacht den man jümmer, wo ſe eer Dochter all dat Vormögent towenden woll. Un de Böſe gav eer dat in, dat ſe den lüttjen Jung gans gram wurd un ſtöd em herüm, von een Ek in de anner, un buft em hier, un kufft em dar, ſo dat dat arme Kind jümmer in Angſt was; wenn he den ut de Schol kam, ſo had de keene ruhide Stede.

Eens war de Frou up de Kamer gan, da kam de lüttje Dochter ok herup und ſed: „Mutter, giv my eenen Appel.“ — „Ja, myn Kind,“ — ſed de Frou, un gav eer eenen ſchoinen Appel ut de Kiſt: de Kiſt averſt had eenen groten ſchwaren Deckel, mit een groot ſcharp yſern Slott. „Mutter! — ſeed de lüttje Dochter — ſchall Broder nich ok eenen hebben?“ Dat vördröt de Frou, doch ſed ſe: „ja, wen he ut de School kummt.“ Un as ſe ut dat Finſter gewaar wurde, dat he kam, ſo was dat recht, as wen de Böſe aver eer kam, un ſe grapſt to, un nam eerer Dochter den Appel wedder weg un ſed: „Du ſaſt nich eer eenen hebben, as Broder.“ Dar ſmeet ſe den Appel in de Kiſt und makt de Kiſt to. Dar kam de lüttje Jung in der Dör; dar gav eer de Böſe, dat ſe früntlich to em ſed: „myn Söhn, wiſt du eenen Appel hebben; un ſach em ſo

haſtig an. „Mutter — ſed de lüttje Jung — watt ſühſt du greſig ut, ja, giv my eenen Appel.“ Dar was eer, as full ſe em toriten. „Kum mit my — ſed ſe un makt den Deckel up — haal dy eenen Appel herut.“ Un ſo, as ſik de lüttje Jung henin bükt, ſo reet eer de Böſe: Bratſch — ſchloeg ſe den Deckel to, dat de Kop af flreog un unner de roden Appel feel. Dar överleep er dat in de Angſt, un dacht, kund ik dat von my bringen. Dar ging ſe baben, na eere Stuve, na eeren Dragkaſten, un halt ut de bävelſte Schunflade eenen witten Dook, un ſett den Kopp wedder up den Hals, un band den Halsdook ſo um, dat man niks ſeen kund, un ſett em vör de Dör op eenen Stool und gav em den Appel in de Hand.

Dar kam dar na Marleenken to eere Mutter in de Köke, de ſtand by den Föhr un had eenen Putt mit heet Water för ſik, den rührt ſe jümmer um. „Mutter, — ſegd Marleenken — Broder ſitt vor de Dör un ſöcht gans witt ut, un het eenen Appel in de Hand; ik bev em beden, he ſoll my den Appel geven, averſt he antword my nich. Da ward my gans graurig.“ — „Ga noch mahl hen — ſegd de Mutter — un wen he dy nich antworden will, ſo giv em eens an de Ohren.“ Da ging Marleenken hen un ſed: „Broder, giv my den Appel. Averſt he ſweeg ſtill; dar gav ſe em eens up de Ohren, da

feel de Kopp herún. Darôver verſchrack ſe ſik un fûng an to weenen un to rauren, un leep to eere Mutter un ſed: „ach! Mutter, ik heb minen Broder den Kopp af ſchlagen.“ — un weend, un wul ſik nich to freeden geben. „Marleenken! — ſed de Mutter — wat heſt du dahn? averſt ſwig man ſtill, dat keen Minſch markt, dat is na doch nich to ánnern; wy willen em in ſuhr koken.“ Dar nam de Mutter den lûttjen Jungen un hakt em in Stücken, bed em de in den Putt un kokt em in ſuhr, Marleenken averſt ſtun darby un weend un weend un de Tranen feelen all in den Putt, un ſe beukten gar keen Solt.

Dar kam de Vader to Huus un ſett ſik to Diſch un ſed: „wo is den min Sôhn?“ Dar drog de Mutter eene grote, grote Schôttel up, mit ſwart ſuhr, un Marleenken weend und kund ſik nich holen. Da ſed de Vader wedder: „wo is den myn Sôhn?“ — „Ach — ſegt de Mutter — he is avert Land gahn, na Mütten eer groos Oem, he wull dar wat bliven.“ — „Wat deit he den dar? un het my nich mahl adjûs ſegd.“ „O! he wuld geer hen, un bed my, ob he dar woll ſechs Weken bliben kun; he is jo woll dar up haben.“ — „Ach — ſed de Man — my is ſo recht trurig, dat is doch nich recht, he hed my doch adjûs ſeggen ſchullt.“

Mit der fung he an to eeten un ſed: „Marleenken, watt weenſt du? Broder wart woll wedder kam.“ „Ach Freu, — ſed he den — wat ſmekt my dat Eten ſchoin, giv my meer;“ un je meer ve ath, je meer wuld he hebben, und ſed: „gevt my meer, gy ſölt nix darof hebben, dat is, as wen dat all myn weer; un he ath un ath, un de Knoken ſmeet he all unner den Diſch, bet he alles up had. Marleenken averſt ging hen na eere Kommode, un nam ut de unnerſte Schuuf eeren beſten ſyden Dook, un haalt all de Beenken un Knoken unner den Diſch herut, un bund ſe in den ſyden Dook, un droog ſe vór de Dór un weente eere blödigen Tranen. Dar led ſe ſe unner den Mahandelboom in dat groene Graß, un as ſe ſe dar hen legd had, ſe was eer mit een mahl ſo recht licht, un weente nich meer. Do fúng de Mahandelboom an ſich to bewegen, un de Twyge deden ſich jümmer ſo reecht von een anner un wedder to hope, ſo recht as wen ſik eene ſo recht freut un mit de Handen ſo deit. Myt des ſo ging dar ſo'n Nebel von den Bohm un recht in den Nebel da brennt dat, as Fúhr, un ut das Fúhr dar floog ſo'n ſchoinen Vagel herut, de ſung ſo herlich un floog hoch in de Luft. Un as he weg war, dar war de Mahandelboom as he vorheer weſt war, un de Dook mit de Knoken war weg. — Marleenken averſt war ſo recht licht un vergneigt, recht as

wen de Broder noch leeſt. Dar ging ſe wedder gans luſtig in dat Huus by Diſch un ath.

De Vagel averſt floog weg un ſett ſik up eenen Goldſmidt ſyn Huus un ſúng an to ſingen:

Mein Mutter die mich ſchlact,
Mein Vater der mich aß,
Mein Schweſter der Marlecnichen,
Sucht alle meine Beenichen
Und bind't ſi in ein ſeiden Tuch,
Leyt's unter den Wabandelboom.
Kywitt! kywitt!
Ach! wat een ſchoin Vagel bin ik.

De Goldſmidt ſatt in ſyne Warkſtede un maakt eene goldne Kede. Dar hörd he den Vagel, de up ſyn dak ſat un ſung, un dat dunkt em ſo ſchoin. Dar ſtun he up un aß he aver den Sůll ging, ſo vörloor he eenen Tůffel, he ging aver ſo recht midden op de Straate, eenen Tůffel un een Sok an, ſyn Schottfell had he vör un in de een Hand had he de golden Kede un in de anner de Tang. Un de Sůnn ſcheint ſo hell up de Straate, dar ging he reeht ſo ſtahn un ſach den Vagel an: „Vagel! — ſegd he do — wo ſchoin kanſt du ſingen, ſing my dat Stück nochmahl.“ — „Nee, ſegd de Vagel, twee mahl ſing ik nich umſůnſt, giv my de golden Kede, ſo will ik deit nochmahl ſingen.“ — „Da, — ſegd de Goldſmidt — haſt du de golden Kede, un ſing my dat noch mahl.“ Dar kam de

Vagel un nam de golden Kede ſo in de rechte Kral, un ging vér den Goldſmidt un ſung:

Mein Mutter die mich ſchlaet't,
Mein Vater der mich aß,
Mein Schweſter der Marleenichen
Sucht alle meine Beenichen
Und bind't ſi in een ſeiden Tuch,
Legt's unter den Mahandelboom.
Kywitt! kywitt!
Ach watt een ſchein Vugel bin ik.

Dar flog de Vagel weg, na eenen Scheſter un ſett ſik ny den ſyn Dak un ſung:

Mein Mutter der mich ſchlaet't,
Mein Vater der mich aß,
Mein Schweſter der Marleenichen.
Sucht alle meine Beenichen
Und bind't ſi in een ſeiden Tuch,
Legt's unter den Mahandelboom.
Kywitt! kywitt!
Ach watt een ſchein Vugel bin ik.

De Scheſter hörd dat un leep vor ſyn Dör, in Hemdsarmel, un ſach na ſyn Dak un muſt de Hand vér de Ogen hollu, dat de Sünn em nich blend't. „Vagel — ſegd he — wat kannſt du ſchein ſingen.“ — Da reep he in ſyn Dör herin, „Fru, kum mahl herut, dar is een Vagel, ſü mahl, der Vagel de kan mahl ſchein ſingen.“ Da reep he ſin Dochter, un Kinner un Geſellen, jung un magd, un keemen all up de Straat, un ſegen den Vagel

an, wo he ſchoin weer. Un he had ſo recht rode un groine Feddern, un um den Hals was dat as luter Gold, un de Logen blickten em in Kopp as Steern. „Vagel — ſed de Schoſter — nu ſing my dat Stuck noch mahl.“ — „Nee — ſed de Vagel — twee mahl ſing ik nich nich umſünſt, du muſt my wat ſchenken.“ — „Frou — ſed de Mann — ga na den Böhn up den bävelſten Boord, da ſtan een paar rode Schö, de bring herün.“ Dar ging de Frou na un halt de Schö. „Da Vagel — ſed de Mann — nu ſing my dat Stück noch mahl.“ Dar kam de Vagel un nam de Schö in de linke Klau un ſloog wedder up dat Dak un ſung:

Mein Mutter die mich ſchlaet't,
Mein Vater der mich aß,
Mein Schweſter der Marteenichen
Sucht alle meine Beenichen
Und bind't ſi in ein ſeiden Tuch,
Legt's unter den Mahandelboom.
Kywitt! kywitt!
Ach watt een ſchoin Vagel bin ik.

Un as he ut ſungen had, ſo ſloog he weg. De Kede had he in de rechte un de Schö in de linke Klau un he ſloog wüt weg na eene Möhl, un de Möhl ging klippe klappe — klippe klappe — klippe klappe, un in de Möhl dar ſeten zwintig Möhlenburſen, de hauten eenen Steen, un hakten, hil

hak — hik hak — hik hak, un de Möhl ging dar to klippe klappe — klippe klappe — klippe klappe. Dar ging de Vagel up enen Lindenboom ſitten, de vor de Möhl ſtân un ſung:

„Mein Mutter die mich ſchlacht't,

da hörte een up,

„Mein Vater der mich aß,

da hörten noch tween up un hörten dat,

„Mein Schweſter der Marienichen,

da hörten wedder veer up,

„Sucht alle meine Beenichen

„Und bind't ſi in een ſeiden Tuch,

nu hakten noch man acht,

„Legt's unter

nu noch man ſove

„den Marmorſteen.

nu noch man een,

„Kywitt! kywitt!

Ich watt een ſchön Vagel bin ik."

Dar heel de letzte ok up un had dut letzte noch hörd. — „Vagel — ſegt he — wat ſingſt du ſchön, laat my dat ok horen, ſing my dat noch mahl." — „Nee — ſegt de Vagel — twee mahl ſing ik nich umſünſt, giv my den Möhlenſteen, ſo will dat noch mahl ſingen." — „Ja — ſegt he — wenn he my alleen anhörd, ſo ſinſt du em hebben." — „Ja — ſeden de annern — wenn he noch mahl ſingt, ſo ſall he em hebben." Dar kam de Vagel

herún un de Möllers ſat'ten all twintig mit bóm an un hörten den Steen up hu, uh up! hu uh iph — hu uuh uhp! — Dar ſtak de Vagel den Hals dór dat Lok un nam em úm, as eenen Kragen un floog wedder up den Boom, un ſung:

Mein Mutter die mich ſchlaet't,
Mein Vater der mich aß,
Mein Schweſter der Marleenichen
Sucht alle meine Beenichen
Und bind't ſi in een ſeiden Tuch,
Levt's unter den Mahandelboom.
Kywitt! kywitt!
Ach watt een ſchein Vugel bin ik.

Un as he dat ut ſungen had, da ded he de Flünk von een anner un had in de reehte Klau de Kede un in de linke de Schó un úm den Hals den Möhleenſteen un floog wút weg na ſines Vaders Huſe. —

In de Stuve ſatt de Vader, de Moder ún Marleenken by Diſch, un de Vader ſed: „Ach, wat wart my licht, my is recht ſo grot to mode.“ — Ne — ſed de Moder — my is ſo angſt, ſo recht as wen een ſwar Gewitter kumme.“ Marleenken averſt ſatt un weend un weend. Dar kam de Vagel anflogen, un ſo, as he ſik up dat Dack ſett — „ach! — ſegd de Vader — mi is ſo recht freündig un de Sünn ſchünt buten ſo ſchein, my is recht as ſüll ik eenen ollen Bekanten wedder ſeen.“ —

„Nee! — ſed de Frou — my is ſo angſt, de Teene klappern my, un dar is my as Führ in de Aoern;“ un ſe reet ſik eer Kiſſen up, un ſo meer. Averſt Marleenken ſatt in een Ek un weende un had eeren Platten vor de Dogen un weende den Platten gans meß natt. Dar ſett ſik de Vagel up den Mahandelboom un ſung:

Mein Mutter die mich ſchlaet't,

dar heel de Mutter de Ooren to, un kneep de Dogen to un wald nich ſeen un hören. Aver dat bruſte een in de Ooren, as de aller ſtarkſt Storm un de Dogen brannten eer, un zacken as Blitz

Mein Vater der mich aß,

„Ach Moder — ſed de Man — dar is een ſchein Vagel, de ſingt ſo herlich, de Sünn ſchünt ſo warm un dat räkt as luter Zinnemamen.“

Mein Schweſter der Marleenchen,

dar led Marleenken den Kopp up de Knee un weende in eens weg. De Mann averſt ſed: „ik ga herut, ik mut den Vagel dicht byſehn.“ — „Ach ga nich — ſed de Frou — my is as bevt dat ganze Huus un ſtün in Flammen. Aver de Mann ging herut un ſach den Vagel an.

Sucht alle meine Beenichen
Und bind't ſi in een ſeiden Tuch
Legt's unter den Mahandelboom.
Kywitt! kywitt!
Ach watt een ſchein Vagel bin ik.

Mit der leet de Vagel de golden Kede fallen, un ſe feel den Man júſt um den Hals, ſo recht hier herúm, dat ſe recht ſo ſchoin paſt. Dar ging he herin un ſed: „ſú wad is dat vor een ſchoin Vagel, hat my ſo ee ſchoine golden Kede ſchenkt, un ſúht ſo ſchoine ut.“ De Frou aver was ſo angſt, un feel längſt in de Stuve hen un de Múz feel eer von den Kopp. — Dar ſung de Vagel widder:

Meine Mutter die mich ſchlact't,

„ach dat ik duſent Fuder unner de Eerde weer, dat ik dat nich hören ſull.“ —

Mein Vater der mich aß,

dar feel de Frou vor doot nedder,

Mein Schweſter der Marleenichen

„Ach — ſed Marleenken — ik will ok herut gan un ſehn, op de Vagel my wat ſchenkt.“ Dar ging ſe herut,

Sucht alle meine Beenichen

Und bind't ſi in ein ſeiden Tuch,

dar ſmeet he eer de Schö herún,

Leyts unter den Mahandelboom.

Kywitt! kywitt!

Ach watt een ſchoin Vogel bin ik.

Das was eer ſo licht un fröhlich, dar took ſe de neien roden Schö an un danſt un ſprúng herún. „Ach — ſegd ſe — ik was ſo trurig as ik herut ging, un nu is my ſo licht, dat is mahl een herlichen Vagel, het my een paar rode Schö ſchenkt.“ —

„Nee — ſed de Fru un ſprang up, un de Har ſtunden eer to Barge, as Führ Flammen — my is as ſull de Welt unner gan, ik will ei herut ep my lichter warden ſüll.“ Nu as ſe ut de Dör kam — bratſch! — ſmeet eer de Vagel de Möhlenſteen up den Kop, dat ſe gans to matſcht. De Vader un Marleenken hörden dat un gingen herut, dar ging een Damp un Flam un Führ up von de Sted, un as dat vorby was, da ſtand de lüttje Breder, un he nam ſinen Vader un Marleenken by de Hand un weeren all dree ſo recht vergnögt, un ging er in dat Huus bi Diſch, un eeten.

58.

Von den Fiſcher un ſyne Fru.

Dar was mal eens een Fiſcher un ſyne Fru, de wahnten toſahmen in'n P—pott, dicht an de See — un de Fiſcher ging alle Dage hen, un angelt. So ging, un gin he hen, lange Tyd. —

Dar ſatt he eens an'n See by de Angel un ſach in dat blanke Water, un ſach un ſach jümmer an de Angel — dar ging de Angel to Grunde deep unner — un as he ſe heruttrekt, ſo haalt he eenen grooten Butt herun. — Dar ſed de Butt to em: „ik bid dy, dat du my lewen leſt, ik bin keenen

rechten Butt, ik bin een verwünſchter Prins, ſett my wedder in dat Water, un laat my ſwemmen.“ „Nu — ſed de Mann — du bruckſt nich ſo veele Worde to maken, eenen Butt de ſpreken kann, hád ik do woll ſwemmen laten.“ — Dar ſett he em wedder in dat Wader, un de Butt ging furt weg to Grunde un leet eenen langen Strichen Blood hinner ſi. — De Mann awerſt ging to ſyne Fru in'n P—pott, un vortellt eer, dat he eenen Butt fangen hád, de hád to em ſeyd, he wer een verwünſchter Prins, dar hád he em wedder ſwemmen laten. „Heſt du dy den nix wünſcht?“ ſed de Fru. „Nee — ſed de Mann — wat ſchull ik my wünſchen?“ „Ach — ſed de Fru — dat is de ävel, jümmer in P—pott do wanen, dat is ſo ſtinkig un drackig hier. Ga du no hen, un wühſch ne lüttje Hütt.“ — Den Mann was det nich ſo recht, doch ging he hen na den See, un as he dar kam, dar was de See gans geel un grön, da ging he an det Water ſtan un ſed:

„Mandje! Mandje! Timpe Tampe!
Buttje! Buttje! in de See!
Myne Fru de Ilſebill
Will nich ſo, as ik woll will.“

Dar kam de Butt anſwemmen un ſed: „Na, wat will ſe denn?“ — „Ach — ſed de Mann — ik hev dy doch fungen hot; nu ſeyd myne Fru, ik

häd my doch wat wünschen sullt, se mag nich meer in P- pott wahnen, se woll gern een Hutt hebben." — „Ge man hen — seyd de Butt — se is all drin." —

Dar ging de Mann hen, un syne Fru stund in eene Hütt in de Dör, un sed to em: „kum man hoin! sü, nu is dat doch veel beter." Un dar was ne Stuve un Kamer un eene Köck drin, un der achter was een lütje Garn mit allerley Grönigkeeten un een hof, da weeren honne un Eenden. „Ach, — seyd de Mann — nu will we vergnögt lewen. „Ja — seyd de Fru — wie will et versöcken."

So ging dat nu woll een acht edder vertein Doag, dar sed de Fru: „Mann! de Hütt wart my to eng, de Hoff un Garn is to latt, ik will in een groot steenern Slott wahnen. Ga hen tum Butt, he sull uns een Slott schaffen." — „Ach Fru — sed de Mann — de Butt het uns erst de Hütt gewen, ik mag nu nich all wedder kam, den Butt mag et vordreeten." — „Ne watt — sed de Fru — de Butt kann dat recht good un deit dat gern, ge du man hen." —

Dar ging de Mann hen, un syn Hart was em so schwer. As he averst by de See kam, was dat Water gans vigelet un grau un dunkelblau, doch was dat noch still, dar ging he stan un sed:

„Mandje! Mandje! Timpe Tee!
Buttje, Buttje, in de See!
Myne Fru de Ilſebill,
Will nich ſo, as ik woll will.“

„Na! watt will ſe denn?“ ſed de Butt. „Ach — ſed de Mann gans bedráſt — myne Fru will in een ſteinern Slott wahnen.“ — „Ga man hen, ſe ſteit vor de Dór;“ ſed de Butt.

Dar ging de Mann hen un ſyne Fru ſtund vor eenen groten Pallas. „Sú Mann, — ſed ſe — watt is dat nu ſchoin!“ Mit das gingen ſe to-ſamen hein; dar weeren ſo veel Bedenten, un de Wende weeren alle blank, un goldne Stóhl un Diſchen weeren in de Stuve; un achter dat Slott was een Garn un Holt, woll eene halve Myl lang, darin weeren Hirſchen, Reh un Haaſen, un op de Hoff Kóhn Perdeſtáll'. „Ach — ſeyd de Mann — nu willn wy ok in dat ſchóne Slott blywen un tofreden ſyn.“ — „Dat willn my uns bedenken — ſeyd de Fru — un willent beſlapen;“ mit der gingen ſe to Bed.

Den anern Morgens waakt de Fru up, dat was all Dag, da ſtót ſe den Mann mit den Ellenbogen in de Syde, un ſed: „Mann, ſtah up, wy motten Kónig wären áver all dat Land.“ — „Ach Fru — ſed de Mann — wat wullu wy Kónig waren, ik mag nich Kónig ſyn.“ — „Na, dann

will ik König syn — seyd de Fru — ge hen tum Butt, ik will König syn.“ — „Ach Fru — sed de Mann — wo kannst du König syn, de Butt mucht dat nich don.“ — „Mann! — syd de Fru — ge straks hen, ik mót König syn.“

Dar ging de Mann hen, un was ganz bedrövt, dat syne Fru König waren wóllt. Un as he an de See kem, was se all ganz schwartgrau, un dat Water geert so ven unnen up, dar ging he stan un sed:

„Mandje! Mandje! Timpe Thee!
Buttje, Buttje in de See,
Myne Fru de Ilsebill
Will nich so, as ik well will.“

„Na! wat will se denn?“ sed de Butt. „Ach, sed de Mann, myne Fru will König waren. „Gah hen, se is'd all;“ sed de Butt. Dar ging de Mann hen, un as he na den Pallas kam, da weeren dar so vele Soldaten, un Pauken un Trumpeten, un syne Fru satt up eenen hogen Tron von Gold un Diamanten und had eene goldne Kron up; un up beeden syden by eer stunden ses Jungfruen, jümmer eene eenen Kops lüttjer as de annre. — „Ach Fru — seyd de Mann — bist du ein König?“ — „Ja — seyd de Fru — ik bin König.“ Un as he eer da sone Wyl anseen hád, sed he: „Ach Fru, watt lett datt schein, wenn du König best; nu wyll'n

wy ak nich meer wünſchen.“ — „Nee Mann — ſed ſe — my durt dat all to lang, ik kann dat nich meer uthallen. König bin ik, nu mut ik ok Kayſer waren.“ — „Ach Fru — ſed de Mann — watt wuſt du Kayſer waren?“ — „Mann — ſed ſe — ga tum Butt, ik wull Kayſer ſyn.“ — „Ach Fru — ſed de Mann — Kayſer kann he nich maken, ik mak den Butt dat nich ſeggen.“ — „Ik bin König — ſed de Fru — un du ſyſt ma min Mann, ga glik hin.“

Dar ging de Mann weg, un as he ſo ging, ſo dacht he, dat geit un geit nich goot, Kayſer is to unverſchaamt, de Butt wart am Ende möde.

Mit des kam he an de See; dat Water was gans ſchwart un dik un dar ging ſo een Keekwind áwer hen, dat dat ſik ſo kawelt, dar hin he ſtan un ſed:

„Mandje! Mandje! Timpe Thee!
Buttje, Buttje in de See,
Myne Fru de Ilſebill
Will nich ſo as ik well will.“

„Na, watt will ſe denn?“ ſed de Butt. „Ach — ſed de Mann — will Kayſer waren.“ — „Ga man hen — ſed de Butt — ſe iſ't all.

Dar ging de Mann hen, un as he dar kam ſo ſatt ſyne Fru up eenen ſehr hogen Tron, de was von een ſtück Geld un hat eene grote Krone up, de

was well twee Ellen hoch. By eer up de ſoden, dar ſtunden de Trabanten, jümmer een lüttjer as de anner, von den allergrötſten Rieſen, bett to den lüttſten Dwark, de was man ſo lang, as myn lutt-je finger. — Vör een do ſtunden ſo veele Fürſten un Graven. Da ging de Mann unner ſtan, de ſed: „Fru! ſyſt du nu Kayſer?“ — „Ja — ſed ſe — ik ſy Kayſer.“ — „Ach — ſed de Mann, un ſach ſe ſo recht an — Fru, wat let dat ſchön, wenn du Kayſer ſyſt.“ — „Mann — ſed ſe — wat ſteiſt du dar, ik bin nu Kayſer, un will ik áverſt ock Pobſt waren.“ — „Ach — Fru ſed de Mann — watt wiſt du Pobſt waren; Pobſt is man eenmal in de Kriſtenheet.“ — „Mann — ſed ſe — ik mutt hut noch Pobſt waren.“ — „Nee Fru — ſed he — te Pobſt kenn de Butt nich maken, dat geit nich goot.“ — „Mann watt ſeek, kann de Butt Kayſer maken, kann he ok Pobſt maken; ge fut hen.“

Dar ging de Mann hen, un em was ganz flau, de Knee un de Woden zudderten em, un bu-ten ging de Wind, un dat Water was, as kookt, de Schepe ſchooten en de Noot, un danſten un ſprungen up de Bülgen, doch was de Hemmel in de Midde noch ſo een bitten blu, áverſt an de ſo-den, dar toog dat ſo recht root op, as een ſchwer Gewitter. Dar ging he recht vörtegtſen un ſed:

„Mandje! Mandje! Timpe Theek
Puttje, Puttje in de See.
Myne Fru de Ilſebill
Will nich ſo as ik woll will.“ —

„Na, watt will ſe dann — ſed de Butt. Ach — ſed de Mann — myne Fru will Pobſt waren.“ — „Ga man hen — ſed de Butt — ſe iſt all.“

Dar ging he hen, un as he dar kam, ſatt ſyne Fru up eenen Tron, da was twee Myle hoch, un hod 3 grote Kronen up, un um eer was ſo veele geeſtliche Staat, un up de Syden bey eer ſtanden twee Lichte, dat grötſte ſo dick un groot os de allergrötſte Torn, bet to dat lüttſte Röckinglicht. „Fru — ſed de Mann, un ſech ſe ſo recht an — ſyſt du nu Pobſt?“ — „Ja — ſed ſe — ik ſy Pobſt.“ — „Ach Fru — ſed de Mann — wat let dat ſchoin, wenn du Pobſt ſyſt; Fru, nu was tofreden, nu du Pobſt ſyſt, kannſt du nix meer waren.“ — „Dat will ik my bedenken;“ ſed de Fru. Dar gingen ſe beede to Bed, awerſt ſe was nich tofreden, nu de Girichheet leet eer nich ſlapen. Sie dacht jümmer, wat ſe noch woll waren willt. Mit des ging de Sünn up, ſu dacht ſe as ſe ſe ut den Fenſter ſo herup kamen ſach, kunn ick nich ock de Sünn up gan laten? Dar wurd ſe recht ſo grimmig, un ſtod eeren Mann an: „Mann, ga hen tun Butt, ik will waren as de lewe Gott.“ De

Mann was noch meiſt in Slap, averſt he verſchrack ſy ſo, dat he ut dem Bedde ſeel. „Ach Fru — ſed he — ſla en dy, un blive Pohſt!“ — „Nee — ſed de Fru — ik ſy nich tofrieden un kann dat nich uthalten, wenn ik de Sünn un de Mehn upgehen ſe, un kann ſe nich upgehn laten; ik mut waren, as de lewe Gott.“ — „Ach Fru — ſed de Mann — dat kann de Butt nich, Kayſer un Pohſt kann he maken, averſt dat kann he nich.“ — „Mann — ſed ſe — un ſach ſo recht greſig ut, ik will waren as de lewe Gott, geh ſtraks hen tum Butt.“

Dar ſur dat den Mann en de Gleeder, un he bevt vor Angſt. Buten averſt ging de Storm, dat all Bomme un Felſen umreigten, un de Himmel was gans ſwart un dat donnert un blixt; dar ſah man in de See ſo ſwarte hege Wellen as Berge, un hödden baben all eene witte Kron ven Schuum up. Da ſeed he:

„Mandje! Mandje! Timpe Thee!
Buttje, Buttje in de See,
Myne Fru de Ilſebill
Will nich ſo as ik well will.“

„Na, wat will ſe denn?“ ſed de Butt. „Ach — ſed de Mann — ſe will waren, as de lewe Gott.“ — „Geh man hen, ſe ſitt all wedder im P—pot.“ Dar ſitten ſe noch hüt up diſſen Dag.

59.

Das Mährchen vom Popanz.

Es war einmal ein König, der hatte eine sehr schöne Tochter, die schönste Prinzessin, die man jemals mit Augen gesehen. Schon als Kind verliebten sich alle in sie. Ihr Vater und Mutter hatten sie mit einem benachbarten Königssohn versprochen, der sehr häßlich und bucklicht, dessen Mutter aber eine große Zauberin war.

In der Nachbarschaft der Prinzessin wohnte ein Pastetenbäcker, der so schöne Pasteten backte, daß der König und der ganze Hof von keinem andern Pasteten nahm, als von ihm. Daher kam es, daß er die Prinzessin einst sah und sie ihn. Beide verliebten sich in einander und so heftig, daß sie eins ohne das andere nicht mehr leben zu können glaubten. Da nun die Prinzessin immer größer ward und endlich die Zeit herannahte, daß sie mit dem bucklichten Prinzen Hochzeit machen sollte, wußten sie sich nicht mehr zu helfen vor Schmerz. In ihrer Angst des Herzens wendete sie sich an ihre Amme und entdeckte ihr ihre Liebe zu dem Pastetenbäcker. Die Amme war sehr erschrocken hierüber und ermahnte sie, diese Liebe fahren zu lassen, da sie doch den Pastetenbäcker nie heirathen könnte und dürfte, und dagegen ihre Gedanken auf den Prinzen, ihren

künftigen Gemahl, zu richten. Die Prinzessin aber weinte und schluchzte, und versicherte ihre Amme, daß sie nicht eher wieder essen und trinken würde, bis sie ihr in ihrer Liebe Rath gegeben hätte. Die Amme, die wohl wußte, daß die Prinzessin hielt, was sie sagte, war sehr bestürzt und bat sie nur ruhig zu Bett zu gehen und versprach ihr auf Morgen nachzusinnen, was sie für sie thun könnte. Diese Amme verstand auch etwas von der Feerei und der geheimen Wissenschaft, und rieth am folgenden Tage der Prinzessin, ihren Vater zu bitten, daß er die Hochzeit noch ein Jahr aufschöbe; unterdessen würde sich Rath finden, und konnte sie so lange nach wie vor ihren Pastetenbacker sehen. Dies geschahe und da die Amme um das Geheimniß wußte, so konnte er täglich die Pasteten in ihr Zimmer bringen und beide sich ungestört sprechen, so lange sie wollten. Auch vergaß derselbe niemals etliche Pasteten für die Amme mitzubringen, die mit Geld gefüllt waren. So gewann ihn diese sehr lieb und versprach ihm, alles zu thun, was möglich wäre, ihnen zu helfen. Da die beiden Verliebten aber täglich vertrauter wurden und oft halbe Tage lang zusammen saßen, ohne Vorsicht zu gebrauchen, so geschah es, daß, als sie einst wieder so recht traulich beisammen saßen, es dem Prinzen, ihrem Bräutigam einfiel, den König zu bitten, mit ihm zu seiner Braut zu gehen.

Aber welch Erſtaunen ergriff ſie, als ſie beim Eintritt die ſchöne Prinzeſſin in den Armen des Paſtetenbäckers ſahen. Der Vater wollte faſt vor Schrecken in Ohnmacht fallen, der Prinz aber vor Wuth zergehen. Der Paſtetenbäcker benutzte die Verwirrung und lief davon. Der Prinz, im Uebermaß ſeiner Wuth, verwünſchte ſie alle, da er von ſeiner Mutter die Feerei gelernt hatte, daß ſie in derſelben Stellung unbeweglich blieben, bis er ſie wieder aufweckte. Dies geſchah auch ſogleich. Ueber die Amme hatte er aber keine Macht, da ſie ſelber eine Fee war. Sie war ſehr betroffen über den Verfall; da ſie nicht mächtig genug war, den Zauber zu vernichten, ſo bedachte ſie ſich kurz, ging zum Paſtetenbäcker und ſagte ihm alles. Dieſer war ſehr betrübt darüber; die Amme tröſtete ihn aber und ſagte ihn, wenn er wirklich die Prinzeſſin ſo ſehr liebte, wie er zeige, ſo könnte er ihr noch helfen und den Zauber auflöſen. Er betheuerte ſeine Liebe, und war ſogleich bereit, alles zu thun und auch ſein Leben dafür hinzugeben. „Nun gut, ſagte die Amme, ſo ſollſt du dich anſchicken, eine weite Reiſe zu machen. In einem Lande, viele tauſend Meilen von hier, wohnt ein Popanz, der Oberſte aller Popanze, dem nichts verborgen iſt, und der das Größte und Kleinſte weiß, was durch die Zauberei geſchieht und geſchehen kann, zu

dem mußt du hin und sieben Federn aus seinem Schwanz zu kriegen suchen. Als dies der Pastetenbäcker hörte, war er sehr erschrocken und antwortete der Amme, daß solches unmöglich wäre, da er wüßte, daß alle Menschen, die zu dem Popanz kämen, von ihm aufgefressen würden. Die Amme eröffnete ihm aber, der Popanz hätte eine schöne Frau, die keine Menschen fräße; diese müßte er zu sprechen suchen und sie bitten, ihm zu helfen. Sie wüßte durch ihre Kunst, daß der Popanz alle Nachmittage um vier Uhr ausginge und nicht zu Hause käme vor Abend; unterdessen könnte er hingehen, und die Frau bitten, ihm die sieben Federn zu verschaffen und sieben Fragen zu beantworten, die sie ihm jetzo sagen wollte: die erste betrafe die Entzauberung des Schlosses und seiner Bewohner; die zweite: wie eine andere Prinzessin, die schon seit vielen tausend Jahren im Schlaf läge, aufgeweckt werden könnte; der dritte; wie der Weinstock in dem Garten eines Königssohns, der sonst so schöne Trauben getragen, nun aber verdorrt und dieser darüber in Krankheit gefallen, wieder zum Grünen zu bringen; viertens: woher es käme, daß der Prinz so häßlich und bucklicht wäre, da doch seine Mutter eine Fee und ihn so schön, als sie gewollt, hätte schaffen können; fünftens: wo der Mann wohnt, der Tag und Nacht auf dem Rucken trägt;

ſechſtens: wo das Schiff zu kriegen, daß ſo gut zu Lande, als zu Waſſer geht; ſiebentens: wie die Frau des Popanz zu entführen wäre; denn dazu müßte er ſich zur ſchuldigen Dankbarkeit entſchließen: an ihrer Einwilligung wäre nicht zu zweifeln; denn das würde die Bedingung ſein, worunter ſie ihm die ſieben Federn aus dem Schwanz des Popanzes würde verſchaffen wollen, indem ſie ſehr unglücklich mit demſelben lebte. Die Amme gab ihm hierauf einen verſiegelten Zettel und ſagte ihm, er ſollte ihn nicht eher aufbrechen, als in der Nacht um 12 Uhr vor dem Thore der Stadt, und alsdann ſollte er die Worte, die darauf geſchrieben ſtünden, dreimal laut ausrufen: ſogleich würde er ſich in einem dicken Walde befinden, in welchem ein großes Schloß ſtünde. Er ſollte ſich aber in dem Walde verborgen halten, bis die Glocke 4 geſchlagen hätte. Alsdann ſollte er in das Schloß gehen und mit der Frau des Popanzes ſprechen. Dies alles verſprach er getreulich zu erfüllen, oder zu ſterben. Als nun Mitternacht kam und er vor dem Thore die 3 Wörter ausgeſprochen hatte, befand er ſich auf einmal in dem Walde, nahe bei dem Schloß des Popanzes. Er verbarg ſich, ſo gut er konnte, in dem Dicklicht, und es währte nicht lange, ſo ſahe er den Popanz ausgehen, welcher fürchterlich umher ſchnupperte, als röche er Menſchenfleiſch. Als er ihm

aus den Augen war, ging er in das Schloß zu der Frau und bat sie um ein Nachtlager. Sie war sehr verwundert, als sie ein menschliches Wesen zu ihr hereintreten sah: „Mein Gott, rief sie aus, wie kommst du in diese Gegend? Es ist dein Glück, daß du nicht früher gekommen bist, und meinen Mann getroffen hast, er hätte dich gewiß gefressen. Er ist aber auf die Jagd gegangen, nach seiner Gewohnheit. Ich will dir zwar etwas zu essen geben; aber mache, daß du wieder fortkommst, oder sonst frißt dich mein Mann, wenn er zurückkehrt und dich hier trift: denn er spürt sogleich, wenn ein Mensch im Hause ist.“ Der Pastetenbäcker fing aber an, die Frau sehr zu bitten und ihr die ganze Sache vorzutragen: er wollte weder essen noch trinken, und bat sie nur inständig um die 7 Federn und um die 7 Fragen. Die Frau war sehr verwundert darüber, und antwortete: selbes wäre unmöglich: ihr Mann würde sich weder lassen die Federn ausziehen, noch die 7 Fragen beantworten, und wenn er im Hause bliebe, so wäre sein Tod gewiß; er möchte sich verstecken, wo er wollte, ihr Mann fände ihn doch. Er bat aber so dringend und versprach ihr, alles für sie zu thun, was sie nur verlangte, wenn sie ihm dagegen zu den sieben Sachen verhelfe. Endlich sagte sie es ihm zu, mit dem Beding aber, daß er sie mit sich hinwegführte.

Darauf überlegten ſie mit einander, wie es anzuſtellen wäre. Indeſſen ſie noch darüber redeten, hörten ſie den Popanz kommen. Die Frau wußte in der Geſchwindigkeit keinen andern Rath, als ihren Freund unter das Bett zu verſtecken, und daß er da bliebe, bis am folgenden Tage der Popanz wieder auf die Jagd ginge.

Kaum war der Freund verſteckt, ſo trat der Popanz ſchon in die Stube herein, und das erſte, was er ausſprach, war: „Frau, ich rieche Menſchenfleiſch.“ Und ſogleich fing er an zu ſuchen, daß der armen Frau ganz angſt und bange ward. Er befahl ihr, ihm zu ſagen, wo der Menſch wäre, damit er ihn ſogleich freſſen könnte; denn er wäre noch ſehr hungrig und müde von der Jagd, da er nicht viel gefunden. Die Frau verſicherte, es wäre niemand da; einer wäre zwar da geweſen, aber ſogleich wieder davon gelaufen, als er vermerkt, wo er hingekommen; dieſer würde wahrſcheinlich noch im Walde verſteckt ſein, wo er ihn morgen noch aufſpüren könnte. Darauf beruhigte ſich der Popanz und legte ſich mit ſeiner Frau zu Bette. Als ſie nun merkte, daß er eingeſchlafen war, da er laut ſchnarchte, ſo faßte ſie eine Feder in ſeinem Schwanz und riß ſie mit aller Gewalt heraus. Sogleich wachte der Popanz auf und ſchrie vor Schmerz: „Weib, biſt du toll? Was iſt das,

daß du mich ſo am Schwanze rupfſt?" „Ach, lieber Mann, antwortete die Frau, verzeihe mir. Ich träumte eben einen fürchterlichen Traum, wie in einem fernen Lande ein Schloß mit allen ſeinen Bewohnern erſtarrt und verſteinert werden durch die Macht eines böſen Zauberers, und mir war, als wenn ich auch darin war und mit verſteinert wurde. Daher packte ich dich ſo feſt. Könnte ſo etwas wohl wirklich geſchehen?" — „Allerdings, antwortete er; neulich hat ſich eben dieſer Fall ereignet in einem fernen Königreiche." — „Mein Gott — ſagte die Frau — iſt denn der Zauber nicht wieder aufzulöſen?" „O ja, erwiederte er, aber das Mittel dazu iſt keinem Menſchen bekannt." — „Nun was iſt es dann für eins, lieber Mann?" — „Derjenige, der die Prinzeſſin liebt und durch den das Unglück geſchehen iſt, müßte hier in unſern Wald kommen und zu dem Waſſerfall gehen, der darinnen iſt, und warten, bis ein ganz kleiner unanſehnlicher Zwerg erſcheint, der ein Felſenſtück auf den Schultern trägt und in das Waſſer ſchmeißt. Doch, Weib, laß mich ſchlafen; was nützt dir dieſe Erzählung? ich bin müde." Sie bat aber ſo ſchön, daß er fortfuhr: „Dies alles würde ihm doch noch nichts helfen; denn der Zwerg würde nicht mit ihm gehen wollen, es ſei denn, daß er eine von meinen Schwanzfedern hätte, und ihm damit ins Geſicht ſchlüge: dann würde der

Zwerg plötzlich zu einem großen Rieſen werden und freundlich mit ihm gehen, wohin er wollte. Derſelbe müßte dann das verwünſchte Schloß emporheben und umdrehen, und der Geliebte der Prinzeſſin ſie mit der Feder berühren: worauf alles wieder wie vorher leben und der Zauber gelöſt ſein würde. Aber das wird nimmer geſchehen; denn wer wollte mir wohl eine Feder ausziehen? Und nun laß mich ſchlafen.“ Die Frau war ſtill, wie ſie ihn aber wieder ſchlafen hörte, riß ſie ihm abermals eine Feder aus. Der Popanz fuhr noch heftiger auf, als das erſtemal. „Ach Mann, ich bitte dich um Verzeihung, ich habe ſo eben wieder einen ängſtlichen Traum gehabt; mir träumte, wie eine ſchöne Prinzeſſin eines fernen Königreichs ſchon ſeit vielen tauſend Jahren in einem Zauberſchlafe verſenkt läge, und in dem ganzen Pallaſt keine lebendige Seele mehr wäre, da alles ſchon ausgeſtorben.“ „Du haſt Recht, Frau, erwiederte der Popanz, es giebt ein ſolches Schloß, wo eine verſteinerte Prinzeſſin ſchläft, und alles ausgeſtorben iſt, bis auf ein kleines Hündlein, das immer vor dem Fenſter liegt und ihn bewacht, indem, ſo lange er dies thut, nichts Lebendiges hinein kann; denn ſobald ſich was nähert, verwandelt es ſich in ein fürchterliches Ungeheuer, das alles zerreißt. Es giebt aber eine Stunde des Tages, wo es das Fenſter verläßt und zu der Prinzeſſin

geht und ſich bei ihr ſchlafen legt. Dieſe Stunde iſt von 1 bis 2 Uhr, und wenn ſich alsdann jemand hinein ſchleichen könnte und ſich dem Hündlein näherte, ohne daß es erwachte, und ihm vor den Kopf ſchöſſe, aber gerade in die Mitte des weißen Sterns daſelbſt und ſo, daß ſein Blut die Prinzeſſin benetzte, ſo würde ſie aus dem Zauberſchlafe erwachen; träfe er aber nicht alſo, ſo wäre ſein Tod gewiß. Nun rath ich dir Frau, wecke mich nicht zum dritenmale mit deinen beſchwerlichen Träumen.“ Damit drehte er ſich um und fing bald wieder an zu ſchnarchen. Sobald aber die Frau dies hörte, zog ſie ihm zum drittenmal eine Feder aus. Jetzt ward der Popanz ganz wuthend und wollte ſie zum Bette hinauswerfen. Er ſchrie: „Weib, du mußt beſeſſen ſein, mich ſchon wieder ſo zu rupfen, ich glaube, daß ich blute.“ Sie verſicherte ihn aber, ſie habe ſich bloß an ihm feſt gehalten aus Furcht vor einem Traum, der ſie befallen. „Nun was haſt du denn ſchon wieder geträumt?“ fragte er. „Ich träumte, daß ein Königsſohn in ſeinem Garten einen ſchönen Weinſtock hätte, der ſonſt ſo ſchöne Trauben getragen, plötzlich aber unfruchtbar geworden und verdorret, und ſo wie er verdorret, ſo vergeht auch der Prinz: ſage mir lieber Mann, iſt das wohl wahr?“ „Allerdings, verwünſchte Träumerin.“ — „Nu ſage mir das,

lieber Mann, was man wohl thun müßte, um den Weinſtock wieder grünen und den Prinzen geſund zu machen?“ — „Man muß in das Hühnerhaus, welches dort auf dem Hof iſt, und wird da einen ſchönen bunten Hahn finden, der nicht zu den Hühnern gehört, den muß man nehmen; doch was ſage ich vor dummes Zeug? man muß auch dazu wieder eine von meinen Federn haben.“ — „I nu, lieber Mann, erzähle nur aus.“ „Man nimmt den Hahn und trägt ihn zwiſchen 12 und 1 Uhr zu dem Weinſtock: hier ſteckt man ihm meine Feder in ſeinen Schnabel und ſogleich wird er anfangen zu graben, und ſo lange fortfahren, bis 3 Kröten herauskriechen. Dieſe Kröten ſoll man nehmen, und ſogleich verbrennen, und die Aſche davon auf die Wurzeln der Rebe ſtreuen und ſie mit Erde bedekken, und noch den Prinzen mit meiner Feder berühren. Alsbald wird er wieder blühen und der Prinz geneſen. — Nun aber ſage ich dir, wecke mich nicht wieder auf zum vierten Male.“ — Kaum war er eingeſchlafen, ſo reichte die Frau die drei Federn dem Paſtetenbäcker, der unter dem Bette lag, mit dieſen Worten: „Verwahre ſie; du haſt gehört, was mit ihnen zu thun iſt: und ich weiß nicht, wie ich die andern kriegen werde.“ Damit drehte ſie ſich zu ihrem Mann und rieß ihm die vierte aus. Der ſprang aus dem Bette vor Wuth und

Schmerz und gab ſeiner Frau zwei derbe Stöße. „Du Unhold du, werd' ich vor dir gar nicht ſchlafen können dieſe Nacht! Ich glaube, du rupfſt mir wirklich meinen Schwanz.“ — „Ach lieber Mann, ich fange an zu glauben, daß ich behext bin; da hatte ich wieder einen fatalen Traum: mir träumte von einem häßlichen Königsſohn, der mich liebhaben wollte und küſſen, und er war ſo abſcheulich, häßlich, daß ich mich ſo entſetzte und mich an deinem Schwanz feſthielt.“ „Nun wahrlich, er muß ſehr häßlich geweſen ſein, daß du mich ſo gezupft haſt!“ — „Ach ja, ſtelle dir vor eine Figur von kaum zwei Fuß, hinten und vorn mit einem Buckel, einem Kopf, der ſo breit iſt, als ſein ganzer mißgeſchaffener Leib lang iſt, und darauf eine Naſe, die noch mit drei andern kleinern Naſen beſetzt iſt, und rothe Augen.“ Hierüber konnte ſich der Popanz des Lachens nicht enthalten und er rief aus: „Aha, du haſt den Prinzen Kakabulusch geſehen!“ — „Ei lieber Mann, alſo giebt es ſolch einen?“ — „Ja, und ſeine Mutter iſt dazu eine der ſchönſten Frauen, die man ſehen kann, und Fee zugleich?“ — „Aber, kann ſie ihm denn keine andere Geſtalt geben?“ — „Nein, es ſei denn, daß der Hahn, von dem ich vorhin geſagt habe, ſeine Geſtalt wieder kriegt, deſſen Mutter ihn verwünſcht hat, dadurch, daß man ihm die

Sporn abſchneidet und ſie in des Prinzen Ferſen ſteckt. Nun aber ſchlafe.“ Er thats, aber ſie ließ ihn nicht lange ſchlafen, ſondern riß mit aller Gewalt noch eine Feder aus und ſchrie dabei fürchterlich. „Ach lieber Mann, ſchon wieder ein ſchrecklicher Traum!“ — „Du hörſt die ganze Nacht nicht auf zu träumen und mich zu zupfen; ſieh, wenn ich dir nicht ſo gut wäre, ſo fräße ich dich auf der Stelle: ich habe heut ſo nicht viel gefreſſen und rieche beſtändig Menſchenfleiſch. Was haſt du denn wieder geträumt?“ — „Ich träumte, daß du ausgegangen wareſt, und plötzlich trat ein Fremder herein, der einen Kaſten auf dem Rücken trug, worin Tag und Nacht ſein ſollte. Ich war neugierig und bat ihn, mich hineinſehen zu laſſen, und ſiehe, er packte mich und wollte mich in ſeinen Kaſten ſtecken: daher muß es gekommen ſein, daß ich dich ſo gezogen habe.“ — „Was du für närriſches Zeug träumeſt!“ — „Giebt's denn einen ſolchen Mann?“ — „O ja, den hab ich ja in meinem Lande!“ — „Aber wie kommt es denn, daß ich ihn nie geſehen habe?“ — „Das iſt, weil du das Mittel nicht kennſt, wodurch man ihn ſieht oder gebrauchen kann.“ — „Was muß man denn thun, um ſeiner habhaft zu werden?“ — „Das iſt ebenfalls ein Mittel, das von mir abhängt, denn es gehört eine Feder aus meinem Schwanze dazu.

Man muß dieſe Feder in die Ritze des Kaſtens zu bringen ſuchen: alsbald geht der Mann mit dem Kaſten, wohin man will, und thut, was man ihm befiehlt. Jetzt aber, hoffe ich, wirſt du mich ſchlafen laſſen und nicht mehr träumen; denn die Nacht iſt bald zu Ende.“ Er entſchlief wieder, die Frau nicht faul, riß ihm die ſechſte Feder aus. Er ſchalt fürchterlich: „Verdammtes Weib! ich glaube wirklich, daß du beſeſſen biſt.“ — „Ach lieber Mann, ich weiß nicht, wie ich dieſe Nacht mit ungeheuern Träumen geplagt bin: eben träumte ich, daß in deiner Abweſenheit hier Leute hereinkamen, die mir ſagten, daß ſie ein Schiff hätten, das ſo gut zu Lande, als zu Waſſer ging; und ob ich es nicht ſehen wollte? Als ich herausging, wollte mich einer packen und in das Schiff ſetzen; daher meine Angſt. So ein Schiff giebt es aber wohl nicht?“ — „O ja, und es gehört mir, es kann niemand ſich deſſelben bedienen, es ſei denn, daß er eine Feder aus meinem Schwanz hätte.“ — „Wenn dies nun wäre, würdeſt du denn nicht mit deinen andern Federn dagegen wirken können?“ — „Nein, weil mein Schwanz nur 60 Federn hat und ſie alle 60 ihre eigene Beſtimmung haben; und wenn man mir eine Feder auszöge mit dem Gedanken von einer dieſer Beſtimmungen, ſo träfe man immer die dazu gehörige, ſo daß ich alsdann keine Macht mehr

darüber hätte.“ „Wie findet man aber das Schiff?“ — „Man kann nicht fehlen; man legt die Feder vor sich an die Erde nieder, sogleich erhebt sie sich und fliegt ganz langsam zu dem Ort hin, wo das Schiff steht: hier läßt sie sich herunter und man nimmt sie und pflanzt sie als Fahne auf den Mast, worauf es so gut zu Lande als zu Wasser geht. — Nun aber sage ich dir, störst du mich noch einmal, so binde ich dich an die Bettstolle, damit ich Ruhe vor dir habe.“ — Er drehte sich um und schlief, aber nicht lange, denn die Frau zögerte nicht, ihm auch die siebente und letzte Feder auszureißen. Worauf er aufsprang und sie wirklich anbinden wollte. Sie bat und liebkoſete ihn aber so viel, daß er sich wieder beruhigte. Sie versprach ihm heilig, es nicht wieder zu thun, sie wollte lieber die ganze Nacht wach bleiben, um den bösen Träumen zu entgehen. — „Nun, was hast du denn schon wieder geträumet?“ — „Es war mir, als wenn ich von einem fremden Mann entführt würde, und zwar mit meinem Wissen und Willen. Könnte das wohl geschehen, und ohne daß du es merken würdest?“ — „Es könnte wohl gehen: aber wehe dir und dem, der es unternähme! Ihr wäret beide des Todes: es wäre denn, daß er die Feder hätte, wodurch ich dich halte, und was freilich nicht gut wäre für mich, wiewohl für viele andere: denn

dein Gemahl, der Prinz, welchen du glaubst, daß ich ihn gefressen habe, ist eben der Prinz, welcher immer krank ist, und dein Sohn, das ist der Weinstock.“ Mit diesen Worten schlief er, müde von dem vielen Wachen, wieder ein. Kaum hörte sie ihn schnarchen, so stand sie leise auf, zog den Pastetenbäcker unterm Bette hervor und schlich mit ihm leise zum Schlosse hinaus. Das erste, was sie thaten, war in dem Wald den Zwerg aufzusuchen, und mit ihm zu thun, wie sie von dem Popanz gehört hatten. So thaten sie es auch mit dem Kasten, worin Tag und Nacht, und dem Land- und Wasserschiff. Sogleich setzten sie sich in dieses und fuhren fort.

Unterdessen war es Tag geworden und der Popanz erwachte. Als er seine Frau vermißte, fiel es ihm aufs Herz; er besah seinen Schwanz und da er seine Federn zählte, ward ihm alles klar. Sogleich faßte er die Feder an, welche ihm alles offenbarte, und erfuhr dadurch die Flucht seiner Frau mit dem Pastetenbäcker. Er war außer sich vor Bosheit und Wuth und wollte schier von Sinnen kommen; er schwur sie zu verfolgen und sich zu rächen und sollte er auch darüber seinen ganzen Schwanz einbüßen. Er säumete auch nicht lange, und machte sich gleich fertig. Er nahm eine Feder, biß darein und sogleich waren mehr als 100,000 Soldaten zu Pferde hinter das Schiff mit den Flüchtigen her.

Aber die Frau, die das merkte, warnte den Paſtetenbäcker, und ließ ſie dem Schiffe ganz nahe kommen: alsdann befahl er dem Rieſen, ſie alle zu nehmen und hundert Klafter tief in die Erde zu ſchmeißen. Das geſchah auf der Stelle, und alle verſchwanden mit Roß und Mann. Als dies der Popanz ſah, biß er in eine andere Feder, und ſogleich wurde das Schiff verfolgt von einem Heer Schlangen, Eidechſen, Kröten und anderm giftigen Gewürm. Der Paſtetenbäcker ſteckte in der Angſt noch eine von den Federn auf den Maſtbaum, und das Schiff flog, wenn es vorher nur ging; und das Gewürme aber immer ſtärker hinterdrein. Endlich kamen ſie an einen großen See. Hier befahl er dem Schiff ſtill zu ſtehen, und ſo wie das Ungeziefer nahe genug war, ließ er den Kaſten drehen und finſtere Nacht machen. Kaum war das geſchehen, ſo fuhr das Schiff wieder von dannen: das Gewürm aber verfolgte und fiel alles in das Waſſer. Unterdeſſen kamen ſie in das Königreich ***; denn der Popanz hatte ſie nicht weiter verfolgt, indem er gewiß glaubte, die Thiere würden ſie einholen und zu Tode quälen. Der Paſtetenbäcker ließ den Rieſen das mit ſeinen Bewohnern verſteinerte Schloß umkehren, berührte ſeine geliebte Prinzeſſin mit der Feder und ſogleich erwachte ſie ſammt allen aus der Erſtarrung. Die beiden Ge-

liebten freuten ſich des lebendigen Wiederſehens und umarmten ſich inbrünſtig. Der König gerührt über die treue Liebe, und über den Muth und die Standhaftigkeit ſeines und ihres Erlöſers, dagegen erzürnt über die Unthat des Prinzen, gab ſogleich ſeine Einwilligung in die Vermählung der beiden Geliebten. Sein neuer Eidam dankte für dieſe Güte, bat aber noch um einen kurzen Urlaub, indem es ihm obläge, noch die andern, mit der gegenwärtigen verbundenen, Bezauberungen aufzulöſen, ehe er würdig wäre, die Hand der geliebten Prinzeſſin zu empfangen. Es ward ihm, wiewohl nicht zu gern, verſtattet. Er reiſte weiter, die Frau des Popanzen aber blieb bei der Prinzeſſin. Sie fuhren beinahe drei Jahre, ehe ſie in das Königreich kamen, indem ſie viel Ungemach von Zauberern und auch vom Popanz zu erdulden hatten. Endlich kam er an das Schloß der Prinzeſſin, die im tauſendjährigen Schlafe lag; er that, wie ihm geſagt war, und die Prinzeſſin erwachte. Sie ſprach ſogleich zu ihm: „Großmüthiger Fürſt, wie viel Dank bin ich dir ſchuldig! du haſt mir das Licht und Leben wiedergegeben: aber zugleich mich nur erweckt, um in den größten Schmerz zu verſinken. Das Hündlein, das du getödtet haſt, iſt mein Geliebter, ein edler Prinz von Geburt, und keiner vermag ihm das Leben zu geben, als du. Laß dein Werk nicht halb vollendet,

und erwecke auch ihn.“ — „Wie kann ich das?“ fragte der Fürſt. „Hier, ſagte die Prinzeſſin, indem ſie ihm ein blankes Schwert reichte, haue dem Hündlein den Kopf ab, und lege ihn ſäuberlich hier auf's Bett.“ Und nun entblößte ſie ihren ſchönen Hals, der ſo weiß als Alabaſter war; „nun haue auch meinen Kopf ab, und wenn das geſchehen iſt, ſetze meinen Kopf auf des Hündleins Rumpf und des Hündleins Kopf auf meinen Rumpf; und du wirſt Wunder ſehen.“ „Der Prinz that, wie ſie ſagte. Kaum war es geſchehen, ſo ſprangen die Köpfe wieder zurück, jeder auf ſeinen Rumpf, und die Prinzeſſin ſteht lebendig und unverſehrt da, aus dem Hündlein iſt aber plötzlich ein ſchöner Prinz geworden, welcher ihr um den Hals fiel und ausrief: „Ja, du liebſt mich, und ich werde von nun an mehr Zutrauen zu dir haben.“ Hierauf dankten ſie ihrem Befreier und erzählten ihm ihre Geſchichte.

Der junge Held fuhr weiter und gelangte zu dem Prinzen mit dem Weinſtock; er that, wie er vernommen hatte und beide fingen an wieder zu blühen, aber der Weinſtock war noch nicht wieder verwandelt: dieß geſchah durch Berührung mit der einen übrigen Feder, und Sohn und Vater erkannten und freuten ſich herzinniglich, und noch mehr, als ſie von ihrem Befreier vernahmen, daß ihre Gattin und Mutter noch am Leben und ebenfalls

erlöſet wären. Sie ſetzten ſich darauf alle zuſammen ins Schiff, nahmen auch den Hahn, und brachten ihn der ſchönen Fee, durch ihn die Verwünſchung ihres Sohnes zu löſen und deſſen Geſtalt zugleich durch die Entzauberung des Hahnes, deſſen Mutter unterdeß geſtorben war, herzuſtellen. Die Fee und ihr Sohn, der Nebenbuhler unſers Helden, wurden dadurch mit ihm verſöhnt. Dieſer nun mit ſeinen Gefährten kehrte zurück zu ſeiner geliebten Prinzeſſin. Alle freuten ſich des Wiederſehens, zumal die geweſene Frau des Popanzes mit ihrem Mann und Sohn. Sie feierten aufs neue ihre Vermählung mit der des Prinzen und der Prinzeſſin, die herrlich und in Freuden begann und endigte.

60.

Das Mährchen von der Padde.

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne. Es lebte aber auch damals eine alte Frau, die hatte nur ein Töchterlein, welches Peterſilie hieß. Der König ſchickte ſeine Söhne aus, um ſich in der Welt umzuſehen, ſeine und fremde Lande kennen zu lernen, um ſo weiſe genug zu werden, dereinſt ihr Erbtheil beherrſchen zu können. Die alte Frau aber lebte ſtille und eingezogen mit ihrem Töchterlein,

das den Namen davon hatte, daß es Peterſilie lieber als alle andere Speiſe aß, ja einen rechten Heishunger darnach hatte. Die arme Mutter hatte nicht Geld genug, immer und immerfort Peterſilie für die Tochter zu kaufen, und es blieb ihr daher nichts übrig, da das Töchterlein gar zu ſchön war und ſie auf keine Weiſe ihrer Schönheit nachtheilig ſein wollte, als nächtlich aus dem Garten des gegenüberliegenden Jungfrauenkloſters die ſchönſten Peterſilienwurzeln zu entwenden und das Töchterchen damit zu füttern. Das Gelüſt der ſchönen Peterſilie war nicht unbekannt, eben ſo wenig blieb der Diebſtahl verborgen, und die Aebtiſſin war über ihre ſchöne Nachbarin nicht wenig erzürnt.

Die drei Prinzen kamen auf ihrer Wanderung auch in das Städtlein, wo Peterſilie mit ihrer Mutter wohnte und gingen gerade durch die Straße, als das ſchöne Mägdlein am Fenſter ſtand und ihre langen, wunderprächtigen Haare kämmte und flocht. Entzündet von Liebe, ſtieg in einem jeden der Wunſch auf, die Schöne zu beſitzen, und kaum war der Wunſch über die Lippen gekommen, als auch ein jeglicher, in blinder Eiferſucht, ſeinen Säbel zog und auf ſeinen brüderlichen Mitbewerber losging. Der Kampf ward nicht wenig heftig, auch die Aebtiſſin trat an die Pforte, und kaum hatte die fromme Frau gehört, daß ihre Nachbarin die

Urſache ſei, als aller Grimm, früher und ſpäterer, ſich in ihr zu der Verwünſchung ſammelte: ſie wünſchte, daß Peterſilie in einen häßlichen Froſch verwandelt würde und unter einer Brücke am entfernteſten Ende der Erde ſäße. Kaum ausgeſprochen, ward Peterſilie ein Froſch und war verſchwunden. Die Prinzen, die nun keinen Gegenſtand des Kampfes hatten, ſteckten ihre Degen ein, umarmten ſich wieder brüderlich und zogen heim zu ihrem Vater.

Der alte Herr merkte indeſſen, daß er ſtumpf und ſchwach in den Regierungsgeſchäften ward, und wollte daher das Reich abtreten, aber wem? dazu konnte ſich ſein väterliches Herz nicht entſchließen, unter den drei Söhnen zu wählen. Das Schickſal ſollte es beſtimmen und er ließ ſie daher vor ſich kommen. „Meine lieben Kinder, — ſprach er — ich werde alt und ſchwach und will meine Regierung niederlegen, kann mich aber nicht entſchließen, einen von euch zu wählen, da ich euch alle drei gleich zärtlich liebe und denn doch auch dem Beſten und Klügſten von euch mein Volk übergeben wollte. Ihr ſollt mir daher drei Aufgaben löſen und wer ſie mir löſ't, der ſoll mein Erbe ſein. Das erſte iſt: ihr müßt mir ein Stück Leinewand von hundert Ellen bringen, das man durch einen goldnen Ring ziehen kann.“ Die Söhne verneigten ſich, verſprachen

ihr möglichſtes zu thun und machten ſich auf die Reiſe.

Die beiden älteſten Brüder nahmen viel Gefolge und viele Wagen mit, um alle die ſchöne Leinewand, die ſie finden würden, aufzuladen, der Jüngſte ging ganz allein. Bald kamen drei Wege, zwei luſtig und trocken, der dritte düſter, feucht und ſchmutzig. Die beiden älteren Brüder nahmen die beiden erſten Wege, der Jüngſte nahm Abſchied von ihnen und ſchlenderte den düſtern Weg entlang. Wo nur ſchöne Leinewand war, beſahen ſie die älteren Brüder und erſtanden ſie, ihre Wagen krachten unter der Laſt, und wo nur irgend der Ruf ſie hinwies, dahin eilten ſie auch und kauften. Sie kehrten reich verſehen zurück. Der Jüngſte dagegen ging mehrere Tagereiſen auf ſeinem unwirthlichen Wege fort, nirgend wollte ihm ein Ort erſcheinen, in dem er auch nur eine erträglich feine Leinewand gefunden und ſo reiſ'te er lange und ward immer mißmuthiger.

Einſt kam er an eine Brücke, ſetzte ſich an dem Rande nieder und ſeufzte recht tief über ſein böſes Schickſal. Da kroch eine mißgeſtaltete Padde aus dem Sumpf hervor, ſtellte ſich vor ihn und fragte, mit nicht ganz übeltönender Stimme: was ihm denn fehle? Der Prinz, unwillig, antwortete: „Froſch, du wirſt mir nicht helfen.“ — „Und

doch, — erwiederte der Frosch — sagt mir nur eure Leiden.“ Nach mehrern Weigerungen erklärte endlich der Prinz die Ursache, warum ihn sein Vater ausgesendet habe. „Dir soll geholfen werden,“ sagte die Padde, kroch in ihren Sumpf zurück und zerrte bald ein Läppchen Leinewand, nicht größer als eine Hand und nicht eben zum saubersten aussehend, hervor, das sie vor den Prinzen niederlegte und ihm andeutete, das solle er nur nehmen. Der Prinz hatte gar keine Lust, ein so übel scheinendes Läppchen anzunehmen, doch lag etwas in den Zuredungen der Padde, das ihn bereitwillig machte und er dachte: etwas ist doch besser, als gar nichts, steckte daher sein Läppchen ein und empfahl sich dem Frosche, der mühsam sich wieder in das Wasser schob.

Je weiter er ging, je mehr merkte er zu seiner Freude, daß ihm die Tasche, in welche er das Läppchen gesteckt hatte, immer schwerer ward und er wanderte daher muthvoll auf den Hof seines Vaters zu, den er auch in kurzem erreichte, als eben auch seine Brüder mit ihren Frachtwagen wieder anlangten. Der Vater war erfreut, seine drei Kinder wieder zu sehen, zog sogleich seinen Ring vom Finger und die Probe begann. Auf alle den Frachtwagen war auch nicht ein Stück, das nur zum zehnten Theile durch den Ring gegangen wäre, und die

beiden ältern Brüder, die erſt ziemlich ſpöttiſch auf ihren Bruder, der ganz ohne alle große Vorräthe gekommen war, ſahen, wurden ziemlich kleinlaut. Wie ward ihnen zu Muthe, als er aus ſeiner Taſche ein Geſpinnſt zog, das an Zartheit, Feinheit und Weiße alles übertraf, was man je geſehen hatte. Es wallte in glänzenden Lagen und ging nicht allein höchſt bequem durch den Ring durch, man hätte wohl noch ein Stück zu gleicher Zeit durch den Ring ziehen können, und dennoch gab das Maaß richtige hundert Ellen.

Der Vater umarmte den glücklichen Sohn, befahl die unbrauchbare Leinewand ins Waſſer zu werfen, und ſagte dann zu ſeinen Kindern: „nun, ihr lieben Prinzen, müßt ihr die zweite Forderung erfüllen, ihr müßt mir ein Hündlein bringen, das in eine Nußſchale paßt.“ Die Söhne waren über eine ſo wunderbare Aufgabe nicht wenig erſchrocken, aber der Reiz der Krone war zu groß, ſie verſprachen auch dies zu erfüllen zu ſuchen, und wanderten nach wenig Tagen Ruhe wieder aus.

Am Scheidewege trennten ſie ſich; der Jüngſte ging ſeinen feuchten, unſcheinbaren Weg, er hatte ſchon bei weitem mehr Muth. Kaum hatte er einige Zeit an der Brücke geſeſſen und wieder geſeufzet, ſo kroch auch die Padde wieder hervor, ſetzte ſich ihm, wie das erſtemal, gegenüber, öffnete

den weiten Mund und fragte: was ihm denn fehle? Der Prinz setzte diesmal keinen Zweifel in die Macht der Padde, sondern gestand ihr gleich sein Bedürfniß. „Dir soll geholfen werden," sagte wiederum die Padde, kroch in den Sumpf und brachte ein Haselnüßlein hervor, legte sie ihm vor die Füße, sagte ihm, er solle sie nur mitnehmen und seinen Herrn Vater bitten, die Nuß sauber aufzuknacken, das andere würde er schon sehen. Der Prinz ging vergnügt fort und die Padde schob sich wieder mühsam in das Wasser hinab.

Daheim waren die Brüder auch schon zu gleicher Zeit angekommen und hatten eine große Menge sehr zierlicher Hündlein mitgebracht. Der alte Vater hatte eine beträchtlich große Wallnußschale bereit und schob jedes Hündlein hinein, aber die hingen bald mit den Vorderfüßen, bald mit dem Kopf, bald mit den Hinterfüßen, bald ganz über die Wallnußschale fort, so daß gar nicht daran zu denken war, daß ein Hündlein hineingepaßt hätte. Als nun kein Hund mehr zu proben übrig war, überreichte der Jüngste mit einer zierlichen Verbeugung dem Vater seine Haselnuß und bat, sie auf das behutsamste aufzuknacken. Kaum hatte der alte König es gethan, als aus der Haselnuß ein wunderkleines und niedliches Hündlein sprang, das gleich auf der Hand des Königs umher lief, mit dem

Schwänzlein wedelte, ihm ſchmeichelte und gegen die andern auf das zierlichſte bellte.

Die Freude des Hofes war allgemein, der Vater umarmte wieder den glücklichen Sohn, befahl abermals, die andern Hunde in das Waſſer zu werfen und zu erſäufen, und ſagte dann zu ſeinen Söhnen: „liebe Kinder, die beiden ſchwierigſten Bedingniſſe ſind nun erfüllt. Hört nun mein drittes Verlangen: wer die ſchönſte Frau mir bringt, der ſoll mein Erbe und Nachfolger ſein.“ Die Bedingung war zu nahe, der Preis zu reitzend, als daß die Prinzen nicht ſogleich, jeder auf ſeinem gewohnten Wege, wieder hätten aufbrechen ſollen.

Dem Jüngſten war diesmal gar nicht wohl zu Muthe. Er dachte: alles andere hat der alte Froſch wohl erfüllen können, aber nun wirds vorbei ſein, wo wird er mir ein ſchönes Mädchen und noch dazu das ſchönſte herſchaffen können? ſeine Sümpfe ſind fern und breit menſchenleer und nur Kröten, Unken und anderes Ungeziefer wohnt dort. Er ging indeſſen doch fort und ſeufzte diesmal aus ſchwerem Herzen, als er wieder an der Brücke ſaß. Nicht lange darnach ſtand die Padde wieder vor ihm und fragte: was ihm fehle? „Ach, Padde, diesmal kannſt du mir nicht helfen, das überſteigt deine Kräfte.“ — „Und doch — erwiederte der Froſch — ſagt mir nur euer Leiden.“ Der Prinz entdeckte ihm

endlich ſeine neuen Leiden. „Dir ſoll geholfen werden — ſagte wieder der Froſch — gehe du nur voran, die Schöne wird dir ſchon folgen, aber du mußt über das, was du ſehen wirſt, nicht lachen.“ Darauf ſprang er, wider ſeine Gewohnheit, mit einem herzhaften Sprunge weit in das Waſſer hinein und verſchwand.

Der Prinz ſeufzte wiederum recht tief, ſtand auf und ging fort; denn er erwartete nicht viel von dem Verſprechen. Kaum hatte er einige Schritte gemacht, ſo hörte er hinter ſich ein Geräuſch; er blickte ſich um und ſah ſechs große Waſſerratzen, die, in vollem Trabe, einen Wagen von Kartenpappe gemacht hinter ſich herzogen. Auf dem Bocke ſaß eine übergroße Kröte als Kutſcher, hinten auf ſtanden zwei kleinere Kröten als Bediente und zwei bedeutend große Mäuſe, mit ſtattlichen Schnurrbärten, als Heiducken, im Wagen ſelbſt aber ſaß die ihm wohlbekannte dicke Padde, die, im Vorbeifahren, etwas ungeſchickt, aber doch möglichſt zierlich, ihm eine Verbeugung machte.

Viel zu ſehr in Betrachtungen vertieft von der Nähe ſeines Glückes, und wie ferne er nun ſei, da er die ſchönſte Schöne nicht finden würde, betrachtete der Prinz kaum dieſen lächerlichen Aufzug, noch weniger hatte er gar Luſt zu lachen. Der Wagen fuhr eine Weile vor ihm her und bog dann um eine

Ecke. Wie ward ihm aber, als bald darauf um dieſelbe Ecke ein herrlicher Wagen rollte, gezogen von ſechs mächtigen, ſchwarzen Pferden, regiert von einem wohlgekleideten Kutſcher und in dem Wagen die ſchönſte Frau, die er je geſehen und in der er ſogleich die reitzende Peterſilie erkannte, für die ſein Herz ſchon früher entbrannt war. Der Wagen hielt bei ihm ſtille, Bediente und Heiducken, aus der Thiergeſtalt entzaubert, öffneten ihm den Wagen und er ſäumte nicht, ſich zu der ſchönen Prinzeſſin zu ſetzen.

Bald kam er in der Hauptſtadt ſeines Vaters an, mit ihm ſeine Brüder, die eine große Menge der ſchönſten Frauen mit ſich führten, aber als ſie vor den König traten, erkannte ſogleich der ganze Hof der ſchönen Peterſilie den Kranz der Schönheit zu, der entzückte Vater umarmte ſeinen Sohn, als Nachfolger, und ſeine neue Schwiegertochter, die anderen Frauen wurden aber alle, wie der Leinewand und den Hündleinen geſchehen war, ins Waſſer geworfen und erſäuft. Der Prinz heirathete die Prinzeſſin Peterſilie, regierte lange und glücklich mit ihr, und wenn ſie nicht geſtorben ſind, ſo leben ſie noch.

61.

Die Geſchichte des Bauer Kibitz.

Ein armer Bauer mit Namen Kibitz lebte mit ſeiner Frau in einem kleinen Dorfe ziemlich ruhig und zufrieden. Eines Tages, als er mit ſeinen beiden Ochſen ſeinen Acker pflügte, hörte er auf einmal ſeinen Namen rufen, er ſah ſich um, und erblickte einen Vogel, welcher ihn zu wiederholten Malen ausrief. (Es war nehmlich der Vogel Kibitz, der bekanntlich, wie der Kukuk, immer ſeinen eigenen Namen ausruft.) Der Bauer dachte aber, der Vogel ſpotte ſeiner, er nahm darum einen Stein, um ihn damit zu werfen, der Vogel flog aber ruhig davon, und der Stein, anſtatt daß er den Vogel treffen ſollte, fiel auf einen ſeiner Ochſen, und ſchlug ihn auf der Stelle todt. Was ſollſt du nun wohl noch mit dem anderen Ochſen machen, dachte Kibitz bei ſich ſelbſt, und ohne längeres Zögern ſchlug er auch dieſen todt, zog ihnen das Fell ab, und ging ſogleich nach der Stadt, um ſie dort an einen Gerber, ſo gut als möglich, zu verkaufen.

Er fand auch bald ein Haus, worin ein Gerber wohnte. Er klopfte hier an, und ehe man ihm aufmachte, ſahe er durch ein Fenſter, daß eine

Frau einen jungen Menſchen, der ihr Liebhaber war, in einen Kaſten verſteckte. Jetzt wurde ihm aufgemacht. Die Frau fragte, was er wolle, und als er ihr ſagte, daß er Felle verkaufen wolle, bekam er zur Antwort, daß der Gerber nicht zu Hauſe wäre, und man nichts ohne des Herrn Wiſſen kaufen könnte. Der Bauer ſagte, man ſollte ihm nur den alten Kaſten da (er wies nehmlich auf den, worin der Liebhaber ſaß) geben. Dieſes wollte natürlich die Frau nicht zugeben, ſie zankten ſich ſo lange darum, bis der Gerber nach Hauſe kam, und fragte, was es denn hier gäbe? Der Bauer erzählte nun alles, und daß er ihm doch den Kaſten geben möchte. Der Gerber ſagte zu ſeiner Frau, warum ſie denn nicht den Kaſten geben wollte, ſie könnte froh ſein, wenn der Bauer damit zufrieden wäre. Und nun nahm der Bauer den Kaſten, die Frau mochte ſagen, was ſie wollte, das half alles nichts, er lud ihn auf ſeinen Wagen und fuhr damit fort. Als er ohngefähr die Hälfte Weges gefahren war, fing der junge Herr an zu ſchreien, zu rufen und zu bitten, daß der Bauer ihn doch loslaſſen möchte. Unſer Kibitz aber ließ ſich nicht bewegen. Er ließ ſich endlich Geld bieten, aber auch damit wollte er anfangs nicht zufrieden ſeyn, bis er ihm 1000 Thaler bot, hiermit wollte er ihn loslaſſen. Er ließ es ſich auszahlen, und ihn dann laufen.

Nun kehrte er vergnügt nach seinem Dorfe zurück, und erzählte, wie gut er seine Felle angebracht hatte. Als dieses die übrigen Bauern hörten, schlugen sie alle ihre Ochsen todt, und wollten das Fell auch an den Gerber verkaufen. Als sie aber zu ihm kamen, fragte er sie, ob sie wohl gescheid wären, er hätte dem Kibitz ja nur einen alten Kasten gegeben. Darüber erzürnt, daß sie der Bauer Kibitz so angeführt hatte, nahmen sie sich vor, ihn todt zu schlagen, und zwar dann, wenn er in seinem Garten stände und grübe. Dies erfuhr aber mein Kibitz, er sagte also zu seiner Frau, daß sie einmal sich einen Spaß machen wollten, nehmlich sie möchte doch seine Kleider anziehn und in dem Garten graben, damit die Bauern dann glauben sollten, daß er es wäre. Die Frau versprach es auch zu thun; sie stellte sich also am Morgen in den Garten und grub. Da kamen denn die Bauern und schlugen sie todt, mit dem guten Glauben, sie hätten den Kibitz todtgeschlagen.

Unser Kibitz freuete sich indeß inniglich, daß ihm der Plan so gut gelungen war. Indeß dachte er auch noch von seiner todten Frau einigen Nutzen ziehen zu können; er nahm sie nehmlich, zog ihr ordentliche Kleider einer Bauersfrau an, gab ihr einen Korb mit den schönsten Früchten, die jetzt

ſehr ſelten waren, da es ſchon Winter, in die Hand, und ſetzte ſie in der Stadt auf ein breites Geländer; er aber verſteckte ſich nicht weit von dieſem Orte. Nach einer Weile kam ein ſehr ſchöner Wagen mit 6 Pferden, Bedienten und einem Vorreiter gefahren, worin eine ſehr hochadliche Herrſchaft ſaß. Als dieſe die Früchte ſah, ſchickte ſie einen Bedienten zu der Frau, daß er ſie fragen ſollte, wie viel die Früchte koſteten. Der Bediente ging hin und fragte, wie viel ſie koſteten? bekam aber keine Antwort. Nachdem er ein paar Mal gefragt hatte, ward er ärgerlich, er dachte, ſie ſchlieſe und ſtieß ſie an, daß ſie aufwachen ſollte, aber die Frau fiel rücklings ins Waſſer hinein. Nun kam der Kibitz dazu geſprungen, und ſchrie und jammerte, daß man ihm ſeine Frau ins Waſſer geworfen hätte und daß er die Herrſchaft mit dem Diener verklagen wollte. Die Herrſchaften ſagten ihm, er möchte nur ruhig ſein, ſie wollten ihm auch den ganzen Wagen mit Dienern und allem geben. Mein Bauer that, als wenn er ihnen eine große Gefälligkeit erwieſe, und nahm es an, ſetzte ſich hinein und fuhr ſchnell nach ſeinem Dorfe zurück. Als er hier ankam, verwunderten ſich die Bauern ob des ſchönen Wagens und der Pferde, aber noch größer war ihr Erſtaunen und Schrecken, als aus der Kutſche unſer Kibitz herausſtieg. Er erzählte ihnen nun

seine ganze Geschichte, aber nun noch zorniger auf ihn und weit wüthischer gemacht, sperrten sie ihn in eine Tonne und wollten ihn so in das Wasser werfen.

Indem sie die Tonne nach dem Wasser vor sich hinrollten, kamen sie bei einem Kruge vorbei, eine Gelegenheit, die sie nicht vorüber gehen lassen wollten, um sich mit einem guten Schnaps zu ihrem Vorhaben zu stärken. Sie ließen daher die Tonne draußen liegen, nachdem sie sie an einen Baum gerollt und daran festgebunden hatten. Kaum merkte Kibitz sich allein, als er auch gleich daran dachte, sich zu befreien. Bald hörte er auch: trappel, trappel, trappel eine Heerde Schafe ankommen und fing nun gleich an zu schreien: „ich will nicht Burgemeister werden! ich mag nicht Burgemeister werden!" Der erstaunte Schäfer trat hinzu und sagte: „Mann, warum schreit ihr so?" — „Je — sagte Kibitz — sie wollen mich zum Burgemeister machen und das will ich nicht und da ich nicht will, wollen sie mich in's Wasser werfen und ersäufen." — „Burgemeister möchte ich wohl werden;" antwortete der Schäfer. „Nun denn öffnet nur das Faß, sagte Kibitz, laßt mich heraus und kriecht hinein und sie werden euch gleich' zum Burgemeister machen." Gesagt, gethan; der Schäfer kroch hinein,

Kiebitz war frei und trieb die Heerde fröhlich gegen ſein Dorf zu.

Als die Bauern aus dem Kruge kamen, rollten ſie ſtraks ihr Faß weiter, während der Schäfer ſchrie: „ich will nun Burgemeiſter werden! ich will nun Burgemeiſter werden!“ — „Das glauben wir gerne,“ antworteten die Bauern und patſch lag die Tonne im Waſſer und die Bauern gingen heim, fröhlich über ihre That. Aber wie ſie zum einem Ende des Dorfs hineintreten, trieb Kiebitz, zu ihrem nicht geringen Erſtaunen, die Heerde Schafe zum andern Ende in's Dorf. „Kiebitz, wo kommſt her?“ erſcholl es aus einem Munde. „Je — antwortete er — habt ihr die weißen Blaſen geſehen, als ihr mich in's Waſſer warft? das iſt ein verzaubertes Waſſer. Alle die weißen Blaſen ſind Schafe, da habe ich mir denn die kleine Heerde zuſammen getrieben; es ſind noch tauſendmal mehr da.“ — „Können wir denn auch wohl welche bekommen?“ fragten die Bauern. „Warum nicht? — war die Antwort — ihr müßt nur hinein ſpringen und ſie euch holen.“

So ward denn beſchloſſen, alle Bauern wollten ſich Schafe holen; erſt der Schulze, dann die andern Bauern, einer nach dem andern. Der Schulze ſprang zuerſt, die weißen Bläslein ſtiegen auf,

und nun erwachte der Geiz in den übrigen Bauern, welche fürchteten, der Schulze möchte zu viele nehmen und sie nichts bekommen; alle sprangen auf einmal hinein und ertranken. Und Niebus erbte das ganze Dorf und ward ein reicher Mann.

VII.

Sagen und Mährchen vom Harz.

62.

Vom König Laurin.

Larein oder Laurein, der funfzehnte König der Deutſchen, den Tacitus Laertes nennet, hat in Deutſchland regieret, um die Zeit, als Ehud Richter und Herzog über das Volk Iſrael geweſen, als die Welt zwei tauſend fünfhundert und funfzig Jahr geſtanden. Weil wir aber von dieſen und etlichen andern Königen nichts weiter in Hiſtorien haben, müſſen wir uns an dem begnügen laſſen, was die alten Deutſchen Lieder, doch ſehr dunkel und von ferne, uns daran erinnern, aus welchen Liedern das Heldenbuch und dergleichen zuſammen gezogen worden.

Wie die alten Nazionen der Erde ihrer Vorfahren Geſchichten beſangen, ſo haben auch die alten Deutſchen ſolchen Brauch, der an ihm ſelbſt nicht unnütz noch tadlich, gehalten und ihrer Vorfahren Geſchichten alſo in gemeine Lieder, Geſänge und Gedichte verfaßt, damit man der alten Deutſchen hin und wieder geſchehene tapfere Thaten, als

hätten ſie ſich auf eine Zeit begeben, gleich als in einem Liede zu ſingen, beiſammen hätte, wie denn davon das Heldenbuch und andere in Reime gefaßte Schriften, wie wohl ſehr verkürzet, noch vorhanden, da unter dem Namen des Dietrich von Bern, des Wolfdietrich und anderer, aller deutſchen Helden freudigen Thaten, unter des alten Hildebrands aller alten Deutſchen vernünftige und weiſe Anſchläge uns vorgeſtellt werden, doch alſo, daß beſonderer Helden rühmlicher Werke daneben bisweilen gedacht wird.

Alſo meldet der vierte Theil des Heldenbuches etwas von unſerem König Laurin, doch ſehr verblümter Weiſe, nach poetiſcher Art; es kann aber dennoch ſo viel daraus abgenommen werden, daß König Laurin ein mächtiger, reicher, verſtändiger Regent geweſen, der ſein Reich bis an das Welſche Gebirge ausgebreitet und daſſelbige vor den benachbarten Potentaten zu erhalten, ſein Weſen des Orts, da jetzt die Grafſchaft Tyrol gelegen, gehabt hat. Aber doch gleichwohl dieſe Lande und den Har; auch beherrſchet, durch andere und ihm unterworfene Landpfleger, die auch Könige genennt worden, wie man denn von ihm ſinget, daß ihm wohl funfzehn Könige unterthan geweſen und man ſeines Gleichen nicht gewußt.

Dieweil er aber einen hohen Verſtand gehabt, und mit liſtigen Anſchlägen ſeine Sachen wunderbarlich und glücklich im Anfange hinaus geführet, hat man's dafür geachtet, er brächte ſolches alles durch Zauberei zuwege. Wie denn im Heldenbuche durch die Nebelkappe, die er zum öftern angezogen haben ſoll, daß man ihn nicht ſehen und er alſo alle ſeine Fürhaben ausrichten können, anders nichts gemeinet wird, denn daß er ſeine Anſchläge heimlich gehalten und davon nicht viel Geſchrei's gemacht, alſo, daß man nicht bald merken können, was er zu ſeinem Vortheil vorgehabt. Darüber er denn manchmal eine Sache allbereits vollzogen hatte, ehe es die andern recht inne geworden, daß er dergleichen vorzunehmen in Willens geweſen, wie es den hohen Häuptern und weiſen Regenten nicht allein wohlgeziemt, ſondern auch hohe Noth iſt, ihre Sachen, daran ihnen viel gelegen, nicht männiglich zu offenbaren, denn man wohl weiß, wie aus Unvorſichtigkeit, da man heimliche Sachen gar zu vielen vertraut, oftmals großer Unrath entſtanden und viele Dinge, ſo zu gutem Ende ſonſt hätten laufen mögen, verhindert worden.

Daß dieſer Laurin aber alſo beſchrieben wird, als wäre er ein kleiner Zwerg geweſen und doch ſo ſtark, daß er wohl hundert Mann allein beſtehen können, dadurch wird angezeigt, daß man einen

nicht nach dem äußerlichen Ansehen beurtheilen solle, und kann wohl sein, daß König Laurin nach der Person nicht dafür anzusehen gewesen, wie das Werk und die That hernach ausgewiesen.

Er hat etliche und dreißig Jahr in großer Herrlichkeit und Pracht seine Regierung geführt, die Tyrannen und ungeheuern Leute vertilgt, so durch die Riesen und wilden Männer vorgebildet werden, gedemüthigt und ihm unterthänig gemacht, ist aber auch dabei eben stolz und übermüthig geworden, wie es bei dem Glücke pflegt zu gehen.

Der Gürtel, davon er zwölf Männer Stärke gehabt, bedeutet Einträchtigkeit seines Reiches, dadurch er allen seinen Feinden stark genug gewesen und ihnen wohl versinnen können. Wie denn alle seine Kleidung und Rüstung nach sonderlicher Art beschrieben und doch dadurch andere Dinge, nehmlich alle Tugenden, die einem Regenten wohl anstehen, bedeutet werden, welches ein fleißiger Leser, der ihm ein wenig nachdenken will, fein merken kann. Er hat einen goldfarbenen Schild und darinnen einen schwarzen Leoparden, gleich als im Sprunge stehend, geführt.

Da ihm seine Widersacher den Gürtel zerbrechen, das ist, da sie ihm Zwietracht und Spaltung in seinem Reiche angerichtet hatten, da wäre es bald um ihn gethan gewesen, wiewohl er mit seiner

geſchwinden Beſtändigkeit ſich dennoch eben lange wider ſeine Feinde aufgehalten, oftmals ihre Anſchläge zu nichte gemacht und ſich noch mit denen, ſo treulich an ihm gehalten, der Feinde Gewalt erwehret, wie durch den Fingerring, den ihm ſein Gemal gegeben und zwölf Mannes Kräfte mit ſich brachte, vorgebildet wird; denn, obgleich eine Trennung unter vielen im Reiche angerichtet würde, ſo kann doch durch Einmüthigkeit und treue Zuſammenſetzung der Uebrigen viel Böſem vorgekommen werden.

Daß er ſeine Widerſacher, die es nicht gut mit ihm gemeinet, verzaubert hat, daß ſie einander nicht ſehen können, ihnen auch einen Schlaftrunk zugebracht, bedeutet die heimlichen Praktiken, damit er ſie hinterkommen, welche aber zuletzt ihm ſelbſt nicht alle zum beſten gerathen; denn er dadurch in Noth und Beſchwerung und, als er den Ring der Einigkeit auch verloren, in ſeiner Feinde Hände und Gefängniß kommen; denn er mochte auch zu unnöthigen Kriegen Urſache gegeben haben, wie denn die hochſinnigen Köpfe gemeiniglich nicht wohl Ruhe haben können, und wenn es ihnen denn einmal oder zwier geräth, ſich darauf verlaſſen und ſich oftmal ſelbſt darüber in Gefahr und Verderb führen.

So viel können wir ohngefähr aus dem Heldenbuche nachrathen, hätten wir aber die älteſten und erſten Lieder der Deutſchen, daraus ein alter Deutſcher Meiſterſinger Heinrich von Oſterdingen das Heldenbuch gezogen, wollten wir wohl etwas mehr und Gewiſſeres von dieſen Deutſchen Helden haben.

65.

Vom Ilſung.

Ilſung oder Ilſing, ſo auch in Meiſterliedern Ilſan und vom Tacitus Ulyſſes genannt wird, iſt König Laurins Sohn geweſen und hat das Regiment über die Deutſchen, zur Zeit Gedeons, des Herzogs in Iſrael, geführt, wie beide, Aventinus und Stumpf, überein zeugen. Soll am Rhein und am Harz gewaltet haben. Tacitus gedenkt einer Feſte Aſciburgium, die er am Rhein ſoll gebaut haben und meinet, es ſei dieſer Ilſing der Griechiſche Ulyſſes geweſen.

Es kann wohl ſein, daß er auch eine Zeit lang vor dem Harze bei Wernigerode, zu Ilſenburg ſeine Wohnung gehabt, welches hernach Anno 1001 in ein Mönchkloſter iſt verwandelt worden. Hier müſſen wir abermal aus dem Heldenbuche, gleich als von fern, die Hiſtorien dieſes Königs errathen;

denn im dritten Theile deſſelben von dieſem Deutſchen König Ilſan Meldung geſchieht.

Und iſt zu merken, daß dieſer dritte Theil, der große Roſengarten genannt, iſt eine zuſammen getragene Fabel, das iſt verblümete Hiſtoria, darinnen durch mancherlei Exempel beweiſet wird, was Hochmuth und Verachtung anderer Leute für Schaden und Verderben mit ſich bringe, auch was zeitliche Luſt, Freude und gute Tage für ein Ende pflegen zu nehmen, wenn man dabei ſtolz und hoffärtig wird.

Denn der Roſengarten zu Worms bedeutet ein jedes wohl angerichtetes, friedſames Reich oder Herrſchaft, darinnen alle Genüge, Luſt und was man nur wünſchen mag, vollauf vorhanden. Gibich der König iſt ein Vorbild allen denen, die ſolche Reiche oder Herrſchaften inne haben und mit Frieden, wenn ſie ſelbſt wollten, wohl behalten könnten. Aber, wenn ſie aus der Vernunft, welcher ſie anhangen und ihre gröſte Luſt an ihr, als ein Mann zu ſeinem Ehegemal tragen, die ſtolze Tochter Grimhild gezeugt haben, das iſt, wenn ſie ſich beginnen, ihrer Weisheit, Macht und Gewalt zu überheben, grimmend, ſtolz und übermüthig zu werden und durch ſolches, doch unter einem gefärbten Scheine, als wie man männiglich hold und geneiget, ſeine eigene Ehre, Nutzen und Luſt ſuchet,

ſo folget alsdann gemeiniglich der Unrath, davon das Heldenbuch meldet, daß man nur im Roſengarten ſitzen, das iſt, in allerlei Wolluſt leben will und denſelben mit ſeidenen Faden anſtatt der Mauern umzeucht, das iſt, in der größten Sicherheit, vermeſſener Weiſe, ſitzet, aller Welt trotzt und daneben mit zwölf Rieſen, das iſt, durch etliche Tyrannen, ſolches vorgenommene Weſen zu beſchützen und auszuführen, auch allerlei Vorwitz dabei zu büßen gedenkt.

Darüber werden denn die Leute in einander gehetzet und laſſen ſich um Wolluſt und fleiſchlicher Liebe willen, etwan gute Geſellen, das Rädlein weidlich zu treiben, gebrauchen. Aber der Dietrich von Bern iſt eine Figur aller hohen Obrigkeiten, die ſolchen Frevel und Muthwillen nicht leiden noch dulden. Diejenigen, ſo ihm zugethan ſind, bedeuten alle Helden, ſo ſich, den Uebermuth zu dämpfen, bei der hohen Obrigkeit willig finden und brauchen laſſen, wie denn etliche im Heldenbuche erzählt werden, als hätten ſie zugleich dem Dietrich von Bern im Roſengarten wider die Rieſen und Wütriche Beiſtand geleiſtet, ſo ſie doch nicht alle, die da genennt werden, zu einer Zeit gelebt haben, wird aber alſo an einem Ort beiſammen, was derſelben Könige, Fürſten und Helden, ein jeder zu ſeiner Zeit, da ſie gelebt, wider die Menſchen-

feinde und Leutefreſſer, die verwegenen Tyrannen, vorgenommen und ausgerichtet, poetiſcher Weiſe angezeigt.

Alſo wird des Orts auch unter den Recken, ſo da erzählet werden, der Ulyſſes oder Ilſan, von dem wir hier ſchreiben, mit genennet. Und iſt derſelbige, wie aus den Reimen abzunehmen, ein ſtarker, freundſamer, unverzagter Herr geweſen, der anfänglich ſein Weſen ſtille geführet, und nach der alten Deutſchen Religion große Geiſtlichkeit und Liebe zu ihren Götzendienſten vorgegeben, ſich auch gerne bei den Deutſchen Druiden und Barden, ſonderlich bei den Pfaffen, ſo der Iſis gedient, zu Eiſenburg finden laſſen, daher er auch von den nachkommenden Meiſterſängern Münch Ilſan genannt worden.

Er hat einen muthwilligen Tyrannen am Rhein erlegt, der darum, daß er ſich etwan in den Wildniſſen und Gehölzen, am Harze und Schwarzwalde mit ſeinem Anhange gehalten und daraus liſtiglich geraubet und dann wieder ſich darin verborgen hat, der Rieſe Staudenfuß oder Staudenfuchs genannt worden. Soll faſt auch noch zwei und funfzig dergleichen trotzige Aufwiegler zu Gehorſam gebracht und deren zwölfe den andern zum Abſcheu erwürgt haben, welches alles verblümter Weiſe im Heldenbuche und andern Gedichten und Meiſterlie-

dern wird vorgetragen und läſſet ſich anſehen, daß die Pfaffen derſelben Zeit dem Iſan, als er wider gedachte Tyrannen verreiſet, nichts Gutes geweisſagt haben, darüber er auch hernach, als er wieder kommen, ſich etwas unfreundlich wider ſie erzeigt hat.

64.

Die Zwerghöhlen.

Man findet zwiſchen Elbingerode und dem Rübelande auch Höhlen, welche die Zwerglöcher heißen, wovon etliche halten, daß vor Alters in allen dieſen Höhlen Zwerge gewohnt haben. Sie erzeigten den Einwohnern von Elbingerode alles Gutes; denn wenn daſelbſt Hochzeiten vorgefallen, ſo gingen die Aeltern oder Anverwandten der Verlobten nach ſolchen Höhlen und verlangten von den Zwergen meſſingene und kupferne Keſſel, eherne Töpfe, zinnerne Schüſſeln und Teller, auch anderes nöthiges Tiſch- und Küchengeſchirr, welches ſie auch alſobald bekommen, wenn ſie nur ein wenig zurückgegangen, indem von den Zwergen gleich darauf die verlangten Sachen vor den Eingang der Höhle geſetzt worden, da alsdann diejenigen, ſo

ſolches begehrt, ſich wieder hinzu gemachet und daſſelbe abgeholt haben.

Wenn nun die Hochzeit vorbei geweſen, hat man alles Geborgete wieder dahin gebracht und zur Dankbarkeit etwas Speiſe dabei geſetzt.

65.

Der Creſul.

In dem Fluſſe die Bode, unter dem Roßtrapp, iſt ein tiefes und faſt unergründliches Loch, welches von den Einwohnern der Creſul genannt wird, und erzählt von demſelben der gemeine Mann, wie vormals eines Hünenkönigs Tochter eine Wette angeſtellt habe, mit ihrem Pferde, an gedachtem Orte, dreimal von einem Felſen zum andern zu ſpringen, welches ſie zweimal glücklich verrichtete, zum drittenmale aber ſchlug das Roß rückwärts über und ſtürzte mit ihr in den Creſul. Hierin befindet ſie ſich auch noch, wie ſie einesmal von einem Taucher, einigen zu Gefallen, um ein Trinkgeld, ſo weit außer Waſſer gebracht worden, daß man etwas von der Krone ſehen können.

Als aber derſelbe ſolches zum drittenmale thun ſollen, hat er anfangs nicht daran gewollt, endlich aber daſſelbe gewagt und dabei vermeldet, daß,

wenn aus dem Waſſer ein Blutſtrahl aufſtiege, er alsdann von der Jungfrau umgebracht ſein würde und die Zuſchauer geſchwinde davon eilen möchten, ſonſt ſie ebenfalls in Lebensgefahr kämen. Welches alles auch vorbeſagt geſchehen iſt.

66.

Roßtrapp.

Auf einem Felſen des Harzes wird ein tief eingedrücktes Loch, wie ein Hufeiſen, gezeigt und die Sage erzählt davon:

In früher Zeit wohnte ein König auf einem da herum gelegenen alten Schloſſe, der eine ſehr ſchöne Tochter hatte, welche einſtmals ein Verliebter, durch Hülfe der ſchwarzen Kunſt, auf einem Pferde entführen wollte, wobei es ſich zutrug, daß das Pferd mit einem Fuße auf dieſen Felſen ſprang und mit dem Hufeiſen das Wahrzeichen einſchlug.

67.

Das Nadelöhr bei Kloſter Ilefeld.

Ein Hühne reiſ'te einſt mehre Meilen weit zu Fuß; als er nun hinter Ilefeld kam, da fühlte er,

daß ihn der eine Schuh heftig drücke, er zog ihn daher aus und fand das Felsenstück darin, was noch jetzt dort liegt.

An diese Sage hat sich eine Sitte gereiht und gehört nun mit zur Sage. Durch dieses Loch müssen die Knechte, sowohl aus Nordhausen, als andern umliegenden Orten, wenn sie zum erstenmale hinter Ilefeld in den Harz, um daher Brennholz auf Wagen abzuholen, fahren, und an diesen Ort gelangen, mit großer Mühe, der Enge wegen, dreimal kriechen und werden noch dazu von ihren dabei stehenden Kameraden, nicht allein bei dem Ein-, sondern auch bei dem Auskriechen, mit Geißel- und Peitschenstielen tapfer abgebläuet, zumal wenn sie dick sind und dieserwegen sobald durch das Nadelöhr nicht kommen können. Wollen sie aber diese Kurzweil nicht ausstehen, und haben es in Vermögen, so müssen sie Geld zahlen.

68.

Der Hochstädtische See und die schwimmende Insel.

In vorigen Zeiten war, an der Stelle des Sees und der Insel, ein feuchter, grasigter Platz, worauf die Pferde gehütet wurden. Als nun einst-

mals etliche Pferdejungen die Pferde darauf zur Weide gebracht und ſahen, daß einer unter ihnen weißes Brod aß, kamen ihnen auch ein Appetit, davon zu genießen, an, deswegen ſie daſſelbe von dem Jungen heftig begehrten. Wie aber derſelbe ſolches gänzlich abgeſchlagen und vorgewendet, daß er dieſes Brod, zur Stillung ſeines Hungers, ſelbſt nothwendig bedürfte, wurden die Jungen darauf ſo unwillig und erbittert, daß ſie nicht allein ihren Herren alles Unglück an den Hals fluchten, als die ihnen nicht dergleichen weißes Brod, ſondern nur gemeines ſchwarzes hausbacken Brod, zur Speiſe mitgegeben, ſondern ſie warfen auch, aus großem Zorn und Frevel, ihr Brod auf die Erde, traten es mit Füßen und geißelten es mit ihren Pferdepeitſchen.

Als aber darauf alſobald Blut aus dem Brode floß, erſchracken ſie über ſolches Wunder und Zeichen eines bevorſtehenden Unglücks dermaßen, daß ſie nicht wußten, wohin ſie ſich wenden und was ſie anfangen ſollten. Unterdeſſen iſt der Unſchuldige, ſonderlich da derſelbe, wie einige erzählen, von einem alten, unbekannten, von ohngefähr dazu kommenden Manne gewarnt worden, auf eines ſeiner Pferde gefallen und mit dieſem und den andern übrigen dem großen Unglück entflohen, welchem zwar die Böſewichter nachfolgen wollen, konnten

aber nicht von der Stelle kommen, wie denn auch bald hernach der ganze Platz, sobald der Unschuldige davon gewesen, mit großem Krachen untergegangen und hat solche böse Buben sammt ihren Pferden mit sich so tief hinuntergenommen, daß auch nach der Zeit nicht das geringste von ihnen an das Tageslicht kommen ist.

69.

Der Kyffhäuser.

Von diesem Berge ist die gemeine Sage, daß Kaiser Friedrich darin Hof halten soll und daß er bisweilen den Leuten erschienen und mit ihnen rede. Denn es wird von vielen für gewiß geglaubt, daß Kaiser Friedrich noch lebe und werde auch lebendig bleiben, bis an den jüngsten Tag, und daß kein rechter Kaiser nach ihm werde und ist solche Sekte lange gewesen und auch noch heimlich. Es wird auch dafür gehalten von vielen, daß vor dem jüngsten Tage ein mächtiger Kaiser kommen solle, welcher der Christenheit Friede schaffen werde, über das Meer ziehen und das heilige Grab wiederum gewinnen. Und der werde Friedrich genannt werden, von wegen der Liebe des Friedens, nicht daß er also getauft sei.

I.

Der Ritterkeller auf dem Kyffhäuser.

Ein armer, aber guter und immer luſtiger Mann aus Tilleda richtete einſt eine Kindtaufe aus; es war ſchon die achte. Den Gevattern mußte er, nach Sitte, einen Schmaus geben. Der Landwein, den er ſeinen Gäſten vorſetzte, war bald ausgetrunken und ſie forderten mehr. „Geh' — ſagte der luſtige Kindtaufsvater zu ſeiner älteſten Tochter, einem hübſchen ſechzehenjährigen Mädchen, — geh' und hole uns noch beſſeren Wein aus dem Keller.“ — „Aus welchem Keller denn?“ — „Je — ſagte im Scherz der Vater — aus dem großen Weinkeller der alten Ritter auf dem Kieſhäuſer.“

Das Mädchen geht, unbefangen in ſeiner Einfalt, mit einem kleinen Eimer in der Hand, den Berg hinan. In der Mitte des Berges findet ſie, am verfallenen Eingange eines großen Kellers, ſitzen eine bejahrte Schafnerin, in ganz ungewöhnlicher Tracht, mit einem großen Schlüſſelbunde an der Seite. Das Mädchen verſtummt vor Erſtaunen. Doch freundlich fragte die Alte: „gewiß willſt du Wein holen aus dem Ritterkeller?“ — „Ja — ſagte ſchüchtern das Mädchen — aber Geld habe ich nicht.“— „Komm mit mir — ſprach die Schafnerin — du

ſollſt umſonſt Wein haben und beſſeren Wein, als dein Vater je gekoſtet hat.“

Sie gingen nun beide durch einen halbverſchütteten Gang und das Mädchen mußte erzählen, wie es jetzt in Tilleda ausſähe. „Einſt — ſagte die Alte darauf — einſt war auch ich ſo jung und ſchnell, wie du, als mich die Ritter, des Nachts, durch einen Gang unter der Erde, aus dem Hauſe in Tilleda wegholten, das jetzt deinem Vater gehört. Kurz vorher hatten ſie, am hellen Mittage, die vier ſchönen Jungfrauen, die hier noch zuweilen auf den prächtig geſchirrten Pferden herum reiten und dann wieder verſchwinden, mit Gewalt aus Kelbra entführt, da ſie eben aus der Kirche kamen. Mich machten ſie, als ich alt wurde, zur Aufſeherin des Weinkellers und das bin ich noch.“

Jetzt ſtanden ſie vor der Kellerthür und die Schafnerin ſchloß auf. Es war ein großer geräumiger Keller und auf beiden Seiten lagen die Stückfäſſer. Die Schafnerin klopfte an die Fäſſer, die meiſten waren ganz oder halb voll. Sie nahm den kleinen Eimer, zapfte ihn voll Weines und ſagte: „da, das bringe deinem Vater, und ſo oft ein Feſt in eurem Hauſe iſt, kannſt du wieder kommen; aber keinem, als deinem Vater, ſage, woher du den Wein haſt. Auch dürft ihr keinen Wein verkaufen, umſonſt bekommt ihr ihn, umſonſt ſollt ihr ihn

geben. Kommt einmal einer her, der Wein holen will, um damit zu wuchern, deſſen letztes Brod iſt gebacken.“

Das Mädchen brachte ſeinem Vater den Wein, der dem Gäſten trefflich ſchmeckte, ohne daß ſie errathen konnten, woher er kam. So oft nachmals im Hauſe ein kleines Feſt war, holte Ilſabe Wein vom Kyffhäuſer, in dem kleinen Eimer. Aber lange dauerte die Freude nicht. Die Nachbaren wunderten ſich, woher der arme Mann den herrlichen Wein bekam, der in dem ganzen Lande ſo gut nicht war. Der Vater ſagte es keinem, Ilſabe auch nicht.

Aber gegenüber wohnte der Schenkwirth, der mit verfälſchtem Weine handelte. Dieſer hatte den Ritterwein auch einmal gekoſtet und dachte: den Wein könnteſt du mit zehnfachem Waſſer verdünnen und doch theurer verkaufen. Er ſchlich dem Mädchen nach, als es zum viertenmale mit dem kleinen Eimer nach dem Kyffhäuſer ging, verſteckte ſich unter dem Gebüſch, als es ſtehen blieb, und ſah es nach einiger Zeit aus dem Gange, der zu dem Keller führte, mit dem gefüllten Eimer herauskommen.

Den nächſten Abend ging er ſelbſt den Berg hinauf und ſchob auf eine Karre die größte leere Tonne, die er hatte auffinden können, vor ſich her.

Dieſe dachte er mit dem trefflichen Ritterweine zu füllen, ſie des Nachts den Berg hinunter zu rollen und dann alle Tage wieder zu kommen, ſolange noch Wein im Keller war.

Als er an den Ort kam, wo er den Tag zuvor den Eingang zum Keller geſehen hatte, wurde mit einemmale alles dunkel um ihn her. Der Wind fing an fürchterlich zu heulen und das Ungethüm warf ihn und ſeine Karre und ſeine leere Tonne von einer Felſenmauer zur andern. Er fiel immer tiefer und tiefer und kam endlich in eine Todtengruft.

Da ſieht er vor ſich hertragen einen ſchwarz behangenen Sarg und ſeine Frau und vier Nachbarinnen, die er an ihrer Kleidung und ihrem Wuchſe deutlich erkannte, folgten der Bahre nach. Vor Schrecken fällt er in Ohnmacht.

Nach einigen Stunden erwacht er wieder, ſieht ſich, zu ſeinem Entſetzen, noch in der ſchwach beleuchteten Todtengruft und hört, gerade über ſeinem Kopfe, die ihm wohlbekannte Thurmglocke von Tilleda zwölfe ſchlagen. Nun wußte er, daß es Mitternacht war, und daß er ſich unter der Kirche und dem Begräbnißplatz ſeines Dorfs befand. Er war mehr todt als lebend und wagte es kaum zu athmen.

Siehe, da kommt ein Mönch und trägt ihn eine lange, lange Treppe hinan, ſchließt eine

Thür auf, drückt ihm ſchweigend etwas Geld in die Hand und legt ihn am Fuße des Berges nieder. Es war eine kalte, eiſigte Nacht. Allmälig erholt ſich der Schenkwirth und kriecht, ohne Tonne und Wein, ſeinem Hauſe zu. Es ſchlug eins, als er es erreichte. Er mußte ſich ſogleich in's Bette legen und nach drei Tagen war er todt. Das Geld, das ihm der verzauberte Mönch gegeben hatte, reichte gerade zu ſeiner Beerdigung hin.

2.

Die goldenen Flachsknoten.

Vor vielen, vielen Jahren ging einſt ein ganzer Schwarm Knaben aus Kelbra auf den Kyffhäuſer, um da Nüſſe zu pflücken. Sie gehen in die alte Burg, kommen an eine Windeltreppe, ſteigen hinauf und finden ein kleines Gemach mit ſchönen achteckigten, rothen und blauen Fenſtern. In der einen Ecke liegt eine Spindel mit Flachs, in der andern ein Haufen Flachsknoten. Von dieſen Knoten nimmt jeder der Knaben einen Hutkopf voll, und ſo laufen ſie luſtig hinunter und ſtreuen auf dem Wege die Flachsknoten aus. Als die Knaben nach Kelbra kommen, war es ſchon Abendbrodszeit.

Der ärmſte unter den Knaben findet ſeine Eltern gerade beim Tiſchgebet. Er nimmt ſeinen Hut

ab und klingend fällt etwas glänzendes auf die Erde und bald noch ein Stück und noch ein Stück und noch ſieben andere. Die Mutter läuft hinzu und — ſiehe! es waren goldene Flachsknoten, womit ein verzaubertes Hoffräulein, oder gar die Kaiſerin ſelbſt, dem armen Mann ein Geſchenk gemacht hatte, der ſeinen Knaben nun ein Handwerk lernen laſſen konnte.

Die Nachbarinnen liefen herzu, die wunderbaren Flachsknoten zu ſehen. Den folgenden Tag ging ganz Kelbra auf den Kyffhäuſer, alle ſuchten, aber keiner fand die rothen und blauen Fenſterſcheiben, keiner die aufgehäuften goldnen Flachsknoten.

3.

Die Wunderblume.

Ein Schäfer aus Sittendorf trieb einſt am Fuß des Kyffhäuſer. Er war ein hübſcher Menſch, und mit einem guten, aber armen Mädchen verlobt. Doch, weder er noch ſie hatten ein Hüttchen, oder Geld, ihre Wirthſchaft einzurichten. Traurig ſtieg er den Berg heran, aber, je höher er kam, es war ein ſchöner Tag, je mehr verlor ſich die Traurigkeit. Bald hatte er die Höhe des Berges erreicht, da fand er eine wunderſchöne Blume,

dergleichen er noch nie gesehen hatte. Die pflückte er und steckte sie an seinen Hut, um sie seiner Braut mitzunehmen.

Oben auf der Burg findet er ein offnes Gewölbe, dessen Eingang nur etwas verschüttet war. Er geht hinein und findet viele kleine, glänzende Steine auf der Erde liegen und steckt so viele ein, als seine kleinen Taschen fassen können. Nun wollte er wieder in's Freie, da rief ihm eine dumpfe Stimme zu: „vergiß das Beste nicht!“ Er wußte nicht, wie ihm geschah und wie er herauskam aus dem Gewölbe. Kaum sah er wieder die Sonne und seine Heerde, so schlug die Thür, die er vorher gar nicht gesehen hatte, hinter ihm zu.

Er faßte nach seinem Hute und die wunderschöne Blume, die er seiner Braut hatte geben wollen, war fort; sie war herabgefallen beim Stolpern. Urplötzlich stand vor ihm ein Zwerg: „wo hast du die Wunderblume, die du fandest?“— „Verloren;“ sagte traurig der Schäfer. „Dir war sie bestimmt — sagte der Zwerg — und sie ist mehr werth, als die ganze Rotenburg.“

Traurig geht der Schäfer am Abend zu seiner Braut und erzählte ihr die Geschichte von der verlorenen Wunderblume, beide weinen; denn Hüttchen und Hochzeit waren wieder verschwunden. Endlich denkt der Schäfer wieder an seine Steine

und wirft ſie ſcherzend ſeiner Braut auf den Schooß und — ſiehe, es waren lauter Goldſtücke. Nun kauften ſie ſich ein Hüttchen und ein Stück Acker dazu, und in einem Monat waren ſie Mann und Frau. — Und die Wunderblume? die iſt verſchwunden und wird von Bergleuten noch bis auf den heutigen Tag geſucht, in den Gewölben des Kyffhauſes nicht allein, ſondern auch, da verborgene Schätze rücken, auf der Quäſtenburg und ſelbſt auf der Nordſeite des Harzes. Bis jetzt ſoll der Glückliche, dem ſie beſtimmt iſt, noch kommen.

5.

Der Ziegenhirt.

Peter Klaus, ein Ziegenhirte aus Sittendorf, der ſeine Heerde am Kyffhäuſer weidete, pflegte ſie am Abend auf einem mit altem Gemäuer umſchloßnen Platz ausruhen zu laſſen, wo er die Muſterung über ſie hielt. Seit einigen Tagen hatte er bemerkt, daß eine ſeiner ſchönſten Ziegen bald nachher, wenn er auf dieſen Platz gekommen war, verſchwand und erſt ſpät der Heerde nachkam. Er beobachtete ſie genauer und ſah, daß ſie durch eine Spalte des Gemäuers durchſchlüpfte. Er wand ſich ihr nach, und traf ſie in einer Hölung, wo ſie fröhlich die Haferkörner auflas, die einzeln von der Decke her-

abfielen. Er blickte in die Höhe, ſchüttelte den Kopf über den Haferregen, konnte aber durch alles Hinſtarren nichts weiter entdecken. Endlich hörte er über ſich das Wiehern und Stampfen einiger muthigen Hengſte, deren Krippe der Hafer entfallen mußte.

So ſtand der Ziegenhirte da, ſtaunend über die Pferde in einem ganz unbewohnten Berge. Da kam ein Knappe und winkte ſchweigend ihm zu folgen. Peter ſtieg einige Stufen in die Höhe und kam, über einen unmauerten Hof, an eine Vertiefung, die ringsum von hohen Felſenwänden umſchloſſen war, in welche, durch überhangende dickbelaubte Zweige, einiges Dämmerlicht herab fiel. Hier fand er, auf einem gut geebneten, kühlen Raſenplatze, zwölf ernſte Rittermänner, deren keiner ein Wort ſprach, beim Kegelſpiel. Peter wurde ſchweigend angeſtellt, um die Kegel aufzurichten.

Anfangs that er dies mit ſchlotternden Knien, wenn er, mit halbverſtohlenem Blick, die langen Bärte und die aufgeſchlitzten Wänſte der edeln Ritter betrachtete. Allmälig aber machte die Gewöhnung ihn dreiſter, er überſah alles um ſich her mit feſterem Blick und wagte es endlich, aus einer Kanne zu trinken, die neben ihm hingeſetzt war und aus welcher der Wein ihm lieblich entgegenduftete. Er fühlte ſich wie neu belebt und ſo oft er Ermüdung

ſpürte, holte er ſich aus der nie verſiegenden Kanne neue Kräfte. Doch endlich übermann' ihn der Schlaf.

Beim Erwachen fand er ſich auf dem umſchloßnen grünen Platz wieder, wo er ſeine Ziegen ausruhen zu laſſen pflegte. Er rieb die Augen, konnte aber weder Hund noch Ziegen entdecken, ſtaunte über das hochaufgeſchoßne Gras und über Sträucher und Bäume, die er vorher hier noch nie bemerkt hatte. Kopfſchüttelnd ging er weiter, alle die Wege und Stege hindurch, die er täglich mit ſeiner Heerde zu durchirren pflegte; aber nirgends ſah er eine Spur von ſeinen Ziegen. Unter ſich ſah er Sittendorf, und endlich ſtieg er, mit beſchleunigtem Schritte, herab, um hier nach ſeiner Heerde zu fragen.

Die Leute, die ihm vor dem Dorfe begegneten, waren ihm alle unbekannt, waren anders gekleidet und ſprachen nicht ſo, als ſeine Bekannten; auch ſtarrten ſie ihn alle an, wenn er nach ſeinen Ziegen fragte und faßten ſich an das Kinn. Endlich that er, faſt unwillkührlich, eben das und fand, zu ſeinem Erſtaunen, ſeinen Bart um einen Fuß verlängert. Er fing an, ſich und die ganze Welt um ſich her für verzaubert zu halten; und doch kannte er den Berg, den er herabgeſtiegen war, wohl als den Ryffhäuſer, auch waren ihm die Häuſer mit ihren

Gärten und Vorplätzen alle wohl bekannt. Auch nannten mehrere Knaben, auf die Frage eines Vorbeireisenden, den Namen: Sittendorf.

Kopfschüttelnd ging er in das Dorf hinein und nach seiner Hütte. Er fand sie sehr verfallen, und vor ihr lag ein fremder Hirtenknabe in zerrißnem Kittel, neben einem abgezehrten Hunde, der ihn zähnefletschend angrinzte, als er ihn rief. Er ging durch die Oeffnung, die sonst eine Thür verschloß, hinein, fand aber alles so wüste und leer, daß er, einem Betrunkenem gleich, aus der Hinterpforte wieder hinaus wankte, und Frau und Kinder bei ihrem Namen rief. Aber keiner hörte, und keine Stimme antwortete ihm.

Bald umdrängten den suchenden Mann mit dem langen, eisgrauen Bart Weiber und Kinder und fragten ihn um die Wette: was er suche? Andre, vor seinem eignen Hause, nach seiner Frau oder seinen Kindern zu fragen, oder gar nach sich selbst, schien ihm so sonderbar, daß er, um die Fragenden los zu werden, die nächsten Namen nannte, die ihm einfielen. „Kurt Steffen!“ Die meisten schwiegen und sahen sich an, endlich sagte eine bejahrte Frau: Seit zwölf Jahren wohnt er unter der Sachsenburg, dahin werdet ihr heute nicht kommen. „Velten Meier!“ Gott habe ihn selig! antwortete ein altes Mütterchen an der

Krücke, der liegt ſchon ſeit funfzehn Jahren in dem Hauſe, das er nimmer verläßt.

Er erkannte, zuſammenſchaudernd, ſeine plötzlich alt gewordene Nachbarinnen; aber, ihm war die Luſt vergangen, weiter zu fragen. Da drängte ſich durch die neugierigen Gaffer ein junges, raſches Weib, mit einem einjährigen Knaben auf dem Arm, und einem vierjährigen Mädchen an der Hand, die alle drei ſeiner Frau wie aus den Augen geſchnitten waren. „Wie heißt ihr?“ fragte er erſtaunend. „Maria.“ „Und euer Vater?“ „Gott habe ihn ſelig! Peter Klaus; es ſind nun zwanzig Jahr, daß wir ihn Tag und Nacht ſuchten auf dem Kyffhäuſer, da die Heerde ohne ihn zurückkam; ich war damals ſieben Jahr alt.“

Länger konnte ſich der Ziegenhirt nicht halten. „Ich bin Peter Klaus, — rief er, — und kein anderer!“ und nahm ſeiner Tochter den Knaben vom Arm. Alle ſtanden wie verſteinert, bis endlich eine Stimme, und noch eine Stimme rief: „Ja, das iſt Peter Klaus! Willkommen Nachbar, nach zwanzig Jahren willkommen!“

5.

Das gratterte Brautpaar.

In Tilleda wohnte ein armer, aber frommer Tagelöhner. Seine Tochter war Braut von

einem eben ſo dürftigen und redlichen Handwerker. Morgen ſollte die Hochzeit ſein. Die Gäſte waren eingeladen, aber kein Menſch hatte daran gedacht, daß im ganzen Hauſe nur ein Topf, eine Schüſſel und zwei Teller waren. „Was machen wir?“ ſprachen alle, und keiner wußte Rath! Endlich ſagte der Vater, halb im Scherz, halb im Ernſt:

„Ei, geht auf den Kyffhäuſer, vielleicht leihet euch die Prinzeſſin Alles.“

Das Brautpaar geht wirklich hin. Vor der Oeffnung des Berges ſteht die Prinzeſſin. Sie nahen ſich ihr mit Knixen und Bücklingen, und bringen ihr Anliegen ſchüchtern vor. Die kaiſerliche Hoheit lächelt, und befiehlt zu folgen, worüber Hans und Grete außer ſich vor Freude ſind. Die Prinzeſſin giebt ihnen nun erſt zu eſſen, und dann packt ſie ihnen mit ihren höchſteigenen unverwelklichen Händen einen großen Tiſchkorb voll Teller, Schüſſeln, Löffel u. ſ. w. Hans und Grete bedanken ſich ſchönſtens, verſprechen, morgen Alles unverſehrt zurück zu liefern, und auch etwas Reisbrei und Hochzeitkuchen mitzubringen.

Wie eilten ſie, nach Tilleda zu kommen, ſo ſchwer auch der zugedeckte Tiſchkorb war. Aber wie wurde ihnen, als ſie ein ganz neues Tilleda vor ſich ſahen. An der Stelle, wo ihres Vaters Hütte ſtehen mußte, fanden ſie einen großen Acker-

hof. Kein Nachbarhaus war ihnen mehr kenntlich; kein Baum, kein Garten war mehr da, wo ſie ſonſt dergleichen geſehen hatten. Lauter fremde Menſchen, die ſich um das Brautpaar verſammelten, und es mit eben der Verwunderung und Neugierde anſahen, als dieſes die Gaffenden betrachtete.

Sie ſetzten ihren Korb an die Erde, und überlegten ihr Schickſal. Da kam der Prediger. Grete ging auf ihn zu, klagte, daß ſie Beide wie verrathen und verkauft unter den Leuten wären, erzählt ihm, daß ſie geſtern auf den Kyffhäuſer gegangen ſei, und kurz, ſie macht ihn mit dem ganzen Abentheuer bekannt. Der Herr Paſtor nahm darauf das Brautpaar mit in ſein Haus, ſchlug das Kirchenbuch nach, und fand, daß Hans und Grete nicht länger als zweihundert Jahre in dem Kyffhäuſer geweſen waren.

6.

Der verzauberte Kaiſer.

Schon eben ſprachen wir von dem verzauberten Kaiſer Friedrich, hier einiges von dem, wie er ſich noch den Lebenden zeigt. Er ſoll ſich ſelbſt mit einigen der Seinen hierhin verflucht haben, ſitzt deshalb mit ihnen auf einer Bank, an einem ſteinernen Tiſche, den Kopf in der Hand haltend. Er

ſcheint zu ruhen oder ſchlafen, ſein rother Bart iſt ihm durch den Tiſch bis auf die Füße gewachſen, er nickt ſtätig mit dem Kopfe und zwinkert mit den Augen, als wenn er etwa nicht recht ſchliefe, oder bald wieder aufwachen wolle.

a) Der Schäfer und der Kaiſer.

Als einſtmals ein Schäfer auf dem Kyffhäuſer Berge ein Liedchen gepfiffen, hat ſolches dem Kaiſer ſo wohl gefallen, daß er denſelben durch einen zu ſich berief und ihn dafür zur Dankbarkeit aus Freigebigkeit von dem daſelbſt vergrabenen reichen Schatze viel Geld geben laſſen, wobei er den Schäfer gefraget: ob die Raben noch um den Berg flögen? Und da derſelbe ja antwortete, ſagte der Kaiſer: „nun muß ich noch hundert Jahr ſchlafen.“

b) Der Kaiſer und die Muſikanten.

In ſeinem verzauberten Zuſtande liebt der Kaiſer Muſik ſehr. Mancher Hirt, der hier auf ſeiner Schalmei blies, wurde ſchon zu ihm eingeladen, um ihm etwas vorzublaſen, und dann beſchenkt. Das war bekannt in der Gegend. Eine Geſellſchaft Muſikanten beſchloß daher, ihm eine vollſtändige Nachtmuſik zu bringen. In einer finſtern Mitternachts-

ſtunde machen ſie ſich auf, und als unten in Tilleda die Glocke zwölf ſchlug, blaſen ſie los.

Beim zweiten Murki kommt die Prinzeſſin mit Lichtern in der Hand auf ſie zugetanzt, und ladet mit Mienen ſie ein, ihr zu folgen. Der Berg öffnet ſich, die ganze Geſellſchaft zieht ſpielend ein. Eſſen und Trinken wird reichlich aufgetiſcht, und die Kapelliſten laſſen ſich's gut ſchmecken. Das war nun zwar recht gut, aber ſie wollen gern auch etwas von den Brillanten haben, die nur ſo herum lagen. Allein niemand bietet ihnen etwas an. Nicht ganz zufrieden, brechen ſie endlich auf, als ſchon der Morgen graute, meinend, beim Abſchiede würde es doch ein Trinkgeld geben. Allein, der Kaiſer nickt ihnen, ganz nach großer Herren Art, freundlich zu, und ſeine erlauchte Tochter giebt jedem Muſikanten einen grünen Buſch.

Ehrenthalber nimmt ihn ein jeder an, als ſie aber wieder im Freien ſind, werfen ſie die Büſche weg, und räſonniren und lachen über ein ſolch kaiſerliches Geſchenk. Nur einer behält den Buſch, um ihn zum Andenken aufzuheben. Als er nach Hauſe kommt, und ſeinem Weibe den Buſch aus Scherz überreicht, ſiehe! da hatten ſich alle Blätter in goldene Zehnthalerſtücke verwandelt. Flugs liefen die Andern alle auf den Berg zurück, wollten ihre Büſche wiederholen, aber — fort waren ſie.

e) Der verzauberte Kaiser.

„Ein Bergmann, der still und fromm für sich lebte, ging einst am dritten Ostertage auf den Kyffhäuser. Da fand er an der hohen Warte einen Mönch sitzen, mit einem langen weißen Bart, der ihm bis auf die Knie reichte. Als dieser den Bergmann sahe, machte er ein großes Buch zu, worin er las, und sagte freundlich zu ihm: Komm mit mir zum Kaiser Friedrich, der wartet schon seit einer Stunde auf uns. Der Zwerg hat mir schon die Springwurzel gebracht.

Dem Bergmann eisle es über den ganzen Körper; doch der Mönch sprach ihm so tröstlich zu, daß er ganz freudig mitging, und ihm versprach, keinen Laut hören zu lassen, es möchte auch kommen, was käme. Sie gingen nun auf einen freien Platz, der ringsum mit einer Mauer umschlossen war. Da machte der Mönch einen großen Kreis mit seinem Krummstabe, und schrieb wunderbare Zeichen in den Sand. Dann las er lange und laut Gebete aus dem großen Buch, die der Bergmann aber nicht verstand. Endlich schlug er mit seinem Stabe dreimal auf die Erde, und rief: Thue dich auf!

Da entstand unter ihren Füßen ein dumpfes Getöse, wie bei einem fernen Gewitter; es zittert unter ihnen die Erde. Und nun sinkt der Bergmann mit dem Mönch, der seine Hand umfaßt hat, mit

dem Boden, ſo weit der Kreis umzeichnet war, ganz ſanft in die Tiefe hinab. Sie treten hinunter, und der Boden ſteigt wieder langſam hinauf. Nun waren ſie in einem großen Gewölbe.

Der Mönch geht mit feſtem Schritt voran, der Bergmann mit zitternden Knieen hinter her. So gehn ſie einige Gänge hindurch, bis es anfängt ganz dunkel um ſie her zu werden. Bald aber finden ſie eine ewige Lampe, und ſehen, daß ſie ſich in einem geräumigen Kreuzgang befinden. Der Mönch ſteckt hier zwei Fackeln an, für ſich und ſeinen Begleiter. Sie gehen fort, und mit einemmal ſtehen ſie vor einem großen eiſernen Kirchenthor.

Der Mönch betet, hält die Springwurzel, vor der alle bezauberte Riegel aufſpringen, an das Schloß, und ruft: Oeffne dich, Thür! Und mit Donnerkrachen ſpringen alle die eiſernen Riegel und Schlöſſer von ſelbſt auf, und ſie ſehen vor ſich eine runde Kapelle. Der Boden war ſpiegelglatt, wie Eis, und wer nicht keuſch und züchtig gelebt hatte (ſo ſagte nachmals der Mönch dem Bergmann), brach hier beide Beine, und kam nie zurück. Die Decke und die Seitenwände des runden Gewölbes flimmerten und flammerten beim Schein der Fackeln. Große Zacken von Kriſtall und von Diamanten hingen da herab, und zwiſchen ihnen noch größere Zacken von gediegenem Golde. In der einen Ecke

ſtand ein goldner Altar, in der andern ein goldnes Taufbecken auf ſilbernem Fuß.

Der Mönch winkte nun ſeinem Begleiter, gerade in der Mitte ſtehen zu bleiben, und gab ihm in jede Hand eine Fackel. Er ſelbſt ging zu einer ganz ſilbernen Thür, klopfte dreimal mit dem Krummſtabe an, und die Thür ſprang auf.

Der Thür gerade gegenüber ſaß auf einem goldnen Thron der Kaiſer Friedrich, nicht etwa aus Stein gehauen, nein! wie er leibte und lebte, mit einer goldnen Krone auf dem Kopfe, mit dem er beſtändig nickte, indem er die großen Augenbraunen zuſammenzog. Sein langer rother Bart war durch den ſteinernen Tiſch, der vor ihm ſtand, durchgewachſen und reichte ihm bis auf die Füße herab. Dem Bergmann verging Hören und Sehen über den Anblick.

Endlich kam der Mönch zurück und zog ſeinen Begleiter ſchweigend fort. Die ſilberne Pforte ſchloß ſich ſelbſt wieder zu; das eiſerne Thor ſchlug, mit ſchrecklichem Gepraſſel, hinter ihnen zuſammen. Als ſie den Kreuzgang hindurch wieder in die vordre Höle kamen, ſenkte ſich langſam der kreisrunde Boden herab. Beide traten darauf und wurden ſanft in die Höhe gehoben.

Oben gab der Mönch dem Bergmann zwei kleine Stangen von einem unbekannten Erz, die er aus

der Kapelle mitgebracht hatte, welche ſeine Urenkel noch jetzt zum Andenken aufbewahren.

70.

Der Brocken (Blocksberg)

Dies iſt ein hoher Berg, wird allezeit um ſich auf die ſechzehn Meilen geſehen. Er iſt gar berühmt durch ganz Deutſchland, von den Hexen und Unholden, daß ſie allda jährlich in der Nacht Walpurgis, oder den erſten Mai, ihren Hof halten ſollen, allda von fernen Orten zuſammen kommen, mit ihren Teufeln ſich ergötzen, die Nacht zubringen mit Spielen, Zechen und Tanzen, wie aus ihren Ausſagen kundbar. Man hat davon ein alt Lied:

In Thüringen iſt ſehr wohl bekannt
Ein Berg, der Brockels (Blocks) Berg genannt,
Welcher Berg, der jetzo berühmt,
Ueber ſechzehn Meil geſehen wird,
Alſo, daß den fern jedermann,
Der Sachs und Heß, anſchauen kann.
Dieweil er hoch iſt, übertrift
Mit ſeiner Höhe, wie ich berichte,
Alle Berg' im Harz und Thüringen,
Darüber er ganz hoch thut ſpringen.
Ueberdies iſt er auch weit beſchreit (beſchrieen,

Dieweil Nachts, zu Walpurg Zeit,
In großer Zahl, wie ich berichte,
Die Zauberin mit ihrem Gezücht
In gemein ein'n Reichstag allda halten,
Die Jungen sowohl, als die Alten,
Welche all' der Teufel dahin führt
In einem Hui, wie jetzt berührt,
Auf welchem sie mit Tanzen, Springen,
Mit Saufen auch die Zeit zubringen,
Mit bösen Geistern Unzucht treiben,
Wie solches oft die Gelehrten schreiben,
Die Zauberinnen auch selbst, wie berichtet,
Bekommen thun bei ihrem Gericht.
Wann aber kommt der Hahnen Geschrei,
So fahren sie wieder heim ohne Scheu,
Ueber hohe Berg' und tiefe Thal,
Bis daß sie kommen allzumal,
Ein' jede Hexe an ihren Ort,
Wie man solches hat wohl mehr gehört,
Treiben also, ohn' alle Scheu,
Ihr Hexenwerk und Zauberei
Wider Gott und das heilig' Wort,
Auch oftermals anstiften Mord,
Doch können sie, wie ich berichte,
Den frommen Leuten schaden nicht,
Um welche her der Engel Schaar
'ne Wagenburg thut schlagen gar,
Wie solches oftmals, mit großen Ehren,
Richtig die heil'ge Schrift thut lehren.
Ihr rechter Lohn und gewisses Pfand
Ist Feuer, Schwerdt und ew'ge Schand',
Ja, wenn sie nicht thun Buß auf Erden,
So können sie nicht selig werden.
Denn wer verläugnet Jesum Christ,
Muthwilliglich zu jeder Frist,
Den will er wiederum vielmehr
Vor seinem himlischen Vater

Verläugnen gar am jüngſten Gericht,
Wie ſolches die heilige Schrift bericht't.

Dies ſei nun genug von Zauberei'n,
Wir wollen nun uns in gemein
Wenden an den Prockelsberg,
Zu beſchreiben gänzlich; merk':
So iſt auch überall allda
Derſelbe Berg 'ne Praktika
Der Landleut', welche oft, ohn' Irren,
Gut Wetter daher praktiziren; (?)
Denn wenn ein ſtarker Nebel trift
Recht ſolchen Berg, wie ich bericht',
So fällt gewiß denſelben Tag
Ein Regen; iſt wahr, wie ich ſag'.
Wann aber ſolcher Berg ganz frei,
Ohn' Nebel iſt, ohn' alle Scheu,
So folgt ein ſchöner, heller Tag.
Alsdann darin ein jeder mag
Mit Freuden an ſein' Arbeit gah'n
Auch wandern, reiten und alsdann
Noch weiter, daß für ſolche Zeit
Gott werd' gedankt in Ewigkeit.

71.

Der treue Burggeiſt zu Scharzfeld am Harz.

Im elften Jahrhundert gehörte dieſe Burg dem Oberberghauptmann von Helden, deſſen ſchöne Frau Kaiſer Heinrich der vierte in Goſlar kennen lernte. Böſe Wünſche ſtiegen in ihm auf, er wußte auf

ne geſchickte Weiſe den Mann von der Burg Schatzlar zu entfernen, jagte oft in der Nähe derſelben, ward von einem Ungewitter überfallen und die Thore der Burg öffneten ſich ihm zum Schutze. Die einſame Burgfrau war ſchwach genug, nicht dem Gedanken widerſtehen zu können, daß ein Kaiſer ihrer Schönheit huldigte und ward ihrem Gemale treulos.

Die unwürdige Liebe des Kaiſers hatte ein Pfaffe aus dem nahen Kloſter Pöhlde unterſtützt. Zwar war dieſe Mitwirkung ganz geheim getrieben worden, aber der Verräther ſchläft nicht, hier war es der Burggeiſt. Lange hatte dieſer ſein Weſen auf dem Schloſſe getrieben, ſpukte in der Küche, im Keller, beſonders aber auf dem runden Thurme, der vor dem Schloſſe ſtand. Man war ſeiner ſo gewohnt, da er niemand beleidigte, hörte ſein Gepolter und ſein Geheul ohne Grauſen, da es zu oft kam und ließ ihn ruhig ſeinen Unfug treiben.

Dieſer Burggeiſt erhob jetzt ein ungewöhnlich fürchterliches Geheul, tobte entſetzlich, ob dieſer Schandthat, in der ganzen Burg herum und erſchütterte ſie in ihrer Grundfeſte. Gefoltert von den heftigſten Gewiſſensbiſſen irrte die Gefallene aus einem Winkel in den andern; das Hofgeſinde ſchlug Kreuz auf Kreuz und erwartete allgemeine Zerſtörung mit bebenden Gliedern. Doch nicht züch-

tigen wollte der Geiſt, nur aufbrechen und ſeinen alten Sitz verlaſſen. Es war ihm nicht möglich, hier länger zu verweilen, wo die Unſchuld und Tugend vom Reichsoberhaupte ſelbſt mit Füßen getreten war. Unter krachenden Donnerſchlägen fuhr er im runden Thurme hinauf, hob die Bedachung deſſelben ab, und ſtürzte ſie in die Tiefe, ſchwebte über Scharzfeld, ſchrie es laut über die ganze Gegend aus, daß der Pfaffe mehr als der Kaiſer an dieſer Sünde ſchuldig ſei und verſchwand.

Seit der Zeit hat kein Dach wieder auf dem Thurme feſtſitzen wollen, ſo oft man es auch zu erneuern verſuchte; denn der Burggeiſt kam immer und riß es ab. Der Pfaffe aber ging ſein Lebelang verſtört umher und kam nie wieder zu einem heitern Geſichte.

72.

Die Dummburg.

Mit Schauder naht der Wanderer den Trümmern der Dummburg. Grauſen faßt ihn, wenn ihn in dieſer Gegend die Nacht übereilt. Denn, wenn die Sonne untergegangen iſt, und er betritt den Boden der Burg, ſo hört er in der Tiefe ein dumpfes Aechzen und Kettengeklirr. Und um

Mitternacht ſieht er, im Mondſchein, die Geiſter der Ritter der Vorzeit, welche das Land umher einſt beherrſchten mit eiſernem Scepter. In feierlichem Zuge ſteigen zwölf lange, weiße Geſtalten aus den Felſentrümmern hervor, tragend einen großen offnen Sarg, den ſie auf der Höhe hinſetzen, und dann verſchwinden. Auch bewegen ſich oft die Schädel, die hier und da umher liegen, unter den Klippen.

Lange Zeit hauſeten in der Dummburg Räuber, welche die vorbeiziehenden Reiſenden und Kaufleute, die ſie auf der Landſtraße von Leipzig nach Braunſchweig erſpähten, erſchlugen, und die Schätze der beraubten Kirchen und des umliegenden Landes zuſammenhäuften, und in unterirrdiſchen Höhlen verwahrten. Tiefe Brunnen waren ausgefüllt mit Erſchlagenen; und in dem ſchrecklichen Burgverlies der Raubburg ſtarben oft Unglückliche den langſamen Hungertod. Lange blieben die Schlupfwinkel der Räuber unentdeckt. Doch endlich traf ſie die Rache der verbundenen Fürſten.

Die geraubten Schätze von Gold und Silber und Edelſteinen liegen noch jetzt aufgethürmt in den verſchütteten Kellern und Gewölben der Dummsburg. Doch nur ſelten iſt es einem Wanderer vergönnt, die hineinführenden Pforten zu finden, wenn er auch hier und da verfallne Eingänge entdeckt. —

Geiſter in Mönchsgeſtalten, oder auch leibhafte Mönche, ſteigen hier öfters hinab.

Einſt ſahe ein armer Holzhauer, der hinter den Felſentrümmern eine Buche fällen wollte, einen Mönch langſam daher kommen durch den Forſt, und verbarg ſich hinter dem Baum. Der Mönch ging vorbei, und in die Klippen hinein. Der Holzhauer ſchlich ihm nach, und ſah, daß der Mönch an einer kleinen Pforte ſtehen blieb, die noch keiner der Dorfbewohner entdeckt hatte. Der Mönch klopfte leiſe an, und rief: „Thürlein, öffne dich!“ und die Pforte ſprang auf. „Thürlein, ſchließe dich!“ hört er rufen, und es ſchloß ſich die Pforte. Am ganzen Leibe zitternd bezeichnete der Holzhauer den gekrümmten Gang mit Zweigen und über einander gelegten Steinen. — Seit der Zeit konnte er nicht ſchlafen und nicht eſſen, ſo ängſtete ihn die Neugierde, zu wiſſen, was in dem Keller ſei, zu dem die wunderbare Pforte führte.

Den nächſten Sonnabend faſtete er, und mit Sonnenaufgang ging er am Sonntage, mit dem Roſenkranz in der Hand, hin zu den bezeichneten Klippen. Jetzt ſtand er vor der Pforte, und klappte mit den Zähnen; denn immer dacht er einen Geiſt kommen zu ſehen in Mönchsgeſtalt. Aber, es erſchien ihm kein Geiſt. Zitternd ſchlich er heran zur Pforte, lauſchte lange, und — hörte nichts. Und

lich betete er in der Angſt ſeines Herzens zu allen Heiligen und der Jungfrau, und klopfte dann ſchnell, halb ohne Beſinnung, an die Pforte. „Thürlein, öffne dich!“ ſprach er mit ſchwacher, bebender Stimme. Die Pforte ſprang auf, und er ſahe vor ſich einen ſchmalen dämmernden Gang. Er wankte hinein; und der Gang verlor ſich bald in ein geräumiges, ziemlich helles Gewölbe. „Thürlein, ſchließe dich!“ ſagte er, ohne es zu wollen. Da ſchloß ſich hinter ihm die Pforte.

Nun ging er zitternd vorwärts, und fand große offne Fäſſer und Säcke, angefüllt mit alten Thalern und feinen Gulden, und ſchweren Goldſtücken. Auch ſtanden da mehrere Schmuckkäſtchen, voll Juwelen und Perlen; koſtbare Monſtranzen und geſchmückte Heiligenbilder lagen und ſtanden auf ſilbernen Tiſchen in den Ecken der Höle. Der Holzhauer bekreuzte und ſegnete ſich, wünſchte tauſend Meilen ſich von dem bezauberten Ort, und konnte doch der Begierde nicht widerſtehen, etwas zu nehmen von den ungebrauchten Schätzen, um ſeine Frau und acht Kinder zu kleiden, die lange ſchon in Lumpen gingen.

Zitternd, und mit zugedrückten Augen, ſtreckte er ſeine Hand aus nach einem Sack, der zunächſt neben ihm ſtand, und nahm einige Gulden heraus. Er faßte ſchnell nach ſeinem Kopfe, und fand ihn

noch feſt ſitzen an ſeiner Stelle. Schon weniger zitternd, und durch die Augenwimpern blinzend, nahm er einige Thaler, auch ein paar Hände voll von den kleinen glänzenden Blechmünzen, und wankte ſich bekreuzend der Thür wieder zu.

„Komm wieder!“ rief ihm eine dumpfe Stimme aus der Tiefe der Höle. Kaum vermocht er, da rings um ihn alles im Kreiſe ſich drehte, das: „Thürlein, öffne dich!“ zu ſtammeln. Da ſprang die Pforte auf. Fröhlich und lauter rief er: „Thürlein, ſchließe dich!“ und es ſchloß ſich die Thüre.

Er eilte nach Hauſe, ſo ſchnell ihn ſeine Füße tragen wollten; ſagte aber nichts von den gefundenen Schätzen, ging dann in die Kloſterkirche, und opferte zwei Zehntheile von allem, was er genommen hatte, in der Höle, für die Kirche und die Armen. Den folgenden Tag ging er zur Stadt, und kaufte ſeiner Frau und ſeinen Kindern einige Kleidungsſtücke, die ſie ſehr bedurften. Er habe, ſagte er, einen verwitterten alten Thaler und ein paar Gulden unter den Wurzeln der Buche gefunden, die er fällte.

Den folgenden Sonntag ging er mit feſterem Schritt hin zu der Pforte in den Klippen, machte es wie das erſtemal, und füllte mehr, doch mäßig und beſcheiden, ſeine Taſchen. — „Komm wie-

der!“ rief ihm die dumpfe Stimme. Und er kam den dritten Sonntag wieder, und füllte seine Taschen wie vorher.

Jetzt war er in seinen Augen ein reicher Mann. Aber, was sollte er machen mit seinem Reichthum? Er gab der Kirche und den Armen zwei Zehntheile von allem, was er hatte; und das andere wollte er in seinem Keller vergraben, um, von Zeit zu Zeit, nach dem Bedürfniß seines Hauses, etwas zu holen. Doch konnte er der Begierde nicht widerstehen, sein Geld vorher zu messen; denn, Geld zu zählen, hatte er nimmer gelernt.

Er ging zu seinem Nachbar, einem reichen, reichen Mann, der aber hungerte bei seinem Reichthum, der mit Korn wucherte, den Arbeitern den Lohn entzog, Wittwen und Waisen das Ihrige abdrang, auf Pfänder lieh, und keine Kinder hatte. Von diesem borgte er eine Metze, maß sein Geld, vergrub es, und trug die Metze zurück.

Aber die Metze hatte große Spalten, durch welche der Kornwucherer, beim Verkauf an arme Handarbeiter, durch Schütteln und Schlagen immer einige Körner wieder auf seinen Haufen zurückfallen ließ. In einer dieser Spalten waren einige kleine Blechmünzen zurück geblieben, die der Holzhauer beim Ausschütteln des Geldes nicht bemerkte.

Doch, den Falkenaugen des reichen Nachbars

entgingen ſie nicht. Er ſuchte den Holzhauer im Walde auf, und fragte ihn, was er gemeſſen habe mit der Metze? Holzſaamen, Haferkorn und dergl., antwortete dieſer ſtotternd. Aber mit Kopfſchütteln zeigte ihm der Wucherer die Blechmünzen, drohte ihm mit den Gerichten und der Folter, und dann verſprach er ihm wieder alles, was er ſich nur wünſchen konnte. Und ſo preßte er ihm nach und nach das geahndete Geheimniß ab, und lernte von ihm die furchtbaren Worte.

Die ganze Woche hindurch machte nun der reiche Wucherer Entwürfe, wie er mit einemmale alle Schätze heraus ſchaffe aus der Höle, und auch die, welche in Nebenhölen noch etwa verborgen ſein könnten, und unter der Erde vergraben ſein dürften. Hätte er alles dies Geld wohl beigeſcharrt, dann berechnete er, ſchon zum voraus, wie er, nach und nach, einen Morgen Acker nach dem andern, eine Hufe nach der andern, ſeinen Nachbarn wohlfeil abkaufen, oder ablagen und abſchwören wollte. So dachte er Herr von dem ganzen Dorfe und vielleicht von noch mehrern benachbarten Dörfern zu werden, ſich dann vom Kaiſer adeln zu laſſen und als Raubritter die ganze Gegend ſich ſteuerbar zu machen,

Dem Holzhauer gefiel es nicht, daß ſein böſer Nachbar zur Burg gehen wollte. Er bat ihn,

abzustehen von seinem Vorhaben, stellte ihm die Gefahr vor, erzählte ihm hundert Beispiele von unglücklich gewordenen Schatzgräbern. Aber wer hält einen Geizhals von einem offnen Sack voll Goldstücke zurück?

Durch Drohungen und Bitten wurde der Holzhauer endlich beredet, einmal nur noch mitzugehen zu der Pforte; er sollte die Säcke, die der Wucherer alle selbst heraus schleppen wollte, nur in Empfang nehmen und in ein Gebüsch verstecken. Dafür sollte er die Hälfte haben von allem, und die Kirche den Zehnten; auch sollten alle Arme des Dorfs neu gekleidet werden. So sprach der Geizige. In seinem Herzen aber hatte er beschlossen, den Holzhauer, wenn er seiner Hülfe nicht mehr bedürfte, in den tiefen Brunnen auf der Burg hinunter zu stürzen, den Armen nichts, und der Kirche einige Blechmünzen zu geben, wozu er im Geist schon die leichtesten aussuchte.

Den nächsten Sonntag ging der Geizige, noch vor Aufgang der Sonne, mit dem Holzhauer in die Klippen der Dummburg. Auf seiner Schulter trug er einen großen Dreischeffelsack, in dem zwanzig etwas kleinere steckten, und einen Spaten und eine große Hacke. Der Holzhauer warnte ihn noch einmal ernstlich vor Habsucht, aber vergebens, empfahl ihm das Gebet zu den Heiligen, aber umsonst.

In ſich fluchend und zähneknirſchend ging der Geizhals vor ſich hin.

Nun kamen ſie zu der Pforte. Der Holzhauer, dem nicht wohl war bei der Sache, den aber die Furcht vor der Folter zurück hielt, blieb in einiger Entfernung ſtehen, um die Säcke in Empfang zu nehmen. „Thürlein, öffne dich!“ rief haſtig und vor Gier zitternd der Kornwucherer. Da öffnete ſich die Pforte und er ging hinein. „Thürlein, ſchließe dich!“ Die Pforte ſchloß ſich hinter ihm.

Kaum war er in dem Gewölbe, und ſah alle die Fäſſer und Säcke und Kaſten voll Gold und edeln Steinen und Perlen und blinkendem Golde, ſo verſchlang er alles mit den Augen, und riß mit bebender Hand die zwanzig Säcke aus dem großen Sack heraus, und wollte haſtig ſie füllen.

Da kam aus der Tiefe der Höle, langſamen Schrittes, ein großer ſchwarzer Hund mit feurigen funkelnden Augen, und legte ſich wechſelnd auf jeden gefüllten Sack und auf alle das Geld.

„Fort mit dir, du Geizhals!“ ſo grinzte der große ſchwarze Hund ihn an. Bebend fiel er zur Erde, und kroch auf Händen und Füßen der Thüre zu. Aber, in der Angſt ſeines Herzens vergaß er das: „Thürlein, öffne dich!“ rief einmal über das

andere: „Thürlein, schließe dich!“ und die Thür blieb verschlossen.

Lange harrte sein der Holzhauer mit pochendem Herzen. Da schien's ihm, als hörte er Aechzen und Winseln und ein dumpfes Hundegeheul — und dann war es plötzlich wieder still.

Jetzt hörte er das Läuten zur Messe in dem Kloster. Er betete seinen Rosenkranz: dann pochte er leise an die Pforte. „Thürlein, öffne dich!“ Es öffnete sich die Pforte; aber — o Jammer, da lag der blutende Körper seines bösen Nachbars ausgestreckt auf seinen Säcken, und die Fässer und Kasten voll Gold und Silber und Diamanten und Perlen sanken vor seinen Augen immer tiefer und tiefer in die Erde!“

75.

Mönch und Nonne zu Schloß Mansfeld.

Für das Wahrzeichen des Schlosses Mansfeld halt man einen Mönchs- und einen Nonnenkopf, wovon der erste unweit des Thores, wenn man nach der sogenannten Mine zugeht, unter dem Erker der ehemaligen Kommendantenstube in der Mauer, der andere aber bei der Kirchthüre in der Höhe an einer Ecke befindlich war. Man erzählt davon,

daß eine Nonne mit einem Mönche vornehmen Geſchlechts ein Liebesbündniß gehabt und ihre Liebe entdeckt worden ſei. Beide wurden auf dieſes Schloß in Verwahrung gebracht. Der Mönch aber ſtürzte ſich vom Schloſſe herab, die Nonne endete ihr Leben, indem ſie ſich in der ſogenannten dunkeln Kammer erhing, wo man den Ort und den Strick noch lange zeigte. Ihre Bildniſſe wurden in Stein gehauen und an die benannten Orte geſtellt.

74.

Die Tidianshöle bei Schloß Falkenſtein am Harz.

Ihr Eingang, der ſehr niedrig und beſchwerlich iſt, befindet ſich am Fuße eines der Selkenberge, und die Entſtehung ihres Namens, Tidian, verliert ſich im grauen Alterthume.

Eine unter dem gemeinen Manne ſehr verbreitete Sage macht dieſe weitläuftige unterirdiſche Höle zu einer Goldgrube, in der mancher Schatzgräber, die ſogar aus Venedig hierher gewandert ſein ſollen, große Schätze gefunden hat. Wenigſtens ſprechen die Spuren vom Durchwühlen und Umgraben der Erde, die man hier herum findet, für die Wahrheit der Sage in Rückſicht des Suchens

wenn man auch an dem Finden zweifeln muß. Man erzählt von einer großen Statüe von gediegenem Golde, die mehrere Personen in einem Gange der Höle gesehen, und auch davon große Klumpen Gold abgeschlagen haben sollen. Bei näherer Untersuchung habe man gefunden, daß dieses Gold an Feinheit und Reinheit alles andere übertreffe; die wiederholten Versuche dieser glücklichen Schatzgräber wären aber nicht mit eben dem Erfolge belohnt worden, denn alles Suchens ungeachtet hätten sie den Eingang zur Höle des goldenen Mannes nicht wieder finden können.

Unter allen diesen fabelhaften Sagen von der goldreichen Höle des Tidians ist folgende am meisten in der Gegend verbreitet, und trägt am unverkennbarsten den romantischen Charakter der grauen Vorzeit, in welchem wir fast immer die rächende Nemesis, dem Verbrechen auf dem Fuße folgend, erblicken.

Vor mehrern Jahrhunderten lebte auf der alten Burg im Dienste eines Grafen von Falkenstein ein frommer gottesfürchtiger Schäfer. Eines Tages, es war der St. Johannistag, als er ruhig seine Heerde am Fuße der Berge weidete, erblickte er in der Mittagsstunde im Thalgrunde eine wunderschöne Blume, die sogleich seine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Voll Verwunderung über den sel-

tenen Schimmer ihrer herrlichen glänzenden Farben eilte er auf dieſelbe zu, pflückte ſie, und befeſtigte ſie, nicht wiſſend, welches köſtliche Kleinod er beſitze, auf ſeinem Hute. Kaum hatte er ſich wieder ruhig neben ſeiner Heerde im Schatten einer Eiche gelagert, als er nicht fern von ſich den Eingang einer Höle erblickte, die er bis zu dieſer Stunde, ſo oft er auch ſchon in dieſer Gegend ſeine Schafe gehütet, nie wahrgenommen hatte. Voll Verwunderung über dieſen neuen Anblick und voll Neugierde, das Innere dieſer Höle näher zu unterſuchen, betrat er dieſelbe, und fand ſie mit einem glänzenden Sande angefüllt. Außer ſich vor Freude über den glänzenden Fund, und ahnend, daß dieſer Sand mehr als gewöhnlicher Sand ſei, füllte er ſeine Taſchen mit dem ſchimmernden Funde, und trug denſelben ohne Jemanden ein Wort von ſeinem Abentheuer zu erzählen, nach Magdeburg zu einem Goldſchmidt. Dieſer, dem beim erſten Anblicke ſogleich der Schimmer des edelſten Metalls entgegenſtrahlte, und der bei näherer Unterſuchung die vorzügliche Reinheit und Güte deſſelben entdeckte, bezahlte den Schäfer anſehnlich, und bat ihn, in der Hoffnung eines künftigen größern Gewinns, ja recht bald und oft mit gefüllten Taſchen zu ihm zurück zu kehren. Glücklich und überglücklich über ſeinen Fund, kehrte der ehrliche Schäfer

zu seiner Heerde, und sein Glück nicht mißbrauchend, nur dann erst zu seiner Goldgrube zurück, als das für seine erste Ladung gelöste Geld aufgezehrt war.

So setzte er geraume Zeit, seine Entdeckung in den sichernden Schleier des Geheimnisses gehüllt, seine Gänge zur Höle des Ueberflusses und von da zu dem Goldschmidt nach Magdeburg fort.

Nun begab es sich, daß sein Herr, der Graf von Falkenstein, zu seiner bevorstehenden Vermählung mit seiner schönen Braut bei demselben Goldschmidt, den sein Schäfer so reichlich mit Golde versorgte, Ringe und anderes kostbares Geschmeide bestellte. Er erstaunte, als ihn der Goldschmidt fragte, ob er gewöhnliches oder Tidianisches Gold haben wollte, denn ihm war wohl bekannt, daß in seinen Waldungen ein ganzer Distrikt seit langer Zeit den Namen des Tidian führe. Auf seine Frage, was das für Gold sei und woher er es erhielte, belehrte ihn der Goldschmidt, daß das Tidianische Gold das schönste und reinste sei, was man bis jetzt kenne, und daß ein alter Schäfer ihm von Zeit zu Zeit davon bringe. Der Graf von Falkenstein, nur noch neugieriger durch diese Antwort gemacht, bat den Goldschmidt, ihn rufen zu lassen, sobald sein Goldlieferant zu ihm käme. Nicht lange, so erhielt der Graf die Nachricht, daß der

Schäfer da ſei, und er ſäumte nicht, ſich ſogleich zu dem Goldſchmidt zu begeben. Hier fand er nun, zu ſeinem großen Erſtaunen, in der Perſon des Goldmännchens ſeinen alten, wohlbekannten Schäfer, der eben ſo ſehr erſtaunte, hier mit ſeinem Herrn zuſammenzutreffen, und ſein ſo lange bewahrtes Geheimniß entdeckt zu ſehen.

Arglos erzählte er auf das Geheiß ſeines Herrn dieſem ſein glückliches Abentheuer, und erbot ſich, ihn zu der wunderbaren Höle des Tidian zu geleiten. Kaum war der Graf von Falkenſtein auf ſeiner Burg angelangt, als er in Begleitung ſeines Schäfers den Weg zur Höle antrat, und die magiſche Kraft der Wunderblume, die der Schäfer noch immer, jedoch unbewußt, welche geheime Kraft dieſelbe beſitze, auf ſeinem Hute trug, zeigte auch beiden den Eingang zu den unterirdiſchen Schätzen, von denen ſie, ſo viel ſie fortbringen konnten, mit ſich nahmen.

Der Graf entzückt über den glücklichen Ausgang ſeiner erſten Wanderung, erdrückte faſt mit Liebkoſungen den ehrlichen Schäfer, den er als den Urheber ſeines künftigen unermeßlichen Reichthums pries, und wiederholte bald in ſeiner Begleitung die Wallfahrt zur Höle des Tidian mit eben ſo glücklichem Erfolge. Doch ſeine mit dem zunehmenden Reichthum wachſende Habſucht, ſeine unerſättliche

Goldgier peinigte ihn Tag und Nacht mit dem Gedanken, ſeine Schätze mit Jemanden theilen zu müſſen, und der quälende Argwohn, daß ſein Schäfer das Geheimniß der Höle weiter verbreiten und ihn ſo um den größten Theil ſeiner von der Zukunft gehofften unermeßlichen Schätze bringen könne, verdrägte bald jedes menſchliche Gefühl aus ſeiner Bruſt, und verleitete ihn zu der fürchterlichen Grauſamkeit, ſeinem Wohlthäter die Augen ausſtechen zu laſſen. Da that der arme geblendete Mann, ſeinen Peiniger verfluchend, den Wunſch, daß die Höle ſich augenblicklich ſchließen, und ſo lange verſchloſſen bleiben möchte, bis drei gebrechliche regierende Herren, als ein Lahmer, ein Stummer und ein Blinder, auf dem Falkenſtein reſidirt haben würden.

Sein Wunſch ward erhört, denn obgleich der Eingang zu der Höle des Tidians noch heut zu Tage exiſtirt, ſo findet man doch nirgends mehr die Oeffnung zu der goldreichen Grotte, und obgleich bereits ein lahmer und ein ſtummer Herr von der Aſſeburg (von welchem Letztern ſich das Bildniß noch in dem Ritterſaale befindet) auf dem Falkenſtein reſidirt haben ſollen, ſo möchte doch wohl der dritte und letzte, der zur Oeffnung der Höle erfordert wird, umſonſt erwartet werden, da nun

ſchon ſeit 50 Jahren die alte Burg unbewohnt ſteht.

75.

Die Daneels-Höle.

Am mitternächtlichen Abhang des Berges, auf deſſen Gipfel das Kloſter Huyſeburg, eine Meile vorwärts von Halberſtadt, liegt, zeigt ſich eine künſtlich ausgehauene Felſenhöle, von ziemlich beträchtlichem Umfang, die jetzt, da der Wald an dieſer Stelle ſtark ausgehauen iſt, dem ſuchenden Auge leicht ſich darbietet, einſt aber von dick belaubten Eichen und Buchen völlig verſteckt war. Jetzt ſieht man nur noch die nackten offnen Felſenwände, und unterſcheidet zwei Gemächer, deren eins zu einem Aufenthalt für Menſchen, das andere zum Pferdeſtall bereitet war. Noch bemerkt man an der oberen Decke eine durch die Kunſt gemachte Oeffnung, welche den ſtarken Fels durchdringt. Das Volk erzählt davon folgende Sage.

„In dieſer Höle wohnte einſt ein Räuber, der viele Jahre die ganze Gegend umher unſicher machte. Sein Name war Daneel oder Daneil. Sein Bruder, ein Sternſeher, hatte ihm dieſen Schlupfwinkel aufgeſucht, und für ſeine Abſichten

eingerichtet. Der Undankbare ermordete ihn, damit sein verborgener Aufenthalt desto weniger verrathen werden könnte.

Lange Zeit hindurch trieb Daneel seine Räubereien in mehrern Theilen des Harzgebirgs von seiner Felsenhöle aus. — Er hatte sie außerdem in einem großen Umkreise, mit verborgenen Schlingen von Draht umgeben, die mit einigen kleinen Glocken in seiner Höle in Verbindung standen, deren Geklirr ihm die Gegend bezeichnete, in die er hineilte, um auch die einzeln vorbeigehenden Wanderer zu berauben.

Diese List verschaffte ihm auch eine Frau und Wirthschafterin. Suse, ein schönes Bauermädchen, aus einem benachbarten Dorfe, verirrte sich, beim Haselnußpflücken, bis in die verwachsene Wildniß, die des Räubers Höle verdeckte. Kaum aber hatte sie den verrätherischen Draht berührt, so sprang Daneel heraus, und haschte und schleppte sie, nach vergeblichem Kampf, in seine Höle. Hier zwang er sie, sein Weib zu werden, und ihm feierlich zu schwören: „ihn nie böslich zu verlassen, und seinen Aufenthalt keinem lebenden Menschen zu verrathen.“

Lange blieb auch der Schlupfwinkel des Räubers unentdeckt. Denn, da er größtentheils in entferntern Gegenden raubte, und sich dann im Dun-

kel der Nacht in die nicht bemerkbare Höle ſchlich; ſo vermuthete man, mehrere Jahre hindurch, ſeinen Aufenthalt in dem Huy-Walde nicht. Und da endlich die Obrigkeiten der benachbarten Orte durch häufige Klagen aufmerkſam gemacht wurden, ſo täuſchte ſie Dancel durch mannichfache Liſt. So hatte er, unter andern, ſeinem Pferde die Hufeiſen verkehrt aufgeſchlagen, ſo daß die Spuren, wenn er zuweilen auf demſelben heimkehrte, abwärts von ſeinem Wege führten. Die letzten Spuren verdeckte der Raſen, welcher den Abhang des Berges, in deſſen Mitte die Höle lag, überkleidete. Doch, nicht immer ſchlief die Rache!

Fünf Kinder hatte ihm Suſe geboren, und alle fünf Kinder hatte der Unmenſch gleich nach der Geburt erſtickt, um durch ihr Geſchrei nicht verrathen zu werden. — Jetzt endlich gab der Räuber den tauſendmal ſchon verſagten Bitten ſeines Weibes nach, da er von ihrer Treue überzeugt war, und ſie nun längſt ſchon vergeſſen und unkenntlich glaubte, nur einmal in die benachbarte Stadt gehen zu dürfen, um ſich einige Kleidungsſtücke zu kaufen, die ſie ſchon lange ſich gewünſcht hatte. — Nach ſechs kummervollen Jahren öffnete ſich ihr zum erſtenmal ihr Kerker, und ſie ſah bebaute Fluren wieder. Doch mußte ſie vorher ihren Schwur mit den ſtärkſten Betheuerungen wiederholen, auch ihm

eidlich verſprechen, aus der Stadt heimzukehren, ehe das Getümmel in derſelben lebhaft würde.

Noch vor Aufgang der Sonne verließ ſie die Raubhöle, von tauſend Empfindungen beſtürmt. Einen Monat vorher hatte ſie die klägliche Ermordung ihres fünften eben gebornen Kindes, eines ſchönen geſunden Knabens, geſehen, und ſein Geſchrei durchbebte noch immer ihr Ohr; ſeit dieſer Zeit war ihr der Räuber, den ſie immer mit finſterem Unmuth heimkehren ſah, und deſſen Erzählungen von ſeinen Räubereien ſie mit Abſcheu hörte, völlig unerträglich geworden. Sie zitterte vor dem Gedanken, in einigen Stunden wieder in die Höle zurückzukehren, und hier, vielleicht auf immer, eingeſchloſſen zu werden. Und doch — ſie band der furchtbarſte Eid, und: „Seele verloren, alles verloren," hallte es immer in ihrem Herzen wieder. So fühlte ſie ſich jetzt frei, und zugleich an die Höle und den Räuber gekettet.

Als ſie an dem Kloſter Huyſeburg vorbeiging, hoffte ſie, ein Engel ſollte ihr einen Prieſter entgegen führen, der ſie, ohne daß ſie ihm das Geheimniß vorher entdeckte, von ihrem Eide entbände. Aber, kein Prieſter erſchien. Dämmerung und Schlaf deckte noch das Kloſter und ſeine Bewohner. — Sie ging weiter, ſtand jetzt vor dem Walde, und ſahe die Stadt noch im Nebel gehüllt vor ſich

liegen. Die Stille um sie her war ihr grauvoll; sie fühlte sich einsam und von der ganzen Welt verlassen. — Jetzt ging die Sonne auf, und die ganze schöne Landschaft lag frei vor ihr. Aber ihre Brust war beklommen; es war ihr, als wenn die Morgenluft auf dem freien Berge, die sie sich so oft nur einmal einathmen zu können gewünscht hatte, ihr das Herz zerdrücken wollte. Die Angst beflügelte ihre Schritte; sie kam, ohne einem menschlichen Wesen zu begegnen, zur Stadt, fand die Häuser der Juden, die nahe am Thore wohnten, von denen sie die Kleider kaufen wollte, noch verschlossen, und wollte wieder zu ihrem Kerker zurückkehren.

Aber, der Taumel ihrer Gedanken machte sie schwindeln. Sie verfehlte den Weg in der Stadt und halb besinnungslos stand sie mit einemmale auf dem Marktplatz, in der Mitte derselben. Es war noch so früh am Tage, daß sie auch hier keinen Menschen sah. Sie richtete ihren niedergesenkten Blick in die Höhe, und sahe die Rolandssäule an der Ecke des Rathhauses. Ueberwältigt von ihrem Jammer, und von dem Drang, ihrem vollen Herzen Luft zu machen, warf sie sich vor dem steinernen Bilde auf die Knie, und erzählte diesem unter Strömen von Thränen und lautschluchzend

ihre Leiden und die Abscheulichkeiten, die sie in der Raubhöle gesehen und gehört hatte.

Ein vorbeigehender Gerichtsdiener hörte einen Theil ihrer Beichte, und nöthigte sie, mit ihm zu dem Schöffen zu gehen. Hier, da sie ihr Geheimniß schon verrathen sahe, und von drei Priestern feierlich ihres Eides entbunden wurde, erzählte sie ohne Rückhalt, was sie wußte, und versprach auch, den listigen Räuber den Richtern zu überliefern. Dann eilte sie, so schnell sie konnte, nach der Höle zurück, und bestreute den Pfad, der sich durch das Gebüsch zu derselben hinauf wand, mit einzelnen Erbsen, welche ihr die Richter zu dem Behuf mitgegeben hatten.

Der Verabredung gemäß, erschienen den folgenden Tag die Schöffen mit zehn wohlgerüsteten Lanzknechten an dem bezeichneten Abhang des Berges, in dem die Höle des Räubers lag, und vertheilten sich in dem Gebüsch. Bald spähten sie auch den bestreuten Weg aus. Da sie aber nicht hoffen konnten, mit offenbarer Gewalt in die Höle einzudringen, welche eine starke eiserne Thüre und große Schlösser und Riegel verschlossen; so warteten sie versteckt den Augenblick ab, den ihnen Suse als den einzigen genannt hatte, wo sie hoffen konnten, den Räuber zu überraschen.

Jetzt war es Mittag, und warm ſchien die Sonne. Da hören ſie über ſich den Schall einer kleinen Glocke, womit ihnen Suſe ein Zeichen gab, und bald nachher das Knarren der Riegel und Schlöſſer an der eiſernen Thür der Höle, die jetzt geöffnet wurde. Sie ſahen auf, und heraus tritt Suſe, und ihr folgt der furchtbare Räuber. Suſe ſetzt auf einen kleinen, freien, ſonnebeglänzten Vorplatz am Abhang des Berges ſich hin, neben ihr lagert ſich Daneel in das hohe Gras, und legt ſeinen Kopf auf ihren Schooß, wie er alle Tage bei heiterm Wetter zu thun pflegte, um ſo des Mittagsſchlafes zu genießen. Die neue Delila ſtreichelte ihm Wangen und Kopf, bis er einſchlief.

Als ſie ihn feſt zu ſchlafen glaubte, gab ſie den verſteckten Lanzknechten, durch ein leiſes Pfeifen mit dem Munde, das verabredete Zeichen, über den Räuber herzufallen. Dieſe arbeiteten ſich den Abhang heran. Doch Daneel, den das ungewohnte Pfeifen ſchon halb geweckt hatte, fuhr, als er das Rauſchen der Büſche um ſich her hörte, plötzlich auf, blickte umher, und ſahe bewaffnete Männer, die von mehrern Seiten ſich ihm nahten. Augenblicklich ſprang er auf, und wollte Suſe mit ſich in die Höle reißen. Da dieſe ſich aber aus allen Kräften ſträubte, ſo ſtürzte er allein in die Höle, warf die eiſerne Thür hinter ſich zu, und verram-

melte ſie mit Riegeln und Felstrümmern und Baumſtämmen.

Da ſtanden nun die Lanzknechte und ihre Anführer vor der langgeſuchten Höle, hatten den Räuber, der ihnen ſo oft entgangen war, umringt gehabt, und ſahen ſich von neuem getäuſcht. Vergebens beſtürmten ſie den Eingang mit ihren Waffen, und mit Stangen, die ihnen der Wald darbot; die feſte Thür wankte nicht unter ihren Schlägen. Auch wünſchte keiner der erſte zu ſein, der auf den Räuber in der offnen Höle träfe; und ſo heben ſie für jetzt den ſtürmenden Angriff auf, und hielten Kriegsrath.

Schöffen und Lanzknechte ſtimmten, nach langer Berathung, als das ſicherſte, darauf, den Räuber in ſeiner Felſenburg auszuhungern. Ein Eilbote ſollte die glückliche Verhaftung des Unholds in der Stadt verkünden, und Lebensmittel für die Belagernden, und noch Verſtärkung, wegen eines zu befürchtenden Ausfalls, herbeiholen. Aber Suſe ſagte den Berathenden: Daneel habe ſchon ſeit mehrern Jahren auf ſolche erwartete Fälle ſich in Bereitſchaft geſetzt; er ſei immer auf mehrere Wochen mit Lebensmitteln und mit Waſſer verſehen. Dieſe Friſt ſchien den Kriegern zu lange; ſie gaben alſo jenen Entwurf der Aushungerung auf, und jeder that einen neuen Vorſchlag, wegen der Be-

ſtürmung, Untergrabung und Sprengung des Felſens, der den andern immer noch unthunlicher erſchien, als der erſte.

So ſtritten und zankten ſich die Belagerer vor der Höle, bis die Sonne ſank. Daneel lachte ihres Zanks und Streits in ſeiner Felſenburg, und machte ſchon Entwürfe, um Mitternacht, wenn die Lanzknechte ſich zerſtreut hätten, oder eingeſchlafen wären, ſich aus der Höle wegzuſchleichen, und ſie am folgenden Morgen das leere Neſt erobern zu laſſen, oder, wenn ſie wachen ſollten, als brüllender Teufel durchzubrechen. Er wollte ſich zunächſt in dem benachbarten Gehölz, der Elm genannt, verſtecken und von da tiefer ins Harzgebirge gehen, um dort ſein Weſen zu treiben. Aber auch ſeine Entwürfe wurden vereitelt.

Einer der Lanzknechte, dem der Streit zu lange dauerte, hatte ſich unbemerkt aus dem Kriegsrath weggezogen, und verkündete auf dem Rückwege zur Stadt und in der Stadt die Nachricht mit allen Vergrößerungen und Zuſätzen, die ihm Schrecken und die Begierde, ſeine Verdienſte zu heben, eingaben. Und ſo ſtrömte, ehe noch die Nacht einbrach, eine ſolche Menge Volks aus der umliegenden Gegend herzu, daß die Belagerer mit vollem Muthe blieben, und Daneel jetzt nicht entkommen konnte.

„Guter Rath kommt über Nacht," ſagt das Sprüchwort. Und ſo hatte man ſich auch endlich zu dem Entſchluß vereinigt, den Räuber in ſeiner Höle zu erſäufen oder durch den Dampf des kochenden Waſſers zu erſticken. Bald nach Anbruch des Tages ſahe man hunderte von Armen mit Beilen und Aexten bewaffnet, um alle Bäume und das Geſträuch rings um die Höle her niederzuhauen; und in wenigen Stunden ſtand der ganze Abhang des Berges ſo kahl da, wie wir ihn noch jetzt ſehen. Dann wurde von allen umliegenden Dörfern Waſſer herzugetragen und herbeigefahren. Unterdeß hatten Maurer und Steinbrecher eine ziemlich beträchtliche Oeffnung durch den Felſen, der die Höle von oben bedeckt, durchgearbeitet. Endlich brachte man auch vom Kloſter Hanſeburg eine große Braupfanne, um in ihr auf einem hoch auflodernden Feuer das Waſſer zu kochen.

Nun wurde der eingeſchloßne Räuber durch Ströme kochenden Waſſers, die man unaufhörlich durch die Oeffnung hineingoß, indem das in Reihe geſtellte Volk die gefüllten Eimer von Hand zu Hand reichte, beſtürmt und geängſtet. Nach einigen Stunden hörte man ihn unruhig bald aus ſeinem Gemach in den Pferdeſtall, bald aus dieſem in jenes herüberlaufen. Aber nun bemerkte man auch, daß das Waſſer, durch eine Menge kleiner nicht

zu verſtopfenden Ritzen, faſt eben ſo ſchnell wieder ablaufe, als es hineingegoſſen werde. Endlich fiel man darauf, das Waſſer durch beigemiſchtes Mehl zu verdicken. Die benachbarten Mühlen und Dörfer mußten ihre Vorräthe liefern; und nun wurde ſtundenlang unaufhörlich heißer Brei in die Höle hineingeſchüttet. Endlich wurde es ganz ſtill in der Höle. Da lange keine Spur vom Leben des Räubers mehr bemerkt war, wurde endlich die eiſerne Pforte durch Brecheiſen aufgeſprengt. Auch gleich am Eingang fand man den zuſammengekrümmten Leichnam des Unholds.

76.

Der Engel Gottes leitet aus der Baumannshöle.

Ein gewiſſer Mann, welcher nicht gar weit von der Höle wohnete und dieſelbe den neugierigen Reiſenden auf ihr Verlangen zeigte, hat ſich einſtmals einfallen laſſen, ganz allein, ohne einigen Gefährten, mit brennenden Lichtern, wie gebräuchlich in die Höle zu ſteigen, um darin noch eines und des andern weiter zu erkundigen. Nachdem demſelben aber die Lichter, in währender Durchſuchung der Höle, eines nach dem andern verloſchen,

und er zu seinem Unglück das mitgehabte Feuerzeug nicht finden können, hat er sich vergebens bemüht, die Ausfahrt wieder zu treffen, derowegen er darin drei Tage und Nächte ohne Speise zugebracht, im Finstern herumgetappt und so lange in der Irre gewandert, bis ihm endlich ein Engel in Gestalt eines brennenden Lichtes oder Feuers erschienen, und ihn aus der Höle geführt hat.

Als er nun also wunderlich errettet worden und unverhofft wieder aus derselben an das Tageslicht kommen, hat er solches erzählt, aber nur drei Tage darauf noch gelebt, und ist hernach gestorben.

VIII.

Sagen und Mährchen aus verſchiedenen Gegenden Deutſchlands.

77.

Das wüthende Heer und Frau Venus Berg.

Unter dem wüthenden Heere verſteht man das Jagdgeſchrei und Gebell der Hunde, welches man zu Zeiten nächtlich in den Wäldern hört. Manch wilder Jäger und unmilder König, der das Wild in ſeinen Forſten hegte, auf daß es die Saaten ſeiner Unterthanen vertilgte, ſoll nun ſo umher reiten. So glaubten ſonſt die Dänen, der Geiſt ihres ruchloſen Königs Abel ritte in den Wildniſſen und einigen andern Orten auf der Jagd ſichtbarlich herum. Zu Frankreich, in Tours, glaubte man, daß König Hugo der nächtliche Reuter ſei und ſelbſt der fromme König Artus *) kam in den Verdacht, daß er mit ſeiner Maſſenei umherſchwärme.

In Deutſchland hielt man aber am meiſten dafür, es ſei Frau Venus, die, aus dem Venus-

*) Le chariot de roi Artus, ou le char du diable. Glossaire de la langue romane p. Roquefort. I. 240.

Berge kommend, mit ihrem verführeriſchen Heere durch die Lande zöge und neue Einwohner ihrem Lande zu gewinnen ſuche. Tannhäuſer, der treue Eckard genannt, ginge vor dieſem tollwüthenden Heere voran und, mit einem Stabe bewaffnet, weiſe er zurück die Leute, die er im Wege fände und helfe ihnen ſich zu retten. Davon hat man ein altes Lied:

Nun will ich aber heben an,
Vom Tannhäuſer wollen wir ſingen,
Und was er Wunders hat gethan
Mit Frau Venusſinnen.

Der Tannhäuſer war ein Ritter gut,
Er wollt' groß Wunder ſchauen,
Da zog er in Frau Venus Berg
Zu andern ſchönen Frauen.

„Herr Tannhäuſer, ihr ſeid mir lieb,
Daran ſollt ihr gedenken,
Ihr habt mir einen Eid geſchworen,
Ihr wollt nicht von mir wenken (wanken)." —

„Frau Venus, ich hab's nicht gethan,
Ich will das widerſprechen,
Wenn niemand ſpricht das mehr denn ihr,
Gott helf mir zu dem Rechten." —

„Herr Tannhäuſer, wie ſagt ihr mir,
Ihr ſollet bei uns bleiben,
Ich geb' euch meiner Geſpielen ein'
Zu einem ehelichen Weibe." —

„Nehm ich dann ein ander Weib,
Als ich hab' in meinem Sinne,
So muß ich in der Höllen Glut
Da ewiglich verbrennen.“ —

„Du ſagſt mir viel von der Höllen Glut,
Du haſt es doch nicht befunden,
Gedenk' an meinen rothen Mund,
Der lacht zu allen Stunden.“ —

Was hilft mir euer rother Mund,
Er iſt mir gar unmehre *).
Nun gieb mir Urlaub, Frau Venus zart,
Durch aller Frauen Ehre.“ —

„Herr Tannhäuſer, wollt' ihr Urlaub ha'n,
Ich will euch keinen geben:
Nun bleibet, edler Tannhäuſer zart
Und friſchet euer Leben.“ —

„Mein Leben, das iſt worden krank,
Ich kann nicht länger bleiben,
Gebt mir Urlaub, Fraue zart,
Von eurem ſtolzen Leibe.“ —

„Herr Tannhäuſer, nicht ſprecht alſo,
Ihr ſeid nicht wohl bei Sinnen:
Nun laßt uns in ein' Kammer gahn
Und ſpielen der heimlichen Minnen.“ —

*) gleichgültig, unbedeutend.

„Euer' Minne iſt mir worden leid,
Ich hab's in meinem Sinne.
O Venus, edle Jungfrau zart,
Ihr ſeid ein' Teufelinne." —

„Tannhäuſer, wie ſprecht ihr alſo,
Beſtehet ihr mich zu ſchelten?
Sollt ihr noch länger bei uns ſein,
Des Worts müßt ihr entgelten.

Tannhäuſer, wollt ihr Urlaub ha'n,
Nehmt Urlaub von den Greiſen,
Und wo ihr in dem Land umfahrt,
Mein Lob das ſollt ihr preiſen."

Der Tannhäuſer zog wieder aus dem Berg,
In Jammer und in Reuen:
„Ich will gen Rom in die Stadt,
Allaus dem Papſt vertrauen.

Nun fahr' ich fröhlich auf die Bahn,
Gott muß es immer walten,
Zu einem Papſt, der heißt Urban,
Ob er mich wollt behalten.

Herr Papſt, geiſtlicher Vater mein,
Ich klag euch meine Sünde,
Die ich mein' Tag begangen hab',
Als ich euch will verkünden.

Ich bin geweſt ein ganzes Jahr
Bei Venus, einer Frauen,
Nun will ich Beicht' und Buß empfahn,
Ob ich möcht' Gott anſchauen."

Der Papſt hatt' einen Stecken weiß,
Der ward vom dürren Zweig':
„Wann dieſer Stecken Blätter trägt,
So ſind dir dein' Sünd verziehen." —

„Sollt' ich leben nicht mehr denn ein Jahr,
Ein Jahr auf dieſer Erden,
So wollt' ich Reu und Buß empfahn
Und Gottes Gnad erwerben."

Da zog er wieder aus der Stadt,
In Jammer und in Leiden:
„Maria, Mutter, reine Magd,
Muß ich mich von dir ſcheiden,

So zieh' ich wieder in den Berg,
Ewiglich und ohn' Ende,
Zu Venus meiner Frauen zart,
Wo mich Gott will hinſenden." —

„Seid willkommen, Tannhäuſer gut,
Ich hab euch lang entboren (entbehrt).
Seid willkommen, — mein liebſter Herr
Und Held mein, auserkoren."

Darnach wohl auf den dritten Tag,
Der Stecken hub an zu grünen.
Da ſandt' man Boten in alle Land:
Wohin der Tannhäuſer wär' kommen?

Da war er wieder in dem Berg,
Darinnen ſollt' er nun bleiben,
So lang bis an den jüngſten Tag,
Wo ihn Gott will hinweiſen.

Das ſoll nimmer kein Prieſter thun,
Dem Menſchen Miſtroſt geben,
Will er dann Buß und Reu empfahn,
Sein' Sünd ſind ihm vergeben.

Wilhelmus Neubrigenſis im erſten Buche der Engliſchen Hiſtorie Kapitel 38 erzählt nachfolgende Geſchichte: In der Provinz Deir, nicht weit von meinem Vaterland', hat ſich dieſe wunderbare Geſchichte zugetragen, welche ich von Jugend auf weiß:

Es iſt ein Flecken, etliche Meilen Weges vom Orientaliſchen Meere gelegen, dabei die berühmten Wäſſer Vipſá genannt, aus welchem Flecken ein Bauer zu ſeinem Freund', im nächſten Flecken wohnend, ihn zu beſuchen gezogen. Und als er in einer Nacht wieder nach Hauſe verreiſen wollte, ſiehe! da hat er in dem nächſten Berge, welchen ich oft geſehen habe, der zwo oder drei Stadien

vom Dorfe liegt, liebliche Stimmen der Sänger und ein luſtiges Gelach' gehöret. Er verwunderte ſich, wer dort an dem Ort in ſolcher Nacht, mit ſo herrlichen Freuden, der Nacht ihre Ruhe zerſtört und hat ſolches ſelbſt ſehen wollen. Als er an der Seite des Berges eine offene Thür bemerkt, iſt er hinzugetreten und hat hinein geſehen, allda er ein ſchön, weit und ſcheinbarlich Haus erblickt, ſo da ganz voll war von Mann und Weibsperſonen, ſo da zu Tiſche ſaßen.

Einer aber aus den Aufwärtern, als er ihn geſehen an der Thüre ſtehen, hat ihm einen Becher gebracht, welchen, nachdem er ihn genommen, er mit Fleiß nicht hat wollen trinken, ſondern hat ihn ausgegoſſen, den Becher behalten und iſt ſchnell davon geranut. Als ſich ein Tumult in der Höle, wegen des Bechers, erhob und ihm etliche nacheileten, iſt er mit ſeinem ſchnellen Pferde davon geritten und hat ſich mit ſeinem Raube in den Flecken begeben. Solcher Becher von unbekannter Materie, einer ſeltſamen und ungewöhnlichen Farbe und Form, iſt Heinrich, dem alten Könige von Engeland, als ein Geſchenk dargebothen und darnach der Königin Bruder David, König von Schottland, überſchickt worden und ward viele Jahre in dem Schatze des Königs behalten, dann aber dem König Heinrich dem zweiten, ſo ſolchen

zu ſehen begehrte, wiederum vom König Wilhelm aus Schottland zugeſchickt.

Andere ſetzen auch den Venusberg an den Nurſiner See in Italien, wo man die Venus lebendig in einer Höle zu ſehen vermeint, die alle Wochen in eine Schlange ſich verwandelte, und ward eine Wacht um die Höle gehalten, um die Leute abzuhalten, die mit Beſchwörungen umgehen.

78.

Das Oldenburger Horn.

Bei Graf Otto's von Oldenburg Zeiten (der 967 zur Regierung kam nach dem Tode ſeines Vaters Ulrich), hat ſich eine wunderliche Geſchichte oder Handel zugetragen. Denn weil er, als ein guter Jäger, der große Luſt zu der Jagd gehabt, ſich auf eine Zeit in die Jagd mit ſeinen Edelleuten und Dienern begeben, und am Bernefeuerholze gejagt, er, der Graf, auch ſelbſt ein Reh gehetzet und demſelben vom Bernefeuerholze bis an den Oſenberg alleine nachgerannt, und mit einem weißen Pferde mitten auf dem Berge gehalten und ſich nach ſeinen Winden umgeſehen hat, ſpricht er bei ihm ſelbſt, denn es eine große Hitze war: „Ach Gott! der nun einen kühlen Trunk hätte.“

Sobald als der Graf das Wort geſprochen, thut ſich der Oſenberg auf und kommt aus der Kluft eine ſchöne Jungfrau wohl gezieret, mit ſchönen Kleidern angethan, auch ſchönen über die Achſel getheilten Haaren und einem Kränzlein darauf. Und hatte ein köſtlich ſilbern Geſchirr, ſo vergüldet war, in Geſtalt eines Jägerhorns, wohl und gar künſtlich gemacht, granulirt und ſchön zugerichtet, das auch mit mancherlei Waffen, die jetzt wenig bekannt ſind und mit ſeltſamen, unbekannten Schriften und kunſtreichen Bildern auf und nach Art der alten Antiquitäten zuſammen geſoldert und ausgeputzt und gar ſchön und künſtlich gearbeitet, in der Hand gehabt, das dann gefüllt war und ſolches dem Grafen in die Hand gegeben und gebeten, daß der Graf daraus trinken wollte, ſich damit zu erquicken.

Als nun ſolches vergüldelte ſilberne Horn der Graf von der Jungfrau auf und angenommen, es aufgethan und hineingeſehen, da hat ihm der Trank, oder was darinnen geweſen, welches er geſchüttelt, nicht gefallen und deshalb ſolch Trinken der Jungfrau verweigert. Worauf aber die Jungfrau geſprochen: „Mein lieber Herr, trinket nur auf meinen Glauben, denn es wird euch keinen Schaden geben, ſondern zum Beſten gereichen.“ Mit fernerer Anzeige: wo der Graf daraus trinken

wollte, ſollte es ihm, Graf Otto'n, und den Seinen, auch folgends dem ganzen Haus Oldenburg, wohlgehen und die ganze Landſchaft zunehmen und ein Gedeihen haben. So aber der Graf ihr keinen Glauben zuſtellen, noch daraus trinken wollte, ſo ſollte künftig, im nachfolgenden gräflich Oldenburgiſchen Geſchlechte, keine Einigkeit bleiben. Als aber der Graf auf ſolche Rede keine Acht gegeben, ſondern bei ihm ſelber, wie nicht unbillig, ein groß Bedenken gemacht, daraus zu trinken, hat er das ſilberne vergüldete Horn in der Hand behalten und hinter ſich geſchwenket und ausgegoſſen, davon etwas auf das weiße Pferd geſpritzt und da es begoſſen und naß worden, ſind ihm die Haare ausgegangen.

Da nun die Jungfrau ſolches geſehen, hat ſie ihr Horn wieder begehrt, aber der Graf hat mit dem Horn, ſo er in der Hand hatte, vom Berge abgeeilt und als er wieder umgeſehen, vermerket, daß die Jungfrau wieder in den Berg gegangen. Und weil darüber dem Grafen ein Schrecken ankommen, hat er ſein Pferd zwiſchen die Sporen genommen und in ſchnellem Laufe nach ſeinen Dienern geeilet und denſelbigen, was ſich zugetragen, vermeldet. Auch hat er das ſilbern vergüldete Horn gezeiget, es mit nach Oldenburg genommen und iſt daſſelbe, weil er's ſo wunderbar bekommen, für

ein köſtlich Kleinod von ihm und allen folgenden regierenden Herren des Hauſes Oldenburg gehalten worden.

79.

Die Tanzenden zu Kolbeck bei Magdeburg.

Im Dorfe Kolbeck bei Magdeburg tanzten 1011 etliche Hausleute am Chriſttage Abends auf dem Kirchhofe, wollten ſich auch hiervon nicht abwehren laſſen. Da ſagte endlich der erzürnte Prieſter: „ei, ſo tanzt ein ganzes Jahr!“ Und es geſchah; in ewigem Schwunge tanzten ſie ein ganzes Jahr lang, daß die Erde unter ihnen wich und ſie in einer Gruft, die ihnen bis unter die Arme ging, ſich herumdrehten. Einer wollte einſt einen Freund aufhalten, aber im reißenden Drehen behielt er den Arm des Tanzenden in der Hand, der ſich dennoch wieder im tollen Schwunge weiter drehte. Es fiel auf ſie weder Regen, noch Thau, noch Schnee. Endlich endigte ſich nach einem Jahre, durch vielfaches Bitten hin und wieder in den Kirchen, dies Tanzen, aber einige waren ſofort des Todes, andere behielten die kurze Zeit ihres Lebens über ein ſtätes Zittern.

80.

Kobold Hütchen zu Hildesheim.

(Höll. Proteus S. 792—98.)

Im Stifte Hildesheim ließ ſich lange ein böſer Geiſt ſehen, der dennoch den Schein der Güte und Frömmigkeit eine Zeitlang ſuchte; er erſchien in Bauernkleidern, mit einem bäuriſchen kleinen Hütlein, wovon man ihn Hütchen, oder auch Hudgen (Niederſächſiſch Hödeleken) nannte. Derſelbe trieb viel wunderſame Händel. Er ſchien gern bei Leuten zu ſein, gleich als ob er ſeine Luſt und Freude an ihrer Gemeinſchaft trüge, redete mit jedermann, fragte und antwortete gar geſprächig und freundlich. Bisweilen erſchien er, wenn er ſprach, bisweilen redete er unſichtbar, niemand fügte er etwas Leides zu, er wäre denn von demſelben am erſten beſchimpft worden; wer ſeiner aber ſpottete, dem vergaß er's nicht, ſondern bewies ihn wiederum einen Schimpf.

Als Burchard, Graf von Luka, durch Grafen Herrmann von Winſenburg erwürget war und die ganze Grafſchaft Winſenburg in Gefahr der Plünderung ſtand, trat Hütchen zu dem Biſchof von Hildesheim Bernhard, als derſelbe ſchlief, vor's Bette, weckte denſelben auf und ſprach: „Steh' auf, o Kahlkopf, und führ' ein Kriegesheer zuſam-

men; denn die Grafſchaft Winſenburg iſt, nach Erwürgung ihres Herrn, ledig und verlaſſen und mag jetzo mit leichter Mühe unter deine Botmäßigkeit geſetzt werden.“ Der Biſchof ſtand auf, brachte ſein Kriegesvolk eilig zuſammen, überzog damit und bezwang die Grafſchaft, welche er, mit Einwilligung des Kaiſers, dem Hildesheim'ſchen Stift auf ewig einverleibte. Eben denſelbigen Biſchof hat dieſer Geiſt, ungefragt, für mancherlei Gefahr gewarnet.

Am Hofe dieſes Biſchofs erſchien Hütchen gar oft, ging gemeinlich aber den Köchen zur Hand, ſchwatzte auch vielmal mit ihnen in der Küche. Und als man nun ſeiner ſogar gewohnt worden, daß keiner ſich vor ihm fürchtete, begunnte ein kleiner Kochjunge ihn zu verachten, zu verſpotten und zu beſchimpfen, und beſchüttete ihn, ſo oft er nur konnte, mit unſauberem Waſſer. Das verdroß ihn ſehr, weshalb er den Koch bat, den Knaben zu ſtrafen, daß er ſolche Büberei unterweges ließe, mit Bedrohen, er würde ſich ſonſt ſelbſt für ſolchen Hohn zu rächen wiſſen. Aber der Koch lachte ihn aus und ſprach: „Biſt du ein Geiſt und fürchteſt dich vor einem kleinen Jungen?“ Dem antwortete Hütlein: „weil du, auf meine Bitte, den Buben nicht züchtigen willſt, will ich, nach wenigen Tagen, dir zeigen, wie ich mich vor ihm fürchte.“

Und hiermit ging er im Zorn hinweg. Aber nicht lange hernach, da der Junge, nach dem Abendeſſen, allein in der Küche ſaß und vor Müdigkeit ſchlief, kam der Geiſt, erwürgte und zerſtückte ihn, warf folgends die Stücken in einen großen Hafen und ſetzte denſelben zum Feuer. Als ſolches der Küchenmeiſter erfuhr, fing er dem Hütchen an zu fluchen, welcher, hierob noch heftiger erbittert, über alle Braten, ſo für den Biſchof und deſſen Hofleute angeſpießt waren und am Feuer ſtanden, abſcheuliche Kröten zerdrückte, alſo, daß mit dem Gift und Blut derſelben das Fleiſch betröpfelt ward. Weil nun der Koch ihn wieder deswegen ſchmähte und ausſchändete, ſtieß er denſelben von einer ziemlichen Höhe, nehmlich von der Brücke, in den Graben. Und weil man in Sorge fiel, er dürfte anzünden, mußten alle Hüter auf den Mauern, ſowohl der Stadt, als des Schloſſes, fleißig wachen.

Ein Mann, der verreiſen wollte und auf die Treue ſeiner Frau eben nicht zu feſt baute, ſagte zu Hütchen im Scherz: „Mein guter Kamerad, laß dir mein Weib doch anbefohlen ſein, bis zu meiner Wiederkunft und ſchaue, daß du wohl Acht auf ſie habeſt.“ Darauf reiſete er ab. Die Frau zauderte auch nicht, ihre Liebhaber zu ſich einzuladen, aber keiner der Geladenen erreichte ſeinen Zweck, denn der treue Wächter verjagte alle durch

dieſe oder jene Schreckgeſtalt. Endlich kehrte der Mann heim und da er nicht mehr weit bis zu ſeinem Hauſe hatte, lief ihm Hütchen entgegen, ſprechend: „mir iſt deine Wiederkunft trefflich lieb, damit ich der Unruhe und Mühe, die du mir aufgeladen haſt, einmal abkomme.“ Der Mann fragte: „wer biſt du denn?“ Er ſprach: „ich bin Hütchen, dem du, bei deiner Abreiſe, dein Weib in ſeine Hut anbefohlen. Siehe, ich habe ihrer gehütet, wiewohl mit großer und unabläſſiger Mühe, aber ich bitte, du wolleſt ſie meiner Hut nicht mehr übergeben, denn ich will lieber alle Heerden in ganz Sachſen, als ein ſolches Weib hüten.

Dies und viel dergleichen trieb der Geiſt Hütchen, bis Biſchof Bernhard, vermöge der Beſchwörungen, ihn aus ſeinem Bisthum zu weichen zwang.

81.

Das ſtille Volk.

Es iſt einmal einem Grafen von Hoya ein kleines Männlein in der Nacht erſchienen, und wie ſich der Graf entſetzet, hat es zu ihm geſagt: er ſollte ſich nicht entſetzen; denn er hätte ein Wort an ihn zu werben, er möchte ihm das nicht abſchlagen.

Darauf der Graf geantwortet: wenn es zu thun möglich wäre und ihm und den Seinen unbeschwerlich, so wolle er es gern thun. Da hat das Männlein gesagt: „es wollen die folgende Nacht etliche zu dir auf dein Haus kommen und Ablager halten. Denen wollest du deine Küchen und Saal so lange leihen und deinen Dienern gebieten, daß sie sich schlafen legen und keiner nach ihrem Thun sehe, auch keiner darum wisse, ohne du allein. Man wird sich dafür dankbarlich erweisen, und du und dein Geschlecht sollen's haben zu genießen. Es soll aber in dem allergeringsten weder dir oder den Deinen Leid geschehen." Solches hat der Graf eingewilliget.

Also sind sie die folgende Nacht, gleich als mit einem reisigen Zeug, die Brücken hinan auf's Haus gezogen und sind allesamt kleine Leute gewesen, wie man die kleinen Bergmännlein zu beschreiben pfleget. Haben in der Küche gekocht, zugehauen und aufgegeben und hat sich nicht anders, als wenn eine große Mahlzeit angerichtet würde, ansehen lassen. Darnach, fast gegen den Morgen, wie sie wiederum scheiden wollen, ist das kleine Männlein abermal zum Grafen kommen und hat, neben Danksagungen, ihm dargeboten ein Schwerdt, ein Salamanderlaken und einen güldenen Ring, in welchem ein rother Löwe oben eingemacht, mit

Anzeigung: dieſe drei Stücke ſollten er und ſeine Nachkömmlinge wohl verwahren, und ſo lange ſie dieſelben bei einander hätten, würde es einig und wohl in der Grafſchaft zuſtehen. Sobald ſie aber von einander kommen würden, ſollte es ein Zeichen ſein, daß der Grafſchaft nichts Gutes vorhanden wäre. Und es iſt der rothe Löwe auch allezeit darnach, wenn einer vom Stamme ſterben ſollte, erblichen. Es ſind aber zu den Zeiten, da Graf Jobſt und ſeine Brüder unmündig waren, und Franz von Halle Statthalter im Lande geweſen, die beiden Stücke, das Schwerdt und das Salamanderlatz weggekommen, der Ring aber iſt bei der Herrſchaft geblieben, bis an ihr Ende, wohin er aber ſeit der Zeit kommen, weiß man nicht.

82.

Der Wink Gottes

In Magdeburg zeigte man ſonſt, ob noch, weiß ich nicht, ein Haus, woran ein Schild befindlich, auf dem ein Pferd zur oberen Etage eines Hauſes aus dem Fenſter ſah. Die Sage berichtete davon:

Ein Mann begrub ſeine Frau mit der Pracht, die ſeinem Stande zukam, und ließ auch an ihrem Finger einen brillantenen Ring von Werth. Der habſüchtige Todtengräber hatte dies bemerkt und ſäumte daher nicht in der Nacht zur Gruft zu eilen, ſie zu öffnen, den Deckel des Sarges aufzuſperren und zu verſuchen, der Todten den Ring abzuziehen. Aber dieſer ſaß feſt, er mußte drücken, drehen und wenden und dies brachte die nur ſcheintodte Frau zu ſich, die ſich aufrichtete und dem treuloſen Todtengräber einen ſolchen Schrecken einjagte, daß er ohnmächtig niederſtürzte.

Die Frau, nicht minder erſchrocken über ihren hülfloſen Zuſtand, nahm die Laterne des Todtengräbers und wankte dem Hauſe ihres Gatten zu. Sie klopft an. Der Diener fragt: „wer da ſei?“ „Ich bin es, — antwortetete ſie — die Frau von Hauſe, öffne mir.“ Todtenbleich ſtürzte dieſer zurück und in das Zimmer des Herrn, dem er die neue Mähre verkündete. „Nimmer kehrt meine Frau aus ihrem Grabe zurück, — antwortete dieſer — eben ſo wenig wie meine Schimmel jemals die Treppe heraufkommen werden, um oben zum Fenſter hinaus zu ſchauen.“

Da ging es trapp, trapp die Treppe herauf; ſeine Schimmel waren es. Da glaubte der Mann, ging hinab, öffnete die Thür und empfing ſeine todt-

geglaubte Gattin, mit der er lange Jahre noch in Freuden lebte.

„83.

Vorbedeutungen des Todes.

1. Zu Kloſter Corvey.

Es hat dieſes Kloſter von Gott, unter andern dieſe ſonderbare Gnade gehabt, daß, ſo oft al einer von den Brüdern ſterben ſollen, er, drei Ta ge zuvor, ehe dann er verſchieden, eine Ver warnung bekommen, vermittelſt einer Lilie an einem ehrnen Kranze, der im Chor hing; denn dieſe Lil kam immer wunderbarlich herab und erſchien dem Stuhle desjenigen Bruders, deſſen Lebensende nahte, alſo, daß derſelbe dabei unfehlbar merkte, er würde in dreien Tagen von der Welt ſcheiden. Dies Wunder ſoll etliche hundert Jahre gewährt haben, bis ein junger Ordensbruder, nachdem er dadurch gleichfalls an ſein Sterbeſtündlein iſt erinnert worden, ſolche Erinnerung verachtete und die Lilie in eines alten Religioſen Stuhl verſetzet hat, der Meinung, es würde das Sterben dem Alten beſſer anſtehen, als dem Jungen. Wie der gute alte Bruder die Lilie hat erblickt, iſt er darüber ſo hart erſchrocken, daß er in eine Krankheit, doch gleichwohl nicht ins Grab, geſ

len, ſondern bald wieder geſund, hingegen der junge Warnungs-Verächter am dritten Tage durch einen jählingen Tod dahin geriſſen worden.

2. In der Stiftskirche zu Merſeburg.

In der Stiftskirche zu Merſeburg hat man, drei Wochen vor dem Abſterben eines jeglichen Domherrn, bei der Nacht einen großen Tumult in der Kirche gehört, und es iſt auf den Stuhl desjenigen Domherrn, welcher ſterben ſollen, ein ſolcher Schlag geſchehen, als ob ein ſtarker Mann, aus allen Kräften, mit geſchloſſener Fauſt einen gewaltigen Streich thäte. Sobald ſolches die Wächter, deren etliche ſowohl bei Tag, als bei Nacht darin gewacht und wegen ſtattlicher Kleinodien, ſo darin vorhanden, die Runde gegangen, vernommen, haben ſie es, gleich des andern Tages hernach, dem Kapitel angezeigt. Und ſolches iſt demſelben Domherrn, deſſen Stuhl der Schlag getroffen, eine perſönliche Vertagung geweſen, daß er in drei Wochen ſterben müſſe.

3. In der Domkirche zu Lübeck.

Bei den Lübeckern ſoll ſich in der Domkirche vormals zugetragen haben, was folgt. Wenn auf eines Kanonikus Pult im Chor des Nachts eine Roſe gelegt, und früh Morgens gefunden worden,

ſo hat man, ohne einigen Zweifel, daraus geſchloſſen, daß ſolchem Domherrn der Tod bald bevorſtände. Man fügt hinzu: es habe ſich begeben, daß, als einer unter ſelbigen Domherren, Namens Rabundus, eine ſolche Roſe, welche ihm ſeine Sterbeſtunde anzeigte, auf ſeinem Pulte angetroffen, er dieſelbe davon weggeräumt und auf eines andern, ſeines Kollegen, Chorpult gelegt, nichts deſto weniger aber dennoch, unlange darnach, der Natur die Schuld bezahlt habe. Man ſagt auch daſelbſt: dieſer Rabundus errege auch noch heut im Chor mit Klopfen einen Tumult, ſo oft das letzte Lebensziel eines Domherrn herbeinahet, und ſagt man des Orts im Sprichwort: Rabundus hat ſich gerührt, darum wird ein Domherr ſterben.

Nach einigen ſoll Rabundus geſagt haben: er wolle nun, da es mit der Roſe trüglich geweſen ſei, dreimal klopfen. Dies Klopfen ſind eigentlich drei erſchreckliche Schläge unter ſeinem, im Chor befindlichen, ſehr langen, großen und breiten Grabſteine, die nicht viel gelinder krachen, als ob das Wetter einſchlüge, oder dreimal ein Kartaunenſchuß geſchähe. Und wenn der dritte Streich geſchieht, läuft oder fleugt der Knall über dem Gewölbe, die ganze Kirche nach der Länge durch, mit ſo ſtarkem Krachen, daß man denken ſollte, das Gewölbe wird ein und die Kirche über den

Haufen fallen, wiewohl es einmal, ſtärker kracht, als das andere.

4. Im Dom zu Breslau.

Auch hier ward der Tod eines Domherrn durch das freiwillige Läuten einer Glocke, oder Geräuſch im Dome angedeutet. Es finden ſich darüber im Dome folgende Verſe:

Zur Rechten:

Mors venit et nescis aderit ubi, quomodo, quando,
Saepe deus signis hanc properare docet.
Quippe ut dissolvi debeat Canonicus illic,
Pulsus agit templum, murmura dira strepunt.
Credite his verbis monitor attente tuorum,
Martyr Vincenti numen inesse tuum.
Sed quoniam colitur veneratulis [illegible] tua cervix,
In mortis luctu, poscimus, adsis opem.

Es kommt der Tod, doch wo und wie und wann,
Weiß niemand; aber Gott giebt oft ein Zeichen,
Daß er ſich naht. So oft ein Domherr hier
Verſcheiden ſoll, entſteht ein Läuten und Geräuſch.
In ſolcher Weiſung zeigt ſich deine Kraft
Vinzentius, du treuer Freund der Deinen.
Du, deſſen Haupt ein Heiligthum uns iſt;
Hilf uns, o Heil'ger, in dem Todeskampf.

Zur Linken:

Res est praedigna, quam signa mente benigna,
Cunctis praelatis et canonicis sodalitatis,

Stallo sit pulsus, cum quis vadat moriturus.
Martyr Vincenti facis hunc clangore recenti.
Quos cum Baptista parce salute pia.

Bemerken, was ſich ſeltſam hier ereignet:
Soll einer der Prälaten oder Herrn
Des Doms in kurzem ſterben, ſo entſteht
Ein Glockenſchlag. Du heiliger Vinzent
Machſt dieſen Ton; o hilf mit Sankt Johann
Dort dem Entſchlafenen zu ew'gem Heil.

81.

Kleinere Sagen.

1. Warum die Kreuzſchnabel kreuzförmige Schnäbel haben.

Als unſer Herr Chriſtus am Kreuze litt und ſtarb, da trauerte die ganze Natur und die empörten Elemente vereinten ſich zu mannichfachen Wunderzeichen. Auch zwei Vögelein flogen bei dem Kreuze vorbei, an welchem der Erlöſer hing, ſie ſahen die Nägel durch die Hände geſchlagen und flogen hinzu, um den Gottgeſendeten zu befreien von ſeinen Leiden. Ein jeglicher ſetzte ſich auf die eine Seite des Kreuzes und bemühte ſich mit ſeinem Schnäbelein den Nagel herauszuziehen, der die theuern Hände an das Kreuz heftete, aber ihre Kräfte waren zu ſchwach, die Schnäbel bogen ſich,

dem einen rechts hin über, dem andern links hin, je nachdem ſie geſeſſen hatten, und betrübt flogen ſie weiter. Aber Gott gab ihnen ein ewiges Zeichen ihrer frommen Bemühung, das ganze Geſchlecht erhielt ſolche Schnäbel und noch finden wir den obern Schnabel bald rechts, bald links hingebogen.

2. Es fliegt ein Engel durch's Zimmer.

In jeder Geſellſchaft, ſelbſt der fröhlichſten, entſtehen bisweilen allgemeine Pauſen, in denen auch nicht einer redet. Zu einer ſolchen Zeit, ſpricht die Sage, fliegt ein Engel durch's Zimmer und die Menſchen verehren ihn unbewußt, ſchweigend.

3. Die Sage vom Rothkehlchen.

Rothkehlchen kann keinen todten Menſchen ſehen. Liegt ein Erſchlagener im Walde, ſo fliegt es hinzu und legt ein Zweiglein oder einige Blätter auf ſein Geſicht, um ihn ſo etwas zu verhüllen.

Anmerkungen.

Einleitung.

Ueber Volksſagen, ihre Wichtigkeit in Hinſicht auf hiſtoriſche Erörterungen, dann aber auch wieder zur Kenntniß des Charakters der Völker und Völkerſtämme, der ſich feſt und beſtimmt, oft tief bedeutend, in ihnen ausſpricht, iſt ſchon in der Einleitung zu den Volksſagen von Otmar (Bremen 1800.), S. 3—70. mit ſo vieler Umſicht geſprochen worden, daß ich etwas Vergebliches unternehmen würde, wenn ich von neuem etwas ſchon bewährt Ausgeſprochenes wiederhohlen wollte.

Die Quellen, aus denen mir dieſe Sagen und Mährchen geworden, ſind folgende:

1) mündliche Ueberlieferung. An einer ſolchen bin ich nur ſehr arm. Wie überhaupt jetzt Sagen, Mährchen, Lieder immer mehr in dem flachen Lande nicht allein, ſondern auch in den Gebirgen, wo ſie ſonſt einen freundlichen Aufenthaltsort fanden, verſchwinden, und es Mühe koſtet, alte Männer und Frauen, die oft reich an denſelben ſind, zum Erzählen zu bringen, da ſie fürchten, verſpottet zu werden, ſo verſchwinden beſonders auch noch andere

Sagen, die an Orte, Ruinen u. dergl. geknüpft ſind, da die Zeit die alten Mauern immer mehr abflacht, ſie ihr ſchauerliches Anſehen verlieren und nicht von ſelbſt dringend dazu einladen, daß ein jeder wünſcht, nähere Kunde von ihnen zu haben, und am liebſten ein Mährchen hört. Auch die Kindermährchen nehmen immer mehr und mehr Abſchied, die ſchwankende Pädagogik weiß nicht, ob ſie dergleichen erzählen laſſen darf, oder nicht, und die alten Kindermuhmen werden daher zu anderem, wohl weit ſchädlicherem, Geſchwätz angehalten. Für die wenigen Kindermährchen, die ich habe, bin ich daher den freundlichen Mittheilern nicht wenig verbunden, und ich glaube gewiß, daß ſie auch meine Leſer mit Luſt und Behagen aufnehmen und gern in jene Zeit zurückgehen werden, wo dieſe Erzählungen einen weit tiefern Eindruck machen, als oft ſelbſt kaum die größten Epochen der Weltgeſchichte den Erwachſenern hervorzubringen vermögen.

2) Reicher ſtrömte mir die Quelle alter Chroniken, und es hat oft nicht geringe Mühe gekoſtet, aus dicken Folianten ein oder zwei Sagen und Mährchen herauszufinden. Sie erſcheinen aber oft als die wichtigſten, da ſie, von den alten Chronikenſchreibern in die hiſtoriſche Darſtellung mit verflochten ſind, oder ſo von ihnen hingeſtellt

werden, daß man wohl ſieht, ſie glauben daran, wagen aber doch nicht recht, das entſcheidende Urtheil darüber auszuſprechen. Wann und wie Chroniken benutzt worden ſind, wird immer genau in den nachfolgenden Anmerkungen angegeben.

3) Länder und Ortsbeſchreibungen, hiſtoriſche Unterſuchungen über einzelne Familien, Gegenden, Städte, Burgen u. dergl., ſo wie Reiſebeſchreibungen, Sammlungen anderer Perſonen zu beinahe gleichem Zwecke und ſolcher Bücher mehrere, waren die dritte Quelle, aus der ich ſchöpfte und die mir eine reichliche Ausbeute gewährte. Nicht fürchte ich, in den übeln Ruf eines Plagiarius zu fallen, indem ich auch viele neue und ganz neue Bücher benutzte. Alle dieſe Schriften berühren nur zufällig den Punkt, der mein Hauptzweck war, und indem ich wünſchte, alles in einem Brennpunkte zu verſammeln, mußte ich auch von dorther etwas entlehnen, was uns und unſrer jetzigen Zeit ſo nahe ſteht, ja mit uns ſelbſt in einerlei Treiben befangen iſt. Getreulich iſt auch dieſe Quelle jederzeit bemerkt worden.

4) Volkslieder auf Sagen gegründet. Hier findet ſich auch nur wenig; wo etwas aufzuſpüren war, iſt das Lied immer neben die Sage geſtellt worden, um zu zeigen, wie theils beide in einander überge-

gangen ſind, theils ſich wieder von einander entfernen und auf verſchiedene Weiſe die Sage umfaſſen. Es gab auch andere, längere Gedichte, die man nicht Volkslieder nennen kann, welche der Aufnahme nicht unwerth erſchienen, z. B. bei Nr. 16. 26. Von größern Liedern, in welchen Volksſagen bearbeitet worden ſind, ward nur diesmal der merkwürdige Heinrich der Löwe aufgenommen, ein Gedicht, das noch einen wahrhaft alten, männlichen, tüchtigen Charakter trägt, dabei in vielen Stellen, wie nicht zu läugnen, etwas unbeholfen und holzſchnittartig iſt, aber in andern wieder ſo treu, mild und bieder, daß wohl ein jeder, der es aus einem richtigen Geſichtspunkt betrachtet, davon eingenommen werden muß. Eine andere poetiſch bearbeitete, noch etwas längere Sage, wird in dem zweiten Bande erſcheinen.

5) Legenden wurden, ſo viele auch vor mir lagen, nur wenig benutzt, theils da ihr Zuſchnitt im Ganzen ſehr einförmig iſt, bei allen derſelbe Grund unter leicht aufgetragenem Kolorit durchſchimmert und ſo eine gewiſſe Eintönigkeit nicht zu vermeiden geweſen wäre, die man ſchon bei den aufgenommenen bemerken wird. Gerade aber ſo viel, als aufgenommen ſind, ſchienen zur Rundung des Ganzen zu dienen.

Betrachtet man alle dieſe Quellen und überſieht das Reſultat, was daraus gezogen iſt, ſo findet man doch, daß die Maſſe des Gewonnenen der Maſſe des Bodens, aus der geſchöpft werden konnte, nicht entſpricht, aber der meiſte Theil deſſelben iſt unfruchtbar und in vielen Landen ſind jene alten Schätze verſunken, wie die Gold- und Silberkiſten in den bezauberten Bergen, mit denen uns alle Mährchenerzähler überſchütten. An vielen, ſonſt goldreichen Stellen, will die Wünſchelruthe nicht mehr anſchlagen. So lautet z. B. in der Vorrede zum Froſchmäuſeler eine Stelle alſo: „was auch der alten Deutſchen Heidniſchen Lehre geweſen, vernimmt man aus den wunderbarlichen Hausmährlein, von dem verachteten frommen Aſchenbößel (Aſchenbrödel) und ſeinen ſtolzen ſpöttiſchen Brüdern. Vom albernen und faulen Heinzen, vom eiſernen Heinrich, vom alten Steidthardin und dergl.“ Wo finden wir noch Kunde dieſer Mähren? Aſchenbrödel, denn dieſe iſt doch wahrſcheinlich gemeint, wenn gleich die Brüder auf eine andere Geſchichte zu deuten ſcheinen, müſſen wir nur in Franzöſiſchen Mährchen ſuchen und von den anderen wiſſen wir gar nichts. So könnte ich noch eine Menge nachweiſen, unter denen indeſſen viele ſein mögen, die mir nur allein fehlen, anderen wohl bekannt ſind.

Wie nun manches Land viel, ein anderes wenig, ein drittes noch weniger und endlich gar nichts anbietet, ſo trete denn auch ich mit meiner Gabe hervor und erſcheine bei weiten, großen und gewiß an Mährchen überreichen Ländern ſehr armſelig. Hätte ich meine Sagen unter einander geworfen und nicht die Länder von einander, mit gutem Vorbedachte, trennen wollen, ſo hätte ich dieſe Armuth verdecken und ganz ſtattlich mit der Summe derſelben einherprunken können, aber dies war ganz gegen meinen Zweck. Möchten daher Männer in ſolchen vernachläſſigten Gegenden, denen es um Aufhellung vaterländiſcher Alterthümer zu thun iſt und die mich gerne in dieſe Jugendpfade begleitet haben, recht böſe darüber werden und dieſe Vernachläſſigung dadurch zu rächen ſuchen, daß ſie mir recht viel Sagen ihrer Gegend mittheilen; mein und vieler Leſer warmer Dank iſt ihnen dafür gewiß. Nur bitte ich dabei, die Sage ſo rein und unverſchönert zu erzählen, wie ſie das Land und die Gegend giebt, da ſie ſonſt hier nicht in dieſen Kreis paſſend ſein würden. Vorzüglich arm ſind meine Sammlungen in Hinſicht auf die Oeſtreichiſchen Staaten, mit Ausnahme Böhmens, auf Tyrol, Baiern, Schwaben, die Schweiz, Franken, Gegenden, in denen allen gerade dieſe Quellen recht reichlich ſtrömen müſſen. Dieſe Gegenden ſind da-

her auch ganz von mir übergangen! denn für die Schweiz hatte ich z. B. nur zwei Mährchen: den Pilatussee und die Jungfrau zu Basel. Eine bedeutende Masse Sagen, als z. B. alle Rheinsagen, wurden zurückbehalten, da dieser erste Band die ihm bestimmte Stärke vor der Zeit erreichte und erwarten nun ihre Bekanntmachung in einem zweiten Theile.

Die Anmerkungen sollten eigentlich für sich selbst sprechen, um so mehr, da schon oben davon im kurzen die Rede gewesen ist, aber es bedarf wohl doch noch eines Wortes, besonders da es später hinzu kommt. So viel Mühe ich mir auch gegeben habe, die Anmerkungen nur auf das Nothwendigste zu beschränken, so traten doch so mancherlei Umstände ein, welche erforderten, daß sie doch mehr anschwollen, als erst der Wille war, indem nur wenige Blätter dafür ausgesetzt wurden. Mit aller Sorgfalt ist indessen alles üppig Wuchernde weggeschnitten worden, insofern es nicht geradezu auf das Mährchen und seine verschiedenen Verflechtungen und Verzweigungen Bezug hat. Hier traten aber an einzelnen Orten merkwürdige Verwandtschaftsverhältnisse ein, die es nothwendig zu machen schienen, daß selbst Sagen aufgenommen wurden, die an einem andern Orte weit würdiger stehen, als ich ihnen hier einen Platz geben konnte, ich meine die Harzmährchen aus dem Otmar. Die

Hiſtorien von verſunkenen Schlöſſern, Ruinen mit alten Schätzen in ihrer Tiefe, dieſe ziehen ſich durch alle Länder hindurch und wollte man alle dergleichen Sagen aufnehmen, ſo gäben ſie allein ſchon ein eigenes Buch. Dagegen iſt es wohl ſehr merkwürdig, mehrere derſelben aufzuſtellen, um zu zeigen, wie dieſelbe Grundidee da iſt, wie ſie ſich wiederhohlt und bisweilen, der Bemerkung werth, nach der Eigenthümlichkeit des Landes ſich verändert.

Deſto wichtiger iſt es aber wohl, zu ſehen, wie ſelbſt ferne Länder ſich in der Sagen- und Mährchenwelt mit einander zu verknüpfen bemüht ſind, ein Streben, das zu enthüllen mir bei dieſen Sagen nur ein paarmal hat gelingen wollen, dagegen bedeutender hervortreten wird, wenn es mir einmal erlaubt ſein wird, eine Vergleichung der Altdeutſchen Erzählungen mit den Engliſchen, Italiäniſchen, Franzöſiſchen und vor allen den Orientaliſchen darzulegen, ein Reich, in welches ſchon ein paar meiner Sagen ganz fallen und anderer Seits ſich demſelben bedeutend nähern.

Die angehängte literariſche Ueberſicht der Deutſchen Volksſagen iſt ſehr mager und dürftig und bittet beſonders um Nachſicht, da mir, in meiner jetzigen Lage, gerade die Hülfsmittel hierzu abgingen, doch wird ſie nicht ganz nichtig erſcheinen.

Anmerkungen.

I. Schleſiſche Sagen.

1. Geſchichte des Grafen Walther und der Helgunda. Wir können mit Recht wohl dieſe Sage voranſtellen, da ſie ganz das Gepräge alter Zeit trägt und mit Anklängen an ältere Romanzen durchwebt iſt. Sie hat durchaus noch das Kecke, Derbe der Ritterzeit und gründet ſich auch auf einen alten Geſang. Noch in chriſtlichen Zeiten zeigte man das Grab der Helgunda auf dem Schloß zu Wislicz in Felſen gehauen. Ein Chronikenſchreiber Polens, Boguphalus, Biſchof zu Poſen (ſtarb 1253.), der in lateiniſcher Sprache ſchrieb, erzählt dieſe Geſchichte. Seine Chronik ſteht gedruckt in Sommersberg Script. Siles. Tom. II. p. 18 — 78. und dieſe Geſchichte p. 37 — 39. Eine Deutſche, nicht wörtliche, Ueberſetzung lieferte ſchon Kloſe in der dokumentirten Geſchichte und Beſchreibung von Breslau (Breslau 1781.) Theil 1

S. 254. — 261. Auf den letzten Seiten vermuthet Kloſe, dieſe Geſchichte ſei Erfindung eines Slaven, da ſie ganz den Charakter dieſer Nazion trage, nicht aber eine Deutſche. Mir erſchien ſie aber immer ganz Deutſch, da das Ueberfahren über den Rhein, das Nachſetzen des Ritters, der Kampf, heimiſchen Boden in Sinn und Wort bezeichnet; und ſo fand es ſich dann auch bei näherer Unterſuchung, da es keine andere Geſchichte, als die des Walter von Aquitanien iſt, über die wir ein groſſes Gedicht in lateiniſcher Sprache beſitzen, und das zum Kreiſe der Nibelungen gehört. Siehe mehr darüber in unſerem Grundriß zur Geſchichte der Deutſchen Poeſie (Berlin 1811. 8.) S. XXII. — XXIV.

2. Die Heidniſche Jungfrau im Schloſſe zu Glatz. Aelurius in ſeiner Glaziographie (Leipzig 1625.) S. 125 — 29 erzählt von dieſer Jungfrau nach alten Sagen. Eine jede Erwähnung derjenigen Dinge, die man noch heutiges Tages ſieht und die Bezug auf dieſe Jungfrau haben, geht auf die Zeit des Aelurius. Im Breslau'ſchen Erzähler Jahrgang 4. (Breslau 1803.) S. 100 — 5, 115 — 19, 135 — 40 finden ſich drei Sagen von der Jungfrau im Schloſſe zu Glatz, von Fülleborn erzählt. Da es indeſſen zweifelhaft, ob ſie nicht eigene Erfindungen Fülleborn's, oder,

wie er häufig that, Uebertragungen fremder Sagen auf heimiſchen Boden ſind, ſo hat man ſie für jetzt nicht aufgenommen. Gleiche Bewandniß hat es mit mehrern Sagen im Breslau'ſchen Erzähler, beſonders hat Rübezahl manches fremde, ſogar Orientaliſche Mährchen auf ſich nehmen müſſen.

3. Die groſſe Linde bei Eiſersdorf, auch aus Aelurius Glaziographie. S. 125. 26.

4. Das Bild des Bären und der Jungfrau auf dem Zobtenberge. Aus Gothofr. Henr. Burgharti Iter Sabothicum, Breslau und Leipzig 1736. 8. S. 103—4. In Stein roh gehauen, vom Regen abgewaſchen, mit Moos zum Theil bedeckt, findet man noch dies Frauenbild mit dem Fiſch und dem dabei ſitzenden ſehr unkenntlichen Bären auf dem Wege zum Gipfel des Zobten. Das Bild der Frau hat eine Länge von 5 Ellen (nach der angeführten Reiſebeſchreibung), ungeachtet die Füße und der Kopf fehlen, und vermuthlich abgebrochen ſind. Der Bär, welcher neben ihr ſitzt, iſt drei Ellen ungefähr hoch und ſcheint die rechte Tatze gegen ihre rechte Achſel auszuſtrecken. Beide Statuen waren mit Moos ſehr bewachſen, als ſie Burghart zeichnen wollte, welches derſelbe erſt vorher abputzen mußte. Dieſer erzählt in dem angeführten Buche, wo auch ein

doppeltes Bild dieſer Merkwürdigkeit iſt, S. 101 —2 weiter: Der Stein, woraus ſie beſtehen, iſt der hier gewöhnliche dunkel graue, doch etwas grobe Marmor und bei der Figur ſelbſt konnte man die Ueberbleibſel des Halſes gar deutlich gewahr werden. Die Bruſt iſt nach Proporzion des übrigen Körpers breit genug, aber ganz flach und ſcheint nackend zu ſein. Den linken Arm kann man neben der Bruſt deutlich liegen ſehen. Am Unterleibe bis auf die Füße ſcheint ſie bekleidet. Auf dem Schooße hat ſie einen annoch ſichtbaren und faſt drei Ellen langen, etwas linker Seits gekrümmten Fiſch liegen, der ihr noch weit bis über das Gelenk des linken Ellenbogens mit dem Kopfe reicht. Von den Händen, womit ſie den Fiſch ohngefähr in der Mitte umfaßt, ſind nur Erhöhungen, aber keine Finger mehr zu ſehen, wie ihr dann auch vom linken Ellenbogen ein Stück abgeſprungen oder abgeſchlagen worden. Der neben ihr ſitzende Bär ſieht ſehr plump aus und kann man nichts deutlicher, als die Spuren der Ohren an ihm ſehen, das eine davon ſchien vor noch nicht gar zu langer Zeit abgebrochen zu ſein, weil der Stein daſelbſt, in Anſehung des andern, noch ganz friſch und von der Witterung noch nicht ſehr befleckt war. Auf der andern Seite ließen ſich von den Vordertatzen, eben ſowohl wie von den Hinterfüßen, worauf er, als

ein dienender Hund, ſitzet, genugſame Anzeigungen, wie auch der rund erhabene Bauch deutlich ſpüren.

Ob die Geſchichte wahr ſei, oder bloß durch die Zeit unbekannt gewordenen Steinfiguren ihre Entſtehung verdankt, iſt nicht zu beſtimmen. An mehrern Orten wird ſie erzählt, auch angedeutet in Kunowsky's Beſchreibung des Zobtenberges. Schleſ. Provinzialblätter 1810. St. 8. S. 108—9.

5. Das Bild des Mönchs und Wolfs. Schleſ. Provinzialblätter 1810. St. 8. S. 109—110. Der Wolf, der ſonſt links am Wege von Floriansdorf nach Rogau auf Marxdorfer Gebiete lag, ſoll jetzt im Gehöfte des Bauers Wolf zu Marxdorf ſtehen, der ihn mit Muſik hohlte, als er um und in den Fahrweg geworfen worden war. Der aus Granit gehauene Mönch ſteht noch unweit des Kiefernsdorfer Buſches, links von der Straße nach Breslau, tauſend Schritt hinter Kiefernsdorf. Kunowsky, ebendaſ. S. 109. — Das im Anfange erwähnte Kloſter waren Auguſtinermönche, denen von Grafen Peter Wlaſt 1110 dort oben ein Kloſter gebaut ward, was ſie ſpäter nach Gorkau, dann auf die Sandinſel nach Breslau verlegten.

6. Wie das Kloſter Trebnitz erbaut worden. Die Sage iſt allgemein bekannt. Das Volkslied ſteht in einer handſchriftlichen Sammlung,

die der verſtorbene Füllcborn beſaß, und woraus es im Breslau'ſchen Erzähler Jahrgang 2. Thl. 3. S. 434 — 35. abgedruckt ſteht. Man findet es auch im Wunderhorne II. S. 260. 61.

7. Die Ermordung der Tartariſchen Kaiſerin zu Neumarkt. Die Erzählung ſteht in der Legende der heiligen Hedwig, welche im Jahre 1504 in Deutſcher Sprache zu Breslau in Folio gedruckt erſchienen iſt, Bogen Jij und iij, da es unfoliirt iſt. Es iſt hiſtoriſch erwieſen, daß das Ganze nur ein Mährchen des Vols iſt, welches aber ſehr geliebt ward, da auch ein Volkslied darüber vorhanden, welches wir angefügt haben, und das aus jener eben erwähnten Sammlung herſtammt. Es ſtand ebenfalls im Erzähler, am angeführten Ort, Thl. I. S. 63. 64 und im Wunderhorne II. S. 258 — 60.

8. Fräulein Kunigunde von Kynaſt. Nach der Geſchichte in einem kleinen Hefte, das in Breslau und auf dem Kynaſt verkauft wird. Der Kynaſt bei Hermsdorf. 4te Auflage 1808. Hirſchberg. S. 9 — 13. — Eine Bearbeitung von Fiſcher, mit ganz verändertem Schluſſe, ſteht in dem Taſchenbuche für Freunde des Rieſengebirges. Nicht allein der Kommendant des Kynaſts erzählt noch ſtets die Geſchichte, ſondern die Kinder deſſelben bringen auch dem zum erſtenmale hin-

aufkommenden Freunden einen Haubenſtock, deſſen Kopf mit einer Igelhaut überzogen iſt, als Bild der ſchönen Kunigunde, die einen Kuß verlange. Eine Gabe beſchwichtigt die Kinder; denn ſie iſt ihr Zweck.

9. Das Innere des Zobtenberges. Die erſte Geſchichte aus Gothofr. Henr. Burgharti Iter Sabothicum ſ. oben S. 99 — 100. Die zweite aus dem Schleſiſchen hiſtoriſchen Labyrinth. Breslau und Leipzig. 8. 1737. S. 731. Wenn ich nicht irre, giebt's auch noch ein eigenes, weit geſponnenes Mährchen von Kotzebue, von der Wunderhöle im Zobten.

10. Rübezahl, der ſpukende Berggeiſt der Sudeten, iſt zu bekannt, als daß noch viel von ihm angeführt werden ſollte. Es würde eine wenig dankbare, für dieſen Zweck ſelbſt undankbare Arbeit ſein, die weitläuftigen literariſchen Nachweiſungen über dieſen Berggeiſt zu geben, wo Geſchichten von ihm gefunden werden und wie ſie geſtaltet ſind. Eine nicht minder undankbare Arbeit wäre es geweſen, mehr als die gewählten Geſchichten von ihm zu erzählen. Alle ſind in dem Munde des Volkes von einem Schlage und Zuſchnitt und nur in dem Munde liebreicher Mährchenerzähler erhielten ſie den Farbenſchmelz, die ſie der Jugend und dem Alter ſo lieb machen. Wir

konnten und wollten uns, unſerm Zwecke nach, nicht an dieſe zu reihen verſuchen. Beſonders lieblich erſchien uns immer das Mährchen in den neuen Volksmährchen der Deutſchen von Erdmund und Maria, welches traulich und reitzend, ohne ſtörende Anmerkungen zum Leſer ſpricht. Eben ſo hat Muſäus den Rübezahl verherrlicht und auch Friedrich Auguſt Schuſter hat in ſeinen Volksmährchen der Schleſier (Breslau 1801.) S. 85—159 ein unbedeutendes Mährchen geſchickt benutzt. Die Bearbeitung mit weiſer Mäßigung, wie ſie den Mährchen-Dichtern geziemt, bleibt auch die einzige Art, wie Rübezahl geſchickt aufgeführt werden kann; bloß nacherzählt, hat er etwas Langweiliges, Trocknes. Wir haben uns daher mit wenigen, zur Urkunde der Art und Weiſe, wie man ihn findet, begnügt. Vieles Fremdartige, das auch andern Geiſtern und Zauberern zugeſchrieben wird, trug die Zeit und die Laune der Erzähler auf ihn über. Es bleibt nur noch anzuzeigen, woher dieſe Geſchichten genommen ſind. 1. Aus Daemonologia Rubinzalii Silesii, das iſt, ein ausführlicher Bericht von dem Rübezahl. Durch Praetorius. Die dritte Edizion. Leipzig. 12. 1668. Thl. I. S. 232—37. — 2. Ebendaher S. 275—77. Dieſe Geſchichte wird auch, in andern Sagen, dem Teufel beigelegt, der mit dem armen Bauer Mitleiden ge-

habt haben ſoll. — 3. Ebend. S. 284 — 85. Dieſer Scherz wird auch dem Böhmiſchen Zauberer Zeſthen beigelegt, von dem weiter unten ſiehe, wo dieſelbe Geſchichte kurz noch einmal ſteht. Um zu zeigen, wie ſolche Sagen von dem einen Zauberer zum andern übergegangen ſind, hat man die nehmliche unter beiden Perſonen beigebracht. Künftighin, in gleichen Fällen, nur Hinweiſungen. — 4. Daſelbſt S. 285 — 92. Dies Mährchen iſt noch eines der unterhaltendſten und angenehmſten und möchte wohl den Vorrang vor allen andern verdienen. 5. Aus demſelben Buche, aber dem zweiten Theile (Leipzig 12. 1671.) S. 20 — 26. Liebenthal war ein Jungfrauenkloſter Benediktiner Ordens, dicht an dem Gebirge; nahe daran und dazu gehörend ein Städtlein gleiches Namens. 6. Eben daher S. 42 — 45. 7. Ebendaſelbſt S. 183 — 88. 8. Daſelbſt S. 248 — 54.

11. Der diebiſche Rathsherr zu Schweidnitz, genommen aus Phoenix redivivus ducatuum Svidinicensis et Jauroviensis, autore E. I. Nasone. Breslau 1667. 4. S. 91 — 94. Es iſt der gemeine Ruf, ſagt Naſo S. 93, daß dieſe Geſchichte kein erdichtetes Weſen, ſondern in Wahrheit alſo gründlich bewandt ſei, wiewohl in dem Rathsarchive hiervon nichts verzeichnet anzutreffen, in Erwägung, daß man ſolche ungewöhn-

liche That und erſchreckliche Geſchichte, aus erheblichem Bedenken, ſintemalen ohne dies das Gedächtniß in Stein ausgehauen bleiben würde, denen Stadtbüchern nicht einverleiben wollen; dannenhero der Name des unglückſeligen Rathmannes, wie auch der Tag und Jahr des vorgeloffenen Trauerſpiels in dem Alterthum verborgen liegt. — Anſtatt des entſeelten Körpers hat man ein ſteinernes Bild, ſo deſſen Geſtalt vorgewieſen, zum ewigen Gedächtniß begangener Miſſethat, auf das ſteinerne Thurmgeländer geſetzt, welches im Jahre 1642 ein mächtiger Sturmwind herunter geworfen, davon auf dem Rathhauſe annoch der Kopf zu befinden ſein wird. — Im Jahre 1811 wollte man von dieſem Kopfe, der, wie Naſo S. 92 ſagt; „einen großen, runden Bart geführt," nichts mehr wiſſen, wie das Ganze auch als Mährchen verworfen wird. S. 94 erzählt Naſo noch: „Altbetagte Leute, ſo von ihren Vorältern ſolchen Verlauf vernommen, berichten, daß noch zu ihrer Zeit, ohne voriges Bildniß, gemeldter büßender Rathsherr nebſt der Dohle, in Stein ausgehauen, über dem Thore ſeines Hauſes geſtanden, welches ſteinerne Bild, ſo ich deswegen ſelbſt eigentlich betrachtet, in dem Hofe der Wohnung bis auf dieſe Stunde eingemauert zu befinden iſt. — Obgleich man nichts über ſeinen Namen weiß, legt ihm

Naſo doch S. 93. 5 Kinder bei. Man findet auch dieſe Geſchichte im Breslauer Erzähler, Breslau 1802. Jahrgang III. S. 626—28.

12. Die beiden ſteinernen Bilder beim alten Rathhauſe zu Breslau. Nach einer mündlichen Ueberlieferung.

13. Die Gott geweihte Nonne zu Löwenberg, ebenfalls aus dem phoenix redivivus ſ. oben S. 153 — 155. Dort, wo ſie oben abgebrochen, fährt Naſo fort: „welche zum ewigen Gedächtniß ſolcher wunderlichen Geſchicht (woraus zu lernen, daß man die Gott geheiligten geiſtlichen Jungfrauen in ihrer Reinigkeit nicht anfechten, noch mit Gewalt aus dem Kloſter-Leben ziehen ſolle) nicht ferne von dem Eingange der Kirche, an einer ſteinernen Säule, in einem erhabenen Grabe zuſammen vereinigt und darauf beider Bildniß, der Bräutigam in weltlichem und die Jungfrau in geiſtlichem Kleide in Stein ausgehauen worden, wie denn ſolches Grabmahl noch heutiges Tages daſelbſt unverſehrt anzutreffen. Man meldet, daß der Braut geiſtlicher Habit lange Zeit an der Säule, über dem Leichſteine gehangen haben ſolle. Ich aber habe mehr nicht, als ein Stück von ihrem Franziskanergürtel oben angeknüpft befunden.“ — So weit Naſo, der den

Vater des Jünglings einen Präfekten der Maltheſer Kommende (welche zu Löwenberg war) nennt.— Auch Sutorius in ſeiner Geſchichte von Löwenberg (Bunzlau 1784.) erzählt Thl. 2. S. 312 — 14 dieſe Geſchichte und verweiſ't ſie unter die Mährchen, ſo wie mehrere andere Schleſiſche Hiſtoriker. Ganz zu verwerfen iſt ſie, wie alle dieſe Sagen des Volks, gewiß nicht.

Die jetzige Kloſteraufhebung gab mir Gelegenheit, auch dieſes Grabmahl, wiewohl ohne hinlänglichen und genügenden Erfolg, zu unterſuchen. Es fand ſich noch an der Seite der Kirche, bei einem Pfeiler, woran ein Nebenaltar. Die Platte iſt Sandſtein. Rechts liegt ein Frauenzimmer darauf, in langem, faltigem Gewande, oben über den Kopf einen Schleier geworfen, mit eng anliegenden, langen Aermeln, die aber oben, am Oberarm, weiter werden. Die rechte Hand reicht ſie einem neben ihr ſtehenden Ritter, die linke hat ſie mit zwei Fingern auf die rechte Bruſt gelegt, in der Hand einen Roſenkranz haltend. Der Ritter iſt in leichtem Harniſch, mit bloßem, lockigtem Haupte, reicht ihr die rechte Hand ohne Handſchuh, in der linken, mit Handſchuh, hält er einen Schild und ſein Schwerdt, rechts hängt ein kleiner Dolch an der Hüfte. Oben, zwiſchen den Köpfen, ſchwebt ein

leichter Helm. Unten, an der Seitenfläche des Steins, wo die Füße der abgebildeten Personen stehen, unter ihr ein Drache, unter ihm ein Löwe. Auf dem Schilde steht nichts, einige scheinbare Buchstaben sind gewiß später eingekratzt. Sonst findet sich auch durchaus keine Inschrift.

Es ward die Hoffnung gehegt, daß beide Personen vielleicht in einen metallnen Sarg gelegt sein möchten und diese denkwürdige Geschichte durch irgend eine in denselben gelegte alte Schrift verewigt sein könnte, da sie, wenn die Sage wahr erzählt, den Zeitgenossen zu wichtig sein mußte. Es wurde daher, da überdies der Grabstein wohl in eine andere Kirche zu bringen sein wird, mit Erbrechung des Grabes vorgeschritten. Nach Abreißung des obern Aufsatzes, der von Quadersteinen gemauert war, kam leichte Erde, mit Bruchsteinen untermischt, dann bald eine Menge auf einander gebauter Quadersteine, die eigends behauen schienen. So kamen die Arbeiter drei Ellen tief, ohne etwas anders als Steine, mit Erde gemischt, oft von beträchtlicher Größe, zu finden. Bisweilen erschienen kleine Knochen, Ribben, Armknochen und dergleichen, aber kein Kopf. Als die Arbeit auf dieser Seite vergeblich war, ward rechts hinüber, gegen den Gang zu, gearbeitet; hier fand sich leichte

Erde, bald auch verwitterte Pflanzenerde, von dem zerfallenen Sarge, und in kurzem nicht allein die Beinknochen, sondern auch die Rippen, Armknochen und der ganze Schädel, eines Mannes, mit Ober und Unter-Kinnlade und schönen, zwar lose neben einander stehenden, aber noch ganz vollständigen Zähnen, die einen Mann in der Blüte seiner Jahre anzuzeigen schienen. Von dem weiblichen Körper war, rechter Hand von dem männlichen, wo er, dem Grabsteine nach, liegen mußte, durchaus nichts zu entdecken, so wie auch keine Spur von Bekleidung, ritterlichem Schmucke und dergleichen bei dem Gerippe übrig geblieben war. Es wäre nun noch möglich gewesen, daß der weibliche Körper links gelegen hätte; hier waren aber auch die Untersuchungen, die nur oberflächlich angestellt werden konnten, da es zu finster ward und der nicht aufgehobene steinerne Estricht der Kirche nachzustürzen drohte, vergeblich. Bieten nun leider diese Nachgrabungen kein sicheres und festes Resultat dar, so scheint es doch beinahe ausgemacht, daß nur ein Leichnam unter dem Steine gelegen und mit höherem Rechte tritt diese Geschichte in das Reich der Mährchen über.

14. Die große Braupfanne beim Dorfe Warthau. Dies Mährchen gründet sich

auf mündliche Ueberlieferung. In dem Steinbruche bei Warthau befindet ſich noch die verhängnißvolle, ſehr große Braupfanne, die ich ſelbſt geſehen. Sie iſt über 26 Fuß lang und wohl 3 Fuß breit, aus einem mächtigen Steine gemeißelt und das Kunſtſtück irgend eines Arbeiters im Steinbruche. Ihre Größe, und daß ſie in der Tiefe ſteht, macht, daß ſie noch nicht von ihrer Stelle hat bewegt werden können. Sie hat ſeit einigen Jahren einen Sprung, da ſich im Herbſte Waſſer darin geſammelt, dies gefroren war und die Pfanne geſprengt hatte. Die zwölf kleinen Gefäße dienen jetzt im Dorfe Warthau dem Vieh zu Krippen. Warthau liegt zwiſchen Bunzlau und dem Gröditzberge, auch finden ſich dabei die Ruinen eines alten Raubſchloſſes, in dem die geldbegierige Menge einen Schatz ahndet, der auch nicht weichen kann, da das Schloß mit Waſſer rund umgeben iſt. Ein Mann hat ihn ſchon einſt gehoben gehabt, da reitet ein poſſierliches Männlein auf einem Ziegenbocke vorbei, er bricht das Geiſtern durchaus angenehme Schweigen und der Schatz verſinkt wieder. Noch war niemand wieder ſo glücklich, ihn ſo hoch über den Erdboden zu erheben.

15. Rechenberg's Knecht, fand ich in dem Breslauiſchen Erzähler, von Fülleborn, im dritten Jahrgange, im zweiten Quartal. (Breslau

1802) S. 402 — 4. Es hat mit dieſer Geſchichte ebenfalls die bei Nr. 2. erwähnte Bewandniß, daß ich unſchlüſſig bin, ob ſie wirkliche Sage iſt, oder bloß eine Uebertragung Fülleborn's auf vaterländiſchen Boden. Die Sage ſelbſt hat aber ſo etwas Frommes und Liebliches, daß ich ſie ungern ausgelaſſen hätte.

16. Der ſchwarze Friedrich zu Liegnitz. Auch dieſe Geſchichte erzählte uns Fülleborn in dem oben angeführten Jahrgang des Erzählers, im erſten Quartale S. 74 — 76 und S. 82 — 84. In allen hiſtoriſchen Werken heißt er der ſchwarze Chriſtoph und er kommt in Chroniken ſowohl, als ältern und neueren Geſchichtsbüchern häufig vor. Ein Aufſatz über ihn ſteht in den Schleſiſchen Provinzialblättern Jahrg. 1791. S. 35 — 51 und S. 139 — 150. Im Jahre 1513 ward er gehängt. Auch Thebeſius ſpricht von ihm, ſo wie in den Schleſiſchen Analekten, Schmiedeberg 1790. Juni, ein Aufſatz über ihn ſtehen ſoll, den ich wohl gewünſcht hätte zu leſen; ich habe aber nicht dieſe Zeitſchrift erhalten können. Das angeführte Gedicht iſt aus Wahrendorf's Liegnitz'ſchen Merkwürdigkeiten, Budiſſin 1724. 8. S. 290 — 91. — Auf dem Zeughauſe zu Liegnitz befand ſich noch bis zum Jahr 1740 der große Bogen des Chriſtoph, ſein ſammte-

nes, rothes Kappel, in welchem er den Teufel beherbergt haben ſollte, weil ein Menſch nicht im Stande geweſen ſein konnte, ohne Teufelshülfe den gewaltigen Bogen zu ſpannen, ſein ledernes Kollet von Elendshaut, durch welches keine Kugel gehen konnte, und ſein Halstuch. In dem gedachten Jahre ward das ganze Zeughaus verkauft. Ein Geiſtlicher aus Leubus kaufte dieſe und andere Rüſtungen für eine äußerſt geringe Summe und ſo kam der Bogen und ein Pfeil des Chriſtoph noch jetzt mit nach Breslau. Kappel, Kollet und Halstuch ſind nicht gefunden worden.

Was aber dieſe Sage am merkwürdigſten macht, iſt die Uebereinſtimmung mit einer Harzſage die Dannelshöle, die unter dieſen ſich auch in unſrer Sammlung, des merkwürdigen Zuſammenhanges wegen, befindet. Da die Hiſtoriker allgemein als bloße Sage alles dasjenige verwerfen, was wir vom ſchwarzen Friedrich erzählt haben, ſo mag wohl jenes Harzmährchen hierher verpflanzt und heimiſch geworden ſein.

II. Sagen aus Böhmen, Mähren, Ungarn und Oeſterreich.

17. **Libuſſa.** Wem iſt dieſe Sage nicht in der Bearbeitung des Muſäus bekannt, wo ſie Thl. 3. S. 5 bis 130. der neuen Ausgabe (Leipzig 1804) erzählt wird? Wie ſie hier gegeben worden, findet ſie ſich in Martin Boregk's eines Breslauer's, Behmiſchen Cronica ꝛc. im erſten Theile, (Wittenberg 1587. Fol.) S. 5—8, dem ich diesmal lieber als dem Hagek folgte, der bei andern Geſchichten mein Geleitsmann war. Dabei ſind noch einige Prophezeihungen der Libuſſa und des Primislaus, die nicht hierher gehören.

In Betreff der gepflanzten Haſelruthe erzählt, nach Boregk, S. 6. 7, Aenas Sylvius in ſeiner Geſchichte von Böhmen, daß er unter den Privilegien des Königreichs Böhmen ſelbſt Kaiſer Karls des 4ten Briefe gefunden, in welchen ſolches für eine ganze Wahrheit angezogen worden. So ſollen auch die Bauern dieſes Dorfs ſein befreiet worden, daß ſie keinen Tribut, denn etliche Haſelnüſſe von denſelbigen Sträuchen, den Böhmiſchen Königen geben dürfen, doch vermeldet er, daß Anno 1513 allein drei Bauern ſolche gegebene Freiheit genoſſen. Ob ſolche Sitte noch herrſcht, iſt mir unbekannt, wäre aber zu erforſchen und bekannt zu machen wichtig.

Aus der Böhmiſchen Chronik von Wenzeslaus Hagecius, vom Urſprung der Böhmen ꝛc. aus dem Böhmiſchen in das Deutſche überſetzt von Johann Sandel, gedruckt zu Prag, im Verlag zu Brür. 1596 Fol., ſoll nun noch einiges nachgetragen werden. S. 4 wird die Gemahlin des Krokus, die wir im Muſäus eine ſo liebliche Rolle ſpielen ſehen, die dem Mährchen eben einen leichten, farbigten Schein giebt, Brezena genannt und ihr die Kraft der Zauberei beigelegt, wie denn dieſelbe auch Krokus beſitzt. S. 7 heißt ſie Niva, und es wird von ihr geſagt, ſie ſei ſchön vom Anſehen und einer groſſen Geſtalt geweſen. Sonſt von der lieblichen Sage, die Muſäus hat, nichts. Hagek nennt Bl. 7 die älteſte Tochter Kaſcha (vgl. oben), die aller Zauberei und Klugheit voll geweſen ſein ſoll, ſo daß die Böhmen ein Sprichwort von ihr hatten, wenn etwas, ohne Hoffnung es wieder zu finden, verloren ging: wo dies hinkommen, oder wer es geſtohlen, könnte auch kaum die Kaſcha errathen. Die andern beiden Schweſtern nennt er gleich.

Nach Hagek (Bl. 8.) entſcheidet das Loos unter den Schweſtern. Viele Prophezeihungen der Libuſſa ſollen auf birkene Rinde, die dazu bereitet, geſchrieben worden ſein, die ſie ihrer Dienerin Wlaſta in Verwahrung gab (Bl. 10.) Auch wird erzählt, die Libuſſa ſei darum zur Ehe ſo ſchnell ge-

ſchritten, da ihre Edelleute ſie genöthigt, einen von ihnen zu nehmen und ihr Regiment verachtet hätte. (Bl. 10. b.) Von den Stieren wird erzählt: Die Ochſen erhoben ſich, gleichſam fliegend und begaben ſich unter die Wolken, doch ſenkten ſie ſich wieder und ein großer Fels, unter dem Dorfe, erzeigte ſich, als ob er ſich aufgethan. Daſelbſt hinein fuhren ſie und der Felſen thät ſich wieder zu, aus welchem ein Wäſſerlein fließt, gleich aus einem Kuhſtalle und behält ſolchen Geruch bis auf den heutigen Tag (Bl. 11.). So erzählt wird auch dieſer einzelne Theil der Sage in Frau Veneris Berg. S. 398—99. Die Schuh des Primislaus, die er ſelbſt aus Baſt und lindener Rinde gemacht hatte, ſind lange Zeit von der Prieſterſchaft der Kirchen auf dem Wiſcherad, neben andern Kleinodien, in großen Ehren gehalten und bei Krönung eines jeglichen Königs demſelben allezeit, ſowohl als dem Volke gezeigt worden. Als aber nachmals König Sigismund Wiſcherad gew...nen, da ſind ſie verloren worden. (Bl. 13. b.)

Boregk behauptet: Libuſſa habe immer regiert und den Primislaus von der Regierung entfernt; das Gegentheil ſagt Hagek, daß er mit ihr in vieler Einigkeit geherrſcht und viele Geſetze, die er und Libuſſa gegeben, lange noch in Böhmen ge-

braucht worden. Im Jahre 735 ſtarb, nach gek, die Libuſſa. (Bl. 18.)

18. Wlaſta. Die Sage dieſer Böhmiſchen Amazone, mit ihrem furchtbaren Heere, ſchließt ſich unmittelbar an die Geſchichte der Libuſſa. Boregk erzählt ſie daher auch am angeführten Orte S. 9 bis 15. Dem Hagek iſt dieſe Erzählung keineswe-ges fremd, auch bei ihm ſchließt ſie ſich an die Ge-ſchichte der Libuſſa, mit mehrern andern Umſtän-den, wie denn in den Sagen immer, durch die ál-teſten Chronikenſchreiber, oder durch den Mund, einzelne Verſchiedenheiten herrſchen; das Grundge-bäu iſt daſſelbe, doch werden ſie im ehrlichen Kam-pfe, nach wüthender Gegenwehr, überwunden und die Liſt des Primislaus, einen Theil der Jungfrauen durch Verrath zu tödten, wird ſchon vor der Er-mordung des Stiradius erzählt. Im Hagek wer-den auch alle die Anreden erzählt, die Wlaſta an ihre Jungfrauen hielt, und die trüglichen Liſte bei-gebracht, womit ſie die Jünglinge in ihr Mord-ſchloß zu ziehen ſuchte, um ſie dem Tode zu über-geben. Hagek erzählt die Sage von Bl. 18 a. bis Bl. 25 b. — Auch iſt ſie als ein eigener Roman behandelt worden, den ich aber nicht kenne, indem ich nur in einem Kataloge dieſen Titel fand: Wla-ſta und Scharka, oder der Mädchenkrieg in Böh-men, m. illum. K. 8. Prag 1794.

19. Das Roß des Horymirz. Die Mähre von einem mächtigen, weitſpringenden Roſſe finden wir an vielen Orten, man erinnere ſich nur des berühmten Roßtrapps, von dem Otmar in den Volksſagen S. 181 — 86 die Sage erzählt, die ſich tief in die heidniſche Zeit hineinzieht und das Hünengeſchlecht Schleſiens mit dem fernen Harze in eine wunderbare Berührung bringt. Auch erinnere ich mich auf der alten, trefflichen Burg Nürnbergs, auf einem hocherhabenen Gemäuer, das einen, am Rande eines ſehr tiefen und breiten Grabens liegenden, Erdfleck umſchloß, zween ſtark in den Felſenſtein eingeſchlagene Pferdehufe geſehen zu haben. Damals ward mir auch, von dem alten Küſter, der mich herumführte, eine Sage erzählt, die ich leider vergeſſen habe. Einem jeden, der die Güte haben will, ſie in meinem Gedächtniß aufzufriſchen, ſage ich ſchon jetzt zum voraus meinen Dank. — Das vorliegende Mährchen iſt aus dem Hagek entlehnt, der es Bl. 53. a. bis 54. b. ſeiner hiſtoriſchen Beſchreibung Böhmens erzählt.

20. Die verrätheriſchen Weiberohren. Aus dem Hagek Bl. 61. a — 63 a. Dieſe Erzählung erſchien mir in mehr als einer Hinſicht merkwürdig, theils wegen der märchenhaften Geſchichte, die dem Ganzen die Ueberſchrift gegeben und ſie daher ſchon in dieſen Kreis zog, theils

aber auch wegen der vielen merkwürdigen alterthümlichen Andeutungen, die darin liegen. So erinnere ich mich noch nicht irgend anderswo gefunden zu haben, daß die abgerichteten Vögel, Habichte, Sperber u. dgl., deren ſich die Völker des Mittelalters zur Jagd bedienten, ja mit in die Schlacht genommen wurden, um, wie hier, die Luft zu verfinſtern und den Feinden ein Schrecken einzuflößen, indem dieſe Raubvögel, dürſtend nach ihrem Blute, über ihnen ſchwebten. Nicht minder erinnert die Bitte des Stiers, ihm ein Grabmahl zu geben, daß auch längere Zeit ſein Andenken fortpflanzte, an Slaviſche Sitten, Todte auf erhabenen Hügeln in Urnen beizuſetzen, und hat überdies einen entfernten Anſtrich Oſſianiſcher Heldenkraft. Das Ganze hat ächte Züge des Mittelalters. Merkwürdig erſcheint noch die Opferung der Eſelin, ihre Verzehrung und die dadurch im Heere erhöhte Mannskraft. War dieſe Art Opferung häufiger und vielleicht auch in Schleſien gebräuchlich? Hierüber wünſchte ich ſehr, näher belehrt zu ſein, um vielleicht einige, hier nur hingeworfene, Andeutungen zur Gewißheit zu bringen.

Die meiſten Völker machen ſich eine Freude daraus, ihren Nachbaren einen Spitznamen anzuhängen. So hatten in früheren Zeiten die Schleſier den Namen: Eſelsfreſſer. Es iſt darüber ein

eigenes Büchlein geſchrieben, welches ich einmal in Händen gehabt habe, jetzt aber nicht gleich finden kann. Darin wird die Mähre erzählt, es wären einmal mehrere Schleſier auf die Jagd gegangen und hätten einen Eſel für einen Haſen geſchoſſen und verzehrt. Wie aber, wenn dieſer Name weit tiefer läge? Wenn die Böhmen und Schleſier, in der heidniſchen Vorzeit, die Gewohnheit, vor dem Kampf eine Eſelin zu ſchlachten und zu verzehren, gemeinſam gehabt hätten, und ſpätere Zeit der verſchwundenen geſchichtlichen Kunde das obige Mährchen von der Jagd untergeſchoben hätte? Es ſcheint mir dies wohl eine Berückſichtigung zu verdienen, und ich werde mich über jede Belehrung deshalb erfreuen. Man ſehe auch darüber den Breslau'ſchen Erzähler 1800. S. 518. 19., wo drei Deutungen ſtehen.

21. Der ungetreue Vormund. Es kann auffallend erſcheinen, daß ich dieſe Geſchichte, die ein ganz hiſtoriſches Anſehen hat und den Sagen und Mährchen keinesweges anheim fallen könnte, hier mit hineingezogen habe. Noch geringfügiger erſcheint vielleicht der Grund, der mich dazu bewegte und der alleinig im Schluſſe liegt. During ſoll ſich eine Todesart wählen, und nimmt die des Stranges an einem Baume, der ihm beliebt. Lange ſucht er, ehe er einen ihm anſtändigen Baum

findet. Dieſe Liſt kommt mannichfach in unſern Altdeutſchen komiſchen Romanen vor, am ausgeführteſten in dem Morolf, der ſich dadurch ſogar ſein Leben rettet, da er gar keinen Baum finden kann. (S. die Deutſchen Gedichte des Mittelalters nach von der Hagen und mir. Thl. I. Salomon und Morolf. V. 1588 bis 1573. Berlin 1809.) Der Italiäniſche Morolf (ſiehe die Einleitung zu dem eben genannten Gedichte S. XIX., wo die Stelle im Auszuge erwähnt wird), der dort Bertoldo heißt, hat denſelben Spaß, der hier aus der Narrenwelt in die hiſtoriſche Welt tritt. Auch in von der Hagens Narrenbuch (Halle 1811.) findet man Seite 166—67 dieſe Geſchichte von Morolf. Hagek erzählt uns übrigens dieſe Geſchichte Bl. 63 a. b. Bl. 64 a. b. und ſie iſt bloß aus dem angegebenen Grunde von mir aufgenommen worden. — Johann Klipta ſchreibt in ſeiner Chronik, daß die Erle, woran ſich During erhing, an dem Orte geſtanden ſei, wo jetzo, unter dem Wiſcherad, St. Adalbert Kirche iſt. Hagek Bl. 64. b. —

22. Der Heilige im Walde. Dieſe Geſchichte, ſo Hagek Bl. 78. b. bis Bl. 79. b. erzählt, möchte mit vollem Rechte zu der Legende gezählt werden können, indem ſie in die erſten Zeiten des in Böhmen eingeführten Chriſtenthums fällt. Der Name Iwan, Slaviſcher Name für Johann, er-

innert merkwürdig an den noch in Rußland gebräuchlichen Namen, an den Spaniſchen Namen Juan und an den in den Altdeutſchen Gedichten, bei dem Roman der Tafelrunde, ſo oft auftretenden Namen Iwain, der gewiß nichts anders, als Johann ſagen will. Das heutige engliſche John erinnert mehr an Juan und Johann ſelbſt. — Mit dieſer Legende treten mehrere Erzählungen religiöſen Inhalts, von wunderbarer Gründung der Klöſter u. dgl. ein, die alle mit Recht einer völligen Uebergehung würdig ſcheinen. Die wichtigſte und nächſte iſt die Heiligſprechung des Wenzeslaus, die gleichfalls übergangen wird, nur eine Sage, die darauf Bezug hat und jetzt folgt, ſcheint zum Erzählen wichtig, ſo wie eine andere Legende, die auf die Thaten der Wlaſta ſich bezieht und bald folgt. Der erſte Theil des Hagek iſt reich an Sagen, Mährchen und Legenden und es wird bisweilen ſchwer, ſie zu umgehen. Mehr würde indeſſen doch zu weit führen, was vielleicht ſchon geſchehen iſt.

23. Die Strafe des Gotteslängners bei Altbunzlau. Hagek 92. a. — 92. b. Dieſe Geſchichte trägt den völligen Charakter der Sage an ſich und tritt daher wieder mit Recht hier ein. Sie findet ſich auch in Frau Veneris Berg S. 417 und 418. (Da bei dem vor mir liegenden Exemplare

der Titel fehlt, kann ich keine nähere Beſtimmung deſſelben angeben.)

24. Die Erſcheinung des heiligen Mathias. Boleslaus der erſte hatte ſeinen Bruder Wenzeslaus ermordet. Wunder geſchahen bei ſeinem Tode und ob ſeinem Grabe, er ward in die Zahl der Heiligen aufgenommen. Da dieſe Legende im Ganzen wenig Erfreuliches hat, iſt ſie hier wohl mit Recht übergangen worden. Gewiſſensangſt quälten erſt ſeinen Sohn, Boleslaus den zweiten, und er ſuchte an Kirchen und Prieſtern zu vergüten, dasjenige, was durch einen Verwandtenmord auf ihn geladen war. Hierhin hat auch dieſe Sage Bezug, die ſich an die früheren Geſchichten der Männin Wlaſta anſchließt und die Heidenzeit mit dem Chriſtenthum in Verbindung bringt, ſo wie man dies häufig in den Altfranzöſiſchen Sagen vom heiligen Grabe, Medin und andereu findet, die es ſogar mit einem eigenen Vergnügen thun. Hagek erzählt dieſe Geſchichte Bl. 104. b. bis Bl. 105. a. Die Begebenheit fällt in das Jahr 971.

25. Das verborgene Schloß im Walde. Hagek Bl. 130. a. bis Bl. 132. a. Ich erinnere mich, dieſe Geſchichte auch ſchon an einem anderen Orte geleſen zu haben, bin aber in dieſem Augenblicke nicht im Stande, nähere Auskunft dar-

über zu geben. Kaiſer Heinrich der Vogelſteller iſt derjenige, den die Sage meint, aber, wie bekannt, hatte dieſer mit ſeiner trefflichen Gemalin Mechtildis eine Tochter, Gerburg, die an den Herzog von Lothringen verheirathet ward; die zweite, Mechtild, ward Aebtiſſin zu Quedlinburg, Hedwig, Graf Hugo's zu Paris Gemalin, Richſa, Herzogs Rudolf von Baiern Gemalin. Eine Tochter, die einem Grafen von Eberſtein vermählt ſein ſoll, verwerfen die Chroniſten. Spangenberg's Mansfeldiſche Chronik. 1572. Fol. Thl. I. Bl. 123. So fällt, wie auch das Gepräge des Ganzen ſchon zeigt, dieſe Erzählung einig der Sage anheim.

26. Die entführte Nonne. Hagek Bl. 136. a. bis 137. a. Dies Gedicht iſt aus Frau Veneris Berg. S. 352—55, wo ein Lateiniſches und dies Deutſche Lied ſtehen, welches wohl der Annahme würdig erſchien. Der Dichter weicht von der Geſchichte in Hinſicht des Namens ab. — Was ſich im Hagek noch ferner an dieſe Sage hiſtoriſch anſchließt, gehört nicht hierher und ward daher übergangen. Dieſe Geſchichte, verbunden mit der vorigen, ward zu einem Volksroman bearbeitet, deſſen frühſten Urſprung wir noch nicht kennen. Der Titel iſt: Rieſengeſchichte, oder kurzweilige und nützliche Hiſtorie vom König Eginhard aus Böhmen ꝛc. Der Herausgeber ſagt: er habe dies Buch

auf einer Reiſe in einem einſamen Schlößlein an der Rabe aufgefunden. Mehr darüber in dem trefflichen Werke von Görres, über die deutſchen Volksbücher ꝛc. (Heidelberg, 1807.) S. 86—90. Dort ſteht auch S. 86—89 die Sage No. 29. aus dem Hagek abgedruckt und Nr. 30. iſt angedeutet. Mehreres iſt indeſſen in der Rieſengeſchichte geändert, z. B. heißt der Kaiſer Otto, der aus dem Grafen Otto von Nr. 26. geworden iſt.

27. Der Böhmiſche Zauberer Zython. Dubravii histor. Bohem. Hagek weiß von ihm nichts. Harsdörfer's Geſchichtſpiegel. S. 390. Remigii daemonolatria. Thl. 2. (Hamburg 8. 1703.) S. 163. Vgl. oben die Schleſiſchen Volksmährchen, in der zehnten Rubrik die dritte Erzählung und die dazu gehörige Anmerkung, woraus hervorgeht, daß man dem Rübezahl auch dieſes Mährchen beilegt.

28. Junker Ludwig bei Eger. Aus Er. Franziſzi hölliſchem Proteus. S. 422—23. Die Sage iſt unbedeutend und zeigt bloß von dem an mehrern Orten gewöhnlichen und übereinſtimmenden Glauben, daß Menſchen, die im Leben ruchlos geweſen, auch noch nach dem Tode die Leute quälen. Die Geſchichte von wildem Jäger und andere mehr haben einen gleichen Grund.

29. Die weiße Frau. Dieſe Sagen ſind von mehreren Orten her zuſammen getragen und wird dies an den einzelnen Stellen bemerkt werden. Wem iſt nicht die Sage von der weißen Frau bekannt, die an einzelnen Höfen, welche mit der Familie verwandt ſind, aus der ſie herſtammt, der Sage nach, noch bei traurigen Vorfällen eine erſchütternde Vorerſcheinung iſt. Merkwürdig bleibt es immer, daß die hochſelige Königin von Preußen, Gemalin Friedrichs des zweiten, wie ich aus glaubwürdigen Quellen weiß, mit ihrer Oberhofdame, der Frau von Kannewurf (?), völlig überzeugt geweſen ſein ſoll, vor einem Todesfalle, den ich nicht genau anzugeben weiß, die weiße Frau geſehen zu haben, die in ihrem eigenen Nebenzimmer geweſen und durch eine verſchloſſene Thür verſchwunden iſt. Selbſt Hiſtoriker nahmen Erzählungen von ihr in die Geſchichte der Mark Brandenburg auf, wie die oben erzählte Geſchichte beweiſ't.

Das Taſchenbuch Alruna, Jahrg. 1. (1805.) S. VI. bringt Altdeutſche Göttinnen, die Alrunen, mit der weißen Frau in Verbindung, ſo daß letztere eine Abkömmlingin von einer dieſer ſein ſoll. Welche Beläge dazu vorhanden ſind, iſt nicht angeführt, mir auch durchaus nicht klar. Zwiſchen beiden iſt nur der Zuſammenhang, daß ſie die Zukunft verkündeten.

Den ersten Theil nahm ich aus Remigii daemonolatria (s. ob.) S. 371—74. Dort werden noch, als Gewährsmänner, angeführt: Richterus in axiomat. occonom. Der Jesuit Balbinus in seinen Werken. — Die Geschichte von Peter Rok ist aus des Erasmus Franziszi höll. Proteus. S. 81—84. Es findet sich daselbst viel über die weiße Frau, unter mehrern Kapiteln, als: S. 59 bis 74 unter der Ueberschrift: die weiße Frau; S. 74 bis 84 die Ueberschrift: der weißen Frauen Ursprung und S. 84—92 von dem süßen Breie. Da hier manches durchaus Fremde mit verflochten ist, so ward nur dasjenige genommen, was hier brauchbar erschien. Ueber das Fest des süßen Breies sind S. 84. 85. 86—89. 90. 91. benutzt worden. Ihr sittiges Wesen, dann aber auch ihren Zorn, wenn nicht das Fest des süßen Breies gehalten wird, lesen wir an d. a. O. S. 70—72. — Eine sehr wohl ausgeführte schauerliche Bearbeitung der Sagen von der weißen Frau, ihrem Erscheinen und dem Feste des süßen Breies, durch Mdme. Naubert, findet sich in den neuen Volksmährchen der Deutschen Bd. 3. S. 141—211. In dem zur Alterthumszeitung Iduma und Hermode, herausg. von Gräter, gehörigen Almanach auf den Januar des Jahres 1812 finde ich, beim 6. Jan. die heil. Prechta von Rosenberg, in Schwaben die Prech-

tölterin genannt und zur Erklärung darüber, unter den Volksfeſten, nur kurz die Materialien des Vaterlandes, München 1782, ein mir unbekanntes Buch, angezogen. Das Lexikon der Heiligen kennt keine heilige Bertha von Roſenberg.

30. Die Jungfrau auf Schloß Parenſtein in Mähren. Die Sagen aus Mähren, Ungarn und Oeſterreich fallen hier bei mir ſehr gering aus und kann ich ſie nur als Vorläufer einer größeren Sammlung betrachten. Gerade in jenen gebirgigen Gegenden müſſen noch eine Menge Sagen im Gange ſein, die mir leider bis jetzt nur ſparſam zugekommen ſind. Ich wünſche ſehr in dem zweiten Bande dieſen Mangel recht aus dem Grunde heben zu können.

Das oben bezeichnete Mährchen iſt aus dem hölliſchen Proteus des Fr. Franziſcus genommen, wo die erſte Erzählung S. 90—95, die letztere S. 462—63 ſteht.

31. Die Braut Chriſti zu Großwardein in Ungarn. Dies Gedicht iſt noch als fliegendes Blatt bekannt und dergleichen Sagen, daß an himmliſchen Orten Perſonen nur Stunden lang zu verweilen glauben und dennoch Jahre, ja oft Jahrhunderte lang, ſich aufhalten und dann mit einemmale in die ihnen ganz fremd gewordene Welt zurückkehren, finden wir an vielen Orten

gleichmäßig, oft mit denſelben, bisweilen mit anderen Umſtänden wieder. Man ſehe z. B. die Legende von dem Wälſchen Herzoge im Paradieſe, die, aus einer Handſchrift des fünfzehnten Jahrhunderts, in dem Journal Kurioſitäten (Weimar 1811) Bd. 1. Heft 2. S. 150—89 abgedruckt ſteht, und durchaus einen gleichen Ideengang mit dem mitgetheilten Gedichte hat. Auch in dem Breslauer Erzähler, im ſechſten Jahrgange S. 585—89 findet ſich eine ähnliche Erzählung, unter der Ueberſchrift Mariane. Iſt ſie wirkliche Sage oder Uebertragung fremdes Stoffs auf vaterländiſchen Boden? ich weiß es nicht, vermuthe aber beinahe letzteres, und habe ſie daher auch nicht unter die Schleſiſchen Sagen aufgenommen, ehe ich darüber nicht in Gewißheit bin. — In des Knaben Wunderhorn, alte Deutſche Lieder von A. v. Arnim und Cl. Brentano. (Heidelberg 1806.) Thl. 1. S. 63 bis 69 findet ſich auch dieſes Lied, aus einem fliegenden Blatte mitgetheilt, jedoch in vielem verändert, wobei es zweifelhaft iſt, ob dies durch die Herausgeber geſchehen, oder ob es wirklich noch eine andere Dichtung davon giebt.

32. Schloß Greifenſtein. Entlehnt aus den Ritterburgen und Bergſchlöſſern Deutſchlands v. Fr. Gottſchalk. (Halle 1811.) Bd. 2. S. 103 bis 5. Dort wird dieſe Sage bei einer Schilderung

der Burg Greifenſtein, die von einem Freiherrn von Boyneburg dem Verfaſſer mitgetheilt iſt, angeführt, der ſie aus den Wanderungen und Spazierfahrten in die Gegenden um Wien, von Fr. von Gehéis, 2s Heft 1803, genommen.

33. Die Gründung des Kloſters Schlägel. Aus den eben angeführten Ritterburgen ꝛc. II. Seite 140 — 43. Erſt beſetzte Kaliogus das Kloſter mit grauen Mönchen, als es dieſen zu rauh und kalt ward, mit Prämonſtratenſern, und machte es zu einer der reichſten Abteien Oeſterreichs. Im Kloſter ſelbſt waren noch vier alte Gemälde, welche die Begebenheiten des Grafen Kaliogus, in Anſehung der Stiftung, enthielten. Die Verſe waren noch im Jahre 1727 an einer Mauer angeſchrieben, jetzt ſind ſie verwiſcht und aus einer alten Chronik genommen. — Zum ewigen Gedächtniß der Stiftung mußten vor alten Zeiten die Geiſtlichen des Kloſters Schlägel monatlich den Gottesdienſt in dieſem Schloſſe halten, welches aber nachgehends, wegen der Weite des Weges und weil ſich einer todt gefallen hatte, dahin verändert ward, daß dieſer Gottesdienſt in dem Kloſter gehalten werden konnte, wie ebenfalls folgendes Gedicht dieſe Anekdote an der Mauer verewigt hatte.

Zur ewigen Gedächtniß dieſer Fundazion
Jeder Bruder im Kloſter, eigener Perſon.

Monatlich den Gottesdienſt zu Falkenſtein
Andächtig zu verrichten ſchuldig allein.
Daſelbſt in ein Zimmer auf der Wehr
Die Kloſterbrüder hätten ihr Einkehr.
Die Münch kommen ehn' alle Gefahr,
Die Schlagbrücken vor dem Zimmer aufgezogen war,
Fielen unverſehen hinunter zu todt;
Der helfe zur Seligkeit der ewige Gott.
Anno 1430.

Der Freiherr von Beyneburg iſt auch, an dem genannten Orte, der Mittheiler und nahm ſie aus den genealogiſchen und hiſtoriſchen Beſchreibungen von den adelichen Familien derer Herrſchaften, Schlöſſer, Klöſter und Städte des Erzherzogthums Oeſterreich, von Johann Freiherr von Hoheneck. Paſſau 1732. Fol., einem Buche, das mir noch nicht vorgekommen iſt.

Der Anfang des oben, im Text, angeführten Liedes ſcheint gar nicht hierher zu paſſen, und gehört auch nicht hierher, ſondern iſt der Anfang eines andern Liedes, das noch als Volkslied im Gange iſt. Wir finden es, aus einem fliegenden Blatte abgedruckt, im Wunderhorne, Thl. 1. S. 255 bis 56. Die erſte Strophe heißt dort:

Es reit der Herr von Falkenſtein
Wohl über ein' breite Haide.
Was ſieht er an dem Wege ſteh'n?
Ein Mädel mit weißem Kleide.

In Herder's Volksliedern findet man es auch Thl. 1. S. 232. So wie im Deutſchen Muſeum,

mit einer vorhergehenden Abhandlung, die ich leider jetzt nicht zur Hand habe.

34. Der wandelnde Geiſt zu Rauheneck. Aus den Ritterburgen ꝛc. (ſ. oben) II. S. 269—70.

III. Sagen und Mährchen aus der Lauſitz, Sachſen und Thüringen.

35. Der große Stein bei Görlitz. Lauſitz'ſche Merkwürdigkeiten ꝛc. von Samuel Groſſer. Leipzig und Budiſſin, 1714. Bl. Thl. V. S. 12. Solcher Sagen giebt es gar viele, an manchen Orten. Sie ſtimmen häufig im Kleinſten mit einander überein und ſind daher oft nur anzudeuten nöthig. — Im Protſchberge bei Budiſſin (ſ. den eben a. O. S. 16) ſoll eine geld- und ſchatzreiche Höhle ſein, aber die Sage iſt dort nur zu kurz und unvollkommen angedeutet.

36. Jakob Böhme ſieht den Schatz in der Landeskrone. Aus Abraham's von Frankenberg Leben des Jakob Böhme, hinter ſeinen Schriften. In der Amſterdamer Ausgabe in zwei Quartbänden vom Jahre 1715. S. 3. 4. Frankenberg legt dieſen Eingang in die ſchatzreiche Höhle ſo aus: welches eine Vorbedeutung auf ſeinen

geiſtlichen Eingang in die verborgene Schatzkammer der göttlichen und menſchlichen Weisheit und Geheimniſſe wohl ſein können.

37. Der Mädchenſprung auf dem Oybin. Nicht einer Hünin, wie auf dem Harze, (ſ. Otmar S. 197. 98.) mächtigen Sprung über das Thal erzählt hier die Sage, ſondern nur den Sprung eines gewöhnlichen Mädchens in eine grauſenvolle Tiefe hinab, um ſich vor verfolgender Unbill zu retten. Alle drei Sagen ſtehen in dem Werke: Der Oybin bei Zittau von D. Peſcheck. Zweite Auflage. Zittau und Leipzig 1804. S. 33. 34. Es giebt eine eigene Sammlung der Sagen von Oybin, die ich indeſſen nur dem Titel nach kenne, über den Inhalt nicht zu urtheilen vermag. Sie zeigen hier deutlich den ältern und jüngern Urſprung und wie die Zeit ſelbſt bemüht war, der Sage ein neues Gewand umzuhängen, ſie näher zu bringen.

38. Der Tod des heiligen Beneda. Von der Legende abweichend, ſchwebt die hier aufgenommene Erzählung zwiſchen Sage und Legende, hat indeſſen doch mehr den Charakter der erſteren gewonnen. So wie ſie hier ſteht, mit Ausnahme des Schluſſes, fand ich ſie in des Theatri Saxonici anderem Theile, durch Laurentium Peccenſtein. Jena, 1608. Fol. S. 5. 6. Schon der Name iſt entſtellt und wer dieſen Heiligen unter dem ge-

gebenen Namen ſuchen wollte, würde ihn nie finden. Das ausführliche Heiligenlexikon (Kölln und Frankfurt 1719. gr. 8.) S. 243—45, lehrt uns, daß der heilige Benno, der Slaven Apoſtel und Biſchof zu Meißen gemeint ſei, der 1010 zu Hildesheim geboren ward und 1106 zu Meißen ſtarb, aber nicht ermordet wurde. Das angeführte Lexikon giebt darüber nähere Auskunft. Den Schluß der Sage, welche Wunder bei ſeinem Grabe geſchehen ſind, lieferte das Heiligenlexikon.

39. Wie das Bergwerk zu St. Annaberg gefunden ward. Aus der eleganten Zeitung für das Jahr 1811. Nr. 200. S. 1597—98.

40. Urſprung der Burg Hohen Schwarm oder der Sorbenburg bei Salfeld. Dieſe unbedeutende Sage wurde aus dem erneuerten Alterthum, oder der Beſchreibung der der Bergſchlöſſer in Deutſchland, von Meiſſantes, Frankfurt u. Leipzig 1713. 8. S. 356. 57. genommen.

41. Der Hörſelberg bei Eiſenach. Aus Frau Veneris Berg. S. 374. 75. Eine Bearbeitung findet ſich in den Volksmährchen aus Thüringen von F. W. Möller. 1794. 8. S. 1—100. Die Hörſelbergsſpende. In wie fern dieſe mit der gegenwärtigen zuſammenhängt, weiß ich nicht mehr genau, nur erinnere ich mich, daß die Bearbeitung keinesweges genügend war.

42. Landgraf Ludwig der Eiſerne und der Schmidt. Aus dem jetzt florirenden Thüringen v. J. G. Gregorius. Erfurt 1711. 8. S. 95. ſteht aber auch einigemale in dem ſchon angeführten erneuerten Alterthum des Meliſſantes.

43. Die Frau von Weiſſenburg. Meiſner's und Kanzler's Quartalſchrift. Jahrg. I. St. 2. S. 102. ff. Dort iſt die Einleitung aus einem alten Manuſcripte genommen, das mit der Brühl'ſchen Bibliothek in die öffentliche königl. Bibliothek zu Dresden gekommen iſt. 4. Nr. 412. Die Rechtſchreibung iſt geändert. Das Lied hat Brotuf in ſeiner Chronik aufbewahrt. Lib. 2. c. 18. Im Wunderhorne Th. 1. S. 242—43 findet man es auch. — Die Geſchichte wird erzählt in: den königl. und kaiſerl. Jagdgeſchichten ꝛc. (Köln am Rhein 1749.) S. 389—95. — Ziegler's täglichem Schauplatz der Zeit ꝛc., 8. Januar. p. 15. — Spangenberg's Mansfeld. Chronik. p. 181—82. — Struthiomanti Jägerhörnlein und in dem erneuerten Alterthum des Meliſſantes an mehrern Orten.

Merkwürdig iſt, daß in einem alten franzöſiſchen Ritterromane: Histoire et chronique de Gui d'Hantone, cnevalier du sacre et de l'Herbolotte, nouvellement refaicte de rimes en prose Françoise. Par Pierre Desrey Champenois. Lyon 1579. 8. ſich die Mutter des Gui auf eine

gleiche Art von ihrem Gatten befreit. Man findet einen Auszug dieſes Romans in der Bibliothek der Romane Bd. 16. 17., und im erſteren S. 15 die hierher gehörige Stelle. — In der Titania, oder dem Reiche der Mährchen, von Benzel Sternau, kommt S. (?) ein Mährchen vor, worein eine der Frau von Weiſſenburg gleiche Geſchichte verflochten iſt.

44. Ludwig der Springer. Die Worte der bekannten, auch dramatiſch von Hagemann bearbeiteten Sage, ſind aus dem erneuerten Alterthum ꝛc. des Meliſſantes. S. 144. 45.

45. Der Schatz zu Kloſter Walkenried. Jetzt floriendes Thüringen a. a. O. S. 153. 54. Dr. Georg Henning Behrens, Hercynia curiosa. Cap. IX. p. 195.

IV. Märkiſche, Pommer'ſche und Mecklenburgiſche Mährchen.

46. Das Wunderblut zu Belitz. Annales marchiae Brandenburgicae durch M. Andreas Angelus. Frankfurt a. d. Oder. Fol. 1598. S. 101.

47. Der Wunderring im Hauſe derer von Alvensleben. Altenburgiſch Chro-

nikon ꝛc. durch Hermann Hamnelmann. 1599. Fol. S. 21.

48. Vom Wunderblut zu Zehdenick. Angelus a. a. O. S. 102. 3.

49. Die Teufelsmauer zu Lieberose. Lauſitz'ſche Monatsſchrift. 1798. Thl. 2. 7—12s Stück. Görlitz. S. 323—24. Der geworfene Stein ward um das Jahr 1790 zu einem Grundſteine verbraucht. — Finden wir irgendwo einen Wunderbau, aus großen, kaum beweglichen Maſſen aufgethürmt, Werke, die man ſonſt den Cyklopen, in der romantiſchen Zeit den Rieſen, Hünen, beimaß, finden wir irgend ein künſtliches Werk, das in eine Zeit fällt, in welcher die Kunſtfertigkeit, die ſich darin offenbaret, Staunen erregt, ſo können wir auch gewiß ſein, daß das Volk eine Sage damit verbunden hat und was ſonſt die Hünen gethan hatten, muß, in der ſpäteren Zeit, der Teufel übernehmen, der dann auch gewöhnlich den Werkkünſtler, oder denjenigen, der ihn bedung, in tauſend Stücken zerreißt, oder betrogen wird und wüthend ſeinen Zorn durch ein übermächtiges Werk bezeugt und ſeine Krallen in den Gegenſtand einbrennt. Schon oben iſt die Hülfe des Teufels in einigen Sagen berührt worden und wir werden von manchen Orten auf dieſe Bemerkungen noch zurückweiſen können. Die meiſten dieſer Sagen haben in-

deſſen einerlei Guß und fallen gröſtentheils in einander.

50. Die tugendhafte Nonne. Angelus S. 135. Dieſe Sage iſt allgemein bekannt und vielfach erzählt und dargeſtellt worden.

51. Das Wunderblut zu Wilsnack in der Priegnitz. Angelus S. 167.

52. Der beſtrafte Mönchsgeitz. J. b. Mikrelii erſtes Buch des alten Pommerlandes. Alt-Stettin 1639. 4. S. 299.

53. Der durch einen Poltergeiſt getödtete Knabe. Mikrelius, Buch III. S. 405. Man vergleiche mit dieſer Geſchichte die Sage von dem Hildesheim'ſchen Geſpenſt Hütchen oder Hudchen und man wird finden, daß beide wohl nahe mit einander verwandt ſein mögen.

54. Die wunderthätige Hoſtie zu Doberan. Aus dem Mikrelius.

55. Wundervolle Entdeckung eines Mordbrenners. Lübeckiſche Chronik ꝛc. zuſammengetragen durch Hans Reykam, herausgegeben von J. F. Fauſt von Aſchaffenburg. 1619. Fol. S. 23.

V. 56. Heinrich der Löwe, Herzog von Braunſchweig.

Die Geſchichte Heinrichs des Löwen, wie ſie oben beſungen worden iſt, fällt alleinig dem Sagenkreiſe anheim, die Geſchichte weiß nur, daß er im gelobten Lande war und ruhig heimkehrte. Der tapfere und viel beſprochene Held, lebend in der Zeit, wo die Sagen leicht emporwuchſen (1129 bis 1195), der eines Löwen Muth beſaß und in dem Vaterlande der Mährchen, im Orient geweſen war, konnte gar leicht zu dem Helden einer ſolchen Mähre werden und ward es, da ſeinen in Erz gegoſſenen Leichenſtein ein Löwe ſchmückte, in dem die Sage den treuen Begleiter, der auf ſeinem Grabe geſtorben war, erblickte, nicht mehr an die ſinnbildliche Bedeutung denkend.

Die Erzählung dieſer Sage blieb nur in dem mitgetheilten Gedichte, das alten Urſprung in dem kernhaften, treuen Ausdrucke, in den mehrfach verwandelten, und auf alte Worte zurückführenden Reimen, wenn die Reime nicht gänzlich übergangen werden ſollen, bewährt, übrig. Görres in ſeinen Volksbüchern S. 91 — 93 würdiget es treffend, mit wenigen, durchgreifenden Zügen. Eine Handſchrift blieb uns nicht übrig, nur als Volksbuch wandelt es noch umher und geht hier

unverſtümmelt von Generazion zu Generazion, wie zwei vor mir liegende Drücke, ein älterer und ein neuerer, beweiſen. Ueber das wenig Literariſche verweiſe ich auf den Grundriß der Altdeutſchen Poeſie, von von der Hagen und mir. (Berlin 1811.) S. 185. Dort fehlen indeſſen, durch ein Verſehen, ein paar Notizen, die ich hier nachbringen will. Hans Sachs hat Buch IV. Th. 2. Bl. 57. a bis 59. a. eine Hiſtoria, von ihm am 23ſten Mai 1562 verfertiget. Dramatiſche Bearbeitungen finde ich: eine Oper von 1696. Gottſched's nöthiger Vorrath zur dram. Dichtkunſt. (Leipzig 1757.) Vorr. I. 263. Vom Jahre 1697 eine Oper von Fiedler, gedruckt zu Braunſchweig (Gottſched a. a. O. I. 265. Vom Jahre 1710 ebenfalls eine Oper zu Braunſchweig gedruckt (vielleicht eine neue Auflage der vorigen). Gottſched a. a. a. O. I. 290. Im zweiten Theile S. 264 erwähnt Gottſched: Herzog Heinrich der Löwe, in einem Hochdeutſchen Singſpiel, mit großg. Erlaubnis eines Hochedelen Raths d. R. R. freyen Stadt Augspurg, aufgeführet Anno 1698. Gedruckt allda bey Joh. Chriſt. Wagnern. 8.

Deutlich und unverkennbar iſt es, daß andere Sagen auf dieſes Gedicht einen großen Einfluß gehabt haben, ja daß es eigentlich aus dreien Sagen zuſammengeſetzt iſt. Der Greif, welcher den Rit-

ter ins Neſt führt, erinnert an Herzog Ernſt, dem ein Gleiches geſchah. Ritter Iwain, deſſen Thaten Hartmann von der Aun beſang, erſchlug einen Lindwurm, der mit einem Löwen kämpfte, und der Löwe ward nun ſein treuer, unwandelbarer Begleiter. Wie aber der Teufel den Herzog durch die Lüfte führt, werden wir an den edlen Möringer erinnert, deſſen Schickſale auch ein Lied beſingt, das in den Volksliedern von mir und von der Hagen (Berlin 1807.) S. 102 — 115 ſteht. Der Möringer wird durch einen Engel herübergeführt, Heinrich der Löwe muß aber ſelbſt ſiegreich des Teufels Macht niederkämpfen. — Die Erkennung durch den in den Becher geworfenen Ring iſt allgemeines Eigenthum jener Zeit und mehreren Sagen, Volksliedern, Romanen gemein, gleich wie es mehrere ſolch übereinſtimmende Anklänge im Mittelalter giebt, ſo wie Worte und Reden, die vielfach wiederkehren.

VI. Kindermährchen.

57. Von den Mahandelboom. Ein Kindermährchen in der Pommer'ſchen Volksſprache und nacherzählt von Ph. O. Runge. Stand zuerſt in der Zeitung für Einſiedler. (Heidelberg 1808. 4.) S. 229 — 37. Hieraus iſt es entlehnt worden.

58. Von dem Fiſcher und ſyne Fru.

Soll auch aus der Erzählung des verſtorbenen Mahlers Runge aufgenommen ſein und ward mir handſchriftlich durch meinen Freund von der Hagen mitgetheilt.

59. Das Mährchen vom Pepanz und

60. Das Mährchen von der Padde verdanke ich freundlicher mündlicher Mittheilung und eine gleiche Bewandniß hat es mit

61. Der Geſchichte des Bauer Kiebitz.

Die vier letztern Mährchen werden, hoffe ich, meinen Leſern größtentheils unbekannt ſein, und mögen, wie ich wünſche, nicht wenig zu ihrer Erheiterung beitragen.

VII. Harz-Sagen und Mährchen.

Ueber die Aufnahme der meiſten dieſer Mährchen bedarf ich eine Entſchuldigung, da ich ſie aus einem Buche nehme, in welchem ſie an einem weit ziemlicheren und ihnen gebührenderen Platze ſtehen. Aber es waren einige Ideen, die ich über dieſe Mährchen gefaßt hatte, Nachrichten, die ich mitzutheilen wünſchte, die mich vermochten, ſie hier mit einzuſchieben, da ich ſo einiges Neue hinzufügen konnte. Ich habe nur genommen, was gerade meinem Zwecke nahe

lag und werde darüber bei den einzelnen Sagen ausführlicher sprechen.

62. Vom König Laurin. Dieser und der in der folgenden Nummer betrachtete Ilsung sind Heloen des überaus merkwürdigen Heldenbuches und von Spangenberg in seiner Mansfeldischen Chronika, Th. 1. (1572.) auf die vorliegende Weise in die Historie gezogen und zu Bewohnern des Harzes gemacht worden. Laurin steht daselbst Bl. 16. a. b. und ist diese ganze Art, wie Spangenberg diese Sagen betrachtet, ein leeres Phantom, was jedem Kundigen sich von selbst ergiebt. Indessen ist dieser Gebrauch uralter Sagen immer eine nicht unmerkwürdige Erscheinung und schien daher wohl werth, einmal mitgetheilt zu werden und die Sagen vom Harze zu eröffnen. Wer sich übrigens über das Gedicht von Laurin unterrichten will, findet alles dahin gehörige in dem literarischen Grundrisse der Altdeutschen Poesie (Berlin 1811.), herausgegeben von von der Hagen und mir. S. 64—71. Das Gedicht selbst muß man noch im alten Heldenbuche nachlesen.

63. Vom Ilsung. Auch aus dem Spangenberg, a. a. O. Bl. 17. Mit der Anwendung und Auslegung dieser Sage hat es eine gleiche Bewandniß, wie mit dem König Laurin. Daran schließen sich bequem einige Riesen- und Zwerg-Sa-

gen des Harzes, die ganz in jene frühſte Zeit fallen.

64. Die Zwerghöhlen. Entlehnt aus Hercynia curiosa oder curiöſer Harzwald ꝛc. von Georg Heinrich Behrends. Nordhauſen 4. 1703. S. 74. 75. Hiermit iſt zu vergleichen, was Otmar S. 325 — 31 von den Zwergſagen und ihren Höhlen beibringt. Der Grund dieſer Sagen liegt tief, in unergründlicher Vorzeit und keine der vielen Hypotheſen möchte ihn aufhellen. In den Volksmährchen aus Thüringen S. 101 — 223 beruht die Erzählung von der ſilbernen Brauypfanne auf gleichen Sagen.

65. Der Creful. Ebenfalls aus Hercynia curiosa etc. S. 121 — 22. Anders erzählt Otmar S. 185. 86. die Sage. Die Geſchichte vom Laucher bringt er aber auch bei.

66. Roßtrapp. Hercyn. curiosa. S. 130 zu vergleichen mit Otmar S. 181 — 85. Der Grund iſt derſelbe, nur anders gewendet und mit dem Creful in Verbindung gebracht. Vom Mägdeſprung, den Ottmar 197 — 98 erzählt, ſcheint auch der Verfaſſer der Hercyn. cur. eine andere Mähre gehabt zu haben, die er aber blos S. 131 andeutet, indem er ſagt: obſchon die Einwohner da herum auch eine Fabel von einem Schäfer, einer Bauernmagd und einem Ziegenbock erzählen und

vorgeben, daß dieſer Fußtritt von dem Sprunge gedachter Magd entſtanden ſei.

67. Das Nadelöhr bei Kloſter Ileſeld. Eine kurze, aber derbe Sage, von der Größe und Stärke der Hünen, die Felſen mit ſich führen und aufthürmen konnten. Hercyn. cur. S. 126. 27. Die Sitte mag noch geübt werden, denn eine ſo vortheilhafte Gewohnheit läßt man nicht fahren.

68. Der Hochſtädtiſche See und die ſchwimmende Inſel. Hercyn. cur. S. 85. 86. Solche Verſenkungsgeſchichten hat man an mehrern Orten. Unter den Böhmiſchen Volksſagen findet ſich eine dergleichen und man vergleiche damit die ſchauerliche Mähre vom Grundlos in Otmar's Volksſagen S. 253 — 66.

69. Der Kyffhäuſer, iſt ein merkwürdiger Berg, auf den mannichfache Sagen gehäuft ſind Die wichtigſte aber iſt wohl, daß Kaiſer Friedrich mit dem rothen Barte verzaubert in ihm ſitze und ſeine Erlöſung erwarte. Wie kommt Kaiſer Friedrich dazu? Man erlaube mir hier eine Vermuthung, die ich übrigens auf keine Weiſe mit irgend einem Belege unterſtützen kann. In frühſten Zeiten glaubte man häufig, daß welthiſtoriſch wichtige Herrſcher, beſonders diejenigen, deren Thaten in die romantiſchen Dichtungen übergingen, nicht

ſtürben, ſondern in Bergen und Höhlen fortlebten, und dermaleinſt, wenn das Vaterland bedrängt wäre, wieder hervorzutreten. So lebt Artus noch auf einer von der Morgane bezauberten Inſel und Kaiſer Karl der Große wird als Bewohner des tiefen Brunnens auf der Burg zu Nürnberg angenommen (Hercyn. cur. S. 151.) Die Vorrede des Heldenbuchs berichtet uns, daß Dietrich von Bern nicht geſtorben ſei, ein Zwerg habe ihn fortgeführt, und er ſei nicht wieder gekehrt. Zwerge werden immer als Bewohner der Berge angeführt und ſo glaubten die frühſten Altväter vielleicht, in Sagen, die nicht mehr unter uns ſind, daß Dietrich von Bern in dem Kyffhäuſer wohne. Allmälig verlieren ſich die Sagen, es war nur noch ein unbeſtimmtes Mährchen, als Kaiſer Friedrich der erſte gen Jeruſalem zog, und durch dieſen Zug, ſo wie durch ſeinen rothen Bart, ein fabelhaftes Anſehen unter dem Volke erhielt, das nun den ſo ähnlich klingenden Namen Dietrich mit Friedrich, der ihm weit näher lag, vertauſchte und ſo die älteſte Sage gänzlich in Vergeſſenheit brachte. Die ſpäteren Jahrhunderte wußten ja gar faſt nichts von Dietrich und blieben daher leicht bei dem Kaiſer Friedrich. Ich glaube dieſen Uebergang darum beſonders annehmen zu müſſen, da der Zug ins heilige Land, der rothe Bart mir doch zu geringe Motive für das Volk er-

ſcheinen, um ihn in ihre Sagen aufzunehmen, um ſo mehr, da über ſeinen Tod und die Gewißheit ſeines Todes keine Streitigkeiten und Ungewißheit waren.

Auch den Propheten Jonas hat man in einen Berg gebracht, aber es iſt ein bloßer Scherz reiſender Perſonen, der ſich von einem auf den andern verpflanzte. Zwiſchen Naumburg und Meißen liegt das Schloß Schönburg, das Ludwig der Springer 1062 zu bauen anfing; jetzt iſt es eine Ruine. Die vorbei nach der Leipziger Meſſe reiſenden Perſonen haben oft ihren Poſſen mit dieſem Schloſſe, indem ſie den jungen Leuten, welche zum erſtenmale auf die Meſſe ziehen und ſich umſehen wollen, zu erzählen wiſſen, es ſitze Jonas oben an einem ſteinernen Tiſche, und ſei ihm der Bart durch dieſen Tiſch bis auf die Erde gewachſen. Wenn nun die neugierigen Einfältigen ſolches glauben, und ſolches Lügen-Wunder gerne ſehen wollen, ſo werden ſolche von etlichen dahin begleitet. Sobald ſie aber in die Mauern eingetreten, ſo verſchließen die anderen die Thür und laſſen keinen wieder heraus, bis ſie der Geſellſchaft etwas zu verſchmauſen verſprechen. Neu eröffneter Schauplatz denkwürdiger Geſchichte ꝛc. von Meliſſantes. Frankfurt und Leipzig 1715. 8. S. 60.

Der Eingang iſt aus Frau Veneris Berg Seite 376—77. entlehnt.

1. Der Ritterkeller auf dem Kyffhäuſer, aus dem Otmar S. 134—40. Dieſes und die folgenden Mährchen nahm ich darum daher, da ich eine vollſtändige Sammlung zu geben wünſchte, indem ich ein paar, noch von Otmar nicht erzählte, lieferte. Die lieblichen Erzählungen ſelbſt, mögen mich entſchuldigen.

2. Die goldnen Flachsknoten. Otmar S. 443 — 44. Daraus entlehnt von Gottſchalk, in den Ritterburgen Deutſchlands 8. 1811. Th. 2. S. 237—38.

3. Die Wunderblume. Die Erzählungen von ſolchen Wunderblumen ſind nichts Seltenes, man findet ſie an mehrern Orten, wo ſie Berge eröffneten, in denen Schätze ruhen. Dies Mährchen erzählt Otmar S. 147—50. Daraus Gottſchalk a. a. O. S. 238—40.

4. Der Ziegenhirt. Otmar S. 153 — 58. Auch ſolche Geſchichten wiederhohlen ſich oft, wir finden ſie gleich nachher an ſelbigem Orte. Ihr Zuſammenhang, wenigſtens ihr Urſprung aus gleicher Quelle, mit den religiöſen, die Braut Chriſti aus Großwardein und andern, iſt unverkennbar. So erzählen auch die Chroniken, es habe ein-

mal einer sieben Jahr lang in einer Luke auf dem Dom zu Lübeck geschlafen, daß es niemand gewußt, und dann erst sei er wieder, wohl und gesund, zum Vorschein gekommen. Hier ward List eines Betrügers Sage.

5. Das gealterte Brautpaar. Ist von gleichem Schlage wie das vorige Mährlein, aus gleichem Grundstoff entsprungen. Es findet sich in den Ritterburgen Deutschlands von Gottschalk. Th. 2. S. 242 — 44.

6. Der verzauberte Kaiser. Aus der Hercyn. curios. S. 151. Der Verfasser läßt sich Seite 152 — 53 in eine Untersuchung ein, welcher Kaiser Friedrich wohl dort sein könnte, wobei er entdeckt, es könne geschichtlich auf keinen gedeutet werden, das Ganze sei Mährchen. Dies zugegeben, deutet der rothe Bart, der so besonders hervortritt, wohl sicher denjenigen an, der gemeint ist.

a. Der Schäfer und der Kaiser. Ebendaher. Gottschalk erzählt sie am a. O. S. 240 — 41 so, daß der Schäfer nichts bekommen habe. Das ist aber ganz gegen die dankbaren Gesinnungen der Geister in den Mährchen, wenn ihnen ein Vergnügen gemacht ist.

b. Der Kaiſer und die Muſikanten. Gottſchalk a. a. O. S. 241 — 42. Die Prinzeſſin beweiſ't hier ihre Großmuth gleich dem Rübezahl, der auch immer Unbedeutendes, wohl gar etwas Unſauberes, ſchenkt, das daheim immer klares, gediegenes Gold iſt.

70. Das Lied vom Blocksberg. Venusberg S. 380 — 83. Ich habe lieber das Gedicht, das alle den Zaubertand zuſammenfaßt, deſſen Tummelplatz der Brocken iſt, hier geben wollen, als einige oder mehrere von den ſchlechten Geſchichten zu erzählen, die von dieſen Hexentänzen herumgehen, die ihren Urſprung im 16. und 17. Jahrhundert zu deutlich beurkunden und wohl wenigen Freude gewähren möchten. Dies iſt die einige Maſſe von Volksſagen, die auch noch unter den Vornehmen herumwandert, aber wir möchten ihnen gerne andere dafür zur allgemeinen Ergötzung geben, da dieſe nur zu ſehr zeigen, wie häufig die vornehmen Stände, wenn ſie mit den niedern theilten, das Schlimmere nahmen, ohne es freilich zu wollen.

71. Der treue Burggeiſt zu Scharzfeld am Harz. Gottſchalk a. a. O. Bd. I. S. 51 — 54. Auch Behrens, in der Hercynia curiosa S. 196 erzählt von dieſem Thurme, auf dem ein

Geiſt nie ein Dach leiden wolle und daher in der Nacht immer wieder hinunter würfe, was am Tage gebaut worden. Drum ſei der Thurm auch ohne Dach.

72. Die Dummburg. Otnar S. 235 — 38. Dieſes Mährchen iſt nicht gering merkwürdig, da es Orientaliſchen Urſprungs wohl unbedenklich, bis auf Kleinigkeiten, iſt. Es iſt nehmlich der Anfang der Geſchichte von den vierzig Räubern, deren Ueberſetzung man, wenn ich nicht irre, in der neuen tauſend und einen Nacht findet. Dieſer Anfang iſt durchaus allgemein, kann an jeglichem Orte einheimiſch gemacht werden und iſt daher ein allgemeines Eigenthum der Mährchenwelt. Es möchte eine wohl belohnende Unterſuchung ſein, zu erforſchen, um welche Zeit dieſes Mährlein im Harze zuerſt erzählt ward. Was in dem Orientaliſchen Mährchen darauf folgt, fällt ſchon in die Sitten und Gewohnheiten des Landes, in dem die Sage entſtand, und war daher nicht auf Deutſchen Boden zu verpflanzen. In meiner Jugend habe ich dies Mährchen, mit ſonderlichem Vergnügen, auch oft erzählen hören.

73. Mönch und Nonne zu Schloß Mansfeld. Gottſchalk, a. a. O. II. S. 299 — 300. Man vergleiche damit die Schleſiſche Sage oben, No. 12.

74. Die Tidianshöhle bei Schloß Falkenſtein am Harz. Gottſchalk a. a. O. II. S. 207. — 12. Auch hier ſpielt die Wunderblume eine bedeutende Rolle.

75. Die Daneelshöhle. Otmar, S. 279 — 292. Schon oben bei No. 16. habe ich die merkwürdige Verwandtſchaft dieſer Sage mit der Schleſiſchen vom ſchwarzen Friedrich berührt und die Vergleichung wird dies beſtätigen, wenn auch dieſe Sage weit ausgeführter iſt.

76. Der Engel Gottes leitet aus der Baumannshöhle. Eine Erzählung, die unbedenklich neueren Urſprung beurkundet. Sie fand ſich in der Hercynia curiosa etc. S. 23.

VIII. Sagen und Mährchen aus verſchiedenen Gegenden Deutſchlands.

77. Das wüthende Heer und Frau Veneris Berg. Das Lied iſt genommen aus Frau Veneris Berg S. 127 — 32. Steht auch im Wunderhorne I. 86 — 90. ſo wie in den Blocksbergsverrichtungen von Prätorius. Die darauf folgende Erzählung gab ebenfalls Frau Veneris Berg S. 132 — 34. Von dem wüthenden Heer ſteht vieles im hölliſchen Proteus S. 527 — 44, ſo wie man ein langes Mähr-

chen in den Volksſagen (Eiſenach 1795.) Th. 1. S. 3 — 60 findet. Eben ſo iſt dabei zu vergleichen Otmar, der wilde Jäger Hackelberg und die Tut-Urſel, S. 241 — 250. Neue Volksmährchen der Deutſchen, Th. 1. S. 361 — 444. Die Sagen gehen aber hier etwas bunt durch einander, da ſie bald hier, bald dort, wo einmal ein wilder Jäger aufſtand und das Land quälte, einheimiſch geworden ſind.

78. Das Oldenburger Horn. Oldenburgiſch Chronikon ꝛc. durch Hermannum Hammelmann. 1599. Fol. S. 19. 21. S. 20 iſt eine Abbildung des Horns, ſo wie auch das Titelblatt des erſten Bandes vom Wunderhorn ein Bild dieſes Horns zeigt, das lange Zeit aufbewahrt und viel betrachtet worden iſt. Dies Mährchen ſchließt ſich an das vorige an; man möchte dafür halten, daß auch hier eine Art von Venusberg geweſen ſei, der ſich dem Grafen geöffnet habe. Eine Bearbeitung findet man in den neuen Volksmährchen der Deutſchen, Bd. 2. S. 221 — 352, ſo wie in den Volksſagen, Th. 1. S. 63 — 124.

79. Die Tanzenden zu Kolbeck bei Magdeburg. Aus dem Breslau'ſchen Erzähler. Hagek S. 128 erzählt auch die Geſchichte, und ſetzt ſie ins Jahr 1005. Otmar ſpricht S. 29. davon, nennt aber das Dorf Dannſtedt, eigentlich Tanzſtadt, bei

Wernigerode. Der Graben, den die Tanzenden im langen Umſchwunge in die Erde geſtampft, ſoll noch zu ſehen ſein, nach dieſer Angabe.

80. Kobold Hütchen zu Hildesheim. Aus dem hölliſchen Proteus S. 792—98. Eine lange Erzählung von dieſem Geiſte findet man in den Volksſagen ꝛc. Th. I. S. 127—170. Dort heißt er Hudchen. Ich erinnere mich auch, vor vielen Jahren eine andere Erzählung, Freund Hütchen, geleſen zu haben, wo aber, weiß ich nicht.

81. Das ſtille Volk. Hammelmann a. a. O. S. 21. 22. Ein Stamm des Völkchens, von dem uns die neuen Volksmährchen der Deutſchen, Bd. 1. S. 3—109 ein ſo überaus liebliches Mährchen erzählen.

82. Der Wink Gottes. Mündlich. In Italiäniſchen Novellen, in Deutſchen Erzählungen finden wir die Geſchichte, von einer auf die erzählte Art im Grabe wieder erweckten Scheintodten, oftmals wiederhohlt, aber nirgends erinnere ich mich, ſie bis zur Legende geſteigert gefunden zu haben, wie hier.

83. Vorbedeutungen des Todes.

1. Zu Kloſter Corvey. Buccelinus in Germania sacra. Tom. II. f. 163. Notitiae S. Rom. Germanici imperii proc. Lib.

Lib. III. c. 19. p. 334. Höllischer Proteus S. 1054 — 55.

2. In der Stiftskirche zu Merseburg. Höllischer Proteus S. 1056.

3. In der Domkirche zu Lübeck. Mart. Zeillerus Friedlieb in medulla theologica. Höllischer Proteus S. 1060. 1063. In den neusten Zeiten brachte Langbein, unter dem Titel: die weiße Rose, diese Geschichte in eine Ballade, die in dem Taschenbuche Minerva, auf 1812. S. 265 — 72 steht. Er hat sie etwas verändert und nach seiner Laune gemodelt. Der Domherr wird von ihm Raimundus genannt.

4. Im Dom zu Breslau. Breslau'scher Erzähler Jahrg. II. S. 319.

84. Kleinere Sagen.

1. Warum die Kreuzschnäbel kreuzförmige Schnäbel haben?

2. Es fliegt ein Engel durchs Zimmer. Mündlich.

3. Die Sage vom Rothkehlchen. Shakespeare im Cymbeline.

Literariſche Ueberſicht der Bücher, welche Deutſche Volksſagen und Mährchen ausſchließend enthalten.

1. Deutſche Volksmährchen von Johann Auguſt Muſäus, herausgegeben von C. M. Wieland. Gotha, bei C. W. Ettinger. Bd. 1. von 1804, die übrigen von 1805. Das Jahr der erſten Ausgabe iſt mir nicht gegenwärtig.

Dieſe erweckten erſt die Luſt und Liebe an dieſer Kinder- und Männerfreude, und man wußte es Muſäus nicht wenig Dank, daß er ſich von einem Invaliden dieſe Mährchen hatte erzählen laſſen, der ihm mit ſeiner kurzen Tabakspfeife das Zimmer verpeſtete. Viele dieſer Mährchen ſind von einer bewunderungswürdigen Friſche und Lieblichkeit und manchen hängt nur der eine, oft gerügte, Fehler an, daß der Ton durch Abhandlung von Dingen und Hinweiſung darauf verfehlt iſt, die gerade hierhin am wenigſten gehören.

Th. 1. a. Die Bücher der Chroniken der drei Schweſtern. S. 1 — 98. Ein liebliches Mährchen.

b. Richilde. S. 99 — 178.

c. Rolands Knappen. S. 179 — 266. Luſtig und keck.

Th. 2. a. Legenden vom Rübezahl. S. 5 — 216. Luſtig und ergötzlich.

b. Die Nymphe des Brunnens. S. 217 — 312.

Th. 3. a. Libuſſa. S. 5 — 130.

b. Der geraubte Schleier. S. 131 — 254.

c. Liebestreue. S. 255 — 328.

Th. 4. a. Stumme Liebe. S. 5 — 174. Sehr ergötzlich.

b. Ulrich mit dem Bühel. S. 175 — 272.

c. Dämon Amor. S. 273 — 318.

Th. 5. a. Melechſala. S. 5 — 188.

b. Der Schatzgräber S. 189 — 289.

c. Die Entführung. S. 290 — 320.

Mehr dieſer Sagen und Mährchen ſind, in der Bearbeitung des Muſäus, ſchon wieder Volksbücher geworden, als z. B. Ulrich mit dem Bühel, Libuſſa u. ſ. w. Sie würden ſich dazu noch mehr eignen, wenn nicht der allgemein ihnen gemachte Vorwurf unzeitiger Anſpielungen ſie dem Volke entzöge.

2. Kindermährchen aus mündlichen Erzählungen geſammelt. Erfurt, 1787.

a. Das Vögelchen mit dem goldenen Ei. S. 1 — 57.

b. Weistäubchen. S. 58 — 93.

c. Der neue Fuchs. S. 94 — 150.

d. Die Königin Wilonitte mit ihren zwei Töchtern. S. 151 — 186. Zweckmäßig erzählt.

3. Neue Volksmährchen der Deutſchen. Leipzig, 1789. 8. von Madame Naubert.

Erſtes Bändchen.

a. Das ſtille Volk. S. 3 — 109.

b. Der kurze Mantel. S. 110 — 275. Die bekannte Erzählung vom kurzen Mantel (court manteau) am Hofe des Artus, in Verbindung gebracht mit einer lieblichen Deutſchen Sage von einer Blumennymphe.

c. Ottilie. S. 276 — 360.

d. Die Legende von St. Julian, worin die Geſchichte vom wüthenden Heere und zum Schluß eine Andeutung des getreuen Ekard's ſich befindet. S. 361 — 444.

Zweites Bändchen. 1791.

a. Erdmann und Maria, ein Nachtrag zu den Legenden vom Rübezahl. S. 2 — 220.

b. Das Oldenburgiſche Horn. S. 222 — 352.

c. Die Hamelſchen Kinder, oder das Mährchen vom Ritter St. George. S. 353 — 480.

Drittes Bändchen. 1792.

a. Die Fiſcher. S. 1 — 140. Bearbeitung eines

Mährchens, das in meinen Rheinſagen folgen wird, und in der Gegend bei Speier am Rheine geſchehen ſein ſoll, von Madame Naubert aberan die Donau verpflanzt wird.

b. Die weiße Frau. S. 141 — 211.

c. Jungfernſprung und Roßtrapp, zwei Harzſagen in eines verbunden mit zwei Franzöſiſchen Fabliaux, die in den Contes et fabliaux p. Barbasan ſtehen. Die beiden Geſchichten ſind der zum Ritter gewordene Bauer, an welche ſich wieder eine Deutſche Sage anſchließt, von einem wunderthätigen Bilde, das nur an einem beſtimmten Tage ein Wunder thut und dann le palefrois verd, der Grauſchimmel, eine Erzählung, die auch Nicolai in ſeinen Gedichten bearbeitet hat. So ſind eigentlich, ſehr ſinnreich, fünf Sagen in eine Geſchichte verwebet.

d. Der Müller von Eiſenbüttel. S. 323 — 398. Erinnert auch an den treuen Eckard und möchte vielleicht die ſchwächſte ſein.

e. Erlkönigstochter. S. 399 — 494.

Viertes Bändchen. 1792.

a. Genoveva oder die Träume. S. 1 — 152. Die bekannte ſchöne Legende.

b. Die zwölf Ritter von Bern, oder das Mährchen vom Hort der Nibelungen. S. 153 — 293.

Eine eigene und ganz wunderbare Erzählung dieſer großen Sage.

c. Ottbert. S. 294—412.

Schon dieſe Ueberſicht lehrt, daß wir hier und in der erſten Sammlung nicht rein Deutſche Sagen allein finden, ſondern daß ſie mit manchen andern untermiſcht ſind, wie wir dies noch in der Folge bedeutend bemerken werden, bei faſt allen Sagenſammlungen.

4. Volkserzählungen der Deutſchen und des Auslandes, aus der wirklichen und Ideenwelt, vom A. F. Wismar. 1. Bd. Halberſtadt, 1791. Scheint gottlob nicht fortgeſetzt worden zu ſein.

a. Die Verlobung vor der Geburt. S. 3—108.

b. Eduard der Siedler. S. 111—120.

5. Volksmährchen aus Thüringen, von Friedrich Wilhelm Möller. 1794. Zwei unbedeutende Sagen, deren Bearbeitungsart mir keinesweges gefallen will.

a. Die Hörſelbergsſpende. S. 1—100.

b. Die ſilberne Braupfanne. S. 101—223.

6. Volksſagen. Eiſenach. Th. 1. 1795.

a. Das wüthende Heer. S. 3—60.

b. Das Oldenburgiſche Horn. S. 63—124.

c. Hudchen. S. 127—170.

d. Das Bergſchloß. S. 173—188.

Zweiter Theil.

a. Das Kiefhäuſerſchloß. S. 3 — 80.

b. Die Nixe S. 83 — 136.

c. Das verfluchte Jungfernloch bei Eiſenach. S. 134 — 182.

d. Rübezahl. S. 185 — 208.

Manches ſehr gut erzählt.

7. Oeſtreichiſche Volksmährchen, vom Verfaſſer der Sagen Oeſtreichiſcher Vorzeit. Wien, 1800. Th. 1. Iſt mir unbekannt.

Th. 2.

a. Die Brüder am Donauſtrome. S. 3 — 41.

b. Die Spinnerin am Kreuze. S. 45 — 106.

c. Die Ruinen von Petersdorf. S. 109 — 157.

Ob die Sagen Oeſtreichiſcher Vorzeit hieher gehören, weiß ich nicht, da ſie mir ganz unbekannt ſind.

8. Volksſagen, nacherzählt von Otmar. (Nachtigall) Bremen, 1800.

a. Die Sage vom Lügenſteine. S. 27 — 28.

b. Die Sage vom Gürgenholze. S. 30 — 34.

c. Die Sage vom Staufenberge. S. 37 — 38.

d. Die Sage von dem Teufel in der Kirche. S. 38 — 39.

I. Oertliche Volksſagen auf der Südſeite des Harzes.

A. Hohenſteiniſche Volksſagen.

e. Lora. S. 75 — 78.

f. Jakob Nimmernüchtern. S. 81—112.
g. Die Hufeiſen an der Kirchthüre. S. 115—18.

B. Volksſagen in der goldenen Aue.
h. Die Quäſte. S. 123—30.
i. Der Ritterkeller. S. 133—40.
k. Die goldenen Flachsknoten. S. 143—44.
l. Die Wunderblume. S. 147—50.
m. Der Ziegenhirt. S. 153—58.
n. Der verzauberte Kaiſer. S. 161—66.

II. Oertliche Volksſagen auf der Nordſeite des Harzes.
o. Ilſe. S. 171—74.
p. Die Teufelsmauer. S. 177—78.
q. Die Roßtrappe. S. 181—86.
r. Die Teufelsmühle. S. 189—94.
s. Der Mägdeſprung. S. 197—98.
t. Das Mannesfeld. S. 201—2.
u. Der Thomaspfennig. S. 205—22.
v. Die Dummburg. S. 225—38.
w. Hackelnberg. S. 241—50.
x. Das Grundlos. S. 253—66.
y. Das Hünenblut. S. 269—70. 2 Sagen.
z. Der Wolfſtein. S. 273—76.
aa. Daneel (Daneels-Höhle) S. 279—92.
bb. Ehrlich währt am längſten. S. 295—310.

III. Ueber die Hünen und Zwergſagen. S. 313 — 58.

A. Zwergſagen auf der Südſeite des Harzes. S. 325 — 29.

B. Zwergſagen auf der Nordſeite des Harzes. S. 329 — 31.

9. Volksmährchen der Schleſier, ein Taſchenbuch auf das Jahr 1801. Von Fr. Aug. Schuſter. Breslau. 12.

a. Der Vogel Greif. S. 1.

b. Der Wurzelmann. S. 85.

c. Die Krötenkönigin. S. 160.

a. erzählt die Gründung der Burg Greifenſtein. b. iſt ein Mährchen vom Rübezahl und c. eine Sage von den Hausberge bei Hirſchberg. Wie viel davon alte Sage iſt, ward mir nicht bekannt. Es iſt nicht mehr, als dies eine Bändchen erſchienen.

10. Volksſagen von Guſtav. Leipzig, 1806. 8. Kenne ich ebenfalls nicht.

11. Kindermährchen von Grimm. Heidelberg, 1809. Sind mir auch unbekannt und ſoll nicht viel daraus zu nehmen ſein.

Die Volksmährchen von Peter Lebrecht, die romantiſchen Dichtungen von Tieck, können auch von mir hier nicht angeführt, ſondern nur berührt werden, da ihr Inhalt nicht ſowohl die Volksſagen,

als vielmehr die Volksromane begreift, denen in unſerem Buche der Liebe ein Platz verſchafft worden iſt. Manche Sage ward freilich, in dem Gange der Zeit, zu einem großen Roman ausgeſponnen, wenn ihr Beginnen auch ſo gering war, wie die meiſten hier dargebotenen Sagen.

Nachſchrift.

Mein Sagenbüchlein liegt jetzt vollendet vor mir. Machte es mir auch manche Freude, wie ich es einzeln ſammelte, hier und dort neuen Stoff fand, der mir theils ganz unbekannt, theils nur gering bekannt war, ſchien es ſich mir auch da weit auszudehnen und viel zu umfaſſen, ſo treten mir doch jetzt, da alles geſammelt und geordnet ſteht, die vielen Lücken nur zu ſehr entgegen und vermehren den Wunſch in mir, daß dieſe Blätter mir einige Freunde gewinnen mögen, die mich gütigſt unterſtützen, um dieſe vielen Lücken auszufüllen und zu bewirken, daß alles ſich mehr rundet und ſchließt. Sie werden mich höchlich verbinden, wenn ſie ihre Zuſätze entweder geradezu an mich, zur Zeit in Breslau, oder an die Verlagshandlung, unter meiner Adreſſe, ſchicken wollen.

Betrachte ich manche Abtheilung, ſo erſcheinen die darin erzählten Sagen etwas flach und nüch-

tern, aber dieſe Schuld liegt in dem Lande ſelbſt, in dem ſie entſtanden, das nicht ein volles, ſaftiges, üppiges Gewächs, wie andere Länder und Theile Deutſchlands, zu treiben vermochte. So iſt dieſe Nüchternheit wieder karakteriſtiſch und wenn manche Leſer mir dafür nicht Dank wiſſen möchten, daß ich dieſe Sagen mittheile, ſo hoffe ich dagegen mir den Dank derjenigen zu gewinnen, die dieſe Sagen verſchiedener Gegenden gegen einander ſtellen wollen, um das ſich ſchon früher entworfene karakteriſtiſche Bild der Nazion daran zu bewähren, oder es ſich erſt neu zu entwickeln. Die Geſtalt, in welcher die Natur in einem Lande erſcheint und auf das Gemüt, der Einwohner Eindruck macht, bildet ſich auch in ihren Volksdichtungen mehrentheils nach, und ſo liefern uns die Gebirgsgegenden die ſchönſten und kräftigſten Sagen, ſo wie auch die älteſten, da noch nicht der wandelbare Geiſt ſo ſehr in ihnen die Oberhand genommen, der die Ebenen beherrſcht.

Möge dies Büchlein meinen Leſern und mir nur Freude bereiten. Im Januar 1812.

B.

Liter. German. eleg.

Auct. antiquior.

Erzählungen Dichtungen Fastnachtsspiele und Schwänke des Mittelalters

herausgegeben

von

Dr. Johann Gustav Büsching

Erster Band

Im Auftrage bei J. F. Korn dem Aelteren

Breslau 1814

Gedruckt in der Stadt- und Universitäts-Buchdruckerei bei Graß und Barth

Königl. Bibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt des erſten Bandes.

Vorrede.

I. Adam Bell, Clym vom Stein und William Cloudesly. Altengliſche Ballade. Von v. Fouqué. 1.

II. Ein Altitaliſches Mährchen.
Thebaldo, Fürſt von Salerno, will Doralice, ſeine einzige Tochter, zum Weibe, welche, verfolgt vom Vater, nach England geht. Geneſe nimmt ſie zur Gemalin, und hat mit ihr zwei Söhne, die von Thebaldo getödtet werden, worüber König Geneſe Rache nimmt. 26.

III. Voluspa, oder die Weisheit der Seherin, Aus der Skandinaviſchen Urſchrift überſetzt von Fr. Majer. Vorerinnerung. 43.
Gedicht. 45.
Anmerkungen. 67.

IV. Ein luſtig Faſtnachtsſpiel mit drei Perſonen: das Narrenſchneiden. (Nach Hans Sachs.)
Vorwort. 81.
Faſtnachtsſpiel. 85.

V. Spaniſche Romanze von G. W. Raßmann. 101.

VI. Altdeutſche Erzählungen von F. H. v. d. Hagen. 116.
Bemerkungen. 134.

VII. Der betrogene Dieb. Nach dem Altfranzöſiſchen von Büſching. 138.
Anmerkung. 142.

VIII. Geſchichte Bahram des Magiers. Aus dem Arabiſchen von Dr. Habicht. 143.

IX. Flos und Blankflos. Nach einem alten Niederdeutſchen Gedichte von Büſching. 151.
Anmerkung. 212.

X. Schwänke, von Büſching.
1. Die Wiener Meerfahrt, nach dem Schwank eines unbekannten Dichters. 214.
Anmerkung. 231.
2. Das Schlaraffenland. Nach Hans Sachs. 231.
3. Der Pfarrer mit den ehebrecheriſchen Bauern. (Nach Hans Sachs.) 235.

Druckfehler. 238.

XI. Robin Hood und Guy von Gisborn. Altenglisch. Von v. Fouqué 241.
XII. Altitalisches Mährchen. Skarpasiko, von drei Gaudieben einmal betrogen, betrügt sie dreimal und bleibt am Ende fröhlich und siegreich mit seiner Nina. 250.
Anmerkung. 263.
XIII. Altdanische Ballade. Sivard und Brynild. Von v. d. Hagen. 265.
Anmerkung. 271.
XIV. Die Edda Lieder von den Nibelungen, aus dem Isländischen zum erstenmale übersetzt durch F. H. v. d. Hagen.
Einleitung 273.
Der Niflungen Hort. 300.
Sigurths Rache an den Hundingen. 308.
Fafnirs Tod. 318.
Sigurth und Brynhild. 343.
XV. Auszug eines Altfranzösischen Werkes über den heiligen Graal. Von Büsching.
Zueignung an Herrn Fried. Schlegel. 361.
Vorerinnerung. 363.
Der Verfasser dieses Werks. 382.
Erstes Buch des Graal. 385.
Anmerkungen. 413.
XVI. Bruchstück einer Uebersetzung des Titurel, versucht von J. G. Büsching.
Vorwort. 427.
Siebenter Gesang. Hier kommt die Abentheuer an Schionatulander und Sigunen. 430.
Kurzer Inhalt des achten Gesanges. 462.
Neunter Gesang. Von Schionatulander und Sigunen. 463.
Anmerkungen. 477.
XVII. Ein Fastnachtsspiel von Fritz Dölla mit seiner gewünschten Geige. (Nach Jakob Ayrer.) 481.
XVIII. Erzählungen nach Hans Sachs.
1. Der Ritter mit dem getreuen Hund. 502.
2. König Artus mit der Ehebrecher Brücke. 510.
Anmerkungen. 518.

Vorrede.

Wenn wir in der letztern Zeit auf mehrfache Art viele Belehrung aus genauer Erkenntniß der schönen Wissenschaften, Künste und Geschichte des Mittelalters geschöpft haben, so ist es wohl nicht mehr als billig, daß wir auch von dem vielen Erheiternden und Belustigenden jener Zeit dasjenige mittheilen, welches besonders eine Verbreitung zu verdienen scheint, um so mehr, da sich hierdurch am deutlichsten zeigen wird, wie innig die verschiedenen Völker des Mittelalters mit einander, im Scherz und Gesange, verbunden waren und wie Erzählungen, Dichtungen, Mährchen und Schwänke von einem Volke zum andern wanderten.

Hierzu sind diese Hefte bestimmt, entstanden aus den Beiträgen mehrer Freunde, die in gleichem Fache arbeiten, aber von denen der eine sich dieses, der andere jenes Volk erwählte. Um so leichter wird es werden, den Vorsatz zu erfüllen, von allen damals verbundenen Völkern in jedem Hefte etwas zu liefern, wie es uns gelungen ist, in diesem

ſem den Norden und Süden, den mittlern Stamm, Deutſchland, und ſelbſt einen Verſuch aus dem Morgenlande vorzuführen.

An Stoff fehlt es nicht, aber dennoch werden ſich dieſe Hefte an keine beſtimmte Zeit binden, ſondern erſcheinen, je nachdem es die Maſſe der Beiträge und beſonders, da es an dieſen nicht fehlt, eine mehr oder minder freundliche Aufnahme der Leſewelt erlaubt. Der Ernſt wird neben dem Rührenden und Lieblichen ſtehen, ſo wie auch der muthwillige Scherz in den Schwänken und Faſtnachtſpielen nicht fehlen ſoll, wobei wir indeſſen verſprechen, was ſich eigentlich wohl von ſelbſt verſtehen muß, daß alles verbannt ſein wird, beſonders in jenen Scherzen, was nicht mit dem Anſtande ſich verträgt und nicht in einer jeden gebildeten Geſellſchaft geleſen werden kann.

Schließlich bitten wir noch unſre Freunde, uns mit ihren Beiträgen nicht zu verlaſſen, ſondern recht bald mit neuen zu erfreuen, damit wir in den Stand geſetzt werden, eine gefällige Abwechslung und Zuſammenſtellung zu bewirken.

Breslau im Dezember 1813.

Der Herausgeber.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Adam Bell, Clym vom Stein, und William von Cloudesly.

Altenglische Ballade.

S. Percy's Reliques of anc. engl. Poetry. V. 1. p. 141.

Erſter Theil.

Im grünen Wald war's fröhlich Feſt
Unter den Blättern grün,
Wo Leute jagen nach Oſt und Weſt
Mit Pfeil und Bogen kühn.
Zu ſchrecken das Thier vom Lager auf,
Sah oft man ſolche Fahrt,
Wie von Freiſaſſen des Nordland's drei'n;
Ich künd' Euch deren Art.
Der Eine von ihnen war Adam Bell,
Dann war vom Steine der Clym,
Der Dritte William von Cloudesly,
Ein Schütze ſcharf und ſchlimm.
Ihnen war um's Waidwerk Acht und Bann
Den drei Freiſaſſen geſchehn;
Sie ſchworen ſich Brüder auf einen Tag,
Zum Feurungswald zu gehn.

Nun hört und horcht, Ihr edlen Geſell'n,
Wer gern hat Zeitvertreib;
Zwei waren von ihnen Junggeſell'n,
Der Dritte hatt' ein Weib.
William das wär der Ehemann,
Der trug mehr Sorg' im Sinn.
Er ſprach zu den Brüdern eines Tag's,
Nach Carlisle woll' er hin.
Schön Alix woll' er ſprechen, ſein Weib,
Und auch ſeine Kindlein drei.
„Mein Treu — ſo ſagte Adam Bell —
Da iſt mein Rath nicht bei.
Denn geht ihr nach Carlisle, Bruder mein,
Aus dieſem wilden Wald,
Und möcht' Euch dann der Richter ſah'n,
Wär' aus eu'r Leben alsbald.“ —
„Kehr' ich nicht Morgen, Bruder mein,
Zu Euch im Dämmrungs-Roth,
So glaubt, daß ſie mich eingefahn,
Oder daß ich liege todt.“
Abſchied nahm er von den Brüdern zwei'n,
Kam nach Carlisle hinan;
Da klopft' er an das Fenſter ſein
Ganz ſchnell und hurtig an:
„Wo biſt du, ſchön Alix, mein Weib?
Sind meine drei Kindlein hie?
Thu' eilig auf deinem eignen Mann,
William von Cloudesly.“ —

„D

„O mir — ſo ſprach da ſchön Alix,
Und ſeufzte wunderſchwer —
Bewahrt war dieſer Platz für dich,
Dieß Halbjahr lang, und mehr.“ —
„Nun bin ich hier — ſprach Cloudesly —
Ich wollt', ich wär' hinein.
Nur ſchaff' uns Speiſ und Trank genug,
Und laß uns fröhlich ſein.“
Sie ſchafft' ihm Speiſ' und Trank die Füll'
Als ein ehlich frommes Weib,
Und labt' ihn, wie ſie konnt' und wußt',
Den ſie liebt', als ihren Leib.
Da lag ein altes Weib im Haus,
Nicht weit vom Feuerheerd.
Die hatte William barmherz'ger Weiſ'
Wohl ſieben Jahr ernähret.
Riſch auf ſtand ſie, und fort ſie ging,
In übler Eile jetzt;
Sie hatte ſeit ſieben Jahren ſchon
Keinen Fuß zur Erden geſetzt.
Sie lief wohl zu dem Rathhaus hin,
So ſchnell ſonſt konnt' ſie's nie:
„Zu Nacht iſt kommen in dieſe Stadt
William von Cloudesly.“
Des ward der Richter herzlich froh,
Der Sheriff ward ihr hold:
„Du kamſt nicht her, o Frau, umſonſt,
Kriegſt, ehr du gehſt, deinen Sold.“

Sie gaben ihr recht ein gutes Kleid
Von Scharlach zum Gewinn.
Sie nahm die Gab', und heim ſie ging,
Und legte ſich wieder hin;
Sie hatten die gute Stadt Carlisle
Gar haſtig aufgepocht,
Und drangen all' auf Williams Haus,
So ſchnell man eilen mocht'.
Da ward durch ſie der Freiſaß gut
Von jeder Seit' umengt.
William vernahm viel Volkes Lärm,
Wie's kam herangeſprengt.
Alix thät's Hofes Fenſter auf,
Und ſchaute rings umher;
Den Richter ſah ſie, den Sheriff auch,
Mit ihrem ganzen Heer.
„O mir, Verrath! — ſo rief Alix,
Und Weh' darob ſie ſchrie —
In meine Kammer geh, Gemahl,
Lieb' William von Cloudesly!"
Er nahm ſein Schwerd, und Bogen und Schild
Samt ſeinen Kindern drei'n,
Und ging in ſein ſehr feſt Gemach,
Wo er ſicherſt glaubte zu ſein.
Schön Alix nahm als treues Lieb
'Ne Streitart in die Hand:
„Todt iſt, wer dieſe Thür' betritt,
Derweil ich halte hier Stand."

Cloudesly der ſpannte den Bogen ſein,
Von tücht'gem Holz und ſchlank;
Er traf den Richter auf ſeine Bruſt,
Daß der Pfeil dreifach zerſprang.
„Verwünſcht des Herz — ſo ſprach William —
Der heut dich in's Wamms knöpft ein'!
Wär's nur nicht beſſer geweſen als mein'
Der Schuß ging' an's Bruſtbein." —
„Sieh, Cloudesly, dich — der Richter ſprach —
Thu Pfeil und Bogen hindann." —
„Verwünſcht des Herz — ſprach ſchön Alix —
Der ſo beräth meinen Mann." —
„Legt Feu'r an's Haus — ſprach der Sheriff —
Weil's doch nicht beſſer mag ſein;
Laßt uns verbrennen den William darin,
Samt Frau und Kindern drei'n."
Sie zünd'ten's Haus an manchem Fleck,
Das Feu'r flog hoch herum;
„O mir! — ſo rief da ſchön Alix —
Ich ſeh, hier kommen wir um."
William thät ein Hoffenſter auf
Hoch in dem Kämmerlein,
Und ließ an Tüchern hinab ſein Weib
Samt ſeinen Kindern drei'n.
„Nehmt meinen Schatz — ſo ſprach William —
'S Weib und drei Kindlein hier;
Um Chriſtes Will'n thut ihnen kein Leid,
Doch rächt euch All' an mir."

William der ſchoß ſo wundergut,
Bis er keinen Pfeil mehr fand,
Auch war ihm von der fall'nden Gluth
Die Bogenſenne verbrannt.
Die Funken brannten und fielen auf ihn,
Den William von Cloudesly;
Da grämte der Wack're ſich, und ſprach:
„Als Feigling ſtürb' ich hie.
Ehr ſei mit dem Schwerdte — ſprach William —
Das Volk dort angerennt,
Als daß man zwiſchen den Feinden wild
So grauſam mich verbrennt."
Er nahm ſein Schwerdt ſamt ſeinem Schild
Und lief ſie all'ſamt an,
Wo mehrſt die Leute ſtanden gepreßt,
Zerhieb er manchen Mann.
Da wartete Niemand ſeines Streichs,
Sie liefen im bangen Muth.
Darn ſchmiſſen ſie Fenſter und Thüren auf ihn,
Und fingen den Freiſaſſen gut.
Sie warfen, gebunden Hand und Fuß,
Ihn auf des Kerkers Grund.
Der Richter ſprach: „du, Cloudesly, wirſt
Gehangen in kurzer Stund." —
„Zwei neue Galgen — ſprach der Sheriff —
Richt' ich zum Tode dein,
Und Carlisle's Thore ſchließen wir,
Soll Niemand kommen herein.

Da

Da ſoll nicht helfen Clym vom Stein,
Nicht Adam Bell, fürwahr!
Und wären's ihrer auch Tauſend mehr,
Und aller Hölleufel Schaar."
Früh Morgens da ſtand der Richter auf,
Ging an den Thoren umher,
Zu heiſchen, daß jedwedes alsbald
Recht feſt beſchloſſen wär'.
Dann ging er auf den Marktplatz hin,
Schier ward ſein Gang zum Lauf;
Zwei neue Galgen ſtellt' er da
Dicht bei dem Pranger auf.
Ein Knäblein ſtand im Volke, frug:
„Was meint der Galgen hie?"
Man ſprach: „zu hängen den Freiſaß gut
William von Cloudesly."
Das Knäblein nahm als Stadt-Schweinhirt,
Schön Alix Schwein' in Acht;
Oft hatt' er William im Wald geſehn,
Und ihm zu eſſen gebracht.
Aus ging er durch 'nen Mauerriß,
Kam leichten Lauf's in Wald;
Da traf er mit den Freiſaſſen ſtark
Zuſammen ſchnell und bald.
„O weh! — ſo ſprach das Knäblein da —
Ihr zögert hier zu lang;
Gefah'n iſt Cloudesly, verdammt,
Und fertig ſchon zum Strang." —

„O

„O weh! — rief der gute Adam Bell —
Daß je dieſen Tag wir ſah'n.
Wie beſſer hätt' er, weiland bei uns,
Nach unſrem Bitten gethan."
Er konnt' hier wohnen im grünen Forſt,
Unter den Schatten grün,
Und halten ſich und uns in Ruh,
Von Aengſten frei und Müh'n."
Adam der ſpannt' einen Bogen gut,
Schoß einen Hirſch in Eil;
„Nimm, Kind, das — ſprach er — zum Mittagsmahl,
Und bring' mir wieder den Pfeil." —
„Nun gehn wir — ſprachen die Freiſaſſen ſtark —
Nichts halt' uns hier mehr auf;
Wir woll'n ihn löſen mit Gottes Schutz,
Wie theu'r uns wird der Lauf."
Nach Carliſle gingen die Freiſaſſen gut
'Nes ſchönen Morgens im Mai.
Hier iſt Ein Sang vom Cloudesly aus,
Und ein andrer folgt dabei.

Zweiter Theil.

Und als ſie kamen zum ſchönen Carliſle,
Wohl in der Morgenzeit,
Da fanden ſie all' die Thore zu,
Ringsum an jeder Seit'.

„Weh

„Weh — rief Adam Bell, der gute Genoß —
Daß je uns die Sonne gab Schein.
Die Thore ſind wunderfeſt im Schloß,
Hier kommen wir nicht hinein.“
Da ſprach zu ihm vom Stein der Clym:
„Wir wollen mit Liſt hier durch;
Laß ſagen uns, daß wir Boten ſei'n,
Grad' aus der Königsburg.“ —
„'Nen Brief hab' ich bei mir — ſprach Adam —
Nur, daß es klug geht, ſchaff,
Wir ſagen, 's König's Wappen ſei drauf,
Der Pförtner iſt ja kein Pfaff.“
Da ſchlug mit Schlägen groß und ſtark
An's Thor der Adam Bell.
Der Pförtner hörte den Lärm daran,
Und kam zum Thor gar ſchnell.
„Wer iſt nun draus? — ſprach der Pförtner —
Wer klopft mit ſo kecker Hand?“ —
„Wir ſind zwei Boten — ſprach Clym vom Stein, —
Hierher vom König geſandt.“ —
„Wir haben 'nen Brief — ſprach Adam Bell —
Der muß in des Richters Hand;
Mach' auf; die Bothſchaft ſei gethan,
Wir heim nach Hofe gewandt.“ —
„Hier kommt Niemand ein — ſprach der Pförtner —
Bei Chriſti Kreuzesmüh,
Bis ward ein falſcher Dieb gehängt,
Der William von Cloudesly.“

Keck ſprach der Freiſaß Clym vom Stein,
Schwur bei der Jungfrau lieb;
„Und iſt's, daß wir lang außen ſtehn,
Wirſt du gehängt wie ein Dieb.
Schau'! Hier iſt König's Siegel drauf;
Was? biſt du toll, du Tropf?"
Der Pförtner meint', es wär alſo,
Zog ſchnell den Hut vom Kopf.
„Willkomm! bei König's Siegel — ſprach er —
Da ſollt hinein ihr ziehn."
Er ſchloß die Pforte gar eilig auf,
Ein ſchlimm Aufſchließen für ihn.
„Nun ſind wir drin — ſprach Adam Bell —
So weit hat's uns gefrommt;
Doch Chriſt weiß, der die Hölle geſtürmt,
Wie wieder hinaus man kommt." —
„Hätten wir die Schlüſſel — ſprach Clym vom Stein —
Wir führten's glücklich aus;
Dann kämen, ſäh'n wir Zeit und Rath,
Wir gut genug hinaus."
Sie riefen den Pförtner mit in Rath,
Und brachen den Hals ihm keck,
Und warfen ihn in ein tiefes Loch,
Und nahmen die Schlüſſel weg.
„Nun bin ich Pförtner — ſprach Adam Bell —
Sieh Bruder, die Schlüſſel ſind dies,
Der ſchlimmſte Pförtner für ſchön Carlisle
Seit hundert Jahren gewiß.

Und

Und ſpannen woll'n die Bogen wir,
Woll'n gehn zur Stadt hinein,
Zu helfen dem lieben Bruder los,
Der liegt in Sorg' und Pein."
Sie ſpannten die eib'nen Bogen gut,
Sah'n, ob die Senne war rund.
Den Marktplatz in dem ſchönen Carlisle
Beſetzten ſie zur Stund.
Und wie ſie ſeitwärts ſah'n, da ſtand
Ein Galgenpaar, ganz neu;
D'ran, meinte der Richter und ſein Gericht,
Sollt' ſterben ihr Bruder treu.
Und Cloudesly ſelbſt lag auf 'nem Karr'n,
Feſt Hand und Fuß im Band,
'Nen ſtarken Strick um ſeinen Hals,
Zum Hängen ganz im Stand.
Der Richter rief 'nen Burſchen ſich her,
Dem Cloudesly's Rock er verſprach,
Daß er dem Freiſaß nähme Maaß,
Zu machen ſein Grab darnach.
„Ich ſah mehr Wunder — ſprach Cloudesly —
Als wenn bis Primezeit
Der müßte liegen in meinem Grab,
Der jetzt mir's macht bereit." —
„Du redeſt ſtolz — der Richter ſprach —
Ich häng' dich mit eigner Hand."
Das hörten ſeine zwei Brüder wohl,
Wo nahbei war ihr Stand.

Da blickte ſeitwärts der Cloudesly,
Und ſah ſein Brüderpaar,
An's Marktes Ecke wohl bereit
Zu Richters Tod'sgefahr.
„Ich ſehe Troſt — ſprach Cloudesly —
Noch, hoff' ich, geht's mir gut.
Hätt' ich nur meine Hände frei,
Wär' ſorglos mir der Muth."
Da ſprach der gute Adam Bell
Zu Clym vom Steine: „traun,
Faßt, Bruder, nun den Richter ſcharf;
Seht, dorten könnt' ihr ihn ſchau'n.
Und auf den Sheriff wird von mir
Kraftvoll der Pfeil geſetzt.
Nicht beſſern Schuß ſah ſchön Carlisle
Seit ſieben Jahren bis jetzt."
Sie drückten zugleich die Pfeile los,
Niemanden ſcheut' ihr Muth;
Der traf den Richter, den Sheriff der,
Aus Beider Seiten rann Blut.
Da machten Raum, die ſtanden gedrang',
Wo der Richter fiel zu Grund,
Und neben ihn der Sheriff ſank,
Jedweder zum Tode wund.
Da riefen all' die Bürger: „flieh!"
Und Keiner hielt mehr Stand.
Sie löſ'ten leicht den Cloudesly,
Wo er lag im harten Band.

William lief 'nen Stadtdiener an,
Die Axt er ihm entrang,
Rechts, links zu fäll'n er ſie begann,
Ihn dünkt', er weile zu lang'.
William ſprach zu ſein'm Brüderpaar:
„Auf Leben und Tod ſtehn wir.
Kommt je, wie ich, ihr in Gefahr,
Find't ihr das Gleiche bei mir."
Sie ſchoſſen ſo gut zu dieſer Zeit,
Mit ſeid'nem Bogenſtrang;
Daß ihnen die Straße blieb frei und weit;
Dies Fechten währte lang.
Sie fochten zuſammen als Brüder gut,
Mit Kühnheit und Gewalt,
Manch Einen ſtürzten ſie in's Blut,
Manch Herz auch machten ſie kalt.
Verſchoſſen war ihr letzter Pfeil,
Die Leute drängten ſie an,
Da zückten ſie die Schwerdter in Eil,
Und warfen die Bogen hindann.
Sie ſchritten friſch in ihrem Lauf,
Mit Schwerdt und Schildern rund;
Bis daß der Mittag kam herauf,
Ward Mancher vor ihnen wund.
Da blies manch Horn man in Carlisle,
Von fern viel Glockenklang,
Manch Weibsbild war, die: „Wehe!" ſchrie,
Und die ihre Hände rang.

Der Maier von Carliſle kam heran,
Mit ihm viel Bürger mehr;
Den furchten dieſe Freiſaſſen wohl,
Und ſorgten um's Leben ſehr.
Der Mai'r, im Harniſch, eilt' herzu,
'Ne Streitaxt in der Hand.
Manch ſtarker Mann auch ſchritt ihm nach,
Im Sturm zu halten Stand.
Den Mai'r warf Cloudesly mit dem Beil,
Brach ihm ſeinen Schild entzwei;
Wohl mancher Freiſaß mit Unheil
Erhob ein Wehgeſchrei.
Sie riefen: „ſchließt die Thore feſt,
Die Meuter zu fah'n alle Drei.“
Vergebner Rath! wer näher trat
Fiel gleich zu Haufen im Streit,
Bis All' die Drei mit wack'rer That
War'n draußen und befreit.
„Hier ſind Eure Schlüſſel — rief Adam Bell —
Des Amt's entſag' ich mich,
Und rathe der Stadt nun, ſie beſtell'
'Nen andern Pförtner ſich.“
Er warf ihre Schlüſſel ihnen an den Kopf,
Wünſcht' ihnen viel Zeitvertreib,
Und wo noch leb' ein guter Freiſaß,
Der geh', und tröſte ſein Weib.
Zum Wald kamen dieſe Freiſaſſen gut,
So leicht wie Lindenlaub.
Sie lachten vergnügt in ihrem Muth,
Fern blieb der Feinde Staub.

Und als ſie kamen in Feurungswald,
Wohl unter den ſichern Baum,
Viel Bogen fanden ſie alsbald,
Und Pfeile, zu zählen kaum.
„So helf mir Gott — ſprach Adam Bell,
Und Clym vom Stein ſo frei —
Ich wollt' wir wären in ſchön Carlisle,
Vor jener Maſſonei.“
Sie ſetzten ſich, und waren froh
Bei guter Speiſ' und Trank.
Der Freiſaſſen zweites Lied war dies,
Nun kommt ein dritter Sang.

Dritter Theil.

Als ſie nun ſaßen im Feurungswald,
Am Baum ſo grün und dicht,
Da war es ihnen, als wein' ein Weib,
Allein ſie ſah'n es nicht.
Da ſeufzte ſchmerzlich ſchön Alix:
„Was ſah' ich dies Morgenroth?
Denn nun iſt hin mein lieber Mann;
Weh' mir, und Freude todt!
Hätt' ich gefunden ſeine Brüder gut,
Oder Einen von den Zwei'n,
Zu künden denen, was ihn betraf,
Wär' frei mein Herz von Pein.“

Cloudesly der ging etwas beiſeit,
Durchs Lindenlaub lugt' er hin;
Er gewahrte ſein Weib mit den Kindern drei'n,
Wehvoll in Herz und Sinn.
„Willkommen Weib — ſprach da William —
Unter dieſem ſichern Baum;
Noch geſtern dacht' ich bei Sanct John,
Du ſähſt hinfort mich kaum.“ —
„Nun wird mir's wohl, weil Ihr ſeid hier,
Mein Herz iſt frei von Pein.“ —
„Frau — ſprach er — ſei vergnügt und froh,
Und dank' meinen Brüdern zwei'n.“ —
„Davon zu reden, iſt keine Zeit —
Sprach drauf der Adam Bell —
Der Braten zu unſerm Abendbrodt
Läuft noch herum gar ſchnell.“
Da gingen die edlen Schützen drei
Hinab zu der Wildbahn;
Ein jeder traf 'nen fetten Hirſch,
Den beſten, den ſie ſah'n.
„Nimm hier den beſten, Alix, mein Weib —
William von Cloudesly ſprach —
Weil du ſo tapfer bei mir ſtand'ſt,
Als ich ſchon faſt erlag.“
Da ging's zum Abendbrodte,
Wie's Mahl ſich hatte gefügt;
Sie dankten Gott für ihr gut Glück,
Und war'n friſch und vergnügt.

Und als ſie hatten Alle fürwahr
Gegeſſen gut und gern,
Sprach Cloudesly: „laßt um Frieden uns gehn
Zum König unſerm Herrn.
Derweil wir aus ſind, wohn' Alix
Im Nonnenhaus hier nah;
Zwei Söhne heiß ich mit ihr gehn,
Verweilen ſoll'n ſie da.
Mein ält'ſter Sohn, der geht mit mir,
Weil's mir für ihn nicht bangt;
Und Botſchaft bringt er euch zurück,
Was dort wir hab'n erlangt."
Die Freiſaſſen gingen auf London zu,
So ſchnell es mochte ſein,
Bis daß ſie kamen an's König's Burg
Zu der ſie wollten hinein.
Und als ſie kamen an's Königs Hof,
Wohl an das Thor der Burg,
Da fragten ſie Niemand um Vergunſt,
Und ſchritten keck hindurch.
Zur Halle drängten ſie mit Gewalt,
Ihnen war vor Niemand leid;
Nach lief der Pförtner, ſchrie und ſchalt,
Und hatte mit ihnen Streit.
Der Kämmrer ſprach: „was wär' euch lieb,
Freiſaſſen? Sagt es mir;
Ihr ſchafft ſo all' den Dienern Noth.
Von wo, Ihr Herrn, ſeid Ihr?" —

„Herr, wir ſind Aechter aus dem Forſt,
Das glaubt uns gut und gern.
Und ſind im Frieden hierher gelangt
Zum König unſerm Herrn.“
Und vor den Herrn nun kamen ſie,
Und nach der Sitt' im Land
Bog jeder ungeſäumt das Knie,
Und hielt empor die Hand.
Sie ſprachen: „Herr, wir bitten dich hier,
Sprich uns ein Gnadenwort;
Manch fett und falbes Reh von dir
Schoſſen wir an manchem Ort.“ —
„Wie heißt man euch? — ſprach unſer Herr —
Eure Namen, ſagt mir die,“ —
„Wir ſind Adam Bell, und Clym vom Stein,
Und William von Cloudesly.“ —
„Seid ihr die Diebe? — ſprach unſer Herr —
Von euch geht viel Geſchrei,
Und hier gelob' ich es bei Gott,
Hängen ſollt ihr alle drei.
Tod ſollt ihr ſein ohn' alle Gnad,
So wahr ich bin Herr im Land.“
All' ſeinen Dienern gebot er gleich,
An ſie zu legen Hand.
Da griffen ſie dieſe Freiſaſſen gut,
Und nahmen ſie All' in Pflicht.
„So Gott mir helf — ſprach Adam Bell —
Dies Spiel gefällt mir nicht.

Doch guter Herr, wir bitten euch nun,
Sprecht uns dies Gnadenwort:
Wie frei zu euch wir ſind gekommen,
So frei auch laßt uns fort.
Mit unſern Waffen hier, laßt uns gehn,
Bis wir aus der Burg ſind fort;
Und leben wir hundert Jahr, wir flehn
Euch um kein Gnadenwort.“ —
„Ihr redet ſtolz — ſprach unſer Herr —
Hängen ſollt ihr alle drei.“ —
„Das wär' ein Leid — ſprach die Königin— .
'S iſt Gnade wohl noch dabei.
Herr, als ich erſt kam in dies Land,
Eu'r ehlich Weib zu ſein,
Zur erſten Gunſt, um die ich bät',
Wolltet ihr nicht ſagen nein.
Und nimmer heiſcht' ich ſie bis jetzt,
Drum guter Herr, ſprecht ja.“ —
„Nun — ſprach der König — heiſcht ſie,
Frau;
Mein Jawort iſt ſchon da.“ —
„Mein guter Herr, ſo bitt' ich euch,
Gebt dieſe Saſſen mir frei,“ —
„Ihr konntet heiſchen, Frau, um Gunſt,
Wohl werth die alle drei.
Ihr konntet heiſchen Thurm und Stadt
Und Pferch und Waldesſtrich.“ —
„Doch nichts iſt mir ſo lieb — ſprach ſie —
Nichts ſolche Luſt für mich.“ —

„Frau, weil ihr alſo es verlangt,
So ſprech' ich denn: es ſei!
Doch lieber hätt' ich euch gewährt
Der guten Marktſtädte drei."
Die Kön'gin war ein frohes Weib,
Und ſprach: „Herr, ſchönen Dank;
Und ich darf Bürge ſein für ſie,
Treu bleiben ſie ohne Wank.
Doch, guter Herr, ſprecht ein freundlich Wort,
Das Troſt ſie ſehen läßt." —
„Ich geb' euch Gnade — ſprach unſer Herr —
Waſcht euch, Geſell'n, und eßt."
Sie ſaßen erſt eine kurze Zeit,
Das glaubt nur gut und gern,
Da kamen Boten vom Norden her,
Mit Briefen an unſern Herrn.
Und als ſie kamen vor den Herrn,
Da knieten ſie auf den Sand:
„Herr, deine Amtleute grüſſen dich ſchön
Aus Carlisle im Nordland."
Der Herr ſprach: „geht's meinem Richter gut?
Auch meinem Sheriff doch?" —
„Herr, wahrlich, die liegen in ihrem Blut,
Und mehr Amtleute noch." —
„Wer hat ſie erſchlagen? — ſprach der Herr —
Ohn' Säumen nennt mir die." —
„Der Adam Bell, und Clym vom Stein,
Und William von Cloudesly." —

„D

„O Reu' und Noth — rief unſer Herr —
Wie iſt mein Herz ſo ſchwer!
Ich gäbe tauſend Pfunde drum,
Hätt' ich das gewußt vorher.
Denn Gnade ſagt' ich ihnen zu,
Das bringt mir Schmerz und Hohn,
Doch hätt' ich All' das gewußt vorher,
Die Dreie hingen nun ſchon!"
Der König macht' auf den Brief alsbald,
Er ſelbſt zu leſen begann,
Wie vor den Aechtern erlagen dort
Mehr als dreihundert Mann.
Der Richter erſt, und der Sheriff,
Der Maier zur ſelben Stund;
Von Conſtablern und Häſchern All'n
War Einer kaum geſund.
Die Schergen, und der Büttel Paar,
Und den Rathsdiener dabei,
Und vierzig Förſter aus Königs Forſt
Erſchlugen dieſe Drei;
Und hatten gebrochen die Pferche ihm,
Sein beſtes Wild gefällt;
Drei Aechter, ſo ſchlimm und ungeſtüm,
Sah nimmermehr die Welt.
Der König las das Schreiben aus,
Und ſeufzt' im Herzen ſehr,
Und ſprach: „die Tiſche tragt hinaus,
Ich eſſe heut nicht mehr.",

Seine beſten Schützen rief der Herr
Mit ſich auf die Schießbahn;
„Ich will die Geſell'n doch ſchießen ſehn,
Die im Nord ſolch Weh' gethan.“
Des Königs Schützen, der Kön'gin auch,
Nahmen ihrer Bogen wahr;
So thaten's die Freiſaſſen ſtark,
Zu gehn mit dieſer Schaar.
Da ſchoſſen erſt ſie zwei, dreimal,
Zu prüfen ihre Hand;
Von dieſen Freiſaſſen kam kein Schuß,
Davor ein Ziel hielt Stand.
Dann ſprach William von Cloudesly:
„Bei dem, der für mich litt!
Nie gilt mir der ein guter Schütz,
Der ſchießt auf ſo viel Schritt.“ —
„Wie wollt ihr nun ſchießen nach dem Ziel?
Thut, bitt' euch, das bekannt.“ —
„Nach ſolch 'nem Ziele, Herr — ſprach er —
Wie Leut' in meinem Land.“
Der William ſchritt in's Feld hinaus,
Und ſeine zwei Brüder mit;
Sie ſteckten zwei Haſelruthen ein,
Auseinander vierhundert Schritt.
„Das ſei mir ein Schütz — ſprach Cloudesly —
Der jenen Stab zerſpellt.“ —
„Hier iſt kein ſolcher — ſprach der Herr —
Und keiner auch in der Welt.“ —

„Herr,

„Herr, ich verſuchs — ſprach Cloudesly —
Eht ich geh von dieſem Feld.“
Da ward von Cloudesly's ſchwirr'ndem Pfeil
Der Stab entzwei zerſpellt.
„Du biſt der beſte — ſprach der Herr —
So viel ich Schützen geſehn.“ —
„Doch, Herr, will ich, euch zu Gefall'n,
Mehr Meiſterſchaft begehn.
Ich hab 'nen Sohn, iſt ſieben Jahr alt,
Gar lieb und theuer mir;
Den bind' ich feſt an einen Pfahl,
Vor Aller Antlitz hier.
Und leg 'nen Apfel auf ſeinen Kopf,
Nehme hundert Schritte Feld,
Und mit 'nem Bolzen ſei von mir ſelbſt
Der Apfel dann zerſpellt.“ —
„Nun haſte dich — ſprach da der Herr —
Bei dem, der am Kreuz erblich!
Denn thuſt du nicht, wie du geſagt,
So hängſt du ſicherlich.
Und rührſt du Kopf ihm oder Kleid,
Daß nur zu ſehn es ſei,
Bei allen Heil'gen im Himmelreich,
So hängt ihr alle drei.“ —
„Was ich verhieß — ſprach der William —
Laß' ich zu keiner Stund.“
Und dann, recht wo der König ſtand,
Stieß' er 'nen Pfahl in den Grund.

Und band daran seinen ältsten Sohn,
Hieß still ihn stehn auf dem Fleck;
Und von sich kehrt er des Knaben Gesicht,
Daß er nicht zuck' im Schreck.
'Nen Apfel setzt' er auf seinen Kopf,
Und ging, den Bogen gespannt;
Man maß die hundert Schritte aus,
Und dort nahm Cloudesly Stand.
Da nahm er 'nen guten Bolzen sein,
Der Bogen war lang und groß;
Den Bolzen setzt' er dem Bogen ein,
Der stark war und makellos.
Er bat die Leute rings im Kreis,
Recht still zu halten Stand.
„Denn der, der schießt um solchen Preis,
Braucht 'ne standfeste Hand."
Viel beteten für Cloudesly,
Zu wenden seinen Tod.
Als er sich fertig machte zum Schuß,
Ward manch ein Auge roth.
Doch Cloudesly spellte den Apfel entzwei,
Sein Sohn blieb unverletzt.
„Woll's Gott nicht — sprach der Herr —
daß je
Auf mich 'nen Pfeil du setzt.
Ich geb' dir achtzehn Pence den Tag,
Sollst tragen den Bogen mein,
Und über all' das Nordseeland
Der erste Wildmeister sein [illegible]

„Und ich dreizehn Pence — ſprach die Kön'gin —
Bei Gott und meinem Eid;
Komm, hol' dein Geld dir, wenn du willſt,
Und Niemand mach' dir's leid.
William, ich mach' dich zum Edelmann,
Der Kleider hat und Lehn,
Zu Kämmerer'n mir deine Brüder zwei,
Die einher ſo ſtattlich gehn.
Euer Sohn, weil er zart noch iſt und jung,
Soll verkaufen meinen Wein,
Und wenn er zu Mannesjahren kommt,
Soll er noch was beſſres ſein.
Und, William, bring' zu mir dein Weib,
Die mich's verlangt zu ſehn,
Meine erſte Kammerfrau ſoll ſie ſein,
Meiner Kinderzucht vorſtehn."
Die Freiſaſſen dankten ſitt'ger Art:
„Zu 'nem Biſchof woll'n wir ziehn.
Von deſſen Hand ſei um Sünd' und Schuld
Losſprechung uns verliehn."
Und fort gingen dieſe Freiſaſſen gut,
Hatten große Eil' dabei,
Und wohnten nachher, und ſtarben bei'm Herrn,
Als gute Leut' alle drei.
So ſchließt das Leben der Freiſaſſen gut,
Gott geb' ihnen ew'ges Heil,
Und Jeder, der mit 'nem Handbogen ſchießt,
Hab' immer am Himmel Theil. Amen.

II.

Ein Altitaliſches Mährchen.

Thebaldo, Fürſt von Salerno, will Doralice, ſeine einzige Tochter, zum Weibe, welche, verfolgt vom Vater, nach England geht. Geneſe nimmt ſie zur Gemalin, und hat mit ihr zwei Söhne, die von Thebaldo getödtet werden, worüber König Geneſe Rache nimmt.

Thebaldo, Fürſt von Salerno, hatte zur Gemalin eine kluge und ſcharfſinnige Dame, auch von keinem niederen Geſchlechte. Und ſie gebar ihm eine Tochter, welche an Schönheit und höflichen Sitten alle andern Salernitanerinnen übertraf. Aber viel beſſer würde es für Thebaldo geweſen ſein, wenn er ſie nicht gehabt hätte, denn er würde das vermieden haben, was ihm geſchah. Seine Gemalin, jung an Jahren, aber an Verſtand alt, bat, da ſie dem Tode nahe war, ihren Gemal, den ſie zärtlichſt liebte, er möchte keine andre Frau zur Gemalin nehmen, es paſſe denn der Ring, den ſie am Finger trug, nicht eben ſo wohl an den Finger derjenigen, die er zur zweiten Gemalin nehmen wollte.

Der Fürſt, der nicht weniger ſeine Gemalin

zu erfüllen, was ſie ihm aufgelegt hatte! — Die ſchöne Frau ſtarb und als ſie ehrenvoll begraben war, dachte Thebaldo darauf, ein Weib zu nehmen. Aber ſich wohl erinnernd des Verſprechens, das er der geſtorbenen Gattin gegeben hatte, wollte er auf keine andere Weiſe ihrem Befehl entgegen handeln.

Schon war es allenthalben bekannt, wie Thebaldo, der Fürſt von Salerno, ſich wieder vermählen wollte, und dieſer Ruf kam zu den Ohren vieler Jungfrauen, die, ihrem Stande und ihren Tugenden nach, nicht unter dem Thebaldo waren. Aber er, begierig zu erfüllen den Willen der verſtorbenen Gattin, wollte an allen dieſen Jungfrauen, die ihm zur Gemalin angeboten waren, erſt prüfen, welcher der Ring ſeiner erſten Frau paßte, und findend keine, welcher der Ring bequem, indem er der einen zu weit, der andern zu enge war, wieß er ſie alle zurück.

Es geſchah, daß die Tochter des Thebaldo, Doralice genannt, mit dem Vater eines Tages ſpeiſte, und auf dem Tiſche den Ring ihrer verſtorbenen Mutter ſah, den ſie an den Finger ſteckte und ſich zum Vater wendend, ſagte: „ſeht, mein Vater, wie der Ring der Mutter mir ſo wohl am Finger paßt.“ Der Vater, dies ſehend, beſtätigte es.

heimlicher und teuflischer Gedanke in das Herz des Thebaldo drang, Doralice, seine Tochter, zur Gemalin zu nehmen, und lange schwankte er zwischen ja und nein. Endlich besiegt von seinem teuflischen Vorhaben und entzündet von ihrer Schönheit, rief er sie eines Tages zu sich und sprach: „Doralice, meine Tochter, als deine Mutter noch lebte, und ihr Sterbestündlein kam, da bat sie mich innigst, daß ich keine andere zur Gattin nehmen möchte, als nur die, welcher der Ring, den deine Mutter im Leben am Finger trug, paßte, und ich, schwörend bei meinem Haupte, versprach ihren Willen ganz zu erfüllen.

Nun habe ich mit vielen Jungfrauen die Probe gemacht, keine findend, welcher der Ring der Mutter besser paßte, als dir; darum habe ich in meinem Geiste beschlossen, dich zur Gemalin zu nehmen. Wenn ich dieses thue, so werde ich meinen Willen ausführen und deiner Mutter das versprochene Gelübde lösen.“

Die Tochter, welche nicht minder ehrbar, als schön war, hörte die böse Absicht ihres argen Vaters und ward im Innern höchst beunruhiget. Und, betrachtend die Schändlichkeit seines Vornehmens, um ihn nicht zu beschimpfen und zum Zorne zu reizen, wollte sie ihm nichts antworten, sondern, sich im Aeußern fröhlich erzei-

Niemand anders hatte ſie, dem ſie ſich beſſer vertrauen konnte, als ihre Amme, zu der ſie, als der Quelle jegliches Heiles, um Rath gerne ihre Zuflucht nahm. Dieſe, als ſie gehört den böslichen Geiſt des Vaters und erkannt hatte die ſtandhafte und feſte Willensmeinung der Jungfrau, geeignet, lieber jegliche große Pein zu erdulden, als in die Wuth ihres Vaters zu willigen, tröſtete ſie, ihr Hülfe verſprechend, daß ihre Jungfräulichkeit durch Entehrung nicht verletzt würde. Die Amme voller Gedanken, um das Mittel zu finden, welches dem Mägdlein heilſam ſei, ſchweifte bald in dieſen, bald in einen andern Gedanken, und fand keine andere Weiſe, durch welche ſie ihr Sicherung verſchaffen könnte; nur Flucht und Entfernung vom Vater gefielen ihr, aber die Furcht bei ihrer Liſt und die Angſt, daß man ſie dabei ertappe und ſie tödte, beunruhigten ſie ſehr.

Endlich kam der, es bei ſich im Gemüthe umwälzenden, Amme ein neuer Gedanke in den Sinn, derjenige, der ſogleich erzählt werden wird. Es war in dem Zimmer der verſtorbenen Mutter ein ſchöner Schrank, kunſtreich gearbeitet, in welchem das Mägdlein ihre reichen Gewande und koſtbaren Edelſteine hielt, und den niemand anders zu öffnen verſtand, als [illegible] die

aus die Kleider und edeln Geſteine, die darin waren, und legte ſie anders, und ſetzte in den Schrank ein Getränk von ſolcher Kraft, daß, wenn jemand nur einen Löffel, er ſei auch noch ſo klein, davon nahm, er lange Zeit, ohne andere Speiſe, lebte. Und ſie rief das Mägdlein, verſchloß es darin und ermahnte es, daß es allda bliebe, bis daß ihm Gott ein beſſeres und fröhlicheres Leben gäbe, und bis der Vater von ſeinem wilden Vorſatze abliſſe. Das Mägdlein, gehorſam der geliebten Amme, that wie ihm von derſelben angerathen war.

Der Vater, nicht im Zaum haltend ſeine begehrliche Luſt, noch ſich zurückziehend von dem ungezügelten Willen, verlangte mehremal nach ſeiner Tochter und ſie nicht findend, auch nicht wiſſend, wo ſie ſei, ward er von ſolcher Wuth entzündet, daß er drohte, ſie tödten zu laſſen. — Wenige Tage waren verſtrichen, als Idebalde eines Morgens, beim Aufgange der Sonne, in die Kammer trat, in der das Spinde ſtand. Und da es ihm in die Augen fiel, mochte er es nicht ſehen, und befahl, daß es fortgenommen, anders wohin getragen, und verkauft würde, damit er vor ſeinen Augen dieſe Beſchwerlichkeit los werde.

Die Diener, ſehr eilig bei dem Befehl ihres Herrn, nahmen es auf ihre Schultern, und

daß grade ein reicher Genueſiſcher Kaufmann auf dem Markte ankam, welcher, als er den ſchönen und reich gearbeiteten Schrank angeſehen hatte, ihn ganz vorzüglich fand, und bei ſich beſchloß, ihn für kein Geld zu laſſen, wenn auch ein unbilliger Preis gefordert würde. Der Genueſer näherte ſich daher dem Diener, welchem die Beſorgung des Schrankes aufgetragen war, und nachdem er mit ihm über den Preis einig geworden, hob er ihn auf die Schultern eines Laſtträgers und führte ihn zu Schiffe.

Die Amme, welche alles ſahe, erfreute ſich hierüber ſehr, obgleich ſie in ſich ſelbſt über das verlorene Mägdlein ſich ſehr betrübte, aber dadurch etwas getröſtet wurde, daß, wenn zwei große Uebel zuſammen kommen, man immer das größere fliehen muß.

Der Kaufmann, ſich entfernend von Salerno mit dem Schiffe, beladen mit koſtbaren Waaren, kam an die Inſel Brittanien, heut zu Tage England genannt; hielt ſtille an einem Orte, wo eine weite Ebene war, und ſah Oconeſe, ſeit kurzer Zeit geweihten König, der durch dieſen Theil der Inſel eifrig eine ſchöne Hirſchin verfolgte, welche ſich, aus Furcht, in die Fluthen des Meeres geſtürzt hatte. Der König, matt und ermüdet durch den langen Lauf, ruhte ſich [illegible]

ſich ſtellend, als wenn er den König nicht kenne, nahm ihn freundlich auf. erwieß ihm die Begrüßungen die gebräuchlich ſind, und mit Verſtand und Geſchicklichkeit bewirkte er, daß er ins Schiff trat.

Der König, als er geſehen hatte den ſchönen und wohlgearbeiteten Schrank, faßte ſo viel Luſt zu demſelben, daß ihm die Zeit zu lang dauerte, ehe er ihn erhielt. Daher fragte er den Patron des Schiffes: wie hoch er ihn ſchätze? die Antwort ward ihm: der Preis ſei nicht geringe. Der König ſehr begierig auf eine ſolche koſtbare Sache, ging nicht eher von dannen, als bis er mit dem Kaufmann über den Preis einig ward, ließ ihm das Geld auszahlen, und nachdem er den Kaufmann vollkommen befriedigt hatte, nahm er von ihm Abſchied, ließ den Schrank in ſeinen Pallaſt tragen, und ſtellte ihn in ſeine Kammer. Geneſe, der noch ſehr jung war, hatte noch keine Gemalin genommen, und erfreute ſich, an jeglichem Morgen früh auf die Jagd zu gehen. Doralice, die Tochter des Thebaldo, die verborgen war in dem Schranke, der in dem Zimmer des Geneſe ſtand, hörte und vernahm alles, was in der Stube des Königs geſchah, und, denkend an ihr voriges Schickſal, hoffte ſie eine gute Zukunft.

wohnheit, trat die Jungfrau aus dem Schranke, und mit größter Meiſterſchaft rüſtete ſie die Kammer zu, und ſetzte ſie aus, lockerte das Bette auf, faltete die Zierrathen am Bette, und legte ihm auf das Deckbette, kunſtreich gearbeitet, die größten Perlen, und zwei Hauptkiſſen, auf das ſchönſte geſchmückt. Darauf ſtreute die ſchöne Jungfrau auf das geſchmückte Bette Roſen, Violen und andere wohlriechende Blumen, vermischt unter einander, mit Zypreſſenöhl und andern Gerüchen, die angenehm düften und dem Gehirn ſehr heilſam ſind. Die Jungfrau vollführte dieſe Anordnung einigemale, ohne daß ſie von jemand geſehen ward.

König Geneſe war darüber höchlich erfreut, denn wenn er heimkehrte von der Jagd, und in ſeine Kammer trat, ſchien er unter all den Wohlgerüchen zu ſein, die nur der Orient erzeugt. Eines Tages wollte der König von ſeiner Mutter und deren Frauenzimmern wiſſen, welche ſo artig und ſo hohes Gemüthes ſei, daß ſie die Kammer ſchmückte und mit Wohlgerüchen erfüllte. Ihm ward zur Antwort, daß man nichts davon wüßte, da, wenn man hinkäme, um das Bette zu bereiten, man es mit Roſen und Violen bedeckt und mit ſüßen Gerüchen erfüllt fände.

Als der König dies hörte, beſchloß er, durch-

eines Morgens früh nach einem Kaſtell zu gehen zehn Meilen entfernt von der Stadt, und verbarg ſich ruhig in der Kammer, durch eine Ritze ſchauend und erwartend, was kommen würde. Und es dauerte nicht lange, daß Doralice, ſchöner als die Sonne, aus dem Schrank hervor trat, und ſich anſchickte die Kammer zu kehren, die Teppiche gerade zu rücken und das Bette zuzurichten, eine jegliche Sache fleißig vollendend, ſo wie ſie gewohnt war, es zu thun.

Da die zierliche Jungfrau ſchon gänzlich ihr würdiges und löbliches Geſchäft geendet hatte, wollte ſie in den Schranken treten, aber der König, der aufmerkſam alles geſehen hatte, war ſchnell neben ihr, nahm ſie bei der Hand, und da er ſie ſchön und blühend wie eine Lilie ſah, fragte er ſie: wer ſie ſei? das Mägdlein ganz zitternd, ſagte, daß es die einzige Tochter eines Fürſten ſei, deſſen Namen es nicht wiſſe, da es ſchon lange Zeit im Schranken verborgen wäre. Die Urſache warum, wollte es auch nicht ſagen.

Der König, ſo alles gehört hatte, nahm ſie mit dem Beifall der Mutter zur Gemalin, und zeugte mit ihr zwei Söhne.

Thebaldo, fortfahrend in ſeinem boshaften und ſchändlichen Willen, ſeine Tochter nicht findend, die er viele Tage geſucht, und wieder geſucht

verborgen gewesen sein müsse, und daraus hervorgetreten, in der Welt umherirrend ginge. Darüber erzürnt, beschloß er, sein Gestirn zu prüfen, ob er sie an einem Orte finden könne. Er kleidete sich als ein Kaufmann, und nahm viele Juwelen und Arbeiten, ganz von Golde, bewundernswürdig verfertigt, mit sich, reiste unbekannt von Salerno ab, und, irrend durch mehrere Lande, begegnete er dem, der zuerst den Schrank erkauft hatte, und fragte ihn: wem er gefallen hätte, und in wessen Hände er gekommen wäre? Ihm erwiederte der Kaufmann, daß er ihm dem Könige von England verkauft, und das Doppelte von dem gewonnen habe, was er ihn gekostet.

Als Thebaldo dieß hörte, war er erfreut und nahm gegen England seinen Weg. Und dort angekommen und getreten in die königliche Stadt, legte er, nach Sitte, an die Mauern des Pallastes die Edelsteine und den Schmuck, unter denen bearbeitete und rohe waren, und fing an zu rufen: „Geschmeide und Edelsteine ihr Damen!“ Als dieß eine von den Jungfrauen hörte, legte sie sich ins Fenster, und als sie sah, daß der Kaufmann mit den Gütern da war, ließ sie zur Königin und sagte ihr, daß auf der Straße ein Kaufmann sei mit Edelgesteinen und goldenem Geschmeide, dem schönsten, das sie je

Die Königin befahl, daß man ihn in den Pallaſt kommen ließe. Er ſtieg die Treppe hinauf, und angekommen in dem Saale der Königin, ward er nicht erkannt, weil ſie an ihren Vater nicht mehr dachte; aber wohl erkannte der Kaufmann die Tochter. Als die Königin die Geſchmeide und Edelſteine von bewundernswürdiger Schönheit ſah, fragte ſie den Kaufmann, wie hoch er ein jedes davon ſchätze, und er gab einen bedeutenden Preis an: „aber wenn es Eure Hoheit beliebte, daß ich eine Nacht in der Kammer Eurer beiden Söhne ſchlafen dürfte, ſo wollte ich Euch wohl, zur Vergeltung, alle dieſe Waaren zum Geſchenke geben.“

Die Frau, ein wenig einfältig und ohne Sorgen, hatte über den Kaufmann keine böſen Gedanken, und willigte, bewogen durch die Ueberredungen ihrer Jungfrauen, ein. Aber vorher, ehe die Diener ſich zur Ruhe begaben, ward von einer Jungfrau und der Königin beſchloſſen, ihm einen Schlaftrunk einzugeben.

Als die Nacht gekommen, und der Kaufmann ſich ſtellte, als ob er müde ſei, führte ihn die eine Jungfrau in die Kammer der Königsſöhne, wo ein ſchönes Bette bereitet war. Und ehe er ſich zur Ruhe begab, ſagte das Mägdelein: „Vater, habt ihr Durſt?“ Er antwortete ihr: „ja, meine Tochter.“ Sie nahm ein

ihm den Schlaftrunk. Aber der boshafte und ſchlaue Kaufmann nahm das Gefäß, und indem er zu trinken ſchien, goß er den ganzen Wein auf ſein Kleid und ging um zu ruhen.

In dem Zimmer der Kinder war ein Thürlein, durch welches man in die Stube der Königin gelangen konnte. Der Kaufmann, in der Mitte der Nacht, alles ſtille bereitend, ging leiſe in die Kammer der Königin, näherte ſich dem Bette, nahm ein Meſſer, welches er vorher geſehen hatte, daß es die Königin an der Seite trug, und ſchleichend zu der Wiege in der die Kinder waren, tödtete er beide, brachte ſogleich das Meſſer, ganz blutig, in die Scheide zurück, und ließ ſich durch ein geöffnetes Fenſter, an einem Seile, nieder. Am Morgen, beim Aufgange der Sonne, ging er in eine Barbierſtube, ließ ſich den langen Bart abſcheeren, ſo daß er nicht mehr kenntlich war, und in neue Kleider gehüllt, ging er durch die Stadt.

Die ſchlafenden Ammen erwachten zu gewohnter Stunde, um die Kinder zu ſäugen, und fanden, als ſie zur Wiege traten, die Knaben getödtet. Sogleich fingen ſie an heftig zu ſchreien, heiße Thränen zu vergießen, die Haare ſich zu zerraufen, die Kleider ſich von der entblößten Bruſt zu reißen. Bald kam die traurige Nachricht zum Könige und der Königin, welche

ſpiel lieſen, und heftig weinten, da ſie ihre Kinder getödtet ſahen. Schon war durch die ganze Stadt der Ruf von der Ermordung der zwei Säuglinge gedrungen, aber auch die Nachricht, wie in der Stadt ein berühmter Sterndeuter angekommen, der, nach dem verſchiedenen Laufe der Geſtirne, alle vergangenen Dinge wüßte.

Als zu den Ohren des Königs ſein Ruhm kam, ließ er ihn rufen, und angekommen auf dem Pallaſte ſtellte er ſich ihm dar. Befragt vom Könige, ob er wohl zu ſagen wiſſe, wer die Kinder getödtet habe, antwortete er: er wiſſe es; und indem er ſich dem Ohre des Königs heimlich näherte, ſagte er ihm: „geheiligte Majeſtät, laß alle Männer und Frauen, die ein Meſſer an der Seite tragen und an deinem Hofe ſind, zu dir kommen, und bei dem du das Meſſer in der Scheide mit Blut befleckt finden wirſt, der wird der gewiſſe Mörder deiner Kinder ſein.“ Darauf, nach dem Befehl des Königs, erſchienen alle Hofleute vor ihm, welcher mit eigenen Händen bei dem einen und dem andern ſuchte, mit Fleiß betrachtend, ob ihre Meſſer blutig wären, und fand keins, welches mit Blut befleckt.

Er kehrte zu dem Sterndeuter zurück, und erzählte ihm alles, was er gethan hätte, und daß niemand übrig geblieben ſei, als ſeine alte

der Sternbeuter: „geheiligte Majeſtät, ſucht ſorgfältig, und habt vor niemand zu viel Achtung, dann werdet ihr ohne Zweifel den Uebelthäter finden.“ Der König ſuchte bei ſeiner Mutter und entdeckte nichts bei ihr; rief darauf die Königin, nahm die Scheide, welche ihr an der Seite hing, und fand das Meſſer ganz mit Blut befleckt. Der König, von Zorn und Wuth entflammt, als er die offenbaren Beweiſe geſehen hatte, wendete ſich gegen die Königin und ſagte: „ach, boshaftes und unbarmherziges Weib, Feindin dem eigenen Blute! o Verrätherin an den eigenen Kindern, wie haſt du es dahin bringen können, die Hände mit dem unſchuldigſten Blute dieſer Säuglinge zu beflecken? Ich ſchwöre, daß ich keine Buße für ein ſo boshaftes Beginnen geſtatten werde.“

Und ſo ſehr auch der König von Wuth entflammt war, und den Wunſch hegte ſich zu rächen, durch einen ſchändlichen und entehrenden Tod, kam ihm doch, dem ungeachtet, damit ſie eine größere und längere Quaal fühlen ſollte, ein neuer Gedanke ein. Er befahl, daß die Königin ihrer Kleider beraubt, und ſo nackt bis an die Kehle in die Erde gegraben, mit guten Speiſen ernährt würde, damit ſie lange lebe und die Würmer ihr Fleiſch verzehrten, und ſie

unglücklich erduldet hatte, ihrer Unschuld sich bewußt, ertrug mit geduldigem Gemüthe die Härte der Todesstrafe. Der Sterndeuter, als er hörte, daß die Königin, gleich einer Schuldbedeckten, zu den grausamsten Quaalen verdammt war, freute sich sehr, nahm Urlaub vom König und reis'te wohl zufrieden von England ab. Heimlich in seinem Pallaste angekommen, erzählte er der Amme alles dasjenige, was seiner Tochter begegnet sei, und wie der König sie zu der grauenvollen Todesstrafe verurtheilt habe. Als die Amme dieß hörte, zeigte sie äußerlich Zeichen der Freude, aber innerlich betrübte sie sich über die maßen, und bewegt von Mitleiden über die Quaalen der Tochter, und besiegt von Liebe, die sie zu ihr trug, reis'te sie eines Morgens, bei guter Zeit, von Salerno ab, und ritt so lange, Tag und Nacht, allein fort, bis sie in England ankam. Als sie dort die Stufen des Pallastes hinauf gestiegen war, fand sie den König, der in einem geräumigen Saale allgemeines Gehör gab, und freimüthig warf sie sich ihm zu Füßen, und bat um eine geheime Unterredung über Dinge, welche die Ehre der Krone beträfen.

Der König umarmte sie und hob sie auf. Und nachdem er die Leibwache entlassen, blieb er mit ihr allein. Die Amme, wohl unterrich-

„Wiſſe, geheiligter König, daß Doralice, deine Gemalin und meine Tochter (nicht daß ich ſie unter dieſem geringen Herzen getragen habe, aber darum, weil ich ſie geſäugt, und mit dieſen Brüſten ernährt habe), unſchuldig an dem Verbrechen iſt, weswegen ſie von dir zum grauſamen Tode unglücklich verdammt ward. Und wenn du auf das genaueſte gehört haben wirſt, und mit den Händen ergriffen, wer der ruchloſe Mörder war, und wodurch er bewogen ward, deine Söhne zu tödten, ſo gieb mir die Verſicherung, daß du, bewegt zum Mitleiden, ſie ſogleich von ihren grauſamen und bitteren Quaalen befreien willſt.“

Und anfangend von dem erſten Beginnen, erzählte ſie ihm bis auf das Ende pünktlich alles dasjenige, was geſchehen war.

Als der König völlig die Sache gehört hatte, erfüllte er treulich ſein Verſprechen, und ließ ſogleich die Königin, die mehr todt als lebendig war, aus ihrer Gruft ziehen, ſie mit Fleiß heilen und auf das beſte wieder zu ſich bringen, ſo daß ſie in kurzem ſich wieder erholte. Der König machte darauf eine große Zurüſtung durch ſein ganzes Reich, verſammelte ein mächtiges Heer und befehligte es nach Salerno, wo es nicht lange dauerte, daß die Stadt erobert und Thebaldo, als ein Meineidiger, Hände und Füße

führt ward. Und da der König gröſsere Gewiſsheit von dem begangenen Verbrechen haben wollte, verfuhr er mit Strenge gegen ihn, und legte ihn auf die Folter. Aber er, ohne ſich mehr martern zu laſſen, berichtete alles ordentlich, und ward, nachdem er am andern Tage auf einem Karren, mit vier Pferden beſpannt, durch die ganze Stadt geführt und mit glühenden Zangen gezwickt war, wie Gano von Maganza *) geviertheilt und ſein Fleiſch den wilden Hunden gegeben.

So endete der ruchloſe und boshafte Thebaldo elendiglich ſein Leben, und der König und die Königin Doralice erfreuten ſich viele Jahre glücklich mit einander, nach ihrem Tode Söhne hinterlaſſend.

Anmerkung.

Altitaliſches Mährchen. Aus: le tredici piacevolissime notti di M. Gio. Françesco Straparola da Carauaggio. In Venetia 1601. 8. Notte prima, Favola IV. Hiermit hat einige Aehnlichkeit, wenn auch ganz anders gewendet und von allen den Gräueln gereinigt, die hierin vorkommen, peau d'ane von Perault. **) Ueberſetzt in der blauen Bibliothek aller Nationen, Bd. 1. (Gotha 1798.) S. 127—150. Die Königin bittet ſterbend ihren Gemal, keine zu heirathen, die ihr nicht gliche. Dieſe Forderung erfüllt nur ſeine Tochter, die ihm darauf auch entflieht, und, in eine Eſelshaut gehüllt, mancherlei Abentheuer erlebt.

III.

*) Der in den Rittergedichten häufig erwähnte Verräther im Heere Karls des Groſsen.

III.

Voluspa

oder

Die Weisheit der Seherin.

Aus dem Skandinaviſchen Originale überſetzt.

Vorerinnerung.

Die Voluspa iſt ohne Zweifel nicht nur das älteſte aller auf uns gekommenen Skandinaviſchen Lieder, ſondern überhaupt das älteſte Denkmal germaniſcher Poeſie, und ſowohl darum, als wegen ihres Inhaltes von unſchätzbarem Werth. Um die Eintheilung deſſelben, Zuſammenhang und Folge dieſes Inhalts verſtehen zu können, muß man nach unſerer Meinung, ſich zunächſt die Vorſtellung machen: die Vole oder Seherin befinde ſich, ſei es freiwillig oder gezwungen, in der Geſellſchaft der um ſie verſammelten Aſen. Dieſe ſind begierig zu erfahren, ob dieſelbe gleich ihnen ſelbſt mit den Geheimniſſen der Götter von der Vergangenheit und Zukunft bekannt iſt. Die Vole ſpricht nun vom Anfange und Ende der gegenwärtigen Welt, vom Urſprunge des Uebels und von den Schickſalen der Götter. Sie beweißt eine ſehr genaue Kenntniß dieſer Gegenſtände, ja ſie leiſtet mehr als man erwartet und wohl auch gehofft hatte:

Was wiſſet ihr mehr? bleibt unbeantwortet. In der Strophe 27. fängt ſie in der Begeiſterung an, in der dritten Perſon von ſich zu ſprechen. Sie bereitet dadurch die Aſen, die noch zweifelhaft ſein möchten, ob ſie von ſich ſelbſt oder einer andern ſpricht, mit bewundernswürdiger Kunſt vor, um ihnen gleich nachher ſagen zu können: daß ſie eine und dieſelbe iſt mit jener berühmten Vole, welche Odin einmal, als ſie noch lebte und am Mimersbrunnen ſaß, beſucht, und einmal durch Zauberkünſte im Grabe beſchworen hat, ihm Balders Schickſal zu verkündigen. Noch beſſer wird es alſo ſein, ſie geradezu für jene Todte zu halten, welche auch jetzt, wie ſchon vormals durch Zauberei dazu gezwungen, ihre Weisheit den bei ihrem Grabe verſammelten Aſen zuruft, wahrſcheinlich ohne ſich ſehen zu laſſen. Die folgende Ueberſetzung iſt die erſte in unſrer Sprache, welche unmittelbar aus dem Skandinaviſchen Originale gemacht wurde. Sie bemüht ſich bei der möglichſten Treue, auch alle Eigenthümlichkeiten der Versweiſe deſſelben zu erreichen und wieder zu geben, insbeſondere die gleichen Anfangsbuchſtaben gewiſſer Worte, da die Harmonie das Gedicht hauptſächlich auf dieſer Wiederkehr gewiſſer Buchſtaben beruht. Zuweilen fangen in einem Verspaare zwei, zuweilen drei

letzteren Falle müssen zwei derselben in dem einen und das dritte in dem anderen Verse stehen. Für vollkommener wurde diese Harmonie gehalten, wenn die zwei Wörter sich im ersten Vers befanden, und der zweite das einzelne hatte. Welche Schwierigkeiten bei einer solchen Uebersetzung zu besiegen waren, dies können nur die wenigen Kenner des Originals unter uns wissen und beurtheilen. Ich schäme mich nicht zu gestehen, daß die meinige mir erst bei der fünften Ueberarbeitung so, wie sie nun erscheint, gelungen ist. Dennoch wage ich es nicht, sie für vollendet zu halten, und ich hoffe, ihr mit der Zeit noch manche Verbesserungen verschaffen zu können. Was die Folge der Strophen betrifft, so glaube ich ihnen nach aufmerksamer Vergleichung der beiden Ausgaben des Joh. Resenius und der Fragmente beim Bartholinus, ihre ursprüngliche Ordnung wieder gegeben zu haben.

1.

Ich bitt' euch um Stille,
Des heiligen Stammes
Größre, Geringe.
Genossen des Heimdall!
Kampfvaters Künste
Will ich berichten,
Altvordrer alte Sagen,

2.

Bekannt ſind mir Rieſen
Der Urzeit Geburten,
Von ihnen erhalten
Iſt was ich erzähle.
Neun Welten, neun Räume
Und mehr noch weiß ich.
Das Centrum, das große,
Darunter der Staub.

3.

Alt iſt das Alter,
Als Ymer lebte.
Sand war nicht, Meer nicht,
Wind nicht darum.
Man ſah keine Erde,
Keinen Himmel oben,
Wüſte der Raum war,
Nirgends war Gras.

4.

Bevor noch Burs Söhne
Erhoben den Boden.
Und Midgard die Veſte
Verfertiget ward;
Schien brennend die Sonne
An des Baues Steine,
Der Grund ward grün,

5.

Schein warf die Sonne.
Der Mond er ſchwebte
Zur rechten Hand hin,
An des Himmels Thor.
Die Sonne nicht wußte,
Welch ein Haus ſie hätte;
Die Sterne nicht wußten,
Welchen Stand ſie hätten;
Der Mond nicht kannte,
Die Macht die ihm war.

6.

Es giengen die Herrſcher
Zu ihren Hochſitzen.
Die heil'gen Regenten,
Im Rath zu entſcheiden:
Nacht und Neumond
Namen erhielten,
Der Morgen einen
Und auch der Mittag;
Damit abzumeſſen,
Die Alter und Jahre.

7.

Der Aſen Verſammlung
Erbaute Altäre,
Göttinnen und Göttern,

Schmelzöfen brannten,
Es wurden bereitet,
Zangen zum Schmieden
Und allerlei Zeug.

8.

Fröhlich und ſelig
Droben ſie ſpielten,
Noch kannten ſie nicht
Verlangen nach Gold;
Bis Mädchen der Thurſſen,
Drei, zu ihnen kamen,
Mit Macht begabte,
Aus Rieſenland.

9.

Es giengen die Herrſcher
Zu ihren Hochſitzen,
Die heil'gen Regenten,
Im Rath zu entſcheiden:
Wer vorſtehen ſollte
Dem Volke der Dverge.
Aus Brymers Blute
Und Beinen entſtanden.

10.

Motſagner wurde
Der erſte Meiſter
Der Dvergengilde.

Menſchähnliche Bilder,
Und Anderes machten,
Die Dverge auf Erden,
Nach Durenns Gebot.

11.

Nor und Nide,
Nordri und Sudri,
Auſtre und Weſtre,
Althiöffur, Dualen,
Bivor und Bavor,
Bumber, Nori,
An und Anar,
Ai, Midtvitner, —

12.

Weigur und Gandalffur,
Windalffur, Thâin,
Thekur, Thoren,
Thror, Lidur und Vitur,
Naer und Nyradur.
Nun nannt ich die Dverge,
Rathend, regierend,
Ueber Wind und Regen.

13.

Fili, Kili,
Funden, Nale,
Heite, Mili.

Frár, Hornbark,
Fogur und Löne;
Bauer der Erde
Und Bäumepflanzer.

14.

Dies von den Dvergen,
Von Dvalens Leuten,
Genug iſt berichtet
Von dieſem Geſchlecht.
Seinen Sitz es hatte
In ſteinernen Häuſern,
Auf Jörwalls Grund,
Da lag ſein Garten.

15.

Da waren Drugner,
So auch Dölgthraſer,
Hár und Hangſpáre,
Hlevangur, Glöe,
Skirrir, Wirrir,
Skaffidur, Ai,
Allfur und Ingvi:
Bäumepflanzer.

16.

Fialar und Froſte,
Finnur und Ginnar,
Dore, Dre,

Hegtl, Fili,
Haar und Sviar.
Es wird zur Nachwelt,
So lange das Leben
Noch Menſchen genießen,
Gelangen ihr Ruhm.

17.

Endlich drei Männer,
Die ſind gekommen,
Aſen und Aſiger
Und Aſen wohin.
Gar ſchwächliche Leute
Im Lande ſie fanden,
Mann und Männin,
Ganz ohne Kräfte.

18.

Nicht Leben ſie hatten,
Sie hatten nicht Sprache,
Nicht Athem, nicht Auge,
Nicht menſchliches Anſehn.
Leben gab Odin,
Haener gab Sprache.
Athem gab Lebur
Auch menſchliches Anſehn.

19.

Den heiligen Eſchbaum.

Ich weiß ihn ſtehen,
Weißglänzend und reich;
Der Thau ihm enthauet,
Der thalmärts fällt,
Unverſehrt ſteht er
Am Urdarbrunnen.

20.

Drei Jungfrauen ſtiegen,
Die Vieles wiſſen,
Aus dieſem Brunnen
Dort unter dem Baum.
Urd heißt die eine,
Die andre Verdanda,
Schnell auf dem Schneeſchuh
Iſt Skulda die dritte.

21.

Sie gaben Geſetze,
Sie wählten Geſetze.
Das Schickſal beſtimmend
Den Kindern der Zeiten.
Was wiſſet ihr mehr? *)
Den Völkermond weiß ich,
Den erſten der Welt,
Als entſtand die Begierde
Nach Goldes Beſitz,

Und ſelbſt in Hars Hallen
Den hohen entbrannte.

22.

Dreimal verbrannt,
Dreimal geboren,
Häufig gewünſchet,
Lebt ſie noch heute.
Wohin ſie noch nahte,
Iſt Reichthum ihr Name,
Zauberin war ſie,
Zauberin iſt ſie,
Wohin ſie kam,
Wohin ſie konnte;
Eine böſe Göttin,
Eines jeden Liebchen.

23.

Es giengen die Herrſcher
Zu ihren Hochſitzen,
Die heil'gen Regenten,
Im Rath zu entſcheiden:
Ob möchten die Aſen
Wohl Schatzung beſtimmen,
Und ihnen verſtattet
Dies Vorzugsrecht?

24.

Odin die Waffen

Das war der Volksmord,
Der erſte der Welt.
Zerſtört ward, zerbrochen,
Zertreten die Feſte,
Der Garten der Aſen,
Durch's Heer der Wanen.

25.

Es giengen die Herrſcher
Zu ihren Hochſitzen,
Die heil'gen Regenten
Im Rath zu entſcheiden:
Wer Aether und Waſſer
Vermiſchet wohl hätte,
Obs Liebſte gelobet
Dem Geſchlecht der Rieſen?

26.

Gar grimmig war einer,
Thor der großmächt'ge,
Der ſelten dann ruhig,
Vernimmt er dergleichen.
Da ſind entſtanden,
Verſprechen und Eide,
Beſchworene Bunde,
Und ähnliche Bande.

27.

Das Lied auch hat ſie,

Dort unter dem Gürtel,
So heilig als glänzend.
Den Strom ſieht ſie brauſen
In trüben Strudeln
Vom Pfande Schlachtvaters. —
Was wiſſet ihr mehr?

28.

Einſt als ſie dort ſaß,
Da nahte der Alte,
Der weiſeſte Aſe;
Sie blickt' ihm ins Auge! —
Warum fraget ihr mich?
Warum forſcht ihr bei mir?
Wohl weiß ich, Odin,
Wo dein Auge gefallen.
Im See iſt's begraben,
Im Brunnen des Mimer;
Meth trinket Mimer
An jeglichem Morgen
Vom Pfande Schlachtvaters!
Was wiſſet ihr mehr?

29.

Geſchmeid' und Geringe
Gab ihr Heervater,
Der Weisheit Sprüche,
Des Zaubers Stäbe

Weit in die Welt.
Was wiſſet ihr mehr?

30.

Weither erblicket
Walkyren ſie kommen.
Beſtimmet zu reiten
Zum Gottes Gericht.
Skuld mit dem Schilde,
Die andere Skogul,
Gunnur und Hildur,
Gundul, Geirſkogul.
Genannt nun ſind ſie
Die Nornen Herjans,
Walkyren die reiten
Durch Gyors Grund.

31.

Ich ſahe Baldern
Vom Kampfe blutig,
Den Sohn des Odin,
Sein Schickſal ihm folgen.
Im Felde ſtand es
Das hochbeſtimmte,
Wohl mager und mißlich,
Als Miſtelſtaude.

32.

Dieß iſt die Pflanze

Viel herzliches Härmen.
Haudur der warf ſie,
Ein Bruder des Balder,
Und der brachte den Tod
Dem Blinden, auch der war
Ein ältrer Sohn Odins.

33.

Er hielt rein nicht die Hände,
Das Haar er nicht kämmte,
Bis er brachte zur Bahre
Den Widerſacher Balders.
Laut klagte Frygga
In Fenſals Hallen,
Und Wallhalls Wächter!
Was wiſſet ihr mehr?

34.

Sie ſiehet verborgen
Im Schatten des Haines,
Längs liegen in Feſſeln,
Den Loke voll Mißmuth.
Dort ſitzt auch Sigyna,
Sie, die der Gatte
Nie würdig geliebt.
Was wiſſet ihr mehr?

35.

Sauer und ſchmutzig,
Er heißet Slidur.
Im Norden ſtehet
Auf Niedergebirgen,
Ein goldener Saal,
Sein Name iſt Sindra;
Und jener andre
Im warmen Lande,
Ein Bierſaal der Rieſen,
Heißt: Brymers Haus.

36.

Im Walde von Eiſen
Oeſtlich ſie wohnet
Die Alte, die füttert
Des Fenris Brut.
Wohl vor den andern,
Größer iſt, wilder,
Dort unter derſelben
Des Mendes Verſchlinger.

37.

Er ſtillt ſeinen Hunger,
Mit ſterbenden Menſchen,
Beſprißet mit Blute
Die Bänke der Herrſcher.
Schwarz wird die Sonne
Im Juliſtrom des Sommers.

38.

Am Hügel ſitzt er
Und ſchlägt die Harfe,
Der Rieſin Hirte,
Der fröhliche Egdir.
Da vor ihm krähet
Auf Baumes Aeſten,
Der Fialar heißt,
Ein rother Hahn.

39.

Genannt iſt er Goldkamm,
Er krähet den Aſen,
Er ruft zu den Waffen
Die Helden Heervaters.
Graulich gefärbet,
Ein anderer, krähet
Dort unter der Erde
Durch Hela's Haus.

40.

Gierig heult Garmur
An Gnypgahells Thor,
Die Feſſeln zerbrechen,
Der Freke er rennet! —
Vieles noch weiß ſie.
Ich weiß weite

41.

Brüder bekämpfen ſich,
Bringen um einander!
Verwandte zerreiſſen
Die Bande des Bluts!
Die Welt iſt wüthend,
Voll Bundesbrüche!
Schwerdtzeit dann, Beilzeit,
Die Schilder erkrachen,
Sturmzeit und Wolfzeit
Vor dem Ende der Welt!
Keiner der Menſchen,
Mag ſchonen den andern!

42.

Froh ſpielen Mim's Kinder;
Die Erde ächzt flammend!
Es gellet ertönend
Das Gialarhorn;
Heimdall der hält es,
In Luft hoch und bläßet.
Mit Mimers Haupte
Beſpricht ſich Odin;
Es regt ſich Ymer,
Frei wird der Rieſe;
Ygdraſils Eſchbaum
Er ſtehet erſchüttert.

43.

Gierig heult Garmur
An Gnypahells Thor,
Die Feſſeln zerbrechen,
Der Freke er rennet.
Hrimur aus Oſten,
Hat Krieger zu führen;
Es regt ſich die Schlange,
In Rieſenbewegung
Zerſchlägt ſie das Meer;
Auf flattert der Adler,
Zerfleiſchet die Todten.

44.

Flokk wird Naglfare
Das Fahrzeug aus Oſten;
Herbei nun ſchiffen
Die Söhne des Feuers,
Aus Leg die Leute,
Am Ruder Loke;
Fort fahren die Kinder
Des Narren mit Freke,
Und vor ihnen her
Der Bruder Byleiſts.

45.

Was nun die Aſen?
Was nun die Alfen?
Die Rieſenwelt zittert;

Die Asen sich sammlen;
Es stöhnen die Dverge
In ihren Steinklüften,
Die Seher der Berge! —
Was wisset ihr mehr?

46.

Aus Süden naht Surtur
Mit flimmernden Waffen,
Gleich sinkender Sonne,
Erglänzet sein Schwerdt!
Die Erde erbebet,
Die Felsen erbrechen,
Hela's Weg hallet,
Der Himmel zerreißt!

47.

Da kommet Hlinen
Der andere Harm,
Kühn gehet Odin
Mit Fenrir zu kämpfen,
Dem Surtur stehet
Der Sieger des Bela;
Es fällt Frigga's Gatte,
Ihrer Freude König.

48.

Nun Widar der Kraftsohn
Siegvaters er stellt sich
Mit tödtlichem Thiere

Zu wagen den Kampf.
Starkfauſtig ſtößt er
Ins Herz ihm das Schwerdt
Durch offenen Rachen —
So rächt er den Vater!

49.

Herauf nun wüthet
Der Bruder des Wolfs,
Ihm ſtellt ſich der Starke
Hlodingas und Odins;
Tod ſchlägt er die Schlange
Einſt erdumſchlingend.
Der Menſchen Geſchlechter
Sie gehen nun weiter:
Neun Schritte fern macht ſich
Der Sohn Fiengynens,
Scheu vor dem ſtrömenden
Gifte der Schlange.

50.

Schwarz wird die Sonne!
Ins Meer ſinkt die Erde!
Vom Himmel verſchwinden
Die heiteren Sterne!
Das Feuer es tobet
Am Ende der Tage,
Die wachſende Flamme,
Sie flammt bis zum Himmel.

51.

Sie ſiehet kommen
Aufs neue geſtiegen,
Die Erde, grünend,
Aus Meeres Grund!
Es fallen die Waſſer,
Es flattert der Adler;
Auf Höhen der Berge
Wird Fiſche er fangen.

52.

Auf hohem Gefilde
Die Aſen ſich finden,
Zu reden von alter,
Zertrümmerter Welt;
Sie denken wie vormals
Verſammelt ſie waren,
Als Odin der Mächt'ge
Noch Mann der Entſcheidung.

53.

Es kommen zum Vorſchein
Die lange verſteckten,
Die goldenen Tafeln
Aus grünendem Gras;
Zuſtändig dem Odin,
In vorigen Zeiten,
Dem Götterbeherrſcher
Und ſeinem Geſchlecht.

54.

Saatlose Felder
Nun Früchte bringen,
Im Bann ist Böses! —
Baldur kommt wieder,
Und Haudur und Baldur
Sie hausen beisammen.
Die tapferen Götter,
Auf Odins Gefild.

55.

Nun schließt sich das Schicksal
Des tapferen Haener,
Es bauen beisammen
Die Kinder der Brüder
In der Welt der Winde!
Was wisset ihr mehr?

56.

Ein Haus sieht sie flimmern
Wie Feuer der Sonne,
Ja goldener noch —
Sein Name ist Gimli.
Da werden ferner
Wohnen die Völker,
Durch alle Zeiten
Geniessen das Gute.

57.

Auf tritt der Mächtge,
Vor allen der erste,

Der allem gebietet —
Zum höchſten Gericht.
Er fället das Urtheil,
Er giebt die Entſcheidung,
Und was er verordnet,
Wird niemals vergehen.

58.

Da kommet der Drache
Der dumme geflogen,
Herauf kreiſend kommt er
Aus Nidakwgs Klüften;
Trägt auf den Flügeln,
Auf flatternden Schwingen
Die Leichen Nydhoggurs;
Dies Land nun vergeht.

59.

Ein Haus ſieht ſie ſtehen
Entfernt von der Sonne,
Dort unten in Naſtrond,
Die Thür gegen Norden;
Gifttropfen fallen
Durch Fenſter hinein,
Aus Stacheln erbauet
Von Schlangen es iſt.

60.

Dort ſieht ſie waden
Durch reißende Ströme,
Des Meineids Schuld'ge,

Die Meuchelmörder,
Und die andern Verlobte
Schmeichelnd verführt.
Dort naget Nydhoggur
Die Körper der Todten,
Zerreißt und zerstückt sie! —
Was wisset ihr mehr? —

Str. 1.

Heimdall, der heilige und erhabene, ist von den übrigen Asen bestellt, am Ende des Himmels, da, wo die zuweilen als Regenbogen sichtbare Brücke von der Erde hinaufführt, Wache zu halten; damit die Bergriesen nicht darüber gehen. Er braucht weniger Schlaf als ein Vogel. Seine Augen sehen selbst in der Nacht hundert Längen weit. Sein Gehör ist so gut, daß er das Gras auf der Erde und die Wolle an den Schaafen wachsen hört. Die Genossen Heimdalls von dem heiligen Stamme sind die Asen, die sich um die Wole versammelt haben, begierig ihre Weisheit zu hören. Der Kampfvater ist Odin, der erste und mächtigste der Asen. Das Walfodr der Urschrift heißt wörtlich: Schlachttodtenvater.

Str. 3.

Ymer der Stammvater der Riesen entstand auf folgende Weise. Im Anfang der

Tage wehte ein warmer Windhauch aus der Feuerwelt, die, aus der Nebelwelt in den ungeheuren leeren Raum gekommenen, Eismaſſen an, ſie löſten ſich in Tropfen auf, und aus dieſen herabfallenden Tropfen bildete ſich durch die Kraft deſſen, der die Wärme geſchickt hatte, der Körper des Rieſenmannes Ymer.

Str. 4.

Die Kuh Audumbla, welche wie Ymer aus den herabfallenden Tropfen des durch die Wärme aufgelöſten Reifes entſtanden war und von deren Milch er ſich ernährte, hatte keine andere Nahrung, als das Salz an den Reifſteinen. Durch das wiederholte Ablecken derſelben bewirkte ſie, daß ein anderer Mann daraus hervor kam, Bure genannt. Bor der Sohn deſſelben zeugte drei Söhne: Odin, Wile und We. Sie beherrſchten das Oben und Unten, waren Feinde des Ymer und tödteten ihn. Den Leichnam zogen ſie in die Mitte des ungeheuren leeren Raums und da machten ſie aus dem Haupte den Himmel, und aus dem Fleiſch die Erde, aus ſeinen Augenbraunen aber bauten ſie mitten auf der Erde Midgard d. i. Wohnung der Mitte, eine Burg gegen den Unfrieden der Rieſen.

Str. 8.

Die Thurſſen ſind die Rieſen. Auch die jüngere Edda erwähnt Fab. 13 der Ankunft der Weiber aus dem Lande der Rieſen, durch welche die Einfalt und Glückſeligkeit des goldenen Zeitalters verdorben worden. Nähere Nachrichten von dieſem Ereigniſſe haben ſich nicht erhalten.

Str. 9.

Brymer iſt einer und derſelbe mit Ymer, denn die jüngere Edda erzählt Fab. 13., daß nachdem die Götter beſchloſſen hätten, daß Dverge entſtehen möchten aus dem Staube der Erde, wie Würmer aus dem Aas: ſo wären ſie zuerſt in dem Leichnam des Ymer entſtanden und Würmer geweſen, bis ſie durch den Willen der Götter Menſchen-Weisheit und Menſchen-Angeſicht bekamen.

Str. 17.

Statt dem „Mann und Männin" unſerer Ueberſetzung ſteht in der Urſchrift Ask und Embla. Jenes bedeutet im Gothiſchen eine Eſche, einen Eſchbaum, dieſes eine Erle. Man will dieſe Namen von den hebräiſchen Worten אִישׁ und אִם, mas und mater ableiten, und wirklich ſtimmt das Däniſche Amme, nutrix, urſprünglich die Mutter, und das Isländiſche Amme, d. i. die Aeltermutter, avia,

avia, damit überein. Nach Verelius in Ind. Scyth. Scand. heißt Aska auch cinis, pulvis. Die erste Bedeutung ist hier die richtige, denn in der J. E. Fab. 7. heißt es: „Bors Söhne wandelten am Strande des Meers, fanden zwei Holzblöcke, nahmen sie in die Hand und machten sie zu Menschen. Der eine gab ihnen Seele und Leben, der andere Weisheit und Bewegung, und der dritte Angesicht, Sprache, Gehör und Auge. Von ihnen ist das Geschlecht der Menschen entsprungen, welchem erlaubt war, in Midgard zu wohnen.“ Häner und Lodur wären also einerlei mit Wile und We.

Str. 19.

Der Urdarbrunnen d. i. der Brunnen der Vergangenheit.

Str. 20.

Die beiden letzten Verse lauten im Orginale:

Skaaru á Skillde
Skulld ena Thridiu.

Denis übersetzt:

Und schneidt die dritte Skulld in Holz — in Beziehung auf die Runenstäbe, in welche die Zauberer und Wahrsager die Vorherverkündigungen der Zukunft zu schneiden pflegten. Herder sagt:

Die

Die dritte Skulda, geschnitzt der Schild. Ich lese mit dem Cod. Reg. und C. N. statt Skillde, Skide, Schneeschuh, und finde es sehr natürlich, der Norne der Zukunft eine große Geschicklichkeit darauf beizulegen, da sie uns ja beständig, mit nie ermüdender, immer wiederkehrender Schnelligkeit, die Gegenwart raubt. Auch von dem Ullur, dem Stiefsohn des mächtigen Thor, wird in der J. E. Fab. 26. seine Geschicklichkeit auf den Holz- oder Schnee-Schuhen gerühmt. In der J. E. heißt es Fab. 15. von den drei Jungfrauen: „Aus dem Brunnen unter dem Eschbaum kommen drei Mädchen, Urd, Werande und Skuld. Diese bestimmen das Alter der Menschen, und werden Nornen genannt.“ Urd bedeutet die Vergangenheit, Werande die Gegenwart und Skuld die Zukunft. Vielleicht wäre es durch den Genius der alten Sprache zu rechtfertigen, wenn man Urd durch die Werdende, Werande oder Werdande, die Gewordene und Skuld, die Verschuldete, übersetzen wollte.

Str. 21.

Har ist ein Beiname des Odin, und heißt, der Hohe, der Erhabene.

Str.

Str. 25. 26.

Die Liebste Ods oder des Odur, d. i. der Zornige, Rasende, ist Freya, die Göttin der Liebe, eine Tochter des Wanen Niord und der Skade, und Schwester des Freyr, des Gottes der Furchtbarkeit. Ein Riese erschien in Gestalt eines schwarzen Schmidts bei den Asen und erbot sich ihnen binnen einer gewissen Zeit eine Burg zu erbauen, welche stark genug wäre gegen die Riesen, wenn sie auch nach Midgard selbst kämen. Zur Belohnung verlangte er die Freya. In der Hofnung, daß es ihm nicht möglich sein würde, den Bau in der bestimmten Zeit gänzlich zu vollenden, wurde ihm seine Forderung auf Antrieb des Loke zugestanden und ein Vertrag gegenseitig beschworen. Der Schmidt begann mit Hülfe seines Pferdes die Arbeit und machte solche Fortschritte, daß an der Vollendung derselben in der bestimmten Zeit gar nicht zu zweifeln war. Die Asen, in großer Verlegenheit, hielten Rath und als sie erforscht hatten, daß die Freya auf Veranlassung des Loke dem Baumeister zur Belohnung versprochen worden sei, erklärten sie ihn des Todes würdig, wenn er nicht ein Mittel ausfindig mache, denselben um die Belohnung zu betrügen. Dem Urheber alles Betrugs wurde dies nicht schwer, der

Bau-

Baumeiſter nahm ſeine Rieſengeſtalt wieder an und die Aſen, als ſie bemerkten, daß er wirklich ein Rieſe war, verwarfen ihren Eid und riefen den Thor zu Hülfe, worauf ihn dieſer mit ſeinem Hammer erſchlug. Thor iſt der ſtärkſte unter allen Göttern und Menſchen. Sein Hammer heißt Miolner, d. i. Zermalmer, Zerſchmetterer.

Str. 27.

Unter dem glänzenden und heiligen Gürtel iſt ohnſtreitig die zuweilen als Regenbogen ſichtbare Himmelsbrücke zu verſtehen, an oder unter welcher Heimdall ſitzt und den Eingang des Himmels bewacht. Dort ſingt er alſo zuweilen ein auch der Wole bekanntes Lied. Der vom Pfande Schlachtvaters in trüben Strudeln erbrauſende Strom iſt der Mimersbrunnen, d. i. der Brunnen der Weisheit. Odin, der Schlachtvater, mußte dem Mimer, dem Beſitzer des Brunnens, um daraus trinken zu dürfen, eins ſeiner Augen verpfänden. Seitdem war Odin einäugig.

Str. 28.

Mimer d. i. der Erfahrne iſt erfüllt mit Weisheit, weil er an jeglichem Morgen Meth aus dem Brunnen trinket.

Str.

Str. 29.

Der Heervater ist Odin.

Str. 30.

Die Walkyren sind Jungfrauen, welche in Wallhalla d. i. Wohnung der Erschlagenen, die Seelen der erschlagenen Helden bedienen, indem sie das Tischgeräthe und die Trinkgefäße besorgen und Bier einschenken. Odin sendet sie in die Schlachten, die, welche sterben sollen zu erwählen und den Sieg zu lenken.

Str. 31.

Balder, ein Sohn des Odin und der Frigga, war der Beste unter den Asen und wie es scheint, der Gott des Friedens und der Mäßigung. Als er den Asen berichtete, daß er von fürchterlichen Träumen gequält würde, beschlossen sie die möglichste Sorgfalt für seine Sicherheit anzuwenden. Frigga, die Königin der Götter, ließ sich von allen Geschöpfen das eidliche Versprechen leisten, daß sie dem Balder keinen Schaden zufügen wollten. Nun trieben die Asen ihr Spiel damit, den Balder mitten in ihren Kreis zu stellen und ihn mit Waffen, Steinen und andern Dingen anzugreifen, zu werfen und zu schlagen; denn es war unmöglich, ihn auf irgend eine Weise zu

beſchädigen. Den neidiſchen und bösgeſinnten Loke verdroß es. Mit Liſt wußte er von der Götterkönigin zu erfahren, daß ſie der kleinen neugepflanzten Staude Miſtilteire keinen Eid abgenommen habe, weil ſie ihr zu jung dazu geſchienen. Darauf riß er Miſtilteire aus der Erde und begab ſich in die Verſammlung der Aſen. Außer dem Kreiſe, den ſie um Balder geſchloſſen hatten, ſtand der blinde Hoder. Loke ſagte zu ihm: „Warum ſchießeſt denn du allein nicht auf Balder?“ Hoder entgegnete: „Weil ich ihn nicht ſehen kann und auch keine Waffen habe.“ Da ſprach Loke: „Ei, du mußt es machen wie andere und dem Balder auch dieſe Ehre erzeigen. Ich will dich unterrichten, wo er ſteht und dann wirf mit dieſer Ruthe nach ihm.“ Hoder nahm die Ruthe und warf ſie in der Richtung, in welcher ihm Loke den Arm führte. Der Wurf gelang und ſogleich fiel Balder todt zur Erde nieder. Es war die größte Unthat, die jemals bei den Göttern und Menſchen geſchehen iſt.

Str. 32.

In den fünf letzten Verſen dieſer Strophe:

Haudur nam ſkiöta,
Balldur Broder,
Var of borenn ſnemma,

Sá nam Odins Soune,
Einnáttur (od. Einnáttann) vega

haben nicht nur alle gelehrten Isländer und Dänen, von welchen die Woluspa commentirt und übersetzt worden ist, sondern auf ihre Autorität auch die deutschen Uebersetzer das einnáttur auf den Rächer Balders bezogen. Denis sagt:

Dieß Holz, von mir gesehn, verhängte
Den Unglücksstreich, als Hoder warf.
Der tödtete nur erst gebohren,
Nur eine Nacht alt, Odins Sohn.

Herder übersetzt:

Es war die Mistel, was ich gesehn,
Harm und Unglück: Haudur schoß
Mit dem Pfeile Balldern. In Nacht geboren
Ward Balders Bruder, den Bruder zu rächen.

Mir scheint das einnächtig auf Hoder zu gehen und einen dem es immer Nacht, dem das Leben eine beständige Nacht ist, d. h. einen Blinden, zu bezeichnen. Der Rächer Balders war Wale, von Odin mit Rinda d. i. der Erde, vielleicht auch der Oberfläche der Erde, erzeugt, ein starker und muthiger Krieger und treflicher Bogenschütze.

Str. 33.

Fensal d. i. die helle, glänzende Wohnung, heißt der Pallast der Frigga.

Der Wächter von Wallhall ist Heimdall, ein Bruder des Balder.

Str. 34.

Loke, ein Sohn des Riesen Farbaule und den Laufeya, verbarg unter einer schönen Gestalt ein verdorbenes Herz. Unaufhörlich bemüth den Asen, welche ihn in ihre Gesellsaft aufgenommen hatten, durch allerlei Ränke, Betrügereien und Verläumdungen, Schaden und Verdruß zu bereiten, liessen sie ihn endlich mit den Eingeweiden seines Sohnes Nar auf drei spitzige Felsenstücke binden. Neben sein Angesicht hing man eine giftträufende Schlange. Sigyna seine Frau sitzt neben ihm und läßt die Gifttropfen in ein Gefäß fallen. Wenn aber das Gefäß voll ist und sie es hinweg zieht, um es auszugiessen, fallen ihm die Tropfen ins Gesicht und verursachen ihm große Schmerzen. Er bewegt sich heftig hin und her und davon entsteht jenes Erzittern der Erde, welches man Erdbeben nennt.

Str. 35.

Die Alte im Eisenwalde ist die Riesen Gygur. Viele Riesen, gleich den grausamsten wilden Thieren, hat sie zu Söhnen, vom Fenrir aber zwei Wölfe, den Skoll

und

und den Hate d. i. Haſſer, welcher auch Maanagarnur, Mondverſchlingen heißt, weil er den Mond verſchlingen wird.

Str. 39.

Hel oder Hela d. i. Kälte. Die Beherrſcherin der Nebelwelt, Niflheim, des Wohnortes aller nicht in kriegeriſchem Kampf geſtorbenen Menſchen. Ein wilder und düſterer Blick und eine halb blaue, halb menſchenfarbige Haut, geben ihr ein furchterregendes Anſehen. Ihre ſtark verwahrte Wohnung heißt Elend, ihr Tiſch Hunger, ihr Meſſer Heißhunger, ihr Knecht Träg, ihre Magd Langſam.

Str. 40.

Garmur iſt der erſte der Hunde und angebunden an die Pforte von Helas Wohnung. Freke d. i. verzehrend, heißt einer der beiden Wölfe des Odin, die täglich bei dem Mahle der Einherien d. i. der in Wallhall verſammelten im Kriege gefallenen Helden, neben ihm ſtehen und von ihm die Speiſe erhalten, die ihm vorgeſetzt wird. Der andere heißt Gere, gierig.

Str. 42.

Odin übergab einſt den Häner und den weiſen Mimer den Wanen als Geißeln.

Sie

Sie machten den Häner zu ihrem Oberhaupte, weil er aber ihre Erwartungen nicht befriedigte, so schlugen sie seinen Rathgeber dem Mimer den Kopf ab und schickten ihn dem Odin. Dieser wußte es durch Zauberkünste dahin zu bringen, daß ihm der wohl einbalsamirte Kopf des Mimer vorborgene Dinge und die Zukunft offenbarte. Unter den Kindern des Mimer sind wahrscheinlich die Weisen und Verständigen zu verstehen. Vom Ymer ist in der Anmerkung zur Str. 3. gesprochen worden. Er ist einer und derselbe mit dem Hrimur der Str. 43.

Str. 43.

Die Schlange heißt Jormungandur d. h. die Erde umschlingend. Sie ist ein Kind des Loke und der Riesen Anqurbode, ihre Geschwister sind Hel und Fenrir. Odin schleuderte sie in ihrer Jugend in die Tiefe des Meeres, da wurde sie so groß, daß sie die ganze Erde umschlingend in ihren Schwanz beißt. Unter dem Adler ist unstreitig der Riese Hräsuelgur, d. i Aasfresser, Leichenschwelger, zu verstehen. Mit Adlersflügeln versehen wohnt er an der nördlichen Grenze des Himmels. Durch das Schlagen dieser Flügel entstehet der Wind auf der Erde.

Str.

Str. 44.

Das Schiff Naglfare iſt verfertigt aus den Nägeln der verſtorbenen Menſchen. Die Söhne des Feuers ſind die Bewohner der gegen Mittag gelegenen Feuerwelt. Ihr Anführer iſt Surtur d. i. der Schwarze. Loke deſſen Name von Loge, Flamme, unſerem Lohe herzuleiten iſt, ſcheint mit ihm verwandt und verbündet zu ſein. Die Brüder des Byleifs oder Byleiſter ſind Loke und Helblinde.

Str. 45.

Die Alfen ſind ein Geſchlecht von Genien und entweder Lichtalfen oder Nachtalfen. Dieſe fliehen das Licht und wohnen unter der Erde; jene ſind glänzender als die Sonne und wohnen in Alfheim, dem himmliſchen Reich des Gottes Frei.

Str. 46.

Surtur iſt der ſchon erwähnte Anführer der Feuerſöhne.

Str. 47.

Hlyna oder Lyna, eine freundlich geſinnte Schuzgöttin, deren Beſtimmung es iſt, diejenigen Menſchen zu beſchützen, welche Frigga

ga vor Gefahren ſichern will. Den erſten Harm fühlte ſie bei Balders Tode, den zweiten veranlaßt ihr Odins Fall. Unter dem Beſieger des Bela iſt nicht, wie einige meinen, Odin, ſondern Freyr oder Frei zu verſtehen, der Gott der Fruchtbarkeit, Frei erliegt, weil er ſein gutes Schwerdt einſt ſeinem Diener Skyrner gegeben hat.

Str. 49.

Der Bruder des Wolfs iſt die Schlange Jornumgandur. Der Starke Hlodingas und Odins iſt Thor; Hlodinga iſt ein Beiname der Jord oder Erde, ſo wie Fiorgynia d. i. die Tochter Fiorgyns d. i. der Urerde. Wie Thor neun Schritte zurückgegangen iſt, fällt er todt zur Erde nieder, von dem gegen ihn geſpieenen Gifte der Schlange.

Str. 55.

Häner iſt nun nicht mehr gezwungen bei den Wanen zu leben. Die alte Zwietracht zwiſchen ihnen und den Aſen hat ein Ende und beide wohnen friedlich untereinander.

Str. 58.

Nydhogg iſt eine große Schlange welche die Rinde einer der drei Wurzeln des heiligen

Eschbaumes benagt, und zwar derjenigen, welche über der Nebelwelt steht. Diese Nebelwelt vergeht dann, wie es scheint und Nydhogg wohnet fernerhin in Nastrond.

Friedrich Majer.

IV.

Ein lustig Fastnachtspiel mit drei Personen:

Das Narrenschneiden.

(Nach Hans Sachs.)

Vorwort.

Mehr nach den Worten anderer und durch Vertrauen auf das Urtheil einiger wenigen Kenner, ward Hans Sachs seit langen Jahren, und nicht minder noch in der jetzigen Zeit, von einem Theile, nach Verdienst, hoch erhoben, von anderen, wie alles Treffliche und Gute immer erdulden muß, herabgewürdigt. Beim Unterricht der Jugend ermangelte man nicht in der Deutschen Geschichte, oder auch bei der Geschichte der Deutschen Dichtkunst, deren Vortrag gemeinhin höchst stümperhaft ausfällt, den Namen des Hans Sachs zu nennen und

den bekannten Vers: Hanns Sachse war ein Schuh — macher und Poet dazu, zum allgemeinen Gelächter der Kinder zu erzählen und damit war der Stab über seine Dichtungen gebrochen, nun wußte ein jeder genug von ihm.

Es ist wohl jetzt an der Zeit, da so manche Quellen des Gesanges, die einst in unserem Deutschen Vaterlande strömten, neu eröfnet sind, auch von Hans Sachs wieder mehr Kunde zu verbreiten. Die Herausgabe der Urschrift seiner Gedichte, vorbereitet einst durch Bertuch, ausgeführt zum Theil durch Häßlein und ein Lieblingswunsch des Schreibers dieser Zeilen, den er vielleicht auch noch einmal zum Theil zu erfüllen so glücklich sein wird, da grade in der jetzigen Zeit mehres früherhin unglaublich gelungen ist, fand bis daher zu wenig Unterstützung.

Um nun wenigstens doch jetzt einige Dichtungen des Hans Sachs, einige seiner lieblichen Erzählungen, seiner erheiternden Schwänke, seiner launigen Fastnachtsspiele wieder ins Leben einzuführen, da ein Besitz der vollständigen Werke des Hans Sachs zu den Seltenheiten gehört, deren Eigenthum ich mich erfreue, erschien es am zweckmäßigsten, die gebundene Rede, die ohne große Umstellung oder Veränderung zu erleiden, wenn man nicht die Urschrift abdrucken wollte, bei einer Uebertra-

gung nicht wohl anzubieten war, in ungebundne Rede aufzulöſen, wie bereits mit einigen Schwänken im Morgenblatte, der eleganten Zeitung und den Erholungen von mir geſchehen iſt. Dieſe Art und Weiſe fand bei mehren Beifall und auf deren Anreizung geſtützt, werden hier und an andern Orten noch ähnliche Verſuche erfolgen. —

Die große Einfachheit des damaligen Schauſpiels geht aus dieſem Faſtnachtſpiel deutlich hervor. Man ſieht, die Zuſchauer ſaßen in einem gewöhnlichen Zimmer, in welchem nur ein kleiner Raum für die ſpielenden Perſonen gelaßen war, etwa ſo wie bei uns, wenn ſich eine Geſellſchaft vereinigt, Sprichwörter aufzuführen. Wahrſcheinlich ſaßen die Zuſchauer um Tiſche und hatten ihre Kannen Bier vor ſich ſtehen, wie der Knecht daher ſagt:

Seht ihr die Leute nicht ſitzen dort,
All' fröhlich, friſch, geſund und frei,
Sie bedürfen keiner Arz'nei.

Durch eine Seitenthür, höchſtens vielleicht hinter einem Schirme hervor, traten die ſpielende Perſonen ein, nach und nach, wie es nöthig war, erſt der Ehrenhold als Vorredner, dann die andern Perſonen, ſo wie es die Reihe erforderte. Darum fanden denn dieſe Faſtnachtſpiele auch einen ſo hohen Beifall,

eine so weite Verbreitung, da sie ohne alle Zurüstungen, in jeder Stube, in jedem Augenblicke gegeben werden konnten. Größere Forderungen auf mehre Zubereitungen machten indessen wohl die längern Trauer- und Schauspiele, in denen Drachen und allerhand andere Dinge vorkamen, doch wurden gewiß mehre Sachen nicht so versinnlicht, wie wir jetzt uns bemühen, man überließ der lebhaften Einbildungskraft und der kindlichen Lust, denen aus allem alles gemacht werden kann, die Täuschung, die sicher erfolgte und die wir durch die größten Anstrengungen nicht hervorbringen können, sondern eben durch diese Bemühungen wohl noch gar verscheuchen. Wir können uns lebhaft die Freude von jung und alt bei Darstellung des folgenden Fastnachtspiels dencken, wenn ein Narr nach dem andern aus dem Bauche des Kranken hervorgezogen wird, der mit Narrenkappe, Schellen und Pritsche, geschüttelt vom Arzt, gar lustig klingelt und sich bewegt. Sollte man diese Freude nicht noch jetzt hervorbringen können?

Personen: Der Arzt. Der Knecht. Der Kranke.

Der Arzt tritt ein mit seinem Knechte und spricht:

El-

Einen guten Abend. Ich bin dort unten von einem herauf beſchieden worden, weil etliche Kranke hier oben wären, die gern einen Arzt hätten. Nun, ſind ſie hier, Mann oder Frau, die mögen ſich mir anzeigen; ſie haben faules Fleiſch oder den Stein, das Zipperlein oder den Huſten, das Fieber oder zuviel getrunken, ſind zornig geworden beim Spiel, haben Eiferſucht oder das Sehnen, den Durchlauf, den Krampf, mit böſen Zähnen, auch ſonſt eine Krankheit was es für eine ſei, um geringen Sold und ohne Beſchwer helfe ich ihnen durch meine Arzenei, da ich ein bewährter Arzt bin, wie ihr drob Brief und Siegel ſeht. (Er zeigt Brief und Siegel).

Der Knecht (ſieht hin und her und ſpricht): o Herr, wir ſind nicht recht gegangen, ich ſehe keinen Kranken an dieſem Ort. Seht ihr die Leute nicht dort ſitzen, alle fröhlich, friſch, frei und geſund; ſie bedürfen keiner Arzenei. Hätten ſie einen Schalksnarren und wären wir draußen vor der Thür, das däucht' mir für uns beide das Beſte zu ſein.

Der Arzt (neigt ſich und ſpricht): Gott geſegne den Wirth mit ſeinen Gäſten; weil wir das Haus verfehlt haben, bitten wir, legt's uns zum Beſten aus, wir nehmen es zu großem Dank' an.

(Indem kommt der großbäuchige an zwei Krücken).

Der Knecht. Mein Herr, ſchaut zu, hie kommt der Kranke.

Der Kranke. O Herr Doktor, ſeid ihr der Mann, von dem ich lang' gehört habe, wie ihr jedermann ſo fein helft? So komm' ich auch zu euch herein, weil mein Leib groß geſchwollen iſt, als ſei ich ein großbäuchiges Weib, und rührt ſich Tag und Nacht in mir. O, mein Herr Doktor, ſchauet ihr, ob's etwa die Waſſerſucht ſei, oder was ich für eine Frucht trage und, ſeht, ob mir durch eure heilſame Arzenei zu helfen ſei, weil euch die Kunſt niemals gefehlt hat.

Der Arzt. Haſt du gefangen dein Waſſer? gieb her und laß mich das beſehen.

Der Kranke (giebt ihm das Harnglaß und ſpricht): ja, lieber Herr, das ſoll geſchehen; nehmt hin und beſchaut das Waſſer ſelbſt.

Der Arzt (beſieht das Waſſer und ſpricht): Geſell, dein Waſſer iſt trüb' und gelb; es liegt dir wahrſcheinlich in dem Magen.

Der Kranke (greift an den Bauch und ſpricht): es thut mich in dem Bauch ſehr nagen und er iſt mir gar gewaltig geſchwollen.

Der Arzt. Gesell, wenn wir dir helfen sollen, so mußt du wahrlich für den Tod ein Trünklein aus Noth trinken; das will ich dir zurichten.

Der Kranke. Ja, lieber Herr, sorgt nur nicht, ich habe oft vier Maaß ausgetrunken, daß ich an den Wänden habe heim hinken müssen; sollt' ich nun nicht ein Trünklein mögen?

Der Arzt. Gesell, das wird gar nicht taugen: Du hast von sonst her in deinem Magen seit vieler Zeit eingesammelt, das ist dir alles darin zum Uebel liegen geblieben; darum muß ich dir deinen Magen fegen.

Der Kranke (setzt sich und spricht): ja, Herr, und wenn ihr das wollt thun, so heißt hinausgehen jedermann; es würde gar unmäßig übel riechen.

Der Arzt. Ei, merk', du mußt ein Trünklein trinken, das wird dir deinen Magen fegen.

Der Kranke. Was wird es für ein Trünklein sein? Ist es Wein, Meth oder weiß Bier? Mein lieber Herr, nun thut es bald, ich hätte jetzt eben gleich einen Durst.

Der Arzt. Du mußt vor essen eine Rößelwurst; darnach nimmst du erst billig einen Trunk, nehmlich ein Viertel *) Buttermilch,

*) zwei Maaß.

vermengt mit einem Viertel Sommerbier; daſſelbe mußt du zweimal des Tages einnehmen; es wird dir deinen Magen räumen.

Der Kranke. Herr, ich fraß vor kurzem zweihundert Pflaumen, trank Bier und Buttermilch dazu; das macht mir eine Unruhe in meinem Bauch, rumpelt mir darin umher und räumt mir auch wohl den Magen. Es riß mich gar übel im Leibe und mir iſt auch jetzt noch nicht beſſer.

Der Arzt. Knecht, lang mir das Harnglaß her und laß mich die Krankheit beſſer nachſehen. (Er ſchaut den Harn an.) Soll ich nicht geſtehen, daß es ein Wunder iſt? der Kerl ſteckt ganz voller Narren.

Der Knecht. Mein Freund, ſo iſt gar nicht zu warten; ſo muß man dir die Narren ſchneiden.

Der Kranke. Das kann ich gar nicht leiden! der Arzt hat nicht wahr geſprochen; wo wollten die Narren in mich gekrochen ſein? Das wüßte ich armer Kranker gerne.

Der Arzt. Die Dinge will ich dir beſſer bewähren; Sieh hier, trink dies Glas, dieweil es noch warm iſt, ſo werden die Narren in dir zappeln und wie Ameiſen ſich durcheinander bewegen.

Der Kranke (trinkt und ſpricht): O Herr Doktor, jetzt merke ich es wohl, daß ich voll-

voller Narren stecke.) Sie haben in mir ein Gezisch, als ob es lauter Frösche wären. Ich glaube es werden die Würmer sein.

Der Knecht (reicht ihm einen Spiegel und spricht): schau du in diesen Spiegel hinein, sonst glaubst du doch dem Arzt nicht.

Der Kranke (schaut in den Spiegel, greift sich selbst an die Narrenohren und spricht): nun seh' ich wohl, was mir gebricht; helft mir, es geschehe gleich, wie es wolle.

Der Knecht. Soll man dich schneiden, lieber Geselle, so mußt du dich dem Arzt gleich als einen todten Mann hingeben; denn das Schneiden ist gefährlich.

Der Kranke. Schwerlich gebe ich mich für einem todten Mann. Stürb' ich, daß wäre meiner Frau lieb; für keinen todten Mann gebe ich mich.

Der Knecht. Wo du dann wirst zu lange warten, so werden die Narren in dir überhand nehmen und werden dir den Bauch aufreißen.

Der Kranke. Da würde mich erst der Teufel recht betrügen. Weil es denn nicht anders sein mag, so fangt nur an und schneidet drein, doch müßt ihr mir vorher sagen: was giebt man euch für das Narrenschneiden?

Der Arzt. Ich will dich gar umsonst schneiden und dir diese Kunst bewähren; mich

dünkt,

dünkt, du seist ein armer Mann. Knecht, schick' dich nur, so wollen wir dazu.

Der Knecht (legt sein Zeug aus und spricht): Herr, hier liegt das Zeug allzusammen; Zangen, Scheermesser und Blutschwämme, zur Labung Säfte und köstliche Gewürze.

Der Kranke. Mein Herr, damit ich nicht zu kurz komme, gebt mir doch vor zum letztenmal zu trinken.

Der Arzt. Knecht, schau, sobald ich dir winke, so schlinge ihm das Handtuch um den Hals, alsdann will ich anfangen.

Der Knecht (bindet den Kranken mit dem Handtuch um den Hals und spricht): Gehab' dich wohl, jetzt wird es gehen; beiß die Zähne aufeinander, so magst du es besser erleiden.

Der Arzt. Halt das Becken vor, so will ich schneiden. (Er schneidet).

Der Kranke (schreiet): halt! halt! potz Angst, du thust mir weh!

Der Knecht. Das hat man dir vorher gesagt, daß es nicht sein werde, als wenn du Küchlein issest. Willst du dich von den Narren fressen lassen?

Der Arzt (greift mit der Zange in den Bauch, zieht den ersten Narren heraus und spricht): schau', mein Geselle, wie ein grosser Tropf! Wie einen so geschwollnen Kopf hat er.

Der

Der Kranke (greift seinen Bauch an und spricht): jetzt dünkt mich gleich, es sei mir besser.

Der Arzt. Wie wohl will ich dir das glauben. Der Narr hatte dich hart aufgeblähet, übte dich stäts in Hoffart. Wie hat er dich so groß aufgeblasen, übermäßig hochmüthig gemacht, stolz, üppig, eigensinnig und prächtig, ruhmredig, vergeudisch, als wärst du gar mächtig. Nicht zu verwundern wäre es, wenn du es wissen willst, wenn er die längst den Bauch zerrissen hätte.

Der Knecht. Mein Herr, schaut besser hinein, ob nicht mehr Narren drinn sind; mich dünkt, sein Bauch sei noch um nichts kleiner.

Der Arzt (schaut ihm in den Bauch und spricht): ja freilich, hierin sitzt noch einer, Halt, Lieber, halt, jetzt kommt er auch.

Der Kranke. Du thust mir an meinem Bauche wehe.

Der Knecht. Potz tausend, halt und harre doch; schaue, wie einen viereckigten Narren. Sage? hat er dich nicht hart gedrückt:

Der Kranke. Ja, freilich, nun bin ich erquicket, gerne wüßte ich aber auch nun, wer der viereckigte Narre ist?

Der Arzt (reckt ihn in der Zange und spricht): das ist der Narre der Geizigkeit, der

dich

dich lange Zeit gedrückt hat, mit Aufkaufen, Arbeiten, Reiten und Laufen, mit Spaaren und alles zu Hauſe Krazen, das noch ein anderer verzehren wird, der dir weder Gutes noch Ehre gönnt. Wenn das nicht ein bitteres Leiden iſt, ſo laß' dir keinen Narren mehr ſchneiden.

Der Kranke (greift ſich in die Seite und ſpricht): Herr Doktor, hie thut mich noch ein Narr nagen, den ich lange Zeit getragen habe.

Der Knecht. Hört! hört! der nagt gleich wie eine Maus.

Der Arzt (greift hinein und zieht ihn heraus und ſpricht): ſchau', ich habe dieſen auch heraus.

Der Kranke. Mein lieber Herr, wer iſt derſelbe Narre, ſo dürre, mager, bleich und gelb?

Der Arzt. Schau, dieſer iſt der neidige Narr, der macht dich ſo gar untreu. Dich freuet des Nächſten Unglück, du gebrauchteſt viel hämiſche Tücke, des Nächſten Glück brachte dir Schmerz; alſo wagteſt du dein eigenes Herz. Mich wundert, daß der gelbe Unflat dir nicht hat dein Herz abgefreſſen.

Der Kranke. Herr Doktor, wohl es iſt wahr, er hat mich lange Jahre gefreſſen.

Der Knecht. Mein Geselle, schaue selbst und prüfe sehr, ob du nicht mehr Narren hast? Es ist dir dein Bauch noch immer groß.

Der Kranke (greift sich und spricht): da giebt mir einer noch einen Stoß; was mag das' für ein Narre sein? Nur her, greift hinein mit der Zange, (der Arzt greift hinein und reißt, der Kranke schreit): O weh! laßt mir den länger drinnen!

Der Arzt (recket den Narren in die Höhe und spricht): ei! halt, du kommst von deinen Sinnen. Schau', wie kommt so ein groß Unthier! das ist der Narr der Unkeuschheit, der dich mit Tanzen, Buhlen, Hoffieren, Meiden und Sehnen herum gezerrt hat; meintest, deine Sache wäre aufs Beste heimlich, da es doch alle Menschen von dir wußten. Drob hättest du noch Schande und Schaden leiden müssen, hätte ich nicht den Narren von dir geschnitten.

Der Kranke. Ich glaube, daß du ein Zigeuner bist, da du alle meine Heimlichkeit weißt. Noch dünckt mich, es steckt einer hinten. Mein Herr, schaut, ob ihr ihn möchtet finden.

Der Arzt (greift hinein und spricht): potz Angst! wie ist der Narr so feucht! Er weh-

wehret sich und flieht vor mir, ich muß ihn mit Gewalt herausziehen.

Der Kranke. O weh! du thust mir an meinem Rucken weh. Laß mir ihn, er hat mich lange ernährt.

Der Arzt (reckt den Narren in die Höhe und spricht): Der hat dir schier dein Gut verzehret: es ist der Narr der Völlerei, der dir lange beigewohnet und dich gemacht hat unmäßig, vernascht, gefräßig und versoffen, deinen Leib gekränkt, deinen Sinn beschwert, gefüllt deinen Magen, geleert deinen Beutel, dir Armut und viel Unwesen gebracht. Was wolltest du länger mit dem Unflat?

Der Kranke. O! dieser Narr reut mich erst sehr!

Der Arzt. Meinst du, du hättest keinen Narren mehr?

Der Kranke. Ich hoffe, sie sind mir alle heraus; hefte mich zu, und lasse mich heim zu Hause.

Der Knecht (lauscht und spricht): mich dünkt, ich höre noch einen brummen; Herr Doktor, ihr dürft ihn nicht schonen, er ist noch stark und mag es erdulden; thut ihn den Narren auch herausschneiden.

Der Arzt (greift hinein und spricht): Halt her, laß mich den auch 'raus brechen, der stich mir in die Zange. Knecht, hilf mir die

die Zange festhalten und laß uns den Narren herausfangen.

Der Kranke. O weh! der sticht mich in die Seite; reißt ihn heraus, helft mir bei Zeiten.

Der Arzt. Halte stille, sei guter Dinge und warte. Das ist der zwieträchtige zornige Narr, der machte, daß du niemand etwas mochtest zu gute halten. Viel Hader und Gezänck zettelte st du an, machtest in Gesellschaft viel Aufruhr; deine Haut wurde dir oft zerbläut. Was wolltest du denn mit dem Talpatsch?

Der Kranke. Ei, lieber, laßt mich nun beim schlurfen; es ist jetzt vorbei, heftet mich nur zu.

Der Knecht. Mein guter Freund, hast du jetzt Ruhe? zwickt dich jetzund gar keiner mehr?

Der Kranke. Im Rücken thut mir noch einer weh', der ist wohl als ein großes Scheit Holz zum Backen; helft mir davon ab, es ist hohe Zeit.

Der Arzt (greift hinein und spricht): so haltet nur stille und seid munter. Schaut zu, der Geck wehret sich wohl. (Er zieht ihn heraus).

Der Knecht. Schau zu, wie hängt der Narr den Kopf.

Der Arzt. Er iſt der allerfauleſte Tropf, hat dich immerfort hinläßig, werkloß, faul, träge, langweilig, ſchläfrig und unnütz gemacht, verdroſſen und aller Dinge überdrüſſig; hätte ich dir ihn nicht abgeſchnitten, er hätte dich an den Bettelſtab gebracht. Mein guter Mann, nun ſage mir, empfindeſt du keinen Narren mehr in dir?

Der Kranke (greift ſich an). Kein Narre plagt mich mehr in dem Bauche, doch iſt mein Bauch noch groß und hart; was das bedeut' iſt mir verborgen.

Der Arzt (greift den Bauch). Sei guter Dinge und laſſe mich ſorgen; in dir ſteckt noch das Narrenneſt. Sei muthig und halte dich nur feſt an, du mußt noch einen tüchtigen Schmerz erdulden; ich will auch das Neſt von dir ſchneiden.

Der Kranke. O langt mir einen Rebenſaft her, alle meine Kraft iſt mir entgangen, ich ſitze da in einem kalten Schweiße und weiß mich gar nicht mehr zu halten. O! laßt mir nur das Neſt zufrieden.

Der Knecht. Mein Freund, du verſtehſt es wahrlich nicht. Wenn man dir das Neſt nicht heraus ſchneidet, ſo brüteſt du junge Narren aus, da würde deine Sache dann wieder böſe.

Der Kranke. Schneide mir nur nicht in die Eingeweide, dann will ich gleich die Martern erleiden, und auch das Nest von mir schneiden lassen.

Der Arzt (greift mit der Zange hinein). Halt fest! halt fest! Lieber, halt' fest! es ist so groß und unbändig und ist im Leibe dir angewachsen. Schau', jetzt kommt das große Unwesen; schau', wie ein wilder, wüster Wurm; schau', wie thut es voll Narren wimmeln; oben und unten kribbelt alles herum. Die hättest du alle noch geboren.

Der Kranke. Was wären das für Narren geworden?

Der Knecht. Allerlei Gattung, als: falsche Juristen, Schwarzkünstler und die Alchymisten, Finanzer (Wucherer), Alefanzer, Betrüger, Schmeichler, Lügner und Spötter, schlimme Burschen, Bauernschinder und wunderliche Leute, grob, tölpelhaft, unzüchtig und hämisch, undankbar, Stocknarren und jachzornig, winselnd und kümmerhaft, die allezeit sorgen, böse Zahler, die doch borgen gerne, Eifrer, so ihre Frauen behüten, die ohne Noth rechten, ohne Nutzen bauen, Spieler, Bogenschützen und Waidleute, die viel verthun um kleine Beute zu erlangen. Summa Summarum, wie sie Doktor Brand genannt hat, daß sie in seinem Narrenschif fahren.

Der

Der Arzt. Vor solchen Narren uns zu bewahren, mein Knecht, wirf das Ungeziefer in die Pegnitz hinein, je tiefer, je besser ist's, und laß' sie baden.

Der Kranke. Mein Herr, heftet mir meinen Schaden zu; mich dünkt, ich habe jetzt gute Ruhe.

Der Arzt (heftet ihn zu). So halte, ich will dich zuheften. Nun magst du wohl fröhlich aufstehen; schaue, kannst du ohne deine Krücken gehen?

Der Kranke (steht auf). Mein Herr, ich bin ganz gesund und leicht, vor Freuden ich gleich hüpfe und springe. Wie haben die Narren bei mir Platz genommen? sagt's, hätte ich sie getrunken oder gegessen? Fortan will ich solche Speise meiden.

Der Arzt. Weißt du nicht, daß man nach alter Weise spricht: daß jedem seine Weise so wohl gefällt. Daher ist das Land so voller Narren. Davon kommen deine Narren, daß dir dein Sinn alleine gefiel und daß du deinem eigenen Willen Raum ließest, hieltest dich selber gar nicht im Zaum; was dir gefiel, das thatst du gleich.

Der Kranke. O gar kunstreicher Herr Doktor, ich merke, eure Kunst die ist fein. Ich that stäts alles, was mir gefiel, es brachte mir gleich Schaden oder Nutzen. Nun ich von den Narren befreit bin, will ich fürbaß

weislich handeln, mit Vorsicht wandeln und leben und guter Leute Lehr und Rath folgen. O! wie ohne Zahl weiß ich dieser Stadt arme und reiche Knaben, die auch meine Krankheit erleiden, die doch selber nicht empfinden, noch wissen, was ihnen dennoch gebricht. Die will ich alle zu euch weisen, daß ihr ihnen den Narren müßt schneiden, da werdet ihr Geld genug erhalten. Weil ihr von mir nichts habt genommen, sage ich euch Dank für eure milde Gabe. Ade, ich scheide mit gutem Wissen nun ab. (Er geht ab).

Der Knecht (schreit aus): Nun hört! ob irgend einer wäre, der Begehren zu dieser Arzenei hätte, der suche uns in der Herberge hier, bei einem, der, ich weiß nicht wie, heißt; dem wollen wir unsere Kunst mittheilen und ihn von der Narrensucht heilen.

Der Arzt beschließt:

Ihr Herr'n, weil ihr jetzt habt vernommen,
Viel Narren von dem Kranken kommen,
Die bei ihm wuchsen vor viel Jahr'n,
Vor solcher Krankheit zu bewahr'n,
Laß' ich zuletzt ein gut Rezept:
Ein jeglicher, dieweil er lebt,
Laß' seine Vernunft Meister sein,
Und halt sich selbst im Zaum allein,
Und thu' sich fleißiglich umschauen

Bei Reich und Arm, Mannen und Frauen;
Und wem sein Ding' übel ansteh',
Daß er desselben müßig geh'.
Richt' seine Gedanken, Wort und That
Nach weiser Leute Lehr' und Rath;
Zu Pfand setzt' ich ihm Treu und Ehr',
Daß alsdann bei ihm nimmermehr
Gemeld'ter Narren keiner wachs:
Wünscht euch mit guter Nacht Hans Sachs.

Büsching.

V.

Spanische Romanzen.

1.

Galliana zu Toledo
flicket einen grünen Aermel
für den tapfern Sarracino,
daß er Stäbe dafür werfe.

Und mit braun und gelber Seide
wirket sie ein Wappenzeichen,
das als Sinnbild trug der Maure
in dem Felde seines Schildes.

Einen Pfeil des Liebesgottes,
der, auf einen Kiesel schlagend,
viele Funken ihm entlockte,
mit der Umschrift: wenig g'nügen!

Und

Und es saß zu ihrer Linken
eine christliche Gefang'ne,
um lebendiges Gedächtniß
weinend unter todter Hofnung.

Galliana frägt dieselbe
nach der Ursach ihres Kummers,
sie, die Augen auf dem Pfeile,
giebt zur Antwort: wenig g'nügen!

Freiheit hatt' ich eines Tages,
aber Freiheit einer Frauen,
die zu Zeiten harter Kiesel,
weiches Wachs zu andern Zeiten.

Und in diesen Tagen liebte,
mehr als seine eigne Seele
mich im Christenvolk ein Ritter,
einer von dem Scharlachkreutze.

Taub zeigt' ich mich seinem Flehen,
das so eifrig war und innig,
daß es Funken mocht' entziehen
einem harten, festen Steine.

Und kaum liebt' ich ihn von Herzen,
als das wandelbare Schicksal
wollte, daß an ihm die Sichel
der grausame Tod erprobte.

Und um meinetwillen ſtarb er
unter tauſend Maurenlanzen,
ich darauf ward die Gefang'ne
deines Vetters Abenamar.

Ein Begräbniß iſt mein Leben,
wo die theure Aſche ruhet.
und das quälende Gedächtniß
facht zum Feuer an die Aſche.

Gebe Gott dir Glück, Gebiet'rin,
zu dem Werke, das du ſchaffeſt,
aber acht' auf deine Wünſche
wie auf häuslich ſchlimme Diebe.

Und vergönne daß mein Kummer
frei mir von dem Herzen ſtröme;
ob du viel mich weinen ſieheſt:
viel noch mangelt meinem Weinen.

2.

Mit nur zehen von den Seinen
kömmt Bernaldo vor den König,
mit dem Hut' in ſeinen Händen
und vollkommner Ehrerbietung.

Andere, bis zu dreihundert,
ſtellen ſich derweil' am Pallaſt,
abgetheilt zu zween und zween,
daß den Handel niemand merke.

„Ue-

„Uebel kommt ihr,“ spricht der König,
„vor mein Angesicht, Verräther,
„Sohn meineidig falscher Eltern
„und erzeugt in Bubentücken.

„Ihr empöret euch mit Carpio,
„das ich euch zum Lehn gegeben,
„aber trauet meinen Worten,
„euch zur Strafe werd' ich ziehen.

„Und da niemand es Verwundert,
„wenn ein Schurke Schurken zeuget,
„dürft ihr nicht Entschuld'gung suchen,
„nichts Statthaftes könnt ihr sagen.“

Unbetroffen steht Bernaldo
und versetzt mit ernster Miene:
übel hat man euch berichtet,
falsches euch gemeldet, König.

Denn mein Vater war so bieder
daß er Eurem alten Stamme
nichts an Gute je blieb schuldig,
das ist allbekannte Sache.

Daß Verräther er gewesen —
wer dies saget oder denket,
lügt! von Eurem Haupt hernieder,
das der Königstitel ausnimmt.

Treflich meine groſsen Dienſte
lohnet ihr mit ſolchem Namen,
da ihr billig ihrer ſolltet
gute Kenntniß Euch erhalten.

Aber eigen iſt dem Undank,
das iſt die Natur des Laſters,
daß der Wohlthat er vergeſſe
um des Lohnes ſich zu weigern.

Oder hats Euch's nicht verpflichtet.
(andrer That nicht zu gedenken)
wie am Tage zu Romeral
in dem zweifelhaften Treffen,
da ſie Euer Roß getödtet,
harter Schmach Euch überlaſſen,
wie ich damals, der Verräther,
Euch das meine gab in Eile,
Euch entreiſſend, wie ihr wiſſet,
dem verderbenvollen Kampfe?

Für die That verſpracht Ihr damals
mit viel ſchmeichelhaften Reden
meinen Vater frei zu geben
ohne Löſegeld und Kränkung.

Uebel habt Ihr Eu'r Verſprechen,
Euer Königswort erfüllet,
und zum König ſeid Ihr wahrlich,

viel

viel zu wenig festen Sinnes,
denn durch Euren Groll starb jener
im Gefängniß, wie Ihr wisset.

Aber wär' ich, der ich sollte;
wär' ich Sohn, wie sich gebühret,
seinen Tod hätt' ich gerochen
durch empfindlich schwere Dinge.
Aber noch will ich ihn rächen
durch dergleichen, daß ich meine
Euch zum Mißbehagen solle
großer Nachtheil draus entstehen".

„Greifet, greift ihn, meine Ritter,"
rufet jener, „daß er sterbe,
der wahnsinnige Verräther,
der nach meiner Unehr trachtet."

„Greifet, greift ihn," schrie der König
aber niemand war des Willens,
denn sie sehen, daß Bernaldo
wickelt' um den Arm den Mantel
und die Hand an seinem Degen,
ausrief: „daß sich keiner rühre!
Hie Bernaldo, dessen Degen
auch vor Königen nicht weichet.
Und ihr wißt, wie gut er schneidet,
da ihr dessen habt Erfahrung."

Als die zehn in Noth ihn ſehen,
rüſten ſie ſich zum Gefechte,
greifen an die Schwerdter, löſen
von der Achſel ihre Mäntel,
drängen zu Bernaldo's Seite
ſich mit ungeſtümem Grimme.

Geben auch den andern Kunde
durch ein abgeredet Zeichen,
welche dann des feſten Schloſſes
Eiſenthore ſchnell erbrochen,
rufend: „lebe hoch Bernaldo!
und nun komme wer ihn anrührt!“

Die Entſchloſſenheit nun ſehend
ſpricht der König heitern Blickes:
„Was ich Euch im Scherz geſprochen,
habt als Ernſt ihr aufgenommen?“

„Nur im Scherze nehm' ichs König“
giebt Bernaldo ihm zur Antwort
und geht trotzig aus dem Saale.
Ohne Grüßen und Verbeugung.

Mit ihm kehren die dreihundert
in prachtvoller, ſchöner Haltung,
mit zurückgeſchlag'nen Mäntzln
reiche Rüſtung offenbarend.
Deß voll Schrecken blieb der König
hatte ſeinen Schimpf zur Strafe.

3.

Als ich eines Nachts luſtwandelt'
angethan mit Schwerdt und Mantel
und gemütlich, ohne Sorgen
über einen Marktplatz ſtreifte,
ſah ich dorten eine Kräm'rin,
die mit ihrem ſchönen Antlitz
alle mächt'gen Finſterniſſe
von der Straße rings verſcheuchte.
Theils am Schimmer ihrer Lampe,
Theils an ihrem eignen Lichte
ſah ich los und ohne Ordnung
ihre wunderſchönen Haare,
welche ſie bei Gott! nicht gäbe,
nicht für alles Gold Arabiens;
eine Stirn, die dem Kryſtalle,
auch dem feineſten nicht nachgiebt;
große, aufgeriß'ne Augen,
welche Herzen gleich zerreiſſen;
eine Naſe, klein und winzig,
allerliebſt und wohlgebildet;
Wangen, welche übertreffen
ſelbſt der Roſen ſchönſte Farben;
eine Schnur koſtbarer Perlen,
Die die weiſeſten beſchämen,
und zu Lippen zwo Korallen,
dieſe Perlen einzufaſſen;
und ein Kinn mit einer Grube,

Him-

Himmel wär' ich drinn begraben!
einen Buſen, gegen welchen
Alabaſter muß verſpielen,
wo das Aeußerſte von Liebreiz
die Natur hat ausgeleget,
und von welchem ſich die ſtolze,
königliche Säul' erhebet.
Ihre Händ', um nicht zu lügen,
waren Schnee, doch wie zerſtampfter,
denn es will mit Kohlen handeln,
nimmer ziemen weißen Händen.
Ich ging hin zu ihrer Bude,
mein Geſuch ihr vorzutragen,
doch dabei ſtand ihre Mutter,
ein großmächtig dickes Weibsbild.
Und ſo konnt' ich nicht ein Wörtchen
ihr von meiner Liebe ſagen,
müßte fürchten, daß den ganzen
Markt aufrührte meine Stimme,
wie geſchieht bei Krämerweibern,
wenn ſie Neckereien hören.
Um Gelegenheit zu finden
handelt' ich um ein Paar Aepfel,
ſuchte lange mit den Händen
in der Taſche nach dem Beutel,
aber fand ihn leer und öde,
Waiſe, Wittwer, ohne Heller.
Und ich wartet' andern Tages

daß die Mutter nicht zugegen,
und da Anlaß ich gefunden,
sprach ich zu ihr diese Worte:

Holdes Kind an dieser Stelle
stellet Amor seine Seile;
in dem Laden ladet Pfeile,
die uns treffen, der Geselle.

Und ich möcht', daß ohn' Erzürnen
mir zu geben euch beliebe,
um ein Herz voll reiner Liebe
eine Handvoll von den Birnen.

Nehmt es, keines liebet treuer,
und schon habt ihrs im Besitze,
nehmet es, mir ist's unnütze:
um die Birnen ist es euer.

Seid nicht grausam, es gereichet
eurer Schönheit zum Verschänden,
die ihr, mit der Waag' in Händen,
einem Engel Michael gleichet.

Wäget, was mein Herze fühlet,
meine redlichen Gedanken,
meine Treue ohne Wanken
und nicht mit dem Finger spielet.

Brauchet nicht so arge Scherze,
wenn ihr fälschet eure Waage,
daß sie in die Höh mich trage,
ohne Schulden ist mein Herze.

Und nicht wohlgethan, Du Liebe,
ist es, wie mein Urtheil meinet,
daß, wer himmlisch sonst erscheinet,
Werk der Finsterniß verübe.

Laßt uns traute Freunde werden
und nicht gebt mit schnöder Kälte
mir zu meiner Lieb' Entgelte
harte Reden und Geberden.

Warum schweigt ihr, mir so theuer!
thut als ob ihr mich vergesset?
mit den Kohlen, die ihr messet,
mehr entzündet ihr mein Feuer.

Und da sie nicht länger konnte
meine vielen Wort' ertragen,
die sie alle mit gewalt'gem
Stirnerunzeln angehöret,
zog sie über ihre Augen
ihre große, weite Kappe
und gab so unbillig' Antwort
auf mein billiges Begehren:

Herr,

Herr, laßt ab mit euren Scherzen,
ſtellet ein die traur'ge Weiſe.
Fleiſch und Brod iſt meine Speiſe
und nicht Seelen oder Herzen.

Macht ein Ende, wenn's gefällig,
und verſchont mich mit betrügen,
denn unmöglich kann ich wägen
Herzen, welche ſo ſchwerfällig.

Und wofern, wie ihr wollt wiſſen,
buhlen war Sanct Michaels Sache,
ſeid ihr ſelber wohl der Drache,
welcher liegt zu ſeinen Füßen.

Gehet eurer Weg' in Eile,
ſpart die feinen Redensarten,
oder wollt ihr erſt erwarten,
daß ich euch zwei Körb' ertheile?

Und mit dieſen Worten griff ſie
ſchnell nach einem Apfelkorbe,
hätte ſchier mir eins verſetzet,
wär' ich ihr nicht ausgewichen.
Auch die Waage ſah ich kommen,
die ihr diente beim Verkaufe,
und in großer Furcht natürlich,
daß ſie mir den Kopf zerſchlüge,
ließ ich ſie, in meinen Zähnen

tan-

tausend wilde Flüche murmelnd
gegen sie und ihre Mutter
und wer jemals mit ihr spräche.

4.

Wenn eu'r Roß euch ist gefallen,
steiget auf mein Roß, mein König,
wenn ihr nicht könnt aufrecht stehen,
kommt, ich will im Arm euch heben.

Setzt den Fuß hier in den Stegreif
und auf meine Hand den andern,
seht, wie das Gewühl sich mehret,
ob ich sterbe, rettet ihr euch.

Sehr zartmäulig ists und lenksam,
dennoch reißt ihm in den Zügel,
laßt euch keine Furcht verhindern,
gebt ihm Zaum und Sporen reichlich.

Nicht verpflicht' ich euch durch dieses
und nicht bleibt ihr mir verschuldet —
solche Treue muß erweisen,
jeder Dienstmann seinem König.

Und wenn ich sie schuldig, sollen
nimmer die Castilier sagen,
mir zur Schmach des grauen Hauptes,
daß ich meine Schuld nicht zahle.

Noch die Frauen von Caſtilien,
daß ich ihre wackere Männer
todt verließ im Feld' und ſelber
lebend heimkam aus dem Felde.

Wen'ger war Aeneas' Sache
denn ſo herrliches vollbringend
rettet' er nur ſeinen Vater,
ich den Vater von uns allen.

Meinen Diego euch empfehl' ich,
traget Sorge für den Buben,
ſeid ſein Vater und Beſchützer
und Gott wird euch Schutz verleihen.

So zu Don Juan dem erſten
ſprach der biedere Montagnes,
Herr auf Hito und Buytrago,
und beſchloß im Kampf zu ſterben.

5.

Wenn die Nacht in ihrem Laufe
allgemach vorüber ziehet
und die goldnen Sternlein kreuzen
von dem einen Rand zum andern.

Wenn die mitternächt'gen Vögel
in den kläglichen Geſängen,
wie es ſcheint, der Nacht mittheilen
ihre Sorgen, ihren Kummer.

Wenn der müde Pflüger ruhet
von der täglichen Beschwerde
und dem Schlummer überliefert
alle Lasten seiner Arbeit.

Wenn die Quellen und die Bäche
über Stein' und Kiesel leise,
an der Stille sich erfreuend,
mit einander murmelnd wallen;

Dann beklaget sich und weinet
der unglückliche Berlardo,
und mit tausend bangen Seufzern
wiederholt er diese Rede:

„Trost und Ruhe finden endlich
doch die Vögel in den Nestern
und die Menschen mit den Zeiten,
aber ich, wann ich sie finde
nimmer wissend, kann ich leben
allezeit in eitlem Hoffen?

G. W. Raßmann.

VI.

Altdeutsche Erzählungen.

Erkenne dich selbst, so erkennen dich die andern.

Der Kaiser Damianus herrschte manches Jahr. Eines males, als er lag in seinem Bette, da ward sein Herz erhaben, höher denn es sollte, daß er wieder sich selber sprach: „Ist auch ein ander Gott, denn ich: oder bin ich allein Gott?" Darnach entschlief er wieder. Des Morgens rief er seine Ritter zusammen und sein Hofgesinde und sprach: „Ihr lieben Getreuen, wir sollen essen und darnach ziehen an die Jagd." Und da sie gessen, da machten sie sich an die Jagd mit den Hunden in den Wald. Und da der Herre hatte eine Weile geritten, daß ihm heiß war, da dauchte ihn, käme er nicht zu einem kühlen Borne, er müßte sterben. Er sah gar fern und weit um sich und ersah ein breit Wasser; da sprach er zu seinen Rittern: „Wartet mein allhie eine Weile, bis daß ich wieder zu euch komme" und eilte sehr zu dem Wasser. Da er dar kam, da stieg er von dem Rosse und legete seine Kleider von ihm und wut in das Wasser, und blieb darinnen also lange, daß er kalt ward. Und dieweile er in dem Wasser war, da kam ein and-

rer

rer Mann, der dem Könige in allen Dingen gleich war, an Gebärde, an Worten und an Werken; derselbige that des Königes Kleider an, und saß auf das Roß und ritt zu den Rittern, und die meinten alle, daß er der König wäre, und er ritt mit den Rittern in des Königs Hof.

Darnach ging Damianus aus dem Wasser und fand weder Pferd noch Kleider, und das wunderte ihn gar sehr und ward auch betrübet, darum daß er nacket war, und wußte nicht, was er sollte beginnen; und gedachte: ich habe einen Ritter nicht weit von hinnen, der hat hier einen Sitz, zu dem will ich gehen, der giebet mir Pferd und Kleider, so reite ich wieder auf meinen Hof und will erfahren, wer mir den großen Unfug hat gethan. Der Kaiser Damianus kam nackend vor die Burg und klopfte an. Der Pförtner kam und fragte, wen er suchte? Er sprach: „Thu' auf, ich bin's, Damianus der Kaiser. Sage deinem Herren, daß er mir sende Pferd und Kleider; ich habe mein Gezeug wunderlichen verloren." Der Pförtner sprach: „O du schnöder Bube, du leugest; mein Herre ist mit dem Könige und mit andern Rittern außen gewesen und allererst kommen und ist zu Tische gesessen. Doch so will ich's meinem Herren gerne von dir sagen." Der Pförtner ging vor den Ritter

und sagete ihm die Mähre. Der Ritter hieß ihn vor sich bringen, und da er ihn ansah und ihn nicht kannte, da sprach der Ritter: „Sage mir, wer bist du?“ Da sprach Damianus: „Ich bins, dein Herre, der Kaiser; und an dem Tage und an der Stunden machte ich dich zu einem Ritter.“ Da sprach der Ritter: „O du Frevler und kecker Thor, mit welcher Vermessenheit darfst du dich einen Kaiser nennen? allererster ist mein Herre der Kaiser hie heim geritten mit seinen Rittern, demselbigen folgete ich nach und bin allererst kommen. Daß ich Ritter ward an demselbigen Tage und an der Stunden, das ist wahr: Aber daß du dich einen Kaiser nennest, deß sollt du ungestraft von mir nicht kommen.“ Zuhand ließ er ihn gar sehr schlagen und ließ ihn untugendlichen aus seiner Burg treiben. Und da er nun also geschlagen und ausgetrieben ward, da weinete er und sprach: „O Gott, wie mag das sein, daß mich der nicht will erkennen, den ich zu Ritter habe geschlagen?“ Da gedachte der König, wie nahe dabei säße ein Herzog: mein sonderlicher Rathgeber; ich will zu ihm gehen, der giebet mir Pferd und Kleider. Als er vor des Herzogen Pforte kam und anklopfte und ihn der Pförtner ersah also nacket, da verwunderte es ihn und sprach: „Wer bist du, oder wie bist du so gar entblößt

bläßt deiner Kleider?" da sprach der Kaiser: „Sage dem Herzoge, ich sei der Kaiser und habe meine Kleider gar wunderlichen verloren, und daß er mir mit Kleidern und mit Pferden in diesen Nöthen beholfen sei." Der Pförtner ging zu dem Herzoge und sagete ihm das. Der Herzog that gleicherweise, als ihm der Ritter gethan hatte. Darnach kam er vor seine eigene Burg und klopfte an. Der Pförtner kam und fragete, wer er wäre? Da sprach der Kaiser: „Kennst du mich nicht?" da sprach der Pförtner: „Ich kenne dich zumale nicht." Da sprach der Kaiser: „Das wundert mich, daß du die Kleider anträgst, die ich dir gegeben habe, und willt mich nicht erkennen." Da sprach der Pförtner: „Du leugest; denn die Kleider, die ich habe, die hat mir mein Herre der Kaiser gegeben. „Da sprach Damianus:" Ich bitte dich in der Liebe Gottes, daß du gehest zu der Kaiserinnen und sagest ihr von mir, und will sie dir nicht glauben, so will ich ihr entbieten, das da niemand weiß, denn ich und sie. „—" Nun höre ich wohl, daß du sinnlos und thöricht bist, doch so will ich der Kaiserinne gerne sagen diese Worte." Der Pförtner ging zu der Kaiserinne und kniete nieder auf seine Knie und sagete ihr alle die heimeliche Worte, die er gehört hatte. Die Kaiserin erschrak also

sehr

ſehr und ſprach: „O Herre Kaiſer, der nackte Bube ſaget Zeichen, die niemand weiß, denn ich und ihr, und die entbeutet er mir mit dem Pförtener und ſpricht, er ſei Kaiſer.“ Da das der Kaiſer hörte, da ließ er ihn vor ſich bringen in den Saal, und da er in den Saal kam, da ſprach der Kaiſer zu allen den, die da ſaßen und gegenwärtig waren: „Höret, ihr Allerliebeſten, was der ſagt!“ und ſprach zu ihm: „Sage mir, wer biſt du, oder warum biſt du her kommen?“ Da ſprach der Nackte: „Ich bin Kaiſer dieſes Reiches, und bin darum kommen, daß ich wollte reden mit der Kaiſerinne.“ Da ſprach der Kaiſer zu allen den, die da waren in dem Pallaſt: „Saget mir mit geſchworenem Eide, welcher unter uns zween ſei der rechte Kaiſer.“ Da ſprachen ſie alle gemeiniglichen: „O Herre, der iſt ein wunderlicher Menſch, den haben wir nun und nimmer geſehen; aber dich haben wir erkannt von deinen kindlichen Tägen, und wiſſen wohl, daß du unſer Herre und Kaiſer.“ Da ſprach der Kaiſer: „Fraue, kenneſt du den Menſchen, der da ſpricht, er ſei dein Herr und dein Kaiſer?“ Da ſprach die Fraue: „Herre, warum verſucheſt du mich mit ſolcher Frage? Nun bin ich doch vier Jahr mit dir geweſen und habe ein Kind bei dir getragen.“ Da ſprach der Kaiſer zu dem Nackten: „Darum,

um, daß du dich einen Kaiser darfst nennen, so will ich Urtheil über dich geben, daß man dich einem Pferde soll binden an den Zagel und soll dich schleifen. Und sprichest du es aber immermehr, so soll man dich tödten mit einem schändlichen Tode;" und gebot seinen Sattelknechten, daß man ihn sollte binden an ein Pferd und ihn schleifen, und sollte sein doch schonen, daß er nicht stürbe. Und da das geschah, da verwies man ihn aus dem Hofe.

Und da war er viel nahen verzaget und gedachte in sich selber: verflucht sei der Tag, da ich an geboren bin! Und da er das gedachte, da verfann er sich und gedachte in seinem Herzen, daß er gröbelichen gesündiget hatte: ich will gehen zu meinem Beichtiger, ob mich der erkennen möchte, da er ofte meine Beichte gehört hat. Er ging hin zu dem Einsiedel, der sein Beichtiger war, und klopfte an. Der Einsiedel saß in seiner Zelle vor einem Fenster und sprach: „Wer klopfet da?" Der Nackte sprach: „Ich bin's, Damianus der Kaiser; thu' auf, ich habe mit dir zu reden." Der Einsiedel that das Fenster auf, und da er ihn ansah, da schloß er es wieder zu und sprach: „Geh' hinweg, du Verfluchter! denn ich weiß nicht, wovon du sagest, und du magst wohl der leibige Teufel sein in eines Menschen Gestalt." Da er das hörte, da fiel er nieder

auf

auf die Erden und raufte aus das Haar und den Bart und klagete leidiglichen sein Unglücke, und sprach: „Nun weiß ich leider nicht, was ich soll beginnen!“ Und da versann er sich allererſten, das er in seinem Bette hatte gedacht, daß er sich überhaben hatte in seinem Muthe und gesprochen: „Ist auch ein ander Gott in der Welt, denn ich?“ Da klopfete er zu dem andern male an bei dem Einsidel und sprach: „Ich bitt' dich durch des Liebe willen, der durch unsern willen hat gehangen an dem Galgen des heiligen Kreuzes, höre meine Beichte, und willt du das Fenster nicht aufthun, so laß' es zu, also lange bis ich gebeichtet.“ Da sprach der Einsiedel: „Ich will's thun.“ Da beichtete er alles, das er begangen hatte und deß er sich konnte besinnen, und sonderlich, daß er hatte gedacht in seinem Herzen, daß er alleine Gott wäre. Der Einsiedel that das Fenster auf, da er ihn ansah und sprach: „Gebenedeiet sei der allmächtige Gott! nun erkenne ich euch wohl: macht euch nun auf euren Pallast, so erkennen euch alle Leute.“ Er that Kleider an, die ihm der Einsiedel lieh, und machte sich zu seiner Burg. Der Thorwärter that ihm auf und empfing ihn mit Ehren und mit Würdigkeit. Er sprach zu dem Thorwärter: „Kennest du mich?“ Er sprach: „Ja, Herre, aus dermaßen wohl;

wohl; denn mich wundert, wie ihr seid 'nauskommen, dieweile ich allhie habe gesessen und ich es nicht gesehen habe." Er ging zu dem Pallast; da stunden sie alle gegen ihm auf, und neigeten ihm, also ihrem Herren. Der andre Kaiser war in einem sonderlichen Saale mit der Kaiserinne. Ein Ritter stund auf und sah Damianum an mit Fleiße und ging wieder in den Saal und sprach zu dem andern Kaiser. „Herre, es ist einer in eurer Burg, den ehren alle, die darinne sind, der ist euch also gleich, daß wir nicht wissen, welcher unter euch Kaiser ist." — „Ich will gehen und will euch die Wahrheit entscheiden." Und da er in den Pallast trat, da nahm er ihn bei der Hand und hieß ihn bei sich sitzen, und da hieß er vor sich kommen alle Ritter und seine Mannschaft, und sprach: „Höret mich, ihr lieben Getreuen; dieser Mensch ist euer Kaiser, und er hatte Gott erzürnet mit seiner Hoffart, darum ward er von dem Kaiserthum geworfen, und alle Menschen hatte ihre Kenntniß von ihm gelassen; also daß ihn niemand kannte: Nun hat er gebüßet, und darum daß er nun Gottes Huld hat, so sollet ihr ihm gehorsam sein und unterthänig; dazu befehle ich ihn euch mit allen Treuen." Zuhand verschwand der Engel vor ihnen und ihren Augen.

Der

Der Höllenjäger.

Donatus war Kaiser zu Rom, und zu seinen Gezeiten war ein Ritter, der hieß Laurenzius, der hatte ein Land, das war nahe bei des Kaisers Reiche; desselbigen Landes begehrte der Kaiser und gedachte, wie er den Ritter von dem Lande brächte. Der Kaiser sandte nach dem Ritter und sprach zu ihm: „Du sollt suchen ein schwarz Pferd, einen schwarzen Hund, einen schwarzen Falken und ein schwarzes Horn, und sollt mir die bringen, daß ich sie habe über heut acht Tage. Thust du das nicht, so will ich dich vertreiben von deinem Lande.“ Da der Ritter das hörte, da erschrack er sehr, und konnte auch nicht wissen, wer ihm den Schaden zugefügt hatte. Er kam hin heim zu seiner Hausfrauen und klagte ihr die Sachen, und die hatte unser liebe Fraue sonderlich lieb und fürchtete Gott und war ihr stäte in ihren Augen. Die Fraue sprach: „Du solt zum ersten Gehen zu einem Beichtiger und sollt alle deine Sünde beichten und Gotte Besserung geloben, so hilfet er dir aus allen Nöthen. Da der Ritter gebeichtet hatte, da ritt er spaziren und war betrübet. Da kam er an eine große Grube, da fand er einen alten Mann dabei sitzen, der hat-

hate einen Stab in seiner Hand, der sprach zu dem Ritter: „Von wannen kommst du oder wo willt du hin?“ Er sprach: „Herre, ich ziehe von der Kirchen, aber wo ich hin soll, das weiß ich nicht.“ - Da sprach der alte Mann: „Nimm den Stab und folge dem Wege, den ich dir weise, so siehst du ferne eine schwarze Burg; wenn du dann hinkomest, so giebet man dir alles, das du begehrest, so sollt du sprechen also: der Herr des Stabes der gebeut euch, daß ihr mir gebet ein schwarz Pferd und einen schwarzen Hund und einen schwarzen Falken und ein schwarz Horn! Wenn du nun das alles hast, so sprechen sie: was gehst du nicht auf die Burg?, so sollt du es nicht thun. Heißen sie dich das Horn blasen oder den Hund lassen laufen oder den Falken lassen fliegen, deren sollt du keines thun, du sollt sie deinem Herren alle bringen und sollt mir meinen Stab auch wiederbringen: ich will allhie dein warten, bis du wiederkomest.“ Der Ritter nahm den Stab und wanderte bis an den dritten Tag, da sah er eine schwarze Burg fern vor ihm liegen. Da er hin kam, gingen vier Gewappnete heraus, die empfingen ihn und baten, daß er bei ihnen bliebe und mit ihnen äße. Der Ritter sprach: „Das thu' ich nicht; der Herre, deß der Stab ist, der gebeutet euch, daß ihr mir gebet ein

schwarz

ſchwarz Pferd, einen ſchwarzen Hund, einen ſchwarzen Falken und ein ſchwarz Horn.“ Da ſprachen die Wäppener: „Dem Herren müſſen wir gehorſam ſein;“ und gaben ihm alles, das er hieſch, und ſprachen zu ihm: „Blaſe das Horn und laſſ hören, wie das lautet, und ſitze auf das Pferd, und laſſ den Hund laufen und den Falken fliegen.“ Der Ritter ſprach: „Deren thu' ich keines nicht.“ Er nahm den Hund und das Pferd an eine Hand und hing das Horn an ſeinen Hals, und kam zu dem alten Manne, gab ihm den Stab wieder und dankte ihm ſehr. Der Alte verſchwand ihm vor ſeinen Augen. Der Ritter ritt auf die Burg, da der Kaiſer auf war. Der Kaiſer ward froh, da ihm der Ritter hatte bracht, das er an ihm begehrte. Zuhand, als er hörte, daß die Hunde alſo laut hallen in dem Walde, fragete er die Knechte: was das wäre? da ſprachen die Knechte: „Es ſtund auf ein Hirſch vor den Hunden.“ Der Kaiſer ſprach: „Bringet mir das ſchwarze Pferd und den ſchwarzen Hund und den Falken und das Horn.“ Der Hirſch lief eines Laufens nach der Höllen zu, der Kaiſer mit ſeinem Pferde, Hunde und Falken und Horn folgete dem Hirſchen nach und ward auf dem Erdreiche nimmer geſehen.

Die

Die drei Lehren der Nachtigall.

Ein Vogler fing eine Nachtigall; da er sie wollte erwürgen, da sprach sie zu ihm: „Was hilft dich's, daß du mich tödtest? du kannst deinen Bauch mit mir nicht voll machen. Läßt du mich ledig, ich will dir drei Räthe geben; behältest du die mit Fleiße, sie kommen dir zu großem Nutze.“ Der Weidemann erschrak der Stimme, und gelobete, sie ledig zu lassen um die drei Räthe. Da sprach die Nachtigall: „Der erste Rath ist: was dir nicht werden kann, darnach sollt du dich nicht sehnen der andre: wenn du ein Ding verleurest, das dir nicht wieder werden mag, darnach sollt du nicht trauren oder dich beleidigen; der dritte: ungläubige Dinge sollt du nicht gläuben. Behütest du die drei und folgest meinem Rathe, so geschieht dir's wohl.“ Er ließ die Nachtigal fliegen. Da sang die Nachtigall süße und wohl; da sie ausgesungen, da sprach sie zu dem Vogler: „Dir ist übel geschehen und hast schädelichen Rath gehabt, daß du mich ledig hast gelassen: du hast mit mir verlohren einen großen Schatz.“ Er sprach: „Was ist das?“ Sie sprach: „Ich hab' in meinem Magen eine feine Perle, die ist größer, denn ein Straußen-Ei.“ Er ward betrübet und sprach: „Komm' wieder zu mir,

ich

ich will dir gütlichen thun," und hätte ſie gerne wieder gefangen, und gläubete, das es wahr wäre, das ſie ihm geſaget hatte. Da ſprach die Nachtigall. „Nun erkenne ich, daß du thöricht biſt, da du dich ſehneſt nach einem Dinge, das du verloren haſt und nicht wieder gewinnen kannſt, und verſucheſt es doch mit deinem Netze. Du biſt ein Thor und bleibeſt ewiglichen in der Thorheit, gläubeſt du, daß ich eine feine Perle habe in meinem Magen, alſo groß, als ein Straußen-Ei, und ich doch ſelber nicht alſo groß bin mit einander an meinem Leibe." Da ſie das geſprochen, da floh ſie hinweg, und der Vogler blieb ein Narre.

Der Fiſcher.

Tiberius, ein Kaiſer zu Rom, deß gröſte Freude war, daß er mußte hören ſüße Töne, Saitenſpiel, Singen und was dem gleich war. Nun begab ſich eines Tages, daß er auszog an die Jagd, da hörte er gar einen ſüßen Thon, daß ihn dauchte, daß er bei ſeinem Leben deßgleichen nie gehört hatte. Dem Tone ritt er alleine nach, und da er kam, da es war, da fand er ein breites großes Waſſer,

ser, und bei dem Wasser saß ein arm Mann, der spielte auf einer Fiedel, davon der süße Ton mit einander kam. Da sprach der Kaiser: „Sage mir, wie kann so gar ein süßer Ton aus der Fiedel kommen?“ Da sprach der Mann: „Herre, ich bin vier Jahr allhie gewesen, und so hat mir Gott die Gnade gethan, wenn ich die Saiten rühre, daß so süße Töne davon erklingen, daß die Fische in dem Wasser kommen her zu mir; damit ich mich und mein Gesinde allzeit habe ernährt. Nun ist leider in kurzen Tagen ein Pfeifer kommen, der so säuberlichen pfeifet, daß mich die Fische lassen und ziehen alle zu ihm. Darum bitte ich euch um eure Hülfe, daß ihr mir die wollet mittheilen wider meinen Feind.“ Da sprach der Kaiser: „Ich habe an meinem Stabe eine güldene Angel, die nimm zu dir und binde sie vorn an eine Gerte, und rühre dann die Saiten auf der Fiedel, so schämet sich der Flöter und fleuhet von dannen.“ Der Fischer that das, und wenn er die Saiten rührte, so kamen die Fische zuhand zu seinem Stabe und er zog sie mit der güldenen Angel 'raus. Da nun der Flöter das sah, da schämte er sich und zog von dannen: Der arme Mann nährte sich in Frieden, dieweile er lebete.

Der Zauberer Virgilius.

In dem Reiche des reichen und gewaltigen Königs Helenius war ein Ritter, der war andächtig und barmherzig; der hatte ein Weib, die pflag ihre Ehe zu brechen und wollte davon nicht lassen. Der Ritter merkte das und war darum sehr betrübet, und gedachte in seinem Sinne: ich will ziehen in das heilige Land; leicht verkehret mein Weib ihr Leben zu dem Besten. Er sprach: „Weib, ich habe Willen zu ziehen zu dem heiligen Grabe; hüte dich selber, ich will dich deiner eigenen Bescheidenheit lassen befohlen sein.“

Da der Ritter auszog, da hatte die Frau einen gelahrten Mann, der mit ihr trieb Unstätigkeit und Unvernunft; die Frau sprach: „Wolltest du ein Ding thun, so wollte ich sein dein Weib, und wollte dir geben alles, das ich habe.“ Er sprach: „Sage mir, was ist, das ich thun soll?“ Sie sprach: „Mein Mann ist in das heilige Land gefahren, der hatte mich nicht gar lieb: kannst du eine Kunst, damit du ihn könntest tödten in fremden Landen, so wollte ich dich nehmen zu einem Manne.“ Er sprach: „Ich kann es wohl thun; willt du dann mein Weib sein?“ Sie sprach: „Ich gelob' es dir festiglich bei meinen Treuen.“ Er machte des Ritters Bild, der über

Meer

Meer war, und stellte das an die Wand und beschwur das Bild drei Tage mit Künsten und mit Zaubereien, daß es sollte leiden alle Pein, also des Ritters Leib.

Derselbige Ritter ging über eine Gasse, da begegnete ihm der Meister Virgilius; da er ihn mit Fleiß ansah, sprach er: „Lieber Freund, ich habe dir ein Ding zu sagen.“ Der Ritter sprach: „Meister, sage an, was dir behaget.“ Der Meister sprach: „Du bist heute ein Kind des Todes, bätest du mich nicht um Hülfe. Dein Weib ist böse und unstäte und hat auf einen andern gedacht nach deinem Tode.“ Da der Ritter hörte, daß er von seiner Hausfrauen redete die Wahrheit, und hatte sie doch nie gesehen, da hielt er sich zu ihm und sprach: „O lieber Meister, behalt' mir mein Leben, ich will dir einen guten Lohn geben.“ Er sprach: „Ich will dich gerne gesund machen oder behalten unverdorben.“ Da sprach der Meister: „Du sollt ein Bad machen in einem großen Bottig und die Kleider von dir thun und sollt in das Bad gehn.“ Das geschah. Darnach gab er ihm einen Spiegel in die Hand und sprach: „Sieh fleißiglichen in den Spiegel, so siehst du wunderliche Wunder.“ Da der Ritter den Spiegel ansah, las der Meister eine Weile in seinen Künsten und sprach zu dem Ritter: „Sa-

ge mir, was siehst du?" Der Ritter sprach: „Ich sehe einen Mann in meinem Hause, der hat ein Bild von Wachs gemacht an die Wand, und das ist nach mir gebildet." Da sprach der Meister: „Was beginnet er nun?" der Ritter sprach: „Er hat einen Bogen in seiner Hand und leget einen Pfeil auf und will zu dem Bilde schießen." Da sprach der Meister Virgilius: „Hast du dein Leben lieb, wenn du den Pfeil siehst gehen gegen das Bild, so tauche dich in das Wasser, bis ich zu dir spreche: steh' auf!" Da der Ritter sah, daß er den Bogen zog zu schießen, da fiel er in das Wasser und verbarg sich ganz und gar. Da das geschah, sprach der Meister: „Hebe dein Haupt auf und sieh in den Spiegel." Da er das that, da sprach der Meister: „Was siehst du in dem Spiegel?" Der Ritter sprach: „Er hat das Bild nicht geschossen, der Pfeil ging beiabe, darum ist er gar betrübet." Da sprach der Meister: „Sieh nun in den Spiegel, was er beginnet." — „Da geht er wieder zu dem Bilde, er leget einen Pfeil auf den Bogen und will schießen." Da sprach der Meister: „Thu', also du vor hast gethan, willt du anders leben." Da der Ritter sah, daß er den Bogen zog, da sprung er mit allem seinem Leibe in das Bad. Da sprach der Meister: „Sieh, und merke, was

was du nun siehest.“ Er sah in den Spiegel, da sprach er zu dem Meister: „Es ist sehr betrübet, daß er das Bild nicht troffen hat, und spricht zu dem Weibe: treffe ich das Bild zu dem dritten Schusse nicht, so bin ich des Todes eigen; und geht nahe an das Bild, so daß ich mich lass' dunken, er kann nicht fehlen, er treffe das Bild.“ Der Meister sprach: „Verbirge dich wieder in das Wasser, also vor, und halt' dich darunter, bis daß ich dich heiße aufstehen.“ Da das geschah, da sprach der Meister: „Steh auf, und sieh in den Spiegel.“ Da sah er, daß jener das Bild nicht traf, und der Pfeil kehrte sich um und fuhr ihm zwischen Lunge und Leber und verwundete ihn, daß er starb; da begrub ihn die Fraue unter ihr Bette. Da sprach der Meister zu ihm: „Steh' auf balde und thue deine Kleider an, und bitte Gott für mich, anderes Lohnes begehre ich nicht von dir, und hüte dich fürbaß vor bösen Weiben.“ Der Ritter dankte Gott und dem Meister sehr, und zog wieder heim zu Lande.

Da er zu Hause kam, that seine Frau sehr lieb zu ihm. Er schwieg stille etliche Zeit, als ob er es nicht wüßte. Darnach bat er ihren Vater und seine Mutter und andere ihre Freunde zu dem Essen. Da sie gessen hatten, sprach er zu ihnen: „Ihr lieben Freunde,

ihr sollt wissen, warum ich nach euch gesandt habe;" und sprach: „Meine Hausfrau ist eine Ehebrecherin, und daß noch böser ist, sie wollte mich meines Lebens haben beraubt." Die Frau leugnete und schwur bei ihrem Eide, daß sie unschuldig wäre. Der Ritter sagete ihnen die Geschichte ganz und gar, wie es sich ergangen hatte, und dazu: „wollet ihr es nicht gläuben, so kommet mit mir, ich will euch die Statt weisen, da er begraben ist." Sie gingen in die Kammer und funden unter des Weibes Bette den Todten begraben. Zuhand sandten sie nach dem Richter, der gab ein Urtheil, daß man das Weib sollte verbrennen. Das geschah; da verbrannte man alle ihre Gebeine zu Pulver und warf das Pulver in die Luft.

Da nahm der Ritter eine schöne Jungfraue und lebete mit ihr in Freuden und in Ehren bis an sein Ende. Amen.

v. d. Hagen.

Bemerkungen.

Diese fünf Erzählungen sind aus einer Dresdner Handschrift genommen, welche in der Vorrede zu Adelungs fortgesetzten Nachrich-

richten, die Vatikanische Bibliothek betreffend, S. XVIII. angedeutet ist. Sie hat die Zahl 55 und enthält, außer einer Beschreibung der Edelgesteine, neunzig köstliche Historien und Fabeln, geschrieben von Nikolaus im Grunde 1470. Fälschlich wird angegeben, sie wären in Reimen, sie sind wie die vorstehenden ausgewählten zeigen, und gehören zu der größeren Sammlung, die unter dem Titel: Gesta Romanorum viel verbreitet ist.

1. Ist auch unter dem Titel: der König im Bade, als Altdeutsches Gedicht bekannt. Zuerst dichtete es ein unbekannter Sänger. Seine Erzählung findet man handschriftlich in einer Sammlung vermischter Gedichte, die zu Weimar befindlich ist, und hinter einer Handschrift des Parzifal und Wigolais, die der Hamburger Stadtbücherſammlung gehört. Gedruckt ward sie in Brunn's Beiträgen zur kriet. Bearbeitung unbenutzter Handschriften, Braunschweig 1802, aus der Hamburger Handschrift. Nächstdem dichtete Hanns Rosenblüt abermals die Erzählung, die mehrfach gedruckt worden. (S. Grundriß der Geschichte der Deutschen Dichtkunst S. 367.)

3. Die drei Lehren der Nachtigll benuzte Wieland, wie bekannt, zu einem Gedichte, welches in seinen kleinen Erzählungen steht. Diese Erzählung ist wohl gewiß Indischen Ursprungs; denn wir erinnern uns, sie in den Fabeln des Bilpai gefunden zu haben. Boner (Ausgabe von Eschenburg Fab. 92) machte eine Fabel daraus.

5. Vom Zauberer Virgilius werden gar wunderbare Dinge erzählt. Noch heut zu Tage weiß der Neapolitaner manches Mährchen von ihm, z. B. wie er die Stürme im Golfo beschworen; wie er den Verwüstungen des Vesuv durch sein Machtwort Einhalt gethan; wie er durch seine Geister in Einer Nacht die Grotte von Posilippo durch ein ganzes Gebirge durchbrechen ließ; wie er die Blutigel des Landes, welche alle Quellen gefährlich gemacht hatten, durch einen von ihm verfertigten goldenen Blutigel im Zaume hielt; und den Fliegen, durch eine große eheren Fliege, die er in die Luft sandte, den Eingang in die Stadt Neapel verwehrte. Die Porphyr und Granit Säulen in dem Dome zu Pisa sollen ihre Entstehung seinem Machtwort verdanken. Alte Zeitbücher erzählen von ihm

ihm, daß er in Neapel eine Fleischbank verfertigt habe, auf der das Fleisch niemals alt geworden. Dann wird ihm auch Schuld gegeben, daß er die Stadt Rom in große Gefahr gebracht, indem er im Jahre 5157 der Welt alles Feuer ausgelöscht habe, und wer Feuer haben wollte, mußte es von der Tochter des Julius Cäsar holen, welche den Vigil, um ihn recht schimpflich zu bestrafen, an den Mauern von ihres Vaters Schloß in einem Korbe aufhing. Hier fällt die Erzählung mit einer gleichen Strafe zusammen, die, nach einem Altfranzösischen Romane, der hiſtoire du St. Gréal Hippokrates erdulden mußte, der auch zaubereiähnliche Thaten vollbrachte. Die sieben weisen Meister wissen noch von ihm, daß er dem Kaiser Oktavian einen Thurm bauete, in welchem mehre goldene Figuren ringsum waren, die mittere hielt einen goldenen Apfel, die andern jede ein Glöcklein. Rüstete sich nun eines der vielen den Römern unterworfenen Völker zum Abfall und Kriege, so lautete ein Bild, das nach jener Gegend hin stand, das Glöcklein und ein Heer ward dorthin geschickt. Außerdem machte er für die Armen ein großes Feuer,

er, woran sie sich wärmten, einen schönen hell quellenden Bronnen zur Löschung des Durstes und setzte ein Bild dabei, an dessen Stirne er schrieb: wer mich schlägt, der nimmt an der Stadt Rache. Ein Pfaff zerschlug es nach vielen Jahren und sogleich verlosch das Feuer und der Bronnen versiegte. Zu diesen Wundern tritt nun noch die obige Erzählung.

VII.

Der betrogene Dieb.

Nach dem Altfranzösischen.

Noch schwieg der Vater nicht,
Vielmehr er weiter spricht:
Glaub' nicht, sagt er, liebes Kind,
Alles was man dir verkünd't,
Bis du's selber hast erprobt
Und kein and'rer bloß gelobt,
Daß dir's nicht also geschieht,
Wie es einst 'nem Dieb gerieth.
Der Sohn sprach: wie hat der's gemacht?
Der Vater ihm's erzählt und sagt:
Von einem Dieb' hab' ich vernommen,
Der einst zu einem Haus gekommen,
Das eines reichen Mannes war;
Zum Stehln einzig kam er dar.

Und

Und auf des Hauses Dach er steigt,
Durch welches zu vernehmen leicht,
Ob jemand in dem Hause wacht,
Der seine Sach' rückgängig macht.
Aber der Herr von dem Haus
Kundschaftet jenen Dieb gleich aus;
Er täuscht' ihn gerne, wenn es ging?
Zu seiner Frau er leis' anfing:
Frag' mich, sagt er, mit lauter Stimm,
Ob's jemand hört, nicht Rücksicht nimm,
Wie ich erworben hab' das Geld,
Das jetzt so adlich mich erhält.
Laß' mir um Antwort keine Ruh',
Bis du mich endlich bringst dazu.
Sie that es so, wie er ihr's sagt,
Mit lauter Stimme sie ihn fragt:
Bei Gott, mein Herr, erzählet mir,
Durch welche List erwarbet ihr
Eure Hab' und eure Reichheit;
Ihr verbargt mir dieses allezeit.
Ich seh' nicht, daß ihr Kaufmannschaft
Je treibt, noch Geld durch Wucher schafft.
Ich seh' nicht, wie ihr's habt gemacht,
Daß ihr zum Reichthum es gebracht.
Er sprach zu ihr: ihr habt nicht recht,
Daß ihr von solchen Dingen sprecht.
Von dem was Gott uns hat gegeben,
Mögt ihr nach eurem Gefallen leben.
Und sie noch viel mehr in ihn dringt,

Es ihr zu sagen sie ihn zwingt.
Es will der gute Mann nicht sagen
Das, was sie wünscht mit ihren Fragen;
Zuletzt als wie gezwungen,
Sagt er wie Reichthum ihm gelungen.
Ich war vordem, sagt er, ein Dieb,
Wo von mir dies Vermögen blieb. —
Wie, ihr habt geraubt, — so sagte sie, —
Ertappte man euch dabei nie?
Mein Lehrer, sagt' er, mich unterwieß
In Zauberworten, die er prieß.
Wann ich mich auf 'nem Haus befand,
Das Wort zu siebenmal'n ich nannt,
Den Strahl des Mond's ich dann umfing
Auf ihm in's Haus hinunter ging,
Wo ich nach meinem Willen nahm
Und nichts mich je zu stören kam.
Und wann ich wollte wiederkehren,
Das Wort ließ ich dann siebenmal hören,
Den Strahl des Mondes ich umfing
Auf ihm, wie auf 'ner Trepp' ich ging.
Sie sprach zu ihm: ach, lehre mich
Das Zauberwort so kräftiglich. —
Leicht, sagte er, ward dies gemacht
Durch das Wort Saul, sieb'nmal gesagt.
Nun konnte mich ohne Plagen
Der Strahl des Mondes leichte tragen,
Und in dem Hause wo ich's sprach,
Ward weder Groß noch Kleines wach. —

Ei,

Ei, — sprach die Frau — es ist fürwahr
Das Zauberwort 'ne gute Waar',
Wär mir ein Freund oder ein Mage,
Dem seine Armuth wär' zur Plage,
Das Zauberwort das lehrt' ich ihn,
Und Schätze wären ihm verlieh'n!
Der gute Mann der bath sie nun
Daß sie schwiege und möchte ruh'n,
Er hätte lang genug gewacht
Und wiche jetzt des Schlafes Macht.
Kaum hatt' sie ihm den Wunsch gethan,
So fing er auch zu schnarchen an.
Als der Dieb vernommen dies,
Glaubt er ihn im Schlaf gewiß;
Das Zauberwort war ihm bekannt
Siebenmal sogleich er's nannt',
Den Strahl des Mondes er umfing,
Füß' und Arm' er nieder hing,
Hinunter stürzt er gleich darnach,
Daß er die rechte Hüfte brach;
Zugleich den Arm und auch das Bein.
Der Strahl des Monds trug ihn nicht fein.
Der gute Mann, als erst erwacht,
Und durch den Lärm in Furcht gebracht,
Fragt lauter Stimme: wer es sei,
Der solch Geräusch geführt herbei?
Der andre sprach: ich binn's, der Dieb,
Dem eure Rede nicht ist lieb;
So schlecht trug mich der Zauberspruch,

Daß ich todt bin und verwundt genug.
Den Dieb den fing man bald darauf
Und eilt zum Richter im schnellen Lauf,
Und gab ihm hin den armen Wicht;
Der ward befreit vom Hängen nicht.

Büsching.

Anmerkung.

Aus einem merkwürdigen Altfranzösischen Gedichte entlehnt: Le Castoiement d'un pére a son fils, welches sich in den Fabliaux et Contes des Poètes François des XI — XVe siècle par Barbazan, nouvelie éditon par M. Méon. Paris 1808. T. II. p. 39 findet. In diesem langen Gedichte, welches aus 28 Geschichten oder Beispielen, die der Vater dem Sohne erzählt, besteht, ist sie die zwei und zwanzigste Erzählung S. 148, und hat die Ueberschrift: Du larron qui enbraça la rai de la lune. Die ganze Sammlung ist unstreitig morgenländischen Ursprungs, mehre Erzählungen, unter andern besonders diese, deuten darauf hin. So wie bei vielen noch nachzuweisen ist, woher sie genommen wurden, so ist es auch mit dieser, die wir in dem berühmten morgenländischen Werke, Kelilah und Demneh, dem auch der Titel: das königliche Buch, gegeben

ist,

ist, wiederfinden, wie eine alte Deutsche Uebersetzung uns ausweiset die betitelt ist: der alten Weisen Exempel spruch (eine Ausgabe Fol. Strasburg 1539 liegt vor uns), von dem in der Vorrede gesagt wird: es sei dies Buch von alten Weisen zuerst in Indischer Sprache geschrieben, darnach in die Buchstaben der Perser verwandelt, darauf hätten es die Arabischen in ihre Sprache gebracht, wäre also fürter in Hebräische Zungen gekommen, nachmals in Latein gesetzt und jetzt zuletzt in Deutsche Sprache verdolmetschet. Dort steht diese Erzählung Bl. 3. b. und Bl. 4., mit der Ueberschrift: niemand soll bald glauben aller Red, auf daß ihm nicht geschehe, als dem Dieb, der an des Monds Schein zu dem Dachfenster einfiel. Die große Aehnlichkeit der Erzählung zeigt, daß beide aus einer gemeinschaftlichen Quelle übersetzten.

VIII.

Geschichte Bahrams des Magiers.

Aus dem Arabischen.

Abdalla, Sohn des Mubarek, welchem Gott Seegen verleihen wolle, erzählt: Als ich nach dem Hause Gottes nach Mecka wallfahr-

fahrten wollte, und ich schon weit gegangen war und müde wurde, so setzte ich mich und legte meinen Kopf auf meine Knie. Der Schlaf aber überwältigte mich bald, und ich sah im Traum den wahren und vortrefflichen Propheten Muhammed, welchen Gott mit Seegen und Frieden überschütten wolle, welcher zu mir sagte: O Sohn Mubareks; wenn du deine Wallfahrt beendiget haben wirst, und nach Irak gekommen bist, und die Stadt des Friedens Medina wirst betreten haben, so begieb dich daselbst an den und den Ort, und frage nach Bahram den Magier und sage ihm: der Prophet aus Arabien, Muhammed, auf welchen der Seegen Gottes kommen möge, grüßet dich und läßet dir sagen: sei fröhlich über eine günstige Botschaft; denn Morgen wird im Paradiese dein Pallast sein, er wird dem meinigen einer der nächsten sein. Ich war über diese Erscheinung betäubt und erstaunte, und als ich darüber nachdachte, bemächtigte sich meiner der Schlaf zum zweiten male, und ich sah nochmals den großen Propheten, welcher zu mir sagte: O Sohn Mubareks, zweifle nicht an deinem Traum, denn kein böser Geist kann meine Gestalt annehmen, sondern wenn du deine Wallfahrt wirst geendiget haben, und in Irak angelanget sein, so suche diesen Magier auf und melde ihm, was ich dir gesagt habe.

be, ich wachte mit Schrecken und Betäubung auf, überließ mich meinen Gedanken und schlief nochmals ein. Da erschien mir der große Prophet nochmals und sprach: „O Sohn Mubareks! betrübe dich nicht über deinen Traum, sondern befolge meinen Befehl, denn er ist wahrhaftig.“ Da sprach ich: „O Gesandter Gottes, ich wünschte darüber ein Zeichen von dir.“ Da nahm er meine flache Hand mit seiner Rechten und sprach zu mir: „O Sohn Mubareks, dieser Magier ist ein bejahrter Greis von hundert und vierzig Jahren, sein Gesicht ist schon erloschen, sein Gehör ist schwer, sein Haar weis, und seine sonst dicke Gestalt ist mager geworden; sein Fleisch hat sich verringert, und seine Glieder und seine Haut sind zäh geworden. Wenn du also wirst zu ihm gekommen sein, und wirst ihn gegrüsset und ihm meine Botschaft gebracht haben, so wird er in einen Jüngling verwandelt werden, sein Gesicht wird ihm, so wie das Gehör, wieder kommen, seine Haare werden schwarz, sein Körper wird frisch und seine Glieder werden stark werden.“ Wie ich also, fuhr Abdalla Sohn Mubareks in seiner Erzählung fort, meine Wallfahrt beendiget hatte und in Irak angelangt war, suchte ich den Magier auf und frug nach seinem Hause, und man wies mich nach einem hohen bis in die

Lüfte erbaueten Schlosse; an dessen Thüren standen Sklaven und Aufwärter. Ein schwarzer Knabe saß auf einem Sessel; diesem sagte ich: „Du, Knabe, bitte deinen Herren für mich um die Erlaubniß, zu ihm zu kommen.“ — „Gehe hinein, sprach er zu mir, denn hier wird niemand für dich ein Fürsprecher sein.“ Ich ging also mit Behutsamkeit in das Haus, und erblickte Magier, welche Salben in Empfang nahmen und Geld auszahlten. Ich sprach zu ihnen: “Ihr Leute, ist unter euch Bahram?“ Man sagte mir aber: „geh in den zweiten Hausraum.“ Als ich hinein getreten war, erblickte ich einen sitzenden Greis, ganz der Beschreibung ähnlich, welche mir der Gesandte Gottes von ihm gemacht hatte; um ihn herum saßen Schreiber und Rechner von aller Art, welche ihn, mit einigen andern die bei ihm waren, beschäftigten. Ich grüßte ihn, und er erwiederte meinen Gruß. Da seine Augenbraunen sehr stark und lang waren, hob er sie etwas über seine Augen empor und sprach: „wer bist du?“ Ich sagte: „Abdallah, Sohn Mubareks.“ Er sprach: „Sei willkommen! hast du ein Anliegen?“ Ich sagte: „ja; ich wünschte mit dir einige Zeit allein zu sein.“ Er sprach: „Es sei.“ Er hob auch sogleich die Sitzung der Schreiber und Rechner auf, so daß ich und drei Jünglinge bei ihm blieben; da

da sagte ich zu ihm: „laß diese drei auch weggehen.“ Er sprach aber: „dieses sind meine Kinder, vor denen ich nichts verheimliche.“ Ich fragte ihn also: o „Bahram, wie viel Jahre zählest du?“ Hundert und vierzig Jahre, sprach er. „Hast du etwas gethan, fragte ich ihn, womit du von Gott das Paradies verdient hättest.“ „Mir ist nichts bewust, sagte er, als daß ich drei Söhne und drei Töchter gezeuget habe, welche ich verehlichet und ihnen ihre Mitgabe, so wie jedem von den Söhnen ein Haus, Güter und Aecker, verehrte.“ — „Damit, sagte ich ihm, hast du nicht das Paradies verdient, sondern das Feuer. Hast du nichts anders gethan?“ — „Ich habe mir, antwortete er, die Nacht in drei Abtheilungen getheilt; in der ersten laß ich mir die Geschichte unserer Vorfahren vorlesen, welches die erste Abtheilung ausfüllet; in der zweiten diene ich dem Feuer und bete es an. In der dritten Abtheilung stelle ich Betrachtungen über mich selbst, mein Leben und Gewohnheiten an, und verhindere durch die ermüdensten Bestrebungen meine Seele dem Schlafe gänzlich.“ Da sprach ich: „besinnest du dich nicht auf etwas Gutes, was du gethan hättest?“ Er sprach: „nein.“ — „Gott thuet was er will, und er schreibt irgend einer Sache, die du gethan hast, das Verdienst des Paradieses zu.“ — „Ich beschwöre dich, o Sohn

Mubareks, sage mir was das bedeutet.“ Da erzählte ich ihm meinen Traum. „Hast du kein Wahrzeichen darüber?“ Ich bejahete diese Frage, indem ich mit einer Hand sein Haupt bestrich, so wie seine Brust, sein Gesicht und seine Hände. Er wurde sogleich ein gesunder Jüngling, seine Augen wurden hell und seine Haare schwärzten sich. Da sprach er: „o Scheick, ich bedarf keiner Beweise mehr, nachdem ich gesehen habe, deine Hand ausstrecken; und bezeuge, daß kein Gott ist, als der einzige und daß Muhammed sein Prophet ist.“ Dann sprach er: „O Sohn Mubareks, darf ich dich benachrichtigen von dem, was mir dieses Glück zugezogen hat?“ „Thue es;“ sprach ich, und er fuhr fort: „Eines Tages veranstaltete ich ein großes Fest, zu welchem ich Muslimmen, Juden, Christen und Magier einlud. Sie assen und gingen dann von dannen. Als aber Mitternacht war, klopfte man stark an meine Thüre. Alle Leute waren weggegangen und meine Aufwärter schliefen aus Ermüdung; ich allein saß noch wachend da. Ich frug: „wer ist an der Thüre?“ Man antwortete mir. „Ich bin eine Frau unter deinen Mägden, o Bahram! zünde mir dieses Licht an.“ Da wir Magier, fuhr Bahram fort, nie das Feuer bei uns ausgehen lassen dürfen, welches uns strenge verboten ist, stund ich auf, ohne

Kna-

Knaben noch Mägde aufzuwecken und zündete das Licht ihrer Laterne an. Sie ging darauf weg, löschte es aber wieder aus, kam wieder an meine Thür, sagend: „O Bahram, das Licht ist wieder ausgegangen, zünde es mir doch wieder an;" welches ich auch that. „Bei Gott, sagte sie, Bahram, ich bin nicht gekommen wegen der Laterne, sondern wegen drei Mädchen, welche den köstlichen Geruch deiner Speisen gerochen haben; sie liegen dort auf ihrem Angesicht, wie von Sinnen herauhet; wenn also etwas von denen Speisen übrig geblieben ist, so gieb es ihnen; du wirst dir dadurch das Paradies erwerben, wenn es Gott gefält." Da nahm ich ein großes Tuch, und band in dasselbe allerlei süße und auch Gemüsespeisen, dann zog ich einen Beutel heraus mit tausend Goldstücken, nach dem einen andern mit 6000 Drachmen und sechs gestickte Kleider; dieses band ich zusammen und sagte: „trage dieses zu deiner Familie, und theile es unter sie aus." Sie griff darnach, suchte es zu heben, konnte es aber nicht ertragen, weil sie schwach war. Sie sprach: „hilf mir, o Bahram, so wird dir Gott wieder helfen und dir deinen Sitz in seiner Gegenwart vergönnen und deine Rechnung an dem schweren Tage des Gerichts erleichtern." — „Du Unbekannte! wie kann ich das thun, da ich heute Greis von 140 Jahren

ren bin?" Ich dachte nach, wie ich ihr helfen könnte, dann sagte ich ihr: „hebe mir es auf meinen Kopf;" welches sie auch that. Ich ging mit dieser Last und der Schweiß lief mir über das Gesicht, bis daß ich in ihrem Haus anlangte; ich nahm dann alles von meinem Kopfe ab und sättigte ihre Töchter, theilte die Kleider und das Geld unter sie aus, worüber sie viel Freude hatten. Als ich weggehen wollte, sprachen sie einstimmig: „o Bahram! Gott segne deine Angelegenheiten, wie du die unsrigen hergestellet hast, und erfreue dich am Tage der Auferstehung, wie du uns erfreuet hast, er mache dein Ende gut, und versetze dich in dem Paradiese in das Schloß, welches Muhammed Schlosse am nächsten ist." Ich verließ sie darauf, bauend auf die Seegens Verheißungen, welche sie mir gegeben hatten, sagend: o Bahram, glaube, so wird Gott ihr Gebet erhören, denn Muhammed, auf dem Gottes Seegen ruhen wolle, sagt: keine eurer guten Thaten soll verloren gehen, fahre so lange darin fort, und solltest du auch den letzten Tropfen Wassers deinem Bruder mittheilen." An diesem Tage vertheilte Bahram, fuhr der Sohn Mubareks fort, eine Million Drachmen und 800,000 Goldstücke, er vertheilte alle seine Güter unter seine Kinder, weihete seine Tage dem einzigen Gotte, dem er aufrichtig diente,

leb-

lebte noch sieben Tage und starb in der Barmherzigkeit Gottes.

IX.

Flos und Blankflos.

Nach einem alten Niederdeutschen Gedichte.

Es geschah zu einer Frist,
Wie in dem Buch erwiesen ist,
Daß von Hispanien der König mit seiner Macht
Sammelte großes Heeres Kraft
Und zog nach Auvergne in das Land;
Dort stiftete er Raub und Brand.
Dem Könige von Auvergne schien,
Er möcht' sich nicht wehren gegen ihn.
Mit so großen Sorgen
Befestigt' er seine Land' und Burgen
Und alle seine Städt';
Er selbst dies alles thät.
Mit Sturme that er solche wehr'n,
Gegen den Hispanischen Herrn. —
Der König konnte nichts gewinnen
Und mußte zieh'n von hinnen. —
Er hatte einen Theil seiner Heeresmacht,

An

An einem großen Graben er lag,
Wo die Pilgrimm' sollten gehen her;
Der König ließ sie binden und schlagen sehr;
(Das sag' ich euch allen offenbahr,
Die Heiden nahmen ihrer wahr).
Der Pilgrimm' wurden viele erschlagen,
Das will ich euch fürwahr sagen. —
Von Frankreich war dabei eines Grafen Weib,
Viel fein und zart war ihr Leib.
Da fingen sie die Frau lobesan,,
Was viel übel war gethan;
Ihren lieben Herr'n schlugen sie todt,
Drob litt die Fraue große Noth. —
Mit gar löblichen Ehren
Brachten sie die Frau vor ihren Herren.
Der König die Frau ansah,
Genädiglich er sprach da
Zu seinen eigenen Knechten,
Die ihm die Fraue brachten:
„Bringet sie der Fraue mein,
Sie soll ihr willkommen sein
Und soll sie gerne nehmen an,
Denn sie ist schön und wohlgethan."
Zur Hand ritt der König von dann,
Mit ihm auch mancher Held bekannt,
Nach Hispanien in das Land.

Da antwort'ten sie die Gräfin
Ihrer Frau der Königin.
Die empfing sie ehrlich,
Die Gräfin und gnädiglich.

Nun saget uns fort das Buch,
Wie sich am Hof' die Rede trug.

Von Hispanien die Königinn,
Mit ihrem ed'len Hofgesind
Und auch die Gräfin hehr,
Mit andern Jungfrau'n mehr,
Saßen zusammen in einer Schaar,
Auf einem Kämmerlein klar,
Und nähten dem König' ein Kleid.
Die Königin sprach: „Frau voll Züchtigkeit,
Mich dünket in dem Herzen mein,
Daß ihr in eurem Lande sein,
Ward ein gar wohl geboren Weib,
Denn wohl gestalt't ist euer Leib."
Da sprach die Gräfin,
Mit viel tugendlichem Sinn':
„Ich war die Beste nicht,
Auch nicht die Aergste, deß seid berichtet."
Die Königin die Gräfin ansah
Und gütlich zu ihr sprach sie da:
„Ihr seid sehr bleich an Farb' gestalt't,
Das macht eure Sorge mannigfalt."

Sie

Sie sprach: „o Königin, liebe Fraue mein,
Ich geb mit einem Kindelein;
Dazu so habe ich meinen Mann verloren,
Der war ein Gräfe geboren.“
Da sprach die Königin:
„Berichte mir, liebe Gräfin,
An welchem Tage mag es sein,
Daß du sollst haben ein Kindelein?“
Die Gräfin zu der Königin sprach:
„Für wahr ich euch das sagen mag;
An dem herrlichen Paschatage
Wird mir ein Kind, wie ich euch säge.“
Da sprach die Königin:
„Bei meinem Sinn,
An demselben Paschatage
Wird mir auch ein Kind, wie ich euch sage.“
Da sprach die Gräfin:
„Das gehe Gott und die himmlische Königin!
Geehret werde euer Leib,
Gott behüte mich auch, gar armes Weib.“ —

Die Frauen mußten die Sorge tragen,
Bis zu den Paschatagen.
Die Königin eines Sohnes genaß,
Drob freute sich der König baß;
Eine Tochter ward der Gräfin,
Drob freute sich die Königin.
Der König sprach mit großem Schalle,

Zu seinen Mannen alle:
„Nun helft mir diesen Kinden,
Rechte Namen finden,
Nach dieser wonniglichen Zeit.,
Darin sie wurden geboren beid'."
Da sprachen sie zu selb'ger Stunde
Allzumalen aus einem Munde:
„Der Jungherr der sei Flos genannt,
Die Jungfraue Blankflos, wohl bekannt.
Rechtere Namen können wir ihnen nicht geben,
Damit die Kinder sollen leben
Nach dieser wonniglichen Zeit,
Darin sie wurden geboren beid'."

Also der Kinder Namen im Welschen klingen;
Dies will ich euch ins Deutsche bringen:
Eine schöne Blume bedeutet Flos,
Gleich einer gold'nen Kron'
Eine weiße Blume bedeutet Blankflos,
Denn sie war aller Tugenden voll.
Dies sind dieser zweier Namen,
Im Welschen und Deutschen zusammen.

Ihr müßt große Wunder nun,
An den Kindern bemerken thun.
Sie waren gleich an dem Angesicht,
Daß man sie scheiden konnte nicht,

Welches Flos oder Blankflos wäre.
Auch sagt uns eben diese Mähre,
Daß der König zu derselben Zeit
Blankflos ihr Leben beneidt'.
Daß sie wär' Flos gleich,
Drob betrübte sich der König reich.

Da die Kinder alt waren
Wohl bei ihren sieben Jahren,
Da setzte der König hehre
Seinen Sohn zu der Lehre.
Dem Jungherrn war Blankflos so lieb, deß seid bericht't,
Er konnte die Schrift lernen nicht.
Er sprach: „lieber Vater mein,
Möchte Blankflos bei mir sein,
So wollt ich gerne lesen,
Und in die Schule immer gehen;
Sie ist mir nutz und gut,
(Fürwahr ich das sprechen muß,)
Ich lernte fleißiger und baß;
Herr Vater! nun merket das." —

Als das Kind die Worte sprach da,
Sein Vater, der König, es ansah,
Und sprach: „daß du Blankflos bist so gut,
Drob ist viel traurig mir mein Muth,
Da sie von Christen Leuten ist.
Drob sorg ich sehr, (deß sei bericht't),

Da

Da sie so lieb ist deinem Leib',
Daß du nicht nehmest ander Weib',
Doch will ich sie dir nicht verleiden,
Und auch sie nicht von dir scheiden."
Zusammen lernten sie das Buch,
Weisheit viel und genug. —
Da die Kinder waren
Bei ihren zwölf Jahren,
Da ward sie ihm so lieb zu den Stunden,
Daß sie Blankflos Leben schädlich funden.
Der König sprach zur Königinne:
„Wir wollen brechen dieser zweier Minne,
Und lassen Blankflos schlagen todt,
Wir nehmen anders große Noth.
Behält Blankflos Leben und Leib,
Flos nimmt anders nie ein Weib."

Da sprach die Königinn:
„Ich weiß nicht, bei meinem Sinn,
Wo unser Sohn wollt bleiben,
Lassen wir Blankflos entleiben. —
Wir wollen sie senden in ander Land,
So wird sein Gemüth von ihr abgewandt."—

Der König folgte diesem Rath'
Und alsbald auch darnach that.
Blankflos sandt' er in eine andre Stadt,
Wie uns dies Buch erzählet hat. —
Da man die Kinder ließ scheiden,

Ward

Ward große Sorge ihnen beiden.
Flos Tag und Nacht traurig war. —
Dem Könige erbarmte das,
Daß seinem Sohn geschah' solch Leid,
Drum ward gewartet nicht längere Zeit;
Blankflos er wiederholen geheut.
Wodurch dem Flos erwuchs viel Freud!
Da die Kinder wieder zusammen kamen,
Sie beide sich um den Hals nahmen,
Ein jeglich küssete den andern vor den Mund;
Mehr denn tausendmal es jedes thut.
Der König sorgete sehr um das,
Die Königin auch gar traurig war.
Der König sprach: „Fraue, ich will dir sagen,
Wird Blankflos nicht todt geschlagen,
Ich fürcht' wir nehmen großen Schaden,
Das Flos von Blankflos wird verrathen;
Dies sag' ich auf meine Treue dir:
Wir beide Flos so lieb nicht sind."
Die Königin faltete ihre Hände,
Sie sprach: „das führet nicht zu gutem Ende,
Daß Blankflos wir schlagen todt,
Ich fürchte, wir kämen in große Noth.
Daß wir's zu unserem Zwecke bringen,
Wird uns vielleicht dennoch gelingen.
Wir senden Flos in eine and're Stadt,
Und geben ihm, daß er Goldes g'nug hat.

So

So mag er da schauen,
And're schöne Jungfrauen
Und Blankflos vergessen hier gar."
Der König sprach: „du sagest wahr."
Wieder sprach die Königinn:
„Ich rede dies bei meinem Sinn,
Wir senden Blankflos nach Rom auf den Platz
Und lassen sie geben um großen Schatz;
Das wird uns bessere Früchte tragen,
Als daß wir sie lassen todt schlagen."
Dem König däuchte die Rede gut,
Und nach der Frauen Wunsch er thut,
Er sprach: „Blankflos, die Jungfrau fein,
Bringet aus den Augen mein."

Die Kinder wurden geschieden so,
Drob ward ihrer beider Herz unfroh;
Sie weineten beide Nacht und Tag,
Niemand das wohl sagen mag.
Die beiden Kinder trieben große Arbeit,
Gleich groß war ihr Herzeleid.
Da der König das vernahm,
Gar übel ihm auch dies bekam,
Daß sein Sohn so großen Jammer litt.
Da ward gewartet länger nicht.
Der König sprach: „Sohn, du sollt von dann,

Nimm

Nimm mit dir zwölf fromme Mann,
Mit denen sollst du fröhlich sein,
So soll sein der Wille mein.“ —
Blos der ritt von dann,
Drob betrübte sich gar mancher Mann.
Blankflos gab er den Kaufmannen
Und sprach: „führt sie schnell von dannen,
Nach Rom auf den Platz
Und gebet sie um reichen Schatz.“
Die Kaufleute setzten zu Preise
Blankflos, nach käuflicher Weise.
Sie führten sie nach Rom hin,
Und gaben sie um großen Gewinn;
Um siebenhundert Mark Goldes.
Viel froh wurden sie des Soldes.
Dazu von Golde drei Näpfelein,
Die nahmen sie für die Jungfraue fein;
Mancherhande Reichheit mehr.
Dazu zweihundert Sperber
Und Falken fürwahr,
Nahmen sie für die Jungfrau klar.
Und auch mancherhande Zierheit.
Noch waren für sie bereit,
Viel Pelze und viel seiden Gewande,
Deß führten sie mit sich viel zu Lande.
Die drei Näpfe, die Federspiel,
Dazu die and're Reichheit viel,
Darum Blankflos gegeben ward so,
Machten den König und die Königin froh.

Ich will euch ſagen von des Schatzes
Art,
Da Blankflos um gegeben ward.
Die Näpfe waren groß und rund
Und wegen mehr denn hundert Pfund.
Darin auch ein Stein ſaß,
Der gab großen Schein, wiſſet das.
Wenn der Abend begunnte nah'n,
Wurden die Lichter ausgethan.
Wer mit den Näpfen ſchenken ſollte,
Kein Licht der in Händen haben wollte.
Alſo gut war der Stein
Daß nichts Schöneres möchte ſein.
Derſelbe Stein war ſo klar,
Ueber alle die Burg leuchtete er dar,
Daß nirgend ſonſt war Lichtes Schein.
So gut war das Napfes Stein.

Nun beginnen wir zu leſen,
Da wir dies laſſen gehen,
Von den Kaufmannen, von ihnen heben wir
an,
Welche die Jungfrau gekaufet hab'n
Nicht länger wollten ſie weilen;
Mit der Jungfrau zu ihrem Herrn ſie eilen.
Von Babilonia war er genannt,
Ein g'walt'ger König, reich bekannt.
Doch was half dem König das,
Daß er Blankflos gekaufet hat,

Und ließ sie aufwägen mit Golde?
Sie ihn doch nicht haben wollte.
Sie hatte Flos lieb, deß seid berichtet,
Darum wollte sie den König nicht.
Der König durch Weisheit dahin kam,
Daß er gar bald es vernahm,
Daß sie ihn nicht haben wollte.
Er hieß seinen Mannen, daß man sollte,
Bei seiner Huld und seinen Treuen,
Blankflos die schöne Jungfraue,
Bringen auf einen Thurm, der war weit.
Darnach in kurzer Zeit
Ließ der König auf den Thurm geh'n
Fünf und zwanzig Jungfrauen schön zu seh'n;
Die waren alle edel und reich.
Sie bathen Blankflosse alle gleich,
Daß sie den König ihren Herren,
Nehme zu Manne und zu Ehren.
Blankflos hatte mit Flos so viel besessen,
Daß sie seiner nicht konnten vergessen.
Auf den König achtete sie kleine,
Sie hatte Flos lieb alleine.
Sie hatten keine Freude, merket dies,
Seit man sie von Flos scheiden ließ;
Nacht und Tag sie traurig war. —
Eine Jungfrau merkte das,
Klarissa war sie genannt,

Eines Herzogen Tochter, wohl bekannt,
Blankflos hatte sie auserkoren,
Denn sie war biderbe und wohl geboren.

Eines Morgens fruh,
Minniglichen sprach ihr Klariſſa zu:
„Willt du mir deine Sorge sagen?
Du ſollſt ſie nicht alleine tragen;
Ich melde dir's, bei meiner Ehr,
Daß ich verrath' dich nimmermehr."
Blankflos ſchwieg und ſeufzte ſehr.
Klariſſa ſprach: „in aller Jungfrauen Ehr',
Sage mir die Sorge dein,
Sie ſoll halb werden mein';
Willſt du von Sorgen nicht abgehen,
Dem Tode kannſt nicht widerſtehen.
Dein' Sorge ſoll mir werden leid,
Dies ſchwör' ich dir auf meinen Eid."
Blankflos ſprach: „Gott ſei der Lohn dein,
Daß du ſo gütiglich willt bei mir ſein.
Nun du mein Leid willt mit mir tragen,
Will ich dir meine Sorge ſagen.
Ich habe lieb in meinem Herzen ſehr,
Flos, den Junker, ſchön und hehr,
Ihn kann ich nicht vergeſſen,
In meinem Herzen iſt er geſeſſen;
Alſo bin ich in ſeinem wieder,
Drum muß ich ihn in Trauern lieben.
Er hat mich alſo lieb,

Daß ich mich betrüb'.
Beide, Nacht und Tag
Ich seiner nicht vergessen mag.
Sein Vater ist ein König genannt
Zu Hispanien über das Land.
Wir wurden beide geboren, das sage ich dir,
An dem Paschatage, glaub' es mir;
Flos von einer Königinn
Und ich von einer Gräfinn.
Wir waren so gleich an dem Angesichte,
Daß man uns scheiden mocht' mit nichte.
Der König von dem Augenblick
Gönnte mir mein Leben nicht;
Drum sandte er mich zu Rom auf den Platz
Und ließ mich geben um großen Schatz.
Also bin ich her gekommen,
Mehr zum Schaden, als zum Frommen."
Klarissa sprach: „liebe Jungfraue fein,
Gott der möge dein Helfer sein
Und helfe uns Armen beiden,
Daß wir fröhlich von hinnen scheiden."
Der Thurm worauf die Jungfrau mußt' leben.
Der war mit neun Mauern umgeben.
An der ersten Pfort'
Bewachten drei edele Fürsten den Ort,
Die darauf belehnet waren
Und darum sie wohl sollten währen.

Den

Den Thurm sie mit voller Macht
Bewahrten, beides, Tag und Nacht;
Damit, wenn etlich' dorthin kämen,
Sie ihnen gar schnell das Leben nähmen.
Auch waren drei Brüder da,
Die nahmen der letzten Pforte wahr.
Den Thurm hatten sie sehr
Auf ihr Leben und ihre Ehr':
Also sollt ihr merken das,
Wie der Thurm besetzet war,
Da Blankflos darauf gesetzet ist.
Das helfe Gott in kurzer Frist
Daß sie zu Flosse komme wieder,
Dann lagert sich ihr' Sorge nieder.

Da sie in Hispanien wieder kamen
Die für Blankflosse den Schatz nahmen,
Gaben sie hin Näpf' und Vogelspiel,
Dazu and'res Gutes viel,
Da Blankflos drumm gegeben war hin.
Da ward dem König froh sein Sinn.

Da Flos zu Hause kam
Und Blankflos nicht vernahm,
Da fragete er gar sehr,
Wo Blankflos geblieben wär?
Sie sprachen alle gleich,
Beide, Arm und Reich:

„Wir

„Wir wissen es nicht,
Deß sollt du sein berichtet,
Wo Blankflos geblieben ist,
Ob sie lebet oder todt ist.“
Flos begann zu trauern sehr;
Er sprach: o weh! wie ist's mir so leer!
Nun bin ich in traurigem Sinn!“
Drauf ging er zur Gräfin,
Die Blanflos Mutter war;
Er weinte dieweil er bei ihr war
Und sprach: „Fraue, ich mahne dich bei deinem Gotte
Und bei seinem Bothen,
Daß du sollst Wahrheit sagen:
Nach Blankflos will ich fragen?“

Da sprach die Gräfinn
Mit jammerndem Sinn:
„Ich kann es dir nicht sagen
Ob sie lebt, oder ist todt geschlagen;
Darum daß ihr so lieb waret,
Mußte Blankflos von hinnen fahren.
Ist todt geschlagen die Tochter mein,
Flos, das ist die Schuld dein!“
Da Flos die Rede vernahm,
Hart unsanft ihm das bekam.
Darauf ging er mit List,
Wo er wußt daß die Königin ist,
Und dazu der Vater sein.

Er sprach: „lieber Vater mein,
Wo ist geblieben die Jungfrau fein,
Ich will nicht länger leben,
Meines Lebens will ich mich begeben.“
Als er diese Worte sprach,
Da ging er wo ein Messer lag
Und sprach: „Blankflos, viel Liebe mein,
Dies Messer ist gewesen dein,
Das Kleinod hast mir gegeben,
Damit will ich mir nehmen das Leben.“
Als er diese Worte sprach,
Das Messer er da ansah
Und er sich selbst erstechen wollte,
Jedoch dies Leid nicht sein sollte.
Der König ward es gewahr,
Hastlichen lief er dar,
Beinah' wär' er zu spat gekommen
Flos hätte sich das Leben genommen.
Dieser selbe kindische Mann,
Gar sehr zu weinen da begann
Und sprach: „Blankflos, Liebste mein,
Soll'n wir also geschieden sein!
Darum kann ich nicht fröhlich leben
Aller Freude muß ich mich begeben.
Möcht' ich dich noch einmal sehen,
So wär' mir wohl geschehen,
Dein Vermissen thut mir große Noth,
Ich wollte, daß ich wäre todt.

In diesen Sorgen muß ich bleiben
Jammer und Reu' muß ich treiben."

Der König ihn da fragete,
Da er Blankflos so sehr beklagete,
Und sprach: „Flos, lieber Sohn mein,
Blankflos die Jungfrau fein,
Eine Krankheit sie benahm,
Daß ihr der Tod davon kam.
Willt du mir keinen Glauben schenken,
So magst du selber dahin gehen
Und auf dem Steine lesen,
Wie's mit Blankflos sei gewesen."
Da betrübete sich sehr Flos
Und ward der Mähre unfroh.

Der König hatte vor der Zeit,
(Wie's uns die Abenteuer beut,)
Ein Grab gemachet reich,
Nirgend fand man sein gleich.
Den Stein der auf dem Grabe lag da,
Niemand besser jemals sah.
Er war gezieret und wohl besetzt
Mit schönen Bilden, hört dies jetzt.
Auch stand auf dem Stein da:
Blankflos ist todt, das ist wahr.
Daß Flos das lese und vernähme,
Wenn er zu dem Steine käme,
Daß Blankflos, die Jungfraue rein,

Begraben läge unter dem Stein.
Auch hatte der König reich
Zwei Bilde, die waren gleich,
Auf den Stein lassen hauen,
Das machten seine Mann und Frauen;
(So uns das Buch lehret
Und euch soll's sein gewähret.)
Zwei Briefe hatten sie in ihrer Hand
Da stand
Inne geschrieben das,
Wie minnigliche Blankflossen Flos bath:
„Herzlieb nun küsse mich.
Der Genade bitte ich dich;
Ich habe dich lieb über alles das,
Was Gott jemals geschaffen hat.
Du bist mir lieber denn mein Leib,
Nimmer wird mir lieber ein Weib."
Da sprach der and're Brief:
„Mein Leben ward mir nie so lieb,
Als ich dich lieb hatte, Flos,
Nun bin ich, Arme, Freuden bloß."
Diese zwei Bilde waren säuberlich und klein,
Also gehauen auf dem Stein.
Wenn der Wind zu wehen begunnte
Die Bilde an derselben Stunde,
Das eine dem andern vor seinen Mund da
Küssete, mehr denn tausendmal.
Wenn sich der Wind legte nieder

So ſtunden die Bilder ſtille wieder.
Alſo konnten ſich die Bild gebährden,
Recht als wenn ſie lebendig wären.

Da Flos dieſen Stein anſah,
Jämmerlichen ihm da geſchah.
Er lief tobendlich von dann,
Wo er wußte, er traf Löwen an;
Zu den Löwen ſprang er ein
Und wollte gern des Todes ſein.
Die Löwen liefen zu Flos dar
Und thaten ihm Arges nicht ein Haar.
Sie liefen um ihn freundlich doch,
Das wollte Gott vom Himmel hoch.
Flos ward zornig zu der Hand,
Ein Bein von einem Rinde er fand,
Damit ſchlug er die Löwen ſehr.
„Ihr böſen Thiere, — ſprach er, —
Wollt ihr nicht eſſen Fleiſch und Blut?
Darum geſcheh' euch nimmer gut;
Ich bin genährt mit guter Speiſe.
Von wannen kommt euch dieſe Weiſe,
Daß ihr mich Armen nicht wollt eſſen?
Habt ihr eure Natur vergeſſen?
Käme euch ein Pferd oder ein Hund,
Das eß't ihr wohl in kurzer Stund'?" —
Flos, der ſchöne Junker,
Schlug die Löwen ſehr.

Er

Er konnte sie doch nicht dahin bringen,
Daß sie ihn wollten verschlingen.

Da Flos das vernahm
Daß ihm kein Arg von den Löwen kam,
Da ging er traurig von dann. —
Der König sich freuen begann,
Das that auch die Königin
Und alle das Hofgesind,
Daß Flos nichts Arges war gescheh'n.
Sie sprach: „wir haben's alle geseh'n,
Von Gott ist das Wunder gekommen,
Daß er keinen Schaden hat genommen;
Gott hat haben wollen,
Daß Flos die Löwen nicht schaden sollen."
Die Königin zu dem König sprach:
„Wir thun Flosse groß Ungemach,
Daß wir ihm nicht sagen in kurzer Frist,
Wie es um Blankflos ist."
Der König sprach: „lieber Sohn mein,
Blankflos, die Jungfraue fein,
Haben wir gegeben um reichen Schatz
Und für ed'le Steine, wisse das."

Seinem Vater antwortet' er so
Und sprach: „ihr sähet mich gerne froh,
Drum saget ihr mir gute Mähre,
Deß habet Dank, Vater und Herre;
Ich fand geschrieben auf der Bahr,

Blank-

Blankflos sei todt, das ist wahr'.
Daß sie unter dem Stein' nicht wär',
Drob wollt' ich mich freuen immer mehr
Und hoffen lange zu leben.
Gott möchte mir wohl geben
Daß ich alldar käme,
Wo ich Blankflos vernähme."
Da gebot der König reich
Dem Volke allzugleich,
Daß sie den Stein aufwügen
Und von dem Grabe trügen;
Eine Grube ward da gegraben groß,
Daß das Wasser daraus flos.
Flos ward da gewahr,
Daß Blankflos nirgend da war.

Er freute sich unmassen sehr
Und sprach: „Vater, lieber Herr,
Wollt ihr mir behalten mein Leben
So sollt ihr mir des Schatzes ein'n Theil geben,
Der für Blankflos ist genommen;
Das mag mir wohl zu Troste kommen.
Dazu gebet mir den Kaufmann
Der Blankflos führte von dann;
Der soll mich bringen auf die Fahrt,
Wo Blanflos hingeführet ward."
Der König ward viel froh,

Daß

Daß Flos hatte gesprochen so;
Er ward froh in seinem Muth,
Dazu die Königinn gut.
Sie thaten Flos, was er wollt' haben,
Schatz, Federspiel und G'wand sie ihm gaben,
Dazu denselben Kaufmann,
Der Blankflos führte von dann.
Da ging der Jungherr wohlgethan,
Wo er seinen Vater, den König, traf an;
Er nahm Urlaub von Kinde zu Kinde,
Dazu von allem Hofgesinde
Und hob sich an die Fahrt,
Nach seiner lieben Jungfraue zart.
Er setzte sich auf das Roß sein.
Die Königin sprach: „lieber Sohn mein,
Ein gülden Fingerlein will ich dir geben,
Das soll dir behalten dein Leben;
Es mag bessers nirgend sein,
Das sag' ich dir auf die Treue mein.
Von seiner Macht will ich dir sagen:
Der wird nimmermehr todt geschlagen,
Der es hat an seiner Hand,
Vom Feuer wird er auch nicht verbrannt."
Flos sprach: „leb wohl, lieb Vater und Mutter mein,
Das scheiden das muß nun sein."

Von dannen ritt der schöne Junker
Und war betrübet sehr. —

Des Abends er zur Herberge kam;
Die Wirthin ihn wohl aufnahm,
Bei dem Feuer da sie war.
Einen Willkommen both sie ihm dar
Und fragte von wannen er wär'?
Flos, der schöne Junker,
Mit listlichem Sinn,
Antwortete der Wirthinn:
„Ich bin ein Kaufmann, das ist wahr,
Das sage ich euch offenbar
Und fahre so aus den Landen,
Mit meinen käuflichen Gewanden."
Die Wirthin sprach: „deß seid berichtet,
Ich frag' euch ohne Ursach' nicht.
Hier war ein' Jungfrau eine Nacht,
(Da hab' ich seither auf gedacht,)
Blankflos war sie genannt;
Ich habe der Leute viele gekannt;
Gleichere Leute sah ich nie,
Als ihr zwei seid, das glaubet mir.
Sehr betrübet war ihr Muth,
Mich dünket, daß ihr auch also thut.
Gott helfe euch beiden,
Von Sorgen und von Leiden."

Wer will fortlesen hören,
Der soll dem Leser zu trinken gewähren.

Da Flos dieſe Rede vernahm,
Große Freude ihm davon kam,
Daß ſie von Blankflos ſprach.
Eine Weile darnach,
Gab er der Wirthinn einen Napf von Golde,
Der war gezieret als er ſollte.
Nun ſeid deß von mir bericht't,
Der beſte Napf war es nicht.
Die beſten Näpfe hielt er zurück,
Zu Blankfloſſes Glück.
Er gab ihr auch einen Mantel gut,
Davon nahm ſie hohen Muth.
Flos ſprach zur Wirthinnen:
Das habet um Blankfloſſes Minnen."
Die Wirthin ſprach: „Flos, lieber Junker
Ich danke euch viel ſehr;
Gott gebe euch Glück, wohin ihr euch mögt wenden
Und möge euch gerade zu Blankflos ſenden."

Flos den andern Morgen
Zog nach Rom mit Sorgen;
Blankflos er nicht vergaß.
Da er in Rom in der Stadt war,
Gar bald er fragen begann,
Ob da nicht wäre irgend ein Mann,
Der ihm könnte berichten
Von dieſen Geſchichten,

Wo er Blankflos fände,
Dem wollte er danken ohn' Ende.
Da kam gegangen ein guter Mann,
Der sprach: „hier war ein Kaufmann
Des Königs von Babilon,
Der führt' eine schöne Jungfrau von dann.
Er kaufte sie für reichen Sold,
Beides, für Silber und Gold;
Mehr weiß ich aber nicht.
Zu Babilonia ist sie, deß sei bericht't."
Da bereitete er sich auf die Fahrt,
Die gen Babilonia ward.
Da er auf dem Wege reit't
Hat er manches Herzeleid,
Blankflos ihm viel Freude benahm.

Des Abends, da er zur Herberge kam,
War betrübet sein Muth,
Seinem Leib' that er wenig zu gut'.
Sein Wirth zu fragen begann:
„Wollt ihr nicht essen, hübscher Mann?
Worauf denkt ihr schöner Junker?"
Flos sprach: „ich trag' in meinem Herzen große Schwer." 80
Sein Wirth begann ihn weiter zu fragen:
„Von wo seid ihr? das bitte ich euch, zu sagen."
Flos antwortete seinem Wirthe da:
Ich bin ein Kaufmann das ist wahr

Und

Und komme von fremden Landen her.
Warum fraget ihr mich so sehr,
Von wannen ich komme, oder wer ich sei?
Warum fraget ihr derlei?"
Der Wirth sprach: „nun merket das;
Die Frage nicht ohn' Ursach war;
Hier waren Kaufleute von Babilonia,
Die hatten eine schöne Jungfrau da,
Sie war geschaffen so wie ihr,
Das glaubet auf meine Treue mir.
All solch' gleiche Leut' ich niemals sah,
So viel ich auch je sehen mag,
Also ihr seid und Blankflos war;
So wie gesaget, ist es wahr."
Da er von Blankflos sprach
Eine kleine Weile darnach,
Ließ Flos vor sich tragen
Einen Napf, von Golde geschlagen.
Das was nicht der Napf rein,
Mit dem theuren, klaren Stein;
Einen andern Napf er bringen hieß,
Den er ihm um Blankflosses Minne ließ.
Der Wirth ward des Geschenkes froh,
Dank sagte er ihm da groß,
Und war Flosses Bedientschaft
Alle die Zeit, mit ganzer Kraft.
Als Flos dies ersah,
Daß der Wirth ihm gütlich zu sprach
Und die Wahrheit an ihm vernahm,

Mit behenden Reden er zu ihm kam
Und sprach: ob er das verhelen wollte,
Was er ihm sagen wollte?
Er wollte es ihm vergelten einmal
Mit Silber und mit Golde klar.

Der Wirth zu Flos sprach:
„Helfen ich dir nicht mag;
Der König Blankflos so lieb hat,
Daß ich weiß keinen Rath.
Auf einen Thurm ließ er sie führen
Und fünf und zwanzig Jungfrauen erkühren,
Die sollen Blankflos lehren,
Daß sie sich zu dem König soll kehren.
Sie hat einen lieb so sehr,
Daß sie den König will nimmermehr.
Derselbe Thurm ist umthan
Mit neun Mauern, sonder Wahn.
Die erste Mauer, merket jetzt,
Mit drei Grafen ist sie besetzt,
Die mit ihrem Leib dafür stehen,
Denn sie haben sie im Lehen.
Auch haben die Grafen drei
Drei Brüder (es euch versichert sei,)
Die bewahren das letzte Thor,
Daß da niemand komme vor.
Hierum mag es nicht geschehen,
Daß ihr Blankflos möget sehen."

Da Flos, der kindiſche Mann,
Von dem Wirthe Kunde gewann;
Daß er nicht wollte, aus Furcht groß,
Ihn machen ſeiner Noth bloß,
Sprach er zu dem Wirthe ſein:
„Gott ſei der Lohn dein,
Daß du mir ſagſt denſelben Rath,
Wie es um Blankflos iſt gethan.
Ich will nun abthun alle Stücke
Und ziehen nach Babilonien auf gut Glücke,
Und da verkaufen meine Waaren,
Daß ich zu Land mög wieder fahren.“
Der Wirth ſprach zu Flos da:
„Ein Ding ſag ich dir fürwahr;
Daß ich dein Thun niemand melde,
Gott dir deine Gabe vergelte.“

Da Flos in Babilonia kam,
Leide Mähre er da vernahm.
Neun Mauern ſah' er da
Um den Thurm geh'n fürwar.
Die eine Mauer der andern ſo fern lag,
Daß man den ſchönen Pallaſt zwiſchen ſah.
Die Grafen wohnten darinne,
Mit alle ihrem Hofgeſinde.
Die Grafen hatten ſchöne Weib,
Wohl gezieret war ihr Leib. —
Flos ging williglichen dran.

Vor der Pforten hielt er an;
Ein Fingerlein hatte er in seiner Hand,
Darinnen stand ein Diamant;
Dem Pförtner er es anbot.
Er sprach: „werde mir mein Bot',
Und sage den Burggrafinnen fein,
Mein Kram soll ihnen bereit sein.
Ich habe viele der edeln Steine,
Beides, große und kleine.
Dazu Sammt und Seiden-Gewand,
Sie mögen's beschauen allzuhand.
Haben sie Pfennige nicht,
Sie werden von mir wohl bericht't.
Ich bin hier kommen in fremdes Land,
Mein Kram soll ihnen fein bekannt."

Der Pförtner nahm das Fingerlein
Und sprach: „ich will sein
Der getreue Bote dein."
Da ging er zu der Fraue fein.
Und sprach: „viel liebe Fraue mein,
Hier ist ein Mann vor der Thür,
Der hat zu verkaufen, was man nie hörte hier.
Der wollte gerne vor euch kommen,
Erlaubet es ihm zu seinem Frommen."
Die Gräfin sprach: „lieber Pförtner,
Laßt den Kaufmann kommen her,
Wir wollen ihm abkaufen und vergelten,

So

So daß er uns nicht soll schelten;
Wir wollen ihm lohnen all mit Rechte.“
So sprach sie zu ihrem Knechte.
Da ging der Pförtner von dann
Zu Flos dem höflichen Mann.
Er schloß auf die Pforte,
Die zu den neun Mauern gehörte.
In die Mauern kam da Flos,
Seiner Sorgen war er ein Theil bloß.

Flos, mit tugendreichen Sinnen,
Ging vor die Burggräfinnen;
Er weis'te ihnen die edel'n Steine,
Beide, große und kleine
Und mancherhande Zierheit,
Und sprach: „dies soll euch sein bereit.“
Sie kauften ihm ab und er gab hin,
Das that er alles zu seinem Gewinn.
Ein Theil nahm er des Kleinodes hin
Und sandte es zur andern Burggräfin.
Zu der sprach er mit sanftem Muthe:
„Eia! edele Gräfin, gute,
Was ihr nun von mir begehrt,
Das soll euch sein von mir gewährt.“
Der Gräfin er ein Fingerlein gab,
Andre Kleinode kaufte sie ihm ab. —
Zu der dritten Gräfin kam er so,
Flossen sie abkaufte und war froh. —
So kam er zu dem andern Thor

Wo gehören die drei als Pförtner davor.
Der eine Bruder vor die Pforte kam,
Da er da Flosse vernahm.
Er sprach: „Was willt vor dieser Pforten verholen?
Sie ist uns auf unser Leben befohlen.
Du willt uns Schaden und nicht frommen,
Zu unserm schaden bist du her gekommen.
Bald von hinnen fahre
Und nimm mit dir deine Waare."
Flos nahm diese Rede an,
Mit sachtem Muthe er antworten begann:
„Herr Pförtner, zürnet euch nicht,
Denn es ofte wohl geschieht
Daß ein Kaufmann da kommt viel,
Wo man seiner nicht haben will.
Von meinem Kleinod soll't ihr was sehen,
Wenn ihr es nicht wollt verschmähen.
Ein Fingerlein will ich euch geben,
Das sollt ihr mir danken, so lang euer Leben."
Da er diese Rede hörte,
Aufgeschlossen ward die Pforte;
Alle drei Brüder gingen zu ihm hin,
Drob ward Flos sehr froh im Sinn.
Sie bathen ihn willkommen sein
Und ließen ihm schenken kühlen Wein.
Flos wollte von dannen kehren,
Er that den Brüdern mehr zu Ehren

Und sprach: „alle drei sollt ihr kommen
Und nehmen von mir, (das mag euch frommen),
Beides, Gold und edele Steine
Daß ihr mir danket allgemeine."
Sie sprachen: „Flos, lieber Junker
Wir danken euch außermaßen sehr."
Sie waren des Goldes froh.
Da gingen sie zu Flos,
Ein jeder seinen beschiedenen Tag.
Flos zu dem einen Bruder sprach,
Den er zuerst vor der Pforte sah:
„Ich käme euch gerne mit Freundschaft an,
Wenn ihr werden wolltet mein Mann,
Ich wollte euch hundert Mark Goldes geben,
Damit mögtet ihr fröhlich leben.
Hierum habet einen guten Muth
Und nehmet meine Rede für gut.
Ich bin gekommen aus fremdem Lande
Und bedarf wohl Freunde mancherhande."
Zu Flosse sprach der Pförtener:
„Nun vernehmet mich, Flos, viel lieber Herr,
Möchte ich euer Geld verschulden,
So daß ich blieb' in euren Hulden;
(Das weiß Gott vom Himmelreiche,
Daß ich dies sicherlich meine;).
Es soll euer Wille geschehn,
Die Mannschaft will ich euch zugestehn."

Da

Da er ihm die Mannschaft hatte bekannt,
Hundert Mark gab er ihm in die Hand.
Drob ward der Pförtner froh,
In sein Haus trug er das Gold;
Doch gleich begann er wieder zu kehren,
Zu Flos seinem Jungherren;
Der sprach: „viel lieber Mann,
Eine Rede will ich heben an
Und will dir meine Sorge sagen,
Ich mag sie alleine nicht mehr tragen.
Willt du nun helfen mit Treuen,
Wahrlich, es soll dich nimmer reuen.
Gott und die Gnade sein,
Mag uns helfen von aller Pein.
Blankflos, die schöne Jungfraue,
Die wollte ich gerne schauen.
Das ist leider gar mancher Tag,
Daß ich sie nicht mit Augen sah.
Ich habe sie lieb, deß sei berichtet,
Das wollte mein Vater, der König, nicht;
Von Hispanien ist er genannt,
Ein g'waltiger König über alle Land.
Er hieß mich reiten aus dem Lande,
Dieweil daß er Blankflos versandte
Und ließ sie geben um großen Schatz.
Das that er alles um das,
Daß sie nicht werden sollt' mein Weib,
Ich habe sie lieber denn meinen Leib.

Ich

Ich bin nun um sie hergekommen,
Es geh' mir zu Schaden oder Frommen.
Willt du nun treu an mich halten,
So mache ich dich fröhlich alten.
Hilf mir, daß ich Blankflos seh',
Daß uns nimmer Leid geschehʼ."

Der Pförtner sprach zu der Stund':
„Flos, deine Minne thust mir kund.
Großen Reichthum hast du mir gegeben,
Damit mag ich fröhlich leben.
Mannschaft habe ich dir gethan,
Davon will ich nimmer stehen ab.
Ich fürchte, wir müssen des Todes sterben,
Blankflos mag nicht bleiben leben.
Der König ist ein g'waltig Mann, wisse das,
Blankflos er sehr lieb hat.
Sie ist seines Herzens Weib,
Er hat sie lieber denn seinen Leib.
Doch wil ich dich bringen dar
Auf den Thurm, heimlich und nicht offenbar."
Flos sprach: „Gott muß lohnen dir,
Daß du sowohl willst thun mir."

Der Pförtner ging da mit Listen,
Wo er wußte seine Brüder,
Und sprach: „es ist mir wohlgegangen,

Hun-

Hundert Mark Goldes hab' ich empfangen,
Von Flos, dem schönen Jungherren,
Dies sollt ihr mir nicht verwehren.
Ihr sollt ihm unterthänig sein,
Dies bitte ich euch, lieben Brüder mein."
Sie wurden des Goldes alle froh,
Flos wurden sie unterthänig so. —
Da sie ihm die Mannschaft hatten gethan,
Sprach einer: „Brüder, wir wollen von dann,
Daß wir mögen theilen das Gold
Und seien Flosse mit Treu'n dann hold."
Flos der hörte diese Rede da,
Die ihm sehr wohl that.
Er sprach: „seiet so bericht't,
Das Gold sollt ihr theilen nicht,
Ich will einem jeglichen so viel geben,
Daß ihr herrlich sollet leben."
Der eine sprach diese Rede da,
Der Flos zuerst die Mannschaft that:
„Wir wollen das Gold zu der Herberge tragen
Und benehmen Flos seine Klagen."
Das Gold sie mit sich zu der Herberge nahmen,
Gar bald zu Flos sie wieder kamen.

Nun höret von dem Pförtener,
(Gott gebe ihm Glück und Ehr',)
Der zuerſt war geworden Floſſes Mann,
Seine Brüder ſprach er an:
„Flos hat uns ſein Gold gegeben,
Damit mögen wir fröhlich leben,
Ihr ſollt ihm auch wieder zugeſteh'n,
Was er ſich mag zu euch verſeh'n."
Sie ſprachen alle bei ihrer Ehre:
„Flos ſoll ſeien unſer Herre.
Wir haben ihm Treue geſchworen,
Die werde nimmer an ihm verloren;
Es ſei uns lieb oder leid,
Unſer Dienſt ſoll ihm ſein bereit."
Flos ſprach: „Gott möge euer Lohn bleiben,
Daß ihr mein Leid wollet vertreiben.
Bei Blankflos, der Lieben mein,
Da wollte ich ſo gerne ſein,
Durch ſie ich hergekommen bin,
Sie hat beraubet mir den Sinn."
Da ſie vernahmen das,
Daß Flos um Blankflos Willen kommen war,
Sprachen ſie: „ihr ſollt deß ſein gewiß
Daß euer lang Leben uns lieb iſt.
Euer Wille ſoll wohl geſcheh'n,
Blankflos ſollt ihr ſeh'n.
Wir wollen euch auf den Thurm bringen,
Gott laſſe euch's wohl gelingen."

Da ſtanden ſie und dachten,
Wie Flos auf den Thurm möcht' gelangen.
Der älteſte Bruder ſprach:
„Uns kommet bald ein Tag,'
Daß wir den Jungfrauen Blumen bringen;
Da mag's uns wohl gelingen.
Flos wollen wir laſſen ſchneiden
Von Zindel, oder auch von Seiden,
Kleider, gleich den Blumen gethan;
Die ſoll er haben an
Und liegen in den Blumen fein,
Das muß in einem Korbe ſein.
Seit unſer Herr er worden iſt,
Soll dies ſo ſein, deß ſeid gewiß.“

Als Floſſes Kleider waren bereit,
Da ward gewart't nicht längre Zeit,
In einen Korb ward Flos geſtreckt
Und mit den Blumen überdeckt.
So lag er darinnen, zart und fein,
Doch war ihr Herz voll Angſt und Pein. —

Wer dies will weiter leſen hören,
Der ſoll dem Leſer Trinken gewähren.

Die Blumen ſtellten ſie hinein
In Blankflos ſchönes Kämmerlein

Und

Und ſetzten ſie hin zu der Wand,
Im Herzen wohl ſich Flos befand.
So brachten die Pförtener verborgen
Flos auf den Thurm, nicht ohne Sorgen.
Am Thor' ſie ſchnell von dannen gingen
Mit großer Furcht, ob's würd' gelingen,
Sie ſorgten übermaßen ſehr,
Denn beides ſtand drauf, Leib und Ehr';
Und bathen Gott in großen Sorgen,
Daß er vergönn' es bleib' verborgen.

Die Jungfrauen waren alle froh,
Mit den Blumen ſpielte ſie ſo;
Nur Blankflos, die Reine,
Die trauerte und ſorgt' alleine,
Sie wollte nimmermehr ſich freu'n,
Nur Flos ſollt ihr im Herzen ſein;
Nimmer wollte ſie fröhlich leben,
Sie hatte ſich zu den Sorgen gegeben.
Klariſſa, die Jungfraue fein,
Zu ihrer Kammer ging ſie ein,
Da fand ſie Blumen mancherhand,
Die da wuchſen in dem Land.
Sie dachte: ein Blümchen gern' ich fände
Damit ich Blankflos freuen könnte.
Sie warf die Blumen hier und dar,
Da plötzlich ward ſie Flos gewahr.
Sie ward erſchreckt unmäßig ſehr

Und rief: „ihr Leute! Wehe: her!“
Die Jungfrauen hörten den Schall
Auf dem Thurme überall.
Flos, sehr erschreckt,
Klarissen schnelle sich entdeckt.
Sie sprach: „Jungfraue'n fürchtet euch nicht,
Denn Uebeles mir nicht geschieht;
Von einer Blume nur es kam,
Von der ich große Angst abnahm.
Sie war mit andern Blumen fein
Und ihres Gleich mag nirgend sein.
Ich muß euch die Wahrheit gesteh'n
Von einer Blum' ist's mir gescheh'n.“
Klarissa dann schnell zu Blankflos ging
Und fröhlich bittend sie umfing:
„Geh'n wir in die Kammer dein
Da sah' ich eine Blume fein,
Sie dünkte mich sehr schön gewesen,
Deiner Sorge soäst du von ihr wohl genesen,
Die Blume ist von der Gestalt,
Daß sie von Leid befreit dich bald.“ —
Blankflos sprach: „Gott belohne dich,
Daß du so gern erfreuest mich,
Doch mehret sich mein Ungemach,
Beide, Nacht und Tag.
Es steht mit mir leider also,
Daß ich nimmer mag werden froh,
Ich sei denn alleine.

Die

Die Blume die ich meine,
Die iſt mir alſo ferne gar,
Ich glaub' ich nehm' ihrer nimmer wahr."

Klariſſa ſprach: „liebe Blankflos,
Ich ſäh' dich gerne ſorgenlos;
Ich weiſe dir eine Blume fein,
Die deines Herzens Troſt ſoll ſein,
Die Blume iſt von der Geſtalt,
Daß ſie dich freuet mannigfalt."
Blankflos, zu Klariſſa ſprach:
„Ich weiß nicht, was dir's helfen mag,
Daß du mich beſchwereſt alſo ſehr,
Ich werde fröhlich nimmermehr.
Mir kann durch nichts mehr Freud' entſteh'n,
Doch will ich gerne mit dir geh'n;
Denn ich habe wohl verſtanden,
Daß alle Sorgen die mich fanden,
Die ſind dir leid, das weiß ich wohl,
Gott vom Himmel dir lohnen ſoll." —

Blankflos mit Klariſſa ging
In die Kammer, wo ſie Freud' empfing,
Flos fand ſie drinnen ſtehen,
Alle ihre Sorgen mußten vergehen,
Ihr Trauern mußte ſie verlaſſen.
Vor Klariſſen konnte ſie es nicht laſſen;
Minniglichen ſie zu ihm ging
Und mit den Armen ihn umfing;

Einer küßte den andern so,
In ihrem Herzen waren sie froh.
Die Liebe stellt' sich gänzlich dar,
Das will ich sagen euch fürwahr. —
Blankflos zu Klarissa sprach:
„All solche Liebe mir noch nie geschah,
Wie nun mir ist, das muß ich gesteh'n,
Nimmer mag mir was Liebers geschehn.
Das ist die Blume die ich meine,
Mein Himmel und mein Trost alleine;
Diese Blume kann mir wohl Freude geben,
Ich hoffe mit ihr lange zu leben.
Ich habe sie auserkoren,
Vor allen andern die wurden geboren.
Klarissa, mir ist so recht wohl,
Ich weiß nicht, was ich sprechen soll,
Von großer Liebe die ich trage;
Alles Trauerns ich mich entschlage.
Gott und diese Blume fein,
Die lösen mich wohl von Pein!"
Klarissa sprach zu ihnen beiden:
„Gott behüte uns vor Leiden!
Ich verrath' euch nimmermehr,
Dies rede ich auf meine Ehr.'" —

Die Sonne begunnte niedergeh'n
Klarissa ließ Blankflos versteh'n:
„Ich fürchte gar sehr,
Des Königs Kämmerer

Die

Die dazu sind gesetzet ein,
Das sie machen das Bette dein,
Möchten Flos sehen,
So wäre euch beiden Leid geschehen.
Wahret euch vor diesen Dingen,
So mag's euch beiden wohl gelingen."
Dieser Rath der war gar gut;
Flos ward also behut't.
Da er's eine kleine Weile war,
Kamen die Kämmerer dar
Und machten das Bette gar,
Das war fein und klar.
Als sie den Dienst gethan hatten
Mit Eil' sie aus der Kammer traten.

Flos Klarissen both
Seinen Dienst, das war wohl Noth.
Er dankte ihr für alle Ding,
Die sie mit ihnen beiden beging.
Klarissa sprach: „Flos, ich will euch beiden sagen,
Ich will all's mit euch beiden wagen.
Meinen Dienst thu' ich um das,
Daß ihr mich liebet desto baß
Und will stets sein zu euren Treuen,
Daß mich mein Dienst nicht soll gereuen."

Da sich endete der Tag,
Klarissa zu Blankflos sprach:
„Ich euch nicht scheide,

In diesem Bett' sollt ihr ruhen beide.
An den Blumen will ich bleiben,
Darin will ich die Nacht vertreiben,
Gott müsse euch beide pflegen;
Damit will ich euch beide segnen."
Die beiden Lieben zu Bette gingen,
Mit Armen sie sich umfingen.
Da sie so zusammen lagen,
Große Freude sie pflagen.
Ihrer einer den andern begann zu fragen,
Was für Sorge sie hätten getragen
Und mancherhande Leid;
Das war vergessen, auf meinen Eid!
Da lagen sie Brust an Brust
Und Lieb' von Liebe nahm den Kuß
Die Liebe die sie trieben,
Die ward noch nimmer so beschrieben;
Ihre Freude war so freudenreich,
Daß nimmer ward ihr eine Freude gleich.
In Freuden waren sie hoch,
Zuletzt sie der Schlaf betrog,
Daß sie schliefen bis an den Morgen,
In blanken Armen ohne Sorgen.
Lustlich lag ihr Mund zusammen,
Daß ich nicht könnt' sagen,
Welcher ein oder der andet' wär';
Zusammen hatten sie sich gedrücket sehr.

Der König einer Sitte pflag;

Des

Des Morgens wenn aufging der Tag,
Mußte Blankflos vor ihn geh'n,
Auf daß er, sie möchte seh'n,
Ob er an ihr nichts merken sollte,
Warum sie ihn nicht haben wollte.
Hierum die Jungfrau minniglich,
Mußte stellen vor den König sich.

Dieses Morgens der König vernahm,
Daß Blankflos nicht vor ihm kam.
Er sprach zu dem Kämmerer sein:
„Willt du thun den Willen mein,
So frage eine Jungfrau fein,
Wie es um Blankflos möge sein." —
„Herr, das thu' ich allzuhand,
Ich geh' und klopfe an die Wand."
Der Kämmerer rührte an die Thür,
Eine Jungfrau kam dafür;
Sie sprach zu ihm: „was willt du hier?"
Der Kämmerer sprach: „sage mir
Wie das immer möge sein,
Daß Blankflos, die Jungfraue fein,
Nicht kommt vor den Herren mein?
Ich fürchte der König zürnet ihr,
Nun lasset sie schier folgen mir."
Die Jungfrau zu derselben Zeit,
Zu der Kammer zu gehn war bereit,
Da Klarissa inne war und Flos

Und die Jungfrau Blankflos.
Da sie in die Kammer sah,
Flos bei Blankflosse lag,
Sie hatten sich beide umfangen,
Ohne vor Unglück zu bangen.
Die Jungfrau sah' zu derselben Stund'
Sie zusammen liegen, ihr ward nicht kund,
Welcher Flos oder Blankflos möchte sein,
Denn sie waren beide so fein.
Die Jungfrau sprach: „auf meinen Eid,
Sollt' ich sie scheiden das wär' mir leid.
Ich sah nie so gleiche zwee;
Daß ihnen beiden Liebe geschehʼ!"

Sie dachte: hier ist eine Jungfrau kommen,
Das habe ich nicht vernommen.
Sie ist aus fremdem Lande,
Gar schön warʼn ihre Gewande.
Daß ich recht bedeute,
Nie sahʼ ich ähnlichere Leute.
Ich will gehen und will sagen
Dem Pförtner, was sich zugetragen.
Ich will ihm sagen diese Stückʼ
Gott gebe ihnen beiden Glückʼ.
Die Jungfrau ging mit List
Dahin, wo sie wußt daß der Pförtner ist.
Der Pförtner sprach: „Kommt Blankflos nicht?"

Sie

Sie sprach: „Sie kommt nicht, sei deß berichtet.
Sie hatte eine Jungfrau umfangen,
Ihr Mündel gedrückt an ihre Wangen.
Die Jungfrau ist aus fremdem Lande,
So daß ich sie nicht erkannte.
Sie ist so minniglich gelegen an ihrem Munde,
Daß ich sie nicht unterscheiden konnte.
Also hab' ich von ihnen geseh'n
Das magst du vor dem König gesteh'n."

Da der Kämmerer wieder kam,
Der König ein Fragen begann,
Wie das seien sollte,
Daß Blankflos nicht kommen wollte.
Der Kämmerer sprach: „ich weiß es nicht,
Es muß zugehen wunderlich.
Eine Jungfrau hatte ich zu ihr gesandt,
Die hat mir die Rede bekannt,
Wie sie eine Jungfrau hat umfangen,
Ihr Mündelein gedrückt an ihre Wangen."

Der König aus dem Bette sprang,
Ein scharf Schwerdt nahm er in seine Hand.
Er sprach: habe ich recht vernommen,
So ist einer auf meinen Thurm gekommen,
Daß Blanflos die Wohlgethane,
Darum mich nicht wollte haben."

Der König that hierauf gehen
Und blieb vor der Kammer ſtehen;
Auf dem Bette ſah er ſie beide,
Doch that er ihnen nichts zu Leide,
Sondern fragete ſeinen Kämmerer,
Wer Flos oder Blankflos wäre.

Der Kämmerer ſprach allzuhand:
„Herre, das iſt mir unbekannt,
Ich will es nehmen auf meinen Leib,
Daß ich nicht weiß, wer der Mann oder das Weib.“
Der König zog ſein Schwerdt aus der Scheide,
Todt wollte er ſie ſchlagen beide.
Der Kämmerer ſprach: „Herre gut,
Nun hemmt gen ſie euren Unmuth;
Warum wollt ihr ſie todt ſtechen?
Laßt lieber das Recht über ſie ſprechen.“

Der König ſich bedachte
Und ſeinen Unmuth zur Ruhe brachte;
Von dem Thurme ging er fort,
Drob war Flos und Blankflos froh.
Hört, wie es fort geſchah.
Groß war des Königs Macht;
Er ſandte nach ſeiner Männer Kraft,
Daß ſie kämen zu ſeinem Rechte,
Beide, Ritter und Knechte.
Der Bote ward hinweg geſandt,

Daß

Daß sie kämen allzuhand.
Sie kamen dar, männiglichen, zu Hofe
Das thaten sie dem Könige zum Lobe.
Dar kamen manche Mannen und Frauen,
Die Flos und Blankflos wollten schauen.
Flos und Blankflos mußten geh'n
Zu dem Gericht, vor dem König steh'n.
Der König da seine Mann,
Seines Rechtes zu fragen begann:
„Ein Gericht sollt ihr geben,
Ich lasse sie beide nicht leben.
Ich ließ sie kaufen um reichen Sold,
Beides, für Silber und Gold;
Zum Weibe wollt ich sie haben genommen,
Das mag ihr wohl zu Schaden kommen,
Darum, daß sie mich nicht wollt' ehren,
So will ich sie nur wieder verschmähen.
Sie war nicht die Beste,
Die da saß auf meiner Feste.
Daß sie geschlafen bei einem Manne,
Das will ich sie entgelten lassen."

Da sprachen sie allgemeine,
Beide, Große und Kleine,
Daß man sie enthaupten sollte,
Wie der König wollte.
Der König da gebot,
Daß Blankflos erst leiden sollte den Tod.

Da Flos das vernahm,
Unsanfte ihn dies bekam.
Er sprach: „herzliebes Weib,
Du bist mir lieber denn mein Leib.“
Ein klar gülden Fingerlein,
Zog er von der Hand sein.
Blankflos er das both
Und sprach: nimm das in deiner Noth,
Ich will dir dies für wahr sagen,
Dein Haupt wird dir nimmer abgeschlagen,
Dieweil du hast das Fingerlein
An der weißen Hand dein.“
Blankflos zog die Hand zu sich,
Sie sprach: „Gott der behüte mich,
Das ich nähme das Fingerlein,
Auf das ich behalte das Leben mein
Und ließe dich, süße Lieb', verderben;
Ich wollte lieber für dich sterben.
Wenn ich deinen Tod vernähme,
Mein Leben mir unsanfte käme.
Ich bitte, süße Liebe, dich,
Daß du des Todes sein läßt mich;
Ich bitte dich, laß' mich dem Tode geben,
Damit du, süßer Mann, mögst leben.
Behalte du, Lieber, das Fingerlein,
Damit du verlängest das Leben dein?“
Flos sprach: „ich weiß nicht was ich soll?
Daß weiß Gott vom Himmel wohl,

Blank-

Blankflos, dein Ungemach ist mir leid,
Dies will ich nehmen auf meinen Eid;
Daß du den Tod sollst besteh'n,
Das ist um meinet willen geschehn.
Du warst dem König lieb also sein Leib,
Er hatte dich lieb über alle Weib;
Zu einer Königin wollt er dich machen.
Nun kommt es von meinen Sachen,
Daß du dein Leben sollst verlieren;
Den Tod will ich für dich erkühren.
Herum, viel Liebe mein,
Nimm hin das Fingerlein,
Damit friste das Leben dein,
Ich soll von recht des Todes sein,
Denn die Schuld die ist mein."

Blankflos sprach: „ich will dir klagen,
Süße Lieb', ich will dir sagen,
Daß du des Todes mußt sein,
Das kommt von den Schulden mein.
Wärst du aus Hispanien nicht gegangen,
Thät dir vor diesem König bangen.
Süße Lieb', thu' es durch den Willen mein
Und behalte das Fingerlein;
Behalt' damit dein Leben,
Meines Lebens will ich mich begeben."
Flos zu Blankflos sprach:

„Du

„Du thuſt mir leid und groß Ungemach,
Das du nicht nimmſt das Fingerlein;
Warum willſt du des Todes ſein?
Das war alles durch meine Schuld,
Daß du verloreſt meines Vaters Huld,
Daß er dich ſandte zu Rome hin
Und ließ dich geben um großen Gewinn
Einem Kaufmanne;
Alſo kamſt du von danne.
Hierum nimm, lieber das Fingerlein
Und behalt' damit das Leben dein.
Lieb', du gerne das thun ſollſt,
So ſag' ich dir groß Gottes Lohn.
Willſt du ja des Todes ſterben,
Meines Lebens will ich auch nicht genesen.
Herzelieb', das glaube mir,
Daß ich nimmer ſcheide von dir.
Ich will leiden mit dir Arg und Gut
Und alles, was uns der König thut.
Ohne dich kann ich nimmer werden,
Fröhlich auf dieſer Erden."

Das Fingerlein that er ihr in die Hand.
Sie ſprach: „ſei aller Treuen gemahnt,
Liebes Lieb, durch den Willen mein,
Behalt' du das gute Fingerlein.
Nun du länger nicht willſt leben
Meines Lebens will ich mich auch begeben."
Er ſprach: „ich will es auch nicht behalten,

Gott

Gott möge unſ'rer beider walten."
Blankflos ſprach: „nun dies nicht mag ſein;
So thu' mir her das Fingerlein;
Nun du es nicht willt,
Deines Leibes will ich ſein Friede Schild."
Da Blankflos dieſe Rede ſprach,
Das Fingerlein warf ſie hinweg darnach
Gar ferne von ihn'n beiden.
Da begunnten zu weinen die Heiden,
Beide, Mann und Weib;
Große Sorge hatte ihr Leib
Von den jämmerlichen Worten,
Die ſie von ihn'n beiden hörten.

Ein Herzog auch da war,
Er hob auf das Fingerlein,
Das däuchte ihm gar gut zu ſein,
Denn er ſelber hatte gehört,
Von ihnen beiden dieſe Wort'. —
Vom König war das Gebot,
Daß man Blankflos ſchlüge todt.
Der ſie tödten ſollte,
Gar ungern er das wollte,
Viel lieber, daß er's laſſen dürfte.
Gar mancher edeler Fürſte
Hatte da traurigen Muth,
Dazu gar manche Fraue gut.
Großen Jammer beide pflagen,
Da ſie anſahen

Daß der Junker Flos
Und die Jungfrau Blankflos
Wurd'n genommen bei ihren Flechten,
Von des Königes Knechten.
Blankflos legte ihr Haupt dar
Auf einem Blocke, das ist wahr.
Das Schwerdt er auf zu heben begann
Und wollte ihr das Haupt abschlag'n.
Das sah da Flos
Und ward traurig und nicht froh;
Er fing auf des Schwerdtes Schlag,
Jämmerlich darauf er sprach:
„Mein Haupt will ich für dich geben,
Damit du behaltest dein Leben,
Denn die Schuld die ist mein,
Darum behalt du das Leben dein."
Blankflos mußte bei Seite stehen,
Man wollte Flos das Haupt abschlagen.
Da daß Blankflos ansah,
Daß Flos werden sollte der Schlag,
Sprach sie: „Herzlieber Flos,
Ohne dich bin ich freudenblos."
Den Schlag fing sie auf mit ihrem Leibe
Und sprach: „o weh' mir gar armem Weibe,
Soll ich meinen Trost nun verlieren!
Den Tod will ich für ihn lieber erküren."
Sie nahm sich selbst bei ihren Flechten,
Sie gab sich selbst den Königs Knechten

Und

Und sprach: „ich gebiet' euch bei eurem Gotte
Daß ihr thut eures Königs Gebote.
Lasset mir das Haupt abschlagen
Und Flos sein Leben haben.
Ich Arme will mich dem Tode geben,
Auf daß mein liebes Lieb mög leben!" —

Ein Herzog zu dem König sprach:
„Größere Liebe ich nie sah,
Als diese zwei haben unter sich,
Hierum bitt' ich, lieber Herre, dich,
Daß du lassest deinen Unmuth;
Herre, das dünket mir wohl gut.
Friste ihnen Leben und Leib,
Dir wird wohl ein ander schön Weib.
Laß' sie nicht tödten binnen drei Tagen,
So können wir von dieser Liebe sagen:
Wo findet man das Land,
Wo man allsolche Liebe fand?
Hierum tödte sie nicht, herzlieber Herre,
Davon hast du Preis und Ehre."
Der König, eine Weile darnach,
Gütlich zu ihm sprach
Mit viel guten Reden.
(Doch war dem Fürsten wehe
Vor des Königs Unmuth,
Denn er Blankflos nicht war gut.)

Der König sprach: „sie haben Tag, *)
Es komme darnach wie es mag.“

Da gingen sie minniglich
Vor den reichen König.
Dieweil' sie vor dem König saßen,
Sie wurden angesehen außermaßen,
Es verwunderten sich
Manche Ritter und Knappen minniglich,
Beide, jung und alt.
Ihre Freude war mannigfalt,
Daß ein jeder sein Leben,
Wollte vor des andern geben.
Sie sprachen allgemeine,
Beide, Groß' und Kleine,
Daß sie nirgend wären gekommen,
Da sie größere Liebe hätten vernommen.

Der König da zu Flosse sprach,
Daß es mancher hörte und sah,
Aus seinem königlichen Munde
Und Flosse fragen begunnte,
Warum Blankflos ihm so lieb wär'?
Da sprach Flos, der schöne Junker:
„Lieber Herr König, nun ihr thut fragen,
Will

*) Richtetag, Gerichtstag, Erlaubniß sich zu vertheidigen.

Will ich euch die Wahrheit sagen.
Zu Hispanien, des Königs alldar,
Sein Sohn bin ich, das ist wahr.
Mein Vater zog aus dem Lande,
Nach Auvergne in das Land und brannte.
Da fing er eine große Schaar
Von Pilgrimmen, das ist wahr.
Es waren unter den Pilgern,
Beide, Grafen und Herrn.
Auch war damit von Frankreich
Eines Grafen Weib, tugendreich.
Ihr ward todt geschlagen der Mann,
Das gar übel war gethan.
Sie führeten die Gräfinn von dannen,
Mit ihr zogen manche Mannen
Und brachten sie, mit guten Sinnen,
Zur Mutter mein, der Königinne.
Mit einem Kinde ging die Gräfinn,
Drob war sie traurig in ihrem Sinn.
So war es meiner Mutter mit mir,
Ich sage, Herr König, die Wahrheit dir.
In dem Maien, an dem Paschatage,
In die Welt kamen wir, also ich sage.
Da wir zur Welt kamen,
Die Leute nie so gleiches vernahmen,
So wir wären an dem Angesichte,
Daß man uns scheiden konnt' mit nichte.
Wir hatten uns lieb, deß sei berichtet,
Das wollte mein Vater der König nicht.

Mein Vater sein Gemüth wandte
Und Blankflos hinweg sandte;
Also kam sie von dannen
Und zu diesem Lande.
Da begunnte ich zu fragen nach ihr
Und so bin ich gekommen allhier."

Der König Flos fragen begann,
Wie er auf den Thurm kam.

Wollt ihr fort diese Rede lesen hören,
So müßt ihr dem Leser Trinken gewähren.

Flos sprach zu derselben Stund':
„Das thu' ich keinem Manne kund;
Ich will sie melden nimmermehr,
Oder ihnen schaden an ihrer Ehr'.
Thät' ich das, so würde mir weh' zu Muthe,
Daß ich ihnen schadete an Leib' und Gute."
Der König sprach: „bei meinen Treuen,
Das soll dich nimmer reuen,
Und will ich geloben bei meiner Ehre,
Ich will es gedenken nimmermehre".
Flos, der kindische Mann,
Dem Könige sagen begann:
„Vor die erste Pforte ging ich stehn
Und hob an mein Geschäfte
Dem Pförtner gab ich ein Fingerlein,
Ich sprach: „sei du der treue Bote mein

Und

Und geb' zu der Gräfin voll Zierlichkeit
Und sprich, mein Kram soll ihr sein bereit."
So kam ich zu der ersten Pforte,
Die den drei Grafen ward befohlen.
Ein jeglicher Graf sandte mich hier
Zu dem andern, das sage ich dir.
Zu drei Brüdern da ich kam,
Da ich diese Freude abnahm;
Hundert Mark gab ich ihnen.
Herr König, nun wißt ihr mein Beginnen.
Da ließen sie mir Kleider schneiden,
Von Zindel und von Seiden;
Einen Korb sie mir bereiten,
Mich drein legten, und mit Blumen bestreuten
Und sandten mich so
Auf den Thurm, der war hoch.
Da ich darauf kam,
Blankflos mich schnell vernahm.
Also ward dies alles bedacht,
Ich ward also auf den Thurm gebracht.
Ich mahne euch, lieber Herre,
Daß ihr bewahret eure Ehre.
Wolltest du sie um diese Sache hassen,
So wollte ich mein Leben für sie lassen.
Willst du hiernach ihnen ein'ge Schuld geben,
So tödte mich und laß sie leben."

Blankflos sprach: „das mag nicht sein
Denn alle Schuld die ist mein.
Edeler König laß mich todt schlagen
Und laß Flos das Leben haben.“
Der König diese Rede vernahm
Sehr er zu lachen begann.
Er besänftete seinen Muth
Und ward ihnen freundlich und gut.
Er sprach: „bei meinen Sinnen,
Hätte ich gebrochen diese Minne,
So hätte ich gar übel gethan,
Gott will ihr beider Leben hab'n,
Da sie sowohl geboren sind.“
Da riefen beide, Mann und Kind
Und alle die da waren,
Beide, Herzoge und Herren:
„Dank habet, König und Herre,
Nun thut ihr euch viel zu Ehre.“

Der König ließ da vor sich kommen
Klarissa, zu ihrem Frommen;
Die nahm er zu seinem eignen Leib'
Und zu einem herlichen Weib.

Hört wie es fort geschah.
Nicht lange darnach
Blankflos er da Flos gab,
Große Freude bekam er darab.
Der König ließ sie zusammen geben,

Drob

Drob mochten sie da in Freude leben.
Auch ließ er hohlen die and'ren Jungfrauen
Von dem Thurme, er wollte schauen
Welche, die Liebe zusammen hätten
Und machen zwischen ihnen ein Wetten.
Da sie von dem Thurme kamen,
Große Freude sie vernahmen.
Die da Liebe unter sich trügen,
Die ließ er zusammen fügen.
Und ließ ihnen Goldes so viel geben,
Daß sie fröhlich möchten leben.
Der König zog zu aller ihrer Hochzeit,
Denn er war mächtig und reich.
Da ward der König wohlgenannt,
Gepreiset und gelobet über alle Land'.
Also noch viel mancher thut,
Dem diese Rede dünket gut.

Gott gab Blankflos ein Kind,
Das ward geheißen Fredelind;
Diese setzte zu Gott Herz und Leib,
Darnach ward sie König Pippins Weib.
König Karl sie bei ihm gewann, —
Sie hatten Gott viel zu danken dann;
Darnach ganz Hispanien Land',
Macht' er zu Christen mit seiner Hand;
Vor Gott mußten sie erscheinen,
Diesen Lohn hatten sie beide.
Darnach ward das Land wieder zu Heiden,

Da Flos und Blankflos die beiden
Waren todt, da bezwang sie
König Karl, ihrer beider Kind;
Der auch bezwang manches Land
Zu der Christenheit mit seiner Hand. —

Nun hat diese Rede ein Ende,
Gott uns seine Gnade sende
Und helfe uns mit Fröhlichkeit
Zu dem ewigen Himmelreich,
Und sprechet alle: Amen.
Ein jeder ohne Scham.

So endet sich dies Buch,
Noch schenket ein und dann genug.

Anmerkung.

Diese äußerst liebliche Dichtung war in dem Mittelalter sehr verbreitet und ging durch alle damals im Gesange verbundenen Völker. Weitläuftige Nachrichten darüber findet man in Eschenburgs Denkmälern S. 221 und meinem und v. d. Hagen's Grundriß der Altdeutschen Dichtkunst S. 150 — 163, wozu wir nur noch wenige Zusätze machen können. In den letztern Zeiten ward sie nirgend wieder erneuert und verdient es doch gewiß so sehr. Frau Bernhardi geb. Tieck versprach schon vor Jah-

Jahren eine Bearbeitung in Achtreimen, welche Versart indessen wohl der Lieblichkeit und Zartheit des Inhalts nicht ganz entsprechend gewesen sein würde; bis jetzt erschien sie noch nicht.

Bereits von acht Jahren ward die vorstehende Bearbeitung von mir nach dem Abdruck in Brunn's altplattdeutschen Gedichten und der Eschenburg'schen Handschrift gemacht, wobei ich mir manche Freiheiten erlaubte, da es mir weniger um eine ganz getreue Wiedergabe der Urschrift zu thun war, als vielmehr um eine Wiedererneuung des alten trefflichen Gedichts in möglichst lesbarem Gewande. Für den Reim ist oft der Anklang gebraucht worden und auch hierin habe ich mir manche Freiheiten erlaubt. Wem diese Art und Weise nicht zu Dank ist, möge sich wenigstens an der lieblichen Geschichte erfreuen, zu störend wird sie hoffentlich nicht sein.

IX.

Schwänke.

1. Die Wiener Meerfahrt.

(Nach dem Schwank eines unbekannten Dichters.)

Einst stand es in der Welt so, daß die Leute in tugendlichem Muthe froh waren und alles, was sie konnten, zu Gute kehrten. Alles was sie begannen, das war tugendsam. Nun hat sich die Welt so verkehret, daß man das Streben nach dem Guten, in wonniglichem Gemüte, gar selten findet. Die Reichen allgemein haben jetzo lieber große Güter, als wonniglichen Muth; fröhlicher Muth ist theuer, Besitzthümer werden nur von aller Welt begehrt. Vordem stand Frau Ehre in großem Werthe, nun sind den bösen Unbeständigen, die Güter weit werther als Frau Ehre, das ist wahr. An manchen Orten findet man doch noch so tugendreichen Mann, der Ehre mehr liebt als ein Scham verursachendes Gut. Das ist ein Gemüt, welches alles, was füglich, gern vollbringt.

Mir hat ein wahrhafter Mund eine Rede bekannt gemacht, die wohl wunderlich heißen mag. Burggraf Herrmann hat mir diese

Mäh-

Mähre berichtet, der von Schulden und schändlicher Missethat stets ferne war. Das Gott seiner Seele gnädig sei, soll man mit Recht flehen. Er war ein Mann von guten Sitten, wohlgezogen und getreu war der Herr, gegen Fremde sowohl, wie gegen Freunde. Darum mache ihm Gott dort seine Seele frei von Sünden, durch seine höchsten Namen! Der sagte mir diese Mähre, die der Freudenlose dort gemacht hat, als es geschah, und wie ihm guter Leute Worte zu Wien erzählte, als er die Mähre hörte.

Wien liegt in Oestreich; man lebt da wonniglich. Wer Silber und Gold hat, der findet dort, in dieser guten Stadt, mancherlei für sich. Man findet aber auch eine Art Bad dort, wie ich oft gehört habe, da man einen unbekannten Mann bald seines Silbers und der Kleider entblößt; Silber und Kleider pfändet man ihm Beides ab. Wer dem Bade folgt, der kommt bald an dies Ziel, er mag nun wenig oder viel haben.

Das Bad gefällt mir nicht wohl, ich soll anders die Stadt loben: Wien ist wohl lobenswerth, man findet dort Rosse viel, Saitenspiel, Sagen und Singen; das findet man zu Wien genug; Hübschheit und Böses, wem dies zu theil ward, findet man da feil. Hat ein Mann Geld, der findet mancherhand

Din-

Dinge, den Hausen *) und den süßen Wein und manche schöne Frau, mit wonniglichem Muthe und an Gütern reich; die mag man da zu Wien sehen.

In der Stadt ist die seltsame Mähre geschehen. Reiche Bürger, Fremde und Einheimische, saßen einmal zu einem Weine, der gut war, und der oft traurigen Muth ganz zu Freuden wenden kann. Sie ließen sich nach vornehmer Art ihre wohlgemachte Speise, mit Gewürzen und Safran, deren jegliches dem starken Weine wohl süßen Geschmack machen kann, hohlen, bis ihr Trauern ganz darnieder lag.

Auf einer Laube **) geschah diese fröhliche Lust, da saßen die Herren, aßen und tranken und hatten Kurzweil genug. Die Speise man über Seite brachte und streute grünes Gras ***). Beide, Becher und Gläser, wurden da selten leer; ohne Schwere tranken sie, bis daß sie warm wurden, aber keinem war es unangenehm. Sie tranken alle zu der Stunde das tiefe Glas bis auf den Grund aus.

---

*) ein leckerer Fisch

**) auf den Seiten offener, aber oben bedeckter Gang.

***) in der Urschrift etwas undeutlich, wie in der Folge noch bisweilen.

aus. Durch die Süßigkeit des Weines wurden ihnen die Beine rund wie die Kugeln: es ist wahr und nicht ein Spiel, der Wein war gut und nicht sauer. Zuletzt erkannte einer seinen Nachbaren nicht mehr, da zündete man, als der Abend nahte, Licht an. Nun hub sich Trinken wieder wie früher, sie ließen immer mehr holen, was dem Wirthe nicht wehe that.

Sie wurden alle reich. Der des Morgens nüchtern gar kümmerlich leben mußte, der wollte da mit andern in die Wette geben. Er gelobte mit Handschlag, seinem Freunde Silber und Gewande zu schenken. Ein anderer klagte seine Sünde. Jener rechnete die Verwandschaft zusammen: „von Adams Rippe sind wir ja Verwandten, wie Ackers *) und Prag;" sprach einer da zu den andern, und sie wurden unmäßig froh; sie sagten ihre Mähren. Der stolze Schreiber holte mehr kühlen Wein; sie tranken stark ohne Ruhe.

Einer sagte von dem Meere und von St. Jakobs Weg und sie tranken stark zur Ehre derjenigen, die auf der Fahrt gegen die Preußen **). Mit schallender Stimme ward gar ge-

*) Aker.

**) Wie bekannt gelang es erst den Deutschen Rittern die Preußen zu unterjochen und zu bekehren.

geschwinde da getrunken, daß die Stärken bei den Bänken niedersanken. Ein anderer ward so gelenkig, daß er taumelte und sprang von der Tafel auf den Sessel, daß er darnach beinahe hinken mußte.

Als dies alles geschah, da sprach ein reicher Bürger: „wollt ihr mir nun folgen, so will ich wohl dazu rathen, was das Beste sein möchte.“ Sie riefen alle: „bringe Wein, so tauschen wir auf deine Mähre.“ Da sprach der Bürger: „ich sage euch, was mich gut dünket, wollt ihr anders euer Gemüt nach meinem Rathe kehren. Wir sollen unserm Herrn löblich dienen, wir sind reich an Gütern und vermögen es gar wohl; Gott wird uns dafür danken. Wir sollen über Meer fahren, dazu will ich weder meinen Leib noch meine Güter vorenthalten.“ — „Ich habe auch denselben Sinn“ — sprach sein Nachbar bei ihm. Darnach gar bald waren drei, die sprachen zusammen: „der Ablaß ist rein, den man über Meer holet.“ Und kaum war dies vorbei, da riefen die Genossen allzusammen mit Schalle: „Wir wollen bald dorthin mit einer kräftigen Schaar reisen, um Gottes Güte!“ des Weines Ueberfluth half gar zu der Fahrt, daß ihnen zu muthe wurde, daß sie zu der großen Arbeit gerne bereit sein wollten. So ward die Meerfahrt beschlossen.

Es ward unter ihnen gelobet, sie wollten mit einander hin gegen Ackers fahren, so wie man pflegt, wenn es gegen die Zeit käme, daß man mit Recht dahin fahren soll. Dies gefiel ihnen alle wohl. Sie rückten nun besser zusammen, ohne allen bösen Haß, und viele darunter erzählten viel Großes, was sie mit sich wollten nehmen. Der Wein begann mit seiner Kraft ihr Haupt zu rühren. Viel Speise und guter Trank ward in den Kiel geschafft, mit Worten, wie ich will wähnen, mit Werken klein; das wisset allzusammen. Sie waren sehr vermessen. Da wurde nichts, was man sollte von Gold und von Silber versäumet; davon hatten sie zu Wien genug.

Der Schreiber stark Wein herbei trug und sprach zu ihnen gesammt: „Laßt euch die Rede gefallen, wir haben nun unsere Zeche.“ Er gewährte ihnen viel große Trünke. Der Wirth war einer der Besten, der des Nachts da an der Pilgrimme Schaar erschien. Der ließ zuletzt herbei holen viel Latwergen. Der eine gab Muskaten, der andere Ingwer, einer Galgant; dabei gab ein hübscher Mann Kubeben, dieser Nelken. Darnach tranken sie den Wein, der eine gewärmet, der andere kalt, daß die Jungen alt wurden und die Alten sehr jung. So begegnete ihnen unter einander da auf der Laube mancher Trunk; zu

der

der Fahrt ward ihnen jach und doch war ihnen das Meer noch sehr ferne.

Da erhub sich Singen und Sagen, daß die Laube wanken möchte von dem großen Schalle. Die Gebrüder mitsammen hatten die Gläser so oft geneigt, daß ihnen des süßen Weines Güte kund ward; sie hatten alle ihren Sinn zu dem Meere gekehrt. Trinken ward da nicht gespart, sie eilten ihre Straße. Von dem Uebermaß des Weines hatten sie den Sinn verlohren; denn sie hätten alle wohl einen Schwur geleistet: sie wären den halben Weg gefahren. Da hieß man das Schiff wohl in Acht nehmen, daß ihm das Wasser nichts schadete. So ward das Segel aufgerichtet und ihr Ding wohl besorgt.

Sie waren fern von der Stadt, da Gott menschlich ging, aber die Kraft des Weines bemächtigte sich ihrer so, daß sie ganz thöricht wurden, so wie die Kinder. Mit solchen Freuden saßen sie und redeten hier und dort, immer von dem Gotteswege, bis die Zeit hinging. Zu ihrer Erquickung tranken sie viel von dem starken Weine, über Macht, da wurden sie durch thöricht und ganz gesellig; die Süßigkeit des Weines machte sie gar heiter und in ihrem Muthe so froh, daß sie alle da wähnten, sie wären jetzund an dem Meere. Da ließen sie allen Herzenskummer und sangen

gen gar schön, in einem lauten Ton; öffentlich auf der Laube und sangen ihr Pilgerlied: „In Gottes Namen fahren wir!“

Einer sprach: „Freund, ich lasse dir beide, Weib und Kind, auf Leib und Seele, daß du ihrer mit Treuen pflegest und dich davon nimmer entferneſt, wie ein Freund mit Recht soll.“ Das gefiel ihnen allen sehr; denn sie waren voll Weines.

So fuhren sie mit Freuden fort, ohne willigen Sinn, denn sie waren unverständig wie die Kinder. Sie baten, daß ihnen Gott guten Wind sendete. Daß ein Bruder den andern erkannte, da sie an der wonniglichen Stätte fuhren, glaube ich nicht. Einer gebot, der andere bat, daß der Schreiber Wein brächte. Mich dünket in meinen Sinnen, sie hatten guten Windes genung, als man den Wein ihnen vortrug. Durch die Trunkenheit und durch das Geschrei schlug ihnen alle die süße Luft unter die Augen. Des Weines Genossen tranken so geschwinde, daß einer lag und schlief, der andre rief und schallt, der der dritte strauchelte und fiel, der vierte sprach: „es ist das Schiff das so wanket.“ — „Ein Sturmwetter bedrängt uns,“ sprach der fünfte sogleich. Darüber ward der sechste sorglich, und gesegnete sich gar geschwinde vor dem großen Sturme. Sie glaubten die Mähre-

re, daß es das Meer sei und doch war es der gar süße Wein, der seine Güte sichtbar werden ließ. So wurden sie betrogen.

Vom Weine gar beschweret war ihr Haupt, sie waren alle ganz trunken; das war ihr höchstes Ungemach. Der eine sprach jämmerlich: „mir thut das Haupt sehr wehe, was Gott will, das soll sein. Uns will ein Sturmwetter kommen, das wird uns allen klein nützen." Da hub sich grosies Trauern von den Nachbaren: der eine beklagte sein Leben, der andere die Kinder, der das Weib, der die Seele, der seine Güter. So lag ihr Uebermuth darnider, wie es noch gar oft geschieht.

Der Wein begann sehr zu wirken. Ein Schwören und Geloben erhub sich mit Händen und Beinen, daß sie gerne büßen wollten, was sie gethan hätten und wollten dafür zu Buße stehen. Der eine sprach zu dem andern: „Daß die Fahrt jemals geschah, daß muß Gott geklaget sein, der Wind jagt den Kiel so sehr, und des Wassers Wogen. Mich reuet meine Sünde." Ihnen tobte das Gehirn, sie konnten vor der Laube das Gestirne nicht sehen.

Da ging es an den Morgen, mit Kummer fuhren sie und waren dennoch, Gott weiß es, den halben Weg gegen Brandeis. Da nahm der Wein überhand und doch berührten

sie

sie noch nicht das Gestade und riefen gar sehr: „Hilf, lieber Herre, deinem armen Geschöpfe! Giebst du nicht Leben und Rath, so müssen wir ganz verderben!“

Indeß sah einer hin, da lag dort ein reicher Bürger, der war von dem Ende der Tafel neben die Bank gefallen. Er sprach: „Gefährten, nun gehabt euch wohl, männiglich soll Gott danken, daß er uns geholfen hat; nun soll dieser großen Wassersnoth wohl Rath werden. Hier liegt ein todter Pilgerim, der ist daran Schuld gewesen, daß das Meer seine Ungeduld an uns erzeiget hat.“ „Ihr Herren, folget mir alle, nehmet diesen todten Mann, der uns keine Hülfe mehr bringt und werft ihn sogleich ohne Weiteres aus dem Kiel in das Meer, so läßt es sein Toben sein.“ — „Nun walte dessen unser Herr, — sprachen sie allzusammen, — das Meer ist so rein, daß es keine Bosheit leiden mag, so wie man sagt;“ und wurden alle gar fröhlich.

Sie standen gar bald mit gemeinem Rathschluß auf, die nehmlich, denen vor großer Trunkenheit noch das Gehen möglich war, nahmen ihren Nachbar, dem ward der süße Wein gar sauer, und trugen ihn mit Grimmigkeit und mit lauter Stimme gegen ein Fenster, das war hoch. Der Mann begann da zu rufen: „laßt mich mit Ruhe, ihr seht wohl,

daß

daß ich wache und bin gesund wie einer von euch.“ Sie sprachen alle: „in Treuen, nein, ihr seid im Sterben gewesen, ihr mögt doch nicht gesunden, das ist uns allen wohl bekannt.“ So trugen sie ihn zuhand, wie er auch bat und rief, stark fort von seiner Stelle und warfen ihn hin aus dem Fenster vor die Thüre, mitten in die Straße; das war eine Unmenschlichkeit! auf Stein und auf Stock, daß ihm der Arm und das Bein von dem Falle zerbrachen. Das war eine böse Hausgemächlichkeit; vor einer so gethanen Meerreise, will ich gern bewahrt sein, thut es aber der saure Wein, so muß ich wohl mit den andern mich finden.

Da gingen sie wieder mit Freuden und setzten sich hin, und tranken weiter. Sie ließen Herzeleid und Streiten wieder sein. Die Laube ward vom Wein naß, das Meer schadete ihnen wenig. Sie sprachen allgemein: „uns ist ein großes Heil wiederfahren, daß wir den Mann gesehen haben, der so krank gewesen ist; wir möchten nimmer gesund geblieben sein, wäre der Mann hier innen geblieben. Gott hat ihn selbst von hier verjagt und mit seiner göttlichen Hand aus dem Kiele gesendet, und hat uns alle erhört, das Wasser ging uns an den Bord.“ Drauf sangen sie stark Lobgesänge.

Der Bürger schrie aber heftig: „Jeter immermehr! was ist an mir für Rache genommen, mein Bein ist mir zerbrochen und der Arm auch entzwei!“ Mit jämmerlicher Stimme schrie der reiche Bürger über so große Beschwerung und beklagte seinen Fall, daß es über die ganze Gasse erscholl. Die Hergesellen waren froh und sangen da also laute, daß sie nichts hörten von so gethanen Worten, mit denen der Bürger klagete.

Bei der Zeit ward es Tag. Der eine sprach zu dem andern: „Wohl uns, daß es jemals geschah, daß wir gen Ackers gefahren sind; Gott soll uns desto bas bewahren die Seele, das Gut und den Leib. Gott behüte unsere Weiber und die Kinder nach großer Güte, bis daß wir wieder heim zu Lande kommen.“ Sie wußten nicht die Mähre, die jugendlichen Wiener, daß sie zu Wien waren, da sie von ihrem Kindesalter an alle erzogen worden; der Wein hatte sie betrogen.

Darnach ward es lichter Tag. Sie waren wie die Garben gestreckt und gefallen. Der Bürger ließ sein Schreien, der die Nacht über so rief und so gar wenig Schlaf genoß. Er war noch betäubt, doch hatte die Kraft des Weines sein Haupt verlassen. Er hatte sich sehr versehen, daß er zu bald entschlafen war, davon er danach kaum genaß. Ihm that der

Fall ſehr wehe und war ihm noch ſchlimmer als weh. Das war ſein beſter Ablaß, daß er feucht vom Blute war und ſeinen Fall nicht vergaß.

Des Morgens früh kamen die Nachbarn dar, die den Schall vernahmen. Da die Nüchternen alle da zuſammen traten, ſprachen ſie: „ihr ſeid alle dieſe Nacht außermaßen froh geweſen, ihr habt lange genug gewacht und habt großen Lärm vollführt. Iſt kein Wein mehr geblieben? Die Sonne ſteht wohl ſo hoch wie die Bäume.“ Die Trunkenbolde ſprachen da: „ihr ſollt uns das wohl gönnen. Wir ſind in großen Wonnen heut Nacht über Meer gefahren, gewaltiglich, ohne Kampf; dazu hat uns Gott beides, ſpät und früh, geholfen. Er gab uns ſehr guten Wind. Danach erhob ſich aber ein gar großes Sturmwetter, daß uns das wilde Meer gewaltig in den Kiel floß. Davon erhub ſich viel Sorge; wir ſollten ertrinken, als uns doch ein Heil widerfuhr, daß ein Pilgrim einen Mann erſah, der war todt, ſo wie es Gott verhängt hatte. Den warfen wir gar bald mit gemeinem Rathſchluß aus dem Kiel über Bord, wie wir vorher gehört hatten und der Schifsmann uns gebot. So überwanden wir ſolch Unglück, der Sturmwind lag ſtille und gar mancher Donnerſchlag.“

Die

Die Nüchternen lachten sehr. Der Wirth lag bei dem Gaste und sie waren sehr trunken. Der Schreiber war bei der Bank hinab gefallen und wußte wenig von der Zahl, wer den meisten Theil zu bezahlen hatte und doch war der Wein noch unbezahlt. Da rief der Bürger, der in das Meer geschossen ward, und klagte seine Schwere. Sie fuhren schnell hinzu in dem Augenblicke und fanden den Mann, der hoch herab gefallen war von dem Fenster auf den Mist, so daß man nicht wußte, wer er war, bis er sich selbst nannte; da war er einer der Besten. Sie sprachen alle zusammen: „In Treuen, wein, der Spaß ist nun nicht gut gewesen, der Mann wird kaum mit dem Leben davon kommen; sein Schicksal ist ungerecht."

Da die Freunde sahen, daß der Schade dem reichen Manne gethan war, liefen sie zornig alle hin, ihr Wille war gar übel, denn sie wollten alle die erschlagen, die es gethan. Ganz zorniglich sprachen sie: „ihr habt fürwahr freventlich unsern Freund verderbt, der war noch gestern Abend reich, dem ist der Leib gebrochen. An euch wird Rache genommen, daß ihr die große Klugheit gegen diesen Mann bewiesen habt." Die Herren sprächen da sogleich: „die Mähre ist uns unbekannt, wir haben recht gethan; Gott soll uns desto

mehr bewahren, in dessen Diensten waren wir. Beschweret ihr uns hier mit irgend etwas, da wollen wir uns hier mit Recht wehren. Sollen wir unser Gut also aufwenden, damit ihr uns schlecht behandeln könnt? Wohl haben wir Silber und Gold auf dem Gotteswege verzehret, er hat uns nur allein erhalten, wir wären alle todt geblieben. Wir kamen in so große Noth, daß wir kaum mit dem Leben davon kamen. Wollt ihr uns darum feind sein, das ist uns leid, Gott wisse das! Es war des Schiffsmannes Befehl und nicht ein Kinderspiel; darum lobten wir alle Gott!"

Nun hub sich wieder ein großer Haß darum unter den Freunden, und ein Zudrängen und ein Schwerdklingen und ein böser Sturmwind, bis daß die Besten endlich alle stark darzutraten mit Flehen und Bitte und sie es alles nach ihrer beider Klage zur Entwickelung brachten. Des Mannes Schade that ihnen weh und sie waren unzufrieden mit der Trunkenheit, in welche die Herren gerathen waren. Sie hatten alle wohl gesehen, daß dies von großem Trinken kam. Männiglich nahm seinen Freund und führte ihn zu Bette. Hätte ich Muße genug, ich sagte hiervon hinlänglich Wunderbares. Den Bürger, der so hoch gefallen war, daß er kaum genas, trug man zu Hause.

Sie

Sie lagen und pflegten der Ruhe wohl bis an den dritten Tag, ehe der Sturmwind sich legte und die Macht des süßen Weines, damit sie behaftet waren. Gegen den Morgen stunden sie mit Sorge auf und nun erst ward ihnen bekannt, daß die Trunkenheit ihnen die Sinne geraubet hätte; St. Gertruden Minne ward ihnen darauf sehr sauer. Der Bürger, ihr Nachbar, der war der Reise nicht zu froh und er verklagte sie alle. Nun erhub sich gewaltige Noth. Sie schämten sich sehr, als sie die Wahrheit ersahen, daß sie den Schaden an diesem guten Manne gethan hatten, da gewannen sie nichts durch. Die Bürger sprachen nun alle, das Beste dazu wäre, als es kaum dazu kam, daß Besserung verspürt wurde, daß sie sogleich demselben Manne zweihundert Pfund gäben, für seinen großen Schaden. So ward ihnen der süße Wein sauer.

Da sie das Silber dar wogen, wären sie fürwahr damit ehrenreich über Meer gefahren. Wer den Wein nicht sparen kann und will ihn über Maaß trinken, da wird der Mann des Weines Knecht und nicht der Herr des Weines. Wer zu sehr trinken will, der kränket sich seine Ehre.

Nun höret was der Wein thut: er erfreuet beide, Frauen und Mannen, trauriges

Ge-

Gemüth, wer ihn mit Maaß trinken kann und schadet doch den Ehren, wer seinen Sinn auf großen übermäßigen Trunk kehren will. Davon wird der Leib krank und er schadet auch seinem Gute. Nun merket in eurem Sinne, was der Wein schaden kann. Der Wein ist der Seele Verderben, wer ihn über sein Ziel trinket, und kein Maaß haben will, das ist Unheil der Seele. An allen Hauptsünden hat die leide Trunkenheit Theil. Der Leib wird dem fröhlich, dem er durch den Mund fleußt, aber manchem macht er Seele, Gut und Leib ungesund. Darum hütet euch, Männer und Frauen, daß ihr von solcher Trunkenheit nicht zu langer Mühseligkeit kommet. Man findet auch wohl manchen Mann, der das beste Maaß in großem Ueberfluß des Trinkens halten kann. Das gereicht Gott wohl zu Dank und der Welt auch wohl, wer trinken will nach rechter Sitte. Wer aber solches Muthes, daß er die schwachen Güter mehr schonet, als seine Ehre, dem will ich in Trinken unterrichten, der mag unterweilen wohl sein Haupt, aus Kurzweil, voll guten Weines trinken, so muß seine Kargheit fallen, so daß er, durch große Trunkenheit, doch bisweilen eine kleine Milde begeht. Wem sein Sinn aber auf nichts, als auf Güter steht, der hat, er sei nüchtern oder gesättigt, einen zaghaften

Muth.

Muth. Warum man den Bösen je auch bat, daß hilft nichts im geringsten. Wer sich Bosheit unterwindet und an Ehren matt geworden ist, dem zerstören Gott sein gutes Glück.

Die Mähre ist aus an dieser Stelle;
Das ist die Meerfahrt genannt,
Den Namen laßt euch sein bekannt.
Die Mähr' ist aus zu dieser Stund,
Ich küßte gerne einen rothen Mund.

Anmerkung. Dies Altdeutsche Gedicht befindet sich in einer Handschrift zu Rom im Vatikan, von dort erhielt ich es durch die Güte Glöckle's. Unvorhergesehene Hindernisse haben die Mittheilung der Urschrift immer noch verhindert, die sobald wie möglich erfolgen soll.

---

2. Das Schlaraffenland.

(Nach Hans Sachs.)

Eine Gegend heißt Schlaraffenland, den faulen Leuten wohl kundig. Das liegt drei Meilen hinter Weihnachten und wer dahin will gelangen, der muß große Dinge unternehmen und sich durch einen Berg von Hirsebrei essen,

der wohl drei Meilen dick ist; dann ist er im Augenblick im Schlaraffenlande, wo aller Reichthum zu finden ist.

Die Häuser sind mit Fladen gedeckt, die Laden und Hausthür sind Lebkuchen *), von Speckkuchen sind Dielen und Wände, die Balken sind von Schweinebraten. Um jedes Haus ist ein Zaun von braunen Bratwürsten geflochten; von Malvasier sind die Brunnen und kommen einem von selbst in das Maul geronnen. Auf den Tannen wachsen, wie bei uns zu Lande die Tannzapfen, Krapfen **), auf Fichten wachsen Schnitten von Schinken, Eierplätze schüttelt man von den Birken, wie Pfifferling wachsen die Nudelflecken, die Weintrauben in Dornhecken, auf Weidenkoppen stehen Semmeln, darunter gehn Bäche mit Milch, die fallen dann in die Bäche nieder, daß jedermann zu essen habe. Auch gehen die Fische in den Bächen gesotten, gebraten, gesalzen und gebacken und gehen bei dem Gestade gar nahe, lassen sich mit den Händen fangen.

Auch fliegen umher, i hr mögt es glauben=, die gebratenen Hüner, Tauben und Gänse; wer sie nicht fängt und dazu zu faul ist, dem fliegen sie selber in den Mund. Die Säue ge=

ra=

*) Nürnberger Pfefferkuchen.

**) kleine Kuchen.

rathen alle Jahre sehr wohl, laufen im Lande umher, sind gebraten, ein jedes hat ein Messer im Rücken, damit ein jeder ein ein Stück abschneide und stecke das Messer wieder ein. Die Kreuzkäse wachsen wie die Steine, auf den Bäumen wachsen Bauern, so wie in unserm Lande die Pflaumen, wenn sie zeitig sind, so fallen sie ab, jeder in ein paar Stiefeln. Wer ein Pferd hat, wird ein reicher Gutsbesitzer; denn sie legen ganze Körbe voll Eier. Den Eseln schüttet man die Feigen aus, nach Kirschen darf man nicht hoch steigen, sie wachsen wie die Schwarzbeeren.

Auch ist in dem Lande ein Jungbrunnen, darin verjüngen sich die Alten. Viel Kurzweile hält man in dem Lande, wenn die Gäste zu dem Ziel schießen, der weiteste vom Blatt gewinnt das Beste. Im Laufen gewinnt der Letzte, das Schlafen auf Polstern ist gemeint; ihr Waidwerk ist mit Flöhen, mit Mäussen, Ratten und Wanzen. Auch gewinnt man im Lande gut Geld, wer sehr faul ist und darin schläft, dem giebt man von der Stunde zween Pfennige, er schlafe ihrer gleich viel oder wenig. Wer sein Geld verspielt, dem vergilt man es wieder zwiefach und wer auch nicht gerne zahlt und die Schuld wird ein Jahr alt, muß ihm jener dazu geben. Und welcher gern wohl lebt, dem giebt man

von dem Trunke einen Bäzen und wer die Leute wohl aufziehen kann, dem giebt man einen Blappert (Kaisergroschen) zum Lohn. Für eine große Lüge giebt man eine Krone, doch muß sich jedermann da hüten und aller Vernunft ganz müßig gehen; wer Sinn und Witz gebrauchen wollte, dem würde kein Mensch im Lande hold. Und wer gern mit der Hand arbeitet, dem verbietet man Schlaraffenland; wer Zucht und Ehrbarkeit lieb hat, den vertreibt man aus dem Lande, wer unnüz und nichts lernen will, der kommt im Lande zu großen Ehren; denn der für den Faulsten anerkannt wird, der ist König in dem Lande. Wer wüste, wild und unsinnig ist, grob und unverständig zu aller Zeit, aus dem macht man im Lande einen Fürsten, wer gerne mit Leberwürsten ficht, aus dem wird ein Ritter gemacht. Wer liederlich ist und nichts achtet, als Essen, Trinken und viel Schlafen, aus dem macht man einen Grafen im Lande; wer tölpisch ist, nichts kann, der ist ein Edelmann im Lande.

Wer also lebt, wie obgenannt,
Der ist gut in's Schlaraffenland,
Das von den Alten ist erdicht't,
Zu Straf' der Jugend zugericht't,
Die gewöhnlich faul ist und gefräßig,
Ungeschickt, heilloß und nachläßig,

Daß

Daß man sie weist' ins Land zu Schlaraffen,
Damit ihr' lüderlich' Weis' zu strafen,
Daß sie haben auf Arbeit acht,
Weil faule Weis' nie Gutes bracht'.

---

3. Der Pfarrer mit den ehebrecherischen Bauern.

(Nach Hans Sachs.)

Zu Poppenreut *) saß ein Pfarrherr, der voller guten Schwänke war. Er war mit Worten unermüdlich und riß seltsame Possen in der Predigt. Gar selten ließ er eine Predigt vergehen, ohne die Ehebrecher hart zu schelten. Einstmals sah er in der Kirche hin und wieder und sprach darnach: „ich sehe hier inne einen Ehebrecher!" die Bauern, welche des Ehebruchs schuldig, waren mit traurigen Sinnen über das Wort ungeduldig und schmiegten sich in die Ecken, dachten, der Pfarrer könne sie riechen, und durften niemand recht anschauen. Eben so thaten auch die Weiber, ein jedes besorgte, er meine es.

Den nächsten Sonntag war er scharf, noch deutlicher und kühner mit Worten und sprach: „nun, hör' es, du Ehebrecher, die Woche will

*) Ein Dorf bei Nürnberg.

will ich dir noch zugeben; besserst du nicht dein Leben, so will ich dich bis Sonntag nennen, auf daß dich jedermann kennen muß, wie du deine Ehe gar vorlängst brachst." Mancher Bauer schwitzte vor Angst und fürchtete, er würde zu schanden werden, so würde ihn dann daheim sein Weib scheeren, mit scharfen Reden. Also besorgten sie an allen Orten, jeder meinte sich alleine, und er müßte dieser Ehebrecher sein. Der Pfarrer sprach weiter zu ihnen: „ich gebiete euch bei dem schweren Bann, daß ihr Bauern da auf und nieder, bis Sonntag alle wiederkommt und stellt euch in der Mitte zusammen, so will ich des Ehebrechers Namen öffentlich in der Gemeine verkünden, und ihn in den Bann mit Verlöschung des Lichtes thun." Damit der Pfarrherr beschloß.

Da nun der Sonntag wieder kam, standen alle Bauern zusammen in der Kirche vor dem Predigtstuhl. O! wie manchem entfiel das Herz und zitterte wie ein Espenlaub, an Freuden ward er matt und leer. Als man zum drittenmal geläutet hatte, trat der Pfarrherr auf die Kanzel und sprach: „ihr Kindlein in Gott, ihr seid nach meinem Befehl gekommen." Damit zog er einen Prügel hervor, schlug damit auf die Kanzel und sprach: „schaut den großen Prügel an, den hat mir

ein

heute ein Engel gesegnet, damit da könnte ich niemand anführen, sondern werde den rechten Ehebrecher treffen. Nun schauet zu und stehet fein stille, ich will einen Ehebrecher treffen." Er zückte den Bengel zum Wurf, die Bauern duckten sich alle, beide, schuldige und unschuldige. Der Pfarrherr ward ungeduldig und sprach: „nun merke ich erst, daß ihr alle Ehebrecher seid, schämt euch in euer Herz, wie könnt ihr solche Buben sein."

Mit diesem Schwank, wie ich's verstehe, hat er viel böse Ehen gemacht, daß mancher Bauer Hader bekam, wiewohl es in Weihnachten war, was sie indessen doch mit der Zeit wieder gut zu machen suchten. Doch weiß ich keinen in dieser Stube, der, so wie ich, mit ehelichen Banden behaftet, wenn wir unter den Bauern gestanden wären, und der Pfarrer hätte den Prügel aufgehoben, sich nicht auch niedergeduckt hätte, auf daß er nicht wäre getroffen worden.

Also hat sich die Sache verlaufen,
Und wurd' ein Ernst aus diesem Schwank;
Der Pfarrherr verdient kleinen Dank.
Man soll Schwank treiben, daß draus wachs
Kein Schad' und Unwill, spricht Hans
Sachs.

Büsching.

Druckfehler.

S. 87. Z. 1. Hinter großbäuchige fehlt: Kranke.
S. 90. Z. 15. Der für Den.
S. 93. Z. 5 von unten: nagteſt für wagteſt.

XI.

Robin Hood und Guy von Gisborn*).

Altenglisch.

S. Percy's Rel. of. anc. Engl. Poetry. Tom. 1 p. 79.

Wenn Busch ist hell und Feld so schön,
Und Blätter breit und lang,
Dann geht's lustig im schönen Wald,
Zu hören der Vöglein Sang.
Die Goldamsel sang auf einem Zweig,
Und ließ auch nimmer nach,
So laut, sie merkte Robin Hood
Im Grünwald, wo er lag.
„Mein Treu, so sprach der wackre Robin,
Einen Traum hatt' ich zu Nacht,
Mir träumte von zwei Freisassen stark,
Die fochten mit mir 'ne Schlacht.
Mir schien's, als schlugen und banden sie mich,
Und nahmen den Bogen mein;
Bin ich, Robin, hier lebend im Land,
Ich räche mich an den Zwei'n."

*) Robin Hood und seine Gesellen, Scarlet und Klein John, sind als tapfere Wildbiebe und Aechter die Helden vieler altenglischen Volkslieder.

„Schnell sind die Träume, sprach Klein John,
Wie Wind am Hügel herum.
Sei der auch noch so laut zu Nacht,
Am Morgen wohl ist er stumm.“
„Rüst't Euch, brecht auf, meine muntern Leut' all',
Und John soll mit mir gehn.
Ich suche die zwei Freisassen stark,
Wo sie im Grünwald stehn.“
Da zogen sie an ihre Kleider grün,
Nahm jeder den Bogen zur Hand;
So haben sie in den grünen Forst
Zum Schießen sich gewandt.
Sie kamen zum lustigen grünen Wald,
In seinen fröhlichsten Raum,
Da nahmen sie wahr 'nen Freisassen stark,
Der lehnt' an einen Baum.
Schwerdt trug er und Dolch an seiner Seit',
Zum Tod für manchen Mann,
Und in seine Roßhaut war er gekleid't,
Schweif, Schopf und Mähne dran.
„Steht still, Herr, also sprach Klein John,
Unter diesem Baum so grün,
Und ich will gehn, und forschen darnach,
Was meint der Freisaß kühn.“
„Ha John, wahrst mein wie im Vorrathshaus,
Das sind' ich wunderlich.
Wie oft sandt' ich meine Leute voraus,
Und hielt dahinten mich?

'S ist

'S ist keine Kunst, zu kennen den Schuft,
Hört man seine Rednerei;
Und, John, wär's nicht, daß mein Bogen
bräch,
Ich schlüg dir'n Kopf entzwei."
Oft kommt aus Worten Jammer und Fehl,
So trennten sie Robin und John,
Und John ging hin nach Barnesdale,
Die Pfade dort kannt' er schon.
Doch als er kam nach Barnesdale,
Da hatt' er wichtige Noth,
Fand zwo erschlag'ne Gesellen sein
Auf einem Raine todt.
Und Scarlet floh davon zu Fuß,
Rasch über Stock und Stein;
Mit zweihundert Mann der Sheriff stolz,
Rasch war der hinter ihm drein.
„Nun schieß' ich einen Schuß, sprach John,
Mit Christ's Hülf und Gewalt;
Der Sheriff, der dort kommt so schnell,
Soll froh sein, zu machen Halt."
John spannte den Bogen groß und schlank,
Und rüstete sich zum Schuß;
Der Bogen war aus zartem Ast,
Fiel nieder ihm vor den Fuß.
„Nun weh', weh' dir, verwünschtes Holz,
Daß je du 'nem Baum wuchst ein,
Denn Heute wirst du mein Verderb,
Wenn Rettung mir solltest sein."

Wohl war sein Schuß nur matt geschnellt,
Doch fand der Pfeil ein Ziel,
Denn er traf der Sheriff Leute wen,
William vom Trent, der fiel.
Viel besser läge William vom Trent
Zu Bett im kranken Stand,
Als Heut' auf grünem Waldrain zu gehn,
Wo Klein John's Pfeil ihn fand.
Doch weil im Treffen, wie's heißt, mehr thun
Mit Fünfen als Dreien sich läßt,
So fing der Sheriff doch Klein John,
Band an 'nen Baum ihn fest.
„Wir wollen Dich führen Thalauf, Thalab,
Bis hoch man am Hügel Dich hängt."
„Doch kannst noch wohl Dich irren, sprach John,
Wenn's Christ also verhängt."
Nun laßt uns schweigen von Klein John,
Nach Robin Hood zu sehn,
Wie der zum starken Freisassen ging,
Den er unterm Laub fand stehn.
„Willkommen Geselle, sprach Robin so frei;
Sprach: Willkomm', Geselle mein!
Du trägst solchen Bogen in Deiner Hand,
Magst wacker ein Schütze sein."
„Ich muß meinen Weg, der Freisaß sprach,
Fort in der Morgenzeit."
„Ich führ' durch den Wald Dich, sagte Robin,
Geb' Dir, mein Gesell, das G'leit."

„Ich

„Ich ſuch' 'nen Aechter, der Fremde ſprach,
Man heißt ihn Robin Hood;
Viel lieber fänd' ich den Aechter ſtolz,
Als vierzig Pfunde gut."
„Nun komm' mit mir, Du ſtarker Freiſaß',
Und Robin ſollſt bald Du ſehn,
Doch erſt laß unter Grünwald's Baum
Uns noch ein Spiel begehn.
Erſt laß uns ſpielen um Meiſterſchaft
Zwiſchen dieſes Waldplan's Hecken,
Wir mögen allhier wohl Robin Hood
Gar unverſehns entdecken."
Sie ſchnitten zwei Sommerſträucher ſich ab,
Gewachſen an Hagedorns Fuß,
Und ſtellten ſie ſechzig Ruthen weit,
Als Zeichen und Ziel zum Schuß.
„Fang' an, mein Geſell, ſprach Robin Hood,
Fang' an, das bitt' ich Dich."
„Mein Treu' nicht, guter Geſell, ſprach der;
Anführen ſollſt Du mich."
Als Robin zuerſt ſchoß nach dem Ziel,
'Nen Zoll nur fehlt' er's da;
Der Freiſaß war ein Schütze gut,
Doch nimmer kam er ſo nah.
Den zweiten Schuß hatte der ſtarke Freiſaß,
Er ſchoß in des Laubes Kranz,
Doch Robin ſchoß viel beſſer, als er,
Denn den Zielſtock ſpaltet' er ganz.

„Gott mög' dein Herz dir erfreun! sprach der,
Geſell', Dein Schießen iſt gut;
Und iſt das Herz ſo gut wie die Hand,
Wär'ſt Du beſſer, als Robin Hood.
Nenn' mir deinen Namen, Geſell, ſprach er,
Hier unter dem Lindenreis."
„Mein Treu nicht, ſagte der kecke Robin,
Bis erſt den Deinen ich weiß."
„Ich wohne, ſprach er, im Thalesgrund,
Bin, Robin zu fangen, verſchwor'n,
Und heiſſe beim rechten Namen mein
Guy aus dem guten Gisborn."
„Ich wohn' im Wald' hier, ſprach Robin,
Geb' nichts auf was Du ſagſt.
Ich bin Robin Hood von Barnesdale,
Dem Du ſo lang' nachjagſt."
Wer jetzt nicht Freund war noch verwandt,
Mochte hier mit Freuden ſehn
Auf einander der Freiſaſſen zwei
Mit ſtahlhellen Klingen gehn;
Sehn, wie die Freiſaſſen hielten Kampf
Zwei Stunden zur Sommerzeit,
Und weder Robin Hood noch Guy
Zur Flucht ſich machten bereit.
'Ne Wurzel ließ Robin aus der Acht,
Davon er ſtrauchelnd ward,
Und Guy war ſchnell und hurtig dabei,
Traf auf die Seit' ihn hart.

„D

„O theure Frau, sprach Robin Hood da,
Die Mutter Du bist und Maid,
Ich denk', 's ist keinem Menschen bestimmt,
Zu sterben vor seiner Zeit."
Robin dacht' unsrer lieben Frau'n,
Riß wieder empor den Schritt;
Da kam' er mit 'nem Rückenhieb,
Herr'n Guy erschlug er damit.
Er nahm Herr'n Guy's Haupt bei dem Haar,
Steckt's auf seines Bogen's End:
„Du triebst Verrath dein Leben lang,
Solch Ding muß ha'n ein End."
Ein Irisch Messer nahm Robin,
Zerschnitt Guy's Antlitz sehr,
Daß keiner vom Weib geboren ward,
Der wüßte, wes Haupt dies wär'.
Sprach: „lieg hier, lieg hier nun, Herr Guy,
Heg' mir nicht Haß und Neid.
Kriegt'st Du die schlimm'sten Schläge von mir,
Krieg'st jetzt Du das bessre Kleid."
Robin thät' ab seinen grünen Rock,
Und kleidet Herr'n Guy darein,
Und hüllt in dessen Roßhaut sich
Von Kopf zu Füssen ein.
„Deinen Bogen, Pfeil' und kleines Horn
Nehm' ich nun mit mir fort,
Denn ich will hin auf Barnesdale,
Zu sehn nach den Meinen dort."

Robin Hood ſetzte Guy's Horn an den Mund,
Und blies 'nen lauten Klang.
Das hörte der Sheriff von Nottingham,
Gelehnt an des Hügels Hang.
„Horcht auf, horcht auf! ſprach der Sheriff,
Ich höre nun Zeitung gut,
Denn dorther hör' ich Guy's Hornklang,
Und erlegt hat er Robin Hood.
Dorther vernehm ich Guy's Hornklang,
Er klingt zu guter Zeit,
Und dorther kommt der Freiſaß ſtark,
In ſeine Roßhaut gekleid't.
Heran, heran Du guter Herr Guy,
Heiſch was Du willſt von mir."
„Ich will Dein Gold nicht, ſagte Robin,
Nicht Lehn auch will ich von Dir.
Doch laßt mich, weil ich den Meiſter ſchlug,
Den Buben auch treffen jetzt,
Und dies ſei als mein ganzer Sold
Und Lohn fortan geſchätzt."
„Du biſt ein Thor, ſprach der Sheriff,
Könntſt haben ein Ritterlehn,
Doch weil ſo niedres Du verlangſt,
Mag gern Dein Wunſch geſchehn."
Als Klein John hörte des Meiſters Spruch,
Nahm er deſſen Stimm' in Acht:
„Nun werd' ich gelöſet, ſprach Klein John,
Mit Chriſt's himmliſcher Macht."

Schnell machte sich Robin zu Klein John,
Dacht' gleich zu lösen ihn;
Der Sheriff und seine Geleitschaft all
Begannen ihm nachzuziehn.
„Steht fern, steht ferne, sprach Robin;
Wie daß Ihr so nah uns stört?
'Sist nicht des Landes Brauch, daß wer
Des andern Beichte hört."
Doch ein Irisch Messer nahm Robin,
John's Hand und Fuß macht' er frei,
Und gab in die Hand Guy's Bogen ihm,
Daß der sein Schutz nun sei.
John nahm Guy's Bogen da in die Hand,
Seine Pfeil' und Bolzen mit;
Der Sheriff sah spannen Klein John's
Geschoß,
Und wandte zur Flucht den Schritt.
Nach seinem Hauf' in Nottingham Stadt
Floh er im schnellsten Lauf,
Und so thät die Geleitschaft all',
Nicht Einer hielt sich auf.
Doch nimmer konnt' er rennen so schnell,
Nicht reiten in solcher Eil,
Daß nicht Klein John 'nen Pfeil gar brav,
Ihm schoß in's Hintertheil.

v. Fouqué.

XII.

Altitalisches Mährchen.

Skarpasiko von drei Gaudieben einmal betrogen, betriegt sie dreimal und bleibt am Ende fröhlich und siegreich mit seiner Nina.

Bei Imola, einer rachsüchtigen Stadt, und zu unsern Zeiten hierdurch beinahe bis zur Zerstörung gebracht, fand sich in einem Dorfe, genannt Possema, in vergangenen Zeiten ein gewisser Mann, Skarpasiko mit Namen, keinesweges reich, sondern vielmehr übermäßig armselig und geitzig. Dieser hatte eine listige und hinlänglich genug schlaue Frau, Nina genannt, die so scharfsinnig war, daß niemand sich fand, dem sie nicht das Herz gehabt hätte, dasjenige zu sagen, was die Nothwendigkeit erforderte; und da sie treu und verständig ihre Geschäfte that, so hielt er sie sehr werth.

Der gute Skarpasiko, so lange er jung war, war einer der flinksten Männer, die sich im Imolesischen Gebiete befanden, aber als er älter geworden war, konnte er nicht mehr die Beschwerden der Fußreisen ertragen. Weshalb die brave Frau ihn zu überreden suchte, daß er sich ein Pferd kaufe, da er durch das

Wan-

Wandern zu Fuße sein Leben vor der Zeit enden würde. Skarpasiko, bezwungen durch die Bitten und Ueberredungen seiner Frau, ging eines Tages auf den Markt und seine Augen auf ein Maulthier werfend, das ihm zu seinem Vorhaben sehr tauglich schien, kaufte er es für sieben Goldgülden.

Es geschah, daß bei diesem Kaufe drei gute Gesellen waren, welche lieber von fremden Gütern, als von den ihrigen, (wie man es auch noch in unsern Zeiten im Gebrauch findet), leben. Als sie gesehen, daß Skarpasiko das Maulthier gekauft hatte, sagte einer von ihnen: „Gesellen, ich will, daß das Maulthier das unsere sei." — „Und wie?" — sagten die andern. „Ich habe mir erdacht, daß wir auf die Landstraße gehen, wo er vorbei muß, und daß der eine eine Viertel-Meile von dem andern stehen soll und ein jeder von uns muß ihm besonders sagen, daß das Maulthier, welches er gekauft hat, ein Esel sei, und wenn wir fest in dieser Rede beharren, wird das Maulthier leicht das unsere werden." Sie trennten sich nach dem gemeinsamen Vertrage und vertheilten sich auf die Straße, so wie sie beschlossen hatten.

Skarpasiko kam bei dem einen Gaudieb vorbei, der sich stellte, als wenn er vom Markt-

platz

platz käme, und zu ihm sagte: „Gott grüß euch, Herr.“ Ihm antwortete Skarpasiko: „willkommen mein Bruder.“ — „Wo kommt ihr her?“ sagte der Dieb. „Vom Markt,“ antwortete Skarpasiko. „Und was habt ihr Schönes gekauft?“ sagte der gute Geselle. „Dies Maulthier“, erwiederte Skarpasiko. „Welch Maulthier?“ sagte der Spitzbube. „Dies, auf dem ich reite“, entgegnete Skarpasiko. „Sagt ihr dies im Ernst, oder um mit mir zu scherzen?“ — „Und warum?“ sagte Skarpasiko. Weil es mir kein Maulthier, sondern ein Esel zu sein scheint.“ — „Wie?“ sagte Skarpasiko und ohne mehr zu sprechen, setzte er eilends seinen Weg fort.

Er war kaum zwei Bogenschüsse weit gekommen, als ihm der zweite Geselle begegnete und zu ihm sagte: „guten Tag, Herr, woher kommt ihr.“ „Vom Markt,“ antwortete Skarpasiko. „Ist es ein guter Markt dort?“ sagte der Gefährte. „Ganz gut,“ antwortete Skarpasiko. „Habt ihr einen guten Kauf gemacht?“ fuhr der Geselle fort. „Ja“, erwiederte Skarpasiko, ich habe dies Maulthier erstanden, welches du hier siehst,“— „Sagt ihr die Wahrheit?“ — entgegnete der gute Geselle — „habt ihr es für ein Maulthier gekauft?“ — „Ja“, anwortete Skatpasiko. „Wahrhaftig, es ist ein Esel.“ — Skarpasiko

sagte

zu sich: „wenn mir dies noch einer sagt, so mache ich ihm ein Geschenk damit.“

Und seinen Weg fortsetzend, begegnete er dem dritten Burschen, der zu ihm sagte: „Willkommen, Herr, kommt ihr vielleicht zufällig vom Markte?“ — „Ja“ antwortete Skarpafiko. „Was habt ihr den Schönes gekauft?“ sagte der gute Geselle. Ich habe dies Maulthier erstanden, das du siehst.“ — „Wie! Maulthier? — sagte der Geselle — ist das Ernst oder Scherz?“ — „Ich sage es in allem Ernste und nicht aus Scherz,“ antwortete der gute Skarpafiko. „Armer Mann — sagte der Gaudieb — seht ihr denn nicht, daß es ein Esel ist und kein Maulthier? Oh, die Schurken, wie schön sie euch betrogen haben?“ Als Skarpafiko dies hörte, sagte er: „schon zwei andere haben mir dasselbe gesagt und ich habe es nicht glauben wollen;“ und abgestiegen vom Maulthiere, fuhr er fort: „nimm es hin, ich mache dir damit ein Geschenk.“ Der Gesell nahm es, dankte ihm für seine Güte und wendete sich zu seinen Gefährten, indessen er den Skarpafiko zu Fuße gehen ließ.

Als Skarpafiko daheim angelangt war, sagte er zur Nina, wie er sich eine Reuterei angeschaft hätte und in dem Glauben, er habe sich ein Maulthier gekauft, einen Esel erstanden habe; und da auf der Landstraße ihm dies

mehre gesagt, habe er dem letzten damit ein Geschenk gemacht. Nina sagte zu ihm: „o du Gürgen, hast du denn nicht gemerkt, daß sie dir einen Possen gespielt haben? Ich habe immer geglaubt, daß du weit verschlagener wärest, als du es bist. Bei meiner Treue, sie sollten mich nicht so hinters Licht geführt haben.“ Darauf sagte Skarpasiko: „betrübe dich nicht darüber, haben sie mir einen Streich gespielt, so will ich ihnen zwei spielen; und glaube gewiß, wenn es richtig ist, daß sie mich betrogen haben, so werden sie sich damit nicht begnügen, sondern werden mit neuer Schlauheit suchen, ob sie mir nicht noch etwas anders entwenden können.“

Es war in dem Dorfe ein Bauer, nicht weit von dem Hause des Skarpasiko, der unter mehren zwei Ziegen hatte, die sich so ähnlich sahen, daß man die eine nicht leichtlich von der andern unterscheiden konnte. Er machte über sie einen Handel und kaufte sie für baares Geld. Und als der folgende Tag gekommen war, befahl er Nina, daß sie ein gutes Mittagsmahl bereiten solle, weil er wollte, daß einige seiner Freunde kämen, um mit ihm zu essen. Und er befahl ihr, daß sie gewiße Theile vom Kalbfleisch nähme, und sie koche, Hühner aber, und die Nieren briete. Darauf gab er ihr einige Spezereien, und befahl ihr, daraus

raus einen Leckerbissen und Kuchen zu machen, nach der Art, wie sie es gewohnt war. Nun nahm er eine von den Ziegen und band sie an eine Krieppe in dem Hofe, indem er ihr zu fressen gab, die andere band er an einen Strick und ging mit ihr auf den Markt.

Kaum war er angekommen auf dem Markte, als ihn die drei Kameraden aus der Eselgeschichte erblickten, und ihm nahe getreten sagten: „willkommen lieber Skarpasiko; was wollt ihr machen? wollt ihr irgend eine schöne Sache kaufen?" Er antwortete: „ich bin nur hergekommen, um zur Wirthschaft einzukaufen, da einige meiner Freunde heute zu mir kommen werden, um mit mir zu speisen, und wenn es euch gelegen ist, auch zu mir zu kommen, so werdet ihr mir angenehm sein." Die guten Gesellen nahmen die Einladung an.

Skarpasiko machte den Einkauf, so wie er nöthig war, legte alle die erstandenen Lebensmittel auf den Rücken der Ziege und sagte zu derselben in Gegenwart der drei Kameraden: „gehe zu Hause und sage der Nina, daß sie dieses Kalbfleisch koche, die Nieren aber und die Hüner brate; und sage ihr, daß sie aus diesen Gewürzen einen guten Kuchen und Leckerbissen mache, so wie wir es gewöhnlich haben. Hast du wohl verstanden? Nun gehe in Frieden."

Die Ziege, beladen mit den Lebensmitteln und in Freiheit gelassen, ging fort, und ich weiß nicht, in welche Hände sie gerathen ist.

Skarpasiko aber und die drei Kameraden und einige andere seiner Freunde gingen auf dem Markte umher und als es ihnen Zeit schien, begaben sie sich zum Hause des Skarpasiko. Eintretend in den Hof, erblickten die Gesellen sogleich die Ziege, an die Krippe gebunden, welche die gefressenen Kräuter wiederkäute. In dem Glauben, daß es die sei, welche Skarpasiko mit den Lebensmitteln heim gesendet hatte, wunderten sie sich sehr. Und als sie zusammen in das Haus des Skarpasiko getreten waren, sagte dieser zu Nina: „Nina, hast du das gethan, was ich dir durch die Ziege habe sagen lassen?" Sie, schlau, verstand das, was er sagen wollte; „ja Herr; sogleich werden Nieren und Hüner gebraten, das Kalbfleisch gekocht sein. Darauf habe ich den Kuchen und Leckerbissen gemacht, mit dem Gewürze darin, so wie es mir die Ziege gesagt hat." — „Sehr wohl," sagte er. Die drei Gefährten, als sie den Braten, das Kochfleisch und den Kuchen am Feuer sahen und die Worte der Nina gehört hatten, wunderten sie sich noch vielmehr als vorher, und fingen an bei sich über die Ziege nachzudenken, wie sie dieselbe wohl erhalten möchten. Als das Mittagsmahl geendet

endet war, und sie viel darüber nachgedacht hatten, die Ziege zu stehlen und den Skarpasiko zu berauben, bemerkten sie, daß sie nicht dies zur Ausführung bringen könnten, daher sagten sie: „Herr, wir wünschten zu wissen, ob ihr die Ziege nicht verkauft?“ Der gute Skarpasiko antwortete ihnen: „nein, ich will sie nicht verkaufen, da ich nicht so viel Geld dafür bekommen werde, als sie werth ist, und wofür ich sie lassen würde; ich schätze sie auf 50 Goldgülden.“

Die guten Gesellen glaubten die Sache bei allen vier Zipfeln erfaßt zu haben und zahlten sogleich die 50 Goldgülden hin. „Laßt euch aber warnen, — sagte Skarpasiko — daß ihr euch nicht über mich beklagt, wenn die Ziege euch noch nicht in diesen ersten Tagen kennt, da sie nicht daran gewöhnt ist, um euch zu sein und vielleicht nicht ihre Wirkung thut, die sie thun sollte.“ Aber die Gesellen, ohne ihm eine Antwort zu geben, führten mit großer Freude die Ziege heim und sagten zu ihren Weibern: „morgen bereitet nichts eher zu essen, als bis wir euch den Befehl nach Hause schicken.“

Und auf den Markt gehend, kauften sie Hüner und andere Sachen, deren sie zu ihrem Mahle benöthig waren, und legten sie auf den Rücken der Ziege, welche sie mit sich geführt

hatten, unterwiesen sie in alledem, was sie wollten, das sie thun und ihren Frauen sagen sollte. Die Ziege, mit Lebensmitteln beladen, machte sich fort, als sie in Freiheit war, und ging zu so guter Stunde, daß man sie nimmer wieder sah.

Die Stunde des Essens war da, die guten Gesellen kehrten nach Hause zurück und fragten ihre Frauen: ob die Ziege mit den Lebensmitteln heim gekommen sei und ob sie das gethan, was sie ihnen gesagt hätte? Die Frauen antworteten: „ihr Erznarren, ohne allen Verstand, ihr könnt glauben, daß ein Thier wird euer Diener sein können? Gewiß bleibt ihr die Betrogenen, denn ihr wollt täglich andere berücken, und am Ende seid ihr die beraubten."

Die Gesellen, da sie sich vom Skarpafiko verlacht sahen, daß sie mit ihm um funfzig Goldgülden gehandelt hatten, wurden von solcher Wuth ergriffen, daß sie ihn für einen todten Mann erklärten, ihre Waffen nahmen und davon gingen, um ihn zu suchen. Aber der kluge Skarpafiko, der wohl Furcht wegen seines Lebens trug und immer die Gesellen im Auge hatte, auf daß sie ihm keinen Streich spielten, sagte zu seiner Frau: „Nina, nimm diese Blase voll Blut, stecke sie unter das Brusttuch, da ich, wenn diese Schurken kommen,

dir

dir die Schuld von allem geben und vorspiegelnd, als ob ich auf dich erzürnt sei, einen Stoß in die Blase mit diesem Messer thun werde, und du mußt dich dann nicht anders stellen, als wenn du todt seist und zur Erde fallen. Das übrige überlaß dann mir."

Kaum hatte Skarpasiko die Unterredung mit seiner Frau geendet, als die Buben ankamen, die zum Skarpasiko gelaufen waren, um ihn zu tödten. „Brüder, ich bin nicht die Ursache, weshalb ihr mich beleidigen wollt; vielleicht, daß meine Frau etwas gethan hat, das euch Mißfallen erregt, was ich nicht weiß;" und, sich gegen sie wendend, legte er Hand an das Meßer, zog es sogleich und stieß es in die mit Blut gefüllte Blase. Und sie, sich stellend, als ob sie todt sei, sank zur Erde und das Blut floß wie ein Bach von jeder Seite. Als er hierauf die schreckliche That sah, heuchelte er Reue zu fühlen, und fing mit lauter Stimme an zu schreien: „o, ich Elender und Unglücklicher, was habe ich gemacht! ich habe thörichter Weise die getödtet, welche der Stab meines Alters war. Wie werde ich noch ohne sie leben können?"

Darauf nahm er einen Dudelsack, recht, wie er mußte, gearbeitet, und bließ so lange darauf, bis Nina wieder zu sich kam und gesund und heil wieder auf die Füße sprang.

Als dies die Spitzbuben sahen, blieben sie erstaunt, legten ihrer Seits alle Wuth ab und kauften den Dudelsack für zweihundert Gulden, indem sie fröhlich heimkehrten.

Es geschah, daß eines Tages einer der Buben mit seiner Frau in Wortwechsel gerieth und in seinem Zorne stieß er ihr das Messer in die Brust, durch welchen Stich sie getödtet ward. Der Mann nahm den Dudelsack, den er vom Skarpasiko gekauft hatte, und bließ darauf, wie es Skarpasiko gethan hatte, in der Hofnung, sie würde wieder lebendig werden. Aber vergeblich bemühte er sich, denn die unglückliche Seele war aus diesem Leben geschieden und in jenes hinüber gegangen.

Der andere Geselle, der dies sah, sagte: „Narr, du hast nicht recht gewußt, wie man es machen muß, laß mich einmal machen." Und er nahm sein Weib bei den Haaren, indem er ihr die Luftröhre mit einem Barbiermesser abschnitt, darauf nahm er den Dudelsack und bließ. Aber auch hierdurch erwachte die Unglückliche nicht. So machte es der dritte auch und alle drei blieben ihrer Weiber beraubt.

Darüber höchst erzürnt, gingen sie zum Hause des Skarpasiko und wollten von seinen Thorheiten nichts mehr hören, sondern sie nahmen ihn, steckten ihn in einen Sack, mit dem

Vorsatze, ihn in den nächsten Fluß zu stürzen. Und indem sie ihn trugen, um ihn zu ersäufen, überraschte die Spitzbuben, ich weiß nicht wer, wodurch sie genöthigt wurden, den Skarpasiko nieder zu legen, der in dem Sack gebunden heimlich lag, um sich zu flüchten.

Unterdeßen, daß Skarpasiko durch sein böses Schicksal in dem Sacke verschloßen war, ging ein Schäfer mit seiner Heerde vorbei, welche die magern Kräuter abweidete. Und als er sie so trieb, hörte er eine klagende Stimme sprechen: „sie wollen sie mir geben, und ich will sie nicht, da ich unvermögend bin und sie nicht nehmen kann.“ Der Schäfer blieb ganz bestürzt, da er nicht wußte, woher diese Stimme so oft kam und wendete sich hier und dorthin. Endlich erblickte er den Sack, in welchem Skarpasiko gebunden war, näherte sich demselben, in welchem Skarpasiko unaufgesetzt heftig eiferte, machte ihn auf und fragte ihn: warum er in dem Sacke eingeschlossen sei?

Jener antwortete, heftig schreiend, daß der Herr der Stadt ihm eine seiner Töchter zum Weibe zu geben, wünsche, aber daß er sie nicht haben wollte, theils weil er betagt sei, theils auch darum, da er sie vernünftiger Weise nicht nehmen könne, indem er unvermögend. Der Schäfer welcher seinen Worten vollen Glauben beimaß, sagte zu ihm: „glaubt

ihr wohl, Herr, daß der Gebieter sie mir giebt?" — „Ich glaube es wohl, — antwortete Skarpasiko — wenn du so in diesem Sacke gebunden wärest, als wie ich es bin." Und nachdem er den Hirten in den Sack gesteckt hatte, band er ihn fest und entfernte sich mit dem Vieh von diesem Orte.

Es war noch nicht eine Stunde vergangen, als die drei Schufte wieder zu dem Orte zurück kehrten, an dem sie Skarpasiko in dem Sacke verlaßen hatten. Und ohne weiter hinein zu blicken, nahmen sie den Sack, warfen ihn in den Fluß, und so endete der Hirte, statt des Skarpasiko, elendiglich sein Leben.

Die Diebe gingen darauf fort, nahmen den Weg nach ihrem Hause und besprachen sich unter einander; indem wurden sie das Vieh gewahr, welches nicht fern von ihnen weidete. Sie beredeten sich daher, ein paar Lämmer zu stehlen und näherten sich der Heerde, als sie den Skarpasiko erblickten, welcher der Hirt derselben war und verwunderten sich mächtig, da sie der Meinung waren, er sei in den Fluß gestürzt.

Deshalb fragten sie ihn: wie er es angefangen hätte, aus dem Flusse zu kommen? Er antwortete ihnen: „o ihr Narren, ihr wißt nichts. Wenn ihr mich tiefer gestürzt hättet, mit zehnmal so viel Vieh und noch

mehr,

mehr, wäre ich gekommen.“ Als dies die drei Gesellen hörten, sagten sie: „o Skarpasiko, wollt ihr uns wohl diesen Dienst erweisen? Steckt uns in einen Sack, werft uns in den Fluß und aus Spitzbuben wollen wir Hirten des Viehes werden.“ Skarpasiko antwortete: „ich bin bereit, das zu thun, was euch wohlgefällig ist, und es giebt nichts in der Welt, was ich nicht gerne für euch thäte.“ Und nachdem er drei gute Säcke, derb und von guter Leinewand, gefunden hatte, steckte er sie so fest hinein, daß sie nicht heraus konnten, stürzte sie in den Fluß und so unselig gingen sie in die dunklen Gegenden. Skarpasiko, reich an Gelde und Vieh, kehrte heim und lebte noch einige Jahre fröhlich mit seiner Nina.

Anmerkung.

Wir finden dies Märchen, welches aus den piacevolissime notti des Straparola übersetzt ist, mit mehr oder minderer Aehnlichkeit, an vielen Stellen und in manchen Gegenden vor, und sein Ursprung verliert sich in morgenländischen Fabeln und Gleichnissen. Der erste Theil der Erzählung findet sich in den Indischen Fabeln des Wischnusermann, gewöhnlich bei uns Bidpai genannt.

In

In einer vor mir liegenden Deutschen Uebersetzung der Französischen des Herrn Galland (Frankfurt und Leipzig 1745) steht sie Theil 2. S. 198. hier sind es vier Diebe die einen Derwisch betrügen, der einen fetten Schöps gekauft hat, und ihn, in der Absicht ihn zu opfern, in sein Kloster führt. Die Diebe überreden ihn einzeln, daß er einen Hund für einen Schöps gekauft hat, bis er wüthend fortläuft und ihn stehen läßt, worauf ihn sich die Betrüger zueignen. Weiter geht die Indische Geschichte nicht, an die im Abendlande neue Schwänke gefügt wurden. Die Altfranzösische Erzählung, worin zwei Diebe ihren Bruder um ein Schwein betrügen wollen und immer von ihm in List überboten werden, bis sie friedlich zusammen das Schwein verzehren (eine Geschichte, die uns auch Voß in einem Gedichte erzählt hat und die wir nächstens einmal nach der Urschrift geben werden) hat hiermit eine Verwandschaftsähnlichkeit.

Der zweite Theil der Geschichte steht, so viel mir bis jetzt bekannt, noch einzig da und kenne ich noch keine gleiche oder ähnliche Erzählung. Den dritten Theil, den wunderthätigen Dudelsack, hat Jakob Ayrer in ein Fastnachtsspiel genommen, das in seinem Opus theatricum (Nürnberg 1618. Fol.) unter den Fastnachtspielen Fol. 93. b. steht, unter der Ueberschrift: der Beck der sein Weib wieder lebendig geiget

hat

hat, mit sechs Personen. Hier ist es auf den Betrug eines reichen, filzigen Kauffmanns angesehen, der auch gelingt. Am nächsten verwandt zeigt sich der Schluß mit Deutschen Mährchen, wobei die Geschichte vom Bauer Kibitz (S. meine Volkssagen. S. 296.) zu vergleichen ist. Das Mährchen von dem Schneider, der bald reich wurde, ist nichts, als eine durch den Mund vieler Erzähler gegangene Verschlechterung des Kibitz, da manches, z B. die Erwähnung der Kuhhäute, gar nicht zusammen hängt und sich bloß aus dem Kibitz erklären läßt. In dem Mährchen von dem Schneider erinnert der Anfang an eine Erzählung, die Cervantes für die Bühne bearbeitete, unter dem Titel: der Geist in der Kohlenkammer, wonach wir ein Deutsches Singespiel haben: der reisende Student.

XIII.

Altdänische Ballade.

Sivard und Brynild.

1. Sivard der hatte ein Rößlein,
Und das war also zahm:
Er gewann die stolze Brynild vom Glasberg,
Das geschah am lichten Tag.
Der Königs Sohn von Dänmark! 2.

2. Nach ihr ritten beide, Ritter und Knappen,
Die meisten auch von den Besten:
Keiner von ihnen den Berg konnt' ersteigen,
Der stolzen Jungfrauen Veste.

3. Der Berg war, beides, hoch und glatt;
Ihr Vater sie setzt' auf die Höhe:
Der Ritter war nicht auf der Welt,
Dem er sie wollte gönnen zur Ehe.

4. Da kam Bothschaft an Dänenkönigs Hof,
Wol an die Kämpen theure:
Ob da wär' jemand, der wagen dürfte,
Zu bestehn das gut' Abentheuer.

5. Der eine sagte zu, der andre ab;
Sivard nahm's Blatt von dem Munde,
Er sagt': „Ich versuche mein junges Roß,
Ob ich kann Brynild gewinnen."

6. Er ritt fort; der Weg war lang,
Der Steg war also ferne;
Sivard der sah den Glasberg kühn;
Die Jungfrau lachte so sehre.

7. So führt' er fort die stolze Brynild,
Mit Gemach so leichte,
Er gab sie dem balden Herrn Nielus,
Nach gutem Stallbruders Rechte.

8. Stolze Brynild und stolze Signild,
Die hübschen Jungfrauen beide,
Die gingen beide zum Strande,
Da wuschen sie aus ihre Seide.

9. „Hör' du stolze Brynild,
Und liebeste Schwester mein,
Wie gewannst du die Goldringe,
So du trägst am Finger dein?"

10. „So gewann ich die Goldringe,
Die ich trag' am Finger mein:
Den gab mir Sivard, der schnelle Gesell,
Da er mich sich verlobte zur Sein'n."

11. „Und hat dir Sivard, der schnelle Gesell,
Den gegeben zur Morgengabe:
Er hat dich gelobt Herrn Nielus,
Nach gutem Stallbruders Recht zu haben."

12. Des ersten Jungfrau Brynild
Die Zeitung da vernahm,
Da ging sie auf den hohen Saal,
Von Harm so siech sie lag.

13. Es war die stolze Frau Brynild,
Ward krank und siech sie lag:
Es war der balde Herr Nielus,
Er ging bei ihr zu und ab.

14. „Hör' du allerliebste Brynild,
So bang' ist der Sinn mein:
Weißt du uns keinen guten Rath
Zum schweren Siechthum dein?

15. Ist es irgend nur in der Welt,
Davon du Hülfe magst haben,

Du sollt es haben, und sollt' es kosten
All das rothe Gold, das ich habe." —

16. „Ich weiß in der Welt zum Siechthum mein,
Allwege keinen Rath,
Ich habe denn Sivards des schnellen Gesellen
Sein reines Herzen Blut.

17. Da ist schlechtlich nichts auf der Welt,
Das lindern kann meine Pein,
Ich habe denn Sivards des schnellen Gesellen
Sein Haubet in Händen mein." —

18. „Wie soll ich Sivards des schnellen Gesellen
Sein gutes Herzblut fahn?
Sein Hals ist hart, wie blankes Eisen,
Da beißt kein Schwert daran." —

19. „Höre mich, balder Herr Nielus,
Und lieber Herre mein:
Ihr lehnet von ihm sein gutes Schwert
Und die edlen Ringe sein.

20. Ihr sagt, ihr bedürfet so mancherlei,
Ihr sollt einen Kampf bestahn;
Doch alsbald ihr jener mächtig seid,
Haut ihr das Haubet ihm ab."

21. Und es war der balde Herr Nielus,
Er hüllt' sich in sein Gewand,
So ging er auf den hohen Saal,
Vor Sivard sein'n Stallbruder er stand.

22. „Hör du, guter Sivard, schneller Gesell,
Du leihe mir dein Schwert,
Ich soll in eine Fehde reiten,
Und leiten eine Heerfahrt.“ —

23. „Und will ich leihen dir mein Schwert,
Dazu meine edlen Ringe,
Du kommest nimmer in den Streit,
Da dich mag ein Mann bezwingen.

24. Mein gutes Schwert heißt Adelring,
Und den kannst du wohl gewinnen:
Doch hüte dich vor den blutigen Zähren,
Die zu dem Gefäße rinnen.

25. Doch hüte dich vor den blutigen Zähren
Und die sind alle rothe:
Rinnen die nieder zu'n Fingern dein,
So wirst du erschlagen zu Tode.“

26. Aufstund der balde Herr Nielus,
So schnell er das Schwert auszog,
Es war Sivard der schnelle Gesell,
Dem er das Haupt abschlug.

27. So nahm er das blutige Haupt
Unter sein Scharlach-Gewand,
So ging er auf den hohen Saal,
Vor die stolze Frau Brynild er stand.

28. „Hier hast du das blutige Haupt,
Darnach du getrachtet so sehr;

Durch deine Schuld ſchlug ich den Stall-
bruder mein,
Das quälet mein Herze ſo ſchwer.“ —

29. „Leget ihr nun das blutige Haupt
Von eurem Scharlach-Gewand,
Und geht zu Bett, lieber Herre mein,
Wol unter ſo weiße Leinwand.“ —

30. „Mit nichten bin ich ſo luſtig und froh,
Das darfſt du nimmer denken:
Du wareſt mir ſo groß Urſach,
Mein' Treu' und Ehre zu kränken.“

31. Es war der balde Herr Nielus,
Und der ſein Schwert auszog,
Es war die ſtolze Frau Brynild,
Die er in Stücken ſchlug.

32. „Nun hab' ich erſchlohn meinen lieben Stall-
bruder,
Und auch meine ſtolze Minne:
Jetzt will ich erſchlahn den dritten dazu,
Das hab' ich nun im Sinne.“

33. Da ſatzte er ſein gutes Schwert
Gegen den harten Stein,
Daß die Spitze drang in's Herze roth,
Und thät ihm Todes Pein.

34. Drum war es alſo übel doch,
Daß die Jungfrau jemals ward gebor'n,

Weil solche zwei adliche Königs Kind
Durch ihre Schuld wurden verlor'n.

35. Nun rath' ich jedem ehrlichen Mann,
Auf's Haar sich zu besinnen:
Wol ist Mannes Lug und Trug behend,
Doch Weibes List hat kein Ende,

36. Sie lacht mit Munde, wenn sie will lachen,
Und weinet, wenn sie will weinen,
Sie giebt dir Worte und Reden allzeit,
Nachdem sie dein Herz will leiten.

37. Wie sie sei krank oder wohl zu Muth,
Du trau' ihr wohl zu maßen;
Herr Nielus gab darauf nicht Acht,
Drum nahm er darab Schaden.
Der Königs Sohn von Dänmark!

Anmerkung.

Dieses Lied ist aus den Altdänischen Elfkovsviser der einzigen gedruckten Sammlung neben den Kämpeviser, welche vermuthlich auch von Vedel herrührt (unter den Anmerkungen der 19 ersten und des letzten steht A. S. V., d. i. Anders Sörensön Vedel), und aus seinen Papiren, man glaubt, von einem Fräulein Mette Gjöe, herausgegeben ist. Das einzige noch übrige Exemplar (worauf Suhm, I. 247. aufmerksam machte) trug der wackere Nyerup bei der letzten Belagerung drei Nächte durch recht eigentlich an seinem Herzen, und hat es glücklich aus der Gefahr, die allen dort aufgehäuften Schätzen der Nordischen Literatur so fürchterlich drohte, und auch manche dahin

hin raffte, herüber gerettet, und es liegt durch seine vertrauungsvolle Güte jetzo (1811.) vor mir. Der Titel ist. „Den I. Part Tragica Eller Gamle Danske Historiske Elskaffs Viser, som ere tagde om saadan Kierligheds Oeffvelse, som haffve taget en Tragiske eller Sörgelig Ende. Prented Kiöbenhaffn, hos Jörgen Lamprecht, Aar 1657. Paa Joachim Moltkens Bekostning." 19 Bogen in 8. Also tragische Liebeslieder, Balladen, deren 30 darin erhalten, von welchen Nyerup auch schon einige in den mit Sandvig 1784. herausgegebenen „Levninger af Middelalderens Digtekonst" bekannt machte, und darunter auch dieses Lied hier, welches das vierte der Tragica ist. — Der Inhalt ist eine Vermischung der Nordischen und Deutschen Fabel, wie in der Wilkina-Saga, doch scheint die erste stärker durch. Statt Odin's und des Schlafdorns ist hier ein auf seine schöne Tochter eifersüchtiger Vater (wie im Hugdietrich, Samson), und aus der Flammenburg ist ein Glasberg geworden, dergleichen in mehren Liedern und Sagen vorkommt. Signild ist Chriemhild; den verhängnißvollen Ring hat Brynhild behalten, und sie ist dem Stallbruder überlassen. In Nielus steckt Nibelung (Gunther), und Sivards eisenharter Hals und Ringe (Panzerringe) ist der hörnen Siegfried; und das Schwert Adelring ist eine Verwechselung des Balmungen mit dem Nagelring, den in der Wilk. S. und Alpharts Tod Heime, Adelgers Sohn, hat. Nielus bringt Sivards Haupt dar, wie Chriemhild Hagens, und haut sie in Stücken, wie Hildebrand Chriemhilden, und tödtet sich selber um den Stallbruder, wie Brynhild sich um den Geliebten.

(Dieses Lied ist hier aus der Zeitschr. Pantheon, St. 6. wiederholt, weil jenes Stück nicht ist ausgegeben worden.)

F. H. v. d. Hagen.

XIV.

Die Edda-Lieder
von
den Nibelungen.

In der Einleitung zu diesen vor zwei Jahren zuerst in der Ursprache von mir herausgegebenen Liedern, ist dargethan, daß, wenn die Nibelungen, im Grunde eine gemeinsame Ur- und Stammsage, auch früher aus Deutschem Boden wieder hervorgequollen sind, unserer letzten Gestaltung derselben doch ein Nordischer Durchgang und Ansatz gar wohl anzusehen ist.

Die riesenhafte Nordische Kristallisazion dieser Sage, welche nach allen Seiten weit über die Gränzen unserer alten Darstellung hinaus reicht, erscheint uns freilich erst vollständig, wenn wir die Edda-Lieder durch die übrigen dazu gehörigen Denkmale, als, die alten Stammbäume, die jüngere Edda, Volsunga-, Ragnar Lodbroks- und Nornagests-Saga, ergänzen, und selbst die zunächst aus dem Deutschen übertragene Wilkina- und Niflunga- und Jarl Magiers-Saga so wie die Altdänischen Kämpeviser, wegen ihrer sichtbar Nordischen

Bestandtheile, vergleichen: aber diese Edda-Lieder, welche jenen zum Theil zum Grunde liegen und darin wiederholt, oder so verarbeitet sind, daß man (z. B. hie und da in der Volsunga-Saga) noch die einzelen Glieder von ihnen erkennt, sind doch das älteste, vermuthlich schon vor dem 9ten Jahrhundert vorhandene, und auch an sich, durch innern Gehalt und Beziehung, das bedeutendste jener uns aller so wichtigen Nordischen Denkmale. 1)

Wie

1) Die Auszüge der jüngern Edda, die Volsunga-, Ragnar Lodbrokar-, Nornagests-, sammt Blomsturvalla-, Saga, habe ich ebenfalls, als zweite Sammlung zu den Edda-Liedern, in der Urschrift herausgegeben. Die Nornag. S. ist wirklich ein Stück der Olaf Tryggvasonar-Saga in der Skalholter Ausgabe, welche ich jetzt vor mir habe. Diese hat bloß den Isländischen Text, welcher ganz von dem in der Reenhielmschen Ausg. verschieden ist. Die Nornag. S. steht darin Th. 2. Kap. 32., und Biörners Abdruck ist entweder hieraus, oder aus einer Abschrift der Flateyschen Urschrift genommen. Die Reenhielmsche Ausgabe, welche ich jetzt auch besitze, hat auch Isländischen Text, (die Schwed. Uebers. ist von Jonas Rugman) mit Glossar und Kommentar; am Schlusse zweier Hdss. steht der Name Oddurs, dem er beigelegt wird, und bezieht sich der Vf. auf Ueberlieferungen mehrer Leute und die Durchsicht Gissurs Halls Sohnes. Dagegen berichtet der Skalholter Text, Th. 2. Kap. 106, daß Gunlaug eine Geschichte Olafs Tryggv. Lateinisch zusammen geschrieben, und erzählt daraus noch etwas; und am Schlusse, Kap. 108. werden beide, Gunlaug und Oddur, als Gewährsmänner, und als deren Quelle, dieselben Leute

Wie diese große Heldenfabel die einzige [2]) ist, welche sich in einer solchen Reihe von Liedern, als ein zweiter, heroischer Theil, an die mythologischen anschließt, so ist auch keine andere so tief in die Nordische Mythologie eingewachsen, als sie. Nicht nur stammen ihre Helden von den Göttern ab, sondern diese greifen auch durch Erscheinungen und Thaten in sie ein, und das Ganze trägt eine höhere mythische Bedeutung. Daher sind auch aus keiner Heldenfabel so viel bedeutsame Ausdrücke

genannt, wie im Reenhielmischen Text, und dann auch gesagt, daß Gunlaug sein Buch dem Sissur zur Durchsicht gegeben. Hieraus erhellt wol, daß der Reenhielmsche Text eine alte Uebersetzung von Gunlaugs Latein. Buch, vielleicht durch Oddur, ist, wenn diesem nicht etwa der Skalholter Text selber angehört. Doch scheint dieser eine spätere Kompilazion aus beiden, die beide auch in dritter Person aufführt; wie der ganze Kod. eine solche Samml. ist (vgl. Anmerk. 11). Island nennt aber der Verf. auch seine Heimat. Hiedurch ist S. III – IV. der Einleit. zu den Edda-Liedern zu berichtigen, und lösen sich die daselbst angeführten Widersprüche.

2) So viel nämlich übrig oder bekannt ist; denn es mag auch von solchen Liedern, wie von den mythologischen viel verloren sein, z. B. von Högni und Hedin, u. a., wovon noch Auszüge in der jüngeren Edda. Vielleicht bestand früher auch die Hervarar-Saga mehr aus dergleichen Liedern, zu denen sie sich etwa verhielt, wie die Volsunga-Saga zu den noch übrigen.

drücke (z. B. für König, Held, Hort) und wirkliche Anspielungen in die ganze Nordische Poesie übergegangen.

So merkwürdig der Inhalt, ist auch die Gestalt dieser Lieder. Sie fügen sich rhapsodisch an einander und sind vermuthlich von verschiedenen Verfassern. Ungeachtet der großen Gleichartigkeit unter sich, welche sie mit aller epischen Volkspoesie gemein haben, ist doch schon eine gewisse Verschiedenheit der Darstellung bemerklich, z. B. in den hinteren, auch zum Theil in längeren Versen gedichteten Liedern von Gudrun u. Atli (S. 76. meiner Ausg.).

Sodann findet sich auch, daß einige Lieder über denselben Inhalt gehen, meist zwar sich fortsetzend und ergänzend, auch wol ausdrücklich auf einander beziehend, dabei aber manches, im Auszuge, ja stellenweise fast wörtlich wiederholend, und sich selbständig abzuschließen strebend. So setzt das zweite Lied von Helgi dem Hundingstödter (S. 20.) das erste (S. 13.) fort, wiederholt aber vieles, mit andern Worten und Umständen, aus diesem, auf welches es sich auch zweimal (S. 22. 23.) beruft, und auch zwei ganze Strophen davon (S. 24. vgl. S. 18.) aufnimmt. 3) Von Sigurds Tode scheinen zwei verschiedene

3) Ich bemerke hiebei, daß diese 2 Str. sammt den 4 vorhergehenden, offenbar S. 23. hinter ritath hinauf

Lieder vorhanden gewesen: ein längeres, von welchem nur noch, wegen der bekannten Lücke in der Handschrift, die in Sigurds und Brynhilds Gespräch abbricht, vier Strophen in der Volsunga-Saga (Kap. 36. 38. 39.) übrig sind, zu welchem aber das Bruchstück eben dieses Inhaltes (S. 48-50.) nicht zu gehören scheint; und ein kürzeres, welches sich selber (S. 54.) also nennt, und zum Theil dasselbe mit jenem Bruchstücke, nur etwas anders, erzählt: dabei hebt es von Sigurds Ankunft bei den Niflungen an, so daß dadurch jene Lücke beinahe ganz ausgefüllt wird. Ferner sind zwei solche Lieder da von Atli's Verrath an den Niflungen und seinem Tode, ein kürzeres (S. 76.), das am Ende auf das folgende längere (S. 81.) verweiset, welches dasselbe ausführlich erzählt. Endlich setzen die beiden Lieder von Gudrun's Rache an Jormunrek und dem Fall ihrer Söhne, (S. 92. 95.) sich zwar fort, aber das letzte leitet wieder mit dem Inhalte des vorhergehenden ein, und wiederholt zwei ganze Strophen daraus (S. 95-96. aus S. 93).

---

hinauf gehören. Sie sehen aus wie ein Nachtrag und Variazion der angezogenen Stelle (wie S. 22. schon eine dergleichen von S. 15. vorkömmt), und sind vielleicht auch in der alten Handschrift nachgetragen, und dadurch in meiner Abschrift, wo sie so folget, wie sie abgedruckt steht, an die unrechte Stelle gekommen.

Demnächst erscheinen manche Stücke nur wie Bruchstücke, wo nur wenige Verse angeführt und durch prosaische Sätze verbunden werden (S. 37-38. 46.), so daß sie sich gar nicht recht in Lieder abtheilen lassen. Auch ist es wohl gewiß, daß diese prosaischen Einleitungen und Zwischensätze, zum Theil aus Sagen und Erinnerung von verlorenen Liedern genommen, uns diese ersetzen müssen. So scheint es von Volsungs und Sigmunds Thaten und Sinfiotli's Ende, wovon nur (S. 28.) eine kurze prosaische Erzählung eingeschaltet ist, lange Lieder gegeben zu haben, denen die Volsunga-Saga ausführlich nacherzählt, und auch noch (Kap. 13.) eine Halbstrophe daraus anführt. Oft sind diese Prosa-Stellen sichtbarlich bloß zur Erläuterung der Verse später hinzugefügt, und erzählen auch wol bei dem einen Liede, was in einem andern noch vorkömmt (z. B. 64-65. vgl. mit S. 76. ff.); so wie auch alle vorgedachten Beziehungen der Lieder auf einander, nur in dieser Prosa enthalten sind. Und darin kömmt bei Sigurds Tod (S. 51.) auch die merkwürdige Stelle vor, wo auf andere abweichende Sagen, davon und besonders auf die bei den Deutschen, daß Sigurd im Walde, und nicht im Gemache, erschlagen worden, Bezug genommen wird; und einer anderen dieser Abweichungen, daß

Sigurd

Sigurd auf einer Fahrt ermordet worden, folgt auch ein Lied (S. 65.).

Kurz, diese ganze Zusammensetzung verräth deutlich die Hand des Sammlers und Anordners. Und diesen mag man wol für den Sämund (um 1100.) halten, dem die Ueberlieferung die ganze ältere Edda beilegt; zumal, da er auch auf seinen Reisen die Deutsche Sage vernehmen konnte, und selbst in Cöln oder Mainz am Rhein, dem Sitz der Nibelungen auch in der Nordischen Sage, drei Jahre lang studirt haben soll 4).

Diese Sammlung ist aber auch keineswegs für vollständig anzusehen, wie schon die aus der Volsunga-Saga bemerkten Strophen beweisen. Dazu kommen noch die, freilich später angefügten, auch in einer andern Weise gedichteten Stücke der Ragnar-Lodbroks-Saga, besonders die von seiner Vermählung mit Aslauga, Sigurds Tochter, und sein bekannter großer Todesgesang. Auch wissen wir, daß einer der ältesten Skalden, Bragi der Alte, Bedda's Sohn 5), welcher lange bei Ragnar Lod-

4) Arnae Magnaei vita Saemundi, p. II. XXVI. vor der Edda Saemund. T. I.

5) Er eröffnet als Ragnars Skalde die Reihe in dem alten Skalden-Verzeichniß bei Wormii Lit. Run. p. 220. "Bragde skald, senior Boddae filius", hinter einigen Königen, die auch Skalden waren, und dicht vor ihm stehen Ragnar Lodbrok, Aslauga and alle ihre Söhne, die in der Ragnar Lodbr.

brok (ſt. 794.) lebte, eine Drapa oder groſſes ausführliches Ehrengedicht von Aslauga's Ahnen machte, von welchem noch ein groſſes Stück, namentlich 5 Strophen von Sörli und Hamder [6]), in den Kenningar, vorhanden ſind; und wozu vermuthlich auch die Brynhilden betreffende Strophe, in der alten orthographiſchen Abhandlung bei den Kenningar [7]), gehört. Da eine ſolche Drapa gewöhnlich in Drott-kvädi (Königsweiſe) iſt, [8]) ſcheint dieſes Gedicht überhaupt mehr in die Reihe der in derſelben Weiſe gedichteten Stücke der Ragnar Lodbr. Saga, als der eigentlichen Edda-Lieder, zu gehören; und dieſes ſpricht ſehr dafür,

---

Saga an bedeutenden Stellen auch ſämmtlich in Verſen (Viſur) ſprechen. So ſteht er auch in dem aus der Upſaler Hdſ. der jüng. Edda genommenen Skalda-tal, hinter Peringſkiolds Ausg. der Heimskringla. In dem Verzeichniß in Müllers Aſalehre, S. 79. ſteht Bragi der Alte (vgl. S. 46.) als der zweite, nach Biarki. In dem alten Anhang der Hervarar-Saga, der Suhmiſchen Ausg. S. 224. wird Bragi auch noch der Skalde Biörns, Ragnars Sohnes, der Schweden erbte, genannt.

6) Vgl. meine Einleit. zu den Edda-Liedern, S. VI. XCVII. CIII. und dieſe ſelber S. 92.

7) Müllers Aſalehre, S. 40.

8) Die Drapa iſt dem Flokr, einem kürzeren Lobgeſang von wenigen Strophen, entgegen geſetzt. Vgl. Raſk's Isländiſche Sprachlehre, S. 231.

für, dem Bragi, mit Suhm, auch den Todesgesang Ragnars 9) beizulegen. Die Eddaz Lieder aber zeugen in aller Rücksicht von einem höheren Alter, als dieser, und ohne Zweifel ist also auch ihre jetzige Darstellung, wie ihr Inhalt, schon vor 800. zu setzen. — Späterhin, um das Jahr 1000. ließ der Norwegische König Olaf Helgi den Skalden Torfinn 10) von Sigurds Kampf mit dem Lindwurm, der auf einem Umhang gewirkt war, ein Lied dichten, welches noch im Flateyschen Kodex aufbehalten ist 11).

Die jetzige Folge der Edda-Lieder zeigt gleichfalls ihre nachmalige Zusammenfügung. Das Lied von Helgi Hiorvarths Sohn ist wol nur durch

9) Dieser heißt in der Volsunga-Saga und in Worms Abdr. auch Biarka-mal, und Worm erklärt solche Benennung daher, weil er in der Art dieses Skalden gedichtet worden. Dieß kann aber nicht von der strophischen Form zu verstehen sein, da diese in den wirklichen Biarka-mal (vgl. Einl. S. VIII.) Fornyrda-lag ist, sondern von dem Inhalte, daß beide, Todesgesänge von Helden sind. Da Biarki den seinen so wenig gemacht haben kann, als Ragnar den seinen, auch sonst kein Skalde war, so steht er in Müllers Asalehre, S. 79. wol nur uneigentlich als Skalde aufgeführt.

10) In dem Verzeichniß bei Worm ist er unter den 10 Skalden Olafs H. der fünfte: Thorfinnus Munnur.

11) Vgl. meine Einl. zu den E. L. S. IX. Von diesem Kodex giebt schon Nic. Pet. Sibbern bibl. hist.

durch den Abschreiber unrichtig zwischen die beiden von Helgi Hundingsbani gesetzt, weßhalb ich es auch unbedenklich umgestellt habe [12]): doch bald nach der obengedachten Lücke scheint eine unrichtige Folge. Zwar kennen wir das Verlorene nicht, aber jetzt würden wir gern das noch vollständige Lied von Sigurds Tod (S. 54.), auf die Lücke, oder auf das Bruchstück darnach (S. 50.) folgen lassen, und das Lied von Gudrun's Leid (S. 51.) vor die folgenden Lieder von ihr (S. 64.) setzen, wenn dieses letzte nicht durch die prosaische Einleitung und Schluß ausdrücklich mit jenem zusammen gefügt wäre, und überdem diese Lieder (wie oben

---

hist. Dano-Norveg. (Hamb. et Lipſ. 1716. 8.) p. 85. ausführliche Nachricht: er ward auf der Insel Flatey bei Island entdeckt und in die Königl. Bibl. zu Kopenh. gebracht; ist auf Pera. (nach Gunlaugs-Saga, S. 15. not. 11., 1387. geschrieben), und enthält unter andern: Olafs Tryggvaſ. und Olafs H. Saga; Origines Norveg. (vgl. Einl. S. III.; sie stehen auch hinter der Skalholter Ausgabe der Olafs Tryggvaſ. Saga, mit dem in Biörners Abdruck ausgelassenen Schlusse, daß dieß „Flateyar Kongabok" im J. 1387. geschrieben worden); die Schlacht bei Stiklastad (wol ein Stück der Olaf. H. Saga; vgl. Einl. S. VII.); ein Gedicht auf Jon Lopts Sohn, Sämunds Enkel; und Orkneyinga-Saga. Vgl. Anmerk. 1.

12) Vgl. Einleit. S XXXV. XCV. Die Prosa vor dem zweiten Liede sagt ausdrücklich, daß Helgi Hundingsbani nach Helgi Herrarths Sohn genannt werden.

oben gezeigt ist) nicht auch durch ihren Inhalt zum Theil über und durch einander hinliefen, und doch in keine genau eingreifende Folge zu bringen wären. Ich habe sie also in ihrer alten Zusammensetzung belassen.

Die prosaischen Sätze, welche sie solchergestalt verbinden, gehören freilich zum Theil gewiß ursprünglich zu ihrer eigenthümlichen Darstellung; ganz wie bei den mythologischen Liedern, die dergleichen auch haben, ohne aber dadurch ebenso unter einander verbunden zu sein, wie die Rhapsodien dieses großen Epos, indem sie einzeln mehr ein selbstständiges Ganzes bilden. Als ein solches steht auch hier das Völunds-Lied (S. 1.) da, obwohl zu demselben noch mehre Lieder gehört haben könnten.

Diese Lieder haben ferner, (außer den vorbemerkten ganzen entlehnten Strophen) viele Ausdrücke, Wendungen, Sätze und Verse, als rhapsodisches Gesammtgut der alten epischen Sprache, nicht nur unter sich (z. B. ein Vers, S. 41. 42. 53., ein anderer S. 41. 44.; zwei V., S. 14. 40.; zwei andere, S. 5. 72.; zwei andre. S. 54. 57.; zwei andre S. 49. 56. 59.; vier Verse, S. 53. 65. u. a. m.), sondern dergleichen auch mit den mythologischen Liedern gemein: z. B. die mehrmals wiederkehrende Anrede Sigurds an Fafnir (S. 41.

41.) ist wörtlich dieselbe, welche in Vafthrudnis-mal, Str. 26., und ebd. öfter etwas verändert, vorkömmt; der Liederanfang, S. 13. 51. 54. steht auch in Voluspa, Str. 3., und mehre Str. und V. (S. 48.) in Hava-mal, Str. 111 - 12. ꝛc.

Ebenso ist auch die strophische Form dieser Lieder ganz die der mythologischen, das älteste Fornyrda-lag, welches ich in der Vorrede zu der Urschrift, nach seinen beiden Arten, umständlich erläutert habe, und nur noch hinzufüge, daß zuweilen beide Weisen in demselben Liede, ja Strophe, mit einander abwechseln (S. 9. 39. 46. 84, wie in Grimnis-mal), und hie und da mehre solche Verse, wie der dritte und letzte der sechszeiligen Strophe, dicht auf einander folgen, z. B. S. 10. 47.

Damit hängt genau zusammen, daß auch die Sprache und Wortfügung dieser Lieder nicht minder alterthümlich, einfach und ungezwungen ist, als in den mythologischen. Dagegen die, meist auch späteren Lieder in den künstlicheren Reimen, selbst schon im Drottkvädi (man vgl. z. B. Ragnars Todesgesang), viel schwerer und verwickelter sind, und zuletzt, mit ganz überkünstelter Form, zu wahren Räthseln erstarren. Dabei ermangeln unsere Lieder doch nicht einer kühnen, bilderreichen und wahrhaft poetischen Sprache und Wortstellung, so

wie

wie sie nicht minder, hiedurch und durch die fast antike Kürze, ihre Schwierigkeiten haben.

Endlich so ist die ganze Darstellungsweise eben wie in den übrigen Edda-Liedern, d. h. weniger episch als lyrisch und dramatisch. Die Erzählungen sind gern den sie betreffenden Personen selber in den Mund gelegt, als Erinnerung (z. B. Regins Erzählung, S. 36.; Gudrun's u. Oddruns Klage, S. 51. 73. 94. und ihre Gespräch mit Atli, S. 80. 89.), oder als Verkündigung (z. B. Gripirs, S. 30.; Fafnirs, S. 41.; Brynhilds, S. 50. 60.), und meist in Gesprächen, zu welchen die prosaischen Prologe und Sätze, die nicht bloß Ausfüllung des Sammlers sind, als Exposizion und nöthige Bezeichnung des Ortes, der Zeit und Veranlassung erscheinen. Mit diesem eigenthümlichen ahnungsvollen und prophetischen Grundzuge, der in Volu-spa u. Loka-senna am tiefsten erscheint, und dem die dramatische Form so sehr eignet, verbindet sich eine gewisse Neigung zum Lehrhaften: z. B. in Loki's Gespräch mit Andvari (S. 36.), Sigurds mit Fafnir (S. 41.), Brynhilds Runenlehre (S. 46.) und Sittensprüche (S. 48.); wie es denn dergleichen ganze mythologische Lieder giebt, z. B. Alvis-mal, Hyndlu-lioth, Runa-Capitel und Hava-mal.

Die

Die nachfolgende, bei der Urschrift versprochene Verdeutschung versucht nun, diese Lieder sowohl in der eben dargelegten innern Eigenthümlichkeit als in ihrer äußeren Form, getreu wiederzugeben. Die alterthümliche Freiheit ihrer acht- und sechszeiligen Strophen läßt zuweilen auch die Alliterazion an weniger bedeutenden Wörtern erscheinen. Noch unmerklicher tritt sie für uns bei den sämmtlich auf einander gereimten Selbstlauten hervor. Für diese sind hier so viel als möglich die Mitlauter, als der eigentliche Nordische Buchstabenreim, gesetzt, sonst aber nur dieselben Selbstlaute auf einander gereimt.

Hiebei muß noch etwas über die Abtheilung der Verse gesagt werden. In den ältesten Handschriften, soweit sie aus den Schriftproben bei der Kopenhagener Ausgabe vorliegen, sind die Strophen nicht abgesetzt, sondern nur durch Punkte und große Buchstaben bezeichnet, und bei der achtzeiligen Strophe die Verse weiter gar nicht, bei der sechszeiligen nur die Halbstrophen durch einen Punkt unterschieden; so wie in den Altdeutschen Handschriften, und noch in den Gesangbüchern und Volksliedern, nur die Strophen abgesetzt sind. Dieß deutet ganz richtig an, daß erst die vollendete Strophe dem einfach wiederkehrenden

Verse,

Verse, entspricht. 13) Solchen, eigentlich nur antiken, ſtätig wiederholten Metren, wie der Hexameter und Jambe, iſt bei uns der Reim, d. i. das Reimpaar, gleich zu ſetzen; und ſo ſteht auch z. B. in den Handſchriften des Otfried, immer ein ſolches Reimpaar auf Einer Zeile, doch mit einem Punkt in der Mitte; in andern Handſchriften ſind zwar alle Reime abgeſetzt, aber abwechſelnd mit kleinen Buchſtaben eingerückt, anzuzeigen, daß je zwei zuſammen gehören. 14) Was nun dieſe Reimpaare bei uns, ſind in der Alliterazion, welche nur ein umgekehrter, zu Anfang des Verſes, wie des Wortes, geſtellter Reim iſt, die ohne ſtrophiſche Abtheilung fortlaufenden alliterirenden Verspaare. Dieſe finden ſich hauptſächtlich nur in den Angelſächſiſchen Gedichten, und die Handſchriften davon ſind durchgehends wie Proſa geſchrieben, mit einem Punkt hinter jedem Verſe 15). Man hat ſie daher, ſo wie

13) Daher auch annoch wol Vers für Strophe gebraucht wird, ſo wie beide urſprünglich gleichbedeutend ſind.

14) z. B. in der Münchener Hdſ. der Klage; dagegen in der St. Galler, wie in manchen andern Hdſſ., alles wie Proſa, nur mit Punkten hinter den Reimen, geſchrieben iſt.

15) Vgl. Hickesii Gram. Anglo-Sax. cap. 23. wo alle Verſe darnach abgeſetzt und punktirt ſtehen

wie unsere Reime, einzeln abgesetzt; obwohl sie in den spätern alliterirenden Gedichten des Engländers Plowman (s. Warton's hist. of Engl. poet. Vol. I.) gepaart auf Einer Zeile erscheinen. In der Altnordischen Poesie kommen nur einzele solche in Verspaaren fortschreitende Stellen vor (z. B. hier in den Edda-Liedern, S. 46. 47.). Die Absetzung der einzelen Verse ward aber überhaupt allgemeiner, weil ihre Paare in zwei so entschiedene Hälften zerfallen, durch den Abschnitt und durch den Reim; und ebenso durch die Alliterazion, besonders die alte in diesen Liedern hier, welche meist nur zwei Reimbuchstaben hat; dagegen die spätere Form regelmäßig drei Reimbuchstaben, zwei im ersten und einen im zweiten Verse, an bestimmte Stelle, setzt (so auch bei Plowman), durch welche Ungleichheit beide Verse freilich strenger zu Einem verbunden werden.

Die

---

ben (wie in Müllers Sammlung die Reime). Ebd. p. 189. und Gram. Franco-Theot. p. 101. wird von der Gottonischen Evangelienharmonie bemerkt, daß sie diese metrischen Punkte vernachläßige. Häufiger, aber doch auch sehr ungenau, stehen sie in der Münchener Hds. dieses Werkes. Wenige, zum Theil noch unrichtige Spuren davon hat das Casseler Bruchstück von Hildebrand (vgl. die Schriftprobe in Eccardi Franc. Or. I. 864.). In dem Wessobrunner Gebet (Bragur, V. 1. S. 118.) stehen die Punkte bald hinter den einzelen Versen, bald hinter den Verspaaren.

Die Alliterazion, welche in der Angelsächsischen Poesie, so viel wir noch wissen, durchweg nur in fortlaufenden Verspaaren erscheint, ist dagegen in der Nordischen überall nur in Strophe und Lied [16]) zusammengefügt; und es ist eben ein bedeutender Unterschied, daß die Altnordische Poesie fast überall aus kurzen, volksmäßigen, zum Gesang bestimmten, mythischen und historischen Liedern, die Angelsächsische dagegen nur aus Prosa-ähnlichen Chroniken und gelehrten, zum Lesen bestimmten Uebersetzungen Lateinischer christlicher und philosophischer Bücher, besteht. Die älteste und einfachste achtzeilige Nordische Strophe zerfällt zwar in vier gleiche unverschränkte Reimpaare, aber so wie sie dem Inhalt und Sinne nach meist ein kleines Ganzes bilden, so wurden sie durch die Sangweise gewiß auch melodisch zusammen gehalten; [17]) daher auch die

16) Lied ist das Altdeutsche Wort für Strophe (vgl. den Grundr. zur Gesch. der Deut. Poesie, S. 22. 47.), daher es auch noch meist nur von strophischen Gedichten gebraucht wird.

17) Welche denn auch wol die Ungleichheiten der einzelen Verse, so wie der um eins oder mehre Verspaare verlängerten oder verkürzten Strophen, durch Wiederholung der Töne oder Worte, ausglich; ja selbst vielleicht die vorbemerkten Stellen dieser Lieder, S. 46.47. Aehnliche Stellen s. bei Olaffen, om

die Handschrift uns diese Strophe ohne innere Abtheilung darstellt. Die Altnordische Verslehre theilte die Strophe (Erendi, Visa, Staka) in Hälften (Helmingr) und Viertel (Fiordungr); und Olaffen [18]) giebt an, daß die zwei Verse dieses Viertels, die er als Hemistichien betrachtet und Vorder- und Hinterglied nennet, durch einen melodischen Satz zusammenhingen. Die alte Verslehre theilt aber die Strophe weiter in einzele Verse (Ord und Mal, d. i. Wort und Spruch), welche der Reimzeile (Hending) gleichgesetzt werden. Dieß letzte bewährt sich auch dadurch, daß bei den gereimten Versarten die innern Reime in einem und demselben kurzen Verse enthalten, und die Schlußreime diesen einzelen Versen, und nicht etwa den Verspaaren, angefügt sind. Diese auch durch einen Abschnitt getrennten Verse sind demnach ganz als unsere Reime anzusehen, und daher ebenfalls lieber abzusetzen, als zu verbinden. Denn diese kurzen alliterirenden

Nordens gamle Digtekonst, S. 24. Hier wird gesagt, daß jede zwei Halbstrophen in demselben wiederholten Tone gesungen worden. Dadurch wären sie aber wirklich in 2 Strophen zerfallen. Aehnlich mochten sie wohl sein, wie noch bei vielen, besonders Volksweisen der erste und zweite Satz.

18) S. 25. Vgl. Rask, Isländ. Sprachl. S. 211.

tirenden Verspaare sind nicht so wohl mit unsern langen Reimpaaren in der Strophe der Nibelungen zu vergleichen, als vielmehr nur mit den kurzen Reimpaaren, in der Klage und vielen andern Gedichten, welche früher auch zu Strophen verbunden erscheinen, z. B. zu vierzeiligen im Otfried und dem Fränkischen Siegesliede. Und besonders in dem letzten erinnern auch die kurze Rhythmen an die in Fornyrda-lag. Diese vierreimige Strophe kömmt auch später wieder in Deutschen und Dänischen [19]) Liedern vor. Als einen Uebergang von dieser kurzen zu jener langen Strophe kann man freilich die längeren Reimverse ansehen, welche in alten, besonders Niederdeutschen Gedichten, so wie in Altspanischen, Französischen und Englischen, zum Theil mit kürzeren Reimen vermischt, noch ohne weitere bestimte Gliederung erscheinen [20]), und woraus sich

19) z. B. Kämpeviſ. I. 16. Elskovsviſ. 24. mit Rundreimen. Wunderhorn, I. 21. 37. 44. 61. 64. 178. 259. 274.

20) Schon im Anno, Rother und Karl d. Gr. wechseln häufig längere Verse, und vorherrschend sind sie in dem historischen Ged. vom Kloster Gandersheim (Leibnitii script. rer. Brunsv. T.) Dieß scheint auch in der alten Jütländischen Reimchronik, nach der Stelle in Vedels Anmerk. zu Kämpeviſ.

sich durch einen regelmäßigen Abschnitt und strophische und melodische Absonderung Eines Reimpaares [21]) der Hauptton der Spanischen, Englischen und Dänischen, und auch der Deutschen Romanze, [22]) so wie durch solche Verbindung zweier Reimpaare die Stanze der Ni-

---

pevis. I. 3. Ein solches Altengl. Gedicht vgl. Bragur, III. 504. Die altspanischen Gedichte vom Cid und Alexander haben mit den Altfranzösischen die häufige Wiederholung eines Reimes gemein. — Aehnlich, und auch ohne regelmäßigen Abschnitt und strophische Verbindung, scheinen die langen Persischen Reimpaare, Beit's genannt, in Ferdusi's Schahnameh (Heldenbuch). Vgl. Fr. Schlegels Europa, II. 42.; dagegen die fast noch längeren Altindischen Sloca's wirklich schon eine vierzeilige Strophe, es scheint auf denselben Reim, bilden. Vgl. Fr. Majers Uebers. von Jajadeva's Gita-Govinda, S. 83.

21) Schon durch die letzte ohne den Abschnitt, aber mit einem oder zweien Rundreimen, entstand ein anderer Hauptton der Dänischen und Englischen Romanze, der auch in einigen Deutschen vorkömmt. Wunderh. I. 19. 34. 151. 395. Umgekehrt, nur durch den Abschnitt ohne strophische Absonderung, blieb der Alexandriner stehen, welcher sich freilich später noch durch Wechsel der männlichen und weiblichen Reimpaare zu einer Art von vierzeiligen Strophen machte.

22) Die Spanische unterscheidet sich nur durch den trochäischen Gang und die durchgehende Assonanz, welche sich schon in den seitenlang wiederkehrenden Reimen des Cid ankündigt. Die Englische und Dänische Ballade hat die reimlosen Halbverse gewöhnlich vierfüßig mit männlichem Abschnitt. Ebenso auch im Deutschen: Wunderh. I. 15. 50. 22. 86. 210. 220. 255. 257. 276. Andere sind wirklich

belungen gebildet hat. Wenn aber diese Strophen auch sämmtlich nach den Reimen in langen Versen abgesetzt werden können: so hat die vierzeilige Abtheilung doch auch das für sich, daß der Abschnitt offenbar zum Reime hinstrebt, und in manchen Liedern auch entschieden als Reim auftritt 23), und solche verschränkte vierreimige Strophe, so wie die achtreimige aus dem Nibelungen-Vers gebildete Stanze, doch gewiß nicht anders als nach ihren Reimen abzusetzen ist. Jene langen, hauptsächlich nur durch den Abschnitt getheilten Reimpaare können also nicht etwa zum Vorbild bei der Abtheilung der kurzen Alliterazionspaare dienen.

Was bisher von dem achtzeiligen Fornyrda-lag gesagt ist, gilt auch von den entsprechenden Theilen des sechszeiligen. Daß dieses in der Handschrift in der Mitte einen Punkt hat, rührt wol daher, weil es durch den längern dritten und sechsten Vers deutlicher in zwei Sätze zerfällt. Da diese beiden Verse ohne Abschnitte sind, so können sie natürlich nicht

---

wirklich ganz den Halbstrophen der Nibelungen gleich. Wunderh. I. 46. 63. 70. 236. 139. 242. 282. 349.

23) Percy, B. I. 1. II. 2. III. 11. Kämpeviſ. II. 23. Wunderh. I. 58. 114. 192. 277. 339.

getheilt werden; auch durch ihre innere Alliterazion nicht, weil diese meist in den letzten Wörtern dicht auf einander folgt: so wie bey den Reimversen wol der Reim in Einer Zeile am Ende zusammenschlägt.

Zwar hat schon Resenius in seiner Ausgabe von Volu-spa und Hava-mal die Abtheilung nach langen Doppelversen eingeführt, aber alle übrigen Herausgeber, insonderheit auch die des ersten Theils der Edda-Lieder, haben die kurzen Verspaare vorgezogen, und sie werden wol noch jetzt also gedichtet. Demnach, und aus den dargelegten Gründen, habe auch ich diese Abtheilung, so wohl in der Urschrift, als hier in der Uebersetzung, beibehalten.

Bei dieser Uebersetzung habe ich natürlich alle mir nur erreichbaren Hülfsmittel aufgeboten. Es ist aber bekannt, daß diese im Allgemeinen noch sehr unzulänglich sind: und obgleich kürzlich durch Rask für die Sprachlehre gründlich gesorgt ist, so fehlt es doch immer noch an einem umfassenden Wörterbuche, u. Olaffens Ergänzungen zum Ihre werden schon lange vergeblich erwartet; so daß die allerdings treflichen Glossare einzeler Nordischer Werke, besonders zum ersten Theil der Edda-Lieder, zur Nials-, Gunlaugs-Saga, Landnama-bok, zu Olaffens Preisschrift ꝛc. neben Orm's und Verel's Wörterbüchern, aushelfen müssen.

Insonderheit nun für diese von mir zuerst herausgegebenen Lieder war fast gar nichts vorgearbeitet, und außer den in der prosaischen Edda, der Volsunga- und Nornagests-Saga vorkommenden Stücken, und Gräters Anfang einer Ausgabe des Liedes von Helgi Hiorvarths Sohn, und freier Uebersetzung des Wölunds-Liedes (ohne den Prolog), beschränkte sich alles nur auf einzele gelegentlich angeführte und erklärte Stellen: wie ich solches alles in den Anmerkungen nachgewiesen habe.

Bei den mannichfaltig abweichenden Lesarten, besonders in der Volsunga- und Nornagests-Saga, bin ich zwar meist dem Texte meiner Ausgabe der Edda-Lieder selber gefolgt, welcher im Ganzen offenbar auch der älteste und beste ist: dennoch ist alles sorgfältig verglichen, da es doch zur Erklärung oder Bestätigung diente, und wo ich einigemal abgewichen, habe ich es angezeigt. In den Anmerkungen habe ich auch die anderweitig nöthigen alterthümlichen und mythischen Erläuterungen gegeben, und hinten einige Berichtigungen der Urschrift angehängt. Damit man auch in dieser leicht alles wiederfinden könne, sind die Seitenzahlen derselben an den Rand gesetzt.

Außerdem habe ich die in der Urschrift sich nicht überall deutlich genug darstellende Abtheilung der einzelen Lieder mit kurzen Ueberschriften durchgeführt und sie, so wie die Stro-

phen, beziffert; deßgleichen die häufig fehlende Angabe der sprechenden Personen hinzugefügt: alles dieß aber mit Klammern bezeichnet. Die Namen sind in der Nordischen Schreibart gelassen, da hier die Dichtung ganz in der eigenthümlich Nordischen Gestaltung erscheint.

In der Verdeutschung selber habe ich manche alterthümliche Ausdrücke und Wendungen, oder bekannte in alter Bedeutung gebraucht, zumal wenn sie der Altnordischen entsprechen, und solche lieber erklären, als vermeiden wollen. — Wenn ich manchmal geirrt oder durchgegriffen habe, so möge man bedenken, daß selbst die gelehrten und eingeborenen Bearbeiter des ersten Theils der Edda-Lieder, bei mancherlei Vorarbeiten und Vergleichung der Handschriften, keinesweges alles auf's Reine gebracht haben. Der Grund davon liegt zum Theil in der Sache, indem diese uralten Denkmale doch nur als hieroglyphische Bruchstücke eines großen mythischen Kreises vor uns stehen; zum Theil liegt es auch in der zum Lyrischen und Räthselhaften geneigten Darstellung, und in der Sprache. Der letzten, in ihrer vollkommeneren Flexion (des Passivums, der doppelten Deklinazion ꝛc.) und dadurch möglichen Kürze des Abdrucks und Freiheit der Wortstellung, so wie in der Volltönigkeit selbst der Biegungen, und der Form vieler Wörter und manchen bei uns ausgegangenen Wurzeln, merkt man es

deutlich an, daß sie den antiken Schwestern der Germanischen Ursprache noch weit näher steht, als unsere Deutsche Mundart: und dieß schon, so wie auf der andern Seite die Einsylbigkeit (wegen der mangelnden Präfixa) macht sie fremd und schwierig, und mehr noch für uns, als für ihre Nordischen Töchter, die noch so manches von ihr geerbt haben. Dazu kömmt noch der ungeheure Abstand der Altnordischen Poesie von der Prosa, welche erste alle jene Eigenheiten noch aufs kühnste gebraucht und steigert: so daß sich schon in der jüngeren Edda eine Poetik (wie Metrik) bildete, welche durch ihre Künstlichkeit, und noch mehr durch ihre Begründung auf die Mythologie, sich von allen ähnlichen neueren Erscheinungen, (z. B. die Meistersänger-Tabulatur) bedeutend unterscheidet. Und so geschah es, daß die Altnordische Poesie sich zur Prosa verhält, fast wie Pindar und die dramatischen Chöre zu Herodot und Homer, und man schon viel in dieser geläufig kann gelesen haben, ohne von jener etwas zu verstehen. Ob zwar die ältesten Edda-Lieder noch nicht die später übertriebene Künstlichkeit an sich tragen, so giebt es doch schon, besonders unter den mythologischen, einige (z. B. Hrafnagaldr Othins, Fiölsvinns-mal), von denen man oft kaum mehr als die einzelen Worte versteht. Und aus denselben Gründen wird auch in diesen

Eddaischen Helden-Liedern vor der Hand noch manche Stelle dunkel bleiben.

Diese zum Fabelkreis des Heldenbuchs und der Nibelungen gehörigen Lieder sind nun, nach meiner Abtheilung, sämmtlich folgende:

I. Das Völunds-Lied.
II. Helgi Hiorvarths Sohn und Svava.
III. Helgi der Hundingstödter. Erstes Lied: Hundings Tod.
IV. Zweites Lied *): Helgi und Sigrun.
V. Gripirs Weissagung.
VI. Ursprung des Niflungen-Hortes.
VII. Sigurths Rache an den Hundingen.
VIII. Fafnirs Tod.

IX.

*) Das alte Volsungen-Lied, aus dem hier (S. 22.) eine Stelle eingefügt wird, hatte vielleicht den oben, S. 278. angedeuteten Umfang und erzählte auch von Volsung, Sigmund und Sinfiötli: daß es von dem ersten Helgi's-Liede verschieden war, zeigt eben jene nicht darin vorkommende Stelle. — Das am Schluß (S. 28.) gedachte Lied von Kara und dem dritten Helgi, der Haddingen Mann benannt, scheint ganz verloren gegangen zu sein und kennt man auch nicht einmal mehr dem Inhalte nach.

IX. Sigurth und Brynhild.
X. Bruchstück von Sigurths Tod.
XI. Guthrun's Klage um Sigurth.
XII. Brynhilds Tod.
XIII. Brynhilds Fahrt zu He
XIV. Guthrun und Atli.
XV. Herkia und Guthrun.
XVI. Oddrun's Klage.
XVII. Der Niflungen und Atli's Tod. Erstes Lied.
XVIII. Zweites, längeres Lied. **)
XIX. Guthrun's Klage um Svanhild.
XX. Hamthirs Tod.

Gewissermaßen gehört auch noch das schon im ersten Theile der Edda stehende ganz genealogische Hyndlu-Lied in diese Reihe, indem es, ähnlich den Altnordischen Stammbäumen, hauptsächlich diesen weit ausgebreiteten und berühmtesten Heldenstamm darstellt.

**) Nornageſt singt (Kap. 2.), vor Olaf Tryggv. zur Harfe auch Gunnars Weiſe (slag) und Guthruns Lied das alte, die zuvor noch keiner gehört hatte. Das letzte ist Nr. XIV., das der Prolog zu XI. ebenso nennt. Gunnars Lied ist das S. 65. 79. 88. erwähnte, und scheint auch verloren, aber das Vorbild von Ragnars Todesgesang.

Es folgen hier nun, mit Uebergehung von Nr. V., die unsern Nibelungen entsprechen den Lieder.

(VI) Der Niflungen Hort.

36.

Sigurth ging zu Hialpreks Stall, und erkor sich einen Hengst, der seitdem Grani [1]) genannt ward. Da war Regin, Hreithmars Sohn zu Hialprek kommen; der war geschickter als jedermann, und ein Zwerg von Wuchse; er war weise, grimmig und zauberkundig. Regin ward Sigurths Pfleger und Lehrer und liebte ihn sehr. Er sagte Sigurthen von seinen Vorältern, und von den Begebenheiten, daß Othin, Hänir und Loki [2]) zu Andvari's 3) Wasser-

1) Vermuthlich weil er grau (grà) war, wie S. 49. gesagt wird, deßgleichen Volf. Sag. 22., wo die Art wie Sigurd' dieß Roß durch Othin erhält, näher erzählt ist. Vgl. Wilk. Sag. 17. 148. In dem zweiten Kämpeviſ. von Grimild heißt Hagens Roß ein „Ganger graa„.

2) Hänir ist einer der 12 Asen (Edda, Fab. 50.) und ward einst für Niörd den Vanen zu Geisel gegeben (Fab. 21.). Loki, ein Riesensohn, der böse und listigste der Asen, denen er (wie Prometheus) ihren Untergang weissagt (in dem Aristophanischen Edda-Lied Loka-senna). Seine Geschichte ist ein Haupttheil der j. Edda. Eine seiner Verwandlungen, in einen Floh, erzählt nur die Olaf Tryggv. Saga, Th. 2. Kap. 17. der Skalholter Ausg. Zuletzt, vor den Asen fliehend, verwandelt er sich auch in einen Lachs, wird aber gefangen und leidet eine ähnliche Pein wie Prometheus

(auf

Wasserfall kommen wären: „In dem Wasserfalle war eine Fülle von Fischen. Ein Zwerg hieß Andvari, der war lange in diesem Wasserfalle in Hechts Gestalt, und fing sich da Nahrung. Otur hieß unser Bruder (sprach Regin), der oft in Otters Gestalt in den Wasserfall fuhr. 4) Er hatte einen Lachs gefangen, und saß am Stromes-Ufer und aß blinzelnd. Loki warf ihn mit einem Steine zu Tode. Die Asen däuchten sich gar glücklich gewesen zu sein, und zogen den Balg von dem Otter. Denselben Abend suchten sie Herberge bei

---

(auf den auch sein Name Lohe, Feuer, deutet), bis er mit seinem furchtbaren Geschlecht die geweissagte Götterdämmerung erfüllt (Fab. 46-48. Laka-senna und Volu-spa). Ein anderes Abentheuer von der Reise der 3 Asen, Othin, Hänir und Lokiwird Fab. 51. erzählt. Vgl. auch Volu-spa, Str. 18.

3) die Edda, Fab. 70. sagt bestimmt, Loki wäre nach Svart-Alf-heim gesandt worden. Diese schwarzen Elfen (auch Döck-Alfar, Fab. 15.) sind den Licht-Elfen (Lios-Alfar) entgegengesetzt und wohnen unter der Erde. Nach Gudmund Andreä Anmerk. zu Volu-spa, Str. 13. sind sie auch Zwerge, und Fab. 59. erscheinen sie als künstliche Schmiede. Fab. 13. wird Andvari auch unter den in Steinen wohnenden Zwergen angeführt, nach der Volu-spa, wo er aber (Str. 13.) mit mehren Namen fehlt. Die Kenningar der Zwerge (Dverga) nennen ihn; desgleichen die der Fische, wo er durch Raubfisch erklärt wird.

4) Das folgende bis Str. 1, 2, hat wörtlich die Volf. Sag. 23.

bei Hreithmar, und zeigten ihr Weidwerk. Da nahmen wir sie gefangen, und setzten ihnen zum Lösegeld, den Otterbalg mit Gold zu füllen und auch von außen ihn mit rothem Golde zu verhüllen. Da sandten sie Loki'n, das Gold zu schaffen. Er kam zu Ran 5) und erhielt ihr Netz, und fuhr da zu Andvari's Wasserfall, und warf das Netz vor den Hecht. Und der lief in das Netz. Da sang Loki:

1. Was Fisches ist das,
Der in der Flut rennt?
Kann sich nicht mit Witze wahren.
Dein Haupt du löse
Aus Hel's 6) Haus,
Und schaffe mir Sühnungs Lohe. 7)

der Hecht sang:

2. Andvari heiß' ich,
Din 8) hieß mein Vater,

Manchen

5) Die Gemahlin Aegirs des Meergottes. Vgl. S. 9. Str. 18. u. Edda, Fab. 58. Ihr Name von rana, rauben, bedeutet wohl die raubgierig alles verschlingende See; daher in den Kenningar das Gold auch Feuer, Glanz Ran's heißt.

6) Loki's und einer Riesin Tochter, die Göttin der Todten und der Unterwelt, der Hölle: daher noch im Schwedischen und Dänischen die gewöhnliche Redensart ihiel slaae, todt schlagen.

7) d. i. Gold. Vgl. die Kenningar.

8) So heißt ein Zwerg in den Kenningar. Die Lesart Othin in Volf. S. ist falsch.

Manchen Fluß hab' ich durchfahren.
Eine unselige Norne 9)
Beschied mir frühzeitig,
Daß ich sollte im Wasser waten.

Loki sang:

3. Sage das, Andvari,
So du behalten willt
Das Leben bei deinen Leuten:
Welche Straf' empfahn
Der Menschen Söhne,
Wenn sie wanken in Worten?

Andvari sang:

4. Schwere Straf' empfahn
Der Menschen Söhne,
Die so im Vathgelmir waten; 9*)
Für unwahre Worte,
Wer den andern belügt,
Gar lange Quaal erleidet.

Loki

9) Die gleich den Parzen und Feen, das Schicksal der Menschen bei der Geburt bestimmenden Göttinnen. Vgl. der Anfang von Helga-kvitha Hundingsb. 1. und Loka-senna, Str. 24. 49.

9*) Nach der Volu-spa, Str. 37. ist die Strafe der Meineidigen in reissenden Strömen zu waten. Den Namen Vathgelmir finde ich sonst nirgends. Nur in Grimnismal, Str. 28. kömmt ein Fluß Vath vor, unter den Flüssen Hela's; ebd. 26. wird der Fluß Hver-gelmir genannt, von gemlir, gamall, alt.

Loki sah all das Gold, das Andvari hatte. Als er (Andvari) aber das Gold dargebracht hatte, behielt er einen Ring zurück: auch den nahm Loki ihm ab. Der Zwerg ging hinein in den Stein, und sprach: 37.

5. Das Gold soll,
Das ich besaß,
Zweien' Brüdern [10])
Bringen den Tod,
Und acht [11]) der Fürsten
Werden zum Fluch:
Wird meines Gutes
Niemand genießen.

Die Asen brachten Hreithmarn das Gut, stopften den Otterbalg aus und stellten ihn auf die Füße: da sollten die Asen ihn noch mit Gold beschütten und verhüllen. Aber als das gethan war, ging Hreithmar her, und sah noch ein Bart-Haar, und gebot auch das zu verhüllen. Da zog Othin den Ring Andvari's-Genoß ab, und verhüllte damit das Haar. [12])

Loki sang:

6. Gold ist dir nun,
Und groß Lösegelt

10) Fafnir und Reigin.
11) Sigurd, Gunnar, Högni, Guttorm, Atli, Erp, Sörli und Hamthir.
12) Diesen Satz und die folgende Str. hat auch Wolf. Sag. 23.

Haſt für mein Haupt du.
Deinem Sohn iſt damit
Heil nicht geſchaffen:
Das bringt den Tod euch beiden.

Hreithmar ſagte:

7. Gaben du gabſt,
Doch gabſt du nicht gerne,
Gabſt nicht mit gutem Sinn.
Eures Lebens ſolltet
Ihr ledig werden,
Wüßt' ich die Fahr zuvor.

(Loki ſang:)

8. Noch wird ärgerer
(Das wähn' ich zu wiſſen)
Blutsfreunde-Streit drob entſtehn:
Ungeboren, wähn' ich,
Sind noch die Helden,
Denen es zum Unheil verheißen.

Hreithmar ſang:

9. Des rothen Goldes
Wähn' ich mich zu ergötzen,
So lange, als ich lebe.

Deine Drohung
Erſchreckt mich nimmer:
Und fahret heim von hinnen. 13

Fafnir und Regin forderten von Hreithmar ihr Erbtheil nach dem Tode ihres Bruders Otur. Er ſagte nein dazu. Fafnir aber durchſtach mit dem Schwerte ſeinen Vater im Schlafe. Hreithmar rief nach ſeiner Tochter:

10. Lyngheith und Lofnheith,
Wißt, mein Leben iſt verloren:
Manches iſt, deſſen bedarf die Maid.

Lingheith ſagte:

11. Klein kann die Schweſter,
Obſchon ſie den Vater miſſet,
Rächen des Geſchlechtes Schmach.

Hreithmar ſang:

12. Gebier du, Tochter,
Eine wolfsherzige Dys, 14)
Wenn keinen Sohn du
Gewinnſt mit dem König;

Gieb

---

13) Dieſer Vers kömmt auch in Fiölſvinns-mal, Str. 3. vor.

14) Ein gemeinſamer Name aller Göttinnen beſonders der furchtbaren Schickſalsgöttinnen, der Nornen und Walkyren. Vgl. Str. 11. Viele andre Stellen giebt Bartholin. antiq. p. 624. 625. und glossar. Eddic. Hier bezeichnet er nur ein

Gieb der Maid einen Mann
In schwerer Armut,
So wird ihr beider Sohn
Deine Schmach rächen.

Da starb Hreithmar; Fafnir aber nahm das Gold alles. Da verlangte Regin sein Vatererbe zu haben. Fafnir aber erwiederte nein darauf. Da suchte Regin Raths bei seiner Schwester Lingheith, welchermaßen er sein Vatererbe erhalten sollte. Sie sang: 38.

13. Den Bruder sollt du
Freundlich bitten
Um Erbe und milderem Muth;
Nicht ist es beschieden,
Daß du mit dem Schwert sollt
Gut von Fafnir fordern.

Diese Dinge sagte Regin Sigurthen.

(VII.

---

ein dämonisches Weib, wie die streitbaren Schildjungfrauen auch selbst Walkyren genannt werden. Sigurths Mutter heißt darnach Hiordys, d. i. Schwert-Dys, und der Name scheint bedeutsam in Beziehung auf das verhängnißvolle Schwert, dessen Stücke sie bewahrte.

(VII Sigurths Rache an den Huydingen. 1)

Eines Tages als er (Sigurth) zu Regins Hause kam, ward er wohl empfangen.

Regin sang:

1. Hieher ist der Sohn
Sigmunds kommen,
Der schnelle Degen
Zu unserm Saale:
Muth hat er mehr,
Denn ein alter Mann,
Und mir ist Fangs Wahn
Zu dem frechen Wolfe 2).

2. Ich will unterweisen
Den volks-kühnen Wigand,
Nun ist der Königs-Sohn
Zu uns kommen;

Dieser

---

1) Dieß ganze Stück steht, zum Theil noch ausführlicher, in Nornagests-Saga, Kap. 4-5. Edda Saem. I. praef. p. 39. nennt es: Oda Sigurdi Fahnericidae secunda. Eine meist nur prosaische Erzählung hat Volf. Sag. 26. und läßt, Kap. 24. das Schmieden des Schwertes vorangehen.

2) Dieser Ausdruck spielt wol zugleich auf Sigurths Stammnamen an, da die Volsungen, (von Volsung, Sigmunds Vater) auch Ylfinger, Wölfingen, genannt werden. S. 20.

Dieſer Recke wird
Der reichſte unter der Sonnen,
Berühmt über alle Lande
Durch ſein Schickſal.

Sigurth war da ſtäts bei Regin, und er ſagte Sigurthen, daß Fafnir auf Gnita-Heide 3) läge, in Lindwurms Geſtalt 4): er hatte den Aegis-

3) wird auch S. 40. 76. genannt. Sie ſoll in Weſtfalen liegen. Vgl. meine Einleit. S. XLI. Biörner ſetzt in Nornag. Sag. Gnyparheide in Klammern daneben.

4) Daher das Gold auch Fafnirs Lager heißt, in den Kenningar, und in Biarka-mal (vgl. Einleit. S. VIII.). Eine ähnliche Sage, wie ein Seeräuber Voli, verfolgt, ſich mit ſeinem Golde in's Waſſer ſtürzt, und in einem Drachen verwandelt darauf liegt, erzählt Torfaeus, hist. Norveg. und darnach Biörner, im Anhang zur Halfdan Eiſteinſons Saga. Auch der Lindwurm in Ragnar Lodbr. Sag. 1. liegt auf Gold, das mit und unter ihm wuchs. Daher folgende Ausdrücke auch allgemein ſein können: in Biarka-mal: duni grafvitnis (Daunen, Bette des Grabkundigen d. i. der Schlange); Gunlaugs-Saga, S. 66. samlagi liuns kindar (Lager des Lindwurm-Geſchlechts); ebd. ormabedr. (Wurms-Bette; vgl. S. 188.) und orms-dagr. (Tag, Glanz); bei Olaffen, S. 186. linna-land, und S. 182. oglis-land (Lindwurms Land); S. 165. linnvengi (Aufenthalt); S. 120. lingva-lattr, und 161. orm-làttur (Lager); S. 61. grannis-seid (der Schlange Kiſſen); S. 165. snaka-tun (Schlangen-Tenne). Rials-Saga, S. 223. gliúfra favela fagurt saeti (des freislichen Wurms ſchöner Siz) S. 120. lipgva men (Lindwurms Kleinod.).

Aegis-Helm 5), vor dem alles Lebendige sich erschreckte. Regin machte Sigurthen ein Schwert, das Gram 6) hieß; das war so scharf, daß er es nieder in den Rhein 7) hielt, und ein Flock Wolle mit dem Strome dagegen treiben ließ, und

---

5) Von Aegir, dem Meeresgott (vgl. VI. Anmerk. 1.) der auch wol seinen Namen von aegia, erschrecken (daher Altd. egeslich, eislich) in Beziehung auf das furchtbare Element hat. Verel, im Glossar, erklärt Aegis-hialmr durch Neptuni clypeus, ein magischer Charakter, einen Strahlenkreis vorstellend, den man sich mit dem Finger im Gesicht malte, um die Feinde in Furcht zu jagen. Er erinnert an die Aegis der Pallas und des Zeus mit dem Gorgonenhaupt, und bemerkt, daß jener magische Charakter gewissermaßen einen viereckigen Schild mit ähnlicher Zeichnung bildet. Er führt eine Stelle aus Konunga-Saga, S. 203. an: er lengi baru aegis hialm yfer ps. Ebenso steht in der Olaf Tryggvaf. Saga, der Skalholter Ausg. Th. 2. S. 58. von Högni, der mit Hedin kämpfte: haun hefur Aegis-hialm i augum. Vgl. Guni Sag. v. Alin. Ecken Ausfahrt, Str. 40-41. wo die Thiere vor dem Klange seines Helmes fliehen.

6) Von gram, gramm, grimmig. Nach Volf. S. 24. ward dieß Schwert von den Stücken des Schwertes Sigmunds, das von Othin kam, geschmiedet; und sie erzählt auch die folgende Probe ausführlicher. Auf dieselbe Art prüft Wieland (Völund) den Mimmung. Wilk. Sag. 23.

7) Da Regin bei K. Hialprek in Dänemark (vgl. V. S. 29.) Schmidt ist, so ist hier der Rhein wol ein Vorgriff von dem Rhein der Niflungen. Zwar könnte i Rin auch allgemein Strom bedeuten, so wie die Volf. S. 24. til arinnar, Genit. von a, Strom, hat; doch liest die Nornag. S. 4. auch i ana Rin. Vgl. Einleit. Anmerk. 44.

und es schnitt den Flock entzwei, wie das Wasser. Mit dem Schwerte klöbte Sigurth auch den Amboß Regins entzwei. Hierauf reizte Regin Sigurthen, Fafnirn zu erschlagen. Er sang:

3. Höchlich werden lachen
Hundings Söhne,
Die Eilimi'n 8)
Das Alter versagten,
Wenn mehr es dem Helden
Behaglich, zu suchen
Rothe Ringe,
Denn Vaters Rache.

König Hialprek gab Sigurthen ein Schiffsheer zur Vaterrache. Sie erfuhren einen heftigen Sturm, und segelten an einem Berge vorüber. Ein Mann stund auf dem Berge, und sang 8*):

4.

8) Sigurths mütterlichen Oheim, der mit Sigmunden gegen Hundings Söhne fiel. Vgl. S. 29.

8*) Volf. S. erzählt noch, daß Sigurth ein treffliches Drachenschiff geführt, und im Sturm die Segel nur höher spannen lassen (wie Helgi auf seiner Fahrt gegen die Hundingen, Kap. 17.). Hornag. S. berichtet, daß Hamund, Sigurths Stiefbruder (S. 28.) mit in der Fahrt gewesen, und diese gen Süden gegangen, und man den Hundingen den Sturm zugeschrieben; der Alte vom Berge sei mit grünem Mantel, blauen Hosen, Schnürschuhen und einem Spieß in der Hand gekommen: ähnlich, wie Othin Sigmunden und Sigurthen schon zuvor erschienen (Volf. Sag. 6. 20. 22.). Einen blauen Mantel hat Othin im Prolog zu Grimnis-mal.

4. Wer reitet da
Auf Räfils 9) Roſſen
Durch hohe Wellen
Des hallenden Meeres? 10)
Die Segel-Roſſe ſind
Mit Schweiße beſpritzt;
Die See-Mähren 11) werden
Den Wind nicht beſtehen.

Regin antwortete:

5. Hier ſind wir mit Sigurth
Auf See-Bäumen;
Uns treibt ein Sturm fort
Bis in den Tod ſelbſt;
Das brauſende Meer ſteigt
Höher als die Maſten,
Die Kielpferde ſtürzen:
Wer frägt darnach?

Er

9) Räfil iſt ein alter Seekönig, nach dem, wie nach allen berühmten Seekönigen, die Schiffe ſeine Roſſe hießen. Vgl. Kenninger. Vibrns Sohn, Ragnar Lodbroks Enkel, hieß auch Refill. Hervavar-Saga, S. 224.

10) die erſte Hälfte dieſer Str. iſt in Rials-Saga, glossar. v. Aulvnn angeführt.

11) Umgekehrt werden auch die Roſſe Landſchiffe genannt.

Er ſang:

6. Hnikar[12]) hieß mich,
Da ich den Hugin[13]) ergötzte,
Wolſung der junge,
Da er gefochten hatte: [14])
Nun magſt du mich nennen
Den Mann vom Berge,
Feng oder Fiölnir[14*]):
Fahren will ich mit euch.

Sie

---

12) Einer der vielen Namen Othins. Grimnismal, 46. Edda, Fab. 3. auch Nikar, wobei an *vinn* gedacht wird. Ebd. heißt Othin auch Nikur oder Hnikudur (ſo auch in Grimnism.), was erklärt wird durch monstrum aquatile in varias se commutans formas. Ebenſo in den Kenningar. Glossar Eddic. führt auch die Ableitung von hnika, bewegen (neigen, nicken), an, auf Othins Gewandtheit oder Beredſamkeit deutend. Dieſer Name kömmt auch in einer Str. der Knytlinga-Saga, bei Olaſſen, S. 274. vor.

13) Huginn (von hugr, hugi, Gedanke, hyggia, denken; Altd. Huge, hugen, davon Hugo) und Muninn (von munr und minni, Erinnerung; Altd. Minne: vgl. S. 45. IX. Str. 4.) heißen die beiden Raben Othins, welche auf ſeiner Schulter ſitzen, und täglich ausfliegen und ihm alles, was auf Erden vorgeht, berichten, (daher wol auch dem chriſtlichen Teufel ſolche Raben beigelegt werden). Grimnis-mal, 20. Edda, Fab. 34., und Kenningar Hraffnar. — Hier ſteht Huginn poetiſch für Rabe überhaupt.

14) In einem der vielen Kämpfe, worin ihm Othin den Sieg gab: beſtimmter läßt es ſich nicht nachweiſen.

14*) Ebenfalls Namen Othins. Der letzte ſteht auch in Grimnism. 46. und wird durch vielkundig erklärt

Sie steuerten an's Land, und der Alte ging in's Schiff, und da legte sich das Wetter 15).

Sigurth sang:

7. Sag' du mir das, Hnikar,
Der du beides weißt,
Der Götter Heil und der Menschen:
Welche sind die besten,
Wenn man streiten soll,
Zeichen zum Schwerter-Schwingen?

Hnikar sang:

8. Manche sind gute,
Wenn die Männer sie wüßten,
Zeichen zum Schwerter-Schwingen: 16)
Des Raben stäte
Folge, des schwarzen,
Wähn' ich eins für der Schwerter Verstümmlung.

9.

---

klärt (von fiöld, Menge, Fülle, viel). Ebenso in Edda, Fab. 3. In den Kenningar steht Fiölder, und daneben auch Feingur, multa acquirens (von fa, fahen, fangen).

15) Diesen Satz und die vorhergehende Str. hat auch Volf. Sag. 26. Die Rornag. S. fügt hinzu, daß der Alte sich vor Sigurths Füße gesetzt, und ihm seinen Rath angeboten habe.

16) Diese 3 Verse stehen im Glossar zu Landnamabok, v. Heill.

9. Das iſt das andre:
Wenn du hinaus biſt kommen,
Und biſt zur Fahrt fertig,
Sieheſt du da
Einſam ſtehen
Zwei ruhmbegierige Recken.

10. Das iſt das dritte:
Wenn du heulen höreſt
Den Wolf unter Eſchen-Zweigen;
Heil iſt dir beſchieden
Von behelmten Häuptern,
Wenn du ſie zuvor ſiehſt fahren.

11. Keiner der Männer
Soll noch kämpfen
Bei ſpät ſcheinender
Schweſter des Mondes:[17])
Sieg die haben,
Die ſehen können
Zum ſcharfen Schwertſpiel
Und die Schlachtreihn ſchaaren.[18])

12.

17) d. i. die Sonne. Vgl. Vafthrudnis-mal, 23. und Edda, Fab. 9., wonach Mundilföri ſeinen Sohn Mana (Mond) und ſeine Tochter Sol (Sonne) nannte, wegen ihrer Schönheit: die Götter, über dieſen Stolz erzürnt, ergriffen beide und ſetzten ſie an den Himmel, wo Mana den Mondes- und Sol den Sonnenwagen führen mußten. — Dieſe 4 V. ſtehen angeführt in Glossar. Eddic. v. Sith.

18) Vgl. Olaſſen, S. 46.

12. Das ist Gefahr große,
Wenn du den Fuß stößest,
So du zur Schlacht schreitest:
Trug-Dysen [19]) stehen
Dir zu beiden Seiten
Und wollen dich verwundet sehn. [19*])

13. Gekämmt und gewaschen
Soll jedweder sein, [20])
Und am Morgen sein Mahl halten,
Dieweil ungewiß ist,
Was am Abend kömmt:
Ein schlimmes Zeichen ist, zu straucheln. [21])

Sigurth hatte eine große Feldschlacht mit Lyngvi Hundings Sohn und dessen Brüdern. [22])
Nach der Schlacht sang Regin:

14.

---

19) Vgl. zu VI. Anmerk. 14. Dieser und der folgende V. stehen auch in Glossar. Eddic. v. Alldr-tili.

19*) Diese letzte Halbstrophe führt auch Bartholin. antiq. p. 614. an.

20) Dieselbe Lehre geben Hava-mal, 53., wenn man zu einem Dinge (Volksversammlung) reitet.

21) Was noch bei uns gemeiner Glaube ist.

22) Nornag. S. erzählt hier ausführlicher: wie die Fahrt weiter südwärts an Holseta-land (Holstein) nach Friesland gegangen, wo die Hundingen ein großes Heer gesammelt, aber vor Sigurth und Hamund bis zum Abend alle fallen. Hnikar war am Morgen darauf verschwunden, und wurde für

Othin

14. Nun iſt der Blut-Aar
Mit bittrem [23]) Schwerte,
Sigmunds Mörder
Auf dem Rücken geſchnitten:
Kein frömmerer iſt,
Der in's Feld reitt,
Fürſten-Erbe,
Und den Hugin [24]) erfreue.

VIII.

Othin gehalten. Sigurth, hat Lingvi'n, der ſeinen Vater beſiegt, gefangen, und Regin räth, ihm den Blutaar auf den Rücken zu ſchneiden, und ſchnitt ſelber ihm die Rippen vom Rückgrat und zog die Lungen daraus. Die Volſ. S. erzählt die Schlacht auch umſtändlich, aber ſo, daß Sigurth Lingvi'n von oben herunter geſpalten und Hiorvarthen mitten durch gehauen und alle noch übrigen Hundingen erſchlagen habe. Hiorvarth war aber ſchon von Helgi erſchlagen. Vgl. S. 14. 22. Rornag. S. 4., welche die zwei, außer Lingvi übrig gebliebenen, Alf und Heming nennt, obwohl hier (S. 14. 22.) Alf auch ſchon unter den von Helgi gefällten ſteht. — Die Edda hat nichts von dieſer ganzen Fahrt. Auf dieſelbe Art rächen aber Ragnars Söhne (Kap. 21.) den Tod ihres Vaters an K. Elli.

23) d. i. ſcharfen, v. beißen (bita, Niederb. biten).

24) Vgl. Anmerk. 13.

(VIII. Fafnirs Tod. 1)

Sigurth fuhr heim zu Hialprek. Da reizte Regin Sigurthen den Fafnir zu erſchlagen. Sigurth und Regin fuhren hin auf Gnita-Heide, und fanden da die Spur Fafnirs, wo er zum Waſſer kroch. Da machte Sigurth eine groſse Grube auf dem Wege, und Sigurth ging da hinein. Als aber Fafnir von dem Golde kroch, blies er Gift, und das rann herab auf Sigurths Haupt. Als aber Fafnir über die Grube kroch, da ſtieß ihm Sigurth das Schwert in's Herz. Fafnir bäumte ſich, und ſchlug mit dem Haupte und Schwanze. Sigurth ſprang aus der Grube, und

1) Die Edda, Fab. 72. ſtimmt zum Theil wörtlich mit dem erſten proſaiſchen Satze, deßgleichen mit dem vor Str. 32. 33., den einzigen, welche ſie aus dieſen Liedern anführt. Die Nornag. S. berührt nur ganz kurz Sigurths Abentheuer mit Fafnir und Zuſammenkunft mit Brynhild, und verweiſt ausdrücklich auf die Saga Sigurdar Fafnisbana, welche eben die Volſunga-Saga iſt. Dieſe iſt auch hier (Kap. 27.) umſtändlicher, und erzählt noch, daß ein alter langbärtiger Mann (Othin, der in den Kenningar, auch den Namen Sydſkeggur, d. i. Langbart, führt), Sigurthen erſchienen und ihm gerathen habe, mehr als eine Grube zu machen, zum Abfluß des Blutes. In den folgenden Geſprächen beſonders iſt die Auflöſung der Lieder in die Proſa zu erkennen.

und ſah da jeder von ihnen den andern. Faſnir ſang: 1*)

1. Wer biſt du, Held,
Von welchem Helden geboren,
Welcher Männer Mage biſt du? 2)
Der du in Faſnirn ſtießeſt
Dein ſo blankes Schwert:
In dem Herzen ſteckt mir die Spitze.

Sigurth verhehlte ſeinen Namen, dieweil es Glaube war in der Vorzeit, daß das Wort eines ſterbenden Mannes viel vermöchte, wenn er ſeinen Feind mit Namen verfluchte 3). Er ſang:

2. Edles Thier heiß' ich,
Ich bin einher gegangen,

Ein

1*) Hier folgt in der Urſchrift erſt die Ueberſchrift: Vom Tode Faſnirs. Dieſe Abtheilung iſt es auch, welche in den Anmerk. zur Lat. Ueberſ. der Volu-ſpa, Str. 20. und in Edda Saemund. T. I. praef. p. XLIII-IV. und vita Saemund. p. XII. Faſnis-mal genannt wird.

2) Dieſe Verſe kommen faſt wörtlich in Fiölſvinns-mal, Str. 6. vor, und ſind auch ebd. zu Str. 2. angeführt. Auf ſie deutet auch glossar. Eddic. v. Sveinn. Mit einem ähnlichen Verſe beginnt Harbarthsliodh.

3. Hier unterſcheidet ſich der ſpätere Sammler und Bearbeiter (vgl. die Vorrede, S. 279.) ſehr deutlich. — Ein ähnlicher Glaube iſt, worauf die Fabel im Alarkos beruht.

Ein mutterloſer Mann,
Keinen Vater hab' ich,
Wie der Menſchen Kinder:
Ich gehe ganz einſam.

Fafnir ſang:

3. Weißt du, wenn du keinen Vater hatteſt,
Wie der Menſchen Kinder,
Von welchem Wunder du wardſt geboren?

Sigurth ſang:

4. Mein Geſchlecht, ſag' ich,
Wird dir unkundig ſein,
Und ich ſelber mitſammen:
Sigurth heiß' ich,
Sigmund hieß mein Vater,
Der ich dich mit dem Schwert erſchlagen.

Fafnir ſang:

5. Wer reizte dich,
Was ließt du dich reizen,
Meinem Leben zu fährden?
Du ſcharfäugiger Held,
Du hatteſt einen bittern Vater:
Ungeboren ſchon ſagt' er der Furcht ab 4).

Sigurth

4) Dieß that Volſung, Sigurths Großvater, der im Mutterleibe 6 Jahr alt und endlich heraus geſchnitten wurde (wie Macduff), und zuvor ſchon gelobte,

Sigurth ſang:

6. Das Herz mich reizte, 4*)
Die Hand mir's vollbrachte
Und dieß mein ſcharfes Schwert.
Wenig kühn wird,
Wer ſich ſchrecken läßt
Und blöd' iſt jungen Jahren.

Fafnir ſang:

7. Ich weiß, wenn du erwachſen könnteſt
An deiner Verwandten Buſen, 5)
Du würdeſt ein Mann mit Zornmuth ſtreiten:
Nun biſt du gefeſſelt,
Und kriegsgefangen; 6)
Je, je, ſagt man, die Gebundnen erbeben.

Sigurth

---

gelolte, nie weder vor Feuer noch Eiſen zu fliehen. Volſ. Sag. 4. 8. — Anders lautet dieſer Vers in der Geirſchen Abſchrift, woraus er in Edda Saemund. T. I. praef. p. XI. III. angeführt wird. Vgl. meine Einleit., S. XC.

4*) Ein ähnlicher V. ſteht in Loka-ſenna, Str. 65.

5) Aehnlich ſind 2 Verſe S. 14. (III. 9.)

6) Nämlich inſofern ſeine Mutter Hiordys, da ſie mit ihm ſchwanger ging, nach der Schlacht, worin Sigmund fiel, von Alf gefangen, und zu ſeinem Vater, König Hialprek nach Dänemark geführt wurde. Vgl. S. 29. (V.) und Volſ. Sag. 21.

Sigurth sang:

8. Was wirfst du mir vor, Fafnir,
Daß ich zu ferne sei
Meinem lieben Vaterlande?
Nicht bin ich gefesselt,
Wiewohl ich kriegsgefangen:
Du empfandest, daß ich ledig lebe.

Fafnir sang:

9. Scheltworte nur wähnst du
Dir in jedwedem,
Aber ich sage dir eins fürwahr:
Dieß gleißende Gold
Und dieß glutrothe Gut,
Diese Ringe gedeihen dir zum Verderben. 7)

Siguth sang:

10. Des Gutes walten
Will der Männer jeder
Je bis zu dem einen 8) Tag,
Dieweil einmal doch
Jedermann muß
Fahren zu Hel hindann, 9)

Fafnir

7) Diese Halbstr. wird Str. 20. wiederholt, der letzte V. auch S. 53. (XI. 20.).

8) nämlich, dem jüngsten, Todes-Tag.

9) Auch dieser V. kömmt Str. 34. und 39. wieder. — Mit ähnlichen Worten verflucht in Holmverja Holmverja

Fafnir ſang:

11. Der Nornen Macht wirſt du
Vor der Naſe haben,
Und unbeſonnenes Affen [10]) Geſchick:
Im Waſſer ertrinkſt du,
Wenn du im Winde ruderſt: [11])
All das iſt Todes Verrath.

Sigurth ſang:

12. Sag' du mir das, Fafnir,
Der du weiſe heißeſt,
Und wohl manches weißeſt: [12]) —
Welche ſind die Nornen,

Die

Holmveria-Saga die Leiche Soti's, der Hordur einen Ring abzieht, ihn und jeden Beſitzer deſſelben: und Hordur antwortet, daß er das Gold doch nähme, wenn er auch wüßte, daß der Fluch einträfe. Vgl. Bartholini antiq. p. 509. — Wie Sigurth hier, tröſtet ſich auch Skirnir, daß er doch einmal ſterben müſſe. Skirnis-for, Str. 13.

10) Derſelbe Ausdruck findet ſich in Grimnis-mal, 34. und Hava-mal, 116.

11) Ebenſo räth Hava-mal, 72. nur bei Windſtille zu rudern.

12) Dieſe Halbſtr. hat auch Vafthrudnis-mal, 26. 28. ff.

Die in Nöthen nahen
Und von den Müttern sich Kinder kiesen? 13)

Fafnir sang:

13. Sonder-bürtig gar,
Wähn' ich, sind die Nornen,
Nicht sind sie eines Geschlechtes:
Etliche sind von den Asen,
Etliche, von den Alfen,
Etliche, Töchter Dvalins. 14)

Sigurth

---

13) Die Nornen, welche den Neugeborenen ihre Lebezeit und Geschick bestimmen. Volu-spa, 21. Edda, Fab. 15. Bartholini antiq. p. 610. So erscheinen sie bei der Geburt Helgi's Hundingsb. S. 13. (III. 2.), und Nornagests, der eben nach ihnen heißt, und dem sie eine Kerze geben, an deren Verbrennen sein Leben hängt (wie an dem Scheit des Meleager). — Uebrigens folge ich im letzten V. der gewiß richtigeren Lesart in Volss. S.

14) Diese Str. wird auch in Edda, Fab. 15. angeführt, und darnach bei Bartholin. antiq. p. 612. deßgleichen in den Anmerk. zu der Lat. Uebers. von Volu-spa, 20., als aus Fafnis-mal. Sie steht sonst in der Erichsenschen und einigen andern papierenen Hdss. auch in Grimnis-mal, nach Str. 35. versetzt. Vgl. Edda Saem. T. 1. praef. p. XLIV. und meine Einleit. S. XCI. Die Asen sind die Götter, die Alfen eine Art Halbgötter, unsere Elfen (vgl. VI. Anmerk.), und Dvalin ist einer der namhaftesten Zwerge, der auch in Voluspa, 11. Runa-Cap. 6. (vgl. Edda Saem. T. 1 p. 212.) Alvis-mal. Str. 16. Edda, Fab. 13. und Kennizar vorkömmt. — Die Edda unterscheidet diese mannichfaltigen namenlosen Nornen

von

Sigurth sang:

14. Sag' du mir das, Fafnir,
Der du weise heißest,
Und wohl manches weißest,
Wie der Holm [15]) heißet,
Wo den Schwertsaft [16]) mischen
Surtur und die Asen zusammen? [17])

Fafnir sang:

15. Oskopnir [18]) heißt er,
Und da sollen alle

Götter

---

von jenen drei Ur-Nornen, Urd (Geworden), Verandi (Während, Wesend, Seiend) und Skuld (Sollend, Werdend).

15) Eiland, Werder, wo im Norden gewöhnlich die Zweikämpfe geschahen, daher Holm-Gang s. v. a. Zweikampf.

16) Das Blut der Wunden.

17) d. h. wo in der Götterdämmerung, wenn Surtur (der Schwarze) mit seinen feurigen Muspelheimern gegen die Asen heranzieht, (Volu-spa, 48. und Edda, Fab 4. 48.) der Kampfplatz sein wird. — Dieselbe Frage wird in Vafthrudnis-mal, 17. gethan und beantwortet, und dabei auch diese Str. und der Anfang der folgenden angeführt.

18) In Volf. S. „Uskaftir" die Ungeschaffene. In Vafthrudnism. 18. und Edda, Fab. 48. wird dieß Schlachtfeld Wigrither (v. Wig, auch Altd. für Kampf) genannt.

Götter mit Speeren spielen;
Bilröst[19]) zerbrichet,
Wenn sie hinweg fahren,
Und die Rosse zum Streite schwimmen.

16. Aegis-Helm[20]) trug ich
Vor der Menschen Söhnen,
Seit ich auf dem Geschmeide lag;
Allein, wähnt' ich, stärker
Zu sein, als alle,
Nicht fand ich viele Genossen.

Sigurth sang:

17. Aegis-Helm
Hilft niemandem,

Wo

19) Gewöhnlich Bif-röst, und auch Asen-brücke genannt, welche die Asen von der Erde zum Himmel gebaut haben und täglich darüber zur Versammlung reiten, (daher sie auch vielleicht in Hrafnagaldr Othins, Str. 25. Ar-giöll, die früh tönende heißt): sie ist der Regenbogen, und brennt beständig, so daß die Riesen nicht darüber können; so stark sie ist, zerbricht sie doch, wenn die Muspelheimer darüber reiten, so daß ihre Rosse dann durch große Ströme schwimmen müssen. Edda, Fab. 11. 14. 48.; Grimnism. 29. 43. wo die besten Hdss. auch Bil-raust lesen, welches in Glossar. Eddic. (wie Bif-raust von bifa, beben) von bil, beweglich und Raust, Stärke (von reisa, erheben, Engl. rise, daher unser reisen) erklärt wird.

20) Vgl. VII Anmerk. 5.

Wo zornmüthige Männer kämpfen; [21])
Es befindet,
Der zu Vielen kömmt,
Daß niemand der allermächtigste iſt. [22])

Fafnir ſang:

18. Gift ich ſprühte, [23])
Seit ich auf dem Erbe lag,
Dem mächtigen meines Vaters.

Siguth ſang:

19. Du gewaltiger Wurm,
Du thateſt freislich Werk, [24])
Und hatteſt ein hartes Herz.
Deſto mehr Zornmuthes
Wird der Männer Söhnen,
Dieſen Helm zu haben.

Fafnir ſang:

20. Ich rathe dir nun, Sigurth,
Und du nimm den Rath an,

Reite

21) Dieſer V. kömmt Str. 30. wieder; vgl. auch Str. 7.

22) Die letzte Halbſtr. ſteht wörtlich auch in Havamal, 66.

23) dieſer V. wird in glossar. Eddic. v. Fnasa. angeführt.

24) Auch dieſe beiden V. führt glossar. Eddic. v. Hnioſa an.

Reite heim von hinnen: [25])
Dieß gleißende Gold
Und dieß glutrothe Gut,
Diese Ringe gedeihen dir zum Verderben. [26])

Sigurth sang:

21. Rath ist dir gerathen,
Ich aber, werde reiten
Zu dem Hort, der auf der Heide liegt:
Du aber liege,
Fafnir, in letzten Zügen,
Bis daß dich Hel habe. [27])

Fafnir sang:

22. Regin verrieth mich,
Er wird dich verrathen,
Er wird den Tod uns beiden bringen;
Sein Leben, wähn ich,
Muß Fafnir lassen:
Deins ward nun mehr an Macht.

Regin war hinweg geschwunden, während Sigurth Fafnirn erschlug, und kam da wieder, als Sigurth das Blut von dem Schwerte strich.

Reigin

---

25) Fast derselbe V. steht in Skirnis-för, Str. 38. und Fiölsvinns-mal, Str. 3.

26) Vgl. Str. 9.

27) Diese Halbstr. steht als Prosa in Volss. S.

Reigin sang:

23. Heil dir nun, Sigurth,
Nun hast du den Sieg erfochten,
Und Fafnirn gefället:
Der Männer, welche
Auf Erden wandeln,
Sag' ich, bist du der biederbste[28]) geboren.

Sigurth sang:

24. Das ist nicht gewiß zu wissen,
Wenn wir kommen allezusammen,
Sigtiva-[29]) Söhne,
Wer der biederbste ist geboren:
Mancher ist so kühn,

Der

28) Im ursprünglichen Sinne, der kühnste, von dürfen, dürften, Altd. turren, Nordisch thora; daher Thor (der Gott; vgl. Harbarthe-lioth, Str. 25. und Loka-senna, Str. 59.), und thörig, dreist und derb, Nord. diarfur, kühn.

29) Ein Name der Götter, besonders der streitbaren, von Sigr, Sieg, und Tivar, Götter (welches Wort stark an die Orientalischen Diven, Divi, Dämonen erinnert, so wie das in Zusammensetzungen häufige Gin, z. B. Gin-regin, an die Ginni, genii, in Ginnistan.) Vermuthlich ist Sigtiva hier der Genit. Sing. und Othin gemeint, der auch Sig-fadur, Val-fadur, heißt, und seine Söhne sind die Helden. Sonst heißen auch die Götter selber Sigtiva-Söhne. Grimnismal, Str. 44. Loka-senna, Str. 1. 2. Vgl. Volu-spa, Str. 42. 48. Hymis-quitha, Str. 1.

Der kein Schwert stößt
In eines andern Brust ein.

Regin sang:

25. Vergnügt bist du nun, Sigurth,
Und des Glückes froh,
Der du trocknest den Gram am Grase.
Den Bruder mein
Hast du ermordet,
Obschon ich selber solches herieth.

Sigurth sang:

26. Du rietheſt dazu,
Daß ich reiten sollte
Ueber heilige 30) Berge hieher:
Leben und Gut behielte
Dieser gleißende Wurm,
Hätteſt du mein Herz nicht herausgefordert.

Da ging Regin zu Fafnirn und schnitt ihm das Herz aus, mit dem Schwerte, das Rithil 31) hieß

30) Heilig (heilag) scheint alles in seiner Art Große, Wunderbare, zu bezeichnen; so: heilige Wasser (S. 15. III. 1.): hier also hohe Berge.

31) Es wird auch in Volss. Sag. genannt. Norneg. Sag. 5. leiht es Regin, der es auch geschmiedet hatte, Sigurthen zum Kampf gegen die Hundingen; dann sicht aber Sigurth gegen diese doch mit dem Gram, wie in Volss. S., so daß wol nur beide verwechselt sind.

hieß, und darauf trank er das Blut aus den Wunden.

Reigin sang: 43

27. Sitz' du nun Sigurth,
Ich aber will schlafen gehen,
Und halte Fafnirs Herz am Feuer:
Eiskalt will ich es
Zu essen haben
Auf diesen blutigen Trunk.

Sigurth sang:

28. Ferne gingst du,
Dieweil ich in Fafnirn
Röthete mein scharfes Schwert;
Mit meiner Kraft rang ich
Mit des Wurms Macht,
Dieweil du auf der Heide lagst.

Regin sang:

29. Lange ließest du wol
Ihn auf der Heide liegen,
Diesen alten Riesen, 32)
Wenn du des Schwerts nicht genossest,
Deß, das ich selber schmiedete,
Und deines scharfen Stahls.

Sigurth

32) So heißt hier Fafnir wol nur wegen seiner Stärke und Größe als Lindwurm; denn sonst war er nicht aus Riesengeschlecht, vielmehr wurde Regin oben S. 36. (VI.) sogar ein Zwerg genannt

Sigurth sang:

30. Muth ist besser,
Denn Schwertes Macht,
Wo Recken sollen fechten, 33)
Mit stumpfem Schwerte siegt er.

31. Mit Muthigen ist besser,
Denn mit Muthlosen,
Das Kampfspiel zu bestehen,
Mit Fröhlichen besser,
Denn mit Finsteren,
Was einem auch zu Handen komme.

Sigurth nahm Fasnirs Herz und briet es am Spieße. Und als er dachte, daß es gahr gebraten wäre, und der Saft aus dem Herzen troff, da tippte er daran mit seinem Finger, und versuchte, ob es gahr gebraten wäre: er verbrannte sich, und steckte den Finger in den Mund. 34) Als aber das Herzblut Fasnirs ihm auf die Zunge kam, da verstand er der Vögel Sprache. 35) Er

33) Derselbe V. wiederholt sich S. 43. (IX. 26.) Ein ähnlicher steht auch in Loka-senna, Str. 18.

34) Die folgende Stelle und nächsten beiden Str. sind in Edda, Fab. 72. aufgenommen, und daraus, es scheint aber nach einer Hdſ., in Bartholini antiq. p. 667.

35) Von Othins Raben vgl. oben S. 39. (VII. 6.) Ein Gespräch mit einem Vogel kömmt auch vor in

Er hörte, daß Wachteln 36) in dem Reisicht zwitscherten.

Die Wachtel sang:

32. Da sitzt Sigurth

Mit

---

in dem Liede von Helgi Hiorvarths Sohn, S. 7. Aus einer dunkeln Stelle von Hyndlu-lioth, Str. 37. scheint doch so viel deutlich, daß Loki durch ein gefundenes halbverbranntes Herz eines bösen Weibes, so arglistig geworden. Eine ähnliche Sage geht schon von Demokrit, daß er gewisse Vögel gekannt, aus deren Blut eine Schlange entsprossen, durch deren Genuß man der Vögel Sprache verstanden. Ebenso soll Melampus von den Schlangen die Vogelsprache erlernt haben. Vgl. Edda Saem. T. I. praef. p. 33. Auch Pythagoras verstand die Sprache der Sperlinge. Apollonius von Tyana lernte bei den Arabern durch das gegessene Herz oder Leber eines Drachen die Vogelsprache. Euseb. in Hierocl. (bei Apollon. Tyan. opp. ed. Morell. p. 442.) In dem Lateinischen Büchlein von Salomons und Markulphs Gespräch, erzählt dieser, daß Bathseba, Salomons Mutter, das Herz eines Geiers auf einer Rinde gebraten, durch welches Salomon so weise geworden; er, Markulf, aber habe die Rinde gegessen, die sie ihm an den Kopf geworfen, und sei davon so listig. Vgl. meine Einleit. zu dem Gedicht von Salomon und Morolf in den Deutschen Ged. des Mittelalters, Bd. I. S. 9.

36) In der Urschrift igthor: Resenius übersetzt Schwalbe, so auch Rühs; Wartholin, Rebhuhn. In Nornag. Sag. 8. übersetzt Bidrner Schwalben, aber in Klammern daneben Wachteln; die Lat. Uebers. hat umgekehrt perdicum (hirundinum); in Wolf. Sag. 23. Eule, noctua. Verelius führt bloß des Resenius Uebers. an. Die Kenningar der Vögel haben Wgdar Vgda, ohne alle Erklärung.

Mit Schweiß 37) beſprenget, 38)
Fafnirs Herze
Am Feuer bratend:
Weiſe ſchiene mir
Der Spangen-Spender, 39)
Wenn er das ſchöne
Lebens-Stück äße.

Die andre ſang:

33. Da liegt Regin,
Beräth ſich mit ſich,
Will trügen den Mann,
Der ihm vertrauet;
Fügt aus Tücke
Trugworte zuſammen,
Will, Ränke-Schmieder, 40)
Rächen den Bruder.

Die

37) Wie das Nordiſche sveiti wird auch bei uns Schweiß, wenigſtens in der Jägerſprache, noch für Blut gebraucht.

38) Vgl. oben S. 38. (VII. 4.).

39) Spangen und Ringe ſtehen für Gold, Reichthum überhaupt. Vgl. Str. 9. 20. und S. 53. (XI. 20.) und mein Gloſſar zu den Nibelungen, unter Spange.

40) Baulva-smithr erſcheint hier zwar als Wortſpiel in Beziehung auf Regin den Schmidt: doch iſt es ein allgemeiner Ausdruck (in Loka-senna, Str. 41. heißt auch Loki ſo), wie das Deutſche Wort bei uns.

Die dritte sang:

34. Einen Kopf kürzer lasse 41)
Er den grauen Trüger 42)
Fahren zu Hel hindann, 42*)
Alles Goldes dann
Kann allein er walten,
So viel deß unter Fafnir lag. 43)

Die vierte sang:

35. Weise däucht' er mir, 44
Wenn er folgen wollte
Dem guten Rathe
Unserer Schwestern,
Bedächt' er sein Heil,
Und ergötzte Hugin: 44)
Da ist mir Wolfs Wahn,
Wo ich sein Ohr seh'.

Die

41) Aehnliche Verse vgl. in Hymis-kvitha, Str. 15.

42) Vor solchem warnen auch Hava-mal, Str. 119. Vgl. Gloss. Edd. v. Harr.

42*) Vgl. oben Str. 9.

43) Den ersten Buchstaben des alten Runenalphabets F nennen die Isländer Fie, Gut, Geld (eigentlich Vieh, wie pecunia von pecus), und haben den Spruch davon: Fie fraenda rogur, Fofnis bedur, d. i. Gut ist Freunde Zwist und Fafnirs Bette. Verelii Runograph. Scand. (Upsal. 1675.) p. 25. Vgl. oben S. 38.

44) Vgl. S. 39. (VII. 6.) In Edda Saem. T. I. praef. p. 27. werden die Raben Othins mit dem von Noah aus der Arche gesandten verglichen.

Der fünfte sang:

36. Nicht ist so weise
Der wackere Held,
Wie ich den Heers-Fürsten
Wähnen sollte,
Wenn er den Bruder
Läßt hinweg kommen,
Da er dem andern
Das Alter versagt hat. 45)

Die sechste sang:

37. Gar unsinnig ist er,
Wenn er noch sparet
Dieses falschen Feindes:
Da wo Regin liegt,
Der ihn verrathen hat,
Kann er sich solches nicht versehen.

Die siebente sang:

38. Einen Kopf kürzer lass' er
Diesen frostkalten Riesen 46)
Des Goldes ledig liegen!

So

45) Denselben Ausdruck vgl. S. 38. (VII. 3.).

46) Vgl. Str. 29. Hrim-kaldr, von hrim Reif, Frost, ist in den Edda-Liedern ein häufiges Beiwort der Riesen, das einigemal, bei getödteten, vom Frost des Todes erklärt wird, aber wol allgemein von den Hrim-Thursen, oder Frost-Riesen hergenommen, deren Stammvater Ymir aus dem Frost entstanden. Hyndlu-lioth, 31. und Edda, Fab. 4.

So wirst du des Schatzes,
Den Fafnir besaß,
Allein gewaltig werden.

Sigurth sang:

39. Nicht geschieht das Ungeschick,
Daß Regin sollte
Meuchelmord mir bereiten!
Dieweil die beiden Brüder
Sollen alsbaldig
Fahren zu Hel hindann. 47)

Sigurth hieb Regin das Haupt ab, und dann aß er Fafnirs Herz und trank das Blut der beiden Brüder, Regins und Fafnirs. Da hörte Sigurth, was die Wachteln sagten:

40. Nimm du, Sigurth,
Die rothen Spangen;
Nicht ist königlich,
Viel zu klagen:
Eine Maid weiß ich
Weit die schönste,
Mit Gold geschmückte, 48)
Wenn du sie werben möchtest.

41.

47) Derselbe Vers, wie oben Str. 10.

48) Einen ähnlichen B. s. S. 7. (II. 5.)

41. Es gehen zu Giuki 49)
Grüne Wege,
Dahin weist das Geschick
Den wandernden Mann;
Dort hat der theure König
Die Tochter erzeuget:
Da kannst du Sigurth
Die Braut dir kaufen. 50)

42.

---

49) Dem Vater Gunnar's, Högni's, Guttorms und Guthrun's, nach dem sie die Giukungen heißen. Vgl. meine Einleit. S. 28. 55. 79. 83. Glossar. Eddic. will Giuki von gaukr (Gauch, Guckguck) ableiten, welches letzte auch als Eigenname in Nials-Saga und Landnama-bok vorkömmt.

50) Derselbe V. steht S. 33. (V. 50.). Die Altnordische Heirat war eine Art Kauf. Der Bräutigam gab der Braut, außer dem Brautgeschenk und der Morgengabe, für ihre Aussteuer ein angemessenes Gut, auf den Todesfall oder Scheidung, zum Eigenthum. Was so von der einen oder andern Seite gegeben wird, heißt munr, und der ganze Vertrag brud-kaup, Brautkauf, z. B. Edda, Fab. 73. und Wilk. Sag. 206. von Gunnar und Brynhild, und Volf. Sag. 41. von Guthrun und Atli, wo selbst Burgen in der Mitgabe sind. Deßgleichen hier in den Edda Liedern, S. 69. (XIV. 33.), wo auch Atli seine Gegengabe vorrechnet, S. 91. (XVIII. 99.); so wie er in Volf. Sag. 45. von den Niflungen den Hort Sigurths, als Erbe Guthruns, fordert. Vgl. Thorlacii antiquitat. boreal. observat. spec. 4 (Hafn. 1784. 8.) p. 36-41. und Hava-mal, Str. 69. Ebenso war es bei den Alten Deutschen, schon nach Tacitus, German. c. 18. In den Nibelungen erhält Rüdigers Tochter fahrende Habe zur Aussteuer, und von Gisselher werden ihr dagegen Burgen und Länder

42. Ein Saal ist auf hohem
Hindar-Berge 51),
Ganz ist er außen
Mit Feuer umgeben;
Das haben hehre

Helden

Länder beschieden (V. 6737 ff.). Brunhild bringt Gunthern ihr Land zu (V. 1880.). Mit Siegfrieden wollen Chriemhilds Brüder Land und Leute zur Mitgabe theilen (V. 2785.), und Chriemhild hat dagegen den Nibelungen-Hort zur Morgengabe erhalten, und fordert ihn als ihr Eigenthum von den Zwergen (V. 4480. 4488.) und von ihren Brüdern (V. 6983.).

51) Suhm deutete dabei auf den Feldberg in Hessen und den Brunhilden-Stein darauf. Vgl. meine Einleit. S. 53. Neuhofs seltenes Büchlein (Homburg, 1730.), das ich dem H. Archivar Thomas zu Frankf. a. M. verdanke, enthält nur die Stellen aus den Urkunden bei Johannes und Gudenus darüber, und die Bemerkung, daß es ein freier Fels auf der Fläche des Feldberges sei. Eine Verwechselung ist wol nur, wenn die allgemeine Weltchronik, Heft 1. von einer Burg der bekannt-Fränkischen Königin Brunhild auf dem Altkönig, ihr Bette oder Brunehildsruhe genannt erzählt; denn die Urkunde bei Johannes sagt ausdrücklich: in medium montem Veltberc ad eum lapidem, qui vulgo, dicitur Lectulus Brunehilde; dagegen Neuhof, S. 10. auf dem in der Nähe des Feldbergs gelegenen Altkünig Trümmer Altrömischer Befestigung fand. Die Beziehung dieses Brunhildenbettes auf die Fränkische Königin scheint auch nicht Volkssage zu sein, sondern diese wirklich wohl unsere mythische Brynhild zu meinen.

Helden erhoben
Aus hellscheinendem
Schreckens Glanze. 52)

43. Ich weiß auf dem Berge
Die Wunderschöne schlafen,
Und drüber wehet
Der Lanze Wimpel:

Yggr

52) Beziehe ich auf die im nächsten Liede, so wie in Vols. Sag. 29. genannte Schildburg, so daß Schreckens-Glanz (ognar lioma; ogn für Kampf s. bei Olaffen) hier poetisch für Schild steht, wie S. 15. (III. 21. vgl. ebd. 9.). Diese Schildburg war eigentlich eine wirkliche Burg oder Mauer von Schilden, welche in der Schlacht um den König von seinen nächsten Helden gebildet wurde. Vgl. Hervarar-Saga, letztes Kap. und Oloss Saga, Kap. 125. Es scheint also, daß Brynhild von Othin mit einer solchen Schildburg mitten aus dem Kampfe auf diesen Berg versetzt wurde. Die Edda, Fab. 73. und Vols. Sag. 29. sagen bei dieser ersten Zusammenkunft Sigurths und Brynhilds auch gar nichts von dem undurchdringlichen Zauberfeuer Vafurlogi (wehende, webende Lohe), welches ihre Burg umgab, sondern setzen dieß beide (Fab. 73. und Kap. 36.) erst da, wo Sigurth für Gunnarn es durchreitet und Brynhilden wirbt. So ist es denn auch wol an dieser Stelle unserer Lieder nicht zu suchen. Nur in Brynhilds Fahrt zu Hel, S. 64. (XIII. 9.) scheint es auch hier schon angedeutet, indem es auch Othin beigelegt wird. Eine solche Vafurlogi umgiebt auch die Burg der Riesentochter Gerth, in Skirnis-För, Str. 8. 17.; ebenso die Burg der Menglath in Fiölsvinns-mal, Str. 2. 32. Vgl. Hyndlulioth, Str. 44.

Yggr 53) stach mit dem Dorne 54)
Zuvor in's Gewand sie,
Zur Buhlschaft dem Manne,
Der sie haben möchte.

44. Du magst, Held, sehen
Die Maid unter Helme,
Wie aus der Schlacht
Die streitbare ritt:
Nicht mag Sigurdrifa's 55)
Schlaf zerbrechen
Ein Helden Sohn
Wider Nornen-Geschick.

Sigurth

---

53) Ein Name Othins. Die Kenningar erklären ihn: der Furchtbare. Er kömmt auch vor in Grimnis-mal, 53. und Hrafna-galldr, 17., wo er von yggr, Furcht, oder von auga, Auge, oder v. ykva, auka, vermehren, abgeleitet wird.

54) d. i. mit dem Schlaf-Dorne (svefn-thorn), Zauberstab oder Speer, womit Othin in Schlaf versenkte. Vgl. Hrafna-galldr Othins, Str. 13. Edda Saem. T. I. praef. p. 29. vergleicht ihn mit dem Zauberstab Mercurs. Vgl. Gunl. Sag. gl. v. thorn. In Anmerk. zu Alvis mal, Str 62. wird auch der Nacht ein solcher Dorn beigelegt. Einen solchen svefn-thorn stach auch die Sächsische Schildjungfrau Oluf ihrem Freier Helgi, der nicht eher erwachte, als bis der Dorn ausgezogen wurde. Rolf Kraka-Saga, Kap. 5. Aehnlich ist das Kissen im prof. Tristan, Kap. 41.

55. Ein Beiname Brynhilds, v. sigr, Sieg, und drifa, Sturm, Gewitter (gleichsam Trift v. treiben).

Sigurth ritt Fafnirs Spur nach zu seiner Wohnung, und fand sie offen, und Thüren von Eisen und Gatter; von Eisen waren auch alle Zimmerpfosten im Hause und tief in die Erde gegraben. Dort fand Sigurth gar viel Gold, und füllte da zwei Kisten; da nahm er den Aegis-Helm und den Goldpanzer und das Schwert Hrotti 56) und manches Kleinod, und belud damit den Grani: der Hengst wollte aber nicht vorwärts gehen, bevor nicht Sigurth auf seinen Rücken stieg 57).

(XI.

---

56) Edda, Fab. 71. sagt, daß sich Fafnir damit nach Gnita-Heide begeben. Die Kenningar führen es auch an.

57) Dieser ganze Prosa-Satz stimmt auch zum Theil wörtlich mit Volsunga-Sag. 28.

(IX. Sigurth und Brynhild. 1)

Sigurth ritt hinauf zum Hindar-Berg 2), und zog gen Süden nach Frankland 3). Auf dem Berge sah er einen großen Glanz, wie wenn ein Feuer brännne und auf zum Himmel leuchtete. Als er aber hinzu kam, da stund da eine Schildburg, und ein Banner darüber. Sigurth ging in die Schildburg, und sah, daß da ein Mann lag und schlief mit allen Heerwaffen: er nahm ihm zuerst den Helm vom Haupte: da sah er, daß es ein Weib war. Der Panzer lag so fest an, als wenn er am Fleische gewachsen wäre. Da zerschlitzte er mit dem Gram den Panzer vom Haupte bis unten nieder und entlängs beider Aermel: dann nahm er ihr den Panzer ab, und sie erwachte. Und sie setzte sich auf, und sah Sigurthen und sprach:

1. Was zerschnitt den Panzer?
Wie kam ich aus dem Schlafe?
Wer nahm von mir
Des Todes Nöthe?

Er

1) Dieß Stück wird in Edda Saem. T. I. praef. p. 29. 41. Sigurdrifu-mâl, auch Brynhildar-quida Budla-dottur genannt.

2) Vgl. zu VIII. Anmerk. 51.

3) Am Niederrhein. Vgl. meine Einleit. S. 29.

Er antworte:

2. Sigmunds Sohn;
Es ſchnitt ſo eben
Des Raben Leichen-Spender,
Das Schwert Sigurths.

Sie ſang:

3. Lange ſchlief ich,
Lange hab' ich geſchlafen,
Lange währte das große Weh:
Othin macht' es,
Daß ich nicht vermochte
Zu erſtehn aus dem Zauberſchlafe.

Sigurth ſetzte ſich nieder und fragte ſie um den Namen. Da nahm ſie ein Horn voll Meth, und gab ihm den Minne-Trunk 4):

4. Heil dir Tag 5),
Heil euch, Tag's Söhne,

Heil

4) Trunk des Gedächtniſſes. Vgl. zu VII. Anmerk. 13. Ebenſo in Solar-lioth. Str. 41. minnis-aul, Minne-Ael (Bier). Entgegengeſetzt iſt S. 64. (Prolog zu XIV.) óminnis veig, Trunk der Vergeſſenheit, den Grimhild Guthrunen giebt. Dieſelbe Bedeutung hat das Minne-trinken in den Nibel. B. 7919. vgl. B. 8004.

5) Die Nacht (nótt) iſt eine Tochter des Rieſen Nidrſi, die ſich mit Delling (Dämmerung) vermählte, und den Tag (dagur) gebar. Beide wurden

Heil dir, Nacht, und Nipt [6])!
Mit zornlosen Augen
Blickt auf uns her,
Und gebet den Sitzenden Sieg!

5. Heil euch Asen,
Heil euch Asinnen 7),
Heil sei dem fruchtreichen Feld! 46.
Rede und Weisheit gebet
Uns jungen beiden,
Und heilende Hand, so lang' wir leben.

Sie nannte sich Sigurdrifa, und war eine Walkyrie. Sie sagte, daß zwei Könige sich schlugen: der eine hieß Hialmgunnar, er war schon alt und der größte Heerman, und hatte Othin ihm Sieg verheißen. Der andere aber

6. Hieß Agnar,
Höth's Bruder,
Welcher niemand
Annehmen wollte.

Sigur-

---

den mit ihren Wagen und Rossen an den Himmel versetzt. Edda, Fab. 8. Von des Tages Söhnen erhellt sonst nichts.

6) In den Kenningar der Asinnen wird Nipt und Dyß eine der Nornen genannt und durch Nympha erklärt.

7) Derselbe Anruf beim Trunk steht in Loka-senna, Str. 11.

Sigurdrifa fällte Hialmgunnarn in der Schlacht. Othin aber ſtach ſie mit einem Schlafdorne, ihn zu rächen, und ſagte, daß ſie nimmer fortan im Kampfe Sieg erfechten ſollte, ſondern daß ſie ſich vermählen ſollte. „Ich aber ſagte ihm, daß ich dagegen das Gelübde gethan hätte, mich nimmer dem Manne zu vermählen, der ſich fürchten könnte.“ Er (Sigurth) antwortete, und bat ſie, ihm Weisheit zu lehren, wenn ſie Kunde hätte aus allen Welten. 8)

Sigurdrifa ſang: 9)

7. Bier bringe ich dir,
Baum du im Waffenſpiel, 9*)

---

8) Deren giebt es, nach Wölu-ſpa, 2., Wafthrudnismal, 43. Alvis-mal, 9. und Kenningar, neun, und zwar, nach der Anmerk. zu Alvis-mal: 1, der Alfen; 2, der Aſen und Vanen; 3, der Zwerge; 4, der Halir oder guten Bewohner der Unterwelt; 5, der Hrimthurſen oder Eisrieſen; 6, der Söhne Suttungs, einer andern Art Rieſen; 8, der Menſchen; 9, der Upregin oder höchſten, unſterblichen Gewalten. — Hier bezieht es ſich beſonders auf die verſchiedenen Arten der Runen bei dieſen verſchiedenen Weſen. Vgl. Str. 18.

9) Die ganze folgende Runen-Lehre mit Sigurths Antwort, iſt auch in Volſ Saga. 29. aufgenommen, und daraus vermuthlich in Wormii Lex. Run. p. 109., aber nicht ganz, und in anderer Folge, nämlich: Str. 8. 11. 13. 9. 10 12. 14. Torfaei series, p. 134-36. hat dagegen Str. 7. 14-18. hier aus dem Edda-Liede ſelber. Die von Biörner in Klammern beigefügten Lesarten ſind aus Wormius.

9*) Vgl. Anmerk. zu Str. 19.

Mit Stärke gemiſchet
Und mächtigem Tyr [10]);
Voll iſt er der Lieder,
Und Heiles Zeichen,
Und guter Sprüche,
Und günſtiger Runen [11]).

8.

---

10) Othins Sohn, der Gott der Stärke und Kühnheit, den die Krieger anriefen: er iſt einhändig, weil ihm der Wolf Fenrirs die zum Pfande in den Rachen geſteckte Hand abbiß. Edda, Fab 23. 29.

11) Die Runen (ein das Einritzen, Einſchneiden, ausdrückendes Wort, wie rista, rita, Engl. write, ſchreiben, γραφειν, graben, kerben ꝛc. wozu unſer rauhen, Rinne ꝛc. gehört) ſind zuförderſt eine wirkliche dem Norden eigenthümliche Schrift, die urſprünglich nur 16 Buchſtaben in eigener Folge und mit eigenen, zum Theil der Götter, Namen hatte, aber nur zu Inſchriften auf Leichenſteinen, Denkmalen, Kerbhölzern (ſie ſind nämlich auch die Zahlen) und dergl. gebraucht wurde, indem die wenigen damit geſchriebenen Handſchriften, ſo wie die damit gedruckten Stücke (in Wormii lit. Run.), ſpätere Nachholung oder Betrug (wie das von Peringſkiold herausgegebene Bruchſtück von Hialmar) ſind. Dieſe Runen hießen, nach Verelii Runograph. p. 15., Mal-runir oder Mal-rune-ſtafar, d. h. Runen der Rede. Vgl. hier Str. 13.; es ſcheint, daß auch Str. 18. die boc-runir, Buch-Runen, dieſelben ſind. Aus dieſen letzten darf man aber nicht auf ihre damalige Anwendung zu Büchern ſchließen, ſondern nur auf buchenene Tafeln und Stäbe, aus denen noch jetzt, weil das Holz hart und nicht riſſig iſt, die Kerbhölzer gemacht werden, und wovon unſere Buchſtaben u. Bücher benannt ſind. Dieſe Runen dienten dann auch zu einer geheimen Schreibart,

zum

8. Sieg-Runen ſollt du ſchneiden,
Wenn du Sieg willt haben,
Am Heft des Schwerts ſie ſchneiden,

Et-

---

zum Theil etwa dadurch, daß man die zu ihren Namen gehörigen Sprüche (vgl. VIII. Anm. 43.) auf ähnliche Weiſe wie bei der Morgenländ. Blumenſprache, und vielleicht auch mit dergleichen Symbolen vermiſcht, gebrauchte. Von ſolcher Art ſind die Runen und das Wolfshaar an dem Ringe, wodurch Guthrun ihre Brüder vor Atli's Einladung heimlich warnte, und welche Kostbera erkannte, obwohl der Bote andere trügliche Runen darüber geſchnitten hatte. Vgl. hier S. 87. (XVIII. 4. 9. 12.) und Volſ. Saga. 42. (Nichts mehr ſind auch bei Homer, Il. VI. 168. die σηματα). Endlich die magiſchen Runen, von denen hier beſonders nur die Rede iſt, und welche, nach Verelius, auch svart-runir, ſchwarze Runen, heißen, ſind ebenfalls eine Anwendung dieſer runiſchen Buchſtaben und Schrift, wie hier Str. 8. 9. beweiſen, wo 2 ſolche Buchſtaben vorkommen. Dieſe wurden aber für ſolchen Zweck auch wol verändert, mit eigenen Zügen vermehrt (wie Aegishelm, oben S. 38., VII Anm. 5.), ſo wie andere bedeutſame Dinge, Zeichen, Worte, Sprüche, Anrufungen und Beſchwörungen, (Str. 7. 10. dabei angewendet. — Etwas Aehnliches ſind noch jetzt, ſelbſt im Chriſtenthum, gewiſſe Zeichen, Buchſtaben und Sprüche an den Thüren, das Verſchreiben des Fiebers, Beſprechen des Blutes und Feuers ꝛc — Die Runa-Capitule enthalten eigends eine ſolche Lehre von 18, bis auf eins, von dieſen hier noch verſchiedenen Runen-Stücken. Auch in Vafthrudnism. 43. werden Runen abgefragt, und in Skirnis-för, 36. werden einzele ſolche Charaktere genannt und geſchnitten. Vgl. Hrafna-galdr Odins, 2. Hava-mal, 104. 108. 115. erwähnen auch mehre Runen, und beſonders der günſtigen (gaman-runar).

Etwelche am Gehänge,
Etwelche an der Spitze,
Und nennen zweimal Tyr [12]).

9. Ael-Runen [13]) sollt du wissen,
Wenn du willt, daß eines andern Weib
Dich nicht trüge in Treuen, so du traueſt [14]):
Am Horn [15]) sollt du die schneiden,
Und auf der Hand Rücken,
Und kerben am Nagel ein Nauth [16]);
Den Trank sollt du segnen,
Und dich Gefahr versehen,
Und Lauch in's Wasser werfen. [17])

10.

---

12) Vgl. Anmerk. 10. Das Runische T heißt auch nach ihm Tyr, mit dem Spruche: der einhändige Aſe.

13) Ael, Oel wird auch bei uns, wenigstens vom Engliſchen Biere gebraucht.

14) Ein ähnlicher V. in Harbarths-lioth, 33.

15) d. i. Trink-Horn.

16) Der Runiſche Name des Buchstaben N, ſ. v. a. Noth, mit mehren Sprüchen, dergleichen unſere: Noth bricht Eiſen; Noth hat kein Gebot.

17) Ungeachtet dieſer Belehrung war es doch ein ſolcher Trunk, wodurch Grimhild Sigurthen der Brynhild vergeſſen machte. Volſ. Sag. 35. vgl. hier S. 33. (V. 35.) Wormius hat hier noch folgende 3 Verſe:

So weiß ich wohl
Wird dir nimmermehr
Meth mit Trug gemiſchet.

10. Hülfs-Runen sollt du kennen,
Wenn du helfen willt,
Und Frauen von Kindern befreien:
In die Hand sollt du die ritzen,
Das Handgelenk umspannen,
Und die Dysen [18]) um Beistand bitten [19]).

11. Sturm-Runen sollt du wissen,
Willt du geborgen haben
Im Sund die Segel-Rosse:
Am Kiel sollt du die schneiden,
Und am Steuerblatte,
Und in ein Ruder brennen:
Nicht ist so wild die Brandung,
Noch sind so blau die Wogen,
Doch kömmst du gesund von der See. [20])

12. Baum-Runen sollt du kennen,
Willt du heilkundig sein
Und sehen wohl nach Wunden [21]):
In die Borke sollt du die schneiden,

Und

---

18) Vgl. Anmerk. zu VI. 12.

19) Diese Str. steht auch in Bartholini antiq. p. 613. als aus Brynhildar-kvitha.

20) Diese Str. führt auch Olaffen, S. 54. als aus Sigurthar-kvitha an.

21) Der heilenden Runen gedenken auch Runa-cap. 10., aber ohne die hier folgende nähere Anweisung.

Und in die Blätter der Bäume,
Die da neigen östlich die Aeste.

13. Spruch-Runen sollt du wissen,
Willt du, daß niemand dir
Mit Hasse Harm vergelte: 47.
Die umwinde,
Die umwebe,
Die umschlinge allesammen
An dem Orte,
Wo das Volk all
Soll zu vollem Gerichte fahren.

14. Sinn-Runen sollt du wissen,
Willt du weiser
Als jedwedermann werden:
Die ersann,
Die schnitt ein,
Die erdachte Hroptur [22])
Aus dem Wasser,
Das geronnen war
Von dem Haupte Heithdröpnirs
Und vom Horne Hoddrofnirs, [23])
Da er am Berge stund

Mit

22) Ein Name Othins, der häufig in den Edda-Liedern vorkömmt; vgl. Glossar. Eddic.; auch Runa-cap. 5. 23., und Kenningar, wo Hropte durch gladius erklärt wird. In Gl. Edd. sind mehre andere Ableitungen gemacht, die aber unsicher sind.

23) Zwei sonst, so viel ich weiß, nirgends vorkommende

Mit blinkendem Schwerte
Und hatte auf dem Haupt den Helm.

15. Damals sprach Mimirs 24) Haupt
Weise das erste Wort,
Und sagte wahre Sprüche:

16.

---

mende Namen, vermuthlich von mythologischen Thieren, wie die in der folgenden Str. Der Schwedische und Dänische Uebersetzer dieser Stelle setzen getrost drüber weg. In Grimnism. 25. Hyndluljoth, 42. und Kenningar Geitar heißt Heithrun eine Ziege (Geiß) Othins.

24) Mimir trank täglich aus dem nach ihm benannten Weisheitsbrunnen, einer von den 3 Quellen, die unter den drei Wurzeln der Esche Ygdrasil stehen, und zwar unter der zu den Hrymthursen (vgl. Anm. 46.) sich hinstreckenden. Othin erhielt einen Trunk aus diesem Brunnen nur dadurch, daß er ein Auge zum Pfande ließ: und daher ist er einäugig (wie er in Volss. Sag. 6. 20. auch erscheint). Wöluspa, 28. Edda, Fab. 14. — Nach einem Kriege der Asen mit den Vanen wurde Mimir mit Hönir diesen zu Geisel gegeben (vgl. VI. Anm. 2.), die Hönirn zum König machten: da sie aber inne wurden, daß er nur durch Mimirs Rath regierte, so schlugen sie Mimirn das Haupt ab und sandten es zu Othin. Dieser balsamirte es ein und richtete es durch Zauberkunst so zu, daß es mit ihm sprach und ihm viel heimliche Dinge offenbarte. Snorri's Heimskringla, Ynglinga-Saga, Kap. 4. 7. Der natürlichen Magie fällt hier leicht der künstliche Kopf im Don Quixote ein. Es giebt aber mehr dergleichen Sagen, wo abgehauene Köpfe noch Weisheit sprechen, z. B. die Morgenländische Erzählung Schach Lolo, in Wielands Werken, Bd. 10. Auf ähnliche Weise rühmt sich auch Othin in Runa-cap. 20., daß er durch Runen-schneiden die Leichen zum sprechen bringe, so wie er in Vegtams-

16, Am Schilde, ſpricht es, ſind ſie geſchnitten,
Dem, der ſteht vor dem leuchtenden Gotte [25]),
Am Ohre Arvakurs,
Und an Alſvinns [26]) Hufe,
An dem Rade, das rollet
Unter Rögnirs [27]) Wagen,
An Sleipnirs [28]) Zähnen,

Und

---

tams-koltha, 9. durch Beſchwörungen die Wöluva aus ihrem Grabe zu antworten zwingt. Vgl. Ynglinga-Saga, Kap. 7. — Hrafna-galdr, 19. heißt Othin ſelber Mimir, worüber die Anmerk. ſich auf die Kenningar beziehet: in dieſen findet ſich aber nur: Mymes Winur, Mimirs Freund, und Widur Mimer, cum Mimere agens.

25) Dieſer iſt Sol, der Führer des Sonnenwagens. Vgl. Anmerk. zu VII. 11. Vor ihm ſteht der Schild Svalin (von svalr, kalt), den die Götter zur Abkühlung der Strahlen dahin geſetzt, und ohne den Erde und Meer in Feuer vergehen würden. Grimnism. 37. 38.; vgl. Edda, Fab. 9. und Kenningar der Schilde.

26) Arvakur (Frühwach) und Alſvinnr oder Alſvithr (Allſchwender, Alles verbrennend) ſind die beiden Roſſe, welche den Sonnenwagen ziehen. Grimnism. 37. Edda, Fab. 9. Vgl Hrafna-galdr Othins, 4. und die Kenningar der Roſſe (Heſta). Arvakur ſteht auch unter den Kenningar der Ochſen.

27) Ein Name Othins, der in den Kenningar durch ingens, horrendus (divinus) erklärt wird.

28) Das Roß Othins, hatte acht Beine. Grimnism. 43. Edda, Fab. 13. 35. 56., wo ſein Urſprung erzählt wird. Vgl. auch Kenningar Heſta.

Und an des Schlittens Riemen,
An des Bären Tatze,
Und an Bragi's [29]) Zunge,
An des Wolfs Klauen,
Und an des Aars Schnabel,
An blutigen Schwingen,
Und an Brücken-Enden,
An der Lösung Hand,
Und an der Hülfe Spur,
An Glas und an Golde,
Und an der Männer Gute,
In Wein und in Würze [30]),
Und an Vili's [31]) Sessel;

17. An Gugnirs [32]) Spitze,

Und

29) Der Gott der Skaldenkunst. Grimnism. 43. Loka-senna, 12-15. Hrafna-galdr, 16. Nach ihm heißt die Dichtkunst Bragur und seine Gattin Ithun bewahrt die die Götter unsterblich erhaltenden Aepfel. Edda, Fab. 24.

30) Bier-Würze, Bier.

31) Torfäus übersetzt Odini; ich finde aber nirgends diesen Nahmen Othins: einer seiner Brüder hieß aber so. Loka-senna, 26. Edda, Fab. 5. und Snorri's Heimskringla, Yuglinga-Saga, Kap. 3. Man möchte daher lieber mit Volf. Sag. Vaulu, der Vala, Völva, Weissagin, lesen, und etwa insonderheit jene alte in Vegtams-kvitha und Völuspa verstehen.

32) Torfäus, der Gungnir liest, erklärt es für Othins Schwert (gladius): nach Edda, Fab. 59.

Und an Grani's[33]) Bruſt,
An der Norne Nagel,
Und der Nachteul' Schnabel:
Alle waren abgeſchabt,
Die eingeſchnitten waren,
Und gemiſchet mit dem heiligen Werth,
Und geſendet auf weite Wege:

18. Dieſe ſind bei den Aſen,
Dieſe ſind bei den Alfen,
Etliche ſind bei den weiſen Vanen,
Etliche haben Menſchen-Männer[34]);

Das

---

59. iſt es aber Othins Speer (geir, Alth. ger), dem, von den Zwergen, Ivalds Söhnen, geſchmiedet, nichts widerſtand. Bei Olaſſen, im Gloſſar, wird auch Gungnir poetiſch für hasta aufgeführt.

33) Sigurths Roß (vgl. VI. Anm. 8.), das Othin ihm fangen half und von Sleipnir (Anmerk. 28.) ſtammte.

34) Vgl. Anm. 8. und Runa-cap. 6., wonach Othin bei den Aſen (vgl. Str. 14.), Dvalin (vgl. VIII. 13) bei den Alfen, Dain bei den Zwergen, und Aſvidur bei den Rieſen die Runen erfand. Dieſe und der Menſchen Geſchlechter werden auch unterſchieden ebd. 26. Skirnis-för, 17. und Alvis mal, 10., wo eine Reihe von den bei jedem Geſchlecht verſchiedenen Benennungen derſelben mythiſchen Gegenſtände hergezählt wird. Daß Othin Urheber der Runen bei den Aſen iſt, ſagt auch Snorri's Heimskringla, Ynglinga-Saga, Kap. 7.

Das sind Buch-Runen,
Das sind Hülfs-Runen,
Und alle Art-Runen,
Und rühmliche Macht-Runen,
Dem der sie kann
Unverwirrt und ungeirrt 35)
Zu seinem Heile haben:
Genieß' ihrer, wenn du sie vernommen 36),
Bis vergehen die Götter 37).

19. Nun sollt du wählen,
Weil dir die Wahl ist geboten,
Du scharfer Waffen Stamm 38),
Reden oder Schweigen
Bedenke bei dir selber:
Alle Gefahr ist dir gezeiget,

Sigurth

---

35) Also nicht wie die der Guthrun (vgl. Anm. 11.) waren.

36) Derselbe V. steht in Hava-mal, 102. und Runa-cap. 26.

37) In der Götterdämmerung. Vgl. VI. Anm. 2. Ein häufiger Vers: Vafthrudn. 17. 40. 52. Lokas. 41. Fiölsvinsm. 15. vgl. Vegtamskv. 19.

38) Ein Ausdruck, wie der in Str. 7. und S. 8. (II. 6.), und viele ähnliche bei Olaffen, im Gloss. drauga, meidr, runnr, thinr, thollr, die alle Baum, Stamm, bedeuten. Vgl. auch die Kenningar der Kämpen (Kappa).

Sigurth sang:

20. Nicht will ich fliehen,
Wiewohl meinen Tod ich weiß,
Nicht bin ich blöde geboren.
Deinen heilsamen Rath
Will ich all haben,
So lange wie ich lebe.

Sigurdrifa sang[39]:

21. Das rath' ich dir zuförderst,
Daß du gegen deine Freunde
Unbescholten seiest:
Spät du räche,
Obschon sie es verschuldet;
Das, sagt man, taugt den Todten[40]:

22. Das rath' ich dir zum andern[41],
Daß keinen Eid du schwörest,

Als

39) Auch die folgenden Lehrsprüche stehen, zwar in Prosa aufgelöst, meist, bis auf Str. 26., in Wolf. Sag. 30. nebst noch mehren andern, die aber hier vielleicht auch in der Lücke gestanden haben.

40) Durch guten Nachruhm, wie es auch Wolf. Sag. ausdrückt.

41) Eine ähnliche Wiederkehr eines solchen Verses findet sich in Runa-cap. 10. ff.

Als den, der wahr werde;
Grimme Verſtrickungen
Entſtehn von Treu-Bruche;
Unſelig iſt der Schwüre Wolf 42).

23. Das rath' ich dir zum dritten,
Daß du am Dinge 43) nicht ſtreiteſt
Mit unerfahrenen Leuten;
Denn oftmals ſaget
Der unverſtändige Mann
Schlimmere Worte, denn er weiß 44).

24. Gar ſchlimm iſt es
Wenn du dazu ſchweigeſt,
Da ſcheineſt du blöde geboren,
Und wird es für wahr gewähnet:
Mißlich iſt der Menſchen Ruf,
Wenn man ſich keinen guten erwirbt.
Anders Tages
Magſt du ihn tödten,
Und lohnen ſo der Leute Lug 45).

Das

42) Der Eidbrüchige.

43) In öffentlicher Volksverſamlung.

44) Eine ähnliche Str. ſteht in Hava-mal, III.

45) Dieſe Str. ſteht wörtlich ebenſo in Hava-mal, 112., nur der fünfte und ſechſte V. fehlen.

25 Das rath' ich dir zum vierten,
Wenn eine Zauberin,
Bosheitsvoll, wohnt am Wege,
Gehen ist besser,
Denn dort zu gasten 46),
Obschon dich die Nacht übernehme.

26. Vorsichtiger Augen
Bedürfen der Menschen Söhne,
Wo sie wacker sollen schlagen:
Oft sitzen nah am Wege
Boshafte Weiber,
Die betäuben das Schwert und stümpfen 47).

27. Das rath' ich dir zum fünften,
Obschon du reizende siehest
Bräute auf Bänken dort,
Laß nicht der Sippen 48) Silber
Deines Schlafes walten 49),
Mit Kusse nicht umfahe Frauen.

28.

---

46) Als Gast einkehren.

47) Dieser Kunst rühmt sich auch Othin, Runa-cap. 11., so wie sie ihm in Snorri's Heimskringla, Ynglinga-Saga, Kap. 6. beigelegt wird.

48) Blutsfreunde, Verwandten.

49) Die Wolf. Sag. drückt diese Stelle so aus: damit sie dir nicht im Schlafe vorkommen, oder du Gemüths-Unruhe davon habest.

28. Das rath' ich dir zum sechsten,
Obschon du mit Recken fahrest — —

(Hier tritt die oben bemerkte große Lücke ein.)

F. H. v. d. Hagen.

XV.

Auszug eines Altfranzöſiſchen Werkes über den heiligen Graal.

An

Herrn Friedrich Schlegel.

Sie waren es, der uns zuerſt auf eine würdige Art mit den Werken der Altfranzöſiſchen Dichtkunſt bekannt machte, nachdem wir, aus getrübten Quellen lange ſchöpfend, aus Uebertragungen und Umarbeitungen, gebildet nach den verſchiedenen Anſichten der Herausgeber und nach der Art ihrer Zeit verunſtaltet und abgeſchwächt, ein ſchwankendes Bild jenes merkwürdigen Zeitabſchnitts erhielten und nie eigentlich wußten, was alt oder was neu war. Ihnen glaube ich daher auch am ſinnlichſten den Auszug eines Werkes widmen zu dürfen, das, wie alle der romantiſchen Zeit, höchſt wichtig in die allgemeine Volksliteratur aller damals verbundenen Völker eingreift, manches in unſerer Literatur ſehr merkwürdige erklärt

klärt, oder durch Gegensatz zu einer noch höheren Bewunderungswürdigkeit steigert. Daß auch sie den unendlich trefflichen Titurel hochachten, weiß ich, und um so eher hoffe ich, daß diese Vorarbeit, die immer mehr den Blick auf das Ganze, welches der Ansicht schließen soll, zu erweitern bestimmt ist, auch Ihnen nicht ganz zwecklos, nicht des freundlichen Aufnehmens unwürdig, erscheinen wird. Eine vollständige Uebersetzung verdient das ausgezogene Werk nicht, wir am wenigsten werden Lust haben, uns weitläuftiger damit zu beschäftigen, da in unser vaterländischen Sprache ein Werk unsere angestrengte Bemühungen verlangt, welches, durch die hohe Gediegenheit und Behandlung des Ganzen, bei weitem manche einzelnen Schönheiten und Zierlichkeiten dieses Werkes, die in ihm nicht ganz fehlen, überwiegt. — Mögen diese Bogen sich Ihrer freundlichen Betrachtung erfreuen. 1810.

Büsching.

Vorerinnerung.

Als ich im 2ten Stück des ersten Bandes des Museums der Altdeutschen Literatur und Kunst einen Aufsatz über den heiligen Graal und seine Hüter abdruckte, hier und in diesem das Französische Gedicht, so viel mir Kunde davon war, mit dem Deutschen Gedichte verband, kannte ich noch nicht die Historie du St. Graal, welches ich S. 192. Anmerkung 3 sehr beklagte und jetzt noch mehr bedauere. Kurz nach Vollendung des Druckes hatte mein so würdiger und treflicher Freund, der Herr Hofrath Eschenburg zu Braunschweig, die Güte, mir dies so sehr gewünschte Buch zuzustellen, von dem ich sogleich einen Auszug machte, den ich jetzt hier, gewissermaßen wieder im Auszuge, vorlege. Hätte ich die Historie du St. Graal bei der damaligen Anfertigung jenes Aufsatzes gekannt, so mußte er ganz anders ausfallen und vor allem war eine Durcheinandermischung des Französischen und Deutschen Werkes, die ich mir dort im Anfange gewissermaßen habe zu Schulden kommen laßen, nicht zulässig; denn beide Werke stehen weit von einander. Die Erkenntniß, daß ich einen unrechten Weg betreten, macht mich ihn auch gleich verlassen, und ich versuche jetzt auf eine andere Weise das große Ganze

zu

zu umfaſſen; die erwähnte Abhandlung möge daher, als eine, vielen nicht unangenehme, Vorarbeit betrachtet werden.

Ueber unſer Verhältniß zur Altfranzöſiſchen Literatur muß ich noch bemerken, daß unſere ganze Bekanntſchaft dieſes weiten Feldes höchſt oberflächlich iſt, daß wir über die wichtigſten und größten Werke noch durchaus faſt nichts wiſſen. Aus dieſem Grunde iſt wohl ein jeder Beitrag zur Aufklärung, ſo mangelhaft er auch von anderer Seite ſein mag, freundlich aufzunehmen und wir wünſchen daher auch dem nachfolgenden Auszuge eine ſolche Aufnahme. Dankbar verpflichtet erkennen wir uns dem Herrn L. Uhland, als zarter, gefühlvoller Dichter, dem beſonders der Ton der Romanze und des alten Liedes ſehr gelingt, vielen lieb und werth, wegen ſeines Aufſatzes über die Altfranzöſiſche Dichtkunſt in der Vierteljahrsſchrift: die Muſen, (Heft. 3. 1812.) durch den ein würdiger und erfreulicher Anfang gemacht iſt. Leider verbreitet er ſich über das hier von uns betrachtete Gedicht nicht, ſo wie aber dem Herrn Uhland etwas von dieſem Fabelkreiſe bekannt ſein, ſo bitten wir ihn recht ſehr, uns bald damit zu erfreuen.

Der Titel des hier aufgezogen Werkes lautet: **L'hystoire du sainct greaal, Qui est**

est le premier liure de la table ronde, lequel traicte de plusieurs matieres recreatiues. Ensemble la queste du dict saint greaal, Faicte par Lancelot, Galaad, Boors et Perceual, qui est le dernier liure de la table ronde, le quelz liures ne furent iamais imprimez iusques a present. Hierauf folgt ein Wappen, dann das Privilegium, welches Paris vom 17. Januar 1514 unterschrieben ist. Nächst dem 7. Seiten Inhalt des ersten Theils, welcher, wie das ganze Werk, in zwei Kolumnen gedruckt ist. Dieser erste Theil hat 122 Blätter. Auf dem letzten heißt es, auf der ersten Seite: si se taist ores le compte des deux lignees et de toutes celles qui de Celidoine ysfirent, Et retourne a Merlin pourceque la branche en est et luy appartient. Et pour auoir la vraye cognoissance des aultres branches du sainct greaal fault alles cherches et querir lauenement de Merlin en son liure ou il desclaire amplement les Branches et genealogies des vaillans et preux chevalliers, descendus de Joseph darimathie, de Nascien et de son filz Celidoine, lesquelz ont ayde cy apres a conquester les aduentures de la grant Bretaigne et ont este compagnons de la table ronde du roy Artus, comment pourrez veoir par le dict liure de Merlin, Lancelot du lac, Tristan et

aultres

autres liures qui ont este faictz de la table ronde pour venir a la conqueste du sainct greaal.

> Cy fine le premier liure et hystoire du sainct Greal vtile et prouffitable a tous chrestiens qui desirent franeir et venir plusieurs choses merueilleuses, des haulx faitz dont nostre seigneur Jhesu crist voulut douer ses vrayes servicteur cheualliers errans pour la loy exaulcer et la foy de crestiente entretenir.

Die ganze zweite Seite des 120ten Blattes nimmt ein in Holz geschnittenes Bild ein, welches nicht ganz so roh ist, wie einige der andern hierin enthaltenen. Darauf folgt das Titelblatt des zweiten Theiles.

Le second volume du sainct greaal, contenant la conqueste dudict sainct Greaal, faicte par Lancelot du lac, Galaad, Perceual et [illegible] Die hintere Seite des Blattes ist [illegible] 3 Blätter Inhaltsanzeige, [illegible] Seite wie er mit einem [illegible] geschmückt ist. Alle diese Blätter [illegible] nicht mitgezählt, und [illegible] Band geht von Bl. 123 bis Bl. [illegible] Das Ende des Ganzen lautet so:

> Cy fine le derrenier volume de la queste du sainct greaal faisant mention de plusieurs

sieurs merueilleuses aduentures faictes et mises a fin par les compaignons de la table ronde et principalement de par Galaad filz de Lancelot du lac, qui a eue la derreniere branche de cestuy lieure venue et yssue de la semence de Joseph darimathie. Nouvellement imprimé a Paris. Par Jehan petit Galiot dupre et Michel le noir Libraires demeurans a Paris. Le XXV. jour de Septembre mil cinq cens et seize.

Der Verfaſſer nennt ſich ein poetaſt in dem Werke ſelbſt, f. W. Bl. 84. a. Robert de Berron. Von ihm ſagt das Glossaire de la langue Romane, Tom. 2. p. 778. Berron, alias, Boiron, Berron, Burons (Robert de): 1) Enseignement de Merlin, ou Roman du S. Graal, mss. fonds de l'Eglise de Paris, No. 7 et 8; 2, Roman de Merlin, Mss No. 6954. in fol. Ebendaſelbſt S. 777. ſeben noch mehr Manuſkripte bemerkt; No. 6768. 6770 et du fonds de l'abbaye S. Germain, No. 2740.

Ob dieſe nun auch das Werk des Robert enthalten, iſt nicht beſtimmt, und mir zweifelhaft. Warton in ſeiner History of english poetry. T. 1. p. 114. ſetzt die Lebenszeit dieſes Dichters um das Jahr 1200 und legt ihm, zufolge des Katalogs des Montfaucon, bei: Lancelot du Lac mis en Francois par Robert

bert de Borron, du commandement d' Henri roi de Angleterre avec figures. Cod. 6783. Das Gl ſtaire ſchreibt dies Gedicht dem Gautier Map zu, der es auf Befehl Heinrichs des 2ten von England, mit dem Beinamen Plantagenet, überſetzt, ſagt aber dabei, daß einige den Robert de Borron für den Verfaſſer hielten. Warton in den Zuſätzen zu Vol. 1. ſpricht auch vom Gautier Map und ſeinem Lanzelot.

Im Warton herrſcht über den Verfaſſer des heiligen Graal einige Verwirrung und es iſt mir auch noch manches hierin undeutlich. Es heißt dort S. 133. Chriſtian von Troyes habe den Roman vom heiligen Graal geſchrieben, welcher enthalte, die Thaten des Königs Artus, Triſtan, (von dieſem kommt bei uns nichts vor), Lanzelot vom See und der übrigen Ritter von der runden Tafel, vor dem Jahr 1191. Auch Fauchet in ſeinen Recueil de l' origine de la langue et poesie françoise etc. (Paris 1610.) Bl. 58. b ſpricht davon, daß Chriſtian ein Gedicht über den heiligen Graal verfertigt habe. [1]) Nach allem aber, was ich bisjetzt darüber verglichen und gefunden habe, kann ich keiner andern Meinung ſein, als daß Chriſtian nie ein ſolches Gedicht verfaßt hat, ſondern daß darunter immer ſein Perſeval von Gallien, den er

unbe-

unbestritten dichtete, verstanden wird. Merkwürdig und für die Behauptung des Warton, Fauchet und der Bibliothek der Romane streitend, ist eine Stelle im Glossaire etc. I. p. 11. mit der Unterschrift Graal, welche lautet:

Parcevax esgarde la demoisele
Et la voit tant béle,
Et si li plot tant et abeli,
Par le grant acémant qu'il voit en li.

Aber auch dies ist wohl der Parzifal.

In Französischer Sprache ward über diesen Gegenstand allein das prosaische Werk des Robert de Bourron gefunden, welches von diesem aus dem Lateinischen entlehnt wurde [2]). Alle Anführungen die wir vorfinden, besonders in dem Glossaire, sind aus diesem Werke entlehnt, aber freilich aus einer weit ältern Handschrift, als wie dem Drucke vom Jahre 1516. zum Grunde liegt, dessen Sprache weit neuer ist 3). Es bleibt nun noch zu untersuchen und bestimmen, ob in Französischer Sprache eine dichterische Bearbeitung jemals über diesen Gegenstand sich vorgefunden. Dies glaube ich und halte für den Verfasser einen Guiot von Provence 4). — Im Englischen finden wir (Warton Emendations and Additions in the first volume) eine Uebersetzung von

von Henry Lonelich Skynner, von der gewiß iſt, daß ſie ganz nach dem Robert de Boron gemacht iſt, indem geſagt wird, daß gegen die Mitte der Handſchrift König Enelach, Mordrens, Neſciens, Joſeph von Arimathia verſchwinden und dagegen Artus mit ſeinen Rittern eintritt 5). Dieſe Bearbeitung iſt eine poetiſche.

Ueber den Verfaſſer des Franzöſiſchen Gedichtes, welches Wolfram von Eſchenbach vor ſich hatte und deſſen Kunde in den Quellen der Literatur des alten Frankreichs vergeblich geſucht wird, können wir nur hier Andeutungen geben, indem wir die weitere Auseinanderſetzung dieſes Gegenſtandes auf die Betrachtung des Parzifal und Titurel ſelbſt verſchieben müſſen. Wolfram von Eſchenbach nennt einen Provenzalen Kiot (Guiot), dem er ſein Gedicht nachgebildet habe. Durch Le Grand und, in uns näheren Zeiten, durch Herrn Friedrich Schlegel (Europa 1. St. 2. S. 69.) wiſſen wir, daß die jetzige kaiſerliche Bibliothek keine epiſchen Werke der Provenzalen enthält, alle dergleichen darin befindlichen Gedichte ſind Nordfranzöſiſchen Urſprungs. Dies keineswegs bezweifelnd, können wir doch nicht dem Schluſſe, welchen Le Grand daraus macht, beipflichten: daß es überhaupt den Provenzalen an epiſchen Gedichten gefehlt habe, vielmehr

mehr glauben wir, daß sie nur noch nicht gefunden sind. Le Grand nennt in seinen Fabliaux ou Contes du XII. et XIII. siecle Paris 1779. 8. in der Vorrede p. XXXV. und XXXVI. nur vier Romane der Provenzalen, welche noch dazu religiös wären, kein einziger eigentlicher Ritterroman sei vorhanden. Hiergegen streitet aber schon Le Grand's eigenes Verzeichniß, indem der eine der genannten viere, Guillaume au court-nès, bei uns Wilhelm von Oranse, oder Wilhelm der Heilige, keinesweges blos religiös ist, sondern nur damit schließt, daß Wilhelm ein Mönch wird. Auch diesen Roman übersetzte, wie bekannt, Eschenbach, und so könnte man wohl mit Recht annehmen, daß Eschenbach bloß nach Provenzalischen Mustern arbeitete, die Werke der Nordfranzosen aber ganz verschmähte, so wie im Gegentheil Hartmann von der Aue die Werke der Nordfranzosen, besonders des Christian von Troyes, vorzog.

Wir glauben gerne, daß es in der kaiserlichen Bibliothek keine Provenzalischen Gedichte geben mag, dafür bürgt uns nicht die Versicherung le Grands, sondern die unseres gelehrten und gründlichen Landsmannes, Friedrich Schlegel. Hierdurch wird aber noch nicht ausgeschlossen, daß nicht in andern Bibliotheken, besonders in Rom und in ganz Italien,

vornehmlich auch in Spanien Gedichte und zwar auch epische Gedichte der Provenzalen verhanden sein mögen [6]). Ueberdies hat uns unser eben genannter gelehrter Landsmann noch nicht einmal gemeldet, welchen Erfolg seine Untersuchungen der Sammlung des Curne de St. Palaye gehabt haben, in welchen sich doch wohl einiges Provenzalische vorgefunden haben könnte.

In dem Werke selbst, welches Eschenbach dichtete, liegen zwei Gründe, die mich bestimmen, zu glauben, daß es Provenzalischen Ursprunges ist; ein äußerer und ein innerer Grund. Der äußere Grund ist das eigene Wort Eschenbachs, indem unsere Altvorderen viel zu ehrlich waren, als daß sie mit fremdem Schmucke geprahlt hätten. Treu und redlich sagten sie, von wem sie den Stoff dessen, was sie besangen, entlehnten, ob eine Provenzalische, eine Lateinische, eine andere Deutsche Bearbeitung ihnen zum Muster diente. So treu und redlich gesteht auch Eschenbach, daß Guiot der Provenzale in seiner Sprache dieses Gedicht gemacht habe, welches er jetzt auf Deutschen Boden verpflanze. Wie viel oder wie wenig nun dem Eschenbache hiervon beigelegt werden kann, muß die Folgezeit vielleicht erst enthüllen, oder bleibt auch ewiges Räthsel.

Die

Die innere Urſache liegt im Werke ſelbſt, welches ſeinen Provenzaliſchen, wie das Werk des Robert de Boron ſeinen Nordfranzöſiſchen Urſprung beurkundet. Im Titurel drängt ſich alles gegen den Süden hin, und hat immer eine überwiegende Neigung, ganz in den Orient hinüber zu gehen, ſo daß man es wohl für wahrſcheinlich halten möchte, daß das Ganze ſeinen erſten Urſprung in irgend einem Arabiſchen Werke genommen, worauf eine Stelle des Parzifal deutet, welche ſagt: Flegetanis, ein Heide, habe dieſes Werk in den Sternen geleſen. Wir wiſſen ja, daß die Muhamedaner Chriſtus als einen gottgeſendeten Propheten anerkennen und ehren, wenn ſie ihm auch einen weit niedern Rang als ihrem Muhamed zuerkennen. Die Geſchichte des heiligen Napfes mochte daher auch wohl ihnen kund geworden ſein, die denn doch im Titurel nur ſelten berührt wird, nur im Anfange und am Ende bedeutend vortritt, und ſie hatten ſie mit in eines ihrer großen Gedichte verflochten. Guiot ergriff dieſen Stoff und bearbeitete ihn chriſtlich erhöhter mehr aus, bis zuletzt Eſchenbachs Geiſt das erhabene Epos ſchuf. Daher auch die mannichfachen Kämpfe in Aſien ſelbſt beim Baruch, der Orientaliſche Schmuck und die Pracht der Worte, in den vielerlei Beſchreibungen, die Männer die auf Greifen an-

kommen

kommen und bezwungen werden; alles scheint aus der Einbildungkraft der Morgenländer entsprungen. Spanien und Südfrankreich, Nordfrankreich nur höchst selten, sind der Schauplatz der großen Thaten des Schionatulander und Parzifal, und seine Befreundeten vergißt auch in der Entfernung der Baruch nicht, sondern sendet ihnen aus Asien reiche Geschenke.

In dem Französischen Werke drängt sich dagegen alles nördlich, wir erfahren die erste Heiligung des Graales, aber das ganze Werk hat ein Treiben nach dem Norden, nach England, dort soll er erst seine Verklärung erhalten, dort sollen die größten Kämpfe zur Ehre des Christenthums und des Graals vorfallen; darum liegt auch der Schauplatz in klein und groß Brittanien: das Ganze hat eine rauhere und wildere Farbe, die südliche Frische und Lebhaftigkeit mangelt beinahe ganz und tritt nur selten, dann aber auch nur schwach, hervor. Beide haben indeß die Rückkehr in das Morgenland gemein, aber auch hier geht es im Deutschen Gedichte weiter östlich, tief in Indien hinein, da der Graal im Französischen Gedichte nur nach Sarras, an den Ort von dem er ausging, gebracht wird.

Die Verknüpfung mit dem Artus ist beiden gemeinsam, denn er ist der mächtige Mittelpunkt aller jener großen und erhabenen Gedichte,

dichte, aber in Hinsicht der Familie der Hüter des Graales herrscht eine bedeutende Verschiedenheit. In dem Französischen Werke dringen mehre wackre Ritter von der Tafelrunde wenigstens bis zum Graal vor, obgleich sie das Abentheuer nicht vollenden, im Titurel bleibt, in höchster Heiligkeit, der Graal von allen Menschen geschieden und nur derjenige, den Gott dazu bestimmt, kann dahin gelangen, jedem anderen ist er unzugangbar. Vergebens schwärmen die wackersten Ritter der Tafelrunde in der Welt umher, sie können den Graal nicht finden, sie können die Leiden des kranken und gemarterten Königs nicht enden.

Die Französischen Werke haben manches mit eingemischt, wodurch mit andern Gedichten, welche die Thaten des Artus betreffen, eine Vermischung und Verwechslung leicht möglich wurde, und auch der Fall war. Hierzu rechne ich besonders die Erzählung, wie Joseph dem heiligen Graale eine runde Tafel seiner Hüter errichtet, welche vollkommen mit der Erzählung in dem Roman des Merlin übereinstimmt, wie dieser zum Uterpandragon kömmt und ihm den Rath giebt, die runde Tafel zu errichten 7). Meiner Meinung nach ist dies ein späterer, verwerflicher Zusatz, wirklich aus den Romanen des Artus entlehnt und dem Gedichte fremd; denn nach dieser Errichtung

hören wir kein Wort weiter von dieser Tafel. Die Erzählung ist ganz gleich, selbst bis auf die Besetzung des gefährlichen Sessels durch einen Verwegenen, der in der Geschichte des heiligen Graales Moses heißt, im Roman des Merlin ist es aber ein Ritter, einer von den Großen des Reichs, der dem Merlin übel will 8). Am meisten durch einander gewürfelt ist die Geschichte des Perlevaux, der, dem Anfange seines Lebens, welches seine Schwester erzählt, dem Kampfe mit dem rothen Ritter nach, den er mit einem Gabilot tödtet, ganz mit dem Parzifal des Eschenbach übereinstimmt und dennoch, auch in Hinsicht seines Geschlechts 9), ganz verschieden ist, wie auch er nicht die Wunder des Graales vollendet, sondern Perceval und Galaad. Wie dies eigentlich zusammen hängt und in welchem Verhältnisse der Perceval des Christian von Troyes, mit dem Parzifal des Eschenbach steht, wird nur schwach durch den Auszug des Perceval von Gallien in der Bibliothek der Romane, an dem oben, Anmerkung 1. angegebenen Orte angedeutet.

Was nun die histoire du St. Greaal betrift, so ist der Auszug, den wir hier liefern, der einzige Gebrauch, der sich davon machen läßt. Eine vollständige Uebersetzung würde nicht allein eine verlorne, sondern auch eine höchst undankbare Arbeit sein. Das Werk

hat

hat an sich einen so geringen Reiz, solch eine Weitläuftigkeit und so ewige Wiederhohlungen, daß es wenig Erfreuliches beim Lesen gewährt. Diese Wiederholungen derselben Sachen, der alten Männer in Schiffen, der bald hier, bald dort landenden Kähne, fernerhin der Kämpfe, die eine erstaunliche Armuth der Einbildungskraft verrathen, da sie fast immer mit denselben Zügen geschildert sind, treten besonders hier im Auszuge hervor, wo alles, sehr zusammen gedrängt, sich noch näher und leichter folgt. Zu einer Parallele eignet sich dies Werk mit dem Werke Eschenbachs gar nicht; beide haben nichts gemein, als den Namen des heiligen Graals und so, aus einer Spitze auslaufend, trennen sie sich immer weiter von einander und je höher das Deutsche Gedicht steigt, je mehr sinkt der Französische Roman. Wenn es im Französischen Gedichte bunt, unsinnig, phantastisch durch einander wirrt, steht das Deutsche Gedicht kolossal, ergreifend und wunderherrlich da, aus erhabner Phantasie kömmend, die Einbildungskraft und das Gefühl mächtig ergreifend. Wir hoffen, daß unsere Leser mit uns übereinstimmen, wenn wir ihnen einen freilich nur getrübten Abglanz des erhabenen Werkes in unserem vorgesetzten, diesem nächstens folgenden, Auszuge geben,

und

und daß ſie mit uns das Lob Eſchenbachs ausſprechen werden.

Es bleibt uns noch übrig, davon zu ſprechen, wo wir bis jetzt noch, außer an den ſchon bereits angegebenen Orten, Nachrichten und wohl gar Auszüge von dem Werke des Bouron über den heiligen Graal gefunden haben und dies iſt vor allen in der ſchon erwähnten Bibliotheque des Romans Août 1775. p. 88 — 110. geſchehen. Wir können nicht unterlaſſen von der Einleitung einen Auszug zu liefern, weil darin eine Menge Fehler zu berichtigen ſind. Es heißt daſelbſt:

„Dieſer Roman begreift das erſte und letzte Buch von der Tafelrunde, wie die Anzeige auf den Titel dieſes wunderbaren Werks ſagt, welche ſo lautet: Cy est l' Hystorie du Saint Grèaal, qui est le premier Livre de la Table-Ronde etc. a)

Der Verfaſſer des erſten Buches des heiligen Graal fängt mit der Erklärung an, daß er ſeinen Namen verſchweigen wolle, b) mehrer Gründe wegen, unter denen Beſcheidenheit der hauptſächlichſte iſt. Er ſagt uns bloß, daß er Prieſter und Geiſtlicher ſei, daß er auf Befehl und durch Eingebung Gottes geſchrieben und daß er dieſen Auftrag im Jahre 717. nach dem Lei-

den

den Jesu Christi erhalten habe. Die Geschichte von der er sagt, daß er sie nach dem vorgesagten Worte des heiligen Geistes geschrieben, fängt an mit der Zeit, als Joseph von Arimathia dem Sohne Gottes die Ehre des Begräbnisses erzeigte, und jener ist auch der Grund und erste Held des Romans.

Dieser berühmte Roman ward im zwölften Jahrhundert durch Christian von Troyes, Verfasser von mehrern andere Werken, in Versen geschrieben, (s. oben Anmerkung 1) und er muß es auf Befehl Philip's von Elsaß, Grafen von Flandern, der 1191 starb, gethan haben.

Er ward in Lateinischer Prosa geschrieben, im dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert; und das was dies beweißt, ist, daß man davon in den Prologen zum Meliadus und Triſtan von Leonois lieſet, die aus dem Lateinischen übersetzt, und Auszüge des heiligen Graals sind. c)

Er ward ins Französische übersetzt durch Gauthier Map im vierzehnten Jahrhundert d), auf Befehl, so sagt er, e) des Königs Heinrich, seines Herrn. Man weiß, daß Map ein Engländer war, folglich muß

auch

auch sein Herr Heinrich der dritte, König von England, sein, der 1373. starb.

Die Handschriften des heiligen Graals in Versen sind sehr selten. Der verstorbene Barbazan hat Nachricht von einer gegeben [k]) welche in der Bibliothek von S. Germain ist. Es scheint durch den Auszug, den er davon giebt, daß dies Gedicht weit höher steigt, als der Roman in Prosa, denn es fängt mit der Stammliste Jesus Christi an und enthält sehr kurz die heilige Geschichte, bis zum Leiden und der Auferstehung."

Nun folgt ein höchst magerer Auszug, der sich nur mit der Geschichte des Joseph, ehe er nach Sarras kommt, beschäftigt; dann werden nur in ein paar Worten die Wunder erwähnt, die durch ihn geschehen und darauf folgt das Ende des ersten Buches. Im zweiten Buche ist der Auszug noch magerer, er redet blos etwas vom Anfange und erzählt dann die Geschichte mitten aus dem Zusammenhange von dem boshaften Zwerg und Gawin, wie Marin le gros seine Frau tödtet, spricht dann in wenig Worten von dem Turnir, wo Gawin als ein Feiger erscheinen muß, hierauf vom feigen Ritter, alles sehr kurz und damit schließt er. Wer auf diese Weise im Stande

ist,

ist, sich einen Begriff von dem Werke zu machen, der muß mit wenigen Worten sich begnügen können. Im zweiten Buch werden uns überdies nur Episoden aufgetischt.

Der erste Theil dieses höchst nachlässigen Auszuges ward in den Extraits de la Bibliotheque des Romans T. I. p. 294. wieder abgedruckt und von mir, bei der schon angegebenen Abhandlung über den heiligen Graal und seine Hüter, im Museum für Altdeutsche Literatur und Kunst, Bd. 1. S. 491 — 498. gebraucht.

Ueber das Wort Graal und seine Bedeutung findet man mehre Stellen aus alten Gedichten und Zeitbüchern in dem Glossaire von Rocquefort I. 702. worauf ich verweise und die ich an anderem Orte einmal mittheilen werde.

Der Verfasser dieses Werks. 8)

Siebenhundert und siebzehn Jahre nach Christi Geburt befand sich der Verfasser des Graals an einem fruchtbaren und lieblichen Orte. Es war am grünen Donnerstag und darauf der stille Freitag; er hatte seine Andacht verrichtet und entschlief. Da ertönen ihm göttliche Melodien, es erscheint Christus und giebt ihm ein Buch voll wunderbarer Schriftzüge, vom Erlöser sebst verfaßt, mahnt ihn an, die erhabene Geschichte des Graales zu schreiben und flößt ihm unendliche Gewalt der Rede ein. — Christus verschwindet darauf in hoher Klahrheit, das Buch bleibt in den Händen des Beschenkten, und da er es öfnet, findet er die Geschichte seines Stammes, die des Graales und die der heiligen Eremiten. Nun umschweben ihn wiederum himmlische Düfte und Gesang der Engel, eine neue Verzückung ergreift ihn, er sieht sich im Paradiese und erblickt das Wesen der heiligen Dreieinigkeit. Aus seiner Verzükung erwacht, verbirgt er das Buch; als er es am Jahrestage der Geburt Christi sucht, kann er es nicht finden. Eine Stimme sagt ihm, welchem Wege er folgen müsse, um dasselbe wieder zu erhalten und aus der Wüstenei zu kommen, in welcher er

sich

ſich befand: erſt würde er zum perron de prise, gelangen, hierauf an den ſiebenmal ſich kreuzenden Weg, dann zur Ebene vor Baleſcot, und endlich zur Thränenquelle; hier würde er ein Thier antreffen; dem ſolle er folgen: dieſes würde ihn zuletzt in das Land Norerage [10]) geleiten.

Er geht, wie ihm befohlen. Als er zum Thal der Todten gelangt, erblickt er ein ſonderbar geſtaltetes Thier: es war weiß wie Schnee, hatte aber die Füße eines Hundes, ſchwarz wie Kohle, die Bruſt und den Rücken eines Fuchſes und den Schweif eines Löwen. Es war das verheißene Thier, und führete ihn. In ſeiner Geſellſchaft gelangte er des andern Tages zur abentheuerlichen Fichte, die auf einer ſchönen Heide prangte. Unter dem Baume floß ein herrlicher Quell, von ſonderbaren Eigenſchaften: denn kalt war ſein ſandiges Ufer wie Eis, und dreimal am Tage veränderte er die Farbe: bisweilen war er grün wie Schmaragd, dann aber ſchmeckte ſein Waſſer wie Galle.

Als ſie zum Quell gekommen waren, ruhet das Thier und der Wandrer auch. Es erſcheint ein Knappe und bringt ihnen köſtliche Speiſe in prachtvoll gearbeitetem ſilbernen Geſchirre; er kam von der Dame, welche den

Ritter

Ritter vom goldnen Stirnband (cercle d'or) ihrem Land unterwarf.

Nach eingenommenem Mahle begaben sich die Wandrer weiter; sie gelangten gegen Abend zu einem hölzernen Kreuze. Hier trafen sie einen Ritter mit zwei Knappen, der ihnen ein Nachtlager anbietet. Der Vorschlag wird angenommen, sie werden wohl bewirthet und setzen am andern Morgen ihre Reise fort. So kommen sie an ein Münster, neben welchem ein Nonnenkloster stand. Hier erfrischen sie sich abermals mit Speise und Trank; dann gehn sie weiter. Aber gegen die Vesper verschwindet plötzlich das führende Thier, und der geführte Wandrer findet einen Brief, welcher ihm sagt, was er zu thun und wie er seine Reise weiterfortzusetzen habe.

Er kommt zu einem vom Teufel besessenen Eremiten; auf dem Altar der einsiedlerischen Kapelle findet er sein Buch, und zwingt durch dieses den Teufel, den Leib des Eremiten zu verlassen. In der Einsiedelei erscheint ihm eines Tages Christus, befiehlt ihm, das Buch abzuschreiben, und zeigt ihm Feder und Pergament. Er gehorcht dem Befehle und beginnet das Werk funfzehn Tage nach Ostern.

Erstes Buch des Graal.

Joseph von Arimathia war sieben Jahr vor der Kreuzigung unsers Herrn nach Jerusalem gekommen, und Christ geworden. Er lebte dort mit seiner Frau und seinem Sohne.

Als Jesus am Kreuze hing, begab sich Joseph, betrübt über den Tod unsers Heilandes, nach dem Hause Symons des Aussätzigen, wo Christus zuletzt mit seinen zwölf Jüngern gegessen hatte, er fand die Schüssel, aus der sie gespeißt, und nahm sie zu sich. Dann ging er zu Pilatus, in dessen Diensten er stand, bath ihn um den Leichnam des Herrn und erhielt denselben. Er legte den Leib in das Grab, sammelte das aus den Wunden geflossene Blut und that es in die gefundene Schüssel.

Dies erfuhren die Juden: sie kamen in der Nacht in das Haus des Joseph, nahmen ihn gefangen, führten ihn fünf Stunden weit von Jerusalem fort, und warfen ihn in einen scheußlichen Kerker: [11]) nichts durfte ihm zu seiner Nahrung gereicht werden, als ein Stück Brodt und ein Napf mit Wasser, und als Chri-

stus

ſtus auferſtanden war, befahl Kayphas, daß dem Unglücklichen auch nicht einmal dieſes mehr gereicht werden ſolle.

Da erſchien dem Gefangenen Chriſtus, brachte ihm das Gefäß, welches mit dem heiligen Blute gefüllt und verborgen geweſen war, und verhieß ihm: er werde nicht in ſeinem Kerker ſterben, er werde einſt aus demſelben hervor gehn, dann würde die Welt mit Wundern erfüllt und ſein Stamm in alle Lande getragen werden. Aber nicht eher würde er das Gefängniß verlaſſen, als bis Jedermann ihn für Todt hielte. Er ſolle ſich gedulden, und er würde frei werden von Schmerz und Uebel.

Zwei und vierzig Jahr brachte Joſeph in ſeinem Kerker zu. In Rom regierten unterdeſſen Tyberius Cäſar, dann einer von deſſen Neffen, hierauf Klaudius, dann Nero, dann Titus und endlich deſſen Sohn Veſpaſian. Veſpaſian war ausſätzig und nichts konnte ihn von ſeiner Krankheit heilen. Eines Tages kommt ein Ritter zu ihm, erzählt ihm von den Kräften und der Macht Chriſti, und verſpricht etwas zu bringen, wodurch ſeine Heilung beendiget werden würde. Der Ritter begiebt ſich fort nach Indien und findet daſelbſt die heilige Veronika [12]) mit dem Tuche, worin Chriſtus vor ſeinem Leiden ſich den Schweiß abgetrocknet hatte, und worin deſſen ganzes

Geſicht

Gesicht abgedrückt war. Dieses Tuch bringt er dem Vespasian und Vespasian wird hergestellt.

Der Römische Kaiser beschließt nun Rache an den Juden zu nehmen, welche Christus kreuzigten, und geht nach Jerusalem. Hier kommen ihm Josephs Frau Helias[13]) und dessen Sohn entgegen, klagend über den Tod ihres Gatten und Vaters. Vespasian erkundigt sich, wie er gestorben, aber keiner weiß es ihm zu sagen. Endlich tritt ein alter Bischof auf und meldet, daß Joseph dem Kayphas sei übergeben worden. Zu diesem begiebt sich Vespasian, und Kayphas führt den Kaiser zum Gefängniß des Joseph. Vespasian selbst ließ sich sogleich mit Stricken in den unterirdischen Kerker hinabsenken und fand ihn mit unendlicher Klarheit erfüllt. Er rief den Gefangenen beim Namen, welcher schrie: „Guter Gott, wer ruft mich?" Vespasian antwortete ihm: „ich bin der Sohn des Kaisers von Rom, der, dich zu befreien, kommt." Aus seinem Gefängniß gezogen, ward er befragt, wie lange er dort inne gewesen zu sein glaube? und er antwortete: nur zwei Tage. So hatte ihm Gott durch ein Wunder die lange Zeit seiner Einkerkerung verkürzt[14]).

Vespasian ließ alle diejenigen verbrennen, welche Christus kreuzigten, den Kayphas

aber, auf den Rath Joseph's, in ein Schiff setzen, und ihn so den Wellen des Meeres und dem Willen Gottes übergeben.

Als Joseph aus dem Kerker befreit war, erschien ihm Jesus, und befahl ihm: er solle nach dem Euphrat ziehn mit allen Leuten, welche ihn begleiten wollten; nicht Gold noch Silber solle er mit sich nehmen, sondern nur das heilige Gefäß; am Euphrat würde ihm kund werden, was er ferner zu thun habe.

Des andern Tages ließ sich Joseph und diejenigen, welche mit ihm wollten, vom Philippus, damaligem Bischofe zu Jerusalem, taufen, und Vespasian und seine Ritter thaten ein gleiches. Nach geschehener Taufe begab sich Joseph mit seinen Verwandten auf die Reise zum Euphrat; sie gelangten zu einem Walde „der Hinterhalt" genannt, weil einst hier dem König Herodes von Tarques [15]) aufgelauert ward.

Hier befahl Gott dem Joseph, einen Kasten für den heiligen Graal zu machen, den er öffnen solle, wenn er mit ihm zu sprechen wünsche; den Graal selbst würden nur er und sein Sohn sehn.

Am elften Tage der Reise kamen sie nach Sarras [16]) am Euphrat; die Einwohner der Stadt beteten an, was ihnen einfiel, die Sonne, den Mond und die Planeten. Und Gott

hieß dem Joseph, hier sein Wort und seinen Glauben zu predigen, und die Menschen zu taufen.

Sie traten, fünf und sechzig an der Zahl, in Sarras ein, gingen auf den Tempel der Sonne los und kamen an den Ort, wo die Großen ihre Raths-Versammlung hielten. Unter diesen befand sich Enelach der Unbekannte, König von Sarras. Ihn bedrängten damals die Aegypter mit Krieg; Joseph versprach ihm Glück und Sieg, wenn er die Götzenbilder zerstören und Christ werden wollte, und lehrte ihn die heilige Dreieinigkeit und die geistige Empfängniß der Maria, und Christus Worte und Thaten. Enelach ließ den Joseph und dessen Schüler freundlich aufnehmen, in dem schönsten Pallaste der Stadt beherbergen, und ihnen köstliche Speisen reichen.

In der Nacht hatte Enelach einen sonderbaren Traum: er sah einen dreifach gespaltenen Baum, mit goldenen, silbernen, und azurnen Inschriften, auch waren viele Menschen auf ihm. Und ein Kindlein trat in eins der königlichen Gemächer, durch eine Marmorthüre, ohne sie zu öffnen oder zu zertrümmern. Der König rief einen seiner Kämmerlinge herbei, um ihm die Gesichte zu zeigen; da erschallte eine Stimme und belehrte ihn, daß durch den Baum die heilige Dreieinigkeit und durch das aus der

verschlossenen Marmorthür hervorgehende Kind, die Empfängniß der Jungfrau Maria angedeutet worden sei[17]).

Joseph betete unterdeß zu Christus, daß er erleuchten möge den Geist des Enelach, auf daß er annähme den Glauben und die Taufe. Gott versprach ihm die Erfüllung seines Gebetes und befahl ihm, sich mit seiner Frau zusammen zu begeben: aus ihrer Umarmung werde ein Sohn entstehen, von dem viele heilige Männer abstammen[18]) würden. Jener that wie ihm befohlen und seine Frau wurde eines Sohnes schwanger, der nach seiner Geburt Galaad genannt wurde. —

Joseph hatte, wie schon oben angeführt, noch einen andern Sohn, Josephus genannt. Mit ihm und seinen Schülern betete er eines Tages, vor der Arche in der Burg Gottes, (chasteau espirituel) wie David der Prophet sie einst genannt hatte, als er aus der Schlacht gegen den Nebukadnezar zurückkehrte. Da ertönten plötzlich laute Donnerschläge, daß die Erde erbebte, furchtbare Blitze durchkreuzten die Luft und Christus erschien. Er redete den Josephus an, machte ihn zum Bischofe, ertheilte ihm den bischöflichen Schmuck, salbte ihn mit dem Oele, womit nachher alle christliche Könige Englands bis auf Uterpendragon gesalbt worden sind, und lehrte ihn die Geheimnisse

heimnisse der Messe. Wunderbare Gestalten erscheinen. Die Gestalt Christi zeiget sich am Kreuze, und ein Zug von Engeln schwebt bei dem Kasten vorbei, worin der heilige Graal befindlich war.

Josephus segnet, wie Christus es ihm geheißen, das Brod und den Wein. Als er es aber gethan, sieht er ersteres in ein Kind verwandelt und letzteres in noch warmes sprudelndes Blut. Er theilt das Kind, wie ihm befohlen worden, in drei Stücke; als er aber niedergefallen war und gebetet hatte, erblickt er auf der Patene nichts als ein Stück Brodt; sobald er es jedoch in den Mund gesteckt, verwandelte es sich wieder in ein Kind von unendlicher Süßigkeit.

Tages darauf wagte einer der größten Geistlichen des Königs Enelach, die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit anzugreifen; er wurde aber blind und stumm, während Josephus ihn widerlegte. Auf den Rath des letzten schickte der König den Geistlichen in den Tempel, um die Götzenbilder[19]) zu fragen, ob er je seine Stimme und sein Gesicht wieder bekommen werde. Der Teufel zerschlug aber die befragten Bilder in Gegenwart des Enelach. —

Darauf entdeckte Joseph dem Könige: Ptolomäus der Flüchtling, Herrscher von Babylon, sei in sein Land gefallen, und verwüste

alles

alles mit Feuer und Schwerdt; und gleich nachher erschien ein Bote, welcher das Gesagte bestätigte.

Joseph, um den König nun deste sicherer zur Annahme der christlichen Religion zu bewegen, erzählte ihm von seinem, der Welt unbekannten, Ursprung: er sei aus Meaux[20]) in Frankreich gebürtig und der Sohn eines Schuhmachers. Der Kaiser August von Rom habe befohlen, daß jede Provinz Frankreichs hundert Mädchen und hundert Knaben von fünf Jahren stelle; so wäre auch Enelach, in Gesellschaft der Töchter des Grafen Genis, von Meaux nach Rom gekommen. Er sei ein schönes Kind gewesen und man hätte ihn daher hohen Ursprungs geglaubt. In seinem zwanzigsten Jahre habe ihn der Kaiser Tiberius zu sich genommen, und ihn dem Felix, Statthalter von Syrien, übergeben, welcher ihn mit sich in seine Provinz geführt. Hier sei er mit dessem Sohne in Streit gerathen, habe denselben getödtet und wäre zum Ptolomäus Sarrastres, dem damaligen Könige von Babylon, geflohen. Dieser zur Zeit vom Holofernes, dem Herrscher zu Sarras, bekriegt, hätte ihn mit in die Schlacht genommen; Holofernes sei geschlagen und er, der Enelach, König von Sarras geworden, jedoch ein Lehnsmann des Ptolomäus geblieben.

Als Joseph diese Geschichte erzählt hatte, ermahnte er den König, an Gottes Wort und Gesetz zu glauben, verfertigte ihm ein Kreuz von rothem Zindel, und heftete dasselbe auf Enelachs Schild, und sagte ihm, daß wenn er fest an das Zeichen des Kreuzes glaube, so würde er alle seine Feinde besiegen. Er solle es betrachten, sobald er sich in Todesgefahr befände.

Ptolomäus war indeß mit seinem Heere vorgedrungen, schon hatte er sich in den Besitz der Stadt Avagra und des Landes umher bis zum Schlosse Balachin gesetzt. Da bot Enelach seine Mannschaft auf, und ließ sie sich versammlen beim Schlosse Acharabel, sieben Stunden von Sarras.

Enelach zog mit seinem Heere nach Carabel und von dort nach Enelachin, einem Schlosse, von ihm selbst erbaut. Er stieß auf den Ptolomäus und dessen Krieger; eine furchtbare Schlacht begann, und Enelach verlor funfzehntausend Menschen. — Nach der Schlacht erhielt er von Sarasista, seiner Gemahlin, die Nachricht, daß Serafles, ihr Bruder, mit einem Heere ihm zur Hülfe eile. Dieser erschien auch, deckte den Rückzug des Königs und führte ihn nach Orcan. Beide sammelten von Neuem ihre Mannschaft, thaten in der Nacht einen Ausfall, kämpften glücklich

und gewannen den Paß des rothen Felsens. — Nunmehr theilte Enelach sein Heer in mehre Treffen und vertraute den einen Flügel desselben den Befehlen des Serasles an. Dieser drang unaufhaltsam vor und tödtete alles, was sich ihm widersetzte.

Jetzt durchbrach der Seneschall des Enelach die Schlachtordnung des Ptolomäus, traf auf den letztern und stürzte ihn vom Pferde; Ptolomäus aber tödtete den Angreifer.

Der Kampf wurde immer heftiger. Es erschien ein Bote und brachte dem Ptolomäus die Nachricht, daß Serasles alles erwürge und niemand ihm widerstehen könne. Der König, dies hörend, ließ dem Amastur seinem Bruder, welcher das achte Treffen befehligte, sagen: er solle gegen den Serasles eindringen. Amastur that es, und stieß auf den Gefürchteten; dieser tödtete ihn aber mit dem Schwerdte.

Ptolomäus war indeßen mit dem Enelach in Kampf gerathen, und hatte ihn gefangen genommen. Der unglückliche König enthüllte in seiner Bedrängniß den Schild, welchen Josephus ihm gab, und erblickte das Bild Christi am Kreuze, von dem Blut herabträufelte. Alsbald erschien ein Ritter in weißer Rüstung und führte den Ptolomäus und mehrere seiner Leute nach dem rothen Felsen, ohne

daß

einer etwas merkte; dann warf er ihn zur Erde, brachte ihn gefangen nach Orcan, und ging zurück in die Schlacht, um den Serasles aus den Händen von sieben ihn bedrängenden Feinden zu befreien. Serasles wurde erlößt, der weiße Ritter und Enelach thaten Wunder der Tapferkeit, und zerstreuten den Rest der Aegypter.

Sarrasista hatte unterdessen den Joseph und seinen Sohn Josephus zu sich rufen lassen, und sie befragt: ob ihr Gemahl siegen werde, oder nicht? Josephus beantwortete ihr ihre Fragen, und erklärte ihr darauf die Lehre der heiligen Dreieinigkeit. Sie erzählte ihm:

Sie sei bereits, wie Niemand wisse, Christin geworden. Ihre Mutter, Herzogin von Berrique, wäre einst an einem Blutsturze krank gewesen. Da sei sie mit ihr, Hülfe suchend, zu einem Eremiten gegangen; der Eremit habe Heilung versprochen, wenn sie an Christus glaube. Als die Mutter es gelobt, hätte er ihnen beiden die Sakramente am Altar gereicht, und sie getauft.

Vor ihrem Tode habe ihr die Mutter eine Schachtel gegeben, die sie vom Einsiedel erhalten, worin der Leib unsers Herrn befindlich gewesen wäre, dessen sie sich vor ihrem Ende bedient hätte; sie habe ihr ferner geheißen,

nach

nach ihrem Absterben zum Eremiten zu gehn, und ihn Gott für sie bitten zu lassen. — Sarrasista hätte sich darauf zum Einsiedel begeben, diesen aber todt gefunden, und gesehen, wie ein andrer heiliger Mann ihn beerdigte. Der heilige Mann habe zwei ihrer Diener und eine Verwandte von ihr, die sie mit sich genommen, getauft.

Nichts, fügte Sarrasista hinzu, wünsche sie sich sehnlicher, als daß auch ihr Gemahl bekehrt werden möge.

Enelach kam mit Serasles nach Sarras zurück, nachdem er vergebens den weißen Ritter, der ihm allein zum Siege geholfen, hatte suchen lassen. Er erzählte dem Josephus, daß er durch die Tapferkeit seines Schwagers den Sieg errungen habe; Josephus erwiederte ihm aber, daß solches bloß durch die Kraft des Kreuzes geschehen sei, welches er ihm gegeben, und sagte dem Serasles, daß Gott es gewesen wäre, der ihn aus den Händen der sieben feindlichen Männer befreit hätte.

Serasles entgegnete: einem armen Manne sei in der Schlacht die Hand abgehauen worden, und wenn der Gott des Josephus so viel Kraft habe, dem Manne die Hand wieder zu geben, so wolle er an diesen Gott glauben.

Josephus

Josephus betete zum Herrn, daß er das Wunder geschehen ließe, und es geschah, und Serasles bekehrte sich, nahm die Taufe und ward nun Nascien[21]) genannt. Seine vielen und zum Theil tödtlichen Wunden heilte ihm Gott, durch ein Wunder, sogleich.

Auch Enelach und der Mann, welchem der Arm wieder gegeben war, nahmen die christliche Religion an, nachdem ihnen Josephus die heilige Schrift erklärt hatte. Ersterer wurde in der Taufe Mordram, letzterer Dimalchides genannt[22]). Außer ihnen wurden noch fünftausend dreihundert und vier und funfzig getauft. Dann rief Josephus alle Christen zusammen, machte drei Hüter des Graal, welche Anastes, Manasses und Lukan hießen, und zu Sarras blieben; vierzig Männer zogen aber mit Joseph und dessen Sohne im Lande umher, und predigten das Wort Gottes.

Dem Ptolomäus, welcher, wie wir gesehen haben, gefangen nach Orcan gebracht worden war, erschien der Teufel, und beredete ihn, um seine Seele zu erhalten, sich aus dem Fenster des Gefängnisses zu stürzen. Josephus ergriff diesen Teufel eines Tages im Tempel, zog ihn durch die ganze Stadt und zwang ihn, das Bekenntniß seiner That abzulegen, und auch zu sagen, warum er so gehandelt.

delt. Da schleuderte ein Engel eine Lanze auf den Josephus, und verwundete ihn am Schenkel, ohne ihm weh zu thun; die Spitze der Lanze blieb in der Wunde sitzen und niemand konnte sie heraus ziehen.

Hierauf setzte Josephus drei und dreißig Bischöfe im Lande ein; der welcher zu Sarras wohnte, hieß Ariestides, und der zu Orberique, Jurenaur. Dann ließ er die Leiber der beiden heiligen Männer hohlen, welche die Sarrasista und ihre Diener bekehrt hatten, und von denen der zweite auch unterdessen gestorben war; in einer Grube fand er ein Buch, worin ihr Leben und ihre Namen verzeichnet standen: der eine hieß Salustes und war aus Bethlehem, der andre hieß Hermonies und war aus Tarsus; jenen sandte er nach Sarras zum Enelach, diesen nach Orberique zum Serasles, und weihete ihnen in ersterer Stadt eine große Kirche, der er zwölf Priester gab.

Eines Tages zeigte Josephus dem Enelach, dem Serasles und der Königin die Arche, worin der Graal befindlich war; Serasles wagte es, den Schleier vom heiligen Gefäße aufzuheben, und wurde sogleich blind. Plötzlich erschien ein Engel, welcher die Lanze aus dem Schenkel des Josephus zog, das ausströmende Blut in einer Kapsel auffing, damit

die

die Wunde salbte und auch die Augen des Seraſles beſtrich. Alsbald wurden beide geheilt. Hierauf redete der Engel den Joſeyhus also an:

„Die Lanze iſt der Anfang der Wunder, welche geſchehen werden im Lande, wohin Gott dich führen wird. Dort werden die wahren Ritter entſprießen. Dann wird dieſe Lanze Blut geben, wie iezt und bis dahin keinen Tropfen verlieren [23]). Sobald ſie aber blutet, werden große Wunder geſchehen in allen Landen, auf daß bekannt werde der Graal und die Lanze. Die Wunder im Graal wird nur das Auge eines einzigen Sterblichen erblicken, der aber erfüllt iſt mit aller Schönheit und Kühnheit der Welt: er muß gut ſein, und voll von Gott und Andacht, und keuſcher, denn alle. Mit der Lanze, durch welche du verwundet wurdeſt, wird kein Menſch der Erde verletzt werden, als ein einziger und dieſer wird ein König ſein und abſtammen von deinem Geſchlecht und ſein der letzte der Guten. Auch er wird am Schenkel getroffen und nicht eher geheilt werden, bevor nicht die Wunder des Graal beendet ſind, durch den, welchem ſie ſollen offenbart werden [24]). Und der, welcher alles Guten voll ſein u. das Wunder ſehn wird, iſt der letzte, des Stammes des Nasciens. Und ſo wie Nasciens der erſte war, welcher die

Wunder

Wunder des Graal sah, so wird jener der letzte sein, welcher sie sieht. Und, merke wohl, Josephus, daß so viel Jahre die Wunder dauern werden, als Tage vergangen sind, an denen du die Lanze in deinem Schenkel trugest [25]). In dem Lande, wohin dich Gott führen wird und dein Stamm bleiben soll, werden die Wunder geschehen und es ist nun Zeit, daß du dahin gehst."

Mordram [26]) befand sich bald nach dem dies geschehen, mit Nasciens in seinem Pallaste; da ertönte plötzlich ein lauter Donnerschlag von einem Blitze begleitet, und es entstand eine große Finsterniß, eine Stimme und das Schmettern einer Drommete ließen sich hören. Der König und Nasciens sanken in Ohnmacht, ersterer wurde durch den Geist des Herrn siebenzehn Tagereisen weit von seiner Wohnung fortgetragen. Die Königin, welche in der Messe gewesen war, fand bei ihrer Rückkehr im Schlosse alle bleich vor Schrecken und wurde heftig betrübt, als sie ihren Gemahl nicht antraf. Ein bösgearteter und schändlicher Ritter, Namens Calafer, sagte ihr, daß Nasciens den Mordram getödtet habe; und gab den Rathschlag, daß der vermeintliche Verbrecher ins Gefängniß gesetzt, und seine Ländereien von Seiten des Staats in Beschlag genommen würden.

Mor-

Mordram war unterdeß zum gefährlichen Felsen fortgetragen worden[27]), der aus nichts, als einem kahlen Granit bestand, auf welchem kein Kraut noch Gras wuchs. — Hier hatte einst der Seeräuber Foncars mit seinem Gesindel gehaust und war vom Pompejus, als derselbe aus Syrien zurückkehrte, nach tapferer Gegenwehr und nicht ohne die größte Anstrengung, besiegt und mit seinen Leuten getödtet worden[28]). Pompejus gab nachher den Befehl, niemals von dieser Begebenheit zu sprechen, weil er sich schämte, daß ein elender Seeräuber-Hauptmann ihn so lange geneckt hatte, daher auch nirgends etwas in seiner Geschichte davon gefunden wird.

Mordram wandelte den Fußsteig, welcher zu der Höhle führte, worin einst die Räuber wohnten. Er sah plötzlich, vom Orient her, ein Schiff gegen den Felsen zuschwimmen, das ganz von Silber war, einen goldnen Mast und ein schneeweißes Segel hatte, worauf sich das Zeichen des Kreuzes in rother Farbe befand. Aus dem Fahrzeuge stieg ein Mann, welcher den Mordram anredete und ihm sagte: daß er ein Sänger sei und daß er die Kunst verstünde, häßliche Männer und Weiber schön zu machen.

Als der Mann diese und auch heilige Worte geredet hatte, verschwand er samt dem Fahrzeug.

Des folgenden Tages sah der König ein anderes Schiff von gleicher Farbe auf sich zu segeln, mit schwarzem Mast und Segel, inwendig und auswendig mit Seide von gleicher Farbe beschlagen. Die schönste Frau, welche je erblickt worden war, befand sich darin, redete den Mordram an und bat ihn, sie zu begleiten. Dieser aber erwiederte: daß er nicht fortgehen werde; es müßte denn sein, daß derjenige, welcher ihn auf den Felsen geführet, ihn wieder hinweg nähme.

Die Frau entgegnete: daß sie es gewesen sei, die ihn zum Felsen gebracht. — Aber ihre Worte und ihre Versuchungen waren beim Könige vergeblich.

Als es Nacht wurde, und Mordram in die Höhle treten wollte, um gegen die Witterung geschützt zu sein, ergriffen ihn unsichtbare Hände beim Haar, und hielten ihn mit solcher Kraft zurück, daß er wie unsinnig ward. Des andern Tages betete er zu Gott und erhielt wieder den freien und leichten Gebrauch seines Verstandes. Bald nachher erschien das silberne Fahrzeug mit dem Manne, der den König über sein Schicksal beruhigte, ihn in das Schiff führte, ihm die schönsten Speisen und die kostbarsten Schätze zeigte und sagte, daß er nehmen könne, was er nur wolle und daß er sich stärken möge durch Speisen und

Trank,

Trank, aber auch immer glauben solle an Gott den Herrn.

Als sich Mordram eine Zeit lang mit dem Manne unterhalten hatte, verschwand dieser abermals sammt dem Fahrzeuge; und bald nachher erschien das Schiff mit der schönen Frau, die ihm erzählte, daß seine Gattin und sein Schwager Nasciens zu Sarras gestorben seien, und ihn flehentlich bat, ihr zu folgen. Der König widerstand wieder jeder Versuchung.

Kaum war die Frau abgefahren, so erhob sich ein gewaltiges Ungewitter: ein Blitzstrahl zerschmetterte den Felsen und theilte ihn in zwei Hälften, von denen die eine stehen blieb, die andre aber und zwar diejenige, worin sich die Höhle befand, ins Meer stürzte. Der König wurde nun inne, warum eine unsichtbare Gewalt ihn abgehalten hatte; sie zu betreten. — Er entschlief hierauf am Fuße des Felsens; bey seinem Erwachen hatte er großen Hunger: er sah ein kleines schwarzes Brodt neben sich liegen, und nahm es auf: da erschien auf einmal ein sonderbar gestalteter Vogel: schwarz war sein schlangenartiger Kopf wie Pech, roth waren seine Augen und Zähne, wie glühende Kohlen; er hatte den Hals eines Drachen, die Brust eines Löwen und die Klauen eines Adlers. Vorn an der Brust befanden sich

ſich zwei große Flügel, hart und ſchneidend, wie ſcharf geſchliffener Stahl, nach hinten zu zwei andere, weiß wie Schnee: dieſe letzten rauſchten, im Fliegen, wie Hagel, der im Gewitterſturm zur Erde getrieben wird. Sein Schweif war ſpitz, gleich einem Degen und flammend, gleich dem Blitzſtrahl 30). Als der König das gefundene Brodt in den Mund ſtecken wollte, ſchlug ihm der Vogel daſſelbe aus der Hand, ſo daß es ins Meer fiel, und flog wieder himmelwärts, von wo er gekommen. Von Schreck betäubt, ſank der König nieder. Der Vogel kehrte zurück und ſchlug mit dem rechten Vorderflügel ihn ſo derb auf das Haupt, daß er ihm das Haar am Nacken und das Gewand bis aufs härene Hemde durchſchnitt.

Abwechſelnd beſuchten den König der Mann und die Frau ſechs Tage lang; jener ihn tröſtend über ſein Schickſal, dieſe ihm Unheil andeutend, wenn er ihr nicht folge. Am ſiebenten Tage kam der Mann abermal, und ſagte ihm, er ſolle ſtandhaft allen Lockungen des Teufels widerſtehen, wenn er gerettet ſein wolle und allein der Teufel zeige ſich in der Geſtalt der Frau. — Darauf entfernte ſich der Tröſter; bald nachher legte ein Schiff an und es erhob ſich ein gewaltiger Sturm, und als er geendet hatte, folgte die drückendſte Hitze. Mordram ſah im Schiffe zwei Schilde hangen,

gen, wovon das eine ihm, das andre dem Nasciens gehörte; auch erblickte er einen seiner Ritter, welcher in der Schlacht zu Orkan getödtet worden war, und es kam ihm vor, als höre er des Ritters Stimme und als wiehere das Roß, welches er in der Schlacht dem Ptolomäus abgenommen hatte. Alles dieses brachte ihn jedoch nicht dazu, das Fahrzeug zu besteigen; obgleich er gern Schutz gesucht hätte gegen die drückende Glut der Sonne. Auf einmal wurde er aber bei der linken Hand 31) mit Gewalt in das Schiff geführt. Der Ritter zeigte ihm einen Sarg, worin Nasciens todt hingestreckt lag. Der König schlug ein Kreuz: sogleich verschwanden Ritter und Sarg, und Mordram, welcher nunmehr allein im Schiffe auf dem Meere umher trieb, verlor in kurzer Zeit den Felsen aus seinen Augen. — Es erschien wiederum der Mann im silbernen Fahrzeuge und sagte dem Könige: er solle nicht eher essen, noch trinken, bis ihm Nasciens als wahrer Christ entgegen träte; dies sei die neue ihm vorbehaltene Prüfung. — Kaum war der Mann verschwunden, als ein Engel dem Mordram verkündete, daß er den Wolf, das ist den Teufel, besiegt habe. — Am folgenden Tage, um die Zeit der None, stieg der König auf das dritte Stockwerk des Schiffes und schauete hinunter aufs Meer. Er sah auf demselben

sel'en den Einsiedler Salust einherschreiten, welchem er eine Kirche hatte bauen lassen und der sein Vertheidiger bei Gott gewesen war. Dieser unterredete sich eine Zeitlang mit ihm über seine Prüfung und seine Träume, die er gehabt hatte, legte ihm beides aus und verschwand dann.

Nasciens, welchen Kalafer, wie oben erzählt worden, des Mordes beschuldiget hatte, war diesem zur Obhut übergeben, und in ein Gefängniß gesetzt worden; nicht besser war es seinem Sohne Celidoines[32]), einem Knaben zwischen sieben und zwölf Jahren, ergangen. — Eines Tages streifte eine unsichtbare Hand die Fesseln von den Händen und Füßen des Nasciens, hob ihn bei den Haaren in die Höhe und trug ihn bei dem Zimmer vorbei, wo Kalafer schlief. Plötzlich entstand Feuer im Hause; die Leute des Kalafer wurden wach und dieser selbst ging nach dem Gefängniß des Nasciens. Da er ihn nicht fand, bestieg er ein Pferd, um dem Entflohenen nachzueilen. Unterweges setzte ihm aber die Gestalt, von welcher Nasciens geführt wurde, den Fuß auf die rechte Wange, die Hand auf die linke und warf ihn zu Boden, so daß er wie todt liegen blieb, und sein Pferd ohne Reuter nach Hause zurückkehrte. In diesem Zustande fanden ihn seine suchenden Diener: sie erblickten auf der

rechten

rechten Wange das Zeichen des Fußes, und auf der linken das Zeichen der Hand: erstere war roth wie glühende Kohle und so heiß, und letztere schwarz wie Pech, und kalt.

Kalafer, aus seiner Ohnmacht erwachend, bemühte sich vergeblich, den Brand der Wange zu löschen, welcher ihm das Fleisch bis auf den Knochen verzehrt hatte, und vergebens die Würmer zu tilgen, welche den andern Backen zernagten. Er wollte an dem Sohne die Wuth auslassen, welcher sich der Vater entzogen hatte, und ließ den Celidoines von dem höchsten Theile des Thurmes hinab werfen, in welchem er gefangen saß; aber neun unsichtbare Hände faßten das Kind und trugen es sanft zur Erde; ein Blitz zerspaltete den Thurm und zermalmete den Wütherich. Sarrasista, erfreut über seinen Tod, sandte Boten aus, um den Nasciens zu suchen. Flegentine, die Gattin des letztern, betrübt über das Schicksal ihres Gemahls und Sohnes, zog sich zurück auf eins ihrer Schlösser. Als sie in der Nacht in ihrem Bette lag, sprach eine Stimme, welche dem Nasciens angehörte, zu ihr: „Auf! trautes Weib, folge mir nach dem Lande, wo Gott will, daß mein Stamm blühen soll!“ — Am Morgen bat sie ihren Kastellan Korsapius und dessen Sohn Kliloras, sie dorthin zu begleiten, wohin sie

sie

sie führen werde. Darauf reisten alle drei zu Pferde ab, und nahmen noch ein viertes Roß mit, welches sie reichlich mit Golde und Silber bepackten. Sie kamen nach Orberique, bespült vom Wasser Arithuse, dann zum Schlosse Elemeliars, gelegen an der Gränze der Ländereien des Nasciens. Fünf Stunden davon gelangten sie zu einem Lande, welches reich war an Spezereien, Narden und Balsam, und am dritten Tage kamen sie nach Luysanca, vom Meastides beherrscht, worin die Hauptstadt gleiches Namens lag.

Nasciens durch die Hand aus seinem Kerker getragen, wurde zu der sich drehenden Insel geführt, siebenzehn Tagereisen weit von Sarras 53). Erstaunt sah er sich allein und entschlief endlich ermüdet. Im Traume sah er viele weiße Vögel am Himmel und dicht über der Erde umher schwärmen; der größte von ihnen lehrte ihn fliegen und bat, ihm etwas Essen zu geben und Nasciens gab ihm sein Herz. Als er erwachte, hörte er im Grunde des Meeres ein Getöse, und vernahm, wie die Elemente im grausen Streite sich bekämpften. Auf einmal erschien ein schön gebautes Schiff und landete. Nasciens trat ein. Im Vordertheil des Fahrzeuges waren Inschriften, welche in Kaldäischer Sprache geschrieben, sagten: daß niemand wagen solle einzutreten,

treten, welcher nicht fest wäre im Glauben an Gott. Auch fand Nasciens ein Schweißtüchlein im Schiffe und ein herrliches Bett und darinn einen Degen, etwa einer Spanne lang, wenn er in der Scheide war, gezogen aber von zwei Fuß Länge, alles aufs kunstvollste gebildet. — Der Griff des Degens war auf jeder Seite aus verschiedenem Stoffe geformt: die eine Seite war aus einer Art von Schlange gemacht, die sich besonders in Kalidonien aufhält, und Papagustus genannt wird. Sie hat die Kraft, daß wenn sie einer berührt, er keine Hitze fühlt, und von keiner Arbeit, welche er auch beginnen mag, ermüdet wird. Die andere Seite war von einem Fisch gebildet, der nicht groß ist, vorzüglich im Euphrat sich aufhält und Kortenans heißt; er hat die Kraft, daß der, welcher ihn hält, weder vergangener Schmerzen noch Freuden gedenkt, und nur aufs Zukünftige sinnet. — Merkwürdige Inschriften standen am Schwerdte eingegraben. Auf der einen Seite war geschrieben: „wunderbar bin ich zu schauen und noch wunderbarer ist das, was ich verkünde; denn keiner vermag mich zu fassen, seine Hand sei so groß als sie wolle, denn ein Einziger, dieser aber wird in seinem Thun alle diejenigen übertreffen, welche vor ihm waren und nach ihm sein werden.“ — An einem andern Orte stand:

ſtand: „keiner mag ſo kühn ſein, mich zu ziehn, wenn er nicht muthiger zu kämpfen verſteht, als irgend einer; wer anders mich zieht, wiſſe, daß er der erſte ſein wird, welcher durch mich ſtirbt.“ — Auf der Scheide war geſchrieben: „der, welcher mich trägt, muß ſein beherzten und ſichern Muthes, denn Einer. Und wenn er mich ſo trägt, wie die Inſchrift beſagt, ſo wird er gut thun; und der Leib an dem ich hange, kann nirgends beſiegt oder beſchimpft werden, ſobald er mich an meinem Wehrgehänge trägt, aber es wage niemand das Gehänge, welches an mir befeſtigt iſt, los zu machen; denn übel würde es ihm ergehn und ſolch Ungemach ihm werden, daß keine Buße es tilgen könnte. Keinem ſterblichen Manne iſts vergönnt, mein Gehänge zu löſen: nur eine Jungfrau, die Tochter eines Königs oder einer Königin, vermag es, nachdem ſie ein anders Gehänge aus dem verfertigt hat, welches ihr das Liebſte auf der Welt iſt: ſie wird das neue an der Stelle des alten befeſtigen, und wird den Degen und mich (die Scheide) ſelbſt bei ihrem wahren Namen nennen, welchen Namen noch niemand vor ihr gewuſt“ — Auf der andern Seite ſtand mit Buchſtaben ſchwarz wie Kohle: „einem, welcher mich ſehr ſchätzen wird, werd' ich verſagen in der Noth, ſo daß er mir fluchet; denn nur dem Tadelfreien werd' ich zu theil.“ Ue-

Ueber dem Bette waren drei Maſtbäume 34) von rother, weißer, und grüner Farbe. Sie waren vom Baume des Lebens gemacht, welcher aus einem Zweige entſtand, den Eva aus dem Paradieſe genommen hatte, und unter welchem ſie mit Abel ſchwanger ward. In der Sündfluth wurden alle Bäume zerſtört; nur der Baum des Lebens und ſeine Sprößlinge trotzten dem Verderben 35). Als Salomon herrſchte, rieth ihm ſein Weib, daß er ein Schiff und einen Degen machen laſſe. 36) Er that es, nahm das Schwerdt ſeines Vaters David, löſ'te davon ab das Wehrgehänge, den Griff und die Scheide, ließ dieſes alles neu formen aus herrlichen Steinen und Kräutern, deren Kräfte er kannte, und an der Klinge befeſtigen. Er wünſchte, daß keiner den Degen ziehen möge, als der tapferſte Ritter, der je erblickt worden, und eine Stimme ſagte ihm: es ſolle alſo geſchehn. Seine Gemahlin ließ ein Bett in das Schiff ſetzen, drei Maſte, aus dem Baume des Lebens gemacht, darum ſtellen und den Degen 37) darauf legen. Auch fügte Salomon Briefe 38) hinzu, und als dieſes geſchehn war, ſegelte das Fahrzeug aufs hohe Meer 39), ward von ſeinem Erbauernie wieder geſehn und war daſſelbe, welches Nasciens erblickte und beſtieg.

Als dieser die Wunder alle betrachtet hatte, zweifelte er an ihnen, aber in dem nehmlichen Augenblicke spaltete sich das Schiff unter ihm und mit Mühe rettete er sich durch Schwimmen an das Land. Des folgenden Tages sah er einen kleinen Kahn auf sich zueilen, rund herum mit zwölf Pfeilen bestochen und von einem Manne geführt, welcher ihm sagte, daß Kalafer todt sei, und ihm die Wunder des zerspalteten Schiffes erklärte: Das Fahrzeug selbst bedeutete die heilige Kirche und das Bett den Altar, worauf Jesus Christus geopfert worden, der weiße Mast die Jungfräulichkeit, der rothe die christliche Barmherzigkeit, und der graue die ausdauernde Geduld.

Während der Mann die Wunder des Schiffes erklärte, entschlief Nasciens und ihm träumte, daß eine Schlange ihm mehre Wunden versetze, ein kleiner Wurm ihm aber zu Hülfe komme und die Schlange verjage. Als er erwachte; wurde er zornig auf sich selbst, daß er den Mann nicht länger angehöret, der sich unterdessen entfernt hatte.

(Beschluß folgt.)

Anmerkungen.

1) Wârton und Fauchet a. D. führen eine Stelle aus einem gleichzeitigen Gedichte an, welche wohl aus dem Roman des Ritters mit dem Löwen (Iwain) ist, welche heißt:

Christians qui entent et paine
A rimayes le meillor conte,
Par le commandement le Conte,
Qu'il soit contez in cort royal
Ce est li contes del Graal,
Dont li quens li bailla le livre.

Fauchet legt ihm danach, ohne Bedenken, den heil. Graal bei, wogegen Warton selbst sagt: Chrestien also wrote the romance of Sir Percival, which belongs to the same history, annehmend also, wie wir, daß diese Stelle auf den Parzifal zu deuten sei, von dem er unfehlbar Verfasser ist. Auch die Bibliotheque des Romans, Aout. 1775. p. 89. nennt Chrestien als den Verfasser. Was von dieser ihren Nachrichten zu halten sei, siehe weiter unten. Fauchet scheint a. a. O nicht mit sich selbst einig zu sein, denn er sagt: er habe einige Pergamentblätter gefunden, die er abschreiben und abdrucken lassen wolle. Darauf sagt er gleich: der Roman vom Graal fängt an; dann weiter unten sagt er wieder: alle diese Blätter gehören zu dem Ritterroman vom Ritter mit dem Löwen, (S. oben die Stelle) und so geht es bunt unter einander. Aus dieser Verwirrung mag sich

ſich auch wohl die Nachricht in der Bibliotheque des Romans 1777. II 47. beſchreiben, wo es heißt, daß Chriſtian geſchrieben habe: die Eroberung des heiligen Graal, die Geſchichte des Lanzelot vom See oder des Degenritters; die des Parzeval oder des Löwenritters; und den Roman vom Wagen. (de la Charette) Alle dieſe vier Romane wären noch in Verſen vorhanden, und ſehr weit von den proſaiſchen verſchieden. Eine unerhörte Verwirrung, da Parzifal und Iwain gar nichts mit einander gemein haben, und daher ganz unzuverläßig. So lange uns nicht das Daſein eines beſonderen Romans vom heil. Graal durch Chriſtien mit unfehlbaren Beweiſen dargethan wird, bleiben wir bei unſerer Behauptung.

2) L'hystoire du S. Greaal, etc. Bl. 84. a. qui comme dit ceste hystoire, comme sire robert de berron, qui ceste historie translata de latin en Francoys.

3) Dies mögen einige Stellen aus dem Gloſſair, zur Vergleichung, beweiſen: T. I. p. 225: Parcevax se saigne et commande à Dieu, et proie nostre Seignor qu' il n'y perde la compaignie celestial des chevaliers celestiaux. — p. 325 — Après esgarda Joseph que la lanche que il avoit veue en la main du tierche Angele, estoit fichiée parmi la costé à l'home cruchefye, si en decouvroit contre val la haaste en ruisseaus. ki n'estoit ne tos aigue, ne tos sans. — p. 370. Lors leva la main en haut, si fi le signe de la vraie croix desus lui, ke ele li fust eseus contre diables, qui est descheveres pardurable, car il ne bée fors qu'a dechevoir toz chaus qui l' amour Dieu son espris. — Siehe auch: p. 486. 442. 510. 519. 542. 598 - 99. 648. 704.

704. 728. 734. T. II. p. 255. 494. Da in den folgenden Anmerkungen viele Stellen aus dem Drucke vorkommen werden, können wir sie hier sparen.

4) Hierüber ausführlicher in der Einleitung zum Parzifal und Titurel.

5) Warton führt drei Stellen an, von denen die kürzeste heißt:

Thanne passeth forth this storye with al
That ist cleped of sommen seynt Graal
Also the Sank Ryal iclepid it is
Of mochel peple with owten mys.

Darauf folgt dies längere und merkwürdigere Bruchstück:

Now of al this storie have J mad an ende
That is schwede of Celidoygne and now forthere to wend
And of anothir brawnche most we be gynne
Of the Storye that we clepen prophet Merlynne
Wiche that Maister Robert of Borrown
Owt of Latyn it transletted hol and soun
Onlich into the langage of Frawnce
This storie he drowgh be adventure and chaunce
And doth Merlynne insten with Sank Ryal
For the ton storie the tothir medlyth withal
After the satting of the forseid in Middilerd
And J as an unkonneng man trewely
Into English have drawen this storye
And thowgh that to zow not plesyng it be
Zit that ful excused ze wolde haven me
Of me to taken swich a thinge
Into owre modris tonge for to endite
The swettere to sowre to more and lyte
And more cler to zoune undirstendyng,
Thanne awther Frensh other Latyn to my supposing

And

And therefore atte the ende of this storye
A pater noster ze wolden for me preyo
For me that Herry Lonelich hyhte
And greteth owre ladr ful of myhte
Hartelich with an ewe that ze hir bede
This processe the vettere J myhte procede
And bringen this book to a good ende
Now thereto Jesu Crist grace me sende
And than an ende there offer myhte be
Now good Lord graunt me for charite.

6) Glöckle zu Rom ſchreibt mir in einem Briefe vom 15. September 1810. „Mein vorzüglichſtes Studium ſind jedoch die Provenzaliſchen Trobadores, von denen ich acht ſehr alte Pergament Handſchriften vor mir habe; auch ſehr viele Altfranzöſiſche Romane in Verſen, Jongleurs etc. habe ich aufgefunden, von denen ich in meinem Verzeichniß Nachricht mittheilen werde." Ich habe ihn erſucht, dieſes ſchon früher durch unſer Muſeum zu thun.

7) Die histoire du St. Greaal erzählt dieſe Geſchichte. Bl. 102. 6. Kapitel 126.; in den romantiſchen Dichtungen von Friedrich Schlegel ſteht ſie Thl. I. S. 153 - 55

8) Treſſan in ſeinem Triſtan, ſiehe den Auszug im Buche der Liebe Thl. I. Vorr. S. XXIX., ſagt es ſei ein Sarazeniſcher Ritter geweſen.

9) Sein Vater heißt im Parzifal des Eſchenbach Gamuret, hier Ivain; ſeine Mutter ſtirbt nach Eſchenbach als er ſeinen erſten Auszug beginnet, eine Schweſter hat er gar nicht. Chreſtien giebt dem Parceval auch eine Schweſter; ſeine Mutter ſtirbt erſt ſpäter, als er ſchon lange auf Ritterzügen umhergeſchwärmt.

a)

a) Wie oben S. 366. Premier heißt hier wohl keineswegeſ das erſte, ſondern das vornehmſte und vorzüglichſte; denn das erſte und letzte kann es nicht gut ſein, da es überdies ſo wenig Zuſammenhang mit der Tafelrunde hat. Als das letzte der Tafelrunde kann es wohl eher betrachtet werden, da kurz darauf der Tod des Artus durch den Mordrek folgt.

b) Hierbei ſteht folgende, durchaus falſche und lächerlich unrichtige Anmerkung: Obgleich der Autor im Anfange behauptet, daß er ſeinen Namen verſchweigen werde, bemerkt er doch, auf der zweiten Seite des Blattes 36., daß er ſich Desrain nennt und daß er von dem Stamme des Nasciens, das heißt, von der Nachkommenſchaft des Seraſie, Bruders der Schweſter des Enelach, Königs von Sarras ꝛc. — Im ganzen Werke heißt kein Menſch Desrain, vielmehr iſt Desrain ein Altfranzöſiſches Wort und heißt der Letzte. Nun ſteht aber an der angezeigten Stelle gar nichts vom Verfaſſer, ſondern es heißt dort: ne de ceste lance dont tu fus feru ne sera jamais homme feru, ne touche, fors vng et sera roy et descendera de ton (Joſephs) lignaige et si sera le desrain des bons — — — Et celluy qui de toutes ses bontes sera plain, et pui ceste merueille verra sera desrain du lignaige de Nasciens. Et tout aussi comme Nasciens a esto le premier homme, qui ces merueilles ayt veues du st. grèal, sera lautre le desrain qui le verra. Dies wirft ſchon ein böſes Licht auf denjenigen, der den Franzöſiſchen Auszug machte, noch mehr aber wird er lächerlich, durch die angegebene Verwandſchaft des Enelach, welcher Bruder der Schweſter des Enelach, alſo doch wohl auch Bruder des Enelach ſein müßte, welches er aber

nicht, sondern Schwager, Bruder der Frau, des Enelach ist.

c) Das ist eine ganz neue Entdeckung, aber nicht wahr. Die Lateinische Urschrift ist wohl gewiß, und schon oben S. 369. erwähnt.

d) Schon oben S. 368. widerlegt.

e) Wo sagt er das?

f) Wo diese Nachricht her ist, weiß ich nicht anzugeben, es würde sehr wichtig sein, ihren Ursprung zu wissen.

g) Dies ist wieder ein Fehler.

9) Der Verfasser des Graal wird im Anfange aus drei Ursachen nicht genannt, nachher kommt er einigemal vor. Zuerst in der oben, Anmk. 3. angegebenen Stelle, dann noch Bl. 101. b. Et messir Robert de Bosrou, qui ceste histoire translata de latin en francoys par le commandement de saincte eglise. Hier lautet der Name schon anders, noch mehr weicht er aber Bl. 115. a. ab, wo es heißt: Messir Pierre de Bosrou, lequel a translate ceste hystoire de latin en prose francoyse. Wir müssen diese Namensverschiedenheit entweder dem Schreiber der Handschrift, welche abgedruckt worden, oder dem Drucker beimessen, der oft, wie auch in Deutschland, sehr nachläßig zu Werke ging und vieles entstellte.

10) In Hinsicht mancher hier genannten Länder bin ich nicht im Stande eine hinlängliche Deutung zu geben, da die meisten ihre Entstehung in dem Kopfe des Romanziers fanden.

11) Die Juden bringen ihn in ein Haus, qui estoit en vng grant marchie et la auoit vng grant piller, qui tout temps sembloit estre massis dedans, et en ce piller auoit vne des hydeuses chartres et prisons. 12)

12) Im Romane wird sie Marie de venience genannt.

13) Weiter unten Bl. 14. a. heißt sie Eliabe, wie sie auch von mir im Museum I. 498. genannt worden.

14) So habe ich auch schon diese Geschichte im Museum ꝛc. Bd. I. St. 2. S. 496. ff. erzählt.

15) Was für eine Stadt ist hier gemeint? Sollte es vielleicht Tarichea oder Tarachia, eine feste, volkreiche Stadt in Galiläa am See Tiberias sein sollen?

16) Sie liegt zwischen Babylon und Salucendre (?). De celle cite yssirent premierement les sarrazins, ne il nest mye a croire ce que len dit, quilz furent apellez de Sarra la femme d'abraham. — Ptolomäus (Lib. 6.) nennt eine Arabische Stadt Saraca, von der die Sarazenen ihren Namen haben sollten.

17) Die mannichfach vorkommenden Gleichnisse und Traumgesichte möchten leicht das Phantasiereichste und Beste im ganzen Werke sein.

18) Deren heilige Leiber in England und anderen Ländern ruhen, setzt der Verfasser hinzu.

19) Die Götzenbilder werden Appollin und Marcys, der Gott der Schlachten, genannt.

20) Meaulx en Brye. Liegt an der Marne.

21) Die Konjektur welche ich im Museum S. 499. in Hinsicht des Zusammenhanges des Nasciens mit dem Teufel Nasion im Wartburger Kriege machte, möchte sich wohl nicht bestätigen. Wir finden auch einen Eremiten dieses Namens, der mit unserem Nasciens nichts gemein hat, als seinen Aufenthalt in England, in dem Amadis von Gallien, wo er der Erzieher des Esplandian, des berühmten Sohnes des Amadis und der Oriane, ist.

22) An ihrer Stirne standen die Namen die sie erhalten sollten. Mordram, (oder Mordauis wie

auch einigemal im Anfange steht) qui vault adire ou caldee comme tardif en la creance en francoys. Dimalchides cest a dire gonfan ou vray, ou glorieux. Sarrasiste est autant a dire en caldee comme plain de foy en francoys.

23) Diese blutträufelnde Lanze finden wir auch im Parzifal des Eschenbach. S. Museum. I. S. 521.

24) Stimmt mit dem Leiden des Amfortas und seiner Erlösung davon durch den Parzifal überein.

25) Zwei und dreißig Tage lang trug Josephus die Spitze des Eisens in seiner Wunde.

26) Mordram läßt den Josephus noch zu sich kommen und erzählt ihm den Traum, den er in der Nacht hatte, bevor er seinen Feldzug gegen Ptolomäus antrat, welchen wir, nebst seiner Auslegung, schon oben gehört haben. Da entdeckt auch Josephus, der König habe in seiner Schlafkammer ein Götzenbild und verehre es noch heimlich. Von diesem heißt es: Ceste semblance estoit vne ymaige faicte et taillee de boys, grande a merueilles et de grant beaulte, en vne semblance de femme, vestue et aorner de riches vestements, telz comme len luy pouvoit finer voire et de plus precieux. Auec celle ymaige couchoit le roy souvent et laymoit a merveilles. Dies Bild, mit seinen Purpurkleidern, wird verbrannt. Joseph verläßt hierauf Sarras mit seinen Gefährten und Mordram hat einen furchtbaren Traum, der ihn sehr beängstiget und ihm alles vorbedeutet, was er in der Folge erdulden muß. Seine Bekümmerniß fällt seiner Gemahlin auf, die ihren Bruder bittet, ihn darum zu befragen. Keiner der zurückgebliebenen Priester kann die Deutung des Traumes geben, da tritt das oben Erzählte ein.

27) Seiner Lage nach wird dieser Felsen so beschrieben: Et estoit assise dedans la mer comme en celle partie ou le droict chemin et passaige et de aller de la mer de babilone en la terre descosse et de Irlande et des aultres parties de occident, et en celluy passaige estoit celle roche et estoit si treshault, que len eust bien peu veoir iusques a la mer doccident, et iusques la ou terre peut estre trouvee et veue; et daultre part a dextre on pouoyt veoir comme deuers galerne toute la terre de cordres et toute la fin despaigne.

28) Durch Rauch, Feuer und Schwerdt tödtet sie Pompejus in den Hohlen, die sie sich in den Felsen gemacht hatten. Nachher begiebt sich Pompejus nach Jerusalem zurück und beherbergt seine Pferde und Hunde in dem Tempel zu Jerusalem, worüber ihn Symeon, der Sohn des heiligen Symeon, der Christus, am Tage der Darstellung Christi im Tempel, auf seine Arme nahm, hart mit Worten straft.

29) Vom Aufgang her erscheinen immer die Schiffe mit heiligen Männern, vom Abend her aber die trügiichen Boten des Teufels.

30) Loyseau auoit la teste noyre comme poix, et les yeux rouges comme charbon et les dens pareilles. La teste auoit en maniere de serpent cornu, et auoyt le col dung dragon, et la poictrine ainsi comme vng Lyon et les piedz comme coulx dung aigle sont, a la iointure de son pys et de ses espaulles auoyt vnes grandes aesles aussi dures comme acier, trenchant par deuant comme glayue bien acere et par derriere les rains en auoyt vnes autres aussi blanches comme noif, et estoyent bruyans comme

comme tempeste de fouldre ou de gresle, quant elle chiet par vng grant fort vent, ou sur grant foyson darbres. Et la queue estait aussi ague comme vne espee, et aussi enflambee comme vng coing de fouldre venant du ciel.

Dieſer ſo wunderbar beſchriebene Vogel iſt der Phönix. Sein Entſtehen iſt nicht minder wunderbar und wird alſo beſchrieben: nicht mehr als drei auf einmal können geboren werden; daher legt das Weibchen drei Eier, ohne Gemeinſchaft mit dem Männchen gehabt zu haben. Wenn ſie aus den Eiern hervorgehen ſollen, ſind ſie ſo kalt, daß nichts ſie berühren kann, denn die Mutter allein; aber auch dieſe wird von einer ſolchen Kälte, daß ſie niemand berühren könnte. Hat ſie nun von dem Froſte genug geduldet, dann fliegt ſie in das Thal Hebron, wo ſie einen Stein findet, Piraſiſte genannt (wohl der Perithe oder Peridonius des Albertus Magnus, ſiehe Muſeum der Altdeutſchen Literatur und Kunſt, Bd. 2. St. 1. S. 140.), der von unendlicher Hitze iſt. Wer ihn berührt, wird an der Stelle, mit welcher er ihn berührt, roth wie Blut durch die Hitze. Die Mutter aber glaubt, die Hitze ſei klein und kehrt ſchnell mit ihm zum Neſte zurück, aber wenn ſie hinkommt, hat die Hitze ſchon ihren Körper durchbrannt, ſie weiß, die Eier würden auch anbrennen, wenn der Stein ihnen zu nahe käme und ſie legt daher nur von ferne den glühenden Stein, welcher auch ſofort ſeine Kraft äußert und ſchnell die Eier ausbrütet. Aber die Mutter verbrennt und es bleibt nur einige Aſche und zähe nährende Theile des Körpers zurück. Aus den Eiern entſtehen zwei männliche und ein weiblicher Vogel, welche ſich ſo lange, bis ſie Kräfte haben, von der Aſche

der

der Mutter nähren, dann essen sie nie wieder. Die beiden Männchen sind stolz und jeder von ihnen will die Herrschaft über das Weibchen haben, sie kämpfen mit einander und tödten sich beide, nur das Weibchen (Serpellions genannt) bleibt zurück, um sich dereinst auf gleiche Weise wieder fortzupflanzen und zu zerstören.

31) Es war oben vorhergesagt worden, daß der Teufel den Mordram mit der linken Hand in das Meer stürzen würde. Hier führt er ihn indeß weit sanfter mit der linken Hand hinab und löst auch so die Verkündigung.

32) Der Mann wird durch donne au ciel ausgedeutet. Bei seiner Geburt geschieht ein Wunder, wodurch seine nachherige Größe angekündigt wird. Hierbei wird von den Kalenden des Juni gesprochen, welches wohl eine sichere Anzeige des Lateinischen Ursprungs sein möchte.

33) Von der Entstehung der drehenden Insel findet sich eine lange naturgeschichtliche Beschreibung, welche ich nicht ganz ausgezogen habe. Die Hauptsache ist, daß bei der Erschaffung der Welt viele Körper, halb irrdischen, halb himmlischen Ursprungs, im Meere herum schwammen, worin auch eine Menge Eisentheile. Hier, zwischen der Insel Onagrine und dem Tigerhafen, am Abendländischen Meere, findet sich eine ungeheure Masse von Diamanten im Grunde der See, welche eine große anziehende Kraft zum Eisen haben. Da sammelten sich diese Massen, die aber zu bestimmten Tageszeiten sich wendeten und von denen es so ferner in der Urschrift heißt: En ceste maniere demoura celle masse en la mer, et fut appelee puis qar les passans ainsi lisle tournoiant, pourceque toutes les masses de terre, qui paroyent par mer et par

autres

autres terres, ou que ce soit, sont appelees par ce nom. Et pourcequelle se sentit de grant partie de la nature du ciel, pource aduint il, que oncques puis ne creust herbe, ny arbre, ny beste, ny pourroit durer oysel. Et auecques celle maniere a elle encores vne aultre chose. Car elle tient de celle nature, quelle a du ciel, que toutes les heures que le firmament tourne, celle isle tourne comme vous auez ouy. Or vous a le compte deuise la cause, pourquoy tes passans lappellent lisle tournoyant.

34) Die Lage dieser Maſtbäume iſt mir etwas undeutlich, oder es müßte ſein, daß unter dem Worte fuseaulx etwas anders verſtanden wäre, welches aber das Glossaire von Roquefort durch Maſtbaum erklärt. Es heißt nemlich dort, mit einer Stelle aus dem heiligen Graal alſo: Fuiseaus, fuisel: Morceaux de bois; de fusus; mât de vaisseau; de fustis. — Nasciens vit sur le lit trois fuiseaus, l'un estoit parmi le fust qui estoit del lonc del lit, et d' autre par derriere en cele partie c'on apiele l'esponde avoit un autre fuisel fichié et enchevillié sur les deux autres. Eine jede Berichtigung dieſer mir zweifelhaften Stelle wird mir ſehr lieb ſein.

35) Es heißt, ſehr weitläuftig, von ihm: Eva nahm ein Zweiglein des Baumes der verbotenen Früchte mit aus dem Paradieſe, pflanzte es und es grünte friſch und ward ein dichter, ſtarker Baum. Eva nannte ihn den Baum des Todes, aber der Herr befahl ihr, ihn den Baum des Lebens zu nennen. Er war ganz weiß, als ein Anzeichen, daß die, welche ihn gepflanzt, noch Jungfrau war. Als ſich Adam und Eva einſt unter dem

Baum

Baum befand, befahl ihnen der Herr, sich zu umfangen und bedeckte sie mit einer dichten Wolke. Eva ward, es war an einem Freitage, mit Abel schwanger und nun veränderte sofort der Baum seine Farbe und ward grün, wie die andern Bäume des Waldes, ein Sinnbild der verlornen Jungfräulichkeit und der Empfängniß. Früher schon war durch mehre Schößlinge, der Baum fortgepflanzt worden. Unter ihn tödtete auch Kain seinen Bruder an einem Freitage und nun ward er mit einemmale roth wie Blut. Die Schößlinge, die man jetzt fortpflanzen wollte, starben alle, aber der erste Baum und die frühern Ableger grünten in ihrer vollen Kraft und Stärke. Die zu verschiedenen Zeiten gemachten Ableger behielten die Farbe, die damals, als sie gepflanzt wurden, der Mutterbaum hatte. In der Sündfluth gingen alle Bäume aus, nur der Baum des Lebens mit seinen Ablegern blieb und blieb bis auf Salamon.

36) Als sich Salomon einst über das Verderben, welches so häufig durch die Weiber angerichtet werde, beschwert, besonders über das, was die Eva uns bewirkt, sagt ihm eine Stimme: er solle nicht auf die Frauen schmälen, was eine Frau verbrochen, werde auch wieder eine Frau versühnen, die aus seinem Stamme entsprossen sein würde. Aber dies wäre noch nicht genug, es werde dann noch ein besserer Ritter kommen, welcher das Ende seines Stammes sein werde. Ueber diese Verkündigung ist er sehr bestürzt, da räth ihm seine Frau, ein Schiff und einen Degen für den besten Ritter der Welt, welcher dermaleinst kommen wird, zu machen. — Es scheint eine vermischte Prophezeiung von der Maria und Christus zu sein, mit dem Helden des Graal, dem Galaad.

37) An den Degen ward, wie ſchon geſagt, nur ein ſehr ſchlechtes Gehänge gemacht, weil dereinſt eine Jungfrau ein beſſers machen würde.

38) Zum Schluß heißt es: Ce fut le commencement du bref que Salomon escripuit pour le cheualier, qui puis fist tant de belles armes et cheualaries au royaulme de logres et mist a fin les aduantures qui estoyent au royaulme de la terre forsine et a maintz autres pays qui aduenoyent par la vertu et par la force du sainct greaal.

39) Im Traum ſieht noch Salomon, wie eine Menge Engel hinein ſteigen, es mit Waſſer benetzen und die Warnung daran ſchreiben, die wir oben geleſen haben.

XVI.

Bruchstück einer Uebersetzung des Titurel, versucht von J. G. Büsching.

Herrlich und hoch und nie genugsam zu preisen, steht unter den Gedichten des Deutschen Mittelalters der Titurel, ein Werk des treflichen Wolfram von Eschenbach, und tritt jetzt erst, seit kurzer Zeit, aus seiner langjährigen Vergessenheit hervor. Wenig ist von ihm bis jetzt bekannt geworden, nur ein Auszug von mir, in meinem Museum für Altdeutsche Literatur und Kunst, Thl. 1., der nur das betrift, was den heiligen Graal angeht und das Bruchstück einer alten Handschrift, in den langen Versen der Nibelungen, welches Docen 1811, in einem Sendschreiben über den Titurel zuerst herausgab, und den größten Dank der Literatoren durch die Bekanntmachung und die vorzügliche Art der Behandlung sich erwarb. Diesem Bruchstück ging eine Einleitung, den Auszug der ersten Kapitel des Gedichts enthaltend, voran.

Eine Beurtheilung dieses Sendschreibens von einem gründlichen, bewährten Kunstrichter,

ter, von Herrn August Wilhelm Schlegel, in den Heidelberger Jahrbüchern von 1811. November, mußte nochmehr den Blick auf dieses Gedicht schärfen und es möchte daher wohl an der Zeit erscheinen, hier den Versuch einer Uebersetzung darzulegen. Diese ist kein leichtes Werk, entstaltet durch Schreiber und Drucker steht das Gedicht da, sein tiefer mystischer Sinn tritt zu jenen Entstellungen und fordert oft langes Nachsinnen, wenn man das wohllautende Wechselspiel der schön verschlungenen Strofen nicht zerstören will.

Da das Verständniß des Gedichtes selbst dem Leser oft Schwierigkeiten machen wird, so glaubte der Uebertrager, der manche selbst zu lösen nicht vermag, die alte Sprache freier behandeln zu dürfen, sie nicht zu sehr vorherschen zu lassen, und, doch ohne das Eigenthümliche zu verwischen, dem Unkundigen das Lesen zu erleichtern. Ob er das Ziel, das ihm vorschwebte, erreichte, kann er nicht selbst entscheiden, sondern unterwirft sich dem Urteil gründlicher Kenner; nur seichtes, vornehmthuendes Geschwätz, das so überhand nimmt, glaubt er verbitten zu dürfen.

Bedarf je ein Werk einer aufmerksamen Reinigung und kritischen Sichtung, so ist es dieses Gedicht, das von unwissenden Abschreibern, da es ihrem Gedanken-Kreise fern lag,

so

so sehr entstellt worden ist, wenn auch der alte Druck uns nicht so ganz verächtlich und nichtig erscheint, um so mehr, da er unsere einzige Hülfsquelle ist, indem uns leider keine Handschrift zu Gebote steht.

Wenn wir in diesem Buche den Ausbund alles Ritterthumes, der höchsten, reinsten ritterlichen Kraft, der züchtigsten, lieblichsten und innigsten Minne zu finden glauben, wenn wir es als das Höchste betrachten, was das Deutsche Mittelalter, als zarten Verein der Religion, der tiefsten heiligsten Anbetung Gottes, im Graale, der keuschesten Sitte, der innigsten Anhänglichkeit der Verwandten, der Liebenden, der Freunde, und endlich als das ausbündigste Lobgedicht auf weibliche, ewig dauernde Minne, ansehen, die selbst den Tod nicht fürchtet, die selbst das Grab nicht mindert und endlich die sinnige Schule betrachten, in der die Zöglinge des Liedes geleitet werden, so glauben wir, wird in dies hohe Lob gewiß jeder mit einstimmen, der das Ganze kennt, so wie der erst jetzt dazu tretende uns manches zugestehen wird, schon aus dem Bruchstück, das nur Liebe athmet.

Besonders möge es auch als Gegenstück zu dem vorigen Auszuge dienen, um den Französischen und Deutschen Dichter zu vergleichen.

1812.

Siebenter Gesang.

Hier kommt die Abentheuer an Schionatulander und Sigunen.

1. Wie schied der Ehrenreiche
Gamuret von Belekanen
Und wie er würdigleiche
Wohl erwarb die Schwester Schoisianen
Und wie er sich entzog der Französinne,
Das will ich wohl verschweigen
Und sagen hie von kindlicher Minne.

2. Anfoleisen zur Augen-Wonn' erkoren
Ein Kind war geblieben,
Von Königes Stamme geboren,
Und von der Art, daß es nie konnte lieben
Die Dinge, davon der Preis verdirbet;
Beim Werben aller Fürsten
Ward noch keiner, der baß nach Preise wirbet.

3. Da Gamuret durch Minne
Nahm Schild von Anfoleisen,
Die edle Französinne
Ihm lieh das Kind, das müssen wir noch preisen;
Das erwarb seine wahre Kindes Süße.
Er wird dieser Abentheuer Herr,
Darum ist recht, daß ich Kind' durch ihn grüße.

4.

4. Das Kind in ſehnenden Leiden
Fuhr mit dem Aſchewine
Drauf über zu den Heiden;
Zu dem Baruk hin gen Alexandrine, *)
Zu Waleis bracht' er ſie**) wieder herdannen.
Wo Kind' Tapferkeit erſpähen,
Es ſoll ihn'n helfen, ob ſie werden zu Mannen.

5. Die Kleinen und die Großen,
Die Jüngeren und die Ehren
Dieſer Abentheure verſtoßen
Werden leider, und ſie nimmt zum Herren
Schionatulander noch alleine;
So laßt euch nicht abſchrecken,
Ob er noch ſei an Witz, an Jahren kleine.

6. Ich will mit Würde ganz
Sein' Geſchlecht ein Theil benennen:
Von Grahars Gurnemanz,
Des Kindes Ahn', konnt' Eiſen wohl zertrennen,
Das er mit manchem Stoß zur Tioſt***)
pflag; ****)
Es hieß ſein Vater Gurzegrin,
Durch Schoidelagurte todt er lag.

7.

---

*) Alexandrien.
**) ſeine Leiden nehmlich.
***) Kampf mit der Lanze, Eigentlicher Ritterkampf.
****) pflegt.

7. Mahuth hieß seine Mutter,
Ekunates Schwester,
Vogt einer reichen Pfalze guter,
Viel reich benannt, der starken Verbester;
Selber hieß er Schionatulander.
So hohen Preis, bey seiner Zeit,
Erwarb noch nie der eine noch der ander'.

8. Daß ich den Sohn Gurzgreien
Nicht vor Sigunen nannte,
Der reinen, Wandels freien,
Dran war die Schuld, daß man ihr' Mutter sandte
Aus der Pflege von dem reinen Graal',
Drum mußt' ich sie vor nennen
Und ihr Geschlecht, das gleich der Sonne Strahl.

9. Denk alle Leut' vom Graale,
Das sind auch die erwählten;
Hier selig sonder Mahle *)
Und dort zu dem stäten Preis die gezählten.
Sigun war auch desselben edlen Samen,
Der von dem Graal ward gesät
Sehr ferne, da den ihn Heilhaften nahmen.

10. Wo des edlen Samen Kraft
Hin ward bracht dem Lande,
Die mußten werden traghaft
Ihm viel gar, ein Schutz vor aller Schande,

Davon

*) Flecken.

Davon Kanvoleis so fern' ist bekannt,
Das ward in mancher Zungen
Gar der treuen Hauptstadt genannt.

11. O wohl dir, Kanvoleise,
Wie man preiset deine Stäte
Von süßer Lieb', höflicher Weise,
Die geschah auf dir nicht zu späte;
Minne hub sich früh da an zweien Kinden,
Daß alle die Welt nicht möchte
Ihr' Trübheit, die darunter ist, je finden.

12. Gamuret mit Würde hoch
Die Kind bei einander
In seiner Kammer lieblich zog;
Der klare, süße Schionatulander
Da noch war nicht stark an seinem Sinne,
Und ward jedoch beschlossen
In Noth des Herzen von Sigunen Minne.

13. Weh, daß die Minne sie regiert
Zu jung noch solchen Aengsten!
Wo Jugend so begriffen wird
Mit ihr'n Stricken, da wohnt sie allerlängsten.
Ob das Alter Minn' in sich glaubet,
Bei Minne dennoch Jugend wohnt;
Denn Minn' ist an ihr'n Kräften unberaubet.

14. Weh' Minne, deiner Kräfte Rath
Was thut der unter Kinden?
Einer der nicht Augen hat

Der möcht' dich spüren und ging er mit den Blinden.

Minne, du bist also mannichfach,
Alle Schreiber möchten
Schreiben nicht ihre Art und ihre Sach'.

15. Seit man die Religiosen
Beschwert wohl in der Minne
In Klöstern und auch in Klosen, *)
Daß sie allda gehorsam sind mit Sinne
Mancher Dinge, die sich da leisten schwer,
Minne Ritter zwinget
Unter Helm, Minne ist ewig bei ihr'm Ruhm und Ehr'.

16. Die Minne schleußt in ihr' Klause
Das Schmal und auch das Breite,
Minne hat hie in Erde Hause
Und zu Himmel ist sie Reinen für Gott ihr Geleite.

Minn' ist allenthalben, nur nicht zur Hölle,
Die starke Minn' an ihr'n Kräften
Erlahmt, ist Zweifel mit Wank ihr Geselle.

17. Ohne das Wank plagt'
Noch Zweifel die beide,
War Sigune, die Magd,
Und auch Schionatulander in Leide;
Da war die starke Liebe zu gemenget.

Ich

*) Klausen.

Ich sag' euch von ihr'r kindlichen
Minne Wunders viel, nur daß es sich länget.*)

18. Ihr schamhaftes Betragen
Und die Art ihres Geschlechtes,
(Sie waren, kann man sagen,
Aus Minn' geboren), die zwang sie ihres
Rechtes,
Daß sie ihre Minne so verborgen verhehlten,
Bis daß sie an ihr'm Leibe
Klar und auch an dem Herzen sich zerquälten.

19. Der Junge an Minne, Witz und Kraft
Mochte jedoch sei'n weise
Von mancher süßen Botschaft,
Die der Franzosen Königinne Anfoleise
Durch ihn entbot dem werthen Anscheveine;
Die vollbracht' er und wandte
Gar oftmals ihre Noth, nun wend' ihm auch
die seine.

20. Schionatulander
Gar ofmals ward des innen,
An Gamureten fand er
Wie wohl er sprechen konnte da mit Sinnen,
Und er sich von Kummer konnte scheiden.
Drum lobt ihn das getaufte
Volk, also thaten ihm auch dort die Heiden.

21. Alle die Minne pflegend sein
Und sich der Minne weihten,

*) in die Länge zieht.

Die hören von magdlicher Pein
Und von mannlicher Jugend mit Arbeiten,
Davon ich euch hier Abentheuer künde,
Dem, der, durch Herzenliebe,
Von Minnen Kraft je sehnende Noth empfinde.

22. Den Fürsten aus Graswalt
Die Minne viel gemahnte,
Daß er nun mit Gewalt
Die Furcht zerbrach und Muthes sich ermannte,
So daß er sprach: „Sigune, Hülfe reiche,
Nun hilf mir, Magd viel süße,
Von Sorgen groß, so bist du hülfereiche.

23. Duzisse*) ob aller Zucht,
Nun laß mich das genießen,
Daß du von werther Frucht
Bist geboren, die nichts kann verdrießen;
Sie wäre wohl gehülfig mit ihr'm Lohne,
Wenn es ihr'n Preiß vermehrte;
Gnade, Frau, desselben an dir schone."

Sigune.

24. „Schön Freund der meine,
Sprich, was du meinest?
Laß hören Zucht die Deine,
Ob du desselben Willen dich vereinest,
Daß ich dein' klagende Bitte mög' verstehen?

Du

*) Herzogin war Sigune, aber hier auch in Hinsicht der züchtigen Sitten hohes Standes.

Du weißt wohl davon Wahrheit,
So sollst du gegen mich dich nicht vergehen." *)

Schionatulander.

25. „Frau, wo man Gnad' gewährend,
Da soll man Gnade flehen;
Gnad' ich von dir begehrend
Bin, die soll auch deine Güte zugestehen.
Werthe Geselligkeit steht wohl den Kinden,
Unwürd' ist Ungnade,
Da kann die rechte Gnade niemand finden."

Sigune.

26. Sie sprach: „du willst Freuden-Schlag
Durch Trösten dahin künden,
Da man dir besser helfen mag.
Etwas anders mußt du dir ersinden,
Wenn du begehrst, daß ich dir Kummer wende;
Denn ich bin recht' ne Weise,
Des Land's, Verwandter und der Leute
fremde."

Schionatulander.

27. „Ich weiß wohl Leut' und Lande,
Der bist du große Fraue,
Ich begehr' nicht solcher Pfande,
Nur daß dein Herze mich durch Augen schaue
Also, daß es des Kummers mein gedenke.
Thu' der Minne ihr Recht,
Eh' die Minne uns beiden die Sinne kränke.

28.

*) mir etwas dunkel, daher einiges verändert.

28. Wer so pfleget Minne,
Daß sein' Minn' ist lauernd
Nach Freuden Gewinne,
Also lieb du mir bist und stäts dauernd.
Wenn Minn' und Lieb' einander wohl erkennet,
So bist du die Liebe
Und bin auch ich die Minne genennet."

Sigune.

29. „Haben dich Gedanken deine
Mit Lieb' also besessen
Zu Freuden und zu Peine,
Drum soll ich dein mit Liebe nicht vergessen?
Wie oftmals du mir da vornennest Minne,
So wiß', daß ich erkannte
Nie werther Minne Verlust, noch ihre Gewinne."

Schionatulander.

30. „Viel Süße, Falsches Freie,
Mit Balsam übergossen,
Der Minne lieb' Ameie*)
Wenn du mich trägst im Herzen unverdrossen,
Mit der Liebe Stärke, sonder Wanken,
Und mir dein Mund ist sprechend:
Ich liege dir in dem Herzen mit Gedanken."

Sigune.

31. „Schionatulander,
Ich begehr' nichts, denn des Einen:

Du

*) Freundin.

Du nimmst Red' gen einander,
Die ich mich kann zu merken nicht vereinen;
Minne dünket mich gar wohl geheuer,
Ob sie mir wäre bekannt,
Das gäbe mir vielleicht an Freuden Steuer."

Schionatulander.

32. „Das kann ich, werthe Jugend,
Nicht jach jetzt dich bescheiden.
Minne bedarf wohl Tugend;
Wer sich gen Würdigkeit gut will bekleiden,
Der muß die rechte Minne wohl erkennen.
Begehrst du Freuden-Steuer,
So muß man dir die rechte Minne nennen."

Sigune.

33. „Ist Minn' ein Sie oder ein Er?
Magst du mir Minne erklären;
Sag' mir, was die Minn' begehr'?
Wenn sie mir kommt, womit soll ich sie nähren?
Muß ich sie behalten bei den Docken, *)
Oder ist sie ein wilder Falk'?
Ich kann sie lieblich wohl zu Handen locken. **)

Schiona.

---

*) Puppen.

**) Bezieht sich auf die zahmen Falken und Sperber, die man auf der Hand, an einem Faden trug, und ihnen die Kappe vom Haupte nahm, wenn sie einen Vogel jagen sollten; dann lockte man sie zurück.

Schionatulander.

34. „Minn' iſt ein Sie, Minn' iſt ein Er,
Wer Minne kann erkennen;
Minne iſt ein die, Minne iſt ein der,
Alſo hör' ich ſie ſtäts die Weiſen nennen.
Dieſe zwei hab'n doch nicht Dinges mehr.
Minne iſt auch mit Gewalt
Ueberkräftig gar und auch überhehr.

Sigune.

35. Ein die, ein der der Minne
Muß man zu Rechte ſprechen?
Nach Manne-, nach Frauen Sinne
Soll man ſolch'n Namen prüfen und brechen?
Sie iſt ein Er, genannt nach den Geſchlechten?
Ein die ein der die Minne,
Kann beidenthalb ſich wirren und verflechten.“

Schionatulander.

36. Nun ſehet, was hie Wunders kann,
Ein Er ein Sie, die Minne;
Ein Er der Herr, ein König, ein Mann,
Und Sie 'ne Frau, gewalt'ge Königinne;
Wenn ſie König und Königin bezwinget,
Was Luft, Erden, Waſſer belebt,
Das alles nach der Minnen Hulden dinget.“
37. Die Süß' in Kindes Weiſe
Sprach, viel wohl beſonnen:
„Pflegt ſie der Wünſchelreiſe *)

*) Wünſchelruthe.

Und

Und hat gebadet sich in dem Jungbronnen, *)
Daß sie kann sein ein' Frau, ein Herre?
Magst du mir das bewähren,
So hört' ich nie so große Wundermähre.

38. Ist Minn' 'ne Blume, roth und fahl,
Vogel oder Turteltauben,
Galander oder Nachtigall,
Ein Vöglein ohne Federstrauben? **)
Ist sie ein Fürspang ***), Spiegel oder Schappel, †)
Oder ein Kindesspielwerk?
Ich fürcht' sie sei der jungen Thoren Kappel."

Schionatulander.

39. „Die Minne kann verwilden,
Entfremden und heimlich binden
Freud' und Kummer bilden
Armen, Reichen, Alten und Kinden.
Sie wandelt sich gleich Luna's Sternenscheibe,
Niemand lebet so weise,
Der ihre Wandelung vollkommenlich beschreibe."

40. ††) Ihr kindlicher Witz gesüßet
Erkannt' die Lieb' vom Hören.
Die Minne Gedanken begrüßet,
Das mag ich mit mir selber wohl bewähren;

Es

*) verjüngender Bronnen. **) Federsträuben.
***) Halsspange. †) Kränzlein. ††) Der Dichter spricht, glaub' ich, sonst mir in der fehlerhaften Urschrift ganz unklar.

Es bezwinget mich die ſtarke Liebe,
Mein Herze ſtiehlt mir Freuden
Und Farbe klar, ſich gleichend einem Diebe.

Sigune.

41. „Schionatulander,
Mich zwinget der Gedanke:
Wenn wir nicht an einander
Sehen, ſo bin ich an Freuden die Kranke,
Bis ich dich wieder heimiglich erſpähe.
So traur' ich in der Woche.
Nicht einmal nur, es iſt mir öfter wehe!"

Schionatulander.

42. „So darfſt du, Süße, Reine,
Mich nicht fragen von Minne,
Ohne Fragen, alleine,
Wird dir wohl kund ihr' Verluſt und ihr Gewinne.
Sieh', wie die Minn' aus Freuden in Sorgen werbe;
Thu' der Minne ihr Recht,
Eh' die Minne uns beiden im Herzen verderbe."

Sigune.

43. Sie ſprach: „und kann die Minne
So in die Herzen ſchleichen,
Daß Mann und Weib mit Sinne,
Noch Magd ihr mag mit Schnelligkeit entweichen?

Weiß aber niemand was die Minne räche
An Leuten, die ihren Schaden
Nicht suchen, daß sie den'n ihre Freude bre-
che?"

Schionatulander.

44. „Sie fährt gewaltigliche
Gen Dummen und gen Weisen;
Niemand so künstigliche
Lebt, der könnte ihr Wunder voll je preisen.
Nun sollen wir beide nach ihr'r Hülfe kriegen,
Mit unvergessener Trautschaft;
Minne kann mit Wanke niemand trügen."

Sigune.

45. „Die edle Minne, wohl gestalt't,
Sollt' andre Kraft erzeigen;
Denn daß ich in ihr' Gewalt
Gäb' meinen freien Leib für eigen;
Mich hat deine Jugend noch nicht umgarnet,
Du mußt mich unter Schildes Dach
Verdienen erst; deß sei vorher gewarnet."

Schionatulander.

46. „Frau, so wisse nun, wann
Ich Waffen mag geleiten,
Hie zwischen und auch dann
Werd' ich gesehen, in süßen, sauren Arbeiten,
So daß mein Dienst nach deiner Hülfe ringe.
Ich ward zu deiner Hülf' geboren,
Nun hilf sc, daß mir an dir gelinge."

47. Dies war ein Anfang
Der Kinder Geſellſchaft.
Zuhand darnach, unlang',
Pompejus vor Baldag fuhr mit Kraft,
Sein' Heerfahrt hatt' alldar geſprochen
Und Ipomidon der werthe;
Da neuer Speer wurden viel zerbrochen.

48. Gamuret der Milde
Hub ſich heimlich dar
Er allein mit ſeinem Schilde; *)
Er hatt' auch große Kräft' fürwahr,
Denn er trug wohl dreier Lande Krone.
So jagte ihn die Minne
An die Bahr', die empfing er von Ipomidone.

49. Schionatulander
Trug zu der Fahrt viel Leid;
Sigunen Blicke fand er
Und ihre Minn' führt alle Freud ihm welt.
Jedoch fuhr er von dann mit ſeinem Mage; **)
Das war Sigunen Herzensnoth;
Denn ihn'n rieth die Minne beiden böſe Tage.

50. Der junge Fürſt Urlaub nahm
Von der Magd lobesreich:

Schionatulander

„Wie leb' ich die Zeit lobeſam,
Daß deine Minne an Freuden mich mach' reich,

Wenn

*) Sein Wappen ward nur im Schilde geführt, nicht andern Gehülfen nahm er mit. Vgl. damit Str. 54.
**) Verwandten.

Wenn uns der Tod so leichtlich mag nun scheiden?
Nun wünsch' mir Glückes, süße Magd;
Denn ich muß nun hin über zu den Heiden."

Sigune.

31. „Viel lieber Freund, ich bin dir hold,
Nun sprich, ist es die Minne?
So will ich gerne um den Sold
Mit Wunsche sein immer nach dem Gewinne,
Der uns beiden hohe Freud' erwerbe.
Es brennen alle Wasser,
Eh' die Liebe, meinethalb verderbe." —
32. Viel liebes Lieb blieb allhie,
Werthes Lieb schied von dannen.
Gehöret ward auf Erden nie
Solch' Lieb' von Weiben noch von Mannen,
Die sich herzlieber konnten minnen.
Das ward bei der Linden
Drauf Parzifal wohl von Sigunen innen.
33. Gamuret aus Gingrisal
Hub sich, der Held, verstohlen,
Von Magen, Mannen sonder Zahl;
Den allen war sein' Fahrt allda verhohlen.
Nur zwanzig Kind, von hoher Art und Weise,
Und achtzig Knappen ziere, *)
Die hatt' er ihm erwählet auf die Reise.

54.

*) zierlich.

54. Fünf schöne Roß und Goldes viel,
Von Azagauk Gesteine,
Folgten ihm auf der Fahrte Ziel,
Sein Schild und dieser nur alleine.
Doch sollte einer Schildgefährten kühren,
Daß ihm ein and'rer Schild
Heil brächte, möcht' sein eig'ner Schild verlieren.

55. Sein Panther da verkehret ward,
Von Zobel ein'n Anker theure
Schlug man auf seinen Schild die Fahrt,
Als ihn trug in Reckens Weise der Geheure.*)
Also auszierete der Lobesreiche sich;
Darunter nahm er Ende
Vor Baldag, mit Tioste hurtiglich.

56. Von Herzelanden Urlaub nahm
Da Gamuret der werthe.
So gar der Treuen ein werther Stamm
Wird nimmermehr geboren auf der Erde,
Noch getreuer Weib, als sie viel wohl bescheinte.
Von ihrer beider Scheiden
Viel manches Auge seit vor Jammer weinte.

57. Da sprach er durch ihr Weinen:
„Viel liebes Weib, deine Ehr'
Befehl ich Gott dem reinen."
Es geschah ihr da leider nimmer-mehr.

Sie

*) Edle, Schöne; wir haben nur noch: es ist nicht geheuer und Ungeheuer.

Sie befahl ihn Gott mit Seufzen tiefen,
Ihr Herz sagt' ihr künft'ge Noth;
Hei! was Thränen aus ihren Augen liefen.

58. Ihr Minne gar herziglich'
Noch worden war nicht fremde;
Sie rühmte reicher Liebe sich.
Ihm gab die edle Königin ein Hemde,
Blank seiden, als es auch ihr' Blänke *) rührte,
— — — — — — — —
— — — ; wor Baldag er es führte.

59. Gamuret die Reinen
Tröstete viel süßigliche.
Er sprach: „du sollt nicht weinen,
In einem halben Jahre, sicherliche,
Komm ich wieder, läßt mich Gott bei Leibe."
Der Trost ihr Sorg ein Theil entnahm.
So schied er von dem minniglichen Weibe.

60. Der Verwegene nun kühn'
Hin gen Sibilla kehrte,
Der werthe Sohn von Gaudin.
Gar manchem Herz er Jammer lehrte,
Da man erfuhr, wie seine Fahrt nahm Ende.
Sein Preiß wird nimmermehr
Getauftem Volk, noch Heidenschaft elende. **)

61. Sie mußten ihn immermehre
Bekennen, unverhalten.
Herrmann von Thüringen Ehre

Pflag

*) Weiße. **) Nimmer erreicht jemand seinen Preis. Elende: fremd, armselig.

Pflag seitdem, die muß immer Preiß behalten,
Wo man hört von seinen Genossen sprechen,
Die vor ihm hingeschieden sind;
Wie konnt' sein Lob vor die so sehr vorbrechen!

62. Das red' ich sonder Wanken
Und nirgend auch nach Wahne. —
Nun führen die Gedanken
Den jungen Fürsten vor aus Graswaldane;
Den zwang sein' keusch' Amei Sigune,
Sie zog ihm Freud' aus Herzen,
Als wie die Bien' die Süße aus der Blume.

63. Sein' leibliche Siechheit,
Die er trug von der Minne,
Sein's hohen Muthes Verlustigkeit
Erließ ihm gar aller Freuden Gewinne,
Und zwang den Grahordis mit mancher Peine.
Er wäre noch sanfter todt
Als Gurzegrin von Mabonagreine.

64. Wird immer Tiost mit Stoß erkannt
Von Speeresbrechen Krache,
Durch Schild' gebracht von seiner Hand,
Sein' klare Jugend zu solchem Ungemache
Ist noch zu schwach, wie stark ihn Minne kränket,
Und ohn' daß er es je vergaß;
Sein Jugend also sehniglich gedenket.

65. Wenn and're edle Jungen,
Zu Felde und an Straßen

Turnirten

Turnieren oder rungen,
Durch ſehnende Noth mußt er das laſſen.
Minn' ihn lehrte an ſtäten Freuden ſiechen;
Wo Kind lernen aufſteh'n an Stäben,
Die müſſen je zum erſten darkriechen.
66. Nun laßt ihn hohe minnen,
So muß er hoch gedenken
Und nach hoher Würde ſinnen,
Wie er allen Falſch könne ablenken
Mit werthem Preis, in Jugend und in Alter.
Ich weiß den Fürſten, ſollt' er das lernen,
Man lehrt' einem Bären eh' den Pſalter.
67. Schionatulander hätt' *)
Der Noth viel verborgen,
Eh' der weiſe Gamuret
Innen ward der hehlbaren Sorgen,
Daß ſein nächſter Freund rang mit Traurigkeit.
So quält' er ſich die Wochen,
Den Winter und den Sommer, alle Zeit.
68. Von ſeiner angebornen Art,
Sein wonniglich Geſchicke,
Sein Fell **), die lichten Augen zart
Und wo man koß ***) des Antlitzes Blicke,
Schied aus Noth von lauter Farben Glanze.
Da bezwang ihn, ohne Wanken,
Nichts anders, denn ächt ſtäte Lieb', die
ganze. 69.

*) hatte. **) Haut des Geſichts. ***) ſah.

69. Gamuretes Hitze
Gar sehr war bezwänget
Auch von der Minne Hitze;
Denn ihn hatt' ihre Glut gar oft besenget
Sein Fell, das mehren konnt' ihm Trübheit.
Daher er Minne Hülfe
Wohl erkannte und auch ihre Winkelzeit. *)

70. Wie listig sei die Minne,
Sie muß sich doch entdecken,
Wer gen sie spähende Sinne
Trägt, dem kann ihr' Kraft sich nicht verstecken.
Sie sei ein Winkelmaß, hör' ich, daß man sie zeih',
Sie entwirft und streichet
Genauer viel, denn Zirkel und Senkblei.

71. Gamuret dieselbe Pein
Erkannt' und alle die Schwere,
Daß der junge Talsein
Aus Graswald war Freuden also leere,
Er nahm ihn allein auf das Feld von Straßen;
Er sprach: „wie fährt Anfoleisen Knab'?
Sein Trauren kommt mir nicht wohl zu maßen." — **)

72. „Ich trage die wahre Pflicht,
All gleich deiner Peine,
Römisch Reich zu nicht'
Mir wär' und Admiral der Sarrazeine,

Die

*) heimliche Zeit der Minne. **) zu messen, ich kann es nicht recht ermessen.

Die möchtens mit ihr'r Reichheit nicht abwenden.
Was dich hat bracht in Kummer,
Das muß auch mich an allen Freuden pfänden." —

73. „Ich spür' die Minne, ohn' Lügen,
An dir, zu groß ihr' Quälen;
Du sollst mich nicht betrügen,
Da wir sind so nahe verwandt, durch Hehlen,
Und beid' ein Blut von ordentlicher Sippe,*)
Näher denn von Even,
Die da wuchs aus gestohlener Rippe."

74. Nun sollt ihr wohl leihen
Dem werthen Aschevine
Glauben zu seinen Treuen,
Daß er viel gerne Hülfe dem Talfine.
Er sprach: „wie hat dein Antlitz sich belaubet,
Der Sonnen klare Blick!
Die Minn' an dir sich selber hat beraubet."

75. Das Kind sprach mit Zagen:
„So sei auch mein Gedingen, **)
Ich mög' deine Hülf' erjagen
Und mich dein Zorn nicht mehr fürbaß zwingen,
Ich hehlt' aus Zucht vor dir all' meine Schmerzen;

Nun

*) Stamm, Verwandschaft, Sippschaft. **) Das rauf ich dinge, wonach ich trachte.

Nun muß ich dir Sigunen
Nennen, die hat angesiegt meinem Herzen.
76. Du magst wohl ringern mir die Band',
Der Lasten Ungefug; *)
Nun sei bei der Französin gemahnt,
Ob ich da mit Sorgen jemáls trug.
Gieb mir werthen Trost, laß' mich nicht kranken,
Ein schlafender Leue ward
Nie so schwer, als wachend meine Gedanken.
77. Auch sei gemahnt, was Lande
Und Meere ich mit dir durchstrichen,
Drum mich die Liebe mahnte,
Nicht durch Armut; ich bin Freunden und Mannen entwichen
Und Anfoleisen meiner werthen Frauen;
Das soll ich alles genießen.
Nun laß die Hülfe dein hülflichen schauen.
78. Du magst mich wohl entstricken
Aus fesselnden Banden;
Sollt' ich je Schild erblicken
Vor mir, unter Helm in fremden Landen,
Da soll mein hüflich Hand nach Preise ringen.
Dieweil so sei mein Vogt **)
Und nähr' mich ***) vor der Magd Sigune Zwingen." —

79.

*) Größe, Schwere, was sich nicht fügen will.
) Herr, Oberer. *) hilf mir.

79. „Ei, ſchwacher Knab an Kraft!
Wie viel des Wald's muß eh' verſchwinden
Aus deiner Hand, mit Ritterſchaft,
Sollt du der Duzikſſe Minn' empfinden.
Werthe Minn' erreichet man nur gleiche:
Sie hat der Tapfre, der Arme
Eh' erworben, denn der zaghaft' Reiche.
80. Doch freu' der Höh' ich mich,
Alldar dein Herze ſteiget.
Nie Baum von Stamme ſich
Mit Aeſten wand, ſo blütenreich gezweiget.
Sie leuchtend' Blum' im Wald, auf Feld', auf Haid'
Bezwinget dich, mein Mühmel;
O wohl dir der lieblich kommenden Zeit!
81. Du Minne tragendes Reis,
Urſprung der Minnenblüte,
Nun erbarmt mich Anfoleis,
Die dich mir lieh, durch weibliche Güte.
Die zog dich recht, als ob ſie Mutter wär,
Sie hat dich an ihr's Kindes Statt,
So lieb du ihr biſt und auch immer mehr.
82. Sigunen Mutter an Preiſe
War je in hohem Ruf,
Daß Gott, mit Künſten weiſe,
Ihr' Klahrheit mit Willen ſo erſchuf,
Daß Schoiſtanen Blick der Sonne gleich zu ſehn;
Den hat Sigune, Gyots Kind,
Das ihr bekanntlich alle zugeſteh'n.

83. Spot, der Preis Bejagende
War ſtäts in ſcharfer Härte,
Iſt nun der Jammer Tragende,
Schoiſianen Tod ihm Freud' verwehrte;
Der beider Kind ich hier mit Wahrheit grüße,
Sigun' die ſieghaft' auf der Wahl,
Da man wählet Mägde, keuſch und ſüße.

84. Die dir hat angeſieget,
Die ſoll auch Sieg erreichen,
Dein' dienſtliche Treu ihr genüget,
Ich will dem Zweifeln nun nicht länger weichen:
In deine Hülf ich bring' ihr' werthe Muhme;
Sigune deine Farbe
Erblicken ſoll nach lichtem Blick der Blume."

85. „O weh! Sigun du Klare —
Sprach Schionatulander —
Du giebſt mir Hitz' für wahre
Mehr denn Agrimontin dem Salamander,
Der da lebet allein in dem Feuer;
Von der Schönheit deines Leibes
Glaub' ich, daß ſie iſt ungeheuer."

86. Gamuret den Süßen
Bat, all' ſein Trauern zu laſſen;
„Sie ſoll dir ſanftes Grüßen
Bieten, daß dir noch kommt baß zu maßen;
Du ſollſt ſo nicht leben in ſolchen Leiden
Um mich und um Sigunen
Sei mit ſüßem Muthe voll Freuden."

87. Der Talſin ſonder Reue
Begunt' alſo zu ſprechen: „Nun

„Nun will mir deine Treue
Aller meiner Sorgen Band zerbrechen,
Seit daß ich nun mit deinem Urlaub minne
Sigunen, die mich beraubt
An Freuden und auch an fröhlichem Sinne."

88. Wenn er wollte möcht' er sich
Wohl Hülfe da vermessen,
Der da lebte viel kümmerlich.
Nun sollen wir der Noth nicht vergessen
An Schoiſtanen und Gyots Kind,
Die hatt' an großen Sorgen
Theil, drum mußt' ihr alle Freude sein ein Wind.

89. Die Fürstin Sigun'
Viel sehr war bezwungen
Mit starker Minne nun.
So hatten ihr' Gedanken viel gerungen,
Daß sie's vor ihrer Muhme wollte hehlen.
Die Königin ward innen
Mit Herzens Schreck, was that Sigunen fehlen.

90. Recht als ein Zweig rosenfarb,
All naß von dem Roth
Wurden ihre Augen klar
Und alles ihr Antlitz empfand der Noth,
Und möcht' ihr' Zucht, ihr' Keusche nie verdecken
Die kindliche Liebe
Die sie quält' nach kindlichem Recken.

91. Die Königin sprach mit Zucht
Durch ihr' weibliche Treue: „O

„O weh, Schoiſianen Frucht,
Ich hatt' zu viel an and'rer mancher Reue,
Der'n ich pflag nach dem Anſchewein;
Mein'm Herzen wächſt ein neuer Dorn,
Daß ich an dir kieſe all ſolche Pein.

92. An Land' und an Leuten dein
Sag', was da fehlt, mir gerne;
Oder iſt dir Troſt der mein'
Und aller meiner Sippſchaft alſo ferne,
Daß ich mag ihre Hülfe nicht erlangen?
Wo blieb dein ſonnenlichter Blick,
Wer hat den hie verſtohlen deinen Wangen?

93. Elende Magd nun muß mich
Dein Elend wohl erbarmen;
Bei dreier Lande Kron' ſoll mich
Anders niemand nennen, denn bei den Armen,
Ich erleb' denn, daß dein Kummer ſchwinde
Und ich die rechte Wahrheit
Aller deiner Sorgen wohl auffinde." —

94. „So ſoll ich dir verhehlen nicht
Und dir die Wahrheit künden,
Hab' mich darum unwerther nicht,
Sonſt will ſich doch dein' Zucht an mir verſünden; *)
Seit ich mich davon nicht mag ſcheiden,
So ſei Gnade habend,
Mein' ſüße Muhme, das ziemet wohl uns beiden. 95.

*) verſündigen.

95. Gott belohn', Heiles reiche, dich!
Was Mutter je ihr'm Kinde
Zart und minniglich
Erbot, dieselbe Treu' ich an dir finde,
Mit Stäte ganz, ich Arme, Freuden-Kranke.
Du erlös'st mich gar vom Elend,
Deiner weiblichen Güte ich das danke.

96. Dein Rath, dein Trost mir bieten
Soll' hülfreiche Huld;
Kannst du die Treu behüten,
Seit ich nach Freund begehr'nden Kummer
duld',
Und viel quaalhafte Noth, die unabwendig?
Er kuppelt meine wilden Gedanken
An sein Seil; all' mein' Sinn ist ihm bändig. *)

97. Es ward auf Meer geworfen nie
Aus Nachen noch aus Kiele
Ein Anker, der so schwer je zieh,
Hinab durch Wogen so tief fiele,
Als mein Herz, gesenket in Jammers Tiefe;
Es nährt ein kleines Hoffen,
Daß es vor'm Tod gleich einem Hasen liefe.

98. Ich hab' mein Abendschauen
Aus Fenstern über Haide
Und gen die lichten Auen,
Nach liebem Freunde spielende Augenweide
Viel

*) von ihm gebändigt.

Viel gar verloren, er kommt mir allzu selten.
Drum müssen meine Augen
Freundes Minne ein Theil zu theuer gelten.

99. Vom Fenster, bei Sonne Glästen *)
Eil' ich an die Zinnen;
Da warte ich Osten und Westen,
Ob ich den irgend möchte werden innen,
Der mein Herze lange hat bezwungen.
Man mag mich zu den sehnenden
Alten zählen und nicht mehr zu den Jungen.

100. Auf einem wilden Meer
Fahr' ich dann unterweilen,
Der Warte setz' ich mehr
Und ferner baß, denn über dreißig Meilen,
Ob ich irgend erfahren möcht die Mähre,
Wie ich nach meinem lieben,
Süßen Freund sehnender Noth entbehre.

101. Wohin kam spielende Wonne gut?
Wie konnt' so wegscheiden
Aus meinem Herzen hoher Muth?
Ein o weh! muß nun folgen hie uns beiden,
Daß ich einig wollte für ihn leiden.
Ich weiß wohl, daß ihn sehnende Noth
Wieder zu mir jagt, der mich doch lange
kann meiden.

102. O weh! wann ich entschlafen bin,
Er mir viel oft' erscheinet,

Und

*) Glänzen.

Und ich erwach', er iſt dahin
Der mir ſo minniglich vereinet.
So wird wieder erneut mein altes Trauern
Man möcht' auf meine verluſtliche
Sorge wohl für Stürmen eine Burg mauern.

103. O weh! ſein' Kunſt, ſein werther Gruß
Iſt ferne mir und theuer,
Nach dem ich oft erkalten muß,
Und dann, als ob ich lieg in kniſternd Feuer:
Alſo erglüht mich Schionatulander,
Mir giebt ſein' Minne Hitze,
Als Agrimont dem Wurme Salamander." —

104. „O weh! — ſprach die Königin —
Du redſt nach Alter Weiſen.
Wie ich an dir betrogen bin?
Ich fürcht' die Franzöſin Anfoleiſen,
Daß ſie hab' ihren Zorn an mir gerochen;
All deine witzereichen Wort
Die ſind auch ganz aus ihrem Mund geſprochen.

105. Aus Graswald die Jugend
Iſt ein hoch reicher Degen,
Sein' Keuſch', ſein' edle Tugend
Würd' nimmer machen ihn alſo verwegen,
Daß er um deine Minne ſollte ſprechen,
Wenn die Franzöſin
Ihren Haß gen mich mit Haſſ' nicht wollt' rächen.

106. Sie zog daſſelbe Kindlein,
Seit 's ward der Bruſt entführet;

Durch Trügen, Wunder, Zauberein
Gab sie leicht Rath, der dich unsanfte rühret.
Willst du ihm viel der Freud' und dir Ehr' erwerben,
Bist du ihm hold, so laß wiederkehren
Dein'n jungen Leib und laß den nicht verderben.

107. Biet' ihm das zur Ehr'
Und lasse wieder klaren *)
Kinn, Augen, Wangen immer mehr.
Wie ziemt 's also kindlichen Jahren
Wenn so lichte Haut dabei erlischet?
Ueberlast der Sorgen
Hast du zu viel in deine Freud' gemischet.

108. Hat Talsin dich verletzet
An Freuden und verderbet,
In Freude reich dich setzet
Sein Leib. Viel Heil und Minn' auf ihn geerbet
Hat sein Vater und die Talsinete
Mahute, die sein' Mutter war,
Und die Königin, seine Muhm' Scoete.

109. Ich klag', daß du freudenbaar **)
So früh bist sein' Amei',
Du willst den Kummer erben gar,
Den Mahut hat, nach Talsin Gurzegrei,

*) klar werden. **) freudenleer.

Als es gar oft ihre Augen haben gefunden,
Daß er den Preis erhielt
In Landen viel, unter'm Helme aufgebunden.
110. Der Grahordis in werther Zucht
An Preise muß aufsteigen,
Er ist geboren von der Frucht,
Die da nicht ihren Preis ließ niedersteigen;*)
Er wuchs in die Höh', gestärket an der Länge.
Nun halt, daß ihm die tröstlich' Freud'
Nicht and're Sorge über dich verhänge.
111. Ob dein Herz hie unter
Der Brust drob erlachet,
Das halt' ich nicht für Wunder;
Er wird sich schicken unter schildlichem Dache.
Auf sein Dach vergossen werden Zähren
Von Funken, die da springen
Von Schwerdten, da sich Feuerregen mehren.
112. Zur Tiost entworfen reich
Ist er, mit Wunsch gemessen;
Sein Antlitz mannleich, **)
Weibes Süße und Klarheit nicht vergessen.
Es ward nie reich're Frucht, als ich's erkenne.
Sein Blick soll deine Augen küssen;
Auf Minne Vergelt die Minn' ich ihm nenne."
113. Allda war Minn' erlaubet,
Mit Minnen beschlossen.
Der Minn' viel unberaubet

War

*) versiegen, niedersinken. **) männlich.

War ihrer beider Herz viel unverdrossen.
„O wohl mir, Muhme — sprach die Herzoginne, —
Daß ich den jungen Grahordis
Mit Urlaub dein' vor aller Welt nun minne."

114. Dem Reich' sich neigend gerne
Sei Erde, Luft und Land,
Da Grahordis so ferne
In wohnt, mit kindlichem Verstand.
Er gewinnet Ritters Kraft vor allen;
Das müssen Speer entgelten,
Vor seiner Tiost manche müssen fallen.

Der achte Gesang

erzählt uns, wie der Baruk seine Macht versammelt und Gamuret zu ihm kommt. Pompejus und Ipomidon führen anderer Seits auch ihre Schaaren herbei. Mächtige Zubereitungen, aber die Tapferkeit Gamurets ist einem ganzen Heere gleich. Da sinnt Ipomidon auf Hinterlist. Im Helme des Gamuret deckt ein großer Edelstein das Haupt; Bocksblut erweicht diesen, so sagt die alte Naturkunde. Er zerschlägt auf dem Helme Gamurets ein langes Glas mit Bocks-Blut und rennt ihm dann die Lanze durch den erweichten

Edelstein

Edelstein in den Kopf. Gamuret fällt und wird reich begraben.

Kaum kommt die Trauerbotschaft der schwangeren Herzelande, als sie eines Kindes, von erschütterndem Schmerze genesen; schwacher Ersatz, für so großen Verlust. Schionatulander kehrt heim zum Vaterlande und zu Sigunen, tröstet, so viel er vermag, Herzelanden und entläßt sie, die in wüstem Walde sich ein einsames Haus bauen ließ, um ihren Sohn Parzifal, unbekannt mit jeder ritterlichen Geschicklichkeit, zu erziehen und so den theuren Sohn nicht zu verlieren, wie sie des Gatten verlustig ging.

Neunter Gesang.

Von Schionatulander und Sigunen.

1. Herzelande ist hingeschieden,
Der pfleg' des Himmels Fraue.
Nun höret von diesen beiden,
Die man nun ofte sah in lichter Schaue,
Der Grahordis und auch die Herzoginne,
Die Herzenlieb nun pflagen,
Gar ohne Wank, mit ungefälschter Minne.

2.

2. Ihr' liebliche Geselligkeit
Stund je sonder Gefahre,
Auch war der tugendreichen Maid
Mit gütlichem Troste bei der Klare
Und nahm ihr Ungemüt zu aller Stunde,
Er wohnt' ihr dienstlich mit
Und macht' sich ihr beliebt, als er wohl kunte.*)

3. Auch war sie in der Güte,
Daß sie, für all' Gewinne,
Sein tugendreich Gemüte
Nahm in ihr Herz, das schuf die starke Minne;
Ihrer beider Minne wohl sich glich,
Ihr' Treue stund ohn' Wanken,
So minnten sie einander herziglich.

4. So lebt' in seiner Jugend
Der Fürst gar würdigleich
Er erwarb mit seiner Tugend,
Daß er seit ward gar mancher Ehren reich;
Er konnt' behüten sich vor allen Schanden,
Mit Mannheit und mit Milde,
Drob ward sein Preis gar hell in manchen Landen.

5. Den Fremden und den Gästen
Macht' er beliebt sich sehr,
Befliß sich gar des Besten;
Drob ward sein Preis gebreitet und sein' Ehr'
In Grahars und auch dazu in Graswaldan.
In

*) konnte.

In Norgals, in Waleiſe,
In Antſchowe ward mancher Kummers abgethan.

6. Viel mannlich und viel weiſe
Ward der edele Junge,
Durchleuchtig an dem Preiſe.
Wie ihm nun an Sigunen da gelunge,
Das kann niemand ſo jach zu Ende bringen,
Als mich die Abentheure
Unterweiſet hat, an viel manchen Dingen.

7. Er wußt' wohl, unter Schilde
Mußt er ihr'n Leib erringen,
Viel klein er dieſes hielte.
Er gedacht: ſolt mir an Sigunen gelingen,
Dazu muß helfen ritterliche Ehr'.
Sigunen Minn' gen Ritterſchaft
Ihm rieth, drum ſäumt er ſich nicht mehr.

8. Zu Antſchowe, zu Waleiſe,
Zu Norgals dem Lande
Der Klare, zierliche Weiſe,
Die Höchſten und die Beſten er beſandte,
Den'n ſagt' er da mit Wahrheit, ſonder Wahne,
Er hätt' zu Ritterſchafte Muth,
Die ſollt' geſchehen daheim zu Graswaldane.

9. Die Herren allegleich
Die baten ihn da ſehr,
Sie waren ächt Treuen reich,
Daß er es thäte zu des Landes Ehr',

Daß die Festlichkeit allda geschähe.
Er gewähret sie da ihr'r Bitte
Und auch darum, daß es Sigune sähe.

10. Da hieß er künden weit
Ein' Fest, reich und gewaltig;
Dar kam an der Zeit
Ritterschaft die große, würdiglich.
Es kam durch seine Bitt' zu Kamfoleise
Artus, der Falsches ohne,
Und Gaylet von Spangen, höflich weise.

11. Dar kam auch von Berbester
Ekunat der reiche,
Sein' Mutter war deß Schwester;
Gurnemanz kam auch dar würdigleiche,
Und Schenteflurs, sein Sohn, der Edle, Werthe.
Den schlug der König Klamide,
Sein Lob ward weit gebreitet auf der Erde.

12. Dar kamen von Graswaldane
Viel werther Ritterschaft;
Ich bin auch in dem Wahne,
Daß sie von Norgals, mit großer Kraft
Kamen, zu des Festes Schalle.
Die Fürsten von Anschowe,
Die waren auch da, ritterlichen alle.

13. Mit manchem Pavilune *)
Die Haide war bedecket,

Man

*) Zelt.

Man siedelte dem Britune*)
Und manchem Fürsten. Da ward ausgesteckt
Gar manches Panner reich, köstliche Schilde
Und viel Helmschmuck den reichen
Sah man vor Kamfoleis auf dem Gefilde.

14. Schionatulander
Und die Landherren alle,
Der ein' und auch der ander',
Empfingen da mit ritterlichem Schalle
Artus, den Brituneis, viel ehrenreich,
Und alle die Massenei;
Man hieß ihr'r schöne pflegen, ritterleich.

15. Ihn konnte nichts betriegen;
Er kehrt' hin auf die Haide,
Da bei einander liegen
Gailet und Ekunat, die beide,
Die wurden da nach Ehren wohl empfangen,
Denn ihr'r Künst war er erfreut,
Sein Trauern konnte ferne von ihm langen.

16. Man sagt' ihm hie nun Mähre,
Daß auf dem grünen Anger
Gurnemanz kommen wäre
Und Schenteflurs, da säumt er sich nicht langer, **)
Er kehrte dar und empfing sie minnigleiche;
Sie küßten sich von Liebe
Und wurden der Angesicht Freuden reiche.

17. Er

*) dem Britanier, Artus. **) länger.

17. Er hieß wohl pflegen der Gäste,
Beides, früh und spate.
Da war von allem das Beste,
Man erbot's ihn'n wohl mit allerhand Rathe,
Vierzehn Tage, da die Festlichkeit währte,
Sie hatten all' vollkommen,
Jener, dieser, als jedermann begehrte,
18. Was er allda verzehrte,
Das kam von seinem Lande,
Sein Herz ihm je Falsch wehrte;
Vergolten wär' der Schad' mit einem Bizante*)
Den Waleisen; da endete die Festlichkeit,
Sie wurden davon viel reich
Und wünschten ihm viel Heil zu jeder Zeit.
19. Nun hatt' der Ehrenreiche
Gen seiner Schwerdtleite **)
Sich gekleidet köstleiche
Und seine Schildgefährten, all' bereite.
Ihn'n gebrach da nichts, das sie haben sollten;
Ihr'r waren hundert an der Zahl,
Die mit dem Fürsten Ritter werden wollten.
20. Von Arabien aus Fellen, ***)
Theuer und mancherhand,
Ward ihm und seinen Gesellen
Geschnitten Kleid, daß ich in keinem Land'
Nirgend

*) Bizantiner, eine alte Münzart. **) Verleihung des Schwerdtes, Ritterschlag. ***) Jede Art von Zeug und Stoff, nicht bloß Thierhäute.

Nirgend beſſer Gewand möcht' wohl zeigen;
Denn ſein und ſeiner Gefährten,
Als es der hohen Würde ſein wohl eigen.
21. Roth und braun Scharlachen,
Daraus ließ er mit Fleiße
Zweierhand Kleider machen,
Darunter gut Herm'lin, ſchön ſtand die Weiße
Auf braun ſcharlachnem Fell' von Taſme
reich.
Sind ſie ſolcher Kleid' entbehrend?
Nein, für wahr, die drei gab man ihn'n al-
len gleich.
22. Als nun der Falſches Freie
War mit Ehren Ritter worden,
Er und ſein' Kompaneie,
Zuhand er leben konnt' in Ritters Orden,
Sein' Hand, ſein Schwert, ſein Speer wohl
unter Schilde.
Nach hochgelobtem Preiſe
Warb ſein edel Herz, das tugendliche milde.
23. Ob wir nun nicht gedächten
Sigun, der Herzoginne
Und ihr Lob nicht brächten
Zur höchſten Kür, das wären kranke Sinne;
Seit daß ſie wohl nach Ehren konnte werben
Mit Keuſch' und weiblichem Magdthum,
Zwei fremde Kleid, darinn ſah man ſie ſterben.
24. Sie kam auch dar, zu Schauen,
Auf den Pallaſt reiche,

Mit manchen Jungfrauen,
Da die Herrschaft all' so würdigleiche
War mit Ehren auf dem grünen Plan,
Sie sah ihr'r Augen Wonne,
Davon ihr Herz ein Theil konnt' Sorgen la'n.

25. Die Festlichkeit war viel reich,
Mit fürstlicher Kraft;
Man fand so stätigleich
Buhurdtanz *), man pflag da Ritterschaft
Wohl vollkommen, und ließ ihn'n vom Besten,
Man gab ihn'n das sie b'gehrten
Beiden hier, den Kunden **) und auch den Gästen.

26. Er pflag viel großer Milde,
Der junge Fürste rein,
Sein Herz war Ebenbilde
Aller Tugend, sein' Habe die war gemein'.
Er gab allda von Arabischem Golde
Armen Rittern Gabe,
Wer das von ihm empfahen wollte.

27. Artus der niemals wankte
An treuem reichen Muthe
Und dem auch nie erkrankte
Sein' Treu, und auch Gaylet der Gute
Und Gurnemanz, der wohlgezog'ne Weise,
Riethen da dem Jungen
Alles, das ihm da frommen konnt' an Preise.

28.

*) Buhurt, Kampf mehrer mit mehrern; hier als ein Tanz vorgestellt. **) Bekannten, Einheimischen.

28. Sie führten ihn besunder *)
Und konnten ihm wohl rathen
Und sprachen so darunter:
„Du solltest thun, als je die Besten thaten.
Du bist gewaltig Gamuretes Lande,
Der pflegʼ also mit Sinnen,
Daß du daran verdieneſt keine Schande.

29. Du sollt dich lassen finden
Bei Mannhpit und bei Milde,
So muß von dir verschwinden
Aller Falsch und folgʼ also dem Schilde,
Daß er dich nicht bekränze an dem Preise;
Sei getreu und wohlgezogen
Und dazu an allen Dingen weise.

30. Auch soll die Treue deine
An der Königinne
Und an ihrʼm Kindeleine
Wohl erscheinen, hast du recht Treuʼ und Sinnez
Sei du ihr Schirm und auch ihr Schild vor Schwere;
Ihr Schwesterkind Sigunen
Mit Treuen pflegʼ, denn die ist würdig u. hehre.

31. Du magst an ihnʼn behalten
Viel Würdigkeit an Preise,
Ob du kannst treulich walten;
Und ist dein Herz hoher Zucht so weise,
Als dich von deiner hohen Art auferbet,

Es

*) besonders, allein.

So wird von Mißgeſchicke
Nimmer Würdigkeit an dir verderbet.“

32. Ihres Rathes und ihrer Lehre
Folgen er gar wohl kunnt;
Was da heißet Unehre,
Deß war ſein Leib behüt't zu aller Stund'.
Er dankt' ihn'n allen, wie dem Brituneiſe,
Ihrer Kunſt allda ſo ſchöne;
Da bereiteten ſie ſich auf eine Dannreiſe. *)

33. Die Feſtlichkeit nahm mit Ehren
Ein Ende, ſonder Schande.
Von dann begunnte kehren
Jeglich Fürſte, daheim gen ſeinem Lande.
Fahrend Volk **) ward alles wohl berathen,
Drum ward ſein Lob viel weit
Geprüfet hoch; denn ſie's mit Willen thaten.

34. Als da die werthen Gäſte
Schieden aus Waleiſe,
An Tugenden hoch der Feſte,
Schionatulander, der zierlich weiſe,
Die Gamuretes Fürſten er da ſandte
Mit werther Gabe reiche,
Jeglichen beſonders, heim zu ſeinem Lande.

35. In eines Maien Stunde
Die Feſte war'n geendet. —
Die wohl mit jammern kunnte,

O weh

*) Von dannen Reiſe. **) Fahrende Ritter, Ritter die beſtändig umherzogen.

O weh der Noth! ihr Leid ist unerwendet.
Nun mein' ich Herzelanden die Getreue,
Nach der so hub Sigune,
Daß sie sie ersähe, Jammer groß mit Reue.

36. Sigun aus Kattelangen
Und dem aus Graswaldane
Begunnte zu verlangen,
Daß sie die Königin zu der Solitane *)
In manchen Zeiten also nie ersahen;
Sie beriethen sich der Reise
Alldar; o weh! drob will ihn'n Kummer
nahen.

37. Sie fuhren in den Stunden
Mit Jungfrauen bald,
Da sie die Klagende funden,
Zur wüsten Solitane in dem Wald;
Sie wurden wohl und schön von ihr empfangen.
Sie hörte von der Ritterschaft
Viel gerne, daß die war so wohl ergangen.

38. Ihn fragt' die Königinne:
Wer von Herren wäre da?
Da antwortet' er mit Sinne:
„Artus den werthen, heilesvollen ich sah',
Und den König von Spanien, treuenreiche
Und meinen Ahnherrn Gurnemanz
Und Ekunät, meinen Oheim, würdigleiche."

39. In derselben Stunde
Gedacht' sie an ihr' Schwere.

Heiß

*) Einsiedelei, Einsamkeit.

Heiß Weinen sie begunnte
Aus Herzen; denn sie ward von dieser Mähre
Ermahnt, wie sie verdient der Mannheit Reiche
Mit Ritterschaft vor Kamfoleis,
Das klagte sie von Herzen traurigleiche.

40. Nun weinte auch herzenleiche
Sigune die Theure
Mit der Königin gleiche,
Von allen Frauen ward da Freuden theure.
Die Klag' benahm ihn'n da der Treuen, reiche
Schionatulander,
Mit seinem süßen Troste tugendleiche.

41. Parzifal den kleinen
Küßte da aus Treu' und Minne,
Den süßen, lichten, reinen,
Mit Thränen viel Sigun, die Herzoginne:
„Ich wähn', nie Mutter werth're Frucht gebar,
Er wird Gamureten gleich,
Das thut sein lichter Blick hier künden gar."

42. Der Fürst in seinen Armen
Drückte den jungen Kleinen:
„Nun muß es Gott erbarmen, —
Sprach er — daß wir Gamureten den Reinen
Mit blühender Jugend dem Tode müssen lassen?
Es giebt nach Süße den sauern Lohn
Viel oft die Welt, drob soll man sie drum haffen."

43.

43. Der Fürst es ofte küßte,
Voll großer Traurigkeit,
So wie ihn deß gelüst'te;
Er sprach also ohn' Lügen, nur mit Wahrheit:
„Was hat uns doch Gott mit dir ergetzet
Deines Vaters, wenn du leben sollt;
Wir sind von Freuden noch unverletzet."
44. Zu einander da saßen
An Freuden die viel Kranken.
Könnt ich ihr Lob nun fassen
Gen Würde hoch, wer sollte mir das danken!
Denn es verdiente wohl ihr' weiblich' Treue,
Daß ihr Lob die Länge
Bis an das Ende der Welt bleibet neue.
45. Ueber all die Frauen
Das Kind da nahmen sunder *)
In minniglicheß Anschauen.
Sie sprachen: „Gott legt' an dich mit Fleiße
Wunder!
Und sind vor Gott die Engel süß geschönet,
So soll'n wir gerne werben,
Daß wir ihn schauen, sonnenfarb gekrönet."
46. All' seine Glied', so licht und klar
Besonders wurden gemessen,
Mit Lobe reich. Nun nehmet wahr,
Ob irgend was der Minne ward vergessen
Mit Schauen; gar ungerne ich dafür schwüre,

Ich

*) besonders.

Ich sag' es auch nicht, für wahre,
Es würd' gen Frauen leicht mir Ungebühre.

47. Den Tag bis an den Abend nach
Sie blieben bey einander.
Nun war zu fahr'n von dannen jach
Der Herzogin und Schionatulander.
Sie möchten auch vor kläglicher Schwere
Bei der Königin nicht besteh'n,
Sie fürcht'ten, daß sie klagten desto mehre.

48. Urlaub sie da nahmen
Und baten Gott ihr'r walten.
Die Frucht des reichen Samen
Sprach allda: „der Höchste muß euch behalten
Gesund und geb' euch dazu Heil und Ehren."
Weinend sie sich küßten
Und schieden sich mit mancher Thräne schweren.

49. Sie empfahlen Gott die Getreuen
Und ihren Sohn, schön und hehre;
Sich will ihr Kummer neuen
Allhie, mit mancher fremden Klagemähre.
Der Fürst von dann wohl eine Meile kehrte,
In den Wald an einen Fluß,
Allda sein' Arbeit sich viel sehr vermehrte.

50. Ein Gezelt, von Kosten reich',
Schlug man auf dem Plane,
Das Fürst Rasaleich
Gab Gamureten, da ihn Belakane

Zu Freund erkor, und ihm nach Preis zu Lohn'
Gab beides, Leib und Land;
Darunter wollten sie liegen schon. *)
51. Die Nacht sie mit Gemache **)
Waren, sonder Schwere;
Unglücks Sache
Bracht' ihn'n des Morgens früh ein neues Mähre,
Davon sie immer mehr an Freuden schwunden
Nach diesen selben Zeiten;
Sie hatten Freud' verloren und Trauern funden.

Anmerkungen.

Strofe 1. **Gamuret**, Vater des Parzifal (eines Helden, dem ein eigenes Gedicht von Eschenbach gewidmet ist und der König im Graale ward), befreite Belekane, eine schöne Mohrenkönigin zu Zazamanch, von ihren Feinden, ehelichte sie und zeugte mit ihr den Ferafis, der, halb Mohr, halb Weißer, die doppelte Farbe seiner Eltern trug.

Schoiflane war die Tochter Friemutell's, Königs im Graale. Ihre Schwester war Herzekande oder Herzeloide, die Gemalin Gamurets, mit der er Parzifal gewann. Schoiflanens Tochter war die liebliche Sigune.

2. Anfolteis

*) schön. **) Gemächlichkeit.

2. Anfoleiſe, Königin der Franzoſen, daher Str. 1. die Franzöſinne. Ihr Verhältniß zum Gamuret iſt nur dunkel im Titurel und Parzifal angedeutet. Ein Kind ꝛc. dies iſt Schionatulander, ein Sohn der Mahute und des Gurzegrin.

4. Anſchevine. Gamuret war Herr von Anſchove (Anjou.) Baruk, bezeichnet den Kalifen von Baldach (Bagdad).

6. Gurnemanz von Grahars war der Vater des Gurzegrin und Großvater (Ahn) des Schionatulander.

7. Ekunat von Berbeſter, welches Docen für Barbaſtro in Arragonien hält.

9. Die Heilhaften ꝛc. Gamuret und Gyot vermählten ſich mit Töchtern des Königs im Graale, brachten dadurch Glück und Segen in ihr Haus und verbreiteten hohen Ruhm über ihr Land.

10. Die Stadt Kanvoleis gehörte dem Kaſtis, der ſich mit Herzelande vermählte, aber ſchon am Tage der Hochzeitfeier ſtarb. Sie bewohnte nun, Jungfrau und Wittwe, dieſe Stadt, bis Gamuret ſie gewann.

14. Die Strophe ſchließt mit einer Stelle, die ſpäterhin volksmäßig geworden iſt und vieler Volkslieder Eigenthum ward, die Unendlichkeit der Liebe zu preiſen.

19. Schionatulander war in der Liebe nicht ganz unbekannt, denn er war Gamurets und der Königin Anfoleiſe heimlicher Liebes Bote geweſen.

22. Der Fürſt aus Graswald iſt Schionatulander.

24. Schön Freund, der alte Druck, Beamus, aus dem Franzöſiſchen Beas amis.

40. Dieſe Strofe lautet, wie ſo viele, in dem Bruchſtücke das Docen mittheilte, ganz anders.

47. Pompejus und Ipomidon zwei Aſiatiſche Herrſcher, die den Baruk mit Krieg überziehen.

48. Ipomidon

48. Ipomidon tödtete den Gamuret durch einen Lanzenstoß.

53. Gingrisale Land der Herzelande, worin Kanvoleis die Hauptstadt.

54. Azaguk, ein Land das früherhin schon Gamuret gewonnen.

55. Ein Pantherthier war sonst das Schildzeichen Gamurets, für diesen Zug nahm er einen Anker.

58. Ich habe geglaubt hier ein paar Worte auslassen zu müssen.

69. Sibille, Sevilla. — Der Parzifal lehret uns, daß König Gaudin sein Vater, Scoete seine Mutter war.

61. Diese ganze Strophe über den Landgrafen Hermann von Thüringen, auf dessen Burg der berühmte Sängerkampf vorfiel, fehlt, höchst merkwürdig, in dem von Docen bekannt gemachten Bruchstück.

62. Fürst aus Graswaldane, Schionatulander.

63. Sein Großvater Gurnemanz besaß Grahars, daher Grahordis. Gurzgri, Vater des Schionatulander, ward vom Mabonagrin von Brandigan getödtet.

71. Talfein, Talsin, Delphin, Dauphin.

72. Der Admiral ist eine hohe Würde bei den Sarazenen von Amir (Emir) gebildet, die in den Altdeutschen Romanen sehr häufig vorkommt.

76. Erinnerung an die Liebes Botschaften zwischen Gamuret und Anfoleisen, die der geworben.

79. Der Sinn ist: wie viel hölzerner Speere mußt du erst zerbrechen, wie viel Ritterschaft mußt du erst üben, ehe du auf die Herzogin Anspruch machen kannst.

80. Sigune ist Gamurets Nichte.

83. In scharfer Härte, wo Kampfspiele in Schimpf und Ernst gehalten wurden.

84. Muhme, Herzelande.

104. Gamuret verließ Anfoleifen, um Herzelande zur Gemalin zu nehmen. Dafür, glaubt diese, rächte sich Anfoleise und habe in Siguenens Herz die frühe Liebe mit den vielen sinnreichen Klagen zu erwekken gewußt und besonders Schionatulander entflammt; darauf bezieht sich die folgende Strofe.

106. Der Schluß bezieht sich wohl auf Strofe 99., wo Sigune sagt, man solle sie nicht mehr zu den Jungen, sondern zu den Alten zählen.

108. Talfinete, Dauphine. Die Königin Scoete war die Mutter des Gamuret.

109. Helme aufgebunden, mit festgebundenem Helme, zum Kampfe gerüstet.

Neunter Gesang.

St. 21. Tasme, eine Stadt im Orient, aus der immer reiche Kleinodien und vieler Schmuck kömmt.

St. 35. Kattelangen, Katalonien.

Sinn zerstörender Druckfehler.

S. 432. St. 9. Z. 7. da ihn die Heilhaften nahmen.

XVII.

Ein Fastnachtsspiel

von

Fritz Dölla mit seiner gewünschten Geige.

(Nach Jakob Ayrer.)

Personen.

Juder, der Richter.
Justus, } zween Schöppen.
Prätor, }
Klaus Rölla, ein Bauer.
Fritz Dölla, der einfältige Narr.
Henssa Zölla, ein Nachbar, ein Bauer.
Spiritus, ein Geist oder Engel.
Brüder Engelhard, der Mönch.
Haltfest, der Büttel.
Meister Georg, der Henker.

Klaus Rölla, der Bauer geht ein und spricht: ich habe einen recht guten Knecht, der ist schlicht, einfältig und fromm, er arbeitet stark, als wie ein Vieh, in allem das ich von ihm verlange, es gebühre oder stehe ihm an.

So fordert er auch keinen Lohn; ins dritte Jahr ist er bereits bei mir, hat nie Bier oder Wein versucht, ist nie in ein Wirthshaus gegangen und hat keinen Pfennig Lohn eingenommen. Ja, ich glaube auch gänzlich, daß der Alberne nicht so gescheidt sei, einen Lohn von mir zu begehren. Schau, dort kommt eben von ferne mein Nachbar der Henssa Zölla her.

Henssa Zölla geht ein und spricht: einen guten Tag, Nachbar Klaus; ich hätte an dich eine große Bitte, wenn du sie mir anders gewähren willst. Mein Säustall ist mir eingefallen und hat mir gewiß die Schweine erschlagen; den wollte ich gerne aufräumen und habe keine Zeit zu verlieren, wenn ich meine Säue lebend davon bringen will. Dazu soll mir dein Knecht helfen, er ist fein stark und arbeitet gerne, und wären die Schweine schon zum Theil gestorben, so hilft er sie mir auf den Anger tragen.

Kl. Rölla. Hat dir der Stall die Schweine erschlagen, so taugen sie noch wohl zum Essen und willst also verschwenderisch sein und sie hinaus auf den Anger werfen? Ich glaube du willst närrisch werden. Willst du sie nicht haben, so gieb sie mir. Meinen Knecht will ich dir leihen, der thut alles gerne, was er nur kann.

H. Zölla.

H. Zölla. Mein Rölla, was giebst du ihm zum Lohne? Er wäre fürwahr auch in meinem Hause gut.

Kl. Rölla. Es geht dich gar nichts an und ist auch gar nichts daran gelegen, wenn du auch nichts davon weißt; denn der, welcher allen Quark wissen will, den weis't man mit bösen Worten fort. Willst du nun deine Schweine erretten, so hast du, bei meiner Treue, Zeit, drum gehe nur eilends deines Weges, meinen Fritz Dölla findest du dort. (Henssa Zölla geht ab). Ich habe fürwahr nicht recht gethan, daß ich ihm meinen Knecht geliehen habe, er könnte mir ihn wohl abspänstig machen. Noch gab ich ihm keinen Pfennig Lohn und er war dennoch wohl zufrieden, versagte mir keine Arbeit; was ich ihm hieß, richtete er mir aus, er ist gar schlicht und sehr fromm. Ich muß gehen und sehen, wie dem ist, er möchte mir ihn abspänstig machen. (Er geht ab.)

Kommt Henssa Zölla mit Fritz Dölla und sagt: Fritz Dölla, es ist noch ganz wohl gerathen, daß die Säue keinen Schaden genommen haben, wir haben sie gar fein herausgebracht. Sage mir, was giebt dir dein Herr für ein Jahr, daß du ihm dienest.

Fritz Dölla. Essen und Trinken und Kleider dazu, wiewohl dieselben ziemlich schlecht sind.

H. Zölla. Höre, wenn du jetzt mein Diener werden wolltest, so wollte ich dich selbst annehmen, dir jährlich drei Gulden zum Lohn geben, davon kannst du dich besser kleiden und mit schönen Mägden zur Zeche gehen und ihnen Kirchweih dazu kaufen.

Fritz Dölla. O nein, das thue ich nicht. Was soll ich mit den Mädchen thun? Wenn ich zu essen und zu trinken habe und kann mich nur ein wenig bedecken, so bin ich schon zufrieden; ich mag nicht Zechen und Fressen, nicht tanzen und auf Kirchweihen laufen, den Mägden frage ich gar wenig nach, mag auch in der Welt keine andere haben, als unsers Kirchners lange Katharine.

Hans Zölla. Ja, du wirst Weib's genung an ihr finden und laß es dir nur keinen Scherz sein. Siehe, da geb' ich dir für deinen Beistand drei Pfennige, dafür kannst du dir ein Seidlein Wein kaufen.

Hans Zölla giebt ihm das Geld, geht wieder ab; Fritz Dölla zählt das Geld, sieht's oft an und spricht: ich gleube dennoch in Wahrheit, das Geld die beste Waare sei, die man auf der Welt finden kann. In drei Jahren hatte ich kein Geld, denn ich achtete es nicht; jetzt da ich wieder reich geworden bin, bringen mir die drei Pfennige große Anfechtung, denn ich weiß sie nicht zu bewahren, fürchte,

es möchte mir etwas an dem Gelde geſchehen, daß ich es verlöre. Fürwahr, das Leben nähme ich mir. Auch kann ich nicht ausrechnen, wie ich ſie wohl anlegen ſoll.

Spiritus, der Geiſt, geht ein in einem nackten Kleide, dem brennt Feuer auf dem Kopfe. Fritz Dölla erſchrickt, macht das Kreuz und ſpricht: ei Herr Gott behüte, wer kommt allda?

Spiritus ergreift ihn und ſpricht: ei, warte ein wenig, laufe nicht alſo, ich habe mit dir etwas zu reden.

Fritz Dölla zerrt ſich hart und ſagt: du willſt meine Pfennige mir nehmen. O nein, mein Geſelle, ziehe deinen Weg hin. (Er ſtellt ſich, als wolle er laufen).

Spiritus. Ei ſo verzieh doch, ſei friſch und muthig, ich will dir gar kein Leid nicht thun.

Fritz Dölla. Deines Gleichen habe ich nie geſehen, dieweil dir dein Kopf alſo brennt; ich fürchte, daß ich angezündet werde, darum mag ich nicht bei dir bleiben.

Spiritus. Ei, höre und gieb mir bald Antwort; haſt du Geld, ſo weiſe mir das bald.

Fritz Dölla. Mein Geld laſſe ich dich nicht ſehen, fürchte, es würde mir von dir genommen. Habe mich vorhin lange darum gekümmert, wie ich mein Geld wohl anlegen möchte.

Spiritus.

Spiritus. Gieb mir's, so will ich dir dafür erlauben, daß du wünschen sollst und was du für einen Pfennig willst, dessen alles will ich dich gewähren.

Fritz D. Ich mag dir aber nicht gern vertrauen, ich fürchte, du brächtest mich um mein Geld.

Spiritus. Nein Dölla, sei doch wohlgemut. Gieb mir erstlich einen Pfennig und wenn ich dir nicht bald gewähre, dir gebe, was du haben willst, so gehe mit den zwei andern davon und schmähe mich, wie du nur willst.

Fritz D. (hebt seine Hand auf): da es denn nun mein Geld mir gilt und ich es dir dafür geben muß, so wünsche ich mir ein Vogelrohr, daraus ich ganz gewiß schießen kann und daß ich alles treffen muß, wonach ich nur ziele und gedenke.

Spiritus (greift nach dem Rohr, giebts ihm.) Du hast dir nichts Großes gewünscht; du magst wohl ein rechter Narr sein, daß du dir nichts wünschest als das Rohr, hättest wohl dafür Reichthum gewählt, davon hättest du erhalten können, alles was dein Herz begehrt.

Fritz D. Weil ihr meinen Wunsch mir habt erfüllt, so bin ich damit schon zufrieden. Noch einen Pfennig lege ich an und wünsche mir dafür

dafür eine Fiedel, daß alle, die mir zuhören, tanzen, so lange als ich nur geige.

Spiritus (greift nach der Geige und giebt sie ihm). Der Wunsch ist dem vorigen gleich; nun hast du nur noch einen Pfennig, ich bitte dich, bedenke dich und lege den letzten besser an, als du mit den zweien gethan hast; denn, was du heute nicht wünschest, mußt du alle deine Tage entrathen, so lange du hier auf Erden lebst.

Fritz D. Gott gebe, daß all meinem Begehren alle Menschen müssen ein Genüge thun, so oft ich sie anrede, damit ich anders Geld bekomme.

Spiritus. Jetzt hast du nicht zu weit gefehlt, wie du mit den andern zwein thatest; wirst du nun mit der Sache recht umgehen, so wirst du in gar kurzem steinreich werden.

Fritz D. Der liebe Gott vergelte es euch. (Spiritus geht ab. F. D. schießt mit dem Rohre und trift). Zu diesem Rohr freue ich mich herzlich; ist besser als alle drei Pfennige, weil ich kann gewiß damit schießen. (Er nimmt die Geige und versucht sie). Mit der Geige bin ich auch zufrieden; sie klingt gar über alle maßen schön. Nun will ich sie nicht von mir lassen, so lange als ich mein Leben habe. Meinem Bauer mag ich kein Gut mehr thun, der mich so gar dürr abspeiset und darzu gar

keinen

keinen Heller giebt. Jetzt sehe ich, daß das baare Geld in dieser Welt viel höher ist als Essen, Trinken und Unterhalt. Geld hat Macht über alle Dinge. (Er geht ab.)

Bruder Engelhard der Mönch mit seinem Allmosensack kommt und spricht: besser wäre es, ich wäre ein Schuster geworden, als daß ich mich in den Orden begeben hätte. Man hat mir der Barfüßer Regel und Gewohnheit ganz leicht gemacht, daß sie mir in meiner Jugend leichtlich einging; ich meinte, es wäre eine Kleinigkeit, sie zu halten; bis daß ich eingekleidet wurde. Da fing sich straks mein Unglück an: ich mußte im Chor singen und plärren, Metten, Frühmeß, Vesper, Komplet und spät das Salve singen, durfte nicht aus dem Kloster in die Stadt, als nur dann, wann ich zum Sammeln ausging und ich den Korb und Sack tragen sollte. Jetzt hat man mich das erstemal ausgeschickt, daß ich auf dem Lande sammeln soll. Da giebts denn bisweilen eine Bauergrete, die nicht eben sonderlich klug ist, die nimmt sich meines Jammers an und ich kann mich mit ihr ergötzen. Dagegen muß ich im Stroh liegen und kann nicht alle Zeit eine Herberge bekommen, da in der Welt bekannt ist, daß wir Barfüßer ohne Geld gehen.

Will es gleich meine Regel, daß ich allein im Stroh liegen soll, aber, welcher Teufel

kann's

kann's halten! die Alten thun es auch nicht, die liegen heimlich in den Federn, verschlafen auch alle die Metten, stellen sich der Regel halb fromm und gehen doch täglich mit Geld um. Ich habe ihnen in ihrem Behältniß gefischt und diese hundert Gulden erobert, damit will ich davon ziehen, mir weltliche Kleider machen lassen; denn ich mag nicht herum gehen und sammlen. Etliche Tage bin ich herum gewandert und habe die Bauern um Almosen angesprochen; die nennen mich einen faulen Kerl, sagen, die Mönche sind faule Gesellen, die nur sanft leben und nicht arbeiten wollen, auch nicht, wie vor Jahren, studiren. Mit den Seelenmessen und dem Fegefeuer verleiten sie gar viele arme Seelen und mit andern närrischen Abentheuern. Allen Glauben haben wir bei ihnen verloren und ich glaube, daß sie lutherisch geworden sind. Ihr Wolf, Schelm und Dieb muß ich sein, der oben in den Schafstall hinein gestiegen und jagen mich dann zum Hofe hinaus. Drum will ich wieder hinaus steigen, denn solcher Rede schäme ich mich; ich will mich hinter der Thüre beurlauben.

Fritz Dölla geht ein mit seinem Rohr und seiner Geige, sieht den Mönch, macht das Kreuz vor sich, flicht und spricht: Gott bewahre, wer bist du?

Der Mönch. Höre Junge, komm und vernimm, was ich sage, ich habe etwas mit dir zu reden.

Fritz Dölla. Geh hin, ich will nicht mit dir reden. Du siehst ganz grau wie ein Esel aus; solche Leute habe ich vormals noch nie gesehen und glaube, du seist der lebendige Teufel.

Der Mönch macht das Kreuz vor sich, Dölla macht auch ein Kreuz, der Mönch sagt: Gehe her zu mir und habe keine Besorgniß; ich bin ein Mensch, und daß du mich erkennest: man nennt mich einen Barfüßer Mönch, weil ich den Orden trage.

Fritz Dölla deckt ihm die Kutte auf, sieht ihm die Füße und sagt. Ja, ja, ihr sagt, ihr heißt der Barfuß; ist recht, denn wenn ihr drei Füße hättet, so nennte man euch den Dreifuß. Mein Barfüßer gieb mir Nachricht, ob du auch ein Zweihänder seist?

Der Mönch zeigt seine zwei Hände und spricht. Ja, weil ich noch zwei Hände habe.

Fritz Dölla, ergreift ihn beim Strick. Mein Barfuß, was hängt euch da herab? Ein Strick glaube ich, das bedeutet, daß ihr gar ein arger Dieb seid und daß man euch daran henken soll.

Der Mönch. Ei, Schelm, daß dich der Henker hohle! du hörst ja in der Predigt, daß

man

man die Priesterschaft ehren soll; und du willst mich einen Dieb schelten!

Fritz Dölla. Ja, ich habe wohl viele Pfaffen gesehen, sie waren aber keine solche Thoren, als ihr, das Haar abgeschnitten als ein halber Narr; trugen auch keine Narrenkappen.

Der Mönch. Daß du die Pestilenz bekommst! lange genug hast du mich genarrt, laß mich nun ein wenig fragen. Wer bist du mit der langen Stange? Ein Hundeschläger, und Wildfänger? und was machst du hier mit der Geige?

Fritz Dölla. Ei! schweigt von diesen Dingen. Ich bin ein Bauerknecht, heiße Fritz Dölla, habe lange gedient bei Kunz Rölla, und sein Nachbar der Hans Zölla hat mich ihm nun abdingen wollen. Der hat mir einen Dreier geschenkt, wofür ich mir das Rohr gekauft habe, damit ich die Vögel treffe; und geigte ich, so ließt ihr es nicht, ihr müßtet tanzen, ihr feister Wannst.

Der Mönch. Wenn du kannst den Vogel treffen, den ich dort oben auf jenes Baumes Wipfel sitzen sehe, schenke ich dir zum Lohne einen Kreuzer.

Fritz Dölla. Ich meinte ihr rührtet kein Geld nicht an; woher wolltet ihr mir denn das Geld schenken?

Der Mönch, Mein Geld habe ich in einem Papiere und will es dir ehrlich auszahlen.

Fritz Dölla. Wollt ihr den Vogel heraus hohlen, wenn ich ihn schieße?

Der Mönch. Ja, das will ich thun, glaube mir sicher. (Er schießt den Vogel in den Hecken, der Mönch läuft zu und spricht): Sieh, der Vogel ist zu allem Unglück in die Hecken hinein gefallen. Wie will ich ihn aus den Dornen hohlen?

Fritz Dölla zieht seine Geige hervor, geigt und sagt. Jetzt sollst du hören meine Geige klingen. Er geigt und singt:

Ei, Münchlein, willt du tanzen,
So schenk' ich dir 'ne Kuh.

Der Mönch singt:

Ei, hab' dir alle Franzen,
Ich hab' kein'n Stall dazu;
Es ist in mein'm Orden der Sitt,
Daß die Barfüßer tanzen nit.
Ich kann nicht tanzen!

Fritz Dölla. Ja ihr müßt euch doch eine Weile herum tummeln. Er geigt, der Mönch tanzt in den Dornen und schreit: o höre auf, ich bitte dich um Gottes Willen, ehe mich die Dornen todt stechen, und laß mich den Vogel heraus thun.

Fritz Dölla. Ei, der Reihen ist noch nicht vollendet; ihr müßt ein wenig beßer dran. (Er geigt).

Der

Der Mönch schreit: das Tanzen kann ich nicht unterlassen, sobald ich deine Fiedel höre. Wäre ich nur aus den Dornen, so läge mir nicht so viel daran.

Fritz Dölla. Ei, jetzt beginnt erst der Hupfauf, darum habe nur Achtung auf meine Geige. (Er geigt.)

Der Mönch schreit: o, höre auf und sei nur stille; ich will dir reichen Lohn geben, weil ich jetzt auch den Vogel habe.

Dölla hört auf, der Mönch geht zu ihm, giebt ihm den Vogel und Dölla spricht; Herrlein, da ich euch so höflich behandelt habe, so gebührt mir auch der versprochene Lohn.

Der Mönch. Der Teufel hat mich mit dir angeführt; du hast mich in den Dornen umgezogen, daß ich an allen Gliedern blute.

Fritz Dölla. Wollt ihr mich belohnen, gut und wohl, wo nicht, so will ich euch wohl nöthigen, noch länger nach meiner Geige zu springen. (Er hebt an zu geigen, der Mönch fängt an zu tanzen und als ers lange getrieben, sagt der Mönch):

Nun habe ich all' mein Leben dergleichen nie erhört oder erfahren, daß einer sollte die Leute nöthigen, nach seiner Geige zu springen und zu tanzen. (Fritz Dölla geigt weiter, der Mönch tanzt und schreit laut): o, mein Spielmann, um Gottes Willen bitte ich dich,

laß

laß mich nicht gar zu Tode tanzen; ich gebe dir hundert Gulden zum Lohne.

F. Dölla hält still. Ihr habt mir vorher schon gelogen, gebt mir das Geld, so lasse ich es sein.

Der Mönch. Wart' nur ein wenig, daß ich verschnaufe. Meinem Obern habe ich heimlich im Kloster hundert Gulden gestohlen und wollte damit ausreißen. Der Teufel hat mich mit dir betrogen! Jedoch, daß ich mein Leben errette, da hast du sie, ich will dir sie schenken, laß mich nur bald in Frieden gehen. (Er giebt ihm das Geld und geht ab).

Fritz Dölla sagt zu den Zusehern: Jetzund befinde ich mich weit besser, als wenn ich noch bei meinem Bauer, dem betrüglichen und argen Schleicher, wäre. Der ließ mich hart arbeiten ohne Lohn. Mit meiner Geige kann ich mich wohl bei alle meinen Lebtagen ernähren, auch kann mir niemand, in allem so ich ihn bitten thue, nichts versagen. Jetzt will ich nach jenen Flecken gehen, daselbst mich in das Wirthshaus setzen, mein Geld zählen und mir mein Leid vergüten. (Er geht ab.)

Der Mönch kommt, ist zornig und sagt: Was soll ich, Armer, jetzt beginnen? Wie's herging, ist's wieder weg gegangen. Ich wollte mit dem Gelde viel schaffen und damit in die Welt laufen, aber es ist nicht lange bei mir geblieben.

geblieben. Damit werde ich, Armer, genöthigt, daß ich im Kloſter bleiben muß, das mir doch großes Leidweſen bringt. Sollte ich den Geiger antreffen, ſo dürfte mich nichts abhalten, ihn vor dem peinlichen Gericht zu belangen, daß er mir mein Geld entwendet hat, das ich durch Almoſen erhalten. So kommt er dem Henker in die Hände. (Er geht ab.)

Kommt Juder der Richter mit Prätor, Juſtus und Haltfeſt dem Büttel, ſetzt ſich und ſpricht: In dem Flecken iſt heute Jahrmarkt; da giebt es viel arge Schelme, darum, Haltfeſt, mein Büttel, mußt du das meiſte thun; ſchleiche in den Wirthshäuſern herum, ob wir vielleicht etwas fangen, das uns ein Sträflein einträgt. Du weißt, der vierte Theil iſt dein, drum ſei deſto fleißiger.

Haltfeſt. Herr Richter, Eure Feſtigkeit traue mir zu, daß ich in allen Ecken herum fiſche, ſchicke unbekannt meine Kinder in alle Wirthshäuſer herum, laſſe ſie ſchauen, ob ſie etwa ausſpähen mögen einen Schwörer, Flucher oder Spieler, einen Landesbetrüger oder großen Praſſer, einen Mörder, Räuber oder Brenner, Dieb, Schelm oder ſonſt ſchändliche Leute, daß ſie es alsbald mir anzeigen, damit ich ſie ins Gefängniß führe. Herr Richter, wollt damit zufrieden ſein; ich wollte mich in mein Herz hinein ſchämen, wenn ihr noch einen ſolchen Knecht fändet, wie ich bin.

Judex. Mein Vortheil ist auch dein Vortheil. darum sei fleißig wie bisher und ich verlange keinen bessern Knecht. (Man klopft an). Hör', mich däucht, es sind Leute vor der Thüre; wollen sie 'rein, so lasse sie vor.

Haltfest der Büttel geht hin, thut auf, der Mönch geht ein, streift die Karpe ab, neigt sich und sagt: Herr Richter und ein ehrbares Gericht, ein junger Bauerknecht und Bube hat mir wohl hundert Gulden genommen, die ich zum Almoien erhalten habe für meine ehrwürdige Sammlung, die mir schwer zu erbetteln geworden sind. Er ist in den Markt herein gekommen, trägt in seinen Händen ein Rohr und am Halse hängt ihm eine Fiedel.

Der Richter. Haltfest, geh', suche ihn von Haus zu Haus so lange auf, bis du ihn findest.

Haltfest, Herr Richter, ich will es ausrichten. (Geht ab.)

Judex zu den Schöppen. Ihr Herren, wenn man den Mann finden sollte, was legt man ihm für Martern an, da er den geweihten Herrn beraubt hat?

Prätor. Dem Lecker schlägt man den Kopf, wie einem andern Straßenräuber, ab, um die Straßen rein zu erhalten. Doch will ich Justus auch zuvor hören.

Der

Der Richter deutet auf Justus, der sagt: Er ist solcher Ehre nicht würdig; denn solche geistliche Männer wie der Herr, haben in aller Welt Freiheit, daß man ihnen gar kein Leid soll zufügen. Darum, so man den Lecker fangen sollte, soll man ihn hinaus an den Galgen henken, daß alle Welt ein Beispiel nehme, daß man dergleichen Ordensleute auf freier Straße nicht angreift, sondern sie sicher gehen lasse.

Richter. Dort führt der Haltfest gleich den leichtfertigen Bauerknecht herbei, den sollen die Raben am Galgen fressen.

Haltfest geht ein, bringt Fritz Dölla mit sich, der hat ein Rohr in der Hand und eine Geige am Halse hangen. Haltfest sagt: Herr Richter, schaut diesen Sünder stelle ich hiermit vor das peinliche Gericht.

Richter. Wer denn wider ihn klagen will, der thue es jetzt vor der Richtstatt.

Der Mönch geht ein und sagt: meine Klage habe ich schon vorgebracht, daß nemlich der leichtfertige Mann mir hat ein hundert Gulden entwendet, die ich habe zu Almosen bekommen; den bitte ich um sein Uebel zu strafen.

Fritz Dölla. Die Sache ist ganz anders bewandt. Das Geld, so ich bei mir trage, gab mir der Mann darum selber, daß ich ihm etwas vorgegeigt habe.

Der Mönch. Nein, wahrlich, das habe ich nicht gethan, das Geld hat er mir mit Gewalt genommen.

Richter. So soll er darum gehenkt werden. Nachrichter, nimm diesen Bösewicht und richte ihn mit dem Strang am Galgen.

Der Henker läuft ein, fällt ihn an und spricht: komm her ich will dich rauben lehren, du sollst es an deiner Kehle empfinden, daß du uns hinfürter nichts thun wirst.

Fritz Dölla. O Herr Richter, ich merke es schon, ihr glaubt seiner geistlichen Würde. Nun will ich gar gerne heute sterben, allein eine Bitte habe ich an euch, da ich von hinnen abscheiden muß, so wollt ihr mir dieselbe gewähren.

Der Richter. Nur das sollst du nicht verlangen, daß man dir das Leben schenke, sonst soll dir alles gewähret werden; das will ich dir zusagen.

Fritz Dölla. O so geh, binde mich nur bald an, und du, Mönch, mußt mich henken sehen. Jetzt bekümmert mich nichts mehr auf der Erde.

Sie gehen alle mit einander zum Galgen. Der Henker steigt die Leiter auf und sagt: sieh da, mein Sohn, da folge mir.

Fritz Dölla. steigt eine Sprosse oder zween hinauf und sagt: nicht weiter mag ich folgen,

folgen, bis ich zuvor ein Tänzlein geige und ich mich mit euch erluſtige; alsdann kann ich dir wohl folgen.

Der Mönch. Ich bitte um Gotteswillen, thut es nicht! bekommt er die Fiedel in die Hände, ſo iſt es mit uns vorbei, er wird uns ſeltſame Poſſen machen.

Der Richter. Ei, wir haben ihm das verheißen: was er uns werde zuletzt bitten, das ſolle ihm unverweigert ſein; darum laſſe ihn geigen, weil er noch kann.

Der Henker giebt dem Dölla die Geige, er geigt, der Henker ſagt: ich habe keine Luſt ihn zu henken, ich muß zuvor den Reihen tanzen.

Der Richter. Das Geigen erfreut mich auch, ich muß tanzen und kann's nicht laſſen.

Der Mönch. Ich muß tanzen mit allen Freuden.

Sie tanzen alle mit einander, der Dölla lacht und geigt lange.

Prätor. Ach! höre auf, ich bin ein alter Mann und vermag fürwahr nicht länger zu tanzen. Siehſt du nicht, wie mir der Schweiß herab läuft!

Fritz Dölla. Ei, Herr, jetzt kommt erſt der Hupfauf. (Sie tanzen alle wieder.)

Juſtus. Höre auf, du tödteſt mich!

Der Mönch.

Der Mönch. Ich ſagte vor, man ſollte ihm die Fiedel nicht geben, ich weiß wohl, wie es thut.

Dölla hebt wieder an zu geigen und ſpricht: o, lauſcht zu, dieſer Tanz iſt gut.

Sie tanzen alle wieder, der Dölla lacht; über eine Weile ſagt der Mönch. Herr Richter, zur Ehre des geiſtlichen Standes befehlt doch dieſem Geiger, daß er aufhört, ſo will ich euch die Wahrheit nicht verhehlen, wie ſich alle Dinge zugetragen und er mein Geld hat erhalten. (Der Richter deutet ihm, aufzuhören.) Ei nein, er hat mir's nicht genommen, ſondern ich habe es ihm ſelbſt gereicht, damit mein Leben zu retten; denn er mir vor auch gegeigt hatte. Darum bat ich euch ſo fleißig, ihm die Fiedel nicht zu geben; deshalb iſt meine eifrige Bitte, ihr wollet ihm das Leben ſchenken.

Fritz Dölla. Wenn ihr den Mönch nicht henken wollt, ſo hebe ich wieder an zu geigen.

Der Richter. Was iſt dir denn von dem Mönch geſchehen? Warum haſt du es vorhin nicht gemeldet?

Fritz Dölla. Seinem Abt hat er das Geld geſtohlen, und mir hat er es darnach zu löſen gegeben.

Der Richter. Ei, ſo ſei dir das Leben geſchenkt und ihr, Herr, geht mit uns zu Hauſe

Hauſe, ſo wollen wir dann berathſchlagen, was man mit euch anfangen ſoll.

Der Mönch. O Geſelle, daß du jetzt ſo davon kommſt, das macht niemand als deine Fiedel.

Fritz Dölle. Wie, Schelm, willſt du noch nicht ſchweigen? Er geigt, ſie tanzen alle lange herum.

Der Richter. Ach! laß dein Geigen ein Ende ſein; daß dich Sankt Veitens Marter verderbe!

Er geigt, bis ſie alle ablaufen, dann ſagt er zu den Zuſehern:

Seit, ihr Leut', mein Geigen iſt gut?
Wer Luſt zum Tanzen haben thut,
Der komm mit mir ins Wirthshaus 'nein,
Kauff' mir zu eſſen und ſchaff' mir Wein,
Dem will ich geigen den ganzen Tag
Und ſo lang als er tanzen mag,
Weil ein alt's Sprichwort ſagen thut
Wer da gern tanzt, iſt geigen gut,
Daß er mit 'rum ſpringt an den Reihen.
Ein leicht's Ding kann ein Kind erfreuen,
Und dieſes Spiel iſt nur erdacht,
Zu einem G'lächter in der Faſtnacht.

XVIII.

Erzählungen nach Hans Sachs.

I.

Der Ritter mit dem getreuen Hund.

Uns sagen Gesta Romanorum,
Wie im Römischen Kaiserthum
Ein Ritter saß von sehr edlem Stamm,
Doch ungemeld't ist uns sein Nam'.
Der war in Kühnheit streng' und fest,
Im Ritterspiel der allerbest',
Gewann all'mal des Kampfes Lohn.
Der Ritter hatt' 'nen jungen Sohn,
War etwan alt ein halbes Jahr,
Der dem Ritter gar herzlieb war,
Forthin zu mehren seinen Stammen.
Darum hielt er dem Kind drei Ammen,
Zu warten sein vor allem Schaden,
Mit Speisen, Tränken, Waschen, Baden.
Es begab sich in kurzen Tagen,
Ein Herrenhof ward vorgeschlagen
Zu Stechen und zu Ritterspiel,
Zu dem kamen der Edlen viel.
Der Ritter rüst't sich zu dem Scherz,

Er hatt'

Er hatt' ein mannlich tapfer Herz
Und ritt auch in das Geſellenſtechen
Ein ritterliches Speer zu brechen.
Die Ritterin ging auch zu ſchauen
Den Scherz mit and'ren edlen Frauen,
Sammt ihrem ganzen Hofgeſind;
Allein ließ ſie bei ihrem Kind
Seine drei Ammen in dem Saal.
Als nun ertönt' Drometenſchall,
Daß die Herrſchaft zog auf die Bahn,
Liefen die Ammen auch von dann,
Ließen das Kindlein in der Wiegen
Alleine in dem Saal dort liegen.
Ein Falk' hoch auf der Stangen ſtund,
Auch lag in dieſem Saal ein Hund,
Den hatt' der Ritter herzlich lieb,
Denn er viel Zeit mit ihm vertrieb.
Der hatt' die Art, wenn er ausreiten
Wollt', zu turniren oder ſtreiten,
Sollt' dem Ritter darin gelingen,
So thät der Hund vor ihm aufſpringen;
Sollt's ihm aber mißlingen ganz,
So fiel er dem Pferd' in den Schwanz
Und warnet den Ritter all'mal.
Nun als niemand war in dem Saal,
Der das Kind konnt' mit Hut verſorgen,
Da lag in dieſem Saal verborgen
Ein' große Schlang' in einem Loch,
Die heraus gen der Wiegen kroch,

Das junge Kindlein zu ertödten.
Der Falk ſah das und in den Nöthen
B'gann er ſich auf der Stang' zu ſchwingen,
Davon ſein' Schellen wurden klingen
Und weckt' den Hund aus ſeiner Ruh';
Der lief der Schlangen eilend zu,
Die ſchoß nach ihm, davon er wich
Und die Schlange zu der Wiegen ſchlich.
Da lief der Hund ſie wieder an;
Die Schlang' in großem Zorn entbrann
Und den Hund erſchrecklich anpfiff.
Der Hund ſie in der Mitt' ergriff
Und biß ſie ausdermaßen hart;
Die Schlang' wehrt' ſich nach ihrer Art
Mit Stechen, Beißen und dem Gift,
Dem Hund ſie großes Leiden ſtift'.
Als ſo der Hund mit großem Sturm
Hin und her rückte mit dem Wurm,
Daß er im Kampf nicht würd' verkürzet,
Indem ward von ihm umgeſtürzet
Das junge Kind mit ſammt der Wiegen
Und bleib auf den vier Knöpfen liegen;
Das Kind blieb unverſehret ſchweben.
Erſt wehrt' der Hund ſich auf das Leben
Und von der Schlange nicht abließ,
Bis er ſie gar zu Stücken biß;
Sehr hart verwundt den Kampf gewann,
Das Blut allenthalb von ihm rann,
Und legt' ſich zu der Wiegen nieder,

Sein'

Sein' Kräft' da zu erhohlen wieder.
In dem das Stechen ein End' fand.
Die drei Ammen kamen gerannt;
Als ſie nun kamen auf den Saal
Und ſahen, daß er überall
War blutig und dazu der Wiegen
Das Unterſt', ſah'n zu oberſt liegen,
Bei der der Hund ganz blutig lag,
Von den dreien hub ſich große Klag',
Nichts anders von ihnen zu glauben ſtund,
Als das Kind hätt' zerbiſſen der Hund.
Vor Leid ſo ſchlugen die drei Ammen
Ihre Händ' ob dem Kopf zuſammen,
Huben die Wiege doch nicht auf,
Sondern all' drei mit ſchnellem Lauf
Flohen ſie von der Burg dahin.
Die Ritterin begegnet ihn'n,
Der ſagten ſie leidige Mähr'
Wie das jung' Kind zerbiſſen wär',
Von ihrem Hund, und alle Ding';
Die Frau in Ohnmacht niederging.
Weinen und Klag' war herb und bitter,
Indem geritten kam der Ritter
Mit ſein'n Knechten, die Fraue fragt:
Was ſie ſo inniglich beklagt?
„Ach weh, — ſprach ſie — ob allen Leiden,
Ach weh, geſtrenger Herr, uns beiden,
Es iſt todt euer einig Kind,
Von eurem Hund ihr's zerbiſſen findt."

Der Ritter abſaß von dem Roß,
Unmuthig und erzürnet groß,
Eilt in den Saal mit großer Klag',
Die Wiegen umgeſtürzet lag.
Sah er darum, die Erd' war blutig;
Da ward von Herzen er unmuthig.
Als der Hund erſah ſeinen Herrn,
Stund er auf, ging zu ihm von fern,
Abkräftig und ohnmächtig ganz
Und wedelt ſehr mit ſeinem Schwanz,
War allenthalb mit Blut beronnen.
Der Ritter aber unbeſonnen
Zog aus ſein Schwerdt, ihm zu Unglück,
Zerhieb den treuen Hund in Stück',
Alſo geſchwind und eilend jach
Ohn' all' wahrhaftige Anſprach.
Nachdem ging er den Saal hinauf
Und hub eilend die Wiegen auf,
Darinnen er ſein Kind noch fund
Fröhlich, lachend, friſch und geſund.
Nach dem ſah er erſt bei der Wiegen
Die ungeheure Schlange liegen,
Erwürgt, zerflammt und zerfreſſen,
Dabei der Ritter konnt' ermeſſen,
Daß ſie der Hund erwürget hätt',
Dadurch ſein'n jungen Sohn errett't.
Nun kam dem Ritter große Reu,
Daß er ſein's lieben Hundes Treu
Nicht hätt' fürſichtiglich erkennt
Und hätt' den Mord an ihm vollend't;

Drum er drauf an ſich ſelbſt nahm Rach,
Seine Lanz' in drei Stück zerbrach,
Kein Ritterſpiel zu treiben mehr,
Zu erwerben Ruhm, Preiß und Ehr';
Aller Kurzweil' thät er ſich ab
Und zog zu dem heiligen Grab,
Zu beſchauen die fremden Land',
Zu Straf der unvorſicht'gen Hand,
Die ſo jach geweſen war da,
Daß ſie zunächſt nicht das beſah
Ein' Sach, und eh' ſie die vollend't.
Damit hat die Geſchicht ein End'.

Der Beſchluß.

Bei dieſem Ritter merken kann
Mit Worten kurz drei Lehr'n ein Mann.
Die erſt', daß er aus ſeinem Haus
Nicht viel nach Kurzweil' ſpazier aus
Mit ſeinem Weib', und laß es öd',
Auf daß ſich nicht die Schlange ſchnöd'
In ſeinem Haus mit Schaden find't:
Ich mein', durch untreu Hausgeſind',
Das ſonſt nicht ſehen läßt ſein' Tück,
Bis ihm die Herrſchaft kehrt den Rück,
Alsdann richt't es ſein' Schalkheit aus,
Wie man denn ſpricht: bald aus dem Haus
Die Katz', als dann tanzen die Mäus;
Damit ich die erſt' Lehr' beſchleuß.
Die and're, daß man zu 'nem Kind

Sich hüt'

Sich hüt' vor übrigem Geſind';
Denn ſie werden nachläſſig, faul,
Eine der andern ſieht in's Maul,
Wie jede in der Arbeit ſpar';
Ein Ding geſchieht weder halb noch gar.
Eine die and're thut verführen,
Wie man denn täglich wohl thut ſpüren;
Darum man wahrhaft ſprechen thut:
Je mehr Hirten, je übl're Hut.
Die dritt': daß ein Mann aufſeh'n mag,
In ſeinen Dingen ſei nicht jach,
Auf Hörenſagen gar nicht bau',
Auf bloße Wort mit nichten trau',
Und ob er ſchon ſieht auch desgleichen
Etlich' Anzeigung und Wahrzeichen,
Dennoch urteil' zu keiner Stund,
Bis er vor hab' gewiſſen Grund,
Wie, wo und wann, warum und wer,
Nicht unbeſonnen, heftig ſehr,
Handel' auf ſchlechten Wahn allein;
Sondern er ſoll wohl wiſſend ſein
Voraus, wo ihm zuſteht Unfall,
Daß er nicht werd' ein bewegter Ball
Zu Zorne oder grimmer Rach',
Daß ihn gereuen mög hernach
Und werd' noch mit größerem Schaden
Durch ſein' eilende Rach' beladen;
Wie man ſpricht: Handeln unbedacht
Hat manchen Mann zu Schaden bracht.

Darum

Darum ſprach man vor alten Zeiten:
Wer aufbrauſ't, der ſollt Eſel reiten,
Auf daß er ſich nicht übereil',
Und nehm' ihm wohl bedacht derweil,
Voraus in Sachen ſchwer und wichtig,
Handle eigentlich und furſichtig,
Daß ihm daraus kein Nachreu' wachs;
So ſpricht zu Nürnberg Hans Sachs.
Am 4. Mai 1531.

2.

König Artus mit der Ehebrecher Brücke.

Ein mächt'ger König vor viel Jahr,
Der selb Artus genennet, war
Im Reich Britania genannt,
Das man auch nennet Engeland.
Einstmals Artus betrübet ward
Von Herzen gar unmuthig hart,
Daß niemand für ihn Tröstung fand,
Wie hoch man sich des unterstand.
Nun war am Hof' Virgilius,
Der Kunst ein Nigromantikus,
Der fragt den König: was ihm wär',
Ob ihm vielleicht möcht' helfen er?
„Dein' schwarze Kunst — der König sprach —
Ist mir hülflos und gar zu schwach."
Fillius ließ nicht ab zu fragen,
Auf Hofnung ihm die Sach' zu sagen.
Der König sprach: „Meister, ich trag'
Des bitter beft'gen Argwohns Plag'
Um meiner auserwählten Frauen,
Mich dünkt, ihr Ehr' hab' sie verhauen
Durch einen Ritter wohlgestalt't."
Er sprach: „das werd'n wir innen bald,

Daß

Daß ihr die Wahrheit seht mit Augen.“
Der König sprach: „es wird nicht taugen,
Daß man es jemand merklich mach'!“ —
„Mit meiner Kunst — der Meister sprach —
Ich es zuwege bringen kann.“
Der König sprach: „so richt' es an.“
Der Meister sprach: „zu diesen Sachen
Müßt ihr 'ne Brücke lassen machen,
Die ich zurichte' nach meinem Sinn.
Wer darnach reitet überhin,
Und der sein Eh' vor hat gebrochen,
An dem bleibt es nicht ungerochen,
So ich mein Glöcklein laß' erschallen,
So muß er von der Brücken fallen
Ab in des tiefen Wassers Fluß.“
Bald gab ihm zu der König Artus
All' seine Werkleut' die er hatt';
Die führt' der Meister aus der Stadt
An das groß Wasser Rameſis *),
Darüber er da machen ließ
In kurzer Zeit ein' schöne Brücken,
Von eitel gehauen Werkstücken,
Die hatt' wohl zwei und dreißig Joch;
Ob dem Pflaster neun Elbogen hoch.
Das Pflaster dieser Brück' allein
War von geglät'tem Marmelstein

Und

*) wohl Thameſis, die Themse gemeint.

Und war nur dreier Spannen breit;
Auch hatt' die Brück zu beider Seit'
Keinen Lehnstein; sondern sie war
Glatt, schlüpfrig wie ein Spiegel klar.
Mitten darauf 'nen Thurn man fand,
Kunstreich ergraben war deß Wand.
Als nun die Brücke ward vollend't,
Künstlich durch meisterliche Händ',
Fillius auf die Brücken ging
Ein Glöcklein in den Thurn hing;
Darnach er auf die Brück entwarf,
Drei Zirkel Kreis, nach Künsten scharf,
Auf der Mitt' und an beiden Orten *),
Darin er mit Griechischen Worten
Grub etliche Charakteres,
Mit Werkzeug seiner Kunst gemäß,
Dergleichen wunderlich' Figur;
Nachdem die Brücke er beschwur.
Als nun die Brück' bereit man find't,
Ward es dem König angekünd't;
Der schwieg und sich nichts merken ließ,
Und einen Hof ausschreiben hieß
In seinem Reich, nahe und fern,
Den Fürsten, Grafen und seinen Herrn,
Der Ritterschaft und allem Adel,
Den Frauenzimmern ohne Tadel,

Gen

*) Enden.

Gen Trimoanten bald zu kommen
In sein' Hauptstadt. Als das vernommen
Im ganzen Reich' seine Regenten,
Da kam dahin aus allen Enden
Ein' Herrschaft groß, in sein' Hauptstadt,
Davor er aufgerichtet hatt'
An dem Wasser, in weitem Feld',
Von Seiden viel' köstlicher Zelt'.
Darinn pflag man den edlen Gästen
Mit Essen, Trinken nur des besten,
Mit Saitenspiel man ihnen hofirt,
Mit süßem Gesang ward da quintirt.
Nach Essen ritt man an die Hetz'
Zu Jagen, Beitzen und zuletzt
Stießen ihr'e etlich zu dem Ziel.
Ihr'e etlich trieben Ritterspiel,
Mit Laufen, Fechten und mit Springen,
Mit Stechen, Kämpfen und mit Ringen.
Da hatt' man Tänz', dort sang man Reihen,
Etlich' gingen in Mummereien.
Noch hatt' ob diesem Spaß und Scherz
Der König ein betrübtes Herz;
Doch wußt kein Mensch was ihm anlag.
Als der Hof hatt' gewährt drei Tag,
Er den Drommeter aufblasen ließ,
Zween Ehr'nhold er bestellen da hieß,
Die ruften aus der Herrschaft zu:
„König Artus wird morgen fruh

Ueber die ſchmale Brücke reiten;
Bitt' euch all', ihr wollt ihn begleiten,
Darin thut ihr ihm groß Gefallen."
Das war ihnen wohl gemeint allen.
Die Heimlichkeit rieth man da nie.
Das Hofg'ſind, die Gäſt' kamen früh,
Zu Roß ein übergroße Meng',
Um die Brück' war ein groß Gedräng'.
Der Hofmeiſter auf allen Seiten
Ordnet nach einander zu reiten,
Und König Artus ritt voran
Auf die Brück in Perſon alsdann,
Auf ihn die zart' Kön'gin immer
Mit ihrem ed'len Frauenzimmer,
Leis, Fuß für Fuß, nach Adels Sitten.
Nach dem Ritter und Grafen ritten
Und and're Herrſchaft ingemein.
Als ſie nun kamen wohl hinein
Auf die Brücken, da ließ jählingen
Virgilius ſein Glöcklein klingen.
Bald that König Artus umſchauen
Auf der Brücken nach ſeiner Frauen.
Da trat ſein's Marſchalls Pferd zu kurz,
Daß er nahm einen Ueberſturz
Hin in das tiefe Waſſer groß,
Daß man ſah weder Mann noch Roß.
Nach dem hub ſich ein Fallen an,
Beides, von Frauen und auch Mann,

Von Stamm und Adel hochgebor'n,
Ab der Brücken hinten und vorn'.
Hier fielen zween, da drei, dort vier,
Gleich wie in einem Turnier.
Im Waſſer ward ein großes Zabbeln,
Ein ſolches durcheinander Krabbeln,
Von Roß und Mann ein ſolch Aufſchwimmen,
Zu Land ein überſehr Aufklimmen,
An den Stauden und dem Geſträuß,
Triefnaß als die getauften Mäuſ'.
Jedoch geſchah niemand kein Schad'
In dieſem kalten Waſſerbad;
Denn jeder auf ſein'm Pferdlein ſaß
Und ritt alſo dorthin trieſ naß,
Und ward aus den ernſtlichen Sachen
Ein' Kurzweil und ſcherzhaftes Lachen;
Denn niemand wußt' die Urſach ſchwer,
Man meint es geſchäh' von ungefähr.
Allein der König wußt' die Ding',
Darob herzliche Freude empfing,
Daß ſein' Frau war noch ehrenwerth
Und auch der Ritter ſtreng geehrt,
Auf deſſen Untreu er gezielt.
Nachdem den Hof er ferner hielt
Mit großer Koſt dreizehen Tag,
In aller Fröhlichkeit ohn' Klag';
Darnach ihn'n allen Urlaub gab.
Mit Freuden ſchied die Herrſchaft ab,

Ein jedes zu sein'm Regiment;
Also hat die Geschicht' ein End'.

Der Beschluß.

Hört was die Brück' bedeutend sei:
Das Laster der Ehebrecherei
Das ist verzaubert und verglänzt
Mit eitel teuflischem Gespenst,
Daß es so wohl und herzlich beliebt;
Und wer sich nun darauf begiebt,
Der wird toll, thöricht und geblend't,
Sein' G'fährlichkeit er nicht erkennt,
Sieht er gleich daß groß Wasser wol;
Das deut't. Ehbruch steckt Unglücks voll.
Und sieht er etlich' darein fallen,
Gedenkt er: es geschieht nicht allen.
Nun ist die Brück' an Ehren schmal,
Unlöblich, schändlich überall,
Dazu sie auch kein' Lehnstein' hat,
Dazu ganz schief, schlupfrig und glatt.
Wo ihm ein Fuß entschlüpfet dann,
Hülflich ist ihm dann kein Biedermann.
Auch ist die Brücke lang und hoch
Und hat in Trübsal manches Joch,
Und ist im Grund ein bitter Leiden,
Durch Eifern, Klaffen und durch Meiden,
Daß er ohn' Ruhe täglich treibet,
Wenn er beharrlich darin bleibet.

Und wenn

Und wenn ihn dünkt er sei am Festen
Und sei der Scherz am allerbesten,
Alsdann des Thurmes Glöcklein klinget,
Bedeut't, daß Zeit das Stündlein bringet,
So tritt er fehl und thut 'nen Fall
In Unglück, Schanden und Trübsal,
In Armuth, Krankheit, Angst und Noth,
In Feindschaft gen Menschen und Gott,
Mit unüberwindlichem Schaden.
Sieht man ihn dann in Unglück baden,
Wird er den Leuten ein Gelächter.
Man spricht: ei! ei! das ist ein Rechter,
Er bulet kreuzweis durch die Stadt!
Den Spott er dann zum Schaden hat
Und sitzt da wie ein nasser Dachs.
So spricht zu Nürnberg Hans Sachs.

(den 9. Januar 1530.)

Anmerkung.

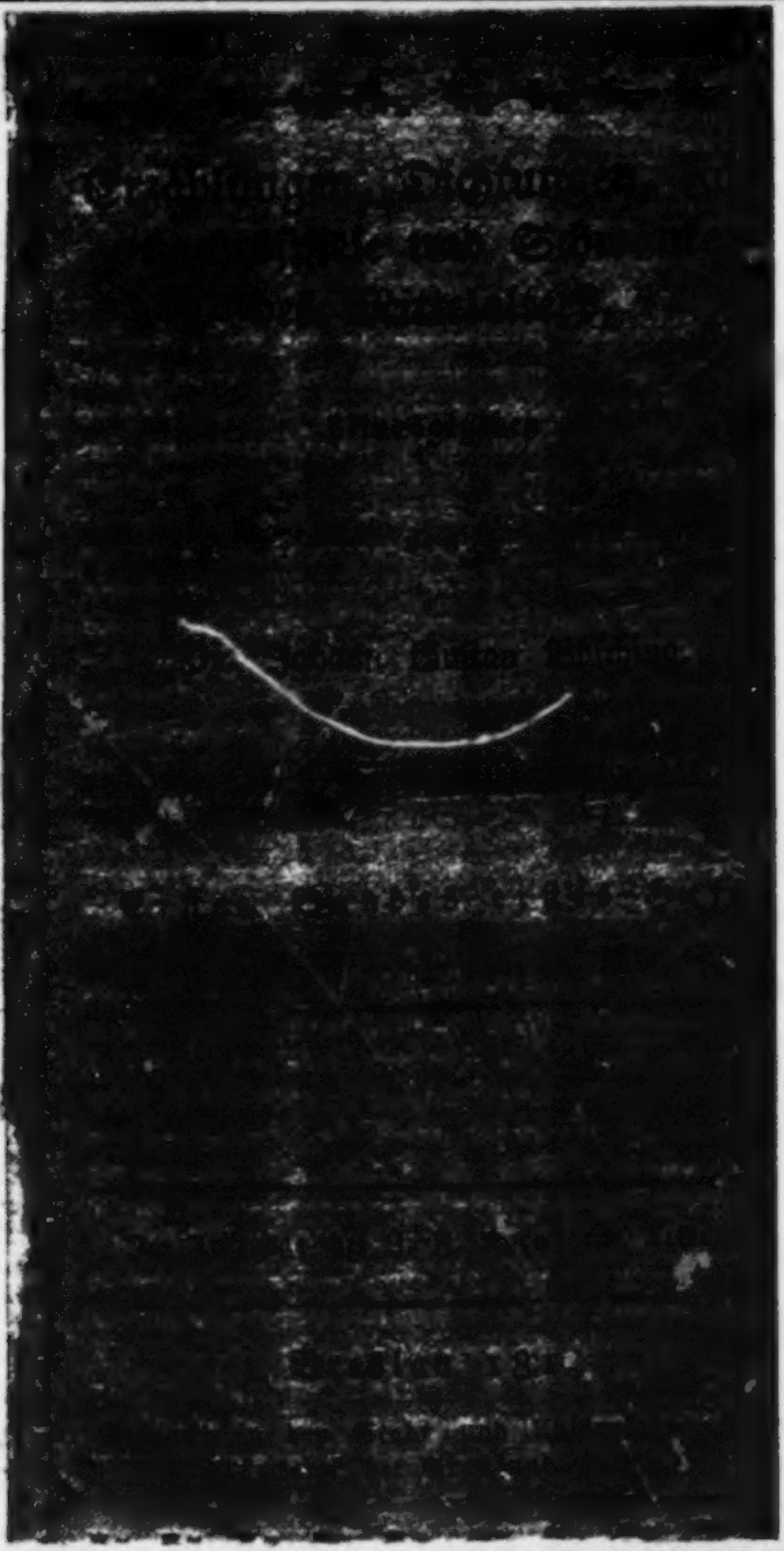
Anmerkung.

1) Dieſe ſchöne Geſchichte iſt ſehr alten Urſprungs und erfordert eine weitläuftigere Unterſuchung, als hier angeſtellt werden kann. Wir finden ſie in dem alten Buche von den ſieben weiſen Meiſtern, ſowohl in den Ausgaben in ungebundener Rede, als auch in dem Gedichte, das wir vielleicht einmal an anderem Orte, des Vergleiches wegen, mittheilen. Wahrſcheinlich läßt auch dieſe Geſchichte, wie die meiſten andern dieſes merkwürdigen Buches, ſich auf einen morgenländiſchen Urſprung zurück leiten, der im Kelilah und Dimnah (Hitopadeſa, Fabeln des Riſchunſermann ꝛc.) zu ſuchen iſt.

2) Die Keuſchheitsprobe durch ein Trinkhorn, ein Meſſer, einen Mantel, einen Hut, hier durch eine Brücke (Gellerts Lügnerbrücke hängt damit auch zuſammen), findet ſich in den alten Gedichten vielfach wiederholt und eigentlich zu einem eigenen Aufſatze, an dem der Unterzeichnete ſchon lange arbeitet und ſammelt. Dieſe Probe mit der Brücke finden wir auch in dem Ituret wieder, in dem ein eigenes Kapitel dieſem Abentheuer, mit der Ueberſchrift: von der aventür brucken, gewidmet iſt. Die Erzählung würde einen gefälligen Uebergang zu den Schwänken gemacht haben, zu denen ſie auch halb gehört, die aber, wegen Mangel des Raumes, dem zweiten Bande vorbehalten bleiben.

Möchte der Verſuch, die Urſchrift mit möglichſter Treue, in der gebundenen Rede des alten Dichters, wiederzugeben, nicht ganz mißglückt erſcheinen.

Büſching.



H. 8°

Büsching

Ritterzeit und Ritterwesen.

Ritterzeit

und

Ritterwesen.

Vorlesungen,

gehalten und herausgegeben

von

Büsching.

Erster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1823.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem

Königlichen Regierungs-Rath

errn Streit

mit

Dankbarkeit und Liebe

zugeeignet

und

Feier ſeiner funfzigjährigen ruhmvollen

Amtsführung

überreicht

vom

Verfaſſer.

Vorbericht.

Vorlesungen können und sollen nicht einen Gegen-
nd erschöpfen, sondern zumeist nur anleiten, an-
gen. Der Hörer, welcher dem Worte des Lehren-
n mit Theilnahme folgt, wird dann wohl gern
f dem vorgezeichneten Pfade fortschreiten und das
h in eigner Forschung ergänzen und ausführen,
as ihm nur in Umrissen gegeben werden konnte.

Die vielfältigen Arbeiten für das Schriftwesen
eutscher Vorzeit, die bald im Anfange dieses Jahr-
u..derts begannen, haben so viele früher unbekannte

Quellen für die Geschichte des Ritterthums an das Licht gefordert, daß es wohl an der Zeit erschien, neue Betrachtungen des Ritterwesens anzustellen, und einzuweben in früher gemachte Beschreibungen und Entwickelungen der Ritterzeit das, was uns die neu ans Tageslicht getretenen Quellen gaben; so daß gleichsam eine Blumenlese aus mehren dieser Werke gemacht ward, um vielleicht auch auf diese Weise Liebe und Antheil an den Gedichten der Vorzeit, die in der neuern Zeit etwas schwächer geworden zu seyn scheinen, wieder zu heben.

So bildeten sich die nachfolgenden Vorlesungen, welche mannichfach verändert und vermehrt, zu vielen Malen hier an der Hochschule gehalten worden sind. Erst nicht dem Drucke bestimmt, traten in der neuern Zeit Umstände hinzu, die mich doch dazu bewogen, sie den Händen des Herrn Verlegers, der sie gleich Anfangs, als ein Bruchstück aus ihnen in der Askania erschien, zu drucken wünschte, zu übergeben, indem ich nur weniges an ihnen änderte, hauptsächlich bloß das, was auf mündlichen Vortrag sich bezog; dann das Ganze in eine fortlaufende Form brachte, aus der die Abschnitte und Uebergänge der mündlichen Vorträge weggelassen wurden, und einzelne Auszüge, die im mündlichen Vortrage beschränkt

werden, mehr erweiterte, um dem Leſer ein vollſtändigeres Bild zu geben.

Die wenigen Werke, welche wir in Deutſchland über Ritterweſen haben, ſind leider nur ein zu treuer Abdruck der klüber'ſchen Ueberſetzung des berühmten franzöſiſchen Werkes von Saint-Palaye; und mir iſt kein einziges bekannt, welches den tüchtigen Anmerkungen, welche Klüber dieſem Werke zufügte, neue Forſchungen beigeſellt hätte. Daß auch ich häufig darauf zurückgegangen bin, wird der Augenſchein lehren.

Nicht ganz zweckmäßig erſchien mir die Einrichtung, welche Saint-Palaye ſeinem Werke gab, daß er eine fortlaufende Geſchichte des Ritterweſens erzählt und alle Beweiſe aus der ihm zu Gebote ſtehenden reichen Maſſe von Handſchriften und geſchriebenen Werken in die Anmerkungen verwies. Nur zu leicht war es möglich, auf dieſem Wege zwar ein wortreiches und zierlich geglättetes Bild des Ritterweſens zu geben; aber auch zugleich miſchen ſich die Meinungen und Anſichten des Erzählers nur zu bald ein und geben da, wo reine geſchichtliche Wahrheit am meiſten gewünſcht wird, nur zu ſchnell ein geſchminktes Bild. Wer überhaupt mit Antheil und Liebe einen Gegenſtand ergreift, iſt

leicht bewegen, die ſchönere Seite allein hervorzuſtellen. Mir ſchien es daher am beſten, eine bedeutende und merkwürdige Zeit ganz unverkümmert, mit ihrem Licht, mit ihrem Schatten, ſo viel dies in meiner Macht ſtand, und ſoweit auch nicht wieder eine groſſe, nicht von mir zu läugnende Vorliebe für das Mittelalter etwa meine Hand und meine Anſicht in einzelnem leitete, ſo hinzuſtellen, wie ſie einſt war. Nie iſt es mir eingefallen, was der begeiſterten Vorliebe für das Mittelalter oft auf eine theurbte Weiſe vorgeworfen iſt (aber wurde nicht gleicher Vorwurf den Freunden des Alterthums nur zu oft gemacht?), Jahrhunderte zurückſchrauben zu wollen, zu verſuchen das zu erneuen, was unſerer Zeit und den Bedingungen unſers Lebens, die ganz andere ſind, widerſtreitet; nicht ſoll die theure Errungenſchaft von Jahrhunderten, nicht ſollen die Erkenntniſſe aufgegeben werden, die oft mit Strömen Blutes erworben ſind: — aber erforſchen, mit Antheil und Liebe betrachten wollen wir eine Zeit, die ihre Fußtapfen tief in alle Länder Europa's drückte, und die wahrlich nicht etwa jetzt als ſpurlos vorübergegangen betrachtet werden kann.

Je mehr ich mich nun hütete, ſelbſt betrachtend und ſprechend über jene in ihren Regungen

und ihrem Streben uns oft noch dunkle Zeit einzutreten, um nicht so ein Scheinbild hinzustellen, um so mehr bestrebte ich mich dagegen, die Zeit selbst sprechen zu lassen; und so entstand dies Werk, das ich nur als eine Mosaik vorführen kann, bei der es mir allein wünschenswerth ist, wenn die Fugen nicht zu weit aus einander stehen, sondern dem Leser sich ein einigermaßen gefällig zusammengefügtes Bild entwickelt.

Man wird mir, bitte ich, daher auch gütig verzeihen, wenn in einzelnen Stellen die Auszüge vielleicht zu lang erscheinen; je mehr ich aber die Zeit selbst redend in ihren Werken einzuführen wünschte, um so mehr schien es mir nothwendig, keinen Pinselstrich zu vertilgen, der dahin zu führen vermochte, und ich glaubte noch immer bemerkt zu haben, daß das Wort der alten Zeit weit eindringlicher und belehrender sey, als ein oft weitläuftiges Hin- und Her-Sprechen über sie.

Wie einzelne Betrachter der Ritterzeit das Werk von St. Palaye gebrauchten, so habe ich nicht für unrecht gehalten, außer diesem auch die andern Bücher wörtlich zu benutzen, welche durch tüchtige und gründliche Untersuchungen sich auszeichneten, und solche Stellen sind in meinen Vortrag nicht minder

mit verwoben worden, wie die, welche alte Handschriften mir lieferten. Ich verdanke ich den umsichtigen und fleißigen Untersuchungen, die mein verstorbener Freund Friedrich Majer in einzelnen Werken über das Mittelalter angestellt hat, sehr viel. Es scheint mir diese Bemerkung darum besonders nothwendig, weil ich, bei meiner Ausarbeitung zu den Vorträgen, an einzelnen Stellen es versäumte, meine Gewährsmänner und Vorgänger, denen ich wörtlich folgte, anzugeben, und späterhin war es mir nicht möglich, die einzelnen Bücher wieder durchzugehen und den Ursprung vieler Stellen anzugeben. Was so früher der gelehrten Welt übergeben ward, betrachte ich als ein Gemeingut, das ein jeder in seinen Kreisen verwenden kann, und ich hoffe, daß aus den Quellen doch wohl gar manches zusammengestellt worden ist, was früher in solchem Zusammenhange noch nicht erschien.

Wenn ich nun in dem Eingange der Abtheilungen einzelne allgemeine Ansichten und Ergebnisse zusammenstellte, so bemühte ich mich dagegen in dem Verlauf derselben so wie gegen das Ende, die einzelnen Zeugen gleichsam aufzurufen und eine Reihe von Beweisstellen anzufügen, in denen manches früher Gesagte seine Erklärung fand, viel Neues

aber auch zur Sprache gebracht ward und seine nachträgliche Umwandlung erhielt. Auch St. Palaye ist nicht arm an Beispielen; aber er scheint mir darin ein Versehn gemacht zu haben, daß diese Beweise aus allen Jahrhunderten der langen Ritterzeit unter einander gemischt sind. Schwer ist es, immer genau die einzelnen Zeiten zu sondern, vorzüglich dann, wenn sogar Blicke in die vorritterliche Zeit, in das Heidenthum nothwendig sind. So viel ich vermochte, habe ich diesen Fehler zu vermeiden gesucht, indem ich in meinen Beispielen immer eine Zeitfolge zu beobachten mich bestrebte: Zuerst Blicke auf die Heldenzeit, wann es nothwendig erschien; dann vielleicht, wo es thunlich war, Stellen der Nibelungen, die durch ihre Ueberarbeitung in der Ritterzeit ein ritterliches Ansehen gewonnen, wenn sie auch nicht als ein Rittergedicht zu betrachten sind; darauf Auszüge aus Werken des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, als dem eigentlichen Mittelpunct des Ritterwesens; endlich das letzte Aufflackern des Ritterthums unter Kaiser Maximilian, und zuletzt das ganze Verflachen desselben in ein todtes und oft von niedrigen Leidenschaften und Lastern befleckten Hofwesen im sechszehnten Jahrhundert. So habe ich den Kreis der Rit-

terzeit sehr erweitert; aber ich glaube auch dadurch Blicke auf ihr Entsprossen, ihr Beuthen, ihr Verwelken und Versinken eröffnet zu haben, — wenigstens war dies mein Wunsch und Ziel; wie ich es erreicht, mögen nachsichtvolle Richter entscheiden.

Ueberblickt man die dargelegten Abtheilungen, so wird leicht bemerkt werden können, daß einige Unverhältnißmäßigkeit in ihrer Ausdehnung und Ausführung herrscht; reicher strömende oder minder ergiebige Quellen waren an dieser wechselnden Ausstattung schuld. Auch wird nicht unbemerkt bleiben, daß mancher Gegenstand eine nähere Erörterung, eine eigene Abtheilung wohl verdient hätte. Dies erkenne ich an, und der Grund, daß ich solche einzelne Gegenstände überging, liegt nur darin, weil ich einige Abtheilungen für die Folge zurücklegte, indem ich mit dem wenigen, was ich darüber gesammelt hatte, noch nicht zufrieden, und Forschungen, die ich früher angestellt hatte, jetzt — beim Drange anderer und ganz verschiedenartiger Geschäfte — nicht gleich fortzusetzen im Stande war, sondern sie für spätere Zeiten aufbewahren mußte. Dann war es aber auch nicht mein Wille, und dies ließ sich auch nicht in Vorlesungen zwängen, ein erschöpfendes Bild des Ritterwesens, der Ritterzeit hinzustellen;

sondern es sollte nur der Versuch gewagt werden, einmal ältern Untersuchungen neue Ausbeuten anzuknüpfen, und ich wünsche nur, daß die gegebene Skizze ein nicht ganz unfreundliches Bild liefere, und so lange belehre, erfreue und unterhalte, bis ein anderer etwa ein ausgeführteres Gemälde dafür hinstellt, wie ich denn auch selbst meine Hand nicht davon zurückziehen, sondern mich bestreben werde, immer weiter zu sammeln und zu bessern.

Eigentlich vorzüglich der Betrachtung deutschen Ritterwesens bestimmt, ward durch Saint Palaye's Werk, welches nun einmal jetzt das Grundbuch ist, viel aus der französischen Ritterwelt eingemischt, und ich habe es nicht für unrecht gehalten, einige wenige Blicke auch auf Spanien, Portugal und Italien zu werfen, woraus hervorgeht, wie gleichmäßig sich auch dort die ritterliche Würde entfaltete.

Wenn ich der geselligen Verbindungen, der geistlichen Ritterorden (Johanniter, Templer, deutschen Ritter u. s. w.), so wie der Rittergesellschaften gar nicht gedachte, so geschah es nur darum, weil gerade dieser Zweig des Ritterwesens den Meisten am nächsten lag und der ausgedehntesten Forschungen sich bereits erfreute; und doch ist noch so vieles auch für diese zu thun übrig, besonders was

das Leben der Ritterorden in ſich betrifft, daß dieſe Zuſammenſtellungen wieder zu weit von dem Zwecke der Vorleſungen mich entfernt haben würden, auch mir es an neuen und wichtigen Nachrichten fehlte, deren andere Freunde, beſonders Prof. Voigt über die deutſchen Ritter, ſich erfreuen.

Es braucht indeſſen in unſerm deutſchen Vaterlande nur ein Ton angegeben zu werden, und bald ſtimmen mehre darin ein. Freuen werde ich mich, wenn auch mein Werk Ergänzer findet, und zwar ſolche, die mir nicht ganz unfreundlich geſinnt ſind, indem ich eine Bahn verſuchte, auf welcher der zweite und dritte ſchon immer ſicherer geht, als der erſte; denn er weiß, was er zu vermeiden, wovor er ſich zu hüten hat.

Breslau, im März 1823.

Büſching.

Inhalt des erſten Bandes.

Erſter Abſchnitt.

Jugendleben.

Erſte Abtheilung. Das Kind. . . . . S. 3

Zweite Abtheilung. Der Knabe. . . . . — 10

Dritte Abtheilung. Der Jüngling. . . . . — 33

Zweiter Abſchnitt.

Ritterleben.

Erſte Abtheilung. Ritterſchlag und Ritterwürde. . . S. 85

Zweite Abtheilung. Feſtlichkeiten. . . . . — 113

Dritte Abtheilung. Waffen und Kleidung. . . . — 167

Vierte Abtheilung. Turniere und Lanzenrennen. . . — 234

Anhang. Beſchränkungsgeſetze bei den Turnieren und Verfall derſelben. . . . . — 413

Erſter Abſchnitt.

Jugendleben.

Königl. Bibliothek München

Erſte Abtheilung.

Das Kind.

Die erſten ſechs Jahre verlebte das Kind unter der Aufſicht der Mutter, der Amme und der Pflegerinnen; denn ſo verlangt es die Natur, welcher alte Geſetze und Gewohnheitsrechte beſtätigend beitraten. Erſt mit dem ſiebenten Jahre kam der Knabe in die Obhut der Männer; daher befahlen in Frankreich die Coûtume de Beauvoisis vom Jahre 1283. Hauptſtück 57. S. 292, daß in dem Falle einer Ehetrennung die Knaben unter ſieben Jahren unter Aufſicht ihrer Mutter bleiben ſollten. In den Gedichten des Franzoſen Euſtach Deſchamps, welcher noch im vierzehnten Jahrhundert lebte, ſagt daher auch eine Mutter von ihren Knaben: „bis in das ſiebente Jahr und noch weiterhin drohen ihnen nur zu viele Gefahren; allein unſern Männern fällt davon nichts zur Laſt.“

Indeſſen erhielten auch hier die Knaben ſchon die Anleitung zu ihrem künftigen Leben; denn man ſagte ihnen: „daß niemand Würdigkeit erwerben möchte, der nicht ſonder Wank guten Weiben zu Dienſte bereit ſey.

Niemand sey auch so recht froh und wohlgemut in der Welt, als der eine reine Frau so lieb hätte, als seinen eigenen Leib. —" Solche Lehren, die uns Ulrich von Lichtenstein im Eingange seines Werkes, Frauendienst genannt, erzählt, sogen die Knaben schon mit der Muttermilch und unter der Pflegerinnen Obhut ein, und so war es nicht zu verwundern, wenn Minne und Ehre sich in ihrer Seele unzertrennlich verschwisterten; denn: „Ich war ein Kind — fährt Ulrich v. L. fort — als ich das hörte, und noch so dumm, daß ich auf Gerten ritt, und doch gedachte ich in der Dummheit: da die reinen Weib den Mann so hoch theuer machen, so will ich immer den Frauen dienen, mit Leib, Gut, Muth und Leben."

Wirin von Grafenberg erzählt uns in seinem Rittergedichte Wigolais: daß die Mutter des Wigolais dieses ihr geliebtes Kind, dessen Vater der am Hofe des Artus so berühmte Ritter Gawan war, nie einen Tag von sich lassen wollte, da durch einen unglücklichen Zufall sein Vater sich von ihr getrennt hatte. Aus Liebe pflegte sie selbst mit manchen andern Frauen das Kind, so daß es in einem Jahre mehr wuchs, denn ein anderes in zweien. Man lehrte es früh und spät Verständiges und Gutes. Auch war sein guter Sinn zu allen Tugenden stark, so daß er nur das Beste that." Hier zwar behält die Mutter ihren Wigolais bis zum zwölften Jahre in ihrer Aufsicht, aber er wurde auch während dieser Zeit schon zu ritterlichen Uebungen angeleitet; denn als ein Königssohn brauchte er nicht den strengen Junker- und Knappendienst zu vollführen. Allerhand Ritterspiele lehrten ihn die Ritter,

ſtechen und turnieren und ſtarke Speere zerſplittern, ſich gegen Lanzen und Geſchoß zu ſchirmen und wieder zu ſchießen. Wenn ihn nun die Ritter unterrichtet hatten, ſo nahmen ihn die Frauen wieder und führten ihn, den ſie wegen ſeiner Tugenden und Anmuth liebten, freundlich umher.

Anders war es, wie Parzifal, über deſſen Thaten uns Wolfram von Eſchenbach ein großes Rittergedicht hinterlaſſen hat, erzogen ward; und daß dieſe Erziehung wieder als etwas Beſonderes von dem Dichter bezeichnet wird, lehrt, wie allgemein die Erziehung auf ein ritterliches Leben hin in Deutſchland ſeyn mußte. Es war nämlich, dieſem Gedichte nach, welches den Namen ſeines Helden führt, der Ritter Gamuret im Kampfe gegen die Heiden Aſiens gefallen und hatte ſeine Gemahlin Herzeloide in Frankreich ſchwanger hinterlaſſen. Bei der Nachricht ſeines Todes gebar ſie einen Knaben, welcher Parzifal genannt ward, und zog mit ihm in einen wilden Wald, theils um ihrer Trauer nachzuhangen, theils um den Knaben ganz von dem Leben und Treiben der Welt abzuziehen. Den ſie umgebenden Männern und Frauen gebot ſie, daß ſie nimmer von Ritterſchaft ſprächen; denn, ſagte ſie, erführe ihres Herzens Traut, was Ritters Leben wäre, ſo müßte ihr dadurch großes Leid entſtehen. So wurde ihm alle Ritterſchaft verhehlt, von nichts ward geſprochen, was Minne und Ehre betraf, und über die Gränzen ſeines Waldes gingen ſeine Kenntniſſe nicht hinaus. In dem Walde zog er umher, ſchnitt ſich Bogen und Bolzen mit ſeiner eigenen Hand und jagte nach

Vögeln des Waldes, und mit einem kleinen Speere, Gabilot bei den Alten genannt, erlegte er auch größere Thiere. So, ohne von Ritterſchaft und der Welt, Minne und Glück etwas zu wiſſen, erſtarkte er, und ritterliche Kraft ergoß ſich in ſeine Glieder. Erſt, als er ſchon zum Jüngling erwachſen, erblickt er einen Ritter, welcher ihm in ſeiner Pracht als Gott erſcheint, der ihn aber belehrt, er ſey ein Ritter, und König Artus ertheile die Ritterſchaft. Da eilt der Jüngling zu ſeiner Mutter und erzählt ihr dieſe Mähre, welche erſchreckt ausruft:

Sohn, wer hat geſagt
Dir von Ritters Orden?
Wo biſt du's innen worden?

Er antwortet:

Mutter, ich ſah vier Mann,
Noch lichter, denn Gott, gethan,
Die ſagten mir von Ritterſchaft.
Artus königliche Kraft
Soll mich nach Ritters Ehren
Zu Schilde Amt kehren.

So verläßt er ſeine Mutter, die ihn, um ſeine Rückkehr zu gewinnen, nicht nach Ritters Art, ſondern in Thoren-Weiſe gekleidet entläßt, wie weiter unten, im Jünglingsleben, noch ausführlicher angegeben werden wird. Sein Scheiden iſt die Stunde ihres Todes, aber er wird einer der männlichſten und größten Ritter, deſſen Thaten jemals die dichteriſche Vorzeit beſungen hat.

Gleicher Weiſe erzählt uns auch Gotfried von Straßburg in ſeinem lieblichen Triſtan die Geſchichte der erſten Lebensjahre ſeines Helden Triſtan: Nachdem das Kind

getauft worden und ſo nach chriſtlicher Sitte bewahrt war, nahm die tugendreiche Marſchallin ihr liebes Pflegekindlein wieder zu ſich in ihre heimliche Sorge und legte an ihn all' ihren ſüßen Fleiß, ſo daß er zu keiner Stunde unſanft niedertrat. Nun ſie das bis an das ſiebente Jahr mit ihm getrieben hatte, daß er gute Rede und auch Gebärde vernehmen konnte und auch vernahm, da ward er von ſeinem Vater, dem Marſchall, einem weiſen Manne zur Lehre übergeben.

So reich an Beweisſtellen für das Leben der Ritterwelt iſt ein äußerſt wichtiges, leider beinahe noch ganz unbenutztes Werk des Mittelalters: der Weißkunig, welcher das Leben des Kaiſers Maximilian des I., unter erdichtete Namen verhüllt, enthält. Unter Maximilian, den ein feuriges Gemüt leitete, flammte zum letzten Male das Ritterthum auf, und in ihm allein fand es einen Halt, denn er war einer der ritterlichſten Kaiſer. Marx Treizſaurwein, Geheimſchreiber des Kaiſers, mußte dieſes Werk aufſetzen, und der Kaiſer ſelbſt hat mehres darin geſchrieben. Hans Burgkmair, ein berühmter Holzſchneider, ſchnitt die Bilder dazu in Holz, und ſie ſind vielfach über Zeit und Sitte erklärend, wo das Wort des Schriftſtellers fehlt. Dies iſt gleich bei der Erzählung von der früheſten Jugend Maximilians der Fall, wo es nur ſo lautet: „Im Anfang, als das Kind anhub zu reden, da ließ der alt' Weißkunig (hierunter iſt ſein Vater Kaiſer Friedrich III. gemeint) in ſeinem Königreich viel edler Knaben beſtellen, von Art und Natur die allergeſchickteſten, und that dieſelben Edelknaben zu ſeinem jungen Sohn, ihn die Sprach zu lehren und

mit ihm Kurzweil nach der Kinder Gewohnheit zu treiben. In kurzer Zeit lernt' der jung' Sohn die Sprach', und fing an alle kurzweilige kindliche Spiel mit den Edelknaben zu treiben, die man nur erdenken mocht', und hielt ſich unter den Edelknaben gar ſanftmüthig und fröhlich und war allwege für die andern Edelknaben geſchickt, auch mit allen fröhlichen, kurzweiligen und ehrlichen Sachen neufündig." Die Kinderſpiele ſelbſt werden nicht genannt, aber der dazu gehörige Holzſchnitt belehrt uns einigermaßen darüber, doch würde eine nähere Beſchreibung im Buche von großer Wichtigkeit ſeyn. Man ſieht einmal den kleinen Max, wie er oben auf den Schultern eines Mannes reitet, ihm gegenüber liegt ein Mann, der auch einen Knaben auf der Schulter trug, rücklings auf der Erde, vier Edelknaben ſpringen in allerhand Beſchäftigungen und Stellungen um ihn her; es ſcheint beinahe, als wenn die beiden groſſen Männer als Pferde gedient hätten, auf denen die Knaben turnierartig an einander geritten wären. Weiter hinten ſitzt er an einem niedrigen langen Tiſche, über den eine Decke gebreitet iſt, und auf dem eine kleine Einzäunung ſich befindet, mit einem andern Knaben ihm gegenüber. Jener hat eine kleine Rittergeſtalt, völlig gewaffnet, zu Pferde, vor ſich und ſchickt ſie dem andern entgegen. Maximilians Ritter, mit eingelegter Lanze, ſticht den Ritter des andern, der ſchon zurückgebeugt liegt, nieder. Man ſieht daraus, daß ſelbſt ſchon die Kinder in ihren Spielen nur das Ritterweſen vor Augen hatten. An einer andern Stelle ſpannt er einen Bogen; dahinter ſchießt er mit einer Armbruſt nach einem Vogel, und ſeit-

wärts davon brennt er eine kleine Kanone ab. Auf der andern Seite reicht er mit einer Art von kleinem runden Kissen gegen einen Baum hinauf, auf welchem ein kleiner Vogel sitzt; der Zweck dieser Stellung ist unverständlich. Aus dem Weißkunig ist es auch nicht klar, wie die verschiedenen Alter sich trennen, und das Kind zum Knaben und Jüngling übergeht. Hier muß daher nach eigenem Ermessen verfahren werden, und ich habe deshalb mit diesen Uebungen seine Kinderjahre abgeschlossen.

Von seinen frühesten Jahren erzählt uns Götz von Berlichingen nichts, sondern sagt blos im Eingange seiner Lebensbeschreibung: „Erstlich habe ich wohl von meinem Vater und Mutter seeligen, auch meinen Brüdern und Schwestern, die älter waren, denn ich, und auch von alten Knechten und Mägden, so bei ihnen gedient, vielmals gehört, daß ich ein wunderbarlicher junger Knab' gewesen und mich dermaßen in meiner Kindheit erzeiget und gehalten, daß männiglich daraus gespürt und abgenommen, daß ich zu einem Kriegs- oder Reitersmann gerathen würde."

Der Liegnitzische Ritter Hans von Schweinichen erzählt in seinem eigenhändig aufgesetzten Leben *): „bin also von 1552, da ich geboren worden, bis auf 1558, Montags nach Margaretha, auf dem Grödisberg als ein

*) Erschienen unter dem Titel: Leben, Lust und Leben der Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts, in Begebenheiten des Schlesischen Ritters Hans von Schweinichen, von ihm selbst aufgesetzt. Herausgegeben von Büsching. Breslau, Bd. I. 1820. Bd. II. 1822. Bd. III. 1823.

Kind von meinen geliebten Eltern in der Furcht Gottes aufgezogen worden; ſo mir denn von meinen geliebten Eltern groſſe Wartung mit Kindermägden halten und ſonſten beſchehen ſeyn ſoll." In dieſen ſpätern Zeiten mag indeſſen die alte Sitte, mit dem ſiebenten Jahre die Kindheit abzuſchlieſſen und des Knaben Beſchäftigungen anzufangen, nicht immer gehalten worden ſeyn, wenigſtens verlängerte Hans von Schweinichen ſeine Kinderjahre bis in ſein neuntes Lebensjahr, welches wir ſogleich ſehen werden, ſo wie, welche wunderliche Beſchäftigungen ihm von ſeinen Eltern gegeben wurden, die eben nicht auf ein ritterliches Leben abzweckten.

Zweite Abtheilung.

Der Knabe.

Sobald der Knabe die Kindheit verlaſſen, d. h. ſobald er das ſiebente Jahr erreicht hatte, welcher Lebensabſchnitt ſich auch noch in dem Spruche bei uns fortgepflanzt hat, „ſieben Jahre ein Kind" u. ſ. w., erhielt er das Amt eines Edelknechts, oder Junkers, im Franzöſiſchen genannt Page, Valet, Damoiseau oder Garçons, welches das verdrehte Latein des Mittelalters durch Gartio überſetzte. In altdeutſchen Gedichten wird dies Wort beibehalten und nur in Garzun verändert. Dieſe Benennungen waren

indeſſen ſehr wechſelnd, indem ſie auch in das Jünglingsalter hinüber gingen und oft denen gegeben wurden, die wir bald unter dem Namen Knappen werden kennen lernen. Zur Unterſcheidung von ihnen wurden die andern Diener von geringerem, nicht rittermäßigem Stande Knechte oder Groß-Knechte (Gros Valets) genannt, wie es denn z. B. in einem alten Geſchichtsbuche beim Jahre 1386 heißt: „Es waren daſelbſt acht tauſend Ritter und Knappen, und Packknechte und Großknechte (gros Varlets) ohne Zahl.“ Doch zeigt ſich auch hier das oft Schwankende der Sprache, indem man bisweilen ſelbſt dieſen geringern Knechten den Namen Page, Junge, Knappe oder Knecht beilegte, und ſo gebraucht auch der alte franzöſiſche Zeitbuchſchreiber Froiſſart das Wort Garçon für einen Diener geringern Standes. In Deutſchland erhielten die Junker den damals keinesweges ehrenrührigen Namen: Buben, wie Götz von Berlichingen in ſeiner Lebensbeſchreibung ſagt: „und ob er (ſein Vetter Konrad von Berlichingen) ſchon je einmal heim kam, waren ſein' und ſeiner guten Freund', auch der Ritterſchaft in Franken Geſchäfte ſo viel' und weitläuftig, daß er als ein alter Ritter für und für wenig Ruhe haben kunnt', dabei ich denn allenthalben als ein Bub' und Junger (d. h. Junker, ſpäterhin Junghherr) mußte mitreiten und gebraucht werden.“ Die mit Bube wechſelnde Benennung Junker war ſo allgemein und dabei doch in ſolchem Werthe, daß ſelbſt Prinzen, die nicht in der Herrſchaft des Landes ihren Vätern folgen ſollten, Junker genannt wurden. Der Aufſeher dieſer Junker hatte im

Deutſchen den nicht eben wohlklingenden Namen Buben-zuchtmeiſter. Ein ſolcher Aufſeher, der nachmals der treuſte Freund und ſtätige Gebieter ſeines Zöglings ward, iſt der, welcher den Helden Triſtan erzog, der treue Kurneval, den ſeine Treue zum Sprüchwort bei Erwähnung ſtandhafter und unwandelbarer Diener in dem Schrift-thume des Mittelalters gemacht hat. Der deutſche Name mag uns aber ſchon andeuten, daß die Erziehung nicht eben ein Spiel, ſondern ernſthaft und hart war; und ſo war es denn auch wirklich. Darum ſagt auch Triſtan: „Ritterſchaft muß von Kindheit ihren Anfang nehmen, oder ſie wird ſelten ſtrenge." (V. 4300.)

„Was hab' ich ſelber wohl geleſen,
Daß Ehre will des Leibes Neth,
Gemach *), das iſt der Ehre Tod,
Da man's zu lange und zu viel
In der Kindheit pflegen will."

Vorbereitung und Abhärtung zu Kampf und Krieg, als der Hauptbeſchäftigung eines Ritters, wurde daher auch beſonders geſucht und bezweckt; dies erlaubte keine zu zarte und milde Behandlung. Fehlte es an elterlicher Unterſtützung, ſo waren fürſtliche Höfe und Schlöſſer berühmter Ritter vorhanden, wo unentgeldlich die Jugend ihre Unterweiſungen zum Ritterleben erhalten konnte; ja meiſtentheils wurde mit großem Edelmuth, mit bedeutender Freigebigkeit für den völligen Lebensunterhalt und alle Bedürfniſſe der Knaben geſorgt. Sich zu irgend einem berühmten Ritter zu halten und demſelben in ſeinen Ange-

*) Bequemlichkeit.

legenheiten zur Hand zu seyn, war damals weder nachtheilig, noch erniedrigend; man leistete dadurch Dienste für Dienste. So wurden denn auch in Frankreich unter den ersten französischen Königen die jungen Adelichen in den Häusern der Großen des Reichs unterrichtet, ehe sie an dem königlichen Hofe erscheinen durften, und dies schildert ein alter Schriftsteller Frankreichs so: „Es ist eine schöne Gewohnheit bei unserem Volke, daß man in guten Häusern unsere Kinder aufnimmt, für ihren Unterhalt sorgt und sie zu Edelknaben, als einer Stufe des Adels, erzieht; ja man hält es für unhöflich und beleidigend, dieses einem Edelmanne abzuschlagen."

Was nun ein Edelknabe zu verrichten hatte, waren die gewöhnlichen Geschäfte der Dienenden bei ihren Herren, sowohl bei dem Gebieter, als auch bei dessen Gemahlin. Sie begleiteten dieselben auf der Jagd, auf Reisen, bei Besuchen und Spaziergängen, wurden versendet in Angelegenheiten des Herrn und der Herrin, warteten sogar bei Tische auf und schenkten das Getränk ein. Dies Aufwarten bei Tische wird z. B. auch im Leben des berühmten Ritters Bayard erzählt, der, nachdem er die Schule verlassen, von seinen Verwandten in das Haus seines Oheims, des Bischofs von Grenoble, gebracht ward, der ihn mit sich an den savoyschen Hof nahm. Als der Bischof mit zur Tafel des Herzogs gezogen ward, reichte ihm während derselben sein Vetter, der gute Ritter (Bayard), das Getränk mit vielem Anstande und betrug sich sehr artig. Andere Stellen, späterhin anzuführen, werden beweisen, wie diese Aufwartungen auch noch ins Jünglingsalter

übergingen. Die erſte Unterweiſung, die man ihnen gab, war vorzüglich auf Liebe gegen Gott und die Frauen gerichtet, alſo auf Gottesfurcht und zierliche Gefügigkeit im Umgange. Die bereits angeführte Stelle des Wigolais ſtimmt mit dem überein, was in dem Zeitbuche eines Franzoſen, Johann von Santré, erzählt wird, welcher ſagt: daß die Frauen ſelbſt das Amt zu übernehmen pflegten, die jungen Knaben zugleich in den erſten Lehren des Chriſtenthums und in der Kunſt zu lieben zu unterrichten. Dies erfüllte ſchon in frühſter Zeit die Jugend mit einer tiefwurzelnden Schwärmerei, ſchon früh hatte der Knabe ein Vorbild weiblicher Würde, das ihm als das Ziel höchſter Vollkommenheit vorſchwebte, wie denn dies am klarſten aus Ulrichs von Lichtenſtein Frauendienſt (S. 2.) hervorgeht, wo es heißt:

„In dieſen Gedanken (die ich bereits oben anführte: man müſſe einer Frau mit Leib, Gut, Muth und Leben dienen) wuchs ich bis in das zwölfte Jahr. Da gedachte ich in meines jungen Herzens Sinn hin und her und fragte nach der Sitte, Schönheit, Muth und Tugend aller Frauen im Lande; wer von guten Weiben Lob ſagte, dem ſchlich ich lächelnd nach, denn von ihrem Lobe war ich freudenvoll. Von einer hörte ich, deren Lob ſich die Beſten im Lande angenommen hatten, und an der man die meiſte Tugend fand; ſie war von hoher Art geboren, ſie war ſchön und gut, keuſch und rein, ſie war in allen Tugenden vollkommen. Dieſer Frauen Knecht war ich beinahe bis in das fünfte Jahr. Da ſprach mein Herze zu mir: guter Freund, Geſelle, willſt du dich einer Frau

zu eigen geben, so muß es diese Frau seyn, denn sie ist alles Wandels frei. — „Ich folge dir, Herze, doch ist es uns beiden zu viel, daß wir ihr um den Sold dienen, den man von Frauen holt, denn sie ist uns zu hoch geboren, drum mögen wir beide wohl unsern Dienst verlieren.“ — Schweig, Leib, kein Weib war je so hoch und reich, daß einem edlen Ritter, der ihr mit Muth, Herz und Leib dient, nicht endlich gelingen mochte. — „Herze, ich schwöre dir bei aller Seligkeit, daß sie mir lieber ist, als mein eigener Leib, auf den minniglichen Wahn, den ich gegen sie habe, will ich ihr immer dienen.“ Da sich so mein Leib und mein Herz entschlossen hatten, um die Gute zu werben, ging ich vor sie stehen und sah sie minniglich an; ich dachte: wohl mir! soll das meine süße Fraue seyn? Wie soll ich ihr aber so recht geziemend dienen, besser, als so manches edle Kind in ihren Diensten? Vielleicht dient von denen eines besser, und so haßt mich meine Frau; ich weiß nichts anders, als ihr spät und früh zu dienen: vielleicht dient ihr einer mehr, dem sein Herz doch nicht so zu ihr steht, als das meinige; aber in meiner Liebe zu ihr will ich ihnen allen vorgehen. Eins geschah mir oft. Wenn ich wo des Sommers schöne Blumen brach, so trug ich sie meiner Frauen hin; wenn sie die in ihre weiße Hände nahm, so dachte ich in meiner Freude: wo du sie angreifest, habe ich ihnen eben so gethan. Wenn ich hinlam, wo man meiner herzlieben Frauen Wasser über ihre weißen Händlein goß, so nahm ich das Wasser, das sie angerührt hatte, heimlich mit mir und trank es aus vor Liebe. So diente ich ihr kindlich

viel, ſo viel als ein Kind vermag, bis mich mein Vater von ihr nahm, an welchem Tage mir herzliches Trauren und der Minne Kraft bekannt wurde. Mein Leib ſchied nun wohl von dannen, aber mein Herz blieb dort; das wollte nicht mit mir. Ich hatte wenig Ruhe Tag und Nacht, wo ich ging oder ritt, war mein Herz immer bei ihr, und wie fern ich von ihr war, ſchien ihr lichter Schein des Nachts in mein Herz."

Es wird hieraus deutlich, welch eine überzarte Feinheit der Liebe ſich ſchon in dem Gemüte des Kindes durch die damalige Erziehung feſtſetzen mußte, und wie alles dahin wirkte, die ſchon im alten Deutſchlande ſo hohe Verehrung der Frauen zu ihrer höchſten Stufe zu ſteigern. Es war ein Herkommen geworden, ja beinahe Geſetz, daß ein jeder, welcher in der Kindheit den Pfad des Ritterthums betrat, frühzeitig eine der edelſten, ſchönſten und tugendhafteſten Frauen des Hofes, an welchem er ſich aufhielt, wählen mußte. Ihr vertraute er, gleichſam als ſeiner irdiſch erſcheinenden Gottheit, alle ſeine Geſinnungen, Gedanken und Handlungen an; doch ſehen wir auch, wie eben aus der Stelle des Lebens von Ulrich v. L. hervorgeht, daß eine ſolche Liebe auch oft in die ſtillſten Räume des Herzens gedrängt ward, daß ſie nicht hervorzutreten wagte, und daß ſo die Frauen unbewußt, außer den Huldigungen der Ritter, auch noch die innigſte Anhänglichkeit in den Herzen der in ihrer Dienerſchaft befindlichen Knaben fanden, wodurch natürlich ein noch innigeres und freundlicheres Band zwiſchen Herrin und Diener gewoben werden mußte. Kein gezwungener Dienſt

war es mehr, sondern ein vertrauungsvolles, zartes und unwandelbares Hingeben. Doch ist nicht zu verbergen, daß diese Liebe, bisweilen die geistigste und zarteste, oft auch so nachsichtsvoll war, daß minder reine und minder anständige Begierden einen Deckmantel in ihr fanden. Denn auch bei em Höchsten und Besten wird sich nie die menschliche Schwäche verläugnen; aber wir sollen nur immer das Höchste und Beste suchen, nicht nach den Schwächen und Mängeln grübeln und forschen, um, wie einige Darsteller des Mittelalters, aus ihm ein Zerrbild voll Ekel und Gräul zu machen, indem das Edle ihnen unter plumpen Händen entschwindet.

Die Grundsätze der Liebe, welche das Ritterthum aufstellte, verbreiteten in dem Umgange mit den Frauen eine Achtung und Ehrerbietung, die sich schon von den frühsten Jugendjahren stufenweis entwickelte. Als Regel kann man wohl annehmen, daß der Unterricht, welchen die Jugend in Beziehung auf Anstand, Sitten und Tugend empfing, durch das Beispiel der Frauen und Ritter, denen sie dienten, unterstützt ward. An ihnen hatten sie Muster des äußern Anstandes, den die Welt immer verlangt, wenn sie nicht nach und nach durch Plumpheit, die auf Plumpheit gesetzt wird, zu einer widerlichen Rohheit sinken soll. Es bildete sich ein freundliches Wechselverhältniß des vertrauungsvollen Nehmens und Gebens, welches immer die schönsten Früchte zeitigt. Die edelmüthige Sorgfalt der Großen, diese Menge junger, oft in Dürftigkeit geborner Leute zu erziehen, blieb für sie selbst nicht ohne Nutzen und Belohnung. Außer dem,

daß ſie den jungen Adel zu ihrer perſönlichen Bedienung gebrauchten, fanden auch ihre Kinder an demſelben Erzieher und Muſter, welche Liebe zu ihren Pflichten bei ihnen erweckten. Die Verbindungen, welche ein langjähriger Umgang nothwendigerweiſe unter ihnen einführte, und welche durch das doppelte Band der Wohlthaten und der Erkenntlichkeit geknüpft waren, wurden unauflöslich. Daher auch in der Ritterzeit ſo manche feſte Verbindung der Ritter auf Leben und Tod und für immer. Die Kinder waren ſtets willig, zu den Wohlthaten ihres Vaters neue hinzuzuſehen; und die andern immer geneigt, durch wichtigere Dienſte ſich dafür erkenntlich zu zeigen, und ſie ſtanden ihrem Wohlthäter oder demjenigen, welcher an ſeiner Stelle war, in allen ſeinen Unternehmungen bei.

Der wichtigſte Gegenſtand bei dem Unterrichte eines ſolchen Zöglings war Ehrfurcht gegen den erhabenen Geiſt des Ritterweſens. Hierin ward er auch am beſten unterrichtet. Er mußte an den Rittern diejenigen Vorzüge ſchätzen lernen, wodurch ſich dieſe zu der hohen Ehrenſtufe, auf welcher ſie ſtanden, erhoben hatten. Hierdurch wurden die Dienſte, welche der Zögling ihnen leiſtete, in den Augen deſſelben noch mehr veredelt. Einem Ritter Dienſte leiſten, war eben ſo viel, als dem ganzen Ritterſtande dienen. Sogar die Spiele, welche man den Zöglingen in den Erholungsſtunden erlaubte, waren ſo beſchaffen, daß ſie zu ihrem Unterrichte dienen mußten. So ſpielten auch ſie mit Lanzen und Armbrüſten, vertheidigten einen Weg und einen Ort, oder ſuchten ihn einzunehmen. Hierbei erhielten ſie auch die Unterweiſung ihrer Lehrer,

die, wie oben bereits bemerkt, Pflegezuchtmeister in Deutschland genannt wurden *). Sie empfingen einen Vorschmack an den verschiedenen Arten der Turngefechte und begannen sich zu den edlen Uebungen eines Waffenträgers und Ritters zu bilden. So vermehrte sich bei ihnen von Tage zu Tage die Nacheiferung, welche für jeden Stand und jedes Alter bei allem Tüchtigen und Guten so heilsam ist. Sehnsucht nach dem Dienst eines andern, etwa vornehmern, mächtigern oder berühmtern Herren, oder Begierde, sich zu der Stelle eines Knappen ihres Herrn, oder eines Hausdieners ihrer Gebieterin emporzuschwingen, welches oft der letzte Schritt zu der ritterlichen Würde war, feuerte sie zu Dienstfeifer und Fleiß in ihren Uebungen an.

Die Züge der frühern Erziehung der Knaben gehn aus vielen Gedichten und geschichtlichen Werken hervor, und es kann hier nur darauf ankommen, einzelne Nachrichten darzulegen. Die Nibelungen, die, wie schon gesagt, durch ihre Ueberarbeitung in dem 12. Jahrh. auch erlauben, daß man ihrer in einer Geschichte des Ritterwesens erwähnt, sagen bei der Erziehung des Siegfried: (V. 88. ff.)

Man zog ihn mit dem Fleiße, als ihn das wohl zukam;
Durch seinen eignen Sinn mehr Tugend er an sich nahm.
Drob wurden drauf gezieret seines Vaters Lande,
Daß man ihn zu allen Dingen so recht verständig fand.

*) Das Wort Bube hat im Altdeutschen und besonders auch noch in einigen deutschen Mundarten durchaus keine unehrliche Bedeutung. Bube oder abgekürzt Bub heißt ein jeder unverheirathete junger Mann.

Er war nun so erwachsen, daß er zu Hofe reicht;
Die Leute sein sahen gerne, manche Frau und manche Maid
Ihm wünschten, daß sein Wille ihn immer trüge dar;
Hold wurden ihm genug, das ward der Herre wohl gewahr.
Viel selten unbehütet man reiten ließ das Kind;
Ihn hieß mit Kleidern zieren Siegmund und Siegelinf;
Ihn pflegten auch die Weisen, den'n Ehre war bekannt.
Drum möcht' er wohl gewinnen, beide, Leute und auch Laub.

Hier sehen wir nur allgemeine Züge, wie das Kind Siegfried erzogen, reich bekleidet und immer unter aufmerksamer Hut gehalten wird. Fester und auf die Ritter-Bestimmung abzweckend sind schon die Stellen, welche ich oben aus dem Wigolais angab.

Einzelne Beweise liefert uns auch das herrliche Gedicht Wolfram's von Eschenbach, der Titurel. Aus ihm erfahren wir wenigstens, wie Edelknaben aus den Händen des einen Ritters oft in die Hände eines andern übergeben wurden. Denn so heißt es, als die Abenteuer auf Schionatulander, den eigentlichen Hauptheldeu des Titurel, kommt:

Da Gamuret durch Minne
Nahm Schild von Anfoleisen *),
Die edle Franzosinne
Ihm lieh das Kind; das müssen wir noch preisen.

Anfoleise also übergab den Schionatulander in die Pflege und Erziehung Gamurets, der auch seine Nichte Sigune bei sich hatte und, wie der Dichter sagt:

Die Kind bei einander
In seiner Kammer lieblich zog.

---

*) Anfoleise war Königin von Frankreich und des Ritters Gamurets Geliebte. „Gamuret nahm Schild von Anfoleisen" heißt so viel, als: er ward ihr Ritter.

Freundliche Liebesbotschaft war auch oft das Geschäft der Edelknaben: sie brachten Briefe und Liebesgrüße von dem Ritter an seine Geliebte und wieder zurück, und auf diese Weise erfuhr auch die Gewalt und Kraft der Liebe der junge Schionatulander

> Von mancher süßen Botschaft,
> Die der Franzosen Königin Anfoleise
> Durch ihn entbot dem werthen Anschevine.

[Der Anschevine ist Gamuret, dessen Land Antschove (Anjou) war.]

In dem Rittergedicht Wigamur wird der Knabe Wigamur von einem Meerweibe geraubt und mit ihren Töchtern erzogen. Nachdem das Meerweib aber seinen Tod gefunden, wird der Knabe von einem andern Meerwunder, einem Manne, erzogen und ernährt; und dabei gibt der Dichter auch den Kreis der Dinge an, die zum Unterricht des Knaben gehörten, ehe er zum Tragen der Waffen reif gefunden ward. Er sagt:

> Er lernt' in seiner Kindheit
> Tugend und Gefügigkeit,
> Singen und Saitenspiel
> Und auch andre Hübschheit viel:
> Schirmen und Springen,
> Laufen und auch Ringen,
> Bis er kam zu seinen Tagen,
> Daß er sollt' haben getragen
> Schwerdt und Mannes Wehre.

Tristan's frühe Jugend haben wir bereits oben kennen gelernt; seine Knaben-Zeit bis zum 14. Jahre schildert uns der Dichter (V. 1952.) so: Mit dem weisen Manne, dem der Marschall die Erziehung des jungen Tristan anvertraute, sandte er ihn bald, fremder Sprache wegen, in fremde Lande, auf daß er dort auch sogleich

anfinge aus den Büchern zu lernen. Tristan legte seinen Fleiß so sehr daran, daß er aus den Büchern mehr lernte, als früher oder seitdem je einer in so kurzer Zeit gelernt hat. Unter zwei „Lernungen," wie der Dichter sagt, war seine Zeit getheilt, eines Theils den Büchern, andern Theils der Zunge gewidmet; denn jeglichem Saitenspiele widmete er viele seiner Stunden und kehrte seine Aemsigkeit spät und früh so eifrig dazu, bis er es wundervoll konnte. Er lernte alle Stunde, heute dies und morgen das, heute wohl und morgen besser. Ueber dies alles lernte er mit Speer und Schild behendig reiten, zu beiden Seiten das Roß verschiedentlich rühren, vom Sprunge es kühn abhalten, es wenden und ihm Freiheit lassen, dann es aber auch wieder mit den Schenkeln zusammennehmen. Wohl sich gegen Hieb und Stoß zu schirmen, stark zu ringen, gut zu laufen, sehr zu springen, dazu die Lanze zu schießen, das that er wohl nach seiner Kraft. Auch lernte er Pirschen und Jagen. Nie war ein Mann so wohl, als er, es sey auch wer er wolle. Allerhand an Höfen gewöhnliche Spiele that er wohl und konnte er; auch war er so an dem Körper gestaltet, daß ein Jüngling vom Weibe nie seliger geboren ward.

Etwas früher beginnt schon, nach dem Gedichte Flos und Blankflos, die Knaben-Erziehung des jungen Flos, welchen der König bereits im fünften Jahre zu Unterweisung in den Büchern setzt, denn, sagt der Dichter, (V. 360.)

Er that, also noch die Weisen thun,
Die liebe Kind durch weisen Rath
Lehren, sonder Missethat,
Zucht, Ehre und Tugend:

Denn den Kinden in der Jugend
Die Lehre allermeiſte frommet,
Die darnach zu Nutzen kommet,
So ſie zu verſtändigen Jahren gelangen.

Dies Gedicht enthält die Liebe des Flos und der Blankflos, zweier Kinder, er ein Königsſohn, ſie einer Gräfin Tochter, an einem Tage geboren und beide einander auffallend ähnlich. Schon früh entwickelt ſich die Liebe der zuſammen erzogenen Kinder, die auch nichts zu vernichten vermag, und Flos bittet daher ſeinen Vater, daß er ſie beide Schulgenoſſen werden laſſen, was auch der König verſtattet: Da laſen ſie fleißig zuſammen, ſagt der Dichter, die Bücher, auch die, welche von Minne handeln, und

Dabei fanden ſie geſchrieben,
Wie manchem, der nach Minne rang,
Es mißging und auch gelang,
Mancher war verderben,
Mancher hatte Lieb' erworben.

Alſo auch hier wurden ſchon in früher Jugend die Lehren der Liebe in die jungen Herzen geſenkt. Recht lieblich iſt auch das Jugendleben der Kinder außer der Schule in dieſem Gedichte beſchrieben, wenn es heißt: Wann ſie aus der Schule heim kamen, ſo gingen die Zarten in einen ſchönen Baumgarten, der hübſch und weit war. Darin hüteten Flos und ſeine Geliebte immer die Vögel auf den Zweigen. Es ſtand darin ein ſchöner Graswaſen, mit Blumen wohl bedeckt und mit Bäumen überſchattet, roth, braun, grün und weiß in Farben ſpielend. Da hielten die Kinder täglich ihr Mahl, und die Geſpielen freuten ſich, wenn ſie darin ſaßen. In der Schule ſchrieben ſie

dann wieder an ihre Täfelein von den Blumen, wie die aus der Erde sprießen, von den Vögelein, wie die singen, und viel von Minne, von anderm nichts. Ihre Täflein waren von Elfenbein, und dazu hatten sie schöne Griffel von Golde.

In fünf Jahren, also im zehnten Jahre ihres Alters, waren sie dahin gekommen, daß sie vor jedermann alles, was sie wollten, in Latein ausdeuten konnten. Von ritterlichen Uebungen erfahren wir hier nichts, alles dreht sich um ein zartes Liebesband; denn dies nur rollt das ganze Gedicht vor uns auf.

Wir haben oben gesehen, wie Kaiser Maximilian in kindlichen Tagen erzogen worden, und da, wie bereits gesagt, in seiner Erziehung keine bestimmten Abschnitte gemacht zu seyn scheinen, so möge hier nur folgen, was wahrscheinlich im Knabenalter seine Beschäftigung war. Sein Vater erwählte „etliche hochgelehrte Meister, die eins frommen, geistlichen Lebens waren, und verordnete die zu seinem Sohn, ihm Latein und darinnen am allererstenn die Zucht und Furcht Gottes und darnach die heilige Geschrift, mit ämsigem Fleiß zu lehren und zu unterweisen. Es wurden ihm auch viel mächtiger Herrn und Edelleut Kinder zugeordnet, mit sammt ihm zu lernen und auf ihn zu warten." — „Nachdem der junge Weißkunig in der heiligen Geschrift genugsamlich hat gelernt, da kamen ihm oftmalen schöne Schriften vor. Wiewohl ihm nicht noth war, sondere gute Schrift zu lernen, aber nach seinem Gemüt, daß er in jedem andern gleichmäßig seyn wollt', unterstund er sich und übet sich so viel mit dem Schreiben, und nahm Lernung auf, darinnen er kei-

nen Verdrieß hatte, sondern es war ihm ein' Kurzweil und lernt also mit seinem Fleiß, und mit der täglichen Uebung eine sonders gute Schrift, die er bald von Hand schrieb." — „Drauf befahl der alt' Weißkunig den Meistern, seinen Sohn die sieben freien Künste zu lehren. Und lernet' anfänglich die Grammatika, als den Grund der andern sechs freien Künst'; darnach die Logika, darnach die andern fünf freien Künst' und wurde in kurzer Zeit in denselben sieben freien Künsten unübertrefflichen gelehrt." Drauf fleißigt' er sich des geheimen Wissens und der Erfahrung der Welt, ausforschend das Verhältniß der Stände und des Reiches und alles lernend, was zur Staatsweisheit gereicht und lehrt, wie ein Herrscher mild und glücklich über sein Volk walten kann; denn sein Vater gab ihm die Lehre: „wiewohl ein jeder König ist, wie ein and'rer Mensch, so müssen doch die Könige, die selbst regieren, mehr wissen, denn die Fürsten und das Volk, damit daß ihre Regierung bei ihnen bleibe." — Demnach lernt' er gar ämsiglichen die Kunst des Sternensehens „und vernahm gar eigentlichen des Himmels Einfluß und der Sterne Wirkung, davon die Menschen ihre Natur und ihr Wesen empfahen; auch die Ordnung und Zirkel des Himmels." — Um nun das Gemüt des Knaben zu fühlen, daß er in reiferm Alter nicht verführt würde, ließ er ihn durch einen Meister auch in der schwarzen Kunst unterrichten; aber der Knabe sah, gefestet durch die früher erhaltene Lehre, daß sie eine Verführung zur Sünde und Schande sey und ablehre von der Erkenntniß des alleinigen Gottes. Daher, nachdem er ihren Ungrund und ihr

verführerisches, trügerisches Gleißen erkannt hatte, sendete er den Meister wieder von sich; und so ist es kommen, daß, als er zur Herrschaft gelangt, „er keinen Unglauben oder Ketzerei aufsaßen, noch erwachsen lassen, die sonst oftmalen überhand genommen haben."

Hier läßt sich vielleicht ein Abschnitt dessen machen, was er als Knabe zu erlernen bemüht war, obgleich auch bei Vorbemerktem schon manches in das Jünglingsleben hinüber zu fallen scheint. Das Uebrige seines vielfachen Lernens wird daher in Maximilians Jünglingsalter angeführt werden.

Mit dem Verfall der Ritterschaft versank aber auch diese zarte und von anderer Seite doch wieder kräftige Erziehung, und der Knabe ward auf ganz andere Art zu einem rohern Kriegerleben gebildet.

Kurz nur spricht Götz von Berlichingen von seiner Jugend, indem er erzählt: „Und zwar, so bin ich anfänglich zu Niedernhall am Kocher ein Jahr lang in die Schule gangen und bei einem Vettern gewesen, der hieß Konz von Neuenstein und saß zu Niederhall, allda hatt' er ein Haus gebauet. Als ich aber nicht viel Lust zur Schulen, sondern vielmehr zu Pferden und Reiterei trug, und mich dabei finden ließ, bin ich folgends alsbald nach demselben zu Herrn Konrad von Berlichingen, meinem Vetter seeligen, kommen, bei dem ich drei Jahr lang verharret und für einen Buben gebraucht worden."

Erheiternde und lächerliche Züge seiner Jugend erzählt uns Hans von Schweinichen, fernab freilich von dem, was aus dem Tristan, Flos und Blankflos geschöpft,

so eben bemerkt worden ist, aber er liefert uns dagegen auch ein äußerst reges Gemälde der Sitten, des Lebens und Treibens seiner Zeit, des völlig verfallenden Ritterthumes. „Als ich — sagt er — meines Alters in's neunte Jahr und also der Jahreszahl nach ins 1561. Jahr kommen und also wenig bas meinen Verstand erlanget habe, habe ich zu Mertschütz zum Dorfschreiber Jorge Penhin gehen und allda zwei Jahr schreiben und lesen lernen. Wenn ich denn bald war risch, und wann ich aus der Schulen kam, mußte ich die Gänse hüten. Wie ich einst die Gänse hütete und sie sehr umliefen, spillt' ich den Gänsen allen das Maul auf; da blieben sie stille stehen, waren also bald verdürst't, welches die Frau Mutter gewahr ward und gab mir einen guten Schilling. Durfte hernach nicht mehr die Gänse hüten. Ich bekam aber ein ander Amt: Daß ich auf den Ställen und in Scheuren Eier suchen mußte, und wenn ich ein Schock zusammenbrachte, so gab mir die Frau Mutter sechs Heller davor; die währeten nicht lange, so hatte ich Gloßen und Schnellkütichen davor."

„Wie ich nun ein wenig zu lesen angefangen und fast, wie zu sagen, stammeln können, als auch im Schreiben die Buchstaben zu setzen, und wie man pflegt zu sagen, Krohnfüße*) zu machen, bin ich Anno 1562, vierzehn Tage vor Ostern, von meinem lieben Herrn Vater zu Ihro Fürstl. Gnaden Herzog Friedrich III zur Liegnitz, weil Ihro F. G. allda in der Kustodia angehalten worden,

*) Krabenfüße.

gegeben, daß ich mit J. F. C. H. Friedrichen, dem jungen Herrn und vierten dieses Namens, studiren sollte. Da denn damals dem jungen Herrn ein Präzeptor gehalten ward, Hans Pfitzner genannt von Goldberg. Da gab mir der Herr Vater zum Bücher Kaufen und zur Lehrung 12 Meißgroschen. Da aber neben dem jungen Herrn sonst niemand als ich und Wortbel Logau mit zu studiren gegeben worden, und wir kleine Knaben waren, hat J. F. C. H. Heinrich, als damals regierender Landesfürst, des jungen Herrn Präzeptor ein eigenes Zimmer, als die kleine Baßei, eingegeben, darin wir täglich studiren mußten, als auch das Rosarium und sonst Lateinisch lesen lernen, auf alle Tage vier Vocabula behalten und wenn die Woche herum war, auf einmal rezitirn. Wie denn der Präzeptor den jungen Herrn und uns ganz strenge gehalten; wiewohl ich allezeit einen Vorbeil vor dem jungen Herrn und dem Logau gehabt: weil mir die Frau Mutter Mitbeller zuweilen geschickt, kauft' ich mich beim Präzeptor nachmals abe; denn der gute Mann ging gerne an die Buhlschaft zu schönen Jungfrauen und hatte nicht Geld. Darum ließ er oft fünfe gerade mit mir seyn, damit ich ihm nur aufwarte und Geld gab. Bin also die Zeit, weil er Präzeptor war, über zweimal nicht gestrichen worden, welche ich doch wohl verdient gehabt und er es ehrenthalben nicht umgehen hat mögen. Sonsten bin ich neben dem von Logau mit Essen und Trinken wohl gehalten worden; mußten auch dem alten Herrn im Zimmer aufwarten, Essen und Trinken holen und dies leisten, was Jungen zustehet, auch mehrentheils, wenn J. F. C.

einen Rausch hatten, im Zimmer liegen; denn J. F. G. nicht gerne zu Bette ging, wenn sie berauscht waren."

„J. F. G. gaben mir bald ein Amt, daß ich Kellerherr seyn mußte; dergestalt: Demnach J. F. G. eine Anzahl Weins aus Herzogs Heinrich Keller hatten; wenn nun Ihro F. G. nicht Lust zum Trinken hatten, mußt' ich solchen Wein in ein Fäßlein in J. F. G. Kammer sammeln, darin ungefähr ein Eimer ging. Sobald solches voll ward, baten J. F. G. Gäste, ließen auch nicht aber, bis ausgetrunken war. Danach hatte ich auch im Befehlich J. F. G. Rappier', welche sie allezeit meine Jungfer Käthe geheißen haben. Und wenn J. F. G. sagten: „Puff, daß dich Basmatter! gieb mir meine Jungfer Käthe her, ich will ein Tänzlein thun!" so hatte ich Anfangs davon eine Fürstliche Maulschelle, mit Vermeldung von J. F. G. Bruder: „Wie gefällt dir das? War es nicht eine gute Fürstl. Maulschelle?" Wenn ich solches lobte, so gab J. F. G. mir einen Silbergroschen zu Semmeln; aber die Maulschelle war viel besser, als 20 Silbergroschen, und sollte doch große Gnade seyn, der ich lieber entbehren hätte wollen. Ferner mußte ich auch J. F. G. Geschoß, das ist das Blase-Rohr, nebst Küchlein und Bolzen, als auch die Nägel dazu, wenn mit dem Blasrohr geschossen ward, in Verwahrung haben. Und wenn J. F. G. fremde Leute, so mit schossen, hatten, welcher gewann und den Vogel 'runter schoß, hatte ich einen Kreuzer; welches mir manchen Tag sechs auch sieben Weisgroschen bracht. Dagegen mußt ich beim Schnitzner auch Vögel machen lassen und gab für einen zwei Heller."

„Bin also von 1562 von Ostern bis 1563 ausgehend bei J. F. G. in der Custodia gewesen und aufgewartet. Mein Lernen ist gewesen Deutsch und Lateinisch schreiben und lesen, und daß ich dabei den Katechismus und die Gebete auswendig gelernet und was sonsten für eine Ausmusterung zum Hofe gewesen, hat seyn mögen."

Hans von Schweinichen blieb nicht bis zum Schluß der Knabenjahre in Liegnitz; warum er nicht länger sich dort aufhielt, erzählt er auch selbst: „Die Ursachen aber, warum mich mein Herr Vater in so weg und nicht fast zwei Jahr wieder abgefordert, ist diese. Demnach J. F. G. der alte Herzog Herrn Leonhard Kränzheim, der Zeit Hofpredigern, ziemlich gram und gar nicht leiden konnte, hatten J. F. G. ein Pasquill gemacht, welches auf Herzog Heinrich als den Hofprediger ging, da ich mir diesen letzten Vers behalten:

> Alles Unglück und Zwietracht
> Zwischen meinem Sohn H. Heinrich hochgeachtet,
> Das richt't alles der Suppen-Pfaffe an,
> Der verlaufne Fränk'sche lese Mann.

Welches Pasquill ich auf den Predigtstuhl in die Schloßkirche legen mußte, damit es Herr Leonhard gewiß bekommen möchte. Wie Herr Leonhard auf den Predigtstuhl steiget, findet er den Zettel, welcher ziemlich lang war, wird darüber erzürnet. Wie er das Evangelium soll lesen, lies't er das Pasquill; darüber werden J. F. G. Herzog Heinrich ergrimmet. Nach gehaltener Predigt halten J. F. G. Examen, da denn bald meine Verräther da waren, und sagten, daß ich's gethan hätte, sonderlich aber auf Befehl J. F. G. Darauf schicken J. F. G. H. Heinrich alsbald

nach meinem Vater, verwiesen ihm solches, mich von solchem abzuhalten. Wenn denn der Herr Vater berichtet werden, daß ich es auf J. F. G. Befehl thun müssen, und ich mich als ein Kind nicht verstanden, hat sich mein Herr Vater bei J. F. G. H. Heinrich angeben, mich vom Hofe wegzunehmen; denn ihm nicht lieb, daß zwischen den Fürstl. Personen Uneinigkeit sollte gestiftet werden. Bin aber nicht gerne heimgezogen, denn ich allbereit des Hofe Wesens gewahr worden. So hatte ich auch einen Anfang zum Studiren, konnte also Lateinisch schreiben und lesen, daß ich mir Essen und Trinken konnte Lateinisch heißen geben, konnte auch den kleinen Katechismum Lutheri auf ein Nägelchen auswendig, als auch das Notarium und etliche Psalmen."

Es wird hieraus klar, daß die Kenntnisse, welche damals ein junger Ritterknabe bis zu seinem 12. Jahre zu erlangen bemüht war, die größte Mittelmäßigkeit nicht überschritten. Erst in den Jünglingsjahren werden wir sehen, wenn ich auf das Leben des Hans von Schweinichen wieder komme, daß doch noch mehrere Kenntnisse nöthig erachtet wurden, wenn gleich auch sie nur sehr oberflächlich waren. Hier nur noch, wie Hans von Schweinichen seine Knabenjahre beschließt.

Sein Vater wünschte, ihn zu dem alten Markgrafen nach Preußen zu schicken, damit er mit dem damaligen jungen Herrn studiren sollte. Diese Gegend war aber der Mutter zu entfernt, und sie beredete den Vater, es zu unterlassen. Darauf ließen ihn seine Eltern wieder zum Dorfschreiber in die Schule geben. Bei mehrern Reisen,

welche der Vater unsers Hans mit Herzog Heinrich machen mußte, nahm er den Knaben mit sich, bei welchen Gelegenheiten er dann, z. B. 1563, als H. Heinrich am 28. Christmond taufen ließ, (wobei auch Kaiser Maximilian der 1ste gegenwärtig war) „vor Edelknaben, in einem Sammtröcklein, wie dieselbe Zeit bräuchlich, aufwarten helfen müssen." Im Jahre 1564 reiste Herzog Heinrich von Liegnitz nach Anspach und Stuttgart „neben einem reisigen Zeug (wie H. v. Schweinichen erzählt) ungefähr etliche 60 Ros und etliche Wagen, darunter sechs Spießjungen, drei große und drei kleine, gewesen. Bin ich, Hans Arleben von Kaltwasser und ein Retschin, ein Böhme, die kleinsten gewesen. Da ich aber des Reitens ungewohnt, auch die Zeit bräuchlich, daß die Jungen in Schweifen, (d. h. Steigbügeln, die nicht in der Mitte des Sattels, sondern vorne am Sattelknopf befestigt waren) haben reiten müssen, habe ich es nicht vollenden mögen, sondern habe mich letztlich zum Herrn Vater auf'n Wagen setzen müssen, und ist ein anderer an meiner Stelle gebraucht; nicht weniger habe ich mich täglich im Aufwarten J. F. G. gezeigt." — „Des ausgehenden 1564 und 1565sten Jahres bin ich daheim gewesen und zum Pfarr in die Schule gegangen, auch vom Herrn Vater in der Wirthschaft zuzusehen unterwiesen und dazu gehalten worden, und bin neben, wenn der Herr Vater verreiset, als ein Junge aufgewartet und zu Ros mitgeritten und gefahren, wie es dem Herrn Vater Gelegenheit gegeben hat."

Diese hier angeführten Züge aus dem Verschwinden des Ritterwesens geben zugleich ein Bild der ganzen Zeit.

welches bei den damaligen mangelhaften Ausgaben aus allen Autorbüchern und Geschichten noch klarer und deutlicher werden will, da ich glaubte, daß die Auszüge nicht zu kurz gegeben werden dürften, damit man aus ihnen selbst, nicht aus einer daraus gezogenen Folgerung ersähe, wie der Ritter in und mit seinem Zeitalter in jedem der verschiedenen Jahrhunderte stand.

Dritte Abtheilung.

Der Jüngling.

Eine gottesdienstliche Feierlichkeit war nöthig, um die Hülle des Heidnischen auch bei dem neuen Lebensabschnitte anzuziehen, sobald der Christknabe oder Page die höhere Stufe seines Lebens mit dem vollen Jahre betrat und die Stelle eines Knappen oder eines weiterhin mit vertrauten Hausdienern in königlichen oder hochherrschaftlichen Häusern einnahm. Diese Feierlichkeit hatte den Zweck, die Jünglinge von dem Gebrauche des Degens, der ihnen allerdings zum ersten Male überreicht ward, zu unterrichten, das heißt: ihnen nun die Würde und das Anlegen, welches sie durch das Tragen desselben erhielten, anschaulich zu machen; denn in den Uebungen mit dem Degen waren sie zum Theil schon im Knabenalter, wenigstens in einzelnen Fällen, unterrichtet worden. Die Thaten des Jünglings, der jetzt

den Edelknaben-Stand verließ, begleiteten ihn an den Altar und schnallten, mit brennenden Wachskerzen in der Hand, feierlich zum Opfer. Der Priester nahm einen Degen nebst dem Degengehänge von dem Altare, sprach verschiedene Segen darüber und umgürtete den jungen Edelmann damit, der ihn nun von dieser Zeit an tragen durfte. So war es in Frankreich.

Diese ganze Art der Wehrhaftmachung des jungen Adelichen weiset auf uralte deutsche Gebräuche zurück, die in Frankreich aus fränkischer Zeit blieben. Tacitus erzählt uns in seinem Buche über Deutschland (Cap. 13.): „Oeffentliche sowohl als Angelegenheiten der Einzelnen unternehmen sie nicht anders, als gewaffnet. Es ist aber nicht Sitte, die Waffen eher anzulegen, als bis die ganze Ortschaft solches genehmigt hat. Alsdann schmückt entweder der Vornehmste, oder der Vater, oder sonst ein Verwandter den Jüngling vor öffentlicher Versammlung mit Schild und Lanze. Dies ist ihre Toga, das erste Ehrenzeichen des Jünglings. Zuvor gehörte er dem Hause, nunmehr dem gemeinen Wesen." Eben so erzählt Paul Warnefried (de Gestis Longobardorum L. I. c. 15.), daß der longobardische König Anton nicht eher seinen eigenen Prinzen mit an seiner Tafel wollte speisen lassen, als bis ihn ein ausländischer König wehrhaft gemacht hatte.

Dieser altdeutsche Gebrauch lag bei der spätern Sitte der Wehrhaftmachung der Jünglinge unstreitig zum Grunde, doch veränderte er sich in der Folge beim Ritterwesen in Deutschland um, und die Gebräuche wurden roher, als

ſie in Frankreich waren. Je ſtrenger die Erziehung der Kinder und Knaben war, je feſter die Aufſicht, unter der ſie gehalten wurden, je mehr mußte der Schritt, welcher ihnen Selbſtſtändigkeit gab, an alles das erinnern, was jetzt hinter ihnen lag und ihre nunmehrige Freiheit ſcharf andeuten. Vor der Feierlichkeit der Wehrhaftmachung mußte daher in Deutſchland der Knabe in Gegenwart des ganzen Hofes, oder bei geringern Rittern in Beiſeyn der ganzen Hausgenoſſenſchaft, nochmals das Amt eines Edelknaben durch allerhand beſchwerliche Geſchäfte und Aufwartungen verrichten, ſich auch manche unangenehme Behandlung gefallen laſſen, deren Beſchluß eine Ohrfeige machte. Sie war als ein Zeichen anzuſehen, daß er ſich manche unangenehme Behandlung habe früher gefallen laſſen müſſen, auch wohl Schläge erduldete, dieſes ſey aber die letzte Ohrfeige, die er ſich dürfe gefallen laſſen. Indeſſen iſt es unläugbar ein Zeichen von Rohheit, wenn ein wichtiger Lebensabſchnitt durch an und für ſich entehrende Handlungen begleitet wird, aber dies fiel jener Zeit nicht auf; denn es war eine Einrichtung im Geiſte jener Zeit, der in Derbheit und Strenge weit von dem unſerer Tage abwich. Wir finden ſolche Gebräuche und Sitten, nur noch breiter und weiter ausgeſponnen, nur noch entehrender und derber, in den Zünften wieder, die, aus jener Zeit entſproſſen, erſt in dem neuern, alles vertilgenden Zeitabſchnitte ihre Zerſtörung fanden. Der Lehrling, welcher aus dem Lehrſtande entlaſſen und Geſelle ward, mußte ſich vor ſeiner Freimachung, wie es genannt ward, auch noch ſolche entehrende Arbeiten und Behandlung

gefallen lassen, bis auch er als lehrentlassener Geselle zu einem freien Mann erklärt ward. Solche kleine Züge, wo eine gewisse Art der Freilassung durchschimmert, zeigen sich in mehrern, was noch bis auf die neuern Zeiten gekommen ist. Der Jüngling und Knappe war nun durch die Ohrfeige zwar von allen entehrenden Strafen der Jugend befreit, aber aus dem etwaigen Schwertstreiche erzürnter Herren und Ritter war er noch nicht entnommen; davon befreite ihn erst der Ritterschlag, als der letzte Schlag, der den nunmehr ganz freien Mann treffen konnte. Beide Gebräuche stehen in Verbindung, und wie der Lebensabschnitt geehrter war, so waren es auch die Zeichen, wodurch das Uebergehen aus dem einen in den andern angedeutet wurde.

Die so entlassenen Jünglinge erhielten im Deutschen den Namen Knappen, Knechte, Schildträger, Wappener; Benennungen, welche ihre Beschäftigungen zum Theil bezeichnen. Im Lateinischen nannte man einen solchen: Famulus oder Armiger; im Französischen heißen sie Varlets. Indem man blos die Beschäftigung des Knappen im Auge hatte, der bestimmt war, allenthalben seinem Herrn zu folgen, gleichsam der Schatten seines Herrn zu seyn, hat man das Wort Knappe auch für andere bildliche Bedeutungen genommen, aus denen wieder erklärend hervorgeht, wie innig das Verhältniß des Ritters und seines Knappen war. So heißt im Jägerlatein Knappe ein Sprößling, der am Weinstamme hervortreibt, und die Jäger nennen Knappe einen jungen Hirsch, der einem alten Hirsch nachfolgt und ihn begleitet. Besonders diese letztere Bedeu-

tung entſpricht dem Verhältniſſe des Ritters und des Knappen ganz.

Die Knappen wurden nach verſchiedenen Benennungen eingetheilt, beſonders an großen Höfen, wo ein ritterlicher König oder Fürſt zu bedienen, je nachdem ihre Beſchäftigungen waren. Der Leibknappe hatte die perſönliche Bedienung des Herrn oder ſeiner Gemahlin. Gewöhnlich ſtieg er zu den andern nach und nach empor. Der Kammerjunker, Kammerknappe oder Kämmerer (Chamberlans im Franzöſiſchen) verwahrte das Gold und Silber ſeines Herrn. Der Vorſchneider, der Stalljunker oder Stallmeiſter, der Flaſchenbewahrer. Dieſer letzte, Bouteillers im Franzöſiſchen, Butticularius, Buticlarius im mittlern Latein genannt, von Butta oder Buta, deutſch Butte, ein Faß oder Weingefäß, hatte die Aufſicht über den Weinkeller. (Daraus entſtanden in der Folge Reichserbämter; am braunſchweig-lüneburgſchen Hofe war z. B. das Erpotkeramt oder Erbpötkeramt, von Pot, niederdeutſch umgedreht für Top, Topf. (Der Oberflaſchenbewahrer des Königs von Frankreich (Grand-Bouteiller de France), auch eine Knappenſtelle, ward ſpäter einer der Vornehmſten im Staate.) Er hatte das Recht, ſich des königlichen Weinkellers zu bedienen, und die Wirthshäuſer im Königreich ſtanden unter ſeiner Aufſicht. Aus dieſer Stelle entſtand ſpäterhin die Oberkellermeiſterwürde, doch mit geringern Vorrechten. In dem weinreichen Frankreich mußte man oft in die Erde Eiſernen mauern, um darin den Wein zu bewahren. Hieraus wurde er in lederne Flaſchen, Schläuche, gefüllt, welche

die Diener hinter ihren Herrn hertrugen und an ihre Sättel hingen. Dieſe Sitte hat Cervantes ſehr erheiternd in ſeinem herrlichen Don Quixote benutzt, wie Sancho Panſa auf ſeinem Eſel hinter ſeinem Ritter herzieht und den Weinſchlauch ſeines Herrn einmal über das andere brünſtig umarmt und ihn bis zum letzten Tropfen leert, während der liebende Ritter nach ſeiner Dulcinea ſeufzet und des Leibes Nahrung ſo wie die Aufſicht über ſeinen genäſchigen Knappen dabei ganz vergißt. (Dieſe Weinſchläuche wurden auch namentlich mit in die Vorrechte verleihenden Urkunden aufgenommen. So legte eine Verordnung aus dem 13. Jahrhundert den Lohgerbern von Amiens auf, zwei große Felle zu Weinen für die biſchöflichen Vaſallen, wenn ein Aufgebot an ſie erginge, zu liefern. Auch ſollten die Schlächter Fett zum Einſchmieren der Schläuche hergeben, damit der Wein nicht verdürbe.) — Der Junker-Mundſchenk (échanson im Franz.) war nicht immer *eine* Perſon mit dem Flaſchenbewahrer, ſondern zwei Verſchiedene bekleideten jeder eins dieſer Aemter. Zuletzt kommt nun noch vor der Junker Speiſemeiſter, der Brodſpenner oder Truchſeß. So in Frankreich; in Deutſchland nur zum Theil, indem dieſe Verrichtungen meiſt den Miniſterialen oder den Hofdienſtmannen übertragen waren; und deren Ueberbleibſel ſind noch die Erbhofämter und andere Hofbedienungen.

Der Knappenſtand näherte die Jünglinge noch mehr der Perſon ihres Gebieters und ſeiner Gemahlin; ein vertrauterer und freierer Zutritt war ihnen verſtattet, wie ſie denn beſonders das An- und Auskleiden der Ritter

beſorgen mußten. Sie bewarben ſich daher um die Gunſt ihrer Herrn, ſuchten den vornehmen Gäſten und andern Perſonen des Hofes zu gefallen, und beſtrebten ſich, den Rittern und Knappen, die ihren Herrn beſuchten, alle erforderliche Ehrenbezeugungen zu erweiſen. In dem Umgange mit den Rittern hatten ſie immer Vorbild und Anleit zu aller ritterlichen Zierlichkeit. Beſonders war es den Knappen, welche das Amt eines Vorſchneiders an den Tafeln bekleideten, mehr erlaubt, auch beim Mahle in der Nähe ihres Herrn und ſeiner Gäſte zu bleiben, und dieſes Amt verrichteten daher oft in den vornehmſten Häuſern die Söhne des Hauſes. Joinville, der Geſchichtſchreiber Ludwig des Heiligen, als er den prächtigen Hof dieſes Königs bei ſeinem Aufenthalt zu Saumur in Anjou beſchreibt, redet von neuen Rittern, die an der Tafel des Königs zugegen waren, und ſetzt hinzu: An einer andern Tafel vor dem Könige ſpeiſete der König von Navarra, der ſehr koſtbar in Gold gekleidet war, **vor welchem ich die Speiſen** vorſchnitt. (Einige Zeilen ſpäter führt er an, daß er damals um noch Knappe war, „noch keinen Harniſch angelegt hatte.")

Andere Knappen ſorgten wieder für Zubereitung der Tafel und reichten das Waſſer zum Waſchen dar, eine Sitte, von der wir in der Folge ſprechen werden; nur eine Stelle aus einem altfranzöſiſchen Gedicht (de la mâle Dame) iſt hier anzuführen, woraus hervorgeht, daß die Knappen auch dieß Geſchäft zu beſorgen hatten: „Die reizende Königin ſpeiſete. Die Tafel war mit vielen koſtbaren Speiſen, mit viel gutem Wein und gutem

klarer beſetzt. Viel Ehre erwies man der Königin; nach dem Eſſen unterredete man ſich, und dann wurde durch den Knappen Waſſer zum Waſchen umhergereicht." Die Knappen brachten beſonders auch alle die Speiſen und beſonders die Getränke auf die Tafel, welche wir in der Folge, in der Darlegung des ritterlichen Lebens, in der Abtheilung von den Feſtlichkeiten, werden kennen lernen. Am Schluſſe der Feſtlichkeiten reichten ſie den Schlafwein, der immer vor dem Zubettgehen gereicht ward, und dann begleiteten ſie die fremden Gäſte in die Zimmer, welche für ſie zubereitet waren.

Bei der Beſtimmung der Ritter, zu Roſſe zu kämpfen, war auch eine fleißige Beſorgung und Abrichtung der Pferde nothwendig, und dieſe Geſchäfte, beſonders das letztgenannte, gehörten wieder zu den Obliegenheiten der Knappen. Diejenigen, welche dazu geſchickt waren, richteten die Pferde zu allen Kriegesübungen und Wendungen ab und hatten wieder jüngere Knappen unter ſich, welchen ſie Unterricht in dieſer Kunſt ertheilten. Dann waren die Knappen aber auch wieder Leiter des Unterrichts der Junker und Edelknaben, wie z. B. der berühmte Ritter Bayard in ſeiner frühern Jugend von dem Herzoge von Savoyen einem Knappen anvertraut ward, welcher die Aufſicht über ſeinen Unterricht führen mußte. Dies ganze Leben war ſo ein ſtufenweiſes Erziehen; ein jeder war Lehrer und Lernender, und um deſto wirkſamer war Lehren und Lernen.

Ein oder mehrere Knappen waren wieder beſtimmt, die Waffen ihrer Herrn ſtets geputzt und für den Augen-

blick, in welchem ſie gebraucht werden ſollten, bereit zu halten. Dieſe einzelnen Beſchäftigungen laſſen ſich aber alle in die allgemeine des Kampfes und Krieges auf, wenn der Ritter in den Krieg zu ziehen genöthigt war.

Sobald der Ritter ſich zu Pferde ſetzen wollte, muſſten die Knappen ihm bedienen und ihm den Steigbügel halten. Ein liebliches Beiſpiel von Anhänglichkeit und Unterwürfigkeit eines Mädchens, welche dieſen Knappendienſt für ihren Geliebten übernahm, enthält das ſchon angeführte Gedicht von Flos und Blankflos. (B. 1.344.) Als Flos durch ſeinen Vater genöthigt wird, ſeine geliebte Blankflos zu verlaſſen, wobei ihnen doch vorgeſpiegelt wurde, Blankflos ſolle ihm folgen, nimmt er einen innigen und zärtlichen Abſchied von ſeiner Geliebten. „Da folgete ſie an die Stelle, da die Gefahrten auf ihn warteten. Er fand mit guten Gezelten einen Zelter da ſtehen; und als er zu ihm kam und den Zaum ergriff, ſo hielt Blankflos den Steegreif (Steigbügel) ſo lange, bis er aufſaß. Da ward ihr Gewand ganz naß von dem Weinen, das ſie beging, als der Jüngling von ihr ſchied."

Andere Knappen hatten dem Ritter die verſchiedenen Arten ſeiner Rüſtung ſchon zuvor herbeigebracht und ihm angelegt, als: Armbleche, Panzerhandſchuh, Helm, Schild u. ſ. w., Waffen, die wir alle weiter unten genauer werden kennen lernen. Im Felde ritt der Knappe, wie ſein Ritter, ein leicht ſchreitendes und bequemes Pferd, doch muſſte es ein Hengſt, kräftig, von ſtarken Knochen und zu Kriegesübungen abgerichtet ſeyn. Die großen Renn- und Streitroſſe, welche die Ritter in den Gefechten gebrauchten,

wurden bis zum Kampfe von dem Knappen an der rechten Hand geführt, weshalb ſie den Namen Handpferde (im Franzöſiſchen Destriers), welches alſo Streitroſſe waren, erhielten. Daß die Knappen die Streitroſſe führten, geht aus vielen Stellen der Dichter hervor, eben ſo, daß ſie auch ſeine andern Waffen zu tragen hatten, wenn er keines Kampfes gewärtig war. Dies mögen einige Stellen aus dem franzöſiſchen Gedichte von Lancelot du Lac (Lancelot vom See) beweiſen, lautend: „Man ſieht Herrn Gauvain (in deutſchen Gedichten heißt er Gawan und iſt der bereits angeführte tapfere Neffe des Königs Artus) mit zwei Knappen kommen, wovon der eine deſſen Streitroß (Destrier) an der rechten Hand führte und ſein Schwert trug, der andere ſeinen Helm und Schild brachte.“ — „Als er in den Wald hineinging, begegneten ihm vier Knappen, die mit ihrer rechten Hand vier weiße Streitroſſe führten.“ — „Hierauf begegnete ihm ein Junker, welcher einen guten ſchnellaufenden Hengſt ritt und mit ſeiner rechten Hand ein ſchwarzes Handroß führte.“

So wie die Knappen auf der Reiſe und auf friedlichen Zügen, wenn noch kein Feind erwartet ward, die Waffen ihres Herrn tragen mußten, eben ſo war es ihre Pflicht, dieſelben zu halten, wenn der Ritter ſie ablegte, um in die Kirche zu gehen, oder ſonſt ein vornehmes und ihm ehrwürdiges Haus zu betreten. Dies Waffen-Ablegen fand indeſſen nur in ſehr ſeltenen Fällen Statt, es ſind nicht häufig vorkommende Ausnahmen. Indem den Ritter nichts mehr ehrte, als ſeine ganze Waffenrüſtung, konnte

er wohl dem, welchen er beſuchen, oder demjenigen, welchem er ſeine Ehrerbietung bezeigen wollte, ja ſelbſt Gott, nicht höhere Verehrung beweiſen, als wenn er in ſeinem höchſten Schmucke, in voller Rüſtung, vor ihm erſchien. Die Stelle, welche in der franzöſiſchen Geſchichte des Gerard de Roussillon vorkommt, iſt daher als eine Ausnahme zu betrachten. Sie lautet: „Peter von Monraben, als er an dem Schloſſe zu Rouſſillon ankommt, geht über die erſte Brücke in das Schloß. Unter dem Schwibbogen des Thurmes gingen die Ritter herum; er übergiebt ſein Schwerdt ſeinem Knappen und geht darauf in die Kirche, ſeine Andacht zu verrichten.“ Die Gründe, welche obwalten konnten, den Helm abzulegen, werden wir näher in der Abtheilung über Waffen und Kleidung, bei Gelegenheit der Betrachtung des Helms kennen lernen, da ſie nicht hieher gehören.

Wenn die Ritterſchaar, in einer Reihe vorreitend, zum Kampfe ging, ſo bildeten die Knappen die zweite, hinter ihr reitende Reihe. Anfangs müßige Zuſchauer des Kampfes, wodurch ihr Auge geöffnet wurde, ein Kampffeld zu überſchauen und den Angriff abzuwägen, wurden ſie in Thätigkeit geſetzt, ſobald die Reihe ihrer Ritter mit der feindlichen, Lanzen ſtoßend und brechend, zuſammentraf. Wer durch die Lanze niedergeſtochen ward, raffte ſich wieder auf, um mit Streitaxt, Schwert und Streitkolben einen Fußkampf zu beginnen. Jeder Knappe mußte daher die Bewegungen ſeines Herrn beobachten, um ihm friſche Waffen zu reichen, ihm wieder auf das Streitroß zu helfen, ein ſcheu gewordenes Roß, deſſen Ritter nieder-

gestochen war, wieder zu fangen, seinem Ritter ein frisches, muthiges Pferd zuzuführen. Auch dienten sie dazu, gefährliche Stiche und Streiche, als Kampfgehülfen, doch nur als Vertheidigende, nicht als Angreifende, von ihren Herren abzulenken. Dann wurden aber auch von den Rittern die Gefangenen den Knappen zur Verwahrung übergeben. In dem französischen alten Werke: Guillaume le Breton, heißt es: „Mit nicht geringem Muthe unterhalten die übrigen Gefährten das Gefecht; sie schlagen ihre Feinde zu Boden und übergeben dieselben ihren Waffenträgern, um ihnen Fesseln anzulegen."

Durch die That ward eines Theils dem Knappen der lehrreichste Unterricht ertheilt, andern Theils bekam er aber auch Gelegenheit, seine eigenen Kräfte zu versuchen und zu erfahren, ob er, Beschwerlichkeiten und Gefahren dieser Art selbst zu übernehmen, fähig wäre. Die schwache und noch unerfahrne Jugend durfte nicht die drückende Last des Krieges tragen, ohne längst vorher versucht zu haben, ob ihr auch Kräfte und Geschick dazu inne wohnten. Langjährige Proben von Gehorsam und Unterwürfigkeit bereiteten den, welcher einst befehlen sollte, vor, in seinem künftigen Stande Lehre und Beispiel zu geben; denn es ist ein altes, durchaus bewährtes Sprüchwort, daß nur derjenige, welcher zu gehorchen versteht, einst zweckmäßig befehlen kann, und daß Folge und Gehorsam im bürgerlichen Leben nie aus den Augen gesetzt werden dürfen, wenn nicht das ganze Verhältniß aller Einwohner eines Staats einen unheilbaren Schaden erleiden soll.

Langsam und stufenweise gingen die Vorbereitungen

zum Ritterleben: nicht ſchnell trat der Knappe aus dem unkriegeriſchen Dienſte in das gefahrvollere Leben; jeder mußte ſehen und lernen, ſo wie nach und nach ſich an die Gefahren, Laſten und Mühen des ritterlichen Lebens gewöhnen. Die Höfe und Schlöſſer waren Schulen, wo man unermüdet mit der Bildung der jungen Krieger, die man zum Dienſte und zur Vertheidigung des Staats beſtimmte, beſchäftigt war. Mühſame Spiele, wo der Körper die in dem Kampfe erforderliche Gelenkſamkeit, Stärke und Geſchwindigkeit erhielt; Ringrennen, zu Pferde und mit Lanzen, hatten ihn lange vorher zu Turnieren, die indeſſen auch nur ſchwache Bilder des wirklichen Krieges waren, abgerichtet. Die Frauen, deren Gegenwart die, welche ſich hier auszeichnen wollten, anfeuerte, machten ſich ein edles Vergnügen daraus, dieſen Spielen beizuwohnen.

Welcher Maſſe von Uebungen die Knappen ſich unterwarfen, geht aus der Lebensbeſchreibung eines alten franzöſiſchen Ritters des 15. Jahrh., Boucicaut, hervor, worin es heißt: „Jetzt machte Boucicaut einen Verſuch, in voller Rüſtung auf ein Pferd zu ſpringen; dann lief oder ging er lange zu Fuß, um ſich einen langen Athem anzugewöhnen und Beſchwerlichkeiten lange aushalten zu lernen; ein ander Mal ſchlug er heftig mit einem Hammer oder einer Axt auf große Stücke. Um ſich an die Rüſtung zu gewöhnen und ſeine Hände und Arme zu einer leichten und anhaltenden Bewegung abzuhärten, machte er in völliger Rüſtung, den Helm ausgenommen, allerlei Sprünge, und wenn er lief, ſo that er es in einem

Panzerhemde von Stahl; er ſprang, ohne Hülfe eines Steigbügels, völlig geharniſcht auf ein Pferd. Einem großen, auf einem hohen Pferde ſitzenden Manne ſprang er, ohne weitere Hülfe, von hinten mit auseinander geſperrten Beinen auf die Schultern, indem er denſelben an der einen Hand am Ermel anfaßte. Eine Hand auf dem Sattelknopf eines großen Roſſes und die andere zwiſchen die Ohren deſſelben legend, ergriff er daſſelbe bei der Mähne auf ebener Erde und ſprang zwiſchen ſeinen Armen hindurch auf die andere Seite des Pferdes. Standen zwei mit Kalk überzogene Mauern eine Elle weit von einander ab und hatten ſie die Höhe eines Thurmes, ſo kletterte er mit Hülfe ſeiner Arme und Beine bis auf die größte Höhe derſelben, ohne weder beim Herauf- noch beim Hinabſteigen zu fallen. Eben ſo ſtieg er umgekehrt auf einer gegen eine Mauer gelehnten Leiter bis oben hinauf, ohne dieſelbe mit den Füßen zu berühren, ſondern indem er bloß mit beiden Händen zugleich von Sproſſe zu Sproſſe ſprang, mit einem ſtählernen Panzerhemde bewaffnet; und wenn er dies ablegte, erhob er ſich, nur mit Hülfe einer Hand, mehre Sproſſen hoch. War er zu Hauſe, ſo übte er ſich mit den übrigen Knappen im Lanzenwerfen und in andern Kriegesübungen, damit er auch da nicht in Ruhe ſeyn möchte."

Damit nun aber die väterliche Liebe nicht vielleicht den eigenen Sohn zu ſehr ſchone, war es gewöhnlich, daß der Ritter ſeinen Sohn zu einem andern Ritter in das Haus gab, damit er dort die Verrichtungen eines Knappen lerne. So ſagt das altfranzöſiſche Werk: l'Ordre de

Chevalerie: „Und es gebührt sich, daß der Sohn eines Ritters, so lange er Knappe ist, mit den Pferden umzugehen wisse, daß er vorher diene und eher Unterthan, als Herr, sey; außerdem würde er, wenn er einst Ritter wäre, die Vorzüge seiner Herrschaft nicht erkennen: und um deswillen muß jeder Ritter seinen Sohn in den Dienst eines andern Ritters geben, damit er in seinen jungen Jahren bei Tafel vorschneiden und vorlegen und einen Ritter ankleiden und bewaffnen lerne. So wie einer, der ein Schneider oder Zimmermann werden will, einen Meister dieses Handwerks haben muß, eben so gebührt es sich auch, daß jeder Edelmann, welcher den Ritterstand liebt und einst ein braver Ritter seyn oder werden will, vorerst einen Meister hat, der selbst Ritter ist." Hier entschied nun nicht höherer Rang des Ritters, sondern nur ritterlicher Ruhm und ritterliche Ausbildung; denn der Sohn eines Ritters vom höhern Adel scheuete sich nicht, der Knappe eines Ritters von niederem Adel zu werden.

Eustach Deschamps, ein alter, bereits früher angeführter französischer Dichter, dessen Werke noch nicht gedruckt sind, spricht so von der stufenweisen Ausbildung der jungen Leute, ehe sie zum Ritterthum gelangten: „Die jungen Leute traten in den Stand der Persevanten *);

*) Diese Persevanten (Poursuivants, Zeiger, Lat. Prosecutores armorum) waren vorzüglich bei den Turnieren gebraucht, wobei sie Gehülfen und Lehrlinge der Herolde waren, um die Wappen der Ritter zu prüfen, Stille zu gebieten, wenn die Herolde etwas ausrufen sollten, u. s. w. Siehe den Abschnitt von den Turnieren.

ſie trugen die Lanzen und Helme der Ritter, lernten reiten und ſahen der vielfachen Beſchäftigung des kriegeriſchen Adels zu. Hierauf wurden ſie Waffenträger, warteten bei Tafel und allenthalben auf und nahmen ſehr gerne den Mantelſack ihres Herrn hinter ſich auf das Pferd. So machten es damals auch die Knappen, die in der Küche halfen. Nach dieſem wurden ſie Krieger und verſuchten ihre Tapferkeit acht bis zehn Jahre lang. Sie machten große Reiſen und wurden endlich demüthige, tapfere, berühmte und hurtige Ritter; ſie ehrten die Fremden. Aus Beſcheidenheit begnügten ſie ſich mit Kampfrennen; hernach turnierten ſie. Dieſes machte ſie beliebt; ſie ehrten die Frauen, die ſie wegen ihrer Vorzüge liebten; ſie waren kühn und ſtolz gegen ihre Feinde, und gegen ihre Freunde gefällig."

Erſt wieder nach einem ſiebenjährigen Abſchnitte, im ein und zwanzigſten Lebensjahre, konnten junge Leute, nach ſo vielen Proben, zur Ritterwürde gelaſſen werden. Dieſe Regel ward indeſſen nicht immer genau beobachtet, wie denn überhaupt die höheren Standesverhältniſſe oder auch bisweilen perſönliche Lage, die angegebenen Gränzen verrückten; doch waren ſie als Grundlage angenommen. In Frankreich wurden ſo ſchon oftmals die Prinzen in der Wiege zu Rittern gemacht, beſonders in der Zeit des ſchon verfallenden Ritterthums. Aber auch andere große Vorzüge, beſonders Leibesſtarke und Geſchicklichkeit, erlaubten eine Ausnahme. So ward z. B. im Jahre 1060 an Foulques, Grafen von Anjou, die Ritterwürde in ſeinem 17. Jahre von ſeinem Oheim Gottfried ertheilt, und

Rittergeschichten liefern uns Beispiele von Ertheilung der Ritterwürde im 14ten und 15ten Jahre.

Einzelne Beispiele kommen aber auch vor, daß die Erlangung der Ritterwürde bis in spätere Jahre verschoben ward. So nahm z. B. der Graf von Toulouse im Jahre 1237 erst in seinem funfzigsten Jahre die Ritterwürde zu Hagenau von Kaiser Friedrich II an. Er that dies darum so spät, weil in seinem Stamme das Vorurtheil herrschte, daß keiner daraus als Ritter lange am Leben bleiben könne. Auch in diesem Alter würde er sie noch nicht angenommen haben, wenn ihn nicht seine beiden Schwiegersöhne, die Könige von Frankreich und England, deshalb sehr angelegen hätten, weil sie es für unschicklich hielten, einen Schwiegervater zu haben, der die Ritterwürde noch nicht erhalten hatte. Andere Umstände traten außerdem hinzu, welche diese Feierlichkeit oft weiter hinausschoben, ja oft sie gar nicht zur Ausführung brachten. So hielt manchen der Aufwand zurück, der mit der Ritterwürde verbunden war; ein Gewissenhafter fand es oft bedenklich, schon die großen Verpflichtungen zu übernehmen, welche die Ertheilung der Ritterwürde mit sich führte. Zuweilen hegten einige so große Verehrung und Anhänglichkeit gegen einen Großen oder einen andern Ritter, daß man nur durch seine Hand die Ritterwürde zu erlangen wünschte; oder man wartete auch Umstände ab, die geschickt waren, die Ehre der Ritterwürde, welche man erlangte, noch mehr zu erhöhen, wie z. B. Schlachten und einzelne andere Kämpfe. Dann waren auch einige, die sich des Ritterschwerts für unwürdig hielten, solange

sie nicht mit den Waffen in die Länder der Ungläubigen sich begeben hatten, in der Absicht, die Ritterwürde entweder vor oder nach einer Schlacht zu erlangen, und so an ein großes und wichtiges Ereigniß, im Kampfe für Gottes Ehre, die Erlangung des höchsten Zieles ihres Lebens zu knüpfen.

Dies waren nun ungefähr die Grundzüge des Zeitraums, welchen der Ritterdichter als Jüngling verlebte, nach allgemeinen Sätzen entworfen, die hin und wieder, wie schon bemerkt, wohl ihre Ausnahmen fanden, in der Regel aber fest und unverbrüchlich gehalten wurden. Die dazu gelieferten Belege, wie auch die Uebersicht des Ganzen, sind bis jetzt von mir aus der französischen Ritterwelt genommen worden, die, da sie ein völlig ausgebildetes Ganzes war, am besten als Grundlage der Betrachtung der Ritterzeit angenommen werden kann; jetzt wende ich mich, wie bereits bei den vorigen Abtheilungen geschehen, zu den Belegen, welche uns das deutsche Ritterthum gibt, von dem ich nur einzelne wenige Züge eben gelegentlich bemerkte, woraus sich das etwa Abweichende am klarsten ergeben wird.

Ulrich von Lichtenstein spricht leider über seine Jugend nur kurz, indem er, nach der Erzählung, wie er einer geliebten Frau als Edelknabe gedient, was ich oben anführte, sagt: „Man gab mich einem Herrn, der hoher Tugenden reich war, der hieß Markgraf Heinrich von Oesterreich. Der diente den Frauen mit rechter Treuen und sprach wohl von ihnen, wie ein Ritter soll; er war milde, kühn und hochgemut, weise mit den Weisen und

dumm mit den Dummen, er litt Ungemach um Ehre, und sein Mund sprach kein böses Wort; allen seinen Freunden war er bieder und getreu, und Gott minnete er von Herzen. Dieser werthe Herr sagte mir: wer würdiglich leben wollte, der müsse sich einer Frau zu eigen geben. Er lehrte mich viel von seiner süßen Tugend, er lehrte mich sprechen über die Weib, auf Messen reiten und in Briefen süße Worte dichten. Er sagte: dadurch würde ein junger Mann getheuert, wenn er süß über die Weib sprechen könnte; denn nie, sagte er, kann es dir bei guten Weiben gelingen, wenn dein Sinn auf Schmeicheln und Lügen steht. Hätt' ich alles mit Werken erfüllt, was er mir sagte, so wäre ich werther geworden, als ich bin. — Indessen lag mein Vater todt. Da mußte ich heim, wie so mancher, dem seine Vordern Gut lessen. Mein Herr gab mir Urlaub, und ich ritt gen Lichtenstein in das Steierland. Hier fand ich viel Turnierens von Knechten, die dadurch die Ritterschaft lernten. Ich unterwand mich dessen auch um meine liebe Fraue und dachte: wenn ich ihr will zu Diensten seyn, so mus es durch Ritterschaft geschehen, unter Helm mus ich Preis erjagen. So fuhr ich turnieren in Knechtes Weis', um es zu erlernen, drei Jahr."

Wir sehen hieraus, daß auch die Knappen Kampfspiele anstellten, um sich in Handhabung der Waffen zu üben, ja daß sie, wie die Ritter, umherzogen, um diese Uebungen anzustellen, auch wenn sie nicht mehr im Gefolge eines Ritters waren. Sogleich darauf erzählt er uns, er sey Ritter geworden. Zählen wir die Jahre,

welche er angibt, zuſammen: 12 Jahre, da er Edelknabe ward, 3 Jahre Edelknabe, vielleicht 1 Jahr bei Heinrich von Oeſterreich, und dann ſeine dreijährige Umfahrt als Knappe, ſo kommt wieder die Zahl von 21 Jahren heraus, als Ulrich von Lichtenſtein die Ritterwürde erlangte.

Wie Triſtan als Knabe gelebt, iſt ſchon oben erzählt worden. Aus der Beſchreibung ſeines Knappen-Lebens läßt ſich aus dem Gedicht auch nur wenig ſchöpfen. Es erzählt nur: „daß, wie er ſein vierzehntes Jahr erreichte, ihn der Marſchall heim nahm

Und ließ ihn zu allen Zeiten
Fahren und reiten,
Erkennen Leute und auch Land,
Durch daß ihm recht würde erkannt,
Wie des Landes Sitte wäre.

Dies that er ſo löblich, daß in dem ganzen Reiche kein Kind ſo tugendlich lebte, als Triſtan. Alle Welt trug ihm Freundes Augen und holden Sinn, wie man dem billig thut, deſſen Gemüth zu nichts, als zu Tugenden, ſteht, und der allen Untugenden abgeſagt hat.“ Als Triſtan die norwegiſchen Kaufleute ſeinem Vater entführen, erfahren wir auch, daß er im Schachſpiel gewandt und tüchtig war, und daß er liebliche Weiſen zu ſingen wußte. Als er darauf von den Kaufleuten, die im Meerſturme, wegen der begangenen Sünde der Entführung, das Gelübde thun, ihn wieder ans Land zu bringen, im Reiche ſeines ihm unbekannten Oheims Mark ausgeſetzt wird, da zeigt der Jüngling noch eine neue Kenntniß, welche lehrt, daß auch dieſer ſich die Knappen wittnen mußten: er belehrt die Jäger ſeines Oheims über manche Jagdvortheile und

zeigt besonders in der jägermäßigen und geschickten Zerlegung eines Hirsches eine große Fertigkeit. Es ist gewiß, daß besondere Knappen zur Jagd angeleitet wurden; und was darüber etwa hier beizubringen ist, werde ich im zweiten Abschnitte, im Ritterleben, wenn wir auf die Vergnügungen der Jagd kommen, erwähnen. Als das Jagdgesinde von der Jagd heimreitet, zeigt Tristan eine neue Fertigkeit, indem er auf einem Jagdhörnlein bläst und so liebliche und anmuthige Töne hervorlockt, daß alles Burggesinde zusammenläuft, und die übrigen Jager mit ihren Hörnern dem lieblichen Getöne nicht zu folgen vermögen. Wenn auch die Erzählung im Tristan, wie er die Harfe mit einem dazu bestimmten Werkzeuge (plectrum nennt es das alte deutsche Gedicht, und es ist das plectrum der Alten gemeint) schlägt und dazu, zur Bewunderung des Hofes, in brittischer und gaelischer Sprache, Französisch und Latein singt, so ist diese Nachricht zwar in dem altfranzösischen Gedichte und noch weiter in dem altenglischen oder wallisischen Gedicht, als ihrem Ursprunge, zu suchen, aber sie ist wenigstens auch deutsam für uns, daß auch in Deutschland Sang und dazu Spiel bei Edelknaben und Rittern nichts Ungewöhnliches gewesen ist. So ist auch Tristan in Sprachen noch weiter ausgezeichnet; denn der Dichter spricht auch von ihm, daß er norwegisch, irländisch, deutsch, schottisch und dänisch, außer den schon genannten Sprachen, geredet habe. Hier verläßt uns nun die Geschichte, und das Meiste fällt der Dichtung anheim; denn solche Edelknappen möchten wohl nirgend, oder wenigstens so überaus selten, wie

auch Triſtan dem Hofe erſcheint, geweſen ſeyn. Ja, was noch mehr iſt, alles dies begibt ſich ſchon, alle dieſe Kenntniſſe zeigt er ſchon, als er noch ein Kind von vierzehn Jahren iſt, denn es heiſt:

Ait' die Welt die höre her:
Ein vierzehnjährig Kind
Kann all' die Lüſte, die da ſind.

Alſo ſchon beim Antritte der Knappen-Zeit hatte Triſtan die Fertigkeiten erreicht, welche Andere am Ende ihrer Knappen-Laufbahn als unerreichbar anſehen mußten. Wir haben oben geſehen, daß den Knappen beſtimmte Aemter zur Verwaltung gegeben wurden; davon findet ſich auch ein Beiſpiel im Triſtan, indem König Mark zu ihm ſagt:

Sieh', mein Pferd und meine Sporn,
Mein' Armbruſt und ein guldin Horn,
Geſelle, das befehle ich dir,
Deß unterwind' dich, das pfleg' mir.

Auch mit Triſtan wird eine Ausnahme gemacht, indem er ſchon, da er aller Vollkommenheiten ſo voll iſt, im 18ten Jahre ſeines Alters zum Ritter gemacht wird; denn alle Ritter ſagen:

Triſtan hat Kraft genug
Und iſt ein wohlgewachſen Mann.

Als Wigolais, von dem ich ſchon oben einmal ſprach, ſein Alter von ein und zwanzig Jahren erlangt hatte, da verließ er den Hof ſeiner Mutter, um ſeinen Vater, den er nicht gekannt hat, da derſelbe durch Zauber nicht in ſein verlaſſenes Land, das rund um von Felſen beſchloſſen iſt, zurückzukehren vermochte, aufzuſuchen. Die oben erwähnte Sitte, zu wünſchen, von einem berühmten Ritter,

oder an einem großen, weltbekannten Hofe zum Ritter geschlagen zu werden, zeigt sich auch in diesem Gedichte, indem Wigolais zu Artus sagt: „Zum Herren habe ich euch erkoren, wenn ihr mich behalten wollt. Mit meinen Diensten wollte ich erwerben, was ich immer gewünscht habe, ob ich der Ehre werth wäre, daß ich hier Ritter würde. Denn in der Welt ist kein Hof dem euern gleich." Artus ist dazu bereit und übergibt Wigolais an Gawin, der sein Vater ist, den er nicht kennt, und der ihn, seinen Sohn, nicht kennt. Dieser prüft seine Kenntnisse und seine Mannheit: „Dem Knaige ward Wigolais darauf ein gehriener Diener und diente so gut, als er nur immer konnte, alle Tage. Denen von der Tafelrunde war er allen wohl bereit, zu Turnieren er mit ihnen ritt, und wo man Mannheit beging, da versäumt' er sich nie, er war zuvorderst in der Schaar. Alle mußten seiner wahrnehmen, denn seine Mannheit war sehr groß. Da verordnet denn Artus eine Festlichkeit, um ihn zum Ritter zu machen, wie wir in der Folge sehen werden."

Wie Parzifal entfernt von aller Kenntniß ritterlichen Lebens aufwuchs, habe ich bereits oben mitgetheilt. Das Erblicken von ein paar gerüsteten Rittern entflammt ihn, auch er will in Kampf und Streit hinausziehen. Die klagende Herzeloide beschließt daher, ihn so zu kleiden, daß er, bald das Gespött der Ritter und Knappen, in kurzem zurückzukehren gezwungen sey. Sie schneidet ihm daher aus einem Sacktuche Hemde und Beinkleider bis zur Mitte des Beines, beides aus Einem Stück, welche Tracht für Narrenkleidung erkannt ward. Eine Gugel,

das iſt eine Kappe, war oben daran; von einem friſchen rauhen Kalbsfell wurden ihm zwei Stiefeln geſchnitten. Seine Waffen ſind allein ſein Köcher mit Pfeilen und ſein Gabilot, das iſt eine Art Wurfpfeil. Er ritt ein ſchwächliches Pferdchen, und von Baſt war ſein Zaum. Darauf gibt ſie ihm folgende Lehren, deren erſte der Ritterſchaft widerſprechend iſt, um ſeine Thaten ſo in Widerſtreit mit den Wünſchen ſeines Herzens, ein mannlicher Ritter zu werden, zu ſetzen: „Auf ungebahnten Straßen ſollſt du keine dunklen Wege reiten, ſondern nur die, welche licht und lauter ſind.“ (Aber gerade ungebahnte Wege und finſtere Steige ſuchten die Ritter, da ſie vermuthen konnten, daß auf ihnen ſich Unbill verberge, oder ein einſamer Wanderer durch wilde Thiere in Noth gebracht würde. Indeſſen könnte wohl ſeyn, daß dieſe Lehre nur bildlich zu verſtehen wäre, nicht von dem Wege, den der Ritter finden ſollte, ſondern von dem Lebenswege überhaupt, da ſie ja hernach ihm nur nahrhafte Lehren gibt, die er freilich in ſeiner Unkenntniß der Welt falſch deutet.) „Wenn dich — hier gibt ſie nun ihm nahrhafte Lehre — ein grauer weiſer Mann Sitte lehren will, wie er wohl im Stande iſt, ſo ſollſt du ihm folgen und ihm nicht widerſetzlich ſeyn. — Wo du ein Ringlein und einen Gruß von einem guten Weibe erwerben magſt, das nimm, es büßt dir deinen Kummer; auch neige dich zu ihrem Kuſſe und umfange feſt ihren Leib, das gibt dir, wenn ſie gut und keuſch iſt, hohen Muth und Glück.“ Lehren, die ihn, da er mit der Welt Lauf ganz unbekannt iſt, in manches Abenteuer ziehen. — An Artus Hofe wird Parzifal mit

ſcherzhaftem Spott empfangen und erſchießt vor dem Hoflager den Ither von Gahavies, welcher den Beinamen der rothe Ritter hatte. Der Knappe des Arthus, Ivanet, kleidet ihn darauf in die Rüſtung des Getödteten, gibt ihm den Speer in die Hand und unterrichtet ihn mit wenigen Worten, wie er ſich behaben ſolle. So reitet Parzifal, ritterlich gekleidet und doch noch nicht Ritter, von dannen. Er kommt darauf zu Gurnemanz von Grahars, einem alten Ritter, der ihn ſehr freundlich aufnimmt, ihm ſeine Thorenkleider, die er unter dem Panzer anbehalten hat, ausziehen läßt, ritterliche Tracht ihm gibt und ihm dann in den Lehren des Ritterthumes Unterweiſung gibt, die auch hier, da ſie auf das ganze Ritterleben Bezug haben, anzuführen ſind.

„Seid nicht zu verſchämt — ſagt ihm Gurnemanz — ſondern freimüthig und keck; erbarmet euch der Noth der Armen, beſonders der Kummerhaften, die mit Schaam ringen und ihre Noth nicht ſagen mögen. Seid, ihr mögt arm oder reich werden, gleich; denn der zu viel vertheut, der verräth kein rechtes Herren Gemüth; ſammelt er aber zu großen Schatz, ſo iſt ihm dies auch eine Unehre. Ihr ſollt nicht zu viel fragen. (Dieſe Lehre, die Parzifal zu ſtrenge beobachtet, macht ihn nachher auf mehre Jahre lang ſehr unglücklich.) Wer euch im Kampfe um Sicherheit bittet, habe er euch auch Herzeleid gethan, gewährt ſie ihm.

Seid mannlich und auch wohlgemut,
Das iſt zu werthem Preiſe gut;
Und laſt euch lieb ſein die Weib,
Das theuert junges Mannes Leib.

Wanket keinen Tag an ihnen, das ist rechter mannlicher Sinn. Wollt ihr mit Unwahrheit Minne heucheln, ihr könnt viele betrügen, aber das laßt ferne von euch sein. Wahre Minne hat strenges Gefühl gegen listige Kunst, und wenn ihr daher das Mißfallen würdiger Minne euch zuzieht, so müßt ihr immer beschämende Pein erleiden. Mann und Weib sind eins, sie blühen aus Einem Kerne." Dies wären die Lebenslehren, die sich meist um die Liebe und Achtung der Frauen drehen.

Nun kommt Gurnemanz zu den streng ritterlichen Lehren, sagend: „An mancher Wand habe ich den Schild besser hangen sehen, als an eurem Halse, als ihr zu mir geritten kamt." Damit verbindet er nun thätigen Unterricht, indem er für sich ein Roß bringen läßt, so wie für Parzifal, und mit Rittern und Knappen auf eine Plane hinausgeht. Da zeigt er ihm nun, wie er das Roß im Trabe mit den Sporen und mit den Schenkeln auf der Rennbahn wenden solle, wie er den Schaft recht senken und den Schild zur Tiost, das ist zum Lanzenstoß eines Einzelnen, vor sich nehmen müsse. Nun ließ er einen Ritter zum Bruch einer Lanze ihm entgegenkommen; da brachte der Jüngling seinen ersten Tiost durch einen Schild (d. h. er stach seine erste Lanze durch einen Schild). Einen neuen Schaft zur Hand nehmend, stach er einen zweiten starken Ritter vom Roß auf den Acker, und so noch fünfe, seine ihm vom Vater angeerbte, nicht durch viele Uebungen erworbene Mannlichkeit zeigend. So hatte nun Parzifal seinen Beruf zum Ritter gezeigt, und er verläßt die Burg des Gurnemanz, zwar nicht als ein zum

Ritter geschlagener Kämpfer, doch als ritterlich beglaubigt und zu Ritterwerk geeignet. Es ist eine eigne Erscheinung, daß Parzifal auf solche Art ins Ritterleben übergeht, aber es mag wohl daher kommen, daß der Dichter seinen Held auf diese Weise noch theurer und höher zu machen strebte, daß er eine Ertheilung der Ritterwürde nicht erwähnt. Wie Parzifal aus angeborner Tapferkeit und künstlicher Ritterstitte im Augenblicke alle Obliegenheiten und Thaten eines Ritters erfüllt, als er die Rüstung angelegt hat und den Speer ergriffen, nur durch wenige Worte belehrt, so ist ihm gleichsam auch die Ritterwürde angeboren, und er bedarf nicht eines äußeren Zeichens, um von männiglich für einen wirklichen und ächten Ritter gehalten zu werden. Auch mag in dem hohen Adel der Geburt des Parzifal ein Grund liegen, warum man bei ihm die Feierlichkeit eines Ritterschlages unnöthig erachtete.

In Deutschland mag das Ritterwesen bald von seiner dichterischen, die Einbildungskraft erregenden Höhe, auf der es auch hier einige Zeit lang stand und sich längere Zeit in Frankreich hielt, zerflossen seyn, wenigstens finden wir schon in einem sittensprüchlichen Gedichte, dem Renner, welchen Hugo von Trimberg im Jahre 1300 vollendete, einen Abschnitt, überschrieben: „von den Schylt Knechten," in welchem die Knappen der damaligen Zeit in keinem erfreulichen Lichte erscheinen. Doch ist wohl hier nur von Knappen gesprochen, die immer auf dieser untern Stufe stehen blieben, die nie ihrer Geburt, ihren Thaten, ihrem Wandel nach hoffen konnten, eine höhere Stelle einzunehmen, niemals Ritter werden sollten oder

wollten. Man ſieht aber auch daraus, wie nicht allein die Erziehung der Knappen ſtrenge war, ſondern wie ſie ein mühvolles und hartſeliges Leben durch Vernachläſſigung und Schuld ihrer Herren führen mußten. Der Renner ſagt ferner ungefähr dies: „Alle Aemter ſind ſo gemacht, daß, wenn die, welche ſich ihnen gewidmet, ihre Arbeit vollbracht haben, ſie ihrer Gemächlichkeit ſich hingeben und eine Weile der Ruhe pflegen. Nun iſt aber ein Leben, dem hier auf Erden nichts Gutes geſchieht, das iſt der Schildknechte Amt, die ſieht man rauben und morden, ludern, fechten und ſich mühen, ohne alle Gemächlichkeit mit Aengſten leben. Wenn man ſie nun erſt an die Feinde gehetzt hat und ſie dann an den Tiſch ſetzt, ſo muß der, welcher Fuß, Bein, Hände und ſeine Seele in dem Streite waget, oft gaffen und warten, ehe ihm Speiſe, Brod und Fleiſch von unwürdigen Knechten werden möge. Dies Ungemach würde ihm ſchwer ſeyn, wenn er in einem Kloſter wäre, nun leidet er es und weiß nicht warum, und auf ihn fällt der Welt und Gottes Haß. Mir iſt erzählt worden: Ein Ritter ſaß einmal am Tiſche und aß; da traten drei ſeiner Knechte mit ihren Waffen, wie es ihre Sitte iſt, vor ihn. Der Herr ſprach: „wo ſind die andern?" Sie ſprachen: man hat uns ſehr gejagt, es ſind unſerer achte geblieben. — „Euch geſchah ganz recht, ſagte der Herr, wer hieß euch ohne meinen Befehl reiten." Seht, dieſer große Verluſt ward anders nicht, als nur ſo beklagt. Das iſt ein Amt ohne alles Frommen und wer daſſelbe erhält, der mag wohl von Noth ſagen."

Sehr freudig, lehrreich und anmuthig verging das Jünglingsalter des Kaisers Maximilian I, wie es denn leicht war, daß in so hohem Stande sich noch die Anmuth und Regsamkeit früherer Zeit wieder erneuen konnte. Schon Jünglingsbeschäftigungen spielten in das Knabenalter Maximilians hinein, und der neue Zeitraum zeigt uns, wie vielfache Bildung er suchte. Eine kurze Darlegung derselben wird uns aber auch lehren, was die damalige Zeit als bildend verlangte und suchte, und aus dem Leben des Einzelnen und dessen Beschreibung wird der Blick auf das ganze Zeitalter und das wissenschaftliche Streben desselben geöffnet. „Der junge Weißkönig fragte in seiner Jugend gar oft von den königlichen Geschlechten; denn er hätte gern gewußt, wie ein jedes königlich und fürstlich Geschlecht von Anfang herkommen wäre. Darinnen er in seiner Jugend kein' Erkundigung erfragen mocht, darob er denn oft einen Verdruß trug, daß die Menschen der Gedächtnis so wenig acht nähmen. Und als er zu seinen Jahren kam, sparte er keine Kosten, sondern er schickte aus gelehrte Leute, die nichts anders thaten, denn daß sie sich in allen Stiften, Klöstern, Büchern und bei gelehrten Leuten erkundigten alle Geschlecht der König' und Fürsten, und ließ alles in Schrift bringen, zu Ehr' und Lob den königlichen und fürstlichen Geschlechten." Auf Erforschung der Geschichte und Bewahrung des Andenkens der Altvordern hat er viel Zeit und Geld gewendet. — Ein weiser Meister wurde ihm darauf zugeordnet, von dem er die Arzneikunde erlernen solle, um sich selbst und Andern hülfreich beispringen zu können. Dies hat ihn

aber auch vermocht, immer einen mäßigen und ruhigen Lebenswandel zu führen. — Da der alte Berthold ersah, wie nöthig einem Herrscher ist, genau die Geschäfte zu kennen, die sein Kanzler und Geheimschreiber verwaltet, so nahm er „seinen Sohn eine Zeit zu ihm und brauchte ihn mit der Schreiberei, was denn einem Kanzler und Secretari zugehöret, das kann eines jeden Königs meiste Regierung ist, dadurch er sich möcht' erfunden den Grund der Regierung und erkennen lernen die Eigennützigen." Diese Lehren schlugen so gut an, daß bald Maximilian folgende weise Herrscherlehre, gleichsam als ein Glaubensbekenntniß, seinem Vater hinschrieb: „Welcher König in eine Person sein Vertrauen setzt und hat in seiner Handlung, mit seiner schönen Rede, bei ihm Glauben, derselb' und nicht der König regiert. Welcher König die Unwahrhaftigen und Eigennützigen nicht erkennt, demselben König wird sein Geld und Reich in viele Theile getheilt. Welcher König die Wahrhaftigen und die in der rechten Ehr' leben, mit lieb hat, derselb' König ist ein Verzehrer seines Volks und ein Austilger der Gerechtigkeit." — Von einem Bauer lernte darauf Maximilian heimlich Windisch und Böhmisch. — „Da ihm ein alter weiser Mann sagte: „welcher ein rechter Kriegsmann und Heerführer seyn will, der muß malen können und darinnen einen besondern Verstand haben," so befliß er sich auch der Malerei und ward darin sehr geübt. Mancherlei Handwerk und Kunst suchte er zu erlernen, und so übte er auch die Kunst, Gebäude von Stein aufzuführen, und zwar dreierlei Baue, zur Lust, zur Nothdurft und zur Ver-

theidigung. Nicht minder erlernte er aber auch das Zimmerhandwerk, welches ihm bei seinen vielen Kriegen gar großen Nutzen gewährt. — Drauf lernt' er mit großem, ämsigem Fleiß erkennen die Art des Gesanges und Saitenspiels und begriff in kurzer Zeit den Grund des Gesanges und aller Saitenspiel, und als er kam in seine gewaltige Regierung, hat er eine solche Kanterei aufgerichtet, mit einem solchen lieblichen Gesang, von der Menschen Stimme wunderlich zu hören, und solche liebliche Harfen, von neuen Werken und mit neuem Saitenspiel, daß er alle Könige übertraf und ihm Niemand gleichen mocht'. Auch hat der junge weise König ein männlich, fröhlich Pfeiffen und Trommelschlagen aufbracht und dermaßen in seinen Streiten gebraucht. Wenn er gegen seine Feinde in den Streit gezogen ist, haben dieselben Trommeln und Pfeiffen nicht allein des Menschen Herz erfreut, sondern der Hall davon hat die Luft erfüllt, dadurch der junge Weisskönig nicht allein viele Lande bezwungen, sondern dazu in dem Hauptstreite allwege seine Feind' bestritten und geschlagen hat." Darauf erkundigte er sich aller Speisen und Getranke, was des Truchseß und Schenken Amt erfordert. Dann befliß er sich, dasjenige zu erkennen, was zu Banketten und Mummereien nöthig zu wissen ist, und hat damit in späterer Zeit Wunder verbracht, denn kein König mocht' es ihm gleich thun. Er ging gerne in die Mummereien und erdachte sich zu einer jeden eine besondere Gestalt, und wie er der streitbarste König war, so ist er auch der fröhlichste König gewesen. Nicht minder ging er in seines Vaters Münze

und erkundigte sich über das ganze Werk, und daher ist es kommen, daß er die allerbeste Münze von Gold und Silber während seiner Herrschaft hat schlagen lassen, über alle andere Könige. Dies führte ihn auch auf die Erforschung und Erhaltung der Bergwerke; und er hat sie immer gehegt und gepflegt, aber auch erfahren: „daß, welcher König in seinem Reich die Bergwerk mit ihrer Trennung nicht unterhielt, derselbe König empfinge nicht viel Nutz davon." — „Der alte Weißkönig hatte an seinem Hof viel Husaren, die zu Roß mit dem Handbogen viel Ritterspiel trieben. Wer berühmt werden wollt', der mußt' mit dem Handbogen die Vögel in der Luft schießen." Dies lernte Maximilian dem besten Husaren gleich und begnügte sich damit nicht, sondern lernte auch mit dem englischen Handbogen schießen, welches er so fast zu vollbringen wußte, „daß er einen hölzernen Schaft, der kein Eisen gehabt, durch ein dickes Lerchenholz, das tüchtig hart und drei Zwergfinger dick gewesen, geschossen hat." — Ferner lernte er auch mit der Armbrust und dem stählernen Bogen schießen, „und als derselb' junge König zu seinen Jahren kam, ist er mit der Armbrust und mit dem stählenen Bogen der best' Schütz im Ernst und der gewisseste Pirscher des Wildbretts gewesen, und keiner ist ihm nie zugekommen, der ihm darin gleichen hat mögen." — Drauf übte er die „edle Falkenbeize und Weidnerei" (d. i. die Kunst, mit abgerichteten Falken zu jagen). Nicht weniger jagte er Hirsche, Steinböcke, Gemsen, wilde Schweine, Murmeltiere, Hasen und ander Wildpret. Außerdem liebte und übte er aber auch die Fischerei

so wie den Vogelsang, wie er denn besonders auch ein großer Freund des Vogelgesanges war: „da er denn in seinen Königreichen und Landen in vielen Städten eigene Vogelmeister hatte, die ihm singende Vögel hielten. Wann er denn in derselben Städte eine kam, so ließ er dieselben Vögel in seine Schlafkammer, Säle und Stuben tragen. Es war oft in seinen Zimmern von den Vögeln ein solcher Gesang, wenn zween mit einander redeten, daß einer des andern seine Rede nit wohl merken konnt. Er hatte auch einen eigenen Vogelmeister bei ihm am Hofe, wenn er auf die Jagd und das Beizen ritt, der ihm singende Vögel nachtrug, und wo er über Nacht lag, mußte der Vogler dieselben Vögel in des Königs Zimmer thun; und die Vögel, die man ihm nachtragen hat, haben oft auf dem Wege, dieweil man sie tragen hat, mit heller Stimm' gesungen. Wann die Vögel bei ihm in seinem Zimmer gesungen haben, hat er sondere Freude darin gehabt, und wann er über Land geritten ist und hat, etwo in einer Au oder in einem Holz, eine Nachtigal hören singen, so ist er auf ein Ort geritten und hat dem Gesang fleißiglichen zugehört."

Dies ist nun die Beschreibung dessen, was Maximilian in lustigen und vergnüglichen Uebungen, in Sprachen und in geistiger Ausbildung, von denen nichts vernachlässigt ward, getrieben hat, wodurch es dahin gelangte, daß unter Maximilian noch einmal der letzte Schein einer ächten und erfreulich lieblichen Ritterlichkeit aufflammte, um dann ganz zu zerfallen, wie uns eben das Leben des Götz von Berlichingen und besonders das des Hans von

Schweinichen, von welchen beiden bisher manche Beiſpiele angeführt worden ſind, zeigt. Wir haben jetzt nur noch kurz die Nachrichten von Maximilians ritterlicher Bildung zu bemerken. „Der junge Weißkönig betrachtete, daß ihm auch noth wäre, daß er lernet' in allerlei Waffen fechten und auf ſolches lernet' er in den Schwertern, Stangen, kurzen und langen Degen, Landsknechtſpießen, Dreſchflegeln bloß (ohne Schild-Deckung) fechten und mit Meſſern (wahrſcheinlich iſt hier das alte Werfen der Meſſer gegen den Feind gemeint); und begriff die Meiſterſtück' und den rechten Grund in kurzer Zeit, und übete ſich inſonderheit faſt damit und ward darin gar meiſterlichen und künſtlichen, und kennte die Waffen alle gar wohl brauchen, nach ſeiner Schicklichkeit und nach ſeiner Stärke." — „Alsbald der junge Weißkönig das bloß' Fechten begriffen hatte, lernet' er zuſtund an, zu Fuß in der böhmiſchen Paiſen (einem großen und mächtigen Schilde, gemeindin mit einer Spitze unten, um ihn in der Erde zu befeſtigen, wenn man ihn abnahm) und zu Roß in dem huſariſchen Tartſchlein (Tartſche, ein kleines Schild), mit dem Panzel, mit dem Säbel, mit der Mordbacke (eine veraltete Art des Gewehres, beſtehend aus einer kleinen Axt an einem langen Stiele, wahrſcheinlich einſt mit der Streitaxt einerlei) und mit der Wurfbacke (ein nicht recht deutliches Kriegswerkzeug, entweder, jemanden aus der Ferne zu verwunden, oder eine Art Haken, womit man den Gegenkämpfer durch Wurf ergriff und an ſich zog, um ihn in der Nähe dann tödtlich zu verwunden, wie jetzt noch Wurfhaken beim Entern der Schiffe gebraucht werden) — fechten

und kehret darinnen auch guten Fleiß für und wurde darin gar meisterlich." — „Als nun der junge Weißkönig hat gelernet bloß, auch in dem Pasesen und Tärtschlein zu fechten, beweget er aus trefflichen Ursachen, daß ihm insonderheit Noth thun würde, daß er konnte gewappnet fechten zu Roß und zu Fuß; denn an einem solchen Fechten ist einem großmächtigen König am meisten gelegen. Und hub an mit großem ernstlichen Fleiß zu lernen, im Harnisch gewappnet zu fechten und anfänglichen zu Fuß im Ahlspieß (ich erkläre es mir, bei mangelnder Ausdeutung, für einen Spieß mit langer glatter Spitze, der Hellebarde entgegenstehend, die unter der Spitze noch ein breites aetförmiges Eisen hat) und in der Helmbarte (Hellebarde), und darnach zu Roß mit dem Reitschwert, und mit dem kurzen Reitdegen, auch mit dem Kolben und Reisespieß, und ward darin gar meisterlichen." — „Nachdem er nun das Fechten zu Roß und Fuß genugsamlich gelernt hat, da hub er darnach an, sich zu üben in den Ritterspielen mit Rennen und Stechen und befand, daß einer, der in den Ritterspielen berühmt wollt' werden, die Uebung mit den Thaten und nit die Lernung mit den Werken brauchen müßte. Bald hat er auch die rechten Ritterspiel für sich genommen und von dem Ringen *) zu den schweren Ritterspielen gegriffen und darinnen allwege den Preis behalten. Und als er zu seiner Mannsstärke kam, da über er sich, in dem hohen Zeug **)

*) gerungen.

**) Das, was unter hohem Zeuge gemeint ist, werden wir

zu stechen, und übertraf darinnen alle andern." — „Doch so sah er ein, daß es ihm nöthig thue, die Reiterei erkennen zu lernen in Schimpf (Scherz) und Ernst, auch in Reitzeugen und Gepräng', desgleichen, daß er wisse aller Pferde Art. Er erkannte die Pferde nach ihrer Art, welche gut waren zum Streit, welche Nutz waren zum Reisen (rasch und reisend zu reiten) und welche tauglich waren zu den Ritterspielen. (Eine wichtige und zu merkende Stelle, beweisend, wie sehr die alte Zeit die Pferde nach der Verschiedenheit ihres Gebrauches zu theilen und anzuwenden wußte.) Er kennt auch einem jeglichen Pferde nach seiner Art Gebiß machen, denn es geschieht gar oft, daß ein Pferd überzäumt wird, dadurch der Mann, so darauf sitzet, in dem Streit unterliegt; so begiebt es sich oft, daß ein Pferd nicht genugsam gezäumt ist, das den Mann, der darauf sitzt, mit Gewalt unter die Feind' trägt." — Drauf befand er auch, „daß er in der Harnischmeisterei alle Stück und meisterliche Kunst lernen und erkennen müßte." Auch darin brachte er es zu einer großen Fertigkeit und hat viel neue Erfindungen in der Plattnerei späterhin geleitet. — Nicht minder machte er sich mit Verfertigung und Leitung des schweren Geschützes (denn das Pulver, das Grab des Ritterlebens, hatte schon seine verderblichen Wirkungen begonnen) bekannt und erfand auch hierin vieles. Als die letzte seiner kriegerischen Uebungen wird angegeben, daß er kunstreichst

---

[illegible]

eine Wagenburg zu fertigen gewußt habe, nach Lage des Landes, nach Art der Aufstellung, nach Größe und Bedürfniß seines Heeres verschieden.

Götz von Berlichingen erzählt uns auch mancherlei von seinen Reiterfahrten, die er als ein Knappe gemacht, von dem indessen nur einige Züge, die einen Blick auf das bannitzige Leben werfen, hieher gehören. Den ersten Ritt als Knappe machte er mit seinem Vetter Konrad von Berlichingen im Jahre 1495 (in welchem er Knappe geworden, denn er hatte das 14. Jahr erreicht), welchen Markgraf Friedrich von Brandenburg zu Onolzbach auf den Reichstag gen Worms sendete. Auf diesem Wege macht er täglich 8 bis 9 Meilen und sagt davon: „Und daucht' mich damalen meinem Thun nach, wie ich ein Gesell war, weit und viel seyn, aber seit derselbigen Zeithero habe ich es wohl gewohnt und etwa in wenig Tagen und Nächten weite Reisen vollbracht und dabei nichts gessen oder getrunken, welches die Nothdurft also erfordert hat; denn es etwan nicht anders sein kunnt'." Auf dem Reichstage zu Lindau 1497 starb sein Vetter Konrad: „und haben ihn seine Knecht' und ich als ein Knab' mit der Leicht (Leiche) herabgeführt bis gen Schönthal in das Kloster." — „Und gleich hernach um Pfingsten thät ich mich zu Markgraf Friedrich (von Onolzbach), und ist desselbigen males Hanns Berlin von Heilbronn, des Markgrafen Thürhüter, auch mein und anderer Buben Zuchtmeister gewesen." Wie Götz von Berlichingen seinem Herrn aufgewartet, geht aus folgender Stelle hervor; als sie in Hochburgund überfallen werden und ihre Schaar

rühren, sagt er: „Da gab ich meinem Herrn den Gaul, der Hermann und den Spieß und ich den nächsten hienach.“ Wie damals Ritter und Knappen lebten und Krieg führten, ganz dem rohen, wilden und unmenschlichen Wesen hingegeben, das dann Deutschland so furchtbar gewüthet und so viel Herrliches und Treffliches zerstört hat, mag folgende Stelle aus Berlichingens Lebens andeuten: „und zogen demnach auf denselben Tag wieder bis in die Nacht, und kamen in ein ander Lager, da war ein Städtlein und ein Wasserhäuslein, war aber doch französisch und hatten alda nichts zu essen, allein für die Gaul' funden wir Futterung genug; denn es waren eben da die Scheuern all' voll Waaren. Doch bescheert' uns Gott damals in der Noth Hüner und Fisch', welche wir Nachts überkommen, und wir des Morgens braten und wie wir's im Sinn' hatten, gleich wohl damit leben wollten. Aber, wie nun das Essen fertig war, und alle Ding' zugerüst't, da kommt Botschaft, wir sollen schnell aufsein, denn man wolle anstehen (anzünden) und brennen. Da nahmen wir den nächsten die Gaul' und banden sie heraus an die Zäune und das Harnisch auch heraus zu den Zäunen, und konnten also die Gaul' und Harnisch kaum herausbringen, da fing das Haus, Scheuren und das ganze Dorf schon allenthalben an zu brennen und sprangen die Gaul' Hitz' halben vom Zäun an den Zäunen wie die Böck', also daß wir alda von Stund an wieder aufsein und abermal wieder fortziehen müssen, und hatten wir und die Gaul' in 3 Tagen und 2 Nächten nicht viel zu essen gehabt.“

Man ersieht daraus die heilloſe Art und Weiſe, wie im

15. und 16. Jahrhundert der Krieg geführt ward, und wie das Edle des Ritterthums und der den Rittern so nahe tretende Knappe schon ganz verwildert und ausgeartet war. Fernere Lebenszüge sind noch die: „Folgendes hat Markgraf Friedrich lobl. Gedächtniß — fährt H. v. B. fort — mich als einen Knaben (Edelknaben, Knappen) auferzogen und must' ich sammt etlich viel andern Knaben auf Ihro Fürstl. Gnaden, wann sie essen wollten, warten, wie ich dann that; und begab sich auf eine Zeit, daß ich mich neben einem Polacken zum Essen niedersetzet, welcher sein Haar mit Eier gepicht (eine nicht unwichtige Nachricht von damaliger Art, sich zu tragen). Und hatt' ich zu allem Glück einen großen welschen Rock an, den mir Herr Veit von Lentersheim in Braband hat machen lassen. Und wie ich dann neben jetzt bemeldtem Polacken heraussprung', hatt' ich ihm das hübsch' Haar mit dem Rock etwas erwischt und in einander verwirret; da ersehe ich ungefährlich im Springen, daß er nach mir sticht mit einem Brodmesser, und hat doch mein verfehlet, welches mich nicht unbillig zum Zorn beweget, und wiewohl ich einen langen und kurzen Degen bei mir hatt' (diese Bemerkung, daß er mit zwei Degen versehen gewesen, ist auch nicht unwichtig), so nahm ich doch das kurze Degelein und schlug ihn damit um den Kopf, wartet' aber doch nichts desto weniger auf mein'n Dienst, wie denn der Brauch war und blieb Nachts im Schlosse." Auf Verlangen des Beleidigten soll G. v. B. darauf gestraft werden, welches mit einem viertelstündigen Verhaft im Thurme abgethan wird, da, wie er sagt: „alle Buben und Edel-

knaben bei mir stunden (d. h. fürbittend auf meiner Seite standen), die damalen bei dem Markgrafen am Hof waren, und ich glaub', daß deren in die 50 oder 60 gewesen." Hieraus geht hervor, welche reiche Anzahl solcher Knappen und Edelknaben auch an den kleinern deutschen Höfen gefunden wurden, geschweige nun an größern, und besonders an den prachtvolleren Höfen Frankreichs. —

Wie die Knappen ihren Herrn in die Schlacht begleiteten, habe ich schon oben im Allgemeinen bemerkt, ein Beispiel aus G. v. B's Leben wird dies deutlicher zeigen: Die Haufen hielten in Schlachtordnung „und führt' ich meinem Herrn dem Markgrafen einen großen Spieß, sammt einem großen Fahnen daran, nach, und war der Spieß weiß und schwarz und hatt' ich auf dem Helmlein eine große Feder, die war auch weiß und schwarz und stund stracks über sich." Die erwähnten Farben sind die brandenburgischen Hausfarben. Damals war G. v. B. um 17 bis 18 Jahr alt. Ein paar Jahre nachher, im Jahre 1360, sagt G. v. B., nachdem er wieder von einigen Herumzügen gesprochen: „das war das erste Panzer und Harnisch, das ich anthät; sonst war ich für einen Jungen ziemlich versucht und gebraucht worden in Kriegen und anders, noch in Knabenweis', und macht' in diesem ersten Angriff bei dem Thalacker mit berührten Knechten und Reutern Kundschaft, daß ich folgends als ein Junger (Junker) wohl zwei Jahr mit ihnen ritt und ihnen anhängig war." Hiernach geht das Knappenleben ganz nach Gutdünken des jungen Reitersmannes, bloß durch den Jahres-Abschnitt, in ein Ritterleben über; denn diese

Ausdruck „Harnisch nehmen" bedeutet nichts anders, als Ritter werden. Dennoch nennt er sich selbst noch einen Jungen (Junker), und als einen solchen sehen wir ihn noch in den zwei folgenden Jahren mit diesen Reiterhaufen, die sich an alles anschließen, was nur zu Krieg und Streit führen konnte, umherziehen, keineswegs einem unabhängigen Ritterleben sich ergebend. Vielmehr dienten damals die Adelichen, den Namen Junker führend, diesem und jenem im Kriege mit einem kleinen Fähnlein, das sie anführten, wie nun guter oder böser Geist sie leitete. Der eigentliche Ritterſinn war verloren, und so auch die ritterliche Bedeutung der Jahres-Abschnitte.

Noch deutlicher wird dies in dem Leben des weit später lebenden Hans von Schweinichen, wo alles in ein unbestimmtes Herren-Dienen ausartet. Da aber dieser Lebensabschnitt des Hans von Schweinichen wieder voll sehr ergötzlicher Züge ist und den lichtesten Blick auf die letzte Hälfte des 16 Jahrhunderts wirft, so scheint es mir nicht unwichtig, auch hier wieder die eigentliche Gränze der Ritterzeit zu überschreiten und einzelne Ereignisse anzuführen, um so mehr, da auch diese wieder erläuternd und erklärend für das frühere Ritterleben sind.

„Anno 1566 (also als Schweinichen gerade 14 Jahr alt war) bin ich von meinem Herrn Vater in die Schule zu Goldberg gethan worden, daß ich allda habe studiren sollen. Ward fleißig unterwiesen, daß ich auch innerhalb 2 Jahren zu dem, was ich vor konnte, gelernet, daß ich, was meine Nothdurft, Lateinisch reden, ein Argument auf einen halben Bogen machen konnte und doch zu Gold-

berg diese Zeit über nicht einen einzigen Schilling erlanget, außer daß mich M. Barth, der mich sonderlich in acht nahm, mit einer Ruthe auf die Hände schmis, da ich ihm sollte den Terentium rezitiren, welchen ich dieselbe Stunde nicht gelernt hatte, sagend: lernet ein ander Mal oder ich werde euch die Hosen herunterziehen. Weil aber allbereit in meinem Haupte das Hofwesen, bei welchem ich zuvor gewesen, steckte, hatte ich mehr Lust zur Reiterei, als zu'n Büchern, und war mein Herz mehr dazu geneigt, als zum fleißigen Studiren. Derowegen machte ich allbereit Anschläge, wie ich möchte von Goldberg wegkommen. Es wollte aber bei meinem Herrn Vater nicht seyn, sondern allemal ermahnt, ich sollte zum Studiren Lust haben; da ich sie nicht hätte, so würden mir die Präzeptores selbige kaufen, mit guten Ruthen. Letztlich aber wurde ich am Fieber krank, darauf ward ich heim geholt, es war mir aber nicht so sehr, als ich nachgehends mich stellte. Wie ich nun einmal anheim kam, da war es bald aus; denn es sonst auch zum Goldberg die rothe Ruhr zu regieren anfing. Derowegen behielt mich der Vater anheim; habe also, wie man pflegt zu sagen, die Schule durch den Bauch gestochen und dies, was in 3 Jahren gelernt, in vierzehn Tagen wieder vergessen."

„Sonsten habe ich in Goldberg die Freiheit gehabt, daß ich habe mögen auf die Hochzeit, so oft ich gebeten werden, gehen, welches die Andern nicht gehabt. Weil denn damals der alte Albrecht Bock schöne Töchter gehabt und sie oft in die Stadt zu Bürgerhochzeiten geladen wurden, habe ich, neben Hanns Schweinitz, Freiherrn auf

Fickeneck, welcher damals zu Goldberg studiret, gemeiniglich eine Jungfrau führen müssen. Wann solches geschehen, dächte ich mich in meinem Sinne, ich müste ja ein tapferer Kerl seyn, weil ich zu diesem gebraucht ward, da doch sonsten viel groß gewachsene Gesellen vorhanden waren und diese Würde nicht bekommen mochten. Sonderlich erhub mich auch dies, daß des Herrn Rod Zeyster, Jungfer Käthlein, etliche Worte Latein kennte reden, und wenn sie mir eines lateinisch zutrank, daß ich ihr antworten konnte. Wußte ich nicht anders, ich kennte so viel Latein, als ein Dokter und wäre nun gelehrt genug." Dieser Zug des gesellschaftlichen Lebens wird noch durch einige in der Folge vermehrt werden.

„Wie nun zuvor gemeldet — fährt Schweinichen fort — bin ich aus der Schule wieder anheim kommen und hernach meine Lust auf das Waidwerk geworfen, darin ich mich täglich gebraucht; mit Sperberreiten, Gäns und Entvogel Stellwerk, Windreiten die Zeit zugebracht, in der Wirthschaft aber, wie zuvor gemeldet, meinem Herrn Vater zugesehen und ihm aufgewartet, mit ihm geritten und gefahren und sonst, wie es sich einem Jungen gebührt, gezeigt, mich auch im deutschen Schreiben geübt; habe dem Herrn Vater alle Kopeien seiner Schreiben abgeschrieben. Bin also nicht viel müßig gegangen, sondern stündlich zu ihm gehabt." — „Im Jahre 1567 hat mir der Herr Vater mein erstes Schwert gekauft, davor er gegeben hat 34 Weißgroschen; habe damals noch keinen Wein getrunken, sondern mich allezeit nüchtern gehalten." (Nachher ward er ein grosser und berühmter Trinker,

wovon besonders im Ritterleben einige eigenthümliche und das ganze Zeitalter bezeichnende Geschichten zu erzählen sind.)

Im Jahre 1569 zog H. v. S. mit Herzog Heinrich und seinem Vater zu einem Reichstage nach Lublin, „Darum sich Ihro F. G. auch stattlich ausrüstete, mit einem reisigen Zeug, 80 Pferde stark — allda mein Vater und ich neben ihm auch mitziehen mussen, ich meine goldene Kette am Halse, die Wehr aber mehrentheils unter dem Arme, als umgegürtet getragen. Habe nichts weniger aufgewartet und J. F. G. nebst den Jungen, neben sonst sechsen vom Adel, das Essen tragen helfen; habe bei meinem Herrn Vater im Wagen gefahren, ausser des Einzugs zu Lublin, hat der Vater sowohl als ich reiten müssen, da J. F. G. uns Pferde geliehen." — Dort gab auch H. Heinrich „ein groß Banket und hatte die vornehmsten Pohlnischen Herren zu Gaste, welches gar königlich zuging. Diesen Tag habe ich den dritten Vorschneider an einer langen Tafel zum ersten Mal abgegeben und gemacht, so gut ichs vermocht. Wie wohl ich vor Andern berühmt war, daß ichs gut gemacht." Dies ist ein bezeichnendes Beispiel des in den allgemeinen Zusammenstellungen Eingangs dieser Abtheilung bemerkten Gebrauchs, daß Knappen die Vorschneider machten, auch für Deutschland. — Wenn H. v. S. auch meistentheils bei seinem Vater auf dem Gute Mertschütz blieb, so erzählt er doch, daß er „etliche Mal von J. F. G. Herzog Heinrich nach Liegnitz zum Aufwarten erfordert worden" sey. Dann ist er aber auch „zu'n Nachbaren auf Hochzeiten, Kirmes und Taufen, jedoch allemal dahin ge-

beten, gezogen". Sonſt aber beſchäftigte er ſich vorzüglich mit dem „Waidwerk, wozu er ſolche Luſt hatte, daß er davor nicht ſchlafen noch eſſen konnte".

Bis gegen ſein zwanzigſtes Jahr hatte ſich H. v. S. vom Laſter des Trunks, das damals in Deutſchland ſo ſehr im Schwange ging und die Deutſchen auch außerhalb ihres Vaterlandes berüchtigt machte, entfernt gehalten. Wie er aber auch dazu gekommen und hernach ein ſo groſſer Trinkmeiſter geworden, erzählt er folgender Geſtalt: „Es trug ſich aber zu, daß mein Herr Vater gute Weine im Keller hatte, und da er einmal auf die Hochzeit (hier wohl, wie immer im Altdeutſchen, eine jede groſſe Feierlichkeit) ziehen ſollte, hatte er Jungen (Junker, Knappen) zu ſich erbeten, ſo mit ihm dahin reiten wollten. Darunter einer Kaſpar Eäe von Iſiſchwitz, welcher auch gar ein junges Blut war; mit dem nahm ichs in Wein an (d. h. verabredete mit ihm eine Art Weinturnier, wer den andern zuerſt unter den Tiſch trinken würde). Wie wir nun trinken, und ich des Weines ungewohnt war, währet es nicht lange, daß ich mich unter dem Tiſch fand und ſo voll war, daß ich weder gehen, noch ſtehen, noch reden konnte, ſondern ward alſo weggetragen, als ein todter Menſch. Habe ich hernach zwei Nachte und zwei Tage nach einander geſchlafen, daß man nicht anders gemeint, ich werde ſterben, aber gottlob, es ward beſſer. Inmittelſt habe es nicht allein gelernt, Wein zu trinken, ſondern auch gemeint, es wäre unmöglich, daß mich einer vollſaufen könne, und habe es hernach ſtark kontinuirt. Ob es aber mir zur Seligkeit und Geſundheit gereichet,

stelle ich an seinen Ort." — Bei fürstlichen Feierlichkeiten mußte H. v. L. immer in Purpur erscheinen; so trug er bei der feierlichen Beerdigung Herzog Friedrichs vor dem Sarge Fahne voraus, und eine Tochter Herzog Heinrichs trug er in Gesellschaft 23 Anderer zu Grabe. Also lauter Beschäftigungen, die einen Knappen gebührten. Dann mit er aber auch „auf Hochzeiten und sonsten, wohin er gebeten worden, jederzeit ganz und gar nicht unfriedlich, wie die Zeit gebräuchlich war, sondern" — welches alles bedeutend für die Erkenntniß jener Zeit ist, sagt er — „habe mich mit Jedermann wohl vertragen, daß ich mit Bestand kann sagen, so ich wüßte, keine Gesellschaft einigen Unwillen auf mich gehabt; denn ich fraß und soff mit zu halben und ganzen Nächten und machte es mit, wie sie es haben wollten. Waren sie empfindlich, so gab ich nichts nach, sondern schnarchte auch, gaben sie nach, so war ich auch gut. Allein sahe ich auch dahin, zu wem ich mich hielte, daß ich mich nicht zu den Personen, so Feindeshäber waren, viel um sie drängte, noch mit ihnen umging." Dies sind alles bedeutende Sittenzüge für die Zeit der letzten Hälfte des 16ten Jahrh. Sie zeigen, in welch einen großen Verfall das frühere zierliche Ritterleben gerathen war, wie alles, aus einer rohen Zeit schon kommend, der Völlerei und anderer Rohheit sich entgegen drängte. Demnach ist in den, was ich bereits mittheilte, — und in anderm, was ich späterhin erzählen werde, wird dies noch deutlicher werden, — ein noch immer ritterlicher Sinn, ein erhellendes Licht edlern Strebens nicht ganz zu verkennen, als ein erfreuliches Zeichen, daß die edlere

Natur im Menſchen ſich immer wieder aufrankt, mögen ſie auch die Fluthen einer laſterhaft werdenden Zeit überſtürzen.

Wie konnte es aber auch anders ſeyn? Von ritterlichen Uebungen erzählt uns H. v. S. nichts; von freundlichem Saitenſpiel, lieblichem Geſange, anmuthigem Sagenerzählen, worin das eigentliche Ritterthum ſich ſo freudig erging und ſeine Wurzeln mit darin beſtete und fand, wird uns gar keine Kunde. Wir ſehen H. v S. nur als einen höher Bedienſteten des Herzogs von Liegnitz; und daß er dabei ein guter Land- und Haus-Wirth war, ein übliches Beſtreben, beſonders in einer Zeit wachſenden Verfalls, erfahren wir auch von ihm ſelbſt, und zwar in folgenden Worten, die als ein Gegenſtück zu Triſtans und Ulrichs von Lichtenſtein ritterlicher Erziehung gelten mögen: „Im Jahre 1571 (er war beinahe 20 Jahr alt) „war ich daheim, mußte dem Herrn Vater die Mühle verſehen, mit Ausmeyen und vor's Haus zu malen und davon Rechnung und Beſcheid geben, auch ſonſten in der Wirthſchaft fleißig zuſehen helfen, und wenn ich daheim war, ſo mußte ich auch die Gäſte mit Saufen bewirthen und die Fiſcherei verſehen, alles Futter ausgeben, auch mit den Dreſchern aufſtehen und ſonſten verrichten, was möglich." Ja, dieſe Nachrichten über wachſende Gemeinheit und Unfläterei, immer die Folgen, wenn das Geiſtige und Höchſte, das Wiſſen, zurückgedrängt und dem Leibe ein ungebührliches Vorrecht eingeräumt wird, aus dem verzerrten Satze, daß in einem geſunden Körper auch eine geſunde Seele wohne, indem in einem unflätigen Körper

nur eine unflätige Seele Platz nimmt — dieſe Nachrichten des 16. Jahrh., ſage ich, ſteigen durch eine Erzählung des H. v. S. bis aufs Höchſte, indem er ſagt: „Es waren dieſer Zeit im Lande Unfläter, ſo man die 27 hieß, welche ſich verſchworen hatten, wo ſie hinkämen, unflätig zu ſeyn, auch wie ſie irgend es möchten anfangen. Item, es ſollte keiner beten, noch ſich waſchen und andere Gotteslästerungen mehr; welche denn zu vieren und fünfen auf einmal öfters bei meinem Herrn Vater geweſen, aber wenn ich ſchon um ſie war, bin ich doch mit ihnen niemals aufſtößig worden."

Wie bei G. v. B., finden wir beim H. v. S. keine Spur mehr von einem Ritterſchlage, vielmehr erzählt er bloß beim Anfange des Jahres 1572, wo er alſo 20 Jahr alt ward, daß er „zu einem Junker geworden," d. h. zu einem ritterlichen jungen Herrn, der als ritterlich angeſehen wurde, aber nicht die volle Ritterwürde bekleidete, da ſein Vater noch lebte; dagegen verſah er nach wie vor bei dem Herzoge ſeine Dienſte und wurde als ein Hofjunker gehalten. Man ſieht aber deutlich daraus, wie die Geſetze und Satzungen der alten Ritterſchaft damals ſchon zerfloſſen waren. Ganz wie vorhin ſetzt H. v. S. ſeine Beſchäftigungen durch Herumtreiben im Lande, Waidwerk, häusliche und wirthſchaftliche Hülfe bei ſeinem Vater fort, und wartet, wie geſagt, bei dem Herzoge als Hofjunker auf. Von ſeinem Ritterthum, oder wenigſtens, daß er nunmehr als Ritter betrachtet ward, erfolgt erſt beim Jahre 1574 eine nähere Anzeige, wodurch jener Wink, er ſey Junker geworden, mehr erklärt wird, indem

er sagt: „Kurz hernach ward von J. Kais M. eine Musterung in Schlesien angestellt, darauf ward ich auch von J. F. G. mit einer Rüstung, anstatt der Ritter-Dienste wegen meines Herrn Vatern, gefordert."

So zeigt sich der deutliche Weg, wie das ganze Ritterwesen immer mehr verschwand und das Hofwesen sich immer weiter ausdehnte, um alle ritterliche Würde und Tüchtigkeit zu verschlingen.

Zweiter Abſchnitt.

Ritterleben.

Erste Abtheilung.

Ritterschlag und Ritterwürde.

Schon oben habe ich bemerkt, daß Tacitus uns erzählt, wie bei Ueberreichung des ersten Schwertes die Deutschen gewisse Feierlichkeiten festgesetzt hatten. Es war dies also ein Gebrauch, den die Ritterzeit aus der Heldenzeit entlehnte oder vielmehr mit übernahm, und ganz falsch würde es seyn, von der Zeit an, in welcher diese Sitte erscheint, schon das Daseyn des Ritterthums herleiten zu wollen. Wir finden diesen Gebrauch, um so den Weg zu zeigen, den er von ältester Zeit bis zum Ritterthum nahm, auch unter den Karolingern; so übergab z. B. Kaiser Karl der Große seinem Sohne Ludwig dem Frommen, den er aus Aquitanien hatte kommen lassen, unter gewissen Feierlichkeiten das Schwert und die ganze kriegerische Rüstung. Ein Gleiches that dieser Ludwig der Fromme 838 mit seinem Sohne Karl. Es ist dies die erste Wehrhaftmachung des zum Jüngling Gereiften, die ich schon oben bei der Feierlichkeit erwähnte, die Statt fand, sobald ein Edelknappe zum Knappen erhoben ward. Gar etwas Höheres

und Anderes aber war der Ritterschlag, welcher nur seit Entstehung des eigentlichen Ritterlebens vorkommt; denn „die Ritter sind von sehr grosem Werth, sie besitzen unter allen Menschen die grösten Vorzüge, sowohl Lob als Herrschaft" (Roman de Floire et de Blanchefleur). Die Ritterwürde wurde als die höchste Ehrenstufe im Kriegerleben angesehen, und Kaiser und Könige hielten es ihrem Range durchaus entsprechend, Ritter zu seyn. Oben führte ich bereits ein Beispiel von dem Grafen von Toulouse an, der noch im 50. Jahre Ritter ward, da seine königlichen Schwiegersöhne es für eine Schande hielten, einen Schwäher zu haben, der nicht Ritter war. Daher sagten alte Schriftsteller: „Vorzug und Ehre sind in Sachen, wo es auf die Waffen ankommt, das Kennzeichen der Ritterschaft." Und nach dem Ritter de la Tour (in seinem guidon des guerres) waren „die Ritter in dem Kriegsstande das, was die Magister und Doctoren in andern Wissenschaften waren," d. h. den höchsten wissenschaftlichen Würden entsprach die höchste kriegerische Würde, der Ritterstand. Oft sprechen die alten Gedichte das Lob der Ritterschaft und Ritterwürde aus, z. B. Parzifal V. 181286 heißt es:

Des schildes ambet ist so hoch,
Daz der von spotte je sich gezoch (dem Spotte immer sich entzog ꝛc.)
Swer ritterschaft ze rehte pflach.

Die Ertheilung der Ritterwürde hat mit den Feierlichkeiten Zusammenhang und Aehnlichkeit, welche bei Ertheilung eines Lehens Statt fanden, und es ist keinem

Zweifel unterworfen, daß beides eine Verbindung hat, um ſo mehr, da in der frühſten Zeit durch das Wort miles ein Lehnmann, ein Vaſall angedeutet ward, und erſt das 13. Jahrh. brauchte in dem Ritterzeitalter das Wort miles für Ritter. Eine nähere Auseinanderſetzung dieſes Verhältniſſes gehört in die Geſchichte des Lehnweſens und in das Lehnrecht. Aus dieſen Urſprungsgründen war aber auch das Recht, den Ritterſchlag zu ertheilen, in den Händen mehrer Perſonen, und nicht allein Kaiſer, Könige und andere weltliche Fürſten verliehen dieſe Würde, ſondern auch ſogar Biſchöfe. Eben ſo hatte aber auch ein einmal zum Ritter geſchlagener Mann das Recht, dieſe ſeine Würde durch den Ritterſchlag Andern zu ertheilen. Ja man hat Beiſpiele, daß ein kaum erſt gewordener Ritter ſofort ſeine neue Würde Andern ertheilte. Die Chronik von St. Denys, welche Mabillon bekannt machte, erzählt, daß, als Philipp, der Sohn Philipp des Schönen, Königs von Frankreich, an dem Pfingſtfeſte ſeine 3 Söhne, Ludwig, Philipp und Karl, zu Rittern machte, dieſe Prinzen darauf ſogleich vierhundert andere Knappen zu Rittern ſchlugen. Ein gleiches Beiſpiel erzählt die Chronik des Gottfried von Vignois: als Malkolm, König von Schottland, bei der Belagerung von Toulouſe den König Heinrich von England begleitete, wurde er von dieſem zum Ritter erhoben und machte nun auf der Stelle dreißig Andere dazu. Die Ehre, bei koſtbaren und prächtigen Feſten die Waffen erhalten zu haben, bei denen gewöhnlich der Herr, welcher den Ritterſchlag vollzog, alle Koſten übernahm, wovon ich gleich Beiſpiele

anführen werde; die hierbei gewöhnlichen Austheilungen von Kleidungen, von reichem Pelzwerk, koſtbaren ſeidenen Zeugen, prächtigen Mänteln, Waffen, Edelſteinen und Geſchenken aller Art, auch Gold und Silber nicht ausgenommen, das man in Menge ſchenkte — alles dies mußte die ohnehin ehrbegierige Jugend noch mehr entflammen, aus den Händen ſo milder Herren die Ritterwürde zu verdienen und zu erlangen. Mit Bezug auf dieſe freigebige Gewohnheit ſagt das alte Gedicht l'Ordre de Chevalerie: „es iſt billig, daß man an dem Tage, an welchem die Ritterwürde ertheilt wird, ein großes Feſt anſtellt, ſchöne und anſehnliche Geſchenke austheilt, große Gaſtmahle zubereitet, Ritterübungen und alles Uebrige vornimmt, was zu einem Ritterfeſte gehört. Und der Herr, welcher den neuen Ritter ernennt, muß dieſen nebſt den übrigen Rittern beſchenken. Auch muß an dieſem Tage der neue Ritter die übrigen beſchenken; denn wer ein ſo wichtiges Geſchenk, als der Ritterſtand iſt, erhält, der verläugnet ſeinen Stand, wenn er nicht ſo, wie es ſich gebührt, Gaben austheilt."

Die Gebräuche nun, welche hauptſächlich dabei Statt fanden, ſind: der Knappe mußte ſich einem ſtrengen Faſten unterwerfen; dann brachte er mit einem Prieſter und mit einem Beiſtande, welcher in das Verhältniß eines Taufpathen zu ſeinem Täuflinge gegen ihn trat, die Nacht vorher wachend und in Gebetsübungen zu; hierauf mußte er in einer Kapelle oder Kirche feierlich und andächtig Buße thun, und der Prieſter ertheilte ihm darauf, nachdem er ihm das Schwert um den Hals befeſtigt, das heilige

Abendmahl. Bisweilen wurde auch zur Reinigung ein Bad am Tage vorher als nothwendig erachtet, aber durchaus nothwendig war die weiße Kleidung der Knappen, welche die Ritterwürde erwarteten. Diese weißen Kleider müssen wir als eine allgemeine, freundliche Sitte der Zeit betrachten, die selbst auch durch äußere Kleidung eine geistige oder herzliche Richtung anzudeuten suchte. Darum zu Handlungen, in denen ein reines, lauteres Gemüth und Herz vorausgesetzt ward, die weiße Kleidung, und zu denen, wo ein betrübtes Herz eintrat, die schwarze Kleidung. In diesem Sinne legten vormals auch die Könige von Großbritannien am Abend vor ihrer Krönung weiße Kleider an, als ein Zeichen ihrer Reinheit. Ja auch das Lebloſe ward zuweilen zu Lebendigem durch die Einbildungskraft oder seine Bestimmung erhoben, und erfuhr dann eine gleiche Behandlung. Daher zur Zeit, als die Glockentaufen noch gebräuchlich waren, der Gebrauch, die Glocke, nachdem sie vorher getauft, gesalbt, beräuchert und eingesegnet war, mit einem weißen Hemde zu bekleiden, und sie dann unter Gesang und Gebet zu ihrem hohen Sitze aufsteigen zu lassen.

Dies waren die Vorbereitungen zu dem Ritterschlage, ehe die näheren Feierlichkeiten begannen. Nachdem nun dies alles erfüllt war, trat der Knappe in die Kirche, das Schwert, wie bereits angegeben, mit einer Binde um den Hals gehängt. Vor den Altar getreten, nahm er es ab und überreichte es dem Priester, der es feierlich einsegnete. Nach der Einsegnung legte ihm der Geistliche wieder das Schwert um den Hals. Nun begab sich der Knappe in

ſeiner einfachen Kleidung mit gefaltenen Händen hinweg, zu dem hin, welcher ihm die Ritterwürde ertheilen ſollte, welcher ſich entweder in der Kirche oder Kapelle ſelbſt befand, oder auf einem Saale ſeines Schloſſes, auch auf dem Hofe der Burg, ja ſogar auf freiem Felde war, wenigſtens ſich befinden konnte, und kniete vor ihm nieder. Der, welcher dem neu zu Weihenden das Schwert überreichte, fragte ihn darauf, in welcher Abſicht er in den Orden der Ritter treten wolle. Das ſchon angeführte Werk, l'Ordre de Chevalerie erklärt ſich darüber ſo: „Derjenige, welcher die Ritterwürde ertheilt, muß von dem, der ſie begehrt, erfahren, in welcher Abſicht er ſich um ſolche bewirbt; thut er dies, um reich zu werden, um in Ruhm und Ehre zu leben, ohne dem Ritterſtande Ehre zu machen, ſo iſt er ihrer unwürdig.“ — „Schließt daher — fährt das genannte Werk fort — einen Knappen, der nur nach eitlem Ruhme ſtrebt, der nur kriecht und ſchmeichelt, von der Ritterwürde aus; denn ein ſolcher unterhält die verderblichen Sitten, die ein Ritter, vermöge ſeines Standes, aus dem Wege räumen ſoll; er vernichtet den Edelmuth, der das Loos eines Ritters ſeyn muß.“ Die Wünſche des neuen Ritters mußten nur auf die Beſchützung und den Preis der Gottesverehrung und der Ritterſchaft abzwecken. Damit aber nicht der neue Ritter ein Verſprechen ablege, das der Meinung und dem Streben ſeines Herzens entgegen lief, ſo ſetzten auch darüber alte Beſtimmungen das Gehörige feſt. „Keiner darf — heißt es in einem ſolchen Geſetze — zu der Ritterwürde erhoben werden, von dem man nicht weiß, wie er für das gemeine

Beste und das Wohl des Reichs gesinnt ist, ob er geneigt, den Befehlen des Herrschers gemäß, alle Uneinigkeiten des Volks gütlich beizulegen, und ob er bereitwillig, alle Hindernisse des allgemeinen Wohls, die er entdeckt, so viel in seinem Vermögen steht, wegzuräumen." Dabei ward auch auf das Aeußere des Knappen gesehen, und es sollte nach den Gesetzen der Ritterschaft keiner aufgenommen werden, der lahm sey oder ein anderes körperliches Gebrechen trage, welches ihm bei seinen Kriegesverrichtungen auf irgend eine Art hinderlich seyn könne, er möchte auch noch so reich, noch so vornehm seyn, oder auch noch so viel Muth haben.

Hatte der die Ritterwürde Wünschende solche Antworten ertheilt, welche man erwartete, so willigte derjenige, der die Ritterwürde verleihen sollte, in sein Begehren und nahm ihm einen Eid ab. Nun wurde der neue Ritter von einem oder mehren andern Rittern, zuweilen auch von Frauen oder Fräuleinen, mit allen äußern Zeichen des Ritterstandes bekleidet. Man überreichte ihm die Waffenstücke meist in der Folge, wie ich sie nacheinander anführe: die goldnen Sporen, wobei gewöhnlich mit dem linken der Anfang gemacht ward, (doch sagt eine Stelle im Lancelot du Lac: nachdem der rechte Sporen dem neuen Ritter angelegt war, wie es damals die Gewohnheit mit sich brachte) das Panzerhemde, den Harnisch, die Armbleche und die Panzerhandschuhe; dann gürtete man ihm das Schwert um, welches er vorher an seinem Halse getragen hatte, und dies um den Leib geschnallte Wehrgehänge (cingulum militare), woran das Schwert hing,

erhielten nur die Ritter, nicht etwa die Knappen, wie einige geglaubt haben, bei ihrer Wehrhaftmachung, bei welcher zwar die Knappen auch ein Schwert, aber in ganz verſchiedenem Sinne, erhielten. War nun der Ritter ſo ausgerüſtet, ſo ſenkte er ſich demüthig auf die Knie. „Der Knappe muß ſich — wie das alte Gedicht l'Ordre de Chevalerie ſagt — auf die Knie vor dem Altare werfen; er muß die Augen ſeines Leibes und ſeines Geiſtes zu Gott erheben und ſeine Hände zum Himmel ausſtrecken.“ Darauf erhob ſich derjenige, welcher ihm die Ritterwürde ertheilen ſollte, von dem Sitze oder dem Throne, auf welchem er ſaß, und gab ihm den Ritterſchlag (franz. Accolade). Dies waren gewöhnlich drei Schläge mit dem bloßen flachen Degen auf die Schulter oder den Hals desjenigen, den er zum Ritter machte; zuweilen war es auch ein Backenſtreich mit der flachen Hand. Dies ſollte ihn an ſein Verſprechen erinnern, an das wichtige Amt, welches er übernommen hatte, und an die große Ehre, die ihm durch die Ritterwürde ertheilt war. Aber auch auf die Beſchwerden ſollte er hingewieſen werden, auf die er ſich vorbereiten und die er ſtandhaft tragen müßte, wolle er ſeinen Stand auf eine würdige Art behaupten. Bei Ertheilung dieſer leiſen Schläge ſprach aber der Ertheilende folgende oder denen ähnliche Worte: „Im Namen Gottes, des heil. Michael und des heil. Georg mache ich dich zum Ritter.“ Die Namen der beiden heiligen ritterlichen Engel wurden meiſt gewählt, doch konnte auch der [illegible] Heiligen angerufen werden. So hat z. B. der Ritter Saintré, als er einen Feldzug

gegen die Ungläubigen in Preußen unternehmen wollte, den König von Böhmen, ihm die Ritterwürde „im Namen Gottes, der heiligen Jungfrau und des heil. Dionyſius" zu ertheilen. Oftmals wurden noch die Worte hinzugefügt: „ſeyd tapfer, unverzagt und getreu!" Nun fehlte ihm nichts mehr zu ſeiner Ausrüſtung, als Helm, Schild und Lanze, welche ihm auch alsbald überreicht wurden. Man führte ihm dann ein Pferd herbei, auf welches er ſich, oft ohne Hülfe des Steigbügels, in ganzer Rüſtung ſchwang. Er tummelte das Pferd umher, ſchwang ſeine Lanze und machte allerhand Schwingungen mit ſeinem Schwerte, welches indeſſen kein weſentliches Erforderniß war. Dagegen ſagt das ſchon oft angezogene Werk l'Ordre de Chevalerie: „der neue Ritter muß in der Stadt herum reiten und ſich dem Volke zeigen, damit jedermann erfahre, daß er vor kurzer Zeit die Ritterwürde erhalten hat, und daß er verbunden iſt, die Ehre der Ritterſchaft zu handhaben und zu vertheidigen; dieſes wird ihn um ſo mehr abhalten, ſchlichte Handlungen zu begehen; denn wegen ſeiner großen Schamhaftigkeit gegen Leute, welche dem Ritterſtande Dienſt und Ehre erweiſen, wird er ſich oft enthalten, wider die Grundſätze der Ritterſchaft zu verſtoßen." Man fand es auch recht, daß der, welcher zur Vertheidigung des Volkes beſtimmt war und der Richter des Volks ſeyn ſollte (wie wir weiterhin ſehen werden), auch bald dem Volke bekannt wurde; denn die alten Dichtungen ſagten, daß der heil. Schrift nach drei Stände in einem Staate nothwendig wären: „Ritter zur Beſchützung und Vertheidigung, Prieſter zur Verrich-

tung der Andacht, und Arbeiter oder Landleute zur Bebauung des Landes." Wir drücken es noch durch die drei bekannten Namen: Wehr-, Lehr- und Nährſtand aus. So vergleicht auch ein franzöſiſcher Dichter die Kirche mit dem Haupt des Menſchen, die Ritterſchaft mit ſeinen Armen, und den Stand der Bürger, Kaufleute mit den übrigen Gliedern des Leibes.

Mehre der erwähnten Feierlichkeiten waren mit eigenen Gebeten und Formeln verbunden, welche noch in alten Formelbüchern aufgehoben ſind und z. B. in dem Théâtre d'honneur et de chevalerie par Favin p. 89. 90. abgedruckt worden ſind. Diejenigen Obliegenheiten, welche der Ritter bei Ertheilung ſeiner Würde übernahm, und die er beſchwören mußte, ſind von la Colombière im théâtre d'honneur et de chevalerie I. 22. aufgezeichnet und wenn dieſe Sätze in ihrem ganzen Umfange nur von den franzöſiſchen Rittern beſchworen wurden, und vielleicht kaum von allen, ſo ſind ſie doch für die ganze Ritterzeit bedeutſam und verdienen eine Anführung. Sie waren:

1) Gott fromm zu fürchten, zu verehren und zu dienen, für den Glauben aus allen Kräften zu ſtreiten und lieber einen tauſendfachen Tod zu erleiden, als je dem Chriſtenthume zu entſagen.

2) Ihrem gebietenden Fürſten treu zu gehorchen und für ihn und ihr Vaterland tapfer zu kämpfen.

3) Für Erhaltung des guten Rechts der Schwachen in rechtmäßigen Klagen zu ſorgen, beſonders für Wittwen, Waiſen und Jungfrauen, und ſich dem, was die Nothwendigkeit heiſcht, für ſie zu unterziehen, doch ohne daß es

gegen ihre eigene Ehre oder gegen ihren König oder ihren angeborenen Fürſten ſtreite.

4) Sie ſollten niemanden boshafterweiſe beleidigen, niemals ſich das Gut eines Andern anmaßen, ſondern vielmehr gegen die kämpfen, die es antaſteten.

5) Daß Geiz, Belohnung, Gewinnſt und Vortheil ſie nie bewögen, irgend eine Handlung zu unternehmen, ſondern nur allein der Ruhm und die Tugend.

6) Daß ſie für das Wohl und den Nutzen der öffentlichen Sache ſtritten.

7) Daß ſie den Befehlen ihrer Obern und Hauptleute, die ein Recht hätten, ihnen zu befehlen, gehorchten.

8) Daß ſie die Ehre, den Rang und Orden ihrer Genoſſen in gutem Andenken hielten, und daß ſie nichts aus Stolz oder Gewalt gegen irgend einen derſelben unternähmen.

9) Daß niemals mehre gegen einen kämpften, und daß Betrug ſo wie Argliſt immer von ihnen entfernt wären.

10) Daß ſie nur einen Degen trügen, es ſey denn, daß ſie gegen zwei oder mehre ſtreiten müßten.

11) Daß ſie ſich in einem Turnier, oder in einem andern Kampfe zum Vergnügen, niemals der Schärfe ihres Schwertes bedienen ſollten.

12) Daß ſie, als Gefangene in einem Turnier, bei Treue und Ehre die Bedingungen des Unternehmers von Punct zu Punct erfüllen müßten; oder ſie müßten ihre Waffen und ihre Roſſe dem Sieger übergeben, wenn er ſie haben wollte, und dürften ohne ſeine Erlaubniß in keinem Kriege oder anderswo mit ſtreiten.

13) Ihre Treue müßten ſie unverletzlich aller Welt halten, und beſonders ihren Genoſſen, auch deren Ehre und Vortheil in ihrer Abweſenheit erhalten.

14) Einer müſſe den andern ehren und lieben, und Hülfe und Beiſtand allemal leiſten, wann ſich die Gelegenheit zeigte; auch keiner ſolle gegen den andern ſtreiten, es ſey denn, daß es aus Irrthum geſchehen wäre.

15) Daß, wenn ſie das Gelübde oder Verſprechen geleiſtet hätten, irgend ein Unternehmen oder wichtiges Abenteuer zu beſtehen, ſie niemals die Waffen ablegten, ausgenommen bei nächtlicher Ruhe.

16) Daß ſie bei Verfolgung ihres Unternehmens oder Abenteuers niemals die böſen und gefährlichen Päſſe vermieden, auch ſich nie von dem geraden Wege abwendeten, aus Furcht, ſtarken Rittern zu begegnen, oder Ungeheuern, wilden Thieren, oder andern Hinderniſſen, welche die Kraft und den Muth eines einzigen Mannes überwinden können.

17) Daß ſie niemals einen Lohn oder eine Beſoldung von einem ausheimiſchen Fürſten annehmen ſollten.

18) Daß, wenn ſie bewaffnete Haufen befehligten, welche zur Sicherheit des Landes gebraucht würden, ſie immer auf die möglichſte Ordnung und Befolgung ihrer Befehle ſehn ſollten, und beſonders in ihrem eigenen Lande, wo ſie nie leiden ſollten, daß irgend ein Schade angerichtet oder eine Gewaltthätigkeit begangen würde.

19) Daß, wenn ſie verpflichtet wären, eine Frau oder Jungfrau zu führen, ſie ihr dienen, ſie beſchützen und erretten ſollten aus allen Gefahren und aus jeder Beleidung, oder eher den Tod finden.

20) Daß ſie niemals Frauen oder Jungfrauen Gewalt anthun ſollten, wenn ſie ſie auch durch ihre Waffen erobert hätten, es ſey denn mit ihrem Wiſſen und Willen.

21) Daß, wenn gleicher und ehrlicher Kampf an ihnen geſucht würde, ſie ihn nie verweigerten, es ſey denn, daß Wunden, Krankheiten oder andere wichtige Verhinderungen ſie davon abhielten.

22) Daß, wenn ſie es beſchloſſen hätten, ein Unternehmen zu enden, ſie Jahr und Tag daran wenden müßten, es ſey denn, daß ſie zum Dienſte ihres Königes und ihres Vaterlandes zurückgerufen würden.

23) Daß, wenn ſie ein Gelübde gethan hätten, irgend eine Ehre zu erlangen, ſie ſich nicht eher zurückziehen dürften, als bis ſie dieſelbe oder wenigſtens eine verhältnißmäßige Entſchädigung erlangt hätten.

24) Daß ſie feſte Beobachter ihres Wortes und ihrer gegebenen Treue wären, und daß, wenn ſie in ehrlichem Kampfe zu Gefangenen gemacht worden wären, ſie unverzüglich das verſprochene Löſegeld zahlen, oder ſich wieder in Haft nach Tag und Zeit ihres geleiſteten Verſprechens ſtellen müßten, widrigenfalls ſie für ehrlos und meineidig erklärt werden ſollten.

25) Daß ſie, bei der Rückkehr zum Hofe ihres Gebieters, eine wahrhafte Erzählung ihrer Abenteuer liefern, ja ſogar dann, wenn ſie zu ihrem Nachtheil gereichten, bei Strafe der Verſtoßung aus der ritterlichen Geſellſchaft.

26) Daß ſie in jedem Falle treu, höflich und demüthig ſeyn ſollten, auch niemals ihr Wort brechen, es möge dabei auch auf dem Spiele ſtehen, was da wolle.

Daß zu dieſen 26 Säßen eine ſpätere Zeit, als das eigentliche Ritterthum ſich mehr in ein abhängiges Heeresweſen auflöſte, manche Beſtimmung gethan haben mag, kann wohl nicht in Abrede geſtellt werden, doch geht das Meiſte aus Nachrichten und Beiſpielen, welche die Ritterzeit uns gibt, als ſchon damals beobachtet hervor.

Was die Frömmigkeit betrifft, ſo zeigt ſich die Ermahnung dazu in vielen alten Gebräuchen, und man kann wohl annehmen, daß die innerlich recht frommen und ihrem Berufe getreuen Ritter, bei hohen Feſten, ja vielleicht auch jedesmal, ſo oft ſie die Meſſe hörten, ihr Gelübde ſtillſchweigend erneuten. Ja die Sitte, welche lange Zeit ſich in Polen erhielt, wo indeſſen ein eigentliches Ritterthum mangelt, und wir dieſen Gebrauch nur als einen aus benachbartem Ritterlande übergenommenen betrachten müſſen, daß, wenn man das Evangelium in der Kirche las oder ſang, die Großen und Edelleute ſtehend den Degen in die Hand nahmen und die Spitze deſſelben in die Höhe richteten, bezieht ſich wahrſcheinlich auf eine bildliche Anzeige, daß ſie ſtets bereit wären, den Glauben zu beſchüßen. Nicht minder hoch war die Verpflichtung, Frauen und Jungfrauen, Wittwen und Waiſen zu beſchüßen, und dieſe Vertheidigung erforderte ſelbſt die Aufopferung des Blutes und Lebens. So durften ſie ehrbare Frauen nicht ſchwächen, und auch nicht zugeben, daß ſich jemand in ihrer Gegenwart unterſtand, ſie zu beſchimpfen. Wir haben ſchon oben geſehen, was alles erforderlich war, um ſich zu einem guten Ritter vorzubereiten, und was nun ein tüchtiger Ritter alles beſitzen mußte, das ſagt der fran-

zösische Roman von Gerard de Roussillon, wo es von einem Ritter Foulque so heißt: „Er ist tapfer, gefällig, gesprächig, frei, gutmüthig, beredt; er weiß in dem Walde eben so gut zu jagen, als auf dem Wasser; er versteht das Schach-, Bret- und Würfel-Spiel, er theilt von seinem Vermögen mit, und läßt solches alle, die um ihn sind, und Jedermann ohne Unterschied, Gute und Böse, genießen. Als ein erklärter Feind der Ungerechtigkeit und eines jeden, der auf ihre Seite tritt, war er allemal untröstlich, wenn er sie nicht hintertreiben konnte; kurz, er verließ nie seinen Hof, ohne an den mit Schranken versehenen Orte die Billigkeit seiner Aussprüche behauptet zu haben." Anderweit heißt es wieder: „Ein Ritter verrichtet alles unter der Hand Gottes und in dem Namen desselben, um sich durch merkwürdige Handlungen hervorzuthun, jedoch ohne sich selbst zu rühmen; denn Lob aus eigenem Munde ist Beschimpfung; aber dem, der nicht sich, sondern Gott lobt, gereicht das Lob zur Ehre. Legt sich ein Knappe wegen seiner Thaten eitlen Ruhm bei, so verdient er nicht, Ritter zu werden; denn eitele Ruhmsucht ist ein Laster, welches Verdienste, Stützen und Wohlthaten der Ritterschaft vernichtet und zu Boden schlägt."

Was die in den Gelöbnissen angegebene Verpflichtung, sein Wort zu halten, betrifft, so ist dies ein Zug, der aus der allgemeinen Natur und Ansicht germanischer Völker geschöpft und in das Ritterwesen treu übergegangen ist. Eine Stelle des Tacitus spricht dafür, indem er sagt: „Würfel- oder Bretspiele nehmen sie (wunderbar genug!) nüchtern und als eine ernsthafte Sache vor, auch mit solcher

Verwegenheit bei Gewinn und Verluſt, daß ſie, wenn alles daran gewagt iſt, endlich Leib und Freiheit aufs Spiel ſetzen. Der Verlierende tritt ſeine freiwillige Knechtſchaft an, läßt ſich feſſeln und binden, ungeachtet er jünger und ſtärker iſt. So groß iſt, auch bei einer übeln Sache, ihre Hartnäckigkeit: ſie nennen's Treu und Glauben." Die Empfehlung der Tugend: Treue und Glauben zu halten, wiederholt ſich daher faſt in allen alten Rittergeſchichten, und damit ein paar Beiſpiele für alle gelten, ſo erwähne ich hier zuerſt den Artus, der als ein Muſter des Ritterthums gilt, von dem im Lancelot vom See erzählt wird: „Als König Artus einem Ritter ſein Wort gegeben hatte, ihn die Königin wegführen zu laſſen, achtete er weder auf das Flehen dieſer Fürſtin, noch auf die Vorſtellungen, die man ihm that. Er gab blos zur Antwort, daß er ſein Verſprechen gegeben habe, und daß ein König ſein Wort nicht zurückziehen müſſe. Lyonel, der ihn davon abbringen wollte, erwiderte: alſo iſt ein König mehr Sclave ſeines Wortes als ein anderer? und verdammt ſey der, welcher da König werden möchte! Die Königin wird weggeführt, damit das Verſprechen ihres Gemahls erfüllt werde."

Dieſem Beiſpiele kann man entgegenſetzen, daß es aus der Dichtung genommen ſey, denn das Daſeyn des Artus, ſo, wie es durch Geſänge gefeiert worden, ſuchen wir noch vergebens in der Geſchichte, wenn auch das geſchichtliche Daſeyn eines brittiſchen Königs Artus gewiß iſt. Dem tritt ein unübertrefflich herrliches Beiſpiel aus der deutſchen Geſchichte zur Seite. Der römiſche König

Ludwig von Baiern hatte ſeinen Gegenkönig Friedrich von Oeſterreich bei Ampfingen überwunden und gefangen. Nach einiger Zeit erhielt dieſer von jenem unter gewiſſen Bedingungen die Freiheit und verſprach in ſein Gefängniß zurück zu kommen, im Fall er ſolche etwa nicht erfüllen könnte. Dieſer Fall traf wirklich ein. Sein mächtiger Anhang, der ſich trotz der erlittenen Niederlage ſtärker, als der von ſeinem Gegner fühlte, erlaubte ihm nicht, das Verſprochene zu leiſten. Friedrich nahm keinen Anſtand, lieber ſein Schickſal wieder in die Hände ſeines Nebenbuhlers an der Kreue, den zu überwältigen er allen Anſchein für ſich hatte, zu überliefern, als ſein Wort zu brechen; und Ludwig dachte edel genug, ihn von Stund an wie ſeinen vertrauteſten Freund zu behandeln, ja ſogar ihm ſelbſt die Vertheidigung von Baiern gegen ſeinen eigenen Anhang aufzutragen, als er durch andere Händel ſich genöthigt ſah, anderwärts hinzueilen. Ein anderes Beiſpiel von Frauenſinn und Ritterverſprechen liefert die franzöſiſche Geſchichte. Joinville, der Lebensbeſchreiber Ludwig des Heil. liefert es S. 79. Der Erzählung von den, dem chriſtlichen Heere Ludwigs im Morgenlande begegneten widrigen Schickſalen, und von der Gefangennehmung des heil. Ludwig fügt er eine Beſchreibung des noch betrübteren Zuſtandes bei, in welchem ſich die Königin, deſſen Gemalin, befand. „Durch die Nachricht von ſo vielen traurigen Begebenheiten in den hoffnungsloſeſten Zuſtand und in eine Beſtürzung herabgeſunken, die ihr nicht erlaubte, nur ein Auge zu ſchließen, und da ſie überdem jeden Augenblick ihre Entbindung fürchten mußte,

erblickte ſie ſich in der nahen Gefahr, lebendig in die Hände der Ungläubigen zu fallen. In dieſer Lage faßte ſie den äußerſten Entſchluß; ſie warf ſich zu den Füßen eines mehr als achtzigjährigen Ritters und beſchwur denſelben, ihr einen Gefallen zu erweiſen. Der Greis willigte ein und verſprach es ihr auf ſeine Ehre. Dieſer einzige, ſo ſehnlich erflehte Gefallen beſtand darin, daß er ihr das Leben nehmen möchte, bevor die Sarazenen ſie gefangen nehmen könnten, im Fall dieſelben die Stadt Damiette, in welcher ſie eingeſchloſſen war, einnehmen würden. Die Antwort zeigte die Verbindlichkeit der Ritter noch deutlicher; er hatte, ohne ſo lange zu warten, ſchon vorher ſeinen Entſchluß gefaßt; und der Ritter, ſagt Joinville, antwortete ihr: daß er es ſehr gern thun wolle, und daß er ſchon darauf gedacht hätte, es ſo zu machen, wenn ſich der Fall ereignen würde." Glücklicherweiſe brauchte die harte That nicht zur Ausführung zu kommen.

Auch das Geſetz bei der Rückkehr von Ritter- und Feldzügen treulich von ihren glücklichen oder unglücklichen, rühmlichen oder beſchämenden Begebenheiten Berichte abzuſtatten, welche die Herolde verzeichnen mußten, war nicht ohne gute Folgen. Die Erzählung glücklicher Unternehmungen feuerte den Muth anderer Ritter an, die Erzählung mißlungener Anſchläge tröſtete im voraus die, denen das nämliche Schickſal begegnen konnte, und lehrte ſie, den Muth nie ganz ſinken zu laſſen. Dann ward aber auch dadurch die Wahrheitsliebe in den Herzen der Ritter erhalten, denn nur zu leicht konnte eine falſche Erzählung entdeckt und ihre ganze Ehre zertrümmert werden. Das

alte Gedicht: l'Ordre de Chevalerie, ſtellt alles zuſammen, was ein Ritter meiden mußte, und was man von einem Ritter verlangen konnte. Es ſagt: „Den Meineid, den Stolz, die Unreinlichkeit, die Unenthaltſamkeit, die Trägheit, den Geiz, den Zorn, das unmäßige Eſſen und die Trunkenheit muß ein Ritter verabſcheuen. Auch enthalte er ſich aller niederträchtigen und beleidigenden Worte und ſuche ſeinen Edelmuth in Treue und Glauben, in Hoffnung, Mildthätigkeit, Gerechtigkeit, Stärke, Mäßigkeit, Redlichkeit und in andern Tugenden.“ — „Die Fertigkeiten, d. i. die Tugenden und Sitten, die man von einem Ritter fordert, beſtehen in 7 Tugenden, wovon 3 theologiſch ſind: Glaube, Hoffnung und chriſtliche Liebe; die 4 andern ſind Haupttugenden, nämlich: Gerechtigkeit, Klugheit, Stärke und Mäßigkeit. Die 7 Todſünden ſind dagegen: die Unmäßigkeit im Eſſen und Trinken, die Schwelgerei, der Müßiggang, der Stolz, der Geiz, der Neid und der Zorn.“

Eine umfaſſende Ritterlehre gibt mit kurzen Worten der Troubadour Euſtach Deſchamps in ſeinen noch ungedruckten Dichtungen, von denen eine ſo lautet: „Ihr, die ihr den Ritterſtand begehrt, müßt ein neues Leben führen; ihr müßt andächtig wachen im Gebete, die Sünde, den Stolz und die Niederträchtigkeit meiden, die Kirche, Wittwen und Waiſen vertheidigen, und mit edler Kühnheit das Volk beſchützen. Ein Ritter muß ſich als ein redlicher Beſchützer, ohne andern das Ihrige zu entziehen, aufführen; er ſey ſtets unverdroſſen, ſtets mit den Verrichtungen ſeines Standes beſchäftigt, mit rechtmäßigen Fehden,

mit Reisen, mit Turnieren, mit Ritterübungen zum Dienst seiner Geliebten; er muß nach jeder Ehre streben, so daß man ihm weder Schimpf noch Niederträchtigkeit in seinen Handlungen vorwerfen kann; er maße sich nie eines Vorzuges vor Andern an. So sey die Aufführung eines Ritters. Er liebe seinen rechtmäßigen Herrn, und die Bewahrung der Besitzungen desselben sey sein eifrigstes Bestreben; er zeige Gerechtigkeit und edelmüthige Freigebigkeit; er suche die Gesellschaft angesehener Leute, höre gerne ihre Erzählungen und lerne daraus; er vernehme gern die Thaten der Helden, damit er auch im Stande seyn möge, große Handlungen zu verrichten, wie es ehedem König Alexander machte. So sey die Aufführung eines Ritters beschaffen."

Dies wären nun ungefähr erst die Sitten des Ritterschlages, und dann der Begriff von der Würde des Ritters, die dadurch ertheilt wurde. Ehe wir nun zu den Feierlichkeiten übergehen, welche noch damit verknüpft waren, die wohl am besten ihre Stelle in einer Betrachtung der Ritter-Feste überhaupt finden, wenn sie auch zu dem eigentlichen Ritterschlage mitgehören, so ist hier noch die Beschreibung eines deutschen Ritterschlages einzufügen, die, wenn sie auch nur einen einzelnen Fall begreift, doch über das Ganze der dabei vorkommenden Feierlichkeiten Licht verbreitet.

Graf Wilhelm von Holland, als er zum römischen Könige erwählt worden war, erhielt 1247 zu Kölln die Ritterwürde. „Da der Jüngling zur Zeit seiner Wahl noch ein Knappe war, so ist alles, was nöthig war, mit

Eil zubereitet worden, auf daß er nach dem Gebrauche der chriſtlichen Kaiſer Ritter würde, ehe ihm die Krone des Reiches zu Aachen aufgeſetzt wurde. Daher ward, als alles in der Kirche zu Kölln vorbereitet war, nach vorhergegangener Meſſe, der Knappe Wilhelm vor den Cardinal (es war Pater Capyzius, Legat des Papſts Innozenz) durch den König von Böhmen geführt, welcher ſo ſprach: „Eurer Ehrwürdigkeit, geliebter Vater, ſtellen wir hier dieſen erwählten Knappen vor, demüthigſt bittend, daß ihr in Väterlichkeit ſein gewünſchtes Bekenntniß annähmt, wodurch er unſerer Ritterverbindung würdig beitreten könne.“ Der Cardinal aber, in prieſterlichem Schmucke daſtehend, ſagte zu dem Knappen: „Was iſt, nach der Ableitung des Wortes ein Ritter? Derjenige, welcher die Ritterwürde erwerben will muß hochherzig, offenherzig, freigebig, vorzüglich und ſtrenge ſeyn. Hochherzig nämlich im Unglück, offenherzig in ſeiner Verbindung, freigebig in der Ehre, vorzüglich in der Höflichkeit und ſtrenge in männlicher Redlichkeit. Aber ehe du das Verſprechen deines Gelübdes gibſt, nimm erſt das Joch des Standes, den du ſuchſt, in reifliche Ueberlegung. Dies ſind die Regeln des Ritterordens: 1) Vor allem mit frommer Erinnerung täglich die Meſſe des göttlichen Leidens zu hören. 2) Für den katholiſchen Glauben kühn Leib und Leben zu wagen. 3) Die heilige Kirche mit ihren Dienern von jeglichem, der ſie antaſten will, zu befreien. 4) Wittwen, Unmündige und Waiſen in aller ihrer Nothdurft zu ſchützen. 5) Ungerechte Kriege zu vermeiden. 6) Unbillige Belohnungen abzuweiſen. 7) Für die Frei

heit eines jeden Unschuldigen einen Zweikampf einzugehen. 8) Kriegerische Uebungen nur zur Vervollkommnung der kriegerischen Kraft zu besuchen. 9) Dem römischen Kaiser oder seinem Stellvertreter ehrfurchtsvoll in allem Zeitlichen zu gehorchen. 10) Das gemeine Beste unverletzt in seiner Kraft zu erhalten. 11) Die Lehngüter des Reiches und Kaiserthums auf keine Weise zu veräußern. 12) Und ohne Makel vor Gott und Menschen in dieser Welt zu leben. — Wenn du diese Gesetze der Ritterschaft fromm beobachten wirst und gegen männiglich sorgfältig beschützen, so wisse, daß du dadurch auf Erden zeitliche Ehre und nach diesem Leben die ewige Seligkeit im Himmel erwerben wirst." Als dieses alles der Cardinal gesagt hatte, legte er die gefalteten Hände des jungen Kriegers in das Meßbuch auf das gelesene Evangelium, so sprechend: „Willst du nun die Ritterwürde im Namen Gottes fromm empfangen und die dir von Wort zu Wort gesagten Lehren, so viel du vermagst, erfüllen?" Ihm entgegnete der Knappe: „Ich will!" Darauf gab der Cardinal dem Knappen folgendes feierliches Bekenntniß, welches der Knappe vor allen öffentlich also las: „Ich Wilhelm, Graf von Holland, Ritter und des heil. römischen Reichs freier Vasall, bekenne schwörend, die Regeln der Ritterwürde zu beobachten, in Gegenwart meines Herrn, Petrus zum goldnen Vließ, Diakonus Cardinal und des apostolischen Sitzes Legat, bei diesem heiligen Evangelium, welches ich mit meiner Hand berühre." Darauf der Cardinal: „Dies fromme Bekenntniß gebe dir vollständigen Ablaß deiner Sünden." Dies gesprochen, gab er einen Schlag auf den Hals des

Knappen und sagte: „Zur Ehre Gottes des Allmächtigen mache ich dich zum Ritter und nehme dich in die Verbindung auf. Aber sey eingedenk, wie dem Weltheiland vor dem Oberpriester Hanna ins Gesicht geschlagen, wie er vor dem Landpfleger Pilatus verspottet ward, wie er mit Geißeln geschlagen, mit Dornen gekrönt und vor dem König Herodes mit dem Königs-Mantel bekleidet und verlacht ward; und wie er vor allem Volke nackt und verwundet an das Kreuz gehängt worden; seiner Schmach zu gedenken rathe ich dir, sein Kreuz auf dich zu nehmen, ermahne ich dich; seinen Tod zu rächen, erinnere ich dich." Als allsolches feierlich geschehen war, rannte nach gehörter Messe der neue Ritter, bei schmetternden Drommeten, wirbelnden Pauken und dem Klange aller Tonwerkzeuge, dreimal gegen den Sohn des Königs von Böhmen im Lanzenkampf an und zeigte darauf seine Waffenübung im Gefechte mit glänzendem Schwerte. Dann hielt er einen dreitägigen Hof und bewies durch reichliche Geschenke allen Großen seine Ehrenhaftigkeit."

Die andern gewöhnlichen Beweisstellen, welche ich jeder Abtheilung anfüge, werden für diese erst bei der folgenden Abtheilung ihre beste Stelle finden. Hier nur als Anhang eine Betrachtung aus der Zeit, als das Ritterthum sich schon so ausgebreitet hatte, daß es nicht mehr das alleinige Vorrecht eines Standes war. Die Ausbildung der Städte hatte einen eigenen Adel, einen städtischen Adel, Patrizier genannt, oder mit dem deutschen Namen „die Geschlechter" hervorgebracht, die denselben Uebungen sich widmeten, welchen die Ritter oblagen, und

an die sich mehre Bürger in der Nothwendigkeit, bei Vertheidigung ihrer Stadt gegenwärtig zu seyn, anschlossen. Wir finden daher schon bald, im 14. Jahrh., ritterliche, gewaffnete Bürger, mit alle dem versehen, was einem Ritter gebührt und nöthig, Panzer, Helm, Schild, Lanze und Schwert und wie die Bewaffnung, die wir in der dritten Abtheilung werden kennen lernen, heißt. Sie zogen auf Kämpfe aus, hielten unter einander Gestiche und vertheidigten ihre Kaufleute und Mitbürger gegen die wegelagernden Ritter und Adelichen. Durch mehre Beispiele erhellt dies und wird gewiß, aber ich will hier von dem ritterlichen Behaben der Bürger nur einen Schwank anführen, den ein alter Dichter des 14. Jahrh. erzählt hat. Nach ihm war eine Burg am Rheine, in der vierzig tüchtige, mannliche und ritterliche Bürger lebten, deren keinem ein Uebel zugefügt wurde, ohne daß der andere als Rächer aufgestanden, auch besuchten sie manches Turnier. Nun war ein Ritter in der Nähe, der Viele bedrängt hatte, doch brachten sie es zur Sühne und es ward verabredet, daß alle die ritterlichen Bürger und die benachbarten Ritter an einem Sonntage zusammen kommen wollten zur Sühne an einem bestimmten Orte, alle ohne Waffen, nur mit dem Schwerte umgürtet und leichte Reitpferde (helden Pferde) reitend. Ihre allein zurückgebliebenen Frauen erhoben sich freudig auf einen vor der Stadt liegenden wonniglichen Plan und ergingen sich dort in Gesprächen. Nach mehrem Hin- und Widerreden rühmt die eine Frau ihre Männer, die in der ganzen Gegend als tapfer und mannlich und als Schiedsrichter anerkannt würden. Da

beſchließen die Frauen, die Rüſtung ihrer Männer anzulegen, die Roſſe ſich bringen zu laſſen und, in zwei Theile geſchaart, ein großes Turnier zu halten. So geſchieht es. Zuſammen nennen ſich die Frauen die Frauengemeinde, und jede Frau nennt ſich nach dem ritterlichen Namen ihres Mannes. Dies konnte eine Jungfrau nicht und nahm daher den Namen des Herzogs Walrabe von Limburg, eines damals um den Rhein berühmten Ritters, an. Das Turnier beginnt, und dieſe Jungfrau übt die ritterlichen Werke mit ſo viel Kraft, Gewandheit und Geſchicklichkeit, daß ſie meiſt alle andern Frauen aus dem Sattel hebt, die denn ihren Uebermuth durch Wunden, zerbrochene Arme und Beine und zerſchlagene Glieder büßten. Drauf brachten ſie die Roſſe heim, die Harniſche lehnten ſie an ihre Stellen, die Kranken legten ſich zu Bette, verboten den Dienern, davon zu reden, und hofften, es würde nicht bekannt werden. Aber ihre Männer fanden, als ſie heim kamen, ihre Roſſe voll Schweiß, viele Frauen bettlägrig und befragten daher ihre kleinen Edelknaben, wie dies zugegangen. Die erzählten alles. Da lachten die Männer der Thorheit ihrer Frauen, aber im ganzen Lande ward bald die abenteuerliche Mähre umhergetragen. Auch Herzog Walrabe von Limburg erfuhr ſie, und wollte gern die Jungfrau ſehen, die ihn ſo männlich vertreten und in ſeinem Namen ſo tapfere Thaten geübt. Er kam in die Stadt, und da er die Jungfrau arm fand, gab er ihr 100 Mark zur Ausſteuer, und Reß und Pferde, und verlobte ſie einem rechtlichen Manne. So endigte der Frauen

Turnei, auf den ich mich in der Folge noch einigemal werde beziehen müſſen.

Hier möge auch noch die Bemerkung ihren Platz finden, daß der Ritterſchlag auch unterweilen, in der ſpätern Zeit, häufiger ſolchen ertheilt ward, die nicht ritterbürtig und von Adel waren, wenn ſie ſich um ihre Gebieter als Knappen ganz beſondere und des Dankes werthe Verdienſte erworben hatten, oder ſich auch durch Tapferkeit, Muth und Geſchicklichkeit in ritterlichen und Kriegesübungen ſo auszeichneten, daß ſie eine ſolche Erhebung verdienten. Aber eben dieſe große Vermehrung der Ritter war in der Folge wieder an dem größern und wachſenden Verfall des Ritterſtandes ſchuld, indem nicht mehr mit ſo viel Auswahl und Strenge bei Ertheilung dieſer Würde, wie ſonſt, verfahren ward.

Indeſſen mag doch dabei wohl nie mit ſolchem Leichtſinn verfahren worden ſeyn, wie in Frankreich, wovon Ottokar von Horneck in ſeinem Zeitbuche Oeſterreichs bei Gelegenheit des Krieges zwiſchen den flanderiſchen Städten und König Philipp dem Schönen von Frankreich ein Beiſpiel erzählt. Er ſagt: „daß die flanderiſchen Städte, welche ſich von dem ihnen aufgeladenen franzöſiſchen Joche befreien wollten, durch eine Kriegeslift faſt das ganze Heer und beſonders den ritterlichen Theil vernichteten, indem ſie viele Gruben machten, innen mit eiſernen Spitzen ausgefüttert und außen leicht zugedeckt, aber täuſchend, daß man ihr Daſeyn nicht bemerken konnte. Die Flanderer zogen ſich darauf ſeitwärts zurück, das franzöſiſche Heer folgte unbeſonnen und die Krieger ſtürzten in die

Gauben, viele wurden erschlagen, andere gefangen. Mancher Ritter fand den Tod, denn bis Sonnenuntergang währte das Morden, und noch am andern Tage liefen Bauern herum, um zu todten, was man lebendig antraf. Solchen Schimpf auszulöschen warb Philipp allenthalben um Ritterschaft. Wo einer in den Städten zween Söhne hatte, da mußte der eine Ritter werden, und von dreien Söhnen zween. Auch lud man fremde Ritter ins Land, sich mit französischen Wittwen zu vermählen. Manches Handwerkers Sohn ward Ritter, und wohl 30000 junger Pfaffen kamen zum Kriegsdienst. Also gewann der König viel Volks; aber am Tage der Schlacht, die wieder darauf nach der neuen Rüstung begonnen ward, sah man manchen neuen Schwertdegen, der besser hätte Schuhe machen können, als daß er zu streitbaren Dingen rathen sollte, und der Erfolg war daher für den König noch schimpflicher und für sein Volk noch verderblicher als das erstemal.

Wir haben oben gesehen und werden in der nächsten Abtheilung noch ausführlicher finden, wie viele Feierlichkeiten mit dem Ritterschlage meist immer verbunden waren. Indessen gab es auch Gelegenheiten, wobei kürzer verfahren ward. Fürsten und Heerführer wählten nämlich, meist auch dem Wunsche der jungen Knappen, welche die Ritterwürde begehrten, gemäß, oft den Augenblick der Ertheilung, wenn die Heere im Begriff waren, auf den Feind loszugehen, da das Gefühl der neuen Ehre den Muth und die Tapferkeit des erst ernannten Ritters noch mehr stählen mußte. Da hat uns die Geschichte eben

auch ein erheiterndes Abenteuer der Art aufbewahrt. Im Jahre 1338, als Eduard, König von England, den Krieg gegen Philipp von Valois, König von Frankreich anfing, den er erſt als ſolchen anerkannt hatte, nun aber nicht mehr dafür wollte gelten laſſen, ſondern Frankreich ihm zu entreiſſen trachtete, war Wilhelm II, Graf von Hennegau, auf Seiten Eduards und zog, ſich von dem engliſchen Könige trennend, mit 500 Lanzen gegen Philipp von Valois, welcher zu Vironfoſſe ſich befand. Beide ſtanden ſich ſo nahe, daß ein Treffen unvermeidlich ſchien. Da lief von ungefähr ein Haſe vor dem erſten Gliede des franzöſiſchen Heeres vorbei; es entſtand darüber ein lautes und luſtiges Geſchrei, welches von dem folgenden Gliede für Kriegesgeſchrei gehalten ward. Dieſen Augenblick erwählte der Graf von Hennegau, und verſchiedene andere vornehme Herren ahmten ſein Beiſpiel nach, neue Ritter zu ſchlagen. Das Geſchrei verlor ſich, zu einer Schlacht kam es nicht, und die neuen Ritter hatten nur einen Spitznamen von dieſer Begebenheit, indem ſie allgemein „Haſenritter" genannt wurden.

Zweite Abtheilung.

Festlichkeiten.

Die Ertheilung der Ritterwürde war meist immer mit großen Feierlichkeiten verknüpft und wurde dadurch noch feierlicher, daß nicht einer, sondern mehre und oft eine sehr beträchtliche Anzahl von Knappen die Ritterwürde zugleich erhielten. Gewöhnlich wurden nun aber auch noch diese Feierlichkeiten auf Tage verlegt, die ohnehin schon als hohe Festtage gefeiert wurden. Diese waren nun die hohen Feste der Kirche, besonders das Pfingstfest. In allen alten Ritterbüchern kommt die Feier des Pfingstfestes als ganz etwas besonders Beliebtes vor, und König Artus beging seine höchsten Feste daher immer um diese Feiertage. Der Grund davon ist in weit vergangenen Zeiten, im Heidenthume zu suchen, wo durch Beobachtung der Naturereignisse und deren Feier und Heiligung bestimmte Jahresabschnitte zur Festfeier gestellt wurden, welche in die christliche Zeit mit übergingen. Aber nicht blos in alten Gedichten, die dennoch, wie schon gesagt, nur die Sitte ihrer Zeit beschrieben, finden wir die Feier des Pfingstfestes durch große Hoflager und durch Ritterschlag, sondern die Geschichte selbst hat uns eine Menge von Beispielen aufbewahrt. So schrieb Kaiser Friedrich I, in der Absicht, seinem Prinzen Heinrich mit großer Feier-

lichkeit die Ritterwürde zu ertheilen, einen eigenen Reichstag auf das Pfingstfest im Jahre 1184 bei Mainz aus. Daselbst fanden sich eine große Anzahl deutscher Reichsstände und viele italienische, spanische und andere Große aus den meisten europäischen Ländern, ja sogar Gesandte aus Konstantinopel und Jerusalem ein; und am zweiten Pfingsttage, nach dem feierlichen Hochamte, erhielten beide kaiserliche Prinzen, der römische König Heinrich und dessen Bruder Friedrich, Herzog von Schwaben, in dem Angesicht einer unglaublichen Menge von Zuschauern die Ritterwürde, nachdem sie vorher ihre Ritterproben abgelegt hatten. — So erhielt auch Otto, Sohn des baierischen Herzogs Ludwig, im Jahre 1225, oder wie Einige wollen, im Jahre 1228, am Pfingstfeste mit großer Pracht zu Straubingen, in Gegenwart Kaisers Heinrich VII und einer großen Anzahl deutscher Fürsten, die Ritterwürde. St. Palaye führt an, daß von der Regierung Philipp August's in Frankreich an bis auf Philipp den Schönen, viele der Söhne und Brüder der Könige von Frankreich die Ritterwürde am Pfingstfeste erhielten. Andere Beispiele werden noch weiter unten vorkommen, und ich bemerke nur, daß auch der alte Dichter des Reinecke Fuchs den Tag der Hofhaltung des Königs der Thiere auf einen Pfingsttag setzt, woraus die allgemein beobachtete Festlichkeit dieses Tages unbedenklich hervorgeht.

Dann diente zur Ertheilung der Ritterwürde der Tag der Verkündigung eines Friedens, oder eines Waffenstillstandes. Hierauf: die Königskrönung; bei der Kaiser- und Königs-Krönung in Deutschland hatte sich dieser Gebrauch

bis auf die Krönung des letzten deutſchen Kaiſers erhalten. Wie anſehnlich ſolche Ritterſchläge waren, geht daraus hervor, daß Kaiſer Maximilian bei ſeiner Krönung, auf dem Throne ſitzend, gegen 200 Ritter ſchlug, unter denen die Kurfürſten von der Pfalz und von Sachſen und viele andere Reichsfürſten ſich befanden. Weiter: die Geburt und die Taufe der Prinzen aus den regierenden Häuſern; die Tage, an welchen dieſe Prinzen ſelbſt die Ritterwürde oder die Belehnung über gewiſſe Lehngüter erhielten; dann aber wurde auch die Ritterwürde an den Tagen verliehen, wenn die Ritter ſelbſt eine Belehnung von ihrem Lehnsherrn, oder die Verleihung ihrer Lehne empfingen. Verlobungen, Vermählungen der Lehnsherrn und ihre Einzüge in die vornehmſten Städte ihres Gebiets wurden gleicherweiſe dazu verwendet. So wurden z. B. 1238 viele zu Rittern in Compiegne gemacht, als Robert, der älteſte Bruder des heil. Ludwig, ſeine Vermählung feierte; und dergl. Beiſpiele bietet uns die Geſchichte oftmals, auch die deutſche, an: z. B. Kaiſers Friedrich I Sohn, Philipp Auguſt, feierte im Jahre 1196 bei Augsburg an einem Orte Gunzinlech ſein Beilager mit großer Pracht, nachdem er ſelbſt vorher die Ritterwürde angenommen hatte. Außer dieſen großen Feierlichkeiten wurden aber auch alle andern irgend nur feierlichen Anläſſe ergriffen, um ſolche durch einen Ritterſchlag noch feierlicher zu machen. Jede andere Hoffeierlichkeit, jeder vornehme Beſuch, ein glücklicher Zufall, Rettung aus großer Gefahr u. ſ. w. wurden dazu benutzt, und auf dieſe Weiſe ward eine jede Feierlichkeit noch feierlicher gemacht. So erzählt

z. B. Ottokar v. Horneck in seinem gereimten Zeitbuche des Landes Oesterreich, einer reichen, in vieler Hinsicht noch wenig benutzten Quelle für mannichfache Forschungen, die sich in Pez Scriptoribus rer. Austriac. T. III. finden, Cap. 639 von Herzog Albrecht von Oesterreich:

> Dem Margrafen zu Ern
> Funffzekch Ghnappen hoch und wert
> Schildes Ampt und Schwert
> Dez Tags er enpfahen hiez.

Dann Cap. 746:

> Desselben Tages frue
> Der Ghunig Albrecht
> Gab Ritters-Ampt und Recht
> Wol funfzig Man.

Wir werden dergleichen Beispiele noch in der Folge mehre hören, besonders von der bedeutenden Anzahl, die immer auf einmal zu Rittern gemacht ward; hier wollen wir nur bemerken, daß selbst die Wahl der Tage und die Umstände, unter denen die Ritterwürde ertheilt ward, dazu hinwirkten, einen größern Glanz über diese für das Leben des neuen Ritters so wichtige Handlung zu verbreiten.

Die Zubereitungen zu den Feierlichkeiten des Ritterschlages waren in Friedenszeiten gewöhnlich sehr prachtvoll und bedeutend, und gemeinhin folgte auf den Ritterschlag ein Turnier, in dem die neuen Ritter dann ihre Behendigkeit zeigten und bewiesen, daß sie wohl würdig waren, dieser neuen Ehre theilhaftig geworden zu seyn. Man strebte um die Wette, sich durch Muth, Stärke und Geschicklichkeit auszuzeichnen; und da immer eine große Anzahl von Frauen dabei versammelt war, so waren die

Turniere auch die Schule zierlicher Rittersitte und Höflichkeit. Auf diese Weise waren eigentlich diese Scherzkämpfe auf das innigste mit der Feierlichkeit des Ritterschlages verbunden; aber es scheint mir doch zweckmäßiger, sie in einer ganz eigenen Abtheilung zu betrachten, wenn wir noch vorher einiges andere dahin Gehörige kennen gelernt haben, und ich begnüge mich daher, hier nur von den Feierlichkeiten und Festen zu sprechen, die ohne Rücksicht auf ritterliche Uebungen gehalten wurden, wenn auch im Einzelnen dieser Mittelpunct des ganzen Lebens immer wieder durchschimmern wird und erwähnt werden muß.

Zuerst gehört wohl hieher die Vermählungsfeier des jungen Herzogs Rudolf, Sohns des Kaisers Albrecht, mit Blanka, Tochter des Königs Philipp des Schönen von Frankreich. Bei seiner Annäherung an Paris ritt ihm erst der König entgegen, begleitet von reichen Herren. Als dieser sich beurlaubet, kam die Königin angeritten, mit 50 Frauen, unter Posaunenhall; und so hielt er seinen Einzug. — Die Hochzeit ward an dem Sonntage, zu nicht geringer Lust der Pariser, gehalten. Man sah die schöne, edel gekleidete Jungfrau, begleitet von der Königin Mutter und vielen Frauen, ins Münster führen. Im Chor an einer Seite auf köstlich gepolsterten Stühlen nahmen sie Platz, zu oben die Braut, deren seiden lockig Haar nach Landesart ungeflochten herabhing, kraus und blond. Ihr gegenüber sah man den Fürsten aus Oesterreich und neben ihm König Philipp, seine Sippen und die Hohen des Landes. Ein Erzbischof hielt die Messe, vor deren Beendigung er vom Altare vortrat, und aus Lehner

(Leczionar) und Psalter manches für Eheleute gute Wort und auch Fragen verlas, welche zuerst der Herzog und dann die Braut, die es verschämt nach jungfräulicher Weise that, mit Ja zu beantworten hatten. Dann segnete er sie und wieder zum Altare gewendet, sang er die Messe bis zum Schluß. Man sah den König und alle Anwesende aufmerksam, wie sich das Brautpaar benehmen würde. Aber gar nicht zaghaft faßte der Junkher die Wänglein der Braut mit beiden Händen und küßte ihren rothen süßen Mund, so daß mancher der Zuschauer sagte: das wird einmal ein rechter Mann, der, was er zu thun hat, so keck angreift. Hierauf ritten die Frauen und die Herren mit großer Hoffahrt in die Herberge. Im weiten Saal des königlichen Palasts war Tafel für die Herren. Nach Tafel gab es ein ritterlich Tioſtiren auf schönem Plan vor dem Palast der Frauen, worin die deutschen Gäste sich als Meister zeigten. Und so verlief der Tag und der Abend in Ergötzlichkeiten. Zu Nacht aber legten sich nach Landessitte die Vermählten zusammen. Am lichten Morgen gingen diejenigen, denen es nach Sitte zustand, wieder zu ihnen ans Bette, und Glück und Segen ward gewünscht. Diesen Tag und noch zween währten die Feste am königl. Hofe. Darauf lud der junge Fürst den König und die hohen Herren auch zu sich, sie nach österreicher Weise bewirthend. Und Tags darauf lud er die Königin sammt ihren Frauen, und ließ aufwarten, was seine Amtleute und Schaffer nur ersinnen und haben konnten. Am dritten Tage wurde die Gesellschaft der edlen Schüler (der Pariser Studenten), welche ihn bewillkommt

hatten, eingeladen, und am vierten die erſten Bürger der Stadt. So ging die Zeit fröhlich hin. Dies erzählt der wackere und ergötzliche Horneck.

Derſelbe beſchreibt uns auch die Vermählung der Habsburgerin Anna mit Hermann von Brandenburg ſehr anmuthig, und zwar ſo:

Zuerſt wurden Knappen reich bekleidet, um zu Rittern geſchlagen zu werden. Der Biſchof von Bethlehem übernahm es, nach geleſener Meſſe die neuen Ritter zu weihen, ſammt ihren Schildern und Schwertern, worauf ein groſſes Buhurd begann, mit vielen und kräftigen Stößen. Als auf des Herzogs Wink dieſes Vergnügen geendet war und man den Tapfern andre Gewande ausgetheilt hatte, ſo kleideten ſich die Ritter nun in Tanzgewande, leicht und reich, und gingen zum Eſſen. Nach dem Imbiß ritten die Herren mit hoffartiger Sitte zu Hof, wo die Herzogin mit ihrer Tochter und ihren Frauen im Garten auf grünem Raſen ſich befand, den Biſchof von Sokkau in ihrer Geſellſchaft. Und alle Frauen und Mannen, die ſich im Ring umher häuften, prieſen die minnigliche Braut Frau Anna und geſtanden: dem werde von Trauer nie weh, der ſie erhalte. Drauf gab der Biſchof das Brautpaar zuſammen, und die Freude war groß. Wer gern Frauen ſchaute, blieb im Baumgarten; wer den ritterlichen Tioſt wollte wahrnehmen, der ritt bei dem Baumgarten nahe zu einem Acker, wo die wackern Helden ſich tummelten um der Frauen Lohn,

Um die ja alles geſchieht,
Was man da Mannes ſieht
Ringen nach Preis.

Da der Herzog die Sitze hatte sehr hoch machen lassen, so konnten die, welche darauf saßen, sowohl in den Baumgarten als auf den Acker schauen.

Am andern Morgen zogen die Frauen mit der jungen Markgrafin in die Kirche, worauf in den Gesiedeln gegessen wurde, während im Baumgarten die Harfen, Posaunen, Fiedeln und Pfeifen ertönten. Sechs Tage währeten die Freuden des Festes. Des Herzogs milde Hand gab einem Jeden, der es werth war, oder der es bittlich begehrte, Silber, Roß und Gewande. Dies geschah 1295.

Da, den Ritterdichten nach, immer Feierlichkeiten mit dem Ritterschlage verbunden waren, so mögen auch hier die Stellen folgen, welche für den Ritterschlag noch von Wichtigkeit sind, da sie sich auch auf das Einzelne erstrecken, was bei einem Ritterschlage Gewohnheit und Sitte war, und so eigentlich die Beweisstellen auch für die vorige Abtheilung mit sind. Es geht aus ihnen auch hervor, wie wenn viele junge Knappen zusammen die Ritterwürde erhielten, und wie milde die Ertheiler der Ritterschaft waren. In gleicher Zeit werde ich aber auch die Stellen anführen, welche von Festlichkeiten und besonders Gastmalen sprechen, ohne Rücksicht auf Ritterschlag, dem Inhalt dieser Abtheilung angemessen.

Wie Siegfried, der mannlichste und berühmteste deutsche Held, die Ritterwürde erlangt, erzählen uns die Nibelungen von V. 109 an. Wenn auch, wie wieder zu erinnern ist, die Nibelungen vor die Zeit des Ritterthums fallen und der Heldenzeit angehören, so hat ihnen doch die Bearbeitung im 13. Jahrh., wie wir sie jetzt haben,

meiſt durchweg ein rittermäßiges Anſehn gegeben, und die Geſetze der Ritterſchaft ſind in ſie eingetragen worden.

„Nun war Siegfried in der Stadt, daß er wohl Waffen trug. — Da hieß ſein Vater Siegmund ſeinen Mannen künden, er wollte Hochzeit (ein Feſt) mit lieben Freunden haben. Die Mähre ward in anderer Könige Lande geführt, und den fremden Rittern ſowohl, wie den einheimiſchen wurden Roſſe und Kleider geſchenkt. Wo man einen fand, der ihm an Geburt gleich war, der Ritter werden konnte, den ladete man zu dieſer Feſtlichkeit in das Land, und ſie erhielten darauf mit dem jungen Könige das Schwert. Wunder mochte man von der Feſtlichkeit ſagen. Durch ihren Reichthum mochten Siegmund und Sieglint wohl große Ehre erlangen, denn ſie vertheilten davon viel, und darum ſah man viele der fahrenden Ritter zu ihnen in das Land ziehen. Vierhundert Schwertdegen (d. h. Ritter) ſollten mitſammt Siegfried reiche Kleider erhalten, und manche ſchöne Maid war daher in ihrem Werke nicht müßig, denn ſie waren ihm wohl gewogen; und viele der edelen Steine befteten die Frauen in Gold, das ſie mit Borten wollten auf das Gewand der jungen ſtolzen Recken nähen. An der Sonnenwende war es, daß Siegfried den Namen eines Ritters gewann."

(Ich bemerke dabei, daß eben die Erwähnung des Feſtes der Sonnenwende ein wichtiges Zeichen iſt, wie die Sage aus heidniſcher, früheſter Zeit ſich entwickelt hat; denn im Heidenthum, bei allen Völkern, welche Deutſchland und den Norden Europas bewohnten, ja auch bei den weſtlichen, welche Druiden zu ihren Prieſtern und

Volksleitern hatten, finden wir, daß das Feſt der Sonnenwende beſonders heilig geachtet ward; und dieſer Glaube und dieſe Sitten reichen wieder tief in Aſien, in die urſprünglichen Sitze der Volker ein und in das Leben und die Religionsgebräuche der noch dort befindlichen. Die Zeit der Sonnenwende war den Völkern des Alterthums ein großes und hohes Naturereigniß, indem ſich ihnen an dieſe Zeit des neuen Jahres Anfang knüpfte, den ſie mit vielen Feſtlichkeiten begingen. Spuren davon finden ſich noch bei beinahe allen Völkern, und beſonders ſind die Späße am erſten April, die ſich in Deutſchland, England, Frankreich u. ſ. w. ſo wie in Indien wiederfinden, ein Andenken und ein Zuſammenhang mit der Frühlingsſonnenwende.) Das Gedicht fährt fort: „Da ging zu einem Münſter gar mancher Ritterknecht (hier wohl dies Wort in der Bedeutung von Coellnappe gebraucht) und mancher edele Ritter. Recht hatten die Alten, daß ſie den Jungen dienten, als ihnen war vordem gethan. Gott man da zu Ehren eine Meſſe ſang (mit dieſen wenigen Worten wird die gottesdienſtliche Feierlichkeit angedeutet, die ich ſchon oben bei den allgemeinen Gebräuchen in Erlangung der Ritterwürde als nothwendig anführte, und worin ſich auch wieder die chriſtliche Abfaſſungszeit der Nibelungen zeigt, von der, ſo wie vom Chriſtenthume überhaupt, ſonſt ſo wenig Anzeigen im Gedichte ſind). Da hub ſich von den Leuten ein gar großer Gedrang, als ſie nach ritterlicher Sitte zu Rittern wurden. Sie liefen, da ſie im Hofe Siegmunds geſattelt fanden manches Roß (die oben bemerkten ritterlichen Uebungen nach Empfang der Ritterwürde,

worin ein Jeder zeigte, daß ſeine körperliche Kraft und Gewandtheit tüchtig genug wäre, um mit Recht das Amt eines Ritters erhalten zu haben und verwalten zu können). Der Buhurd (d. h. wie wir in der Folge noch ſehen werden: der Kampf mehrer gegen mehre) ward ſo ſtark, daß man Pallaſt und Saal von dem Schalle ertoſen hörte." Nachdem nun kurz noch des Turnieres Gang und Folgen angegeben ſind, ſo geht der Dichter zu dem Gaſtmahle über, mit dieſer Wendung: „Da gingen des Wirthes Gäſte, da man die Sitze für ſie bereitet hatte. Viele edele Speiſe und der allerbeſte Wein, davon man ihnen viel vertrug, hob ihre im Kampfe gewonnene Müdigkeit; den fremden ſowohl als den einheimiſchen Gäſten bot man der Ehren genug. Die Feſtlichkeit währte ſieben Tage, und die fahrende Ritterſchaft hatte wenige Ruhe; denn ſie dienten nach der Gabe, die man da reichlich fand, (d. h. ſie ſtrebten eifrig, die ausgeſetzten reichen Preiſe zu erhalten.) Sigelint die reiche that, wie ſie nach alten Sitten gewohnt war, ſie vertheilte ihrem Sohne zu Liebe des rothen Goldes viel. Armer fahrender Ritter man da wenige fand, denn Roſſe und Kleider ſtoben den Herrſchern der Niederlande ſo von der Hand, als wenn ſie nicht mehr als nur noch einen Tag zu leben hätten;" (ſo wenig ward auf Sparſamkeit geſehen, ſondern alles war in Fülle und Reichheit da.)

Ulrich von Lichtenſtein erzählt, wie er ſeine Ritterwürde erhielt, ſo: „Darauf ward ich Ritter zu Wien bei einer Hochzeit (Feſtlichkeit ꝛc.), die ich ſeitdem nimmer ſo ſchön geſehen habe; da war großes Ungemach vom

Gedränge. Der Fürst Leupold aus Oesterreich gab seine minnigliche Tochter einem Fürsten von Sachsen zum Gemahl. Der edle Fürst gab dritthalb hundert Knappen Schwert; den Grafen, Freien, Dienstmannen und wohl tausend Rittern gab der edle Fürst Gold, Silber, Rosse und Kleider. Fünftausend Ritter aßen da des werthen Fürsten Brod, da war viel Buhurd und Tanzes und manches Ritterspiel. Da waren die reiche Herzogin und ihre minnigliche Tochter und manche gute Frauc. Meiner Freuden Schein war auch dort, meine reine süße Frauc, doch sprach ich bei dieser Feierlichkeit kein Wort mit der Zugendreichen, worüber ich lange traurig war; ich ließ es, um der Merker böses Spähen zu vermeiden. Als sie mich unter Schilde sah, sprach die Gute gegen einen meiner Freunde: ich bin wahrlich froh, daß Herr Ulrich hie ist Ritter worden, ich weiß noch, wie ich den von Lichtenstein von mir gab, damals war er noch viel klein. Als mir mein Freund sagte, daß ihr meine Ritterschaft lieb sey, freute ich mich von Herzen und dachte: wie, wenn sie mich mit ihrem Willen zu ihrem Ritter haben will? Dieser kluge Wahn war mir süß und machte mich hochgemut. Die Hochzeit nahm ein Ende und mancher schied froh von dannen."

Auch aus dieser Stelle sehen wir wieder, in wie großer Menge die Ritter geschlagen wurden und wie man bemüht war, eine solche Feierlichkeit immer recht allgemein zu machen. Dann aber auch erhellt daraus die an den Höfen herrschende Pracht, und wie die Fürsten sich bestrebten, durch reiche und große Geschenke die tapfersten Ritter an sich

und ihre Sache zu knüpfen, wie denn hier „wohl tausend Ritter Gold, Silber, Roß' und Kleider" bekamen. Der letzte Theil dessen, was ich aus des U. v. L. Frauendienst anführte, gehört weniger hierher; er zeigt nur, wie die romantische Liebe, welche U. v. L. zu seiner vormaligen Herrin gefaßt hatte, immer noch seinen Sinn und sein Gemüth beschäftigte, wenn auch wohl ihr höheres Alter eine eigentliche Neigung seines Herzens nicht hervorgebracht haben konnte. Es war der allgemein angenommene Satz, daß ein jeder eine Frau seines Geistes, eine geistige Liebe, der sein höchstes Streben gewidmet ward, haben müsse. Wir werden dies, was hier nur oberflächlich berührt werden kann, in einer andern Abtheilung genauer kennen lernen.

Als Tristan Ritter wird,

> Sie gewannen Harnisch und Gewand
> Innerhalb dreißig Tagen,
> Das dreißig Ritter sollten tragen,
> Der'n sich der höfische Tristan
> Zu Gesellen wollte nehmen an.

Recht lieblich ist die Beschreibung, wie diese Kleider zusammengebracht wurden und wie [illegible] Reichheit war; denn überraschend sagt der Dichter, da sich sonst das Mittelalter gern in Beschreibung zierlicher Kleider ergeht, wie dem unbefangenen Natursohne immer das Aeußere von großer Wichtigkeit ist, und er es gerne beschreibt [illegible] lobt, indem des einfachen innern Gemüthes Schönheit ihm weniger einfällt — demnach also sagt überraschend der Dichter: „viererlei Reichheit war an diese Kleider gewendet: das eine war hoher Muth, das andere das [illegible] voll

kommene Güte, das dritte war Beſcheidenheit, die dieſe zwei zuſammen ſchnitt, und das vierte, was allen dieſen dreien nahte, war höflicher Sinn.“ Dieſe vier Reichthümer ſind es, die auf eine ſinnige Weiſe der Dichter uns nennt, welche den höchſten Glanz auf einen Ritter warfen; und waren ſie ſein Schmuck, ſo bedurfte er keines andern.

Triſtan begab ſich mit den andern Rittern und denjenigen, die Ritter werden ſollten, zur Kirche, vernahm die Meſſe und empfing den Segen. König Mark legte ihm darauf Schwert und Sporen an und ſprach: Neffe, ſeit du nun Ritter geworden biſt, ſo bedenke ritterlichen Preis; deine Geburt und deine Edelkeit ſeyen deinen Augen vorgelegt: ſey demüthig und unbetrogen,

Sey wahrhaft und ſey wohlgezogen,
Den Armen den ſey immer gut,
Den Reichen immer freudgemuth,
Ehre und mach' werth deinen Leib,
Ehre und minne alle Weib.
Sey milde und getreue
Und immer darin neue;
Dran auf mein' Ehre ſag' ich dir,
Daß Geld und Adel ſtund nie bei
Dem Speer' und dem Schilde,
Als Treue und die Milde.
Damit both er ihm den Schild dar;
Er kuß' ihn und ſprach: Neffe, nun fahr,
Und gebe dir Gott durch ſeine Kraft
Heil zu deiner Ritterſchaft;
Sey immer höflich, ſey immer frei.

Wir ſehen hier die immer wiederkehrenden und ſich wiederholenden Lehren der Ritterſchaft, und ein jegliches Beiſpiel erhärtet, wie allgemein alle dieſe Einrichtungen, Satzun-

gen und Lehren waren. Dagegen erfahren wir noch etwas anderes, indem es ſogleich heißt:

Triſtan berichtete aber da
Seine Geſellen an der Stäte,
Recht, als ihm ſein Oheim thäte,
An Schwert, an Sper'n, an Schilde.
Demute, Treue, Milde
Die legt er jeglichen Kür' (Wahl)
Mit beſcheidenlichen Lehre für.

Wir lernen daraus, was ich oben ſchon nur im Vorbeigehn berührte, daß, wenn ein Vornehmer zum Ritter geſchlagen ward, er in dem Augenblick auch die Machtvollkommenheit erhielt, ſogleich anderen die kaum erhaltene Würde zu ertheilen; denn das „berichtete" deutet auf die Handlung, durch welche die Ritterwürde ertheilt ward. Nachdem nun auch Triſtan die andern zu Rittern gemacht, wurde nicht mehr gezögert, ſondern alle eilten, um zu reiten und zu buhurdiren, alſo von ihren früher erlangten Geſchicklichkeiten nun, als neue Ritter, einen Beweis abzulegen.

Ein anderes feſtliches Gaſtmahl mag hier ſeine Stelle finden, indem wir nun zu den allgemeineren Feſtlichkeiten übergehen und die Reichheit und Fülle, welche dabei herrſchten, durch Beiſpiele belegen wollen. Als Parzifal, den wir ſchon früher kennen lernten, in dem Schloſſe Montſalvaz (d. h. der behaltene, der heil. Berg) ankam und ihm der heil. Graal gezeigt ward, beſchreibt uns die Dichtung zugleich ein Feſt, welches zur Ehre des Graals veranſtaltet ward. (Dieſer heil. Graal iſt das Gefäß, der Kelch, worin Joſeph von Arimathia das Blut des ſterben-

den Christus auffing, von dem altbritannische, französische und deutsche Dichter wundervolle Mähren geschrieben haben, unter denen die Dichtung des Deutschen Wolfram von Eschenbach in seinem Titurel am herrlichsten und höchsten ist, um so mehr, da die Dichtung des Wolfram v. E. als eine rein christliche da steht, und der Graal in ihm nichts als ein tiefes christliches Geheimniß ausspricht, wie er denn auch immer in einer göttlichen und überirdischen Höhe schwebt, wenigen nur sichtbar und erreichbar, dem gewöhnlichen irdischen Treiben enthoben, und zuletzt im fernen Indien dem Blick der Menschen mit seinen Hütern verschwindet. Anders sind, um es hier anzudeuten, die britannischen und aus ihnen geflossenen französischen Dichtungen. Sie scheinen auf das Heidenthum sich zu beziehen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß druidische Geheimnißlehren und Vorstellungen damit verflochten sind: wenigstens ist die heil. Höhe, auf welcher der Graal der deutschen Dichtung steht, ganz von ihr entfernt. Dies beiläufig bemerkt, komme ich nun zur Gastmahlbeschreibung von dem heil. Graale.)

„Parzifal ging mit seinem Führer auf einen Pallast, auf dem hundert Kronen mit vielen Kerzen über den Hausgenossen hingen. Kleine Kerzen waren noch an der Wand umher angebracht, hundert Ruhebette, mit Polstern darauf, standen an der Wand umher. Von Marmor waren in dem Saale drei viereckige Feuerrahmen gemauert, auf welchen das Feuer lag, zu dem theures und herrliches Aloe-Holz genommen ward. An der mittlern Feuerstatt saß auf einem Spannbette der König, Amfortas genannt,

und ſeiner Krankheit wegen waren die großen Feuer angezündet, und warme Kleider umhüllten ihn, ein Pelz weit und lang von Zobel, und darüber ein weiter offener Mantel. Auf ſeinem Haupte trug er eine Mütze von Zobel, rundum mit einer arabiſchen Borte, oben darauf, als ein Knöpflein, war ein helleuchtender Rubin. (Die Krankheit des Königs nahm daher ihren Urſprung: er hatte ſich durch minder keuſche Gedanken, als ſich gebührte, gegen die Heiligkeit des Graales vergangen und war an dem Tage in einem Kampfſpiele mit einer Lanze verwundet worden. Dieſe Wunde wollte ſich nun auf keine Weiſe wieder ſchließen, und nur dann war Rettung zu hoffen, wenn Parzifal, ein keuſcher und reiner Ritter, nach Montſalvaz kam und um die Bedeutung der Feierlichkeiten, die wir ſogleich werden kennen lernen, fragte. Er kam zwar, fragte aber nicht, ſich und dem Könige großes Wehe bereitend, welches erſt nach mehrjährigen Ritterfahrten endete, worauf Amfortas genaß und Parzifal König in Graale ward. Dies zur beiläufigen Erklärung.)

Viele Ritter ſaßen nun dort mit dem Könige und ſeinem Gaſte in dem Saale verſammelt, als man großen Jammer vor ſie trug. Ein Knappe ſprang zur Thür herein, der trug eine Lanze, von deren Schneide Blut an dem Schaft herniederfloß. Wehe-Geſchrei und Weinen verbreitete ſich über den ganzen Palaſt, als der Knappe die Lanze im Saale zu den vier Wänden umtrug und dann wieder zu der Thüre hinaustrat. (Dieſe Lanze, oder dieſer Speer, war der Spieß, oder bedeutete ihn, mit welchem Chriſti Seite geöffnet ward, als er am Kreuze hing; es

ist also die heil. Lanze, welche durch die ganze frühere christliche Zeit so bedeutend geachtet wurde.)

Zu Ende des Saales eröffnete sich, als Weinen und Klagen gestillt waren, eine stählerne Pforte, aus welcher zwei schöne Jungfrauen traten, mit Kränzen auf dem bloßen Haare, mit Blumen umwunden. Jede trug in der Hand einen goldenen Leuchter mit brennendem Lichte; ihre Haare wallten lang über die Schultern nieder, von braunem Tuche waren ihre Kleider, die durch einen Gürtel um die Hüften gehalten wurden. Ihnen folgte eine Herzogin mit ihrer Gespielin, jede einen Untersetzfuß von Elfenbein zu einem Tische tragend und diese beiden vor den Wirth stellend. Darauf erschienen acht Jungfrauen, von denen vier große Kerzen trugen, die andern vier trugen einen lichten und klaren Stein, groß, lang und breit und zu einem Tische, an dem der König aß, gemessen. Den Stein nennt der Dichter einen Granat Jachant. Diesen legten sie auf die Tischfüße (Stollen im Gedicht genannt) vor den König. Diese acht Frauen hatten grüne Sammtröcke an, lang und weit, und mit einem Gürtel um die Hüften gefestet. Jede dieser Frauen trug auf ihrem Kopfe ein kleines Blumenkränzchen. Darauf erschienen wieder vier Jungfrauen mit Lichtern, zwischen denen zwei gingen, welche auf Tüchern zwei silberne Messer trugen, die sie vor den Wirth niederlegten. Darauf erschienen wieder sechs prachtvoll angekleidete Jungfrauen, und nach ihnen kam eine gekrönte Jungfrau, welche den Graal mit ihren Händen trug. Die Jungfrauen vor ihr trugen in sechs langen, lautern und wohlgethanen Gläsern

brennenden Balsam als Lichter; die Trägerin des Graales und die Jungfrauen verneigten sich vor dem Könige, und der Graal ward vor ihm auf den Tisch gesetzt. Darauf traten diese sieben zu den achtzehn andern. So viel nun Ritter da waren, so trat immer zu vier und vieren ein Kämmerer, mit einem schweren goldenen Becken (auf daß sich, wie im Mittelalter gewöhnlich war, ein jeder vor dem Gastmahle wusch, eine Sitte, die theils in dem Gefühl der Reinlichkeit seinen Ursprung hatte, da man sich der Gabeln noch wenig bediente, wie im Morgenlande, theils aber auch wohl noch unbewußt aus der heidnischen Zeit, als ein Reinigungsopfer, herübergekommen seyn mochte), und ein wohlgethaner Junker (Edelknabe) folgte ihm, ein weißes Tuch tragend.

Der Tafeln mußten hundert seyn, die man zu den Thüren herein trug; vor vier der werthen Ritter setzte man immer einen Tisch, mit weißen Tischtüchern belegt. Der Wirth nahm selbst Wasser, und mit ihm zusammen wusch sich Parzifal; ein seidenes Handtuch bot darnach eines Grafen Sohn ihnen dar, der es kniend darreichte. (Hier sehen wir, was schon oben im Jugendleben von mir ausführlicher berührt worden ist, den Dienst der Edelknaben, und in dem, was ich sogleich mittheilen werde, erscheint der Dienst der Knappen. Einzelne Stellen mußten so angeführt werden, daß sie rückwärts für schon Gesagtes beweisend waren, so wie für das gerade in Rede Stehende, da manches nicht genennt werden konnte, indem es sonst durch zu viele Zerstückelung ganz undeutlich und lückenhaft geworden wäre.) Wo eine Tafel stand, da mußten vier Knappen

Diejenigen, die daran saßen, besorgen: zween knieten (also ein sehr beschwerlicher Dienst) und schnitten die Speisen vor, zween andere trugen Trinken und Essen dar. Vier Wagen, die manches theure Goldfaß enthielten, wurden an den Wänden herumgezogen für die Ritter, und man sah diese Gefäße von vier Rittern auf die Tafeln setzen. Ein Schreiber ging ihnen nach, um alles zu verzeichnen, damit, wenn das Mahl geendet, er alles wieder sammle. Hundert Knappen ward darauf befohlen, daß sie in weiße Tücher Brot vor dem Graale nahmen und dieses an die Tische rund um vertheilten. Ein Wunder war hierbei, alles, was an Speise benöthigt war, was einer nur wünschte, warm und kalt, zahm und wild, alles ward durch die Kraft des Graales sogleich herbeigeschafft, nichts mangelte, der Bescheidene und der Unmäßige, ein jeder fand seine Befriedigung. Eben so stand jedes Getränke, welches verlangt ward, in dem Trinknapfe eines jeden da. (An Getränken werden genannt Marras oder Moras, ein gemischtes Getränk, eine Art Obstwein, entweder aus Maulbeeren oder aus Kirschen gemacht; ein Trank, welcher häufigst in jener alten Zeit und beinahe in allen Gedichten vorkommt, so daß man daraus sieht, es muß ein sehr beliebter Genuß gewesen seyn. Dann Wein, roth wie Sirop, woraus es beinahe scheint, daß damals nur dunkle Weine, wenigstens am meisten, bekannt und beliebt waren.) Nachdem nun das Gastmahl vorüber, geschieht alles in umgekehrter Ordnung, wie vorher, und die Jungfrauen heben auch den heil. Graal auf und tragen ihn wieder von dannen.

Die Beschreibung dieses Gastmahls ist wenigstens für manches Einzelne, was im Mittelalter vorkommt, erklärend gewesen, wenn es auch eigentlich keine große Festlichkeit bezeichnet. Die meisten andern Feierlichkeiten sind mit Turnieren verbunden, und erst die spätere Zeit gefiel sich in der Anordnung überaus prachtvoller, reicher und theurer Feste noch mehr. Aus der späteren Zeit läßt sich daher bei weitem mehr sammeln, doch können nur immer einzelne Beispiele angeführt werden, da eine zu große Masse ermüden würde.

Was das kurz vorher angemerkte Knieen der vorschneidenden Edelknaben betrifft, so wurde diese Demüthigung als eine ganz besondere Ehrenbezeugung angesehen, so daß selbst eine Königin sich dazu hergab, wenn sie einen Ritter, der ihr große Dienste geleistet hatte, oder von dem sie dergleichen erwartete, besonders ehren wollte. So bedient die Königin Belikane den Gamuret zu Zazamanch (Parzif. V. 96b.), wo es heißt:

Sie war mit Jungfraun gekommen;
Sie kneete nieder, das war ihm leid.
Mit ihrer selber Hand sie schneidet
Dem Ritter seiner Speise ein Theil.

Von dem großen, ja ungeheuern Aufwande, der bei solchen Festen herrschte, belehrt uns auch Ottokar Horneck in seinem gereimten Zeitbuche des Landes Oesterreich, wenn er beim Jahre 1261 erzählt, wie König Ottokar von Böhmen seine Nichte, die schöne Markgrafentochter von Brandenburg, an König Bela von Ungarn vermählte. Er sagt: „Es war da so viel zusammengebracht, daß, wer es recht betrachtet hat, fürwahr gestehen muß, daß er nie bei

einer Hochzeit oder an einem Orte mehr Vorrath an allen Dingen geſehen. Blos an Wein war ſo viel da, daß, wenn ſo viel Leute, als in zween Landen ſind, da zu trinken begonnen hätten, ihnen der Wein, dieweil die Hochzeit währete, nicht abgegangen ſeyn möchte. Der König von Böheim fand ganz ſo viel, als er begehrt hatte. Es waren da fünf Haufen von Futter über einander geſchobert. Jeder, der es da geſehen, müßt' mit mir, — wär' ich ihm auch fremd — einſtimmen, daß jeglicher Haufe größer war, als die Kirche zu Salchenau. Da war Aue und Haide voll feiſter Rinder, und was ſonſt noch dazu gehört, an Schweinen und Kleinvieh; ich kann es mit Wahrheit ſagen, da ich es erfahren habe — das wurde von allen denen, die da waren, in vier Wochen nicht aufgezehrt. Ungerechnet bleibt noch das Vieh, ſo auf dem Werder ſtund, und das, ſo man herzutreiben ſah. Wie groß der Aufwand an Brodt war, davon ſagte mir der, ſo darüber waltete, daß er dazumal die Zahl nicht gewußt habe, wie viel des Brodtes geweſen, bis des Königes Schreiber ſich zur Rechnung niederſetzten. Das Brodt, das ſie da gegeſſen, nebſt dem, welches über blieb, betrug bei der Rechnung tauſend Mutt (ein Getreidemaaß von 32 Wiener Metzen) Weizen, ohne das, was man hinſchüttete, und was niemand nehmen wollte; wer das noch hätte rechnen wollen, ſo waren es wohl an 400 Mutt Weizen. Eines wundert mich bloß: wo man den Vorrath an Hühnern und Wildpret hernahm? Deſſen führte man ſo viel dahin, daß man wohl ſagen kann, es war, als ob alle Meiſen und Sperlinge in Mähren und

Oesterreich Hühner gewesen wären. Des Ueberflusses war da genug. Kaum trug die Donau in den Schiffen die Last der Speise, und manches barst in dem Gedränge.

Von dem Aufwand bei solchen Festen weiß die Vorzeit manches zu sagen. Hanns von Schweinichen erzählt beim Jahre 1578 (Bd. I.), daß er mit seinem Herrn nach Krammerau in Böhmen zu Wilhelm von Rosenbergs Hochzeit geladen worden sey, und sagt davon:

„Es ist dermaßen eine Hochzeit gewesen, daß nicht genugsam kann gesagt werden, was vor Pracht und Anzahl Volkes da gewesen sey. Denn man sieben Tage mit Tanzen, Fechten, Ringelrennen, Mummerei, Feuerwerk und anderer Kurzweil zugebracht. Man hielt davor, daß die Hochzeit über 100,000 Thaler gestanden habe, wie ich denn aus der Küche ein kurz Verzeichniß des Aufganges bekommen:

Ganze Hirsche	113	Eier	40,937
Hirschwildpret in Th.	24	Centner Schmalz	117
Wilde Schweine	98	Fetten in Tonnen	39
Schweine in Thl.	19	Forellen, so groß waren	5,960
Rehe	162	Lachs in Pasteten	117
Hasen	2,292	Grün Lachs	50
Fasanen	470	Gar große Hechte	470
Auerhühner	276	Hauptbechte	1,374
Rebhühner	3,940	Karpfen, Stück	15,800
Krametvogel	22,687	Von allerlei andern	
Westphälische Schinken	88	Fischen in Zubern	478
Ochsen	370	Große Aale	314
Schweine	2,487	Weise	37

Kälber	1,579	Auſtern, Tonnen	5
Brattämmer	424	Eimer Rheinwein	1,787
Spickſchweine	99	Eimer Ungriſch	2000
Gemaſtete Schweine	300	Oeſterreicher	700
Spanferkel	577	Eimer böhm. Wein	448
Indianiſche Hühner	600	Eimer Mähriſchen	1,100
Gemäſtete Kapaunen	3,000	Süße Weine allerlei	370
Gemäſtete Hühner	12,887	Weiß Bier, Viertel	5,487
(B. H. 12,384.)		Rakenitzer Bier Viertel	180
Junge Hühner	2,500	Gerſten-Bier, Viertel	920
Gemäſtete Gänſe	3,550	Schöps, Viertel	24
(B. H. 3,250.)			

Vor Gewürze, Marzipan und Confect 12,743 Thaler.

Weizen zu Mehl 26 Malter.

Korn zu Brodt 128 Malter.

Haber zu Futter 478 Malter.

Ich war berichtet, daß die Kleidung, Mummerei, Feuerwerk, die Zimmer zu beſchlagen und dergleichen auch über 40,000 Thaler hatten geſtanden. So hat man auf allen ſeinen Herrſchaften und Dörfern die ganze Hochzeit über täglich arme Leute geſpeiſet; was allda aufgegangen, konnte man nicht wiſſen."

Solcher verſchwenderiſchen Feſte gab es nun manche in Deutſchland, von denen uns noch Nachrichten geblieben ſind, wobei hauptſächlich auf Bd. I. der Curioſitäten zu verweiſen iſt, in dem mehre ſ ,e Küchenzettel aufbewahrt worden.

Betrachten wir dieſe ungeheuren Maſſen, die oft zu jener Zeit auf einmal verzehrt und verbraucht wurden,

wovon hier nur ein einzelnes Beiſpiel angeführt werden konnte, und erſtaunen wir darüber, ſo wollen wir auch bedenken, daß damals die Preiſe aller Sachen überaus geringe waren, ehe die Entdeckung Amerikas die Maſſe des Goldes und Silbers, und ſo des Geldes häufte, und bevor dieſe Menge ſich in Europa gleichmäßig vertheilte; doch iſt auch zu erwägen, daß jene wohlfeilen Preiſe den ſpätern und den unſern nicht gleich zu ſtellen ſind, da eben die größere Seltenheit des Geldes auch ſeinen Werth erhöhte. Wir wollen zum Beweis des Geſagten auch hier einige Preiſe jener Jahrhunderte anführen.

Als Herzog Wilhelm von Sachſen 1452 mit einem anſehnlichen Gefolge aus 92 Perſonen mehre Tage in Saalfeld verweilte, betrug die geſammte Zeche, laut der dortigen Amtsrechnung, mit Einſchluß der Trinkgelder und der Anſchaffung von vier Fäſſern Wein, neunzig Schock Brodten und vier und ſechzig Scheffeln Haber, des Fleiſches, der Fiſche u. ſ. w. nur 7 Thaler, 14 Groſchen, 7 Pfennige. In Judenbach reichte gedachter Herzog 1457 ſogar mit 8 Groſchen aus, und war doch ein ſo angeſehener Fürſt, daß man, zu Folge des Sprichwortes, den Klang ſeiner Sporen durch ganz Thüringen hörte. Als ſein Canzler ſich (1417) zwei Tage lang in Saalfeld aufhielt, koſtete ſelbiger der Stadt 3 Groſchen 7 Pfennige und 2 Zinshühner. In jenen Zeiten galt ein Schock Heringe 10 Gr., ein Kalb 7 Gr., ein halbes Rind nicht volle 2 Thlr., ein Schock Eier 11 Pfennige, ein Scheffel Salz 14 Gr., 1 Pfund Hecht 1 Gr., das Faß Bier 2 Thlr. 12 Gr., das Fuder Kohlen 16 bis 20 Gr., das

Fuder Heu 15 Gr., eine Elle Leinwand für den Herzog 1 Gr., ein paar Schuhe 5 Gr., ein Pelz mit rauher Mütze 12 Gr., ein Hufſchlag 6 Pf., das Pfund Zucker dagegen koſtete 1 Thlr. 8 Gr., und bei einem Fürſtenmahle ward daher oft kaum ein halbes Pfund verbraucht. Die Trinkgelder, welche der Herzog gab, betrugen ſelten über 2 Gr. Zehn Groſchen erhielt bei jenem Zuſpruch in Saalfeld der Bürgermeiſter als eine Verehrung, der Kämmerer 2 Groſchen. Eine Magd war mit einem Jahrlohn von 1 Thlr. 16 Gr. zufrieden.

Zu allen Zeiten war die Pracht bei königl. Gaſtmählern in Frankreich groß. Man lieſt in dem Zeitbuche des Albérik von einem prächtigen Feſte, das bei der Vermählung Roberts, des Sohns vom heil. Ludwig, mit Mahaut, Gräfin von Artois und Tochter des Herzogs von Brabant, im Jahre 1237 gegeben wurde, wo man die niedlichſten Speiſen auftrug und die vornehmen Gäſte während der Mahlzeit mit ſonderbaren Schauſpielen unterhielt. Man ſah einen Mann zu Pferde auf einem ausgeſpannten Seile reiten; an den vier Ecken des Saales befanden ſich Spielleute, die auf Achſen ritten, welche mit Scharlach bedeckt waren und bei jedem Aufſatz von Speiſen auf Waldhörnern bliesen. Bei ſolchen Gelegenheiten wurden auch Hunde in den Saal gelaſſen; man ſah Affen auf Ziegenböcken reiten, die Harfe ſpielend. — Auch größere Darſtellungen wurden zu andern Zeiten gegeben, als z. B. die Eroberung von Jeruſalem durch Gottfried von Bouillon im Jahre 1378 bei einer Feſtlichkeit, welche König Karl V von Frankreich ſeinem Oheim Kaiſer Karl IV

gab. — Bei einer andern Feierlichkeit wurde die Eroberung von Troja durch die Griechen dargeſtellt.

Sehr beliebte Feierlichkeiten waren in jenen und auch noch in ſpätern Zeiten Mummereien, die wir daher oftmals erzählt finden, wenn man ſie auch zu einzelnen Zeiten zu vermeiden ſuchte, da ſich oftmals Verrätherei, heimliche Tücke und Mord dahinter verbargen, wenn gereizte Leidenſchaften ins Spiel traten, indem die vorgenommene Larve geeignet war, leicht den Verbrecher jeder Nachforſchung zu entziehen. Es iſt auch als eine Art lang fortgeſetzter Mummerei zu betrachten, wenn Ulrich von Lichtenſtein, als Königin Venus oder ein andermal als König Artus verkleidet, im Lande herumzieht und jeglichen Ritter zum Kampf auffordert, wovon in der Abtheilung „Ritterfahrten und Ritterzüge" die Rede ſeyn wird.

Auch davon abgeſehen, daß keine heimliche Tücke ſich einſchlich, ſo geſchahen doch durch Unvorſichtigkeiten bei dieſen Mummereien manchmal Unglücksfälle, von denen uns die Zeitbücher mehre Beiſpiele aufbewahrt haben. So wurden z. B. bei dieſen Mummereien wilde Waldmenſchen häufig dadurch dargeſtellt, daß ſich die Männer in Werk rauh einhüllten, welche mit Harz und andern brennbaren Stoffen überzogen und ſtarr gemacht worden war. Fiel nun auf einen ſo Vermummten ein brennender Funken, welches leicht war, da theils der Saal ſehr erleuchtet war, theils auch oft mit Lichtern getanzt ward, ſo war gemeinhin der Brennende verloren, da die dicht anliegenden Kleider nicht ſo leicht abgezerrt werden konnten und oft ſelbſt Waſſer nicht leicht in der Nähe war. Solcher traurigen

Fälle ereigneten ſich mehre; ein Beiſpiel möge genügen. Als König Philipp der Schöne im Jahre 1313 den Prinzen von Geblüte die Ritterwürde ertheilte, wurden verſchiedene Tänze getanzt. Einer davon beſtand aus Wilden, die Feſſeln trugen. Ihre Kleidung beſtand aus Leinewand, auf welcher Werg mit Harz angekleiſtert war. Dieſe ſeltſame Kleidung hätte beinahe Karl IV, der einer der Wilden war und 4 andere an Ketten zuſammengeſchloſſen führte, das Leben gekoſtet. Von ungefähr kam der Herzog von Orleans einem dieſer Wilden mit einer brennenden Fackel zu nahe. Die Kleidung deſſelben fing plötzlich Feuer und theilte ſolches ſogleich den übrigen Verkleideten mit, die ſich wegen der Feſſeln nicht von einander losmachen konnten. In dieſem höchſt gefährlichen Augenblick hatte die Herzogin von Berry ſo viel Gegenwart des Geiſtes, daß ſie ſogleich den Prinzen mit ihrem langen Gewande umwickelte, wodurch ſie das Feuer an ſeinem Kleide erſtickte. Niemand von dieſer Geſellſchaft der Wilden kam mit dem Leben davon, als der Prinz und nachmalige König Karl IV. Der Graf v. Joigny ſtarb auf der Stelle, und die übrigen, Hofleute, welche aus den vornehmſten franzöſiſchen Familien waren, überlebten dieſen traurigen Vorfall nur wenige Tage. — Auch in Liegnitz begab ſich ein ſolches Unglück im 14. Jahrh., und da man überhaupt die Mummereien für etwas Heidniſches und Gottesläſterliches in der ſpätern Zeit hielt, ſo wurden heftige Verbote gegen dieſelben gegeben. So ſagt z. B. die wirtembergiſche Landordnung: „Dieweil das Mummen und Butzenkleiden, ſonderlich die, da ſich Frauen in Manns-

und Männer in Frauenkleider verstellen, vor Gott ein großer Gräuel ist, auch viel Schande und Laster darunter geschieht, so verbieten wir ernstlich, daß niemand zu einiger Zeit des Jahres mit verdeckten Angesichten, oder in Butzenkleidern gehen soll, bei Straf' des Thurmes oder Narrenhäusleins."

Ungeachtet der heftigen Verbote, die sich in vielen Ländern wiederholten, gingen diese Mummereien immer fort und fanden stets ihre Liebhaber, besonders an den Höfen, und wir haben ja sogar oben gesehen, daß Kaiser Maximilian, als ein Jüngling, Unterricht darin nahm, wie solche Mummereien zu veranstalten und einzurichten wären.

Um nun von den Mummereien noch etwas anzuführen, die zu Maximilians Zeit Statt fanden, so erzählt uns der Weißkunig beim Jahre 1451 eine solche auf diese Art: „Es sind vor die Durchlauchtigste Königin kommen, Wappen, Persevanten und Ehrnholde und haben gebracht von allen Königreichen der Christenheit geschriebene Sendbriefe und der jungen Königin mit großer Zier überantwortet. Danach sind kommen schwarze Leut', die Mohren, mit einem wunderlichen Machwerk, als ein großer Drache, und haben mit ihren Gebärden und Sitten der jungen Königin besondere Ehre und Reverenz gethan. Nach solchem ist kommen der jungen Königin junger Bruder mit seiner Gesellschaft in einer Farbe, fast köstlichen und wohl bekleid't, und hat in seiner Hand einen Brief, damit er seiner Ritterschaft Zukunft auf die Hochzeit verkündet. Darnach sind kommen wilde Menschen, die ihre Wohnung

haben in einem Eck und Winkel der Welt, in weiten und fernen Inſeln des Meeres, die aber mit ihrem Gehorſam unter vorberührtem König waren. Dieſelben wilden Menſchen redeten zu der jungen Königin, wie ſie von ihren Ältern zu dieſem Feſt der Vermählung wären geſendet, und thaten darauf einen ſonderlichen, wunderlichen Tanz, nach ihren Sitten; denn Frau und Mann ſind in derſelben Inſel nacket und bloß gangen und der jungen Königin Vater hat daſſelb' Volk erſt bezwungen und zu Gehorſam bracht. (Unter dieſen wilden Völkern ſind die Einwohner der Inſel Madera und der canariſchen Inſeln gemeint.) Nach ſolchen iſt derſelben jungen Königin Bruder kommen, der regierender König in dem Königreich Portugall war, und hat mit ihm genommen ſeine treffliche Ritterſchaft, mit köſtlichen goldenen und ſammtenen Kleidern auf das allerzierlichſt' bekleid't und angelegt, und gab ſeiner Schweſter der jungen Königin einen Sendbrief in die Hand und ſprach: er wäre aus fernſten Enden der Erden mit ſeiner ſtreitbarſten Ritterſchaft zu ihr hieher kommen, in der Meinung und mit Begehrung, vor ihr ritterliche Werk zu treiben und zu üben. Darnach ſind kommen wohlgeborne Herren aus des alten weiſen Königs Königreich, mit krauſen und langen gelben Haaren über die Achſeln, mit ſonderer Zier und haben der jungen Königin auch einen Brief mit großer Reverenz überantwortet, und darauf geſagt, wie ſie hieher kommen ſeyen aus dem hohen Lande des alten weiſen Königs zu dieſer Hochzeit, in der Meinung, daß ſie allen andern Nazionen und Jungen Widertheil halten wollen mit ritterlicher That."

Aber auch in andern Festen und Feierlichkeiten und in deren Erfindung und Anordnung war man reich, und darin liefert der Weißkunig ebenfalls viele Beispiele, wovon einiges hier folgen mögt, da es sich überdies nicht allein an die eben erzählte Mummerei anschließt, sondern selbst noch eine Art Larvenspiel ist:

„Des andern Tages ist dieselbe junge Königin (es war Elisabet, Peters, Herzog zu Coimbria, Tochter, Gemalin Kaiser Friedrichs III, die Mutter Maximilians I) mit großer Würde, Zier und hohem Gepränge, von dem königlichen Schloß herab in die Stadt, in einen Palast in Mitten der Stadt geführt, und in solchem Führen viel schöner lustiger Spiel' hin und her gehalten worden und insonderheit, als dieselb' Königin neben die große Kirche kam, da war der hohe Thurm an derselben Kirchen mit wunderlicher Kunst der Menschen zugerichtet. Aus demselben Thurm in der Luft ist gegen die junge Königin abgestiegen ein Jüngling, der war geziert als ein Engel und hat bracht der vermählten Königin eine guldene Krone, und in der Luft also gesungen: o du vermählte Königin! empfah und nimm die Krone hier auf dieser Erden, daß du gekrönt werdest in dem Himmel über alle Elemente. Daselbst ist auch zugerichtet gewesen eine Stadt oder ein Garten, als das Paradeis, daraus ein Jüngling als ein Engel in der Höh durch ein Fenster eines Thurmes kam, und bracht' in einem vergüldeten Becken Rosen und warf dieselben Rosen auf der bemelb'ten Königin Haupt und derselbe Engel sang also: „nimm die Blumen und Rosen, daß du und dein Saamen blühen werden auf dem Erdreich und

mit den Blumen der Tugend mit langer Zeit auf dem Erdreich werdeſt verdienen die Blüten und Roſen der ewigen Seligkeit zu empfahen in dem Himmel.“ „Darauf an einer andern Stelle hat ein edler Doctor eine ſchöne Predigt oder Rede auf eine halbe Stunde gethan. Nach ſolchem ſind vor die vermählte Königin kommen drei Jüngling' in engliſchem Gewand'. Der erſt' Engel hat tragen ein Kruzifix, und ſich genennt den Glauben, der da iſt eine göttliche Tugend; der andere Engel hat in ſeiner Hand gehabt einen grünen Zweig, der hat ſich geheißen die Hoffnung; der dritte Engel hat gehalten in ſeiner Hand eine lebendige Taube und hat ſich genannt die Liebe, und dieſelben drei Engel haben mit ſchönen geſetzten Sprichwörtern mit der vermählten Königin alſo geredet: daß ſie ſollt' haben zu ihrem allerliebſten Gemal und Herrn eine ſtäte Hoffnung, die da wäre eine Behalterin aller Tugend, auch einen ganzen rechten Glauben und Vertrauen, als zu der unbeweglichen Säul' des chriſtlichen Glaubens und eine vollkommene Lieb, mehr denn zu Vater und Mutter und allem ihrem Geſchlecht. Nicht fern' davon iſt geweſen ein Brunnen, künſtlich gemacht, daraus iſt gefloſſen wohlſchmeckend (wohlriechend) Roſenwaſſer, zu Labung und Ergötzung der Menſchen. Daſelbſt iſt auch geweſen ein Thiergarten mit vielen und mancherlei wilden Thieren. Nach ſolchem allen iſt die Königin aber an eine Stadt kommen, da ſind vor der Königin geſeſſen dreizehn Propheten in ihren Kleidern, nach Gewohnheit der Propheten, und jeder ein Buch in ſeiner Hand und haben geweiſſagt viel guter Ding' von dem Bräutigam und Braut.“ An

dem andern Tage folgte diesem Beschriebenen ein feierlicher Aufzug zu den ritterlichen Uebungen und ein Turnier, wovon bei den Turnieren die Rede seyn wird.

„Am Tage nach dem Turniere sind kommen vor der vermählten Königin Pallast, etliche viele Jäger, mit einer merklichen Anzahl großer Hunde und haben geführt einen Löwen, einen Bären und ein Wildschwein und vor der Königin ein wunderlich Jagen vollbracht. Nach derselben Jagd sind kommen zwölf Grafen und Herrn auf großen Pferden, bedeckt mit guldenen Tüchern bis auf die Erde, in ihrem Harnisch, und ein jeder hat gehabt einen Knecht zu Roß, der mit dem Spieß ist vor ihm geritten. Und ein jeglicher Knecht ist so zierlichen bekleid't gewesen, als man die schönen Engel malt. Und dieselben zwölf Grafen und Herrn haben bei vier Ur (Auerochsen) gestochen und als sie wieder abzogen seyn, da ist einer zu Roß kommen mit köstlicher Gezierde und großer Gesellschaft, mit großen und wunderlichen Pferden und hat sich genannt einen König von Troja und mit ihm gehabt drei Söhn'; der erst' hieß Hektor, der ander Priamus, der dritte Ajax, in königlichem Gewand und haben sich gegen den königlichen Pallast gekehrt, darin die vermählt' Königin mitsammt ihren Brüdern und Schwestern, mit ihren edlen Herrn war. Und derselb' König von Troja ließ vor demselben Pallast durch seinen Ehrenhold rufen, wie er in weiten Landen und über Meer, insonderheit in seinem Königreich Troja, vernommen hätt', wie der König desselben Reichs seine ältere Schwester dem allerhochgelobtesten Herrn, dem alten weisen König, vermählt hätt'. Und dieweil denn

gedachter König mit etlichen ſeinen Landen in Afrika ſein Nachbar wäre, ſo hätt' er nicht unterwegen laſſen mögen, und wär' dem alten weiſen König, auch ihm zu ſonder Lob und Ehre ihrer Kronen, zu ihm in ſein Königreich kommen und wollt' bei ihm in ſeinem Reich ſtreitbarlich und ritterlich Werk üben und wollt' ſich mitſammt ſeinen dreien Söhnen ſtellen wider alle die, was Geburt oder Zungen die waren. Alsbald der regierende König mit ſeiner Ritterſchaft das gehört hat, iſt er mit ſeiner Ritterſchaft herfür kommen und von Stund' an gegen ſeine Widerpartei vor der vermählten Königin und ihren Schweſtern und vor ſeiner Gemahlin der Königin ein luſtiges Geſtech angefangen, und mit Freuden vollend't. Alſo haben die Königinnen mit einander durch eine geborne Gräfin, die eine ſonders ſchöne Jungfrau war, dem Herren, der das Beſt' gethan hatt', einen guldnen Ring mit einem Cecilein geſchenkt und nach ſolchem Geſtech, als die Sonn' hat wollen untergehen, aus königlichem Geſchäft ſind die guten Tücher, die man hat aufgeſpannt an die Wänd', von dem gemeinen Volk raubweiſ' genommen worden, und was ein jedes hat mögen zuwege bringen, das iſt ſein geweſen. Nach ſolchem, am andern Tag', iſt ein großmächtiger Herr faſt ſcheinbarlich, mit ſeiner Geſellſchaft vor der vermählten Königin Pallaſt geritten und hat durch ſeinen Ehrenhold laſſen rufen: er ſey der großmächtig König Europa. Er hat auch durch ſeinen Ehrenhold weiter berufen laſſen, allen Königen und Fürſten mit den Worten: o ihr, die weſen und wohnend in dem Kreis der Welt, nehmt wahr, nehmt wahr die Böſen, die da

wachſen und über uns kommen; und hat indem aufgethan ein groß Buch und ferner laſſen rufen alſo: o ihr Kinder der Menſchen, urtheilend rechtlich und was recht iſt, das ſollt ihr brauchen; und hat viel von der Gerechtigkeit rufen laſſen. Auf das ſind kommen eine merkliche Anzahl der Sarazenen und Heiden zu Roß mit ihren Schilden und Lanzen und haben vor der Königin Pallaſt mit ander geſtritten und die allerſchnelleſten Roß, ſpringend wie Rehböckchen, gehabt. Nach ſolchem ſind auch für und für von dem Stadtvolk und von dem gemeinen Volk viel' ſeltſam, abentheuerliche Spiel' getrieben und geübt worden. Solches alles zu beſchreiben, wäre zu lang. Und als ſolch Ritterſpiel und Freud' vollbracht ſeyn worden, hat der regierend' König in ſeinem Pallaſt ein groß Mahl und Gaſtung zugericht't."

„Derſelb' Pallaſt iſt auch mit köſtlichen gewirkten Tüchern und Figuren auf das allerſchönſt' umhängt und geziert geweſen. An den Tafeln, die dann köſtlich mit Gold und Silber umlegt waren, nach königlichen Sitten, haben die verſchiedenen hohen Perſonen geſeſſen und die andern, welche zur Hoffeierlichkeit geladen. Es ſind auch kommen die Singer und mancherlei Spielleut', die mancherlei ſeltſame Geſang geſungen und Spiel getrieben haben. Und dieſelb' Mahlzeit iſt mit großer Freud' und Frohlockung vollendet worden."

Dies nun waren die Feierlichkeiten, welche bei der Vermählung des Kaiſers Friedrich III mit der Eliſabeth von Portugal in Portugal gehalten wurden, wo Eliſabeth dem Kaiſer durch eine Botſchaft angetraut ward. Die

Beschreibung zeugt von der sinnigen Bedeutung und von der abwechselnden und immer wieder ergötzenden Pracht, die man den Festlichkeiten zu geben wußte; und was hier von Portugal erzählt wird, das gilt auch für Frankreich, Italien und Deutschland meist auf gleiche Weise; wogegen wir jetzt so in der Anordnung und Ausführung der Feste und in der Lebendigkeit der Einbildungskraft, etwas zu erfinden, meist erstorben sind, daß wir beinahe bei allen Feierlichkeiten nichts aufzubringen wissen, als die allbekannten und zehnfach wiederholten jungen Mädchen mit weißen Kleidern und Blumenkränzen.

Wie wenig man den Freuden der Mummerei entsagte, geht aus vielem hervor, und besonders gefielen die Umgestaltungen der Männer in Frauen, und umgekehrt. So erzählt auch z. B. Hans von Schweinichen Bd. I. S. 216. beim Jahre 1576, daß, als er mit seinem Herzoge in Köln war, nicht weit von ihrer Wohnung sich ein Nonnenkloster befand, in welchem Schweinichen Bekanntschaft hatte und Zuspruch gewann. Nun wollte der Herzog auch gerne hinein und beschloß: „ich sollte — erzählt Schweinichen — der Aebtissin ansagen, daß ich ihr und den Jungfrauen einen Mummenschanz (d. i. eine Mummerei) auf den Abend bringen wollte, mit welchem denn, nach der Ansage, die Frau Aebtissin wohl zufrieden war, und satzten wir den Abend zu kommen an. Derowegen so ließen J. F. G. eine Mummerei machen von Taffent, die Männer auf italienisch gekleidet, die Jungfrauen auf spanisch. Wie nun derselbige Abend kommt, legen J. F. G. sich und wir andern die Mummerei Kleider an und

waren 3 Mann und 3 Jungfrauen und hatten ſchöne Muſik dabei und ritten auf ſchönen Gäulen nach dem Kloſter zu, ein jeder die ſpaniſche Jungfrau hinter ſich. Nun ſaß ich im Sattel und J. F. G., als eine ſpaniſche Jungfrau, hinter mir auf dem Roſſ'. Wie ich nun nahe an die Jungfrauen in Hof kommen, da denn die Frau Aebtiſſin mit der ganzen Verſammlung im Hofe ſtund, uns anzunehmen, wollte ich den Gaul einen Sprung thun laſſen und werfe die ſpaniſche Jungfrau, id est den Herzog, ſo hinter mir ſaß, mit ſammt dem Geſchmeide in eine Pfulch, daß J. F. G. waren als ein Meller, mußten alſo zuvor wieder zurückgehen in ein Haus und J. F. G. auswaſchen. Hernach zogen wir wiederum auf, waren alſo luſtig und guter Dinge mit den Nonnen, tanzten und trunken ſehr; weil J. F. G. den Wein mußten ſelber holen laſſen, wie bräuchlich war, hatten wir 22 Thaler vertrunken."

Schon früher, als Hans von Schweinichen mit ſeinem Herrn noch in Liegnitz war, beim Jahre 1574, erzählt er Folgendes, woraus hervorgeht, daß es nicht ſonderlich ehrbar bei ſolchen Verkleidungen zugehen mochte (Bd. I. 108.) „J. F. G. waren dieſe Zeit über luſtig mit Tanzen und ſonſten, ſonderlich in Mummerei gehen. Das währet faſt ein ganz Jahr alle Abend in der Stadt zu den Bürgern. Einer ſahe J. F. G. gerne, der andere nicht. Gemeiniglich waren 4 Mönche und 4 Nonnen, und J. F. G. waren allezeit eine Nonne; wie denn auch oft J. F. G. auf einem großen Wagen alſo in die Mummerei fuhren, nach Goldberg und Hainau. Ich habe aber niemals Luſt

dazu gehabt und mich davon entbrochen, wo ich gewußt; denn es in solcher Mummerei seltsam zuging, daß die Jungfrauen mit den Nönnlein (nicht mit den Mönchen) den Tritt nahmen (sich entfernten), als (wenn es) eine Jungfrau (mit der andern) wäre. Solch Narrenwerk war J. F. G. liebste Lust und meine Unlust."

H. v. Schweinichen erzählt uns außerdem vieles von Festlichkeiten und Vergnügungen seiner Zeit, was höchst belehrend für Sitte, Gebrauch und Leben des deutschen Volkes ist. Nur einige Züge. Wie lustig es, außer den Mummereien, in jener Zeit zuging, sagt uns H. v. S. z. B. beim Jahre 1574: „Auf den Abend machten J. F. G. ein Panket und nach Tische hielten sie einen Tanz, welcher die ganze Nacht währete. Die Musik war lieblich, der Wein gut, das Frauenzimmer schön und die Gesellschaft vertraulich, vornehmlich aber der Herr mit lustig; darum war kein Trauern noch Kummer, sondern lauter Freude und Wonne. Wenn ich diese Zeit vom Himmel auf die Erde fallen sollen, wäre ich nirgends als gen Liegnitz gefallen, als in's Frauenzimmer (in die Wohnung der weiblichen Bedienung im Schlosse); denn da war täglich Freude und Lust mit Reiten, Ringrennen, Musik, Tanzen und sonsten Kurzweilen, welches den jungen Leuten, als auch ich einer war, wohlgefiel, und hätte mich zu solchen Wesen kaufen wollen, geschweige denn, daß ich dazu bin gebeten worden. Darum recht gesagt: wenn Jugend Jugend hätte, was wäre sie?" — Und in demselben Jahre: „Denn es diese Zeit ein lustiger Ort war (Liegnitz) mit Musik, Tanzen und lustig seyn, daß auch

J. F. G. nichts darnach fragten, wenn wir auf dem Schloſſe eine ganze Nacht tanzten, auch mit der Muſik vor J. F. G. Zimmer kamen, machten ſie auf und waren wohl zufrieden, bielten auch wohl im Bette einen Trunk mit uns. Damit behielt der Herr bei ſeinen Dienern Gunſt und genaue Aufwartung, wie er denn ſonſten auch haben wollte, und war alſo J. F. G. mit den Junkern, wenn wir luſtig waren, wohl zufrieden, wenn wir es auch in der Stadt ziemlich grob machten, noch halfen uns J. F. G. ſchlichten. Alleine keine Unflätereien konnten J. F. G. nicht leiden." — Wenn auch der Herzog, wie hier geſagt, keine Unflätere litt, ſo waren die Späße, welche er trieb, doch auch nicht ſehr fein und erbaulich. So der folgende: „Den 16. Novbr. bin ich von J. F. G. gen Liegnitz zu einem Panket erfordert; das Panket aber war dieſes. J. F. G. hatten eine Luſt angericht, in welcher Arleben zum Kaiſer gemacht, auch eine kaiſerliche Tafel beſtellt. J. F. G. H. Heinrich waren Mundſchenk, die Junker Truchſeß, und ſollte ſich Arleben allemal wie der Kaiſer im Trinken halten und alſo über der Mahlzeit drei Trünke thun, eben aus dem Glaſe, daraus zuvor H. Heinrich dem Kaiſer Ferdinando geſchenkt hatte; darein ging ein halber Topf Wein. Zu ſolchem ließ ſich der von Arleben gebrauchen und wußte ſeine Reputazion zu halten. Der von Arleben als der Kaiſer, betrank ſich von zwei Trünken, daß er weder geben noch ſtehen konnte. Da lag der Kaiſer und alle ſeine Pracht. Darüber ward J. F. G. luſtig und bielten darauf eine lange Tafel und nach Tiſche einen Tanz und war luſtig und guter Dinge.

Dies war eine Sache vor mich, daß ich mir es nicht besser hätte wünschen wollen, wenn es ein ganzes Jahr gewähret hätte."

Aus den fernern Abenteuern Schweinichens und seines Herrn gehören folgende Bruchstücke hieher: Hans von Schweinichen machte mit seinem Herrn große Reisen durch Deutschland, bei denen denn oftmals der Herzog in der erbärmlichsten Geldnoth war, wodurch die lächerlichsten Abenteuer hervorgebracht wurden. Indessen verstand er es auf eine treffliche Weise, den Leuten ein Darlehn abzuschwatzen, und so gelangte er oftmals auf doppelte Weise zu Festen, einmal zu denen, die er selbst durch so erworbenes Geld gab, dann zu andern, die ihm gegeben wurden, meist vorher, ehe man seine schlechten Geldzustände wußte.

So erzählt nun Schweinichen beim Jahre 1575: „Ich ward einst auf eines vornehmen Geschlechts Hochzeit (zu Augsburg) eingeladen, darauf ich denn auch ging. Nun waren J. F. G. (Herzog Heinrich) auch gerne da gewesen, damit sie die Gebräuche und anderes hätten sehen mögen, wußten aber sonst kein ander Mittel, als dies, daß sie mein Knecht worden und auf mich warteten, als einem Knecht gebührt. Nicht weiß ich, wie es der Knecht versah, daß er ein Räuschlein bekam, damit ich ihn abführen mußte lassen. Wie nun J. F. G. ausgeschlafen und es ihnen sonsten allda wohlgefallen, ließen sie sich beim Bräutigam angeben, sie wollten zum Abendtanz zu ihm kommen. Dies der Bräutigam gerne sah und wurden J. F. G. durch drei vornehme Freunde mit

einem Wagen, wie dort bräuchlich, ſtattlich geholt, da ſich denn dieſelben auch einſtellten und wurden fürſtlich und wohl gehalten. Wenn J. F. G. tanzten, ſo tanzten allemal zwei vornehme Rathsherrn vor. Sonſten iſt der Brauch, daß allemal zwei Perſonen, ſo lange rothe Röcke anhaben, mit einem weißen Ermel, vortanzen und darf ſonſt keiner, er ſey wer er wolle, keinen Tanz anfangen. Es tanzten die zwei voran und wenn ſie ſich drehen, ſo mögen ſich die, ſo tanzen, auch verkehren, als auch, wenn ſie ſich mit einander im Tanze herzen, ſo mag der Jungeſelle die Jungfrau, ſo oft es von ihnen geſchiehet, auch herzen. Es werden die gemeldten Perſonen oft mit Gelde beſtochen, daß ſie einander an einem Reihen etliche Male herzen, daß nur der junge Geſelle die Jungfrau deſto öfterer herzen mag. Wie ich denn auch ſelbſt gethan und mit einem halben Thaler im Tanzen viel Herzen zuwege bracht worden. Alſo ward mein geweſener Knecht wieder mein Fürſt und Herr. Und wie ich J. F. G. darum fragte: warum ſie dahin kommen wären? gaben ſie zur Antwort: ſie hätten geſehen, daß allda ſchöne Jungfrauen wären geweſen, welche mir hätten gute Worte gegeben. Derowegen wären ſie hingekommen, ob ich irgend anbeiſſen wollte, mich davon abzuziehen. Bekennen muß ich, daß ich mein Lebtage kein ſchöner Frauenzimmer bei einander geſehen, als da; denn ihrer waren über ſiebenzig. Und, der Braut zu gefallen, alle weiß gekleidet in Damaſt und dergleichen, auch mit Ketten und Kleinodien über die Maßen gezieret. Und war in einem großen Saal, welcher mit Gold und Silber geſunkelt, und waren über etliche

hundert Lichter, groß und klein, darinnen, daß, wie man pflegt zu ſagen, man vermeint', es wäre mehr im Himmelreich, oder das rechte Paradies allda wäre. Mir iſt ſehr wohl geweſen, denn, wie gemeldet, die Jungfrauen waren ſchön und gaben auserleſene höfliche gute Worte." Auch die Fortſetzung dieſer Nachricht enthält noch viel Beluſtigendes, aber es gehört nicht für dieſen Zweck. Nur das Gaſtmahl, welches Max Fugger dem Herzoge gab, will ich hier berühren.

„Es lud Herr Max Fugger J. F. G. einſt zu Goſte, neben einem Herrn von Schönberg, welcher ſonſt auch in J. F. G. Lofament log. Ein dergleichen Panket iſt mir bald nicht vorkommen, daß auch der römiſche Kaiſer nicht beſſer hätte traktiren mögen und war dabei überſchwengliche Pracht. Es war in einem Saale das Mahl zugerichtet, der war mehr von Gold, als von Farben geſehen worden. Der Boden war von Marmelſtein und ſo glatt, als wenn man auf Eis ging. Es war ein Kreuztiſch aufgeſchlagen, durch den ganzen Saal, der war mit lauter Kredenzen beſetzt und merklich ſchönen venediſchen Gläſern, welches, wie man ſagt, weit über eine Tonne Goldes ſeyn ſollte. Ich ſtund J. F. G. vor dem Trunk (d. h. ich war Mundſchenk, mußte dem Herzog das Trinken beſorgen und einſchenken). Nun gab der Herr Fugger demſelben einen Willkommen, welches von dem ſchönſten venediſchen Glaſe ein Schiff war, künſtlich gemacht. Wie ich es nun vom Schanktiſch nehme und über den Saal gehe, hatte ich neue Schuhe an und gleite, falle mitten im Saal auf den Rücken, gieße mir den Wein auf den Hals, und

weil ich ein neu roth dammaſten Kleid an hatte, ward es mir ganz zu Schanden. Das ſchöne Schiff ging aber auch in viel Stücke. Ob nun wohl unter der Hand und männiglich ein groß Gelachter ward, ſo ward ich doch hernach berichtet, daß der Herr Fugger geſagt: er wolle daſſelbe Schiff mit hundert Floren geleſet haben. Es war aber ohne meine Schuld; denn ich weder geſſen noch trunken hatte. Da ich aber hernach einen Rauſch bekam, da ſtund ich darnach feſter und fiel darnach kein Mal, auch im Tanze nicht. Ich hielt davor, daß Gott die Pracht nicht haben wollte mit mir; denn ich ein neu Kleid angezogen und däuchte mich, ich ware der Stattlichſte geweſen. Bei dieſem waren die Herren und wir alle luſtig."

Die Menge der zu Hoffeſten z. B. verſammelten Herren war oft ſehr groß, wie denn z. B. bei einem ſolchen Hoftage, welchen Kaiſer Rudolf zu Nurnberg hielt, wie Hornek erzählt, an Fürſten, ſowohl Pfaffen als Laien, 74 da waren, Grafen und Freie an 300, und 5000 der übrigen Herren. Wie groß mag da nun noch das Gewühl und die Menge der Reiſigen und Knappen und Knechte geweſen ſeyn?

Eine andere Gelegenheit, bei der ſich eine gewaltige Maſſe von Menſchen zuſammenfand, waren die kirchlichen Feſte, beſonders Erhebung der Gebeine eines Heiligen, große Ablaſſe, Wallfahrten u. ſ. w. Das ritterliche Leben ward freilich hier zurückgedrängt, indeſſen laſſen ſich aus Beſchreibung derſelben doch, wie natürlich, wieder ſehr tiefe Blicke von anderer Seite in die damalige Zeit werfen. Wie die Gebeine des heil. Virgil, des achten Biſchofs zu

Salzburg, im J. 1288 erhoben wurden, erzählt Hornek und sagt, daß „der Erzbischof Rudolf ein Concil auf den Martinstag ansagen ließ und verhieß allem Volk, das da kommen würde, Ablaß und Gnade. Für Empfang und Speisung ward gesorgt. Der anlangenden Pilger und Büßer war so große Zahl, daß alle Straßen sich anfüllten. Im Gedränge sind Leute des Todes gewesen und Herbergen waren theuer. Draußen in den Feldern sah man Feuer wie Sterne am Himmel. Im Dom durften nur, während der Ausgrabung der Gebeine, die hohen Pfaffen erscheinen, die Inful und Stab trugen. Allererst, als die Gebeine des Heiligen gefunden und aus der Erde gelesen waren, thaten sich des Münsters Pforten auf, damit das Volk zu Ablaß und Andacht herein könne. Das Opfer war groß, denn die Büßer konnten die Zeit kaum erwarten, wo sie ihr Opfer brächten. Vier Bischöfe geleiteten diese in die Kirche, während 4 andere an der Thür blieben, wodurch die Büßer eintraten. Das Gedränge des Einlasses dauerte schon bis zum Schluß der Vesper und des Complet, und war noch nicht zu Ende. Da hieß man von den Pilgern die Opfer zusammenlesen, und der mußt' gar arm sein, der nicht außer dem Opfer für Virgils Gebeine auch dem Bischofe ein's für das Geleite gab."

Als Anhang zu dieser Abtheilung möge noch einiges über die Speisen und Getränke hier seine Stelle finden, welche bei Rittermahlzeiten und Festen vorzüglich vorkamen. Etwas weniges habe ich schon oben bemerkt, und dies sind auch nur einzelne Züge, die ich anführen kann, indem

dieſe Vorleſungen ſich nicht zu ſehr in Küche und Keller der alten Welt vertiefen können.

Pfauen und Faſanen, die man edle Vögel nannte, wurden bei Gaſtmahlen, beſonders an königlichen Tafeln, vorzüglich hoch gehalten, und es gab daher ein eigenes Gelübde bei dieſem Vogel, das Pfauen oder Faſanen-Gelübde, von dem ich in der Abtheilung reden werde, die ſich mit den alten Rittergelübden beſchäftigt. Pfauen und Faſanen lieferten durch den Glanz und durch die Mannichfaltigkeit ihrer Farben ein Bild der Majeſtät der Könige und der prachtvollen Kleidung, womit ſich die Herrſcher ſchmückten, wenn ſie an ihrem Hofe groſſe Feſte feierten. Ja es gab Ritter, die groſſe, ein Rad ſchlagende Pfauenſchwänze auf ihren Helmen trugen, als ausgezeichnete Helmzierden. Nach alten Romanſchreibern ward das Fleiſch der Pfauen und Faſanen nur als eine Speiſe für Tapfere und Verliebte betrachtet. Pfauenfedern waren der reichſte Schmuck, die anmuthigſte Zier, welche eine Frau einem Troubadour überreichen zu können glaubte, indem ſie dieſe Federn gewöhnlich in die Kronen flochten, welche den Dichtern gegeben wurden; und dies erſtreckte ſich noch bis zum Jahre 1639, wo bei dem Friedensfeſte, welches die Stadt Marſeille gab, die Troubadours in der ſiebenten Ordnung des Zuges erſchienen, alle mit Pfauenfedern gekrönt, mit denen ſie früher von den Frauen des Landes beſchenkt worden waren. Die Augen, welche ſich auf den Pfaufedern darſtellen, und mit denen der Pfau, wenn er ein Rad ſchlägt, ſcheint umgeben zu ſeyn, ſollten vor-

stellen, wie die Augen des ganzen Volkes zur Anhörung ihrer Meisterwerke auf sie gerichtet wären.

Bei großen Feierlichkeiten ward auch ein Pfau auf die Tafel gesetzt, der meist gebraten, aber immer mit seinen schönsten Federn geschmückt war, auf einer großen goldenen oder silbernen Schüssel. Bei dem Pfauengelübde brachte ihn eine Frau oder Jungfrau in das Zimmer, worin die Ritter versammelt waren. Jedem von ihnen ward der Pfau dargebracht, und jeder that sein Gelübde über demselben. Aber auch ohne Bezug auf dies Gelübde ward der Pfau, als ein gar kostbares Essen, in seinem ganzen Federschmuck auf den Tisch gestellt, und allen, die zugegen waren, mußte ein Stück des Pfaues vorgelegt werden. Es war nun eine hauptsächliche Geschicklichkeit des Vorschneiders, den Pfau so zu zertheilen, daß ein jeder der Anwesenden etwas davon bekam. In dem französischen Roman des Lancelot vom See werden dem König Artus große Lobsprüche ertheilt, weil er an der runden Tafel den Pfau so vorgeschnitten, daß ein jeder der funfzig Ritter, die seinem Feste beiwohnten, etwas davon erhielt: und noch dazu war ein jeder mit seinem empfangenen Stücke zufrieden. Selbst das Ueberbringen und die Stelle, welche der Pfau erhielt, war nicht ohne Bedeutung. In dem alten Gedichte vom Pfauengelübde (les voeux du Paon) wird erzählt, daß die Frauen einen der wackersten Ritter aus der Gesellschaft erwählt hätten, um in seiner Gesellschaft demjenigen Ritter, welchen dieser für den tapfersten halten würde, den Pfau zu überreichen. Der von den Frauen hierzu erwählte Ritter setzte die Schüssel demjenigen vor,

welcher, nach ſeiner Ueberzeugung, den Vorzug verdiente, zerſchnitt den Vogel vor ſeinen Augen und vertheilte ihn an die Umſtehenden. Ein ſolches Merkmal der Achtung, womit glänzende Thaten belohnt wurden, durfte nur erſt nach langer und beſcheidener Weigerung angenommen werden.

Außer andern gewöhnlichen Speiſen wurde die Geſellſchaft auch mit Gewürzen bewirthet, dann wurde Zukkerwerk herumgereicht, mit einzelnen eingemachten und überzuckerten Speiſen. An Getränken ward ein rother, durch Honig verſüßter Wein gegeben, dieſer ward Clairet im Franzöſiſchen genannt; hiemit hängt auch wahrſcheinlich der Wein zuſammen, den ich bereits oben anführte in einer Stelle aus dem Parzifal: Wein roth wie Syrop. Im Deutſchen heißt der Clairet Lutertrank, Lautertrank, lauterer Trank, und dies bedeutet nicht etwa einen ungemiſchten Wein, wie es ſcheinen möchte, ſondern einen gelauterten Trank, und es iſt eine wörtliche Ueberſetzung von claretum. Rother Wein ward immer zu ihm angewendet. Ferner ein anderes Getränk, welches Pigment genannt ward, und welches eine Miſchung aus Honig, Gewürz und Wein war, wahrſcheinlich höchſt berauſchend und ſtark, weswegen es auch in den Geſetzen des Kloſters Cluniak den Mönchen deſſelben verboten war. Eine andere Art von gewürztem Weine ward Hippokras genannt. Wir haben alte Beſchreibungen, wie dieſe Miſchweine verfertigt wurden. Davon einiges. Clairet iſt aus Wein und Honig und Gewürzen gemiſcht. Man zerſtößt die Gewürze in den feinſten Staub und legt ſie in

ein leinenes Beutelchen mit Honig oder Zucker. Mit dem beſten Weine wird nun dieſe Miſchung übergoſſen, bis ſie ausgelaugt iſt, und ſo lange wird der Aufguß fortgeſetzt, bis die Kraft der Gewürze ganz in den Wein übergegangen. Dann wird die Miſchung aufs beſte abgeklärt, wodurch ſie vom Weine die Kraft und den ſtarken Geſchmack, von der Miſchung den gewürzigen Geſchmack und Geruch behält, durch den Honig aber Süße bekommt. — Bisweilen wurden auch ſolche Weine mit Gewürze gekocht. Es iſt auffallend, daß es ſcheint, man habe ſelten reinen Wein getrunken, ſondern faſt immer einen Miſchling, zu denen auch der ſchon bereits oben angeführte Moraß oder Maraß, welcher in den Rittergedichten ſo häufig vorkommt, gehört. Indeſſen vermehrt Ottokar von Horneck die Reihe der Weine durch manche Namen, die er unter der Beute nennt, welche die Trieſter bei Eroberung der ihnen dicht vor ihrer Stadt gebauten Zwingburg, sempre Venetia, machten. Man fand: Mugler und Raiwal (Roſeler und Rheinfall?) Kriechelwein und Terrant, Muskatel und Vin de Plant, Clairet und Schaſernack, von Genf und von Malvaſein, Pinoil und Wein von Arras und von der Mark Ankon, Ekke und Tribbian und Wein von Wippach, Pazner und andre Weine. — Außerdem ward auch noch der altdeutſche Meth getrunken, denn S. 138 des Frauendienſtes von U. v. L. heißt es: „Er empfing die Ritter alle wohl, ſie mußten die Nacht bei ihm bleiben, und gute Speiſe, Meth und Wein gab er ihnen völliglich.“ — Die Urſache, warum ſo wenig reiner Wein getrunken ward, erklärt ſich leicht. Man baute

in Deutschland und in Frankreich in Gegenden Wein, von denen man jetzt glaubt, daß sie keine reife Traube mehr zu zeitigen vermögen. Die Weine waren daher meist schlecht, sauer und unangenehm, daher versetzte man sie mit Wermuth und Honig, oder vermischte sie mit dem Saft von Beeren und Zucker, wodurch ihre natürliche Säure versteckt oder gemildert wurde. Fremde Weine, besonders griechische, wurden indessen an den großen Tafeln des Mittelalters häufig getrunken.

Eine besondere Sitte war auch, daß man die Feste gewöhnlich damit beschloß, daß jeder Gast, ehe er sich zur Ruhe begab, noch einen Trunk Wein nahm, den man den Schlafwein nannte. Es mochte damit wohl die Ausbringung einer Gesundheit und eine Danksagung für die Bewirthung verbunden seyn, eine Sitte, die in ältern Familien und in einzelnen Orten sich noch in dem Danksagungs-Trunke beim Schlusse der Mahlzeit fortgepflanzt und erhalten zu haben scheint. Doch findet sich die Sitte auch so, daß, wenn der Ritter die Gesellschaft schon verlassen hatte und in seinem Schlafgemach war, ihm dann der Schlaftrunk mit etwas Essen dazu gereicht ward, so daß also diese Ueberreichung des Schlafweins gänzlich von der Abendmahlzeit getrennt war. Dies war um so eher thunlich, da die Abendmahlzeiten weit früher, als bei uns, sogar wenigstens um 6 Uhr gehalten wurden. Zwei Beispiele, das eine aus einem französischen, das andere aus einem deutschen Werke, werden diese Sitte am besten darlegen.

In dem Roman Gerard von Rousillon, worin

wir zugleich Nachricht von der Abendbeschäftigung finden, heißt es: „Ist die Tafel gedeckt, so setzt man sich zu Tische. Nach dem Essen geht man in den Vorhof, um sich zu belustigen. Weiß jemand ein Lied oder eine Fabel, so sagt er sie her, und die Ritter erzählen ihre Thaten und Abenteuer, woran Gerard und die Seinen sich so lange vergnügen, bis die Nacht kühler geworden ist. Der Graf läßt sich Wein geben und geht zu Bette. Morgens steht er mit anbrechendem Tage auf und seine Knappen helf'n ihm, sich anzukleid'n."

Im Gedichte Parzifal lautet die hieher gehörige Stelle so. Nachdem das oben bereits angeführte Mahl vollendet war und Parzifal in sein Gemach geführt worden, kleiden ihn die Knappen aus und er eilt auf das nächtliche Lager. Da traten noch vier Jungfrauen zu ihm ein, von denen drei auf ihren weißen Händen Moras, Wein und Lautertrank trugen; die vierte hielt auf einem weißen Tuche Obst von solcher Art, als wenn es im Paradiese gewachsen wäre. Diese knieten vor ihm nieder und überreichten ihm das, was sie trugen.

> Der Herre trank, ein Theil er aß,
> Mit Urlaube sie gingen wieder.

Beiläufig ist zu bemerken, daß in den ältesten königl. französischen Rechnungen des Hofstaats, der Schlafwein oftmals als ein mit gewissen Aemtern verknüpftes Recht angegeben wird. —

Indessen herrschte neben großer Verschwendung, die wir hier in Beispielen angeführt haben, auch viel Armuth und Beschränktheit in den Nahrungsmitteln in manchen

Gegenden und Familien. Gewöhnlich aß man nur gesalzene und geräucherte Fische und Fleisch, harte Hülsenfrüchte, unverdauliche Mehlspeisen und einige Kohlarten. In den Zeiten des Aeneas Sylvius (im 15. Jahrh.) waren die Tische der deutschen Fürsten mit allen Arten von Leckereien besetzt, allein die Hofbedienten mußten oft sich mit schwarzem Brote, faulen oder stinkenden Fischen, zähem Kuh-, Ziegen- oder gar Bärenfleische und mit fast ungenießbaren Hülsenfrüchten oder Kohlarten begnügen. Man lebte meist einfach und schlecht. Der Sachsenspiegel (II. 12) gestattete den Gerichtsboten oder den Beisitzern der gräflichen Gerichte im 13. Jahrh. drei Essen: „Die Boten sollen seyn schoppenbar freie Leut . . . die soll dann der Richter beköstigen: Brodt und Bier soll er ihnen genug geben, drei Gericht zu dem Essen, die die Zeit gewöhnlich sind, und einen Becher Weins; zwei Gerichte den Knechten." — Gewöhnlich kochte man am Sonntage für die ganze Woche. So auch in andern Landern. Der Graf Northumberland hatte unter der Regierung Heinrich VII (1485 — 1509) nur 2 Köche, ungeachtet bei ihm täglich 228 Personen speisten. Die Hausbedienten des Grafen erhielten das ganze Jahr durch kein anderes als gesalzenes oder geräuchertes Fleisch und Fische. Frisches Fleisch erschien selbst auf der Tafel des Grafen nur von der Mitte des Sommers bis Michaelis. In dem größern Theile des Jahres aß er, wie seine Bedienten; ausgenommen, daß Kapaunen, Feldhühner, Fasanen und Wild bisweilen auf seine Tafel gebracht wurden. Das Frühmahl des Grafen und der Gräfin bestand in einem Quart Bier und Wein, in zwei

Stücken von geſalzenem Fiſch, in 6 geſalzenen und 4 friſchen Heringen, oder in einem Teller voll Sardellen. An Fleiſchtagen kam eine gebratene Hammelkeule oder ein gutes Stück gekochtes Rindfleiſch dazu. Man aß um 10 Uhr zu Mittage und um 4 Uhr zu Abend. (50 Jahr ſpäter war beides ſchon um 1 Stunde vorgerückt.) Die Franzoſen aßen im Mittelalter das Fleiſch von keinem zahmen Thiere ſo gerne, als Schweinefleiſch, welches ſowohl friſch als geſalzen auf den vornehmſten Tafeln erſchien. Als Humbert, Dauphin von Vienne, im J. 1345 ſeinen Kreuzzug antreten wollte, ſo ordnete er vorher ſein Haus, ſetzte das Gefolge und die Bedienten ſeiner Gemahlin auf 30 Perſonen feſt und wies dieſen 30 Perſonen wöchentlich ein friſch geſchlachtetes und jährlich noch 30 eingeſalzene Schweine an. Erbſen mit geräuchertem oder geſalzenem Schweinefleiſch hielt man für ein Gericht, welches ſelbſt Todte lüſtern mache und königliche Tafeln ziere. An mehren Feſten trug man keine anderen Gerichte, als von Schweinefleiſch auf, und ſolche Feſte wurden Schweinefleiſch- oder Schinkenfeſte genannt (festins lacomposés). Unter dem Geflügel ſchätzte man die Gans am meiſten. Junges Wildpret wagte man nicht zu eſſen, weil man das Fleiſch deſſelben für unreif und unverdaulich hielt. Dagegen aber aß man in den vornehmſten Häuſern: Reiher, Kraniche, Krähen, Störche, Schwäne, Raben, Rebhühnern, Geier, ja ſelbſt Meerſchweine, Seehunde und das Fleiſch und die Jungen von Wallfiſchen. So heißt es im Parzifal, als Gamuret in Zaza-

wanz ankommt und von dem Burggrafen der Königin bewirthet wird (B. 962.),

Hie stund der Reiher, leit der Fisch.

Dies ging beinahe das ganze 16. Jahrh. hindurch. Bei diesen oft widerlichen Speisen war der Genuß heftiger Gewürze in den Brühen zu den Speisen nothwendig. Die unzertrennlichsten und allgemeinsten Bestandtheile aller Brühen waren Safran und Zucker; alle Gerichte wurden mit Zucker überstreut. Zum Nachtisch aß man überzuckerte Gewürze, um den Magen zu erwärmen, die im Franz. epices genannt wurden.

Eben haben wir gesehen, wie verschwenderische Jagd Hans von Schweinichen mit seinem Herzog erlebte, und wenn Geld vorhanden war, wurden solche auch von ihm selbst angerichtet. Dagegen ging es auch oft sehr schlecht; so z. B. 1578, als Herzog Heinrich auf dem Brädilberg saß. Da hatte er eine Zeit lang nichts als Pilze und Heidelbeeren zu essen; endlich kaufte er mit anderer Leute Gelde 335 alte Böcke, und da sagt Hans von Schweinichen (I. 353.): „Also bekamen wir wieder Proviant an den alten Böcken, welche denn vielmal auf achterlei zugerichtet wurden, Pilze auf dreierlei, Heidelbeeren auf zweierlei."

Daß man selbst noch am Ende des 15. Jahrh. viele Essen und Gebräuche der Mahlzeiten hatte, die in früherer Zeit Sitte gewesen, geht auch aus einer Nachricht von der Beschreibung der Feierlichkeiten hervor, da 1487 die Zürcher auf die Kirchweihe gen Uri zogen. Diese Nachricht, gleichzeitig aufgezeichnet, steht im 2. Jahrgange

des schweizerischen Museums. „Während ihres dreitägigen Aufenthalts daselbst mocht' einer essen, wo er wollt', und gab einen nuh (bezahlte nichts). Da waren wilde Gemsen, Steinbock, Hirzenthiere (Hirsche), Recher (Rehe), Beren (Bären) und wilde Schwein, mer dann man gessen mocht; vnd manzerley guter Weine: Malfensiger (Malvasier), Klaret, Zpikrab (beide Weine erklärte ich schon oben), Feltliner (aus dem Veltlin in Graubünden) wissen und reichen; Elsaßer war der mindst' und schwechist. Da fing man am Morgen an, und aß Simmeln (Semmeln) und Malfensiger, demnach Gesottes und Gebrattes, Wiltz und Zamß (wildes und zahmes Fleisch) und das trib man uns (bis) in die Nacht. Dann gab man zum Schlaftrunk (auch die schon erwähnte Sitte) aber welche (abermals einige) Win (Weine), und die Tisch überschüttelt man mit Confect und Zuckerärbsen, so köstlich, daß davon nüt (nichts) zu sagen ist."

Dritte Abtheilung.

Waffen und Kleidung.

Die Berufung auf die Waffen und die Kleidung der Ritter wird in den folgenden Abtheilungen zu oft vorkommen, als daß hier nicht der Ort seyn sollte, darüber zu sprechen, damit es als etwas Bekanntes vorausgesetzt werden kann.

Die gesammte Waffenkleidung, den vollständigen Schmuck des zum Kampf gerüsteten Ritters, den er auf seinem Leibe trug, nannte man Sarabat (wie Horneks österreichisches Zeitbuch an mehren Stellen beweiset), oder auch Sarwat, Sarawat, Kriegesgewand, Kriegesanzug. Da die Ritter nun nicht immer gepanzert ritten und gingen, sondern oft in leichter Kleidung ihre Züge anstellten, so wurden die Rüstungen dann in Säcken und andern Hüllen verborgen getragen, damit auch der Glanz des Stahles und Goldes nicht leiden sollte. Solche Hüllen und Säcke nannte man Sarbalg (Wigolais V. 6112.), indem Sar Rüstung, Harnisch bedeutet. — Die einzelnen Theile der ganzen ritterlichen Rüstung sind aber diese:

Die Lanze. Sie mußte stark und aus schwer zu zerbrechendem Holze seyn. Man nahm dazu gerades und leichtes Holz und gewöhnlich von Fichten, Linden, Maul-

beerbäumen oder Espen, aber am vorzüglichsten und meisten wurde Eschenholz dazu genommen. Eine eigene Art von Lanze nennt uns der Titurel (1233): er furt ain lantze die wz grosz rorvne, er führte eine Lanze, die war groß und von Rohr. Es mag dazu wohl ein starkes und festes Rohr eines außereuropäischen Landes genommen worden seyn, welches der lebhafte Handel damaliger Zeit als eine Seltenheit mitbrachte. Der Schaft der Lanze war bisweilen mit Farben bemalt, die, wie bei den Gemälden damaliger Zeit, auf einen Kreidegrund, der die ganze Lanze umzog, getragen wurden, und meist waren Blumen, Blätter und dergleichen darauf gezeichnet. Die leichte Verletzbarkeit dieser Malerei hat gemacht, daß man deren wenige findet; die breslauer Kunst- und Waffensammlung besitzt eine solche, wenn auch nicht eine unverletzte. Die Lanzen waren eine Hauptunterscheidung der Ritter; Knappen durften für sich selbst keine führen, sondern hielten nur die ihres Herrn; ihnen blieb bloß die Bewaffnung mit Schwert und Schild. An dem einen Ende der Lanze war eine Spitze von gutem Stahle aufgesetzt, womit der Ritter, wenn er solche straff und starr hielt, und das Pferd stark war und im raschen Andrange blieb, zuweilen seinen Gegner im Ernstkampfe durch und durch stieß und denselben meistentheils aus dem Sattel hob. Bei den Turnieren gebrauchte man zweierlei Lanzen, spitze und stumpfe. Die spitzen Lanzen wurden zum sogenannten Scharfrennen gebraucht oder zum ernstlichen Kampfe; die stumpfen dagegen, welche von den Kronen, mit denen dieselben oben an der Spitze versehen waren,

Krönige genennt waren, wurden bloß im Scherzſpiele gebraucht. Die Abbildung ſolcher Krönige zeigt uns Rürners Turnierbuch in manchen Holzſchnitten. Gegen unten zu hatten ſie eine etwas dünnere Stelle, wo man ſie mit der Hand ergreifen konnte, und die man beim Lanzenrennen unter den Arm ſchlug. Über die Lanzen hatten auch, wie wir dies an mehren Holzſchnitten in Rürners Turnierbuch ſehen, gegen das Ende, über der Hand, eine Art von kleinem Stichblatt; doch ſcheinen ſie ſolcher Lanzen ſich blos in den Scherzrennen, nie im Kampfe bedient zu haben, ſo daß es wahrſcheinlich iſt, daß nur die, welche Krönige hießen, dergleichen Stichblätter hatten. Andere Lanzen hatten aber auch Aehnlichkeit mit unſern heutigen Reiterlanzen, indem ſie von oben bis unten eine Stärke hatten. Bei dem Scherzrennen gehörte eine eigene Geſchicklichkeit dazu, ſeinen Gegner ſo zu treffen, daß die Lanze nicht abrutſchte, ſondern ſtark traf und im Stoße zerſplitterte, wogegen es wieder eine Kunſt des Angerannten war, dieſem ungeheuren Stoße kraftvoll zu widerſtehen, um nicht aus dem Sattel gehoben zu werden. Dazu halfen auch die großen Sättel, auf denen ſie ſaßen, welche hohe Rücklehnen und Vorderſeiten hatten, ſo daß ſie feſt in dieſelben eingeklemmt waren und ſich einem Ritter unſerer Tage gewiß Leib und Seele eilfertigſt von einander trennen würden, wenn er ſolchen Stoß nur Einmal erdulden ſollte.

Der obere Theil der Lanze war bißweilen mit einer Fahne geziert, die einen langen und weit wallenden Schweif hatte; immer findet ſich eine ſolche Fahne nicht.

Dieſes Fähnchen (franz. penon, lat. pendo) führten die Ritter ſo lange, als ſie noch keine gewiſſe Anzahl Lehnleute unter ſich hatten, oder andere Ritter beſolden konnten; es endete ſich mit einem Zipfel. An der Seite des Ritters und unter ſeinem Fähnlein fochten ſeine Knechte, Knappen, Wappener, wenn er dergleichen unterhalten konnte. War er dies nicht im Stande, ſo hielt man es ſeiner Ehre und Würde nicht nachtheilig, auch noch als Ritter, wie früher der Knappe eines Mächtigern, nun der Lehnmann eines Reichern und Mächtigern zu werden, Sold von demſelben anzunehmen und unter dem Banner deſſelben Kriegsdienſte zu leiſten. Verſtatteten aber ſeine Umſtände, daß er für ſich ſelbſt ein anſehnliches Gefolge von Rittern, Lehnleuten und Knechten unterhalten konnte, ſo bat er den Kriegsherrn oder deſſen Feldhauptmann, ſein Fähnlein in ein Banner zu verwandeln. Man ſchnitt dann den Zipfel des Fähnleins ab, denn die Banner waren viereckig, und nun war aus dem Ritter ein Panier-, oder Banner-, Bannerherr geworden (lat. bannerius, vexillifer, vexillarius). Dieſer Vorzug war ehedem ſo lange erblich bei der Familie des Bannerherrn, als ihre Glücksumſtände unverändert blieben, das heißt, ſo lange ſie die erforderliche Anzahl von Rittern und Knechten, in Frankreich wenigſtens 25, in Deutſchland aber gemeiniglich 10 Helme oder Spieße „wohlerzeugter Leute" gegen den Feind ſtellen und unterhalten konnte. Es gab indeſſen auch Bannerherrſchaften und Länder, welchen das Recht oder die Pflicht, das Banner zu führen, gleichſam anklebte und wo alſo daſſelbe jedem Inhaber zukam. Für

einen Reſt dieſes Gebrauchs hat man in Deutſchland das ſonſt gewöhnliche Fahnenlehn gehalten, deren Beſitzer vom Kaiſer mit einer Fahne belehnt werden.

Die Lanze hat in den alten Gedichten und Geſchichtswerken verſchiedene Namen. Sie wurde meiſtentheils nur der Schaft genannt; Lanzen-Spiele, Turniere halten, heißt: Schäfte brechen. So lautet es z. B. in den Nibelungen V. 2128.:

Man trug auch dar mit Schilden viel manchen eſchenen Schaft,

woraus auch zugleich das Holz, aus dem die Lanzen gemacht wurden, wie ſchon oben berührt, klar wird. Dann kommt das Wort Gliefe oder Gleve vor, ein Name, der durch mehre Sprachen geht und immer ein ſpitzes und ſcharfes Werkzeug bedeutet. So heißt eine Lanze im Niederſächſ. Glävink, im Schwed. Glafven, im mittl. Latein Glavea. Im Walliſ. iſt Glaif eine Sichel und im Engl. Glave, im Franz. Glaive ein Degen. Es hängt zuſammen mit gladius. Eigentlich iſt Gleve aber nichts anders, als die eiſerne Spitze der Lanze und wurde nachher nur für den ganzen Speer gebraucht, obgleich ſpäterhin, als Gleve ſchon die ganze Lanze bedeutete, dafür Gleven-Eiſen geſagt ward. Eine Stelle des Titurel (1333) iſt dafür beweiſend:

Er hut ain lantze die wz grosz roryne.
Golt var stahel (goldfarbener Stahl, vergoldeter Stahl) ausz india
Was die gleuy, gewiret mit rubyne (bunt beſetzt mit Rubinen.)

In der spätern Zeit heißt Gleve auch ein mit einer Lanze bewaffneter Reiter, ja eine Zahl von 4 — 5 bewaffneten Reitern ward so genannt. Dahin gehören die Benennungen: Glefenreiter und Glefenbürger, sowie Glefner.

Außer diesen großen Lanzen hatten nun noch die Ritter kleinere, welche sie aus der Ferne auf einander abschossen und warfen, wenn sie auch gleich manchmal im Uebermaaß ihrer Kraft die großen, gewichtigen Lanzen so geschleudert haben mögen, wie denn Brunhilde auch eben keinen kleinen Speer warf. Diese hatten meistentheils den Namen Spieß oder Speer auch bei der Jagd gebraucht; der hauptsächliche Name aber war alt Ger, zusammenhangend mit Wehr. Sie lieferten besonders dadurch einen Beweis der Kraft, daß jemand einen Schild halten mußte, und ein anderer schleuderte aus der Ferne den Ger dagegen. Der Schuß mußte den Schild durchbohren, oder wenigstens der Ger im Schilde haften bleiben, und der andere mußte den Wurf aushalten. Am deutlichsten zeigt das Ganze die Beschreibung des ungefügen Speeres, den Brunhilde schoß. So lautet es V. 1773:

> Da trug man der Frauen, viel schwere und auch groß
> Einen Ger viel scharfen, den sie alle Zeiten schoß,
> Stark und ungefüge, sehr groß und breit,
> Der zu seinen Eiten viel harte, furchtbaren schneidet.
> Von des Geres Schwere hört Wunder sagen:
> Wohl vierthalb Maße (?) waren dazu geschlagen;
> Den trugen kaum drei der Brunhilden Mann;

Diesen ungeheuren Ger nun schleudert Brunhilde durch den Schild aus der Ferne, daß Siegfried und Günther

beide zusammen, und noch dazu durch die Tarnkappe mit erhöhterer Stärke ausgerüstet, es kaum aushalten konnten und beide vor der ungeheuren Erschütterung strauchelten. Drauf schießt Siegfried für Günther, versorgen, den Ger, aber umgekehrt, damit die Schneide die Jungfrau nicht verletze, auf sie ab, so daß ihre Waffenrüstung laut erklingt, und sie auch niederstürzt. Man sieht hier in allem die Riesenhaftigkeit und ungeheure Größe der Heldenzeit. — Was diesen Ger nun noch wichtiger macht und ihm wohl schon in frühester Urzeit seine Stelle anweiset, ist sein noch heut zu Tage gewöhnlicher Gebrauch in Asien, dem Mutterlande der Völker. Die Perser nämlich haben einen Wurfspieß, den sie noch heut zu Tage Dscher nennen, der ein leichter Wurfspieß ist, dessen sie sich bei ihren Lustkampfen zu Pferde, einer Art von Turnieren, bedienen.

Der Panzer oder Harnisch heißt im Franz. Haubert, Cotte de Maille, Brogne, im Latein. Lorica, Brunia, Lorica. Im Deutschen kommen auch mehre Benennungen für ihn vor, nämlich außer Panzer und Harnisch noch Ringe, Halsberg und Brünne. — Brünnen heißen die Brustharnische schon zu den Zeiten der Karolinger. — Die Ableitung des Wortes ist verschieden. Einige leiten es von der dunklen, braunen Farbe des Eisens her, doch mit Unrecht. Besser ist die Erklärung, wenn man das Wort brún in seiner alten Bedeutung für glänzend, licht, versteht, und es so von bernen, breben, brennen ableitet. Daher heißt auch brunen, brunieren; putzen, Metall aufglatten. Andere erklären es für Bruststück (thorax), abgeleitet von dem Cambrischen broni,

die Bruſt. Adelung endlich leitet das Wort von Bryn, Braun, Brun, ab, der Rand, das Oberſte einer Sache, daher noch Augenbraun, Brám eines Kleides oder Pelzes, und darin würde nun der Begriff des Schützens, Bergens, Bedeckens liegen. — Jeder Franke, der 12 Manſos (ein Ackermoaß, unſerem Worte Hufe entſprechend) in Beſitz hatte, mußte mit einer Brunia, d. h. völlig kampffertig gepanzert und mit zwei Schildknappen im Felde erſcheinen. Schon in den ſaliſchen und ripuariſchen Geſetzen kommt dieſes Wort Brunia vor, wie es ſich denn auch im Angelſächſiſchen als Byrn, Byrna, im Irländiſchen als Bringa und im Altdeutſchen als Brunia, Bringe, Brunne, Brünne und Brinne findet. Es iſt zu bemerken, daß wir die Benennung Brünne nur in den Gedichten finden, welche auf ächt deutſchem Grund und Boden erwachſen ſind, alſo in dem Heldenbuche und den Nibelungen, ſo wie auch in den deutſcher Dichtung ſo nahe fallenden Geſängen von Karl dem Großen; daß es in den andern Gedichten, die welſchen Urſprungs ſind, vorkäme, wenigſtens bedeutend oft gebraucht würde, wüßte ich durchaus nicht. Dies gewährt auch einen Beweis, wie uralt der Stoff der Nibelungen und des Heldenbuches iſt, und in wie ferne Zeiten die erſte Bearbeitung fällt, als die Benennung Brünne noch im Volke allgemein war. Dagegen war die Benennung in der eigentlichen Ritterzeit, wo nicht ganz verſchwunden, doch ſo zurückgedrängt, daß ſie nicht mehr von den Dichtern gebraucht ward, und die Gedichte daher, welche in der eigentlichen Ritterzeit erſt gearbeitet oder überſetzt wurden, haben dies Wort nicht.

Zum Beweise, wie dieses Wort vorkommt, nur zwei Stellen der Nibelungen, V. 275:

> Ihre viel lichten Brünne, die wurden auch bereit;

und V. 7115:

> Ich wähne, sie an dem Leibe die festen Brünne tragen.

Im Heldenbuche kommt dieses Wort überaus oft vor. Auch hieraus werden zwei gleich auf einander folgende Stellen genügen:

> Darum will ich euch geben
> Ein' Brinne wunnesan,
> Die kein Herr in sein Leben
> Nicht beßer mag gehan.
> Wohl achtzig tausend Marke
> Ist diese Brinne werth.

Halsberg ist eigentlich dasjenige Stück des Panzers, welches den Hals bedecket, daher auch der Name, von: den Hals bergen. Wie denn, mit bergen verbunden, noch ebenfalls die Zusammensetzung: Beinberge, für eine Bekleidung und Bepanzerung der Füße vorkommt, wodurch die Bedeutung des Wortes für ein einzelnes Waffenstück klar wird. An den Rüstungen sieht man auch immer, daß die Verpanzerung des Halses und des obern Theils der Brust, worunter sich dann der Brust- und Bauch-Panzer anschließt, besonders ist. Darum theilt auch das Gedicht vom heil. Anno, auch eines der ursprünglich deutschen und sehr alten Gedichte, Halsberg und Brunne von einander ab, indem es sagt:

> Halspergin unti Bruinu
> Dü gart er sich ci sturm.

Späterhin ward das einzelne Stück der Bewaffnung für den ganzen Panzer gebraucht. Im mittlern Latein heißt das Wort alsberga oder halsberga, im Franz. haubergeon, im Italieniſchen usbergo: Isländ. Halsbjorg. Alles dies zeigt, daß das deutſche Wort immer das Grundwort war, aus dem jedes andere hergeleitet ward. Im Deutſchen ſind mit dem Worte Halsberg noch übereinkommend: Platte, Krebs, Küriß, Bruſtblech oder Halsbende, welche Benennungen aber auch wieder meiſt für das Ganze der Bepanzerung mit gebraucht werden. Eben ſo kommt die Benennung: Spaldenier oder Spaldener vor, welche eigentlich auch nichts anders als Halsberg bedeutet, nämlich die Rüſtung, welche die Schultern deckt. So iſt es in Ulrichs von Lichtenſtein Frauendienſt (S. 141): „Da wappnete ſich mancher Mann, und auch ich legte Waffen an, ein Spaldenier und auch zwei eiſene Hoſen.“ Die Benennung Halsberg erſcheint überaus oft in den alten Gedichten, ein paar Stellen werden genügen. Nibel. 6698:

Die Nibelungen-Helden kamen mit ihnen dann
In tauſend Halsbergen.

V. 8880 — 4:

Daß das Gott vom Himmel nur geruhen wollte,
Daß ich Schild ſo guten hier noch tragen ſollte,
Alſo du haſt vor Honden, viel edler Rudiger,
So bedurft' ich in den Stürmen die keiner Halsberge mehr.

Aus beiden Stellen geht aber auch hervor, daß die ganze Bepanzerung des Leibes ſo genannt ward. Dann findet ſich Halsberg noch in der Bedeutung für „Ritter“ ſelbſt. V. 7749 der Nibelungen:

Die Blodelines Recken, die waren bereitet gar;
Mit tausend Halsbergen huben sie sich dar,
Da Dankwart mit den Knechten ob den Tischen saß.

Wie man in der späteren Zeit auch sagte: er kam mit so und so viel Harnischen, d. h. er kam mit so und so viel Rittern, und wie man auch in heutiger Zeit bloß Pferde für Reiter sagt: der Feind schickte 200 Pferde vor.

Dies Wort Halsberg wird nicht bloß in den alten Gedichten gefunden, welche älteſt deutſchen Urſprungs ſind, wie das vorher erwähnte Brünne, ſondern auch in den ſpätern und in denen, welche aus den fremden Sprachen übertragen worden. So z. B. Triſtan V. 5201:

Die Ritter ſich bereit'ten
Und unter ihr' Röcke leiten (legten)
Ihr' Halsberge.

So auch in der altdeutſchen Ueberſetzung der Aeneide, im trojaniſchen Kriege u. ſ. w.

Die Ringe oder das Ringgeſpänge bedeuten gleichermaßen den Panzer und zeigen beſonders die ganze Weiſe an, wie eine Art derſelben verfertigt ward. Das Wort Ringe kommt beſonders häufig vor und findet ſich in allen Gedichten des Mittelalters, ſie mögen einheimiſchen oder fremden Urſprungs ſeyn. Um es beſſer zu verſtehen, muß ich hier von den verſchiedenen Arten der Panzer ſprechen. Die älteſte Art der Panzer, wenigſtens ſcheint es nach den älteſten Bildern ſo, war aus ſtarkem Eiſendrath und meiſt doppelt geflochten. Es bildete ſich daraus ein leicht bewegliches gemaſchtes Kleid, welches ziemlich enge an den Leib anſchloß und als ein völliges Wamms, mit Aermeln, Beinkleidern oder auch wie ein bloßer Schurz rundum,

wie eine Jacke mit Aermeln, und wie Strümpfe gebildet war. (Was darunter und darüber gezogen wurde, werden wir gleich ſehen.) Daher ſchreibt ſich auch die Benennung Maſchen; denn es waren förmliche Maſchen, wie an einem gewebten oder geſtrickten Wamms. Im mittlern Latein hießen ſie Maculae, und im Franz. ward danach der ganze Panzer Macles, Mailles, Cottes de Mailles genannt. Von ſolchen Panzerhemden finden wir oftmals noch einzelne Stücke in Rüſtkammern vor, theils ganze Wämmſer, theils Aermel, Beinkleider u. ſ. w. Wir ſehen dieſe Art der Rüſtung auf Denkmählern und auf alten Bildern. Als Denkmahl iſt hierbei überaus wichtig das Grabmahl Herzog Heinrich des IV von Breslau, des Minneſingers, welcher 1290 ſtarb und in der breslauer Kreuzkirche, das nicht allein an und für ſich ein bedeutendes Kunſtwerk iſt, ſondern an dem ſich die ganze Rüſtung auf das deutlichſte zeigt, und beſonders auch der Maſchenpanzer ſichtbar wird. Klar iſt dieſe Rüſtungsart auch auf dem Grabdenkmahle eines ältern Herzogs von Schleſien, der ſchon hundert Jahr vor Heinrich IV lebte, des Herzogs Boleslaus, er ſtarb 1201, der ſeine Ruheſtätte und ſein Denkmahl in Leubus fand. Eben ſo zeigt er ſich in den alten Bildern, welche die maneſiſche Handſchrift der Minnelieder zu Paris enthält. Ein kürzlich daraus nachgeſtochenes Bild des Schenken von Limburg macht dies deutlich. Dieſer Maſchenpanzer lag nun nicht etwa enge an, ſondern er ſchlug in Falten über die Bruſt und hing auch ſo an den Armen, nur an den Füßen und Lenden ſcheint er dicht angelegen zu haben. An dieſem Panzer

iſt der Theil, welcher Haisberg genannt wird, nicht recht ſichtbar. Wahrſcheinlich war er bei ihnen eine dicht um den Hals ſchließende und die Bruſt bedeckende Blechbekleidung, welche unter den Maſchenpanzer angethan ward, wenigſtens ſcheint darauf ein halsbandartiger Schmuck bei den Rüſtungen, z. B. bei der Heinrichs IV, hinzudeuten; oder er lag auch als ein dicker, faltiger Wulſt auf der Bruſt.

Eine andere Art der Panzer muß aus metallenen, zuweilen auch hornenen Schuppen beſtanden haben. Daß Schuppen von Horn gemacht wurden, geht aus einer alten Chronik von Köln hervor, in der beim Jahre 1115 von des Kaiſers Heinrich V gepanzerten Kriegern geſagt wird, qui loricis cornei generis impenetrabilibus utebantur; welches in einer alten Ueberſetzung ſo verdeutſcht wird: die alle hatten Halspergye von Horne gemacht. Dieſe Schuppen waren kleine, durchbrochene, viereckige Stücke Eiſen und rautenförmig. In der Wappenkunde haben die Rauten, beſonders die an einer Ecke ausgebrochenen, welche von den Franzoſen noch jetzt Macles genannt werden, die Geſtalt und die Bedeutung jener alten Schuppen. Dieſe Schuppen mußten ſo feſt auf einander gelegt und in einander geſchichtet werden, daß aller Raum dazwiſchen, ſo viel möglich, vermieden ward. Solche Schuppenpanzer müſſen auch ſchon ſehr früh Sitte geweſen ſeyn, ja ſie fallen weit vor die Zeit des Ritterthums, und gingen nur aus alter Bewaffnung in das Ritterweſen über. Für das frühe Daſeyn dieſer Panzerart ſpricht das Gedicht: de expeditione Attilae ac de rebus gestis Walthari, ein Gedicht, welches zum Kreiſe des Helden-

buchs gehört und im 9. Jahrhundert von einem Mönch, Eckehard im Kloſter St. Gallen, gedichtet ward. Darin heißt es V. 470:

Praecingito corpora ferro;
Fortis squamosus thorax iam terga recondat.

Die dritte Art der Panzer iſt endlich diejenige, bei denen die Rüſtung aus großen Blechen beſteht, die nur an Armen, Schultern, Lenden und Füßen beweglich ſind, um den Bewegungen des Leibes nachzugeben, in denen auch der Ritter vom Kopf bis zur Fußzehe gehüllt war, und die meiſt von hell geglättetem und glänzendem Stahle, oft auch mit ſchönen eingeätzten und dann vergoldeten Geſtalten geziert waren. Dieſer Panzer aus ganzen Eiſenſtücken, von dem ein trefflich gearbeiteter ſich auf der breslauer Alterthümerſammlung findet, machte den Streiter gelenkſamer und beweglicher, als der Maſchen- und der Schuppenharniſch; und als er eingeführt war, ward auch ſogar der Schild entbehrlich, indem er auf die gehörigſte Weiſe den Leib deckte und ſich doch den Bewegungen leicht fügte. Solche Rüſtungen nannte man noch im 16. Jahrh. den Krebs, von ihrer krebsartigen Geſtalt, indem mit deſſen Schaalendecke eine unverkennbare Aehnlichkeit obwaltet. So überſetzt auch noch Luther das griechiſche Wort καραβος durch Krebs, und Leonhard Frundsberg ſpricht in ſeinem Kriegsbuche von der Rüſtung, die er Krebs nennt. Zum Beweiſe, wie ein ſolcher Krebs geſtaltet war, dienen faſt alle die Rüſtungen, welche wir noch auf den Bühnen ſehen; die meiſten Ritterabbildungen vom 15. Jahrh. an liefern ebenfalls dieſe Rüſtungen aus ganzen Stücken, und

deutlich ist sie auch auf dem Siegel der schlesischen Gesammtherzoge zu Münsterberg ums Jahr 1500, welches ich habe in Eisen gießen lassen.

Ob nun unter dem Namen Platten, welcher ebenfalls häufig für Panzer vorkommt, nur die dritte Art gemeint ist, oder auch die zweite, ist noch nicht sicher auszumachen; so viel ist aber gewiß, daß noch in den spätesten Zeiten die Harnischmacher und Harnischschmiede die Plattner-Zunft bildeten, so daß wohl der Name besonders für die dritte Panzerart gilt.

Unter dem Harnisch trug man gewöhnlich ein Wamms von Leder oder seidenem Zeuge, welches mit Baumwolle, Flachs, Werg oder Lumpen dick ausgefuttert war, um den Streich des Gegners zu entkräften, der außerdem sehr empfindliche Quetschungen hätte verursachen können, besonders bei den Maschenharnischen, wenn die Maschen zunächst am Leibe gelegen hätten. Im Franz. hieß dieses Wamms: Gobisson, Gambesson, im mittlern Latein: Wambasium, Gambeso. Solche dicke Bekleidung unter dem Panzer hat gewiß zu allen Zeiten und bei allen Gestalten des Panzers geherrscht; denn sie war nothwendig, damit der Panzer nicht zu nahe den Leib berührte, ihn drückte und beschädigte. In späteren Zeiten ward die gewöhnliche Ritterkleidung eines Wammses und langer Beinkleider, meist beides von Leder (ein ledernes Koller, wie es hieß), darunter getragen. Zu der ritterlichen Rüstkleidung gehörten auch die Gurthosen; ob diese nun immer von Eisen waren, oder auch von Leder seyn durften, darüber fehlen noch sichere Bestimmungen.

Dieſer Panzer, er mochte nun ein Maſchen- oder Schuppen-Panzer oder ein Krebs ſeyn, bedeckte immer den ganzen Leib, vom Halſe an bis zur Fußzehe, nur die innern Seiten der Lenden hatten keine Bepanzerung, damit der Ritter nicht am feſten Schluſſe auf dem Roſſe gehindert wurde, ſondern die Lenden unmittelbar an den Sattel drücken konnte. Alle Stücke waren ſo enge mit einander verbunden, daß ſo leicht kein Stoß oder Hieb dazwiſchen kommen konnte, wenigſtens im ſtrengen Kampfe zwiſchen Mann gegen Mann; nur tückiſcher Verrath, Ueberfall von hinterrücks, wobei man die Fugen aufſuchen konnte, um Schwert oder Lanze dazwiſchen zu ſtoßen, konnte eine ſolche Verwundung bewirken. An dieſe Rüſtung ward nun die Kopfbedeckung, der Helm, ſo feſt gefügt, daß auch zwiſchen ihm und der übrigen Rüſtung keine Lücke blieb. Dazu diente nun, beſonders bei der Maſchenrüſtung, der unter derſelben auf der Bruſt befeſtigte Halsberg, an dem hinten, wie an dem Krebspanzer, ein eiſerner Stachel war, der in ein Loch am Helme paßte, wodurch die Befeſtigung bewirkt wurde, aber doch noch Beweglichkeit blieb, indem ſonſt bei jeder Beugung des Kopfes eine dem Ritter ſehr verderbliche Oeffnung im Nacken aufgeklafft hätte. Bei den Stechhelmen zum Scharfrennen findet man auch vorne Spuren, daß dieſelben völlig angeſchloſſen wurden.

Ueber dieſe Leibrüſtung zogen große Herrn und vornehme Ritter einen

Waffenrock. Dies war ein Oberkleid, in einer ſackartigen Geſtalt gemacht, das wohl meiſtentheils über

den Kopf geworfen werden mußte und weder hinten noch vorne geöffnet war. Der Waffenrock hatte nie Aermel und war von dem feinſten Tuche gemacht, zuweilen mit Gold oder Silber durchwirkt, oft auch von Pelzwerk oder koſtbarem Zeuge. Bei dieſem Mantel war die Länge ſehr verſchieden; er reichte entweder bis auf die Knie, oder bis über die Waden, ja bis auf die Knöchel, je nachdem es der Wille des Ritters und die Sitte der Zeit verlangte. Oft erforderte ein beſonderer Zweck eine andere Einrichtung dieſer Röcke, nämlich, daß ſie ſehr lang waren, ja dann auch ſogar oft Aermel hatten, wenn nämlich die ganze Rüſtung verhüllt und verſteckt werden ſollte, beſonders wenn ein geheimer Ueberfall beabſichtigt ward. Dann waren ſie aber mehr eine Art von Mänteln, als daß ſie den Wappenröcken entſprochen hätten, welche nur mehr zum Schmuck dienten und nie die freie Bewegung des Kriegers hemmen durften oder durch lang wallende Theile etwa gar in die Streiche und das Schirmen der Ritter mit dem Schwerte ſich verwickeln konnten, um ſo ſchädlich und verderblich zu werden. Ueber die langen Mäntel iſt eine Stelle im Triſtan bemerkenswerth, V. 7193 u. ff. Als Triſtan nach Britannien kommt, um von Morgan ſein Reich wieder zu erhalten, faßt er den Plan, ihn zu überfallen, und hieß „ſeinen Rittern, ſich bald bereiten und unter ihre Röcke ihre Halsberge (es iſt auch hier die Benennung Halsberg zu bemerken, in einem Gedichte, das aus dem Franzöſ. überſetzt iſt, wodurch auch klar wird, daß es damals ein ganz allgemeiner Ausdruck war, welches auch Urkunden und Geſchichtsbücher beweiſen) und

ihre Waffen bergen, so daß niemand irgend einen Ring (auch diese Benennung ist zu bemerken) aus dem Gewande hervorscheinen ließe." — Meistentheils war dieser Mantel mit dem Wappen des Ritters geziert, doch auch oftmals ganz glatt. Man findet auf alten Bildern und auf Siegeln die vielfachsten Vorstellungen solcher alten Waffenröcke, und kann sich daher von ihrer Art und Weise leicht überzeugen. Ein Beispiel eines kurzen Waffenrocks bis zu den Knieen ist auf dem Siegel des Herzogs Heinrich IV von Breslau, des Minnesingers, welches ich habe in Eisen gießen lassen. Es ist der weite Rock ohne Aermel, vom Panzer sieht man die kleinen Maschen der Armbepanzerung, und bei den Füßen sieht man auch einige, wenn auch nur undeutliche, Spuren derselben. Klarer erscheint beides, wie schon gesagt, an dem schönen und merkwürdigen Grabdenkmahl dieses Herzogs in der Kreuzkirche zu Breslau. Einen längern Waffenrock bis über die Waden liefert das Bild des Wolfram von Eschenbach, entlehnt aus der manesischen Handschrift der Minnesinger und beim ersten Hefte des Museums f. altd. Literatur v. Hagen, Docen und mir, befindlich. Ein ganz langer Waffenrock endlich zeigt sich bei dem Bilde des Schenken von Limburg aus derselben Handschrift. Der Name Churfit, welcher in alten Gedichten oftmals vorkommt, bezeichnet nichts anders, als auch den Waffenrock.

Damit der Waffenrock nicht zu sehr vom Winde möchte ergriffen werden, flattern und sich so um den Ritter, ja wohl gar in sein Schwert und die Hiebe, die er führen wollte, wickelte, bediente man sich eines Gürtels

oder einer Schärpe, um ihn über den Hüften festzuhalten. Diese Schärpe deutete auch oftmals durch ihre Farbe an, aus welchem Lande der Ritter war; so trugen z. B. die Engländer rothe, die Franzosen weiße Schärpen. Die französischen Großen suchten noch zu dieser weißen Farbe eine andere, ihre eigene Hausfarbe, in ihre und ihrer Vasallen Schärpen zu fügen, und nannten diese, ihre eigene Leibfarbe, Livrei, woraus sich späterhin die Tracht der Bedienung entwickelte, welche auch den Namen Livrei erhielt.

Das Beispiel einer solchen Schärpe liefert schon aus dem Jahre 1175 das Siegel des Herzogs Boleslaus, welches ich habe in Eisen gießen lassen, bei dem man das Daseyn eines Waffenrocks nicht recht deutlich sieht, da er sehr kurz war, aber das flatternde Ende einer Schärpe bemerkt. Späterhin ward diese Schärpe, da sie durch ihre Farbe Bedeutsamkeit gewonnen, auch über die bloße Rüstung gelegt, aber nicht mehr um die Hüften, sondern von der rechten Schulter zur linken Seite übergehängt. Gewöhnlicher in älterer Zeit war und ward in späterer Zeit wieder: der Gürtel; davon sogleich.

Die Beschreibung, welche ich von den Waffenröcken gab, daß sie die Gestalt eines Sackes gehabt hätten, der über den Kopf geworfen ward, bestätigt sich auch aus der kunstlosen Art und Weise, wie manche Ritter solche Waffenröcke, die sie der Gewohnheit nach tragen mußten, auch wohl um Lanzenstiche abzuwenden, sich verschafften. Ein merkwürdiges Beispiel der Art erzählt Johann le Fevre von St. Remi (Hist. de Charles IV. p. 93.).

Der Herzog von Brabant kam, vom König von Frankreich geſchickt, im Jahre 1415 gerade in dem Augenblicke an, als die Schlacht bei Azincourt gefochten werden ſollte. Da er nur in gewöhnlicher Rüſtung war, lief er ſehr eilfertig hin und nahm eines von den Panieren ſeiner Trompeter, machte in der Mitte deſſelben ein Loch und hing ſich nun daſſelbe als einen Waffenrock über.

Dieſem Beiſpiele eines ungeſchmückten und leicht verfertigten Waffenrockes ſtehen dagegen die Nachrichten von höchſt koſtbaren Waffenröcken gegenüber, da ſie, als ein vorzügliches Kennzeichen ritterlicher Würde, wie wir gleich ſehen werden, oft überaus prachtvoll angefertigt wurden. Daß ſie von Seide und feinem Tuche gearbeitet waren, habe ich bereits bemerkt, aber ſie waren auch außerdem mit Gold und Silber reich geſtickt, und reich durchwirkt, und mit dem prächtigſten Hermelin, mit Grauwerk, Zobelpelzen und andern dergleichen koſtbaren Sachen gefüttert. Die Farbe der Waffenröcke war meiſtentheils willkürlich; oft wurden ſie aber auch geſtickt, und zwar nicht allein mit den Wappen der Ritter, ſondern auch mit einzelnen Theilen der Wappen und beſonders mit Sternen, Monden, Sonnen, Thieren, Vögeln und dergl. beſtreut. Der Aufwand nahm in dieſem Schmucke, beſonders in Kriegeszeiten, ſo zu (auch wenn die Ritter über Meer zogen, wo ſie denn oftmals außer der Stickerei, noch koſtbare ächte Perlen darauf ſetzen ließen), daß die Herrſcher ſich genöthigt ſahen, eigene Aufwandsgeſetze bloß über die Tragung der Waffenröcke ausgehen zu laſſen. König Philipp Auguſt von Frankreich und König Richard von

England verordneten im Jahre 1190, daß man sich künftig des Scharlachs, Grauwerks, Hermelins u. dergl. enthalten solle, und dieses befolgte selbst Ludwig der Heilige bei seinem Zuge jenseit des Meeres. Joinville versichert in seiner Geschichte dieses Königs, daß, so lange er mit diesem Könige über Meer gewesen, er kein geflicktes und reich besetztes Kleid gesehen habe. In England wurde sogar in zwei Parlamentssitzungen verboten, daß Jemand, der nicht jährlich 100 Pfund Einkünfte hätte, sich der Waffenröcke bediene. Durfte sich ein Ritter des Waffenrocks bedienen, so trug er ihn bei großen Feierlichkeiten, Kriegeszügen und dergleichen. Gewohnheit war es im Mittelalter Kleider, Mäntel, Teppiche, Schärpen, Gürtel, Schleier, Decken auf Tischen und Betten, und dergleichen Gewandsachen mit Sprüchen, welche eingeflickt wurden, zu zieren, und so schmückte man auch die Waffenkleider mit ritterlichen, sittlichen oder frommen Sprüchen. Solche Sprüche, die dann gewöhnlich fest angenommene Denksprüche der Ritter waren, nennt man im Französischen Devisen; und waren daher die Waffenröcke auf diese Art geziert, so nannte man sie habits en divise. In den Nibelungen und in andern Gedichten wird der Waffenrock auch Waffenhemde genannt, welches er denn auch wirklich war, wie die ganze beschriebene Gestalt zeigt, nur daß er keine Aermel hatte. So heißt es von der Brunhild V. 1723:

Sie hieß ihr da zu Streite bringen ihr Gewand,
Eine Brünne rothes Goldes und einen guten Schildesrand.
Ein Waffenhemde seiden, das legte an die Maid,
Das noch in keinem Streite Waffen nie verschnitt,

Von Stoffe aus der Lybia, es war viel wohl gethan;
Von Porten licht Gewäte, das ſah man ſcheinen daran.

Auch hier ſchon Stickerei und Eingewirktes. Die Goldblättchen, welche eingenäht und darauf geſtickt waren, heißen in den Nibelungen Zaine, und die Art, wie ſie mit dem Zeuge verbunden wurden, ſtreuen, welches ſoviel wie einwirken, ſticken iſt. In dieſer Bedeutung iſt z. B. V. 3822:

Vom Haupte bis an's Ende geſtreut man darauf fand
Auf dem lichten Rauchwerk viel manchen Goldeszain.

Die Waffenröcke wurden auch als vorzügliche Kennzeichen des Adels gebraucht, wenn man beweiſen konnte, daß Voreltern ſolche getragen hatten. Denn niemand, als ein Ritter, durfte einen Waffenrock tragen, und keinem Knappen war er erlaubt, ſo wenig, wie er einen Ritterpanzer tragen durfte. Die Knappen-Kleidung werde ich kurz ſpäterhin anführen.

Die Gürtel verdienen noch eine eigene Erwähnung, indem ſie durch das ganze Mittelalter gehen und bei Laien und Geiſtlichen, bei Vornehmen und Geringen, bei Rittern und Knechten, bei Frauen und Männern gefunden werden. Die ganze Tracht des Mittelalters machte den Gebrauch der Gürtel nothwendig, da meiſt weite, faltige Kleider getragen wurden, die eine Befeſtigung um die Hüften nothwendig erforderten. Die Frauen, geſchickte Weberinnen und Stickerinnen in der Zeit des Mittelalters, wirkten und woben dieſe Gürtel und ſtickten Geſtalten oder Worte hinein. So iſt bekannt, daß die Gemalin Heinrichs II, die heil. Kunigunde, für den heil. Gotthard,

Abt des Kloſters zu Niederaltaich, einen Gürtel wirkte, der einen halben Daumen breit war, und auf dem die Worte: Sola fides, ſich zwölfmal wiederholten. Auch die Ritter, ſie mochten nun das gewöhnliche kurze Wamms tragen, oder einen weiten Waffenrock, oder den weiten Rock, den ſie auch, ohne darunter eine Rüſtung zu legen, gebrauchten, anhaben, bedurften immer eine Umgürtung. Dazu kommt nun noch der Gürtel, woran das Schwert hing, welcher ebenfalls ein Zeichen der Ritterwürde war und cingulum militare genannt ward. Es ſcheint Geſetz geweſen zu ſeyn, wenn auch nicht immer beobachtet, daß die Knappen und nicht rittermäßige Männer das Schwert, an einem Wehrgehänge über die rechte Schulter gelegt und nach der linken Seite niederhangend, trugen, woraus denn auch der oben erwähnte Gebrauch beim Ritterſchlagen, mit dem Schwerte um den Hals vor den Prieſter und Altar zu treten, entſprang, worauf dann ſpäter erſt die ritterliche Umgürtung folgte; und auf dieſes Umgürten des Schwertes wird ja auch immer ein beſonderer Nachdruck gelegt. Um nun wieder auf den Gürtel, welcher die Kleider um die Hüften befeſtigte und umſchloß, zu kommen, ſo ſehen wir auf alten Bildern von Stein und in Farben dieſen Gurtel immer beſonders hervorgehoben, und es iſt unſtreitig, daß mit demſelben große Pracht getrieben ward. Am geringſten war die Pracht, wenn der Gurt bloß reich geſtickt war mit Geſtalten von Thieren, Blumen oder mit andern Zügen. Bei den reichern Stickereien wurden Perlen eingelegt, und bei den vorzüglichſten ſah man Edelſteine, reich in Gold gefaßt, und dann

befeſtigt. Solcher Schmuck findet ſich beſonders an den Gürteln hoher Perſonen, der Kaiſer, Fürſten und Herzoge, wie z. B. an dem ſchon früher erwähnten Denkmahle Herzogs Heinrich II von Breslau ſichtbar, bei dem der Gürtel in breite Vierecke getheilt iſt, die mit Edelſteinen ausgefüllt waren. Geringere Gürtel, wahrſcheinlich nur geſtickte, zeigen ſich auf andern Denkmählern. Gemeinhin ward dieſer Gürtel beſonders, und vom Schwerte getrennt, getragen; wie denn ſchon daraus erkennbar iſt, daß, wie angeführt, er beiden Geſchlechtern und allen Ständen gemeinſam war. Das Wehrgehänge und eigentliche cingulum militare beſtand dann aus einem breiten Gurte, der die Riemen des Schwertes trug, und an dem, beim Umſchnallen, ein breiter Riem vorne, mehr oder minder lang, doch nie zu lang, niederhing. Am deutlichſten zeigt ſich dies, ja ſogar, was nicht recht klar iſt, zwei Streifen hangen nieder, bei dem Grabſtein des Herzogs Boleslaus des Langen von Breslau, deſſen gleichzeitiges Denkmahl ſich zu Leubus befindet *). Hier ſieht man ſehr klar das Wehrgehange mit dem daran befindlichen Schwert, den kleinen Dolch, von dem ich ſpäter ſprechen werde, den Maſchenpanzer des ganzen Leibes, vom Hals bis zu den Zehen, und den darüber befindlichen, bis zum Ende der Wade beinahe gehenden Waffenrock, bei dem indeſſen der Zeichner am obern Theile einige Verſehen ſcheint begangen zu haben.

Eine eigene Berückſichtigung verdient noch die bis-

*) Abgebildet in Thebeſius liegnitziſchen Jahrbüchern.

weilen vorkommende Waffenschürze. Sie wurde um die Hüften gewunden, war von den edlen Stoffen, die zu den Waffenröcken genommen wurden, und deckte die Lenden bis zum Knie. Ihre Bestimmung ist nicht recht deutlich, auch ward sie wahrscheinlich nicht immer und nicht zu allen Zeiten getragen. Allem Ansehn nach ward sie nur dann umgenommen, wenn der Waffenrock nicht getragen ward, und diente zur Verhüllung der Lendenrüstung, in der sich wohl der Ritter nicht gerne sehr beengen mochte, und die daher meist weniger gut, ja eigentlich sogar weniger anständig, als die andere Rüstung, aussiel. Man findet die Waffenschürze noch in später Zeit; denn G. v. Berlichingen sagt (S. 229): „und ließ mein Harnisch zum Theil, auch Schurz und Ermel und was es denn war, zu Heidelberg zum Hecht liegen".

Das Schwert ward, als die vorzüglichste der Ritterwaffen, sehr hoch gehalten, wie denn überhaupt diese Waffe bei allen alten und kriegerischen Völkern in hohen Ehren gehalten wurde. — Nach den alten Nachrichten, die wir haben, trugen schon die Cimbern Schwerter. Sie waren, so wie die der alten Gallier, sehr lang, ohne Spitze und nur auf den Hieb eingerichtet. Die Rugier und Lemonier hatten kürzere. Der Degen, welchen man in dem Grabmahl des fränkischen Königs Childerich gefunden hat, war von Stahl, drittehalb Schuhe lang und ohne Spitze. Die Franken trugen das Schwert an einem um die Hüften gehenden Gürtel, die Gothen an einem über die Schulter geworfenen Degen- oder Wehrgehänge. Ueberhaupt waren bei den Germanen in der frühesten Zeit

die Schwerter ſelten und ſchlecht. Die Alemannen nannten ihr Schwert Spade, Spate, Spatha. Ein ſolches war von beträchtlicher Länge und Breite, zweiſchneidig und ohne Spitze. Es wurde mit beiden Händen gefaßt, und ſo mit der ganzen Kraft beider Arme auf den Feind geführt; und wenn wir den alten Erzählungen Glauben beimeſſen können, ſo war ein ſtarker Mann vermögend, mit einem ſolchen Schwerte Mann und Pferd mitten von einander zu ſpalten.

Die frühere Zeit des Mittelalters gab, ein Ueberbleibſel der heidniſchen Zeit, den Schwertern Namen, und ſo lehren uns noch viele Gedichte die Namen alter Schwerter. Um einiges aus der heidniſchen Vorwelt anzuführen, ſo heißt in den Edda-Liedern von den Nibelungen das Schwert, welches Regin dem Sigurt ſchmiedet, Gram; in der Helgi-Saga hat Hromund ein Schwert, Miſtelteir; Wieland ſchmiedet in der Wilkina-Saga das Schwert Mimmung. In den Nibelungen heißt Siegfrieds Schwert Balmung, und damit es auch in den Gedichten, welche wir aus dem Welſchen empfingen, nicht an dem Namen eines Schwertes fehle, ſo hieß das des Artus, Eskalibor. In den Gedichten von Karl dem Großen giebt es mehre Schwerter-Namen, von denen ich nur anführe: Joyeuſe, das Schwert Karl des Großen ſelbſt; Durandel, das Schwert Rolands; Flamberg, das Schwert Richards von Montalbon; Heiteklere, das Schwert Oliviers u. ſ. w. Alle dieſe Namen und noch mehre andere finden ſich in dem erſten Bande des Buches der Liebe, herausgegeben von mir und v. d. Hagen, S. 158., in der Geſchichte

des Riesen Fierrabras, der selbst drei Schwerter besaß, welche alle drei ein berühmter Schmidt gemacht und alle drei benannt hatte. Bei den alten Britten herrschte eine solche Liebe des Schwertes, daß es Gewohnheit der Mutter eines jeden Knaben war, diesem die erste Nahrung auf der Spitze von seines Vaters Schwert darzubieten, und mit der Nahrung ihm den ersten Segen oder Wunsch dahin zu geben, daß er keines andern Todes sterben möchte, als durch das Schwert, d. h. im Kampfe *). Dieser Werth und diese Heiligkeit des Schwertes zog sich auch noch durch die Ritterzeit; und wenn diese Wichtigkeit auch nicht mehr, bei veränderten Ansichten, besonders bei dem Glauben an göttliche und übernatürliche Einflüsse, so bedeutend hervortreten konnte, wie in der Heidenzeit, so war doch mancher kleiner Zug übergeblieben, der diese frühere Bedeutsamkeit verrieth. So erregten die Schwerter und übrigen Waffen, welche die berühmtesten Ritter im Streite geführt hatten, und die so oft Werkzeuge ihres Sieges gewesen waren, den Ehrgeiz der Feldherrn und selbst herrschender Fürsten. Sie strebten, sie zu besitzen, entweder um selbst Thaten damit zu verrichten, welche dem Andenken der früheren Inhaber würdig wären, oder um solche in ihren Waffensälen und Zeughäusern als merkwürdige Denkmahle aufzuheben. Zuweilen schenkte man sie den Kirchen (davon mehr bei der Abtheilung von dem Tode der Ritter); man weihte sie so der Gottheit,

*) The Cambrian popular antiquities by Roberts. London 1815. p. 211.

dem einzigen Urheber des wahren Heldenmuthes und aller übrigen Tugenden.

Das Streben, ein berühmtes Schwert zu erhalten, oder sagen zu können, man sey in dem Besitz eines Schwertes, welches einst ein großer und berühmter Held getragen, war beinahe durch alle Zeitalter dasselbe und zeigt sich durch mehre Beispiele. So ist es nicht ohne Bedeutung, wenn es in den Nibelungen V. 381 heißt, als Siegfried von Schilbung und Nibelung aufgefordert wird, daß er ihnen den Nibelungen-Schatz, über den sie entzweit, theilen soll:

Da gaben sie ihm zu Miethe (als Lohn voraus) das Nibelungen-Schwert.

Auch die Art, wie Attila sein siegreiches Schwert erhalten haben soll, wird bedeutsam erzählt: Einst weidete ein Hirt seine Heerde und bemerkte von ungefähr, daß ein Ochs am Beine blutete. Er ging hin und ward gewahr, daß etwas aus der Erde hervorragte, grub es vollends aus, und siehe, da war es ein großes Schwert, welches er dem Attila verehrte; denn männiglich meinte, Mars müsse es ehemals an der Seite gehabt haben.

In wie weit dieser Glaube sich noch in die Ritterzeit hinein erstreckte, geht aus dem Leben der Jungfrau von Orleans hervor, von der es bekannt ist, wie sie auf wunderbare Art zu einem alten Schwerte gelangen mußte, das sie zur Befreiung ihres Vaterlandes brauchte; und kein anderes konnte es seyn, als des mannlichen Helden, der für Deutschland und Frankreich von gleicher Wichtigkeit gewesen, Karls des Großen. Man behauptet, daß Sainte-Katharine de

Fierbois, ein Flecken in [illegible], eine halbe Meile von Sainte Maure, der Ort [illegible] das [illegible] Orleans dies Schwert Kar[illegible] [illegible] habe, welches sie bei ihren Kriegeszügen brauchte, und sagt, daß sie solches dem Grabe eines Kriegers entnahm.

Das Querstück an dem Griff des Schwertes gab ihm meistentheils zugleich die Gestalt eines Kreuzes, womit man einen gottesfürchtigen Glauben verband. Es diente daher dem Ritter, wenn er in lebensgefährlichen Kampf zog, als ein Kreuz zur Anbetung; und wenn ein Eid abgefordert und geleistet werden sollte, so half auch dazu die Darreichung dieses an seinem Griff gekreuzten Schwertes. Wie nun die eigentlichen Ritterschwerter gestaltet waren, so giebt es darüber verschiedene Nachrichten und abweichende Meinungen. Eine allgemeine Gleichartigkeit in ihrer Größe, Länge und Breite herrschte nicht, sondern es kam wohl alles auf das Belieben, so wie auf die Kraft des Ritters an, der ein Schwert führte, wie er es sich wollte zu Handen machen lassen, oder wie es ihm seine Stärke oder sein Wuchs zu tragen erlaubte. Aus der Heldenzeit sind uns theils Nachrichten, theils wirklich Schwerter übrig geblieben, die überaus groß und gewichtig sind. So wurde zu Saint Pharon de Maur ein Schwert gefunden, welches Ogier, einer der berühmtesten Vetter und Helden Karl des Großen geführt haben soll. Die Klinge davon ist 3 Fuß und 1 Zoll lang, gegen das Stichblatt 3 Zoll und gegen die Spitze 1½ Zoll breit. Das Stichblatt hat im Durchmesser 7 Zoll. Mabillon ließ es wiegen und fand es 5½ Pfund schwer. Fast von einer gleichen Größe ist

das Schwert, welches man noch jetzt in einer türkiſchen Moſchee zu Brusia oder Bursia in Aſien, der ehemaligen Hauptſtadt des türkiſchen Reiches, zeigt, und von dem man behauptet, es ſey das Schwert Rolands, obgleich weder einzuſehen, noch zu beweiſen iſt, wie dies dahin gekommen ſeyn ſollte. Wahrſcheinlich erſann man nur dieſes Beſitzthum, indem man ein ausgezeichnetes Schwert einem Ritter beilegte, deſſen Namen der Mund der Sage und der Dichtung ſo hoch empor getragen hatte.

Es ſcheint, daß ſchon ſeit dem erſten Kreuzzuge und während der ganzen Ritterzeit die Schwerter meiſt lang, ſelten kurz, getragen worden ſind; wenigſtens finden wir viele Nachrichten, wo von tief am Boden niederhangenden Schwertern geſprochen wird, die beim Gehen an die Sporen anſchlugen. Faſt alle Nachrichten ſtimmen darin überein, daß die Breite der Ritterſchwerter ſehr anſehnlich war, daß ſie nur einſchneidig und ſo ſtark gemacht wurden, daß, wenn ſie die Rüſtung nicht trennen, ſie ſolche doch wenigſtens zerſchmettern konnten. Die Behauptung Einiger, daß ſie ohne Spitze geweſen wären, läßt ſich ſchwerlich allgemein durchführen, noch weniger beweiſen; auch hier herrſchte gewiß Abwechſelung nach Gutdünken und Laune des Waffenſchmiedes. So viel iſt indeſſen gewiß, daß ſie von gut gehärtetem Stahl ſeyn mußten, wenn ſie Helme und Panzer durchdringen ſollten. Und hier haben die Sagen von der Schwerter Verfertigung in der Heldenzeit ſich, möchte man ſagen, ordentlich einander überboten; denn gar wunderſam lautet die Verfertigung mancher Schwerter in den nordiſchen Sagen;

und wenn auch nicht hieher gehörig, ſo iſt die Anführung eines kurzen Beiſpiels doch wohl nicht zu entfernt. Einer der berühmteſten Schmiede der nordiſchen Zeit iſt der in der Wilkinaſaga vorkommende Wieland, der das Schwert Mimmung verfertigte, welches ich ſchon oben unter den berühmten Schwertern nannte. Er wettete mit dem Schmied Amilias auf Leib und Leben, wer eine beſſere und haltbarere Rüſtung oder ein beſſer ſchneidend Schwert ſchmieden könnte. Wieland ſchmiedete nun eins — ſo erzählen die alten nordiſchen Saga's — das dem König Nidung, bei dem er und Amilias lebte, gar wohl gefiel, aber dem kunſtreichen Schmied noch nicht genug war. Er ging daher wieder zur Schmiede, ergriff eine Feile und zerfeilte dieſes Schwert zu eitel Staub, nahm dann die Feilſpäne und ſchüttete ſie in Milch, mengte Mehl darein und knetete alles zuſammen. Darauf nahm er Maſtvögel, ließ ſie drei Tage hungern, nahm den Teig und gab ihn den Vögeln zu freſſen. Darnach nahm er den Vogelkoth, brachte ihn in die Eſſe, und ſchied und ſchmelzte nun aus dem Eiſen alles, was noch von Schlacken darinnen war; und aus dem gereinigten Eiſen machte er wieder ein Schwert, welches kleiner war, als das erſte. Um eine Probe über die Schärfe deſſelben zu machen, geht er mit dem Könige zum Fluß, wirft ein zwei Fuß dickes Flock Wolle hinein und läßt es mit dem Strome gegen das Schwert treiben. Das Schwert iſt ſo ſcharf, daß durch den ſchwachen Andruck ſchon die Wolle zerſchnitten wird. Aber auch dies war Wieland noch nicht ſcharf genug; er wiederholte daher die eben erzählte Art und Weiſe, und

brachte nun ein mit Gold ausgelegtes, mit ſchönem Griffe verſehenes Schwert zu Stande, welches ein 3 Fuß dickes Stück Wolle auf gleiche Weiſe zerſchnitt. Bei der Prüfung, wer die Wette gewonnen, erſchien Amilias mit ſeinem Helm und Panzer, der gar prächtig war, und ſagte zu Wieland: er ſolle mit ſeinem Schwerte nun zuhauen. Aber der drückte ſein Schwert vom Helme nieder durch Helm und Haupt und Panzer und Bauch bis zum Gürtel, und fragte darauf den Amilias: ob er jetzt ſpüre, daß es ſchneide. Mir iſt, antwortete Amilias, als ob mir kaltes Waſſer über den Leib führe. Schüttle dich, ſagte Wieland; und als er ſich ſchüttelte, fielen die zwei Hälften auseinander.

Solche Fabeln nun erzählte die Heldenzeit von mächtigen Schwertern; und es iſt daher wohl nicht zu verwundern, daß, wie wir eben vorher geſehen, man ſich bemühte, alte Heldenwaffen zu bekommen, deren Entſtehen oft durch den Mund der Sage höchſt wunderbar angegeben ward, und daß man ſich höchlich erfreute, wenn man ein ſolches erhielt. War man nicht ſo glücklich, Beſitzer eines alten, ſchon erprobten Schwerts zu werden, ſo ſuchte man wenigſtens eine neue tüchtige Waffe zu erhalten, ſtark, wohl gehärtet, ſtählin und der Fauſt bequem. Um nun auch Rittern zum Beſitz mehrer und tüchtiger Schwerter zu verhelfen, da die eine Waffe im Kampfe wohl leicht zerſpringen konnte, oder auch ſchartigt und ſo verletzt wurde, daß ſie nicht mehr brauchbar war, gehörten Schwerter bei Turnieren zu den ehrenvollſten Dänken. So heißt es z. B. in Rürners Turnierbuch S. 45 bei

Gelegenheit des erſten deutſchen Turniers, welches, der Annahme nach, zu Magdeburg 934 gehalten ſeyn ſoll, zu einer Zeit, die freilich über das eigentliche Ritterweſen noch hinausliegt, obgleich ſchon lange nicht mehr der Heldenzeit gehörig, ſo: „Den vierten Dank (gab) eine geborne Gräfin von Achein einem Grafen von Caſtell, als einem Franken, und ein guldenes Schwert mit, wie er die in hohen Zeugen (das heißt in voller ritterlicher und Stech-Rüſtung) mit ritterlicher That erobert hatte.“ Nicht allein die Scheiden der Schwerter, ſondern auch die Knäufe und Griffe der Schwerter waren mit edlen Geſteinen verziert. So heißt es z. B. im lateiniſchen Gedicht von Walther von Aquitanien: gemmatum vaginae coaptidit ensem. In den Nibelungen (V. 7145.) leſen wir:

Der übermüth'ge Hagen legt' über ſeine Bein'
Ein viel lichtes Waffen, aus deſſen Knauf that Schein
Ein viel lichter Jaspis, grüner denn ein Gras.

und weiter von demſelben Schwerte:

Sein Gefäße das war gulden, ſeine Scheideborten roth.

Das Schwert führte man, wie bereits geſagt, an dem Gürtel, oder an einem beſondern Wehrgehänge, welches auch oftmals reich geſchmückt war, und das auf alten Bildern und Grabſteinen mit abgebildet iſt, indem es ſich, wenn die Ritter das Schwert in der Scheide in der Hand haben, um das Schwert gewickelt findet. So iſt es z. B. bei dem Grabdenkmahle Herzogs Heinrich IV in der Kreuzkirche zu Breslau, der das zur Schulter empor gehobene, in der Scheide befindliche, mit dem Wehrgehänge umwickelte Schwert in der rechten Hand hält.

Daß die Ritter auch wohl mehr als Ein Schwert getragen haben, geht aus vielem hervor. So zuerſt aus den Geſetzen, die ein Ritter bei der Uebernahme ſeiner Würde beſchwören mußte, worin es, wie bereits angeführt, im Geſetz 10 heißt: „daß ſie nur Einen Degen trügen, es ſey denn, daß ſie gegen zwei oder mehr ſtreiten müßten.“ So ſagt uns auch Götz von Berlichingen aus der Zeit, als er noch Knappe war, bei einer Gelegenheit, die bereits oben bemerkt: „Und, wie wohl ich einen langen und kurzen Degen bei mir hätt', ſo nahm ich doch das kurze Degelein und ſchlug ihn damit um den Kopf.“ Dies ſind aber auch die einzigen Beiſpiele, die mir bis jetzt vorgekommen ſind.

Nur Adeliche und Ritterbürtige durften ein Schwert tragen; wer ſonſt damit betroffen ward, der mußte Strafe zahlen, 20 Solidos, oder es ward ihm genommen (wie II. 27. des Lehnrechts beſtimmt). Ein Kaufmann durfte nach eben dieſer Geſetzſtelle ein Schwert auf Reiſen tragen, aber nicht umgürtet, ſondern er mußte es auf den Wagen legen, oder, wenn er ritt, es am Sattelknopf hangen haben.

Die Turnierſchwerter waren eigends beſtimmt. Sie mußten nach gleichem Maaß und gleicher Geſtalt gemacht ſeyn, nämlich: drei Zoll und darüber breit, vorne wie hinten, ſtumpf abgeſchliffen, damit ſie nicht ſchneiden oder ſtechen konnten. Sie mußten bei der Wappenſchau mit aufgetragen werden, damit ſie unterſucht und gezeichnet werden konnten; denn ungezeichnet durfte keines im Turnier gebraucht werden, wie die Turniergeſetze beſagen:

„Man will kein Schwert zulaſſen, es ſey denn drei oder vierthalben Finger breit, und ſonderlichen an der Spitzen, da es auch ſtumpf abgeſchliffen ſeyn ſoll, daß es daran nicht ſchneide oder ſteche, und ſoll keiner kein ander Schwert oder Waffen in dem Turnier führen oder brauchen, dann ihm zum Turnier zugelaſſen iſt, von demjenen darzu verordnet, zu beſehen, welche man zulaſſen ſoll, und eines jeglichen Schwert ſollen mit den Kleinoden oder Theilhelmen auf das Haus zu dem Theil getragen werden (d. h. in das Haus, wo die Wappenſchau gehalten und die Theilung der Ritter vorgenommen ward), die alsdann zu beſehen und zu zeichnen, und welches nicht gezeichnet iſt, ſoll bei des Turniers Straffe nicht zugelaſſen werden."

Ein Vorrecht der Ritter war: ein Siegel führen zu dürfen, und die Ritter rechneten dieſe Siegelfähigkeit zu ihren bedeutendſten Vorrechten. Um nun das Siegel immer bei der Hand zu haben, ſo ließen ſie es oftmalen in den Knopf ihres Schwertes einſchneiden, wovon wir im Mittelalter manche Beiſpiele vorfinden, ja ſchon in den Zeiten, die vor dem eigentlichen Ritterzeitalter liegen. Drückte nun ein Ritter den Knopf ſeines Schwertes in das weiche Wachs unter einer Urkunde, ſo bekräftigte er ſie gleichſam auf dreifache Weiſe: einmal durch das Siegel ſelbſt, dann durch das dabei emporgehaltene blanke Schwert, und zuletzt durch das Kreuz, welches, wie geſagt, das Querſtück des Griffes gemeinhin mit dem Schwerte bildete.

Wir finden noch in alten Rüſt- und Zeug-Häuſern große Schwerter und beſitzen auf der Waffenſammlung der breslauer Hochſchule ein dergleichen.

Dieſe Schwerter ſind in der Regel nicht zum Fechten und zu ritterlichen Uebungen gebraucht worden, ſondern wurden nur fürſtlichen Perſonen und Rittern als Zeichen der ritterlichen Gewalt bei Aufzügen oder bei Hinzügen zur Gerichtsſitzung vorgetragen. Indeſſen hatten die Ritter auch Kämpfe mit dem ſogenannten langen Schwerte, zu denen ſolche übergroße Handegen genommen wurden, die ſie mit beiden Händen faßten, und dann auf einander einhämmerten; dieſe wurden ihnen indeſſen immer beſonders geächtet, und ſie haben nie ſolche lange Degen getragen. Bei großen Feierlichkeiten bedienten ſich auch wohl die Ritter nicht ihres gewöhnlichen Schwertes, ſondern hatten einen beſondern Ehrendegen, der meiſt immer prachtvoller und ſchön ausgelegt war. Es iſt wahrſcheinlich, daß es meiſt ſolche Degen waren, die ſie in Turnieren als Dank erkämpft hatten.

Der Helm war eine Kopfbedeckung, ein Kopfſchutz im Kampfe ſchon in gar alten Zeiten und bei den verſchiedenſten Völkern, nur mannichfach ſich umgeſtaltend und ſich verändernd, und er iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag. Die Heldenzeit wußte auch viel von wunderbaren, geſeiten Helmen zu erzählen, und griechiſche Dichtung, ſo wie die nordiſche, giebt uns davon Beiſpiele. In den nordiſchen Götter- und Heldenſagen finden wir auch Helme, die, wie die Schwerter, ihren eigenen Namen erhalten hatten. Was den Namen Helm ſelbſt betrifft,

ſo kommt er von hehlen, bedecken her, und es iſt merkwürdig, wie dieſes Wort durch ſo viele Sprachen geht, daß man ſieht, es komme aus einer gemeinſamen Wurzel. Schon Ottfried kennt das Wort Helm, im mittlern Latein lautet es Helmus oder Elmus, im Italien. Elmo, im Franz. Heaume, im Dän. Hiälm, im Angelſ. und Engl. Helm, im Isländ. Gialmur, im Schwed. Hjelm, ja ſogar im Poln. heißt es Helm. Das latein. Galea und das griech. Κάλυξ zeigen auf dieſelbe Wurzel und bei Suidas heißt Κάλυμμα ein jeder Deckel, Κάλυξ aber der Deckel des Dreifußes zu Delphi. Mit dieſer Bedeutung des Deckens und Deckels hangen nun alle Worte in den andern Sprachen, wie berührt, zuſammen.

In den älteſten Zeiten machten die Griechen ihre Helme aus den Häuten des Seehunde; die Römer wechſelten zwiſchen ſtarkem Leder und Eiſen und Erz. In der Folge und in der Ritterzeit ward er gewöhnlich aus Eiſenblech, mehr oder minder ſtark, je nachdem ſeine Beſtimmung war, und aus Stahl verfertigt. Bei den alten Deutſchen waren die Helme ſehr ſelten: Paucis loricae, vix uni alterive cassis aut galea, ſagt Tacitus, (c. 6.) und die römiſchen Geſchichtſchreiber ſagen ausdrücklich, daß ſie mit entblößtem Kopfe gefochten hätten, capitibus nudis pugnabant (Dio Cassius l. 38.). Die Erzählung des Plutarch im Marius, daß die cimbriſchen Reiter Helme, die mit allerlei Zeichen und wunderbaren Geſtalten geziert geweſen, geführt hätten, widerſtreitet dem nicht, da es kein Zweifel iſt, daß die Cimbern ſie erſt von den Galliern angenommen hatten. Merkwürdig bleibt aber

immer die Verzierungsart, die wir auch ſogleich in der Ritterzeit wiederfinden werden. Nach Gluver in Antiq. Germania L. I. p. 286. war der Helm zuerſt eine Sitte der Aegypter, von denen er zu den Griechen gekommen, die ihn den Römern überwieſen, von welchen ihn die Gallier annahmen. Der offene Helm wurde der Turnierhelm genannt (doch werden wir auch gleich ſehen, daß er durch ein kleines Gitter geſchloſſen war), der geſchloſſene Helm wurde Stechhelm genannt. Wie das Wort Lanze und Harniſch, ſtand auch das Wort Helm in einem ſolchen Anſehen in früherer Zeit, daß es für Ritter ſelbſt gebraucht ward, indem, wenn man ſagte hundert Helme, tauſend Helme, man immer hundert oder tauſend Ritter darunter verſtand. Selbſt in dem Metall, von dem die Helme gemacht wurden, finden ſich Abſtufungen nach Stand und Würden der Ritter. So trugen Könige gewöhnlich vergoldete Helme, die großen Reichsvaſallen verſilberte, vornehme Herrn von Adel ſtählerne, und der niedere Adel bloß eiſerne Helme. Doch wurden dieſe Abtheilungen keinesweges ſtrenge und beſtimmt gehalten, indem dem Belieben des Ritters, ſeiner mehr oder mindern Prachtliebe, ſeinem ſtolzern oder demüthigern Sinne dabei viel überlaſſen blieb. Allen gereichte er im Kampfe zu gleichem Schutze, indem er den Kopf gegen Kolben-, Schwert- und Streithammerſchläge, ſo wie das Geſicht und den Nacken deckte. Der Helm ward unter dem Kinne mit einem Riemen befeſtigt, und überdies fand er auch noch im Nacken, durch ein dort an der Rüſtung befindliches Eiſen-

ſtäbchen, welches in ein Loch des Helmes einſtieß und einſchloß, eine Befeſtigung.

Der offene Helm, Helm zum Schimpf (Scherz) oder Turnierhelm im engern Sinne (galea aperta) war entweder ganz geöffnet, und hieß dann lat. galea aperta sine clathro, oder er hatte vor dem Geſichte Bügel, oder ein kleines Gitter, woran die Stäbe theils ſenkrecht, theils waagrecht liefen, welches man auf- und abſchieben konnte, wenn man friſche Luft ſchöpfen wollte. Schob man die Bügel oder das Gitter nieder, ſo ſchloß daſſelbe an das Kinnblech an, wodurch es feſtgehalten ward. Darauf folgte nun das Halsblech; dieſes war von dem übrigen Helme abgeſondert, wurde nur durch ein Halsband von gleichem Metalle mit demſelben verbunden, und ging bis über die Bruſt und bis zwiſchen den Schultern nieder. Dieſes Halsblech war das, was in den ältern Zeiten, wie ich bereits bemerkt, Halsberg, d. i. Halsverberger, Halsbeſchützer, hieß, und wovon ſpäterhin der ganze Harniſch den Namen Halsberg erhielt. Die ganz offenen Helme, welche, dem Herkommen gemäß, nur von Königen und Fürſten getragen wurden, weil, wie man glaubte, der, welcher die Herrſchaft habe, überall müſſe umherſehen können, um zu herrſchen, gebrauchte man in Deutſchland weniger, als in Frankreich: und daher kommt es auch, daß wir die halboffenen Helme erſt vom Jahre 1450 an in den Wappen des deutſchen Adels finden. Sie waren in dem eigentlichen oder Hauptturnier Sitte, in dem nur mit den Kolben oder dem Schwert, nicht mit den Lanzen gefochten ward, und wobei daher keine Gefahr für das Geſicht war.

Die Stechhelme, geſchloſſene Helme, Helme zum Ernſt (heaume clos) waren durch ein ganz zugemachtes Visier geſchloſſen und hatten nur ein paar kleine Oeffnungen für die Augen zum Durchblicken und zum Athemholen. Sie wurden im ernſtlichen Gefechte, im Kriege und in den Turnieren beim Stechen im hohen Zeuge, d. h. wo mit Lanzen gekämpft wurde, getragen, weil dabei das Geſicht der Gefahr der Verletzung ausgeſetzt war. Wir finden ſie auf Siegeln und Denkmählern mehrfach abgebildet. Ein höchſt merkwürdiges Beiſpiel von einem ſolchen ganz geſchloſſenen Stechhelm, von übermäßiger Schwere, beſitzt der Herr Major von Barſuß (zur Zeit in Breslau) in ſeiner Waffenſammlung. Er iſt in Neiße gefunden worden. Ganz mit dickem Stahle geſchloſſen, mußte er wie ein Kübel über den Kopf geſtürzt werden, und hat nur in der Höhe der Augen ein paar geſchmale Oeffnungen, die zum Sehen und Luftſchöpfen dienten. Breite Schloßbänder und Spangen ſchloſſen ihn an den Panzer, und nur dadurch, daß er auf dem Panzer aufſtand, ward er tragbar, Kopf und Genick des Ritters allein konnten ihn nicht halten. Entweder kam nun der Helm den Rittern, ſelbſt wenn er mit Federn geſchmückt war, doch zu kahl und einfach vor, oder ſie wünſchten auch den Helm an und für ſich ſchwerer zu machen; dem ſei wie ihm wolle, wir finden, daß ſchon in der Heldenzeit, ja bei den Griechen und Römern die Helme auf die abenteuerlichſte Weiſe geſchmückt wurden, und bei den Rittern mit Roßſchweifen, Hörnern, Federbüſchen, Adersflügeln, Puppen, Mützen, Jungfrauen und andern Geſtalten, die meiſt in ſpäterer

Zeit in die Wappen der Ritter und des Adels übergingen, oder wenigstens auf den Helmen in den Wappen fortdauernd als Zierrath erschienen, wenn ihre ehemaligen Träger sie auch schon längst abgelegt hatten. Es kam nachher so weit, daß die Helmkleinodien in Deutschland erblich wurden. Wie die Gestalten im Schilde, die Wappen, eine ganze Familie bezeichneten, so deuteten die Helmkleinode die verschiedenen Linien der Familie an, indem jede Linie ein besonderes Kleinod trug. Wir werden dies bei den Turnieren wieder erwähnt finden, und die Wappenkunde muß es weiter ausführen. Könige nahmen Kronen zu dieser Zier, aus denen aber auch oft, wie bei höherem und niederm Adel, Ungeheuer und furchterliche so wie schreckende Gegenstände aufstiegen. Um nur ein Beispiel anzuführen, so ließ ein Graf von Boulogne, welcher in dem Treffen bei Bouvines größer scheinen wollte, auf seinen Helm Hörner setzen, die aus den Rippen eines Wallfisches gemacht waren. Einen solchen Aufsatz nannte man im Franz. Cimier, und daraus ward im Altdeutschen das Wort Zimier gebildet, welches in den alten Gedichten überaus oft vorkommt, und wobei es an Erwähnung wunderlicher Gestalten nicht fehlt. Außerdem wurden diese Verzierungen mit Namen belegt, die in die Wappenkunst übergegangen sind, nämlich: Helmzierden, Helmzeichen, Helmzierrathen, Helmkleinode. Um sie zu befestigen, hatte man meist einen Wulst am Helme, der von der Stirne mitten über den Helm, längs dem Hinterkopf nieder, ging. Dieser Wulst erhielt allerlei Gestalten, und daraus entstanden Kronen oder Kissen.

In Frankreich waren diese Kronen nach der Würde des Tragenden verschieden, in Deutschland durfte dagegen ein jeder, der einen offenen Helm hatte, eine Krone darauf führen; die Krone des Herzogs war der des Ritters vom niedern Adel gleich. Der Turnierdank bestand nämlich in Deutschland meist aus Kronen und Kränzen, die der Sieger daher auf seinem Helm tragen durfte. Daher war auch ein gekrönter Helm so viel als ein Turnierhelm.

Da diese Zimiere aber doch oftmals zu schwer wurden, so suchte man sie durch leichtere Gestalten zu ersetzen, die ein besseres Ansehen gaben und doch die Schwere nicht zu sehr vermehrten, und sie wurden daher auch von Holz, Thierhaut, von Pappe u. s. w. gemacht. Man fügte nun noch die Helmdecken (lambrequins) hinzu, die in einer Art von Bändern bestanden. Es ist zu bemerken, daß der obere Theil des Helmes, welchen alte Gedichte Frankreichs oftmals das höchste Gut des Ritters nennen, und wo die Zimiere ihren Platz hatten, der vorzüglichste Ort war, wo die Danke, welche die Ritter von den Frauen erhielten, ihren Platz finden konnten; und da dies oft Tücher, Schleier, Bänder waren, so kann man darin vielleicht den Ursprung der Helm- und Waffendecken suchen. Diese Helmdecken hießen meist im Deutschen Helmbinden, auch wohl Helmlór (von Lór, alt, eine Binde) oder auch Brünlór (Lór in der eben angegebenen Bedeutung, Binde und Brünn ist das schon oben angeführte Brünne, Panzer, welches früherhin nur einen Helm bedeutete). Dann hießen sie auch Zindelbünde (Zindel ist die leichteste Art Taft und bünde kommt von Bund her,

zuſammenhangend mit Band). Zuletzt noch kommen die Namen Wulſt, und von dem Fliegen der Bänder, das Wort Wedel vor. Dieſe ſogenannten Helmdecken wurden aber auch oft die Bänder, mit denen die Helmmütze (chaperon) an dem Helm befeſtigt ward, und ſie wurden durch den untern Rand des Helmes gezogen. Die Helmmütze, die wahrſcheinlich in Deutſchland nur ſelten vorkam, war eine Kappe aus Maſchen, die den ganzen Helm einhüllte, wenn der Ritter focht. Wollte er Luft ſchöpfen, ſo nahm er den Helm ab und bedeckte ſich mit der Helmmütze, wobei dann die Helmbänder über die Schultern flatterten. — Die Helme waren überdies, da ihr Kopf groß und weit war, innerhalb mit Seide oder Leder überzogen und ſtark mit Wolle oder Werg ausgefüttert, wodurch ſie enge an den Kopf anſchloſſen und zugleich durch dieſe Vorrichtung betäubende und verderbliche Hiebe abhielten, oder ihre Kraft minderten. Die Knappen durften keine Helme tragen, ſondern ihnen waren nur Helmmützen oder eiſerne Pickelhauben erlaubt, die keine Gitter vor dem Geſicht, die bekanntlich Viſiere genannt wurden, haben. Bei den ritterlichen Stechhelmen war das ganze Geſicht und der Kopf verhüllt, und es blieben nur, wie aus der bereits angeführten Beſchreibung eines ſolchen Helmes hervorgeht, zwei Oeffnungen für die Augen übrig, wodurch das Ganze ein düſteres und ſchauriges Anſehn erhielt, indem man nur durch dieſe Oeffnungen das Zorn und Wuth blitzende Auge der Kämpfenden erblickte, welches raſch und glühend den Bewegungen des Gegners folgte. Bei der Verleihung der Ritterwürde war der Helm unentbehrlich,

er mußte dem neuen Ritter als, wie gesagt, ein Hauptzeichen seiner Würde, auf den Kopf gesetzt werden. Es ward eine nicht geringe Geschicklichkeit erfordert, den Helm auf die gehörige Art aufzusetzen und festzuschnüren (wobei die Riemen oder Schnüre, die dazu gebraucht wurden, im Parzifal unter dem Namen fintalen vorkommen), und wir haben oben gesehen, daß dies mit zu den Obliegenheiten und Diensten der Knappen gehörte. Die Augen mußten die Oeffnungen des Visiers genau treffen, und der Helm durfte weder zu fest, noch zu lose angemacht seyn, damit er sich theils etwas nach den Wendungen des Kopfes bewegen konnte, theils aber auch nicht wieder zu sehr schwankte und sich etwa verrückte. Darum war in einem alten Gedichte die Vorschrift für einen Ritter enthalten: „euer Helm sey weder zu fest noch zu lose, sondern so, daß er paßt, aufgeschnürt." Irgend ein Versehen konnte bei einem Turnier, noch mehr bei einem ernsthaften Kampfe, Nachtheil herbeiführen, ja den Tod bewirken. Hatte bei einem Turnier ein Ritter die Augenlöcher (das Visier) seines Helmes aufgeschlagen oder gar den Helm abgenommen, so durfte ihn kein Ritter mehr angreifen, bei Strafe der Ehrlosigkeit. Das Abnehmen des Helmes geschah aus mehren Ursachen; einmal, wie eben erwähnt, wenn der Ritter nicht mehr kämpfen wollte, war es ein Zeichen für seine Mitkämpfer, wenn er den Helm abband; daher bedeutet auch die Redensart: mit aufgebundenem Helme, daß der Ritter zum Kampfe bereit sey. Dann war es auch oft wohl eine Höflichkeit. Wie z. B. Wigolais zur Königin Ginevra, Gemahlin des Artus, kommt:

Da er die kunegínne vant,
Sinen Helm er abe bant,
Und sazt in uf den satelbogen;
Er was hofsch (höfisch, höflich) und wol gezogen,
Sin Houbet daz entwafent er. 409—412.

Die dritte Urſache war, wenn einer zum Gefangenen gemacht wurde, dann mußte er auch den Helm abbinden, weil er nun kampflos war.

In der franzöſiſchen Geſchichte des Perceforeſt findet ſich eine eigene Sitte, die mit dem Bilde des Helms angedeutet ward, welche hier eine Anführung verdient: „Es war — heißt es — in Großbritannien, ſo lange daſelbſt Biederſinn herrſchte, die Gewohnheit, daß alle Edelleute und adeliche Frauen auf die höchſten Gipfel ihrer Landſitze einen Helm befeſtigen ließen, als ein Merkmal, daß alle adeliche Herren und Frauen, welche vorbeikamen, nur unverzagt daſelbſt, als wenn es ihre eigenen Häuſer wären, einkehren möchten; denn ihr Vermögen gehörte eigentlich allen edlen Herren und Frauen, die durch das Königreich reiſeten.“ Curne de St. Pallaye in ſeinem Werke über das franzöſiſche Ritterweſen bemerkt, daß er dergleichen Helme noch auf den älteſten Gebäuden Frankreichs, beſonders auf dem Lande, bemerkt habe.

Die Ritterſporen gehörten ebenfalls zu den weſentlichen Theilen der Ritterrüſtung und durften nicht fehlen, indem ſie den Ritter und ſeine Würde bezeichneten. Bei der Ertheilung des Ritterſchlages wurde dem neuen Ritter, wie wir bereits oben geſehen haben, der rechte oder linke Sporn zuerſt angelegt, worin die Gebräuche wechſelten. Der Ritter trug auch als ein Zeichen ſeiner Würde goldene

oder wenigſtens vergoldete Sporen, da es dem Knappen nur verſtattet war, ſilberne zu haben. Man nannte daher auch wohl die Ritter, welchen bei ihrem Ritterſchlage wirkliche goldene Sporen angelegt wurden: equites aurati. Wenn in frühern Zeiten jemand ſich in Frankreich für einen Ritter ausgab, der es nicht war, ſo hatte, vermöge alter Verordnungen und Gewohnheiten der Parlamente zu Paris, Orleans und Baronnie, der König oder der Lehnsherr das Recht, demſelben die Sporen auf dem Miſte abnehmen zu laſſen und ſein bewegliches Vermögen ihm abzupfänden. Wenn im Kampfe ein Ritter überwunden ward, ſo gab der Ueberwundene dem Sieger, nebſt ſeinem rechten Handſchuh, auch ſeinen rechten Sporn, als eine Verſicherung, daß er die verſprochenen Bedingungen treu erfüllen wolle. Dieſe Sporen wurden auch wohl als Siegesbeute in den Kirchen aufgehoben, und Pontus Heuter erzählt Lib. II. rer. Burgundic. c. 14., daß noch im Jahre 1382 in der Oberkirche zu Cortrycht 500 Paar güldene Sporen gehangen hätten, die man 1302, nach einem Siege über die Franzoſen bei Gröningen, den Rittern abgenommen habe. Die Ritter führten auch zuweilen auf ihren Siegeln, wenn ſie auf ihnen in ihrer Rüſtung erſchienen, Sporen, doch war dies nur meiſt auf ſogenannten Reuterſiegeln der Fall, das heißt bei ſolchen Siegeln, auf denen die Geſtalt des Ritters zu Pferde erſchien. Bei den Fußſiegeln, auf denen die ganze Geſtalt des Ritters zu Fuß erſcheint, mag man auch wohl Sporen angenommen haben, aber wegen der Stellung der Ritter darauf war ihr Daſeyn nicht recht

ſichtbar zu machen. La Colombière erzählt in dem théâtre d'honneur, ch. XXII. p. 298, daß bei dem Ankleiden eines Ritters zum Turnier ein anderer Ritter, zuweilen auch eine Frau, demſelben die goldenen Sporen angelegt habe, mit der Vermahnung, daß ſolche ihm nicht bloß zur Forttreibung des Pferdes dienen, ſondern hauptſächlich ihn erinnern ſollten, daß Tapferkeit und Ehre der einzige Sporn, der einzige Antrieb zu edlen Thaten für ihn ſeyn müßten. Zuletzt geht noch daraus, daß dem Ritter die Sporen mit in den Sarg gelegt wurden, hervor, wie hoch man dies Zeichen der Ritterwürde geachtet. Was die Geſtalt der Sporen anbetrifft, ſo ſind ſie, nach den verſchiedenen Zeitaltern und nach der wechſelnden Tracht und Sitte ſehr verſchieden, und etwas Beſtimmtes läßt ſich darüber nicht ſagen. Bald waren die Bügel ſchmal, die Hälſe klein und die Räder daran unbedeutend, oder die Hälſe endeten ſich auch durch eine bloße Spitze, mit keinen Rädern; bald wurden die Bügel wieder breit, die Hälſe dick, die Räder groß und klirrend, ſo daß ihr Getöne bei jedem Schritte erſcholl. Ueber die Bepanzerung des Fußes wurden ſie nur ſelten geſchnallt, gemeinhin nur bei den Maſchenpanzern, bei den andern aus ganzen Stücken war hinten eine Oeffnung am Haken, aus welcher die Sporen, welche der Ritter um die Stiefeln ſchnallte, ihre Hälſe hervorſtreckten. Die Alterthümerſammlung der breslauer Hochſchule beſitzt ein Paar gewaltige, breite Sporen, die den Anſchein haben, daß es kaum möglich ſey, ſie zu tragen; ſo breit ſind die Bügel, ſo lang und breit die Hälſe, ſo groß die Schnallen, ſo

lang und bedeutend die Räder, und dennoch ſind ſie im Anfange des vorigen Jahrhunderts aus einem Grabe zu Dyas bei Liegnitz entnommen worden.

Die Redensarten: „nach goldenen Sporen ſtreben, die goldenen Sporen erhalten haben," waren damals mit den Sätzen: nach der Ritterwürde ſtreben und die Ritterwürde erlangt haben, gleichbedeutend. So ward denn auch den Sporen eine ſittliche Bedeutung gegeben, indem ſie ihre Träger erinnern ſollten, daß Schnelligkeit und Thätigkeit bei kriegeriſchen Geſchäften ſtets erforderlich wären. Der Gebrauch, Sporen zu tragen, blieb in manchen Gegenden ein Merkmal des Adels, wenigſtens glaubte ſich der Adel bevorrechtet, Sporen tragen zu dürfen, wenn er auch kein Reitpferd hielt. Dies ſoll ſich in Ungarn bei dem dortigen Adel noch heut zu Tage zeigen, und auch in Schleſien iſt der Glaube daran, daß nur ein Adelicher immer in Sporen erſcheinen dürfe, nicht ganz erloſchen. Ehedem, als der Stände Unterſchied und Abzeichnung noch ſtrenger und ſchroffer war, ward auch den Doctoren der Rechte erlaubt, ſich der Sporen zu bedienen, als ein Merkmal der ihnen beigelegten adelichen Würde.

In den Turnieren, bei Zweikämpfen und auch in kriegeriſchen Gefechten hatte der Ritter, außer Schwert und Lanze, noch einige andere Waffen, und dazu gehören beſonders die Kolben. Dieſe beſtanden aus einem ziemlich dicken Stück Holz, welches gegen das Ende zu einen dickern Knauf hatte. Der Handgriff oder das Ende, wo ſie ſpitzer zuliefen, war gewöhnlich mit Gold, Silber oder anderem Metall beſchlagen. Es gab Turniere, in welchen

nur mit Kolben und Schwert gefochten werden durfte, wenigſtens ſagt die heidelberger Turnierordnung: „Es ſoll auch keiner kein Waffen haben oder führen, anders dann das ihm zum Turnier zugelaſſen iſt, nämlich im erſten Turnier die Kolben, im Nachturniere die Schwert.“ Tödtliche Hiebe ließen ſich durch die dicken eiſernen Rüſtungen nicht damit führen, ſondern nur meiſtens betäubende; doch gab es auch Kolben, die ſo eingerichtet waren, daß ſie wohl tödten konnten. Man gebrauchte dieſe Kolben beſonders, um die Waffen des Gegners damit zu zerſchlagen und ihn betäubt zu Boden zu ſtrecken. Dazu dienten nun ſolche Kolben, wie ich eben beſchrieben und die denen gleichen, welche die alte Bildnerei dem Herkules gab; wollte man ſie aber gefährlicher machen, dann war an dem dicken Theile, mit dem man zuſchlug, die Keule mit langen eiſernen Spitzen beſetzt. Außer dieſen gab es noch eine andere Art von Kolben, wie ſolche Roland und Olivier gebraucht haben ſollen, und wie ſie ſich auf manchen alten Denkmählern abgebildet finden. Dies war ein eiſerner, runder oder auch länglicht runder Klumpen, eine Schwere von 8 Pfund habend (doch ſoll es auch deren von 25 bis 30 Pfund Schwere gegeben haben), beſetzt mit eiſernen Spitzen. Dieſe Kugel war durch drei eiſerne Ketten an einen dicken Stock befeſtigt, und dieſen Stock band ſich meiſt der Ritter, der ihn führte, mit einem Stricke oder ſogar einer Kette an der rechten Hand feſt. Damit ſchlug man nun auf den Gegner, oder man ſchnellte oder ſchleuderte vielmehr mit aller Gewalt die ſchwere, bewaffnete Kugel auf des Feindes Helm und Harniſch. In

Deutſchland hatte von den Kolben ein gerichtlicher Kampf, der mit Kolben geführt wurde, den Namen Kolbengericht, von dem in einer der folgenden Abtheilungen bei Zweikämpfen und Kampfgerichten, die Rede ſeyn ſoll. Sonſt hießen in Deutſchland die Turniere, bei denen man ſich nicht der Schwerter, ſondern der Kolben bediente: Steckenſpiele. Eine Art kleiner Kolben, die mehr die Geſtalt eines ſehr einfachen Zepters haben und die meiſt ganz von Metall ſind, führten die Ritter ebenfalls in den Turnieren; doch nur in ſolchen, wo leichtere Spiele gehalten wurden, und die mehr als ein Ringelrennen zu betrachten waren. Die Knäufe an ſolchen Kolben ſind auch meiſt zepterartig durchbrochen, und konnten zu keinen ſtarken Kämpfen gebraucht werden. — Götz v. Berlichingen nennt (S. 113) die eiſernen Streitkolben: Küriß-Bengel, doch vielleicht nur ſpottweiſe, indem es aus der Stelle, worin das Wort vorkommt, nicht klar wird, ob es mehr Ernſt als Spott iſt.

Beiläufig bemerke ich, daß es auch noch eine andere Art von Kolben giebt, die weit leichter und weniger ſchädlich, ja oft nur eine Art von Spielwerk waren. Dieſe weniger gewichtigen Kolben wurden in dem gerichtlichen Zweikampfe zwiſchen Mann und Frau gebraucht, von dem bei den Kampfgerichten die Rede ſeyn wird. Sie beſtanden meiſt nur in einem leinenen Sacke, in den Sand gefüllt ward und der dann in der Mitte ungefähr zugebunden wurde. Noch leichtere Kolben erhielten die Narren, welche an den Höfen der Fürſten ſowohl, als auch oft in den Schlöſſern der Ritter zur Beluſtigung gehalten wurden, und die auch als Luſtigmacher im Lande umherzogen.

Diese Kolben waren wohl meistentheils nur Spielwerke, damit nicht etwa ein wirklich närrischer Mensch ein Unglück damit anrichtete, was indessen doch nicht unterblieb, und sie waren nur eine Art von Pritschen, womit in den letztern Zeiten der Hanswurst bei Spielen und Lustbarkeiten des Volkes die laute Freude würzen mußte.

Andere Arten der Bewaffnung waren noch der Streithammer, die Streitart und die Doppelart. Diese drei Waffen, im Ganzen mit einander übereinkommend, indem es große, gewichtige Hämmer und Aexte waren, welche die Kämpfenden führten, stammen wieder aus der frühesten Zeit her und sind in den Ritterwaffen nur Beibehaltungen der ältesten Waffen. Die alten Völker besaßen sie schon, und aus nordischer Götterzeit ist der Streithammer, den, der Göttersage nach, der Gott Thor führte, bekannt genug. Die beiden ersten brauchen keine Beschreibung, da sie den gewöhnlichen Hämmern und Aexten entsprechen. Wichtiger und bedeutender ist die Doppelart (franz. besague, lat. bisacuta). Sie ist die gefährlichste aller Ritterwaffen, und hieß so, weil sie doppelseitig zu gebrauchen, zweischneidig war. Diese Streitart hatte einen dünnen Griff, und war oben auf beiden Seiten so mit Eisen beschlagen, daß sie auf der einen Seite der gewöhnlichen Streitart glich, auf der andern aber eine sehr scharfe Schneide in der Gestalt eines halben Mondes hatte, der sich in zwei scharfe Spizzen endete. Wahrscheinlich ist dies Werkzeug dasselbe, welches im Weißkunig Mordhacke genannt wird.

Nach einigen Nachrichten sollen sich die Ritter auch

der Schleudern bedient haben, um Steine oder Metallkugeln wegzuſchnellen, und damit ihren Gegner aus der Ferne zu treffen. Dieſe Waffe ward indeſſen gewiß immer ſelten gebraucht, da ſie ganz dem ritterlichen Sinne, der ritterlichen Zeit widerſtrebte, die immer den Kampf Mann gegen Mann und ſo nahe, wie möglich, verlangte.

Der Dolch war eigentlich bloß eine Waffe der Knappen, Pferde- und Fuß-Knechte; dieſe beiden letzten Diener der Ritter waren meiſt nichts als Bauern und Leibeigene, und ihnen war nur erlaubt, auf der Reiſe und im Kriege ein großes Meſſer oder einen Dolch zu tragen. Die Knappen dagegen durften außer den Dolchen auch kleine, kurze Degen (aber kein Ritterſchwert) beſitzen. Indeſſen führten auch die Ritter Dolche und trugen ſie auf der rechten Seite am Wehrgehänge. Ihre Geſtalt war nach dem Range deſſen, der ſie führte, verſchieden.

Dieſen Dolch trugen die Ritter an der rechten Seite des Wehrgehänges, und er wurde von den Franzoſen la miséricorde genannt. Dieſer Dolch war den Rittern allein vorbehalten. Hatte ein Ritter ſeinen Gegner aus dem Sattel gehoben, ſo ſprang er ſchnell vom Pferde, ehe ſich jener aus der Betäubung erholen und in der ſchweren Rüſtung erheben konnte, zog den Dolch und ſuchte ſolchen in den Leib ſeines Gegners zu ſtechen, oder kniete ihm, wenn er durch den Harniſch nicht kommen konnte, auf die Bruſt, verſuchte mit dem Dolche die Helmriemen zu zerſchneiden, um ihm dann die Spitze in die Gurgel zu ſtoßen. Die einzige Rettung des Gefällten war nun, um Gnade zu rufen und zu bitten oder misé-

ricorde zu ſchreien, und daher rührt der Name dieſes Dolches. Wir finden indeſſen doch dieſen Dolch mehr in der älteren Zeit des Ritterweſens, als in der ſpäteren. In der frühern Zeit, beſonders zwiſchen Ritterzeit und Heldenzeit, ward der Dolch noch auf eine Art gebraucht, die in ihrer Grauſamkeit und Heftigkeit, ſo wie in ihrer Unritterlichkeit, wohl auf morgenländiſchen Urſprung deutet. Es war die, daß der Dolch aus der Ferne auf den Unbewaffneten geſchleudert ward, wobei dann meiſt eine gefährlich verwundbare Stelle geſucht wurde. Dieſe Sitte finden wir unter dem Namen des Meſſerwerfens, beſonders im Heldenbuche mehrmals erwähnt, und ſie kommt auch noch in Fecht- und Ringe-Büchern des 16. Jahrh. vor. Die Erkenntniß der Grauſamkeit und Unritterlichkeit des Verfahrens ſcheint aber dieſe Kampfart in der eigentlichen Ritterzeit ganz zurückgedrängt zu haben.

Rittern und Knappen eine gemeinſame Waffe war der Schild. Auch dieſe Waffe ſtammt aus uralter Zeit und war die früheſte und roheſte Decke im Kriege, noch jetzt von den Völkern, die auf der unterſten Stufe der Bildung ſtehen, gebraucht. Geſtalt und Stoffe, aus denen ſie verfertigt waren, gaben in der älteſten Zeit ſchon mannichfache Verſchiedenheiten, und ſo hatten bereits die Römer ſechſerlei Arten von Schilden, jede verſchieden benannt. Die Franzoſen nannten ihn Bouclier, von der Erhöhung (bosse oder boucle), die auf der Mitte deſſelben ſichtbar war. Dieſer Name kam mit dem Umbo der Römer überein, der eigentlich auch nur eine Erhöhung auf dem Schilde bedeutete und dann dem ganzen Schilde den Namen gab.

Außerdem nannten auch die Franzoſen den Schild écu, eigentlich altfranzöſiſch escu, welches aus dem lateiniſchen Scutum entſtanden. Was die Schilde der alten deutſchen Völker betrifft, ſo waren ſie meiſt für die Fußkämpfer beſtimmt, ſelten für Reiter, und daher waren ſie ſo groß, daß ſie den ganzen Mann bedeckten, wenn er ſich dahinter verbergen wollte, aus welchem Grunde ſie auch meiſt mehr lang, als breit waren. Nach und nach wurden ſie kürzer; doch hatten auch ſchon in den älteſten Zeiten einige Völkerſchaften runde Schilde, wie z. B. Alemannen und Franken; denn ſie pflegten, zu ihrem Vergnügen, ihre Schilde vor ſich hin zu rollen.

Die Schilde der Ritterzeit waren zum Theil ganz rund (franz. rondaches), zum Theil nur eirund (franz. rondelles). Einige waren oben gevierеckt und rundeten oder ſpitzten ſich nach unten zu. Dieſe Schilde waren nur klein, und Perſonen von hohem Range und Pannerherrn ſcheinen ſich derſelben vor allen andern bedient zu haben. Wenigſtens finden wir dieſen Schild meiſtentheils auf Bildern und Siegeln an dem linken Arme vornehmer Ritter. Auch in den altdeutſchen Gedichten werden am häufigſten ſolche Schilde beſchrieben, und die Spitze des Schildes, in welche die eine Seite ausläuft, Ort genannt. Bei Trauerzügen wurden die Schilde umgekehrt (wie noch bei Leichenzügen hoher Perſonen die Soldaten ihre Gewehre umkehren), zum Zeichen des Leids und der Trauer, und ſo lautet daher im Parzifal eine Stelle, Knappen wären dem Gamuret begegnet, die er wohl kannte,

mit aufgekehrtem Schildes Ort,

die ihm die Nachricht von dem Tode seines Bruders Galoes brachten. Manche Schilde waren dagegen sehr lang und so, daß der ganze Leib durch sie bedeckt ward; diese gebrauchten nur diejenigen, welche zu Fuße stritten. Noch zur Zeit Maximilians waren sie gewöhnlich, und wir haben in seiner Jugendgeschichte auch den damaligen Namen kennen gelernt, die böheimische Pasese, Passesum oder Setztartsche, ein großer Schild, der meistentheils unten einen Stachel hatte, mit dem man ihn im Boden befestigen konnte. Fast alle Schilde waren flach, nur wenig erhaben; in der Mitte hatten die Schilde, nach denen mit der Lanze gerannt ward, gemeinhin eine Erhöhung, welche alte Gedichte die vier Nagele, d. i. Nägel, nennen, und die also aus vier erhöhten Nagelköpfen zu bestehen schien. Sie waren das Ziel, nach dem meist die Ritter mit ihren Lanzen rannten, wenn sie turnierten. Gar ungefüge war der Schild, dessen sich Brunhilde in den Nibelungen bediente, auch hier wieder die übertriebene Größe der Heldenzeit zeigend. V. 1753:

Da kam ihr Gesinde, die trugen dar zuhand
Von allrothem Golde einen Schildesrand
Mit stahlharten Spangen, viel groß und viel breit,
Darunter spielen wollte die minnigliche Maid.
Der Schild war unterm Buckel, als uns das ist gesaget,
Wohl dreier Spannen dicke, den sollte tragen die Maged;
Von Stahel und auch von Golde reich er war genug,
Den ihr Kämmerer selb vierte kaum ertrug.

Bisweilen hatten die Schilde oben und unten eine Spitze, bisweilen, wie schon gesagt, nur unten, wo alsdann der obere Theil viereckig war; kurz, man fand in der Ritterzeit vielfache Gestalten derselben.

Die älteſten Schilde der Völker waren von Holz oder von geflochtenen Weiden, ſo wie von biegſamen Baumäſten geflochten, oder auch aus Latten von leichtem Holze gemacht. In ſpäteren Zeiten nahm man ſtarkes Leder ſo wie Metall dazu. Auch die Schilde, welche die Ritter trugen, waren meiſt von Holz; ein eiſerner Reif und ein Ueberzug von zubereitetem Leder, auf dem man häufigſt das Wappen des Beſitzers fand, theils gemalt, theils auch aus Pelzwerk und dünnem Holze geſchnitten und darauf befeſtigt, gab ihnen größere Feſtigkeit und ein beſſeres Anſehen. Solche Schilde, aus ſtarken Riemen von Leder oder aus Sehnen geflochten, waren es wahrſcheinlich, die man Schilde von Horn nannte, wie Stellen des Heldenbuches ſagen:

Den ſtarken ſchilt von Horne
Er im do gar erſpielt (durchhieb, ſpaltete.)

Man mag aber auch wohl Schilde von groſſen Schildkröt-Rücken getragen haben. Von dem ſtarken Leder, welches die Schilde deckte, ſoll der Name Tartſchen kommen, indem man gewöhnlich das Leder von dem Rücken (tergo) der Thiere dazu nahm. Dieſe Ableitung ſcheint indeſſen keineswegs richtig zu ſeyn, wenn man betrachtet, in wie vielen Sprachen dies Wort gleichartig vorkommt, ſondern zeigt wohl auf einen tiefer liegenden Urſprung. So heißt es z. B. im Lat. targa, targia; franz. targe; ital. targa; böhm. tarcz; poln. tarcza, und ſelbſt im Arab. findet es ſich als Tarka oder Darka. Das Leder und die Einfaſſung von Metall hatten auch den Nutzen, daß der Schild nicht nur deſto eher Hiebe und Schläge, ſondern auch Feuchtigkeit

aushalten konnte, mithin wider die Fäulniß geschützt ward. In den altdeutschen Gedichten kommt der Schild unter der Benennung Schildesrand, oder auch bloß der Rand vor; so heißt es z. B. in den Nibelungen V. 596:

Hie wird von ihnen verhauen viel mancher Helm und Rand.

Da es beschwerlich war, den Schild immer mit sich zu führen, so ließen die Ritter ihn von ihren Knappen tragen, wenn sie ihn nicht nöthig hatten; daher kommt das Wort Schildknappe, Schildknecht, scutifer und auch das französische Wort écuyer hat davon, der richtigen Auslegung nach, seinen Ursprung. Trugen ihn die Ritter selbst, so hatten sie ihn nicht am Arme, wenn sie nicht Kampf erwarteten, sondern er hing an einem Riemen oder einer Kette um den Hals. Daher auch der Ausdruck: den Schild zu Hals nehmen. Solche Riemen werden in den Nibelungen Schildfesseln genannt, so wie das, was in den alten Gedichten Schildgespenge genannt wird, die Spangen waren, welche theils den Schild zusammenhielten, theils auch wieder zum Schmucke gereichten, da sie meist von edlem Metall gemacht wurden. Dahin gehört auch die in den Nibelungen vorkommende Bezeichnung: Schildgesteine, edele und andere prachtvolle Steine, die zum Schmucke der Schilde angewendet wurden. Ueberhaupt mag in früherer Zeit großer Prunk mit Schilden und andern Waffen getrieben worden seyn, besonders durch Besetzung mit kostbaren Steinen; denn wir finden viele Nachrichten, in denen erzählt wird, daß nach den Turnieren das grüne Gras und der Boden mit edlem Gesteine, die aus der Rüstung gefällt worden, bedeckt waren,

wobei auch edles Geſtein gemeint wird, welches ſich an Sätteln und dem Reitzeuge fand. Von der hohen Achtung des Schildes ſowohl, als auch von ſeiner Wichtigkeit kommen in den Nibelungen viele Stellen vor. So verſchenkt z. B. Gotelinde, die Gemahlin des Markgrafen Rüdiger, an Hagen einen Schild, der als höchſt prachtvoll beſchrieben wird, und der einſt dem Ritter Nudung gehörte, damit ihn Hagen auf der Reiſe in Ezels Land führen ſolle. Aus derſelben Stelle geht aber auch hervor, daß in den großen Sälen der Burgen die Schilde verſtorbener Helden an den Wänden hingen; denn Hagen erblickt ihn an der Wand und erbittet ihn ſich. Die Wichtigkeit des Schildes zeigt eine andere Stelle der Nibelungen. Bei dem grauſen Kampfe im Saale Ezels, deſſen Schluß der Tod beinahe aller Ritter iſt, klagt Hagen dem Rüdiger, als auch dieſer zum Kampfe tritt, in der Abenteure, in welcher ſich die zarteſte Menſchlichkeit im Rüdiger enthüllt, daß ihm der Schild Nudungs in den harten Stürmen gänzlich ſey zerhauen worden. Hätte er nun einen ſolchen Schild, wie noch Rüdiger an ſeinen Händen trüge, „ſo bedürfte er in den Stürmen keiner Halsberge mehr.“ Da reicht ihm der gegen ihn kämpfende Rüdiger ſeinen Schild. — Früherhin gebrauchte man die Schilde beim Turniere ſowohl im Kolben- und Schwert-Fechten, als auch beim Lanzenrennen. In den ſpätern Zeiten des Ritterthums ſcheint der Schild weit weniger gebraucht worden zu ſeyn und verlor ſich am Ende ganz. So ſagt ſchon die limburger Chronik beim Jahre 1389: „Ritter und Knechte, Bürger und reiſige Leute führten zu ſtürmen

und zu ſtreiten keine Tartſchen und Schild mehr, alſo daß man unter hundert Rittern und Knechten nicht einen fand, der einen Tartſchen oder Schild hatte." Schild und der offene Turnierhelm blieben aber in dem Wappen des Adels, und die mannichfache Geſtalt dieſer Schilde zeigt ſich daher noch in der Wappenkunſt.

Zur Bewaffnung gehörten ferner die verblechten Handſchuhe, welche einen Theil der ganzen Rüſtung ausmachten, feſt die Hand bedeckten und dennoch wieder beweglich waren, um bei den Verrichtungen der Hand nicht hinderlich zu ſeyn. In dieſer Hinſicht war nur der obere Theil von Eiſen; der aber, welcher in die flache Hand und auf die untere Seite der Finger fiel, war von ſtarkem Leder. Auch waren die Handſchuhe verſchiedenartig geſtaltet. Einmal und am häufigſten glichen ſie unſern Fauſthandſchuhen und beſtanden oberhalb der Hand und der Finger aus verſchiebbaren und beweglichen Streifen. Andertheils hatten ſie auch wirkliche Finger, wobei dann jeder Finger unten mit Leder bekleidet war, und die Oberhand ſowohl als die einzelnen Finger beſtanden aus beweglichen Streifen. Die Handſchuhe ſelbſt waren wieder über der Handwurzel an den Armſchienen befeſtigt. Sie kommen in Werken des Mittelalters auch unter dem Namen Manikel vor, z. B. bei Ottokar von Hornek, Cap. 636.

Die Handſchuhe wurden bei ſehr vielen Gelegenheiten gebraucht, und daher kam es, daß ſie auch eine allgemein angenommene ſinnbildliche Bedeutung erhielten. Man bediente ſich nämlich des Handſchuhes von der rechten Hand als eines Unterpfandes oder eines Bürgen für ein gegebe-

nes Versprechen. So war der Handschuh zum Beispiel eines der vorzüglichsten Zeichen der Einwilligung eines Königs, wenn er einem andern die Ausübung gewisser königlicher Rechte erlaubte. Und unter den Zeichen der Investitur, das heißt, der Verleihung einer Sache, oder vielmehr der Einführung in eine Sache, oder der Uebergabe einer Sache, finden wir den Handschuh besonders erwähnt und am häufigsten vorkommend. Unter den Investituren wird diese Art so angeführt: per guantum od. gwantum, wantum, wantonem (ein Wort des mittlern Lateins, entlehnt und entstanden aus dem altdeutschen wat, want, Gewand, Kleid überhaupt und hier Handhülle, Handschuhe). Die Handschuhe, besonders der rechte, wurden dem, der beliehen ward, in die Hand gegeben. Daher findet man auf manchen alten Münzen, die aus Vergünstigung der Herrscher geprägt wurden, einen Handschuh abgebildet. Bei der Hegung des peinlichen Gerichts zog ehedem der Richter „das bloße Schwert und hielt es in der rechten Hand, mit einem Blechhandschuh angethan". Sogar davon finden sich Beispiele, daß zuweilen vornehme Vasallen abwesend ihrem Lehnherrn einen Handschuh übersendet und dadurch die Lehnspflicht angelobt haben, statt eine förmliche Belehnung zu empfangen. Hierbei ist es noch eigen, daß man sieht, der Handschuh wurde von beiden Seiten gebraucht, indem ihn hier der Belehnte, nicht der Belehnende, sendet.

Forderte ein Ritter den andern zum Zweikampf heraus, so warf er, nach einer allbekannten Sitte, ihm den Handschuh hin. Der Herausgeforderte hob solchen auf

und verband sich dadurch, zu erscheinen. Ward jemand in einem Zweikampf oder in einer Fehde überwunden, so dienten seine Handschuhe und sein rechter Sporn, auch oft sein Schwert zu Pfändern oder vielmehr zur Versicherung, daß er die Bedingungen, welche er dem Sieger versprochen hatte, erfüllen wolle. Der Ritter Sebastian Schärtlin erzählt in seinem Leben, daß es zu seiner Zeit, also im 16. Jahrh., gewöhnlich gewesen, daß der Ueberwinder dem Besiegten Handschuhe und Sporn selbst abnahm, das Schwert ihm aber durch einen der Seinen abnehmen ließ.

Zu der Bewaffnung gehören nun noch die eisernen Hosen und die Beinberge, d. i. Beinpanzer, Beinharnische. Der Ritter mußte vom Kopf bis zu den Füßen in Eisen gehüllt seyn, um jedem Hiebe, jedem Stoße Widerstand zu leisten. Darum finden wir auch schon in der ältesten Zeit eine eiserne Umhüllung der Lenden und Füße, die bald, wie der ganze Panzer, aus Maschen, bald aus Schuppen, bald aus ganzen Eisenstücken, mit beweglichen Bändern, bestand. Solch Eisengewand umhüllte den ganzen Leib und ging bis zur äußersten Fußspitze. Was die Gurthosen betrifft, so ist es noch nicht gewiß, ob sie von Eisen oder von anderem Stoffe, Leder ꝛc. waren.

Wie ein Ritter in seinem Harnisch ganz eingeschlossen war, beschreibt uns deutlich Ottokar von Hornek in seinem Zeitbuche Oesterreichs, wenn er erzählt, daß der Erzbischof von Köln, Siegfried, der gepanzert selbst gegen die Herzoge von Brabant und Geldern zu Felde gezogen war, 1288 in der Schlacht bei Wurnich gefangen genommen

wurde. „In dieſer Gefangenſchaft hat der Erzbiſchof viel Uebels erdulden müſſen. So gekleidet, wie er war, ſperrte man ihn ein; keins der Waffenſtücke durft' er ablegen, vielmehr muſt' er, als ging' er ſtäts zum Streite, mit aufgebundenem Helme, mit Gurthoſen, Halsberg, Cburſit, Platten und Schwert da ſitzen. Nur zum Eſſen band man ihm Helm und Manikel ab. Wär' er des Harniſches ungewohnt geweſen, er hätte ſicher Kraft und Verſtand dabei verloren. Endlich erbarmte ſich ſeiner der Papſt und verwendete ſich für ihn durch einen Legaten. Als dieſer mit ſeinem Geſuche erſchien, erwiderte ihm der Herzog von Brabant: daß ich einem Pfaffen etwas thäte, dafür hüte ich mich allezeit; ich fing zwar einen Mann in dem Streite, der neulich erging, der iſt aber in ritterlicher Geſtalt; ſollte man ihn zu den Pfaffen zählen, denen ſieht er ganz ungleich." Als der Herzog dem Legaten erlaubt, dieſen gepanzerten Mann zu ſehen, war die Erkennung und Auslöſung leicht. Es möge dies zugleich zum Beiſpiele dienen, wie hohe Geiſtliche alter Zeit nicht immer bloß dem Amt des Friedens und der chriſtlichen Milde dienten.

Dies wäre nun die Bewaffnung des Ritters. Zur Jagd bediente er ſich noch einiger Waffen, die er indeſſen nie auf Ritterzügen gebrauchte, und die bloß von den Knappen geführt wurden. Dieſe ſind: Bogen, Pfeile und Armbrüſte. Die Handbogen wurden ſchon in ſehr früher Zeit, beſonders zur Jagd, gebraucht, in einem Köcher verwahrte man die Pfeile. So bedient

ſich noch Parzifal zu ſeinen kindiſchen Jagden nach den Vögeln des Waldes eines Bogens, V. 3501:

Bogen und auch Bolzelein
Die ſchnitt er mit ſeiner ſelbſt Hand
Und ſchos viel Vögel die er fand.

Schon ſeit dem 11. Jahrh. ward aber meiſt die Armbruſt gewöhnlicher, wenn auch noch im 15. Jahrh., wie wir oben in der Jugendgeſchichte Maximilians geſehen haben, der Handbogen gebraucht ward. Die Armbruſt war eine Waffe, der man mehr Gewalt zu geben vermochte, indem ſie beim Anſpannen ſtärker angezogen werden konnte, weshalb man auch eigene Werkzeuge dazu hatte, um ſie anzuſpannen, die uns die Nibelungen Handwerke nennen. Dazu gebrauchte man aber immer noch die Köcher, in denen man die Bolzen trug. So heißt es von Siegfried in den Nibelungen, als er zur Jagd reitet, V. 3816:

Hei! was er reicher Worten an ſeinem Köcher trug!
Von einem wilden Panther war darüber gezogen
Ein Vließ um die Geſchoße. Auch führt' er einen Bogen,
Den man mit Handwerke muſte ziehen an,
Der ihn ſpannen wollte.

Durch die Geſtalt, welche man den Pfeilen gab, und vornehmlich durch die Widerhaken, die dabei angebracht waren, konnten ſie dem damit Verwundeten äußerſt ſchädlich, ja ſogar oft tödtlich werden. Zwei Arten der Pfeile, die mit der Armbruſt abgeſchoſſen wurden, ſind jetzt wenig bekannt; die eine war viereckig, wie das daran befindliche Eiſen, und zuweilen mit Erz gefiedert; die andere Art war dem Eiſen einer Hellebarde gleich, war leichter ſchwe-

bend, vermittelst der dabei angebrachten Federn, die den Pfeil im Gleichgewicht hielten. Auch hatte man eine Art Pfeile, die länger und weit dicker waren, als die gewöhnlichen; statt der Spitze waren sie mit einem dicken runden Eisen versehen, das alles, Schild, Helm, Panzer, Wamms und dergleichen zerschmetterte. Sie hießen Matras und wurden auch mit der Armbrust geschossen. Bei der Armbrust hatten die Mauerbrecher und Katapulten der Alten zum Muster gedient, daher auch ihr lateinischer Name: arcus balistarius oder balista manualis. Die Armbrust erschien dem Mittelalter als ein sehr gefährliches und allzuschädliches Gewehr, indem durch das Fernhintreffen derselben schon der persönlichen Tapferkeit, Faust gegen Faust, Eintrag geschah. Darum ward sie auf der zweiten lateranensischen Synode im Jahre 1139 verboten. Obgleich Papst Innocenz III dies Verbot wiederholte, blieb sie doch in Frankreich, England und Deutschland allgemein verbreitet und gebraucht; auch hatten die Päpste, in christlicher Milde, nichts dagegen, daß sie gegen die Ungläubigen angewendet ward. Der Ritter durfte sich indessen, wenigstens in früherer Zeit, keiner Armbrust bedienen, es sey denn zur Jagd. Als daher Parzifal, nachdem ihm Iwanet die Waffen des rothen Ritters angelegt hat, seinen Köcher und Bogen wieder verlangt, so wie seinen Gabilot, von dem ich sogleich sprechen werde, sagt ihm Iwanet:

Ich reiche dir kein Gabilot,
Die Ritterschaft dir das verbot.

In späteren Zeiten hielt man es nicht so strenge, wenigstens wird die Armbrust oft in dem Leben des Göz von

Berlichingen erwähnt, Hans von Schweinichen ſpricht auch von ihr, und ſie erhielt ſich bis auf neueſte Zeiten; denn es giebt noch Orte, gab es wenigſtens noch vor wenigen Jahren, an denen beim Vogelſchießen die Bürger ſich der Armbrüſte bedienen.

Außer der Armbruſt iſt noch das Gabilot zu bemerken, im Franz. Javellot genannt, ein Wurfſpieß, beſonders ein Jagdſpieß, in den ſich wahrſcheinlich der ſchwere Ger der Heldenzeit verwandelt hatte; denn Siegfried führt zur Jagd auch noch eine tüchtige Waffe (V. 3810):

Sein Speer war viel gewaltig, ſtarke und auch breit. —

Das kleinere Gabilot führt auch Parzifal in ſeinem Walde und bei ſeinem Auszuge. Außer einem Wurfſpieß waren unter Gabilot auch Pfeile verſtanden, die in einem Köcher getragen wurden. So heißt es im Parzifal (4134):

Da griff der Knappe hehre
Zu ſeinem Köchere,
Viel ſcharfer Gabilot er fand.

Beides vereint ſich vielleicht dadurch, wenn man unter Gabilot eine Art kurzer Wurfpfeile annimmt, die auch in einem Köcher getragen wurden, da man immer mehre bei ſich hatte, und die entweder mit der Hand oder auch durch die Armbruſt geſchleudert wurden. Durch ein ſolches Gabilot tödtet auch Parzifal den rothen Ritter Ither und erwirbt deſſen Rüſtung, indem er ihm das Gabilot durch das Viſier in Auge und Kopf ſchleudert. Daß Ritter es nicht tragen durften, geht aus der ſchon oben angeführten Stelle des Parzifal hervor, und aus einer andern deſſelben Gedichts, worin beſchrieben wird, wie Parzifal der

Königin Gundwiramurs in Mrubaes zu Hülfe kommt, die heftig belagert wird; dort heißt es:

Da ſtund auch mancher Kaufmann
Mit Hatſchen (Aexten) und mit Gabilot,
Als ihn o ihr' Meiſterſchaft gebot.

Zur vollſtändigen Bewaffnung eines Ritters gehörte auch noch, daß er ein völlig gepanzertes Streitroß hatte. Dieſe waren es nun, welche die Knappen, wegen ihrer Unbequemlichkeit beim Reiten, auf der Reiſe an der rechten Hand führen mußten, und die daher, wie ſchon oben berührt, destrarii, franz. destrier genannt wurden. Es waren ſchon an ſich große und ſchwere Pferde, welche durch die Rüſtung noch ſchwerfälliger wurden. In Deutſchland hießen ſie Streithengſte, weil immer Hengſte dazu genommen werden mußten (eine Stute zu reiten, war höchſte Schmach für einen Ritter). Schon die alten ſalicſchen Geſetze ſprechen von Streitroſſen und nennen ſie Waramundes, entſtanden aus War, Krieg, und Renne, Renner (Schnellläufer), alſo eigentlich Kriegsrennpferde, Kriegsrenner. Diejenigen Pferde nun, welche der Ritter außer dem Kampfe ritt, hießen palafridus oder palefridus, franz. palefroi, ein leicht gehendes und unbewaffnetes Pferd. Im Deutſchen giebt es viele Abtheilungen der Pferdenamen, und einem ſolchen palafridus entſpricht am meiſten das Wort ors (Verſetzung für Roß), welches ein ſchnell laufendes Pferd bedeutet und von den Rittern auch zu Kämpfen gebraucht ward, wenn ſie ihre ſchweren Streitroſſe nicht bei ſich hatten, oder wenn ſie den Kampf zu leicht hielten, um ſie zu beſteigen. Im Parzifal kommt

noch die Benennung Kaſtelan vor (V. 4687.), welches als lang- und hochbeinig geſchildert wird, worauf Ither geritten, und welches ſich auch Parzifal, nachdem er den Ither getödtet, zugeeignet. Dies Wort bedeutet wohl unſtreitig ein ſchönes, edles kaſtiliſches Roß, und es war gewiß ein Streithengſt damit gemeint. Was in alten Werken unter dem Namen ritter pferde vorkommt, iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach nichts anders, als ein Streithengſt. Sonſt dient dafür auch das Wort runzit (mittl. Latein runcinus oder rossinus, franz. roncin). Dies waren wahrſcheinlich Wallachen, denn im Celtiſchen heißt rhonsi, und daher runen, ruynen, runken — castrare. Die andern Pferdeabtheilungen ſind, um ſie hier beiläufig anzuführen: veldtpferde, die Pferde der Ackerleute; rido pferde, Reitpferde, gewöhnliche, der Knappen und anderer; teldere, zelter, zeltend Pferd, ſind diejenigen, die einen leichten und angenehmen Trapp gingen und daher meiſt von Frauen zum Vergnügen und auf Reiſen geritten wurden. Doch ritten ſie auch Ritter, wenn ſie keinen Kampf ſuchten, z. B. in dem Frauenturnier (Kolez. Kod. B. I. S. 79):

Uf iren helden pferden,
(nicht gerüſtet auf ihren Streitroſſen) ritten die Bürger zur Sühne.

Welcher Unterſchied zwiſchen den Streithengſten und den gewöhnlichen Reitroſſen gemacht ward, geht auch aus den Geſetzen Kaiſers Friedrich I hervor, die Radewich de Rebus gestis Friderici I. c. 26. Lib. I. anführt, indem es heißt: si extraneus miles pacifice ad castra accesserit, sedens in palefrido sine scuto et armis (die

Knappen hielten und trugen ſie, wie bereits früher erinnert worden), si quis eum laeserit, pacis violator indicabitur. Alſo als ein Landfriedensbruch ward es angeſehen, wenn ein ſo unbewaffnet auf einem gewöhnlichen Reitpferde ſitzender Ritter angegriffen ward. Dagegen ſagen dieſelben Geſetze, eines das andere erklärend: Si autem sedens in dextrario et habens scutum in manu, ad castra accesserit, si quis eum laeserit, pacem non violavit.

Die Streithengſte waren, damit auch ſie unverwundbarer wurden, wie die auf ihnen ſitzenden Ritter, geharniſcht, ſo daß Roß und Mann eine Eiſenmaſſe zu machen ſchienen. Was die Geſtalt dieſer Rüſtung betrifft, ſo war alles auch feſt und tüchtig in ihr zuſammengefügt, damit das Roß ſo viel wie möglich vor tödtlichen Stößen und Stichen bewahrt war. Der Kopf war eine eiſerne Larve, von der Geſtalt und Größe eines Pferdekopfes. Die Augen waren groß ausgeſchnitten, und jedes mit einem kleinen ſich rund wölbenden Gitter zum Schutz verſehen. Ueber die Naſe ging eine etwas längere Schneppe, aber unten war alles ausgeſchnitten, um die gehörige Feſtigung des Gebiſſes und der Stange anzubringen. Oben an der Kopfrüſtung waren ein paar kleine Röhren, worin die Federbüſche befeſtigt wurden. Darauf folgte der wieder beſonders gearbeitete Hals, auf dem oben an einem eiſernen Stäbchen der Kopf angehängt ward. Dieſer Hals beſtand aus lauter verſchiebbaren Metallſtreifen, damit das Pferd mit Hals und Kopf jede Wendung und Beugung machen konnte. Von vorn und von oben nieder war

zwiſchen dieſe Streifen mit einem ſpitzen Werkzeuge nicht zu kommen, höchſtens und mühſam von unten hinauf. Dieſer Harniſch ſchloß einer Seits an den Bruſtharniſch an, der eine ziemlich breite, aus einem Stücke beſtehende, länglicht um die Bruſt gewölbte Maſſe war, die mit Haken an dem Sattel befeſtigt ward und vorn an jeder Seite eine große metallene, feſt daran gearbeitete Halbkugel hatte, beſtimmt, den Stoß der an einander anſprengenden und anſtoßenden Pferde zu brechen. Anderer Seits war dieſer Hals wieder genau an den Sattel, alles mit eiſernen Stiften, gefugt. Der Sattel war groß und ſchwer, von Holz, ſtark mit Eiſen beſchlagen, beſonders vorn und hinten mit einer hohen Eiſenwand, worin der Ritter mit ſeiner Rüſtung feſt eingezwängt ſitzen mußte, und die alſo auch zu ſeinem Widerſtande beim Lanzenrennen viel beitragen konnte. Die Geſtalt der Sättel kam der gleich, welche noch unſere ſogenannten Schulſättel auf den Reitbahnen haben, nur waren die Vorder- und Hinter-Polſter noch höher. Was nun nicht mit Eiſen beſchlagen war, beſonders der Sitz und die Seiten, wurde mit ſtarkem Leder oder mit Sammt gepolſtert. An dem Sattel hingen an Ketten oder, wiewohl ſelten, an ſehr ſtarkem Leder, die Steigbügel, welche mit unſeren heutigen Steigbügeln übereinkamen und auch nur einem kleinen Theile des Fußes eine Ruhe gewährten, nicht aber ſchaufelartig geſtaltet waren, wie morgenländiſche Völker ſie haben. Hinten am Sattel waren zwei ſtarke eiſerne Stacheln, und in dieſe wurde die Rüſtung für den Hintertheil des Pferdes, die ſehr groß, hochgewölbt und breit

über das ganze Hintertheil des Pferdes ſich erſtreckte, eingehängt. Damit dieſe nun das Pferd nicht drückte, auch bei ihrer Weite nicht um das Pferd ſchlotterte und es rieb, war inwendig ein kleines Gerüſte, von Holz oder Fiſchbein, mit Leder überzogen und gepolſtert, das feſt am Hintertheil des Pferdes anlag und jedes Verſchieben und Verrücken verhinderte. Dieſe Rüſtung der Kruppe, ſo wie die des Vorderbuges war nur ſo lang, daß gerade der Bauch bedeckt ward, die Füße kamen unbedeckt und unbewaffnet darunter hervor, damit Lauf und Bewegung nicht gehemmt wurden. Außerdem waren aber die Roſſe auch mit großen und fliegenden Decken bekleidet, ſo daß auch ſie ihre Waffen gleichſam mit einem Waffenrock umhüllt hatten, beſonders bei den Turnieren, wo ſie nicht gerüſtet waren, ſondern höchſtens eine Decke von Eiſen über Naſe und Stirne hatten, um dieſe Theile beim Anrennen zu ſichern, und auch, wenn die Lanze ſie etwa berührte, dieſen gefährlichen Theil zu ſchützen. Dieſe langwallenden und ſchön geſtickten Decken hingen vorn und über das Hintertheil nieder, und davon ſprechen auch ſchon die Nibelungen V. 7761:

Da war ihre Kurzweile ſo lang und auch ſo groß,
Daß durch die Decken nieder der blanke Schweiß floß
Von den viel guten Roſſen, die die Helden ritten.

Schon die Laſt der Pferderüſtung war höchſt bedeutend; rechnet man nun noch dazu die Laſt der Rüſtung des Mannes und das Gewicht des Ritters, ſo kommt eine gewaltige Schwere heraus, welche die Roſſe tragen mußten, und mit der ſie im Kampfe gegen einander im Trab anliefen.

Dieſe Schwere vermehrte aber auch das Gewicht und den Druck des Lanzenſtoßes. Man nahm daher auch nur ſehr ſchwere, harttrabende und große Pferde zu dieſen Ritterroſſen.

Was ſonſt noch die Pferde betraf, welche die Ritter zu erhalten ſtrebten, ſo nahmen ſie beſonders einfarbige Pferde, damit ſie nicht durch ausgezeichnet farbige und ſcheckige Roſſe zu leicht bekannt wurden, und ſie ſich daher, wenn ſie verborgen bleiben wollten, einer Entdeckung ausſetzten. Darauf deutet eine Erzählung der heidelberger Handſchrift: von dem Roßtäuſcher, in der es indeſſen ſcheint, daß mehr der Eigenſinn und der üble Wille des Ritters, der den Roßtäuſcher prellen wollte, an der Nichtannahme des bunten Pferdes ſchuld war; indeſſen mußte dieſer Einwurf doch ein ſolcher ſeyn, der annehmbar erſchien. Außerdem erfahren wir aus dieſer Erzählung noch andere Pferdefehler, die ein Ritterroß nicht haben durfte. So liebte man nicht, daß es den Kopf zu hoch trug, da dies beim Anlauf gegen einander hinderlich war, indem man den kommenden Ritter nicht gehörig ſehen konnte. Eben ſo vermied man es, zu weichmäulige Pferde ſich anzuſchaffen, indem dieſe bei dem jähen Anhalten zu leicht überſchlugen. Ein Ritterpferd mußte daher immer ſtark in der Fauſt liegen, und dahin kam es denn auch bald durch die ganze Art und Weiſe des Gebrauches.

Was das Zaumzeug der Ritter betraf, ſo war auch dieſes gemeinhin reich geſchmückt. Daß die Riemen breit ſeyn mußten, und ſchmale Zäume und Gurten als verächtlich angeſehen wurden, geht aus Parzifal V. 7639 hervor.

Doch wechſelte dies auch wohl nach Zeit und Sitte, wie eine Stelle der Nibelungen zeigt, V. 1609, wo wenigſtens die Sattelriemen um die Bruſt des Pferdes ſchmal beſchrieben werden; doch konnte auch beides neben einander beſtehen. Außer reichen Steinen und Gold und Silber, die auch hier, bei großer Pracht, nicht geſchont wurden, gehören noch Schellen hieher, mit denen die Bruſtgurten und die Zäume beſetzt wurden, welche nun, ſobald der Reiter forttrabte, oder auch das Pferd ſich nur bewegte, ein luſtiges Geklingel verurſachten. Davon mehr, wenn wir weiter unten die Schellentracht der Ritter überhaupt werden kennen lernen.

Außer der ſchweren Rüſtung trugen auch die Ritter noch leichtere Bewaffnung, wenn ſie auf die Jagd gingen, auf Reiſen waren oder ſonſt nicht in ihrer ſchweren Rüſtung erſcheinen wollten, oder zu erſcheinen brauchten. Dieſe beſtand meiſtentheils in einem tuchenen oder ledernen Wamms mit Aermeln, über dieſes ſchnallten ſie einen leichten Bruſtharniſch. Ihre Handſchuhe waren von Leder oder von leichtem Blech, auf ihrem Haupte hatten ſie eine leichte Pickelhaube, ohne Viſier und Anſchluß um das Kinn, lederne Beinkleider und lederne Stiefel trugen ſie an den Füßen. Ein Waffenrock fehlte, und nur ihre Schärpe hing von der rechten Schulter nach der linken Hüfte. Einer ſolchen Tracht durften ſich auch die Knappen bedienen.

An die Erzählung von der Bewaffnung der alten Ritter wird ſich auch leicht eine Nachricht von ihrer andern Tracht anknüpfen, die für manches aus alter Zeit erklä-

rend, obgleich die Bedeutung einzelner Wörter und daher auch der Sinn mancher Nachrichten uns noch dunkel iſt. Die Waffen der Ritter und Knappen waren mit koſtbaren Zierrathen geſchmückt, aber das edelſte der Metalle, das Gold, war allein den Rittern, ihren Waffen, ihren Sporen, den Decken ihrer Roſſe, ihren Mänteln und ſelbſt den Harniſchen ihrer Roſſe vorbehalten. So ſagt uns ein franz. Schriftſteller: Der vergoldete Harniſch war in jeder Verfaſſung, ſowohl zu Pferde als zu Fuße, für den Ritter beſtimmt; indeſſen konnte der König ſolchen auch den Bürgern, welche er adelte, erlauben. Das Gold, in ſeidene Zeuge gewirkt oder geſtickt, zierte die Röcke der Ritter, ihre Mäntel und alle Stücke ihrer Kleidung und ihres Aufzuges. Die Ritter allein hatten das Recht, koſtbares Pelzwerk, Hermelin und Grauwerk zu tragen. Die Mäntel waren meiſt lang und ſchleppend, doch auch, nach Wechſel der Zeit und Sitte, kürzer. Sie waren die edelſte und erhabenſte Zier, die der Ritter anlegen konnte, wenn er nicht mit ſeinen Waffen bekleidet war. Daher finden wir ſo oft in alten Rittergedichten, wenn Ritter in Schlöſſern und in Burgen ankamen, wie Knappen und Jungfrauen eilten, ihnen die Waffen abzunehmen. In dem Rittergedicht Iwain heißt es V. 266 ff.:

Eine Jungfrau die mich empfing
Die entwaffnete mich.
Einen Schaden klage ich (ſetzt der erzählende Iwain hinzu),
Daß der Waffenriemen alſo wenig iſt,
Daß ſie nicht läng're Friſt
Mit mir muſte umgehen,
Es war gar zu bald geſchehen.

Darauf wurde ihnen die Schwärze abgewaſchen, welche ſie durch die Rüſtung erhalten hatten, theils durch die Eiſenrüſtung ſelbſt, theils durch den Staub, welcher durch dieſelbe geflogen und auf ihnen haften geblieben. So heißt es im Parzifal V. 5542: „Er war ganz ungleicher Farbe; da er nun den Ram von ſich mit Waſſer wuſch, nahe hätte er nun der Sonne ihren viel lichten Schein verdecket.“ — Nunmehr ward ihnen ein Mantel geboten, welcher meiſt von Scharlach-Farbe war, der Haupt- und Ehren-Farbe der Ritter, gefüttert mit Hermelin, Zobel oder anderem koſtbaren Pelzwerk. So heißt es im Iwain bei der eben erwähnten Gelegenheit V. 276:

Ein ſcharlachenes Mänteleim
Gab je mit an;

und im Parzifal V. 5518:

Man bot im einen Mantel an,
Gleich alſo der Rock (Waffenrock) getan
Der er' vor an dem Helden lag,
(die Rüſtung Parzivals, welche er dem Ither von Gaheviés abgenommen war darunter voll.)
Des Zobel gab wilden neuen Schmag (d. i. Geruch).

Solche Mäntel wurden nun Ehrenmäntel genannt, franzöſiſch manteau d'honneur. In einer ſpätern Abtheilung, worin von dem Empfange der Ritter auf ihren Zügen die Rede ſeyn wird, werde ich mehre auch hieher gehörige Stellen am bequemeren Orte anführen können.

Könige und Fürſten ſchenkten den neuen Rittern, welche ſie ernannten, Mäntel ſolcher Art, und oft wurde dieſem Geſchenk ein Prachtpferd hinzugefügt, oder wenigſtens ein goldenes oder vergoldetes Gebiß für ein Pferd.

Solche Geschenke für Ritter gingen oft ins Ungeheure, und so heißt es z. B. in den Nibelungen V. 170, als erzählt wird, wie Siegfried die Ritterwürde erhielt, von seinem Vater Siegmund und seiner Mutter Sieglinde:

Ros und gute Kleider, das gab ihnen von der Hand,
Als es sie hätten zu leben nicht mehr denn einen Tag.

Die Herrscher erneuerten oft die Geschenke solcher Mäntel ganz oder zum Theil aus der Farbe, welche man ihre Leibfarbe nannte, franz. Livrei, welches Wort nachher eine ganz andere Bedeutung bekommen, wie schon oben von größeren Vasallen bemerkt worden. Um solche Geschenke zu ertheilen, wurden die Abwechslungen der Jahreszeiten, des Winters und Sommers, besonders bei der Winter- und Sommerwende, Feste, die, wie bereits ebenfalls bemerkt, eine alte heidnische Bedeutung hatten und in das Christenthum übergegangen waren, benutzt, oder man ergriff auch andere feierliche Hofversammlungen.

Hermelin, Zobel und Grauwerk zu tragen, gehörte, wie bereits gesagt, ebenfalls zu den Vorzügen der Ritter; Knappen mußten sich mit weniger kostbarem Futter von Pelzwerk begnügen, und das schlechteste war für Leute von geringerem Stande bestimmt. Wie verschwenderisch oft mit dem Hermelin umgegangen ward, geht aus einer Stelle des Hornek hervor, bei der Gelegenheit, als Kaiser Albrecht und König Philipp der Schöne zusammenkamen. Beide Herrscher ermahnten ihre Ritter zur möglichsten Pracht, da ein jeder wünschte, es dem andern zuvorzuthun, und die Deutschen sollen die Franzosen überglänzt

haben, denn ſie trugen mit Hermelin gefütterte Kleider und übertrafen ſo die Franzoſen an Reichthum der Gewande, indem ſonſt nur die Beſätze von dieſem edeln Pelzwerk genommen wurden. —

Dem Bürgerſtande war nicht allein verboten, dergleichen Pelzwerk zu tragen, ſondern auch der Gebrauch des Goldes, koſtbarer Steine und goldener Einfaſſungen war ihm verwehrt, ſo wie die Bürger und Unadelichen weder Steine, noch Perlen, noch goldene oder ſilberne Kronen ſich anmaßen durften. Nach und nach aber verlor ſich dieſe Strenge, und das Uebermaß in Kleidungen griff gewaltig um ſich. Bürgern und gemeinen Leuten hatte man ſogar anfangs unterſagt, Seide zu tragen; ſparſam waren ſeidene Steffe unter Ritter und Knappen vertheilt. Die Sorgfalt, eine jede Verwechslung der Stände zu vermeiden, ging ſo weit, daß, wenn man bei Feierlichkeiten die Ritter in ſeidenen Damaſt gekleidet ſah, die Knappen nur Atlas oder Taffet trugen, oder wenn dieſe in ſeidenen Damaſt gekleidet waren, ſo trugen jene ſammetne Kleidung. So empfahl Renatus, König von Sicilien, in ſeiner Abhandlung von der Einrichtung der Turniere, den Oberhäuptern der Turniere, einem jeden der aus den Rittern erwählten Turnierrichter ein langes Kleid von Sammet, und den beiden andern, die aus den Knappen genommen wurden, ebenfalls lange Kleider, aber nur von Damaſt, zu geben. Bei einem Feſte, welches der Herzog von Burgund im Jahre 1454 zu Lille gab, waren die Ritter in Damaſt, die Knappen und Edel-

leute in Atlas, die Knechte und Diener aber nur in wollenes Tuch gekleidet.

Scharlach, oder jede andre rothe Farbe, war, wegen ihres in die Augen fallenden Glanzes, eine Haupttracht der Ritter, und diese Farbe hat sich noch bis zu neuern Zeiten in der Kleidung hoher obrigkeitlicher Personen einiger Länder und Orte, und der Doctoren, bei Empfang dieser Würde auf einigen Hochschulen, erhalten. Aus den bereits angeführten Stellen des Parzifal und Iwain geht hervor, daß beidemale der dargebrachte Mantel eine rothe Farbe hatte, und beim Iwain findet sich auch die Benennung Scharlach. Indessen ist hier, zum Verständniß alter Gedichte, zu bemerken, daß Scharlach auch der Name eines feinen Stoffes war, wahrscheinlich des Sammets; denn, wenn ich nicht irre, kommt im Parzifal die Stelle vor: brun Scharlachen (braun Scharlachen).

Aus einzelnen alten Nachrichten geht hervor, daß die Ritter sich den vordern Theil des Kopfes schoren, vielleicht aus Furcht, wenn sie in dem Kampfe ihren Helm verloren hätten, bei den Haaren ergriffen zu werden; vielleicht auch, weil ihnen das Haar unter dem eisernen Helme, mit dem sie so häufig bedeckt waren, beschwerlich ward. Anderer Seits hören wir aber auch wieder von herabwallenden Haaren, deren Locken bei Eröffnung des Helmes hervorfielen. Was die Bärte betrifft, so belehren uns die alten Denkmähler und Nachrichten, daß die Ritter Bärte trugen, aber keine langen Bärte, sondern kurz gestutzte und zierlich geschnittene. So verachtet Ottokar von Horneck bei der Erzählung, wie 1261 Ottokar seine Nichte

an den König Bela von Ungarn zu Wien vermählt, eine Sitte der Ungarn, ſagend: „in allerhand Schmuck ritten dazumal, um ihren Gral (Krol, König) geſchart, die Ungern, ſo mit ihren langen Bärten ihre Hoffahrt und ihre Reichheit zeigten, nach ihren tartariſchen Sitten, wovor uns Deutſchen graut; ſie hatten nämlich in ihre Bärte gar manche weiße Perle und manchen Edelſtein künſtlich eingeflochten.“

Da die Ketten zum größten Staat gehörten und als Ehrenzeichen getragen wurden, ſo machten alte Geſetze (die Reichspolizeiordnung v. J. 1530. Nr. 14.) einen Unterſchied in dem Werthe der Ketten, wie ſie ein jeder tragen durfte. Goldene Ketten trug der Adel, aber der gewöhnliche Adliche nur eine von 200 Gulden Werth, Ritter eine für 300, Grafen und Herren eine für 500 Gulden.

Nach dieſen allgemeinen Sätzen, in welche ich nur hin und wieder einige Beweiſe aus alten Werken einmiſchen konnte, ſoll nun hier eine Reihe Nachrichten aus ältern Werken folgen, die Bewaffnung und Kleidung betreffend, woraus ſich theils Beſtätigung des bereits Erzählten, theils aber auch noch manches Neue ergeben wird.

Nicht allein die Waffenröcke waren, wie ich bereits bemerkt, wie eine Art Sack geſtaltet und wurden über den Kopf geſtülpt, ſondern auch eine Art von Röcken, welche die Ritter unter dem Harniſch trugen, hatte dieſelbe Geſtalt. Dies ergiebt ſich aus einer altdeutſchen Erzählung, die freilich ein derber Schwank iſt. Dieſe Röcke bedeckten rundum, und von oben bis unten zu, auch ziem-

lich tief hinabgehend, gewiß bis über die Waden, den Leib, etwa wie jetzt noch die weſtphaliſchen und magdeburger Landleute, ſo wie Fuhrmänner ein blaues oder ein weißes Hemde von Leinewand über ihre Unterkleider ziehen. Der höfliche Spaß, den ſich ein Ritter machte, der aber bedeutend unziemlich ausſchlug, aus dem dieſe Kleidungsart hervorgeht, iſt ſo: Ihn beſuchte bei naßkaltem Wetter ein fremder fahrender Ritter, den er wohl empfing, ein Feuer machen ließ und ſich mit ihm, Frau und Töchtern dazu ſetzte. Als das Feuer die Stube zu ſehr erwärmte, zog der Wirth ſeinen Rock aus und bat den Gaſt, ein Gleiches zu thun, der es aber dringend ablehnte. Der Wirth bat noch mehr; neues und noch angelegentlicheres Verbitten. Da ſagt der Wirth ſeinen Knechten heimlich, ſie ſollen den Gaſt unvermuthet anpacken und ihm den Rock über den Kopf mit Gewalt wegziehen; es geſchieht, und zur größten Schande ſteht der Gaſt nun ohne Hemde und ohne Beinkleider vor ſeinen Wirthen; er hatte nichts anderes angehabt, als den Rock, und daher wohl Urſache, das Ausziehen zu verbitten. — Indeſſen giebt es aber auch noch eine andere Art, ſich in die enger anſchließenden Gewande zu hüllen, welche wir oftmals in den alten Rittergedichten unter der Benennung: in ein Gewand, in ein Kleid nähen, finden. So z. B. im Wigolais V. 697 ff.:

Sich kleit der herre Gawein
Mit wizzer (weißer) linwaete (Leinwand).
Ein iunchrouwe in do naete
In einen rock pfellin (Pelzrock);
Mit einem pellez haermin (Hermelin-Pelz)
Was es gefurieret (gefuttert).

Sus (so) wart er gezieret;
Her Gawein was ein schone man.
Des selben pfelles leit er an
Einen mantel, der was wit *).

Im Titurel finden wir ähnliche und in den Nibelungen mehrfach dergleichen Stellen. Dies Nähen bedeutet nun nichts anders als Schnüren. Knöpfe wurden damals wohl noch wenig getragen; sie waren auch nicht so haltbar, wie die Ritter für sich wünschen mußten, indem bei ihren starken Bewegungen sie leicht abspringen konnten. Die Kleider waren daher meistentheils vorne ganz geschlossen, auf dem Rücken aber offen und hatten dort Schnürlöcher, die durch eine seidene starke Schnur mit einander verbunden und gehalten wurden. Da hierzu eine Schnürnadel gebraucht wurde, die als Senkel gewiß lange an der Schnur befestigt blieb, so lag das Wort nähen sehr leicht bereit. Es bedurften die Ritter zum Aus- und Ankleiden daher auch fast immer fremder Hülfe, die ihnen Jungfrauen oder ihre Knappen gewährten.

In einer andern altdeutschen Erzählung, der Port genannt, finden wir die Schilderung einer Frau, welche als Ritter gekleidet ging, aus welcher hervorgeht, daß auch andere Ritter und Männer auf die Art, wie sie beschrieben wird, gegangen seyn müssen, da sonst ihre Tracht hätte auffallen können, und ihr Geschlecht entdeckt worden wäre. Wir werden dadurch auf eine Tracht geleitet, über die etwas weitläuftiger gesprochen werden muß. „Dieser Frauenritter führte einen Scharlach (d. h., wie wir schon

*) Vergl. die andern Stellen über Mäntel und deren Weite.

geſehen haben, einen Mantel von ſcharlachnem Sammet oder Tuche), mit güldenen Borten aller Orten durchwirkt. Das darunter und daran geſetzte Pelzwerk war Hermelin, und eine leuchtende Borte, die ihn umgürtete, gab lichten Glanz. (Alles Schilderungen, die wir bereits kennen). Ein löblicher Kranz zierte das blanke Haar. So mochte in der Rittergeſellſchaft — ſagt der Dichter — dieſer weibliche Ritter dem beſten gleich erſcheinen." Wir ſehen alſo hier nicht allein eine Frau, ſondern einen Mann, einen Ritter, denn dafür ward die Frau doch gehalten, der auf ſeinem Kopfe ein Kränzchen trägt, und finden dieſe Sitte weit im Mittelalter, beſonders in Deutſchland verbreitet, und ſich durch viele Jahrhunderte ziehend. Dieſe Kränze mögen verſchiedene Geſtalten gehabt haben, meiſt aber waren ſie von Drath geflochten, dichter oder dünner, wie es die Sitte des Jahrhunderts verlangte, mit gemachten Blumen, auch wohl zu Zeiten mit friſchen Blumen durchflochten und mit Flittergold, unächtem Geſteine, Perlen, ſo wie auch wieder mit ächtem Golde und ächten Steinen geziert und reich geſchmückt. Solche Kränze finden wir nun bei Männern und Frauen von ſehr früher Zeit an; ſchon die Nibelungen und das Heldenbuch lehren uns ihr Daſeyn, ſie gehen bis über die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts, indem ich ſelbſt zwei Gemälde von Lukas Kranach beſitze, ein Mädchen und einen Knaben von 1529, welche beide ein Dratkränzlein tragen, und eine Nachricht im Leben des Hans von Schweinichen zeigt ihren Gebrauch bei Jünglingen noch im Jahre 1575. Denn als Herzog Heinrich den Kurfürſten von der Pfalz in Heidelberg

beſucht, ſchenkt der Kurfürſt bei der Abreiſe dem Hans von Schweinichen und den andern Junkern, „einem jeden einen Kranz von Gold und Silber und einen Ring daran, welcher einer über 30 Thaler würdig.“ Ja Männer ſelbſt, nicht bloß Edelknaben, bekamen noch damals Kränze zum Geſchenk, denn (Bd. I. von Schweinichens Leben S. 399) als Herzog Heinrich mit Schweinichen aus Güſtrow ſcheiden will, heißt es: „Nach gehaltenem Tanze ſchicket die Frau Herzoginn meinem Herrn einen Perlenkranz und ein Kleinod daran, war über 100 Thaler werth, und mir beineben einen Kranz und Ring 18 Thaler würdig.“ Im Altdeutſchen heißt ein ſolcher Kranz Schapel, von dem franzöſiſchen chapelet. Zuerſt finden wir ſolche Kränze, wie bereits erwähnt, ſchon in den Nibelungen. V. 2363 heißt es, als Brunhilde und Chriemhild ſich zuerſt freundlich empfangen, da Brunhild nach Worms kommt, vereint mit ihren Hofgeſinden:

Man ſah da Schapel rücken mit lichten Händen dann,

d. h. ſie umarmten ſich ſo freundlich und herzlich, daß die Kränze auf ihrem Kopfe in Unordnung gerückt wurden. — Ferner Nibel. 7450 ff. beweiſet, daß auch ſchon damals Männer ſolche Kränzlein trugen, und daß ſie reich mit Steinen beſetzt waren:

Nun traget für die Recken die Waffen in der Hand,
Für Schapel wohl geſteinet die lichten Helme gut,
Seit daß wir wohl erkannen der argen Chriemhilde Muth.

Auch die Roſenkränzlein, um die im Roſengartenlied des Heldenbuches im Roſengarten bei Worms gekämpft wird, ſind gewiß ſolche Kränzlein geweſen, und dieſer Kampf

um Kränze zeigt ebenfalls ihre Beliebtheit an. Daß Männer bei Frühlingsfesten Rosenkränze trugen, geht aus der Sammlung der Minnesinger Thl. 2. S. 68. Sp. 1. hervor:

Man darf auch niemand zeihen von Rosen Schapel tragen,
Man darf auch mein nicht warten,
Da steht der grüne Klee,
Noch suchen in dem Garten
Bei wohlgethanen Linden,
Ich schwebe auf der See.

So auch im Parzifal von Männern, bei Gelegenheit eines Festes, V. 23197:

Da strich mancher Ritter wohl sein Haar,
Darauf Blumen Schapel.

Eben so im Tristan des Gottfried v. Strasburg. V. 10703:

Also viel daß Tristan
Ihm selber davon nahm:
Einen Gürtel der ihm recht kam.
Ein Schapel und ein Spängelein,
Die ihm erwünscht mögten sein.

Und in der Fortsetzung des Tristan von Fridert, V. 1176:

Der Rock sich an der Länge bot
Nicht weiter bis auf an die Knie,
Desselben Tuches waren die
Hosen, die der Knappe trug,
Roth seine Schuh und hübsch genug,
Des Linden Laubes ein Schapel
Hatte auf seinem Haupt der Knappe schnell
Gesetzet sehr kurzweilich.

Zuletzt hier nur noch eine Stelle aus dem Ritter Pontus und Sidonia, einer alten Erzählung in ungebundener Rede, die sich neu abgedruckt in dem Buche der Liebe,

herausgegeben von mir und v. d. Hagen findet, wo es ſo heißt: „Die vorgenannten Freien (welche ſich in Begleitung des Königs von England fanden) waren alle gekleidet in Sammtröck', die waren unterzogen (gefuttert) mit Hermelin und hatten auch ſchöne Kränzlein auf mit Perlen und Edelgeſteinen.“ So finden wir denn auch auf alten Bildern, Kupfern und Holzſchnitten, gar viele Ritter mit Kränzen in den Haaren, und im Weiskunig zum Beiſpiel, zu welchem Hans Burgmaier die zum Theil ſchönen Holzſchnitte verfertigte, wird Maximilian meiſt immer, wenigſtens in ſeiner frühern Jugend, mit einem Kränzlein in den Haaren abgebildet. Wie gewöhnlich ſolche Kränzlein waren und daß ſie oft aus Salvei und Raute geflochten wurden, geht aus einer Stelle Horneks (in ſeinem Zeitbuche Oeſterreichs) hervor, wo erzählt wird, was wenige Stunden vor der Ermordung Kaiſers Albrecht geſchehen ſey, indem ihn Johann (ſein Neffe und, bald nach dieſem Ereigniß, ſein Mörder) um Herausgabe ſeines Gutes wiederholt gemahnt hatte, heißt es: „Albrecht, nichts weiter antwortend, ſetzte ſich zu Tiſche. Der Mainzer (Biſchof) ſaß ihm zur Seite. Nun geſchah es, daß ein Junker mit dem Waſſer, welches der Kaiſer begehrt hatte, auch Kränzlein brachte von Salvei und Rauten. Davon nahm der Kaiſer mehre und ging, ſeine Gäſte damit bekränzend, um den Tiſch. Dem Neffen ſetzte er den ſchönſten auf, ließ ihm auch die beſten Stücke von Wildpret und Fiſchen reichen.“ In frühbeſter Zeit war dies Tragen der Kränzlein bei Frauen das Zeichen einer Jungfrau. So heißt es z. B. in Pols Jahrbüchern der Stadt Breslau Bd. 1.

die ich herausgegeben: „Im Jahre 977 ist zu Gnesen verstorben die Herzogin Dambrowka, die zu Aufrichtung und Beförderung des christlichen Glaubens in Pohlen und Schlesien viel geholfen. In ihrem Ehestande hat sie ihr Haupt nicht mit einer Haube oder Schleier bedeckt, sondern wie eine Jungfrau mit einem schönen Kranze gezieret."

Für die Worte Schapel und Kranz wird auch oft in den Gedichten Gebäude gesagt, womit Borte gleichbedeutend genommen wird, ein Band, eine Borte, um den Kopf geschlagen, wodurch Haare und Flechten zusammengehalten wurden. So heißt es in den Nibelungen V. 2289:

Sechs und achtzig Frauen die sah herfürgeh'n man,
Die Gebäude trugen; zu Chriemhilden dann
Kamen die viel schönen und trugen reiche Kleid;
Da kam auch wohl gezieret viel manche waidliche Maid,
Funfzig und viere, aus Burgundenland,
Es waren auch die besten, die man irgend fand,
Den'n sah man gelbe Locken unter lichten Borten geh'n.

Besonders geht aus V. 6622 der Nibelungen hervor, daß beides gleich war, obgleich dort nur Band steht, bei dem aber allein die Vorschlagsylbe Ge fehlt, und welches Wort so mit Gebäude gleichbedeutend ist:

Sie trugen auf ihrem Haupte von Golde lichte Band,
Das waren Schapel (Kränze) reiche, daß ihn'n ihr schönes Haar
Zerführten nicht (nicht unordentlich machten) die Winde.

Bisweilen unterscheidet aber auch der Sprachgebrauch das Wort Gebäude von der Bedeutung Kranz, und nimmt Gebäude bloß für das um die Haare gewundene

Band, um dieſe zuſammen zu halten, worüber dann noch eine Krone oder ein Kranz getragen wurde. Dafür ſprechen zwei Stellen des Triſtan. V. 4502 wird von Iſalde geſagt:

Was ich von Gebäude
Jemals horte oder laß,
Noch reicher ihr Gebäude was,
Das ſie da trug, die Reine,
Mit edelem Geſteine
Gezieret und durchwirkt genug.
Ihr Haupt eine Krone trug
Ob dem Gebende.

Und V. 3760 heißt es von derſelben Iſalde oder Yſot, der Gemahlin des Königs Mark und der Geliebten Triſtans:

Yſot alſo gehüttet was,
Und was ir ouch gezeme gnuc,
Daz ſie ſtetes truc
Ein friſches Blumenkrenzelin
Uf dem gebende ſidin.

Da eben von Frauenbekleidung die Rede iſt, ſo mögen hier noch ein paar andere Stellen über Frauentracht ihren Platz finden. Im Wigalois beſchreibt der Dichter, V. 746 und folgende, die Tracht einer Jungfrau gar anmuthig: „Die edle Magd trug einen weiten Rock, von zweierlei Sammt, aber in gleichen Streifen geſchnitten, von grünem und rothem Sammt, mit Gold geſtickt und mit Hermelinpfellen durchweg gefuttert. Darunter trug ſie ein feines ſchneeweißes Hemde von Seide, mit goldenen Näthen. Mit einem Gürtel hatte ſie ihren Rock umſchloſſen, der ſich zu ſolcher Reichheit ziemte. Es war eine

Borte, mit edlem Geſtein beſetzt. Aus einem ſchönen grünen Smaragd war zur Seite eine Rinke (Schnalle), auf der von Gold ein Aar wohl erhaben gearbeitet, auf eingeſchmelztem Grunde. Was als Spangel (Haken) daran dienen ſollte, waren Thiere, mit großem Fleiße von Gold gearbeitet. Zwiſchen die Edelſteine waren Perlen gemiſcht, und in der Mitte des Gürtels war ein Rubin, deſſen Kraft, Anblick und Schein wirkten, daß ihr alles Leid, was ſie nur fühlte, verſchwand, wenn ſie ihn anblickte."

In einer andern Beſchreibung heißt es: „Der Rock, den ſie (die Markgräfin v. Brandenburg, Nichte König Ottokars von Böhmen, bei ihrer Vermählung zu Wien mit König Bela v. Ungarn) anhatte — erzählt Hornek beim Jahre 1261 — war ein Pfellel von Tyrant (Seidenſtoff aus Tyrus); manch Thierlein klein wie ein Glaim (Glühwürmchen) war von arabiſchem Golde auf das Pfellel geſtreut, welches die Augen alſo blendete, daß niemand lange auf den Rock der Markgräfin zu ſehen vermochte. Ihre vielen falben und krauſen Locken bedeckte ein ſchönes Schapel, theurer geachtet, denn die König krone von England. Ihre Bruſt deckte eine Fürſpange, die war von ſolcher Reichheit, daß, wenn man die Gewohnheit hätte, wie in Ungarn, wo Kleinodien und Jungfrauen-Gut nach Länderwerth abgeſchätzt werden, ſo hätte man die Fürſpange der Holdſeligen wohl zweien großen Landen gleichſtellen können. Der Mantel der Minniglichen war zu Nachſitz (?) gewirkt; er gab einen ſolchen Glanz und das Gold daran blinkte ſo, daß es dem Auge faſt wehe that, auch waren mancherlei Bilder recht nach dem Leben hin-

eingewoben, die einen koſtbaren Schein von ſich gaben. Darunter war federweißes Hermelin gefurret (gefüttert), und eine lange und nicht ſchmale Leiſte, mit Perlen beſetzt, woran auch mancher Edelſtein lag, lief daran hinunter. Schwarzbrauner Zobel ſchimmerte um die blanke Weiße ihres Nackens. An der Dünnung war ſie mit einem Gurt umfangen, der an manchen goldenen Spangen reich war."

Aus Ulrichs von Lichtenſtein Frauendienſt läßt ſich manche für Tracht, Waffe und Kleidung wichtige Stelle ausleſen, von denen hier einige folgen mögen. S. 37 wünſcht U. v. L. unerkannt zu kämpfen, und mit ihm ſollen 12 gleichgekleidete Knappen in einer Farbe kommen. Einfarbigkeit ward hierbei beſonders geſucht; denn danach ward der Ritter zumeiſt bezeichnet. Es heißt nun dort ſo: „Dann begab ich mich heimlich in mein Gezelt, und von da rannte ich auf den Berg, wo ich mein grünes Wappenkleid bereitet fand, mein Wappenrock und meine Decke (auf dem Pferde nämlich) waren von grünem Sammt, und mein Schild und Helm waren grün, eben ſo meine 12 Speere (welche die Knappen führten), meine Knechte waren grün und ihre Pferde" (alſo auch die Pferde der Knappen hatten Decken, hier grüne). — Als er S. 40 von der Zubereitung zu einem Turniere ſpricht, heißt es: „Sammt, Zobel, Pfelle, Hermin, Zendal ſchnitt man freudig ohne Maßen viel zum Turnei, Silber und Gold wurde auf Zendal gelegt, mancher, der das nicht hatte, ſchnitt Buckram (?), jeder ziemirte ſich (ſetzte auf ſeinen Helm ein Zeichen), wie er wollte." Daraus geht

auch hervor, daß damals die Helmzeichen noch keineswegs so bestimmt und sicher waren, wie in den folgenden Jahrhunderten, so daß man zu jener Zeit die Ritter daran noch nicht fest unterscheiden und erkennen konnte. — Wie groß die Pracht oft war, lehrt S. 41: „So waren sie auf das Feld gekommen, das von manchem lichten Banner wonniglich glänzte, man sah da viele leuchtende Speer und manchen Helm schön ziemirt. Der Glanz der Helme und Schilde leuchtete manchem so in das Auge, daß er kaum sehen mochte; die Ziemir und Wappenkleider schienen mit der Sonne zu streiten." — Als U. v. L. den sonderbaren, doch gewiß damaliger Zeit nicht auffallenden Gedanken faßte, als Königin Frau Venus verkleidet und dabei gerüstet, die Lande zu durchziehen und einem jeden, der Kampf begehrte, ein Lanzenrennen zu gewähren, so erzählt er (S. 84) Folgendes, wie er sich dazu bereitet: „Ich kam bald nach Venedig, wo ich Herberge nahm, ferne von den Leuten, daß mich niemand dort erkennen sollte. Hier lag ich den Winter und ließ mir Frauenkleider schneiden, zwölf Röckel wurden mir bereitet und dreißig Frauen-Ermel an kleinen Hemden, dazu gewann ich zween Zöpfe, die ich mit Perlen wohl bewand, deren da wundervicle feil waren. Man schnitt mir auch drei weiße Mäntel von Sammt; die Sättel waren silberweiß, an die der Meister große Mühsamkeit mit Arbeit legte, darüber Decken von weißem Tuche, lang und meisterlich, auch waren die Zäume köstlich. Für 12 Knappen schnitt man von weißem Tuche gutes Gewand, man machte mir auch hundert silberweiße Speere, alles, was die Meinen führten,

war weiß wie Schnee, mein Helm war weiß und weiß mein Schild, aus zwei Stücken weißem Sammt ließ ich mir drei Decken schneiden zu Wappenkleiden auf meinem Rosse, mein Wappenrock mußte ein wohl gefaltenes Röcklein seyn, von feinem weißen Tuche." Wie er nun den Brief abfaßt, den er in die verschiedenen Lande schickt, wie er selbst darauf kühnmuthig umherzieht, das werden wir in der Abtheilung von den Ritterzügen näher erfahren. Eben so, wie er sonst seinen Zug anstellt, und in wie reichem Aufzuge er erscheint; nur hier noch die Kleidung (S. 87): „Hierauf folgte ich selbst zu Pferde, in einem gut geschnittenen Kappenmantel (wahrscheinlich ein großer Mantel, woran hinten eine Kappe war, die über den Kopf gezogen werden konnte, vermuthlich dasselbe, was auch in andern Gedichten, z. B. im Tristan, Reisekappe genannt wird), der von weißem Sammt war, ich führte einen klaren Hut, mit weißen Perlen bestreut, zween braune, große und lange Zöpfe schwankten mir über meinen Gürtel, die waren auch mit Perlen bewunden, dann trug ich ein Röcklein, wie keine Frau nie ein besseres gewann (man muß sich hierbei erinnern, daß er als Frau gekleidet ritt); ich führte ein blankes Hemde, so lang als das Röcklein, daran zween Frauen-Ermel, auch seidene Handschuh."

Die Beschreibung S. 89, wie Graf Meirhard v. Görz gekleidet war, als er der Frau Königin Venus entgegenritt, um mit ihr zwei Speere zu brechen, lautet belehrend so: „Mit Freude wappnete sich der Graf, er ward ritterlich gezimirt, sein Wappenkleid war köstlich, sein Helm

war licht von Gold und hart wie ein Adamas, um den war von Federn ein Kranz, an den Federn hingen viele Silberblätter: der Schild war gehalbirt, das Obertheil war blau, wie ein lichter Saphir, darauf war von Gold ein gekrönter Leu geschlagen, deß Krone von edlen Steinen voll war (das Daseyn edler Steine an Schilden beweisend). Das Untertheil glänzte vor Roth, Weiß, von Hermelin war zu acht Stücken meisterlich geschnitten, auch war darauf mit Borten Weiß, Roth, Blau, Gold wohl ausgenommen. (Schon oben bemerkte ich, daß zum Schmucke der Schilde vielfach Pelzwerk genommen ward, verbunden mit Borten und Seide.) Sein Wappenrock und seine Decke waren von grünem Sammt, darauf waren Schilde gestreut, seine Speere waren grün wie Klee; er führte einen glänzenden Gurtel und Heftelein (die Spange, welche den Mantel vorne zusammenhält), sein Halsberg und seine Hosen glänzten von blankem Stahl, an den Beinen trug er zwei goldene Sporen. Ich, — fährt Ulrich von Lichtenstein von sich selbst fort, — war auch bereit in meinem weißen Wappenkleide, mein Helm war auch gekrönt mit einer glänzenden Krone, meine langen Zöpfe schwanken auf dem Sattel, ein Netz von Perlen war ihr Dach, wodurch sie schienen; ich führte ein weißes Röckel, in welches Frauen mit großem Fleiß die Falten gelegt hatten, mein Gürtel war dreier Finger breit und mit Gold beschlagen, ein kostlich Heftlein von Gold führt' ich vorn an meiner Brust. Ich ritt ein schnelles Ros, das war mit weißem Harnisch bedeckt, die Decke war lang und weit und meisterlich geschnitten, mein Schild

war ſilberfarb, meine Speere waren weiß, und leuchtend mein Harniſch." Als nun Ulrich v. L. mit Meinhard v. Görz und einem andern Ritter zu Tervis (Treviſo) ein Lanzenrennen beſtanden, erſchienen am andern Morgen wohl 200 Frauen, um zu erfahren, wann er, die Königin Venus, in die Kirche gehen würde: „Da ich das hörte, legte ich ſchnell Kleider an meinen Leib, wie ein werthes Weib wohl mit Ehren tragen mag. Ein kleines blankes Hemde, zu Maßen lang, daran zwei ſchöne Aermel waren, darnach ein Röckel, das war klein und weiß wie ein Schwan, und einen weißen Mantel von Sammt, darin von Golde manch ſchönes Thier gewirkt war. Meine Haube war auch gut, aus der meine Zöpfe hingen, die zum Theil mit Perlen bewunden waren, mit einem guten Riefen verband ich mich, damit Niemand etwas von mir ſehen ſollte, als nur meine Augen. (Riefen war ein Tuch, oder eine Binde, welche die Frauen um den Mund und zum Theil gar bis über die Naſe legten, theils wohl zum Schutz gegen Kälte, theils zur Verſchleierung des größten Theils des Geſichts. Bei Gemälden und Denkmählern deuten ſolche Binden, die bis ans 17. Jahrhundert ſich hinziehen, an, daß die Frauen verſtorben; diejenigen, welche noch lebten, als das Bild gemacht ward, ſind ohne eine ſolche Binde.) Ich ſetzte einen Pfauenhut auf, zween Handſchuh trug ich an meinen Händen, und ſo ging ich in hohem Muthe hin, wo mich mancher rothe Mund mit Gruß empfing, ſie ſprachen: Gott willkommen, Königin Venus!"

Einen Beweis, wie die Waffen erſt beim nahenden

Kampfe genommen wurden, lieſen S. 94: „Vor einem wunniglichen Foreis (forets, Gehölz) wartete mein der Graf von Görz mit manchem Manne, 12 ſah ich unter Helmen; da ſprach ich zu den Meinen: ich ſehe hier Ritter, die Turnirens begehren. Gleich ſaß ich auf mein Ros und vergaß des Schildes nicht, den Helm band ich zu Haupt und nahm ein Speer in die Hand.“ Als Ulrich einige Speere zerbrochen, zieht er ſich zurück, um andern den Kampfplatz zu laſſen, und ſagt: „ich band meinen Helm ab;“ das früher ſchon erwähnte Zeichen, nicht mehr zu kämpfen. — Wie wunderbare Kleidungen oft die Ritter wählten, geht auch noch aus Ulrichs v. L. Zug als Frau Königin Venus hervor, indem er (S. 102) erzählt, wie gegen ihn kam „auch Herr Jachens von Himelberg, weit von ſeinem Geſang bekannt, der hatte ein Mönchskleid über ſeinen Harniſch gezogen (das diente ihm alſo als Waffenrock), eine ſchwarze Kappe, und hatte auf ſeinem Helm ein Haar, dem war eine Platte geſchoren. Er hatte einen theuren Eid gethan, daß er die Königin niederſtechen wolle.“ Dabei mochte doch wohl dem Ulrich nicht gut zu Muthe werden; denn er vermied den Kampf, da er, als Jachens gegen ihn anſtritt, ſich den Helm abnehmen ließ und ihm zu ſagen befahl: „Da er Mönchskleid anhabe und auch Mönch ſtatt Ritter ſeyn wollte, ſo wollte mit ihm die Königin (der Liebe) nicht Ritterſchaft pflegen.“ Nachher wird er durch Zureden der Ritter doch zum Kampfe vermocht, und da Ulrich dem Jachens von Herzen gram war, ſticht er ihn ſo derb vom Pferde, daß er ſinnlos auf der Erde liegen blieb.

Eine Nachricht in Ul. v. L. (S. 106) führt uns auf eine Tracht, die wir oben nur beiläufig berührt haben, da ſich keine paſſende Gelegenheit dazu darbot, obgleich ſie wichtig iſt und eine lange Zeit hindurch allgemein war. Die ganze Stelle lautet: „Da kam auf dem Felde wohl gezimirt gegen mich ein biedrer Mann, Herr Iſung von Scheuflich, der immer nach Ehren und Rittersnamen rang; er führte wohl fünfhundert Schellen an ſich, ſein Ros ſprang in kleinen Sprüngen, laut erklang ſein Zimir, Gold und Silber war auf rothen und grünen Zendal geſchlagen und glänzte ſo licht, daß um den Rhein kein Mann ſchöner gezimirt wer, als mein Landsmann. Er führte in ſeiner Hand ein Speer, daran viel kleiner Schellen hingen.“ Schon in den früheſten Zeiten findet man das Tragen der Schellen, welches immer als ein Zeichen der Pracht angeſehen ward. Gehen wir in früheſte Zeiten zurück, ſo trug bereits Aaron bei den Israeliten Schellen, und bei dieſem Volke blieben ſie die Prunktracht des Hohen-Prieſters, der Frauen, Jungfrauen und Knaben; die Perſerknaben trugen ſie auch, und die Schilde griechiſcher Helden waren, ſchon nach Aeſchylus, damit beſetzt. In Deutſchland nimmt man gewöhnlich an, daß erſt im 14. und hauptſächlich im 15. Jahrhundert dieſe Tracht im Gebrauch geweſen ſey, aber dagegen ſtreitet nicht allein dieſe Stelle in dem Frauendienſt des Ulrich von Lichtenſtein, ſondern auch mehre andere, aus denen hervorgeht, daß dieſe Tracht ſchon im 12. und 13. Jahrh. im Gebrauch war; und daß die Zahl der Schellen, die man anlegte, nicht klein war, lehrt uns die eben angegebene Zahl, nach

der „wohl fünfhundert Schellen" an der ganzen Rüstung waren. Besonders wurden auch Schellen an dem Riemzeuge der Pferde gebraucht, vornehmlich an den Riemen, die von beiden Seiten des Sattels vorn um den Bug des Pferdes gehen und zur stärkern Befestigung des Sattels dienen, der bei jedem Lanzenrennen recht fest liegen mußte, wenn er nicht den Ritter mit zum unvermeidlichen Sturze reißen wollte. Folgende Stellen gehören hieher, Nibel. 1609:

> Ihre Sättel wohl gesteinet, ihre Vorbuge schmal,
> (Vor- oder Fur-Buge sind die Sattelriemen um den Bug)
> Daran hingen Schellen von lichtem Golde roth.

Gleiche Bedeutung hat V. 5226:

> auf den Wegen kam gerannt
> Mit klingenden Zäumen, manche Pferde wohlgethan.

Die klingenden Zäume waren solche, die auch mit Schellen besetzt waren. Im Parzifal ist V. 8536 hieher gehörig:

> Sein Ros über hohe Stauden sprang,
> Manch guldene Schelle dran erklang
> Auf der Decke und an dem Mann.

Nach S. 110. des Frauendienstes, kommt dem Ulrich von Lichtenstein ein anderer Ritter, auch als Frau gekleidet, entgegen, um mit ihm eine Lanze zu brechen. Dort heißt es nun, was hieher gehört: „Da wappnete sich der biedere Mann in einen leuchtenden Harnisch, sein Helm glänzte, auf dem war ein weiter Ring gemacht, und köstliche Ohrringe hingen vom Helme herab, er führte zween blanke Zöpfe, deren Länge auf dem Sattel schwankte, er hatte eine Godehsen an, das ist ein windisches Weiber-

kleid; sein Schild war köstlich blau, und Schapel waren hie und da wennigklich darauf gestreut, sein Ros war schön verdeckt mit blauem Zendal, die Decke war voll Schapel gestreut, die leuchteten von allen Blumen, die nur des Maien Zeit giebt, er führte ein großes Speer, ganz mit Blumen umwunden." — (S. 122) „Nach ihnen ritt der biedere Thumvogt, er trug einen Mantel von Scharlach, einen Hut von Pfaufedern, köstlich mit Perlen geziert, sein Rock war von einem grünen Pfelle, manches Thier von Gold darein gestickt, welches glänzte, an seinen Beinen hatte er zwei schwarze Hosen." — Ein andermal reitet (S. 125) Ulrich von Lichtenstein auf folgende Weise, wie er selbst sagt: „ich ward wohl gewappnet; über den Harnisch legte ich ein weißes gefaltenes Röcklein, darüber gürtete ich einen Gürtel, dreier Finger breit, vor die Brust steckte ich ein spannbreites Heftelein, einen Schleier legte ich auf das Haupt; mein Schleier verdeckte mein Antlitz ganz, doch konnte ich sehr gut dadurch sehen." Ein Ritter, der ihm entgegen kommt, (S. 126) „führte einen Busch von Pfauenfedern auf seinem Helm, ellenhoch, sein Wappenrock war von einem rothen Sammt geschnitten, mit schönen Eichenblättern durchwirkt, so gefärbt war auch seine Decke. Sein Schild war niederthalben Gold, das Obertheil war von Pelz mannigfach, sein Ros war schnell, stark und gut." Wie die Helme festgebunden wurden geht aus S. 129 des Frauendienstes hervor, indem Ulrich von seinem Helme sagt: „den ich mit seidenen Schnüren festgebunden hatte." — Daß die Frauen, wenigstens zur Pracht, lange schleppende Kleider

trugen, beweiſet S. 133 des Frauendienſtes: „Der Wirth und ſeine Hausfrau gingen mir entgegen und viele Frauen folgten ihnen eine Stiege herab, deren Kleider fielen manchen Fall ab der Stiege nach dem Tritte.“

Wir haben ſchon oben geſehen, wie Ulrich von Lichtenſtein von Frauenärmeln ſpricht, und nach einer Stelle müſſen dies eine Art Ueberärmel geweſen ſeyn, die man aber nicht über die Arme zog, ſondern, wie noch bei polniſchen Frauen- und Männertrachten, hinter dem Arme frei ſchweben ließ, indem ſie zwar die Schulter bedeckten, aber in der Gegend des Ellenbogens, gegen vorn zu, durchſchlitzt waren, wodurch man die Arme ſteckte, hinter denen alsdann die Aermel frei niederhingen. Es heißt nämlich (S. 136): „den fliegenden Ermel von dem Röcklein warf ich über mein Antlitz, wodurch ich doch ſehr gut ſah“ (er muß daher aus einem dünnen und leichten Zeuge gemacht geweſen ſeyn). Aber auch Männer trugen ſolche lange Aermel, die oft ſehr reich waren, beſonders mit koſtbarem Pelzwerk beſetzt. Dies geht aus Ottokar v. Horneks Zeitbuch hervor, worin ein Schwabe, Herr v. Wangenberg, ſagt: „Herzogen Albrecht müſte ja ſein Gut reuen, das er jährlich an mich verthut. Die Oeſterreicher beneiden mich ſo ſehr, wenn ich ſo reite, ſcharlachene (vergl. oben die Farben), auf die Schuh hangende Ermel trage, und fluchen dem Herzog, daß die Ermel ſogar mit Hermelin unterzogen ſind. Die Ermel koſten manch Pfund, bloß an Pelzwerk ſo viel, als drei anderer Ritter Mantel an Futter.“ Zu bereits im Allgemeinen Berührtem iſt auch folgende Stelle beweiſend:

„Nach dem Banner (als Ulrich von Lichtenstein zum Turnier zu Neuburg ritt) führte man meinen Helm, so licht als ein Schwert (also von Stahl hell aufgeputzt), darauf war ein Wele, (Wehle, Zwehle, d. i. ein Tuch) von Gold mit guten seidenen Schnüren gebunden, die Wele war wohl gefalten und jegliche Falte blättervoll und jedes Blatt von Golde. Dabei führte man meinen Schild, der war weiß von Hármin dadurch zwo Bar (Balken, Streifen) von schwarzem Zobel geschnitten, darauf ein köstlicher Buckel, deßen Riemen waren gute seidene Borten. Mein Ros ging mit Scharlach verdeckt, die Decke war lang und weit und mit reichen goldenen Borten gegattert, von Silber waren viele Rosen darauf geschlagen, die Decke war mit gelbem Zendal (Zindeltaffent) gefuttert."

Nachdem Ulrich von Lichtenstein einige Zeit geruht hat, macht er wieder einen neuen Zug, als König Artus, der vom Paradiese kommt, um die Ritterschaft der Tafelrunde von neuem herzustellen. Wer drei Speere, ohne zu fehlen, auf ihn verflicht, erhält einen Namen von einem Tafelrunder. Da tritt nun noch manches Wichtige für die Beschreibung der Waffen und Kleidung ein. S. 229: „Auch legte ich einen Halsberg an, von festem leuchtenden Stahl, scharlachroth war mein Wappenrock (die höchste Ritters- und Königs-Farbe) mit einem gelben Zendal gefurret (gefuttert), seine Länge schwang bis auf die Erde (ein Beweis von der übermächtigen Länge der Wappenröcke, die auf alten Siegeln oft so auffallend und kaum möglich erscheint, da man glauben sollte, diese faltige, wallende und flatternde Kleidung müsse dem Ritter

hinderlich gewesen seyn), über den Knieen war er mit Borten gezegelt (geschmückt) und meisterlich gegattert; über dem Waffenrock führte ich einen Gürtel, deß Berte war grün und mit Gold beschlagen, an meiner Brust sah man ein köstlich Heftlein von Gold. Da zog man mir mein Ros her, das war wohl verdeckt mit Scharlach, die Decke reichte bis auf den Huf, sie war dem Wappenrock gleich gefuttert und mit Borten reich gegattert. Ich saß auf das Ros und band den Helm zu Haupte, der war mit einer goldenen Wele (d. i. wie schon oben bemerkt, ein zusammengefaltenes Tuch) gezimirt, um die ging ein Kranz von Scharlach, die Zegel (Enden, Zipfel) schwankten bis auf die Fenster (des Helms nämlich; bis auf das Visier). Dann nahm ich den Schild zu Halse, er war dem Wappenrocke gleich von Scharlach und reich mit Borten gegattert, er hing voll Schellen, die lauten Klang von sich gaben." — Von einem andern Ritter, Ghabelt Waise, wird S. 211 erzählt: „sein Helm leuchtete, um den war ein weiter Kranz von dreizehn Federn, daran viel Silberblätter hingen, sein Schild war schwarz, darauf ein silberner Leu, deß Krone von Gold war und mit edlem Gesteine geziert, sein Wappenrock war ein kohlenschwarzer Sammt, darauf waren viel silberne Löwen gestreut, eben so gefärbt war die Decke, an seinem Speer hing ein Banner (auch davon sprach ich schon oben), das war wie sein Schild." — Im Hause gingen die Ritter meist sehr einfach, besonders, wenn sie eben erst aus dem Bette aufgestanden, wie uns z. B. Ulrich von Lichtenstein (S. 263) bei seiner Gefangennehmung, die in

das Jahr 1268 fällt, erzählt: „ich ſtand auf und ging freundlich zu ihnen; zwei Hoſen hatte ich angelegt, linnene Kleid und Chürſen, (ein Wamms, welches mit Pelz gefüttert oder wenigſtens gebrämt war) und Mantel.“ In Hinſicht der Chürſe, die auch Kurſit, Kürſit heißt, iſt es noch zweifelhaft, wie ſie eigentlich gemacht war; denn als U. v. L. gefangen genommen wurde, winden ſie ihm Chürſe und Mantel um den Hals und ziehen ihn ſo fort; indeſſen iſt die größte Wahrſcheinlichkeit dafür, daß dies Kurſit mit einem kurzen Waffenrocke nicht allein Aehnlichkeit hatte, ſondern ihm gleich zu erachten war.

Dies wäre nun die Sammlung deſſen, was uns der Frauendienſt des Ulrich von Lichtenſtein über Waffen und Kleidung erzählt, und worin meiſt alles berührt iſt, was ich oben im Allgemeinen angab, und das dadurch näher erklärt wird. Neben ſo großer Pracht herrſchte auch wieder große Armuth, und gerade aus dem Vaterlande des Ulrich von Lichtenſtein, deſſen reiche Pracht ſo eben in mehren Beiſpielen erwähnt worden, erzählt die Sage: daß auf ihrer alten Stammfeſte in Steiermark 7 Gebrüder Herberſtein ſaßen, die ſo arm waren, daß ſie zuſammen nur eine Hoſe hatten, und 9 Fräulein v. Herberſtein trugen bei ihrer Vermählung, eine nach der andern, denſelben Mantel.

Wie damals auch die Landleute gingen und ſich betrugen, ſtolz, hochmüthig, reich gekleidet, geht aus einer Stelle des Neithart hervor, und man ſieht, daß, in einzelnen Gegenden wenigſtens, die Bauern keineswegs Leibeigene und unglückliche Unterdrückte waren. Dieſe Stelle

anzuführen, wird hier wohl der rechte Ort seyn. Neithart, ein Meistersinger und zugleich Hofnarr oder Lustigmacher bei dem Herzoge von Oesterreich, meistentheils ein plumper, zotiger Geselle, sagt uns Folgendes von den Bauern um Wien: „sie trugen langes, gelocktes, reides (blondes) Haar, das sie allnächtig sorgfältig in die Haube verschlossen und am Tage mit reichen Gugeln (Kappen) bedeckten, die innerhalb geschnürt, außerhalb mit seidenen Vögeln benäht waren, und wozu manch Händchen die Finger gerührt hatte. Seide oder Tuch aus welschen Landen ward gar oft getragen, um sich damit den Hofleuten gleich zu stellen. Mit sogenannten Treien oder Oberkleidern, mit aufgeschlitzten Aermeln, Halskrausen zweier Spannen breit, die Gürtel hoch getragen, wie die stolzen Meisner thun, Schuhe mit rothem Leder, daran Tschappel (Kränze) sind genäht, mit Bilden vor den Knieen, dazu ein breites Schwerdt und eine Kneipe (ein Messer), so kamen sie zum Tanze." —

Einzelne Sätze aus andern Gedichten sind oben angeführt worden, eine gleichlaufende Musterung durch alle Gedichte würde nur ermüden und in ihren Wiederholungen langweilig werden. —

Was noch die Schuhe anbetrifft, so trug man sie sehr sonderbar, indem man Schnabelschuhe hatte, die nach Verschiedenheit des Standes anderthalb, zwei bis drittehalb Fuß lang waren, und an ihrer emporsteigenden Spitze mit — Schellen versehen wurden. Von dieser Länge der Schuhe will man den sprichwörtlichen Ausdruck: auf einem großen Fuße leben, ableiten. — Was die Stiefel

anbetrifft, ſo finden ſich auch darin mancherlei Sitten. 1362 erwähnte z. B. die limburgiſche Chronik Stiefeln, welche „hatten oben roth Leder und waren verhauen (aufgeſchlitzt), und die langen Lederſen (Stiefel) mit langen Schnäbeln gingen an.“ Zum Schluß dieſer Abtheilung mögen hier noch einige Mittheilungen aus den fortſchreitenden Jahrhunderten folgen.

Die limburgiſche Chronik enthält viele Züge, welche eine Beſchreibung der deutſchen Ritterwaffen zu einer beſtimmten Zeit des Mittelalters liefern und von manchen damit vorgegangenen Veränderungen ſprechen. Davon einiges, ſo weit es nicht unverſtändlich geworden: „In derſelben Zeit (um das Jahr 1351) und manch Jahr nachher, da waren die Waffen als nachher geſchrieben ſtehet. Ein jeglich guter Mann, Furſt, Graf, Herr, Ritter und Knecht, die waren gewappnet mit Platten (d. i. mit Eiſenblechen, aus denen die Panzer gemacht wurden; daher kommt das Handwerk der Plattner, die ſolche Harniſche verfertigten), und auch die Bürger mit ihren Wappenröcken daran über, zu ſtürmen und zu ſtreiten, mit Schoffen (blechernen Hoſen) und Leibeiſſen (eiſerner Rüſtung, die den Leib bedeckte), das zu der Platte gehörte, mit ihren gekrönten Helmen, darunter hatten ſie kleine Bundhauben. Und führte man ihnen ihr Schild und Tartſche nach und auch ihre Glene (Gleve, Lanze). Und den gekrönten Helm führte man ihnen nach auf ihren Globen (dies Wort iſt ſehr undeutlich; von den vielen Bedeutungen, die das Wort Kloben hat, ſcheint keine hieher zu gehören, und man muß ſich

daher nach andern umsehen. Wahrscheinlich ist mir, daß Handschuhe darunter gemeint sind, welche noch im Englischen Gloves heißen.) Und führten sie an ihren Beinen Streichhosen (eng anliegende Hosen) und darüber große weite Lersen (Stiefel). Auch führten sie Beingewand, das war vorne von Leder gemacht, also Armleder, oder also von Syreck gestipt (von Seide gesteppt) und eisen Böcklein (eiserne Becken, eiserne Schalen) vor den Knieen. Da wurden die reisigen Leute (das heißt die, welche zu einem Reiter ausgerüstet sind, die einen Reiter abgeben) geachtet an hundert, zweihundert und mehr gekrönter Helme." — „In dieser Zeit vergingen die Platten wieder in diesen Landen (d. h. also die Harnische, die aus einzelnen Platten gemacht waren), und die reisigen Leute, Herren, Ritter, Knechte und Bürger die führten alle Schauben (eine Art Mantel und daher hier ein mantelartiger Wappenrock) Panzer und Hauben (Pickelhauben). Da achtete man reisige Leute also: an hundert oder zweihundert mit Hauben. Die Manierung (die Sitte, Art und Weise) von den Schauben hatte bescheidene Länge, und die Arme waren eines Theils einer Spannen von der Achsel oder zweier Spann, und eines Theils hatte nicht mehr, denn da man die Arme anstoßet (d. h. also einige hatten breite Achselstücke, zwischen Reck und Aermel, andere nur schmale), und hatten seidene Quasten niederhangen, das war freudig. Die Unterwamms hatten enge Arm (Aermel) und in dem Gewerb (das heißt wahrscheinlich in der Armbeugung) waren sie benäht und beheftet mit Stucken von Panzer, das nannte man Muß-

eiſen." — „Im Jahre 1389 führten Ritter und Knechte, Bürger und reiſige Leute Bruſt und glatt Beingewand, zu ſtürmen und zu ſtreiten, und keine Tartſchen und Schild mehr, alſo, daß man unter hundert Rittern und Knechten nicht einen fand, der eine Tartſchen oder Schild hatte." (Wie ich dieſe Stelle ſchon oben zum Theil angeführt habe.)

Nach den Kreuzzügen kamen beſonders die großen und weiten Mäntel auf, wie ſie die Vornehmen am griechiſchen Hofe und die Großen des Morgenlandes trugen. Man nannte ſie Hoiken. Indeſſen blieben doch wohl die kürzern Wämſer und Wappenröcke mehr herrſchend, vorzüglich in Kampfen und Turnieren. Als z. B. Heinrich von Lancaſter 1399 ſiegreich in London einritt, wie Froiſſart erzählt, ſo trug er nach deutſcher Sitte einen kurzen Waffenrock von Goldſtoff; bei dem bald darauf folgenden Aufzuge aber hatten alle Herrn und Ritter weite (oder wie altdeutſche Gedichte es bezeichneten: tiefe) Prachtmäntel, gefüttert mit Pelzwerk.

Götz von Berlichingen giebt uns nur wenig Nachrichten von ſeiner Kleidung. Das Wenige, was er davon ſagt, werde ich hier kurz zuſammenſtellen. Die Geſchichte, wie er einen Polacken, „der ſein Haar mit Eiern gepicht", beim Aufſpringen von ſeiner Seite neben ihm „mit einem großen welſchen Rocke," das Haar etwas zerzauſet, habe ich ſchon oben erzählt, und hier iſt nur die Erwähnung dieſer beiden Arten, ſich zu tragen, von Wichtigkeit. Daß die Männer auch Mäntel trugen, welche „Schauben" genannt wurden, eigentlich eine Weibertracht, indem ſie auch bei

den Frauen länger als bei den Männern waren, haben wir ſchon aus oben angeführter Stelle geſehen. Auch Götz von Berlichingen erzählt S. 20: der Markgraf habe ihm „eine ſammete Schaube, die war mit Marder und Zobel gefüttert," verſprochen. Dieſe Schauben waren bei ſchnellem Ziehen des Degens oft hinderlich, wie es S. 22 heißt: „und als der Zeiſſolfer von ſeiner Schauben (ſeiner Schauben wegen) mit der Wehr nit nacher kunt kommen" (mit dem Degen nicht konnte gleich nachkommen). Wie ſich Kaiſer Maximilian I zu Zeiten trug, erzählt uns Götz v. B. S. 27: „und ſtieß der Kaiſer in der Nacht auch zu uns, der hat ein kleines, grünes, altes Röcklein an und ein grünes Stutzkapplein und einen großen grünen Hut darüber, daß ihn keiner für einen Kaiſer gefangen oder angeſehen hätt'." (Es ſcheint wohl eine tyroler Tracht geweſen zu ſeyn, in welcher der Kaiſer ſich damals zeigte.)

Eines der wichtigſten Bücher für Tracht und Sitte des 16. Jahrhunderts, wenn auch nicht für Bewaffnung und Rittertracht, iſt in der Kunſtſammlung zu Braunſchweig befindlich, und ward von Elias Caspar Reichard unter dem Titel: Matthäus und Veit Konrad Schwarz nach ihren merkwürdigſten Lebensumſtänden und vielfältig abwechſelnden Kleidertrachten, beſchrieben (Magdeburg 1786). Es ſind eigentlich 2 Handſchriften, die von 2 Ausburgern, Vater und Sohn, Namens Matthäus und Veit Konrad Schwarz, herrühren, welche beide in der erſten Hälfte des 16. Jahrh. von einer außerordentlichen Luſt belebt wurden, ſich nach den verſchiedenen Verände-

rungen und Abwechslungen ihrer Lebensumstände, vornämlich in Absicht auf die Kleidung, abmalen zu lassen, und so die mancherlei damaligen schwäbischen Trachten und Kleidersitten auf die Nachwelt zu bringen. Das kleinere Buch, welches die Kleidungen des Vaters enthält, besteht aus 75 Blättern, das größere, aber dünnere, des Sohnes Kleidungen zeigend, hat 47 Blätter. Neben jeder Gestalt stehen die Beschreibungen der Kleider auf den weißen Rand der Thierhaut geschrieben. Manches ist, der Erklärung ungeachtet, doch noch unverständlich, und es verdiente die aufmerksamste Nachsuchung, es zwei Bücher, deren in diesen Trachtenbüchern Erwähnung geschieht: der Wettlauf und das Kinderbüchlein, welche von den beiden Schwarzen verfaßt wurden, nicht noch irgendwo zu finden sind, da sie für Sitte und Zeit jener Tage überaus wichtig seyn müssen. Die Bilder fangen bei Matthäus Schwarz von seinen Eltern an, die er beide abbilden ließ; dann folgt der kleine Matthäus in der Wiege und so fort nun die Jahre hinaus, nach der wechselnden Tracht. Nur weniges zum Beispiel: als er acht Jahre war, gaben ihn seine Eltern zu Cunz von der Rosen, dem Hofnarren, oder wie es damals hieß, dem lustigen Rathe Kaisers Maximilian. Bei dem blieb er aber nur 4 Wochen; denn auf der sechsten Seite heißt es: „Adi primo septembris (das) schickt man mich auf Heidenheim under die rut', in dieser Gestalt in aschenfarb vnd gren (grün) [gekleidet]. Dan Cunz von der Rosen hat gar einen besen strik aus mir gezogen." Schwarz hat hier einen aschfarbenen, grün gefutterten Rock an und sitzt auf einem

offenen Wagen, eine gemeine Frauensperson sitzt hinter ihm. Dabei hat noch Schwarz verzeichnet: ich sprang bey 2 Meil von augspurg vom wagen vnd wollt daruon lauffen, aber mein pfaff vnd sein magt — ohne Zweifel eben die, welche bei ihm auf dem Wagen sitzt — die erwusten (erwischten) mich widerumb vnd bunden mich Inn Krahen" (das sind die geflochtenen Wagen, Korbwagen). In Heidenheim hielt er es aber nicht lang' aus; denn auf dem 7ten Blatte sitzt er mitten unter einer Heerde Kühe; er hat einen Vogel auf der rechten Hand, dem er mit der Linken ein Mäuschen vorhält. Unter dem linken Arme hält er einen Stab, und neben ihm liegt ein roth eingebundenes Buch. Dicht vor ihm sitzt ein dicker Hirtenjunge, welcher genau und achtsam zusieht, wie jener mit seinem Vogel spielt. In der Ferne erblickt man ein Haus, aus dessen Fenster ein bejahrtes runzliches Mütterchen dem jungen Schwarz, der mit seinem rothen Buche unter dem Arme vor dem Fenster steht, ein Stück Brot zuwirft. Dabei sagt er: „Im 1506 im Mayen vnd Junius, lies ich meynen pfaffen wegg zw Haidenheim, er schlug mich zw hart: ich sang vmb das Brot zw Hohstet, gundlfing u. s. w. vnd sayltz (seilschte, handelte) dann mit den Hirtenbuben, dass sy mich mit jhnen liesen hueten d' Khüe. Das ich meinen Pfaffen von Haidenheim wegglief, was die Vrsach, das er mich vnmenschlich geschlagen vnd schier Inn der Brentz ertrenkt hat: Da übertam ich sein wör (seine Wehr, seinen Degen) vnd ging vnder der Predig (Predigt) Inn sein Gartten vnd hacket Im al seine Junge Kraut-Köpf ab, vnd stecket darauf die wher inns Ertreich

vnd lueſ daruon.“ Dieſe wenigen Beiſpiele mögen aus dem wilden Jugendleben des Mathäus Schwarz genügen.

Von ſeiner Kleidung wird dies hinreichen: Blatt 14 trabt er in einem braunen Reiſemantel, mit einer rothen Reiſekappe (von dieſen Kappen, als ſchon weit früher gebräuchlich, ſprach ich bereits oben) zu Pferde ganz ſtolz daher. Damals war er 15 Jahr alt, es geſchah im Jahre 1512, und ſein Vater ſchickte ihn in Geſchäften nach München. 1518 erzählt er: „als Kaiſer maximilianus auf dem Danthhaus zw augſpurg ein Danz hielt, was ich alto (allda): ein Daphat (taffenes) Wams, biret von Zendl (Baret von Zindel), ein gudie Kötti (eine gute Kette) vmb ein guldin Kranz, der Rock mit atlas.“ Hier kommt einiges vor, was wir bereits oben kennen gelernt haben: der Kranz; auf dem Bilde iſt die Kette um den goldenen Kranz herumgewunden, und dieſer hängt hinten auf dem Baret. — Auf dem folgenden Bilde ſieht man Schwarz auf dem Fechtboden. Dabei ſind der rechte Aermel des Wamſes, das rechte Hoſenbein und der Strumpf am rechten Fuße gelb, auf der linken Seite ſind alle dieſe Stücke weiß und mit aſchfarbenen Streifen durchzogen. Solche gemiſchte Kleidung, die eine Seite von einer andern Farbe, als die andere, iſt in jener Zeit ſehr häufig, und es war damals der größte Staat, was jetzt nur die Kleidung der Zuchtlinge iſt. Ueber jenem Bilde ſteht: „Im Junius 1518 als ich wollt lernen ſchirmen (ſechten, fechten), das wams was brikiſch Atlas“ (Atlas aus Brügge, brüggiſch).

Als 1519 M. Schwarz ſeinen Vater verlor, erſcheint

er in merkwürdiger Trauertracht. Zuerst „in der Kugl-Kapp, mantel und rock, nichts von seidin." Er ist in einem langen schwarzen Mantel und in einer Gugelkappe (deren Erklärung soll sogleich folgen), welche vorn weit über das Gesicht hinaus geht; dies ist die tiefste Trauer. In der zweiten Abbildung sieht man nur die Augen und die Nase, die übrigen Theile des Gesichts verhüllt noch die Kappe, der Trauermantel ist etwas kürzer, so daß die Degenspitze unter demselben hervorscheint, bei den folgenden verschwindet die Gugel, und er trägt einen Hut auf dem Kopf. Es sind in allem vier Veränderungen der Trauer. Was die Gugelkappe betrifft, so ist dies ein Ausdruck, der häufig in der Vorzeit erscheint, und zwar verschieden: Gugel, Kugel, Kogel, Koggel, Kagel. Es ist ein Kopfputz, der beiden Geschlechtern gemeinsam war, eine kugelartige Gestalt hat und einem türkischen Bunde beinahe ähnlich sieht. Späterhin verschwanden die schweren Gugeln und leichtere Kappen blieben, bei Frauen, Mönchsorden, Bergleuten, wo auch die Namen Kogeln, Gugeln, Gugelhute, Gugelhauben, vorkommen. So heißt es in der lüneburgischen Chronik beim Jahre 1351: „die Kogeln waren um diese Zeit groß; etlich trugen Kogeln, die hatten vornen einen Lappen und hinten einen Lappen, die waren verschnitten und verzatteit." Eben daselbst heißt es beim Jahre 1367, daß die jungen Manner meist gelnaufte (gekaufte) Kugeln, als die Frauen, getragen, und daß diese Kopfzierrath mehr denn 40 Jahr sich in der Sitte erhalten hat. — Bei einer andern Kleidung sagt Schwarz: „Im marzo 1323, das wamis was

barchat (Parchent), hat 4000 ſchnitz mit ſamatin wilſchlen, alles weis." Alſo eine ſo ungeheure Anzahl von puffenden Schlitzen, beſetzt mit kleinen Sammt-Streifen. Merkwürdig iſt ein Rock, den er 1525 trägt, von dem er ſagt: der reck zw baid tail görecht (der Rock war zu beiden Seiten gerecht, d. h. man konnte den Rock auf der linken und auf der rechten Seite anziehen). Die Kleidung verändert ſich bisweilen jährlich ein paarmal, und es erhellt daraus, wie ſchnell ſchon zu damaliger Zeit, wenigſtens bei den zierlich erſcheinenden Herren, die Sitte der Tracht wechſelte.

Ehe ich nun vom andern Schwarz, dem Sohne, ſpreche, wird wohl hier, auch der Zeit nach, am beſten eine belehrende Stelle über Kleidung der Frauen und Manner, aus Joh. Agrikola Auslegung gemeiner Sprichwörter, Stück 370, eintreten: „Die Jungfrawen deutſches Landes tragen berline Bendel (Bänder mit Perlen geſtickt); an etlichen orthen, als am Reyn, vnn Schwaben und Beyern, auch vnn Schweitz ſchlagen ſie die Harflechten hynder ſich zurucke. Vnn Meyßen und Doringen flechtn ſie die Zöpfe auf yhren Heuptern hoch empor, wie ein Storkßneſt. Vnn Sachſen und Heſſen ſchlagen ſie ſie umb yhre Ohren herumb. Die Röcke ſind allenthalben lang, und ſchier gleich, daß alſo ein yglich Land ſein Manier hat zum ſchmuck. Der Menner ſchmuck aber iſt faſt gleich vnn gantzem deutſchen Lande: die Röcke bis auff die waden unter die knie, weytte ermel mit viel falten, vnd hoch zu halſe; vnd were ein ſchande einem erbaren manne, on hoſen zu gehen. Ein hut odder weyt pyret

(Biret), kurze har u. ſ. w. Der kleydung vnn deutſchen Landen habe ich darumb gedacht, daß, dieweil ſich der ſchmuck ſo oft verendert hat, daß man wißen möchte, wie man und weib Anno 1523 geſchmucket und gekleydet gangen seyen."

Nicht minder, wie beim Vater, ſo auch beim Sohne, Veit Konrad Schwarz, finden wir die wunderlichſt wechſelnden Trachten, aber auch davon kann hier nur ſehr wenig angeführt werden. So läßt er ſich z. B. 1553 „Bloderhoſen (Pluderhoſen) mit eſchenfarbenem (aſchfarbenem) Taffet machen; das liederin Goller (das lederne Koller) vnd die ſchuech (Schuhe) bracht ich mit mir gen Venedig." Die Pluderhoſen ſind dabei weit und bauſchigt, aber nicht ſehr lang, denn ſie reichen noch nicht bis auf die Knie; ſie ſind aus gewürfeltem Taft verfertigt. (Was die Pluderhoſen betrifft, ſo finden ſie ſich ſchon vor dem Jahre 1362. Sie waren übermäßig weit, ſo daß über hundert Ellen Zeug dazu gehörten. Nichts konnte ſie vertilgen, als der herbſte Spott und große Gewalt. Seloſt heftige Predigten „vom Hoſenteufel" finden wir gegen ſie.) Das lederne Koller iſt etwas bunt und vorn herunter mit goldenen Knöpfen zugeknöpft. Im Jahre 1538 trägt er: „ain ſchwarz ſeriſch (ſächſiſchen) Huet mit födern (Federn), ain ſeriſchen ſchwarz wullin mantl mit grienem tuech gefuettert, und ain behaimiſchen Duſeggen ann der ſeitten." Der böhmiſche Duſäck oder Duſack iſt ein breites, ſäbelartiges, gekrümmtes Schwert. — 1560 erſcheint er in einem „Leibröcklin, was wüllin (von Wolle) vnnd durchaus geſteppt, darbey 8 Duzet Knepflen (8 Dutzend

Knöpfe trug er auf der Weiſe, kaum begreiflich, wie alle anzubringen, denn unter dem Worte Leibröcklein iſt eine Weiſe gemeint). Das Wamms Atlas und durchaus geſteppt; die Hoſen mit Atlas verbrämbt (beſetzt) und Taffet ausgezogen (es waren Schlitze in den Hoſen, und durch dieſe daufchte der Taffi hervor), und die Cappen auch mit Atlas verbrämbt und geſteppt wie das Wammes. Die Schuech waren (waren) zerſchnitten (auch aufgeſchlitzt) wie die Hoſen." Solche aufgeſchnittene Schuhe finden ſich noch auf alten Bildern vor; wie denn überhaupt das Ganze ſich nur hinlänglich durch Bilder erklären läßt.

Hans v. Schweinichen erzählt uns manches von ſeiner Kleidung, wobei indeſſen doch einiges unverſtändlich iſt. Nachſtehend mögen die Stellen folgen, welche hierher gehören: 1563 mußte er in einem Sammtröcklein beim Hofe Herzogs Heinrich aufwarten. 1566 läßt er ſich ein Sammetbaret machen, und ſeine Mutter ſchickt ihm dazu eine lange weiße Feder; die hob er in ſeiner Lade auf und trug ſie bei Hochzeiten. Die Zeit über „war ich — ſagt er — in Parchent gekleidet und ferner einen parchenen Leib mit damaſchkenen (damaſtenen) Ermeln und ein kordnan Koller (heißt hier wahrſcheinlich nur der Theil, welcher Hals, Schultern und Bruſt bedeckte, woran ſich dann der eben bemerkte parchene Leib ſchloß), klein, zerſchnitten (aufgeſchlitzt) Hoſen mit braunem Harniſch (ſo hießen bei den Damaſtwebern Garnſchnüre) aufgezogen und einem tſchammelottenen (camelottenen) Mantel, mit Sammt gebrämt und ein Sammet Baret." 1568 ward er wieder in Parchent gekleidet ohne weitere Beſtimmung.

1569 zieht er mit seinem Vater nach Lublin zum Reichstage, trägt eine goldene Kette am Halse und beschreibt so seine Kleidung: „ein parchent Wammes, so mit Sammt verbrämt, ein' Deutsch ausgezogn' Hose (d. h. eine Hose mit Schlitzen oben und am Knie, wodurch sich das Unterfutter hervorpufft, dies wird genannt: das Unterfutter ausgezogen, weil es hervorgezogen war), die eine Hose gelb und die andere schwarz (wir haben schon oben bei Matheus Schwarz gesehen, daß oftmals ein Bein eine andere Farbe, als das andere, hatte), mit Damistein (ein undeutliches Wort, vielleicht Damast), ungefähr 16 Ellen durchzogen (es muß also das Zeug seyn, das durch die Schlitze vorgezogen ward und durchschien). Desgleichen waren die Strumpfstelle (eine hohe Art Stiefeln) auch von Bockfellen, und einen schwarzen Rock mit Falten dazu. Ihro Fürstliche Gnaden hatten 80 Koff', wie gemeldt, wohl gepuzt, alle mit gelben Federn, und die Jungen alle mit Sammt-Mützen, als auch 9 Spießjungen, darunter 3 kleine Jungen, so schwarze sammtene Mützen mit goldenen Posamenten (Posamentier-Arbeit, Borten) gebrämt, imgleichen die Stirnhauben (wahrscheinlich dicht anliegende und den Kopf rundum einschließende Hauben, auf welche man die Mützen setzte). Ihre Rosse waren mit gelben Federn und großen Federbüschen geschweift, daß man die Jungen von vorne zu nicht wohl sehen konnte. Und hatte jeder eine Panzerkette am Halse vor 1000 fl. Ungar., als auch silbern Zeug und Schwert, und silbreten Heftlein (Heftel, Schlösser zur Befestigung der Kleider vor der Brust). Hernach die andern drei

Jungen waren imgleichen in ſchwarz ſammtene Röcke, mit ſilbern Paſament gebrämt, gekleidet, führeten lange vergoldete Rohre, ihre Roſſ' waren mit gelben und ſchwarzen Federn geſchweift, als auch die Stirnhauben mit großen Federbüſchen und hatte ein jeder von großen Gliedern Ketten um, ſo unter 300 Gulden keiner nicht hatte, als auch ſilbern Dolch und Schwert. Das dritte Glied Jungen waren was (nur etwas) ſtärker, hatte ſammt gefaltene Röcke an (wir lernten dieſe mit Falten verſehenen Röcke ſchon früher beim Götz v. B. kennen) und führeten gewundene Ketten, ſilberne Dolch und Schwerter, führeten ſeidene Hüte mit gelben Federn und führeten Spieß, daran die Eiſen von Geld waren." — Im Jahre 1571 gab ihm ſein Vater „gemeine Kleider von Harniſch und Parchent" (hier erſcheint wieder die undeutliche Benennung eines Zeuges: Harniſch, die wir ſchon oben hatten; ſie bedarf noch einer genauern Erklärung). Im Jahre 1572 kleidet ihn ſein Vater wieder „in Parchent und läßt ihm ein Zindeldrath Kleid machen." (Zindeldrath iſt ein Schreibf., es muß heißen Zindeldort, worunter eine Art Kalb, Futterkalb verſtanden wird.) 1572 nimmt ihn Herzog Heinrich mit nach Dresden und kleidet ihn und die andern wenigen Begleiter: „in ſchwarzen Sammet, die Hoſen mit Drippeltaft durchzogen (wahrſcheinlich ein ſtarker Taft mit dreifachen Faden, durchzogen bedeutet wieder die Puffen, die durch die Schlitzen durchklemmen); auch Sammtbinden mit goldenen Roſen und gelben Federbüſchen." Daß auch damals noch ganze Kleidungen von Leder getragen wurden, zeigt ſich beim

Jahre 1573, wo er erzählt: „Es waren Weißgerber, reiche Leute, allda zu Krakau, so von Mertschütz bürtig, die luden mich mit meiner Gesellschaft zu Gaste ein, traktirten mich also, als wenn sie einen Fürsten gehabt, verehren mir Hirschhäute zu einem Kleide, als auch Bockhäute und thäten mir sonst große Ehre an." — Als in demselben Jahre Herzog Heinrich noch eine Reise machen will, kleidet er seine 3 Junker, unter denen auch H v. S. war, fürstlich „in rothen Damast, auf Welsch, und schwarze Mäntel mit goldenem Posament (Borten, Posamentierarbeit) gebrämt." — Diese Stellen mögen für die Zeit des Hans von Schweinichen genügen. Wir haben schon früher gesehen, wie sehr Zucht und Sitte damals sanken, wie ein verschwenderisches Leben überhandnahm, und von dem rücksichtslosen Leichtsinn, der damals herrschte, liefert das beste Bild die Lebensbeschreibung des Hans von Schweinichen, auf die aber hier nur zu verweisen ist, da sie in drei Bänden der Lesewelt gedruckt vorliegt. Die fürstlichen Häuser wetteiferten oft an Pracht und Zierlichkeit, und so erzählt uns ein Buch, welches 1578 herauskam, von den Ritterspielen, die Kaiser Max II als König von Böhmen anstellte, folgende Prachtanzüge. Der Erzherzog Karl zu Oesterreich war gekleidet in einen schönen köstlichen, mit Gold geätzten Harnisch. Darüber trug er ein zerschnittenes Goller von braunem Sammet, mit kleinen Rosen von geschlagenem Silber geziert. Durch die Schnitte des Gellers sah man den Harnisch. Auf seinem Helm steckte ein gewaltig schöner, hoher Federbusch von braunen, weißen und gelben Federn, der zu beiden Seiten herabhing. Auch

trug er ſchöne Halbſtiefeln von braunem Sammet, und ein koſtliches Schwert, an welchem Knopf und Kreuz vergoldet waren, die Scheide und der Gurtel aber waren gleichfalls von braunem Sammet. Von einem Frauenzimmer, welches bei einem Aufzuge eine Gottin vorſteute, heißt es: „Die Göttin war alſo gekleidet: ſie hatt' an einen Rock, gemacht von lauter gutem gelben Atlas, fein verdeckt und kunſtlich vberzogen mit kleinen blawen vnd gelben Federlin, auffm Haupt hett ſie einen hohen altfrantzöſchen Hut von güldem Stuck, wie man pflegt die Sibyllen zu malen, vnd oben auff der ſpitz deß Huts eine ſchöne daffate Binde hinder ſich hinab, geziert vnd bereit von koſtlichem Gold." Bei einem andern Aufzug „kam geritten, auff einem ſchönen weiſſen Zelter, ein gar ſchön Niederländiſch Jungfrawlein, vngefehr bey zehen oder eilff jaren, bekleidet mit einem ganz weiſſen damaßten Rock, mit gülden vnnd weiß ſeidenen Franſen verbrämt, vberauß wol gebutzt, vnd vber dem Sattel, darauff ſie ritte, war eine lange weiſſe ſamate Decke, vmb vnd vmb mit Gold vnd ſchöner weiſſer Seyden verbrämt, das Zeug war forn und hinden von weiſſem Sammat, vnd hübſch mit Silber beſchlagen." —

Die Obrigkeiten ſahen ſich genöthigt, gegen den Kleiderunfug Geſetze zu geben, und da mag denn, als dies Zeitalter hauptſächlich bezeichnend, hier noch eine Stelle aus einem züricher Mandat „wider der Geiſtlichkeit zu Stadt und Land koſtbares und zehrhaftiges (verſchwenderiſches) Leben vom 31 Weinmond 1581" dienen; darinnen wird über die Geiſtlichen geklagt: „daß ſy ſich je länger

je uncerbarer vnnd lychtfertiger ſtellen (betragen) vnnd ene Schüchen (Scheu) allhürr in Jr Statt (allhier in der Stadt Zürich) mit ungebürlicher Kleidung, als nämlich mit irren Ryt vnnd Khouffmannsröcken (mit Reit- und Kaufmannsröcken), Mänteln, hochen Hueten (hohen Hüten), Dolchen vnnd langen Weeren (langen Degen) kommend, vnnd hiemit vf der Bruggen (auf der Brücke) vnnd Gaſſen, nit ene Ergernuß Fromder vnd Heimſcher herum gand; vnnd ſich ouch der nüwen wybiſchen Hoffart mit den hochen gefaldnen Krößen (Krausen, Halskrausen) nach Jren Hembderen nit ſchamend. Welches alles auch by deren etlichen geſechen wird, die allhie in der Statt Kilch vnd Schuldienſt hand (Kirchen- und Schulämtern verſehen), oder als Zugelaßne zum Predigtamt täglich auf ſolche Dienſt warthen. So dänne befindt es ſich, daß ouch das überflüßig Zeeren (Schmauſen) vnnd Zutrinken by etlichen dermaſſen überhand genommen, das ſy unangeſechen Jren Stand, gleich wie andre Bürger, vf die Zunft vnd Trinkſtuben, darzu in die effnen Wirthshäuſſer zu den Tagürten (Zechen, Gelagen) und Schlafrunken (Abendgeſellſchaften) gand (gehen); desgleichen vnnder Jnen Schlezgi (Schlägereien) anrichten, vnnd allerlei vnnöthigen Anlaſſes zu irrem Zächend (um Gelage anzuſtellen) ſuchend; damit ſy dann Jr Zeit übel anleggend, das Jr (Ihre) vnnützlich verthun vnnd ze Zyten ſich mit dem Wyn meer beladent, dann Jrem Stand zimme (gezieme) vnnd zur Erbawung der Kilchen (Kirchen) diene." Hatte ſich die wachſende Verderoniß ſchon ſo der Geiſtlichkeit bemächtigt, ſo iſt wohl zu fürchten, daß die andern Stände noch ſchlimmer

mögen geweſen ſeyn, und dieſes Aufwandsgeſetz wird daher wohl am beſten die Nachrichten von Waffen und Kleidungen beſchließen.

Vierte Abtheilung.

Turniere und Lanzenrennen.

Die Turniere waren eine der wichtigſten Einrichtungen des Ritterweſens, ja vielleicht kann man ſie wohl für die vorzüglichſte halten. Sie waren kriegeriſche Kampfübungen, die in den Zeiten des Ritterthums an den Höfen der Könige und der Fürſten, oder auch von dem Adel, bei Gelegenheit großer Feierlichkeiten, dann auch beſonders, wenn einzelne Ritter ſich dazu vereinten, angeſtellt wurden. Sie gewährten durch Pracht der Waffen, durch Glanz der Kleidung, durch die Wunder der Tapferkeit, durch die Schönheit und die Anmuth der oft dabei verſammelten Frauen ein glänzendes Schauſpiel, und dienten zugleich als ein Mittel zur Uebung in den Waffen. Für die Ritter war es die größte Ehre, in dieſen Spielen den Sieg davon zu tragen. Sie entflammten den Ehrgeiz und nährten die Tapferkeit. Ein Turnier war das größte Feſt, die höchſte Feierlichkeit für den Ritter und Edlen. Hier hatte er Gelegenheit, vor den berühmteſten und tapferſten Männern, vor den ſchönſten und artigſten Frauen ſeines Vater-

landes sich durch Tapferkeit hervorzuthun und Ruhm zu erwerben. Hier konnte er sich, in prachtvoller Rüstung, in der ganzen Kraft und Geschicklichkeit seiner Kunst zeigen. Die Hoffnung, den Dank des Turniers zu erringen, der Gedanke, als Sieger während der Dauer des Festes der Erste unter einer glänzenden und angesehenen Versammlung zu seyn, die Blicke Aller und besonders aller Frauen auf sich zu ziehen, ja vielleicht auch von den Minnesingern besungen zu werden, dies alles gab ihm Muth zu seinen kühnen Thaten, indem er seine ganze Kraft mit strenger Uebung nach diesem Ziele richtete. Ein solches Turnier war der Sammelplatz alles Schönen und aller Pracht der damaligen Zeiten. Besonders benutzten auch die Frauen diese Gelegenheit, sich durch körperliche und geistige Vorzüge, durch Geschmack, durch Anstand, feines Betragen und gesellschaftliche Bildung auszuzeichnen. Ihnen zu Ehren stellte man gewöhnlich die Turniere an, und eine oder mehre aus ihrem Kreise waren immer die Königinnen des Festes.

Es ist schon hieraus unverkennbar, daß die Turniere einen wichtigen Einfluß auf den Geist des Ritterwesens haben hervorbringen müssen, zumal da die Turniergesetze von denen, welche einem Turniere beiwohnen wollten, außer dem Stande und der Tapferkeit, auch noch den Besitz und die Uebung aller Tugenden und Pflichten des Ritterthums forderten. Jeder Ritter und Edle, der Anspruch auf Turnierfähigkeit machen und der Schande, vom Turnier ausgeschlossen zu werden, nicht ausgesetzt seyn wollte, mußte also auch in seinem ganzen Leben und Wandel

bemüht ſeyn, überall und zu jeder Zeit die Pflichten ſeines Standes durch Achtung gegen die Religion, durch Tapferkeit, durch hülfreichen Beiſtand gegen die Unterdrückten, durch Rechtſchaffenheit und durch zarte Behandlung des zweiten Geſchlechts zu üben. Natürlich war dies allgemeine Streben nach Vollkommenheit oftmals von den glücklichſten Folgen für die Glieder des Adels; denn ſeine rohen und wilden Sitten verfeinerten ſich in dieſer, durch die Turniere ihnen ſelbſt unbemerkt veranlaßten, Sittenſchule nach und nach immer mehr. Betrachten wir daher nun hier nach einander das Entſtehen, die Ausbildung und die Einrichtung der Turniere.

Kriegesübungen, die unter dem Namen eines Spiels zu Volksluſtbarkeiten gebraucht wurden, finden wir ſchon bei vielen Völkern des Alterthums, ohne doch, daß ſie die Bedeutung der Turniere gehabt hätten. Wir finden ſie bei Trojanern, Hebräern, Griechen, Römern und den alten Deutſchen. Dieſe gehören nun nicht in unſere Unterſuchung, da ſie ganz von uns entfernt liegen und etwas völlig anderes bezeichnen, als die Turniere der Ritterzeit ſind. Bei ſo mancherlei aber, das in alter Zeit vorkommt und der Ritterzeit in den Turnieren entſpricht, iſt ein Zweifel und gelehrter Streit entſtanden, ob man die Turniere

für ein in der früheren Verfaſſung des deutſchen Reichs gegründetes Unternehmen, oder

für eine Erſcheinung des in den Zeiten der Kreuzzüge in Europa entſtandenen Ritterweſens halten ſolle.

Wenn wir, wie in so manchen anderen bereits angeführten Einrichtungen, zwar die alte Zeit nicht verkennen, aber die neuere Bedeutung untersuchen, so ist das Turnier auch durchaus wieder eine ganz eigenthümliche Einrichtung der Ritterzeit. Zunächst germanischen Ursprungs ist die Einrichtung der Turniere zu erachten; denn Tacitus sagt schon: „sie haben nur ein einziges und bei allen Zusammenkünften das nämliche Schauspiel. Nackende, zu diesem Spiel abgerichtete Jünglinge tanzen zwischen bloßen Schwertern und geworfenen Lanzen herum. Die Uebung hat es zur Kunst und die Kunst zur Wohlanständigkeit gebracht. Es geschieht aber niemals um Lohn; die Freude der Zuschauer ist der ganze Preis dieses kühnen Spielwerks."

Sind hiermit auch nicht unmittelbar Turniere bezeichnet, so erscheint doch dabei schon die Unverzagtheit und Geschwindigkeit, welche seitdem auch in den Turnieren so glänzend hervortrat, und es waren Waffenspiele. Diese behaupteten späterhin bei den Karolingern in allen Feierlichkeiten den ersten Platz. Dahin deutet eine Stelle in dem Werke des alten Geschichtschreibers Nithardus de dissensionibus filiorum Ludov. Pii L. III. p. 27., worin er erzählt, wie freundlich und brüderlich Ludwig der Deutsche mit seinem Bruder Karl dem Kahlen, nach dem auf die Schlacht bei Fontenay 842 folgenden Frieden, gelebt habe: „Sie ertheilten einander unaufhörlich Geschenke; sie bewohnten zusammen nur ein Haus, und da sie in allem gemeinschaftlich lebten, so nahm der eine an den Belustigungen des andern Theil. Sie wohnten mit

einander den Uebungen bei, welche ihre beiderseitigen Unterthanen, in gleicher Anzahl, mitten unter einer außerordentlichen Menge Zuschauer vornahmen. Nach dem Anblick dieser Kampfspiele zu urtheilen, hatte man glauben sollen, daß eine Todfeindschaft beide Parteien belebe; mit einer solchen Hastigkeit stürzten sie über einander her, bis die eine von ihnen unter dem Schutze ihrer Schilde die Flucht ergriffen hatte. Bald darauf stellte sich der Haufen, welcher hatte weichen müssen, mit neuem Muthe gegen den Feind, und verfolgte denselben auch von seiner Seite; endlich rückten die beiden Könige mit aller ihrer jungen Mannschaft zu Pferde hervor, ließen ihre Lanzen oder Wurfspieße unter großem Geschrei blinken, und warfen bald diese, bald jene. Der Edelmuth, die Zurückhaltung einer so zahlreichen Versammlung aus so verschiedenen Völkern, erweckte Bewunderung, und, was man kaum unter einer kleinen Anzahl vertrauter Freunde erwarten würde, man sah auch nicht einen einzigen beleidigenden Stoß, man hörte kein einziges beleidigendes Wort."

Diese Schilderung nähert sich unsern Turnieren schon um einen Schritt mehr, als die früheste Beschreibung des Tacitus. In der letztern Beschreibung sehen wir den Kampf *eines* Haufens gegen einen *andern*, den man in der Folge Buhurt (franz. combats à la foule) nannte. Wie nun bei allen neuen Einrichtungen, bewußt oder unbewußt, die Vorzeit einwirkt und Sitten des Alterthums bleiben, so ist auch nicht zu leugnen, daß wir die wesentlichen Einrichtungen der Turniere in diesen alten Kriegs-

ſpielen ſuchen müſſen, und dennoch wurden ſie in der Folge ganz etwas Anderes und Eigenes.

Gemeinhin nimmt man Kaiſer Heinrich I als den Erfinder der Turniere in Deutſchland an, und nennt ein Turnier im Jahre 938 als das erſte, welches er gehalten haben ſoll. Was Heinrich that, der ſo viel für die Wehrhaftmachung Deutſchlands wirkte, die Hunnen verjagte, die Wenden zurückdrängte und bändigte, iſt wohl nichts mehr, als daß er die frühern Fußkämpfe in Reiterſpiele umwandelte, oder vielmehr den Fußkämpfen hauptſächlichſt Reiterkämpfe beifügte. Dadurch geſchah wieder ein bedeutender Schritt zu den eigentlichen Turnieren, aber es iſt keineswegs die wirkliche Einführung derſelben in dies Jahr zu ſetzen. Alle die früheſten Turniere, die daher Rürner in ſeinem Turnierbuche, das zumeiſt eine Zuſammenſetzung von Fabeln iſt, und nach ihm ſo viele in den Jahren 942 zu Rotenburg a. d. Tauber, 948 zu Koſtanz am Bodenſee, 965 zu Merſeburg (Merſeburg) a. d. Saale, 995 zu Braunſchweig, 1049 zu Trier a. d. Moſel, 1072 zu Halle a. d. Saale, 1080 zu Augsburg am Lech und 1129 zu Göttingen halten laſſen, ſind daher noch keineswegs als rechte und ächte Turniere anzunehmen, ſondern erſt in dem 12. Jahrh., unter Lothar II erſcheinen wirkliche Turniere, indem die Kampfſpiele der Deutſchen, durch Uebernahme der Gebräuche und Sitten, die damals ſchon in Frankreich herrſchten, dazu umgewandelt wurden, und man nannte ſie daher auch ludos gallicos. In Frankreich legen viele Schriftſteller dem Gottfried von Preuilly, der 1066 ſtarb, die Erfindung der Turniere bei.

Dies ist auch zu allgemein ausgedrückt; erfunden waren sie schon früher, aber es ist wahrscheinlich, daß er die Gesetze sammelte und festsetzte, ja vielleicht einiges Neue erfand. Er war aber nicht nur der Gesetzgeber dieses neuen Spieles, er war auch das Opfer desselben, indem er unter der Regierung Philipp's I von Frankreich zu Angers in einem Turnier meuchelmörderischer und verrätherischer Weise umgebracht ward. Vom 12. Jahrh. an steht das Daseyn der Turniere unbedingt fest. Von Frankreich ging die Sitte nicht aus, aber die Gesetze und die Vervollkommnung des Ganzen kamen von da nach England und Deutschland, und selbst nach den Zeugnissen byzantinischer Schriftsteller sollen die Völker des Morgenlandes Kunst und Ausübung von den Franzosen gelernt haben. — In Deutschland wurden sie sehr allgemein, und es sind überaus viele Turniere gehalten worden, bei weitem mehr, als uns Rürner in seinem Buche berichtet.

Die Franzosen waren es also, welche diesen Turnieren ihre eigentliche Gestalt und Einrichtung gaben; und daß dieselben gerade von hier ausgingen, dazu kamen eine Menge von Umständen und Veranlassungen zusammen. Zuerst der Trieb im französischen Volke, allen Verhältnissen eine in die Augen fallende Gestalt zu geben. Aus dem Streben, in allen Verhältnissen Wohlgefallen zu erregen, suchten sie Sitten und Gebräuche auf, deren Annahme ihnen, in Verbindung mit ihren eigenen Sitten, eine gefälligere Außenseite verschaffen und ihre lebhafte Einbildungskraft angenehm beschäftigen konnte; darum war es auch möglich, daß das Ritterthum bei ihnen die höchste

Stufe von Feinheit, Zartheit, Biegsamkeit und Gefälligkeit erreichte. Schon oben habe ich aus Nithart die Stelle angeführt, welche auf Kriegeskampfübungen der Deutschen und Franken hinwies; diese vervollkommneten nun die Franzosen dadurch, daß sie den bei ihnen ursprünglich hergebrachten Uebungen diejenigen hinzufügten, welche sie bei den benachbarten Arabern und Normännern kennen lernten, und sie allgemeinen Kampfgesetzen unterwarfen. Ungeachtet der vielen Kriege und Feindseligkeiten mit den eben genannten und oft sehr von ihnen gehaßten Nachbaren, herrschte dennoch wieder ein großer Verkehr mit denselben. Nachdem der Normann Rolf in der Taufe, zu Anfang des 10. Jahrh., den Namen Robert angenommen hatte und Herzog in der Normandie geworden war, auch die Tochter des Königs von Frankreich sich vermählt hatte, vereinte sich der normännische und französische Adel durch häufige Verbindungen, und der Hof in der Normandie wurde einer der glänzendsten in den Abendländern. Eben so war der Verkehr zwischen den königlichen und fürstlichen Familien der Christen in Spanien und Frankreich mit den Arabern in Spanien sehr lebhaft. Vermählungen christlicher Prinzen mit maurischen Prinzessinnen knüpften diese Bande noch fester; die Söhne der spanischen und französischen Großen und des wohlhabenden Adels hielten sich oft lange an den Höfen der maurischen Könige auf, um sich in den Künsten des Krieges und den feinen Sitten des gesellschaftlichen Lebens zu bilden.

So erhielten nun besonders auch die Turniere ihre Ausbildung, und man suchte durch diese beliebten Schau-

ſpiele jede Feierlichkeit zu verſchönern. Bei feierlichen Reichs- und Hof-Tagen, bei Vermählungen, bei wichtigen Ritterſchlägen, bei Beſuchen der Großen unter einander, bei Belehnungen, ja ſelbſt bei Concilien und Synoden wurden Turniere angeſtellt.

Was nun den Namen **Turnier** betrifft, ſo heißt er im Franzöſiſchen Tournoy, im Ital. Torneo, im mittl. Latein Torneamentum, im Engl. Turnament, Turney; im Schwediſchen Torney. Wenn auch die ausländiſche Endung dahin deutet, daß das Wort aus fremder Sprache zu uns gekommen, ſo iſt doch die Wurzel deſſelben durchaus deutſch. Im Notker, einem Geiſtlichen des 10. Jahrh. im Kloſter St. Gallen, von dem wir eine Ueberſetzung des Buches Hiob, der Pſalmen Davids u. ſ. w. haben, finden wir das Wort turnen für lenken, wenden; womit das franzöſiſche tourner, das angelſächſiſche turnan, tyrnan und das engliſche turn zuſammenhängt. Im Niederſächſiſchen heißt turnen noch: aufhalten, ſich turnen, ſich faſſen, ſich begreifen. Näher tritt aber der Bedeutung der Turniere das isländiſche turna und das ſchwediſche turna, fechten, ſtreiten, und man ſieht deutlich, daß alle dieſe Bedeutungen aus Einer Quelle kommen.

Bei einer ſo feſt geordneten und durch Geſetze beſtimmten Einrichtung war es unumgänglich, daß manches zur Sprache kam, was früher übergangen oder weniger beachtet ward, und dahin gehörte beſonders die Fähigkeit, in einem Turniere erſcheinen zu dürfen. Es kommen dabei Adel, Turnierfähigkeit, Wappenſchau als nothwendig vor, und wir müſſen deswegen hier einiges noch vor-

läufig betrachten, wenn wir im Stande seyn sollen, alles, was späterhin erwähnt werden muß, zu verstehen.

Ursprünglich hatten alle waffenfähige Freigeborne, die zum Kriegsdienst verpflichtet waren, Antheil an den alten Kriegesübungen und Kriegesspielen gehabt. Nachdem aber im 11. und 12. Jahrh. sich der kriegerische Adel durch Erblichmachung des Reiterdienstes von den übrigen Freien abgesondert hatte und einen eigenen Stand bildete; nachdem sich der Adel durch Erblichwerdung der Reichsämter in einen hohen und niedern theilte; nachdem später die Ritterwürde zum höchsten Rang des Adels erhoben worden war, gelang es diesem, daß die Turniergesetze nur adelichen und ritterbürtigen Personen den Zutritt bei den Turnieren erlaubten. Vor Eröffnung eines jeden Turniers wurden Untersuchungen angestellt, ob die, welche sich eingefunden hatten, durch ihren Stand und ihre Geburt sich zur Theilnahme daran eigneten. In Deutschland wurden die meisten Schwierigkeiten bei dieser Adelsprobe gemacht. Nach den deutschen Turniergesetzen war es nur dem ursprünglich freien Deutschen, dem Adel, erlaubt, bei den Turnieren als Theilnehmer zu erscheinen. Daher die Ahnenprobe, durch welche der, welcher an einem Turnier Theil nehmen wollte, beweisen mußte, daß er aus einem alten adelichen und also turnierfähigen Geschlechte entsprungen sey. Ursprünglich war diese Ahnenprobe nichts, als eine Ausdehnung des nach altdeutschen Rechten hergebrachten Beweises der Freigeborenheit, durch welchen ein Freigeborner darthun mußte, daß er aus einer rechtmäßigen Ehe von Aeltern und Großältern abstamme,

die in keiner Leibeigenſchaft geſtanden hatten. Daher wurde in den älteſten Zeiten die Ahnenprobe nur bis auf die Großältern zurück angeſtellt. Als aber zwiſchen der Ahnenprobe und dem Beweiſe der Freigeborenheit ein Unterſchied eintrat, mußte bei der Ahnenprobe, außer dem Stande der Freiheit, auch die Ritterbürtigkeit bewieſen werden. Ritterbürtig war: deſſen Vorfahren den Kriegesdienſt zur Vertheidigung des Vaterlandes zu Pferde gethan hatten. Nur der, deſſen Vorfahren Reiterdienſte gethan, war zu den Vorzügen und Rechten der Reiterzunft berechtigt und konnte die höchſte Würde in derſelben, die Ritterwürde, erlangen. So entſtanden unter den Freigebornen zwei Abtheilungen, die zu Roſſe Dienenden, der ritterbürtige niedere Adel, und die zu Fuß Dienenden, der freie Bürger- und Bauernſtand. Nach und nach zogen ſich die Gränzlinien zwiſchen beiden Abtheilungen ſtärker, und unter Kaiſer Friedrich II wurde der zweiten Abtheilung die Möglichkeit, ſich durch Verdienſte in die Reiterzunft zu bringen, und durch dieſe Zünftigkeit zur Ritterwürde ſelbſt zu gelangen, durch ausdrückliche Geſetze abgeſchnitten. Damals hatte ſich auch ſchon der Adel den ſonſt allen Freigebornen zukommenden Namen miles zugeeignet. Später nannten ſie ſich, mit Nachahmung der römiſchen Verfaſſung: equites. So maßte ſich denn auch der Adel beſonders die Tunicae an, und man nahm hier beſonders die Ritterbürtigkeit in Anſpruch, vorzüglich ſeitdem der Briefadel gewöhnlich geworden war; und der alte Erbadel verſtattete denen vom Briefadel keinen Antheil an dieſer Schule der Tapferkeit und Zierlichkeit, ſondern nur dem,

der aus einem alten ritterbürtigen Geschlecht entsprossen war und 4 ebenbürtige Ahnen beweisen konnte. Deshalb heißt das 12te Turniergesetz:

„Welcher vom Adel wollt' einreiten und turniren, der nicht von seinen Eltern Edelgeboren und Herkommen war, und das mit seinen vier Ahnen nicht beweisen kündt, der mag mit Recht dieser Thurnier keinen besuchen."

Der Briefadel, durch welchen die deutschen Könige aus höchster Machtvollkommenheit den Stand und die Rechte des Adels durch einen Gnadenbrief erblich ertheilten, gab also noch keine Turnierfähigkeit, und so wurden noch im Jahre 1438, bei einem Turnier zu Nürnberg, mehre Ritter, denen Kaiser Siegmund bei seiner Krönung in Rom diese Würde ertheilt hatte, davon ausgeschlossen, weil sie nicht ritterbürtig waren. In der Folge aber, damit dieser neue Adel nicht zurückstände, wurde ihnen in den Adels- und Gnadenbriefen auch die Ritterbürtigkeit mit ertheilt; und wie dies schon in den Verfall des Ritterwesens fiel, so war es noch ein Grund mehr, das Ritterthum immer weiter zu untergraben und zu stürzen. Zwischen dem freien Land- und Lehen-Adel, und dem Ministerial- oder Dienst-Adel war sonst kein Unterschied; dieser war so gut ritterbürtig und turnierfähig als jener.

Auch die alten Patrizier, oder, wie sie hießen, die Geschlechter in den Städten, wurden zu den Turnieren gelassen, doch nur unter gewissen Einschränkungen. Dagegen lautete eine Verordnung rücksichtlich der Bürger:

„Welcher aus freiem Willen in einer Statt sitzet,

Steuer und Wacht gibet, oder beampt, vnd das zu thun verbunden ist, so dann in gemein ingesessene Bürger zu thun seynd, die sollen zum Turnier nicht eingelassen werden. Füget sichs aber, daß einer Schirm aus Nothdurft gesuchet hätte, oder suchen müßte, das soll er nicht entgelten. Welcher auch vom Adel zu einer Statt bestellt ist, vnd sich nicht weiters verpflicht oder handelt, dann dem Adel zustehet, der soll auch zum Turnier nicht abgestricket (davon nicht weggewiesen) werden."

Damit nun dieses Gesetz nicht den Patriziern zuwider und hinderlich wäre, wurden in den Gnadenbriefen der Kaiser eigene Klauseln dagegen eingesetzt, die es wieder aufhoben. Dagegen wurde der,

„welcher vom Adel geboren und Herkommen — mit Kauffmannschafft, Wächßlen, Fürkauffen vnnd dergleichen Sachen, nehren oder sein Eynkommen nehmen wolt, dardurch sein Adel geschmehet vnnd veracht würde, wo er auch seinen Hindersaßen vnnd Anstössern jr Brod vor dem Mund abschneiden wolt, demselb so der stück eins oder mehr vbersahren vnnd darwider thun würde, sol in Turnier nicht zugelassen werden."

Dagegen war der Landbau einem Ritter keineswegs unanständig, und man hatte das Sprüchwort: „Ein Edelmann mag vor Mittag zu Acker gehen, und nach Mittag im Turnier reiten." nur städtischer Handel und Wandel, das Ziehen in die Städte und überhaupt das Verlassen der alten väterlichen Landsitze, um in den Städten besser

verprassend zu leben oder im Gegentheil mehr Glücksgüter zu erwerben, ward als Ehre verletzend angesehen.

Außerdem vernichteten Mißheirathen die Turnierfähigkeit; denn es heißt:

„Ob ein Turniersgenoß eines Burgers Tochter, oder eine Bauerin zu einem ehelichen Bettgenossen nehme, der mag mit Recht, dieweil er lebt, ungeschlagen und ungestraft den Turnier nicht gebrauchen, auch derselben Kinder von der Weiber einem gebohren, und ihre Kindskinder, bis in das dritte Glied."

Späterhin ward dies Gesetz beschränkt und dahin geändert: daß nur der nebst seinen Kindern der Turnierfähigkeit verlustig seyn sollte, welcher die Tochter eines Handwerkers, eines Schenkwirths oder eines Eigenen heirathete; dagegen sollte es dem nicht verargt werden, der eines ehrbaren Bürgers Tochter, um seine Umstände zu verbessern, geheirathet hätte, und der daher von den Turnieren nicht ausgeschlossen seyn.

Nicht zugelassen wurden zu den Turnieren alle diejenigen, welche unehelich geboren; ja selbst diejenigen durften nicht erscheinen, welche durch nachherige Verheirathung der Eltern und kaiserliche Gnadenbriefe ehelich erklärt worden, und erst bei der dritten oder vierten Nachkommenschaft ward es vergessen.

Bei allen diesen Bedingungen war es nun nöthig, daß mehre Beweismittel eintraten, durch welche das Recht, an Turnieren Antheil zu nehmen, bewiesen ward.

Dieſer Beweis mußte immer vor Eröffnung des Turnieres geführt werden, und deshalb war man ſchon lange vorher, ehe das Turnier eintrat, ſehr geſchäftig, um den Eintritt zu ſichern.

Vorzügliche Beweiſe waren die Waffen: Schild, Helm und Kleinod. Als die gänzliche Umhüllung mit Waffen, vom Kopf bis zu Fuß, es unmöglich machte, aus der Gleichheit aller, den Einzelnen zu erkennen, ſuchte man ein äußeres unzweifelhaftes Kennzeichen. Man malte daher beſtimmte Zeichen oder Zierrathen auf die Schilde, die man ſchon in frühſter Zeit Deutſchlands, wie uns Tacitus erzählt, mit Farben beſtrich. Andere Geſtalten brachte man an einem Theile der Waffenrüſtung an, gewöhnlich an den Helmen und auch auf dem Waffenrocke. Daraus entſtanden die Wappenſchilde und die Helmzeichen oder Kleinodien (altdeutſch meiſtentheils, mit Beibehaltung des altfranz Wortes: Zimiere). Anfangs mochten mehre daſſelbe Zeichen erwählt haben; dadurch entſtand wieder Verwechslung, und man ſuchte nun, unter öffentlicher Beglaubigung, ſich ein ſolches Zeichen zu ſichern. So entſtanden die entſchiedenen feſten Waffenzeichen oder Wappen, deren Urſprung man von der Zeit der Kreuzzüge annimmt, und die von da an ſich immer feſter und ſicherer ausbildeten. Da das Wappen für einen jeden ein ausſchließendes Unterſcheidungszeichen war, ſo folgte daraus die Forterbung des Schildzeichens und Helmkleinods vom Vater auf den Sohn, und auf dieſe Art wurden die Wappen erbliche, unter öffentlicher Beſtätigung angenommene Unterſcheidungszeichen der adelichen Geſchlechter. Die

Wappenzeichen des Schildes führte gewöhnlich eine ganze Familie gemeinschaftlich, durch die Helmkleinodien aber, welche auf den Helmen gewöhnlich in Gestalten von Metall bestanden, wie wir sie schon oben haben kennen lernen, unterschieden sich die verschiedenen Seitenlinien, und zwar gleichfalls ausschließend erblich. Doch erleidet diese Bestimmung manche Abänderung, von welcher in der Wappenkunde die Rede seyn muß.

Der Beweis, zu einem gewissen Wappenschilde und Helmzeichen geboren zu seyn, war daher auch der beste Beweis der Ritterbürtigkeit. Daher trat vor den Turnieren die Wappenschau ein, in welcher dazu bestimmte Männer über die Aechtheit der Wappen derer, welche turnieren wollten, urtheilen und untersuchen mußten, ob sie zur Führung derselben berechtigt wären. Jeder Ritter, welcher im Turnier einreiten, das heißt, sich mit zu den Kämpfern stellen wollte, mußte zum Beweise seiner Turnierfähigkeit seinen Schild und Helm mit den Kleinodien, welche er von seinen Ahnen, die auch Turniere besucht, geerbt hatte, bei der Wappenschau aufstellen. Hart war dies Unadelichen verboten:

„Dazu soll kein vnadelich Mann — lautet das Gesetz — lassen auffstragen, schauen oder sich bereiten, bei Poen zwanzig Mark Silbers, darzu soll sein Thurniergezeug den Ehrnholden, vnd sein Turnierpferd den Knechten verfallen seyn."

Nur die, welche ihre Wappen bei der Wappenschau hatten aufstellen, oder, wie es hieß, „auffstragen" lassen, wurden von den Turniervögten und Beamten getheilt,

d. h. zum Turnier für würdig und fähig erkannt, und in die Schaaren, wie ſie mit einander kämpfen ſollten, abgeſondert und beſtimmt. Wenn ſich einer nicht gemeldet hatte, ſo ſtanden ſtarke Strafen feſt, wenn er doch zum Turnier einritt:

„Welcher darauf nicht getheilt und darüber (d. h. über die Schranken) reiten wird, derſelbige ſoll ſein Roß vnd Turnierzeug verloren haben, vnd ein Theil verfallen, auch hinfür des Turniers zu ewigen Tagen berauöt ſein, vnd nicht zugelaßen werden."

Einen andern Beweis für die Turnierfähigkeit gaben die Turnierbücher und Turnierliſten. Zur Eintragung in dieſelben war ein jeder verpflichtet:

„Vnd ſo der beſtimmte Tag, daß man turnieren ſoll, kommt, iſt ein jeder Turnierer ſchuldig, zu ſeinem Turniervogt zu gehen, unter den er dann gehört (die deutſchen Ritter waren in verſchiedene Turnierlande oder Kreiſe getheilt, wie ſpäter bemerkt werden wird), vnd ſich laßen einſchreiben, dabei ſollen die Ehrnholden (Herolde) ſein."

Auf dieſe Turnierbücher konnte man ſich wegen ſeiner Vorfahren berufen, und ſie gaben einen unumſtößlichen Beweis.

Nach geendigtem Turnier mußte ein jeder zu ſeinem Landesturniervogt, der ihn eingeſchrieben hatte, gehen und von ihm einen Turnierbrief annehmen, worin beſcheinigt ward: er ſey bei dem Turnier geweſen. Darüber lautet das Geſetz:

„Nach dem ſoll ſich ein jeder, der geturniert hat, zu

seinem Turniervogt, unter den er geordnet ist, fügen, von dem soll er seinen Turnierbrief empfahen, das soll geschehn in Beisein zweier Turniervögte, und zweier Ehrnholden, von denen sollen die Briefe ausgegeben werden: Sie sollen auch bei ihren Eiden keinem einen Turnierbrief geben, er sei dann im Turnier gewesen, und hab das mahl selbst geturniert, des sollen sich die Turniervögte unterschreiben, ein jeder seines Viertheils."

Solcher Turnierbrief galt in der Folge auch beweisend für die Turnierfähigkeit. — Mangelten nun alle diese Mittel einem Ritter, so durfte er zuletzt noch seine Turnierfähigkeit durch Zeugen erhärten, und dies mußten immer zwei rittermäßige Edle seyn.

Außer diesen allgemeinen Gesetzen kamen aber auch noch des Ritters eigene Eigenschaften des Lebens und Wandels in Berücksichtigung, und nur der, welcher überall und zu jeder Zeit die Vorzüge und Tugenden eines rechtschaffenen Mannes gezeigt hatte, erhielt die Erlaubniß, Antheil an den Turnieren zu nehmen. Durch diese Gesetze wurden die Turniere zur Seele des Ritterwesens erhoben; sie waren die künstlichste und fruchtbarste Einrichtung des Ritterwesens; denn sie griffen von allen Seiten in das Leben, bildeten, belebten und belohnten den Ritter. Es wurden deswegen durch diese Gesetze die Eigenschaften eines vollkommenen Mannes festgesetzt, und sie bestanden: in der Achtung gegen die Religion, in Treue gegen das Vaterland und den, in dessen Dienst man war, in Tapferkeit und Muth, in Wahrhaftigkeit gegen seine

Mitbürger, in hülfreichem Beistand für Unterdrückte, in einem artigen Betragen gegen die Frauen, und in einer unwandelbaren Ergebenheit, Anhänglichkeit und Liebe zu der Auserwählten. — So durften nun in den Turnieren nicht erscheinen Ketzer und Gotteslästerer:

„Alle die, so rittermäßig von Adel geboren vnd Herkommen sind, die wissentlich handeln und freventlich thäten wider den höchsten Schatz der heiligen Dreifaltigkeit, vnd die christliche Kirch, mit Anrührung des christlichen Glaubens, es were mit frevelen Worten oder Werken, einigen Gethaten, wie das gehandelt würde, daß der mit Recht nicht in den Turnier reiten soll."

Ferner Kirchenräuber und alle die, welche gegen Kirchen und die Priester übel gehandelt:

„Alle die freventliche Kirchenbrecher vnd Zerstörer der Gotteshäuser vnd der Kirchen sein. — Alle die, so den Kirchen das ihre vnbillichen vorbehalten, vnd die Priesterschaft schmähen, oder vnwürdiglich halten ohne Vrsach."

Ferner, wer sich gegen Kaiser und Reich heimlich oder öffentlich vergangen:

„Welcher [illegible]n Adel geboren ist, der wider Kaiserlicher Majestät Gebott vnd Verbott, aus das heilige römische Reich freventlich thäte, vnd vernichtig darwider handelt, mit Worten, Werken, heimlich oder öffentlich, der soll im offenen Turnier vor allermänniglich gestraft, vnd mit ihm vmb das Pferd geturniert, er auch selbst auf die Schranken gesetzt werden."

Weiter, wer sich gegen seinen Lehnherrn vergangen und in der Schlacht feldflüchtig geworden:

„Wer vom Adel — Recht und That dazu gebe, daß sein eigener Herr ermordet oder todt geschlagen würde." Und

„Welcher eine Feldflucht gethan hat, unter seines Herrn oder Freund Hauffen, die im Feld geordnet sein."

Diese Gesetze haben schon in frühster germanischer Sitte ihren Ursprung. Wer, nach Tacitus, seinen Schild verlor, war ehrlos und ward von der Gemeindeversammlung ausgeschlossen. Verräther und Ueberläufer wurden dem Henker zum Strick übergeben, Feige in Moräste versenkt, und diejenigen, welche ihren Anführer im Treffen verließen und überlebten, traf eine lebenslängliche Ehrlosigkeit und Anrührigkeit. Auch Karl der Große setzte noch die Todesstrafe auf das Verbrechen der Verlassung des Heeres, welches gegen den Feind stand, wofür das alte Wort ist: Herisliz.

Ferner: ein Untreuer, Wortbrüchiger und Meineidiger durfte nicht zum Turnier einreiten.

„Welcher vom Adel geboren, der sigelbrüchig, meineidig, ehrlos erkannt, gescholten und dafür gehalten wird, daß derselb in keinen Turnier zugelassen werden soll."

Ausgeschlossen blieben dann noch: Mörder, Straßenräuber und Störer der öffentlichen Ruhe.

„Alle die sich in ihrem Stande des Adels mit Straßenrauben, Mörderei und Verrätherei, auch andern

Bosheit verhandelt haben, alſo daß die ſolches mit Ehren nicht verantworten können, oder darumb fürkommen dörfen, aus was Stücken das ein jeglicher verſchuldt hat."

Ferner: die, welche einen geſetzwidrigen Gebrauch von dem Fauſtrecht gemacht und den Landfrieden brachen.

„Alle die, ſo jemand das ſeine nemen, oder Beſchädigung zufchicoen, vnbillich, oder ohn Vehde niedergeworfen oder angefangen hätten."

Damit aber Fehden nicht abhielten, zu den Turnieren zu kommen, ſo war verordnet, daß die Fehde ruhte, ſobald ein Turnier ausgeſchrieben war, und ſo lange es dauerte.

Ferner durften im Turnier nicht erſcheinen: die Urheber neuer Zölle und Abgaben.

„Welcher vom Adel geboren oder Herkommen iſt, der im Reich Neuerung vnd Beſchwehrung machen wollte, mit weiterer Aufſetzung, dann vor der gemeine Landsgebrauch, Vbung vnd als Herkommen were, es ſey im Fürſtenthumben, Herrſchaften, Stätten oder andern Gebieten, zu Waſſer oder Land, ohne der Obrigkeit, als eines Römiſchen Kaiſers, Vergunſt vnd Wiſſen, in welcher Weiſe das were, dadurch der Kaufmann die Straſſen nicht brauchen möchte."

Wer Witwen oder Waiſen beraubt, beſchwert, oder ihnen Schutz verweigert.

„Welcher — Wittiben oder Waiſen beraubte, auch ihnen das ihre gewaltiglich vorhielt, ſo doch ein

jeglich rittermäßiger Mann und die vom Adel, dieſelben allezeit vor Gewalt und Unrecht ſollen ſchützen und beſchirmen."

Ferner die, welche Tugend, Ehre und gute Namen der Frauen mit Worten oder Werken beleidigt hatten, auch die Entführer.

„Welcher Frauen oder Jungfrauen ihre Ehr mit Worten oder Werken hat benemen wollen, und ſich ihr berühmt, oder ſolches mit Gewalt thut."

Und:

„Welcher einem ſein Eheweib, Tochter, Schweſter oder Freundin, unehelich entführte oder hielte, wider ſein Wiſſen oder Willen. Item, welcher eine Cloſterfrau hinweg führet, und mit der zühielte."

Zuletzt nun noch die, welche offenbare Hurerei trieben und Ehebrecher waren.

„Welcher vom Adel geboren und herkommen iſt, der für einen Ehebrecher ungezweifelt und öffentlich erkannt würde, der in eigenem ehelichen Stande, oder außerhalb deſſelbigen, mit andern Eheweibern, oder geiſtlichen Perſonen, in ſolcher Geſtalt zu ſchaffen hätte, auch Frauen oder Jungfrauen ſchwächte oder öffentlich ſchändete."

Und:

„Alle berühmte und offenbare Ehebrecher, und die alſo in der Unehe ſitzen."

Dieſe Geſetze beweiſen, wie ſehr man bemüht war, die Turniere zu einer Schule der Sitten zu machen, nicht bloß die Tapferkeit zu üben, und es geht auch daraus

hervor, daß, als das Ritterthum in seinem ersten Glanze stand, als alle diese Gesetze noch treue und redliche Beobachter fanden, die Ritter und Edlen ein so freundliches Band umfing, als man nur wünschen konnte, und daß alles dasjenige, was uns die Ritterbücher von dem zarten und sinnigen Leben jener Tage erzählen, wohl wahr und gegründet seyn mag, wenn auch, wie immer, in alles sich menschliche Schwäche mischte.

Um nun über dasjenige, was wir so eben als gesetzlich kennen gelernt, zu wachen, ward ein Turniergericht niedergesetzt, bestehend aus den Turniervögten oder Turnierkönigen, den ihnen beigeordneten Herolden und einigen Frauen. Von diesen Personen werde ich sogleich ausführlicher sprechen. Alle Klagen gegen die Turnierenden mußten bei diesem Turniergerichte angebracht werden, so wie dieselben in allen Streitigkeiten und Vergehungen während der Turniere entschieden. Bei der Wappenschau mußte die Klage gegen einen Turnierenden erhoben werden. Erbot sich der Beklagte zu Ehre und Recht, so mußte es der Kläger annehmen, doch konnte er verlangen, daß der Beklagte seine Freunde für sich verbürgen lasse, dahin: daß er sich vor dem ordentlichen Richter zur Verantwortung stelle, und zwar so, daß die Sache binnen Jahresfrist beendigt werde. Verstand sich der Beklagte nicht dazu, so blieb er so lange vom Turnier ausgeschlossen, bis er sich durch hinlänglichen Beweis von der Beschuldigung gereinigt. Ritt er doch ins Turnier ein, so sollte er geschlagen werden, und niemand sollte ihn, bei Verlust der Turnierfreiheit, schützen. Hatte er sich zur Verant-

wortung anheischig gemacht, so sollte ihn Niemand schlagen *). Die alten Turniergesetze besagen dies so in ihrer breiten und oft verworrenen Sprache:

„So einer einen schlagen will vmb Stuck oder Sachen, die auf die Schranken gehören, vnd ihn darumb zu rechtfertigen hat, der soll ihn auf dem Turnier, so man austrägt, oder vor Auftragen der Helm, wann er will, zu Rede setzen: beutet er ihm Ehr und Recht, das soll er von ihm aufnemen, inmassen, wie hernach stehet, also, daß er ihm so bald durch seine Freundschaft vngefährlich gnugsame Bürgschaft thue, daß er ihm vor seinem näheren ordentlichen Richter woll Rechtens sein, vngeweigert, ohne weiter appelliren vnd Auszug, vnd daß solchs in Jahresfrist zu Ende komme, vnd die Sach von keiner Gefährligkeit nicht verzogen werde: wo er das nicht anneme noch thun wollt, so soll er des Turniers still stehen, bis daß er sich der aufgelegten Sachen vnd Beschuldigung durch Recht entlediget, daß er nicht vnehrlich gehandelt habe. Thät er das nicht, vnd ritte darüber, den soll niemand beschützen noch befrieden, bei Vermeidung des Turniers, vnd dem oder denjenigen, so ihn schlagen wollen, mit ihm zu turnieren vorbehalten sein, vnd ihn sonst (wo er solches aufnemen würde) der Sach halber nicht schlagen."

*) Was das Schlagen im Turnier betrifft, davon sogleich ausführlicher.

Wenn nun einer den andern, ohne ihn vorher zur Rede geſtellt zu haben, im Turnier ſchlug (wir werden von dieſem Schlagen ſogleich näher hören), ſo ſoll der ſein Roß und Turnierzeug verlieren und für ſein ganzes Leben von den Turnieren ausgeſchloſſen werden. Jedoch blieb ihm Rechtfertigung und Belangung des andern wegen der Urſach ſeines Mißvergnügens vorbehalten.

„Welcher über dieſe Ordnung einen ohn' Urſach zu Rede geſetzt, oder Anrufſung des Rechten, ſchlagt, und auf die Schranken ſetzet, deſſen Roß und Turnierzeug ſoll dem Ehrnholden und Geſellſchaftknechten verfallen, und darzu ſein Lebenlang des Turniers beraubt, und der geſchlagen ihm ſeine Forderung, die gethane Schmach zu rechtfertigen, vorbehalten ſein."

Hatte einer den andern mit Unrecht belangt, und ward dies in der Folge klar, ſo war ein jeder Genoſſe des Turniers berechtigt, dies anzuzeigen und als Kläger aufzutreten.

Was nun die Turnierſtrafen betrifft, ſo waren ſie von den gewöhnlichen bürgerlichen Strafen ganz unabhängig und verſchieden. Hatte einer daher auch ſchon eine bürgerliche Strafe für ſein Vergehn erlitten, ſo entging er doch der Turnierſtrafe dadurch nicht, und umgekehrt. Ein dreifacher Unterſchied ſcheint vornehmlich bei den Turnierſtrafen Statt gefunden zu haben. 1) Wenn einer um Bosheit, d. h. um eines großen Vergehens oder Hauptverbrechens willen, geſtraft ward. 2) Wenn

es um Ehre geschah, wenn er gegen die Ehre seines Standes etwas gethan hatte. In diesen beiden Fällen waren die Schuldigen durchaus und für ihre Person auf immer von den Turnieren ausgeschlossen, wie dieses der Schluß eines jeden der 12 Turnierartikel beweist, wo es gewöhnlich heißt:

„Welcher — — (nun dies und dies gethan hat) daß derselb in keinem Turnier zugelaßen werden soll."

Meldete sich ein solcher schamloser Weise dennoch, oder ritt gar ungetheilt ein, dann ward er der öffentlichen Schande und Beschimpfung ausgesetzt. Er wurde von den andern geschmäht und geschlagen und mit dem Sattel auf die Turnierschranken gesetzt, auch noch außerdem wegen seiner Frechheit mit Verlust seines adelichen Namens, Schildes und Helmes bestraft. Dafür warnten nun auch die Turniergesetze:

„Es soll auch keiner seinen Helm in den Theil tragen, der nach Inhalt der Artieul abgestellt ist, auf daß er sich selbst nicht schaube."

3) Waren die Strafen für diejenigen, die, wie es heißt: im Turnier empfangen wurden. Diese waren nun ganz von den beiden ersteren verschieden, sie waren die unmittelbare gesetzliche Folge gewisser weniger großer Vergehen; wer sie überstanden, war wieder zur Theilnahme an den Turnieren fähig, dagegen die andern Verbrechen auf Lebenszeit davon ausschließen. Es waren solchem schimpflichen Empfange in den Turnieren folgende ausgesetzt: diejenigen, welche nach einem langen Außenbleiben und Nichtgebrauch derselben wieder dabei erschienen;

die, welche wieder zuerſt fähige Mitglieder nach einer Mißheirath waren, um einem Turnier beizuwohnen, und ſo auch die Brüder und Verwandten eines ſolchen, der außer ſeinen Stand geheirathet hatte. Die Strafe beſtand darin, daß der vor den Turnierſchranken Erſcheinende mit Kolbenſchlägen von den gegenwärtigen Turnierrittern empfangen ward. So heißt das ausführliche Geſetz darüber:

„Nach dem vnd als obgemeldt, warumb man einen jeglichen, der zum Turnier reiten will, vnd ſtrafbar iſt, ſtrafen ſoll, das ſoll man alſo thun: dieſelben mit den Kolben und keinen andern Waffen ſuchen, doch unterhalb des Sattels, als das Geſäß windet, da er blos vnd nicht mit der Blatten (mit dem Harniſch) gedeckt iſt, ſoll man ihm keinen Schlag zufügen oder thun, vnd ob einem, den zu ſtrafen fürgenommen, ſein Harniſch, damit er gewapnet war, vom Leib geſchlagen würde, ſo ſoll man denſelben, wo man ihn in allem ſchimpflich empfahen, vnd nicht vmb Bosheit ſtrafen will, an bloſſen Enden nicht weiter ſuchen. Welcher wider Ehre gethan hätte, darumb er zu ſtrafen fürgenommen würde, dem mag man ſein Ros abgewinnen, derſelbe ſoll auch mit dem Sattel auf die Schranken geſetzt werden, vnd darauf bleiben ſitzen bis zu Ende des Turniers.“

War nun einer geſchl gen worden und glaubte, mit Unrecht, ſo durfte er die, welche ihn geſchlagen, bei ihrem Landesturniervogt belangen, der dann verpflichtet war,

nebst zwei oder vier andern, die Sache zu untersuchen und darüber zu entscheiden.

Wir sahen, daß alle diese Einrichtungen sich auf Turniergerichte bezogen, und ich bemerkte schon oben, daß es aus männlichen und weiblichen Theilnehmern zusammengesetzt war. Die männlichen waren nun:

Turniervögte,
Herolde,
Grießwärtel, und
Turnierknechte.

Wir wollen ihre Obliegenheiten und ihre Rechte einzeln betrachten.

Die Turniervögte oder Turnierkönige hießen auch Richter der Turniere. Des gesammten Deutschlands turnierfähige Freie (die Sachsen ausgenommen) waren in vier große Gesellschaften, Behufs der Turniere, eingetheilt: nämlich in die Gesellschaften vom Rheinstrom, von Baiern, von Schwaben und von Franken. Zusammen hießen sie die Ritterschaft der vier Lande. Bei den Turnieren, welche diese Gesellschaften wechselsweis anstellten, wurde von einer jeden ihr Turniervogt zum nächsten Turnier gewählt. Bei außerordentlichen Turnieren wählte aber auch jede Gesellschaft ihren Turniervogt, indem eine jede eine gewisse Anzahl ihrer Glieder zur Helmschau verordnete, und aus diesen wieder die 4 Turniervögte wählte. Die Wahl, welche am Ende eines Turniers zum nächsten in Hinsicht der Turniervögte gehalten ward, nannte man, zu Blatt tragen, eine dunkele Benennung, die wahrscheinlich daher entsprang.

daß die Wahl und Ernennung in eine Urkunde (in ein Blatt) geschrieben ward, womit der Erwählte diese Würde beweisen konnte.

Außer der Aufsicht über die Ritter ihrer Gesellschaft hatten nun diese Turnierkönige folgende Rechte und Pflichten: 1) Sie bestimmten Zeit und Ort des neuen Turniers und ließen dazu durch Herolde oder andere Abgeschickte einladen. Diese Einladung geschah schriftlich, wohl meist in einem offenen Briefe, dem die Vollmacht (das Blatt) des Turnierkönigs, worin wohl immer sein Wappen, beilag. 2) Den Ort, wo das Turnier gehalten werden sollte, mußten sie dazu gehörig vorbereiten lassen. 3) Mußten sie freies Geleit, Wohnung, Lebensmittel und andere Bequemlichkeiten für die besorgen, welche zum Turnier kommen wollten, und darüber gehörige Verträge mit den Einwohnern des Ortes, wo das Turnier zu halten, abschließen. 4) Bei Anfang des Turniers mußten sie die Namen der Theilnehmer annehmen und in die Turnier-Rolle eintragen, oder eintragen lassen. 5) Bei der Wappenschau, so wie bei der Heroldtheilung, d. h. bei der Theilung der Turnierenden in zwei Theile, waren sie zugegen und hatten die Oberaufsicht. 6) Ihnen gebührte der Vorsitz im Turniergericht, sie waren Richter, leiteten die Untersuchung und sprachen das von den Beisitzern gefällte Urtheil aus. 7) Bei den Turnieren hielten sie zwischen den Seilen (diese Benennung wird sich weiter unten erklären) und achteten genau auf Ordnung und Beobachtung der Kampfgesetze. 8) Nach den Turnieren mußten sie denen, welche dabei gewesen, auf ihr Verlangen Tur-

nierscheine ausstellen. 9) Endlich mußten sie den neuerwählten Turniervögten Rechenschaft von Verwaltung ihres Amts ablegen, die Turnierbücher, Rechnungen und andere Verhandlungen übergeben, jeder in Gegenwart von 3 Turniergenossen, welche die darüber aufgenommene Verhandlung unterschrieben und untersiegelten. — Bei zahlreichen Turnieren wurden ihnen 2, 4 und auch mehre Ritter beigeordnet, die den Namen Gesellschaftsvögte erhielten, die ihnen in ihren Verrichtungen halfen und besonders auch, zur Aufrechthaltung der Ordnung bei den Turnieren, mit ihnen zwischen den Seilen hielten.

Zu den im Turnier wesentlichen Personen gehörten ferner: die Herolde, Ehrenholde oder Wappenkönige. Das Wort Herold ist sehr alt, trifft in seinen Lauten mit vielen alten abgeleiteten Wörtern zusammen, und daher ist die Ableitung desselben von vielen auf die verschiedenste Art versucht worden. Die wichtigsten Erklärungen sind von Schilter, der es von Heer, Kriegsheer und Ald, Aldio (ein Diener), ableitet. Leibnitz und Ihre suchen den Ursprung in dem wallisischen Herod, ein Bote, Gesandter, woraus durch ein eingeschobenes l unser Herold, das Heraldus des mittlern Latein, Araldo im Ital. und Heraud im Franz. geworden ist. Aber dieses wallisische Wort zeigt wohl wieder auf die älteste, ursprünglichste Wurzel hin, die Schilter in seiner Erklärung nachweiset. Das Wort Ehrenheld bedeutet nun dasselbe, ward aber in spätrer Zeit auch dafür gebraucht, daß in den Schauspielen des Hans Sachs, Jakob Ayrer, Rosenblüt u. s. w., in denen immer ein Verredner erscheint,

dieſer Vorredner (Prologus) Ehrenhold genannt ward. Dann iſt es aber ebenfalls der allgemeine königliche Diener in dieſen Schauſpielen, den Könige und Fürſten rufen, um ihm Aufträge zu ertheilen, oder der auch unvermuthet Nachrichten bringt, und zuletzt iſt er auch der Nachredner des Stückes (Epilogus), ſo daß er alſo in vielfacher Weiſe der alten Zeit brauchbar erſchien, doch war immer etwas Ehrenwerthes in ihm, welches auch ſein Name bezeichnete. Wappenkönig hieß meiſt nur der erſte der Herolde in Frankreich.

Ehe wir nun zu der Bedeutung der Herolde in den Turnieren kommen, iſt es nothwendig und wichtig, zuerſt im Allgemeinen von ihrem Amte und ihrer Verpflichtung zu ſprechen. Wir haben geſehen, wie überaus ängſtlich und genau man in der Erforſchung und Auffindung des Adels eines Geſchlechts war, und wie ſehr man darauf hielt, daß alles dahin Gehörige ſeinen genauen Beweis fand. So bildete ſich dann bald eine Art von Adelswiſſenſchaft, Heroldkunſt genannt, welche viele und mancherlei Vorkenntniſſe vorausſetzte, und zu welcher ſich daher eine förmliche vieljährige Vorbereitung ſchickte. Dieſe nun, die darin erfahren waren, trugen eben den Namen Herolde. Die Wiſſenſchaften, welche dazu gehörten, umfaßten im Ganzen: völlige Kenntniſſe des hohen und niederen Adels, aller Familien und deren Gerechtſamen und Verhältniſſe; und im Einzelnen gehörten dazu: die Wappenkunde, die Geſchlechtskunde, die Erdkunde und das Heroldsrecht. Die Kenntniſſe, welche ſolche Herolde beſaßen, gingen doch ſelten ins Allgemeine, ſondern waren

nur immer auf das einzelne Land, in welchem die Herolde lebten, gerichtet, aber darin war ihre Bekanntschaft auch gründlichst und wohl meist unfehlbar. Die Wappenkunde (Heraldik) war die Wissenschaft von den Wappen aller wappenfähigen Geschlechter im Lande, so daß man die Wappen verstehen konnte und im Stande war, durch die Wappen beurtheilende Kunst zu entscheiden, ob ein Wappen ächt und dem Gesetze der Wappenkunde entsprechend sey. Die Geschlechtskunde (Genealogie) war eine Kenntniß von der Herkunft und Verwandtschaft aller adelichen Geschlechter. Die Erdbeschreibung begriff die Kenntniß des ganzen Landes, insofern sie auf die Verhältnisse des Adels Bezug haben konnte, besonders also eine Kenntniß aller adelichen Besitzungen und der Thatsachen, warum sie dieser oder jener Familie zugehörten; dann auch, wie und auf welche Art sie zum Besitz derselben gekommen. Das Heroldsrecht endlich war ein Inbegriff von rechtlichen Grundsätzen, welche auf die Kenntniß vom Adel Bezug hatten, von seinem Ursprunge und Fortgange, von seinem Verhältniß zur höchsten Gewalt und den übrigen Staatsbürgern, vom allgemeinen Rechte des Adels und einzelner Geschlechter, vom Recht der Wappen, der Turniere u. s. w. Zur Erlernung dieser Kunst hielt man nur Adeliche geschickt, und im Geiste jener Zeiten wurden auch diese Geschäfte zunft- und handwerksmäßig verrichtet, indem man nur langsam vom Lehrling zum Meister überging. Die Reihenfolge der Kenntnisse und Aemter, welche dabei beobachtet wurde, war folgende: An einem jeden Hofe waren mehre Herolde.

Wer ein Herold werden wollte, der ging bei einem alten Herold in die Lehre und lernte bei ihm, wie ein Handwerkslehrling bei ſeinem Meiſter. Zuerſt erhielt der Lernende die Stelle eines Laufers oder Boten, der zu Fuß oder zu Pferde die ihm aufgetragenen Botſchaften vollbringen mußte. Er war unverletzlich. Damit man ſie nun als ſolche erkennen konnte, trugen ſie, wenn ſie zu Fuße waren, das Wappen ihres Herrn auf dem Schloſſe des Gürtels; waren ſie zu Pferde, ſo war das Wappen auf der rechten Schulter angeheftet. Drei Jahre lang mußten ſie als Boten dienen, dann wurden ſie *Perſevanten*, Lat. *Proſequentes*, dem Geſellenſtande der Handwerker vergleichbar. Nunmehr trugen ſie das Wappen auf der linken Schulter. Die Erhebung dazu geſchah unter manchen Feierlichkeiten, deren hauptſächlichſte eine Art feierlicher Taufe war. Dieſe geſchah immer am Sonntage und beſtand darin, daß der König oder der Fürſt, an deſſen Hofe der Meiſter des neuen Perſevanten angeſtellt war, einen Becher Wein über ſeinen Kopf goß und ihm einen eigenen Namen gab. Darauf mußte er einen beſondern Eid ablegen und ſich zu den Verpflichtungen ſeines Standes anheiſchig machen. Nun hatte er noch ſieben Jahre zu dienen und zu lernen, woher es denn auch wohl kam, daß ſolche Perſevanten, beſonders wenn ſie erſt bei vorgerückten Jahren zu dieſem Amte traten, bejahrt wurden, wie denn z. B. Hans Sachs in ſeinem Lobſpruch der Stadt Nürnberg erzählt:

Im Augenblick ward ich erwecket
Von einem alten Perſifant.

Nach dem Verlauf von 7 Jahren konnten sie erst Herolde, also Meister werden. Diese hatten, zum Unterschiede der Uebrigen, das Wappen ihres Herrn auf der Brust. Ihr Anzug bestand in einem Waffenrock; auf dem Kopfe trugen sie einen Federhut, und in der Hand führten sie einen weißen Stab. Ihre Verrichtungen waren sehr mannichfaltig und verschieden. In Friedenszeiten wurden sie in Erbfolgefällen, in Lehnssachen und in andern Verhältnissen des hohen und niedern Adels um ihr Gutachten gefragt. Man gebrauchte sie als Gesandte; das ganze Wappenwesen stand unter ihnen, sie entschieden in Streitigkeiten über die Wappen. Ueber Ritterbürtigkeit und Turnierfähigkeit wurden ihre Entscheidungen eingeholt, und sie hatten Macht und Recht, einen Adelichen wegen schlechter Aufführung öffentlich zur Rede zu stellen, ihm sein Betragen zu verbieten, ihn zur Besserung zu ermahnen. Im Kriege waren sie unverletzlich. Sie kündigten den Krieg an und gingen zwischen den feindlichen Heeren, wenn es nöthig, hin und her. Während der Schlachten beobachteten sie dieselben, traten gewöhnlich nach der Endigung derselben zusammen und berathschlagten nach ihrem Gewissen, wer die Schlacht eigentlich gewonnen. Erst nach gehöriger Ueberlegung und Verständigung gaben sie der Schlacht ihren Namen.

Bei den Turnieren hatten sie eine nicht unbedeutende Reihe von Geschäften. 1) Die Turniervögte sendeten sie aus, um das bevorstehende Turnier anzukündigen und dazu einzuladen. Bei den Turnieren der Ritterschaft von den vier Landen wurden ihnen die Zehrungskosten

aus der gemeinschaftlichen Kasse vergütet. 2) Waren sie bei der Wappenschau und der Helmtheilung zugegen, und es kam besonders bei ihnen darauf an, die aufgetragenen Helme und Schilde zu beurtheilen, ob der Besitzer, seiner Geburt und den Verhältnissen seiner Vorfahren nach, im Turnier erscheinen durfte. Vielleicht erhielten sie dafür auch in Deutschland von einem jeden Ritter eine Belohnung; in Frankreich war dies wenigstens der Fall, wo ihnen von jedem Ritter 8 Sous gegeben wurden, wofür sie vor dem Turnier seinen Helm unter das Wappen befestigten. In Frankreich war es auch Sitte, daß die Helme derer, welche zum ersten Mal beim Turnier erschienen, dem Herolde verfallen waren, und die Ritter mußten sie um ein bestimmtes Geld auslösen, dessen Betrag verschieden war, je nachdem man einen Kampf mit dem Schwerte oder der Lanze eingehen wollte. Hatte man aber den Helm für den höhern Kampf, den Lanzenkampf, ausgelöst, so brauchte man für den Schwertkampf nichts mehr zu geben, worüber das Sprichwort galt: die Lanze macht das Schwert, nicht aber das Schwert die Lanze frei. 3) Vor Anfang des Turniers mußten sie die Gesetze, welche befolgt werden sollten, besonders in Hinsicht des Kampfes und seiner Art und Weise, öffentlich ausrufen. 4) Erschien einer im Turnier, in dessen Familie ein solches Vergehn begangen, daß die Glieder derselben dem ausgesetzt waren, daß sie geschlagen werden konnten, wenn sie einritten, so machte der Herold, damit ein solcher Unschuldiger nicht zu sehr geschlagen wurde, seinen Namen bekannt und zugleich den, für welchen er seine Strafe litt.

5) Vor Eröffnung des Turniers untersuchten sie die Waffen und das Turnierzeug der Kämpfer, ob es den Gesetzen zufolge so eingerichtet war, daß Niemandem dadurch ein Schaden zugefügt werden konnte. Besonders mußten die Schwerter gleich bei der Helmschau mit aufgetragen werden, um gesehen und geprüpft zu werden. Jedes ward darauf von den Herolden gezeichnet, und es war verboten, ein anderes zu brauchen. So sagt Rürner bei dem Turnier, welches **1481** zu Heidelberg gehalten worden ist, Bl. 180:

„vnnd soll keyner kein ander schwerdt oder wassen in dem Thurnir füren oder brauchen, dann jm zum Thurnir zugelassen ist, von denjhenen darzu geordnet, zu besehen, welche man zulosen sol, vnnd eyns jegklichen schwerdt, sollen mit den Cleinotten oder Theylhelmen vff das Hauß zu dem Theyl getragen werden, die alsdann zu besehen vnnd zeychnen, vnnd welches nit gezeychnet ist, sol bei des Thurnirs straff nit zugelaßen werden."

6) Während des Kampfes mußten sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Kämpfer richten, daß diese den Gesetzen gemäß mit einander stritten, sie ermuntern oder loben, sie an die Gesetze erinnern, wenn sie zu hitzig wurden, oder im Nothfall sie auseinander bringen: in zweifelhaften Fällen entschieden sie, wem der Sieg zukam. Deshalb mußten sie auch, wie die Turniervögte, zwischen den Seilen halten, d. h. den Kämpfern ganz nahe, um gehörig Achtung geben zu können. In dieser Rücksicht

und bei dieſem Geſchäfte hießen ſie denn auch Lüfner, Lünſener oder Warner. Lüſener und Lünſener hängt unſtreitig mit Lauſchen, Sehen und mit dem bekannten Lugen zuſammen, und Warner wohl mit Wahren, wahrnehmen, wenigſtens ſcheinen dies die am nächſten liegenden Erklärungen zu ſeyn, wogegen andere ſehr eigene Ableitungen haben, z. B. Schubart in ſeinem Werke: de ludis equestribus, dem beſten älteren Buche über die Turniere, welcher Lünſener von Lanze ableitet. 7) Wenn der Turnierkampf verlaufen war, und die Schranken wieder geöffnet wurden, dann riefen ſie die Namen der Sieger öffentlich aus und ladeten ſie ein, die Belohnungen in Empfang zu nehmen. 8) Zuletzt waren ſie gegenwärtig, wenn nach geendetem Turnier die Turnierbriefe ausgeſtellt wurden; denn dies mußte nach der Regel in Anweſenheit von zwei Herolden geſchehen.

Die Grieswärtel, Kreiswärtel oder Stäbler. Auch über die Ableitung dieſes Namens ſind die Meinungen zweifelhaft. Einige leiten Grieswärtel von Grit (Kampf, Streit) her und Wartel, Beobachter. Andere, und dies beſonders Adelung, nehmen Kreiswärtel als das eigentliche Wort an, aus dem Grieswärtel nur entſtellt oder verſtellt worden iſt, indem Kreis, niederſ. Kreit, der Kampfplatz bedeutet, alſo Wärter des Kampfplatzes. Den Namen Stäbler erhielten ſie von den langen Stäben, Stangen, die ſie führten, und welche ſie unter die Kämpfenden, wenn dieſe zu hitzig wurden und dem Zuruf nicht mehr gehorchten, ſchleuderten. Sie mochten den Springſtöcken und Wurfſtangen der Haſcher auf einigen

Hochſchulen gleichen, und hießen Griesſtangen. Auch die Grieswärtel waren Adeliche, ſie wurden von den vier Turniervögten zu gleicher Anzahl erwählt und beſtellt. Rürner ſagt davon bei dem Turnier zu Darmſtadt, 1403 gehalten, Bl. 111. a.

„Da ſaßen die verorneten (Verordneten) auß den vier landen nider, vnnd erwölten zwölff zu Grießwerteln, auß jedem Land drei, vnnd zwiſchen die Seyl erwölten ſie auch noch zwen, von jedem Land, damit jr zwölff waren mit den Thurnirvögten, die zwiſchen Seyln hielten.“

Ihre Verpflichtung geht ſchon aus dieſer Stelle zum Theil hervor. Sie mußten neben den Turniervögten innerhalb der Turnierſchranken, zwiſchen den Seilen, hieß es in der Turnierſprache, halten, und, wenn ſie bemerkten, daß die Kämpfer die Turniergeſetze übertraten und einander zu ernſtlich angriffen, aus eigenem Antrieb oder auf Veranlaſſung der Turniervögte ſie trennen und die, welche in Gefahr geriethen, ſchützen. Da trat denn auch oftmals der Gebrauch der ſchon berührten Griesſtangen ein.

Zuletzt gehörten noch zum Turnier die Turnierknechte, die, weil ſie mit Stöcken und Prügeln verſehen waren, auch Prügelknechte genannt wurden. Sie waren verpflichtet, den Kämpfern Waffen zu reichen, die verlorenen Waffen aufzuheben, den in Noth Gerathenden zu Hülfe zu kommen, das zuſchauende Volk in Ordnung zu erhalten und zur Ruhe zu bringen. Solche Prügelknechte ſind auch wohl gemeint, wenn wir auf den Abbildungen in Rürners Turnierbuch auf einem Hofe Roſſe

und Männer verſammlet ſehen, zu denen oben aus dem Fenſter ein Mann mit einem Stabe in der Hand drohend niederruft: Stilla ho! Im Nothfall brauchte man ſie auch gegen die Kämpfer, wenn ſie die Geſetze des Kampfes, oder, wie man es damals nannte, die Turnierfreiheit vergaßen, um ſie mit Gewalt auseinander zu bringen. Eine ſolche Nothwendigkeit, daß die Turnierknechte zugreifen mußten, erzählt Rürner vom Turnier zu Darmſtadt 1403. Bl. 144: „Daruff wurden die Seyl abgehawen vnd ging der Thurnir an, ſo bald der anfing, wurden ſich die Franken vnd die Heſſen rottieren vnd ſich ſo hart wider eynander zu der wehr ſchicken, damit ſich aller Adelichen tugend vnd Adels freiheyt vergeſſen ward, vnd wardt das ſchlahen ſo ſtreng vnd hart, das weder Grießwertel die zwiſchen Seyln oder Brügelknecht mer ſcheyden kunden, vnd wurden auß den Schrancken getrieben, die andern Fürſten, Grauen, Herren vnd die von Adel, ſo die ſach nit anging, hielten vff den vier orten (Ecken) vnd lieſſen ſie machen, biß ſie der ſach ſelb mud wurden, vnd jr ſelb eynen jamer machten, wie nachuolgt. Als nun die Grießwertel ſahen, das die ſach nit mer zu ſtillen was, lieſſen ſie die Schranken vffgon, wer auß dem Thurnir woll, der mocht herauß reiten, da mit er auch nit ſchaden neme, alſo wardt der Thurnir mit groſſem ſchaden gehalten vnd vollendt. — Da wurden vff demſelben Thurnirplatz ſiebezehen Frauen todt geſchlagen vnd ertretten, vnd neun Heßen."

Bereits oben wurde bemerkt, daß auch Frauen und Jungfrauen zu den Turnieren gehörten und beſtimmte

Verrichtungen dabei hatten. Sie sind daher auch zu den Turnierbeamten zu zählen. Einige waren zur Wappenschau und Helmtheilung bestimmt, und zwar, bei den allgemeinen Turnieren, von jeder der vier Gesellschaften drei, eine Frau, eine Wittwe und eine Jungfrau. Man nannte sie: die zu der Schau und Helmtheilung verordneten Frauen und Jungfrauen. Sie mußten aus alten ritterbürtigen und turnierfähigen Familien seyn, und bei der Helmschau lag ihnen besonders ob, die Rechte und Vortheile ihres Geschlechts zu bewahren, wenn irgend ein Frauenzimmer gegen den Besitzer eines der aufgetragenen Helme Klagen anzubringen hatte. In diesen Fällen war ihre Stimme entscheidend. Andre Frauen waren bestimmt, die Dänke des Turniers, d. h. die Preise des Turniers, zu überreichen. Bei den kleineren Turnieren wurden gleich diejenigen Frauen, welche die Dänke austheilen würden, vorher bekannt gemacht; bei den großen Turnieren aber wurden einige der anwesenden Frauen gewählt, und zwar zu einem jeden einzelnen Dank eine besondere Austheilerin. Diese Dänke oder Preise waren nämlich nach der verschiedenen Ursache, um derentwillen sie vertheilt wurden, unterschieden, wie weiter unten näher entwickelt werden wird.

Wie die Waffen, deren sich die Ritter bedienten, in den Turnieren seyn mußten, ist schon oben bei den Waffen im Allgemeinen bemerkt worden. Hier nur noch ein paar Worte von den Pferden, die dabei gebraucht wurden. Sie hatten nicht die Eisenrüstungen (wenigstens in der Regel), welche sie in den Kämpfen auf Leben und Tod der Ritter

trugen, da es verboten war, nach den Pferden zu schlagen und zu stechen, und es wurde immer als ein großes Versehen angenommen, wenn der Ritter seine Lanze so niedrig hielt, daß er etwa das Roß seines Gegners erstach. Dagegen mußten die Pferde, welche dazu gebraucht wurden, stark, dauerhaft, muthig, unerschrocken, wohl zugeritten und an den Kampf gewöhnt seyn. Andere, die hinten ausschlugen, die den Reiter abwarfen, dann auch wilde, beißige Pferde, solche, die an andere ansprangen und dadurch den Kampf störten, wurden zum Rennen unbrauchbar gefunden. Daher heißt es in den Turniergesetzen:

„Er soll sich auch bewahren, daß er kein einfallend, beißend oder schlagend Pferd habe, darauf er turnieren will, oder er stehet in Straffe vnd soll darumb geschlagen werden."

Zufolge dieses Gesetzes mußten bei der Wappenschau auch die Pferde vorgeritten werden, um zu sehen, ob sie nicht einen der eben berührten Fehler hätten, welches aus dem Kürner hervorgeht, der bei der Beschreibung des Turniers zu Konstanz, 1418 angeblich gehalten, bemerkt, daß bei der Helmschau: „ward ufgetragen, beschaut vnd beritten." Auch wegen des Pferdezeuges war verordnet, daß es in allen Stücken so gemacht seyn solle, daß Niemand damit verletzt werden könne. So lautet die Turnierordnung:

„Es soll auch keiner keinen Zügel vber drei Finger breit an Zäumen führen, oder stählen Stirn, verdeckt noch offenbar, darzu am Sattel, Streif-

leder, auch an ſeinem Ros oder Leib keinen Zeug haben, der ſchneid oder ſtehe, das gefährlich zu brauchen, damit jemands verletzt möcht werden."

In Hinſicht des Sitzens auf den Pferden war befohlen, daß die Kämpfer keine unerlaubten Mittel gebrauchen ſollten, um feſtzuſitzen:

„Sich ſoll auch niemand im Turnier mit keinem Bubſchweiff einſchlieſſen oder befeſtigen laſſen, anders dann im freien Sattel mit ſchlechten Steigledern, ſich der gebrauchen vnd alſo ſitzen."

Der Platz, auf welchem große Turniere gehalten wurden, mußte ſorgfältig zubereitet werden, geglättet, geebnet, mit Schranken verſehen. Ein ſolcher Platz wurde meiſt in Deutſchland ein Turnierhof genannt, ſo wie die Beſtimmung deſſelben genannt ward das Turnier legen. Es wurden oft freie Plätze in der Gegend, wo ein Kloſter lag, gewählt, damit man in den Kreuzgängen einen bequemen Platz zur Aufſtellung der Wappen, zur Wappenſchau, hatte. Sonſt wurden aber auch Plätze in den Städten genommen, und die dabei liegenden großen Häuſer, Rathhäuſer u. ſ. w. zur Wappenſchau beſtimmt. Meiſt war nun ein Herold oder ein Perſevant zugegen, um den zwiſchen den Wappen umherwandelnden Frauen und Rittern die etwa unbekannten zu erklären, auch wohl, um etwaige Klagen gleich anzunehmen und ſie vor die Turnierrichter zu bringen.

Um die Turnierſchranken befanden ſich ringsum, außen wo die Wege zum Einreiten und Ausreiten der Ritter gelaſſen waren, erhöhte Sitze, höher und niedriger, nach

Stand und Würde der zuſchauenden Perſonen, nach ihrem Verhältniß zum Turnier ſelbſt, d. h., wie ſie etwa auch dann mit einzugreifen hatten, wie ſie etwa auch dabei beſchäftigt waren. Die rohen Holzgerüſte waren ſämmtlich mit Tuch bekleidet und verhüllt, und beſonders wurden die Empporen, auf welchen Kaiſer, Könige, Fürſten und hoher Adel ſaßen, ſo wie vor allen die der zuſchauenden Frauen, mit den reichſten Teppichen, mit geſtickten und geſchmückten Tüchern von Sammt und Seide geziert. Dieſe Ehrenplätze erhielten auch die Ritter, welche durch ihr hohes Alter nicht mehr im Stande waren, an dieſen Vergnügungen ihrer Jugend Theil zu nehmen. Wie nun ſchon dieſe Teppiche und Tücher glänzend geſchmückt waren, ſo wetteiferte mit ihnen und überſtrahlte ſie noch in den Turnieren der Glanz der Kleidungen, welche die Zuſchauer und beſonders die Frauen trugen, und was oben von Schmuck und Zier der Waffen und Kleidungen geſagt worden iſt, das fand hier ſeine reichſte Ausbreitung und Darlegung. Dazwiſchen ertönte nun der Schall der Tonwerkzeuge, beſonders der Trompeten und Pauken, welche die vornehmſten Zuſchauer bei ihrem Eintritt auf ihren Plätzen begrüßten, die einreitenden Ritter bewillkommneten, dann aber auch wieder beim Turnier ſelbſt das Zeichen zum Anlauf, die Beſtimmung und Erhebung des Sieges gaben. Dazwiſchen ward gewiß Muſik gemacht, aber ſie war überaus einfach, wie überhaupt in der damaligen Zeit (ich werde noch ſpäter darauf kommen), und beſtand meiſt nur in einem eintönigen Schlagen der Trommel, begleitet von einer Querpfeife, die wir meiſt auf

allen alten Bildern dargestellt finden. Doch wurde auch eine zusammengesetztere Musik gemacht, und ein gar mächtiges Getöse mag oft geherrscht haben. So heißt es im Ulr. v. L. Frauendienst (S. 243): „Da hörte man Speere krachen und Schilde tönen, Floiten, Pauken, Posaunen und Schalmaien klangen laut, daß Niemand hören mochte."

An dem Tage vor dem eigentlichen Turniere, der, nach der Bezeichnungsart, wie der Tag vor heil. Festen, Vorabend (Vigiliae) genannt ward: der Turnierabend, wurden Vorspiele gehalten, und diese gaben die Knappen, in Nachahmung der größeren Turniere der Ritter, auch um ihre schon erlangte Geschicklichkeit zu zeigen. Die Vorabende sind, wie gesagt, noch jetzt bei den hohen Feiertagen der römischen Kirche von Wichtigkeit, und im Mittelalter erstreckte man diesen heiligen Gebrauch auf jede wichtige Handlung, in welche die Verehrung Gottes immer mit eingewoben ward, als das Höchste und Heiligste, um die Feier zu erheben. Bei gerichtlichen Zweikämpfen, bei Gottesurtheln, bei Erd-Abtretung, bei Ertheilung der Ritterwürde ward er immer feierlichst begangen; man fastete von dem Vorabend an und brachte die Nacht in der Kirche oder an dem Grabe eines Heiligen zu. So wurde denn auch der Vorabend des Turniers mit Uebungen gefeiert, die auf die Festlichkeit des folgenden Tages Bezug hatten. Diese Vorübungen und Rennen waren schon den Tag vorher durch öffentlichen Ausruf von den Turniervögten angekündigt. Wenn die Ritter, welche kämpfen sollten, gekommen waren, um den Kampfplatz zu beschauen, so

erschien in Frankreich ein Herold, welcher laut rief: „meine Herrn Ritter, morgen werden sie den Turnierabend haben, wo man Tapferkeit mit Stahl und Eisen kaufen und verkaufen wird." Diese Uebungen arteten späterhin aus und machten, daß die Knappen, ihren Stand und ihre Stellung vergessend, sich unter die Ritter mischten. Was nun die Namen betrifft, welche den Kämpfen an diesem Vorfeste gegeben wurden, so hießen sie: Versuche (franz. essais), Proben (epreuves); auch: die Turniervesper, und zuletzt das Gestech (escrimies). Die Knappen bedienten sich dabei solcher Waffen, die leichter zu tragen und zu gebrauchen waren, als die der Ritter, und solcher, die eher zerbrachen und weniger gefährlich für die damit Verwundeten waren. Man gab zuweilen denjenigen Knappen, die sich in diesem Vorturnier ausgezeichnet und den Dank davongetragen hatten, die Erlaubniß, in dem großen Turnier mit bei den Rittern zu seyn; und diese anfänglich belohnende Mischung der Knappen und Ritter unter einander war späterhin ein Grund mehr, der zum Verfall der Ritterwürde diente. Zurufe an die Kämpfenden im Turniere waren, wie wir sehen werden, gewöhnlich, und so auch bei diesen Vorturnieren, bei welchen in Frankreich gemeinhin gerufen ward: „Den Damen Liebe, den Pferden Tod." Ein wunderlicher, ja selbst widersinniger und unbegreiflicher Zuruf.

Am Tage des Turniers selbst verkündete der Schall der Drommeten die Ankunft der Ritter, welche prächtig bewaffnet, in kostbarem Anzuge, alle zu Roß in die Schranken einzogen, jeder mit seinen Farben, seinem

Wappen, seinem Helmschmuck geziert, in den glänzendsten Waffen, die er zu erhalten vermochte. Geziert war er dabei auch mit den Farben seiner Geliebten, oft auch mit einem andern Zeichen, wodurch sie ihn beglückt, welches gewöhnlich an dem ausgezeichnetsten und sichtbarsten Orte seines Helmes, auf dem Helmschmuck, wie schon oben bemerkt, befestigt war und bestand: in einem Gürtel, Schleier, Knopf, Armband, Kopfputz, einer Spange oder einem andern Stück ihrer Kleidung, ihres Schmuckes.

Wie nun die eigentlichen Turniere in den verschiedenen Zeiten gehalten worden sind, wie diese wechselten, und was eigentlich für besondere Uebungen waren, darüber herrschen noch hin und wieder Dunkelheiten, die nur in der Folge durch fortgesetztes aufmerksames Lesen der alten Dichtungen und Aussonderung dessen darin, was auf Leben und Sitte Bezug hat, gemindert und gelöst werden können. Das eigentliche Turnier war ein Gefecht ganzer Haufen gegen einander. In den alten Gedichten, besonders in den Nibelungen, heißt ein solcher Kampf Buhurd, so auch noch in den spätern Gedichten und beim Ulrich von Lichtenstein. Ein solcher Buhurd brauchte nicht in geordneten Schranken gehalten zu werden, eine jede Wiese, ein jeder freier, geebneter Platz war dazu hinlänglich. Dabei ritten die Ritter im bunten Gewimmel unter einander, indem sie das Bild einer Schlacht lieferten; sie kämpften wechselnd mit einander, wie es Zeit und Gelegenheit gab, daß sie auf einander trafen, und machten so viel Niedergeworfene oder Ergriffene zu Gefangnen, als sie nur konnten. Ein Bild von der Menge

der Ritter und ihrem wechselnden Durcheinanderreiten, liefert uns der Frauendienst des Ulrichs v. Lichtenstein S. 92: „Da erhub der Graf von Görz einen Buhurt, er tät vor uns Frauen mit Kunst nach ritterlichen Sitten daher, der Buhurt ging in Queere hiehin und dahin; 500 Ritter waren wohl auf den Buhurt gekommen, da hörte man das Stoßen von Schilden und das Krachen von Speeren, die Ritter waren unmüßig um die reinen süßen Weib." Das Wort Buhurd kommt ursprünglich von Hurt, die Schaar, der Haufen, her, und deutet so in seinem Namen schon die Menge an. Buhurdiren heißt einen Buhurd halten. Die Benennungen in den übrigen Sprachen zeigen, daß alle dieses Wort aus der deutschen Sprache nahmen. Im Französischen heißt buhurdieren: bouter, ital. urtare, engl. to hurt. Im mittlern Latein heißt es: bordiare, burdare; und der Buhurd: bohurdica, burdeicia, bofordo. In den andern Sprachen heißt der Buhurd: franz. bihourd, ital. bagordo, span. bohordo.

Was nun das Gefecht in Haufen beim eigentlichen Turniere betraf, so zerfiel es in das Vorturnier und Nachturnier. In jenem ward mit den Turnierkolben, in diesem mit dem Schwerte gefochten. Wenn sich die Kämpfer auf dem Turnierplatz versammlet hatten und geordnet worden waren, stellten sie sich innerhalb der Schranken in den verschiedenen Haufen auf, in welche man sie getheilt hatte, einer dem andern in Schlachtordnung gegenüber. Darauf wurden die Schranken geschlossen, und auf Beicht der Turniervögte und Grieswartel wurde von

den Trompetern das Zeichen zum Angriff gegeben, oder, wie es in der Turniersprache hieß: zum Turnier aufgeblasen. Die Grieswärtel hieben die Seile ab, welche zwischen den verschiedenen Haufen gezogen waren, und nun drangen die Kämpfer mit den Kolben auf einander ein, und indem sie gleichsam eine wirkliche Schlacht hielten, und jede Abtheilung sich bestrebte, die andere zurückzutreiben, ward das Turnier geführt. Nach einiger Zeit, oft erst nach dem Verlauf einiger Stunden, wurde wieder aufgeblasen, damit der Kampf geendigt werde. Nun vertauschten sie die Kolben gegen die Schwerter, um das Nachturnier zu halten. Dies bestand besonders darin, daß die Ritter versuchten, einander die Helmkleinode abzuhauen. Dies besagen die Turniergesetze so:

„Aber so man zum Turnier bereit ist, sollen vier dazu als Grieswärtel und vier zwischen die Seile geordnet werden, aus jedem Lande zween, bis man getheilt, und so man zum Turnier aufbläst, so sollen die zwischen den Seilen die Seile abhauen und turnieren lassen, die auch straffen, so straffbar seind. Alsbald das geschehen ist, und daß die Grieswärtel wieder lassen aufblasen, so sollen sie ihre Kolben fallen lassen, und ein jeder zu seinem Schwert greiffen, und einander die Kleinod abhauen. Wann das geschehen ist, so geben die Schranken auf, und wird die Turnierfreiheit gehalten."

Auch die Art, wie nach den Kleinodien gehauen werden mußte, war in dem Turniergesetze bestimmt, damit

dabei ebenfalls Willkür und Unbill vermieden würden. Es hieß daher:

„Und ſo man geturniert hat und aufbläſ't, ſo mag ein jeglicher ſein Schwert ziehen, und gegen ſeinen Turniergenoßen verſuchen, ſein Kleinod abzuhauen, mit dem er ſich vermag, und daſſelbig an niemands, da er blos iſt, mit ſtechen oder hauen brechen, und nicht anders."

Bei dieſen Turniergefechten durfte ein jeder Ritter, wie es ſein Stand ihm erlaubte, einen oder mehre Knappen oder Knechte bei ſich haben. Die Anzahl derſelben und ihr Antheil beim Gefechte waren beſtimmt. Nach den Turniergeſetzen, die Spangenberg bekannt gemacht, durfte ein Fürſt vier, ein Graf drei, ein Ritter zwei und ein Edler einen Diener oder Knappen in ſeiner Begleitung haben. Die heidelberger Turnierordnung erlaubt nur einem Fürſten drei, einem Grafen zwei und einem Ritter oder Edelmann einen. Die Pflicht dieſer Diener war, während des Kampfes immer um ihre Herren zu bleiben, ihnen die Waffen zu reichen und durch geſchickte Lenkungen ihrer Pferde ſie vor den Kolbenſchlägen ihrer Gegner zu ſichern. Sonſt durften ſie ſich auf keine Weiſe in den Kampf miſchen, noch in den Zaum des Gegners ihres Herrn greifen, um ſein Pferd wegzuführen, damit ſeine Streiche nicht treffen möchten. Dies beſtimmten die Geſetze alſo:

„Dieſelben Knechte ſollen bei ihren Herren oder Junkern nicht anders thun, dann welchen man ſchlagen will, den getreulichen leiten mit ſeinem Zaum, und keinen andern mit der Wehre von ihm bringen.

Es soll auch derselben keiner einen andern, dann seinen Herrn oder Junkern zäumen (heißt hier so viel, als am Zaume halten, lenken), oder in seinen Zaum greifen oder fallen, noch den hinwegleiten oder führen."

Dagegen durften aber auch die Kämpfer diese Knechte nicht beleidigen, nach dieser Bestimmung der Gesetze:

„Dieselben Knechte sollen auch von allen Turnierern gefreit sein, die niemand mit den Kolben oder Schwerten schlagen, verletzen, noch sie gefährlich ernieder stoßen oder sonst tretten soll."

Eine andere Turnierübung war: das Gefecht einzelner mit einander. Die Waffen, welche man dabei gebrauchte, waren Lanze, Schild und Stechhelm. Dies Lanzenrennen ward in der altdeutschen Sprache Tiost genannt. Im mittlern Latein heißt es: justa, josta, jostra; im Franz. joute; und im Ital. heißt giostra die Lanze. Wir finden diese Kampfart schon sehr früh in Deutschland, und es bedurfte dazu keiner Turnierschranken, es konnte im freien Felde und wo zwei Ritter einander begegneten, gehalten werden, weshalb wir denn auch diese Lanzenrennen oftmals in Rittergedichten und Geschichten erwähnt finden. In den Turnieren wurde aber auf verschiedene Art mit der Lanze gekämpft, und wir finden bei den deutschen Turnieren besondere Danke für dreierlei Lanzengefechte, nämlich: für das Stechen über die Schranken, das Stechen im hohen Zeug und das Gesellenstechen. Genau ist noch nicht ausgemittelt, wie diese Stechen sich eigentlich gegen einander verhielten und von

einander abwichen. Nur das Stechen über die Schranken kennen wir beſtimmter; es beſtand darin, daß auf dem Turnierplatz eine Wand von Latten aufgerichtet war, an welcher die beiden Kämpfer, der eine auf dieſer, der andere auf jener Seite, mit den Lanzen im vollen Pferdelauf gegeneinander rannten. Die Lanze führte man in der rechten Hand, das Ende des Schafts wurde mit dem Arm gegen die Seite gedrückt, und die Spitze hielt man über das linke Ohr des Pferdes hinaus, und verſuchte es nun, den Gegner auf den Leib, oder, wenn er ein Schild hatte, auf die Mitte des Schildes, zwiſchen die vier Nägel, hieß es in der Kunſtſprache, zu treffen, worauf dann der recht im Mittelpunct des Schildes Getroffene gewöhnlich durch die Gewalt des Stoßes zu Boden ſtürzte. Wer von ſeinem Gegner auf dieſe Weiſe vom Pferde geritten, oder aus dem Sattel gehoben ward, der hatte einen ledigen Fall genommen, wie es die Kunſtſprache im Turnier beſagte. Geſchickte Kämpfer wußten ſich durch künſtliche Wendungen ſo zu kehren, daß ſie gar nicht getroffen wurden. Man rechnete es auch für einen Fall vom Roſſe an, und es war ſo gut, als wenn man ſeinen Gegner aus dem Sattel gehoben hätte, wenn man ihn ſo traf, daß die Lanze zerſplitterte, er aber gar nicht getroffen hatte und ſeine Lanze ganz blieb; denn das Zerſplittern der Lanze war das ſichere Zeichen eines regelrechten Treffens des Gegners, und der Stoß, welchen dadurch der Treffende erhielt, war nicht minder bedeutend, als der, welchen der Angerannte erlitt. Auf welche Weiſe das Lanzenrennen nach ächt ritterlicher Sitte angeſtellt

werden mußte, besagt ein altes Lehrgedicht des Mittelalters, der Winsbeck, welcher seinen Sohn über sein Leben und Thun belehrt:

Sun, nim das gegen die kommenden war,
Und senke schone dinen schaft,
Als ob er si gemalet dar (senke deinen Speer so gerade, als ob er gemalt sey),
Las an die ors mit meisterschaft,
Je das und das zuere im die kraft (treibe es zu dem Anlauf immer stärker und stärker an);
Ze nagelen vieren uf dem schilt da sol din sper gewinnen haft,
Oder da der Heln (Helm) gestricket ist (da, wo der Helm festgeknüpft ist);
Du zwei sint rechtu ritter mal, und uf der Ruost der beste list.

Bei diesem Gestech waren die Ritter nun meist immer in voller Rüstung mit ganzer Bepanzerung; doch finden sich auch Beispiele, daß sie die ganze Rüstung verschmähten, entweder als Gelübde (davon in einem späteren Abschnitt), oder auch aus Uebermuth und im Bewußtseyn ihrer Kraft. So heißt es im Frauendienst S. 94 von Reinprecht von Murecke: „Von guter Seide führte er ein Hemde, weiß wie der Schnee, er führte nicht anders Harnisches, als Schild, Helm und Speer." Sehr oft geschah es, daß beide Kämpfer, wenn sie gleich gut getroffen hatten, zugleich von den Pferden fielen. Es war eine Höflichkeit gegen den Gegner, welchen man aus dem Sattel gehoben hatte, ihm zu Ehren freiwillig den Sattel zu räumen und mit herabzufallen. Davon erzählt noch beim Jahre 1561 Hans v. Schweinichen in seinem Leben ein hübsches Beispiel: „Es hat Kurfürst August (von Sachsen) im Reinzuge (zu Dresden) mit meinem Herrn

Vater, welche beide gute Renner und Stecher gewesen, ein Treffen mit einander aethan, jedoch gar heimlich und fest, daß es niemand, als die Kur- und Fürstlichen Personen gewußt. Ihro Kurfürstl. Gnaden haben meinem Vater den Kuris selbst angelegt und gesehen, daß er wohl verwahret werde. Wie sie nun zusammen rennen, treffen sie beide einander als gute Renner wohl. Wenn (da) aber der Kurfürst nicht wohl einlegen mechten, hat der Spieß den Kurfürsten etlichermaßen überwogen, auch geholfen, daß also J. K. F. G. fallen. Mein Vater aber sonsten, ungeachtet daß der Kurfürst seiner auch nicht gefehlt, wohl hätte sitzen bleiben können, weil er aber sah, daß der Kurfürst fiel, begab er sich auch in den Fall, sam es das Ansehen hätte, J. K. F. G. hätten ihn 'runter gerannt, welches hernach dem Kurfürsten eine sonderliche Freude gewesen, auch gesagt: „Dies solle sein letztes Treffen sein." Bisweilen suchten sie auch den Helm oder die Helmkleinodien einander mit der Lanze abzurennen; und davon geben mehre alte Bilder ein Beispiel, welche zugleich die Art und Weise der Lanzenrennen versinnlichen, bei denen man sich keines Schildes bediente.

Derjenige nun, welcher unter allen die Meisten aus dem Sattel gehoben und die größte Anzahl von Lanzen gebrochen, welches man in der Turniersprache nannte: die meisten Fälle gewonnen hatte, wurde für den Sieger gehalten und ihm der Stechdank zuerkannt. Die Fertigkeit, Lanzen zu brechen und doch bügelfest zu bleiben, war oft unglaublich groß, und es werden davon in der Folge noch Beispiele angeführt werden. Ueber das Stechen im

hohen Zeuge schweigen alle, die darüber Erklärungen geben könnten; mir scheint es, als wenn es Scharfrennen in voller Rüstung waren, die ein Einzelner gegen einen Einzelnen that und bei denen man sich der Lanzen bediente. Es hatte mit dem Stechen über die Schranken Gleichheit, nur fehlten die Schranken, welche die Ritter und Rosse von einander trennten, und die Ritter waren auch schwerer bewaffnet. Indessen wird das große thalheimersche Fechtbuch, welches Schlichtegroll zu München im Steindruck herausgiebt, darüber uns besser belehren. Gleiche Bewandtniß hat es mit dem Gesellenstechen, und auch hierbei habe ich nur eine Vermuthung aufzuweisen. Das Gesellenstechen ist mir nämlich mit dem schon vorher erwähnten Gefecht ganzer Schaaren unter einander gleich, wobei nur nicht mit Kolben und Schwert, sondern mit der Lanze gekämpft ward, und jeder Ritter sich nach Gutdünken und wechselnd einen Gegner wählte. Diese Art des Gefechtes ist diejenige, welche, wie bereits bemerkt, eigentlich und vorzugsweise „Buhurd" im Altdeutschen genannt ward. Hierbei ritten nun die Ritter auf einander, verstachen ihre Lanzen, ließen sich neue geben, zersplitterten sie wieder auf dem Schilde eines neuen Gegners, entsattelten diesen und jenen und wurden auch wohl aus dem Sattel gehoben. In das wilde Reiten und Fechten ward späterhin wahrscheinlich eine Regelmäßigkeit gebracht. Ritter und Rosse bewegten sich nach abgemessenen und vorgeschriebenen Gesetzen, und so entwickelten sich aus dem Gesellenstechen die ritterlichen Spiele, welche die Folgezeit hatte und in welche sich die Ritterkämpfe auflösten:

das Carouſſel, bei welchem Gewandtheit des Körpers genug gezeigt werden konnte, ohne daß doch dabei Einer den Leib des Andern zu ſeiner Zielſcheibe nahm, ſo daß dieſe Uebungen weniger gefährlich und tödlich wurden, und das ernſthafte Spiel ſich mehr in eine heitere Luſt auflöſt, wofür freilich das Turnier in ſeiner früheſten Zeit den männlichen Kämpfern, denen Lanzenſplittern eine Luſt war, auch gegolten hatte.

Das Stechen über die Schranken und die andern Uebungen mit der Lanze folgten allemal erſt dem Hauptturnier, welches mit Kolbe und Schwert gehalten ward, und zumeiſt ſah erſt der zweite Tag dieſe Uebungen. Man nannte ſie daher auch das Nachturnier, doch durfte, den Geſetzen nach, keiner im hohen Zeuge ſtechen, der nicht im Hauptturnier mitgekämpft. Dieſes beſagt die heilbrunner Turnierordnung ſo:

„Fort haben wir geſetzt und geordnet, daß zu einem jeden Turnierhof niemand, dann wer von der Ritterſchaft zum Turnier gehört, turnieren, noch auch ſonſt jemand in hohen Zeugen vmb die Danke ſtechen ſoll, dann die, ſo in demſelben Turnier geweſen ſind, vnd denſelbigen beſucht haben, vnd auch ſonſt keiner rennen oder ſtechen, er habe dann geturniert.“

Bei allen dieſen Lanzenſpielen mußte man mit der Lanze nur auf den Kopf, den Schild und auf das Bruſtſtück ſtoßen, Stellen, wobei keine Verwundung oder Verletzung ſo leicht zu fürchten war. Zu hoch oder zu niedrig war ein Fehler. Zu hoch, ging der Stoß in die Luft, zu

niedrig, war das Pferd des Gegners in Gefahr, und es ward als ein groſser Fehler angesehen, wenn ein Ritter das Pferd seines Gegners todtrannte; oft ein auch gewiſs unersetzlicher Verlust. In Frankreich endete gewöhnlich kein Kämpfer die Turniere eher, bevor er nicht noch zu Ehren seiner Geliebten mit einem andern eine Lanze gebrochen hatte; man nannte diese die Damenlanze. Ob in Deutschland bei den Turnieren eine gleiche Einrichtung herrschte, ist nicht gewiſs, doch bei der Aehnlichkeit so vieler Einrichtungen zwischen beiden Ländern wahrscheinlich.

In späteren Zeiten erforderte es die Veränderung des Kampfes und die Art, die Kriege zu führen, daſs der Adel nicht mehr allein zu Roſs kämpfte, sondern auch zu Fuſs. Daher muſsten nun auch Ritterübungen zu Fuſs eintreten. Schon in der Heldenzeit finden wir die vielfachsten Kämpfe zu Fuſse, und gerade diese Fuſskämpfe waren die hitzigsten, unversöhnlichsten und heftigsten, die meist mit einer vollen Niederlage endeten. Oft geschah es, daſs, wenn die Ritter zu Roſs an einander gelaufen waren, ihre Lanzen zersplittert hatten und oft selbst niedergeworfen waren, sie aufsprangen, oder ihre Rosse verlieſsen und nun heftig mit dem Schwerte auf einander losgingen. Einzelne, bestimmte Kämpfe, z. B. in Gottesurtheilen, durften nicht anders, als zu Fuſs ausgefochten werden, und die Recken des Heldenbuches und der Nibelungen finden wir nur selten zu Roſs kämpfend, meist immer ihre Stärke und Gewandtheit zu Fuſs messend. Dagegen machen uns die letztern Zeiten des Ritterthums mit einer beträchtlichen

Anzahl von Kampfarten zu Fuß bekannt, mit Lanzen, Hellebarden und Schwertern, mit Kolben, mit und ohne Schild, wie eine bereits oben im Jugendleben angeführte Stelle beweiſt, in welcher angeführt ward, worin ſich Maximilian in ſeiner Jugend übte. Aber alle dieſe Kämpfe ſind nicht zu den Turnieren zu rechnen, in denen der Kreis der Uebungen durch das bereits Angeführte beſtimmt und feſt geſchloſſen war. Die Geſtalten der Kämpfenden, wie ſie mannichfach alte Bilder geben, werden indeſſen die Arten des Fußkampfes verſinnlichen und deutlich machen, wobei beſonders hier nur auf den Weiskunig zu verweiſen iſt, aus dem auch im Jugendleben einzelne, hier nicht zu wiederholende Nachweiſe genommen ſind. Eben ſo wenig gehören die Uebungen hierher, welche man in ſpäterer Zeit vernahm, und die mehr in das Gebiet groſſer Feſtlichkeiten und größerer Kampfübungen gehören, als zu den eigentlichen Turnieren zu rechnen ſind. Dahin rechne ich z. B. Folgendes: Man machte kleine Burgen von Holz, warf Erdwälle auf, baute hölzerne Thürme und Schlöſſer und übte ſich, dieſelben anzugreifen und zu vertheidigen. Eben ſo bemühte man ſich, eine Brücke, einen engen Paß, den Uebergang über einen Fluß oder einen andern Ort, deſſen Bewahrung oder Einnahme im Kriege einen großen Werth haben kann, zu vertheidigen oder anzugreifen. In Nachahmung der alten Helden- und Ritterzeit warf ſich, wie wir dies in alten Ritterge-dichten und Geſchichten, z. B. im Fierabras, der zum Kreiſe der Dichtungen von Karl dem Großen gehört, finden, ein einzelner Ritter auf, einen Paß, ein Thor

eine Brücke gegen jeden, der es mit ihm aufnehmen wolle, zu vertheidigen. Der, welcher dazu Luſt hatte, hing alsdann bei dem Ort, welchen er zu vertheidigen unternommen hatte, ſeine Waffen an einem Baum oder Pfahl auf. Der andere, welcher den Kampf mit ihm beſtehen wollte, berührte dieſe Waffen mit dem Schwert, zum Zeichen der Aufforderung zum Kampf. Gewöhnlich ſetzten nun beide einen Preis für den Sieger feſt und kämpften hierauf nach gewiſſen feſtſtehenden Regeln. Dies neigt ſich aber alles ſchon zu den künſtlichen Ritterübungen, die in der Folge gewöhnlich wurden, bei denen ſich dieſe Uebungen in ein gar zuſammengeſetztes Spiel veränderten. Schon oben bezeichnete ich ſie mit dem allgemeinen Namen Carouſſel, dem Ringelrennen, welches ſeine verſchiedenen Abarten hatte und von dem weiter unten noch kurz die Rede ſeyn wird.

Frühere, in der Heldenzeit ſo oft vorkommende Spiele und Kraftübungen, als: Ringen, Springen, Rennen, Laufen, Stein- und Lanzenwerfen, wodurch alle körperliche Uebungen umfaßt wurden, die den Helden zur Zierde gereichten, und die in den Nibelungen und dem Heldenbuche ſo oft erwähnt ſind, wurden zwar auch noch in der Ritterzeit getrieben, aber eine Stelle bei den Turnieren hatten ſie nicht gefunden, und ſie wurden daher nur bei andern Gelegenheiten, nicht bei ſolchen feierlichen und großen allgemeinen Kampfübungen, vorgenommen. Die Namen dieſer Uebungen bezeichnen hinlänglich im Allgemeinen, was darunter verſtanden ward, und auf das Einzelne einzugehen, iſt hier nicht der Ort. Nur von dem

Steinwerfen möchten ein Paar Worte von Wichtigkeit ſeyn. Das Schleudern eines ungeheuren Steines erzählen uns bereits die Nibelungen in den Wettkampf-Uebungen, welchen ſich Brunhilde unterzieht. Schon V. 1320 heißt es von ihr:

Sie ſchoß mit ſchnellen Degen um Minne den Schaft;
Den Stein den warf ſie ferne, darnach ſie weiter ſprang.

Günther unterzieht ſich dem Wettkampfe mit ihr, nachdem ihm Siegfried ſeine Hülfe, verborgen durch die unſichtbar machende Tarnkappe, verſprochen. Wie gar gewaltig Lanze und Schild der Brunhild war, habe ich ſchon oben in einigen Stellen angeführt. V. 1809 iſt die Beſchreibung des Steines, der ihr dargebracht ward: „viel gewaltig erſchien die Stärke der Brunhilde; man trug ihr einen ſchweren Stein zu dem Ringe, groß und ungefüge, viel gewaltig und rund; ihn trugen kaum zwölf kühne und ſtarke Helden. Den warf ſie zu allen Zeiten, ſobald ſie ihn Ger verſchoßen.“ Wie ſie nun damit warf und zugleich den Sprung darnach that, erzählt V. 1861:

Da ſprang ſie hin viel balde, zornig war ihr Muth,
Den Stein hub ſie gar hoch, die edele Magd gut,
Sie ſchwang ihn küneglîche viel ferne von der Hand,
Da ſprang ſie nach dem Steine, wohl erklang ihr alles ihr Gewand.
Der Stein war gefallen zwölf Klafter von dann,
Den Sprung hett' sie mit Sprunge die Magd ſo wohlgethan.

Darauf tritt nun auch Günther mit dem verborgenen Siegfried hinzu, wo der Stein lag. Siegfried warf den Stein noch ferner, dazu ſprang er weiter. Durch ſeine Tarnkappe hatte er Kraft genug, daß er mit dem Sprunge auch den König Günther von dannen trug.

Dieſes Steinſchleudern war auch noch in der Ritterzeit üblich, und geht dies aus der Nachricht von einem gewichtigen und großen Stein hervor, der im Altenhofe zu München lag und wobei dieſe Reime befindlich waren:

Als nach Chriſti Geburt gezehlet war
Vierzehenhundert und 90 Jahr,
Hat Herzog Chriſtoph hochgeborn,
Ein Held von Baiern auserkorn,
Den Stein gehebt von freier Erd,
Und weit geworfen ohn' Gefehrd,
Der wigt 364 Pfund,
Das gibt der Stein und Schrifft Urkund.

Daß Herzog Chriſtoph aber auch ein tüchtiger Springer war, und alſo die Uebungen der Nibelungen noch am Ende des funfzehnten Jahrhunderts zeigte, ging aus andern Reimen an demſelben Orte hervor:

Drey Nagel ſtecken hier vor Augen,
Die mag ein jeder Springer ſchauen:
Der erſt zwölf Schuh hoch von der Erd,
Den Herzog Chriſtoph ehrenwerth
Mit ſeinem Fuß herab that ſchlagen;
Zaunritt (Name eines andern Springers) loff bis zum andern Nagel,
Wol von der Erd zehenthalb Schuch,
Neunthalb Philipp Springer luff.

Indeſſen war dies Steinwerfen und Springen immer mehr eine Probe körperlicher Stärke und Gewandtheit, als eigentlicher ritterm[illegible]ßiger Uebung, und ſie ſtehen daher einzeln da, ohne in die Turniere mit aufgenommen zu ſeyn, die auf Kampf mit Lanze, Schwert und Kolben beſchränkt waren. Ein Ueberreſt der Uebung, mächtige Steine zu

schleudern, zeigt sich noch in der Schweiz unter dem Landvolk, wo es Steinstoßen genannt wird.

Eine andere Uebung des Springens, die sich aus der Heldenzeit mit in die Ritterzeit übertrug, war die Kunst eines geschickten Reiters, in voller Rüstung auf das Pferd und in den Sattel zu springen. Davon finden sich schon viele Nachrichten im Heldenbuche, besonders im Wolfdieterich, wo es z. B. heißt:

> An (ohne) Stegereif der freige
> Do in den Sattel sprant.

Auch im dritten Theile des Heldenbuches kommt die Erwähnung dieser ritterlichen Stärke vor:

> Ein ors (Ros) man im do brachte,
> Das gurtet er nur has,
> Gar bald er sich bedachte
> An steigreif er druf sas.

Nicht minder rühmt dies der Stricker in seinem Gedicht von Karl dem Großen von diesem Kaiser:

> Der Kaiser vf ein ors sprank
> Vil rinkliche ane stegereif.

Diese Uebung geht nun durch die ganze Ritterzeit hindurch, und es lassen sich davon viele Beispiele aufzeigen. So zieht z. B. der Knappe Iwanet, als Parzifal den Ither erschossen hat, dem Parzifal dar:

> Des todten Mannes Kastellan (ich erklärte es schon oben durch kastilisches Roß),
> Das trug Bein' hoch und auch lang.
> Der (nämlich Parzifal) gewappnet in den Sattel sprang,
> Er begehrte Stegreifes nicht.

Oben, in dem Jugendleben, führte ich den Ritter Boucicaut an, der auch als Knappe ſich übte, in voller Rüſtung auf ein Roß zu ſpringen.

Nach dieſen eingeſchobenen Bemerkungen, kehren wir wieder zum Turnier zurück. Nach der Beendigung aller Turnierübungen wurden die Preiſe an die Sieger ausgeſpendet, welche in der Turniersprache „Dänke" hießen. Sie wurden von Frauen oder Jungfrauen vertheilt, die daher auch zu denen gehörten, welche als beamtet bei den Turnieren anzuſehen waren und bereits ſchon genannt ſind. Bei den Privatturnieren wurden meiſt immer diejenigen Frauen bekannt gemacht, gleich bei der erſten Einladung, welche die Dänke austheilen würden, und da dazu wohl faſt immer die ſchönſten und lieblichſten Frauen gewählt wurden, ſo waren auch ſie ſchon für die Ritter anreizend, ſich bei den Turnieren zahlreich einzufinden, oft um gerade aus dieſen Händen den Siegerpreis zu erhalten. Bei den großen gemeinſchaftlichen Turnieren des deutſchen Adels aber wurden zur Ueberwachung der Dänke einige der anweſenden Frauen erwählt, und zwar zu jeder Art derſelben andere. Dieſe Dänke und Preiſe, welche bei den Turnieren ausgetheilt wurden, waren nämlich nach der Urſache, um derentwillen ihre Vertheilung Statt fand, verſchieden. Wir finden in den alten Nachrichten 5 Arten derſelben, von denen eine jede einen verſchiedenen Namen hatte. 1) Der Stechertank; dieſen erhielt der Ritter, welcher ſich beim Geſellenſtechen, oder dem Stechen im hohen Zeuge und bei dem Stechen über die Schranken ausgezeichnet hatte. Derjenige wurde dabei für den Sieger

und des Dankes würdig gehalten, welcher die meiſten Gegner bügellos gemacht und aus dem Sattel gehoben hatte, an deſſen Beuſt ihre Lanzen zerſplittert waren, ohne daß er ſelbſt bügellos geworden war, noch irgend einen Beweis von Schwäche und Ermattung gegeben hatte. 2) Der Vierdank war für denjenigen beſtimmt, welcher bei einem Turnier der Ritterſchaft der vier Lande in der beſten Rüſtung erſchienen war. 3) Einen andern Dank erhielten der oder diejenigen, welche unter allen Anweſenden aus der entfernteſten Gegend zum Turnier gekommen waren, und alſo den weiteſten Weg hatten machen müſſen. 4) Der Dank der Turniervögte. Dieſen erhielten allemal am Ende eines jeden Turniers die von den Geſellſchaften der vier Lande erwählten vier neuen Turniervögte. 5) Der Aelteſten Dank ward den älteſten Rittern zu Theil, welche beim Turnier zugegen waren.

In Hinſicht der Perſonen, an welche Dänke vertheilt wurden, waren zweierlei, nämlich: Ritterdänke und Knappendänke. Jene haben wir ſo eben kennen gelernt; dieſe wurden ſchon oben erwähnt, als ich von den Uebungen ſprach, welche an dem Vorabend des eigentlichen Turniertages gehalten wurden. Bei den Turnieren, welche die oben ſchon bezeichneten Ritter der vier Lande hielten, waren gewöhnlich auch drei oder vier Dänke für die drei oder vier Ritter, von jedem der Lande einer, die ſich beim Geſellenſtechen am meiſten ausgezeichnet hatten. Die Dänke beſtanden gewöhnlich in koſtbaren Waffen, als: Helmen, Schwertern, Wehrgehängen, in goldenen Halsketten oder Armketten, in Kränzen, in goldenen Ringen,

oder auch in Kränzen, die von einer kleineren oder größeren Anzahl goldener Ringe zusammengehalten wurden. Ihr wahrer Werth war verschieden, doch gewöhnlich sehr beträchtlich; desto größer war aber der Werth, den die darauf setzten, welche einen solchen Dank erhielten.

Diese Dänke wurden nun entweder gleich an den Schranken vertheilt, oder in dem Palast, wohin die Sieger, von einer Menge Volks begleitet, geführt wurden. Alles, was um sie her war, hallte von den größten, oft übertriebenen Lobeserhebungen wieder, von dem Schalle der Drommeten und Pauken, und von den lauten Ausrufungen, die den Sieg verkündigten. Sobald die siegreichen Ritter in den Saal getreten, wurden sie von den Frauen entwaffnet. Sie legten ihnen prächtige Kleider an und führten sie, nachdem sie sich ein wenig erholt hatten, in den Saal, wo sie der Fürst erwartete. Dieser ließ sie bei dem Gastmahle an den vornehmsten Plätzen sitzen, wo sie den Blicken und der Bewunderung ihrer Mitgäste und der Zuschauer ausgesetzt waren, und oft von den Frauen bedient wurden. Ihre Thaten, ihre Tapferkeit, ihre Kraft und Geschicklichkeit, sammt den Abenteuern der alten Ritter und Helden, wodurch Volk und Ritterschaft berühmt geworden, waren der Gegenstand der Unterhaltung und Belustigung bei dem Gastmahle. Indessen sollten, nach den Gesetzen der Ritterschaft, immer Bescheidenheit und Demuth, auch bei diesen lauten Erhebungen der Ritter, sie nicht verlassen; ob dieses Gesetz stets gehalten worden, wollen und können wir nicht untersuchen; indessen will ich doch hier die Gesetze bemerken,

die darauf hinleiten sollten. Man lehrte schon früh: daß ein einfaches und bescheidenes Verhalten das schicklichste Betragen sey, den Glanz des Sieges zu erhöhen. „Ein Ritter muß laut schlagen und leise reden," war einer der Sittensätze; dann: „sey stets der Letzte, wenn es darauf ankommt, in Gesellschaften älterer Personen zu reden, und der Erste, wenn in Schlachten zugeschlagen werden soll." Eben so wurden sie angeleitet, von andern nur Gutes zu sprechen, und die Sieger mußten sich bemühen, die Ueberwundenen zu trösten und ihr Mißvergnügen zu lindern. So sagten sie denn zu denen, welche sich ihnen als Besiegte überliefern mußten: „Heute ist das Glück und Geschick der Waffen mir günstig, meine Stärke hat dabei kein Verdienst; morgen werde ich vielleicht unter den Streichen eines Gegners erliegen, der weniger furchtbar ist, als ihr." Die Beweise edler Großmuth und der Menschenfreundlichkeit, die man oft bei den Turnieren findet, mußte sich auch auf den Krieg und die Wuth des Streites erstrecken; doch ist nicht zu verbergen, daß einzelne Ritter auch diese Tugenden vergaßen.

Eine der gütigsten und merkwürdigsten Arten, den Dank zu erhalten, wobei nicht erst die Vertheilung abgewartet wurde, sondern den ein jeder sich selbst auf der Stelle nahm, findet sich bei einem in Deutschland gehaltenen Turniere, welches Heinrich der Erlauchte, Markgraf zu Meissen und Landgraf in Thüringen, im Jahre 1263 zu Nordhausen anstellte. Der Kampfplatz, oder wie er bei den Deutschen hieß, der Turnierhof, stellte einen Garten vor, in dessen Mitte ein Baum stand, der

goldene und silberne Blätter trug. Diese Blätter waren die Dänke des Turniers; denn der, welcher die Lanze seines Gegners brach, bekam ein silbernes Blatt; wer ihn aber gar aus dem Sattel gehoben hatte und sitzen blieb, empfing ein goldenes. Wir finden davon diese kurze alte Beschreibung: „Er (Heinrich) ließ einen Hoff ausrysten gen Nordhausen in Ytringen gelegen, aldo ließ er machen einen großen Garten gar zierlich, und ließ darein Gezelt aufschlagen, darinne waren gar viele schöne Frauen, Ritter und Knecht, er ließ auch einen Baum machen, der war nicht klein, mit ganz guldenen und silbernen Blättern. In dem Garten wurde mit allen Zuchten getanzt, und man schätzte, daß diese Luß der Freude Assueri zu vergleichen, und wenn ihrer zween zusammen rannten, welcher seinen Speer zerbrach, daß sie beide sitzen blieben, dem gab man ein silbern Blatt, welcher aber einen herabstach, dem gab man ein gülden Blatt. Diese Freude währete bei acht Tagen."

Sonst geschah die Zuerkennung der Dänke gleich nach geendigtem Kampfspiel von den Turniervögten, den dazu verordneten Frauen und andern, welchen es aufgetragen war. Die Griesswärtel und Herolde erstatteten ganz genauen Bericht von dem ganzen Hergange des Kampfes, und was sie von einem jeden, der sich hervorgethan, bemerkt. Nach reiflicher Untersuchung dieser Berichte und Auslagen, wurde durch Mehrheit der Stimmen entschieden und beschlossen, wer den Namen und die Belohnung eines Siegers erhalten sollte. Die Herolde riefen seinen Namen unter dem Schalle der Drommeten und

Pauken öffentlich aus, und führten den Glücklichen zum Empfange des Dankes herbei. Die dazu beſtimmte Frau überreichte ihm denſelben, entweder, wie eben vorher bemerkt, in einem nahe gelegenen Hauſe, oder auf dem offenen Turnierhof, unter dem Jubelgeſchrei der anweſenden Edlen und des zuſchauenden Volkes. Der Sieger hatte dabei zu Zeiten das Recht, derjenigen Frau oder Jungfrau, welche ihm den Dank überreichte, einen Kuß zu geben, welches wohl mit aus alten Gebräuchen herſtammt, die wir, bei Betrachtung der Art, wie fahrende und reiſende Ritter von andern Rittern und deren Frauen und Töchtern empfangen wurden, näher betrachten und kennen lernen werden.

Man muß dieſe Turnierdänke indeſſen nicht mit einer andern Art von Gaben, die bei den Turnieren gewöhnlich waren, verwechſeln. Dieſe beſtanden in kleinen Geſchenken, welche als Zeichen des Andenkens von einzelnen Frauen vor und während des Kampfes einzelnen Kämpfern, welche ſie liebten, als ein Denkmahl ihrer Liebe, oder auch andern, welche ſie noch wenig kannten, geſchenkt wurden, um ihnen ihre Aufmerkſamkeit und Achtung bemerkbar zu machen. Da Minne und Ehre bei dieſen Turnieren zuletzt auf die Frauen zurückfiel, ſo war auch ihr inniger Antheil an dem Schickſal der Ritter, die ihre Farbe trugen, ſehr natürlich. Die Kämpfer befeſtigten dieſe Pfänder der Zuneigung oder Aufmerkſamkeit an irgend einem Theile ihrer Rüſtung, am Helm oder der Lanze, am Schild oder dem Panzerhemd. Gewöhnlich war es etwas, was die Geberin ſelbſt gefertigt hatte:

eine Schärpe, ein Schleier, ein Armband oder ein anderes Band; dann ward auch eine Haarlocke gegeben, oder es wurde auch von ihr ein Theil ihrer Kleidung während des Kampfes gesendet: eine Schleife, ein Stück ihres Schmuckes u. s. w. Andere trugen auch das Bildniß ihrer Geliebten an einer goldenen Kette um den Hals. Zuweilen ging ein solches Kleinod in der Hitze des Kampfes verloren oder fiel einem andern Ritter als Beute zu. Dann wurde dem, der den Verlust erlitten, von der Geberin wohl sogleich ein neues, durch einen Edelknaben gesendet, und da die Hitze des Kampfes es oft gewinnen und oft verlieren machte, so waren manche Frauen gegen den Schluß des Turniers vielmals beinahe ganz ihres Putzes beraubt. Dagegen brachten aber auch die Ritter die Dänke, die sie erobert hatten, ihnen als ein Geschenk dar. Einige leiten von diesen Frauengeschenken das Entlehnen der Helmkleinode ab, indem die Ritter sie am höchsten Theile ihrer Rüstung, am Helme befestigten, und dazu einen ausgezeichneten Platz bedurften, den ihnen diese wunderlich gestalteten Helmkleinode darboten. Die Franzosen nannten diese Geschenke faveur oder enseigne.

Zuletzt muß noch einer Art von Dänken Erwähnung geschehen, indem man einigen Frauen bisweilen das Recht ertheilte, die Zeit und den Ort, wo das neue Turnier sollte gehalten werden, zu bestimmen, welches in der Kunstsprache der alten Zeit, wie bereits bemerkt, das Turnier legen hieß. Diesen wurden nun von einigen dazu bestimmten Rittern und Edlen gewisse Dänke überreicht, welche man Frauendänke nannte. Ein Bei-

ſpiel davon wird ſogleich in der Beſchreibung eines Turniers folgen.

Am Ende des Gaſtmahls, welches nach Austheilung der Dänke folgte, wurde ein Tanz oder eine Mummerei gegeben, und dabei wurde der Fackeltanz gehalten. Dieſer, der ſich noch bei hohen königlichen und fürſtlichen Feierlichkeiten, beſonders bei Vermählungsfeſten, erhalten hat, beſteht darin, daß den tanzenden Perſonen, die eigentlich nur in gemeſſenen Schritten durch den Saal umziehen, vornehme Perſonen oder andere mit Windlichtern oder Fakkeln zur Seite und voraus ſchreiten. So erzählt auch Rürner in ſeinem Turnierbuche: „Wenn der Kaiſer gedantzet, haben ihm erſtlich zween Grafen mit Windlichtern vorgedantzet, darnach gefolgt andere vier Grafen, und auf die wiederumb vier Grafen, mit Windlichtern, auf welche der Kaiſer gefolget, und nach demſelben noch vier Grafen mit Windlichtern.“ Die alte Zeit liebte überhaupt, alle große Feierlichkeiten durch angezündete Lichter zu erhöhen, als wenn die reine Flamme den reinſten Glanz dem Feſte zu geben vermöchte. Es wurden beſonders alle kirchlichen und gottesdienſtlichen Feierlichkeiten durch Lichter erhöht, ſelbſt des Verſtorbenen Sarg umgaben Lichter, und Lichter begleiteten ihn zu ſeiner Ruheſtätte. So haben wir auch oben geſehen, als der heil. Graal in das Zimmer vor Parzifal getragen ward, wie Jungfrauen mit Lichtern vorangingen.

Nach dieſen allgemeinen Zügen von den Turnieren folge hier eine Turnierbeſchreibung aus Rürner im Aus-

zuge, wobei das, was ich im Ganzen gesagt habe, durch das Einzelne bestätigt erscheinen wird.

„Die Ritterschaft am Rheinstrome haben ihre Turnier nach Ordnung des Reichs unter Kaiser Poilipsen Herzogen zu Schwaben u. s. w. Herrschaft gen Worms an Rhein beschreiben und verkündigen lassen, auch allda gehalten." Drauf folgen die Wappen der vier Turniervögte, wobei sich die Abtheilung der vier Lande ebenfalls zeigt. „Johann von Ingelnheim, Ritter, Turniervogt des Rheinstroms; Ernst von Staussel, Ritter, Turniervogt des Landes zu Schwaben; Sighard von Lenbelfing, Ritter, Turniervogt des Landes zu Baiern; Ludwig von Redwitz, Ritter, Turniervogt des Landes zu Franken." Nach dem Wappen der Stadt Worms folgt die Jahreszahl 1209, und dann werden die acht Ritter genannt, welche „desselben Turniers Werber und Verreiser gewesen sind." „Solchen Turnier haben die Ritterschaft vom Rheinstrom den vier Landen zugeschrieben, als ihren Herrn und guten Freunden, den auch im Reich nach Ordnung berufen und verkünden lassen, dermaßen, daß männiglich so bemeldten Turnier besuchen wollte, möcht' auf nächst Sonntag nach Lichtmes (obgemeldt's Jahr's) zu Worms am Rhein erscheinen, und da an der Herberg sein, so wollt' man auf den nächsten Montag darnach antragen (Helme und Schwerter zur Wappenschau ausstellen), beschauen und bereiten (die Wappenschau halten und die Pferde vorreiten, um zu zeigen, daß sie zu Turnieren zu gebrauchen und nicht die Fehler hätten, welche ihren Gebrauch bei den Turnieren verboten), am Mittwoch und Donnerstag

turnieren, rennen, ſtechen, tanzen, Dänk' austragen und was mehr zu ſolchen ritterlichen Ehren gehört." Darauf folgen die Fürſten und die fürſtlichen Frauen, welche dieſes Turnier beſucht haben. Dann tritt das Verzeichniß der Grafen, demnächſt der Freiherren, hierauf der Ritter, zuletzt der Edlen ein. Nach dieſen finden: „die zwölfe, welche die Hauptleute mit aller Ordnung des Turniers" waren, ihre Stelle. Dann die, „welche in dieſem Turnier verordnet, zwiſchen den Seilen zu halten, und die zu künftigen Turniervögten erwählt." Zunächſt werden dann die 41 genannt, mit denen man in dieſem „Turnier turnirt und ſie empfangen" hat. „Hernach folgt, wie man zwölf Dänk' zu gemeld'tem Turnier ausgab, nehmlich die erſten vier Dänk' wurden vieren, die den Turnier am weitſten beſucht hatten, gegeben, die andern vier Dänk' wurden vieren Frauen und Jungfrauen gegeben, mit der Freiheit, daß ſie den nächſten Turnier zu legen haben ſollten, und die dritten vier Dänk' wurden den viern gegeben, die das Beſt' auf dem Turnierhofe mit Rennen und Stechen thaten." Die Dänke wurden hierbei immer nach den vier Abtheilungen des Adels, die das Turnier beſuchen durften, gegeben: einem Fürſten, Grafen, Freiherrn und einem Edeln.

„Die erſten vier Dänk' gab man denen, die den Turnier am weitſten beſucht haben: den erſten Dank bracht Frau Gertraud, geb. Pfalzgräfin bei Rhein, ein Gemahel Pfalzgrafe Otten, — Herrn Bonifazien Markgrafen zu Monteferar, als einem Fürſten, der denſelben Turnier am weiteſten beſucht hatte; das war ein gulden

Halsband 400 Gulden werth. — Den andern Dank bracht Frau Elisabeth, ein Tochter Grafe Poppen von Hennebergs, — Graf Johann von Edmund, als einem Grafen, der denselben Turnier am weitesten besucht hätte; das war eine guldin Kette von 300 Gulden. — Den dritten Dank bracht Frau Elisabet geb. Gräfin zu Nassau, ein Gemahl Grafe Dieterichs von Manderscheid, — Herren Wilhelmen von Falkenberg, als einem Herren, der denselben Turnier am weitesten besucht hätt'; das war ein' guldin Kehlband 200 Guldin werth. — Den vierten Dank bracht' ein' Jungfrau von Ratzunhaus, — Manngen Inbrücker von Oesterreich, als einem Edelmann, der denselben Turnier am weitsten besucht hätt'; das war ein guldin Armband 100 Guldin werth."

„Hernach folgen der vier Frauen Dänk', die den nächsten Turnier zu legen haben sollten: den ersten Dank brachten Herzog Leupold von Oesterreich, genannt der Ehrentreich, und Friedrich Herzog zu Lothringen — Frauen Helena gebornen Königin zu Dännemark, ein Gemahel Herzog Wilhelms v. Sachsen des Kurfürsten, daß sie sammt den andern nachbenannten Frauen und Jungfrauen sollt' Macht haben, den nächsten Turnier zu legen. — Den andern Dank bracht Berchtold Burggraf zu Nürnberg und Dietrich, Graf in Holland — Frauen Sophien gebornen Herzogin in Baiern, ein Gemahel des ehrenfesten Landgrafen Herrmann von Thüringen und Hessen, daß sie mit den andern dreien Frauen und Jungfrauen möcht' den nächsten Turnier helfen legen. Den dritten Dank bracht Heinrich Graf zu Nassau und Rudolf Graf

zu Werdenburg — Frauen Margarethen, gebornen Frauen zu Burgau, ein' Tochter Herren Albrechts von Burgau, daß ſie mit ſammt den andern dreien Frauen und Jungfrauen den nächſten Turnier legen möchte. Den vierten Dank bracht' Herr Weirich Reuß von Plauen und Herr Ehrenbrecht von Rapoltſtein — Frauen Agneſen gebornen Frauen von Stauffen, ein Gemahel Herren Endreſen von Ratzumhaus, daß ſie mit ſammt den vorgenannten dreien Frauen und Jungfrauen ſollt' Macht haben den nächſten Turnier zu legen."

„Hernach folgen die vier Dänk', ſo den Rennern und Stechern geben wurden: den erſten Dank bracht' Frau Kunaria, geborne Fürſtin von Griechen, ein' Tochter Kaiſers Emanuel von Konſtantinopel, ein Gemahel Markgrafe Bonifazien von Monteferar, — Herzog Beſſemiſlauſen von Böheim, als einem Fürſten, der im Nachturnier mit Stechen in hohen Zeugen das Beſt' gethan hätt'; das war ein Kranz mit zwölf guldin Ringen, ward auf zwölfhundert Guldin geacht't. Den andern Dank bracht' Frau Maria geborne Fürſtin von Bare, ein Gemahel Herzogs Friedrich von Lothringen — Herrn Ruprechten Grafen im Kärntnerland, als einem Grafen, der im Nachturnier in hohen Zeugen das Beſt' gethan hätt'; das war ein Kranz mit zehen guldin Ringen, der ward auf vierhundert Guldin geacht't. Den dritten Dank bracht Jungfrau Barbara, ein' Tochter Grafen Arnolds von Kleve — Herren Walther Schenken, Herren zu Limburg, als einem Herren, der im Nachturnier, im Stechen in hohen Zeugen das Beſt' gethan hätt'; das war ein Kranz mit

8 guldin Ringen, ward auf 200 Rheinisch Guldin geacht't. Den vierten Dank bracht Frau Mechtilda, geborne Frau zu Bitsch, Herren Georgen von Falkensteins Gemahel, — Herren Heinrichen von Nüßberg, als einem Ritter, der im Nachturnier mit Stechen in hohen Zeugen das Best' gethan hätt'; das war ein Kranz mit 6 guldin Ringen, ward auf anderthalbhundert Guldin geacht't. Noch ward ein freier Kranz von hundert Guldin gegeben einem unter dem Adel, so nach diesen obernannten Fürsten, Grafen, Herren und Rittern mit Stechen in hohen Zeugen das Best' gethan hätte: das war Reinhard von Flerßheim; den Dank bracht' ihm ein' Jungfrau von Dalberg und sie ward hernach sein Gemahel. Also endet' sich dieser Turnierhof mit Freuden, darauf gewesen waren: 150 Helm an Fürsten, Grafen, Freiherrn, Rittern und Edlen, die solche Turnier selbst besucht haben, und 289 geschmückter Frauen und Jungfrauen, darunter waren 24 geborne Frauen und Jungfrauen fürstlichen Geschlechts, 85 Gräfinnen und Freiinnen, die andern waren von der Ritterschaft."

Mehres, was oben berührt worden ist, kam in dieser Turnierbeschreibung nicht vor, daher mögen hier noch einige Auszüge aus andern Turnierschilderungen folgen. 1235 war das Turnier zu Würzburg. Nach Aufzählung der angekommenen Personen folgt: „Wie zwölf Frauen und Jungfrauen zu der Schau erwählt wurden: Vom Reinstrom' erwählten sie Herrn Friedrich Kämmerers eheliche Hauswirthin geborne von Fleckstein; Albrecht von Randecks nachgelaßene Witub geb. von Ingelnheim, und

Jungfrau Elisabet geborne von Helfenstein." Und so geschieht die Wahl ferner aus den drei andern Landen (Baiern, Schwaben und Franken), immer eine noch verehlichte Frau, eine Wittwe und eine Jungfrau. Darauf folgen die vier Grießwärtel, dann die vier, welche verordnet wurden, zwischen den Seilen zu halten. Hernach werden 20 benannt, die man zu diesem Turnier nicht zugelassen, mit 6 andern hat man turniert, aber sie beim Empfangen geschlagen. Die Ursachen, aus welchen beides geschah, sind nicht mit bemerkt. „Nach dem gehaltenen Turnier haben die Verordneten aus den vier Landen die nachfolgenden vier neuen Turniervögte erwählt. Als nun der Turnier sein Ende erreicht und sich auf den Donnerstag (Sonntags vorher kam man an in den Herbergen, Montag ließ man austragen, Dienstag ward beschaut und beritten, Mitwoch wurde turniret, Donnerstag wurden die Däul' ausgegeben) zum Tanz gefügt hätt', ward ein' Stille gerufen, also verkündet man die vier neuen Turniervögt', darnach fing man an zu tanzen. Den ersten Tanz gab man Pfalzgrafe Ludwigen dem Kurfürsten, mit Frauen Helena, gebornen Herzogin zu Sachsen, Burggrafe Friedrichs von Nürnbergs Gemahel" u. s. w. Zuletzt wurden 36 erwählt, um eine Turnierordnung neu zu machen und die Turnierfreiheiten zu bestimmen (wahrscheinlich wohl wegen der 20 abgewiesenen und 6 geschlagenen Ritter): die sollten einen gemeinen Tag gen Speyerheim an den Rhein, auf den nächsten Sonntag nach heil. drei Königestag kommen. Da sind sie auch zusammen gekommen, aber Nürner sagt: „was sie aber beschloßen

und für ein' Ordnung gemacht haben, findt man nit in Geschriften, wäre sonst auch hierin gefecht worden."

Ehe wir nun zu den Ursachen des Verfalls der Turniere kommen, scheint es am zweckmäßigsten, noch aus einzelnen alten Gedichten und Geschichten Beispiele anzuführen, bei denen sich hin und wieder einiges wird erklärend bemerken lassen. Noch bemerke ich, daß ich in dieser Beispielsammlung die eigentlichen Turniere in Schranken und das Lanzenrennen in freiem Felde und beim zufälligen Begegnen zweier zum Kampf völlig gerüsteter Ritter vermischt anführen werde.

Von der abgemessenen Einrichtung der Turniere, wie sie in der späteren Zeit des Mittelalters erscheinen, und wie so eben die Haupterfordernisse beschrieben worden sind, finden wir in den Nibelungen noch nichts, so wie überhaupt in den alten Rittergedichten noch nicht solche kastenmäßige Abtheilungen erscheinen, wie in der spätern Zeit als nothwendig erachtet wurden. Anzunehmen ist, daß bei allen Schlössern und Burgen sich große Hofräume und Plätze befanden, die fortwährend zu Turnieren und Lanzenrennen eingerichtet und bestimmt waren, und daß daher die zusammenkommenden Ritter auf diesen Plätzen jeder Zeit ihre Lieblings-Vergnügung halten konnten. Das geht auch aus den Nibelungen hervor, wo es V. 7505 heißt:

Ehriemhild mit ihren Frauen in des Saales Fenster saß
Zu Etzeln dem reichen; viel Liebe war ihm das.
Sie wollten schauen reiten die Helden kühn und hehr.
Hei! was da fremder Degen vor ihr im Hofe ritt daher.

Außerdem wurde auf den Märkten der Städte das geregelte Turnier und nicht regelmäßige Gefecht gehalten, wo rundum die Häuser das Zuschauen erlaubten. So heißt es in Ulrich v. Lichtensteins Frauendienst S. 1015: „Da entwappnete ich mich (zu Villach) und kleidete mich als ein Weib, in einem Fenster saß ich da und vor mir erhub sich ein Ritterspiel, es wurden da wohl 50 Speer vor mir verstochen, welches auf dem Markt geschah." Wenn die großen Turniere auf den Märkten und in den Straßen der Städte gehalten wurden, so ward durch die Bürger das Pflaster aufgerissen und der Platz mit Sand befahren *). Es wurden aber auch sehr leichte Schranken um Turnierhöfe errichtet, wie uns ebenfalls Ulr. v. Lichtenst. (S. 239) ein Beispiel giebt: „Indem sah man uns schön durch die Neuenstadt reiten gegen Chezelinsdorf, da waren mir auf dem Anger 8 Hütten und 4 Gezelt geschlagen; vor das Gezelt der Tafelrunde waren 4 Banner gestoßen, daß keins die andern drang, denn sie waren Rosselaufens weit von einander, da herum war eine schöne Schnur gezogen, gelb und blau geflochten von Seide, zween hundert Speer waren dort und hin gestoßen, an jeglich Speer ein Fähnlein, nach meinem Schilde gefärbt, in den Ring ging da Niemand, aber zwei Thore gingen in den Ring, und nur wer tiostiren wollte, ritt herein, so konnte Niemand den andern dringen." Andere ähnliche Beschreibungen kamen gelegentlich schon vor oder

*) Theodosius Liegnitz'sche Jahrbücher beim J. 1530. Thl. III. S. 69.

werden noch künftig bei andern Beschreibungen gelegentlich erwähnt werden. Von Dank-Austheilung war dabei nicht die Rede; denn der Preis war das Gefühl der Uebermacht und Kraft, mit der man mehr oder weniger Ritter abgesattelt hatte. Das Wort Buhurd bedeutet, wie schon gesagt, immer ein Lanzenrennen bunt unter einander, wobei jeder hier und dort sich seinen Gegner wählt, wogegen Tioſt, tioſtiren, das Lanzenrennen bedeutet, welches zwei einzelne bestimmte Personen gegen einander hielten. So entspricht das Buhurdiren dem Gesellenstechen, und das Tioſtiren dem Stechen im hohen Zeuge.

Als Siegfried mit 100 andern Jünglingen den Ritterschlag erhalten hat, heißt es B. 141 der Nibelungen:

Sie liefen, da sie funden gesattelt mannich Ros
Im Hofe Siegemundes, der Buhurt ward so groß,
Daß man ertosen hörte Pallast und auch Saal:
Die hochgemuthen Degen, die hatten wonniglichen Schall.
Von Weisen und von Dummen man hörte manchen Stoß,
Daß der Schäfte Brechen hoch gen den Lüften toß:
Die Trümmer sah man fliegen vor dem Pallast hindan,
Da hatten Kurzeweile beide, Weib und auch Mann.

In dem Kriege der Burgunden gegen die Sachsen finden wir eine Stelle, wo Siegfried auf die Warte und Beobachtung des Feindes hinausreitet, und da den König Ludegast findet. Hier zeigt sich das Beispiel eines einzelnen Kampfes mit der Lanze, wobei die Beschreibung der Art und Weise ganz dem spätern Rennen in den Turnieren entspricht:

Die Roß' sie nahmen beide zu'n Seiten mit den Sporen,
Sie neigten auf die Schilde die Schäfte mit ihrer Kraft.

Nach dem Stiche und wahrscheinlich nach dem Zersplittern der Lanze, was doch nicht bestimmt in dem Gedicht ausgedrückt ist, wenden sie mit den Zäumen die Rosse, ziehen die Schwerter und schlagen mit diesen auf einander los, bis Siegfried den Lüdegast verwundet, bezwingt und gefangen nimmt.

Als freie Uebung im Felde, beim Empfange hoher und geliebter Personen, finden wir das Lanzenrennen in den Nibelungen V. 2342, als Brunhilde mit Günther vor Worms ankommt und von seiner Mutter und Schwester, seinen Brüdern und Mannen empfangen wird:

> Hei! was starker Schäfte da vor den Frauen barst!
> Man hört' auch hurtiglichen von Schilden manchen Stoß;
> Hei! was da reicher Buckeln (Schilde) vor Gedrange laut ertoß!

Und V. 2385:

> Nun waren auch die Gäste zu'n Rossen alle kommen,
> Viel mannich reicher Tiost durch Schilde ward genommen.
> Das Feld begunnte stieben, als ob alles das Land
> In Lohe wär' entbrannet, da wurden Helden wohl erkannt.

Und V. 3124, als Siegfried und Chriemhild auf die Einladung aus den Niederlanden nach Worms kommen und in die Stadt einziehen wollen:

> Viel Schilde hörte man schallen da zu dem Burgethor,
> Von Stichen und von Stößen, viel lange hielt davor
> Der Wirth mit seinen Gästen, eh' daß sie kamen darin;
> Wohl ging ihnen die Stunde mit großer Kurzeweile hin.

Ulrich von Lichtenstein erzählt auch manches von Turnieren. Insofern indessen die Hauptsache dabei Ritterzüge sind, in denen das Vornehmlichste zwar auch das Lanzenrennen ist, so werde ich davon in der folgenden Abtheilung

handeln. Zuerſt ſpricht er vom Turnei zu Friſach; davon im Auszuge dies: „Gegen die Faſten (das Jahr iſt noch nicht ausgefunden) wurde vernommen, daß der Markgraf Heinrich von Oſterreich den Fürſten von Kärnthen angreifen wollte. Als der Fürſt Leopold von Oeſterreich dies vernahm, ſprach er: das geſtatte ich nicht, ſondern ich will es verſühnen und in kurzem einen Tag (einen Sühnetag) machen. Es wurde von ihm ein Bote an die beiden Fürſten geſandt, der ſie freundlich grüßte und ſie bat, ſie möchten ſich nach Freundes Sitten verrichten laſſen (verſühnen laſſen), wozu ſie beide auch willig waren. So wurde dann ein Tag zu Friſach gemacht, an St. Philippus Tage, zum Anfang des Maien, wenn der Wald ſchon gelaubt ſteht und die Haide ihr wonnigliches Sommerkleid angelegt hat. Da ich den Tag erfahren, ward ich froh; ich kam zu meinem Bruder Dietmar von Lichtenſtein und ſprach zu ihm: Dietmar von Lichtenſtein, wir ſollen uns vereinigen und Ritterſchaft üben; denn eine große Kraft von Herren kommt da zuſammen. Er ſprach: du haſt wohl gerathen, wir ſollen uns beide mit Ritter in einen Foreis (forêt, Gehölz) legen und, ſo lange der Tag dauert, jedermann Ritterſchaft gewähren, der ſie von uns begehrt (zum Kampf auf Begehren bereit ſeyn). Wir ſollen es in die Land' entbieten, erfahren es dann die Ritter, ſo kommt mancher herbei, es iſt überdies die Maienzeit, wo ſie ungern zu Hauſe liegen. Du haſt Recht, Bruder, ſprach ich, ſende du dahin, ſo ſende ich dorthin. Die Boten fuhren nun allenthalben in die Land und manch er Ritter kam aus ehrgierigem Rit-

ſammelt, ſo kam auch mancher um die Weib herbei. Nun kam der Tag der Fürſtenſprache, die Boten nahmen Herberge in der Stadt, der Marſchall des Fürſten Leopold von Oeſterreich bat, daß man da gezogenliche wäre (freundlich, ohne Groll und Streit wäre). In der Stadt wurde jeglich Fürſt geherbergt, eben ſo die Grafen, Freien, Dienſtmann." (Es folgt hierauf die Reihe der Namen von denjenigen, welche dort erſchienen.)

„Es kam außer dieſen noch mancher biedere Mann, um Ehre zu gewinnen, ſo kam auch mancher Ritter, der Gut zu gewinnen dachte. Sechshundert Ritter waren unter Schilden verſammelt, auch kamen mehr als 100 geiſtliche Fürſten hin, die den Krieg beſeitigen wollten und eine ſtäte Sühne machen. Ich ließ ferne von der Stadt zehen Hütten und ein Zelt aufſchlagen, davor ſtieß man vier Banner und zwo Sper, dabei lagen 36 Ritter, die um Frauen Ritterſchaft pflegen wollten, von denen viele kaum den Anegynn des Spiels erwarten konnten; ja wir lagen die Nacht alle in ſolcher Begier, wie die Falken. Als die Sonne am Morgen aufging, zogen ſie von allen Seiten zu mir, mit manchem reichen leuchtenden Banner, mancher war ſo wohl gezieret, daß er die Blumen und das grüne Gras überglänzte. Da liefen die Kreier (die Ausrufer) hin und her und riefen: wer nun toſtiren will, der komme herbei! Mancher gute Ritter kapfte herbei, der Ehre und Leben um die reinen Weib wagen wollte. Da wir ſie herzogen ſahen, ſprangen wir auf die Roſſe, da hub ſich mancher ſchöne Puneis (Kampf, Lanzenren-
...): denn jeder bemühte ſich, wie er den andern nieder-

ſtechen wollte. Die Ritterſchaft währte den ganzen Tag, und mancher tioſirte, der es vor noch niemals gepflogen, mancher fiel zugleich mit ſeinem Gegner, mancher lag ſinnlos auf der Erde, mancher verlor das Roß, daß man ihn fern davon ſtach. Manche ſtachen aus hohem Muth, manche um Gut zu erwerben, manche um die Weib und manche um zu lernen. Als die Nacht gekommen war, zogen ſie in die Stadt; wir mußten auch das Feld räumen, und fanden im Zelt gut Gemach. Ich hatte an dem Tage wohl dreißig Speer verſtochen, und nun richtete ich meinen Gedanken darauf, wie ich eine ritterliche That ausführen möchte. Ich wollte nehmlich am Morgen wieder ſtechen und mich dann vor den Leuten heimlich auf einen Berg begeben; dann will ich grün gezieret mit 12 Knechten wieder kommen, jeglicher ſoll ein grünes Speer mit führen, auch ſoll ihr Kleid und die Bedeckung der Pferde grün ſein. So geſchah es am andern Morgen, ich war mit den Hochgemuten früh bereit; ich verſtach 13 Speere; dann begab ich mich heimlich in mein Gezelt und von da rannte ich auf den Berg, wo ich mein grünes Wappenkleid bereitet fand, mein Wappenrock und meine Decke waren von grünem Sammet, und mein Schild und Helm waren grün, eben ſo meine 12 Speere, meine Knechte waren grün und ihre Pferde. Ich nahm nun ein grünes Speer in meine Hand und ritt zum Tioſiren hin. Wohl 100 Ritter ſahe ich ſchon in Arbeit; ich freute mich, daß mich niemand erkannte. Mein Bruder kam zuerſt gegen mich und ſprach: ihr, guter Ritter, ſollt mich zuerſt vor allen beſteh'n. Aber ich ſchwieg und wandte mich von

ihm. Da beſtand mich ein biederer Mann, Hug von Tuiers, er war reich geziemirt und ſein Speer wonnig-lich. Wir fehlten beide nicht, er traf mich an das Koller und ich ihn an den Helm, die Splitter flogen hoch, und die Leute kamen zum Schauen herbei; wir beide verſtachen wohl 10 Speer auf einander. Da kam Herr Hadmar von Kunringe, deſſen Zimier ganz golden war. Ich nahm mein Ros zu den Speeren und unſ're beiden Speer zerſplitterten, die Schilde zerkloben und unſ're Knie berührten ſich; doch geſchah die Tioſt nicht ohne Schaden: er ſtach mir in den Arm und ich empfand mich etwas wund, doch erfuhr er es weder, noch ſonſt da jemand. Wir riefen beide: Speere! Speere her! (ein Aufruf, der bei alten Turnieren überaus oft erwähnt wird.) Man gab ſie uns, und wir verſtachen wieder 7 Speer, worauf er ſeinen Helm abband (das ſchon angeführte Zeichen, nicht mehr zu kämpfen). Hierauf baten meine Knappen die Ritter, ſtille zu halten, und ich trabte vom Felde, aber alles Volk ritt mir nach; da kam der Markgraf Heinrich von Oſterreich, er ſprach: laſt dieſen Ritter fahren, wohin er will, da es ſein Wille iſt, unbekannt zu bleiben. Nun ritt ich hin, wo mich niemand ſah, ich entwappnete mich ſchnell, und kam anders geziemirt auf das Feld zurück. Ich verſtach noch am Abend 6 Speer, worauf die Nacht unſerm Ritterſpiel ein Ende machte." Die Ritterſchaft dauerte 10 Tage, und die Ritter waren gar nicht zur Vermittelung der Sühne zu bringen, da ſie das Ernſthafte vermieden und nur dem Vergnügen des Kampfes nachgingen. Dieſe Luſt war die ganze Zeit über nur ein freies Lanzenſtechen.

Die Fürſten ließen darauf, um der Sache ein Ende zu gewinnen, ankündigen, daß der eigentliche Turnei am Montag ſeyn werde.

„Ich brach ab Hütten und Gezelt (die in dem Wäldchen angelegt waren), mit Freuden zogen wir vom Anger in die Stadt, und Sammt, Zobel, Pfelle, Hermin, Zendal (zu Waffenröcken und anderer Kleidung), ſchnitt man freudig ohne Maßen viel zum Turnei, Silber und Gold wurde auf Zendal gelegt; mancher, der das nicht hatte, ſchnitt Buckram (ein minder koſtbares noch unbekanntes Zeug), jeder ziemirte ſich, wie er wollte, auch dachte man darauf, den Turnei mit Witzen zu theilen.“ Ulrich v. L. giebt darauf an, wer und wieviel Ritter auf jede Seite gewählt wurden. Die Theilung geſchieht in zwei Schaaren.

„Am Montage, als der Tag aufging, diente man Gotte, nach der Meſſe hub ſich groſſes Getrang von Knechten in allen Gaſſen, laut war der Schall von Poſaunen, Flauten, Hörnern und Paukenſchlagen. Die Kroiere liefen freudig umher und riefen: Nun zieht aus, ihr edeln Ritter gut! Nun zieht aus und ſeid freudenvoll! Nun zieht aus mit hohem Muthe, ſo ſehen es die Boten der Frauen! Nun zieht auf das Feld, da liegt der Lohn der Minnegehrenden! Alle zogen mit Schalle aus der Stadt, der Rottmeiſter einer jeden Rotte bat die Seinigen, Acht zu haben, damit ihnen Preis wurde, und daß ſie ſich nicht bringen ließen. So waren ſie auf das Feld gekommen, das von manchem lichten Banner wonniglich glänzte, man ſah da viele leuchtende Speer und manchen Helm ſchön ziemirt. Der Glanz der Helme und Schilde

leuchtete manchem ſo in das Auge, daß er kaum ſehen mochte, die Zierat und Wappenkleider ſchienen mit der Sonne zu ſtreiten. Da ſah man den von Stubenberg (mit 34 Rittern) über Feld her ſtapfen, gegen ihn kehrte Herr Hadmar v. Kunringen; er führte die Seinigen (31 Ritter) gegen die Schaar des von Stubenberg und ermahnte ſie, ritterlich zu tieſiren; auch Herr Wolfing ermahnte die ihm folgten, er ſprach: Herr Hadmar will uns hie mit Speeren beſtehen, nun ſtapfet ihm entgegen, daß ein Puneis (Kampf, Lanzenrennen) hie geſchehe, wie ihn Gott ſelber gerne ſehen möge. Sie ſtapften zu einander und als ſie kaum noch eines Roſſelaufes weit getrennt waren, da war Punieens Zeit, man ſah ſie an einander kommen und Mann und Roß fallen. Laut krachten Speere und Schilde, mancher ward ſo geſtoßen, daß ihm die Knie ſchwellen, manche holten Wunden und Beulen; ſie wollten umkehren, da wurde manchem der Helm abgebrochen, manch Speer erklang auf Helmen, viele Schilde zerbrachen. Herr Hadmar von Kunringen muſte mit ſeiner Schaar entweichen, da kam ihm der reiche von Murecke (mit 40 Rittern) zu Hülfe und ritt gegen den von Stubenberg, da kam dieſem der biedere Mann von Orte (mit 36 Rittern) zu Hülfe." (Man ſieht, wie immer eine Abtheilung nach der andern mit in den gemeinſamen Kampf, das Geſellenſtechen, verwickelt wurde.)

„Herr Hug von Tufers und Herr Hermann von Ebransberg ritten mit der Schaar (jener mit 20, dieſer mit 8 Rittern) auf einander, und beide wichen nach dem Puneis eines Ackers Weite. Der Graf von Liebenau

rannte da tapfer den von Lenzenbach an, sein Ros ward von dem Stoß verbuget, davon kam der Graf auf das Land; Herr Sifrid von Dozenbach und Herr Gottfried, sein Vetter, diese zween biedre Mann brachten das Ros des Grafen fort, dann kamen sie zu ihm zurück, wo er im Klee lag; er hatte vom Treten Schmerzen gelitten. Seine Ritterschaft kam mit künstlichem Reiten, voran Herr Heinrich von Wigan, sie trennten den Thumvogt mit seiner Schaar von ihrem Herrn. Es ritten auf einander der Graf von Hunenburg und der Graf Hermann und ein lauter Schall ertoßte von ihrem Stoß über das Feld. Der Graf von Tyrol rannte den von Kärnthenland an, ihr beider Puncis wurde gut. Nach ihnen beiden kam ihre Schaar, daß das ganze Feld erklang, da wurde gerungen und geschlagen, und von den Stößen saß manches Ros auf die Hechsen nieder. Noch hielt der Fürst Leopold und bei ihm Diepolt, der Markgraf. Gegen den hielt der Markgraf Heinrich von Ysterreich, und bei ihm der von Görz, beide kehrten mit ihren Schaaren gegen den von Oesterreich. Fast wich der Turnei auf den von Oesterreich, darüber wurde der reiche Fürst zornig, da ritt er und die Seinen durch den Turnei und man hörte laut die Speere krachen. Ritterlich punierte der von Ysterreich und Graf Meinhard von Görz, wenige Schilde blieben ganz und manches Ros ward verbuget. Nun war der Turnei von allen Seiten gemengt, man hörte Schallen, man sah Ringen. Der Graf von Görz kam ritterlich an den von Oesterreich, er nahm den Fürsten in dem Zaum, der Fürst aber vergaß sich nicht, er nahm dem Grafen

ſeinen Helm und die Ritterſchaft kam dem Fürſten Leopolo zu Hülfe, der Markgraf Diepolt führte ſie an, da ward der Graf von Görz genommen, der ſich aber doch wehrte, als ein ritterlicher Mann. Da der biedere Rudolf von Rase ſahe, in welche Noth der Graf Meinhard von Görz gekommen, ſo ſah man ihn mit 30 Rittern herbeiſprengen, unter denen der biedere Heinrich von Lisz war; ſie halfen ihrem Herren von dann; da ward großer Klang von Schwerdten und großes Gedränge vom Stoßen. Da der von Rase ſo ritterlich den Grafen errettet hatte, wollte er nicht ohne Gewinn von dannen ſcheiden, er ritt hin und her durch des Fürſten Schaar, bis er Herrn Heinrich von Trivanswinkel gefangen hatte. Der biedre Markgraf Diepolt erwarb Ehre an dem Tage, er ritt vor dem von Oeſterreich her, eben ſo ritterlich that der von Schlüſſelberg gegen den Feind."

„Herr Dietmar von Lichtenſtein brach wonniglich geziert durch die Schaar, er verſchwand (verſchwendete, verſtach) wohl an dem Tage fünf und zwanzig Speer hie und dort mit ſeiner Hand; viele Helme er abbrach, hie und dort ritt er, und nach Preiß ſtund ſein Begehr, er ritt oft durch den Turnei und keiner hat an dem Tage mit ritterlicher Arbeit beſſer gethan. Mit dem Schwerdte hauend ritt der biedre Mann von Küngesberg hin und her (wir ſehen alſo, daß auch dieſes während des Lanzenrennens erlaubt war), er verſtach auch viele Speere und führete 5 Ritter gefangen. Wolfger von Gers verſtach wohl 20 Speere, der warb wohl an dieſem Tage nicht um Gut, ſondern um Würdigkeit. Herr Ortloff von

Grätz errang an diesem Tage viele Ehre, er war getreu, kühn und weise. Herr Ulrich von Murberg zeigte sich ritterlich, wie er schon oft gethan, er war einer der Besten von Steierland. Herr Ottokar von Wolkenstein glänzte geziemirt als ein Engel, das war seine Sitte, wodurch er sich bei Frauen beliebt machte; man sah ihn wie einen Sturm durch die Haufen brechen: mit Recht war er von den Frauen geliebt, denn er verdiente es sehr theuer, auch sprach sein Mund stets gut von ihnen. Der werthe Otto von dem Wasen zeigte sich mit dem Speer als ein guter Ritter. Der starke Heinrich von Chiow brach ritterlich durch den Haufen, er kam an den Grafen von Tyrol, den er mit großer Kraft von aller seiner Ritterschaft weg zu sich nahm, er wollte ihn gefangen mit sich führen, wogegen sich der Biedere sehr wehrte. Herr Otte von Meizen erbat aber mit großen Bürgen von dem Herrn Hönrich von Chiow, daß er den Grafen frei ließ; denn er brach ihm den Helm vom Haupte, da muste der starke Mann den Grafen lassen."

„Der Schenke Herrmann von Offerwiß ritt tapfer hin und her, der Herr Reinher von Eichelberg brach wie ein Falke durch die Schaaren, und mancher stolze Ritter muste vor ihm niederliegen. Herr Kun von Friedberg gewann 4 Rosse, der Held arbeitete nach Gut, drum errang er dessen auch viel; wo er es mit Ehren mochte haben, ließ er es ungern. Eben so warben da Herr Otte und Herr Heinrich von Buches um Gut, es kümmerte sie nicht, wer viel Speer verstach, denn sie warben mehr um Gut, als um die werthen Weib. Man verstach an dem

Tage wohl 1000 Speer, viele Ritter wurden gefangen, wohl 150 verloren ihre Rosse, einer band ermüdet seinen Helm ab, den fand man traurig, manchem däuchte der Tag und der Turnei zu kurz. Was ich an dem Tage und wohl sonst wo noch getan, will ich verschweigen aus Zucht, ich sage nur so viel: ich war da nicht der Beste und auch nicht der Böste."

„Es wurde Abend, man band die Helme ab und alle zogen in die Stadt, wo manches schöne Bad bereitet war. In der Nacht badeten die Ritter, mancher war ohnmächtig vor Müde, dem verband man die Wunden, der ließ sich salben, dem thät der Arm weh, dem das Knie, mancher war wie todt vor Schlaf, ein anderer litt von Gedanken Pein und dachte: ei! wie hab' ich heut gefahren, das mus mich wundern! — Am andern Tage mußten die Gefangenen manches köstliche Pfand einsetzen, und die Gut gewonnen hatten, sah man in freudiger Geberde. Der Fürst Leopold sandte nach dem von Österreich und auch nach dem von Kärnthenland und versöhnte sie beide; nach dreien Tagen schieden sich die Fürsten."

Dies rege Gemälde eines Turniers belehrt uns über mehres, was von den allgemeinen Turnierordnungen abwich und das Ganze nicht zu so einer geregelten Uebung machte, wie die andern Turniere waren, sondern mehr zu einem geselligen Spiel, einem Ringelrennen, einer Probe der Tapferkeit diente. Darum auch keine ausgesetzten Dänke, sondern ein jeder mußte sich seinen Preis selbst gewinnen, in Gefangenen, oder im Ruhme der Tapferkeit, oder in Bewunderung der Frauen. Hier war auch

nicht der gemeſſene Gang der Turniere, mit Kolben, Schwert und Lanzenrennen, mit Turniervögten und ſo weiter, ſondern alles kam auf den Buhurd hinaus, auf das Geſellenſtechen, das Stechen einzelner Schaaren gegen einander, welches wir ſchon in den Nibelungen finden, und welches ſo geſtaltet war, wie es auch zum Ernſt in Schlachten Statt fand. Die andern Nachrichten von Turnieren in Ulrichs v. Lichtenſtein Frauendienſt ſtimmen mit dem Ausgezogenen überein, und es würde zu weitläuftig werden, aus dieſem Werke hier noch Mehreres anzuführen, um ſo mehr, da noch manches in der Abtheilung von den Ritterzügen wird berührt werden müſſen. Nur dies geht noch aus des Ulrich von Lichtenſtein Frauendienſt hervor, daß, auch bei eigentlich zu einzelnen Lanzenrennen beſtimmten Ritten, zwei, ja wohl drei auf einmal oder wenigſtens dicht hinter einander, auf einen losrannten, wo alſo ein eigentlicher Buhurd entſtand. Man ſchien dies nicht als etwas Eigenes und Ungewöhnliches zu betrachten, und die Stellen darüber lauten ſo: (S. 126, als Ulrich mit dem Thumvogt von Wien kämpfen will) „man gab mir ein Speer in die Hand, ein anderer Ritter Gundackar von Steir war indeß herfür gekommen, der mit dem Thumvogt zugleich gegen mich rannte, ich kam ihnen entgegen, den vordern fehlte ich, aber den zweiten traf mein Tioſt an den Hals, wo Schild und Helm zuſammengeht, ſo daß das Koller aufgetrennt wurde, und daß der ſtarke Mann ſich etwas neigte, beide aber verſtachen auf mich ihre Speere, und der von Steir war froh, daß er ein Fingerlein von mir verdient hatte. Auf dem Felde

drungen ſie nun ſo ſehr hin und her, daß ich mir keinen Ring (keinen freien Umkreis, um einen tüchtigen Anlauf mit dem Roſſe zu nehmen) gewinnen mochte, das war mir verdrießlich, oft rannten ihrer drei zugleich gegen mich, ſo groß war zu tiefſtiren ihre Gier, dann faß ich mit Kunſt deſto feſter und bat Gott meiner zu bewahren." So auch S. 243: „oft rannten zwei einen an." —

Wie nun auch die alten Gedichte ein Turnier an dem Hofe des Königs Artus beſchreiben, wird am beſten aus der Anführung eines Abſchnittes im Titurel: Das Turnier zu Floritſchanze, ſich ergeben. „In königlicher Weiſe wollte Artus Ritter ſchlagen, aber nicht in der Stille, ſondern offenbar, daß von dem Buhurd Berg, Wald und das Gefilde erkrachen ſollten. Die Ritterſchaft erhob ſich an dem Morgen; ein Erzbiſchof gab da den Helden Schwerdt und dabei ſeinen heilbringenden Segen, ihm half der König, wie er mit Recht ſollte. Reiche Banner wehten auf dem Felde, und alles mahnte an, den kalten Buhurd nicht zu laſſen. Groß ward das Getöſe von Hauptrommeln und Poſaunen. Leute und Roſſe duldeten manche Pein von den Stößen bei dem Gegeneinanderprallen; der weite Plan von Floritſchanze ward zu enge von dem Ueberfluß der Ritter, wenn ſie den weiten Anlauf zu ihrem Buhurd nahmen. Wie durch ein Erbeben bewegte ſich Floritſchanze, und wenige der neuen Schilde ſah man noch unverletzt, mit ihren Stücken war das Gras beſtreut, ſo daß manches Roß darin ſtrauchelte und durch ſein Fallen der Geliebten des Ritters Trauern

verurſachte. Die Banner verwirrten ſich in einander an den Lanzen und manches ward von der Gleve abgezerrt. Ueberall erſchallten auf dem Gefilde Tamburen und Poſaunen, wenig Ruhe und Stilleſtand war, und von dem gewaltſamen gegen einander Laufen ſchwollen den Pferden die Bruſt, den Rittern die Knie. — Nachdem die Müdigkeit die Ritter von einander ſchied, zeigte ſich die Milde des Königs Artus in den reichen Geſchenken, die er gab, und wie er viele von Schildknechten zu Rittern, von Edelknaben zu Knappen gemacht hatte, ſo wuſte er vielen auch noch andere ſüßere Belohnung zu geben, indem er ſie mit reichen Jungfrauen ſeines Landes vermählte, ſo daß manche Magd heute frei war, die morgen Mannes eigen, und mancher Ritter war heute ohne Land, der morgen Leute und Land beſaß. Die Ermüdung nach dem Turnier war ſo groß, daß man drei Tage lang die Roſſe und den Kampf zu meiden beſchlos. Da freuten ſich die Jungen, daß ſie nun den werthen Frauen näher ſein ſollten, daß ſie nun fröhlicher Tanz, Händedrücken, Sehnen und Meiden beglücken ſollte. Am vierten Morgen wollten ſie wieder die Ros zu Felde reiten (d. h. zum Kampfe), und Artus gebot, daß ſie alles Uebermaaß vermieden, damit ihnen nicht Trauern aus der Freude erwüchſe. So dauerte das Turnier den Tag über, bis es zu dunkeln begann, da zogen ſie der vorgeführten Fahne nach zu Hauſe. — Der Kampf währte nun noch in allem 30 Tage, an welchem jeglichen andere Könige mit ihren Ritter-Schaaren zum Kampf aufziehen. — Als nun die Ritterſchaft (d. h. die ritterliche Uebung) geendet, als reiche Geſchenke

vertheilt waren und ein groſſes Mahl die Ritter erquickt, da nahmen ſich Könige, Fürſten und alle, die da waren, bei den Händen, zu einem Tanz, der ſeit manchen Jahren nicht ſo trefflich geſehen und mit Schönheit und Freude vollendet worden." Ferner gehört auch eine Geſchichte aus dem Leben des Ritters Boucicaut vom Jahre 1390, nicht ein eigentliches Turnier, ſondern ein ſcharfes Lanzenrennen betreffend: Dem Ritter Boucicaut ließ das Verlangen, ſeinen Muth zu zeigen und Ehre zu erwerben, keinen andern Gedanken, als wie er ſeine ſchöne Jugend in ritterlichen Thaten vollbrächte. (Wie er ſich zum Ritterſtande übte, haben wir ſchon oben im Jugendleben geſehen.) Dies trieb ihn auch zu dem Unternehmen, welches er, als ihm der König Urlaub gegeben, in mehren Königreichen und chriſtlichen Ländern, in England, Spanien, Aragon, Deutſchland, Italien, verkünden ließ. Allen Fürſten, Rittern und Knappen ward entboten, daß er, begleitet von 2 Rittern, Roye und Sampy, 30 Tage lang einen Paß vertheidigen werde, wenn nicht wichtige Gründe ihn früher abriefen. Vom 20. Lenzmond bis zum 20. Oſtermond wollten die drei Ritter bei Ingelbert, zwiſchen Boulogne und Calais, jeglichen erwarten, bereit und gerüſtet, mit allen Rittern, die es verlangen möchten, täglich zu kämpfen, Freitags ausgenommen. Jeder der drei Ritter ſollte bis zu 3 Stöſſen mit ſcharfer oder ſtumpfer Lanze gehen; gegen Feinde des Königreichs nähmlich auf die eine oder die andere Weiſe, nach ihrem Verlangen, gegen Freunde des Landes aber, welche zum Kampfe erſchienen, nur mit ſtumpfer Lanze. Dieſe Verkündigung

geschah 3 Monate vorher, damit die Nachricht von der Unternehmung weit verbreitet würde, und auch aus der Ferne viele Ritter herbei kommen möchten.

Als die Zeit heranrückte, nahm Boucicaut Abschied von dem Könige, und begab sich mit seinen Kampfgenossen an den genannten Ort. Hier ließ er in einer weiten Ebene sein Gezelt aufschlagen, das groß, schön und köstlich war. Dasselbe thaten seine Gefährten, jeglicher für sich. Vor den 3 Zelten, in geringer Entfernung, stand eine große Ulme. An drei Zweigen dieses Baumes hingen die Schilde, zwei an jedem, das eine für den Frieden, das andere für den Krieg; aber auch die Kriegesschilde waren nicht von Eisen oder Stahl, sondern alle waren von Holz. Neben den Schilden standen an jeden Zweig 10 Lanzen gelehnt, 5 für den Frieden und 5 für den Krieg; (nämlich scharfe oder stumpfe Lanzen.) Auch hing an dem Baum ein Horn, und der Verkündung gemäß mußte jeder, welcher den Kampf bestehen wollte, in dies Horn blasen, und wenn er ernstlichen Kampf verlangte, auf das Kriegesschild schlagen, oder, wenn er mit stumpfer Lanze zu kämpfen begehrte, auf das Friedensschild. Jeder der 3 Ritter hatte sein Wappen über seine 2 Schilde gestellt, welche verschieden gemalt waren nach ihren Wappen, damit jeglicher wüßte, wen er zum Kampf herausforderte.

Boucicaut hatte ein großes und schönes Zelt aufschlagen lassen, wo die Fremden sich bewaffnen, aufhalten und erfrischen sollten. Gleich nach dem Schlage auf das Schild mußte derjenige, dem es gehörte, auf dem Streit-

roſſe mit der Lanze bewaffnet und kampffertig hervorſprengen, oder alle 3, wenn drei Kämpfer an die Schilde geſchlagen hatten. Gute Weine und Lebensmittel ließ Boucicaut auf ſeine Koſten reichlich herbeiſchaffen, um während der Dauer des Kampfſpiels alle, die ſich einfänden, zu bewirthen. Jeder der drei Ritter hatte zahlreiches Gefolge. Es waren Herolde, Trompeter und Spielleute genug und Volk von allerlei Stand.

Am erſten Tage des Kampfſpiels ſtanden die Ritter gewappnet und gerüſtet in ihren Zelten, die Kämpfer erwartend. Boucicaut war vor allen gar ſtattlich gekleidet. Und da er glaubte, daß vor Ende des Kampfſpiels viele Fremde, ſowohl Engländer als andere, erſcheinen würden, ſo nahm er, um anzudeuten, daß er zu jedem Kampfe bereit und gerüſtet wäre, den Wahlſpruch: Was ihr wollet! und ließ ihn auf alle ſeine Wappen ſetzen.

Die Engländer vernahmen die Kunde von dem ehrenvollen Unternehmen, und die Meiſten und Angeſehenſten unter ihnen ſagten, ſie wollten bei dem Kampfſpiele nicht fehlen. Gleich am erſten Tage kamen ihrer viele mit glänzendem Gefolge. Als nun Boucicaut gewappnet in ſeinem Zelte ſtand, und ſeine Waffengefährten in den ihrigen, da kam der Bruder des Königs Richard von England (der Graf von Hunctincton), mit zahlreichem Gefolge und voranziehenden Spielleuten auf ſeinem Streitroß heran. Er ritt gar ſtolz rings um den Platz, und als dieſes geſchehen, ging er zu dem Horn und blies ſehr laut; darauf ſchlug er an Boucicauts Kriegsſchild, das er ſich wohl gemerkt hatte.

Es zögerte nicht der wackere Ritter, der auf seinem guten Streitrosse gerade wie ein Schilfrohr saß; die Lanze in der Faust, das Schild vor der Brust, von Spielleuten und Gefolge begleitet, trat er aus dem Zelte und stellte sich zum Kampfe. Dann legte er bald seine Lanze ein und rannte auf seinen Gegner, der auch ein sehr wackerer Ritter war, und ihm zu begegnen wußte. Sie trafen sich alsbald und gaben einander so kräftige Stöße auf ihre Schilde, daß beide sich rücklings überbeugten und die Lanzen in Splitter flogen. Laut rief man nun ihren Namen. Aber sie ließen sich neue Lanzen geben und rannten wieder gegen einander. So dauerte es, bis sie sich 5 Stöße mit scharfen Lanzen gegeben, und beide waren so tapfer, daß keinen ein Vorwurf treffen konnte.

Als der Kampf geendigt war, gingen die beiden Ritter in die Zelte; aber Boucicaut hatte nicht lange Ruhe, denn es kamen noch andere tapfere englische Ritter, welche ihn alle zu ernstlichem Kampf forderten. Seine Waffengefährten waren indeß auch nicht lässig, und es fanden sich genug Ritter, von welchen sie zum Kampfe mit scharfem Eisen gefordert wurden. So dauerte es während der bestimmten Zeit, und mehr als 40 Ritter erschienen, Spanier, Engländer, Deutsche, welche alle ernstlichen Kampf begehrten, und gegen alle ward gerannt, bis sie die Bedingung des Kampfspiels erfüllt hatten; ausgenommen einige, die aufhören mußten, weil sie verwundet waren. Als die Frist abgelaufen war, kehrte Boucicaut nach Paris zurück, wo er von dem Könige und dem Hofe freudig aufgenommen und auch von den Frauen viel gefeiert

und geehrt ward. Nach Juvenal des Urſins ſchenkten die 3 Ritter ihre Pferde und Harniſche der Frauenkirche zu Boulogne.

Ein Gegenſtück zu dieſem Kampfe und wahrſcheinlich eine Nachahmung deſſelben, wie auch wohl Boucicaut ſchon ältern Muſtern folgen mochte, iſt der Kampf, den im Jahre 1434 Suero de Quinones in Spanien beging, welcher in einer alten Handſchrift beſchrieben ward *). Es giebt dies zugleich auch ein Beiſpiel aus dem ſpaniſchen Ritterleben. Als König Joann II mit ſeiner Gemahlin Donna Maria, ſeinem Sohne und Erben Don Heinrich, und dem erlauchten und berühmten Herrn Alvaro de Luna, Großmeiſter von Santiago und Connetable von Caſtilien, und vielen andern Prälaten und Rittern ſeines Hoflagers, in der edlen Stadt Medina del Campo am Neujahrstage 1434 Nachts gegen ein Uhr in ſeinem Saale ein fröhliches Feſt feierte, da näherte ſich dem Platze, wo der König ſaß, ehrerbietig ſich beugend, Suero de Quinones mit ſeinen 9 Rittern, alle von altchriſtlicher Herkunft, alle ganz gewappnet, küßte ihm Hand und Füße, und ließ ihm durch einen Herold eine Bittſchrift überreichen, folgendes Inhalts: „Es iſt ein billiges und gerechtes Verlangen, daß diejenigen, welche in Gefangenſchaft ſind, Freiheit begehren, und wie ich, euer Vaſall und geborner

*) Libro del passo honroso, defendido por el excelente caballero Suero de Quinones, copilado de un libro antiguo de mano, por Juan de Pineda. 1583. (neue Auflage Madrid 1783. 4.) Nach dem Auszuge des Archivs für Geographie, Hiſtorie C. 529 ff.

Unterthan, seit langer Zeit einer edlen Frau dienstbar bin, und zum Zeichen jeden Donnerstag dies Eisen um den Hals trage, das ist bekannt geworden durch Herolde an eurem Hofe, in eurem Reiche und im Auslande. Jetzt aber habe ich im Namen des Apostels Jakob meine Auslösung verabredet, welche darin besteht, daß ich und diese geharnischten Ritter 300 Lanzen mit mailändischen Spitzen im Schafte brechen; mit jedem Ritter nämlich, welcher des Weges kommen wird, 3 Lanzen, so daß diejenige, welche verwundet, für gebrochen soll gehalten werden. Es soll dies geschehen 15 Tage vor dem Feste des Apostels Jakob, des Schutzheiligen eurer Unterthanen, und 15 Tage nachher, wofern nicht vor dieser Frist meine Auslösung vollbracht wäre. Ich werde mich an der Straße befinden, welche die meisten Reisenden zu wählen pflegen, die zu dem Begräbnißorte des Heiligen wallfahrten, und allen fremden Rittern und Edeln, welche dort erscheinen werden, will ich verkünden, daß sie Rüstungen, Pferde, Waffen und Lanzen finden sollen, deren sie sich bedienen können, ohne Furcht, durch einen leichten Stoß dieselben zu zerbrechen. Allen achtbaren Frauen aber sei kund, daß jede, welche dahin kommen wird, wo ich mich befinde, wenn sie keinen Ritter hat, der für sie kämpfen kann, den Handschuh der rechten Hand verliert. Aber das Gesagte versteht sich unter der Bedingung, daß Euer Königl. Hoheit nicht soll gehalten sein, jene Probe zu bestehen, so wenig als der erlauchte Herr Connetable Alvaro de Luna."

Als der Herold dies Gesuch gelesen hatte, berieth

sich der König mit seinen Edeln, und da er fand, daß man's gewähren müßte, bewilligte und ließ er die Bitte zu, wie sie vorgetragen war, auf daß der wackere Suero de Quinones sich also befreien möchte. Darauf sprach der Herold mit lauter Stimme im Saale: „Kund sey hiermit allen Rittern und Edeln unsers erhabenen Königs, daß er diesem Ritter Erlaubnis zu diesem Unternehmen giebt, unter der Bedingung, daß weder der König noch sein Connetable darin verwickelt werde."

Nach dieser Verkündigung trat Suero zu einem der Ritter, die im Saale tanzten, bittend, ihm den Helm abzunehmen, ging darauf zu dem Sitze, wo der König und der Kronprinz saßen, und dankte für die erhaltene Erlaubniß. Er entfernte sich alsdann mit seinen ritterlichen Gefährten, sich zu entwaffnen, und als sie ihre Leibröcke angelegt hatten, wie die Sitte verlangte, kehrten sie in den Saal zurück, um zu tanzen. Sobald der Tanz geendigt war, ließ Suero die Gesetze des Kampfes vorlesen, welche also lauteten:

„Im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau, unserer Frau, und des heil. Apostels Jakob, mache ich Suero de Quinones, Ritter und Vasall des erhabenen Königs von Castilien, und von der Familie des erlauchten Herrn Connetable, die Bedingungen meines Unternehmens bekannt, das ich am Neujahrstage vor gedachtem großmächtigsten Könige angekündigt habe. 1) Es wird allen Rittern und Edlen, welche von dieser Waffenthat hören werden, verkündet, daß ich mit neun Rittern, die mir bei der Erlösung aus der Gefangenschaft beistehen, an dem

Paſſe bei der Brücke von Orbigo, ein wenig ſeitwärts vom Wege (ſechs Stunden von Leon und drei von Aſtorga) mich befinden werde, fünfzehn Tage vor dem Jakobsfeſte, und fünfzehn Tage nachher, wenn nicht früher meine Befreiung vollbracht wäre. Sie beſteht darin, daß dreihundert Lanzen mit ſtarkem Eiſen in kriegeriſcher Rüſtung mehr als doppelt liegen. 2) Alle fremde Ritter werden dort Harniſche, Pferde und Lanzen finden, ohne daß dabei ich und meine Gefährten einen Vortheil erhalten. 3) Mit jedem Ritter, welcher erſcheinen wird, werden drei Lanzen gebrochen, und jede iſt für gebrochen zu achten, die einen Ritter aus dem Sattel hebt und Blut fließen macht. 4) Jede achtbare Frau, welche bei jenem Orte, oder in der Entfernung einer halben Stunde vorübergeht und keinen Ritter hat, der für ſie den Kampf beſtehen will, verliert den rechten Handſchuh. 5) Wenn zwei Ritter oder mehr kommen, den Handſchuh einer Dame zu löſen, ſoll nur der erſte zugelaſſen werden. 6) Da es Manche giebt, die nicht wahrhaft lieben, und begehren möchten, den Handſchuh von mehr als einer Dame zu befreien, ſo ſoll es nicht verſtattet ſeyn, wenn die drei Lanzen mit ihm gebrochen ſind. 7) Es werden von mir drei Frauen aus dieſem Reiche durch Herolde ernannt werden, um bei dem Unternehmen zugegen zu ſein und durch ihr Zeugniß zu beſtätigen, was vorgeht; aber ich verſichere, es ſoll nicht ernannt werden die Dame, der ich angehöre, unbeſchadet der Achtung gegen ihre großen Tugenden. Der erſte Ritter, welcher auftreten wird, den Handſchuh einer Dame von mir zu löſen, ſoll einen Diamant erhalten. 8) Da

einer oder zwei von uns, die wir den Paß beſchützen, von ſo vielen zum Kampfe konnten gefordert werden, daß ſie ſolcher Arbeit nicht gewachſen waren, oder, wenn ſie es wären, den übrigen Waffengefährten keine Gelegenheit zum Kampfe bliebe: ſo ſei allen kund, daß Niemand Jemanden herausfordern darf, oder wiſſen ſoll, mit wem er kämpfet, bis die vorgeſchriebene Zahl von Lanzen gebrochen iſt; aber jeder ſei verſichert, daß ſich ihm ein Ritter oder Edler entgegenſtellen ſoll mit untadelhaften Waffen. 9) Wenn aber Jemand, nachdem die drei Lanzen gebrochen ſind, noch mit Einigen der Paßvertheidiger beſonders zu kämpfen begehrte, ſo mag er ſeinen Wunſch kund machen, und es ſoll, wofern die Zeit es erlaubt, noch eine andre Lanze mit ihm gebrochen werden. 10) Wünſcht einer der Ritter, die ſich zum Kampfe ſtellen, eines von den vorgeſchriebenen Stücken der Rüſtung abzulegen, ſo mag er's mir ſagen laſſen, und es wird ihm gewillfahrt werden, wenn Zeit und Umſtände es geſtatten. 11) Mit keinem Ritter wird gekämpft werden, der nicht zuvor geſagt hat, wer er iſt und woher. 12) Sollte einer der Ritter beim Kampfe Schaden nehmen an ſeiner Perſon oder Geſundheit, wie's bei Waffenſpielen wohl zu geſchehen pflegt, ſo will ich dort, damit er geheilt werde, ſorgen, wie für mich ſelbſt, ſo lange als nothwendig und langer. 13) Wenn einer der Ritter, die ſich mit mir oder meinen Gefährten verſuchen, einen Vortheil über uns erlangte, ſo verſichere ich ihm auf Ritterwort, daß er weder von uns, noch von unſern Verwandten und Freunden deshalb ſoll zur Rede geſtellt werden. 14) Jeder

Ritter oder Edle, der auf dem geraden Wege die heilige Wallfahrt nach Compostella macht, ohne sich dem Passe zu nähern, den ich vertheidige, kann ungehindert von mir und meinen Gefährten seine Reise fortsetzen. 15) Jeder Ritter, der von dem geraden Wege ausbeugend zu dem Passe kommt, den ich beschütze, kann nicht weggehen, ohne zuvor die drei Lanzen zu brechen, oder eines von seinen Waffenstücken, oder den rechten Sporn zurück zu lassen, mit der Verpflichtung, nie wieder jene Waffe oder jenen Sporn zu tragen, bis er eine eben so gefährliche, oder eine gefährlichere Waffenthat bestanden. 16) Wenn einer meiner Gefährten einem der Kämpfer, welche sich einfinden, ein Pferd tödtet, werde ich's ihm bezahlen; wofern aber diese einem von uns ein Pferd tödten, so sollen sie Ersatz leisten, wenn sie unredlich mit dem Gegner verfahren. 17) Wenn einer der Ritter im Anrennen das Pferd des Gegners trift, und dieser mehr oder weniger auf den Harnisch stößt, soll die Lanze für gebrochen gehalten werden, wegen der Unredlichkeit des Gegners, der auf das Pferd gestoßen. 18) Wofern einer der Ritter, die zum Kampfe erscheinen, nachdem eine Lanze gebrochen ist oder zwei, nicht weiter sich versuchen wollte, soll er die Waffe oder den rechten Sporn einbüßen, als ob er hätte gar nicht kämpfen mögen. 19) Alle inländischen Ritter, welche bewaffnet zu Pferde erscheinen, den Kampf zu bestehen, sollen Waffen erhalten, und nicht mit den ihrigen, noch auf ihren eigenen Streitrossen kämpfen, um allen Vortheil aufzuheben. 20) Wenn ein Ritter beim Kampfe durch die erste oder zweite Lanze verwundet würde, so

daß er an diesem Tage nicht weiter kämpfen könnte, wollen wir nicht gehalten sein, den Kampf mit ihm zu erneuern, obgleich er es für einen andern Tag verlangen möchte. 21) Damit kein Ritter oder Edler aus Besorgnis, daß ihm nicht nach Verdienst seiner Tapferkeit Gerechtigkeit widerfahre, unterlassen möge, bei dem Passe zu erscheinen; so sollen zwei alte, in Waffenthaten erprobte und glaubwürdige Ritter und zwei Herolde zugegen sein. Die Kämpfer, welche sich einstellen, müssen denselben eidlich versprechen, ihnen in Allem, was wegen des Kampfspieles befohlen werden möchte, Folge zu leisten; wogegen ihnen die Kampfrichter und Herolde schwören, sie gegen Trug zu schützen und wahrhaft nach Billigkeit und Kampfrecht zu urtheilen. Sollten aber neue Zweifel, welche nicht aus meinen Kampfgesetzen gelöset werden können, sich erheben, so wird jenen Männern die Entscheidung überlassen, damit die Vorzüge oder die Nachtheile, die jemand durch die Waffen sich erwirbt, nicht verborgen bleiben. Die Herolde werden jedem, der es verlangt, ein schriftliches Zeugnis geben, wie es nach seinen Thaten der Wahrheit gemäß ist. 22) Kund sei es allen Herren in der Welt und allen Rittern und Edlen, welche von diesen Kampfgesetzen hören werden, daß, wenn die Frau, der ich ergeben bin, des Weges käme, sie sei geben soll, ohne daß ihre rechte Hand den Handschuh verliere, und außer mir soll kein anderer Ritter für sie kämpfen; denn es ist niemand in der Welt, der es mit so gutem Fug könne, als ich."

Als dies vorgelesen war, übergab Sucro dem Wap-

penherolde des Königs von Caſtilien einen Brief, worin er denſelben bat, allen Königen, Fürſten und Herren, in deren Gebiet er käme, zu ſagen, wie Suero dreihundert Lanzen zu ſeiner Befreiung zu brechen wünſchte; und da ohne den Beiſtand von Rittern, die mit ihm und ſeinen Gefährten kämpften, dieſe Erlöſung nicht möglich war, ſo ſollte der Herold Allen das Geſuch eröffnen, daß ſie „aus Höflichkeit und um der Liebe zu ihren Damen willen“ ihm zu Hülfe kommen möchten.

Der Wappenherold verſprach, den Brief an die Höfe der Könige zu bringen und öffentlich leſen zu laſſen, durch ausgewählte Herolde aber denſelben an andern Orten bekannt zu machen. Während der 6 Monate, die von dem Tage, wo die Erlaubniß gegeben war, bis zu dem Anfange des Kampfſpiels verfloſſen, ward in der ganzen Chriſtenheit die Kunde von dem Unternehmen verbreitet. Suero benutzte dieſe Zeit, Waffen, Pferde und die übrigen Bedürfniſſe herbeizuſchaffen. Es ward viel Holz gefällt in den Wäldern bei der Brücke von Orbigo zu dem Baue der Bühnen, der Kampfbahn und des Saales. Nahe an der Straße war ein angenehmer Wald, in deſſen Mitte man eine große Kampfbahn von Holz, die 146 Fuß lang war und Lanzenhöhe hatte, erbauete. Die eine Bühne, an dem einen Ende derſelben, war für Suero und ſeine Gefährten beſtimmt, wenn ſie in den Augenblicken, wo ſie nicht ſelber kämpften, dem Waffenſpiele zuſehen wollten. Voran ſtanden zwei andere, wo die fremden Ritter vor und nach dem Kampfe ſich aufhalten ſollten. Mitten in den Schranken aber erhoben ſich zwei

Bühnen, von welchen die eine den Kampfrichtern, dem Wappenkönige, den Herolden, den Trompetern und Schreibern, die andre den edeln Rittern bestimmt war, welche das Unternehmen durch ihre Gegenwart ehrten. Die beiden andern Bühnen waren den übrigen Zuschauern, den Trompetern und Dienern der Ritter, die am Kampfe Theil nahmen, angewiesen. An beiden Enden der Schranken waren Thüren, von welchen die eine den Vertheidigern des Passes zum Eingange diente, und hier war das Wappenschild der Quinones in dem aufgepflanzten Banner zu schauen; durch die andre Thüre aber traten die ritterlichen Abenteurer herein, welche den Lanzenkampf bestehen wollten, und auch hier war ein Banner des Sucro de Quinones aufgerichtet.

Es ward ferner ein Herold aus Marmor gebildet, welchen man auf ein marmornes Gestell setzte. Schön geschmückt mit Gewändern und Hut, stemmte er die linke Hand in die Seite und deutete auf die Landstraße mit der rechten, auf welcher geschrieben stand: Hierher geht's zum Passe! Dieser steinerne Herold ward jenseits der Brücke von Leon an der Landstraße aufgestellt am 10. Julius, dem ersten Tage der Kampfspiele. — An demselben Tage wurden zwei und zwanzig Zelte errichtet. Die beiden größten standen an dem Eingange der Schranken, welcher den fremden Kämpfern angewiesen war, und dienten diesen, sich darin zu bewaffnen. Die übrigen waren Wohnungen für die ritterlichen Abenteurer, für die Paßvertheidiger, für die Zuschauer, und für das Gefolge und die Diener der Kämpfer. Mitten unter diesen

Zelten war ein hölzerner Saal von Gitterwerk errichtet, ganz behangen mit köſtlichen franzöſiſchen Teppichen. Es ſtanden darin zwei Tiſche, der eine für Suero und die ritterlichen Kämpfer, der andre für die übrigen vornehmen Gaſte. Im Hintergrunde war ein reich beſetzter Schenktiſch, und nicht weit von dem Saale floß einer der Flüſſe, welche den Wald umgaben. Viel edle Herren ehrten das Kampfſpiel durch ihre Gegenwart, und Suero bewirthete alle in einigen nicht weit entfernten Oertern, welche ſeinem Vater gehörten. Auf Suero's Geſuch ſandte ſeine Mutter gleich Anfangs eine edle Frau, Elvira Alvarez, die Gattin eines wackern Ritters, zu dem Paſſe, wo ſie mit ſechs andern Frauen als erſte Krankenwärterin die Ritter, welche bei den Kampfſpielen verwundet würden, verbinden und pflegen ſollte.

Am ſelbigen Tage, Sonnabends den 10. Julius, meldeten der Wappenkönig und der Herold dem Ritter Suero und den Kampfrichtern, es wären bei der Brücke von Orbigo drei Ritter, welche den Lanzenkampf zu beſtehen begehrten. Der eine war ein Deutſcher, Namens Arnold von Rothwald (Arnaldo de la Floreſta Lermeja), aus der Mark Brandenburg, die andern zwei Brüder aus Valencia. Erfreut über die Ankunft ſo mannhafter Ritter, ließ Suero ſie in ſein Zelt einladen. Sie erſchienen, und Suero empfing ſie ehrerbietig am Eingange der Kampfbahn, in Gegenwart der beiden Richter. Sie ſagten, es hätte die in der ganzen Chriſtenheit verbreitete Verkündigung ſie herbeigerufen, und ſie wünſchten den Kampf zu beginnen, ehe andere kämen. Die Kampfrichter

wiesen den Wappenkönig und den Herold an, den drei Rittern, weil sie funfzig Schritte von den Schranken vorüber gezogen waren, die rechten Sporen abzunehmen, bis die Kampfspiele angefangen hätten, wo man sie allen zurück geben wollte. Die Sporen wurden abgelegt und feierlich an einem französischen Teppich aufgehängt, der sich auf der Bühne der Richter befand.

Am folgenden Tage, bei Anbruch des Morgens, ertönten die Trompeten und andre Blasinstrumente und entzündeten mit Kampflust die Herzen der Krieger. Suero de Quinones erhob sich mit seinen neun Gefährten, und als sie die Messe gehört hatten, zogen sie auf den Kampfplatz in die Schranken. Suero erschien auf einem kräftigen Rosse, das mit blauer Decke geziert war, worauf sein gewähltes Sinnbild und das Halseisen in Stickerei sich zeigten, und über jedem Sinnbilde standen die Worte: Il faut deliberer. Er trug einen Waffenrock von olivengrünem Sammet, Beinkleider von Scharlach nach italienischem Schnitt, eine hohe Scharlachmütze und reich vergoldete italienische Sporen. In der Hand hielt er das vergoldete entblößte Schwert. Am rechten Arm war um den Muskel ein Band von seiner Unternehmung in Gold gearbeitet, zwei Finger breit gewunden, und umher stand mit blauen Buchstaben:

Si à vous ne plait de avoyr mesure,
Cette je dis,
Que je suis
Sans venture.

Ihm folgten auf schönen Pferden drei Pagen, auf deren blauen Waffenröcken das Sinnbild des Ritters erschien.

Die Pferdedecke des ersten Pagen war von buntem Damast, mit Zobel verbrämt, und mit dicken, silbernen Nesteln geflickt. Auf dem Haupte trug der Page einen Helm, über welchem ein großer vergoldeter Baum mit grünen Blättern und vergoldeten Früchten stand, an dessen Fuße sich eine grüne Schlange emporwand — wie an dem Baume, woran Adam sündigte — und mitten durch den Baum ging ein Schwerdt, worauf die Worte standen: Le vray ami. In der Hand trug er seine Lanze.

Vor Suero ritten seine neun Waffengefährten, einer hinter dem andern, in scharlachenen Waffenröcken und Beinkleidern, und alle trugen in Stickerei das Sinnbild ihres Anführers, so wie auf den blauen Pferdedecken den Wahlspruch: Il faut deliberer. Vor ihnen ward von zwei schönen Pferden ein Karren voll Lanzen gezogen, welche von dreierlei Art waren, dicke, mittlere und dünne, die aber alle einen ziemlichen Stoß aushalten konnten. Ueber die Lanzen waren blaue und grüne Decken gebreitet, auf welchen Oleanderbäume mit ihren Blumen gestickt waren, und auf jedem Baume war ein Papagei abgebildet. Oben saß ein Zwerg, der den Karren lenkte. Den Anführer begleiteten mehre Ritter zu Fuße, wovon einige sein Pferd am Zügel führten, um ihre Ehrerbietung oder ihre Ergebenheit ihm zu bezeugen.

So erschien Suero in den Schranken, und als er sie zweimal umritten hatte, hielt er beim zweiten Ritte mit seinen Waffenbrüdern vor der Bühne der Richter, welche er bat, ohne Freundschaft oder Feindschaft über alles, was hier vorgehen möchte, zu urtheilen, allein

gleiche Waffen zu geben, jeglichem die Ehre und den Ruhm zu ertheilen, den er durch Tapferkeit und Geschicklichkeit verdiente, und die Fremden zu schützen, wenn sie, wegen Verwundung eines Paßvertheidigers, von andern sollten angegriffen werden. Früh am Montage — wie an jedem Tage, so lange die Kampfspiele dauerten — hörte Suero mit seinen Waffenbrüdern und ritterlichen Gästen die Messe in dem großen Zelte, wo er eine Kapelle und einen Altar mit köstlichen Reliquien und reichen Verzierungen hatte. Darauf gingen die Kämpfer in ein anderes Zelt, um sich zu waffnen, und Suero ließ die Ritter einladen, auf daß sie sähen, mit welchen Waffen er sich rüstete. Er sandte sie dann in das Zelt, wo sich die deutschen Ritter rüsteten. Ritter Arnold zeigte seine Waffen und sein Pferd, und die Richter waren zufrieden, obgleich des Deutschen Pferd besser als Suero's Streitroß war. Der Kampfplatz ward von mehren Schildknappen, Armbrustschützen und Pikenträgern gesichert; und als die Richter auf ihre Bühnen gestiegen waren, ließen sie am Fuße derselben große, mittlere und kleine Lanzen aufstellen, damit ein jeder sich nach Belieben wählen möchte.

Suero erschien zuerst beim Klange der Musik in der Kampfbahn, und ihm folgte bald der deutsche Ritter, begleitet von den Brüdern aus Valencia und andern Rittern, die ihn ehren wollten. Darauf befahlen die Kampfrichter dem Wappenkönige und dem Herolde, durch einen Ausruf zu verkünden, daß niemand, was auch einem Ritter begegnete, durch Worte ihm Rath, oder mit der Hand ihm ein Zeichen zu geben sich erdreisten sollte, mit

der Drehung, jedem, der geredet, die Zunge, jedem, der einen Wink gegeben, die Hand abschneiden zu lassen. Der Admiral von Castilien und viele andere Ritter verbürgten sich, daß keinem Kämpfer, wenn er seinem Gegner Wunden oder den Tod gegeben, jemals Leides geschehen oder Rechenschaft abgefordert werden sollte. Darauf ließen die Richter alle Instrumente laut ertönen, das Zeichen zum Kampfe zu geben, und durch den Wappenkönig und den Herold ausrufen:

Legeres aller
Legeres aller
Et lair son deber.

Suero de Quinones und der deutsche Ritter legten ihre Lanzen ein, und als sie fünf Gänge gemacht hatten, waren die drei Lanzen gebrochen. Die Richter erklärten den Kampf für vollendet, den Rittern befehlend, aus den Schranken zu weichen. Beide entfernten sich bei dem Schalle kriegerischer Musik; Suero lud seinen Gegner zum Mahle, und als er zu seinem Zelte gekommen war, entwaffnete er sich öffentlich.

Mit gleichen Feierlichkeiten wurde an den folgenden Tagen gekämpft. Wenn, dem Gesetze des Kampfes gemäß, drei Lanzen gebrochen waren, oder einer der Kämpfer vorher eine Wunde erhalten hatte, erklärte der Spruch der Richter die ritterliche Arbeit für vollbracht. Mehre wurden verwundet, welche man ohne Musik und Freude zu den Zelten führte und der Pflege des Wundarztes übergab. Ein aragonischer Ritter, Esberte de Claramonte, ward durch einen Lanzenstoß so gefährlich getrof-

ſen, daß er todt vom Kampfroſſe ſtürzte. Suero erzeigte dem Leichname des unglücklichen Ritters alle Ehre, aber er vergaß auch nicht, für die Seele zu ſorgen. Er rief ſogleich nach dem Unfalle ſeinen Beichtvater und andere anweſende Geiſtliche, um dem Gefallenen die Sakramente geben zu laſſen, und bat ſie, die Gebete über ihn auszuſprechen, welche die Kirche verordnet hat. Aber der Beichtvater gab zur Antwort, die Kirche hielte nicht für ihre Söhne die Ritter, welche in ſolchen Kampfſpielen den Tod gefunden, weil ſie in ſchweren Sünden geſtorben wären, und man könnte Gott nicht für ihre Seelen bitten, weil die Kirche dieſelben für verdammt erklärt hätte. Suero bewog den Beichtvater, zu dem Biſchofe von Aſtorga zu gehen, den er in einem Briefe bat, dem gefallenen Ritter ein Begräbniß in geweihter Erde zu vergönnen. Als aber der Prieſter Abends ohne die erwünſchte Erlaubniß zurückgekehrt war, wurde der Leichnam, fern von heiliger Erde, ehrenvoll von den trauernden Rittern zu Grabe geleitet.

Dieſes Unglücks ungeachtet, dauerten die Kämpfe bis zur beſtimmten Friſt fort. In der letzten Zeit waren eines Tages alle Vertheidiger des Paſſes nicht im Stande, gegen die Ritter, welche zum Kampfe erſchienen, in die Schranken zu treten, weil einige verwundet waren, und die übrigen ſich erſt die verrenkten Glieder muſten einrichten laſſen. Auch Suero ward einſt ſo heftig von der Lanze getroffen, daß ein Stück der Spitze in dem Viſier ſtecken blieb. Alle fürchteten, er wäre tödtlich verwundet; aber um ſeinen Freunden die Bekümmerniß zu nehmen,

rief er laut: Es iſt nichts, es iſt nichts, Quinones, Quinones!

Es gab während der Dauer der Kampfſpiele mannichfaltige Abenteuer, welche der Bericht des Schreibers mit treuherziger Umſtändlichkeit erzählt. — Gleich in der erſten Zeit zogen innerhalb der Gränzen des Paſſes zwei Frauen vorüber. Die Kampfrichter ſandten den Wappenkönig und den Herold zu ihnen, um zu erkunden, ob ſie edelbürtig wären und einen Ritter bei ſich hätten, der ihnen den Paß frei machen könnte. Die Frauen antworteten, ſie wären auf der Wallfahrt nach Santiago begriffen und edelbürtig; die eine war verheirathet und von ihrem Gemahle begleitet, die andere Wittwe. Der Wappenkönig bat um ihre Handſchuhe, die durch Lanzenkampf gelöſet werden ſollten, wozu ſich alsbald ein aragoniſcher Ritter anbot. Der Gemahl der einen Pilgerin ſagte, er hätte nichts gewuſt von Suero's ritterlichem Unternehmen und wäre jetzt nicht darauf eingerichtet, das Abenteuer zu beſtehen, aber ſobald er ſeine Wallfahrt geendigt hätte, wollte er zurückkehren, um den Kampfgeſetzen Genüge zu thun. Bis dahin ſollten die Richter ihm Friſt geben und die Handſchuhe bewahren. Der Wappenkönig nahm die Handſchuhe mit, welche die Richter an dem Teppiche aufhängen ließen, bis zur Entſcheidung der Sache. Nach kurzer Erwägung aber ward beſchloſſen, die Handſchuhe nicht zurück zu behalten, damit man nicht die fromme Wallfahrt zu ſtören ſchiene, und weil es die ritterliche Antwort der Frauen verdiente. Da nun viele Ritter bereit waren, die Handſchuhe der Pilgerinnen zu löſen, ſo

befahlen die Kampfrichter einem Herolde, dieſelben den Frauen zurück zu bringen und ihrem Begleiter zu ſagen, daß die Handſchuhe frei wären, und er nicht gebunden ſein ſollte, den Kampf zu beſtehen, zu dem er ſich erboten. — Einmal geſchah's, daß drei Frauen, die bei dem Paſſe vorbeizogen, ſich weigerten, dem Herolde zu willfahren, der ihnen die Handſchuhe abforderte. Aber ein Ritter, welcher zugegen war, ſtellte ihnen vor, es wäre nöthig, dem Kampfgeſetze zu gehorchen, und ſie gaben willig ihre Handſchuhe dem Wappenkönige. Nur wenige Fälle gab's, wo dies Kampfgeſetz vollzogen ward, ſo ſehr ſich auch ein Ritter bemühte, ſolche Abenteuer zu veranlaſſen. Ein Zufall hatte ihn des Vorzuges beraubt, einer der neun Waffengefährten Suero's zu werden, und um nicht läßig zu ſein in ritterlicher Arbeit, erklärte er ſich zum Befreier aller Frauenhandſchuhe. Er ließ auf der Brücke von Orbigo und in der Umgegend offene Briefe aushängen, worin er, „ein Edelmann von Ruf und Waffenruhm," ſeine Dienſte den achtbaren Frauen anbot, welche keinen untadeligen Ritter zum Kampfe ſtellen konnten, den „wackern Frauen, von welchen die Liebe ausgeht mit allen ihren rühmlichen Feſſeln, oder den Banden der Freundſchaft."

Eines Tages ward gemeldet, es wäre ein fremder Edelmann angekommen, der zu kämpfen wünſchte, aber weil er noch nicht Ritter war, zuvor den Orden der Ritterſchaft zu erhalten begehrte. Suero begab ſich mit ſeinen neun Waffengefährten zu Fuße, unter dem Klange der Muſik, zu dem Fremden, welcher ihn vor den Schran-

ken erwarten muſte. Als ſie am Eingange, wo die ritterlichen Abenteurer einritten, angekommen waren, fragte Suero den Fremden, ob er Ritter zu werden begehrte, und als dieſer die Frage bejahte, zog Suero ſein vergoldetes Schwerdt mit den Worten: Edelmann, habt Ihr den Vorſatz, alle Pflichten, welche die ehrenvolle Würde eines Ritters fordert, zu halten, und eher zu ſterben, als eine derſelben zu verletzen? Der Fremde ſchwur's; da gab ihm Suero einen Streich mit dem entblößten Schwerdte über den Helm und ſprach: Gott mache Dich zu einem guten Ritter und laſſe Dich die Geſetze erfüllen, die jeder gute Ritter halten muß. Darauf ward der neue Ritter zum Kampfe gelaſſen und brach ſeine drei Lanzen.

Zehn Tage waren verfloſſen ſeit dem Anfange der Kampfſpiele, als eine unerwartete Erſcheinung das Unternehmen zu ſtören drohte. Der Wappenkönig brachte einen Brief von zwei Rittern aus Catalonien. Sie hätten Kunde erhalten, ſchrieben ſie, wie Suero durch ſeine Unternehmung andächtige Ritter und Edelleute ſtörte und ſie zwänge, um ihrer Ehre willen Kämpfe mit ihm zu beſtehen; ſie wären eilig aus ihrer Heimath aufgebrochen, in der Hoffnung, Gott und dem heil. Apoſtel Jakob zu dienen, und erböten ſich, alle Lanzen mit Suero zu brechen, die er in ſeiner Aufforderung beſtimmt hätte. Suero dankte in ſeiner Antwort höflich für ihr Erbieten, aber ſeinen Kampfgeſetzen gemäß, wendete er ein, könnte kein Kämpfer mehr als drei Lanzen mit einem Vertheidiger des Paſſes brechen. „Nichts mehr darüber — ſchloß der Brief — denn ich brauche die Hände zu andern ruhm-

lichern Dingen." Die catalonischen Ritter antworteten durch trotzige Herausforderung zu ernstlichem Waffenkampfe; aber Suero behauptete seine Festigkeit und wunderte sich, wie Ritter, welche des Waffengewerbes kundig sein wollten, solches begehren, und in seiner begonnenen Unternehmung ihn willkührlich stören könnten. Wenn es den Rittern, schrieb er ferner, nicht genügte, drei Lanzen zu brechen, und ein gefahrvolleres Unternehmen ihnen erwünscht wäre, so möchten sie nach dem zehnten Kampfgesetze bestimmen, welches Stück der Rüstung sie abzulegen begehrten, und es sollten sich ihnen zwei Ritter, auf gleiche Weise gewappnet, entgegen stellen, welchen kein Ritter in der Welt einen Tadel anhaben möchte. Und seid versichert, schloß er, es werden solche sein, welche euch, da ihr doch für Gott streiten wollt, gar bald zu ihm senden werden.

So ward immer, wo jemand die Gesetze zu verletzen trachtete, unter Aufsicht der Richter, das Kampfrecht strenge geachtet. Vergebens erbat einst Lope de Mendoza — ein Abkömmling des edeln Helden Cid Ruy Diaz — als er seine drei Lanzen gebrochen hatte, die Erlaubniß, noch länger zu kämpfen, um seine Schöne sich geneigt zu machen, denn er hatte sich um einer Dame willen, die er sehr liebte ohne Gegenliebe, in das Unternehmen eingelassen. Suero aber, so verständig als tapfer, giebt ihm zur Antwort, Mendoza möge sagen, wer seine Dame sei, und er werde dann zu ihr sich begeben und ihr melden, welcher gute Ritter und tapfere

Kriegsmann ihr diene; doch länger zu kämpfen sei gegen die Gesetze des ritterlichen Unternehmens.

Nicht die Ritter allein wurden von edelem Wetteifer auf die Kampfbahn getrieben; selbst ein lombardischer Trompeter, der eine Wallfahrt nach Santiago machte, wollte in seiner Kunstfertigkeit um den Preis der Ehre ringen. Er hatte einen Weg von dreißig Stunden gemacht, um sich mit einem berühmten Trompeter des Königes von Castilien, Namens Dalmao, der sich bei den Kampfspielen befand, zu messen, und setzte von zwei sehr guten Trompeten, die er bei sich hatte, die eine gegen Dalmao's Instrument. Der Castilier nahm darauf des Lombarden Trompete und entlockte ihr eine solche Mannichfaltigkeit harmonischer Töne, daß jener, als er alles versucht hatte, was er wußte und vermochte, sich vor den Kampfrichtern für überwunden erklärte. Er gab darauf seine Trompete hin und ward von dem siegenden Kunstverwandten, so lange die Kampfspiele dauerten, als Gast bewirthet.

Am 9. August verflossen die dreißig Tage, welche Suero zu den Ritterkämpfen bestimmt hatte. Es waren nach und nach acht und sechzig Ritter gegen die Vertheidiger des Passes in die Schranken getreten, und in sieben-hundert sieben und zwanzig Gängen (encuentros) nur hundert sechs und sechzig Lanzen gebrochen worden. Die Kampfbahn und die Umgegend wurde festlich erleuchtet, und freudig erscholl die Musik. Da erschien Suero mit acht seiner Waffenbrüder — der neunte lag schwer verwundet zu Bette — im feierlichen Aufzuge vor der Bühne der Kampfrichter. Sie ritten in schöner Ordnung durch

die Rennbahn bis zum andern Ausgange, und dann innerhalb der Schranken in einem Bogen zurück bis zu dem Eingange, durch welchen sie eingezogen waren, wie es Sitte ist, wenn Ritter siegreich aus dem Kampfe treten.

Sucro sprach darauf zu den Rittern, dem Wappenkönige und dem Herolde: da er glaube alles erfüllt zu haben, was er in seinen Kampfbedingungen vorgeschrieben, so bitte er die wackern Männer, ihm zu bestätigen, daß er sein Halseisen ablege, zum Zeichen seiner Freiheit, denn seine Auslösung sei vollbracht. Wenn er aber in irgend etwas gefehlt habe, so möge man's ihm sagen, damit er sogleich Rede stehen könne, oder wenn noch etwas zu thun übrig, so wolle er's erfüllen und vollbringen, da er bereit und gerüstet sei.

„Wir können euch billig nicht verweigern, antworteten darauf die Kampfrichter, eure ritterliche Unternehmung für vollbracht, und eure Auslösung für wohl erkauft zu erklären. Und wir sagen euch und allen, die hier zugegen sind, daß von den dreihundert Lanzen, die ihr brechen wolltet, nur wenig übrig bleiben, und auch diese würden nicht übrig sein, wenn nicht einige Tage gewesen wären, wo keine Ritter erschienen, mit welchen ihr hättet kämpfen können. Um euch des Eisens zu entledigen, befehlen wir dem Wappenkönige und dem Herolde, es euch sogleich abzunehmen, denn ihr seid, nach unserer Meinung, von nun an frei von eurem Unternehmen und ausgelöset."

Der Wappenkönig und der Herold stiegen von der Bühne herab, und in Gegenwart der Schreiber nahmen sie dem Ritter feierlich den Eisenring vom Halse.

Suero verließ darauf mit seinen Waffenbrüdern und den übrigen Rittern den Kampfplatz, und als sie zwei Tage nachher festlich in die Stadt Leon einzogen, wurden sie mit großen Ehren empfangen.

Wenn dies Beispiel auch nicht der deutschen Ritterwelt entnommen ist, so zeigt es doch große Uebereinstimmung mit den Sitten und Gebräuchen, welche wir in diesem Abschnitt bereits eben kennen gelernt haben, und vieles, was im Allgemeinen angeführt ward, fand hier seine besondere Stelle und Anwendung, auch zum Theil seine Erklärung.

Ein anderes Beispiel aus deutscher Geschichte ist noch dieses:

Nach einer verderblichen, langen, endlich aufgeglichenen Fehde der Reichsstadt Nürnberg mit dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg, beschloß dieser, die Herren von Nürnberg, auf freundliche Einladung, zu besuchen. Er kam mit seiner Gemalin, seinem und dem ihrigen Gefolge, den 14ten Febr. 1496. zu Nürnberg an und wurde glänzend empfangen. Der Rath setzte drauf ein Turnier an, welches den 16ten mit großer Feierlichkeit begann. Eine 400 Schuhe lange, 50 Schuhe breite Stechbahn war auf einem offenen Stadtplatze errichtet, mit starken Schranken umfaßt, der Boden mit Streh belegt. Als der Mittag vorüber war, erschien der Markgraf mit 9 Rittern auf der Bahn; von Seiten der Nürnberger, Dietrich von Harras mit 9 Edlen. Der Markgraf führte auf seinem Helme einen Frauenhandschuh, und so alle seine Ritter ein schwarz und weißes Fähnlein. In dem seinigen allein

war ein goldener Buchſtabe. Die andern Ritter führten Pelikane, Sterne, Hüte, Mützen, Laternen, Ohren, Eſel, Fuchsſchwänze u. ſ. w. auf den Helmen. Im Rennen gewann der Markgraf 9 mal den Preis, und 4 mal fiel er. Es wurde derb gerennt und geſtochen, und am muthigſten benahm ſich auf der Bahn der Nürnberger Martin Löffelholz. Der Markgraf, welcher alles was vorging, gar genau beobachtet hatte, kam endlich ganz unbekannt wieder zur Bahn mit einem der Seinigen, und beide waren in allen Stücken ſo gewappnet und ſich einander gleich, daß keiner von dem Andern zu unterſcheiden war. Der Markgraf ſtellte ſogleich ſich Löffelholzen gegenüber und ließ ihn zum Geſtechе aufrufen. Raſch rannten ſie auf einander ein, und der Markgraf muſte den Sattel räumen. Indem der Sieger langſam die Bahn hinabritt, richtete der Markgraf ſich ſchnell wieder auf, ließ ſich aufs Pferd helfen und ritt, zum Zeichen daß er keinen Schaden genommen habe, auf der Bahn ſchnell auf und ab. Dann abermals forderte er Löffelholzen zum Stoße auf. Sie rannten ſo mächtig zuſammen, daß beide von den Roſſen ſtürzten. Da richtete der Markgraf ſich auf, ging auf Löffelholzen zu, gab ihm die Hand und ſagte: „wir haben uns ein Stecher zu ſein vermeint, aber du biſt wahrlich auch einer. Wir wollen Freundſchaft machen.“ Dieſer aber ſprach: „Euer Fürſtl. Gnaden ſind mir hier ganz unbekannt.“ Der Markgraf aber entgegnete: „Schweig, wir habens alſo haben wollen, und du haſt dich gegen uns ritterlich und tapfer verhalten.“ Der Markgraf kämpfte ferner und mit Glück. Endlich gegen Abend forderte er

Löffelholzen noch einmal zum Kampfe, und dieser räumte den Sattel *). Nun theilten die Frauen die Dänke des Turniers auf dem Rathhause aus, von denen der Markgraf den dritten erhielt.

In dem Weißkunig finden wir S. 15. die Erzählung von einem Turnierzuge und einem Turnier, bei den schon oben erwähnten Vermählungsfeierlichkeiten der Prinzessin Elisabeth von Portugal mit Kaiser Friedrich III. Da lautet es: „In dem ist kommen der König herab von seinem königlichen Schloß in die Stadt zu der lieben Schwester, der vermählten Königin, in solcher Weise und Gezierd: zum ersten ist geritten ein fast schöner Jüngling, mit fast schöner Gezier, auf einem hohen Roß, bedeckt mit einem guldin Tuch, dem hat nachgefolgt ein schöner gezierter Wagen, darauf waren Helm, Schild und Spieß' zu dem Stechen und Rennen; darnach sein geritten zwölf Ritter in ihrem Harnisch und ihre Reiß' mit großer Zier und jeder Ritter hat fünf Diener zu Roß wohl geschmückt, die haben die Spieß' und ander Gezier zu dem Rennen und Stechen geführt. Nach ihnen sind geritten zwölf Ehrenhold in ihren Kleidern und Wappenröcken wohlgeschickt, darnach die Posaunen, Trommeter und Pfeiffer mit wunderlicher Weis' und Gezierd'. Nach solchem ist der regierend' König in seinem sonderlichen schönen Harnisch geritten, und ihm sind zu Roß nachgefolget sechs Jüngling in Gold und Silber, auf das Schönist bekleid't,

*) Vielleicht nur aus Höflichkeit, wie dies wohl, als bereits oben bemerkt, geschah.

und der König ist also in sollicher Ordnung in der Stadt geritten zu einem Pallast, von Holz gemacht mit zweien hohen Thürmen insonderheit zu dieser Freud', und die Dächer desselben Pallasts waren gemacht von gut grauen und schwarzen Tüchern, mit Gold und Silber unterzogen; darin blieb der König mit seinen Rittern über Nacht und des andern Tages früh, mit der Sonnen Aufgang, sind kommen die Christen auf den ersten Theil, die Sarazenen, das sind die Heiden, auf den andern Theil, die Waldleut' oder wild' Leut' auf den dritten Theil und auf den vierten Theil die Juden, und ein jeder Theil hat nach seiner Zungen gerufft, gesungen und gefrohlockt. Aber in der ersten Stund' des Tags ist kommen ein wohlgeborner Mann, genannt Lemereut, der Grosshauptmann des Meers in demselben Königreich, selb fünf zu Ros mit großem und köstlichem Gezierd', für den hölzernen Pallast, darinnen der König mit seiner Ritterschaft war. Und derselb' Hauptmann hat durch seinen Ehrenhold dem König und aller seiner Ritterschaft lassen rufen, zu üben ritterliche Spiel' und Werk. Alsobald ließ ihm der König verkünden: er wollt' kommen und sich wider ihn setzen. In derselben Stund' kam ein groß Gemächt oder Factur einer übergroßen Schlangen, mit aufgerecktem Hals; auf dem ist gesessen ein schöner gewappneter Ritter, und hat begehrt des Königs und ihn erfordert zu ringen, fechten und stechen. Auf sollich erfordern ist der König mit zwölf auserwählten Rittern in köstlicher Gezier auf schönen Rossen, mit guldin Tüchern bis auf die Erde bedeckt, aus seinem Pallast gezogen, und vor ihm sind geritten, die

Ehrenhold, Posauner und Drommeter auf einer Seiten in einer weiten Gassen und auf der andern Seiten, in derselben Gassen, ist gegen den König kommen sein junger Bruder, genannt Heinrich, fast köstlich und zierlichen mit den Ehrenholden und Drommetern, auch mit 12 fast wohl gezierten Rittern, und hat sich gestellt wider den König. Darnach ist kommen ein großer Elefant, und war ein Gemächt oder Factur, und trug auf ihm einen Thurm mit Basteien, von Holz gemacht; darauf sind gestanden 4 Drommeter und vier kleine Mohren mit Lanzen und mit großen Meerröhren und haben zu dem Volk geworfen mit Pommeranzen. Demselben Elefant haben nachgefolgt 5 gewappnet' Ritter zu Ros, die haben gehabt mancherlei Farb' und Figur. Der regierende König hat auf seinem Helm geführt einen gulden Basiliskum, und des Königs Bruder hat auf seinem Helm geführt ein gulden Kronhaupt, und die damit an einander gestochen haben, sind gewesen auf dreißig und solch' Stechen ist nach einander gehalten worden. Und des Königs Gemal, die denn desselb' Zeit schwanger war, hat dem Ritter, der an dem ersten Tag' das Best' that, einen silbernen übergulb'ten Kopf und dem andern Ritter, der am andern Tage den Preis behielt, ein silbern vergulbet Gießfaß und dem dritten Ritter, der an dem dritten Tag' den Platz behielt, einen gulbnen Ring mit einem köstlichen Stein geschenkt, und dieselben Ritter alle drei dermaßen königlichen verehrt."

Dies Ganze geht aber schon mehr in die allerhand ritterlichen Uebungen, in die Maskenzüge und andern

Spiele über, die ſchon oben bemerkt worden ſind. Gleiche Bewandtniß hat es auch mit der Beſchreibung eines Turniers zu Wien im Jahre 1565, worin einzelne merkwürdige Züge vorkommen, die wieder erklärend für bereits früher Geſagtes ſind, und die den Beſchluß der Betrachtung über die Turniere machen ſollen, da ſie auch ſo in den letzten Zeitraum des 16ten Jahrh. gehören. Der Erzähler iſt ein gewiſſer Wolf Wolfhart, der in Dienſten des Herzogs Albrecht von Baiern ſtand. Er berichtet: „Da war gekommen zu des Herzogs Hand ein offener Brief und Ausſchreiben von Wien, von dem Erzherzoge Maximilian, König in Böhmen, der da halten wollte zu Wohlgefallen ſeinem Herrn Vater, dem Kaiſer Ferdinand, Herzog Albrechts und ſeiner geliebten Brüder und Schweſtern, ein ritterliches Ehrenſpiel zu Ros und zu Fuß. Dieſe Einladung nahm der Herzog an, und rüſtete ſich zu mit großer Pracht nach Wien abzugehen und dort zu erſcheinen. Da ſprach zu mir mein Herr Marler, der Ehrenhold: Wolf, du ſollſt auch mit ziehen nach Wien zum Turnier, und will ich dich machen zu meinem Perſevanten. Da fragt' ich: was iſt das? Er ſprach: du wirſt's erfahren. Nun muſte ich lernen die Bilder und Figuren erkennen auf den Wappenſchildern, und unterſcheiden die Tinkturen: Gold, Silber, Roth und allerlei Farben, wie ſie vorkamen. Auch lernte ich den Stab führen, ausrufen, Stillſchweigen gebieten, und thun, was die Perſevanten und Lehrlinge der Ehrenholde thun müſſen. Und ich begriff das alles ſehr wohl. Da freute ſich mein Lehrer darüber, führte mich zum Herzoge und machte meine

Aufnahme kund. Das geschah, nach dem Gebrauche, an einem Sonntage. Da trat der Ehrenhold vor den Herzog und die fürstliche Versammlung in den Saal, angethan mit seinem Ehrenkleide, führte mit seiner linken Hand mich an meiner rechten und trug in der Rechten zwei Schalen, gefüllt mit Wasser die eine, mit Wein die andere. Dann fragte er den Herzog, ob er seine Erlaubnis gäbe, mich anzunehmen zu seinem Persevanten? Da nun der Herzog: ja sprach, begos der Meister meinen Kopf mit Wein und Wasser und legte mir dann mein neues Persevantenkleid an, fast wie das seinige, nur nicht so reich gestickt und verbrämt und ließ sich von mir den Eid der Treue schwören. So war alles gut."

„Und als wir nach Wien kamen, sahen wir des angekommenen Volkes so viele, daß wir schier erstaunten. Es ist auch nicht zu sagen und zu beschreiben, mit welcher Pracht und Herrlichkeit die Fürsten und Herren da erschienen und wie schön die Jungfrauen sich zugerüstet und ausgeschmückt hatten mit Edelsteinen, Ketten, Blumen und Bändern, daß man gar nicht wusste, wohin man die Augen wenden sollte. Ich durchlief nur die Straßen, um zu hören und zu sehen was vorging. Da hörte ich Sang und Saitenspiel gar lieblich und fein, und wäre schier nicht in die Herberge gekommen, hatte ich dem Ehrenholde nicht als Persevant beistehen müssen. Als nun das Turniers-Kartel angeschlagen war, wurden die Dänke bekannt gemacht, die da gegeben werden sollten, nach Erkenntnis der Richter, der Frauen und edlen Jungfrauen. Da kamen nach und nach die Gäste alle herbei, und war

des Volks fast zu viel in Wien, daß gar kein Unterkommen war. Wir aber wohnten in den Häusern des Grafen von Salm, des Herrn Ezinger und des von Harrach, von welchen Gänge eingebrochen waren, eins in des andern Haus, dieselben bequemlich zu bewohnen. Als nun mein Herr, der Herzog, bei kaiserlicher Majestät gespeiset hatte, ging er mit allen Herrschaften am 12 Junius des Jahrs 1563 zur Jagd. Den folgenden Tag aber hub das Fußturnier *) an, und sind zu demselben elf Partheien aufgezogen, in großem Schmucke, die hatten bei sich Trommeln, Pfeifen und Drommeten. Darunter war auch Herzog Ernst von Oesterreich, des Kaisers Sohn, erst 12 Jahr alt, der mit Herzog Karln von Oesterreich zwei Spieße im Rennen gebrochen und fünf Streiche mit dem Schwerdte gar zierlich gethan. Wie nun in der Ordnung wiederum aus den Schranken abgeschieden wurde, ist erschienen ein kurzweiliger Markolfus, mit Hahnenfedern geschmückt, der saß auf einem ungesattelten Esel und hielt den Schwanz für seinen Zaum in der Hand."

Am folgenden Tage ward (nach der Fronleichnahms-Prozession) Abends „auf dem Schlosse gespeiset, waren der Weibsbilder dabei 154 und Abends war Hofstanz. Mitten in dem Tanze ließ der Spanische Abgesandte, Graf Luna, ein Turnier zu Roffe ausrufen, im Namen der Göttin der Liebe, und sollte der gefangene Kupido erlediget werden, von wegen Untreue und Falschheit schöner

*) Auch etwas Eigenes, der alten, wahren Ritterzeit Fremdes, wie wir eben gesehen haben.

Frauen im Kerker. Da war alles froh und folgte ein schöner Mummenschanz (eine Mummerei) darauf." — „Als nun das Turnier der Liebe gehalten wurde, da erhielt meines vorigen Herrn Sohn, Graf Reideck, den ersten Dank, das war ein güldener Spieß. Den zweiten Dank, ein güldenes Schwerdt, erhielt der junge Graf von Plauen, den dritten Freiherr von Zeltungen, den vierten, ein güldnes Kränzelein, Erzherzog Ferdinand. Herr Jakob Zrich, des Erzherzogs Karl Kämmerer, der am schönsten geschmückt zur Bahn gekommen war, erhielt von den Jungfrauen den Zierdank, auch ein güldenes Kränzelein." — „Am 17 Juni aber wurde wieder gar mächtig turniert, und ritten da allein 48 Fürsten und Grafen mit zur Bahn, in vierzehn Partheien. Und kam nach der zehnten Parthei ein großer Fels, mit kleinen Bäumlein besteckt, auf welchem ein Thurm stand. Als man nun mit einem Stabe an den Fels schlug, that sich derselbe von einander, und es ritt heraus in völliger Rüstung Herr Kaspar von Fels, Freiherr von Schenkenberg. Es war auch ein Galgen aufgerichtet, daran der Kupido sollte gehängt werden, mitten in der Bahn, aber die edlen Frauen und Jungfrauen baten ihn los. Da wurde er denselben übergeben und zu eigen geschenkt und in's königliche Frauenzimmer geführt. Alsobald aber ging das Thürmlein neben dem Galgen mit großem Krachen und Platzen an und flogen umher mehr als 1000 Raketlein. Dann aber wurde Tanz gehalten und die Dänke wurden vertheilt. Den ersten Dank, ein goldenes Kränzlein, bekam Don Castello Pacho, von der Jungfrau Lassede

Caſtilla, die er herzete und zum Tanz führte. Goldene Ringe bekamen Hans Kinsky, der Freiherr zu Utting und ein Herr von Barnſtein. Darauf am Tage Johannes des Täufers hielt der Herr Graf Luna abermals ein Turnier vor Wien, im freien Felde, jenſeit der Schlagbrücke. Da waren die Schranken errichtet, und ſchön verziert mit Laub- und Blumenkränzen, zwiſchen hohen Palmenbäumen, je ſechs Schritte weit von einander. Und an dem erſten Baume hing des Grafen Luna Wappen, zwiſchen den Bildſäulen des Mars und der Venus. Die waren 8 Schuh hoch und ſtanden auf Säulen zwiſchen Lorbervaumen, die Schwibbögleín mit grünen Sträuchlein umwunden. Die Bühnen aber, auf welchen der Kaiſer ſtanden und die edlen Frauen, waren ſchön verziert und geſchmückt, und mit Teppichen behangen. Aber auf einer kleineren Bühne, etwas unter der größern, ſaß eine ſchöne Niederländiſche Jungfrau, gekleidet in weißen Sammet mit Silber. Vor ihr herab hing eine rothe Sammetdecke, daran war geſchrieben auf Spaniſch:

> Dieſe iſt die Schönſte in der Welt. Leget nieder eure Waffen; denn durch ihre Liebe und Gunſt habe ich geſiegt.

Unter der Bühne ſtand die Bildſäule der Göttin Diana, umhängt mit den vier Wappen der Mantenuteren (d. h. Platzhalter, hier wohl eine Art Turnierrichter). In dem Wappen des Grafen von Luna ſah man einen mit Waſſer umgebenen Felſen, an dem zu kurze Leitern lagen, auf welchen ein Gewappneter die Spitze erklimmen wollte, mit dem Spruche: dahin kein Weg iſt, ſteht meine Luſt.

Der Sohn des Grafen Luna führte fast eben dieses Wappen, darüber aber eine Hand, die nach einer schwarzen und einer weißen Kugel griff; dabei stand: ich hab' den besten Theil erwischet. Das dritte Wappen des Herrn Proskowky hatte den Spruch: Sie 8 mein 3 für 0. Sollte heißen: Sie achtet mein' Treue für nichts. Das vierte Wappen des Don Acruna zeigte einen Berg mit einer Perle. Dabei stand: Preciosa."

„Als nun aber der junge Graf Luna, Don de Zniones genannt, einritt in die Bahn, warf er geschriebene Zettel um sich, darauf stand:

Da ich mich an euch ergab,
spracht ihr auch mein Urtheil ab,
dennoch werd ich standhaft sein
und euch lieben nur allein.

Hierauf ritten nun die Partheien ein, gar treflich und zierlich geschmückt; und es gefiel mir besonders wohl der Herzog von Münsterberg. Dieser erschien in einem mit Strohe verbrämten Kleide, und führte in seinem Schilde die Worte:

Es liegt mir eben nichts daran,
doch mus ich meine Ursach ha'n
in solcher Farbe zu erscheinen,
das wissen die Edlen und Gemeinen.

Das that er deswegen, weil er im ersten Turniere keinen Dank erhalten hatte, ob er ihn gleich verdient zu haben glaubte. Der Freiherr von Pannewitz erschien ganz schwarz, und hatte den Spruch: ich weiß, warum ich traure. Freiherr von Zelkung führte den Reim:

Des Glück's ich wart'
nach meiner Art.

Aber dann kamen viele vermummt in Weibeskleidern, welche mit Larven, ſpitzigen Hüten, waren Spaniſch gekleidet und hatten den Reim:

Spitzig Naſen, helle Stimmen,
wohnet der Teufel darinnen.

Es wurde tapfer gerannt und geſtochen, bekam auch mancher einen Gedankenzettel und Einige muſten von der Bahn getragen werden. Aber den erſten Dank erhielt Erzherzog Carl, einen güldenen Ring, durch eine Ungariſche Jungfrau, ſchön von Geſtalt. So auch erhielten Ringe als Dänke des Turniers: Herr Andreas Teufel und Herr Kaminger. Den vierten Dank erhielt Herr Popel, der am zierlichſten erſchien auf der Bahn; Graf Luna erhielt den Dank der beſten Invention und ſein Sohn den Dank der beſten Livrei und ſinnigſten Sprüche, ein Kränzlein von einem Lorberbaume. Nun wurde nach einigen Tagen noch ein dazu erbautes Städtlein erobert, was ich aber nicht ſah; denn ich muſte an dieſem Tage helfen einpacken und hatte nichts dabei zu thun."

Anhang.

Beschränkungsgesetze bei den Turnieren und Verfall derselben.

Nicht allein unter den Männern, vorzüglich auch bei den Frauen trat bei den Turnieren eine übermäßige Kleiderpracht, eine unbegränzte Verschwendung, um neuen Schmuck zu gewinnen, ein, und verbreitete ihre verderblichen Folgen durch das ganze Familienleben. Schon in der vorigen Abtheilung war von dem großen Prunk in Hinsicht der Kleidungen die Rede, und da, wie wir in dieser Abtheilung gesehen haben, demjenigen, der am besten gekleidet erschien, noch ein besonderer Zierdank gegeben wurde, so erhielt auch dadurch die Prachtliebe einen neuen Zuwachs. Man sah sich daher genöthigt, diesem übertriebenen Kleiderprunk gesetzliche Gränzen zu bestimmen. Indem ich nun einzelne dieser Gesetze hier, wo sie hingehören, erwähne, so mögen die darin enthaltenen Nachrichten zugleich als ein Nachtrag zu der vorigen Abtheilung dienen, und mit derselben, insofern das nun zu Sagende darauf bezüglich, zusammen betrachtet werden.

In dem Eingange einer solchen, von und für die deutsche Ritterschaft gegebenen Kleiderordnung heißt es: „Nachdem unsern Eltern der Turnier in allen Stükken, was dem Adel darin zu halten, weislich bedacht, und ein Maß geben, damit die Armen aus der Ritterschaft

mit ihren Weibern, Töchtern und Schweſtern, auch für ſich ſelbſt den zu beſuchen haben mögen, ſo iſt hierin bedacht, die Köſtlichkeit, ſo jetzt unter dem Adel, wo das alſo bleiben, und ihm nicht eine Maß geben werden ſolt, daß die gute Meinung unſers Fürnemens vielmehr dem Adel zu Zerrüttung und Zerſtörung, dann gutem geſchehe. Daßelbig angeſehen, und den Turnier wieder aufzubringen, ſo haben wir im allerbeſten dieſe Ordnung, als hernach folget, zu halten fürgenommen, auf daß der Arme den Turnier als wol als der Reiche beſuchen möge." Darauf folgen nun die nachſtehenden Verordnungen:

„1) Ob es gleich einem Ritter verbehalten wäre, guten Sammet und Perlen zu tragen, habe man jedoch beſchloſſen, daß keiner Röcke oder Schauben von gulden Stück oder geſticktem Sammet tragen ſolle, um ſich bei den Turnieren damit zu ſchmücken. Wer dieſes aber thun würde, ſolle von allen Rittern und Edlen verachtet, und ihm kein Dank oder Vortanz im Turnier zugelaſſen werden. 2) Die gemeinen Edlen, welche nicht Ritter, jedoch aber Turniers und Rittersgenoſſen wären, ſollten keinen Anzug oder Schmuck mit Perlen geſtickt oder auf andere Weiſe damit verziert tragen; nur eine einzige Perlenſchnur um die Kappe oder den Hut ſollte ihnen erlaubt ſein. 3) Niemand ſoll erlaubt ſein, goldene Ketten, Schnuren oder Goldſtickereien zu tragen, es wäre denn verdeckt oder unſichtbar, wie es die Alten gethan und hergebracht hätten. Auch ſoll keiner zu einem andern Kleidungsſtück als zum Wammes Sammt tragen; im Uebertretungsfall aber von

Rittern und Edlen verschmähet und der Vortänze und Dänke beraubt sein. 4) Alle Ritter und Edle sollen, insbesondere die Ritter, keine Decken und Wappenröcke von Goldstück, die gemeinen vom Adel aber nicht von Sammt oder Dammast führen, wenn sie nicht von den andern verschmäht und der Vortänze und Dänke beraubt sein wollten." — Dies für die Männer; für die Frauen sah man sich genöthigt zu verordnen: „5) daß eine jede Frau oder Jungfrau zu ihrem Schmuck nicht mehr als vier Röcke oder Kleider von Sammet oder gestickte haben solle. Und zwar sollten darunter nur zwei von Sammet oder dem Sammet gleich, die übrigen aber möchten so sein, wie sie den Alten als für den Adel ziemlich und wohlanständig, hergebracht hätten. Welche Frauen aber dieses nicht halten, sondern eine größere Anzahl Kleider beim Turnier brauchen würden, die sollten von der Ritterschaft, den Frauen und Jungfrauen verachtet, der Vortänze und Vertheilung der Turnierdänke beraubt sein. 6) Sollten aber unter den Frauen und Jungfrauen einige sein, die keine solche kostbare Kleider, besonders keine von Sammt hätten, die sollten dennoch nach ihrem Stande zu Ehren gezogen werden."

Die Heilbronner Turnierordnung faßt dies alles kürzer so zusammen: „Es sollen die Frauen und Jungfrauen, die dem Turnier zustehen vnd verwant sein, keine mehr im Turnier zu gebrauchen haben, dann drei oder vier geschmückte Röcke, darunter soll auch kein gülden Stück oder ganz perlen Rock sein, vnd welche das vberfuhre, (darüber hinausginge) die soll im Turnier Dänke auszugeben, vnd

der Vortänze vnd Vertheilung der Turnierdänke beraubt ſein, vnd ob aber eine Frau oder Jungfrau dermaßen mit Kleidung nicht geſchickt were, die ſoll nicht deſto minder zu allen Ehren herfürgezogen werden. Item, es ſoll kein Edelmann, Turniersgenoß, Ritter oder Edelknecht, kein gulden oder ſilbern Stück tragen, dann zu Wammeßen; desgleichen ſoll kein Turnierer, der nicht Ritter iſt, kein geſchlagen Geld noch Ketten, auch kein Perlein öffentlich tragen, dann verdeckt, außgenommen Ringe vnd Kleinoden, darumb einer Ritterſpiel treiben wollt; welcher das vberführe vnd nicht hielte, den mag man im Turniere darumb ſtraffen."

Das zweite Hauptſittengeſetz war gegen das unmäßige Trinken. Dieſe Leidenſchaft der Deutſchen, die ſie von älteſten Zeiten her ſchon berüchtigt gemacht hat, mag auch wohl bei den Turnieren ſehr überhand genommen haben, wie einige bereits ſchon angeführte Beiſpiele aus dem Leben des Hans von Schweinichen, wo ſich dieſe Völlerei oft in den gröbſten Zügen zeigt, in der Zeit des Verfalls der Ritterſchaft, beweiſen. Dieſes Laſter wuchs eben gegen das Ende des 15. Jahrh. und im 16. Jahrhundert immer mehr, und ſo ward es um dieſe Zeit nothwendig, daß auch Reichsgeſetze dagegen gegeben werden mußten. Was die Turniergeſetze betraf, ſo waren ſie beſonders gegen das ſogenannte ganze und halbe Zutrinken gerichtet. Die Heilbronner Turnierordnung ſagt daher gegen das Ende: „Item, haben wir uns, von der vier Lande wegen, weiter vereinigt vnd vertragen, welcher Turniersgenos zu ganzen oder halben zutrinket, mit dem

mag vnd soll man vmb das Ros turnieren, es soll auch solches keiner (nach seinem Vermogen) seinen Dienern oder Knechten zu thun wissentlich gestatten."

Von den Reichsgesetzen, die man in Deutschland gegen das Trinken nöthig fand, will ich hier nur zwei gelegentlich bemerken. Man beschloß auf dem Reichstage zu Worms im Jahre 1495: „der Kaiser solle allen Kurfürsten, Fürsten und Ständen schreiben und gebieten, an ihren Höfen ihren Dienern, auch sonst allen Unterthanen das Trinken zu gleichen, vollen und halben nicht zu gestatten, sondern das ernstlich zu strafen: und ist gerathschlagt, daß Seine Majestät solches an Dero Hofe zu verbieten und zu handhaben anfange." Strenger noch ist die Verordnung, welche mehre geistliche und weltliche Kurfürsten und Fürsten bei einer Zusammenkunft in Heidelberg 1524 beschlossen, indem sie versprachen, sich für ihre eigene Person der Gotteslästerung und des Zutrinkens zu enthalten, und daß sie auch darauf bedacht sein wollten, daß es von ihrer Dienerschaft und ihren Unterthanen unterlassen sein würde. — Doch mögen wenige sich dem Bündnisse angeschlossen und noch schlechter, eigener Schwächen wegen, darauf gehalten haben, daß es erfüllt würde; denn das 16te Jahrh. gibt die größten Ausschweifungen des Trinkens und Gotteslästerns, wie denn aus dem Leben des Hans von Schweinichen z. B. klar hervorgeht, der, wie oben im Jugendleben angeführt, von einer Verbindung von Unflätern spricht, die den Beschluß gemacht, auf das allergröbste Unflätereien zu üben. In der Heidelberger Verordnung von 1524 hieß es nun: „Nach dem wir alle

— — bei vns bedacht vnd erfunden, daß aus Gotteslästerung, vnd bisher gebrauchten Zutrinken, vielerley Bosheit, Vnrecht vnd verderblicher Vnwille, in ganzer Teutſcher Nation entſtanden vnd erwachſen, darumb vns, Gott dem Allmächtigen zu Lob, vnd zuvorkommen fernern Vnrechts, mit einander einhelliglich entſchloſſen, vnd das in vnd mit Kraft dieſes Briefes, daß vnſer jeglicher Churfürſt vnd Fürſt obgemeldt, wir ſeyn Geiſtlich oder Weltlich, nun hinführo für vnſer eigen Perſon, der Gotteslästerung vnd Zutrinckens ganz oder halb's, uns enthalten vnd müſſigen, auch allen vnd jeglichen, vnſern Ober- vnd Unteramptleuten, Hofgeſind vnd Dienern, Vnterthanen vnd Verwandten, bey einer namlichen Straf ernſtlich gebieten, dergleichen bey der Ritterſchaft in eines jeden Fürſtenthumb vnd Lande geſeſſen, fleiſſiglichen bitten vnd daran ſeyn ſollen vnd wollen, ſich gleichermaß, wie wir, des Gotteslästerens vnd Zutrinckens ganz oder halb's, zu enthalten vnd müſſig zu ſtehen." Doch wird die ausdrückliche Ausnahme hinzugefügt und dadurch jeder Verletzung des Vertrages Thor und Thür geöffnet: „Were es aber, daß unſer von gemeldten Churfürſten vnd Fürſten einer oder mehr, in die Niederland, in Sachſen, die Mark, Meckelburg, Pommern, oder dergleichen, da Zutrincken die Gewohnheit, vnd über fleiſſige Weigerung Zutrinckens nicht geübriget ſeyn möchte, ſollen dieſelbigen ſolche Zeit mit ihrem Hofgeſind vnd Diener vngefehrt, vnd mit dieſer Ordnung nicht gebunden ſein."

Der Verfall der Turniere lag in ihnen ſelbſt ſchon, und von früheſter Zeit an, bereits in der eigentlichen

Blütenzeit der Turniere, im 13. und 14. Jahrhundert, gab es heftige Gegner derselben und zwar unter der Geistlichkeit. Blutige und mörderische Auftritte waren dabei nicht zu vermeiden, ja sie wurden oft gesucht, und persönliche so wie landsmannschaftliche Streitigkeiten gaben Anlaß, daß die Scherzspiele oft zu großen Trauerspielen ausarteten. Untreue und hervortretende landsmannschaftliche Streitigkeiten, doch noch glücklich endend, zeigt der Kampf zwischen den Schwaben und Kärnthern, als Kaiser Albrecht in Oesterreich sich zum Kriege gegen König Wenzel von Böhmen rüstete. Heinrich von Kärnthen zog mit seinen Rittern heran. Die Schwaben fordern zum Turnier auf, und die Kärnther nehmen's an. Es wird ausgemacht, die Ritter aus Kärnthen, von der Etsch und vom Inn sollen auf einer Seite sein, gegenüber die Rheinländer und Schwaben, und des Gleichgewichts wegen sollen diese noch den Heinrich Klingenberg und den Beringer von Landenberg mit 10 andern an die Kärnther abgeben. — So geschaart kamen sie zur Burg vor die Frauen geritten und begannen den Turnei. Bald wurden die Etscher allermeist sattelleer; und man fing an zu merken, daß Klingenberg und Beringer mit Fleiß saumselig waren und nicht halfen. Ein Kärnther war sehr mannhaft. Um ihn zu zwingen, machten sich ihrer vier an ihn und konnten ihn nicht aus dem Sattel stoßen. Da ging noch einer auf ihn, und zwar voll Grimm's, und jagt' ihm ein spitzes Messer durch den Schlitz. Dies erregte Lärm. Der Kaiser eilte hinzu, schlug dazwischen und sprach: „um was wollt ihr diesen Mann morden? das ist unritterlich ge-

than.“ — Nun hatte eben Herzog Heinrich Aehnliches geſehen, daß nehmlich ſeiner Mannen einer mit zween zu ſchaffen hatte, und daß noch ein dritter anlief und den bügelfeſten Mann am Fuß packend, ihn über den Sattelbogen ſchob, daß er fiel. Das hatte der Herzog geſehen und ſprach deshalb ſehr böſe zum Kaiſer: „ich hätte beſſer gethan, meine Reiſe zu laſſen. Iſt das euer Wille, daß man ſo mit den Meinen verfährt? Der Klingenberg und der Landenberg thun ihre Pflicht nicht. Das heißt man falſche Geſellſchaft.“ — Da machte der Kaiſer zermüthig dem Turnei ein Ende, aber der Herzog war nicht zu begütigen und ritt in ſeine Herberge, wo er vier Tage blieb und ſich vom Hofe fern hielt. Eliſabet, des Kaiſers Gemal, weinte über dieſen Vorfall und beſchuldigte den Hermann Landenberg, dem, als Marſchall, das Turnei zu ordnen eigentlich gebührt habe. So Hornek. Andere Beiſpiele hat uns die Geſchichte mehr bewahrt, ſowohl von zufälligen Tödtungen als auch von abſichtlichem Mord. So wurde z. B. Ludwig, ein Sohn des Kurfürſten von der Pfalz, im Jahre 1287 in einem Turnier zu Nürnberg tödtlich an der Kehle verwundet und ſtarb den zehnten Tag darauf. Gleiches Schickſal hatten Johann, Herzog zu Brabant; Johann, Markgraf von Brandenburg; Primislaus, Herzog von Mecklenburg und eine Menge Ritter vom iedern Adel. Im Jahre 1316 wurde zu Baſel ein Graf von Katzenellenbogen von einem Herrn von Holweil im Turnier getödtet. Markgraf Friedrich der Strenge von Meißen wurde im Jahre 1330 in einem Turniere zu Pegau bei einem ſcharfen Rennen mit einer Lanze in den

Unterleib gestochen, daß er beinahe davon gestorben wäre. Im Jahre 1240 sollen in einem scharfen Turnier zu Ruys 60 Ritter und Knappen auf dem Platz geblieben seyn. Wie unglücklich das Turnier zu Darmstadt im Jahre 1403 abging, habe ich bereits oben erzählt, als ich von der Obliegenheit der sogenannten Prügelfuechte sprach, welche damals die auf einander erzürnten Franken und Hessen nicht von einander zu scheiden vermochten, sondern sie mußten ihren Grimm austoben lassen. Da blieben 17 Franken und 9 Hessen auf dem Turnierplatze, theils getödtet, theils niedergestochen und von den Pferden ertreten.

Das Turnier zum Schimpf oder Scherz war zwar weniger gefährlich, als das sogenannte Scharfrennen, bei dem die meisten Unglücksfälle vorfielen; aber doch selbst bei den stumpfen Waffen jener Uebungen konnten durch das Zersplittern der Lanzen Unfälle geschehen, und der Sturz vom Pferde und mit dem Pferde konnte noch größere Unglücksfälle herbeiführen. Ueberdies wurden aus solchen Turnieren oft ziemlich ernstliche Gefechte, wenn z. B. ein alter Groll, wie in dem Falle zwischen den Hessen und Franken, erwachte. Dann endigten sich diese Scherz-Kämpfe, trotz aller Gesetze, die zur Verhütung von Unglücksfällen gegeben wurden, und trotz der Bemühung der Ordnungshalter, selten anders als mit dem Tode vieler Kämpfer, und es konnte dann mit Recht heißen, wie man in den alten Turnierbüchern liest: „bei diesem Turnier war schlechte Lust und Kurzweil und mancherlei Schaden, und zog ein jeder gar mißvergnügt nach Haus."

Verwundungen waren in den Turnieren überaus ge-

wöhnlich, und zwar bei allen drei Arten der Lanzenrennen. Einzelne Beispiele beweisen dies aus dem Leben des Ulrich von Lichtenstein, eines der eifrigsten und fleißigsten Renner. (S. 37) wird gesagt, bei dem Turnier zu Friesach: „mancher lag sinnlos auf der Erde;" (S. 38) „er stach mir in den Arm und ich empfand mich etwas wund, doch erfuhr er es weder, noch sonst da jemand." (S. 42) „dann kamen sie zu ihm zurück, wo er im Klee (vom Rosse gerannt) lag, er hatte vom Treten Schmerzen gelitten." (S. 45) „In der Nacht badeten die Ritter, mancher ward ohnmächtig vor Müde, dem verband man die Wunden, der ließ sich salben, dem thät der Arm weh, dem das Knie, mancher war wie todt vor Schlaf." (S. 51) „Als sich der Turnei zerließ, bat mich der Herr Uschalch von Botzen, um meine Frau ein Speer mit ihm zu verstechen; ich band meinen Helm alsbald auf und so auch er, und mit zween starken Speeren rannten wir auf einander, es geschah ein schöner Tuß, aber der hochgelobte Uschalch stach mir einen Finger aus der Hand. Als ich die Wunde fühlte, band ich den Helm ab und muste das Stechen lassen. Alle Ritter beklagten gar sehr meinen Schaden, ich sprach: ihr sollt das lassen, denn ich bin dessen froh, weil es mir ist um ein Weib geschehen, die meinen Dienst daran erkennen mus. Wir zogen wieder in die Stadt, und ich ließ mir einen Meister kommen; da er die Wunde besah und wie der Finger nur noch an der Hand hing, sprach er: er wird wieder heil, wenn man euch so thut, wie man soll. Des Trostes war ich von Herzen froh und sprach: betrügt mich nicht und seid mir

getreu, so geb' ich euch mit gutem Willen so kräftiges Gut, daß ihr dessen immer Freude habt. Er unterwand sich mein und verband mir den Finger. Bis an den sechsten Tag lag ich in Banden und als er nun die Wunde besehen wollte, war sie ganz schwarz, dessen ich und der Meister erschrack. Da sprach ich: wie, Meister, ich mag wohl versäumt sein mit eurer Meisterschaft, die Wunde ist so häßlich. Er schwieg und sprach kein Wort, nur daß er jämmerlich sah, in großen Sorgen saß er bei mir, ich sprach: nun fahrt durch Gottes Haß als ein Böswicht von mir, ihr seid ein Mann gar ohne Sinn, daß ihr euch keines biedern Mannes annehmen dürft mit Arznei, denn ihr könnt es nicht." So schlecht berathen mochten wohl oftmals die Ritter jener Zeit seyn. Ulrich reitet darauf nach Botzen, wo ein Meister seyn sollte. „Als ich nun zu Botzen gekommen, kam der Meister zu mir und sprach: ihr sollt ohne Angst sein, ich mache euch bald an eurem Finger gesund." (Dies geschah auch; wie er ihn aber doch aus übertriebener Liebe zu seiner Frau verlor, werden wir in einer späteren, der sechsten, Abtheilung erfahren.) S. 105 heißt es: „ich (Ulrich) machte ihm in seiner rechten Hand eine Wunde, was mir inniglich leid that, denn er war ein mannlicher Ritter." Dann S. 110: „Der Helm hatte ihm (beim Abstechen durch die Lanze) Nase und Mund bestrauset (geschunden), daß er nicht mehr stechen mochte." S. 133: „Da kam Herr Ruprecht von Purstendorf gegen mich, ich stach ihm meine Lanze durch seinen Harnisch und Hals, daß er davon hinter das Ros fallen muste, das Blut drang aus

seiner Wunde, daß das Gras nas wurde, man wähnte, er wäre todt, und mit herzentlichem Leide ritt ich deshalb vom Felde in meine Herberge. Doch genas der biedre Mann." — Wenn auch keine Verwundung statt fand, so wurden doch oft die Ritter sinnlos hinter das Pferd gestochen: so erzählt Ulrich (S. 104): „Er verstach sein Speer ritterlich, auch traf ihn meine Hand so, daß er hinter das Ros fiel und sinnlos da lag; der Fall that mir wenig leid, (es war Zacheus von Himmelberg, der als Mönch gekommen, um ihn, als Königin Venus, niederzustechen), und der Biedre muste noch Spott dulden." S. 243: „er stach da den Herrn Dietrich von Smida nieder, daß er bis auf den Abend sinnlos lag." So waren auch, wie in dem schon oben angeführten Kampfe des Suero de Quinones erwähnt ist, an einem Tage alle Vertheidiger des Passes in diesem Kampfspiele nicht im Stande, gegen die Ritter, welche zum Kampfe erschienen, in die Schranken zu treten, „weil einige verwundet waren, und die übrigen sich erst die verrenkten Glieder musten einrichten lassen." Verrenkte, zerschlagene und zerquetschte Glieder musten oft vorkommen. Besonders litten aber leicht die Knie, indem die Ritter, wenn sie im Einzelrennen und im Buhurt auf einander anprallten, zuerst sich mit den Knieen berührten, und bei dem Zusammenstoß gewiß nicht leise. So erzählt daher auch Ottokar von Horneck, als er von dem Buhurt spricht, der 1261 zu Wien zur Feier des Vermählungsfestes von Ottokar's von Böhmen Nichte, der Markgräfin von Brandenburg, mit König Bela von Ungern durch die deutschen Ritter gehalten wurde, — und

wobei der Lärm und das Gekrache der Rüſtungen und Speere ſo groß waren, daß die Ungern einen feindlichen, ihnen verderblichen Anſchlag dahinter fürchteten, ſo daß der erſchrockene Berichterſtatter des Kampfes zum König Bela ſagt: „dieſe Freundſchaft iſt gleich Chriemhildens Hochzeit zu erachten," anſpielend auf den grauſen Schluß dieſes herrlichen Volksheldengedichts. „Der Anprall war ſo groß, daß davon mancher kühne Ritter erſchrak, und daß mich immer gewundert hat, daß im Gange des Buhurts auch nur zehn Knie ganz blieben, ſo nahe trieben ſie die Roſſe mit den Sporen auf einander." — Indeſſen ward auch das Geſicht nicht geſchont, denn in derſelben Stelle heißt es ſogleich: „mancher Ritter empfing da auf dem Antlitz vorn ein Mahlzeichen." Welche Stellen am meiſten dem Stoß, der Verwundung und dem Drucke ausgeſetzt waren, das ſagt uns ebenfalls Ottokar von Horneck:

Manig Druck und Stoß
Ward da empfangen
Am Hirn und Wangen
Am Knie und an Naſen.

Durch dieſe vielen hier angeführten lebensgefährlichen Ereigniſſe waren daher auch die Päpſte ſehr wider die Turniere eingenommen, und ſie wendeten alle ihre Macht an, um den Adel davon abzuhalten. Doch umſonſt drohten die Schlüſſe der Kirchenverſammlungen und die päpſtlichen Bullen mit der Strafe des Kirchenbannes wider die Turnierkämpfer und wider diejenigen, welche ihnen die Turnierplätze erlaubten. Innozenz II (der von 1130 bis 1143 herrſchte) ſagte im Lateraniſchen Konzilium: „Aus

dieſen verabſcheuungswürdigen Schauſpielen folgt Leibes- und Seelenmord. Diejenigen, die dabei umkommen werden, ſollen alſo nicht nach Kirchengebrauch begraben werden.“ Dieſem Geſetze wollte auch Erzbiſchof Wichmann von Magdeburg Folge leiſten. Als einſt in Sachſen im Jahre 1173 ſechszehn Ritter in Turnieren ihr Leben eingebüßt hatten, that Erzbiſchof Wichmann alle diejenigen in den Bann, welche künftig ein Turnier beſuchen würden. Des Markgrafen Dietrich von Meißen Sohn, Konrad, wohnte deſſen ungeachtet einem Turniere bei und hatte das Unglück, ſein Leben dabei zu verlieren. Nun weigerte ſich der Biſchof, dieſem Unglücklichen das Begräbniß in der Kirche auf dem Petersberge zu verſtatten; und nur auf inſtändiges Bitten der Verwandten des Entſeelten und eines zahlreichen Adels, welche dem Biſchof zu Fuße fielen und verſicherten, daß der Verſtorbene ſeine Sünde noch vor ſeinem Tode bereut habe, ließ er ſich bewegen, denſelben von dem Banne loszuſprechen; jedoch muſten Konrads Vater und Brüder ſchwören, daß ſie nie einem Turnier beiwohnen, in ihrem Gebiete keines geſtatten und ihre Vaſallen und Dienſtmannen keinem wollten beiwohnen laſſen.

Ein Gleiches beweiſet auch das ſchon oben ausführlich angeführte Lanzenrennen, welches Suero de Quinones in Spanien gab, als der Ritter Esberte de Claramonte blieb. Die Stelle gehört beſonders hierher: „Suero erzeigte dem Leichname des unglücklichen Ritters alle Ehre, aber er vergaß auch nicht für die Seele zu ſorgen. Er rief ſogleich nach dem Unfalle ſeinen Beicht-

vater und andere anweſende Geiſtliche, um dem Gefallenen die Sakramente geben zu laſſen, und bat ſie, die Gebete über ihn auszuſprechen, welche die Kirche verordnet hat. Aber der Beichtvater gab zur Antwort: die Kirche hielte nicht für ihre Söhne die Ritter, welche in ſolchem Kampfſpiele den Tod gefunden, weil ſie in ſchweren Sünden geſtorben wären, und man könnte Gott nicht für ihre Seele bitten, weil die Kirche dieſelben für verdammt erklärt hätte. Suero bewog den Beichtvater, zu dem Biſchof von Aſtorga zu gehen, den er in einem Briefe bat, dem gefallenen Ritter ein Begräbnis in geweihter Erde zu vergönnen. Als aber der Prieſter Abends ohne die erwünſchte Erlaubnis rückgekehrt war, wurde der Leichnam, fern von heiliger Erde, ehrenvoll von den trauernden Rittern zu Grabe geleitet."

Deſſen ungeachtet blieben die Turniere in großem Anſehen, denn ſie hatten nicht minder zahlreiche Freunde und Vertheidiger unter den Fürſten und dem Adel, als die Geiſtlichkeit ſie angriff, und ſelbſt Domherrn ließen ſich nicht abhalten ſie zu beſuchen, und Geiſtliche vertheidigten dies Verfahren, wie Erzbiſchof Diether von Mainz in einem Schreiben an Papſt Sixtus that. Dann widerſprachen ſich auch die Geiſtlichen unter einander; und was der eine aus beſtimmten Gründen verbot, erlaubte der andre wieder aus Rückſichten. So unterſagte der Kardinal Nikolaus alle Turnierſpiele in Frankreich, ſowohl den Kämpfern ſelbſt, als auch denen, die es ihnen verſtatten würden, oder hülfreiche Hand dabei leiſten konnten, ja ſogar den Fürſten, die dergleichen in ihren Ländern er-

laubten; er ſprach den Bannfluch wider ſie aus und belegte ihre Beſitzungen mit dem Interdikt. Aber in der Folge machte der Papſt, auf Anſuchen der Söhne des Königs von Frankreichs und vieler andern Leute, in Anſehung ihrer, weil ſie neue Ritter waren, eine Ausnahme hiervon, ſo daß ſie drei Tage lang vor den Faſten, aber nicht länger, ſich mit den gedachten Spielen beluſtigen durften. Auf dieſe Art ſchwankten auch die Könige von Frankreich ſelbſt in ihrer Anſicht über die Turniere: bald verboten ſie ſie, bald erlaubten ſie ſie wieder und belebten die Turniere durch ihr eigenes Beiſpiel.

Andere weit wirkſamere Mittel, in den Turnieren ſelbſt und in dem veränderten Geiſt der Zeit gegründet, mußten eintreten, um die Liebe zu dieſen Uebungen, ſchon erſchüttert, gänzlich zu vernichten. Einmal wirkte der Verfall des Ritterweſens ſelbſt, indem die Ritterwürde ihre hohe Kraft, ihr großes Anſehen verlor, da der Ritterſtand nicht mehr Tapfern, Würdigen und den Tüchtigſten ertheilt ward, ſondern alle Arten von Leuten Ritter wurden. Der Aufwand, welchen die Ritter bei den Turnieren machten, wurde ſo groß, daß die Ritter und Adelichen verarmten und nicht mehr im Stande waren, wenn es im Kriege Noth that, ihre Lehnsherrn tüchtig und entſprechend zu unterſtützen. Dann verweichlichte ſich aber auch der Adel und fand kein Vergnügen mehr an Spielen, die ſo viel körperliche Kraft und Anſtrengung erforderten und mit ſo viel Gefahr verknüpft waren. Endlich traten noch hinzu: die Einführung der ſtehenden Heere und der Gebrauch der Feuergewehre, beſonders auch des groben

Geschützes. Durch die Einführung der stehenden Heere hörte das ehemalige Vorrecht des Adels auf, im Kriege allein die Reiterei zu bilden; durch die Feuergewehre fing die gewöhnliche Turnierrüstung an im Felde größtentheils unnütz zu werden. Die traurige Begebenheit in Frankreich, daß König Heinrich der zweite im Turniere vor einer so großen Anzahl seines Volkes sein Leben verlor, brachte in den Gemüthern der Franzosen und in deren so leicht beweglicher Einbildungskraft eine neue Gährung hervor. Sobald die Turniere nicht mehr auf die Bildung der Ritter Einfluß hatten, so erlosch auch das Ritterwesen, denn eines war des andern Hebel und Träger gewesen. Es trat nun die Lust an ritterlich scheinenden Spielen, die aber gefahrloser waren, die keine Ausbildung der Kraft mehr erforderten, sondern nur Gewandtheit und Geschicklichkeit suchten, hervor, und sie schlossen sich an die Höfe, als Hoffeste und Vergnügungen, an. Dies waren besonders alle Arten von Carousels, als das Ringrennen (das Abrennen und Abstechen eines Ringes, der frei hing), das Quintanrennen (das Rennen mit einem kurzen Speere nach einer auf einem beweglichen Zapfen stehenden Gestalt, die, wenn sie nicht recht auf die Mitte des Kopfes oder auf die Brust getroffen wurde, sich rasch drehte und dem Vorbeireitenden, wenn er sich nicht schnell wendete, einen tüchtigen Schlag oder auch wohl einen solchen Stoß gab, daß er vom Pferde gerissen ward), das Kopfrennen (wobei mit dem Degen Köpfe, meist Türkenköpfe, von der Erde aufgehoben werden mußten), und dergl. Zuletzt verlieren sich aber auch diese

ritterlichen Uebungen in der neusten Zeit meistentheils ganz. Nur Volksspiele blieben noch länger übrig, z. B. der Plattner (d. h. der Harnischmacher), Gestech zu Nürnberg, wo die Plattner geharnischt waren und Lanzen mit Krönchen hatten, keine Pferde aber ritten, sondern auf hohen Gestühlen saßen, welche mit Rädern versehen waren und von einer Anzahl Menschen gegen einander gezogen wurden, wie eine Abbildung und Beschreibung in meinen wöchentlichen Nachrichten Bd. II. beweist. Dann ein Bauerngestech zu Roß, welches 1585 die Unterthanen des Amtes Kapellendorf zu Weimar hielten; das Kübel-Turnier, meist mit ausgestopften Gestalten, und solche ähnliche Späße.

Bereits oben ist bemerkt worden, daß außer den streng ritterlichen Uebungen, auch schon leichtere und zierliche, besonders bei großen Festen, statt fanden, welche die Grundlage der Ringelrennen und anderer Spiele wurden. Davon möge, für viele geltend, ein merkwürdiges Beispiel aus italienischer Geschichte, das heiter begann und unglücklich endete, hier noch eine Stelle finden. Rolandini, ein italienischer Geschichtschreiber des 13. Jahrh., erwähnt dieses Ereigniß Buch 1. Cap. 13 seiner Geschichte, unter der Aufschrift: de ludo quodam facto apud Tarvisium. Im Jahre 1214 war Albigo Podesta in Padua, ein kluger, geschäfterfahrener, gewandter Mann, dabei mild und gefällig gegen Jedermann, und wie in Regierungsangelegenheiten umsichtig und thätig, so auch zu rechter Zeit zu Erholung von Geschäften, heitern, gewählten Scherzen und höfischen Lustbarkeiten nicht abgeneigt. Unter seinem Podestat wurde

in der Mark Treviſo ein ſeltſames heiteres Feſt, ein luſtiges Hoflager (curia solatii) angeordnet, zu dem der Adel von Padua vorzüglich geladen ward, und die ſchönſten vornehmen Frauen der Stadt. Das Spiel war folgendes: Ein Lager wurde aufgeſchlagen. Zwölf Frauenzimmern mit ihren Kammerfräulein (domicellabus) wurde die Beſetzung und Vertheidigung davon übergeben. Mit reichen Tüchern von Purpur, Sammet, Seide, Scharlach u. ſ. w. war es als zur Befeſtigung umhängt. In ihrem ſchönſten Schmucke, mit goldenen Kronen auf dem Haupte, ſchimmernd von Perlen und Edelſteinen aller Art, vertheidigten das luſtige Lager die ſchönen Frauen mit ihren Dienerinnen gegen den Sturm der Ritter, die natürlich nicht mit kriegeriſchen Waffen, ſondern nur mit zierlichem Geſchütz verſehen waren, von verſchiedenen Früchten, Aepfeln, Birnen, Kaſtanien, Mandeln, Muskatnüſſen, mit Blumen, Roſen, Lilien, Nelken, kleinen Kuchen und Bonbons, auch mit Fläſchchen allerlei wolriechenden Waſſers waren ſie bewaffnet, und ſo berannten ſie die von den Frauen vertheidigte Veſte. Auch viele venezianiſche Frauen und Herren waren zur Theilnahme des Spiels eingeladen. Da trug es ſich zu, daß ein vorſchneller, unbeſonnener Venezianer im hitzigen Eifer, den Paduanern es zuvorzuthun, mit der St. Markusfahne auf jene zu ungeſtüm eindrang und ſie vom Thore des Lagers wegzudrängen ſuchte, um die Ehre der Lagerſtürmung ſeinen Landsleuten zu gewinnen. Die Paduaner, erbittert darüber, vergalten ihm ſeine Unhöflichkeit auf gleiche Weiſe, fielen auf ihn ein und riſſen ihm ein Stück aus der Fahne ſeines

Schutzheiligen. So erhub ſich Streit zwiſchen beiden Theilen, und es wäre ſchon damals zu blutigen Auftritten gekommen, hätten ſich nicht die Obwalte der Ergötzlichkeit, kluge, geachtete Männer, ſogleich ihr Anſehen, das ihnen die eigene Würde und das Amt des Tages gab, mit Ernſt dazwiſchen geiegt, und die durch tolle Hitze ſo unbequem geſtörte Luſtbarkeit raſch aufgehoben. Aber die Erbitterung der Parteien war nur für den Augenblick gedämpft. Sie war der Samen zu großen Uneinigkeiten, welche zwiſchen Venedig und Padua bald hernach ausbrachen, und in aufgehobenem Verkehr, wechſelſeitigen Räubereien, Befehdungen und Todhaß beider Städte, lange Zeit verderbend fortwirkten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druckfehler des erſten Bandes.

S. 7 Z. 10 v. o. l. Sehr f. So
— 9 Z. 4 v. u. l. in den Begeb.
— 14 Z. 6 v. o. l. Saintró f. Santré
— 23 Z. 11 v. o. l. laſſe für laſſen
— 37 der Klammerſtrich vor: der Oberflaſchenbewahrer ꝛc. und der nach: im Staate, müſſen beide wegfallen
— 47 Z. 2 v. u. l. die Abtheilung f. den Abſchnitt
— 50 Z. 3 v. u. l. rechten f. rechter
— 54 Z. 4. v. u. l. hatte f. hat
— 56 Z. 10 u. 2 v. u. l. wahrhafte f. nahrhafte
— 67 Z. 7 v. u. l. Worten f. Werken
— 68 Z. 7 v. o. l. reiſend f. reißend
— 87 Z. 8 v. u. l. Bigeois l. Bigneis
— 93 Z. 11 v. u. l. ſchlechte f. ſchlichte
— 93 Z. 5 u. 6 v. u. l. ſchmähen f. ſchwächen
— 135 Z. 7 v. o. l. Krommenau f. Kramuerau
— 202 Z. 7 l. richterlichen f. ritterlichen
— 221 Z. 7 v. o. l. Paſſeſun f. Paſſeſum
— 223 Z. 1 u. 2 v. u. l. edlen Geſteinen f. edlem Geſteine
— 251 u. 252 muß allenthalben, wo Gebäude ſteht, Gebände geleſen werden
— 271 Z. 4 v. u. l. Augsburgern f. Ausburgern
— 303 Z. 16 Anrüchigkeit f. Anrubrigkeit
— 325 Z. 3 v. u. l. außer f. außen
— 335 Z. 4 v. o. des f. das u. dir f. die
— — Z. 14 v. o. du f. du u. rechtú f. rechtu (Es iſt eigentlich das altdeutſche u mit einem Strich darüber.)
— 371 Z. 15 v. u. l. Otte f. Otte
— — Z. 14 v. u. l. dem Waſen f. Meizen
— 380 letzte Z. l. l. f. E.
— 404 Z. 4 v. u. l. Erfordern f. erfordern
— 432 Z. 3 v. o. muß „ſich" wegfallen

Büsching

Ritterzeit und Ritterwesen.

Ritterzeit

und

Ritterwesen.

Vorlesungen,

gehalten und herausgegeben

von

Büsching.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1823.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt des zweiten Bandes.

Zweiter Abschnitt.

Ritterleben.

(Fortsetzung.)

Fünfte Abtheilung. Willkommnung und Empfang der Ritter, Ritterzüge, fahrende Ritter. . . S. 1

Sechste Abtheilung. Die Frauen der Ritterzeit; Liebe, Ehe und häusliches Leben. . . . . — 63

Siebente Abtheilung. Gelübde der Ritter, verbunden mit ihrer Gottesfurcht und Liebe oder aus einzelnen Beweisen ihrer Tapferkeit entspringend. . — 155

Achte Abtheilung. Zweikämpfe und Ernstkämpfe der Ritter. . . . . S. 183

Neunte Abtheilung. Vorzüge und Auszeichnung der Ritterwürde; Verfall derselben. . . . — 259

Zehnte Abtheilung. Strafen der Ritter, Tod und Leichenbegängniß. . . . . — 279

Fünfte Abtheilung.

Bewillkommnung und Empfang der Ritter, Ritterzüge, fahrende Ritter.

Es war die Pflicht der Ritter, immer, so viel es ihnen möglich war, ein thätiges, nie ermüdendes Leben zu führen, Gefahren aufzusuchen und immer dahin zu eilen und sich zu wenden, wo ihre Hülfe nöthig war. Daraus entstand schon in frühen Zeiten eine Abtheilung von Rittern, die sehr berühmt waren und über welche später Cervantes die ganze sprudelnde Fülle seines Witzes ergoß: es waren die irrenden, fahrenden Ritter; und ein ergötzlicheres Leben führte wohl keiner, wenn auch ein trüber Hintergrund nicht zu verkennen ist, indem ein so edles Gemüth sein ganzes Sein und Dichten an eine undankbare, wahnsinnige Grille setzt, als des unübertrefflichen Cervantes Don Quixote de la Mancha. In den Burgen fanden die Ritter eine freundliche Aufnahme, und schon oben habe ich bemerkt, daß in Frankreich Helme, bei Schlössern und Burgen außen auf die Zinnen gesetzt, ein Zeichen waren, hier würde ein jeder fahrende Ritter eine freundliche Aufnahme

finden. Gewisse herkömmliche Sitten, wie solche fremde Ritter empfangen wurden, hatten sich schon seit der frühesten Zeit festgesetzt, schon aus der Heldenzeit herstammend, und nur einiges mag die spätere Zeit nach und nach geändert haben. Was wir davon wissen, soll sogleich folgen.

Außerdem wurden in der blühenden Zeit des Mittelalters noch Züge Sitte, die bloß dazu abzweckten, an bestimmten Orten Proben von Tapferkeit und Muth abzulegen, indem bekannt gemacht wurde, an diesem und jenem Tage würde der Ritter sich an einer genau bekannt gemachten Stelle einfinden und jedem, der ihm Kampf anzubieten geneigt sei, Kampf gewähren. Oder es waren bekannte Puncte, wohin ein mannhafter Ritter ziehen konnte und gewiß war, wenn ein bestimmtes Zeichen gegeben wurde, einen Kämpfer zu finden; und wie der Arten, zu Kämpfen und Streit zu reizen, noch mehre waren.

Viele Ritter gab es, die bloß darauf umherreisten, um durch ihre Tapferkeit Preise zu gewinnen und dadurch ihren Lebensunterhalt zu bekommen; denn Armuth herrschte oftmals bei diesen fahrenden Rittern. Sie waren es denn auch meist, die durch ihre reiche Anzahl die Höfe der Großen bei öffentlich bekannt gemachten Feierlichkeiten zierten, und für sie waren am meisten die Geschenke bestimmt, welche bei solchen Festen, wie wir bereits oben gesehen haben, auf's reichlichste vertheilt wurden. Ja, wir finden auch in den alten Gedichten Nachweise, daß solche Ritter oftmals genöthigt waren, ihre Kleinodien, die sie gewonnen, oder was sie sonst von Werth hatten, an Juden zu versetzen, und die Stellen kommen daher auch vor, daß die

Großen solchen Rittern ihre Pfänder auslösen mußten. Indessen heißen einzelne Stellen, in denen der Pfand-Auslösungen Erwähnung geschieht, oftmals auch so viel, daß, wenn diese Ritter von andern in Turnieren gefangen genommen worden, sie sich durch gegebene Pfänder auslösen mußten, und daß sie oftmals nicht im Stande waren, das verlangte Geld zu zahlen, um ihre Pfänder wieder zu erhalten, und daher dann die Großen, die das Turnier gegeben hatten, hülfreich unterstützend dazutreten mußten.

Durch diese Umherzüge gab es auch, vorzüglich in der Heldenzeit, viele Ritter, die fast überall hingekommen waren und daher alle berühmten Ritter kannten. Das beweist die Stelle in den Nibelungen, als Siegfried mit seinen Mannen auf den Sand zu Worms geritten kommt und ihn die Hofleute nicht kennen. Da räth Ortwein von Metz, man solle nach seinem Oheim Hagen schicken, der würde die Ritter wohl kennen. Hagen tritt darauf an das Fenster und gesteht, er habe die Recken nie gesehen, aber es könne niemand anders so herrlich und kraftvoll dastehen, als Siegfried.

Kamen solche fremde berühmte Ritter oder gar Könige und Fürsten an Burgen und Schlössern an, so war es Sitte des Empfanges, daß die Frau und die Töchter des Hausherrn die vornehmsten Ritter küßten. So heißt es in den Nibelungen V. 6609., als die burgunder Fürsten auf ihrem Zuge nach Etzelburg bei dem treuen Rüdiger und seiner Gemahlin anlangen sollen:

Viel liebe Frauwinne — so sprach da Rüdiger —
Ihr sollt viel wohl empfahen die edelen Könige hehr.

So sie mit ihrem Gesinde vor euch zu Hofe gah'n;
Ihr sollt auch schöne grüßen Hagenen, Günthers Mann.
Mit ihm kommt auch einer der heißet Dankewart,
Der andere heißet Volker, an Zuchten wohl bewahrt;
Die sechse sollt ihr küssen, ihr und die Tochter mein,
Und sollt auch bei den Degenen in Zuchten gütlichen sein.

So geschieht es denn auch beim Empfange; aber als die junge Markgräfin den grämlichen und grimmigen Hagen küssen soll (V. 6667):

da blickte sie ihn an,
Er däuchte sie so fürchterlich, daß sie's viel gerner hätte gela'n.

Hohe Geburt und Tapferkeit machten zum Empfange der Frauen durch einen Kuß würdig, und so trat auch Volker der Spielmann hier beim Empfange neben seine Könige; denn es heißt (V. 6672):

Um sines Leibes Tugend ward ihm das Grüßen gethan.

Solcher Züge über Empfang der Ritter finden wir nun in den altdeutschen Gedichten mehre, und es mögen daher hier einige, bei denen sich überdies noch manches wird bemerken lassen, folgen:

Im Parzifal wird in Zazamang (V. 687) Gamuret freundlich von der durch Feinde bedrängten Mohrenkönigin empfangen:

Ein wenig sie gen ihn da trat,
Den Gast sie sich küssen bat;

und später werden die durch Gamuret gefangenen Ritter, die hohen Stammes sind, alle feierlich von der Königin empfangen; so V. 1377:

Er bat die Königin reich
Ihn küssen und fahen zu ihr (d. h. zu sich zu fangen, zu sich zu ziehen).

V. 1406:

Da ward auch er von Gamurete
Minniglîche empfangen,
Und oftermals umfangen
Von der Königinne reich;
Sie küßte den Degen minniglich.
Er war ihr's Mannes Muhmen Sohn,
Sie mocht' es wohl mit Ehren thun,
Und war von Arte ein König hehr.

Also auch hier sehen wir, daß die Höhe des Standes einen bedeutenden Einfluß auf diese freundliche Art der Aufnahme hatte.

Eine andere Art des Empfanges, besonders durch die Zuthulichkeit und Einfachheit des Wirthes bemerkenswerth, erzählt Hartmann von der Aue in seinem ergötzlichen Gedicht Iwain, der Ritter mit dem Löwen, oder legt vielmehr die Erzählung einem Ritter am Hofe des Artus, Kalogriant, in den Mund.

Es geschah mir, es ist wahr,
Es sind nun wohl zwei Jahr,
Daß ich durch Abentheuer reit',
Gewaffnet nach Gewohnheit
Zu Brezilian in dem Wald.
Da fand ich Wege mannigfalt;
Da kehrt ich zu der linken Hand
Auf einen Steig den ich da fand,
Der war viel rauh und enge.
Durch Dorn und durch Gedränge
Ritt ich einen vollen Tag;
Für wahr ich wohl gesprechen mag,
Daß ich so große Arbeit
Von schlechter Fahrt nie erleid't.
Da es an den Abend ging
Einen Weg ich da fand,
Der trug mich aus der Wildy

Und kam ich an ein Gefilde,
Dem folgete ich eine Meile,
Nicht voll eine Meile,
Bis ich eine Burg erfach.
Da kehrt' ich durch mein Gemach (um Gemächlichkeit, Ruhe zu finden).
Ich ritt gegen das Burgthor,
Da ſtand ein Ritter vor.
Er hatt', den ich da ſtehend fand,
Ein'n Maushabicht auf der Hand;
Er war des Hauſes Herre.
Und als er mich von ferre (ferne)
Zu ihm reiten ſah,
Mochte er nicht warten da,
Und ließ mir nicht die Muße,
Daß ich zu ſeinem Gruße
Willkommen war gekommen,
Er hatt' mir eh' benommen
Den Zaum und auch den Stegereif,
Und als er mich begreif,
Da empfing er mich ſo ſchone,
Daß ihm Gott immer lohne;
Denn mir wird leichte bis an meinen Tod
Der Herberge nimmer mehr ſo noth.
Eine Tafel hing an dem Burgthor
An zwei Ketten empor,
Da ſchlug er an, daß es erſchall
Und in die Burg erhall.
Darnach ſtand er umfang,
Bis daß dort herausſprang
Des Wirthes Sammelunge,
Schöne und junge
Junkherren und Knechte
Geflieht nach ihrem Rechte.
Die hießen mich willkommen ſein;
Weiber, Roſſes und mein,
Ward viel gut wahrgenommen.
Viel Schiere ſah ich zu mir kommen,
Als ich in die Burg ging,

Eine Jungfrau, die mich empfing.
Ich sprache noch als ich da sprach,
Daß ich schöner Kind nie ersach;
Die entwaffnete mich.
Um'n Schaden klage ich,
Daß der Waffen Riemen also wenig ist,
Daß sie nicht länger' Frist
Mit mir muste umgeh'n,
Es war gar zu bald gescheh'n;
Ich wünschte, sollt' es immer sein.
Ein scharlachnes Mäntelein
Gab sie mir an.
Ich unseliger Mann,
Daß sie mein Auge je ersah,
Da uns zu scheiden geschah!

Nachdem sie in einem anmuthigen Garten einige Zeit mit freundlichem Gespräch zugebracht haben, geht er mit seinem Wirthe zu Tische, der sich höchlich über die Anwesenheit seines Gastes freut und die Steige und Wege segnet, welche ihn zu ihm führten. Am andern Morgen reitet Kalegriant wieder seine Straße und besteht ein gar übeles und ihm schädliches Abenteuer.

Mancher Empfang war auch überaus demüthig, besonders wenn der empfangende Theil sich einer Schuld bewußt war. So heißt es V. 18561 des Parzifal:

Ferne auf den Plan sie gen ihn ging,
Die Magd ihn mit Freuden empfing.
Gawan bot ihr seinen Gruß,
Sie küßt' ihm Steigreif und Fuß,
Und empfing auch die Herzogin.
Sie nahm bei seinem Zaume ihn
Und bat absteigen den Mann.

Den ausführlichsten Beweis der Ritterzüge liefert uns Ulrich von Lichtenstein in seinem Frauendienst, und

aus diesem Werke sind daher einige beträchtliche Auszüge nötig, um über die oftmals eigen erscheinende Sitte ins Klare zu kommen. Ulrich v. Licht. erklärt dem Boten, den er gewöhnlich zu seiner Geliebten heimlich schickt: „Ich sage dir, was ich erdacht habe. In der Weise einer Frauen will ich um sie nach Preis ringen, und so will ich mit Ritterschaft fahren von dem Meere bis nach Böheim, ich will mich aus dem Lande fortstehlen und meine Fahrt vor allen Leuten verbergen, und das soll in diesem Winter sein: als ein demüthiger Pilger will ich fahren, der um Gott nach Rom geht, dann zu Venedig so lange verborgen sein, bis des Maien Schein wieder kommt, und dort will ich mich bereiten, recht wie eine Königinne soll, minnigliche Frauenkleid will ich anlegen und nach Sankt Georgen Tage will ich mich am andern Morgen auf die Fahrt machen von dem Meere zu Meisters; welcher Ritter dann mit mir einen Speer versticht um seine Frauen, dem will ich ein Fingerlein von Golde geben, auf den Muth, daß er es der gebe, die ihm die Liebste sei." Seine Geliebte erlaubt ihm die Ausführung dieses Planes und ist sehr wohl damit zufrieden. „Ich war sehr wohl bereitet — fährt er fort — zu der ritterlichen Fahrt, ich hub mich als ein Pilgrim vom Lande und nahm Tasche und Stab von einem Priester, als wenn ich wollte nach Rom fahren."

„Ich kam bald nach Venedig, wo ich Herberge nahm, ferne von den Leuten, daß mich niemand dort erkennen sollte. Hier lag ich den Winter und ließ mir Frauenkleider schneiden (diese kennen wir schon aus der

3. Abtheilung von Waffen und Kleidern). Mein Ros brachte man mir heimlich durch die Land', alle meine Knechte muſten von fremden Landen sein, die sich auch sehr befliſſen, meine Fahrt zu verhehlen. Als ich und die Meinigen bereitet waren, da sandte ich durch einen Boten einen Brief in die Land, durch welche ich fahren wollte, ich ermahnte den Boten, mich gegen niemand zu nennen. In diesem Briefe war meine Fahrt meiſterlich beschrieben, und wo ich des Nachts in der Herberge sein wollte. Als der Bote abgereiſet war, blieb ich noch dreißig Tage, der Brief aber lautete:"

„„Die werthe Königin Venus, Göttin über die Minne, entbietet allen den Rittern, die zu Lamparten und zu Friaul und zu Kärnthen und zu Steir, und zu Oeſterreich, zu Böheim geſeſſen sind, ihre Hulde und ihren Grus, und thut ihnen kund, daß ſie um ihre Liebe zu ihnen fahren will, und will ſie lehren, mit wie gethanen Dingen ſie werther Frauen Minne verdienen, oder erwerben ſollen. Sie thut ihnen kund, daß ſie ſich hebet des nächſten Tages nach Sankt Georgen Tage aus dem Meere zu Meiſters und will fahren bis hin zu Böheim, mit ſo gethanen Dingen: welch Ritter gegen ſie kommt und ein Speer wider ſie entzwei ſticht, dem giebt ſie zu Lohn ein guiden Fingerlein, das ſoll er ſenden dem Weibe, die ihm die liebſte iſt, das Fingerlein hat die Kraft, welcher Frauen man es ſendet, die mus immer deſto ſchöner ſein, und mus ſonder Falſch minnen den, der es ihr geſendet; ſtichet meine Frau Venus einen Ritter nieder, der ſoll an vier Enden in die Welt neigen, einem Weibe zu Ehren:

ſticht aber ſie ein Ritter nieder, der ſoll alle die Roſſe haben, die ſie mit ſich führt. Sie fährt des erſten Tages zu Tervis u. ſ. w. (alle Tage ſind beſtimmt und liegen noch auf der Straße von der Küſte des adriatiſchen Meeres bis zur Gränze von Böhmen; der letzte Tag iſt:) an dem 29 Tage iſt ſie an der Tyne zu Böheim. Da hat ihre Fahrt ein Ende. Sie will auf der Fahrt ihr Antlitz noch ihre Hände niemand ſehen laſſen *), ſie will auch wider niemand ein Wort ſprechen. Sie gebietet von dem Tage, da ihre Fahrt ein Ende hat, am achten Tage **) einen Turnei zu Neuenburg. Welcher Ritter ihre Fahrt vernimmt und gegen ſie nicht kommt, den thut ſie in der Minnen Achte und in aller guten Weibe Aechtung, ſie hat ihre Herbergen darum alle angeſchrieben, daß ein jeglicher Ritter wiſſe, wenn oder wo er gegen ſie kommen ſoll, daß es ſich ihm zum Beſten füge.“ “

„Wo dieſer Brief in die Lande kam, waren die Ritter fröhlich; denn die deutſchen Lande ſtunden ſo, daß niemand ehrenreich war, der nicht ritterlich fuhr und durch Frauen hochgemut wurde, das war damals Sitte, und wäre gut, es wäre noch ***). Die Ritter bereiteten ſich und ſo hatte ich mich auch bereitet. Ich erhub mich am nächſten Tage nach Sankt

*) Aus guten Gründen, da der Bart und die rauhen, ſtarken Hände der Königin Venus wohl nicht zierlich geweſen ſeyn würden.

**) Alſo auch hier bei einer weltlichen Feier, die geiſtliche Octave, der achte Tag, beibehalten.

***) So klagt ſchon Ulrich von Lichtenſtein ſelbſt, als er, in wohl nicht zu hohem Alter, ſeinen Frauendienſt dichtete.

Georgen eines Morgens ſehr früh; die Leute lieſen viel herbei und um mich ward ein großes Gedrang. Mein Marſchalk und mein Koch ritten ſelb fünfe vor, von denen ward mein Gemach bereitet, nachdem ſah man ein Banner führen, weiß wie ein Schwan, neben welchem zween Mann ritten, die laut in die Poſaunen ſtießen, ein großer Schall ward zu Meiſters. Drei Saum-Pferde zog man mir nach, denen drei Garzune beiliefen, nach dieſen drei bedeckte Roſſe, deren jegliches ein Knappe pflog, auf jedem lag ein Sattel, der war ſtark und ſilberweiß, von einem guten Meiſter bereitet. Bei dem Roſſe führte man meinen weißen Schild, der nicht beſſer gemacht ſein konnte, auch meinen lichten Helm, der meiſterlich gekrönet war. Dann ſchlug ein Holiblaſer einen Sumber (Holiblaſer iſt ein Pfeiffer oder Flötenbläſer, und Sumber iſt eine Art rauſchender Trommel, vielleicht eine Handtrommel); nach dieſem ritten vier gut gekleidete Knechte, deren jeder in ſeiner Hand drei große zuſammengebundene Speere führte. Nach dieſen ritten zwei Mägde, alles was dieſe antrugen, war von weißer Farbe; nach ihnen ritten zwei gute Fidelar, die mich hochgemut machten, denn ſie fidelten eine fröhliche Reiſenote. (Alſo auch damals noch Fideler, wie uns die Nibelungen im Volker dem Fideler zeigen; Reiſenote bedeutet einen Marſch.) Hierauf folgte ich ſelbſt zu Pferde, in einem gut geſchnittenen Kappemantel (die Beſchreibung ſeiner Kleidung iſt ſchon oben in der Abtheilung von Waffen und Kleidern ausgezogen). So hob ich mich von dem Meere, und gar viele Leute folgten mir nach. Da hieß ich fragen, ob jemand Ritter da

wäre? Sie ſprachen: liebe Fraue, ja, wohl tauſend ſind hie, die es ungerne laſſen, daß ſie mit euch ſtechen, nur erlaubt es ihnen der Podesta nicht, der von Tervis, denn dieſer ſagt, wer mit euch ein Speer verſticht, der müſſe ihm zehn Pfund geben; er iſt ein ſo zorniger Mann, daß er auf keine Freude achtet, man ihn auch nur ſelten lachen ſieht. So zog ich von Meiſters fort nach Tervis. Dorthin war ein Graf mit 50 Rittern gekommen, es war von Görz der Graf Meinhard. Als der Biedre vernahm, daß man mich nicht ſtechen ließ, ſprach er: wie iſt das gekommen? Man ſagte ihm, der Podeſta habe es verboten; das iſt eine Miſſethat, ſprach der ehrenbegierige Mann, ſollen wir denn keine Freude haben? das wollen wir beſſer verſuchen — Sogleich ſetzte er ſich auf ſein Pferd und ritt mit vielen Rittern hin zum Podeſta und ſprach: Herr, ihr ſollt uns mit eurer Huld hie froh ſein laſſen, darum bitte ich euch. Der ſprach: ich verwehre euch keine Freude, wo es ohne Schaden geſchieht, das gönne ich euch ſehr wohl; nur will ich auf keine Weiſe, daß jemand hier in Tervis in ein Wappenkleid komme, es ſind zu viele Gäſte hergekommen, darum will ich es nicht geſtatten, daß jemand hier Harniſch anlege, ich wäre wahrlich ſelbſt ein dummer Mann, wollte ich die Dummheit hier geſtatten, es könnte leicht Schaden geſchehen, darum erlaube ich es nicht."

„So ſchied er mit Zorne von dem Podeſta und ritt in die Stadt, wo viele ſchöne Frauen waren, denen klagte er: ihr ſchönen Frauen, laßt euch um euren reinen, ſüßen Muth geklagt ſein, daß mir der Podeſta verſagt hat, daß er uns hier nicht will ſtechen laſſen, das geſchah doch ſonſt

wahrlich keinem Ritter zu Tervis; er fürchtet, es komme der Stadt zu Schaden, weil zu viele Leute hergekommen sind. Die Frauen sprachen: dies soll abgewandt werden, wir wollen ihn bitten herzukommen, wir glauben nicht, daß er uns abschlägt, was wir ihn freundlich bitten. Mit höfischen Sitten ritt schnell ein Ritter zu ihm hin, indeß kam auch ich mit Schalle durch die Stadt gezogen. Um mich war großes Gedränge und so zog ich in meine Herberge. Der Podesta kam indeß zu den Frauen, da grüßte ihn manch rosenfarbner Mund, er neigte ihnen züchtiglich, die schönen Frauen sprachen: ihr sollt uns gewähren, was wir allgemein von euch bitten, ihr sollt der Königinne ihr Spiel hier lassen, damit wir Ritterschaft sehen. Er sprach: ungern versag ich euch was, ich will dem Grafen um eure Bitte die zwei Speer erlauben. Da trat mit züchtlicher Sitte Herr Leutfrit von Eppenstein herfür und bat um einen Speer, und er sprach: das will ich euch nicht versagen, mehr aber geschieht wahrlich nicht. Mit Freuden wappnete sich der Graf. (Seine Kleidung ward schon oben erwähnt). Es saß der Milde auf einem schnellen und guten Rosse, das in Sprüngen durch die Stadt fuhr, alle riefen: weicha! weich! So kam der Freche ritterlich. Ich war auch bereitet in meine weißen Wappenkleid (die auch schon oben angeführt worden). So kam ich durch die Stadt, in allen Gassen war großes Gedränge, in kleinen Sprüngen sprang mein Ros. Der Podesta von Tervis gebot mit Fleiß, daß man uns einen Ring räumte, das war aber nur verloren, denn es waren so viele Leute gekommen, daß man uns auf keine Weise einen Ring in

der Stadt machen mogte, wir konnten kaum zu einander kommen, auf einer Brücke ſah ich den Hochgemuten, von der Brücke trieb der Podeſta die Leute, daß ihrer nur wenige darauf ſtehen blieben, auf dieſer muſten wir tioſtiren und mancher roſenfarbne Mund ſprach uns Segen nach."

„Da ich ihn ſo ſchön kommen ſah, nahm ich mein Ros mit Sporen, ſo that er dem ſeinigen und wir kamen zuſammen, als wenn wir zu einander flogen, unſre Augen trugten uns nicht, unſer beider Tioſt gerieth recht da, wo ſich Schild und Helm ſcheiden, die Speere krachten und die Splitter flogen. Die Schilde rührten einander (dieſe Stelle wirft auch noch einiges erklärende Licht auf die vorige Abtheilung, wo man ſich im Lanzenrennen zu treffen ſuchte; wie auch noch einige folgende Auszüge früher Bemerktes gelegentlich erklären). Der Tugendreiche band den Helm ab, und ſo auch ich; ich ſandte ihm ein goldnes Fingerlein, daß er ſeiner Frau geben ſollte, die ihm die liebſte vor allen Weiben ſei, dabei ſollte ſie ſeinen treuen Muth erkennen. Herr Leutfrit von Eppenſtein kam ritterlich gezimirt gegen mich, der ſtarke Mann war des Gutes reich und wohl bekannt an der Mure, er führte ein großes rothes Speer in ſeiner Hand. Ich dachte: das iſt ein ſtarker Mann und wohl geübt in Ritterſchaft. Da machte ich den Puneis lang, ihm ſank ſein Speer allzu niedrig und er ſtach mein Ros durch den Hals, ich brach den Speer auf ſeiner Bruſt, mein Ros ſprang vor Schmerzen hoch und ich muſte abſitzen. Der Tag war auch vergangen und die Ritterſchaft muſte ein Ende haben,

ich fuhr in meine Herberge; gern wären mir alle die Herren gefolgt, um mich zu ſehen, das wurde aber vermieden, denn ich ließ mich auf der ganzen Fahrt von keinem Manne ſehen. Am andern Morgen als der Tag erſchien und ich noch in meinem Bette lag, waren wohl 200 Frauen vor meine Herberge gekommen, um zu erfahren, wann ich in die Kirche gehn würde. Einer meiner Knechte ſah die Frauen und ſprach zu mir mit Züchten: viel liebe Fraue, ich meine euch edle Königinn, ich weiß nicht, ob ihr wißt, alle Frauen aus der Stadt ſind daher gekommen, ihr lieget allzulange. Da ich das hörte, legte ich ſchnell Kleider an meinen Leib, wie ſie ein werthes Weib wohl mit Ehren tragen mag — und ſo ging ich in hohem Muthe hin, wo mich mancher rother Mund mit Gruß empfing, ſie ſprachen: Gott willkommen, Königinn Venus! — ich bat ſie, den Buhurt zu laſſen, das wurde auch ſchnell gethan. Da ich zur Kirchen ging, nahm eine Gräfin meinen Mantel und hielt ihn über mein Gewand empor, ſo führte ſie mich zur Kirche, ich nahm den Dienſt in hohem Muthe an. Ehe ich zur Kirche kam, hatte mein Kammerer einen ſchönen Teppich genommen und einen reichen Polſter, das lag über einem Stuhl, worüber ich mich zu neigen pflog. Ich bat Gott, daß er durch ſeine Güte möge meiner Ehre pflegen."

„Ein Pfaffe ſang eine ſchöne Meſſe, groß Gedränge war um mich von Frauen, als ich zum Opfer gehen wollte, man hieß die Leute aufſtehen, ich that dreiſt mein Opfer. Da ich vom Opfer kam und man das Pace hertrug, wurde genug gelacht, denn ich nahm das Pace von

einem Buch, so mit verbundnem Antlitz, wie es sich doch nicht ziemte, so bot ich es der Gräfinn; die Hochgeborne sprach: ihr sollt die Risen (das Tuch um Mund und Kinn) wegnehmen, denn so geziemt mir das Pace nicht. Im Augenblick nahm ich die Risen vom Munde, worauf die Schöne lachte und sprach: wie nun? ihr seyd ein Mann, das seh' ich wohl; was thut es; der Kus soll wohl geschehen, ich will um alle guten Weib euch küssen, weil ihr Frauenkleider angelegt habt, so soll euch mein Kus nicht versagt sein. Da sie nun das Pace von mir empfing und der süße Kus geschah, so wurde ich davon sehr hochgemut. Die Messe war nun gesungen und ich und manche schöne Fraue gingen von der Kirche, ein großes Gedränge war überall in den Gassen, ein großes Schallen von Posaunen hörte man vor uns, und alles war froh uns zu sehn. Ich kam vor meine Herberge und nahm schön Urlaub von mancher minniglichen Frauen; mit süßen reinen Herzen baten sie, daß Gott mein pflegen möge; und davon habe ich seitdem viel Glück gewonnen, denn Gott kann guten Frauen nicht versagen. Manch hochgemuter Ritter bat den Podesta, daß er mich mehr stechen ließe; das geschieht nicht, antwortete er, wer mit ihm tioßiren will, der ziehe mit ihm bis an den Plat, das will ich erlauben. Ich speis'te und befleißigte mich dann, schön durch die Stadt zu reiten. Mancher werthe Mann begleitete mich zu Pferde."

„Mit Freuden zog ich an den Plat, an einer schönen Stelle sah ich Herrn Reinprecht von Murecke, sein Speer war leuchtend von Gold, das schlug er unter seinen Arm,

das meine fehte ich auf mein Dich (auf meinen Schenkel), er ſtach ſein Speer durch meinen Schild, das von der Tioſt nur wenig brach, mein Speer neigte ſich nicht, und ſo erging der Tioſt beiderthalb ritterlich; da gab ich dem reichen Mann ein goldenes Fingerlein, er dankte dafür. Nun beſtand mich Herr Herrmann von Plintenberg und drei Wahlen, die ritterlich ritten und nicht fehlten. Jeglichem gab ich ein Fingerlein: ich verſtach die vier Speere. Darauf zog ich ſchöne nach Schepin, wo ich die Nacht bleiben wollte. Da ward ich wohl empfangen, die Fenſter waren voll Frauen, die mich alle grüßten. Ich blieb die Nacht da, und als der Tag erſchien, hub ich mich wieder gewappnet auf meine Fahrt. Vor einem wunniglichen Foreis wartete mein der Graf von Görz mit manchem Manne, 12 ſah ich unter Helmen, da ſprach ich zu den Meinen: ich ſehe hier Ritter, die Tioſtirens begehren. Gleich ſaß ich auf mein Ros und vergaß des Schildes nicht, den Helm band ich zu Haupt und nahm ein Speer in die Hand. Sie rannten gegen; der Graf verſtach ein Speer auf meinem Helm, das meine zerbrach an ſeinem Halſe. 7 Speere wurden da auf mich verſtochen, 11 Speere wurden von meiner Hand da ritterlich verſchwendet, 5 Ritter verfehlten mich, denen gab ich auch keine Fingerlein. Ich band meinen Helm ab. Indeß erhub ſich auf dem Felde hier und da mancher Tioſt, der Graf von Görz ſtach einem Ritter ſeinen Helm ab, ein ſchönerer Tioſt konnte nicht geſehen werden, denn der Ritter blieb kaum ſitzen. Wohl 100 Ritter thaten da ritterliche Arbeit, um die Weib und um ihre Ehre."

„Die Ritterschaft zerließ sich nun, und sie zogen mit mir an dem Tage bis zu St. Ulrich, da wollte ich mein Gemach haben. Am andern Morgen wappnete ich mich schnell, und zog mit weißen Speeren auf das Feld: einer war unter den Rittern, von dem hatte ich vernommen, daß er Kleinod von Frauen mit sich gebracht habe, der hieß Herr Otte von Spengenberg, der zog mir nach wohl gezimmt, sein Zimir gab lichten Schein, um seinen Helm führte er ein Risen. Wir führten beide starke Speer, da wurde der Puneis lang gemacht, denn er wollte mich fällen, ich dachte auch: ich will diesen Mann so treffen, ob er kann sitzen bleiben. Er trieb mit Sprüngen eilig gegen mich, sein Speer war gesenkt, ich warf mein Ros etwas von ihm zurücke, weil ich im Sinne hatte, den Mann zu fällen, dann trieb ich wieder auf ihn und mein Dieß blieb an seinem Halse, wovon der hochgemuthe Mann beinahe einen Fall hätte nehmen müssen: er verstach auf mir ein großes Speer, und von unser beider Speere Krachen sah man die Splitter hoch aufsliegen. Zaum und Stegereif entwischten ihm, er faßte den Sattelbogen, dabei richtete er sich wieder auf, sonst wäre er nieder gefallen. Mit ihm stach ich selb sechse, daß nie ein Fehler geschah, ich gab ihnen allen Fingerlein, band meinen Helm ab und zog gegen Clenum. Da hatte sich ein Ritter gegen mich auf den Plan in einem wonniglichen Gezelt gelegt, der war Herr Mathie genannt, auf Ehre stund sein Sinn: er hatte eine minnigliche Magd gegen mich geschickt, die führte in ihrer Hand ein Speer, ritt ein schönes Pferd und trug sehr gut Gewand. Die

Schöne ſprach aus rothem Munde: Gott willkommen Königinne Venus, Herr Mathie hat euch durch mich entboten, daß ihr, Frau, ihm auch ohne Streit willkommen ſeid, denn er ſieht euch von Herzen gerne, er hat euch durch mich dies Speer geſandt, daß ihr es auf ihn verſtechen ſollt, das hieß er euch durch mich viel züchtiglichen bitten, nun nehmt es, ſo lieb euch alle Frauen ſind. Ich nahm das Speer williglich und dankte der Botſchaft, und hieß die minnigliche Magd ſagen, ich wäre bereit, alles zu thun, was ſie mir geſagt. Die Magd dankte und ritt in hohem Muthe von dann."

„Da wappnete ich mich und band den Helm zu Haupt, ich nahm Speer und Schild; da kam auch der Ehrengehrende über den Anger geſtapft, er führte an ſeinem Speer ein gutes Riſen, und ein Schapel auf ſeinem Helm, das von Gold und Perlen lichten Schein gab, er mochte der wohl zu Dienſten leben, die ihm das Kleinod geſchenkt hatte. Wir waren jetzt ſo nahe gekommen, daß es Zeit war zum Puneis, jeder befließ ſich, daß er ſchöne geritten käme und nicht fehlte, wir trieben nun mit den Sporen zuſammen, und die Speere blieben nicht ganz; es geſchah ein ſchöner Tioſt, ich ſtach ihm den Helm vom Haupte, und die Riſen an ſeinem Speer vorn blieb in meinem Schilde, ſein Tioſt bohrte mir weite Lücken, oben wo des Schildes Rand mir deckte das linke Achſelbein. Sein Helm war ihm ſchnell aufgehoben, und ich ſah noch 6 Ritter gezimirt gegen mich traben, jeglicher führte ein Speer, die wurden von mir angerannt, ich vermißte keinen, ihrer trafen mich aber nur viere. Die zween, die

mein da vermißten, waren traurig, der Wirth selb fünfte hette da die Fingerlein. Ich band den Helm vom Haupte und ritt in meine Herberge, wo ich gut Gemach fand. Am Abend sah man die Ritter mit einem wenniglichen Buhurt kommen, da ward ritterlich geritten vor meiner Herberge, es konnte kein Buhurt schöner sein; da saß ich in einem Fenster, und sah die Arbeit der Ritter, ich war wenniglich gekleidet, recht wie eine Königinn. Des Buhurts war nun genug, und aus meiner Herberge gab man den Rittern des guten Weines viel, denn nach Arbeit trinkt mancher Mann gern, ich hieß ihnen schenken in Köpfen, in Näpfen und silbernen Schalen, da neigten sie mir alle und fuhren in ihr Gemach. Da hatte mein Kammerer 4 meiner Röcklein zur Wäsche gegeben, das ward eine edle Frau gewahr, und alsbald sandte mir das schöne Weib ein Röckel, sie gebot der Wäscherinn auf ihren Leib, daß sie es verbürge unter meine Röcklein, darinn war ein Brief, ein Gürtel und ein Schapel gebunden; so empfing es mein Kammerer und wurde dessen nicht inne, worüber er nachher Verdrus hatte."

„Als der Tag gekommen war, hörte ich Messe, darnach ließ ich mir mein Wappenkleid anlegen, meine Posaunen bliesen mit Schalle eine süße Weise, damit thät man den Rittern kund, daß ich bereitet wäre; mancher hochgemuthe Mann wappnete sich, in den Gassen trug man Schilde, Helme und Speere. Da zog ich für die Stadt. Herr Mathie hatte sein Gezelt mir wieder in Weg aufgeschlagen, er hielt da vor dem Gezelt schöne gezimirt auf dem Plan, da klopfte ich zu ihm und er nahm

sein Ros mit beiden Sporen, da ward ein Tioſt so ritterlich und so wonniglich geritten, daß ich nie es schöner habe gesehen, die Schilde kluben sich von der Tioſt und hoch flogen die Splitter von den Schäften. Da waren auch aus der Stadt wohl dreißig Ritter gekommen, da nahm man die Roſſe mit Sporen, und mancher schöne Puncis ward geritten. Da lag das Feld voll Splitter; mit 11 Rittern stach ich, auf welche ich 9 Speere verstach, zween verschöte ich, darauf band ich meinen Helm ab. 7 Fingerlein gab ich dahin, die sie wohl verdient hatten, die vier, deren Speer ganz blieben an dem Tage, waren zornig, daß sie mein verfehlt hatten. — Zur Klauſe hatte ich zu Nacht mein Gemach. Am andern Morgen stach ich mit dem von Lianz ritterlich, er und seine Gesellen verdienten drei Fingerlein, das geschah ohne Fehlen. An dem Tage zog ich bis zum Thor. — Am andern Morgen hub ich mich früh von dem Thor, da hatte sich auch der Fürſt von Kärnthen schon auf einen grünen Anger gelegt, er lag des Imbiß wegen da, was er immer gerne auf dem Grase pflog. Bei ihm lagen wohl hundert Ritter. Da ich ihn so vor mir liegen sah, sagte ich aus hohem Muthe: ich sehe dort Ritterschaft gegen mich liegen, des bin ich von Herzen froh. Da hieß ich meine Posaunner blasen, ihr Blasen erscholl laut und suße. Da der Herzog und die Ritter den Schall von den Posaunen erhörten, sprachen sie: wer zieht da zu uns? Man sagte: die Königin fährt daher, wie ihr ihre Briefe gehört habt. Sie sprachen: die sei willkommen, wir sollen sie hier schöne empfangen. Der Fürſt und seine Gesellen hießen

mich willkommen ſein, ſie riefen: Buge waz primi gralva Venus! (Gott willkommen, Königin Venus!) Sie hießen mich fragen, ob ich tioſtiren wolle; ich ſprach: ja. Da wappnete ſich mancher biedre Mann, und 50 waren bald in ihren Harniſchen, die alle tioſtiren wollten. Der zuerſt gegen mich kam, war ein biedrer Mann, der hieß der ſchöne Herrmann von Oſterwitz, ſeine Tapferkeit war weit erkannt. Wir beide ritten einen ſchönen Tioſt: weicha! weich! rief man dort und hie; man ſah die Speere auf beiden Helmen brechen, und das Feuer ſprang aus den Helmen. Man gab mir ein ander Speer, und mein Herr Chol von Finkenſtein kam gegen mich, der konnte wohl tioſtiren, denn er verſtach einen Speer an meinem Helme, das meine zerbrach an ſeinem Schild. Fünfzehen Speer wurden da auf mich verſtochen, ich verſtach 18 Speer, worauf ich meinen Helm abband. Ich gab denen 15 Fingerlein, die ſie verdient hatten, worauf ich mit Freuden nach Villach zog, durch das Raſtthal. Der Fürſt aus Kärnthenland zog mit mir und zu Villach ward mancher Speer verſtochen."

„In der Nacht hatte ich zu Villach gut Gemach, am andern Tage hörte ich eine ſchöne Meſſe; ich hatte wonnigliche Frauenkleid an mich gelegt, und ſo ging ich nach der Kirche, worüber mancher Mann lachte. — Da kam ein Bote, der ſprach: edle Königin, ihr ſollt jetzt gewappnet ſein, die Ritter ſind ſchon bereit und ziehen auf das Feld. Ich wappnete mich alsbald in meine weißen Wappenkleid und zog auf das Feld, wo ich wohl 40 Ritter fand. Herr Swikker von Frauenſtein führte gegen mich

ein ſtarkes Speer, das er mir auf der Bruſt verſtach, mein Speer blieb eben ſo wenig ganz. Da kam gegen mich ein biedrer Mann, Rudolf von Raſe, ein edler Ritter, der nie Fuß breit aus der Bahn der Ehren trat, der reine Hochgemute ſtach mir meinen Helm ab und ich verwundete ihn am Arm, das that mir ſehr leid. Nun ward auf dem Felde hie und dort viel tioſtiret, das Feld lag der Splittern voll. Ich verſtach da 15 Speere, dann zog ich in meine Herberge und gab 12 Fingerlein denen, die ſie verdient hatten. Dann entwappnete ich mich und kleidete mich als ein Weib, in einem Fenſter ſaß ich da und vor mir erhub ſich ein Ritterſpiel, es wurden da wohl 50 Speer vor mir verſtochen, welches auf dem Markt geſchah. Nun ward es Abend, und da ſie vom Morgen bis zum Abend Ungemach gehabt hatten, ſah mancher die Nacht ſehr gern, welcher müde war, mancher wollte den Frauen gern noch mehr dienen, was der Abend da hinderte. Als der dritte Tag kam, zog ich nach Feldkirchen und wohl 20 Ritter folgten mir. — Auch kam Herr Zacheus von Himmelberg, weit von ſeinem Geſang bekannt, der hatte ein Mönchskleid über ſeinen Harniſch gelegt, eine ſchwarze Kappe und auf ſeinem Helm ein Haar, dem war eine breite Platte geſchoren. Er hatte einen theuren Eid gethan, daß er die Königin niederſtechen wollte. 11 Ritter kamen da gegen mich, auf die ich 10 Speer verſtach, ihrer jeglicher brach auch ſeinen Speer auf mich. Da das der Mönch gewahr wurde, kam er gegen mich auf den Ring, das war aber umſonſt, mir ward der Helm abgenommen, und ich muß ihm ſagen, da er Mönchskleid

an habe, und auch Mönch statt Ritter sein wollte, so wollte mit ihm die Königin nicht Ritterschaft pflegen; da ritt ich in meine Herberge, wo mir ein gutes Gemach bereitet war. Als der andere Tag erschien, schied ich von dannen und zog bis St. Veit. Als man dort meine Ankunft erfuhr, warteten die Ritter nicht lange, sie ritten mir entgegen und ich ward als ein Freund von ihnen empfangen. Ich ritt in die Stadt und ließ den Rittern sagen, wer mit mir tiostiren wolle, der solle sich wappnen. Alle wappneten sich freudig, wohl 25 werthe Ritter. — Auch der Mönch mit einem neuen Speer war wiedergekommen. Da ich ihn gegen mich halten sah, sprach ich in Ungemuthe: wahrlich, ich steche gegen euch nicht! Sogleich band ich den Helm ab und fuhr in meine Herberge, wo ich die Nacht gut Gemach hatte. Am andern Tage bereitete ich mich wieder auf die Fahrt und ließ die Ritter fragen, ob einer tiostiren wolle. Da waren am Morgen 6 bereit, sogleich nahm ich ein Speer und gegen mich ritt Herr Ditolf von Osterwitz, die Splitter sah man fliegen und die Speere brachen an beiden Hälfen. Herr Wichard von Carlsberg kam nur mäßlich gegen mich, davon sein Speer auch ganz blieb" u. s. w.

„Der Mönch kam in Mönches Weise wieder, und wollte an mir Preis erjagen, da sagte ihm mein Bote von mir, so lange er Mönches Kleid führte, würde ich mit ihm nicht stechen. Der Mönch sprach aus hohem Muthe: so fahr ich ihr doch immer nach, wohin sie immer fährt, sie muß mit mir tiostiren, das kann nichts anders als der Tod hindern. Da ritten die Ritter alle zu mir

und sprachen mit Züchten: Jeane, ihr sollt uns das gewähren, was wir euch bitten, daß ihr mit diesem Mönche hier ein Speer versteht, welche Kleider er auch trägt, da sein Muth auf Ehre sieht. Ich sprach: da ihr es so züchtig begehrt, will ich es euch gewähren. Ich ließ mir ein Speer geben, und machte den Punkt lang, denn ich war ihm von Herzen gehaß, ich hatte recht den Willen ihm seinen Helm zu treffen. Er verstach sein Speer ritterlich, auch traf ihn meine Hand so, daß er hinter das Ros fiel und sinnlos da lag; der Fall that mir wenig leid und der Biedre mußte noch Spott dulden. Ich hatte ihm durch den Helm gestochen und gab ihm und den andern 14 Fingerlein. Damit ritt ich mit Freuden von dannen und kam an dem Tage nach Friesach. Dort war mancher gute Ritter, der meiner wartete; ich ward von ihnen minniglich empfangen und schon vor der Stadt ritten sie mir entgegen. Sie fragten züchtiglich, ob ich des Tages da stechen wollte, ich sprach: ja; da baten sie mich allgemeine, daß ich bis zum Morgen früh warten sollte. Was ihr geliebet, soll geschehen, sprach ich und fuhr in meine Herberge, vor der großes Gedränge von einem Buhurt wurde; es wurde künstlich und ritterlich geritten, man sah viel Schilde brechen, das Spiel wurde bis auf den Abend getrieben, daß die Rosse schaumten. Als der Abend kam, mußten sie ihren Buhurt lassen."

„Die Nacht nahm ein Ende, da wappnete ich mich, so thaten die Hochgemuten, ich zog auf das Feld, sehr fröhlich, daß ich meiner lieben Frauen wieder dienen sollte. Auf dem Felde hielt Herr Konrad von Medelke, der

rannte mich ritterlich an, sein Puncis war schöne und lang, er trieb sein Ros mit den Sporen und dachte auf Frauenlohn, er verstach ritterlich sein Speer, daß ich es an meinem Halse empfand, ich machte ihm in seiner rechten Hand eine Wunde, was mir inniglich leid that, denn er war ein mannlicher Ritter. — Mit 7 Rittern stach ich und zog von dannen, 5 Fingerlein gab ich ihnen. Man sah mich gen Scheuflich reiten in das werthe Steierland, 19 Ritter ritten mit mir und nur fünf warteten meiner, die ritten mir mit freundlichem Gruß entgegen. Gott willkommen, Venus, edle Königin, zu Freuden in dies Land! Da neigte ich züchtiglich. Ich blieb die Nacht in Scheuflich, und am Morgen wappnete ich mich, so thaten auch die Ritter, die tiostiren wollten. Da kam auf dem Felde wohl gezimirt gegen mich ein biedrer Mann, Herr Ilsung von Scheuflich, der immer nach Ehren und Rittersnamen rang; — er führte in seiner Hand ein Speer, daran viel kleiner Schellen hingen; er nahm sein Ros mit den Sporen und stach mir meinen Schild vom Arm, daß alle Riemen wie von einem Donnerschlag brachen, der Tiost erklang, mein Schild fiel hin, auf seiner Achsel zerbrach mein Speer, wie man einen großen dürren Ast von einem Baum abreißt. Nie habe ich jemals von einem Tiost einen so großen Krach gehört, weit weg stoben seine Schellen, die Schilde zerkluben sich. Nach diesem schönen Tiost stach ich noch mit 4 Rittern, und gab ihnen 5 Fingerlein, sie sprachen: wahrlich, diese Königin fährt eine schöne Fahrt, Gott hat sie bisher beschützt, der müsse ihrer ferner pflegen. So zog ich im hohen Muthe nach Juden-

burg. Ich wünschte, daß meine werthe Frau meinen Muth zu ihr erkennen möchte, und daß sie mir dann gnädig wäre. Zu Judenburg empfing man mich freundlich, ich hatte die Nacht gut Gemach, und als der Tag kam, wappnete ich mich und fuhr gezimirt auf das Feld, da hatten sich auch 9 Ritter schön gegen mich gezimirt, auf die ich 9 Speer ohne Fehler verstach, 3 verfehlten da meiner und ich gab 6 Fingerlein. Freudig hob ich mich dann gen Ehnütelfelde zu Thal an der Mur hin. Am andern Tage verstach ich 2 Speer und gab 2 Fingerlein. Nach Lieben ritt ich und fand da wohl 20 Ritter; ich ward von ihnen minniglich empfangen und dankte ihnen freundlich. Ich ritt in meine Herberge und als am Morgen die Sonne aufging, hörte ich in der Gassen den Ton von Floiten: die Ritter zogen schön gezimirt auf das Feld, in leuchtenden Wappenkleidern. Ich wappnete mich in ein Wappenkleid weiß wie ein Schwan, und fuhr mit 10 Speeren auf das Feld. Da kam gegen mich Herr Dietmar von Steir, wir trieben eilig die Rosse auf einander und die Speere fielen als kleine Stücke in das Gras. Ritterlich kam dann gegen mich Herr Sifrit von Torsiol, unsre beiden Speere krachten und die Splitter flogen. 13 Speere wurden da auf mich verstochen, und ich verfehlte dreier Tioste, 13 Fingerlein gab ich hin."

„Von Lieben zog ich zu Thal hinab, wo die Murz ihren Fall hat in die Muhre, das ist ein fischreiches Wasser, bei dem ritt ich zu Berge unter eine Burg, die sehr hoch liegt, welche Chapfenberg heißt, und im Steierlande wohl bekannt ist. Auf der saß ein Wirth, der immer den

Muth hatte, alles Lob zu erwerben, das einem Ritter geziemt, er war milde, kühn und wohlgezogen, der hieß Wulfing von Stubenberg, er war reich an Leuten und an Gut, und lebte löblich. Als der ehrbegierige Mann meine Ankunft hörte, sprach er: die edle Königin soll mir willkommen sein. Der Hochgemute ließ meinen Boten verkünden, daß sie ihr Kaufen sein ließen, er sprach: die edle Königin soll es von mir hie nehmen. Da man sie nicht wollte kaufen lassen, wollten die Boten fortgehen, er sprach: nein, ihr sollt hier bleiben, da eure Frau auf ihrer Fahrt so gemuthet ist, daß sie nichts umsonst nehmen will, so kauft nur so viel ihr immer wollt, sie sollte aber lieber bei mir hie sein, denn ich gebe ihr gerne. Mein Schaffner sprach: Das lohne euch Gott, denn ihr Muth steht so hoch, daß sie uns auf das Leben verboten hat, etwas anzunehmen, das man ihr umsonst geben wolle. Da ließ der Hochgemute alsbald meinem Wirthe kund thun, so lieb ihm das Leben sei, sollte er mir den Kauf so geben, daß er für das, was drei Mark werth war, nur einen Pfennig foderte. Da meinem Schaffner dieser Kauf bekannt ward, ritt er eilig von dannen; der Wirt sandte ihm wieder nach und sagte: wo willst du hin? — „Von hier, denn der Kauf ist hier allzugut." — Da lächelte der edle Mann und sprach: ich sehe wohl, ich muß durch Zucht euch ganz euren Willen lassen, oder ihr bleibt nicht hier, schafft es nun, wie ihr wollt. Damit ritt er fort und empfing mich ritterlich. Mit ihm kamen wohl 30 Ritter zu Rosse, gekleidet nach Ritters Sitten, niemals ward ich besser empfangen, als wie mich der Tugendreiche

empfing. Nach dem schönen Gruße ritt ich in meine Herberge, wo ich die Nacht Gemaches pflog. Am andern Tage ward ich wohl gezimirt, und mein minnebegehrendes Herz war hohes Muthes; auf dem Felde hielt köstlich gezimirt der von Stubenberg gegen mich, sein reiches Wappenkleid glänzte wie die Sonne, er ritt mir seinen Tioſt so nahe, daß der Stoß kaum vermieden wurde, beide Speere bohrten ein Loch durch die Schilde, laut erklang der Tioſt und die Splittern fielen nieder und zum Theil die Schilde, beide Arm hatten Mahle und einige Ringe vom Harnisch waren verschnitten. Alle, die die Tioſt mit angesehen hatten, sagten, sie wäre ritterlich geritten. Da band der von Stubenberg seinen Helm ab und foderte ein Fingerlein von mir, das gab ich ihm mit Freuden. Darnach verstach ich noch 12 Speere und es geschah nach meinem Willen, daß ich keines Tioſtes verfehlte, auch fehlte von den zwölfen meiner keiner, und ich gab ihnen 12 Fingerlein. Da ritt ich mit Urlaub gegen Chinnenberg, da saß ein biederer Mann, Otto von Buchaven, weit durch Zucht und Mannheit bekannt. Sein Bote ritt mir eine Meile entgegen und sprach: viel edle Königinn, euch heißt in diesem Lande ein Wendisch Weib willkommen, die will sich mit Ritterschaft auf den Plan gegen euch versuchen, wenn ihr es ihr vergönnet, denn ich sage euch fürwahr, in diesem Thal ist kein Ritter gesessen, der den Tioſt pflege, darum will sie mit Speeren gegen euch kommen und durch eure hohe Würdigkeit sollt ihr ihr Tioſt gewähren." Nach mehrem hin und wieder Reden, da Ulrich die Tioſt verweigert, sagt der Bote: „meine Frau

ist ein hochgemuter Ritter und hat sich als ein Weib gekleidet, er ist ein minnebegehrender Mann und hat oft sein Leben um die minniglichen Weib gewagt. Ich sprach: wenn eure Frauen ein Mann ist und er mich durch seine Würdigkeit bestehen will und Weibskleid angelegt hat, so bin ich das inniglich froh, und ein Tioſt wird ihm gewähret, da er ihn auf so schöne Weise bittet. Damit ritt der Bote von mir und sagte seinem Herrn, daß ich ihn mit Tioſt bestehen wollte. Da wappnete sich der biedre Mann in einen leuchtenden Harnisch, sein Helm glänzte — er führte ein großes Speer, ganz mit Blumen umwunden. So kam der Biedre gegen mich; ich hatte indessen auch ein großes Speer genommen, auf zweien schnellen Rossen kamen wir an einander, so daß die Splitter hoch flogen, die Tioſt brach durch die Schilde, daß man es auf beiden Armen sah. Nach diesem kam ein wohlbekannter Ritter gegen mich, Ottokar Träge war er genannt, der rannte mich mit einem Speer an, das unmäßig groß war, was ihm aber wenig frommte, denn ich stach ihm nach meinem Willen das Speer durch seinen Helm ab den Fenstern, daß der Helm an meinem Speer schwebte, und beide Speere blieben ganz; der Helm hatte ihm Nase und Mund bestrauset, daß er nicht mehr stechen mochte. Da kam gegen mich der wohlbekannte Herr Sibot von Reichenfels, sein Tioſt und auch der meine konnten nicht schöner sein. Weiter fand ich da keinen Tioſt. Von Puchenowe der Degen foderte da von mir sein Gold, und so auch Herr Sibot, ich gab ihnen 2 Fingerlein. Des Träge ungefüges Speer wurde mir da, das legte ich

auf meinen Wagen und gab ihm kein Fingerlein, weil er mein gefehlt hatte. Desselben Tages zog ich nach Murzeflage."

„Hier hatte ich die Nacht Gemach, und am andern Tage zog ich über den Semernik gegen Glockenig, wo ich 6 Ritter fand. Der von Ringenberg verstach da ein Speer gegen mich, darnach stieß ich Herrn Ulrich von Torsewel nieder, als ich von ihm ritterlich angerannt wurde. Darnach verstach ich noch 4 Speer, und mehr Ritter fand ich hier nicht. Da ward mir mein Helm abgenommen, ich gab 6 Fingerlein und fuhr in meine Herberge." — Heimlich ritt er darauf zu seiner ehelichen Frau und blieb dort 3 Tage; darauf ritt er nach Neuenkirchen. — „Da empfingen mich die Ritter gar schön, 9 warieten meiner; zuerst kam gegen mich der biedre Ortolf von Gráz, mit einem schönen Tiost verwundete er mich durch mein Schild und Harnisch in die Brust; als ich die Wunde bluten sah, deckte ich das Blut und die Wunde mit meinem Röcklein. Die beiden Brüder, Herr Otto und Herr Heinrich von Püten ritten ritterlich gegen mich, sie vermißten mich nicht und ich verstach auf sie zwei Speer. Da kamen 6 Ritter gegen mich und ihrer aller Tiost gerieth so, daß die Splittern hoch flogen. Als ich 9 Speere verstochen hatte, fuhr ich in meine Herberge, um zu ruhen, dazu machte mir die Wunde Noth; 9 goldene Fingerlein sandte ich den Rittern, die es verdient hatten, und ein guter Meister verband mir meine Wunde. Da wurde die Mähre kund, daß die Königin von einem Tiost verwundet sei, so, daß sie nicht mehr stechen möchte; das that den Biedern allen leid.

Da ich das hörte, ſagte ich: ich will in die Kirche gehn, und morgen hie bleiben, um den Leuten zu zeigen, daß mein Leib geſund iſt, denn ich bin nur ein wenig verwundet, das will ich den Leuten verbergen, und mich ſo ritterlich ſtellen, daß es Niemand gewahr wird. Am andern Morgen kleidete ich mich wonniglich als ein Weib und ging ſo zur Kirche. Wer mich ſo hochgemut zur Kirchen gehen ſah, ſprach: die Königinne iſt ja wahrlich geſund. Um mich wurde ſo großes Gedränge, daß ſie die Nachbur niedertrangen, als ich wieder aus der Kirche ging. Ich hätte gerne noch da geſtochen, aber ich fand Niemand mehr, und ſo zog ich mit Freuden hin zu der Neuenſtadt. Ich ritt an den Charbach und ſah gegen mich herfüren ein Banner und wohl 10 Speer, das Banner war ſilberweiß und darin ein blauer Ember (Eimer) geſchnitten, hinter dieſem kam ein Ritter, der hieß Herr Berthold; ich wappnete mich alsbald, band den Helm zu Haupt und nahm ein Speer, da kam er gegen mich als ein ritterlicher Mann, faben und lang war der Puneis, das Feuer ſprang aus beiden Helmen und beide Speere zerbrachen, er ſtach mir mit ſeinem Tioſte den Helm am Kinne, daß mir das Kinn vom Blute naß wurde. Ich band meinen Helm feſter und das war noth, denn ſeine Riemen waren abgeriſſen. Da kam gegen mich Herr Wulfing von Herſchendorf, auf den ich drei Speer verſtach, er verfehlte aber die Tioſte. Darnach beſtunden mich 5 gute Ritter, denen der Tioſt gerieth. Damit ſchied ich vom Felde und gab 6 Fingerlein hin, Herr Wulfing erhielt kein's, weil er mein gefehlt hatte."

Drauf fährt Ulrich gegen Oesterreich. „Da ich an die Bisme kam, sah ich lichte Schilde, gezimirte Helme und weiße Speere scheinen, Ritter kamen mir entgegen, die mich freundlich empfingen, es waren 30 oder mehr, ihr einer hieß Herr Wolfker von Gers, ein vollkommener Ritter, der sprach zu mir: Frau Königinn, ich will eine Bitte an euch begehren, laß mich euer Gesinde sein, ihr sollt mir euer Kammer-Amt anbefehlen. Als er noch sprach, ritt der tapfre Gotfried von Dotzenbach zu mir, der sagte: hört meine Bitte, mich hat mein Herr hieher gesandt, der euch willkommen heißt, es ist der Thumvogt von Regensburg, der ist euch zu allen Diensten bereit und bittet euch, daß ihr ihn, edle Königinn, laßt euern Marschalk sein, um eure hohe Würdigkeit will er euch dienen. Ich ließ ihnen beiden sagen, daß ich ihrer zu Amtleuten froh wäre, wer aber mein Amt haben wollte, der müßte es mit Speeren empfangen; auch muß er die Tiost recht thun, denn meine Amt sind ritterlich und geben viel Mühe, mein Amtmann kann leicht die Ehre verlieren, auch kann er wohl hohen Preis erringen, darum darf kein Zager an meinen Hof kommen, denn da giebt es viel Speereskrachen. Da sprach Herr Wolfker von Gers: Frau, an eurem Hof wird man ehrenreich, wenn mir euer Kammeramt wird, will ich ihm, wills Gott, keine Schande machen und es auch mit Speeren von euch empfangen. — Ja, das soll zu Dreskirchen geschehen, denn ihr seid ein so gefüger Mann, daß ich euch gerne zu Gesinde haben will, auch könnt ihr Frauen wohl dienen, darum soll man euch ehren. Da dankte mir der

biedre Mann und ritt hinweg nach Dreskirchen, wo er ſein Harniſch und Wappenkleid fand, das legte er ſchnell an, und ward als ein Engel gezimirt. Als er wegritt, ſprach der höfſche von Dotzenbach: Hochgelobte Königinn, was ſoll ich meinem Herrn ſagen, daß ihr ihm kund thut, denn mein Herr kommt gern früh zu euch? Sagt dem Thumvogt, wenn er um Weib will Preis erjagen, ſo ſoll er mein Geſinde ſein, will er mein Marſchalk ſein, ſo mus er Speer mit mir brechen. Der Höfſche ritt von mir nach Wien, wo er meine Botſchaft mit Züchten ſeinem Herrn ſagte. Der war der Botſchaft erfreut, und bereitete in der Nacht ſich und ſeine Geſellen mit glänzenden Zimiren. Indeß kam ich nach Dreskirchen geritten, wo der biedre Mann, Wolfer von Gors, meiner wartete, er kam gegen mich geritten, und wie die Sonne ſchien mir ſein Zimir in die Augen. Als ich ihn kommen ſah, ſprach ich: hier kommt mein Kammerer, der auf Ritterweiſe mein Amt empfangen will. Da band ich meinen Helm zu Haupte, wir ſtapften gegen einander, und als wir nahe genug gekommen, nahm ich mein Ros mit den Sporen, und ſo thät er dem ſeinen, da ward mit Kunſt der Tioſt ſo nahe geritten, daß ſich die Schilde beide klubben, und daß die Splittern hoch flogen, auf beiden Helmen brachen die Speer. So hatte mein Kammerer von mir ſein Amt empfangen. Darnach beſtunden mich 10 Ritter, die 7 Speer zerbrachen, denn 3 verfehlten mein, dieſe ſchämten ſich ſehr, ich verſtoch 11 Speer und gab den 7 und auch meinem Kammerer Fingerlein, dem waren alle Biedern hold, ihn liebten die Frauen und alle Welt.

Mein Kammerer hatte ſich und ſeine Geſellen ſehr wohl gekleidet, ſelb acht kam er zu Fuß in ritterlichen Kleidern zu mir, er empfing meinen Harniſch, den er ſäubern ließ; zu Fuße führt' er mich am Zaum in meine Herberge, gütlich ſprach der Höfſche zu mir: Frane, euch thut gutes Gemach noth. Da gebot er, daß man meine Herberge zuſperrte bis zum Morgen früh."

„Als der Tag erſchien, ward ich wonniglich gekleidet in weiße Frauenkleid; niemals trug ich ſchöner Gewand, denn ich wuſte wohl, daß ich an dem Tage manches ſüße Weib ſehen würde. Als mein Geſinde bereitet war, hub ich mich von dann, der biedre Mann von Gors, mein Kammerer, führte mich am Zaum und ging zu Fuß, er hatte ſich ſchön gekleidet. Ich ritt auf die Straſſe für Malansdorf." — Nachdem dort Ulrich einen Boten ſeiner Geliebten geſprochen, der ihm ein Ringlein von ihr bringt, wovon ſpäter in der nächſten Abtheilung die Rede ſeyn wird, ſchickt er einen Boten zu den Rittern, die in der Nähe hielten. „Als der Bote zu den Rittern kam, riefen ſie alle: Harniſch her! Sie zimirten ſich, ſo wie auch ich mich ſchöne zimirte; ich nahm ein ſtarkes Speer, da ſah ich den biedern Mann von Horſchendorf gegen mich kommen, der gern mit ſeiner Zioſt ein Fingerlein von mir verdient hätte, 10 Speer verſtach ich auf ihn, er aber verfehlte jeden Zioſt, worüber er ſehr zornig war, mit ſeinem 10ten Zioſt ſtach er meinem Roſſe durch das Haupt, daß es kaum davon genas, das that dem Biedern leid. Ich ſaß auf ein ander Roß, um mehr zu ſtechen, als Herr Wolfker von Gors, mein Kammerer,

zu mir kam und ſprach: es ſoll nicht ſein, ich laſſe euch hie nicht mehr ſtechen. Um ſeine Bitte ließ ich es. Ich entwappnete mich und legte weibliche Gewant an mich, und ſo ritt ich gegen Wien mit 50 Rittern. Da ritt mir auf der Straße der ritterliche Thumvogt entgegen, man führte vor ihm ein Banner, weiß und roth gehalbirt, darnach zogen 50 Armbruſt-Schützen hinter ihm, die trugen alle ihre Armbrüſte empor, vor ihnen gingen 50 Laufpferde, alle ſchön und ſchnell, mit türkiſchen Sätteln; denen folgten 50 wohlgekleidete Knappen, je zween und zween, jeglicher von ihnen führte ein Speer; nach dieſen folgte wieder ein Banner, ſo gefärbt wie das erſte, dieſem nach zog man 50 Roſſe und eben ſo viel Schilde, neu und leuchtend, der obere Theil der Schilde war weiß und blau, der niedre Gold, unter dieſem Wappen holte ihr Herr oft den Dank der Frauen. Darnach führte man 300 ſtarker Speer', alle Knechte neigten mir und zogen ſchöne vor mir über: darnach ſah man 50 Ritter in ſchönen, grünen Mänteln reiten, von denen ich wohl empfangen wurde und denen ich höflichen Dank ſagte, ihr Geſchmeide klang laut, indem ſie zogen. Nach ihnen ritt der biedre Thumvogt, — ein ſtarkes Pferd trug ihn, das ſanft ging, ich habe weder ehe noch nachher ſo ſchönes Pferd geſehen. Als er zu mir kam, ſprach der Hochgemute höflich: Venus, viel edle Königinn, ihr ſeid mir willkommen, was ich euch dienen kann, thue ich mit rechten Treuen gerne. Ich neigte ihm und hieß ihm ſagen, daß ich ihm mit Treuen ein holdes Herze trüge, da er durch ſeine Würdigkeit mir dienen wolle, ſo ſtiege dadurch ſein Preis ſo

höher. Er sprach: ich will euch immer dienen, leihet mir euer Marschalk-Amt, dessen ich mich gern heut unterwinden möchte; ich wollte in der Stadt herbergen und ich rathe euch, last jeden Ritter von euch die Herberge nehmen. Ich sprach: was ihr gebietet, lieber Marschalk, das soll sein, denn jeder Dienst, den ihr mir thut, behagt mir wohl, und was ihr mir Ehren entbietet, damit bereichert ihr euch selbst. Damit rannte der Thumvogt gegen Wien, und seine Schützen und Knappen folgten ihm eilig, seine Ritter blieben bei mir und mit Freuden und Schimpf (Scherz) ward die Zeit vertrieben. Der Thumvogt beherbergte sich in der Stadt gewaltiglich, da war kein Bürger so reich, er muste ihm die Herberge lassen; da das gethan war, bat er seine Leute, daß sie in der Stadt mit Züchten leben möchten. — Die Frauen waren zu Wiene gut gekleidet, als ich zu ihnen ritt, alle Gassen waren voll von Frauen, davon ward ich hochgemut, von mancher ward ich freundlich empfangen. Vor meiner Herberge hatte ein biederer Mann meiner mit einer ritterlichen Schaar gewartet, Herr Hadmar von Chunringe; vor meiner Herberge war groß Gedränge von einem Buhurt, mit dem mich Herr Hadmar von Chunringe empfing. So ritt ich in meine Herberge. Da saß ich in einem Fenster, als ein Weib gekleidet, darum litten die Biedern Ungemach, denn die Rotten ritten hin und her und stießen einander in dem Buhurt. Da hieß ich meinen Marschalk sagen, daß er sie bäte, es zu lassen. Drauf ließ man den Buhurt alsbald und alle ritten in die Herberge."

„Als der Tag erschien, da vernahm ich eine Messe,

und empfahl mich Gott, wie es ſich geziemet; denn ohne ihn mag Niemand einen halben Tag ſeine Ehre behalten. Dann ging ich in meine Kammer zurück und ward wohl gewappnet; — — da hatte ſich mein Kammerer von Gers ſelb achte gekleidet, daß es nicht ſchöner ſein konnte, er ging zu Fuß und nahm mein Ros am Zaum, und mancher biedre Mann folgte mir nach. Das Gedränge war ſehr groß, die Fenſter waren voll Frauen, deren Glanz meinem Herzen wohl that. Sanft ritt ich durch die Straßen, und viel ſchön gekleidete Ritter ritten mit mir auf ſchönen Pferden, ſie ſangen und waren froh, dabei ritten ſo gewappnete Ritter, deren Wappenkleider wunniglich waren. So kam ich auf das Feld, wo meiner der hochgemute Thumvogt gewartet hatte. Als er mich ſah, band er ſeinen Helm zu Haupt und nahm ein Speer in ſeine Hand. — Von Gors mein Kammerer ſprach: Frau, viel edle Königinn, hie kommt der Thumvogt gegen euch, nehmt in eure Hand ein Speer und ſitzet feſt, denn er iſt ein ſtarker Mann. Man gab mir ein Speer in die Hand, ein andrer Ritter, Grundacker von Steir, war indeß herfür gekommen, der mit dem Thumvogt zugleich gegen mich rannte, ich kam ihnen entgegen, den vordern fehlte ich, aber den zweiten traf mein Tioſt an den Hals, wo Helm und Schild zuſammen geht, ſo daß das Koller aufgetrennt wurde und daß der ſtarke Mann ſich etwas neigte, beide aber verſtachen auf mich ihre Speer, und der von Steir war froh, daß er ein Fingerlein von mir verdient hatte. Auf dem Felde drungen ſie nun ſo ſehr hin und her, daß ich mir keinen Ring gewinnen mochte, das

war mir verdrießlich. Dit rannten ihrer drei zugleich gegen mich, so groß war zu tioßiren ihre Gier, dann saß ich mit Kunst desto sester, und bat Gott, meiner zu bewahren. So ritt ich an dem Tage so künstlich, daß ich Zusammenstoßen vermied, da ward mancher Speer verstochen und mancher Harnischring aufgetrennt. Da ich wohl 20 Speer verstochen hatte, kam ein Ritter gegen mich, Herr Conrad von Streitwisen, der schon viele hohe Dinge um Frauen gethan hatte, er führte ein starkes Speer, das er mir auf der Brust verstach, so daß es mir durch die Platte drang, ich traf ihn oberhalb des Schildes am Halse so stark, daß er auf das Land fallen muste. Davon ward auf dem Felde ein großer Schall, mancher sprach im Spotte so: ei! wie die Königinn Venus die Ritter hie niedersticht! ich habe bei meinen Zeiten nie gesehen, daß Frauen also die Männer fällen können. Da gab man mir ein ander Speer, und mein Herr Sifrit von Dohenbach kam gegen mich, der kam mir, als er sein Speer ritterlich verstach, so nahe, daß er mir mit seinem Schilde den hangenden Ermel vom Röcklein zerrte, ich traf ihn da, wo der Helm den Augen ihren Schein giebt, so daß die Bande des Helmes zerbrachen und der Helm auf das Land fiel, der Biedre aber blieb sitzen. Darnach verschwand (verschwendete, verbrauchte) ich noch neun Speere, mein Schild war ganz zerstochen, daß er nur noch an den Riemen hing, da kam der Thumvogt und nahm mir den Schild von der Hand und band mir den Helm ab, er sprach: viel edle Königinn, ich lasse euch hie nicht mehr stechen, ihr habt hie 30 Speer verstochen, das ist euch allzuviel,

und ich geſtatte es euch nicht mehr. Da nahm mich der Hochgemute bei dem Zaum und ritt mit mir von den Leuten hinweg, wo ein Teppich niedergelegt war, darauf entwappnete ich mich und kleidete mich als eine Frau in köſtliche Kleider, dann ſaß ich auf ein ſchönes Pferd und ritt hin, wo ich tioſtiren ſah; da war ein großer Krach von Speeren auf dem Felde und es war ein ſchönes Ritterſpiel. Endlich hat ich es die Ritter laſſen, und wir zogen gegen die Stadt. Da ritt ein Ritter zu mir und ſprach: viel edle Königinn, mein Herr, Herr Hadmar von Ghunringe, hat euch entboten, daß er euer Diener ſein welle, wenn ihr hie ſeiner wartet, bis er gewappnet iſt, damit er ein Speer noch heut gegen euch verſteche! Ich ſprach: ſagt dem Herrn Hadmar, daß ich heut zu müde bin, und daß er ſich durch ſeine Fuge bis Morgen enthalten möge, dann bin ich ihm bereit, und wenn er ein Speer gegen mich verſtechen will. Der Bote ſprach: edle Königinn, er ſoll es heute gerne laſſen, da ihr ihm morgen bereit ſeid. Der Bote ritt von mir und ſagte dem Herrn Hadmar, was ich ihm mit Züchten entboten hatte, der ſprach: ich bin es zufrieden, wenn ſie es morgen gerne thut. So ritt ich in mein Gemach, worauf die Rede ging, die mir ſehr leid that: die Königinn hat dem Herrn Hadmar ihren Tioſt verſagt, was ſie noch keinem Ritter gethan hat, vielleicht thut ſie es darum, weil man ſpricht, er minne die Mann. Als Herr Hadmar dieſe Rede vernahm, ward er mir von Herzen gehaß und ſprach: um dieſe Rede mus die Königinn nieder liegen. Ich hatte gutes Gemach in meiner Herberge, da kam ein

Ritter zu mir, der biedre Herr Engelschalk von Königes-Brunn und that mir durch seine Zucht heimlich kund, daß mir Herr Hadmar gehaß wäre, und warnte mich, weil er sich vermesse, mir ein Leid zuzufügen. Ich sprach: dem mag wohl Rath werden, wer mich mit Stoß darnieder reiten will, gegen den treibe ich mein Ros so, daß es ihm wohl mag leid werden, und er zusammt mir muß zu Haufen liegen. Ich dankte dem biedern Mann für seine Warnung und ging zur Ruhe in mein Bette. Am andern Morgen kleidete ich mich und ritt mit manchem biedern Mann von dannen gegen Neuenburg, ich fuhr da über die Donau und ritt jenseit nach Neuenburg, wo wohl hundert Ritter meiner warteten, die mich schön empfingen."

„Wir griffen sogleich zum Ritterspiel und es ward ein schönes Ritterspiel schon früh am Morgen getrieben, zuerst stach mit mir Herr Gotfried von Dotzenbach, der um Umfang der Frauen warb und viele gute Lied von ihnen sang. Darnach tioſtirte mit mir Herr Ulrich von Stenuz, nach ihm verstach Herr Otte von Ottenstein ein großes Speer auf mich, dann rannte mich der starke Mann von Chiow an und stach einen Speer durch meinen Schild, daß man es weithin krachen hörte. Der arge Heinrich von Hakenberg stach löblich mit mir, der sehr karg und eben so tapfer war. Noch mancher Tioſt geschah mit mir und dreimal wurde mir der Helm vom Haupt gestochen, den ich doch mit seidnen Schnüren festgebunden hatte; doch neigte ich mich nie, was die Ritterschaft wunderte. Den ganzen Tag währte die Ritter-

ſchaft, ſo daß mein Leib endlich müde ward, denn ich hatte im Dienſt meiner Frauen bis auf den Abend tioſtirt. Da nun Herr Hadmar ſah, daß ich wohl 40 Speer verſtochen hatte, und daß ich müde und ſchwach war wie ein Weib, da thät er ein unhöfiſch Ding, denn er brachte gegen mich einen Ritter, der mich nieder reiten ſollte. Da ſprach der biedre Herr Engelſchalk von Königsbrunne: Frau Königinn, ſehet, dies iſt der Ritter, der euch niederreiten ſoll, ich ſah bei meinen Zeiten wahrlich nie ſo groß Unfuge, als Herr Hadmar ſie begeht. Ich ſprach: das mag wohl Rath werden, wenn er mich des Stoßes nicht erläßt, ſo mag ihm Schaden geſchehen, denn ich kenn' den Punct beſſer. Ich war ihm gehaß und machte den Punct lang, da kam er gegen mich, ich ſuchte ihm in die Quere anzukommen und es gelang mir, daß ich ihn mit meinem Roſſe traf, daß das ſeine ſtrauchen muſte und ich ihm den Sattel-Bauſch und Stegereif abritt, und hätte ihn nicht ein Freund gegriffen, ſo wäre er in das Gras gefallen. Da brachte Herr Hadmar einen andern Sattel, den man auf das Ros legte, man gab uns zwei andere Speer, da dachte ich: es kann nicht anders ſein, wir müſſen beide hie liegen, oder einer mus die Ehre des Sieges haben. Ich trieb mein Ros an und da er es gewahr ward, daß ich ihn mit Stoß beſtehn wollte, furchte ſich der Mann ſo, daß er mir auswich, worüber ſein genug geſpottet wurde, doch ſtach ich ihm mit Tioſt den Helm vom Haupte. Dieſer Ritter war Herr Bope von Buſenberg genannt und diente den Frauen ſonder Wank. Der Tag war ſchon zergangen, da kam ein höfſcher Mann

zu mir, Herr Rüdiger von Antschewe, sein Wappenrock, seine Decke, sein Speer war alles von heller Farbe roth, er hatte oft in fremden Landen um Ehre große Noth erlitten. Da es finster geworden, sandte ich nach großen Lichtern, deren kamen viele auf das Feld. So stachen wir beim Schein des Lichtes, und im Dienst meiner Frauen verstach ich noch auf den Herrn Rüdiger 6 Speer. Dann zog ich in meine Herberge und gab den Löblichen 35 Fingerlein; 43 Speere hatte ich an diesem Tage verstochen."

„Am andern Tage zog ich gegen Misselbach, da wurde auch viel tiostirt; ich verstach 10 Speer und 11 wurden auf mir zerbrochen. Da gab ich den 11 guten Rittern 11 Fingerlein und fuhr in mein Gemach. Des andern Tages ritt ich von dannen und mir folgte mancher biedre Mann, wohl 200 Ritter. Ich zog die Straße gegen Felsberg, wo mich der Wirth sehr wohl empfing, das war der Herr Radolt von Felsberg, er ritt mir mit 40 Rittern entgegen, ich wurde von ihnen schön und freundlich empfangen, der Wirth hieß mich züchtig bitten, daß ich mit ihm sein möchte, er sprach: es soll die Königinn durch Zucht hie mein Brod essen, denn so gern ist es ihr noch nie geboten. Ich hieß ihm sagen, daß er die Bitte lassen möchte, möchte ich von jemand die Herberge nehmen, so würde ich sie am liebsten von ihm nehmen, er solle es aber nicht übel haben, daß ich auf der Fahrt von niemand etwas umsonst annähme. Er sprach: Fraue, das soll geschehen, aber ich will euch hohe und klare Frauen sehen lassen, die euch gerne schauen, und um sie,

edle Königinn, geruhet bei mir sein. Ich sprach: die Frauen will ich gerne sehen, wenn ihr mich der Herberge erlaßt. Da ward der biedre Mann unfroh, daß ich es ihm so gar versagte, und ich ritt in meine Herberge. Da fand ich gutes Gemach, und alsbald kam für meine Herberge Herr Dietmar von Lichtenstein in schönem Wappenkleide von leuchtender Farbe gezimirt, er hielt da mit aufgehobenem Speer; da kam mein Kammerer, Herr Wolfker von Gors zu ihm, schön gezimirt und Herr Dietmar von Lichtenstein ritt gegen ihn, die Splittern flogen hoch von ihrer beider Tioste und manche schöne Fraue sah ihr Ritterspiel an. Da sie noch viel tiostirten, sprach ich: bringt mir meinen Harnisch, ich kann es nicht mehr mit ansehen, ich mus hier auch tiostiren. Da hieß ich den Rittern kund thun, wer um Frauen tiostiren wolle, daß ich dem bereit sei. Sogleich wappnete sich mancher biedre Mann gegen mich, auch ich ward gezimirt, überall war groser Schall in der Stadt und wir zogen auf das Feld. Da kam gegen mich ein Ritter, der schon manche ritterliche That gethan hatte, und immer den Frauen wohl gedient und den Umfang von manchen gewonnen hatte. Sifrid Waise hieß der biedre Mann, der immer mit ritterlicher Arbeit nach hohem Preise gerungen hatte, der führte ein großes Speer in seiner Hand, und schnell rannten wir gegen einander, der Puneis war lang, Herr Sifrid hatte den Gedanken, daß er mich niederstechen wollte, eben so dachte auch ich, wir trafen beide so, daß Schild und Speere brachen, Schild und beide Knie rührten da einander, die Schilde zerkluben sich, durch beide

Koller ward gebohrt. Alle, die die Tioſt ſahen, prieſen ſie, als ganz ritterlich. Nun rannte mich an Herr Berthold der Rebeſtock, ſein Wappenrock, Schild und Decke war geſchachet Blau und Gold, ſein Speer zerbrach auf meinem Helm, daß er laut erklang, er führte meinen Speer in ſeinem Schilde von dannen, der hing, wo Schild und Helm zuſammen gehen. Darnach verſtach ich noch 21 Speer; das letzte that in ſeiner ſchönen Tioſt noch Schaden; ich hatte ein ſtarkes Speer in meine Hand genommen, da kam Herr Ruprecht von Purſtendorf gegen mich, ich ſtach ihm meine Lanze durch ſeinen Harniſch und Hals, daß er davon hinter das Ros fallen muſte, das Blut drang aus ſeiner Wunde, daß das Gras nas wurde, man wähnte, er wäre todt, und mit herzenlichem Leide ritt ich deshalb vom Felde in meine Herberge. Doch genas der biedre Mann. Am andern Morgen wollte ich gern fortgeritten ſein, da ließ mich züchtiglich der Wirth, mein Herr Kadolt von Felsberg bitten, daß ich ſein Weib und manche gute Fraue ſehn möchte. Ich ſprach: um ihn will ich die Frauen gerne ſehen, ich will heute Meſſe bei ihm vernehmen. Da wurde der Bote von Herzen froh, er verkündigte es ſogleich dem Wirthe und die Frauen freuten ſich."

„Ich legte ſchöne Kleider an und ritt in hohem Muthe auf die Burg, wo man mich willig empfing; der Wirth und ſeine Hausfrau gingen mir entgegen und viele Frauen folgten ihnen eine Stiege herab, deren Kleider fielen manchen Fall ab der Stiege nach dem Tritt, ihre gute Geberde, ihre ſanften Sitten, ihr minniglicher Schein

thaten meinem Herzen wohl. Da sie gegen mich kamen, wollte ich durch Zucht auch nicht länger stehn, ich ging ihnen entgegen, dessen lachelten alle Frauen, daß ich es so frei anfing und Weibeskleider trug und so schöne Zöpfe, darüber ward da viel gelacht. Der Hauswirth sprach: Frau Königinn, seid mir willkommen. Ich neigte ihm mit Zuchten; die Frauen grüßten mich auch und ihrer einer bot ich meinen Kuß, darüber wurde sie rosenroth, dann ging ich zu einer andern, die auch vor Schaam roth wurde. — Ich ging ganz in Frauensitte und bewegte mich so, mein Tritt war kaum händebreit. — Der Wirth und seine Hausfrau baten mich, da zu imbissen, ich sprach: ich thäte es gern, nur habe ich es verlobt, und darum kann es nicht sein, ich habe diese Fahrt so gethan, ohne daß mir jemand etwas gegeben hat, außer die eine, der ich zu Diensten bin, die hat mir hohen Muth gegeben. Mich segnete da mancher süße Mund, sie sprachen: Frau Königinn, wohin ihr fahrt, lasse euch Gott selig sein! So schied ich als ein hochgemuter Mann von den Frauen und ritt in meine Herberge, und sandte den Rittern Fingerlein, deren waren 23; 22 Speere hatte ich da verstochen. Darnach ritte ich schöne von dann, mit einem neuen Mantel und einem neuen Röcklein; ich zog über die Thye in das Böheimland, da stand eine wunnigliche Aue, da wappnete ich mich und mich bestund ein sitzer Ritter, Herr Otte von Schönenkirchen; die Splitter steckten in den Schilden und der Tiost war ritterlich ergangen. Wohl 100 Ritter waren zu Felde gekommen, die ehrbegierig hin und her sprengten, da wurde viel Tiost getrieben, daß oft ihrer

drei gegen mich ritten. Als ich 15 Speer verſtochen hatte, kam der Vogt von Langenbach, der Thumvogt genannt, und verſtach ein Speer gegen mich, auch verſchlte ich ſein nicht, dann band er den Helm ab und ritt zu mir und ſprach: nun geſtatte ich es euch nicht mehr, wenn ihr auch noch ſo ſtark ſeid, ſo habt ihr doch genug geſtochen. Er nahm mein Ros beim Zaum, ſo ſehr ich es ihn auch zu laſſen bat. Nein, ſprach er, ich laſſe es nicht (und nahm mir das Speer aus der Hand), viel edle Königinn, ihr ſollt jetzt mit Tioſtiren aufhören, das bitte ich euch um eurer Frauen willen. Da ließ ich es mit ſanfter Sitte. Ich gab ihm den Schild und band den Helm vom Haupte, den fliegenden Ermel von dem Röcklein warf ich über mein Antlitz, wodurch ich doch ſehr gut ſah. Auf dem Felde ward noch mancher ſchöne Tioſt geritten, Speer, Schilde und Helme lagen da verſtreut, auch etliche Tioſtirer waren auf das grüne Gras gefallen. Da ſprach der Thumvogt zu mir: Fraue, viel edle Königinn, ihr ſollt nicht länger bei uns ſein, denn eure Fahrt iſt wohl vollbracht, nun laſt euer Geſinde mit mir fahren. Ich that nach ſeinem Rath und ehe ich ſchied, gab ich noch 19 Fingerlein hin. Im Holze entwappnete ich mich und nahm minniglich von meinem Geſinde Urlaub, heimlich ritt ich mit einem einzigen Mann hinweg, der mir hold war, das war des Thumvogts Knecht, der hieß Ebol von Braunhoven, der kannte alle Straßen gegen Wien durch das Land gar wohl. Ich kam bald nach Wien und nahm heimlich eine Herberge, worinnen ich 3 Tage war. In dieſer Zeit wurden mir Wappenkleid für 50 Ritter bereitet und

künſtlich geſchnitten. Als ich von meinem Geſinde fortgeritten war, nahm mein Kammerer meine 3 Pferde, die Mäntel und Röckelein, er legte alles, und was noch zu den Frauenkleidern gehörte, auf die Pferde, ſo führte er es aus der Aue, wo er die Ritter fand; da dieſe mich nicht mehr ſahen, und wie mein Gewand auf den Pferden lag, ſprachen ſie: wo iſt die Königinn? Mein Kammerer ſprach: meine Frau die Königinn hat wahrlich übel an mir gethan, ſie hat mich hie verlaſſen, daß ich nicht weiß, wohin ſie gekommen iſt, dieſe Pferde und dieſe Kleider ſind zurückgeblieben, rathet mir, was ich damit thu? Da ſprach der Thumvogt: kluger Knappe, es dünkt mich gut, daß ihr es hie den Fahrenden (nämlich Rittern) gebt, eure Frau iſt wohl anders Gutes reich, daß ihr dieſe Gabe nicht ſchadet. Da ſprach mein Kammerer, Herre, ich will euch folgen. Da gab er alles den Fahrenden und der Thumvogt unterwand ſich meines Geſindes und führte es mit ſich. Da ritten die Ritter wieder über die Tye nach Oeſterreich, gen Felsberg, zu dem hochgelobten Wirth Herrn Chadold von Felsberg. Er empfing die Ritter alle wohl, ſie muſten die Nacht bei ihm bleiben, und gute Speiſe, Meth und Wein gab er ihnen völliglich. Am andern Tage ritten ſie davon. Da ſprach der Thumvogt auf der Straße zu meinem Kammerer: Freund, du ſollt mir ſagen, wie viel Speere hat deine Frau auf dieſer Fahrt verſtochen? der ſprach: ich will es euch ſagen, 307 hat ſie auf dieſer Fahrt verſtochen, und Gott hat ſie ſonderbar bewahrt, daß es ihr nie mißlang, ich wähnte nicht, daß das geſchehen könnte, als ſie die Fahrt begann; ſie

hat 271 Fingerlein hingegeben und ſo viel Speere ſind auf ihr verſtochen und kein einzigesmal hat ſie ſich nur geneigt, ſie aber hat vier Ritter mit rechter Tieſt auf das Land geſtochen, Gott laſſe ſie immer ſelig ſein. Da ſprach der Thumvogt: Gott weiß, mir ward nie keine ſo ritterliche Fahrt bekannt, ſie hat mit Recht hohe Ehre davon gewonnen. Die Ritter, die dabei ritten, ſprachen: wer ſie nicht preiſet, der müſſe immer unſelig ſein, was ſie gethan hat, mus man immerdar, auch in künftigen Zeiten, rühmen. Da wurde viel von mir geſprochen, dieſe redeten ſo, die andern ſo, manche freuten ſich meines Glückes, manchen war es ein Herzeleid. Wohl dem, der ſo beneidet wird!"

Dies iſt die ausführliche Schilderung aus dem Frauendienſte, wie Ulrich v. Lichtenſtein ſeinen Zug als Königin Venus einrichtete. Einige Jahre hernach machte er einen neuen Zug, als König Artus, jeder Ritter muß drei Speere auf ihm, ohne zu fehlen, verſtechen, dann erhält er von ihm den Namen eines Tafelrunders und tritt in ſeine Geſellſchaft. Von dieſer Fahrt iſt uns leider nur ein Bruchſtück übrig geblieben, und es würde überdies eine ganz unnöthige Weitläuftigkeit ſeyn, von Einem Ritter mehre ſeiner Züge anzuführen, die ſich doch immer unter einander gleichen.

Auf ähnliche Weiſe mag es auch geweſen ſeyn, was uns Rothe's thüringiſches Zeitbuch ſchon beim Jahre 1226 von einem thüringiſchen Ritter erzählt, und zwar ſo: „Waldmann von Sattelſtädt hieß ein weidlicher Ritter, der war geſeſſen auf Sattelſtädt, da hatte er ein ſteinernes

Haus, da noch der Wald liegt. Der war ein groſier Stecher und Hofirer (zierlicher Hoferitter). Nun hatten die Herren einen Hof zu Eisenach gehat, der ward gelegt gegen Merseburg. Da begab sich dieser genannte Ritter zu Eisenach vor den Herren und bat sich es aus, daß er zu dem Hofe gegen Merseburg mit seinem Herren Landgrafen Ludewig reiten wollte, und mit ihm fuhren eine wohlgeschmückte Jungfrau auf einem zeltenden Pferde, die sollte führen einen wohlbereiteten Sperber mit einem guten Stäuber, nach St. Walpurgen Tag, und wollte Ritterschaft gegen einen jeglichen ehrbaren Mann dann wartend sein und alle Tage zu dem Hofe, auf dem Hofe und wieder heim bis gegen Eisenach, drei Tioste (Lanzenrennen) mit dreien ehrbaren Mannen halten und wer ihn nieder stäche, der sollte die Jungfrauen verdienen, den Zelter, den Sperber, den Stäuber und seinen Harnisch, also er ritte. Aber die Jungfrau die sollte sich lösen mit einem güldenen Fingerlein (Ring) von einem Gulden (werth). Wen er auch niederstäche, der sollte der Jungfrauen ein Fingerlein und ihm ein Fingerlein geben, der jeglichs eines Gulden werth wäre. Derselbe stolze, männliche und starke Ritter zog also mit seinem Herrn Landgrafen Ludwig zu Hofe, da mancher stolzer Ritter und waideliche Mann unterwegens auf ihn hielt, daß ihn niemand niederstach und brachte seine Jungfrau wieder mit seinem Herren, und mit den ehrbaren Frauen, die da mit fuhren gegen Eisenach, und die Jungfrau brachte also viel gulene Fingerlein, daß sie alle Hofjungfrauen begabte."

In ritterlichen Aufzügen, die wohl mit zu dieser

Abtheilung zu rechnen sind, herrschte oftmals große Pracht, großer Aufwand, zuweilen waren sie aber auch wieder geringe. Von prächtigen Aufzügen habe ich schon oben in dem Ritterzuge Ulrichs v. Lichtenstein als Frau Königin Venus etwas angeführt, manches Andere läßt sich noch aus dem Werke auch in dieser Hinsicht sammeln. Als Ulrich seinen eben genannten Ritterzug geendet hat und in Wien sich aufhält (S. 139), gewinnt er sich 50 Ritter zu seinem Zuge und sagt nun: „Als der Sonntag kam, zogen wir mit großem Schalle aus der Stadt (Wien) nach Neuenburg, ich hatte ein Banner angebunden, das war von einem weißen Zendal, dadurch zwo Barren, spannenbreit, von schwarzem Zendal geschnitten waren, schief nach dem Schwerdt zu Thal; großen Schall machte man davor, meine Posaunen bliesen eine hohe Reisenote. — Mein Roß ging mit Scharlach verdeckt, die Decke war lang und weit und mit reichen goldenen Borten gegattert. Dann zog man das Roß des Thumvogts nach, seine Decke war von rothem Zendal, meiner Schilde war viel darauf gestreut, und mein Herze freute sich, daß er meine Schild tragen sollte; sein Helm war schön gezimirt. Aller deren Rosse, die meinen Schild trugen, zog man nach meinem Banner; alle so verdeckt, wie das Roß des Thumvogts, jeder Ritter trug aber seinen sonderlichen Helm, doch Wappenkleid, Schild und Decke waren gleich."

Dann (S. 235): „Dem Banner führte man unsre Säumer nach, bei ihnen hörte man Paukenschlag und Flötenton," (also immer die Begleitung von Tonwerkzeugen bei diesen Zügen: Flöten, Pauken, Posaunen);

„darnach zog man hinter einem andern Banner unsre Roſſ', viel Knechte ritten hinter den Roſſen, die führten ſtarke Schäfte, nach den Knechten folgte das dritte Banner, hinter welchem mehr als 100 ſchön gekleidete Ritter ritten, je zween und zween, darnach ritt ich und bei mir Herr Nikola von Lebenberg, den hatte ich Triſtan genannt (dieſe Beſchreibung fällt in Ulrichs Ritterzug als König Artus). Viele Fiedelere (alſo noch wie in den Nibelungen) ritten mit uns, deren Saiten hochgezogen waren. So zogen wir nach Neuenſtadt über das Steinfeld."

Vornehme Ritter hatten meiſt ein großes Gefolge, welches bei ihren Einzügen in die Städte oder auf Burgen vor ihnen herſchritt. Ein Beiſpiel davon liefert der Parzifal (B. 52, nach dem müllerſchen Drucke). „So zog der Muthesreiche (Gamurei) behaglich in die Stadt (Patelamunt). Zehen Saumroſſe wurden voran geführt durch die Gaſſen und denen folgten zwanzig Knappen nach. Vorauf gingen ſeine geringern Diener, ſeine Köche und Küchenknaben. Hinter den Knappen ritten zwölf wohlgeborne Edelknaben, welchen acht mit Zindel bedeckte Roſſe folgten. Das neunte trug ſeinen Sattel, ſeinen Schild trug ein wohlgemuther Knappe dabei. Nach demſelben ritten Poſaunen, „„deren man auch bedarf,"" wie es im Gedichte heißt, und ein Tambur ſchlug und warf dann ſeine Handtrommel in die Höhe. Drauf ritten Flötenſpieler und vier gute Fideler; allen war nicht zu eilig, ſondern ſie ritten langſam. Zuletzt ritt er ſelbſt (Gamurei) hinten nach." —

Namen hohe Herrn, Kaiſer, Könige und Fürſten,

zuſammen, und ſollte dieſe Verſammlung recht feierlich werden, ſo wurden auch die Ritter dazu eingeladen, z. B. wie Hornek erzählt, als Kaiſer Albrecht mit König Philipp dem Schönen eine Verſammlung zu Tull haben wollte: „Wer von ſeinen Rittern den Kaiſer begleiten ſollte, ward beſtimmt, und ihnen empfohlen, ſich köſtlich mit Kleinod und Kleidern zu verſehen, und mit allem, was zur Zehrung, wie zum Turnieren und Tioſtiren erforderlich ſei; die Unkoſten ſollten erſetzt werden."

Allenthalben finden wir hier in den Erzählungen, in welchen etwas von Ritterzügen und Fahrten vorkommt, daß ſie die Begleitung der Spielleute liebten und ſuchten, daß ſie dieſe nothwendig fanden, um ihre Züge munter und aufgeweckt zu machen, ſo wie ja noch jetzt zur Erheiterung der Krieger, auf Heeres- und friedlichen Zügen, immer die Tonkunſt die wanderluſtigſten Lieder und Reiſenoten angeben muß. So wird denn auch in einer altdeutſchen Erzählung, überſchrieben: der port (das iſt die Borte, ein ſchönes mit Steinen beſetztes Band, ein Gürtel), erzählt, daß eine Frau, die ihrem Manne untreu geworden war und von ihm verlaſſen ward, ihm nachzog. Und als ſie in ein von ihrer Heimath entferntes Land kam, entließ ſie ihre Knappen, bildete dem Wirth ein, ſie ſey ein Ritter und verlangte von ihm, er ſolle ihr zwölf degenhafte Knechte ſchaffen und jedem ein gutes Roß, Harniſch, Kleider und ihr auch Rittersgewand. Der Wirth, heißt es nun,

Daz allez gewan
und auch einen ſpilmann.

Diese Spielleute waren bestimmt, ein schallendes Getöse zu machen, sobald die Ritter an einem Orte ankamen. Daher schlugen sie gewöhnlich eine Pauke oder eine Handtrommel (wie die oben angeführte Stelle aus dem Parzifal lehrt), oder bedienten sich auch vielleicht bisweilen einer großen Pauke. So heißt es denn auch in der eben angezogenen Stelle des Ports, als die Ritterin nach Brabant vor eine Burg kommt:

do hiez si vil vrolich
Slahen vf einen schal,
daz es dünte vber al.

Daß außerdem Posauner, Flötenspieler und Fiedeler zu diesen Spielleuten gehörten, haben bereits andere oben angeführte Stellen besagt.

Solche Begleitung von Spielmännern geht noch sehr tief in die uns näheren Jahrhunderte nieder, und ein Rest davon findet sich im Leben des Hans v. Schweinichen, wo derselbe beim Jahre 1574 erzählt: „Zogen J. F. G. den 12 Februar von Liegnitz aus, nach Dresden zu, mit 2 Kutschen. Nahmen fast niemand mit, als Herrn Fabian von Kittlitz, mich und Kaspar Heillung, imgleichen auch zwei Jungen; sonst war Sekretär Pfeiffer und ein Bogner *) zur Begleitung." Aus Schweinichens Leben geht aber auch hervor, daß solche Drommeter ihre Stückchen bliesen, wenn ihre Herren durch eine Stadt oder überhaupt wohl einen bewohnten Ort reisten. Ungefähr um den 17. Septbr. 1574 zog Herzog Heinrich nach

*) Bogenspanner, er wollte zum Vogelschießen nach Dresden.

Neisse, um den neu gewählten Bischof Gerstmann dort einzuführen: „Wie nun J. F. G. zu Brieg vor Tage mit einem Reisigenzeug von 50 Rossen auszogen, ging ein groß Feuer auf, welches zu Grotke war. Wie nun J. F. G. nahe an Grotke kamen, und allda mit dem Bischof hätten frühstücken sollen, schickte der Herr Bischof zu J. F. G. und ließ bitten, J. F. G. wollten in der Stille durchziehen und gar nicht drommeten lassen; denn der gemeine Mann wäre ganz aufrührisch, wegen des Brandes und zugefügten Schadens." So auch, wie Herzog Heinrich nach Kölln von Frankfurt a. M. aus reiset (I. 192): „Nach diesem waren J. F. G. wieder auf und satzten sich J. F. G. mit Roß' und Wagen in die Schiffe und fuhren auf dem Rhein nach Kölln zu. Hatte in J. F. Gnaden Schiff acht Drommeter und eine Kesseldrommel, die sind den Tag nicht viel stille, weil es auf dem Wasser lustig zu fahren und die schönsten Städt' und Schlösser und wohlgebaute Dörfer auf beiden Seiten am Rhein liegen." Und I. S. 193: Sie „fuhren bis gen Kölln am Rhein und sind J. F. G. den 30. Febr. 1576 mit großer Pracht und acht Drommetern, welche in dem Schiffe allezeit bliesen, ankommen. Wenn denn das Wasser schon heimlich war, als wenn es in Schlesien um Pfingsten gewesen, lief dermaßen Volk zu, daß viel hundert Menschen am Rande stunden, wie wir aus dem Schiffe stiegen, vermeinten nicht anders, denn daß wir reiche Leute wären und hätten Gold und Gut genugsam, und könnte bei uns kein Mangel sein, kann aber mit Bestand sagen, daß J. F. G. in ihrem Beutel nicht mehr

als anderthalb Thaler hatten und waren doch auf 2 Nachtlagern schuldig geblieben." Trotz der großen Armuth und des ewigen Borgens ließ Herzog Heinrich dennoch (I. 200) „täglich zu Tische mit acht Drommeten blasen und Kesseldrommel schlagen und hielt sich ganz fürstlich." Nachdem in Kölln dem Herzoge alle Sachen abgepfändet worden, alle Pferde und Wagen in Beschlag genommen, wird er doch, durch den Verein mehrer glücklichen Umstände, wieder ausgelöset, und es heißt nun (I. 242): „Sind also Ihro F. G. zu Kölln gelegen von dem 20. Febr. 1576 bis auf den 18. Septbr. und haben diese Zeit über, über 2,000 Rthlr. darin gelassen und sein J. F. G. also mit guten Ehren und löblichem Namen, daß sie jedermann gezahlet hatten, neben einem tapfern Ansehen, aus der Stadt Kölln, mit 6 Drommetern und einer Kesseldrommel, neben 54 reisigen Pferden, durch die ganze Stadt gezogen und sich jedermann sehen lassen, daß also die Ehre gleich groß war, als die Schande wegen des Arrestes gewesen." Diese Beispiele aus Herzog Heinrichs v. Liegnitz Leben und dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, wo die Begleitung von Spielleuten erwähnt wird, mögen genügen.

Gastfreiheit ward geübt und war nothwendig, das noch unangebaute Land bot bloß den Rittern die Burgen zur Herberge dar und die Schlösser der Großen. Darum haben wir auch schon oben gesehen, daß die Ritter und Adelichen in Frankreich Helme auf ihre Wohnungen setzen ließen, zum Zeichen, daß jeder reisende Ritter bei ihnen eine freundliche Aufnahme finden würde. Einzelne Stellen,

bereits angeführt, haben dieſe Aufnahme auch ſchon aus deutſchen Gedichten bewieſen, und dazu gehört noch folgende, die in einer Erzählung der heidelberger Handſchrift der Erzählungen ſteht. „Ein Ritter war auf einer Fahrt zu einem andern als Gaſt gekommen. Der war ſeiner Ankunft froh, empfing ihn freundlich und ließ ihn ſeine Frau und Tochter küſſen (eine bereits oben berührte Sitte). Dem Koch ward ein gutes Eſſen zur Nacht befohlen und dann ließ der Wirth, da der Gaſt kalt und naß war, ein ſchönes Feuer anmachen; dazu ſetzten ſie ſich mit Freuden. Der Wirth hatte drei ſchöne Töchter, welche ſich um den Gaſt herſetzten, ihn mit freundlichen Geſprächen unterhielten, und ſo verging der Abend bis zur Mahlzeit."

Was noch die fahrenden Ritter anbetrifft, ſo möchte man dieſe, nach den alten Geſchichten und Erzählungen, ihrem Zwecke nach dreifach theilen, indem alle zwar auf Waffenkämpfe auszogen, aber in verſchiedenem Streben: die einen, um durch ihre tapfern Thaten die Bewunderung ihrer Geliebten, oder der Frauen überhaupt zu erregen, dahin mag man auch Ulrichs v. Lichtenſtein Züge, die ihn den fahrenden Rittern beigeſellten, rechnen; die andern zogen aus, um in Turnieren und Lanzenrennen die ausgeſetzten Preiſe zu verdienen, Gefangene dabei zu machen, die ſich dann mit reichen Gaben auslöſen mußten, da ſie ſelbſt, wenn ſie gefangen genommen wurden, eine ſchlechte Beute waren, indem ſie nichts zu ihrer Auslöſung hatten, als oft nur Schulden, weil ſie an Juden Pfänder verſetzt, die reiche und freigebige Große ihnen oftmals auslöſten. Zuletzt trieben die fahrende Ritterſchaft diejenigen, welche

bloß darauf auszogen, ihre Mannhaftigkeit zu zeigen, Ehre und Ruhm zu erwerben. Solche mit reichen Geschenken zu versehen und also an ihren Hof zu ziehen, war das Bestreben aller Könige, Fürsten und der hohen Geistlichen, die einen Hof hielten. So heißt es denn auch in dem Gedicht: der Pfaffe Amis, einer Sammlung sehr erheiternder Schwänke, worin ein Geistlicher indessen doch als ein zu arger Trügner auftritt, als dieser Pfaffe Amis in Konstantinopel einen Bürger um reiches Pelzwerk betrügt, indem er ihm einen kahlköpfigen Maurer als einen Bischof vorfährt, dessen Kapelan er sey und ihm denselben zu Pfande läßt, während er selbst mit dem Pelzwerk glücklich entwischt, folgendermaßen:

> Her ist ein bischof riche,
> Vnd wil vil herliche
> Dow pfingesten leben.
> Vnd wil vil Rittern geben
> Kleider, ors vnd swert.

Nicht aber bloß fahrende Ritter erhielten solche Geschenke, sondern bei hohen und reichen Fürsten, auch andere Fürsten. Als Ottokar, König v. Böhmen, die Vermählung seiner Nichte mit dem König Bela, die sich so schnell, aus thörichter Furcht der Ungern, schied, 1261 zu Wien gefeiert hatte, erzählt Ottokar Hornek von ihm: „Auch die armen fahrenden Leute fertigte er so gütlich ab, daß sie alle reich wurden. An Zucht gebrach es ihm nicht, es wurde der König und der Gast und jeder, der um seinetwillen dahin gekommen war, mit Gut und mit Verheißung so geehrt, daß ich fürwahr weiß, daß er deshalb ungeschollen blieb; denn reichlich ward das, was man

schuldig war, wiedervergolten." Das Leben eines solchen fahrenden und abenteurenden Ritters, der besonders um Frauengunst wirbt, erzählt uns die Handschrift der Erzählungen, von der eine Abschrift zu Heidelberg, die andere zu Kolocza sich findet. Hieraus gehört einiges hieher, um die Art und Weise zu zeigen, wie ein solcher Ritter bald im Lande umherzog, bald an einem Orte, durch irgend einen Grund bewogen, blieb.

„Ein Ritter und ein werther Degen, gar verwegenes Leibes und Muthes, hatte alle seinen Sinn, wie noch mancher frommer Ritter thut, darauf gewendet, daß er um Frauen Gunst durch Ritterschaft, die ihm manch blutiges Mahl zuzog, rang. Schild und Sper waren seine Waffen, Tugend und Milde zierten seinen Sinn, und so ward er weit bekannt. Dieser Ritter kam auf seinen Fahrten nach Abenteuren, wie er pflegte, in eine Stadt geritten. Die Leute dort waren ihm unbekannt, nur ein Bürger allein, den er dort antraf, gehörte zu seiner Bekanntschaft; denn er hatte ihn vor gesehen. Dem nahte er sich, redete ihn an als einen Bekannten und fragte ihn: wo er die schönste Frau der Stadt fände? Der Bürger antwortete: wenn ihr die sehen wollt, so zeige ich sie euch bald. Morgen ist hier Kirchtag, da sehet ihr sie alle und diejenige, welche euch am besten gefällt, die weist mir durch ein Zeichen und Winke der Augen. Sie thaten's und bald fiel dem Ritter eine Frau so auf, daß sie ihm nie wieder aus dem Herzen schied, bis sie ihm den Tod brachte. Diese Frau nun zeigte er dem ihn begleitenden Bürger und dieser — erkannte darin sein eigenes Weib.

Lächelnd bat ihn der Bürger, sein Gast zu sein, aber der lehnte es, nun ganz befangenen Herzens, ab und ging alle Tage umher, wo er die von ihm geliebte Frau sehen könnte. Zunächst ihrer Wohnung gewann er eine Herberge, damit er sie desto öfter erschauen möchte. Aber die Frau nahm seine Liebe nicht an und war ihrem Manne getreu;" der Ritter aber verblieb in der Stadt bis zu seinem Tode, wovon in einer der nächsten Abtheilungen die Rede seyn wird.

Was ein fahrender Ritter sey, einer der auf Abenteuer reitet, das erklärt uns auch ein altdeutsches Gedicht, der Iwain, worin der Ritter Kalogriant zu einem Manne kommt, der wild und schrecklich aussehend, eine Heerde von ungeheuren Thieren weidet. Dem sagt er: ich suche Abenteuer. Auf die Frage, was das sey, antwortet er: „Nun siehe, wie ich gewappnet bin. Ich heiße ein Ritter und bin des Sinnes, daß ich suchend ausreite, um einen Mann zu finden, der mit mir streitet, und der wie ich gewappnet sey. Schlägt er mich, so wird er gepriesen, besiege ich ihn aber, so hält man mich für einen Mann und ich werde dadurch würdiger, als ich bisher war." Das ist in wenig Worten das ganze Streben und Bemühen der Ritter, die man die irrenden nannte und die der Don Quixote des Cervantes in ihrer großen Verirrung mit so sehr erheiternden Zügen darstellt.

Diese fahrenden Ritter gehen noch tief bis in die Zeit des Verfalls der Ritterwürde hinein. So durchzog in den Jahren 1452 bis 1478 ein schwäbischer Ritter, George von Ehingen, wohlgeübt und erfahren in Küm-

pfen und Ritterspielen, außer seinem Vaterlande auch noch Burgund, Frankreich, England, Spanien, Portugal, focht bei Ceuta mit einem Mauren, der beinahe ein Riese war, erlegte ihn, turnierte allenthalben, wo er offene Schranken fand, schiffte nach Rhodus, besuchte das heil. Grab zu Jerusalem und kam mit Kleinodien und kostbaren Geschenken von Königen und Fürsten glücklich wieder auf seiner väterlichen Burg an, die Zeugnisse seiner Mannlichkeit und Tapferkeit zeigend und beweisend, wie er seine Ritterschaft erprobt hatte.

Als Kaiser Maximilian der Erste seinen ersten Reichstag im J. 1495 zu Worms hielt, kam ein Franzose dahin, Claude de Batre genannt (wie man meinte, abgeschickt von seinem Könige), ein gefürchteter Ritter, und trotzte gewaltig auf seine Stärke. Kaum hatte er Platz in der Herberge gefunden, als er seinen Schild an derselben unter seinem Fenster aushing, indem er durch einen mit ihm gekommenen Herold ausrufen ließ: Sofern ein Deutscher Lust habe mit ihm zu kämpfen, auf Leib und Leben, auf Gefängniß oder auf eine Rittergabe, so sey er zu jedem dieser Kämpfe bereit. Es wollte sich nicht sogleich einer finden, der Lust hatte, etwas gegen diesen Prahler zu wagen, dem der Ruf voranging, er sey im Kampfe der Teufel selbst. Das verdroß den ritterlichen und wackern Kaiser Maximilian nicht wenig. Er sendete seinen Herold ab und ließ seinen Schild mit dem Wappen von Oesterreich und Burgund neben jenem des französischen Ritters aufhängen. Der Kampf ward verabredet um ein ritterliches Gefängniß, und ging neun Tage nach der Auffer-

derung vor sich. Gewappnet erschienen beide auf der Bahn. Keiner sprach ein Wort zu dem andern. Die Erwartung wiegte mit Furcht und Ungewißheit sich auf allen Gesichtern der Zuschauer, alle Blicke waren auf die Gerüsteten gerichtet, die, als zum dritten Male die Drommeten ertönten, die Lanzen einlegten und auf einander lostrannten; sie trafen so, daß die Stöße abglitten. Sie warfen die Lanzen ab, griffen nach den Schwertern und hieben einander eine gute Weile auf die Köpfe. Der Franzose führte unter andern einen harten Stoß auf den Kaiser, der diesem den Panzer trennte und ihn ein wenig verwundete. Dergleichen aber gar nicht achtend, ging dieser erst recht kräftig seinem Gegner zu Leibe, als habe er bisher nur Spiel getrieben, machte ihn matt und zaghaft, traf ihn auch dermaßen, daß er, als eben der Kaiser mit einem derben Stoß ihm zum Herzen rannte, seine Waffen streckte, sich ergab und zum Gefängniß sich zu stellen gelobte. Alsobald wurden die Schranken wieder aufgeblasen, und mit großem Jubelgeschrei begleitete die fröhliche Menge den mannlichen Kaiser, der die Ehre der deutschen Ritter so wohl vertheidigt hatte, in sein Einloger (seine Herberge).

Sechste Abtheilung.

Die Frauen der Ritterzeit; Liebe, Ehe und häusliches Leben.

Hier iſt für den, der es wünſcht, wohl der meiſte Stoff geliefert, in ein unbeſtimmtes Sprechen und ein ſehnſüchtiges Vergöttern des Mittelalters ſich zu verlieren und uns eine ſolche Maſſe von Herrlichkeiten vorzuführen, die in Erſtaunen ſetzen könnte, wenn man ſich einem ſolchen geſchminkten Weſen hingeben wollte. Uns iſt es darum zu thun, ſo viel es nur möglich iſt, Wahrheit aus den Quellen zu ſchöpfen, und manches muß uns daher in einem weit weniger freundlichen Lichte erſcheinen, als eine bloß verſchönernde Darſtellung gewährt. Schwerer wird es aber auch hier, ein richtiges Urtheil zu fällen; dem öffentlichen Leben folgt man leicht, im Kampf, Turnier, Jagd und Waffen kann man eher die Menſchen belauſchen, von dem öffentlichen Leben gibt uns die Geſchichte immer das meiſte, aber in die ſtillen häuslichen Räume, worin denn doch gerade das, was der Verwurf dieſer Abtheilung ſeyn ſoll, ſich am meiſten entfaltet, dahin hält es ſo ſchwer zu folgen, wenn Jahrhunderte und ganz veränderte Anſichten dazwiſchen liegen. Es erſcheint daher am beſten, weniger in dieſer Abtheilung auf ein geſammtes Bild der Gegenſtände, die in ihr behandelt werden

ſollen, ſich einzulaſſen, da daraus nur zu leicht ein geſchminktes und entſtelltes Bild entſtehen kann, als vielmehr einzelne, für ſich ſelbſt redende Beiſpiele jener Zeit anzuführen, und es nun der Einbildungskraft eines jeden zu überlaſſen, welche Zeichnung er ſich vom ganzen Zeitraume entwerfen will.

Wie St. Palaye in ſeinem Werke über das franzöſiſche Ritterweſen die Bildung und das Bemühen der franzöſiſchen Frauen beſchreibt, bezeichnet dieſe etwas im Allgemeinen, und mag daher dieſe Schilderung hier voran ihre Stelle finden. Er ſagt: „Die Höfe und Schlöſſer der Großen waren nicht nur für die Edelknaben, ſondern auch für das junge adeliche Frauenzimmer vortreffliche Schulen der feinen Lebensart und mancher anderen Tugenden. Hier lernten junge Perſonen vom ſchönen Geſchlechte frühzeitig ihre weſentlichſten Pflichten kennen. Hier bearbeitete und vervollkommnete man an ihnen jenes ungezwungene Gefällige und jene zärtlichen Geſinnungen, wofür ſie die Natur ſcheint gebildet zu haben. Den Rittern, die ſich in den Schlöſſern ihres Aufenthalts einfanden, kamen ſie mit zuvorkommender Höflichkeit entgegen. Sie nahmen ihnen bei ihrer Rückkehr von den Turnieren und von den Feldzügen die Waffen, überreichten ihnen friſche Kleidung und Wäſche und warteten ihnen bei Tiſche auf. Da ſie zu künftigen Gattinnen eben derſelben Ritter beſtimmt waren, die ſich in den Häuſern einfanden, wo ſie erzogen und gebildet wurden, ſo ließen ſie es bei ihren Gäſten weder an Sorgfalt, noch an zuvorkommenden Dienſtleiſtungen fehlen, wodurch ſie die Herzen derſelben

fesseln konnten. Sie lernten hier ihrem Gatten einst alle die Dienste und Gefälligkeiten erweisen, die ein muthvoller Krieger von einer zartlichen und edeldenkenden Gattin erwarten konnte. Sie machten schon hier Zubereitungen zu seinem innigsten Lohn und zu der süssesten Erquickung, für seine höchst beschwerlichen und gefahrvollen Unternehmungen. Mit einer Begierde und mit einem Verlangen, den nur warme Zuneigung hervorbrachte, eilten sie, ihm zuerst den Staub und das Blut abzuwischen, womit er sich, ihres eigenen Ruhmes willen, besudelt hatte. Man darf daher glauben, daß das schöne Geschlecht in den Ritterzeiten den Verwundeten alle erforderliche und anhaltende Hülfe leisten konnte, die eine geschickte und mitleidige Hand dem Leidenden zu verschaffen im Stande ist. Nicht Schönheit allein also war es, wodurch die Frauen in den Ritterzeiten sich Ehrerbietung und Liebe erwarben, sondern Tugend, Klugheit, Wohlredenheit, feiner Anstand und die Kunst, sich gefällig zu bezeigen und zu gefallen. Der Ritter de la Tour gab in dem Unterrichte an seine Töchter ihnen folgende Lehren: „ein gefälliges, sanftes, sich stets gleich bleibendes Betragen anzunehmen; nicht schwatzhaft, sondern höflich im Antworten, nicht flatterhaft, nicht zornig, nicht keck zu sein; eine Sache nicht ernsthin zu betrachten, und weniger aus sich selbst zu machen, als sie wirklich wären; indem manche ihre Aussichten auf Vermählungen deshalb verloren haben, weil sie allzuviel scheinen wollten."

Sehr bezeichnend für die Bildung der Frauen sind auch die Lehren, welche die Wirthin ihrer Tochter gibt,

eben ſo wie, rückſichtlich der Männer, die, welche der Winsbek ſeinem Sohn gibt. Dieſe beiden Lehren geben den Inbegriff deſſen, was die damalige Zeit in der Erziehung zu erlangen ſuchte. Ein Auszug der Anweiſung, welche die Winsbekin ihrer Tochter gibt, iſt daher hier an ſeiner Stelle. „Trautes Kind, du ſollſt hohes Gemüthes ſein, und darunter in Zuchten leben, ſo wird dein Lob den Werthen gut und dein Roſenkranz ſteht dir recht. Den Ehrbegehrenden ſollſt du mit Zuchten deinen ſanften Gruß geben und las in deinem Herzen Schaam und Mäßigkeit ſtätig ſein, und hüte deine Blicke; wo loſe Merker ſind, las ſie nicht umherſchweifen. Schaam und Mäßigkeit ſind zwei Tugenden, die den Frauen hohen Preis gewähren; ſchenkt dir dieſe Gott in deiner Jugend, ſo grünet das Reis deines Heiles, du magſt in Ehren alt werden. Was ich die eben umherſchweifende, wilde Blicke nannte, ſind die, wenn ein Weib ſtill vor ſich hin ſehen ſoll und doch die Blicke umhergehen läßt, als wenn ſie unſtäten Sinn habe. Davon hat ihr Lob einen ſchwachen Gewinn, bald merkt es einer und meldet dieſe unſre Sitte. Drum zwinge deine Augen beſſer, das rathe ich dir, Tochter, und darum bitte ich. Wenn weiſe Worte die Werke begleiten, ſo ſind deine Sinne nicht betrogen, wenn aber die guten Werke fehlen, dann ſind die weiſen Worte nichts als Lügen. Wenn ein Vogel zu früh ſein Neſt verlaſſen hat, der giebt ſich den andern zum Spiel und ſein Gefieder wird ihm ausgerupft; ſo, Kind, wird es dir auch geſchehen, wenn du in deiner Jugend weiſe Rede haſt, dich aber dumm in Werken zeigſt. Viel wandelbar ſind die Männer, ſie

tragen Nebelkappen bei ſich (d. h. ſie kommen und verſchwinden leicht, wenn ſie mit ihrer Rede bethört haben). Die meiſten können zu guten Weiben ſüße Rede ſprechen, doch iſt ſie innerhalb nicht ohne Verderbnis; denn verwundet ſie dich, ſo müſſen die Thränen deiner Augen deine Wangen baden. Man ſagt: die Weib haben kurzen Muth, dabei doch alle langes Haar; leider handelt dem Sprichwort manche gleich, ſo daß es bewährt wird. Wie es auch um die Untreue der Männer ſteht, wir Frauen ſollen feſter ſein, und im allgemeinen denen Haß tragen, die ihre Zucht nicht an uns zeigen; thäten wir es, ſie ſchenkten unſer gewis mehr. Man ſoll die Frauen gütlich bitten und lieblich in dem Herzen tragen, ſie aber ſollen züchtiglich verweigern. Wäre nun eine ſinnlich und ſchwach, dann mag ſie ſich nachher auch nicht zu ſehr beklagen; denn ſpäte Reue iſt gar nichtig und die Wandelbare wird verſpottet, wenn der Schade geſchehen iſt. Handelſt du ſo, daß dir hier kein Vorwurf gemacht werden kann, ſo biſt du mit deinen Sinnen auf rechtem Wege, aber behalte ſie auch, daß dich die Liebe nicht etwa blind mache. Gar weiſe Herzen ſind doch durch ihre Macht zu Kindern geworden; wenn du dich ihrer Gewalt erwehren willſt, ſo muß dich Gott mit ſeiner hohen Kraft bewahren. Wenn auch die Kraft von hunderttauſend Herzen in deinem allein liegen mögte, ſo würde doch die Meiſterſchaft der ſüßen Minne endlich ſiegen; gar ſtarke Herzen hat ſie doch gepackt. König Salomo, wie weiſe er war, ſein Herze konnte ſich doch nicht ihr entziehen. Will ſich daher die Minne in dein Herz prägen, du kannſt ſie nicht vermei-

den, es sei denn, daß dir Gott Hülfe und Friede geben wollte. Wer nun das Zwingen hoher und edler Minne verlangt, der soll alles, was Unfuge und Schlechtigkeit heißt, verlassen und sich den Werthen werth zu machen suchen. Wenn du ein keusches Herze trägst, so mußt du Lob und Ehre haben. Will die Minne dir nun dies etwa nicht gönnen, und will dich mit Gewalt zwingen, daß du einen Mann liebst, der Heiles und Ehren werth ist, so sollst du ihm doch nichts gewähren, was nicht recht und schicklich ist. Hier kann dir Mutter Rath nicht helfen, dein eigner stäter Muth muß dich bewahren; denn wer zu sehr hütet und wacht über einen andern, der erfährt oft Schaden und wer daher anders hütet, als er soll und als es sich ziemet, der geht darauf aus, daß er Unehre in sein Haus einladet. Ein reines Weib, das werthe Tugenden trägt und das wohl seiner Ehre hüten kann, das soll man sich selbst behüten lassen, und erst bei einem Weibe dummer Sitte, das sich selbst keine Ehre gönnt, da mag man die Hut anheben. Hut ist immer der Ehre des Weibes gram, wenn sie auf nichtigen Wahn geschieht, ein gutes Ende vernahm man davon noch nie; denn gezwungene Liebe ist nichtig, da sie keinen hohen Muth giebt. Die Liebe soll von Herzen kommen und mit stäter Treue ihre Pflicht erkennen, auf allen Gewinn und auf allen Verlust; die andere Liebe ist flüchtig, sie schweift da und dorthin. Nun konntest du wohl mich fragen um die Minne: ob die hier bei uns auf Erden sei, oder ob sie in den Lüften schwebe? Darüber macht uns ein weiser Mann, Tullius, klar, der sagt: sie sei genannt Venus,

sie verwunde süße Herzen und mache sie nach ihrem Willen wieder gesund, aber auch wieder siech, so sei immer ihr Wechsel: unsichtbar fährt sie wie ein Geist und hat nicht Ruhe Tag und Nacht. Die hohe, edele Minne begehrt nur das Herz, für sie ist nicht Höhe oder Niedere des Standes da. Die sie in Züchtigkeit froh findet, die zieht sie mit sich so hoch, daß sie schwachen Muth verschmähen und selbst eines Fürsten Drohung kann nichts hindern. Die Herzen derjenigen, welche ihr behagen, werden eng in einander geflochten und auf die Niedern sieht sie nicht. So mus ein jedes Weib höher und edler Minne nachstreben." Der Schlußsatz der ganzen Lehre und Ermahnung ist: „ein Weib, die Lobes und Ehren theilhaftig sei, die neide eine andere, welche auch vorwurfsfrei ist, nicht darum."

Auf eine sehr umsichtige und belesene Weise hat Herr Dr. Kunisch aus alten Gedichten des Mittelalters alles zusammengestellt, was auf die Frauen Deutschlands Bezug hat, und ich erlaube mir, einen Theil seiner Auszüge alter Werke hier einzureihen.

Von der frühsten Jugendbildung und Erziehung der Mädchen wissen wir wenig. Tocken (Puppen) waren auch damals schon der Mädchen liebstes Spielwerk, das geht aus mehrem hervor. So aus dem Ottokar von Hornek (Cap. 174.), als König Rudolf seinen Sohn Rudolf mit der Tochter Ottokars von Böhmen, noch als Kinder, verlebt: „Sie redeten kindlich mit einander; die Maid sagte von ihren Tocken, wie die gestaltet wären; er erzählte ihr dagegen, was sein Spring (Falke) gefangen hätte." So

auch im Titurel, wo Tschionatulander mit der jugendlichen Sigune zuerst über Liebe und seine Liebe zu ihr spricht, und sie, in kindlicher Unschuld, sagt:

Ist Minne ein Sie oder ein Er?
Magst du mir Minne erklären?
Sag mir, was die Minne begehr'?
Wenn sie mir kommt, womit soll ich sie nähren?
Muss ich sie behalten bei den Hecken?
Oder ist sie ein wilder Falke?
Ich kann sie lieblich wohl zu Handen locken*)?

Nachdem die Mädchen dem kindlichen Spiel mit den Puppen entwachsen waren, wurden sie wohl unter Anleitung der Mutter im Spinnen, Weben, Wirken, Gewänderschneiden und in jeder weiblichen Arbeit und Kunst unterwiesen, doch ward es wohl nur wenigen so gut, in der Schule eines weisen Pfaffen im Lesen und Schreiben, oder wohl gar in der süssen Kunst des Gesanges und Saitenspiels unterrichtet zu werden.

Indessen konnte das Lesen und Schreiben bei edlen Jungfrauen und Frauen auf keinen Fall etwas ganz Ungewöhnliches seyn, da ihnen so oft zärtliche Briefe und Lieder zugeschickt wurden, und nicht selten auch zierliche Antwortschreiben von ihrer Hand erwähnt werden. Z. B. Frauendienst S. 44: „Meine Nistel nahm Lied und Brief und sandte sie meiner Frauen; als sie beides gelesen,

*) Es ist merkwürdig, dass hier Puppen und Falke wieder neben einander stehen; noch wichtiger wird es aber, wenn wir im Folgenden vernehmen werden, dass er bei der obigen Stelle Sigune und Tschionatulander namentlich mit anführt und es klar wird, dass eine dieser Stelle gerade genau verschwebte.

ſchrieb ſie gleich einen Brief." Und eben daſelbſt, S. 48: „Da die Gute den Brief geleſen hatte, ſchrieb ſie ſelbſt einen andern Brief."

Bei reiferem Alter nahmen ſie ſehr bald an jedem häuslichen Geſchäft der Mütter Theil. Das Weben, Bereiten und Anfertigen der Gewänder für ihren eigenen und der Männer Bedarf war ihnen ausſchließlich zubeſchieden und mag von ihnen, wenn man den alten Erzählungen glauben darf, bis zu einem hohen Grade kunſtreicher Vollendung ausgebildet worden ſeyn. In edeln und hohen Häuſern ſchnitt die Tochter des Hauſes wenigſtens die Gewänder zu, die ſodann von den dienenden Jungfrauen und Mägden zubereitet und fertig gemacht wurden, wohin eine Stelle der Nibelungen (V. 1441 ff.) zu deuten ſcheint. Selbſt wenn bei Bewirthung fremder und lieber Gäſte die Hausfrau im Speiſezimmer an der Tafel erſcheinen mußte, vertrat die Tochter unterdeſſen ihre Stelle im Hausweſen und blieb im Nebenzimmer bei den übrigen Kindern ſitzen, wie die Nibelungen V. 6702 beweiſen:

Durch der Gäſte Liebe hin zu Tiſche gie
die edel Markgravinne; ir Tochter ſie do lie
beliben bi den chinden, da ſie von rehte ſaz.

Bei ſo großer Zurückgezogenheit mußte der Anblick ſchöner Jungfrauen damals etwas weit ſeltneres ſeyn, als in unſern Tagen, und die Dichter der alten Zeit unterlaſſen daher auch nie bei Beſchreibungen feſtlicher Turniere und Feierlichkeiten die Zahl und Schönheit der edlen Fräulein und Frauen zu preiſen, deren Erſcheinung das Feſt verherrlichte. Außerdem ſah man ſie nur zuweilen am

Fenster, oder im Münster während der Messe, wo die Frauen ein abgesondertes Gestühl hatten, aber doch so, daß die Männer sie sehen konnten, und es mag wohl oftmals geschehen seyn, daß durch das Anblicken der Frauen während der Messe „Gott da nicht viel gedient ward", wie Ulrich von Lichtenstein S. 134 seines Frauendienstes sagt.

Bisweilen sahen sich die jungen Männer und Jungfrauen auch im Grünen, beim ländlichen Reihentanz unter der Linde, oder beim Lustwandeln. Der Mai lockte die Alten unwiderstehlich ins Freie, die ganze Natur ward berührig und lebendig. „Es ist die Maienzeit, — heißt es in einer oben früher angeführten Stelle des Ulrich von Lichtenstein, — an welcher die Ritter nicht gerne müßig daheim liegen." Man eilte in die junge Natur hinaus, wenn der Mai mit aller seiner Wonne kam (Heinrich von der Vogelweide I. 116.). Dann war „niemand alt" (das. 117.) und man gab sich der Fröhlichkeit hin, schauend „Wonne mannichfalt" (Kilchberg I. 13.). Es war damals ein froheres, frischeres Leben in und mit der Natur.

Sehr oft singen die Minnesinger von den Frühlingsreihen fröhlicher Mädchen im Mai. Hinaus eilten sie in den Schatten (Ritbart II. 84.) jungbelaubter Linden (Ettenzler II. 241.), und in lustigen Reigen (Landegge I. 200.) mit Gesang schwebten sie lieblich dahin. Jünglinge mischten sich in ihre Tänze, aber die Alten meinten dabei auch, vergangene bessere und sittigere Zeiten preisend: „das würde man ehedem nicht gebilliget haben, daß Mädchen mit Jünglingen in den Saal zum Tanze gelaufen wären."

Allezeit war es aber für Männer und Jünglinge ein fröhlicher Anblick, und gern eilten sie daher hinaus, diesen Reihen zuzuschauen. Aber auch die Mädchen freuten sich darauf immer sehr und manche bedauerte, wie die Minnesinger dichteten (Hohenvels I. 87.): daß ihnen der Anstand nicht erlaube, so „Freiheit und Freude" mit zu genießen. Ein Strohhut, aber Freiheit dabei, wäre ihnen lieber, als ein Rosenkranz mit strenger Bewachung, meinten sie (Hohenvels I. 85.). Oft ging es bei dem Tanze der Landmädchen aber auch sehr wild zu, wie Goeli II. 57., Tanhuser II. 61. und vor allen Nithart II. 81. 85. manches gar Verfängliche darüber gesungen haben.

Die Tonwerkzeuge, welche man dabei hatte, waren meistentheils Flöten und Geigen, so wie auch ein laut tönendes Werkzeug, Sumber genannt, eine Art von rauschender Handpauke. Am gewöhnlichsten wurden aber, wie noch in Tyrol, diese Reigen gesungen, und daher die Menge Lieder der Minnesinger, welche Worte zu diesen Tanzweisen enthalten und unter den Namen Frauentänze, Tanzweisen, in den alten Minnesingergesangbüchern vorkommen. Je mehr man nun die Frühlings-Ergötzlichkeiten liebte, desto schmerzlicher ward es, wenn der Krieg solche Lust raubte. „Da seufzeten die schönen reinen Frauen, daß der Tanz nichts mehr gelte, daß die Jünglinge den Kranz weggeworfen und Kriegeskleid, Sturmhaube und Schwert genommen; denn der Kampf hatte die Liebe vertrieben" (Konrad v. Würzb. II. 196.).

Wurden nun diese freudigen Tänze auch durch den Sommer und Herbst wiederholt, der Winter mußte ihnen

jedesmal ein Ende machen; doch eilte man zu dieſer Luſt ſchon ſehr früh hinaus, denn wir finden Reihentänze erwähnt zu Zeiten, wenn noch Schnee lag. Kam aber der Winter, dann verbargen ſich die Frauen in's warme Zimmer und ließen ſich nicht mehr im Freien ſehen; ſie bedeckten Bruſt und Nacken mit weichem Pelzwerk, vertauſchten ihr leichtes Leinengewand gegen ſchwerere und dichtere Kleidung, und Hände und Arme waren verhüllt (Hadlub II. 196.). Daher denn auch die allgemeinen Klagen der Minneſinger über die Ankunft des Winters, der nicht bloß die Sommeraue entfärbe und den Wald ſeines luſtigen Grüns beraube, ſondern auch ihnen den Anblick der holden Frauen entziehe. Mädchen und Frauen wußten indeſſen auch wohl zur Winterzeit an Feiertagen oder an freien Abenden in geräumigen Gemächern die Zeit unter ſich angenehm hinzubringen, bald mit Bickelſpiel (Würfelſpielen), bald mit Tänzen, beſonders mit einem, den die Alten Kovenanz nannten; aber es iſt ſchlimm, daß dieſer Name, ſo wie viele andere ſolche Tänze, welche uns Nithart (II. 76. 77.) und Burkhart von Hohenvels (I. 83.) anführen, unſern Tagen ganz unverſtändlich geworden ſind. Doch kaum war der erſte Frühlingshauch da, ſo ſah man auch die Frauen alsbald wieder in dem Wurzgärtlein luſtwandeln, wo ſie Roſen, Blumen und duftende Kräuter brachen (Burkhart von Hohenvels I. 88.), oder auch im Baumgarten, wo ſie manche ſchalkhafte Blicke mit jungen Männern wechſeln mochten, wenigſtens ſingt Hadlub (II. 193.):

Es ist ougen wunne, hort,
So man schone Frowen sament
In den Baumgarten sitzt gan;
Da hoert man ir senften Wort,
Wan sie sich so wiblich schament,
So ir ainlet junge Man;
Man sitzt da an in so los Geberde,
Das der Manne sin wirt frolich gar.

Sorgsame Mütter sahen dies, wie schon früher gesagt, nicht gerne und sie verschlossen daher wohl zu solchen Zeiten ihren Töchtern die festlichen Tanzkleider im Schrein, um sie von jedem Ausgange abzuhalten. (Nithart II. 75. 80. 84 — 85.)

So sehr nun auch die jungen Mädchen damaliger Zeit vor Männeraugen oft gehütet und bewacht wurden, so wußte doch die Liebe auch dafür guten Rath, und Jünglinge suchten entweder durch weibliche Verwandte Liebesbekanntschaften anzuknüpfen, wie Ulrich von Lichtenstein (Frauendienst 6. 7.) durch seine Base, oder die Geliebte in der Messe zu sehen und während des Gottesdienstes bedeutende Blicke mit ihr zu wechseln, oder auch durch übersandte Briefe, Lieder und Botschaften (Frauendienst 7. 70. 172.) ihre Liebe kund zu thun, die denn meistentheils erwidert ward; ja der Minnesinger Hadlub wagte es sogar, in ein Pilgergewand gehüllt, seiner Geliebten in der Morgendämmerung, da sie eben aus der Frühmette kam, nachzuschleichen und ihr, vermittelst eines Hakens, einen Brief hinten an ihr Kleid anzuhängen.

Besonders aber wurde die Vorliebe, womit Frauen und Jungfrauen zum Zeitvertreib kurzweilige Bücher oder anmuthige Lieder zu lesen pflegten, von jungen Männern

und Rittern fleißig benutzt, um ihnen Geschenke dieser Art und dabei manche Erklärungen in die Hände zu spielen. Die Büchlein wurden dann äußerlich schön geschmückt; man ließ sie wohl gar in grünen Sammt mit Gold binden, und mit Schlößchen in Gestalt zwei kleiner Händchen, wie Ulrich von Lichtenstein, da er seiner Geliebten ein Bändchen seiner Lieder übersandte (Frauendienst S. 70); welches dann die Empfängerin gelegentlich dadurch erwiderte, daß sie ihm, da er zu Botzen krank lag, vier Büchlein überschickte, mit dem Andeuten: „da sollt ihr eure Weile mit kürzen, denn es ist gute Rittersitte zu lesen, was schon zuvor biedere Männer um werthe Frauen gethan haben" (Frauendienst 54).

Unstreitig war ihnen aber doch nichts lieber, als die zur Feier ihrer Reize auf sie gedichteten Lieder, oder die Liebesgesänge ihrer Verehrer und Geliebten. „Die nahmen sie, lasen sie mit funkelnden Augen, — inniglich lächelnd und froh" (Frauendienst S. 149.). Doch lasen sie auch gerne solche Lieder, wenn sie auch nicht an sie selbst gerichtet waren (Frauendienst S. 207.).

Die Geliebte Rudolfs von Rotenburg bat ihn einst beim Scheiden, ihr die Lieder seiner Sehnsucht zu übersenden. Nun wußte er nicht, durch wen er schicklich ihren weißen Händen dieselben übergeben sollte. Doch er wollte lieber Tausende schicken, seinen süßen Sang zu überbringen, um vielleicht einen Habedank zu erringen. Ulrich von Lichtenstein spielte der Geliebten seine Lieder, wie bereits erwähnt, durch seine Base in die Hände. Einmal gab man ihr ein Büchlein mit Liebesgesängen als ein

Abendgebetbuch. Sie nahm das Büchlein und wähnte, daß ein Gebet darin stünde; sie schauete es an, hier und dort, und fand eine süße Rede darin geschrieben (Frauendienst S. 20). Doch sie schickte es zurück mit der hineingeschriebenen Bemerkung:

Wer wünscht, was er nicht soll,
Der hat sich selbst versaget wal.

Eine solche Liebersendung war freilich die beste Liebesverkünderin, und mußte desto tiefern Eindruck machen, wenn der sie überbringende Diener gar im Stande war, die Lieder lieblich vorzusingen, wie im Frauendienst S. 60 eine Stelle vorkommt, die weiter unten angeführt werden wird.

Für ein ganz besonderes Zeichen der Frauengunst galten im Mittelalter die goldenen Fingerlein (Ringe). Einen Ring von der Geliebten zu erhalten, war eine sehnlich erwünschte Freude, und die Gabe selbst war ein köstliches Kleinod.

Lieber hete ich von ir lone
Niht, wan ein kleines vingerlin,
Danne das rich und auch die krone
Mit der fürsten willen were min,

singt Rudolf von Rotenburg (I. 33). Solche Geschenke wurden nämlich als ein Wahrzeichen der Liebe angesehen, besonders wenn die Frauen diese Ringe selbst getragen hatten. „Sie ist euch hold," — heißt es in Ulrich von Lichtensteins Frauendienst (S. 424) — „das hat sie Euch wohl erzeiget, daß sie von ihrer linken weißen Hand Euch

das Fingerlein geſendet hat, das ſoll das Wahrzeichen ihrer Liebe ſein."

Indeſſen mochte doch wohl ſehr viel dazu gehören, ehe ein verſtändiges und ehrbares Mädchen einem Bewerber ſein Ringlein ſchenkte, wenigſtens ſingt Reimar der Alte (I. 72):

Menniger ſwüre wol, der nu hie beſtat,
Er hete allen ſinen willen mit den wiben.
Gelaube er mir, das es ſo lihte niht zergat,
Wil er die, dû ſinne und ere hat! —
Weis Got, gutes wibes vingerlin
Das ſol niht ſenfte nu z'erwerbene ſin.

Mütter gaben bisweilen ihren Söhnen und ſcheidende Männer ihren Frauen beim Abſchied einen Ring zum Andenken, wie uns der Lohengrien S. 181 in dem dritten Versſatze ein Beiſpiel davon erzählt; doch gehören die Beiſpiele, daß Männer an Frauen Ringe geſchenkt, zu den ſeltenern.

Was die Tracht der Frauen betrifft, ſo habe ich davon ſchon in der Abtheilung von den Waffen und der Kleidung der Ritterzeit geſprochen; nur dies wenige hier, daß ſie, im häuslichen Leben und wenn ſie nicht geſchmückt waren, nur aus einem Rocke beſtand, der von oben bis zu den Füßen niederfloß, das leinene (bisweilen auch wohl ſeidene) Hemde barg und mit einer Fürſpange auf der Bruſt, mit einem Gürtel um die Hüften befeſtigt wurde. Darüber trugen ſie einen weiten Mantel. Der Kopf war frei, mit wallenden Locken, oder auch mit einem Riſen (einem Schleier) bedeckt, ſo wie auch oft eigenthümliche, aus ſtarkem Zeuche gearbeitete Hauben vorkommen, oder die

Locken deckte auch der schon früher bemerkte Kranz (Schapel) und ein seidenes Gebände, damit

ihnen ihr schönes Haar
Verführten nicht die Winde

(heißt es in den Nibelungen V. 6631. 32). Die einfache Tracht wich aber auch oftmals der größten Kleiderpracht, an Feier- und Fest-Tagen und bei der Ankunft hoher und lieber Gäste, wie die Nibelungen mehr als einmal uns erzählen. Da wurden die köstlichsten Gewande aus Laden und Schreinen hervorgesucht und alles angewendet, um sich in größtem Schmuck, in höchster Zier zu zeigen. Davon wurden die nöthigen Beispiele schon in jener frühern Abtheilung angeführt, hier ist nur noch zu bemerken, daß auch die Schminke schon in jener Zeit wohl oft nicht verschmäht ward, um zum Glanze der edlen Steine und der köstlichen Gewänder auch ein blühendes Gesicht zu fügen; denn es heißt in den Nibelungen, als die Burgunder zum Markgrafen Rüdiger nach Bechelaren kommen sollen, und sich alles zu ihrem Empfange auf das kostbarste bereitet, lobend und die Schönheit und gesunde Frische der dortigen Frauen noch mehr hervorhebend:

Gefälschter Frauenfarbe viel wenig man da fand.

Nicht zu allen Zeiten war die Tracht der Frauen so, daß strenge Sittenrichter sie billigten. Klagen darüber werden in allen Jahrhunderten geführt, und wie um das Jahr 1000 ein alter Zeitbücher-Schreiber, Bischof Dithmar davon spricht, beweiset folgende Stelle seines Werkes (S. 225 der Ursinus'schen Uebersetzung). Er rühmt eine Gräfin Christina, die zur Zeit des Kaisers Otto III starb, und

ſagt von ihr: „Von den übrigen Frauen nach der heutigen Art und Weiſe war ſie ganz unterſchieden. Eine wie die andere von dieſen kleidet ſich größtentheils üppig und trägt das, was ſie ſchaamhaft verbergen ſollte, gleichſam feil, und zeigt es allen ihren Liebhabern aufgedeckt. So ſehr es vor Gott ein Gräul, und vor der Welt eine Schande iſt, treten doch dieſe Frauenzimmer öffentlich ohne Schaam einher und legen das, worüber ſie erröthen ſollten, ganz unverſchämt vor allem Volke zur Schau dar. Es iſt ſchändlich und erbärmlich, daß kein Sünder verborgen bleiben will, ſondern keck aller Welt unter die Augen geht, den Frommen zum Spott, den Böſen zur Nachahmung.“

Aus einer Stelle der Minnelieder des Kriſtan von Horneck (I. 46) ſcheint abzuleiten zu ſeyn, daß es zum Prunk der Frauen gehörte, in ihren Gemächern, in gläſernem Käficht, einen Sittig (Papagei) zu haben, der durch ſein Geſchwätz beluſtigte. Wer nicht ſeiner Frau oder Geliebten eine ſo theure Beluſtigung gewinnen konnte, der begnügte ſich wohl mit einem Staare, der ja auch menſchliche Stimmen nachzuahmen gelehrig iſt (Heinrich v. Morunge I. 51. 52).

In ihren Gemächern ſaßen die Frauen auf Stühlen, die mit köſtlichen Madratzen überhängt waren, oder lagen auf Ruhebettlein, die mit ſeidenen Decken, köſtlichen Polſtern und Kiſſen belegt waren, worin mit Gold Bilder gewoben (Nibel. V. 1421):

Da ging ſie mit ihn'n beiden, da ſie ſh' da ſaß,
Auf Madratzen, die viel reichen, ich will wohl wiſſen das,
Gewürkt von guten Bilden, mit Golde wohl erhaben.

Die Betten und Lagerſtätten in vornehmen und reichen Häuſern waren nicht minder koſtbar, indem ſeidene Decken, Hermelin und Zobelfelle dazu genommen wurden, und an Himmelbetten, die Vorhänge von arabiſcher Seide hatten, fehlte es auch nicht. Vgl. Nibel. B. 7331 und die folgenden: „reiche Betten, lang und breit;“ — „viel mancher Kolter ſpähe (zierliche geſteppete Decke) und manches Bette-Dach von Arabiſcher Seide;“ — „die Decklaken von Hermelin und von ſchwarzem Zobel.“ Das prächtige Schlafgemach der Geliebten Ulrichs von Lichtenſtein werden wir weiter unten kennen lernen.

Daß bei dem Empfange werther und vornehmer Gäſte die Mutter des Hauſes und die erwachſenen Töchter dieſe Fremden mit einem Kuſſe begrüßten, habe ich ſchon in der vorigen Abtheilung bemerkt. Ihre Reiſen machten die Frauen meiſt immer zu Pferde, da die Wagen noch nicht bequem und in ſonderlichem Gebrauche waren. Sie ritten dann gewöhnlich in Mänteln und auf ſchemmelartigen Frauenſätteln. So heißt es in den Nibelungen B. 2293 ff.:

Hei! wa da lichtes Golbes von den Mähren (Pferden) ſchein (ſchien)!
Ihn'n leuchte'te von den Zäumen viel mancher Edelſtein;
Die guldenen Schemmel (Sättel), ob lichtem Pfelle gut,
Die bracht' man den Frauen.

Die Ritter hoben die Frauen auf die Pferde und von denſelben, wobei ſie ſich bisweilen einer Art von kleinem eiſernen Schemmel bedienten, der leicht mitzunehmen war, und worauf die Frauen vom Sattel traten, damit ſie keinen zu großen Sprung zu machen, oder ſich zu ſehr den Armen der Ritter anzuvertrauen hatten. Wenigſtens

ſcheint dahin die Stelle in Ulrichs von Lichtenſtein Frauendienſt zu deuten zu ſeyn, wo es (S. 17) lautet: „Man hieß die Frauen von den Pferden heben, ich nahm das Hebeeiſen und hob manche klare Fraue ab.

Was, um es hier beiläufig zu bemerken, die Vornamen der Frauen betrifft, ſo ſtimmen ſie hauptſächlich noch mit den unſern überein, da der Kalender mit ſeinen Heiligen immer die meiſten Namen lieferte. Indeſſen finden ſich auch viele wunderbare und lächerliche Namen vor, die wohl meiſt aus Zuſammenziehung und Verdrehung anderer bekannter Namen entſtanden. Es wird daher hier wohl nicht am unrechten Orte ſeyn, eine Stelle aus dem Minneſinger Graf Konrad von Kilchberg (I. 14) anzuführen, in der er eine Menge von Mädchen zu fröhlichen Reihentänzen aufruft:

Wol uf Wose, Gepe, Hiltegart,
Geri, Gute, trut an dir Wort,
Frölde, Anne, Ellin, Igelgart,
Rese, Engel, Uedelhilt, Beate, Eisel, Ute,
Diemut, Wille, Göze, Irmellin,
Clare, Wunne, Ite, Minne, Ailge sin,
Hetze, Metze, Salme, Katrin,
Kristin, Berte, Liebe, Adelgunt, Vite, Ute,
Mije, Suffie, Elfe, Uedelsint,
Sydrat, Kunigunt, Pride,
Heilwig, Hilte, Lägge, Edellint, Herburg, Kint,
Grete, Salvet, Elide, Hille, Jutze, Hemme, Fide.

Gleiche und andere Namen ruft auch der Nithart (II. 85) auf: Gerdrut, Chunze, Gepe, Giſel, Jüte, Hetze, Metze (auffallend ſtehen beide auch bei dem Konrad von Kilchberg zuſammen), Bertha, Priſel, Heilwig, Fridrun, Ilsmut, Wilwirk, Trute.

Was die Verheirathung der Jungfrauen betrifft, so wurde bei hohen und vornehmen Personen die Vermählung wohl durch Boten, Gesandte geworben, wie König Etzel die Spielleute Werbel und Swemmel (Abentheuer 20 der Nibelungen) an den Hof der Burgunden-Könige schickt, um sich die schöne Chriemhilt als Gemahlin zu erwerben. Zu Zeiten geschah aber auch wohl die Werbung mündlich und augenblicklich, wie die schöne und liebliche Stelle in den Nibelungen uns belehrt, als der junge Giselher um des Markgrafen Rüdiger Tochter wirbt (V. 6709). Nachdem Volker, der Spielmann, die Werbung begonnen, König Gernot sie freudig anerkannt, und Hagen auch sein Wort dazu gegeben, willigen Rüdiger und seine Gemahlin Gotelinde gerne ein, und die Morgengabe der Jungfrau wird gleich bestimmt:

Man beschied der Jungfrau Burgen und auch Land.

Drauf erklärt Rüdiger:

Ich gebe zu meiner Tochter Silber und auch Gold,
So hundert Saumesse immer nur mögen tragen. —

Da hieß man nun beide treten, nach der Gewohnheit, in einen Kreis,

Und zu fragen man begann die minnigliche Maid,
Ob sie den Recken wollte? ein Theil war es ihr leid,
Und dachte doch zu nehmen den waidlichen Mann;
Sie schämte sich der Frage, so manche Magd hat gethan.
Ihr rieth ihr Vater Rüdiger, daß sie spräche: ja,
Und daß sie ihn gerne nähme: viel baldig da war da
Mit seinen weißen Händen, der sie umschlos,
Giselher der Edele.

Hier und so immer in glücklichen Fällen, erfolgte die Verlobung gleich auf die Werbung. Die Hochzeit wurde

dann ſpäter, in Gegenwart aller Verwandten und anderer lieben Gäſte gefeiert. Am Hochzeitmorgen gingen Braut und Bräutigam mit den Eltern, Verwandten und allen Anweſenden zur Kirche und wohnten der Meſſe bei. Dann zog man heim, die Verlobten wurden in den Saal geführt, und die Anweſenden ſchloſſen um ſie einen großen Ring; man fragte die Braut, ob ſie den Bräutigam zum Ehemanne haben wolle, und, war das Jawort erfolgt, ſo ſprach der Prieſter oder Biſchof die feierliche, kirchliche Weihe darüber. Die Zwiſchenſtunden füllte man mit Tioſtiren und Ritterſpielen aus, wobei die Frauen aus den Fenſtern zuſahen. Gegen Abend erfolgte dann das gewöhnliche Hochzeitsmahl, nach deſſen Endigung den Neuvermählten ins Brautgemach geleuchtet wurde. Am Morgen nach der Hochzeitsnacht kamen früh die Eltern, brachten die Morgengabe und begaben ſich, ſobald die Glocken riefen, abermals mit dem neuvermählten Paare und den Verwandten in die Kirche, um Meſſe zu hören. Oft ging auch dort bloß die junge Frau mit ihren Freundinnen hin. War dies vorüber, ſo ward auch dieſer Tag noch mit Ritterſpiel und fröhlicher Mahlzeit hingebracht *).

Die Zartheit der Empfindung, die uns aus ſo vielen Dichtungen des Mittelalters entgegentritt und beſonders als ein Eigenthum der Frauen und der Sänger jener Zeit anzunehmen iſt, hat oft eine ſehr bedeutende und ſtrenge Rohheit ſich gegenüber ſtehen, die wir mit den Geſinnungen und Anſichten unſers Zeitalters nicht reimen können

*) So weit die Auszüge aus des Herrn Dr. Kuniſch Aufſatz, untermiſcht mit meinen Zuſätzen.

und bloß in dem Geiſte jener Zeit betrachten müſſen. Wie in der Gemüths- und Sinnes-Welt ſich dieſe Trennung zwiſchen Zartheit und Strenge oder Derbheit zeigte, ſo auch in dem Körperlichen, und jene Zeit mag daher darin nicht weit von der unſern abgeſtanden haben, daß neben den zart gebauten Frauen auch wieder viele körperlich ſehr ſtark gebaute ſich fanden; auch iſt wohl anzunehmen, daß die größere Stärke und Kräftigkeit damals bei den Frauen ebenfalls überwiegend war, wie denn eine größere Leibes-Kraft des menſchlichen Geſchlechts ſich in allem zu jenen Tagen zeigte. Beweiſe, daß die Frauen damals größer, ſtärker, ritterhafter waren, liefern uns manche altdeutſche Gedichte und Erzählungen. So erſcheint die ſchöne Frau in der Frauentreue, von der der Eingang ſchon in der vorigen Abtheilung, bei Gelegenheit der fahrenden Ritter angeführt ward, und deren Schluß nur hier eine Stelle verlangt, indem der mittlere Theil der Geſchichte in eine andere Abtheilung gehört, von gar bedeutender Leibesſtärke. Denn als der Ritter ſich von der ihrem Gatten Treuen verſchmäht ſieht, da beſchließt er das Aeußerſte zu wagen und ſteigt deshalb in der Nacht durch das Fenſter in das Schlafzimmer der Frau und ihres Gatten. Als ſie auch hier unmuthig ſeiner Liebesklage widerſteht und er wie ein Bethörter ſie umfaſſen will, da reißt eine alte Wunde wieder auf und er ſtürzt im Augenblicke todt nieder. Die höchſt beſtürzte Frau wagt nicht ihren Mann zu wecken, deſſen Verdacht ſie fürchtet, und daher entſchließt ſie ſich ſchnell und trägt den Leichnam des Ritters auf dem Wege, auf welchem der

Lebende zu ihr gekommen war, durch das Fenſter die Leiter nieder und bringt ihn in ſein benachbartes offenes Haus und in ſein Gemach, wo am andern Morgen ihn die Knappen entſeelt finden. Neben dieſer gewiß nicht geringen Leibesſtärke zeigt ſich nun aber auch eine große Heftigkeit des Gemüthes, wie man bei ſtarken Naturen zur Verwunderung oft findet. Denn als der todte Ritter von ſeinen Knappen in die Kirche getragen worden, und dort die Leiche ausgeſtellt war, ſo ging auch des Bürgers Frau hin, um für die Seele des Verſtorbenen zu beten und zu opfern. Als ſie nun ſeinen Leichnam ſieht, da übermannt ſie das Gefühl, daß ſie ja allein durch ihres Herzens Härtigkeit an ſeinem Tode ſchuld ſey, und indem ſie zu dem Verſtorbenen die Liebe gewinnt, welche ſie für den Lebenden nicht kannte, ſinkt ſie todt am Sarge nieder.

Einen andern Beweis von der Stärke und Kraft der Frauen giebt die Erzählung vom Frauenturnier, die bereits oben angeführt worden, nach welcher alle Frauen einer Stadt am Rheine die Rüſtungen ihrer abweſenden Männer nahmen und gegen einander heftig kämpften, wobei beſonders eine Jungfrau als Siegerin erſchien. Und wenn auch die meiſten dabei übel zugerichtet wurden, ſo zeigt es doch ſchon von Muth und körperlicher Kraft, daß ſie ſo etwas zu beginnen wagten.

Als ein drittes Beiſpiel gilt eine dritte noch ungedruckte altdeutſche Erzählung, der Port (das iſt die Borte) genannt; worin eine Frau von ihrem Manne, wegen Verdachts der Untreue, verlaſſen wird und ihm durch die Lande, als ein Ritter gekleidet und ritterliche Kämpfe

nicht vermeidend, ſondern ſich in ihnen auszeichnend, nachzieht, bis es ihr gelingt, ihren Mann aufzufinden und ihn mit ſich auf eine etwas ſonderbare Weiſe zu verſöhnen.

Wenn ſich aber die Frauen auch nicht ſelbſt in den Kampf miſchten, wenn ſie mehr, wie ihr Geſchlecht verlangte, ſich in die häuslichen Räume zurückzogen, ſo geſtaltete ſich doch damals das Leben ganz anders, durch die allgemein herrſchende Vorliebe zu den Ritterkämpfen und durch das überwiegende Gefühl der Ehre, welches ſowohl bei Männern, die für die Frauen und um ihre Liebe kämpften, als bei den Frauen, für welche und zu deren Preis die Ritter kämpften, herrſchte. Wir finden daher eine ganz eigenthümliche Sitte, ein uns jetzt ſelbſt verwerflich ſcheinendes Streben in der damaligen Zeit, daß die Ritter ſich eifrig bemühten, immer eine Frau der Gedanken, des Herzens zu haben, für welche gekämpft ward. Keinesweges war dieſe nun immer ein Luftgebilde, wie die ſchöne Dulcinea in des Cervantes unübertrefflichem Don Quixote, ſondern meiſt eine wirkliche Perſon. Nicht allein der unverheirathete Ritter hatte eine ſolche Geliebte, für die er kämpfte, der der Preis ſeiner Siege als Ruhm gebührte, ſondern auch die verheiratheten Ritter hatten ſolche Frau ihres Herzens, wie ſie dieſelbe meiſt nannten, und dieſe war ſogar oftmals auch verheirathet. Daß dieſe Liebe nun nicht immer eine bloße Beſchäftigung der Einbildungskraft war, daß ſie ſich nicht immer auf einer dichteriſchen Höhe erhielt, ſondern daß oftmals ſehr menſchliche Wünſche dabei vorwalteten, das iſt nicht zu bergen, und auch bei der menſchlichen Schwäche nicht anders zu

erwarten und zu verlangen. Die alten Ritterbücher haben uns davon sehr unterhaltende und sehr seltsame Erzählungen aufbewahrt, die wir nicht durch alle Rittergeschichten verfolgen können; aber auch hier tritt wieder das Leben des Ulrich von Lichtenstein in seinem Frauendienste, als der Wahrheit entschöpft, als beweisend ein. Daraus sind daher auch hier einige Stellen anzuführen, um so mehr, da sie einen lebendigen und unterhaltenden Blick auf die ganze Zeit werfen.

Wann Ulrich von Lichtenstein sich verheirathete, ist noch unbekannt; daß er aber verehelicht war, geht aus einzelnen Stellen seines Frauendienstes hervor, so wie auch, daß er seine Frau liebte, achtete und ihren Werth erkannte; denn er sagt einmal (S. 148): „ich ritt nach einem Orte, wo mir viel Gemaches geschah, zu meinem lieben Gemahl, die mir nicht lieber sein konnte, wenn ich mir auch ein ander Weib zu meiner Frauen (das heißt Frau des Herzens) erwählt hatte.“ Bei seinen ersten blöden Liebes-Abenteuern scheint er noch nicht verheirathet gewesen zu seyn; aber als er den Zug als Königin Venus durch die Lande machte, da war er es schon. Wie Ulrich von Lichtenstein bereits in seiner frühen Jugend einer Frauen Diener ward, das haben wir oben im Jugendleben ausführlicher gesehen. Diese war denn auch noch die Frau aller seiner Gedanken, als er schon Ritter war und im Lande umherzog, um Kampf und Lanzenrennen zur Ehre seiner Geliebten zu suchen. Wie damals seine Angelegenheiten des Herzens standen, das erzählt er uns selbst (S. 5): „meine Frau war so behütet, daß ich

ihr nie kund thun konnte, daß sie mir lieber sei, als mein eigener Leib, ich konnte sie nie sehen, auch konnte ich keinen Boten haben, der ihr recht sagte, wie so herzlieb sie mir sei. Darum wuste sie auch nicht, daß ich ihr dienen wollte. Da ritt ich auf eine Burg, wo der Wirth mich freundlich empfing; sein Weib, meine Niftel, kam zu mir und sprach: lieber Neffe, du sollst willkommen sein. Sie ließ mich niedersitzen, wo uns Niemand sah, worauf die Gute zu mir sprach: daß ich dich sehe, daran geschieht mir Liebe; nun sage an, wie gehabst du dich, und bist du froh? Sie lächelte und sprach: ich mus dein lachen, und sollte es wohl verschweigen, aber ich war vor einigen Tagen bei einer Frauen, und wir beide gedachten deiner; sie sprach: mir ist von ihm gesagt, daß er von Frauen wohl spräche, und daß er einer Frau sonderlich zu Dienste bereit sei, das ist ritterlich gethan; da sprach ich: das hab' ich auch vernommen, eine Frau sei ihm lieber, als alle Weib, wer sie aber sei, weiß ich nicht. Da bat sie mich, daß ich dich hüte, du solltest mir die Fraue nennen, und daß ich es ihr dann anzeigen möchte; darum, lieber Neffe, nenne mir nun den Namen deiner Frauen." Dies verweigert Anfangs Ulrich; als ihm aber seine Base Hülfe und gegen andere Verschwiegenheit verspricht, entdeckt er ihr, daß es gerade die sei, mit der sie über ihn gesprochen habe, und sie verheißt ihm, dieser Frau zu entdecken daß er ihr Ritter seyn wolle, und dabei ihm in allem immer hülfreich zu seyn, obgleich die Frau, der er sich zu stätem Dienst verpflichtet habe, ihm viel zu hoch geboren

ſey. Zugleich nimmt ſie ein von ihm gedichtetes neues Lied an ſeine Geliebte mit.

Nach 5 Wochen eilt er wieder zu ſeiner Baſe, aber die giebt ihm wenig Troſt; ſie habe zwar jener Frau ſeine Liebe entdeckt und ihr ſein neues Lied vorgeleſen, aber „da ſprach die Reine: die Lieb ſind wahrlich gut, aber ich will mich ihrer nicht annehmen, drum ſchweige ſtill mit deiner Rede; wenn dein Neffe ein biederer Mann wird, das gönne ich ihm mit Recht, denn er iſt ſonſt mein Knecht geweſen, aber ſolche Rede ſoll er laſſen, denn ich will ſie ihm nimmer gewähren, er ſoll die Dummheit laſſen, denn ich werde ſeinen Dienſt nie annehmen, es wäre ihm, weiß Gott, zu viel.“ — „Wäre er aber auch in aller Würdigkeit ganz vollkommen (wie ich von ihm doch noch nicht gehört habe), ſo müſte einem Weibe doch immer ſein ungefüge ſtehender Mund leid ſein, denn er ſteht ihm übel, erlaub' es mir zu ſagen, wie du ſelbſt wohl weiſt.“

So alſo mahnten die Frauen auch wieder immer zu größerer Ausbildung an; denn der Wunſch, ihre Ritter immer in höherer Würdigkeit und Vollkommenheit zu ſehen, trieb ſie zu freundlicher Ermahnung und die Ritter zu tapfern und hohen Thaten. Was hier noch beſonders die Rüge von Ulrichs übel geſtaltetem Munde betrifft, ſo hatte er wahrſcheinlich, was man eine Haſenſcharte nennt; denn er ſelbſt ſagt weiter hin: „ſieh! von den Lippen, deren ich drei habe, will ich eine abſchneiden.“ Dies Verſprechen leiſtet er denn auch ſeiner Baſe, die ihn durch nichts davon abwendig machen kann und die ihm dann, wenn

er dieſe wichtige Veränderung ſeines Geſichts glücklich und zur Vermehrung ſeines beſſern Anſehens vollendet hat, noch Unterſtützung weiter bei ſeiner geliebten Frau verſpricht.

Wir werden hier gleich ein großes Opfer in körperlichen Leiden ſehen, welches ein Ritter für ſeine Geliebte zu bringen ſich nicht weigerte; denn Ulrich ritt bald nach Grätz in Steierland und machte dem beſten Meiſter dort ſeinen Willen kund. „Der ſprach: jetzt kann es nicht geſchehen (es war im Winter), vor dem Maien ſchneide ich euch nicht, im Maien aber ſchwöre ich euch, euren Mund alſo zu machen, daß ihr deſſen froh ſeid; denn ich bin des Dinges ein ganzer Meiſter.“ Als er nun noch im Winter umhergeritten und gegen den Mai auf dem Wege nach Grätz war, begegnete ihm zufällig ein Knecht ſeiner Frau, dem er ſeinen Entſchluß anzeigte und der es für ein groſſes Wunder, „ja wahrlich ohne Sinn“ erklärte, daß er ſich ſo wagen und wohl gar todt liegen wolle. Aber Ulrich läßt ſich durch nichts abwendig machen und nimmt ihn als einen ihm erfreulichen Zeugen mit. Eines Montags Morgens fing der Meiſter an, ihn zu ſchneiden, er wollte ihn binden, Ulrich wollte es aber nicht, und der Meiſter ſprach: „es kann euch Schaden geſchehen; denn rühret ihr euch nur um ein Haar, ſo nehmt ihr Schaden.“ Ulrich ſprach dagegen: „ich bin willig daher zu euch geritten, und wenn ich auch todt liegen ſollte, wie weh mir auch von euch geſchieht, ſo ſoll man mich doch nicht wanken ſehen.“ Glücklich überſteht er dieſen Schnitt und deſſen Heilung und entläßt den anweſend geweſenen Knecht mit dieſen

Worten: „du ſollſt von mir deiner Frauen nichts als meine Dienſte ſagen, ich darf ihr nicht mehr entbieten; doch wenn du ſonſt willſt, dann ſage von mir: was hier mein Leib erlitten hat, das ſei um ein Weib geſchehen, die geſprochen hat, mein Mund ſtünde mir nicht wohl; was der an mir nicht behaget, das wird auch von mir gehaßt, und wenn ſie ſagte, meine rechte Hand gefiele ihr nicht, ſo ſchlüge ich ſie ab, bei Gott! denn ich will nichts anders, als was ſie will.“

So that er ihr kund und doch auf eine verſchwiegene, ihr allein bekannte Weiſe, daß ſie es ſey, deren Wünſche und Befehle er befolgt hätte und immer zu erfüllen gedächte, und ſechs Wochen lang duldete er, während ſeiner Heilung, die größten Schmerzen, die größte Pein. Da erbarmt ſich denn auch die hohe Frau ſeiner, daß ſie ihm durch ſeine Baſe ſagen läßt, ſie würde von ihrem jetzigen Aufenthalte an einen andern beſtimmten Ort reiten, und unterweges könne er ſie ſehen, ja er könne auf dem Wege zu ihr reiten und mit ihr reden, was er wolle, jedoch nicht zu viel. Aber hier zeigt ſich die Blödigkeit des noch jugendlichen Gemüthes, daß er dieſe Gelegenheit nicht ergreift und benutzt, und er ſelbſt erzählt es recht anmuthig ſo: „da war ich froh. Ich ritt gleich nach der Werthen, wo ich ſie vor mir reiten ſah, mein Herze ſprach in Freuden: nun hin, nun ſollſt du mit ihr reden, alles was dir gefällt, unbehütet reitet ſie vor dir, nun ſprich mit ihr, was dich gut dünkt. So ritt ich kühnlich zu ihr hin; als ſie mich bei ſich gewahr ward, kehrte ſie ſich von mir um, da ward mein Sinn ſo zaghaft, daß mir die Zunge

alsbald verſtummte und mir das Haupt niederſank, alſo war ich jegliches Wortes beraubt. Ein anderer Ritter jagte zu ihr, da ſah ich auf und blieb furchtſam und verzagt hinter ihnen. Da ſprach mein Herz wieder: nun, du verzagter Leib, du fürchteſt eine ſo gute Frau? Weiß Gott, ſie hätte dir nichts gethan, wenn du nur hätteſt ſprechen können. Höre, Leib, willſt du mit Worten verzagt ſein, ſo kann dir nie Liebe geſchehen, und ſcheideſt du ſo von ihr, ſo wird ſie dir nimmermehr hold, ſondern muß dich für einen Zagen halten. Wie mein Herz mich ſo beſtrafte, ermannte ich mich wieder und ritt zu ihr; die reine Süße ſah mich an und von ihrem Anſehn erſchrack mein Leib ſo, daß ich wieder ſchweigen muſte, die Kraft der Minne band mir meinen Mund zuſammen, ich wuſte wahrlich nicht, wo ich ſaß. Leib, ſprach nun wieder mein Herz, unſelig müſſeſt du ſein, denn du biſt ein böſer Mann, da ſie dich ſo freundlich anſieht, haſt du doch nicht mit ihr, recht als wäreſt du ein Wicht, geſprochen. Sieh, mein Herz, wenn ich gegen ſie was ſprechen ſoll, ſo weiß ich nicht, woven es geſchieht, daß ich kein Wort kann ſagen, der Mund wird mir ſo verſperrt, daß ich Unſeliger kein Wort herfür bringen kann. Leib, du ſollſt mir glauben, daß du dir ſelbſt groß Unheil ſchaffeſt, ich und du erleiden Plagen und keine Stunde iſt uns wohl; aber wenn dein böſer Mund nicht mit Worten meinen Willen kund thut, ſo muß es dein Ende ſein; ſieh doch, das werthe Weib reitet vor dir, ganz allein und unbehütet; wie biſt du ſo furchtſam, daß du nicht zu ihr reiteſt

und ihr all deinen Sinn ſagt? Nur hin, das iſt mein Rath, weil du ſonſt die Gelegenheit verlierſt."

„Nun ritt ich wieder zu ihr und fühlte, daß ich vor Furcht bleich war, meine Angſt zu ſprechen war groß, das Herz ſprang mir in meiner Bruſt, es gelüſtete ihm ſehr zu reden, es ſagte: nun ſprich! nun ſprich! nun ſprich! da dich niemand hindert. Wohl zehnmal thät ich den Mund auf, zu ihr zu ſprechen, da lag aber die Zunge nieder und wollte kein Wort ſagen. So ſchied ich wieder von ihr wie erſt, daß ich ihr kein Wort ſagte, das geſchah mir dieſes Tages wohl fünfmal. Die Tagereiſe nahm ein Ende und die Reine, Süße, Gute kam, wo ſie in der Nacht ſein ſollte, da war mein Herz ſehr traurig. Man hieß die Frauen von den Pferden heben, ich nahm das Hebeeiſen und hob manche klare Fraue ab. Die Falſches Freie hielt noch immer auf ihrem Pferde, und viel Ritter und Knappen ſtanden um ſie, mit denen ſie ihr Scherz und Spiel hatte; da ich mit dem Hebeeiſen zu ihr kam, ſprach ſie: ihr ſeid nicht ſtark genug, daß ihr mich abheben möget, ihr ſeid zu krank und ſchwach. Des Scherzes ward gelacht und ſie trat auf das Hebeeiſen; als ſie aus dem Sattel ſtieg, ergriff ſie mich bei meinem Haar, und ohne daß es jemand ſah, brach die Gute mir heimlich eine Locke aus: „„das habt dafür, daß ihr verzagt ſeid! Man hat mir von euch nicht wahr geſprochen."" Sie ging darauf zu ihren Frauen und er in großer Verzweiflung in ſein Kämmerlein, wo er die ganze Nacht in Klagen und Bekümmerniß zubringt, bis an den Morgen; dann, während die Magd des Hauſes ihn für krank hält,

wirft er ſich auf ein Pferd und jagt nach der Stelle hin, wo er ſie am vorigen Tage verlaſſen.

„Als ich mich dem Orte näherte — erzählt er weiter — ſah ich, wie ſie mir von dort in Frauen-Weiſe in einem Mantel entgegenritt. Als ſie mich ſah, neigte ſie mir und nun ſchwieg ich auch nicht länger: Gnade, ſprach ich, meine Frau, ihr müſt mir gnädig ſein, denn an euch liegt alle meine Freude, ihr ſollt mir glauben, daß ich euch ſeit meinen frühſten Jahren gedient habe, als ich euch zuerſt kennen lernte; laſt mich drum euren Ritter ſein, und erlaubt mir, um eure Tugend, dieſen Dienſt; denn nie kann ich jemals etwas ſo Edles gewinnen, als euren ſüßen Leib: um euch will ich mein Leben wagen in ritterlicher Arbeit und will euch als euer Ritter bis zu meinem Tode dienen. — Schweiget, denn ihr ſeid ein Kind und ſo hoher Dinge unverſtändig, reitet gleich fort von mir, ſo lieb euch meine Huld iſt. — Weh, habt ihr Recht, meine liebe Frau, daß ich noch zu dumm bin, um ganz auszuſprechen, was mein Sinn meint, ſonſt bin ich weiſe genug, um in eurem Dienſt den Preis eines Ritters zu gewinnen. — Fahrt jetzt von mir, das iſt mein Rath, wenn ihr noch Sinn habt; laſt euer Flüſtern, denn ihr wißt wohl, daß man mein hütet; hat jemand eure Rede gehört, ſo mag es euch zu Schaden kommen: laſt mich! wahrlich ihr ſeid ein verdrießlicher Mann. — Indem ſah die Gute ſich um und ſprach zu einem Ritter: reitet doch her zu mir, denn es ziemt ſich nicht, daß nur ein einiger Ritter neben mir reite, ſehet, daß das nicht wieder geſchehe! Ich ſprach: ſie hat Recht, denn es iſt

eine Unhöflichkeit, daß ihr ſie ſelbander reiten laßt, heißt mehr herkommen. Indem kamen ihrer ſechs herzu, die nach Ritterſitte mit ihr ritten. Ich nahm Urlaub und war von Herzen froh, daß ich meiner Frauen nun doch einen Theil meiner Gedanken geſagt hatte."

So lehrt uns nun dieſe Erzählung Zucht, Anſtand und Sitte der damaligen Zeit kennen, und das Einzelne iſt, wenn auch nicht für die ganze Zeit und alle Erſcheinungen, doch für das Meiſte und für einen weiten Kreis als bezeichnend anzunehmen, um ſo mehr, da das hier Mitgetheilte uns mitten in die Handlung ſelbſt verſetzt. — Um nun die Neigung ſeiner Geliebten zu erwerben, zog Ulrich im Lande umher und ſuchte Turniere, wo ſie nur immer zu finden waren; dort kämpfte er immer zur Ehre ſeiner Geliebten, aber dieſe ward noch nicht gerührt, und als ſeine Baſe ihn ihr wieder rühmte, da ſagte ſie: „du lobeſt mir ſehr deinen Neffen, das mag wohl von wegen der Sippe (Verwandtſchaft) ſein, die Fremden loben ihn aber nicht, darum kann dein Lob nicht gelten, und lobeſt du ihn gar zu hoch, ſo muß ich es für Thorheit achten." Als Ulrich dies vernahm, da ſchämte er ſich der Botſchaft und dachte: „ſie muß mir wegen Ritterthat noch hohes Lob ſprechen, oder Leib, Gut, Sinne und Leben wird verloren;" und er fuhr weit in die Land, wo jemand nur Ritterſchaft übte zu Schimpf (Scherz) oder zu Ernſt, und verzehrte ſein Gut und wagte willig ſeinen Leib. Und gar ſchlimm ging es ihm bei einem Turnier zu Brixen, wo, nachdem am ganzen Tage gekämpft worden war, ihn noch Herr Uſchalch von Botzen aufforderte, um ſeine Frau

ein Speer mit ihm zu verſtechen. Dies geſchieht, aber dabei ſticht ihm ſein Gegner einen Finger aus der Hand. Wie übel es ihm dabei durch ſeinen erſten Wundarzt ging, habe ich ſchon in dem Abſchnitt von den Turnieren und Lanzenrennen angeführt; endlich wurde ihm der Finger von einem andern Meiſter, obgleich ſteif, doch völlig geheilt. Da ſchickt ihm ſeine geliebte Frau, als ein erſtes Zeichen ihrer Huld, einen Hund, und er verſichert, nie ein ſchöneres Hündlein geſehen zu haben.

Da aber ſeine Baſe nicht mehr die Botſchaften an ſeine Frau werben will, ſo fehlt ihm ein Abgeſandter, bis er endlich einen Boten in einem getreuen Knecht entdeckt. Den ſchickt er ihr und befiehlt ihm: „ſage ihr, daß ſie mir lieb iſt vor allen Dingen, daß meine Treue unwandelbar und daß ich vor kurzem um ſie einen Finger verloren habe, der ihr zu Dienſt geboren war, der iſt von einer Toſt hinweg; aber Verluſt und Gewinn will ich für ſie immer mit Freude und mit Klage tragen; bitte ſie, daß ſie mich laſſe ihren Ritter ſein, und bitte ſie um ihre große Würdigkeit, daß ſie mir durch dich etwas entbiete, wovon mein Herz getröſtet werde. Bringe ihr auch dieſe Lied und gieb ſie ihr züchtiglich, und ſage ihr, daß ich ihrer an keinem Tage vergaß; ſie liegt allezeit in meinem treuen Herzen gefangen, nimmermehr kommt ſie daraus, und Gott gebe, daß es mir wohl ergeh'!“ — Da ward aber die Herrin der Botſchaft erzürnt und ſprach zu dem Knecht: „Nun ſage ihm von mir, höfiſcher Knabe, daß er die Rede gegen mich laſſe, denn ſie gefällt mir nicht; er ſoll ſeinen Muth dahin wenden, wo es ihm geziemt; ich will alſo

alt werden, daß mir das nimmer bekannt wird, was ſie heimliche Minne heißen; auch habe ich ihm das ſchon ſelbſt geſagt, daß mir nicht gefällt, was er ſo dummlich an mich begehrt; er müht ſich umſonſt, denn die Dummheit wird nie geſchehen, daß ich ſeinen Dienſt annehme und meine Ehre kränke." So und mit andern Vorwürfen und Abmahnungen entläßt ſie den Knecht, und als dieſer nach längerer Zeit mit neuen Liedern und neuer Liebesbewerbung ſeines Herrn kommt, ſtraft ſie ihn wieder mit Worten und wirft ihm und beſonders ſeinem Herrn Lügen vor, da dieſer ja noch den Finger habe, deſſen Verluſtes, zu ihrer Ehre, im Turniere er ſich rühme. Der Knecht giebt zu, daß Ulrich den Finger noch an ſeiner Hand habe, aber er könne ihn nicht brauchen, „er ſei ganz erkrummt," und Ulrich könne mit ihm nur in höchſter Beſchwer ein Speer erheben. Sie darauf: ſie gönne ihm wohl ſeinen Finger, nur ſolle er ihr nichts vorlügen.

Der Bote beſtellt, was ſie ihm geſagt. Da dachte Ulrich: „will mir meine Frau um meinen Finger gehaß ſein, dem kann wohl Rath werden, da er mir doch etwas gekrümmt iſt, ich ſchlage ihn ab und ſende ihn ihr, ſo müßt' ſie es doch wohl glauben, daß er verloren ſei, wenn ſie ihn ſelbſt ſieht." Darauf verlangt er von einem Freunde, er ſolle ihm den Finger abſchlagen, der aber erſt nicht daran will und ſich weigert; endlich aber doch, einen Beweis bietend, wie hoch und heilig, auch im Ritterthum, nicht bloß in der Heldenzeit, noch Freundſchaften gehalten wurden, antwortet er ihm: „ich thu alles, was ihr wollt, denn ich habe euch mir zum Freunde erwählt und bin euch

mit Dienſten unterthan.“ — „Da nahm ich ſein Meſſer — ſagt Ulrich — und ſatzt' es auf meinen Finger und ſprach: „„nun ſchlage zu, biederer Mann!““ Er ſchlug und der Finger ſprang ab; die Wunde blutete kräftig.“ Drauf dichtet Ulrich ein Büchlein, läßt es in einen grasgrünen Sammt binden „und von einem Goldſchmidte zwei goldene Brettlein wirken; darin band man das Büchel, und was die Sperre ſollte ſein, das waren zwei kleine Hände, gar löblich gemacht, und darein machten wir den Finger.“ Sie empfing Büchlein und Finger, ausrufend: „O weh, das iſt eine große Geſchicht! die Dummheit hätt' ich ihm nicht zugetraut, daß je ein verſtändiger Menſch ſo etwas thun würde!“ Sie entbietet ihm darauf: er ſolle fortan den Frauen noch beſſer dienen, als er bisher gethan; den Finger wolle ſie zwar in ihrer Lade behalten, aber er ſolle nicht darum glauben, daß ſein Dienſt gegen ſie je um ein Haar helfen ſolle. Ulrich, ſchon erfreut darüber, daß ſie den Finger behalten, beginnt darauf den Zug als Königin Frau Venus durch die Lande, den wir in der vorigen Abtheilung, bei den Ritterzügen, kennen gelernt haben, auf dem er ſich ſo muthig hält und den er ihr zum voraus ankündigen läßt, damit ſie allein weiß, daß zu ihrer Ehre von ihm dieſe Waffenthat unternommen werde. (Daß zu jener Zeit Ulrich verheirathet war, werden wir weiter unten ſehen.) Und auf dieſer Reiſe und bei dieſem Kampfzuge erhielt denn auch Ulrich ein Zeichen der Neigung; denn eines Tages kommt ſein Bote gar freudenreich zu ihm und ſpricht: „Euch giebt Willkommen eures Herzens Maienſchein, die hieß euch minniglich grüßen und ſpricht,

ſie ſei herzlich froh, wenn ihr freudenreich ſeid; ſie entbietet euch, daß ſie hohes Gemüte durch eure Würdigkeit trage, ſie nehme Theil an eurer Ehre und rechne es ſich zum eigenen Heil, was euch Ehre geſchieht, denn ihr habt um ſie dieſe Fahrt gethan. Sie hat dies Fingerlein euch zur Liebe hergeſandt, das hat ſie mehr als zehen Jahr an ihrer weißen Hand getragen." „Da ich das Fingerlein empfing, kniete ich auf meine Knie nieder und küßte es wohl hundertmal, womit ich ihm meine Liebe kund that; ich ſprach: o wohl mir! dies kleine Fingerlein ſoll mir immer hohen Muth geben und gegen alles Trauern gut ſein, ſo lange ich lebe: o wohl mir der wonnevollen Gabe! meinem Herzen mus dies kleine Fingerlein lieb ſein, ich liebe es mehr, als alles, was ich habe oder nur gewinnen kann: o wohl mir, daß ich je geboren ward, und daß ich ſie zur Frau erkoren habe, das reine, ſüße, ſelige Weib! ſie iſt meines Herzens Freudenſchein; was ich ihr nur immer dienen kann, das hat ſie mir ſo wohl belohnt; kein Mann trägt ſo hohes Lob, ihm wäre die Würdigkeit genug, die mir heute geſchehn iſt." Drauf ſchickt er den Boten wieder zu ihr mit Dank und der Bitte, ihm ein Kleinod zu ſenden, das er bei dem nachfolgenden Turnier tragen könne.

Aber mit gar unheimlicher und trauriger Nachricht kehrt der Bote zu ihm zurück, und voll der Betrübniß bringt er Ulrich beinahe zur Verzweiflung. Er ſagt ihm: „Eure Frau hat euch entboten, daß ſie euch immer Haß trüge und nimmer hold würde, wegen eurer Untreu; ſie will euch in kurzem ein Herzleid zufügen, ihr Fingerlein

will ſie immer beklagen, das ſie euch geſandt hat, ſie zürnt, daß ihr es an eurer Hand tragt, ſie hat mir fleißig anbefohlen, daß ich es ihr zurückbringen ſoll; ſie ſei euch deswegen gehaß, weil ſie für wahr vernommen habe, daß ihr einer andern Frauen mit Dienſt bereit ſeid; ſie iſt ſo ungemut, wie ich es an Frauen niemals ſah; ſie ſprach ſo heftig gegen mich, daß ich lieber das Land räumen wollte, ehe ich noch einmal zu ihr ritte.

Hierüber bricht nun Ulrich in die größten Klagen aus, daß er den Domvogt von Wien, der ihn während ſeiner erſten Verzweiflung beſucht, ſo mit ſich fortreißt, daß auch der mit ihm zu weinen und klagen beginnt, ungeachtet (wie Ulrich ſelbſt ſagt) „es wunderlich war, da er gar nicht wußte, warum ich weinte.“ Durch dieſe einſtimmenden Klagen ſeines Freundes wird Ulrich nun noch zu größerem Wehe vermocht, bis endlich ſein Schwager, Heinrich von Waſſerberg, zur Thüre eintritt und dieſem thörichten Jammer Beider mit folgenden gerechten und ſtrengen Worten ein Ende macht: „Wer hat euch beiden was gethan? Das iſt ſchwach, daß Ritter klagen; ihr weint ja wie die armen und verwaiſten Kind, und wie kranke, blöde Weiber! Sollen Ritter alſo weinen? Nein, ihr mögt euch beide deſſen ſchämen!“

Die Heftigkeit der Empfindung und die rückſichtsloſe Darlegung des Schmerzes, die uns ſchon aus dieſem Benehmen entgegentreten, werden durch eine gleich darauf folgende Erzählung noch überboten, in der ſich aber auch wieder die Heftigkeit der Gefühle zeigt und die Spannung, in welcher die Gemüther jener Zeit ſich befanden. Sie

ſcheint mir daher hier eine Stelle zu verdienen, wenn ſie auch uns unglaublich, wenigſtens zu übertrieben erſcheinen muß. Indem nämlich Heinrich von Waſſerberg mit den vorigen und andern Worten ſeinen Schwager ſtraft und ſtrenge zu einem mannhaften, nicht weibiſchen Weſen, das ihm, nach Erlangung ſo vieler Ehre, gar nicht gezieme, ermahnt, da bricht dem Ulrich das Blut aus dem Munde und der Naſe. Drauf ſprach Heinrich von Waſſerberg: „viel ſüßer Gott, ſei gedankt, daß du mich vor meinem Tode den Mann haſt ſehen laſſen, von dem ich mit Wahrheit ſprechen mag, daß er ein Weib ſo recht ohne Wanken liebt.“ Da kniete er auf ſeine beiden Knie und hob ſeine beiden Hände in die Höhe und ſprach recht aus dem Herzen: „o wohl mir, daß ich das erſah; wohl mir, daß ich das wiſſen ſoll! des will ich immer froh ſein, ſo lange ich lebe.“ Darauf ermahnt er ihn, es werde gewiß nur eine Probe ſein, die ſeine Frau mit ihm anſtellen wolle; er ſolle nun um ſo mehr ſich vor jeder Untreue hüten und gutes Muthes ſeyn, denn ſie werde ihn nun gewiß erhören. Nunmehr tröſtet ſich Ulrich und entſendet auch ſeinen Boten wieder an ſie. Auch ſeine Frau hat ſich indeſſen in ihrem Sinne gewandelt; ſie empfängt den Boten wieder freundlich, und als er ihr das Leiden ſeines Herrn erzählt, ſagt ſie ihm, ſie wiſſe alles, denn ihr heimlicher Bote habe die drei Männer bei den Klagen, die ich eben erzählte, belauſcht; aber nie würde er doch das gewinnen, was er wünſche, denn das würde ſie nie einem Manne gewähren.

Und nun erzählt uns Ulrich eine Begebenheit aus

ſeinem Leben, wie ſie uns manches Ritterbuch verkündigt, wie Liebe zu Liebe heimlich gekommen iſt, und wie verborgene Liebe gar oft ein ſpöttliches Ende genommen. Klar wird uns daraus, daß die Rittergedichte, welche freie Erfindungen ſind, immer ihre Zeit ſo wie das Leben ihrer Zeitgenoſſen ſchilderten, und daß jene oft darin vorkommenden ergötzlichen Schwänke aus dem Leben gegriffen ſind. Was ſo zur Erklärung der Ritterbücher gereicht, befördert noch mehr die Kenntniß der Sitte jener Zeit; und um dieſe genauer kennen zu lernen, iſt die Erzählung dieſes luſtig-traurigen Abenteuers hier wohl an ihrer Stelle.

Nach mehren Geſprächen und nachdem ſie die Lieder, welche der Ritter in erfreulichem Minnegeſange ihr geſungen, geleſen hat, ſagt ſie zum Boten: „Nun reite zu deinem Herrn und ſage ihm, daß ich ihn gerne ſehe, und wenn es ſein mögte, ſo ſoll er ſich und mich ſo bewahren, daß er auf der Hin- und Herreiſe nicht vermeldet werde: ſage ihm meinen Rath, daß er als Ausſätziger kann kommen, Sonntags Morgens früh mit den Ausſätzigen; thut mir mit Klopfen eure Ankunft kund, ſo ſende ich euch meinen Boten, und was der ſagt, das thut heimlich. Er ſoll aber darauf nicht zu mir herkommen, daß ich ihn wolle zu mir legen; daß ich ihn gerne ſehe, ſoll er nicht ſo deuten, daß ich ihn hie minnen wolle; ich erlaube es ihm nur darum, weil du ſprichſt, er habe mir ſo lange gedient, ich will ihn hie freundlich bitten, daß er mich Dienſtes frei laſſe.“

Froh ſucht der Bote ſeinen Riter auf, der zwar von ſeiner Geliebten ſehr entfernt gezogen iſt, aber doch

alles Mögliche anwendet, um die vierzig Meilen, durch die er von ihr getrennt ſich befindet, in nicht viel mehr als 14 Tage zu vollenden. Da nun die ganze fernere Erzählung wieder einen bedeutenden Blick auf das Leben des Mittelalters eröffnet, indem wir hier abermals ſehen, wie ſo vieles, was uns die alten Gedichte erzählen, nichts als das Leben der damaligen Zeit, wie ſchon bemerkt, iſt, und ſo manches Dunkle in einzelnen Gedichten ſo ſeine Aufklärung erhält, möge auch hier wieder Ulrich ſelbſt redend eintreten:

„Samstages früh hub ich mich auf meine Fahrt ſelb dritte, Niemand wußte, wohin ich fuhr; am Samstage ritt ich 36 Meilen, und von meiner großen Tageweide und Eile ward ich ſehr müde, zwei meiner Pferde lagen mir auf der Straße todt. Die Nacht war ich in einer Stadt, wo ich mir Töpfe bereiten ließ, wie ſie die Ausſätzigen haben, und ſchwache Kleid, die legte ich am Morgen an, und dergleichen auch mein Bote, lange Meſſer nahmen wir zu uns, wenn unſer Leib in Gefahr kommen ſollte. Sonntags Morgens ritt ich von dannen, 2 Meilen, ſo ſchwächlich gekleidet, dann ließ ich wo die Pferde verborgen ſtehen, und ich und mein Bote gingen 2 Meilen für eine wunnigliche Burg, worauf die Tugendreiche mit Hauſe ſaß (wohnte). Vor der Burg fand ich viel armer Leute, es ſaßen da wohl dreißig Ausſätzige, denen ihr Siechthum wehe that. Ich muſte zu ihnen ſitzen, was ich lieber nicht gethan hätte, aber mein Geſelle weiſ'te mich hin, als wenn ich auch unkräftig wäre. Die Siechen grüßten uns und ich ſaß im Graſe zu ihnen nieder. Da

fragten ſie alle: von wannen wir hergekommen wären? Die Frage that mir leid, ich ſprach: wir ſind zween Gäſte und ſind noch nie hie geweſen, unſre Armut rieth uns hieher, ob uns jemand wohl hie Gutes thäte. Sie ſprachen: ihr ſeid recht hieher gekommen; wir wiſſen nicht, ob ihr gehört habt, daß die Hausfrau jetzt ſiech hier liegt, davon giebt man uns hie oft Pfennige und Speiſe genug, eine Jungfrau bringt uns immer Brod und Wein und wüßte man, daß ihr hie wärt, man gäbe euch auch etwas; ihr mögt wohl anklopfen und nach armer Leute Art bitten, ſo bringt man euch Wein und Brod, und wenn man euch heut' keine Pfennige giebt, ſo geſchieht es morgen."

„Da ging ich von den Siechen gegen ein Fenſter, wofür ein guter Teppich gehängt war, wie man wohl oft vor ein Fenſter thut, wenn man den Wind abhalten will, oder das Licht; da nahm ich meinen Napf und klopfte ſehr laut an, zugleich bat ich viel jämmerlich, daß man mir Brod geben möchte, weil mir der Hunger weh thäte. Da ſah eine Jungfrau aus dem Fenſter her, und da ſie uns zween abgeſondert von den andern ſtehen ſah, thät ſie das Fenſter wieder zu und ging zu ihrer Frauen hin und ſagte, daß wir da wären. Da ging die Jungfrau aus dem Thor, ſie gab den Siechen allen, jeglichem einen Pfennig; als ſie zu uns kam, ſprach die Süße: ſagt an, wann ſeid ihr hergekommen, ich ſah euch doch hier noch nicht. Ich ſprach mit verkehrter Stimme, daß wir von Ungemach, Siechthum und Armut Kummer litten; „wer uns und Gott Gutes thut, wirkt ſein ewiges Heil." Sie ging uns näher und ſprach: „ihr ſollt mich wiſſen

laſſen, wer ihr ſeid, ich darf bei euch nicht länger ſein; ſeid ihr um meine Frau gekommen, ſo ſagt es mir ſchnell.“ Ulrich antwortet ihr darauf: „ihre Frau habe ihm geheißen, herzukommen, und er ſei der, welcher ihr immer bis an ſeinen Tod dienen wolle.“ Die Jungfrau geht darauf in die Burg zurück, meldet ſeine Ankunft und kommt darauf mit Wein und Speiſe genug zurück, die eine andere Jungfrau ihr tragen hilft, welche ihm den Gruß ſeiner Frau und die Weiſung bringt, den Berg zu verlaſſen und gegen Abend erſt heimlich wieder zu kommen. Da ißt er mit den Siechen zuſammen, obgleich ihn vor ihrer Krankheit und Unreinlichkeit grauſete, und er hätte gewiß nicht — ſagt er — mit ihnen gegeſſen, wenn er nicht die Ehre ſeiner Frau hätte hüten müſſen. Damit die Siechen ihn nicht erkennen ſollten, hatte er ſich mit Wurzen (Wurzeln) auch ein krankes Anſehen gegeben; denn er kannte „eine Wurz, nimmt man die in den Mund, ſo ſchwillt man und bekommt bleiche Farbe.“ Er geht darauf vom Berge in das Dorf und bettelt darin umher, bis die Sonne unterging, das geſammelte Geld legte er aber an der Straße in einer Zeile (Reihe) hin und wußt' er nicht, wer es etwa gefunden. Als es Abend geworden, ging er wieder auf den Berg, wo die Kranken bereits waren, um abermals geſpeiſet zu werden. Da ſagte ihm die Magd: ihre Frau könne ihn heute nicht ſehen, er ſolle morgen zur Eſſenszeit wiederkehren, vor morgen Nacht könne ſie ihn nicht ſprechen. So wanderte er wieder traurig vom Berge ab und nahm die Herberge nicht an, die ihm einer der Siechen anbot, ſondern verbarg ſich mit ſeinem Gefährten

fern von der Burg im hohen Korn. Da gewann er aber eine sehr böse Nacht; denn als es finster ward, erhub sich ein großer Wind und ungefüge gos der Regen. Er litt groß Ungemach; ein elender Rock und schlechtes Mäntelein waren sein Dach gegen den Regen und er starb fast vor Frost. Herzlich froh war er, als er den Schein des Tages ersah; da lief er so lange herum, bis er warm ward. Als die Sonne hoch stand, ging er wieder vor die Burg und bat mit Klopfen, daß man ihm etwas gäbe. Er erhielt etwas und zugleich die Anweisung: in der Nacht wolle ihn seine Frau sehen. Als er gegen Abend wieder erschien, sagte ihm die Magd: sobald sich Tag und Nacht scheiden würden, solle er wieder kommen und sich gut in dem Graben verbergen. Sobald man aus dem hohen Fenster, welches sie ihm zeigte, ein Licht hinaushalte, müsse er nicht länger säumen, sondern schnell daher kommen, da finde er Leilachen zusammen gebunden, womit man ihn hinauf ziehen würde.

„Als es finster war — erzählt nun Ulrich selbst — eilte ich in den Graben und vermauerte mich da mit Steinen, daß mich niemand sehen konnte; also that auch mein Geselle und wir lagen beide sehr still. Als wir so verborgen waren, ging der Hausschaffer selb siebent um die Burg hin und her, er nahm fleißig wahr, ob jemand irgend wo verborgen sei. Dann ging er in die Burg und ich sah das Licht aus dem Fenster; sogleich zog ich mein Obergewand ab, das ich als ein Siecher trug, und verbarg es; ich schlich unter das Fenster, wo ich die Leilachen hangend fand, darein trat ich willig, mein gefüger Geselle

ſchob nach, und zarte Händlein zogen mich etwas empor. Da ich ſo hoch war, daß mein getreuer Geſelle mir nicht mehr helfen konnte, da mochten ſie mich nicht weiter bringen und ſie ließen mich ſchnell wieder nieder; von neuem verſuchten ſie es, aber ſie muſten mich immer wieder niederlaſſen, und das geſchah dreimal." Da wird Ulrich endlich ungemut und befiehlt ſeinem Gefährten, der leichter als er, in die Laken zu treten, und dieſer wird nun ſchnell emporgezogen und oben mit einem Kuſſe von Ulrichs Nichte, die ihn für Ulrich nimmt, empfangen. Drauf half nun der Geſelle den Frauen, und da war Ulrich alsbald oben. Dort ward er in eine Suckenie (d. iſt ein weites oder Mantel-Gewand) von Seide und Gold gehüllt und dann zu ſeiner Frau geführt, die in ihrem Gemach, umſtanden von acht gut gekleideten Frauen, ſaß, mit bedeutender Pracht umgeben. Er kniete vor ihr nieder und ſie empfing ihn gütlich; aber in dem ſich entſpinnenden Geſpräch verſicherte ſie auch zugleich, daß ſie nie ihrem Gemahl untreu werden und ihm nie irgend etwas gewähren würde, was ihrer Ehre nicht gezieme. Er vertraut aber auf ſein gutes Glück, daß ihm wohl mehr gewährt werden könne, und deutet ſeine Wünſche klar an, worauf ſie ihm zornig zu ſchweigen gebietet, wenn er nicht ganz ihre Huld verlieren wolle. Beſtürzt klagt er ſeiner Baſe heimlich ſeine Noth; doch dieſe tröſtet ihn, nur mit Ruhe die Entſchließung ſeiner Herrin abzuwarten. Dieſe führt ihn darauf in ein anderes Zimmer, worin ſie ſpeiſen und Ulrich ſeine ungeziemliche Bitte von neuem wiederholt. Abermals droht ſie ihm heftig, und der Troſt

ſeiner Baſe will nichts bei ihm wirken, vielmehr verſichert er: daß er nicht von dannen weichen würde, ſie habe denn ſeine Wünſche erfüllt. Wohl ſey ihm bekannt, was ihm bevorſtehe, wenn er bis zum Morgenlicht bliebe; aber er würde doch nicht weichen, denn dann, wenn er entdeckt würde, habe ſie ja auch ihre Ehre verloren. Das hinterbringt die Baſe ihrer Frau, welche ihr antwortet: ihr Neffe ſolle vernünftig ſeyn und ſolle auch ihrem Willen genügen; denn, je mehr er ihren Willen erfülle, je eher werde ſie auch dem ſeinen ſich ergeben; aber alle Gedanken an Gewalt ſolle er fahren laſſen. Thue er gütlich, was ſie ihm heiße, ſo wolle ſie „ihn minniglich grüßen, wie ein gutes Weib ihren lieben Mann.“ Das hinterbringt die Baſe an Ulrich, und die hohe Frau tritt zum Geſpräche ſelbſt, ſtraft ihn, daß er ſo bösliche Gedanken hege, daß er ihre Ehre durch ſein Bleiben bis zu Tage verderben wolle. „Tretet wieder — ſagt ſie — in das Leilachen, ſo laſſe ich euch ein wenig nieder und ziehe dann euch wieder her und grüße euch minniglich; wenn ich euch ſo empfangen habe, ſo bin ich euch ganz unterthan, was ihr mit mir beginnen wollt, denn ich habe mir zu Freuden euch vor allen Rittern erwählt.“ — „Fraue, wüßt' ich das, — erwidert er — ſo thät' ich euern Willen; nur mus ich aber fürchten, daß ihr mich niederlaſt und mich nicht wieder heraufziehet.“ Sie ſprach: „ich will auch ein Pfand ſetzen, ihr ſollt mich feſt bei der Hand halten, das erlaube ich euch; ihr mögt wohl nicht gar getreu ſein, da ihr mir nicht vertrauen wollt.“ — „Liebe Fraue, ich will mich in eure Gnade empfohlen ſein laſſen.“

Sie sprach: „es soll euch gut werden, wenn ihr hie meinen Willen thut, seid ohne Angst, ich thue dann euren Willen.“ Die Gute nahm mich bei der Hand und führte mich zu den Leilachen zu dem Fenster, da hieß sie mich eintreten und sprach: seid nur ohne Angst, ich lasse euch nicht so von mir kommen. Mit Sorgen trat ich in den Leilachen, da ließ man mich so weit hinab, daß man mich wieder hinauf ziehen sollte, da sprach die Gute mit Listen zu mir: Gott weis, daß ich nie so lieben Ritter sah, als der mich hie bei der Hand hat, darum sei mir willkommen! Sie fing mich bei dem Kinne und sprach: Freund, nun küsse mich. Davon ward ich so froh, daß ich ihre Hand fahren ließ; in demselben Augenblicke fuhr ich so schnell hinab, daß ich mich wohl zu todt gefallen hätte, wenn mich Gott nicht beschützte. Als ich unten war, zog man die Leilachen wieder zurück.“

In größten Klagen aufschreiend stürzte Ulrich einen steilen Weg nieder, um sich in ein benachbartes, tiefes Wasser zu werfen. Aber sein Geselle, den man ihm schnell nachgelassen, lief ihm eilig nach, ergriff ihn, als er den Fall in das Wasser thun wollte, mahnte ihn an, keine Thorheit zu begehen, und brachte ihm von seiner Geliebten „ihr Wangenkissen, worauf sie manche Nacht gelegen.“ Das tröstete ihn in etwas und noch mehr die Versicherung, seine Geliebte würde ihm gewiß einmal seine Wünsche erfüllen. Dadurch ward er in etwas beruhigt; er sah die Nothwendigkeit ein, daß er schnell aus der Gegend sich entfernen müsse, um seinen jungen Knecht aufzusuchen, den er bei den Pferden gelassen hatte, weil der

ſich nicht Raths wiſſen würde, er leicht entdeckt und ihm die Pferde genommen werden könnten. Darauf enteilen beide. Als ſie nun zu den Pferden gelangen, da ſagt ihm ſein Geſelle: nun kann ich euch ſagen, was mir eure Frau befohlen hat. Sie hat euch entboten, daß ihr von heut über 20 Tage zu ihr kommen ſollt, ſo will ſie euch ſo empfangen, daß ihr immer froh ſein mögt; ſie hat euch jetzt ſehr ungern von ſich gelaſſen, nur daß eine Fraue bei ihr war, um die ſie es muſte; die fährt nun von dannen, deſſen ſie herzlich froh iſt; drauf ſollt ihr wieder kommen, dann will ſie euch 10 Tage da behalten und es euch ſo entbieten, wie ein gutes Weib ihrem Freunde ſoll." Das tröſtet ihn noch mehr.

Wie oft ſolche verborgene und heimliche Beſuche ſtattgefunden haben mögen, beweiſen die ſo ſehr vielen Wächterlieder, welche ſich in der maneſiſchen Sammlung der Minnelieder finden. Hier iſt immer der Wächter des Thurms mit in das Geheimniß verflochten und er warnt durch ein Lied den verborgenen Ritter, daß er nun ſeine Geliebte verlaſſen und enteilen ſolle, damit er nicht von böſen Merkern erſpäht werde; denn der Tag wolle mit ſeinem Schein bald auf ſeyn und im Morgen röthe ſich ſchon der Himmel. So hörte auch hier, als Ulrich, aus dem Fenſter gelaſſen, ſo gewaltig ſchrie, ihn „der Wächter und ging von der Zinne und ſagte in der Burg: er höre den Baland (den Teufel); man fragte ihn, wie und wo, er ſagte: da bei der Mauer, er ſchrie o weh, und fuhr den ſteilen Weg zu Thal, daß ich deſſen erſchrack; die Steine rollten ihm nach, ich ſegnete mich in der Angſt."

So treten auch dieſe einzelnen Wächterlieder für ihre Zeit bezeichnend und lehrend ein, wenn ſie auch keinesweges ein Muſterbild der Sitte und Züchtigkeit jener Tage ſind. Es verdient indeſſen noch hier bemerkt zu werden, was Ulrich von Lichtenſtein (S. 250) von dieſen Wächterliedern bemerkt, woraus man indeſſen doch nicht den Schluß ziehen darf, daß ſie weniger dem Leben entnommen worden und nur der Einbildungskraft angehörten; denn als er einmal darüber nachdachte, wie die Minne klagt, daß ſie von ihrem Herzlieb ſcheidet und er davon ein Lied dichtete, ſagt er: „meine Meiſter haben geſungen, daß ihnen die Wächter mit dem Wecken wehe gethan haben, was ich doch nicht glauben kann; denn ein hochgeboren, witzig Weib wird wohl keinen Bauern um ihr Geheimnis wiſſen laſſen; man hat keine edlen Wächter, Bauern kann man nichts vertrauen, denn ſie verſchweigen nicht; edle Art kann ſchweigen, drum ſoll ſie Geheimniſſe wiſſen; das mus eine arme Fraue ſein, die den Morgen fürchtet, und nicht eine Magd gewinnen kann, die es hindert, daß ihr Freund geſehen werde; auch iſt es wohl geſchehen, daß ein edles Weib bei ihrem Freunde betagt iſt (daß der Tag beide bei einander überraſchte), und er iſt doch verborgen worden.“

Der Begleiter Ulrichs hatte ihm indeſſen nur etwas Fälſchliches vorgeſprochen, um die erſten Ausbrüche ſeines Unmuths und ſeines Zornes zu hemmen. Da er darauf wieder von Ulrich an ſeine Geliebte geſendet wird, erzählt er ihr, was er in ihrem Namen verſprochen hat; aber dieſe will davon nichts gewähren, ſondern verlangt, er müſſe ihretwegen eine Fahrt über's Meer thun, dann wolle

ſie ihm lohnen, daß alle ſein ſehnendes Leid geendet würde. Man ſieht, daß die Frau alles Mögliche anwendete, um ihn von ſich zu entfernen, ja ihn gänzlich zu verderben; und dies ahnet auch ſein Geſelle; denn als Ulrich verſpricht, auch dies zu erfüllen, ſagt der Bote: „uns gefällt die Fahrt nicht, denn ihr möget wohl todt liegen, wann ihr über See fahrt; und verliert ihr ſo um ein Weib den Leib, ſo habt ihr auch die Seele verloren, darum ſollt ihr hier bleiben.“ Aber Ulrich will nicht wanken und weichen von dem, was ihm ſeine Frau befiehlt, und entſendet den Boten, ihr ſeinen Entſchluß zu melden; ſie aber läßt ihm ſagen: er ſolle nicht ſo oft zu ihr ſchicken, es errege Verdacht, mit der Fahrt ſolle er noch zögern, bis ſie ihm die Zeit näher beſtimme. Da zieht Ulrich wieder rüſtig und viel turnierend im Lande umher und ſendet der Geliebten ſeine Lied, bis dieſe wirklich durch ſeine Bewerbungen, ſeine ſtandhafte Liebe und ſeine freundlichen Lieder gerührt wird. „Da ließ ſie — ſagt er — meinen Boten rufen und ſandte ihn zu mir, der mir allen ihren Willen kund that. Mehr will ich nicht ſagen und aus Zucht viel verſchweigen. Darnach erließ mich die Gute der Fahrt; denn ſie ſah mich gern im Lande, davon nahm all' mein Trauern ein Ende. Der Sommer kam wieder, meine Gedanken ſtanden froh.“

So reitet nun Ulrich einige Zeit lang in Freuden im Lande umher, turniert mannlich und erwirbt immer höhern Ruhm; aber bald endete auch wieder ſeine Freude; denn „in dieſem Sommer that ſeine Frau etwas, dürfte er aus Zucht das melden, ſo würden ihn die Biedern beklagen

helfen, daß ein so werthes Weib ihren Freund so beschweren konnte;" ein so schmähes Leid geschah ihm von ihr, daß er „bis an seines Lebens Ende darüber klagte." Auf ein von ihm gedichtetes Klagelied änderte seine Frau doch noch nicht ihr Handeln, sondern sie that ferner, was er immer klagen muß und was er niemand vertrauen will. Da sie nun ihre Unthat nicht ließ, so schied er aus ihrem Dienste; „denn der ist ein unweiser Mann, der auf die Länge dient, wo man seinen Dienst nicht belohnen kann." Darauf straft er aber die, die ihn so beleidigte, daß er sie verlassen mußte, in vielen Liedern, die von der Weiber Untreue und Wankelmuth handelten, welche diese seine frühere Geliebte heftig erzürnten und kränkten, aber sein ungemuthes Herz schwieg nicht. Nach den Liedern sah er ein Weib, von der man viele Tugenden rühmte, die bat ihn, daß er um alle guten Weib sein Zürnen gegen die sein ließe, die er sonst seine Frau nannte, denn es stünde ihm übel an. Um die Gute muste er es nur lassen, er schalt sie nicht mehr, diente ihr aber auch nicht mehr. So war er in seinem Herzen ein Frauen freier Mann; doch schied er von Weibes Lob nicht, sondern sang nun wieder zu ihrer Erhebung.

Aber nicht lange ertrug er es, ohne eine Geliebte zu seyn, und bald stellte er folgende Betrachtung an, die wieder für das ganze ritterliche Streben der damaligen Zeit bezeichnend ist. „Ich dachte, wie lange soll es dann sein, daß mein Herze ohne Frau ist? das ist mir nicht gut; denn wer seine Jahre so verschwendet, daß er nicht mit Treuen gute Weib minnt, dem wird die rechte Wär-

digkeit verſagt: ſchadenreich wird, wer die Weib nicht herzlich minnt, das weiß ich an mir ſelber. Da ich mich erſt befliß, meiner Frau ſchön zu dienen, da ſah man mich freudig und ritterlich gemut, meine Zeit ging mit Freuden hin; nun diene ich weder dort noch hie, das iſt kein ritterlicher Muth, ich ſollte wieder eine Fraue haben, der ich mit Dienſt unterthan wäre, die mus mir Gott bald geben; ich habe viele Frauen geſehen, die ſchöne und gut ſind, deren will ich mir eine zur Frauen nehmen, und ihr dienen, wie ich kann." Da wählt er denn auch bald eine Frau und reitet ſogleich zu ihr, um ihr ſeinen Willen kund zu thun. „Ich ſage nicht — ſpricht er in ſeinem Buche — was ſie da ſprach, aber hochgemut kam ich von ihr zurück; ſie hatte recht, daß ſie mir gut war, denn ſie war mir vor allen Weib." — „Was ich ihr gedient habe, und was ſie mir Gutes gethan, will ich verſchweigen; nur das will ich ſagen, daß ich ihr Lob zu allen Zeiten ſang;" und wirklich tritt nun eine Reihe der lieblichſten und ſchönſten Lieder in ſeinem Büchlein auf.

Ulrich war auch in dieſem vorgerückten Alter nicht ſaumſelig, um das Lob ſeiner Frau zu erheben. Wie er ſeine erſte ungetreue Geliebte dadurch der Welt theuer zu machen ſuchte, daß er um ihretwillen als Frau Königin Venus durch die Lande zog, ſo unternahm er nun, ſeiner neuen Geliebten zum Ruhme, einen abermaligen Zug und zwar trat er als König Artus auf, der vom Paradieſe kam, um die Tafelrunde wieder herzuſtellen. Jeglicher Ritter, der Mitglied dieſer Geſellſchaft werden wollte, mußte, ohne zu fehlen, drei Speer auf dem König

verstechen, dann erhielt er Zutritt und ward nach einem der Tafelrunder genannt. Wir haben leider davon nur ein Bruchstück, indem in der einzigen Handschrift, die bis jetzt von Ulrichs Frauendienst bekannt ist, gerade der Anfang dieser Fahrt fehlt. Was daraus für das Ritterwesen merkwürdig ist, hat bereits seine Stelle in andern Abtheilungen gefunden; für diese erhellt weiter nichts daraus. — Obgleich den Ritter späterhin manches Unheil im Lauf der Jahre ergriff; obgleich ihm einige Burgen, dabei viel von seinem Vermögen geraubt wurde und er bedeutend verlor; obgleich die Zeiten in der Steiermark so trübe wurden, daß die Ritter nicht mehr dem Dienste der Frauen und fröhlichen Turnieren sich widmeten, sondern nur dem Raub und der Bedrückung oblagen, wie Ulrich selbst in seinem Buche sagt: so war er doch froh gemut in der Neigung seiner Geliebten und sang ihr seine Lieder bis in sein hohes Alter.

Dies einzelne Beispiel ist wenigstens für manche Bestrebungen jener Zeit, die aus einem bessern Sinn entsprungen, bezeichnend. So untreu nun auch die Ritter durch diese Liebe, die bei den meisten wohl keineswegs ein bloßes Spiel der Einbildungskraft blieb, ihren Frauen waren, so geht doch wieder aus dem Frauendienst des Ulrich von Lichtenstein hervor, daß in dem Verlauf solcher Liebesbündnisse die Ritter eine jede Untreue, selbst die scheinbare, zu vermeiden trachteten, und daß sie sehr erzürnt waren, wenn ihnen eine Liebesbezeigung von einer andern Frau ward, wodurch der Verdacht der Untreue hätte erregt werden können. Darüber mögen ein paar

Stellen aus dem Frauendienſte als Beweis ſprechen: Als Ulrich einmal, auf der Fahrt als Königin Venus, ſeine Röcklein durchſieht, findet er ein fremdes Röckchen darunter, darin war ein Gürtel, ein Schapel (ein Kränzchen) und ein Heftlein gebunden, die alle drei ſehr ſchön waren, und dabei lag ein deutſcher Brief, worin die Schreiberin erklärte, daß ſie immer inniglich froh ſey, wo Ulrich Ehre und Lob geſchehe, und daß ſie darum ihm ſo gewogen ſey, weil er zur Ehre der Frauen das Gewand einer Frau angelegt habe, um ihren Ruhm zu erhöhen. So ſchmeichelhaft ihm dies auch ſeyn muß, ſo wird er doch darüber erzürnt, da er fürchtet, ſeine Geliebte könne es erfahren, und ihm dadurch Unbill und Unzufriedenheit von ihr geſchehen.

Noch erzürnter iſt er bei einem ähnlichen Ereigniß zu Neuſtadt, welches ihm auf demſelben Zuge geſchah. Dies erzählt er (S. 113) ſo: „Ich ließ mir von meinem Kammerer außerhalb der Stadt ein Bad bereiten. Heimlich begab ich mich dahin und ſetzte mich in das Bad, wovon ich meine Müde vergaß. Die Bader badeten mich, von denen mich keiner kannte; da geſchah mir im Bade eine neue wunderliche Geſchicht, es wurde mir liebes Leid und freudiges Ungemach von Weiben kund, davon mein Herz verwundet wurde. Mein Kammerer ging von mir nach der Herberge, um mir ein Gewand zu holen; da ſaß ich allein, gar ohne Geſinde, und ich glaube, was geſchehen ſoll, das füget ſich, wie es auch immer mag; denn indem ich ſo alleine ſaß, kam ein fremder Knecht zu mir, gut gekleidet, höfiſch und klug; der Knappe trug einen guten

Teppich, den nahm er und legte ihn vor das Bad, darauf legte er Frauenkleid, ein Riſen (ein Tuch, beſonders um den Kopf und den Mund zu binden) und ein ſchönes Röckelein, dazu ein wunniglich Haftel, ein Schapel und ein Fingerlein; der Stein im Fingerlein war ein Rubin, ſo roth wie ein ſüßer Frauenmund, darzu legte er einen Brief, der mit ſüßen Worten ſagte, wer mir die Kleinod ſandte. Da ich die Kleinod ſah, ſprach ich mit großem Zorn: ſagt an, wem habt ihr dies hergebracht? Denn ihr ſollt mir wahrlich glauben, daß ich es nicht annehme; tragt es wieder fort, das iſt euch gut. Der Knappe ſchwieg und ging, kam aber gleich mit zween andern Knechten wieder, die trugen ihm Roſen nach von ſchöner Röthe und friſch geblättert, davon ſtreute er ſo viele auf mich, daß mich in dem Bade niemand ſah, wobei der Knappe kein Wort redete. Was ich auch zürnte und was ich auch bat, er ſtreute immerdar die Roſen über mich, ſo viel, daß der Fußboden wunniglich von Roſen gefärbt war. Darnach neigte er mir mit Züchten und ſchwieg ſtill, was ich auch reden mochte; er war mir ganz unbekannt, und ſo ging er von mir." Hierüber iſt Ulrich höchſt erzürnt und will nichts von den geſchenkten Kleinodien wiſſen, ſondern ſie beim Bader laſſen; aber ſein Kämmerer räth ihm doch, ſie mitzunehmen; denn ſonſt könne es ja am erſten bekannt werden, daß ihm aus Liebe etwas geſendet ſey. Lieber wolle er alles bewahren, und wenn einmal die Schenkerin bekannt würde, könne er es ihr wiederſchicken. Damit iſt auch Ulrich einverſtanden und ſagt, die Denkungsart jener Zeit und die Strenge der

Treue bezeichnend: „So bewahre es denn so lange, bis mir die Frau bekannt wird, daß ich es dann ihr wiedersenden kann; ich nehme es wahrlich nicht, um meine Treue nicht zu kränken; denn ich weis doch, daß niemand dem andern etwas gegen seinen Willen schenken kann; und meine Sinne wären krank, wenn ich von anders jemand etwas nähme, als von der, der ich Zeit meines Lebens dienen will.“ Der Brief enthielt wieder nur sein Lob und die Versicherung ihrer Freude an seiner ritterlichen Erhebung der Frauen, aber genannt hatte sich die Frau nicht.

Auch in dem Leben Ulrichs fehlte es an Augenblicken nicht, in denen ihn der Anblick vieler schöner Frauen und ihre freundliche Hinneigung zu ihm, der als ein so tapferer Mann gerühmt ward, nahe dabei war, ihn von seiner lange gehegten Liebe abwendig zu machen, aber immer ermannte sich wieder sein Herz. Er selbst hat uns einmal (S. 134, 135) einen solchen Kampf zwischen langjähriger Neigung und dem Eindruck des Augenblicks, noch auf seiner Fahrt als Frau Königin Venus, geschildert: „die Hausfrau zu Felsberg nahm mich bei der Hand und führte mich in eine schöne Kirche, eine Messe sang man Gott zu Ehren und bei mir standen viele Frauen; ich mus gestehen, daß Gott da nicht viel gedient ward. Fast hätte mich da das Netz der Minne und mancher süße Blick gefangen, der von lichten Augen ging, und nur meine Treue wandte es ab, daß ich da nicht von der Minne gefangen wurde; beinahe hätte es eine von den Frauen gethan, ihre gute Geberde und ihr lichter Schein brach durch meine Augen

bis in den Grund meines Herzens, und ihr roſenfarbner, rother Mund, den ich gegen mich lachen ſah und der ſo ſüß zu mir ſprach. Ei! wäre mir da nicht meine Treue zu Hülfe gekommen, ſo hätte ſie meine Sinne bezwungen. Da ich ſie aber ſo von Herzen anſah, ſprach meine Treue zu mir: Wie nun? wie nun? was ſoll denn das ſein? Wem willſt du denn deine Fraue laſſen, an der doch nach Gott dein Leben ſteht? Aendre deinen Muth, denn ich geſtatte dir ſolche Dinge nicht! Da mich meine Treue ſo beſtrafte, wurde mein Herz gar unfroh, daß mir dieſer Wank geſchehen war; ich dachte: ich will dieſes wunniglíche Weib nicht mehr anſehen, ſie iſt ſo minnigliche, daß ich wohl Schaden leiden möchte, wenn ich ſie länger betrachtete. So warf ich die Augen von ihr und gedachte herzlich: hätte mich nun der lichte Schein dieſer Frauen in Zweifel gebracht gegen meine liebe Fraue, ſo wäre mir die größte Unbill widerfahren: nein! ich will ſie nicht mehr anſehen! denn meine Augen ſind Schuld; als ſie mich ſo gütlich anſah und ich ihren rothen Mund erblickte, da ließen meine Augen ihren lichten Schein gleich mitten in mein Herze, das laſſe ich nun nicht mehr geſchehen, denn ich verſtatte meinen Augen dieſe Freiheit nicht mehr; ich ſehe, wenn mein Herze meinen Augen folgen wollte, ſo riethen ſie ihm wohl, wovon ich immer müßte Haß meinen beiden Augen tragen."

So handelt nun das ganze Buch Ulrichs, wie auch ſchon der Titel: Frauendienſt, beſagt, nur von dem, was er im Dienſte ſeiner Geliebten für Heldenabenteuer beging; wogegen denn ſeine wirkliche, eheliche Frau ganz zurücktritt

und ihrer nur dreimal im Buche Erwähnung geſchieht, woraus wenigſtens das gewiß wird, daß während all' der Abenteuer, die bereits oben erzählt ſind, er verheirathet war. Als Ulrich z. B. ſeinen Zug als Frau Königin Venus hielt und über den Semernik gegen Glokenig in der Steiermark gekommen, wo ſeine Beſitzungen lagen, erzählt er (S. 111): „Da ich entwappnet war, wurde meine Herberge zugeſperrt, und mit einem Knecht ſtahl ich mich von dannen, wo ich mein liebes Gemal fand, die mich freundlich empfing; ſie freute ſich, daß ich zu ihr gekommen war. Hier hatte ich mit Freuden gutes Gemach bis an den dritten Tag; als der dritte Tag kam, hörte ich eine Meſſe und bat Gott, daß er meine Ehre hüten möchte. Minniglich nahm ich Urlaub und ritt mit hehrem Muthe." So blieben die Frauen vieler, ja der meiſten Ritter, die im Waffenhandwerk ihren größten Ruhm fanden, meiſt immer allein, verlaſſen, ja zurückgeſetzt, und wenige nur mögen die geweſen ſeyn, welche die Waffenthaten ihrer Männer als eine Erhebung ihrer Schönheit anſehen konnten. Um ſo leichter ward es ihnen nun, ja um ſo größer war der Reiz der Verführung, den Liebesbewerbungen anderer Ritter, die nun auch wieder ihre Schönheit im Kampfe zu erheben bereit waren, ſich hinzugeben. Klar war es aber auch, daß auf dieſem Wege, ſobald nicht mehr die ſtrengen Geſetze der Ritterſchaft herrſchten, ſobald die Einbildungskraft ihre Stärke verlor und die Sinnlichkeit ganz überwiegend wurde, die Sittenverderbniß und Sittenunreinheit herrſchend werden mußten, die wir beim Verfalle des Ritterthums finden.

In der Blüthenzeit des Ritterweſens achteten und liebten wenigſtens doch noch die Ritter ihre Frauen, wie Ulrich auch in einer Stelle, die ich bereits oben zum Theil anführte, ſagte: „ich ritt traurig von ihm (nämlich ſeinem Boten, der ihm von ſeiner Geliebten böſe Nachricht brachte, wie wir oben geſehen) nach einem Ort, wo mir viel Gemaches (Gemächlichkeit) geſchah, zu meinem lieben Gemal, die mir nicht lieber ſein konnte, wenn ich mir auch ein ander Weib zu meiner Frauen erwählt hatte. Zehen Tage blieb ich da und ritt dann nach Lichtenſtein in ſehnendem Kummer.“ Zuletzt kommt noch gegen das Ende des Gedichts einmal ſeine Frau vor, und dabei werden auch ſeine Kinder erwähnt. Es iſt, wo er von zween Männern gefangen genommen wird, am dritten Tage nach Sankt Bartholomäus, als er auf ſeiner Burg Frauenburg, eben nach einem genommenen Bade, in ſeiner Kammer lag. Sie trieben alle die Seinigen aus dem Hauſe; indem lief ſeine Hausfrau zu ihm und rief: was ſoll dies ſein? Die Ungetreuen ſprachen zu ihr: Frau, geht ſogleich vor das Thor, da findet ihr die Eurigen, gleich geht fort! — „Da ſah mich die Gute weinend an; ich ſprach: geht nur, ſo lieb euch eure Ehre iſt, bleibt nicht länger hier bei mir. Da ging ſie mit meinen Kindern gegen das Thor. Frau! euren Sohn müßt ihr uns auch hier laſſen, rief Pilgerin. Da nahm er ihr das Kind von der Hand, auch alle Kleinod, die er bei der Frauen finden mochte, nahm er, dann trieb er ſie aus dem Thor, und mein Sohn blieb bei mir.“

Gewöhnlich führten die Ritter und Frauen ein ſehr einſames und ſtilles Leben in ihren Burgen, wenn nicht

einzelne Feſte Ritter und Knappen zu ihnen brachten und die Ritter auf Turniere und große Hoffeierlichkeiten mit ihren Frauen hinauszogen, um ſolchen Ergötzlichkeiten beizuwohnen. Nur der Vorbeizug hoher Herren, Könige und Kaiſer, erheiterte das ſtille Leben bisweilen — wie ſelten in manchen Gegenden! — wovon ein Beiſpiel Hornek in ſeinem öſterreichiſchen Zeitbuche erzählt: „in welcher Stadt König Ottokar von Böhmen einritt, da muſten ſich die Frauen vor ihm in Tänzen und Reigen ſehen laſſen.“

Die Frauen mit ihren Töchtern und ihrer weiblichen Bedienung waren daheim, wie dies ſchon oben ausführlicher und durch Stellen belegt, bemerkt worden iſt, meiſt beſchäftigt, zierliche Gewänder, Kleider, Mäntel, Teppiche, Prunkdecken über die Roſſe, Banner u. ſ. w. zu ſticken; der Mann beſchäftigte ſich mit der Jagd und andern ritterlichen Uebungen; die Knaben wurden von den Knappen in den ritterlichen Künſten unterwieſen. So ging das Leben einfach und ſtill hin, und manche Frauen mochten es daher wohl nicht ungerne ſehen, wenn ihnen ein heimlicher Liebhaber die Stille des häuslichen Lebens etwas belebte. In den langen Winterabenden mag es daher oftmals traurig, ſtill und düſter auf den Burgen zugegangen ſeyn, wenn nicht ein aufgenommener Wanderer, ein vorüberziehender Sänger, ein auf Ritterfahrt begriffener und einkehrender Ritter die Stunden erheiterte. Man trachtete daher bald, beſonders in den Jahrhunderten, die den Verfall des Ritterthums umſchloſſen, danach, das Haus ſelbſt mit einer luſtigen Perſon zu verſehen, die auf eigene

oder fremde Koſten den Stoff zur Unterhaltung und zur Ergötzlichkeit darbot, und hier tritt uns, beſonders bei den Vornehmen, ein Hausgenoſſe entgegen, von dem wir einige Worte ſagen müſſen; es iſt dies der Narr. In einer derberen und weniger rückſichtsvollen Zeit, wie jene des Mittelalters war, finden wir, daß alles das, was unſer Mitleid, unſere Schonung, ja ein gewiſſes Gefühl von ſtiller Scheu und Achtung erfordert, nicht gleiche Gewalt über die damaligen Menſchen ausübte; und was jetzt nur Spielwerk roherer Menſchen wird, wurde damals auch von den höhern Ständen nicht von der Hand gewieſen. Hierhin gehören z. B. körperliche Gebrechen: zwerghafte, verkrüppelte Perſonen wurden als Mittel zu allerhand Luſtbarkeiten gebraucht, beſonders zu ſolchen, bei denen ihre Geſtalt, ihr ganzes Bewegen und Beſtreben leicht in das Lächerliche fallen mußte. Blinde wurden daher zu allerhand Spielen gebraucht, beſonders zu ſolchen, bei denen Prügel ausgetheilt wurden, die ſie dann meiſtentheils auf einander ſelbſt gaben, indem ſie andere Gegenſtände zu treffen glaubten. Alte Weiber wurden in Säcke gebunden und mußten nun um einen Preis laufen, oder vielmehr hüpfen, und was dergleichen Spiele, die bis tief gegen unſere Zeiten zu den Volksluſtbarkeiten gehörten, mehre waren. So dienten denn auch zu Geſpött und Luſt diejenigen, welche ſich durch Albernheit oder einen ſtillen Wahnſinn von den andern unterſcheiden, und die dann, wenn man ihre Schwächen benutzt, wohl zum Gelächter Stoff genug geben können. Zu ſolcher oft rohen Beluſtigung wurden die, welche wirklich närriſch waren oder ſich

närrisch stellten, häufigst gebraucht, und wir finden daher oft als Hausgenossen vornehmer Ritter des Mittelalters einen Narren. Ihm war es erlaubt, allerlei Schalkstreiche auszuführen, den Herrn, die Frau, die Kinder, das Gesinde und die fremden Besucher weidlich zu necken; doch war er auch dem ausgesetzt, wenn er es zu toll machte, daß er recht tüchtig mit Ruthen gestrichen wurde. In der frühsten Zeit scheint man sich bloß an den Schalks- und Narren-Streichen ergötzt zu haben; wenigstens geht dies aus der ganzen Art und Weise hervor, wie die Narren gebraucht wurden, die wir sogleich kennen lernen werden. Erst in der späteren Zeit kam man darauf, wie es doch leicht möglich sey, durch den Mund eines scheinbaren Narren hohen und vornehmen Personen recht viele und tüchtige Wahrheiten zu sagen, ohne daß man darüber an Leib und Leben litte, ohne daß man Ehre und Vermögen dadurch verlöre, sondern dies letzte vielmehr noch dadurch gewann. So blieben Hofnarren bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nicht ungewöhnlich, und es finden sich Beispiele, daß gerade die Narren recht tüchtige, wohlmeinende und gescheute Männer waren. Eine Entschuldigung für alles, was solch ein Narr sprach, war: der Narr hat's gesagt. Die Herrscher bekamen die Wahrheit zu hören, und die Diener des Fürsten mußten des Narren Bemerkungen fürchten, die er öffentlich über ihre Sitten, Handlungen, Laster machte, und die nicht selten ihren Planen gefährlich wurden. Es fehlt nicht an berühmten Schalksnarren in Deutschland; einer der ältesten ist Nithart, am Hofe des Herzogs Otto von Oesterreich zu Wien,

deſſen plumpe Scherze und Späße mit den Bauern um Wien von ihm ſelbſt gedichtet worden ſind, da er auch zugleich ein Meiſterſinger war. Er fand ſein Grab in der Stephanskirche zu Wien, wo noch vor Jahren ſein Leichenſtein gezeigt ward. Dann iſt Kunz von der Roſen, der Narr Kaiſer Maximilian des erſten, bekannt genug geblieben, und zuletzt Klaus Narr, der am ſächſiſchen Hofe ſeine Späße trieb und deſſen Narrenſtreiche, Scherz- und Spitz-Reden ſogar gedruckt worden ſind.

Alle Narren, die in Dienſten bei Fürſten, Biſchöfen, Grafen, Aebten, Edelleuten u. ſ. w. ſtanden und in ihrem Sold und Brote waren, hatten ihre eigene Narrenkleidung. Auf glatt beſchornen Köpfen ſaß die Narrenkappe, welche am Kragen des Kleides befeſtigt war, ſo daß die Spaßmacher ſie vom Kopfe abwerfen konnten, ohne ſie zu verlieren, wie die Mönche ihre Kappen. An beiden Seiten dieſer Kappe ſtanden zwei lange, oben mit Schellen beſetzte Eſelsohren, und in der Mitte erhob ſich der rothe Hahnenkamm. Das Oberkleid endigte ſich in mit Schellen beſetzten Zipfeln, welche auch an den Kraufen, Aermeln, Gürteln befeſtigt waren und zu Knöpfen des Wamſes dienten; je größer, je beſſer. In der Taſche trugen ſie die Werkzeuge ihrer Späße und Spiele, und auf dem Aermel hatten ſie gewöhnlich das Wappen ihres Herrn. In der Hand trugen ſie die Narrenkolbe. Dieſe war entweder ein Rohrkolben, oder ein zierlicher Stab, oben mit einem Narrenkopfe geziert, welcher Kappe, Ohren und Schellen hatte, ſo wie ſein Herr, der ihn führte; ja es war oft ein kleiner Narr in halber Geſtalt,

doch ohne Füße, darauf abgebildet oder geschnitzt, dem dann die Narren, als ihrem Kinde, mit allerhand Scherzreden und Späßen liebkoseten, zu Zeiten aber auch wieder mit diesem lieben Kinde tüchtige Hiebe und Püffe austheilten. Solche Späße der Narren mit ihren Kolben und Stöcken zeigen manche alte Bilder. Daraus wurde in späterer Zeit die Pritsche, bestehend aus gespaltenen und klappernden Holzstreifen, oft auch eine Art Kolben von Leder, mit Wolle ausgestopft. Bei der Tafel standen die Hofnarren hinter ihrem Herrn und erhielten für ihre Späße zuweilen einen Becher mit Wein oder einen fetten Bissen über die Achsel gereicht. Sie befanden sich bei allen Hoffesten mitten unter den Anwesenden und kurzweilten in der Versammlung herum. Bei den Turnieren fehlten sie auch nicht, und man findet daher auf vielen alten Bildern, neben den gepanzerten und turnierenden Rittern, Narren mit ihren Kolben und Späßen, die den Ernst durch ihre Schäkereien und Neckereien mäßigten und um so wirksamer dazu beitrugen, das oft so gefährliche Spiel mehr zu einem heitern Scherz zu machen. Bei allen Volkslustbarkeiten, als z. B. dem Fischerstechen, dem Plattnergestech, dem Schönbartlaufen (einem nürnbergischen Volksfeste), dem Vogel- und Scheiben-Schießen, dem Urbansreiten und allen Aufzügen der Handwerker vermißte man die Lustigmacher und Narren bis auf die neueste Zeit niemals. So treten sie nun auch in einzelnen Werken des Mittelalters auf, und ihr Witz ist meist beißend und scharf, oft aber sind sie auch plump und albern.

Wie ein solcher Narr im häuslichen Leben spätrer

Zeit ſich behalte, wird am beſten aus einer Erzählung jener Zeit ſelbſt hervorgehen, aus: Wolf Wolfraths Begebenheiten und Beſchreibung des Turniers zu Wien im Jahr 1565, wovon ſchon oben in der Abtheilung von den Turnieren die Rede geweſen iſt. Wolf Wolfrath war nämlich ſchon in ſeiner Jugend ein hübſcher Sänger und guter Saitenſpieler, und wurde von einem Freunde ſeines Vaters an den Hof des Herzogs Albrecht von Baiern nach München gebracht, der die Tonkunſt ſehr ſchätzte, ſelbſt darin erfahren war und Orlando di Laſſo, einen berühmten Tonſetzer des 16. Jahrh., bei ſich hatte. Wie er zu ihm gekommen, erzählt nun Wolf ſelbſt: „Und da neigte ich mich tief, als ich eintrat in den Saal. Da ſaßen an einem Tiſche der Herzog und ſein Gemal (war Kaiſers Ferdinand Tochter), ſein Ohm, der Biſchof, ſein Truchſeß, zwei fremde Edelleute und mein Herre von Reydeck, die ſpeiſ'ten; und ſtanden ſchöne Kannen und Becher zwiſchen den Schüſſeln. Ich aber hatt' mein Baretlein unterm Arme und meine Harfe in der linken Hand, wie mir das gelehrt war. Und da kam des Herzogs Narr mit ſeinem Schellengeklapper auf mich zu, ſah mir in's Geſicht und rief aus: Federn, eitel Federn! Sprach der Herzog: Schweig, Narr! da ſetzte der Narr ſich bei ihm nieder an den Boden und trieb lächerliches Geſpiel und Zeug. Des Herzogs Gemal wendete ſich freundlich zu mir und ſagte: wohlan, junger Spielmann, ſinge uns etwas. Da ließ ich mein Baretlein fallen und griff raſch in die Saiten. Aber es trat ein Diener herbei und brachte mir ein Bänklein, darauf ſetzte ich mich. Der

Herzog rief: „sei ohne Aengstlichkeit, lieber Wolf! und laß uns hören, was du kannst!“ Der Narr aber sprach: „ihr werdet auch hören, was er nicht kann.“ Der Herzog sprach: „schweig, Narr! Singe, mein Sohn!“ Als er gesungen, fragt der Herzog: „Narr! wie hat der Sänger gesungen?“ Da sprach der Narr: „besser als mein Esel.“ Das verdroß mich schier, daß ich ganz roth wurde.“ — Der Herzog aber lachte und befahl ihm noch eines zu singen. Drauf singt er ein Liebesliedchen, welches er kaum geendet hat, als der Narr drein schreit: „potz hinkende Gans! der Bub' ist verliebt wie ein Spatz.“ Alle lachten laut auf. Ich aber sprach: „es ist nur so ein Lied, das ich gelernt habe.“ Da fragte der eine Ritter: „du bist also nicht verliebt? Wohl dir!“ Die Herzogin drohte ihm mit dem Finger und sprach kein Wort dazu. — Sie stehen darauf von der Tafel auf und der Herzog sagt ihm im Vorbeigehen: „ich nehme dich in meinen Dienst.“ Der Narr aber giebt ihm einen Schlag mit seiner ledernen Kolbe und sagt: „da hast du Handgeld.“ Die Kammerfrauen der Herzogin nehmen darauf den Sänger in ihr Zimmer und führen allerlei heitere und lustige Gespräche mit ihm: „Wie wir nun so sprachen, kam der Narr herein, was mir gar verdrießlich war, und schrie: potz hinkende Gans! da sitzt der Gimpel bei den Sperbern. Da sprangen die Jungfrauen auf und schlugen auf den Narren zu. Die Gürtel-Magd (d. i. die erste Kammerfrau) aber ergriff ein Besˈlein, rieb's ihm unter die Nase und sprach: riech, Narr! Da schrie der Narr, wie einer, der da niesetˌ und sprach: Euere Blume

riecht gar zu ſtark! Da ſchrien alle drei: Kopfweh, Kopfweh für dich! Mir war bei dem Lärmen gar ſonderbar zu Muthe und blieb ich ſitzen, erwiſchte ein Kännlein mit Wein und zog es aus. Aber der Narr bat, ihn bleiben zu laſſen, er wolle fromm ſein, und ſei nur gekommen, mich zu prüfen, ob ich im Latein gut beſchlagen ſei. Da bekam ich Muth (ich meine, das Kännlein hatt's gemacht) und ſagte: stultus apage! Hei! ſagte der Narr, der Bube iſt ſo gelehrt wie der Kaplan, aber hübſcher; nicht wahr? Ihr werdet den Vogel ſchon fliegen lernen. Die Jungfrauen aber ſtießen den Narren hinaus und verſchloſſen die Thür." So blieb Wolf bei dem Herzoge und wurde von einem alten Ehrenholde in der Wappenkunſt zu einem Perſevanten unterwieſen. Als er darin nun, wie wir oben in der Abtheilung von den Turnieren geſehen haben, unterrichtet worden war, wurde er durch die gewöhnliche Weihe zum Perſevanten angenommen, welches auch bereits oben erzählt worden iſt; hier nur, wie der Narr des Herzogs ſich weiter im häuslichen Leben zeigte. „Als die Feierlichkeit vorüber war, ſprach der Narr: — ſo erzählt Wolf ſelbſt — ich ſähe aus, wie eine Gans, der die Flügel gebunden wären. Da war ich muthig und ſprach: ſo ſehe ich doch beſſer aus, als ein Narr. Der Narr nahm ſeine Kappe ab und reichte mir ſeine Kolbe; ich aber ſprach: ich mache nicht gerne arme Leute. Nähm' ich dir die Kolbe, ſo wärſt du gar nichts. Alle lachten, und mein Herr ſagte: Nun, Kunz! haſt du genug Kraut auf die Schüſſel? Der Narr ſprach: das Fleiſch

fühlt. Da ſagte ich: ſtecke dich hinein, da giebt's Schweinwildbrett drinne. Die Herzogin freuete ſich darüber und ſagte: Kunz hat ſeinen Mann gefunden. Nein! ſeinen Jungen, ſagte der Narr. Ich aber ſprach: es iſt ein junger Kukuk, die alte Grasmücke kömmt um ihren Kopf. Da ſagte der Herzog: höre, Wolf, du ſollſt zuweilen dem Narren etwas abgeben, damit er klug wird. Da ſprach ich: gnädiger Herr, laßt ihn lieber einen Narren bleiben, ſo verhungert er nicht. Dich füttern die Kammermägde, drum biſt du ſo witzig geworden, ſagte der Narr und ſchrie laut: wer kauft? wer kauft? holla, wer kauft meine Kappe? Wir aber gingen davon. Und da mir der Fürſtin Gürtelmagd begegnete, ſagte ſie: Lieber! komm dieſen Abend zu uns, bringe deine Harfe mit und ſinge uns etwas vor. Und ich verſprach's, und kam und ſang. Als ich nun von dannen ging, ſah es der Narr, lief auf mich zu und fragte: welche Zeit iſt es? Ich ſprach: es iſt die Zeit, wo man den Narren aus dem Wege geht. Er aber gab mir einen Schlag und ſagte: es ſchlägt Eins auf einmal. Ich ſprach: laß das ſein! Er ſagte: was machſt du bei den Mägden? und wollte mich wieder ſchlagen. Ich aber nahm ihm die Kolbe, ſchlug ihn zu Boden, ging davon und ſprach: Narren muß man die Kolbe laufen. Da ließ er mich nachher gehen und ſchlug mich nicht mehr, wenn er mich auch neckte."

Auf ſolche Art nun betrugen ſich die Narren und erregten Spaß, auf ähnliche Art wurden ſie behandelt, und je ſchärfer und ſchlagender die Reden waren, die von dem, der den Narren neckte, ausgingen und zu ihm

wieder herüber kamen, deſto mehr Luſt fand man in ſolchen Unterhaltungen. Auch auf Reiſen wurden die Narren wohl meiſtentheils auf eine ausgezeichnete Weiſe mitgeführt, damit ein jeder gleich ſah, wes Geiſtes Kind der Reiſende war. Denn als Herzog Albrecht von Baiern mit ſeinem eben erwähnten Narren Kunz die Reiſe nach Wien zum Turnier antrat, „fuhr der Narr auf einem Kärnlein, in einem Gegitter, faſt wie in einem Vogel-Käfig, hinter dem Wagen des Herzogs her.“ Hält man dieſe Art zu reiſen mit der zuſammen, wie der unglückliche Don Quixote nach ſeinem erſten Auszuge auch in einem ſolchen Narrenkäfig nach Hauſe gebracht ward, ſo mag es wohl damals die gewöhnliche Art in allen Ländern geweſen ſeyn, die Narren wegzuſchaffen. Wie ſich denn auch in manchen Städten, z. B. in Breslau, ſonſt auf dem Markte Käfige befanden, in welche närriſche Perſonen, oder andere in Strafe, zum Spott der Vorübergehenden, eingeſperrt wurden.

Zu den Hausgenoſſen groſſer und vornehmer Perſonen gehörte wohl oftmals auch ein Sänger, der den Frauen in heitern Liedern die langen Abende verkürzte. Die eben angeführte Erzählung des Wolf Wolfhart zeigt, daß wenigſtens Herzog Albrecht von Baiern einen ſolchen in der Perſon dieſes Wolf an ſeinen Hof nahm, aber er hatte ſchon einen andern Sänger, und Wolf ward eigentlich der zweite. Denn als er im Begriff iſt, ſeine Probe zu ſingen, „kam auch ein Mann in den Saal, der trat entfernt, hatte ein ſchwarzes Wamms an und einen kurzen Mantel um. Er trug eine goldene Kette und war, wie

ich hernach erfahr, Meiſter Wohlgemut, des Herzogs Hofſänger.“ Dieſem wird auch Wolf zur Uebung im Singen übergeben, und der führt ihn denn auch gleich „über zwei Säle in ein Stüblein, da ſaßen drei ſeine Jungfrauen, die waren Kammermägde der Herzogin und ſpeiſ'ten. Da ſprach Meiſter Wohlgemut: da iſt ein Gaſt, der auch gern etwas hätte, unſer neues Sängerlein. Sie aber lachten, rückten zuſammen und ſprachen: ſetzet euch her.“ Konnten die Ritter nun nicht allein einen Sänger unterhalten, oder waren ſie ſelbſt nicht Dichter und Sänger, wie Ulrich von Lichtenſtein und viele andere es waren, ſo mußten ſie ſich mit den fahrenden; d. h. mit den umherwandernden Sängern begnügen, wenn die etwa ihre Burg berührten und im heitern Geſange ihnen die Abende verkürzten. Da der Geſang indeſſen meiſt nicht kunſtvoll, ſondern einfach und ungezwungen, wie unſere einfachen, ächten heutigen Volksweiſen, ſo war gewiß dieſer Geſang ſehr allgemein, und Ritter und Frauen, Knappen und Mägde miſchten wohl oft ihre Stimmen in fröhlichem Geſange, und die wandernden Sänger, die fahrenden, ſangreichen Ritter brachten ihnen nur neue Lieder und Weiſen. Daß die Ritter ſelbſt viel ſangen, geht aus Ulrich von Lichtenſteins Frauendienſt hervor, aus dem zwei Stellen hier beweiſend ſind (S. 126): „Sanft ritt ich durch die Straßen und hundert ſchön gekleidete Ritter ritten mit mir auf ſchönen Pferden, ſie ſangen und waren froh;“ dann (S. 233): „die Lied wurden viel geſungen und dabei mancher Troſt ritterlich geritten.“ Daß aber auch die Knappen ſangen, die zu freundlicher Botſchaft

gebraucht wurden, geht wieder aus dem Ulrich von Lichtenſtein hervor, wo es (S. 60), als Ulrich ſeinen Boten mit Liebesbewerbung an ſeine Frau geſendet hat, ſo heißt: „Er hat euch Lied durch mich hergeſandt, die ihr gern hören ſollt, denn ſie ſind gut, ſie werden euch fröhlich machen; die Worte ſind gut, die Weiſe iſt neu; er hat mich, daß ich ſie euch ſingen ſollte; nun hört nur, ich kann die Lied."

Vornehme Frauen hatten reiche Bedienungen an Kammermädchen um ſich. Die kurz vorher angeführte Stelle von Wolf Wolfhart zeigte, daß die Herzogin von Baiern drei Jungfrauen wenigſtens zu ihrer Bedienung hatte, und es mögen wohl noch weit mehr geweſen ſeyn. Manchmal ward bei dieſen Dienerinnen nicht ſowohl auf Schönheit und Anmuth geſehen, ſondern auch auf Sonderbarkeit. So hatte die eben erwähnte Herzogin von Baiern ein ſeltenes Muſter bei ſich, nämlich: „die Jungfer Barbara, ihre Zofe, die einen langen Bart hatte, von Natur wie ein Mann." Ulrich von Lichtenſtein verräth uns nicht, wer ſeine Geliebte war; aber daß es eine vornehme Frau geweſen ſeyn muß, das geht aus den Verſicherungen hervor, die er ſelbſt von ihrer hohen Geburt giebt und die ſie auch immer wiederholt, daß es ihr nicht ziemen würde, ihre Liebe auf einen Mann, der nicht höhern Standes, als Ritter, ſey, zu wenden. Als ſie den Ritter heimlich empfängt, wie wir oben bereits geſehen haben, ſtehen acht Frauen bei ihr zu ihrer Bedienung.

Die Einrichtung des häuslichen Lebens war damals unendlich einfacher, als jetzt. Sieht man die alten Burg-

trümmer an, ſo begreift man oft nicht, wie in den alten, meiſt kleinen Gemächern, nur unterbrochen von einigen übergroßen Stuben, ein ſo großer Hausſtand Raum haben konnte; nur einige große Burgen machen davon eine Ausnahme. Die Herrſchaften lebten damals mehr mit ihren Untergebenen zuſammen; gemeinſame Räume umſchloſſen ſie alle, ſie theilten die Freuden und Bedürfniſſe des Hauſes mit einander, ſo wie bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts ſelbſt in den mittlern Ständen noch eine größere Vereinigung herrſchte.

Daß die Frauen Schmuck der Kleidung liebten, das haben ſchon Schilderungen der Abtheilung über die Kleidung der Ritterzeit gezeigt. Auch Ulrich von Lichtenſtein ſpricht (S. 123) davon, indem er ſagt: „Jegliche Frau hatte den Neid, daß ſie ſich beſſer, als die andere, kleiden wollte; denn Frauen mögen jung oder alt ſein, ſo haben ſie gern viel Gewandes; will es auch manche nicht gern tragen, ſo freut ſie doch der Beſitz, daß ſie nur ſagen kann: wenn ich wollte, ich könnte mich wohl viel beſſer kleiden, als dieſe und jene.“ Darum erſchien es in den ſpäteren Zeiten auch nothwendig, durch Aufwands-Geſetze und Kleider-Ordnungen die zu große Pracht, beſonders außer den Häuſern und bei feierlichen Turnieren, zu hemmen, wie wir bereits oben geſehen haben; und es ward daher feſtgeſetzt, daß eine jede Frau oder Jungfrau zu ihrem Schmuck nicht mehr, als vier Röcke oder Kleider von Sammet oder geſtickte, haben dürfe. Und zwar ſollten darunter nur zwei von Sammet, oder dem Sammet gleich, die übrigen aber möchten ſo ſeyn, wie ſie die Alten als

für den Adel ziemlich und wohlanſtändig hergebracht hätten. Welche Frauen aber dieſes nicht halten, ſondern eine größere Anzahl Kleider beim Turnier brauchen würden, die ſollten von der Ritterſchaft, den Frauen und Jungfrauen verachtet, der Vortänze und Vertheilung der Turnierbänke beraubt ſeyn. Sollten aber unter den Frauen und Jungfrauen einige ſeyn, die keine ſolchen koſtbaren Kleider, beſonders keine von Sammet hätten, die ſollten dennoch nach ihrem Stande zu Ehren gezogen werden. Dieſe Stelle iſt auch ſchon ausführlicher, mit andern Geſetzen verbunden, in der Abtheilung von den Turnieren angezogen worden.

Im häuslichen Leben gingen nun zwar die Frauen und Männer einfacher, doch mag beim Eintreffen von Gäſten, erwarteten oder unerwarteten, wohl immer eine größere Pracht geherrſcht haben. Schon darin ſetzten gewiß Einige etwas, daß ſie ihrem Gaſte bei ſeiner Ankunft, wenn er ſeine Rüſtung oder Reiſekleidung verlaſſen hatte, einen beſonders reichen und ſchönen Mantel, oder ein ſolches Oberkleid überreichen ließen, worein gehüllt, er ſich zu ihnen ſetzte, und wir haben davon auch bereits oben mehre Beiſpiele gehabt. Das Geräth in den Stuben war meiſt wohl einfach, oder wenn es reicher war, ſo zeichnete es ſich durch innern Werth beſonders aus. Wie zum Beiſpiel reiche Stoffe, welche zu Teppichen über die Fußböden, über die Tiſche, über die Ruhebetten oder zu Vorhängen genommen wurden; und beſonders mögen wohl meiſt allenthalben in den Schlafzimmern die Betthimmel aus ſchönen und ſchweren Stoffen beſtanden haben. Dann erfreute ſich die damalige Zeit, die Geräthe zum Eſſen und

Trinken, die Gefäße, in welchen vor und nach dem Eſſen das Waſchwaſſer gereicht ward, von Silber zu haben, und ſo waren ſchwere, ſilberne, oft vergoldete Kannen, Schüſſeln, Waſchbecken u. ſ. w. gewiß in den Häuſern und Burgen der Reichen gewöhnlich und beliebt. Wenn dies nun auch alles einen bedeutenden Aufwand erforderte, ſo wurde er doch dadurch verringert, daß ſolche Geräthe meiſtentheils für die ganze Lebenszeit, ja oft noch für Kinder und Enkel ein werthes, unveräußerliches Beſitzthum blieben.

Die Werke des Mittelalters geben uns hin und wieder Nachrichten von der Art, wie die Zimmer der Burgen ausgeſchmückt und mit welchem Geräth ſie verſehen waren. Davon ſpricht auch Ulrich von Lichtenſtein (S. 160), als er heimlich ſeine Geliebte beſucht, und dies eine Beiſpiel möge genügen: „Sie ſaß auf einem Ruhebette; auf dem lag von Sammt eine Madratze, darüber zwei ſeidene Leilacken, darauf lag ein herrliches Deckelaken, auch lag da ein köſtliches Polſter und zwei wünnigliche Kiſſen, das Bettgerüſt ſah man nirgend hervorſcheinen, und manch guter Teppich war ſein Dach; zu den Füßen am Bette brannten zwei große Licht auf zweien Kerzſtaln, und an den Wänden hingen wohl hundert Licht.“ Die Wohnungen in den alten Burgen hatten alle dicke und ſchwere Mauern, aber meiſt waren doch weite Fenſter darin angebracht, in denen an den breiten Fenſtergewänden Sitze waren, entweder von Stein eingemauert, oder von Holz daran geſchoben. In dieſen Fenſtern ſaßen oftmals Ritter und Frauen, um die weite Gegend zu überſehen und die Friſche

der Luft durch die geöffneten Fenſter zu genießen. Da lag denn gewöhnlich auf dieſen Bänken (Parz. B. 692.) ein weiches Bette und darüber meiſt noch ein härteres Kiſſen, oft prachtvoll von geflepptem Sammet.

Im häuslichen Leben herrſchte, nach allen Anzeigen, das Du vor, die Gatten und Kinder nannten ſich ſo, und die Diener und Dienerinnen wurden wohl meiſt ebenfalls mit dieſem Worte angeredet. Dagegen bedienten ſich dieſe letztern gegen ihren Herrn und ihre Herrin des Wortes Ihr, und dies iſt auch das gewöhnliche Wort, welches alle Stände in der Unterredung mit einander gebrauchten. Das Du trat in vertraulichen Geſprächen wohl ein, dann aber auch, wo das Vertraulichere auf ſpöttiſche Weiſe geheuchelt ward, wie z. B. Ottokar Hornek bei einer Verſammlung aller Edlen Oeſterreichs erzählt: als Albrecht, Herzog von Oeſterreich, ihre Hülfe gegen König Andreas von Ungarn heiſchte, und alle begierig waren, wieviel der Abt Heinrich von Admund wohl Mannen ſtellen würde, da ſagte Buchheimer zu ihm: „Heinrich, laß dich gegen Oeſterreich durch den Biſchof (von Sekkau) nicht ausſtechen.“

Wenn wir in dieſer Abtheilung alles zu betrachten geſucht haben, was Ehe und Liebe der Ritter betrifft, ſo müſſen wir hier wohl noch von einer Einrichtung ſprechen, die für jene Zeit überaus bedeutend war und auch für die unſere immer noch als einzig und merkwürdig erſcheinen muß. Dies ſind die Minnegerichte, Liebesgerichtshöfe, Cours d'amour. In Deutſchland erſcheinen ſie nicht; ſie ſind eine rein franzöſiſche Spitzfindigkeit in

Unterſuchungen über die Liebe; aber eine Neigung der Deutſchen eben dahin zeigt ſich doch in ihren Gedichten, in mannichfacher Betrachtung und Entwickelung einzelner Fragen über Liebe ſelbſt, über Ausübung der Pflichten, die in Wett- und Kampf-Geſprächen erörtert werden, ſo daß das, was in Frankreich vor einem wirklichen Gerichtshof verhandelt ward, hier nur von einem Dichter aufgeworfen, unterſucht und entſchieden wird. Die Liebeshöfe in Frankreich blühten in den Ritterzeiten; ſie waren mit den witzigſten Köpfen jenes Zeitalters beſetzt und konnten als eine Schule der damaligen ſchönen Geiſter Frankreichs angeſehen werden. Auch in Italien fanden ſie Statt und hießen dort: Parlamento oder Corte d'amore, und die tiefſinnigen Gedichte der ältern italieniſchen Dichter zeigen, wie bemüht ſie waren, alle Abgründe und leiſeſten Veränderungen der Liebe zu durchforſchen. Nicht immer waren ſie bloß ein tändelndes Spiel, wie die Meiſten angenommen haben, ſondern im nördlichen Frankreich waren ſie zuweilen in einem recht eigentlichen Sinne Gerichtshöfe, indem über wirklich vorgefallene Liebeszänkereien das Recht geſucht und Urtheil geſprochen wurde. Die mannichfachſten frühern Unterſuchungen, die oft nicht mit bedeutender Gründlichkeit gemacht wurden, und wobei einer immer ſich zu viel auf den andern verließ und neue Unterſuchungen nicht anſtellte, werden durch ein Werk überboten, welches die gründlichſten Nachrichten ertheilt, und dies führt den Titel: Roland Récherches sur les prérogatives des Dames chez les anciens Gaulois, sur les Cours d'amour,

sur les priviléges des mères nobles etc. Paris. 1788. 8 *).

Was die innere Einrichtung dieſer Liebeshöfe betrifft, ſo giebt darüber am beſten eine Handſchrift Nachricht, welche im Jahre 1727 gefunden ward, von der ſich Auszüge T. VII. der Mémoires de l'académie des Inscriptions finden. Einige Schriftſteller haben behauptet, daß der cour d'amour von dem cour amoureuse verſchieden ſey, daß jener wirklich ernſthafte Liebesfragen entſchieden hätte, und daß dieſer, der erſt unter Karl VI. von Frankreich um's Jahr 1382 entſtanden ſeyn ſoll, nur den Zweck gehabt hätte, die ernſthafteſten Dinge lächerlich zu machen. Die dafür angeführten Gründe ſind keineswegs als entſcheidend zu betrachten, und beide gehen gewiß in einander über, da es ganz dem ſpätern Zeitgeiſt angemeſſen war, dasjenige, was in früherer Zeit mit Ernſt und Strenge betrachtet wurde, in der ſpätern in's Lächerliche zu ziehen und einen Scherz damit zu treiben, der auch oft nahe genug liegen mochte. Nach der eben bemerkten Handſchrift waren viele Abtheilungen von Beamteten bei dieſen Höfen; und da hier gerade ein beſtimmter Liebeshof in der Handſchrift beſchrieben wird, ſo ſind immer die Namen

*) Die neueſten, in Deutſchland erſchienenen Unterſuchungen haben durch einen Zufall hier nicht benutzt werden können, und leider müſſen wir uns in dieſem Augenblicke begnügen, nur den Titel anzuführen: Die Minnehöfe des Mittelalters und ihre Entſcheidungen oder Ausſprüche. Ein Beitrag zur Geſchichte des Ritterweſens und der romantiſchen Rechtswiſſenſchaft. 8. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1821. 1 Thlr. 12 Gr.

der Perſonen, welche die Würde bekleideten, angeführt. Der Anfang der Handſchrift fehlt; daher läßt ſich nicht ſagen, welche Würde die erſte Abtheilung bekleidete, aber da wir in ihr die Namen der erſten und vornehmſten Perſonen Frankreichs finden, ſo läßt ſich vermuthen, daß dieſe Abtheilung die erſte Stelle in dem Gerichtshofe einnahm. Darauf kamen 2 Grands Veneurs de la Cour (Oberhofjägermeiſter), denen 188 Minnegerichts-Regiſtratoren (Trésoriers de chartres et registres amoureux) folgen. Die meiſten derſelben haben den Titel eines Ecuyer. Dann folgen die Auditeurs de la Cour amoureuse. (Unter den Namen, welche hier erwähnt werden, findet ſich ein Doctor der Theologie, einige Domherren von Paris, Tournai, Cambrai, Saint-Omer, und verſchiedene Parlamentsräthe.) Die nächſte Abtheilung beſteht aus 59 Chevaliers d'honneur, als Räthen des Hofes der Minne (Conseillers de la Cour amoureuse), welche ſämmtlich Edelleute waren. Dann folgen 52 Chevaliers tréſoriers de la Cour amoureuse, wo unter die Adlichen ein Wechsler aus Tournai und ein anderer Bürger ebendaher gemiſcht iſt. Demnächſt 57 Maîtres des requêtes de la cour amoureuse, meiſtens Kammerräthe, Münzwardeine, Kaſſirer, Geheim-Schreiber, Chorherren, Doctoren und Advocaten. Schreiber der cour amoureuse waren 32. Dann kamen 8 Gehülfen des General-Procurators (der in dem verlorenen Theil der Handſchrift erwähnt ſeyn muß), lauter Geiſtliche. Hierauf folgen 4 Concierges des jardins et vergiers amoureux, zuletzt 10 Veneurs de la cour amoureuse, meiſtens Häſcher und Gerichtsdiener.

Frauenzimmer finden wir gar nicht hier erwähnt, und doch geht ihr lebhafter Antheil an dieſen Liebeshöfen aus einer Menge anderer Nachrichten auf das deutlichſte hervor. Vermuthlich waren ihre Aemter und Würden auf den erſten, verloren gegangenen Blättern der Handſchrift verzeichnet. Ohne Zweifel finden wir auch aus eben der Urſache den Präſidenten der Cours d'amour nicht benannt, den man Prince d'amour nannte. Moreri ſagt von ihm in ſeinem geſchichtlichen Wörterbuche unter Troubadours: „die Stelle eines prince d'amour wurde jährlich neu beſetzt. Der König Richard, der König Alfons von Arragonien, der Dauphin von Auvergne, der Graf von Provence und andere große Herren wechſelten darin mit einander ab.“ Die Art und Weiſe, wie die Streitigkeiten vor dieſem Gerichtshofe geführt wurden, erhellt unter andern ſehr deutlich aus dem Arrêt d'amour, welches zum Vortheil Wilhelms von Cabeſtaing erlaſſen wurde, und deſſen weſentlicher Inhalt am beſten als Beiſpiel dienen wird. „Der Junker ſtand auſſerhalb der Schranken; eine Dame verrichtete das Amt des Gerichtsdieners. Nachdem ſie ihn dreimal gerufen hatte, nahm ihn eine andere bei der Hand und ſagte zu ihm, indem ſie ihn einführte: „„Edler Junker, laßt eure Waffen vor den Schranken, habt bei den Frauen keiner anderen Waffen von nöthen, als eurer Höflichkeit und Artigkeit; zeigt nur ein wenig Begierde zu gefallen; müßte einer ja weder Herz, noch Blut, noch Augen haben, der nicht begierig wäre, den Frauen zu gefallen.““ Als er in den Kreis trat, blieb er auf der Seite der Ritter ſtehen; nun ward gegen ihn von der

Frau Eleonora und dann von der Dariolette Klage geführt. (Dariolette bedeutet in der Sprache der Ritterschaft Kammerfrau, so wie der Ehemann der Frau, die einen Geliebten hat, immer unter dem Namen des Dangier vorkommt, wahrscheinlich von danger, Gefahr.) Er erröthete, denn er war ein unschuldiger Jüngling. Er wußte nicht, wie er sich vertheidigen sollte; denn er fürchtete, die liebenswürdige und zierlich gefügige Rechtsversammlung zu beleidigen. Er merkte nicht, daß sein Handel einer von denen war, die der Liebeshof gewählt hatte, um sich zu unterhalten; (hier aus dieser gelegentlichen Aeußerung folgt, daß auch ernstliche Händel vor diesem Gerichtshof entschieden wurden.) Er begehrte daher einen Rechtsbeistand. Es wurde ihm gestattet, sich denselben aus seinen Richterinnen auszusuchen. Er näherte sich der edlen Margaretha von Tarascon, kniete vor ihr nieder und reichte ihr seinen Handschuh. Frau Margaretha nahm ihn erröthend, erhob sich von ihrem Stuhl und stellte sich neben den Junker. Nachdem die Vertheidigungsrede geendigt war, sagte ihm ein Gerichtsdiener: das Gericht erlaubt euch, euern Rechtsbeistand auf die Wange zu küssen. Er ließ sich dies nicht zweimal wiederholen. Reumund, der Gemal der Margaretha, wollte dagegen Rechtshülfe suchen; man antwortete ihm nur durch ein allgemeines Gelächter. Der Junker ging nun zu allen Richterinnen und küßte einer jeden die Hand."

„Eben wollte das Gericht den Ausspruch thun, als ein Pfaffe hereinkam, den Cabestaing mit gebundenen Händen hatte herführen lassen, da er von ihm betroffen

worden war, als er einem ſchönen Bauermädchen Gewalt anthun wollte. Der Pfaffe verklagte ihn als Ehrenräuber des Mädchens. Cabeſtaing widerſprach dem nicht, aber das Mädchen ſagte: Edle Frauen, nichts hat mir der ſchöne Junker geraubt. Ich ſelbſt habe ihm alles gegeben und wäre faſt betrübt geweſen, hätte er nicht alles nehmen wollen; hätte das gefürchtet, es geſchähe aus Verachtung. Das Mädchen war ſo reizend, die Entſchuldigung ſo bündig; kurz, Frau Margaretha, die ſeelengut war, ſprach den Schuldigen frei. Nun wurde zum Ausſpruch in der Hauptſache geſchritten. Das Gericht gebot Stillſchweigen und Eliſe von Turenne, Präſidentin des Liebeshofes, ſprach folgendes Urtheil aus: Nichts iſt ſtrafbar in eurem Handel, ſchöner Junker, habt gethan, was ihr gewollt mit Dariolette, habt nicht gewußt, was ihr der Frau Eleonore ſchuldig waret, habt gethan, was die Gelegenheit mit ſich brachte mit dem Bauernmädchen. Der Hof ſpricht euch los und trägt euch auf, nicht mehr ſo ſchüchtern, ſondern artiger zu ſein gegen die Frauen, und bei uns die Geſetze der zierlichen Gefügigkeit (Galanterie) zu lernen. Der Pfaffe ſoll losgebunden werden und ſein Paternoſter beten. Trefft ihr ihn wieder bei einem Mädchen an, ſo iſt es euch geſtattet, ihm die Naſe abzuhauen. Seines Gleichen ſind beſtimmt, Gott zu bitten und uns von unſern Sünden loszuſprechen.

Die Lauigkeit, ja Verderbtheit der Sitten, die aus dieſem ganzen, vor einem Liebeshofe geführten Rechtsſtreit hervorgehen, bedürfen keines Nachweiſes. Es zeigt ſich in ihnen nicht allein eine große Verderbniß der Männer,

ſondern eine noch größere der Frauen, welche vertheidigen konnten, was alle Züchtigkeit und Sitte bis in's Innerſte verletzte. Und dieſe Zügelloſigkeit war nicht etwa in den Herzen und Geſinnungen einzelner verborgen, ſondern ſie wagte es ſogar ſich öffentlich auszuſprechen, ja durch einen feierlich und förmlich ausgeſprochenen Rechtsbeſcheid als etwas gar Gültiges und Feſtes ſich hinzuſtellen. Indeſſen iſt auch nicht zu überſehen, daß der eben erzählte Rechtshandel auf einem zu Paris gehaltenen Minnegericht in die ſpätern Zeiten und kurz vor dem Aufhören der Minnegerichte fällt, wo ſie gewiß ſchon in großer Entartung, wie die ganzen Sitten, waren.

Aus den einzelnen Zügen des Erzählten ſieht man, daß es der Cour d'amour an nichts fehlte, was zu einem ordentlichen Gerichte gehörte. Die Anſtellung der Häſcher und Gerichtsdiener beweiſt, daß die Schriftſteller recht haben, welche behaupten, man habe wohl gewußt, ſelbſt ſtrenge Rechtsſprüche, die einmal ergangen waren, zu behaupten und in Wirklichkeit zu ſetzen. Aber ein noch deutlicherer Beweis, daß ſie wirklich als feſtſtehende Gerichtshöfe betrachtet wurden, iſt, daß Gerichtsſporteln von dem verlierenden Theile gezahlt werden mußten; und damit hat auch das ſogenannte droit de Pelotte in Frankreich Zuſammenhang, welches in einer Abgabe beſtand, die von den zur zweiten Ehe Schreitenden, zur Strafe ihrer Unenthaltſamkeit und Untreue, und von ſolchen, die ſich mit Fremden verehelichten, bezahlt werden mußte; und das ganze Streben dieſes Geſetzes zeigt auf eine Entſtehung aus Beſchlüſſen der Minnegerichte hin.

Auch die Orte, an welchen in Frankreich Minnegerichte gehalten worden ſind, wurden uns noch zum Theil aufbehalten. Noſtradamus ſpricht von einem zu Pierrefeu und einem andern zu Signes, und nennt ſogar die Frauen, welche zu Ende des 12. Jahrh. dabei den Vorſitz führten. Dann waren welche zu Lille und Paris, und ſogar zu Avignon wurde zu der Zeit, als die Päpſte daſelbſt ihren Hof hatten, eine Cour d'amour gehalten. — Wann die Minnegerichte eigentlich aufhörten, läßt ſich nicht genau beſtimmen, es iſt aber zu vermuthen, daß ſie ſich nach dem Verſchwinden der Troubadours nicht lange werden erhalten haben; denn dieſe Sänger waren es, welche ihnen am meiſten Leben und Bedeutung gaben. Auch beſonders die Einführung eines fremden Rechtsweſens, des römiſchen, mußte die Liebeshöfe, die ſich auf heimiſche Rechtseinrichtungen bezogen, immermehr zurückdrängen; doch geht auch aus einigen Zügen hervor, daß ſie noch im 15. Jahrh., wenn auch nur ſchwach, vorhanden waren. Späterhin hat man noch verſucht, ſie wieder im Einzelnen darzuſtellen, und der Prince d'amour findet ſich noch im 17. Jahrh. wieder erneut.

Als feſtes Zeichen der Minnegerichte blieben uns die Ausſprüche derſelben, die Arrêts d'amour, von denen es mehre Sammlungen giebt. Wenn auch dieſe Rechtsſprüche ſchwerlich in dieſen Gerichten aufgezeichnet wurden, ſo hatten ſie doch viel zu viel Anziehendes, als daß nicht ein und der andere Theilnehmer oder Betheiligte ſich davon etwas aufgeſchrieben haben ſollte, zu ſeiner oder ſeiner Freunde Erinnerung; und die Troubadours ſammelten aus

ſolchen alten Schriften die verſchiedenen Streitigkeiten, welche zwiſchen Verliebten vorgefallen waren, und die Urtheile, wodurch ſie entſchieden wurden. Daraus entſtanden denn die Sammlungen, welche auch gedruckt erſchienen und in viele Sprachen überſetzt wurden. Hiervon iſt auch eine deutſche Ueberſetzung vorhanden, welche Chriſtophor Freiherr von Aretin unter der Aufſchrift: Ausſprüche der Minnegerichte, 1803 zu München herausgab. Er ſetzte ihnen noch, aus alter Handſchrift, eine Erzählung voraus: wie ein Ritter am Hofe des Königs Artus die Geſetze der Minne fand, welche ihre Erdichtung klar und deutlich an der Stirne trägt. Die darauf folgenden Geſetze der Minne und Liebe dagegen tragen ſchon einen größern Glauben der Wahrhaftigkeit in ſich. Jene Erzählung laſſen wir daher auch auf ſich beruhen, und aus den Geſetzen ſcheinen nur einige zur Probe eine Anführung zu verdienen:

Niemand mag ſich von der Liebe ausnehmen und davon rechtlich ſcheiden. — Die Liebe mus allweg wachſen oder abnehmen. — Wenn ein Lieb zwei Jahre ohne Buhlen iſt, das iſt wider die Buhlſchaft. (Dieſes Geſetz mag auch wohl dem Ulrich von Lichtenſtein vorgeſchwebt haben, als er, wie wir oben geſehen, ſeine erſte Liebe verloren hatte und ſich nun ſelbſt ermahnte, bald wieder eine neue zu gewinnen.) — Niemand ſoll ſeiner Lieb' und Minne ohne Urſach beraubt werden. — Niemand mag recht lieb haben, dann wo ihn ſein Herz und Minne hinträgt. — Liebe mag bei Geizigkeit nicht wohnen. — Es ſoll niemand minnen, noch lieb haben, deſſen er

Schande hat. — Die geöffnete weit erschollene Minne mag gar selten lang währen; (darum suchten die Ritter auch heimliche verborgene Liebe und waren bemüht, den Namen ihrer Geliebten aller Welt zu verhehlen). — Wer leichtlich gewährt, dessen Liebe wird bald verschmäht. — Neue Liebe vertreibt die alte. — Frömmigkeit allein macht die Liebe würdig. — Ein rechter minnesüchtiger Buhle ist allweg sorgfältig. — Da ist rechte Freude, wo Liebe mit Liebe bezahlt wird. — Ein rechter Buhle meint, daß nichts bessers sei, denn daß er seines Liebs Willen thue. — Ein klein wenig Argwohn macht in der Liebe misdenken. — Einen rechten minnesüchtigen Buhlen dünkt allweg, wie seines Liebs Gestalt vor ihm stehe. — Einer Frau ist verboten zwei Lieb, und einem Mann sind verboten zwei Frauen zu Buhlen. —

Zur Probe mögen nun hier auch noch einige Aussprüche der Minnegerichte ihre Stelle finden: Von zwei Buhlen, deren einer dem andern in allen Sachen gleich ist, denn allein im Gut, welcher aufzunehmen ist? Es waren zween Buhlen, deren einer dem andern in Sitten, in Tugend und in aller Ehrbarkeit gleich war, allein, daß ihr Gut und ihr Haab' ungleich war. Nun magst du fragen, welcher sei einer werthen Frauen aufzunehmen? Darum geschah ein Urtheil, welches die Gräfin von Champanien gesprochen hat. „Es wär' eine ungleiche (unrechte) Sache, sollte Reichheit und Gut wohlgezierte Sitten und Tugenden übertreffen. So wäre auch unziemlich, daß ein wohlgezierter reicher Mann sollte der Armuth nachgehen und folgen. Und darum ist die Frau reich und

hat viel Gut's, um die ſie beide buhlen und werben, ſo ſoll und mag ſie den Armen nehmen, und den Reichen ausſchlagen; denn es iſt ihr ehrlicher und ziemlicher, denn daß ſie den Reichen aufnehme; wann es ſoll und iſt kein Ding den Leuten als (alſo) ſchwer und leid, denn ſo ein bied'rer armer Mann mit Armut verdunkelt und verkürzt iſt, oder Armut erduldet. Darum wird die Reiche billig gelobt, wenn ſie ihn nimmt, und den Reichen fallen läßt, denn mit ihrer Reichheit mag ſie dem Armen helfen; denn es iſt nichts, das Weiber und Männer in Buhlſchaft ſo hoch ehrt und preiſet, denn ſo jegliches dem andern mit allem-ſeinem Vermögen in Nothdurft hilft und beiſteht. Wär' aber, die Frau litte Armut, ſo nimmt ſie billig auf die Liebe des Reichen, denn, ſo ſie beide Geliebte in Armut ſchwimmen, ſo wird ohne Zweifel ihre Liebe nicht lange währen; denn Armut verſchämt alle gute Leute, und bringt ſie viel in ernſtliche Sorge und Gedanken; und in dem Schlaf ſo betreugt Armut und Unmut ſo ſehr, daß ſie rechte Lieb' und Minne vertreiben thut."

Ein anderes Beiſpiel entſcheidet die Frage: „ob einer Frauen ziemlich ſei, einen neuen Buhlen zu nehmen, wenn ſie in zwei Jahren keinen Brief noch Botſchaft gehabt hat, ſo ihr Buhl' vom Lande iſt geritten? Es war eine Frau, die hätt' einen Buhlen, der nun lang' über Meer aus geweſen war, daß ſeine Wiederkunft niemand mehr hoſte; die ſuchte ihr einen andern Buhlen. Nun hatte der erſte Buhler einen geheimen Diener, derſelbe verbot ihr, daß ſie nicht einen andern Buhlen begehren noch nehmen ſollte, wann ihm was faſt leid um ſeinen Herrn. Die Frau

wollte seinem Rath nicht folgen, und beschämte sich mit diesen Worten: Seit einer Frauen ziemet, daß sie in zwei Jahren nach ihres Mannes Tod mag einen andern Mann nehmen, so ziemt es daß einer Frau, die ihren Buhlen verliert; denn so ich doch in zwei Jahren nie Boten noch Brief gehabt habe, und doch der Boten genug sind gewesen, die es wohl gethan hätten. Da aus diesen Sachen viel geredet war, so gingen sie hinter die Gräfin von Champanien. Die entschied diesen Krieg mit einem solchen Urtheil und sprach: die Frau thut nicht recht, ob sie ihren Buhlen verleußt (verschmäht) und ausschlägt, darum, daß er lang aus ist, sie wüßte dann, daß er ihr die Treue gebrochen hätte; denn so ein Buhler von seiner Noth wegen, oder von Ritterschaft wegen so lang aus ist in fremdem Lande, und sich da befleißet, seiner Frau zu dienen, wie mag ihr größere Lieb' und Freude geschehen, oder wenn sie weiß, daß er ist bei frommen Leuten. Ja, sie mag wohl sprechen, ich habe auch einen Diener bei diesen Sachen; wenn *), daß er weder Boten noch Briefe gesandt hat, das mag ihm zu großer Weisheit geschätzt werden; denn keinem Fremden ziemt der Minne Geheimnisse zu sagen; denn hätt' er Briefe gesandt, die möchten durch Tod des Boten in eine fremde Hand gekommen sein, womit die Geheim der Liebe geöffnet worden wären."

Eine dritte Frage und Entscheidung ist: „ob eine Frau ihren Buhlen ausschlagen möge, wenn er im Streit seiner Glieder eines verloren hätte? Es geschah auch eine

*) denn,

ſolche Irrung in der Liebe, da ein Ritter ritterlich in einem Streit verlöre ein Aug' oder eine Hand, ob er billig von ſeinem Buhlen verworfen und ihm Freude und Luſt verſagt werde. Dawider iſt die Fürſtin von Narbon mit ihrem Urtheil und ſprach alſo: Die Frau iſt aller Ehren unwerth, die ihren Buhlen darum verſchmäht, daß er im Streit ſeiner Glieder eines verloren hat, und ein klein (wenig) ungeſtalt iſt; denn doch Mannheit und harter Streit darum von Männern getrieben wird, daß ſie die Liebe damit mehren und innbrünſtig machen, denn ein rechter männlicher, unverzagter Mann mag keinem Weib miſsfallen. So ein hübſcher Ausgeſtrichener (ein hübſch Gebildeter) ein Zag' (ein Verzagter) iſt, der niemand und keiner ehrbaren Frau behagen mag, warum ſollte denn die Sache, die von Mannheit kommt, die Liebe mindern, ſeit doch die Mannheit der Liebe Siegel iſt?"

Das vierte und letzte Beiſpiel endlich, das hier anzuführen iſt, beſagt zugleich dasjenige, was die Liebenden einander ſchenkten, und lehrt außerdem, wie ſie ſich heimlich vor aller Welt verborgen halten ſollten mit ihrer Liebe. Es heißt: „Was Gab' und Kleinod ein Lieb von dem andern glimpflich möge empfangen, nebſt einigen andern Vorſchriften. Es ward auch gefragt von der Gräfin von Champanien, was Kleinod oder Gab' ein Lieb von dem andern ohne Schande wohl möchte empfangen. Die Gräfin beantwortete das alſo: Ein Lieb mag von dem andern empfangen und nehmen Korallen, Schnüre, Haarband, Fürgeſpänge von Gold oder Silber, Häſtlein, Handſchuhe, Ermelringe, Büchſel, Spiegel, Gürtel, Beutel, Horn-

gefäß, Waſchgeſchirr, Kandel, Schreinerk, Panier u. ſ. w. zu einem Gedächtnis, und daß wir es in einer gemeinen Rede begreifen: ein Leib mag von dem andern wohl empfangen alles, das zu dem Leib zu zieren gehört und klein iſt; oder wobei ein Leib des andern mag gedenken, das mag eines von dem andern wohl empfangen, glimpflich ohne Schande, und doch, daß darin keine Geizigkeit geſchehe. Doch ſo wollen wir, daß alle Minne-Ritter lehren: will ein Lieb von dem andern ein Fingerlein empfangen und tragen, ſo ſoll es an der tenken (linken) Hand, an dem minnſten (mindeſten, kleinſten) Finger tragen, und den Stein des Fingerleins allweg innwärts verborgen tragen und kehren. Das iſt darum, daß die tenke (linke) Hand ſelten unziemliche oder unfügliche Dinge thut berühren, und darum, daß man ſagt, daß in dem minnſten Finger der Tod und das Leben des Menſchen ſei; und desgleichen iſt jegliches Lieb dem andern ſchuldig und pflichtig, daß er ſein Lieb unbetrübt und unverſehrt laſſe; oder ob die Lieb' einander mit Briefen ſehen und tröſten wolle, ihre Namen ſollen darinn nicht ſein; und desgleichen was Geſchicht und Klage vor die Frauen zu Recht kömmt, da ſoll Jedwedes Name verſchwiegen bleiben, ſondern man ſoll es in einer Gemein darlegen und die geſandten Briefe ſollen nicht mit bekannten Sigillen verpettſchaftet werden, ſondern mit geheimen Sigillen, die niemand, denn ſie zwei erkennen und die Boten; alſo bleibt die Liebe allweg unverſehrt."

Solcher Beiſpiele giebt es nun, auch außer dieſen Ausſprüchen der Minnegerichte, eine nicht unbedeutende

Menge; die französischen Werke enthalten sie in großer Anzahl. Die Dichter des alten Frankreichs, die Troubadours, nahmen solche Streitfragen der Rechtswissenschaft der Liebe, wie man sie nennen möchte, auch in ihre Dichtungen mit auf und gaben ihnen den Namen Jeux-Partis. In ihnen trägt der Dichter eine Meinung vor, eine zweite Person tritt mit einer andern dagegen auf, die Frage wird durch einige Versätze gut oder schlecht verhandelt, dann kommt eine dritte Person und thut den Ausspruch, oder man betrachtet die Sache als durch den entschieden, der das letzte Wort führt. Einige dieser Jeux-Partis, besonders die aus den jüngern Zeiten, verrathen die größte Unsittlichkeit, andere dagegen bezeichnen wieder eine Reinheit der Liebe, die bis zur höchsten Schwärmerei gesteigert ist. Es wird nicht am unrechten Ort seyn, hier ein Beispiel in ein paar solchen Fragen aufzustellen: „Was wäre euch lieber, daß eure Liebste stürbe, oder einen andern heiratete?" — „Dieser rühmt sich nicht empfangener Gunstbezeugungen, jener macht die erhaltenen bekannt — wer von beiden verdient mehr Tadel?" — „Wenn ihr mit eurem Liebchen eine nächtliche Zusammenkunft hättet, würdet ihr lieber bei eurem Eintritt mich von ihr, oder bei eurem Weggehen mich zu ihr gehen sehen?" — Und dieser Fragen nun giebt es noch viele, gegen welche die angeführten noch unschuldig zu nennen sind.

Wenn es auch in Deutschland keine Liebeshöfe gab, so sind doch manche solcher Fragen von den Dichtern untersucht und behandelt worden, indessen nie mit solcher Ausdehnung, wie in Frankreich; nie ward in Deutschland

das ganze Verhältniß ſo auf die Spitze geſtellt, wie dort, und nie wurde wahre Liebe und eine rohe Sinnlichkeit ſo ſchroff ſich berührend gegen einander geſetzt; wenigſtens findet ſich davon in den auf uns gekommenen Werken des Mittelalters keine Spur. Eine größere Tüchtigkeit, eine reinere Geſinnung bewahrte die Deutſchen davor, wenn es anderer Seits auch wieder nicht an einer größern Derbheit fehlte, die zu rohern Thaten hinriß. Dieſe Rohheit war wenigſtens beſſer, als die ſchleichende alles vergiftende Trüglichkeit, welche in Frankreich nur zu bald die Oberhand gewann, die ſich in eben ſolchem und in noch ärgerem Schmuze der Sinnlichkeit gefiel, nur ſeiner ihre Wege verdeckte. Darum fehlt in den deutſchen Dichtungen die fein giftige Mitte, welche ſich in den franzöſiſchen Dichtungen findet, eine hohe, geiſtige Liebe ſteht ſtarr und entfernt von einer plumpen Sinnlichkeit und iſt einer handgreiflichen Zotenhaftigkeit entgegengeſetzt, die leider Statt findet, aber von der ſich der beſſere Sinn gleich erröthend abwendet.

Siebente Abtheilung.

Gelübde der Ritter, verbunden mit ihrer Gottesfurcht und Liebe oder aus einzelnen Beweisen ihrer Tapferkeit entſpringend.

In einem Zeitalter, in dem alle Gefühle ſo ſehr geſpannt, ſo hoch geſteigert waren, iſt es nicht zu verwundern, wenn man ſieht, zu welchen abenteuerlichen, ja verderblichen Unternehmungen ſich die Ritter anheiſchig machten; indem ſie die Ausführung derſelben durch heilige Eide unverbrüchlich verſprachen, oder durch ihr bloßes Wort und Verheißen bekräftigten, das ihnen gleich heilig als ein Eid war.

Wir müſſen hier auf den ganzen Stand der religiöſen und wiſſenſchaftlichen Bildung, ſowohl der Geiſtlichen jener Zeit als auch der Weltlichen, einen kurzen Blick werfen. Die einfachen Fertigkeiten des Leſens und Schreibens, die in unſerer Zeit jeder, wenn er auch des niedrigſten Standes iſt, ſich zu erwerben ſucht, waren damals nicht weit verbreitet, im Gegentheil gehörten ſie nur zur wiſſenſchaftlichen Ausbildung einiger wenigen. So mußte Ulrich von Lichtenſtein oftmals tagelang warten, ehe er erfuhr, was ein Brief oder ein Büchlein enthielt; denn es heißt S. 33 ſeines Frauendienſtes: „Mein Schreiber war nicht bei mir, der mir meine heimlichen Briefe laß und mir auch die meinigen ſchrieb, davon blieb das

Büchlein zehn Tage ungeleſen. Nach der Zeit kam mein Schreiber, ich nahm ihn in ein heimliches Zimmer und bat ihn leſen, was da geſchrieben ſtand.“ Daß dagegen wieder auch viel Bildung bei einzelnen hohen Perſonen herrſchte, ja daß ſelbſt Frauen ein gelehrtes Wiſſen ſich zu verſchaffen ſuchten, das weiſet uns die Geſchichte ſchon in einer Zeit nach, die kurz der Entwickelung des eigentlichen Ritterweſens vorangeht, indem im zehnten und elften Jahrhundert es Frauen, und unter ihnen gar Kaiſerinnen gab, die eine völlig gelehrte Bildung ihrer Zeit empfangen hatten; und ſo werden wir wohl zu dem Schluß berechtiget, daß hie und da auch gleiches Streben noch in der Ritterzeit, wo eine ſo große geiſtige und leibliche Thätigkeit und Lebendigkeit herrſchte, waltete. Daß die Frauen des Leſens und Schreibens kundiger ſeyn mochten, als die Männer, iſt gewiß; denn Ulrichs Geliebte, um nur ein Beiſpiel anzuführen, lieſt die Briefe, welche ſie von ihm bekommt, ſogleich und beantwortet ſie auch; und wirklich blieb auch den Frauen im ſtillen häuslichen Leben überaus viel Zeit, um ſich in dieſen Kenntniſſen mehr auszubilden, indem bei den Männern die kriegeriſchen und Kampf-Uebungen den größten Theil ihres Lebens einnahmen, und die damit unzertrennliche Ermüdung des Leibes ihnen, nach Vollendung der Uebungen, um ſo mehr alle Luſt mit andern ernſten Beſchäftigungen raubte. Wenn alſo zumeiſt bei den Männern, die nicht Geiſtliche waren, die erſten Bedingungen einer wiſſenſchaftlichen Bildung, Leſen und Schreiben, fehlten, war es natürlich, daß eine tiefere Entfaltung der geiſtigen Kräfte ganz mangelte.

Indem aber dagegen wieder das ganze Leben bedeutend auf die Einbildungskraft wirkte, ja alle Triebfedern der ganzen Zeit in die erregte Einbildungskraft ihre Wurzeln senkten, so ist es nicht zu verwundern, daß sich so viele anmuthige, wahre Natur-Dichter unter den nicht weiter gelehrt und wissenschaftlich ausgebildeten Rittern fanden, daß so liebliche Gesänge von ihnen ertönten, die sie in treuem Gedächtniß bewahrten, bis ihre Schreiber sie in das Pergament eintrugen, oder sie selbst dieselben ihren Geliebten und Hausgenossen sangen. Aber damit konnte eine große Geisteseinfalt, ein bedeutendes mährchenhaftes Helldunkel über dies eigentliche Ziel geistiger Bestrebungen gut bestehen, und so konnte der mannhafte Ritter wohl in einem kindlichen Dunkel, rücksichtlich höherer Bildung, wandeln.

Wollen wir nun Sinn und Ziel der Gelübde damaliger Zeit begreifen, so ist es auch noch nothwendig, wenige Blicke auf die religiöse Denkungsart jener Tage und auf die gottesdienstlichen Uebungen der Ritter zu werfen *). Ob die Gottesfurcht der Ritter eine wahre und innige, oder ob sie bloß eine mehr äußere gewesen sey, wie manche Schriftsteller gemeint haben, das möchte doch jetzt zu entscheiden sehr schwierig erscheinen. Der Unterricht der Geistlichen mag oft lau und gering gewesen seyn; aber ist der auch immer wohl die Hauptsache? Ein freudig Gott

*) Was hier im vorigen und diesem Satze nur kurz angedeutet ward, ist bestimmt, in der Folge, wenn einzelne Quellen noch tiefer haben untersucht werden können, eigene Ausführung zu finden. Man erlaube mir daher hier nur eine Andeutung.

vertrauendes Leben und Wandeln iſt ein oft mehr belehrendes Beiſpiel, als lange und erbauliche Reden anderer Seits, die mit dem Leben des Sprechenden nicht im Einklang ſtehen und oft mehr eine angenommene Form, als eine aus den Tiefen des Gemüths kommende Ueberzeugung ſind. Was auf das Aeußere lebhaft wirkte, mußte bei ſolchen ſinnlich thätigen Menſchen auch gar leicht eine innere Wirkung hervorbringen, und die fromme Ausübung der Religion mit der verſammelten Gemeinde wird wohl bei den meiſten, mehr noch als in unſern Tagen, ihre Wirkung nicht verfehlt haben; denn es gab in jener Zeit nur zu viel Lagen des Lebens, wie in der unſern noch fortdauernd, in denen Stimmungen bewirkt wurden, die wohl aufforderten, einen Blick vom Aeußern ins Innere zu thun. Gewiſſe tägliche gottesdienſtliche Uebungen mußte der Ritter vollbringen; das legten ihm ſchon die Geſetze der Ritterſchaft auf, die er, wie wir geſehen, bei Erlangung der Ritterwürde beſchwören mußte, und dazu gehörte beſonders die Vorſchrift: täglich die Meſſe zu hören. Es mag wohl nicht an ſolchen Rittern gefehlt haben, die glaubten, wenn ſie die Meſſe gehört, hätten ſie ſich mit Gott abgefunden, um nun vieles zu begehen, was weder vor göttlichen noch menſchlichen Geſetzen beſtehen konnte, und gegen Menſchlichkeit, Redlichkeit und Reinheit der Sitten verſtieß. Solcher Beiſpiele mag es mehre gegeben haben; denn auch das Beſte und Tüchtigſte kann verzerrt werden, und neben das Tiefe und Tüchtige ſtellt ſich im Leben nur zu leicht das Hohle, Nichtige und Böſe hin. Bei dem großen Einfluſſe indeſſen, welchen damals

die Geiſtlichkeit auf das ganze Leben hatte, gab es immer wieder andere Mittel, um von ſolchen Laſtern auf einen beſſern Weg wo möglich zurückzuführen: eine Pilgerfahrt nach einem heiligen Orte, wenn die Sünde ſchwer zu ſühnen war, nach Rom oder nach dem gelobten Lande, ein Feldzug wider die Ungläubigen — dieſe Werke hielt man für geeignet, große Sünden, ja ſelbſt Verbrechen zu ſühnen. Bei den oft ungeheuren Beſchwerlichkeiten, denen die Ritter ſich dabei unterziehen mußten, mag es wohl nicht an Augenblicken gefehlt haben, in denen die Büßenden von dem Aeußerlichen ſich zu dem Innern und wahrhaft wieder zu Gott wendeten. Ehe ein ernſtlicher Kampf unternommen ward, beichteten die Ritter und hörten Meſſe. Die Turniere wurden gemeinhin im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau verkündiget; und daß ſie ſich beim Beginn dieſes Spieles ſelbſt, ehe ſie in die Schranken ritten und ehe ſie ein Lanzenrennen begannen, mit dem Zeichen des Kreuzes geſegnet haben mögen, wenn auch nur dies damals wie jetzt, zu einer Angewöhnung und gelernten Form geworden, iſt gewiß.

Damit nun die Ritter ihren Unternehmungen einen ſichern Erfolg verſchaffen möchten, ſo lag es ganz im Geiſte jener Zeit, daß ſie ſich durch ein Gelübde verbanden, irgend etwas zu erfüllen, ſobald ihr Unternehmen ſo gelingen würde, als ſie es wünſchten. Dieſe Gelübde, die wir hier kurz betrachten wollen, könnte man dreifach eintheilen, in: Gelübde der Religion, der Ehre und der Liebe.

Zu den Gelübden der Religion bereiteten ſie ſich oft

durch Kaſteiungen, durch die Beichte und durch andere gottesdienſtliche Handlungen vor, und darauf ſprachen ſie dann, kniend, die Hand auf die Bibel gelegt, die Worte des Gelübdes aus, zu dem ſie ſich verbindlich machen wollten. Dieſe Gelübde beſtanden darin, daß die Ritter z. B. verſprachen, gewiſſe heilige Orte, von deren Schutzheiligen ſie ſich beſonders viel Hülfe verſprachen, zu beſuchen; ihre eigenen Waffen oder die Waffen ihrer überwundenen Feinde in Kirchen oder Klöſter niederzulegen; an gewiſſen Tagen zu faſten; u. dgl. Oder ſie machten ſich auch anheiſchig: wenn ſie einen feſten Platz glücklich vertheidigt, eine Feſtung eingenommen, oder das Feld vor dem Feinde behauptet haben würden, gewiſſe Bußübungen zu verrichten. Hierzu bieten die Rittergeſchichten alter Zeit, ſowohl die Dichtungen als die wahren Erzählungen von dem Leben einzelner Ritter, überaus viel Belege dar, nur iſt es meiſtentheils ſehr ſchwierig, die Gelübde der Religioſität von denen der Ehre zu trennen. Aus dem Leben des Bertrand du Guesclin, eines berühmten franzöſiſchen Ritters, wird ein Beiſpiel genügen: Ehe ſich Bertrand auf die Reiſe zu einem Kampfe begab, zu dem ihn ein Engländer durch eine Ausforderung geladen hatte, hörte er vorher die Meſſe, und als er bei dieſer zum Opfer kam, gelobte er Gott ſeinen Leib und ſeine Waffen, die er wider die Ungläubigen zu gebrauchen verſprach, wenn er in dieſem Kampfe ſiegen würde.

Die gewöhnlichſten Gelübde waren bei den Rittern die der Ehre, und dieſe traten gemeiniglich bei geringern Veranlaſſungen und Unternehmungen ein. Sie wurden

meiſtentheils durch das bloße Wort, durch den Handſchlag, durch ein gegebenes Zeichen der Rüſtung, beſiegelt. Als ein ſolches Gelübde der Ehre kann man auch die Hinwerfung des Handſchuhes, wodurch die Ankündigung des Kampfes bezeichnet ward, anſehen. Denn dieſer Handſchuh enthielt die feierliche Betheurung, daß man ſich ſeinem Feinde ſtellen würde, und war zu gleicher Zeit ein Pfand, welches der Ausforderer ſeinem Gegner hingab, und das er auszulöſen ſich dadurch anheiſchig machte, es mochte nun ſo viel Nachtheil, ja Unglück, als nur wollte, ihm daraus entſtehen. Als ſolche Ehrengelübde kann man auch mehre annehmen, die zwiſchen dieſen ſtreng als Ehrengelübde zu betrachtenden, und denen der Religion mitten inne zu ſchweben ſcheinen. Dahin gehört das heilig gegebene und beſchworene Verſprechen des Bertrand du Guesclin, als er der Feſtung Montcontur gegenüber ſtand, welche vor ihm ſchon lange von Cliſſon belagert worden war, ohne daß es gelingen wollte, ſie einzunehmen. Bertrand gelobte, als er den Oberbefehl über das Belagerungsheer annahm: er wolle nicht eher Fleiſch eſſen, nicht eher ſeine Rüſtung ablegen, bis er den Platz würde eingenommen haben. Ein andermal that er das Gelübde, nach dem Abendeſſen, welches er eben genießen wollte, keinen Biſſen mehr zu ſich zu nehmen, bis er ſich mit den Engländern würde geſchlagen haben. Eben ſo erzählt Froiſſard, in dem 29ſten Hauptſtücke, von den Geſandten, welche der König von England nach Valenciennes ſchickte, um das Bündniß genehmigen zu laſſen, welches der Graf von Hennegau ihm im Reiche verſchafft hatte: ſie erſchie-

nen daſelbſt mit der größten Pracht, in Begleitung einer großen Anzahl Ritter. Und es waren unter ihnen einige junge Ritter, deren jeder ein mit Tuch bedecktes Auge hatte, ſo daß ſie nicht ſehen konnten; man ſagt, daß dieſe den Frauen ihres Landes gelobt hätten, nie anders, als mit Einem Auge zu ſehen, bis ſie in dem Königreich Frankreich in eigener Perſon einige Heldenthaten würden verrichtet haben. Hiermit iſt auch das weiter unten erwähnte Reihergelübde zu vergleichen.

Manche dieſer Gelübde hatten bisweilen einen lächerlichen Anſtrich, ſo ernſtlich ſie auch gemeint waren. So mußte ſich z. B. Bertrand du Guesclin, kurz nach dem bei den Gelübden der Religioſität erwähnten Kampfe, wieder einem Zweikampf mit einem andern Engländer unterziehen, der, indem er ſein Streitzeichen hinwarf, geſchworen hatte, nicht eher in einem Bette zu ſchlafen, als bis er dieſen Kampf würde ausgeführt haben. Du Guesclin hob ſogleich ſchnell das Streitzeichen auf und gelobte, ſeinen Gegner noch überbietend und den Kampf aus unbeſtimmterer Ferne ganz nahe rückend, daß er nur drei Weinſuppen im Namen der heiligen Dreieinigkeit eſſen wolle, bis er ſich mit ihm würde geſchlagen haben.

Am zahlreichſten waren die Gelübde der Liebe, die freilich immer durch die Tapferkeit gelöſt werden mußten, und ſo alſo auch als Ehrengelübde in gewiſſer Hinſicht zu betrachten ſind, wie ja bei allem in damaliger Zeit ſtets die Ehre im Hintergrunde ſtand. In dieſen Gelübden, bei welchen die Liebe als das Vorherrſchende anzuſehen war, fand die größte Abwechſelung Statt, und ſie wurden

auf die verſchiedenſten Arten ausgeſprochen und gelöſet. Einige Beiſpiele mögen hier genügen. In der ſchon einigemal in früheren Abtheilungen angeführten Erzählung, welche: die Frauen-Treue, von dem altdeutſchen Dichter betitelt ward (Koloczaer Codex I. 277 ff.), verliebt ſich ein fahrender Ritter in die Frau des Bürgers einer Stadt, durch welche er reiſet und in der er darauf verbleibt. Doch halfen ihm ſeine Bewerbungen nichts, die ihrem Manne getreue Frau wollte ihn nicht erhören, und um ihr nun ein bedeutendes Zeichen ſeiner Liebe zu geben, that er das Gelübde und ließ es in der Stadt überall laut ausrufen, daß, ſofern jemand gewilligt ſey, ihn im Kampfe zu beſtehen, und ihn zur Tioſt gewaffnet empfangen wollte, ſo wolle auch er ſich gegen ihn ſtellen, und zwar nicht in ſeiner Rüſtung, ſondern nur in einem ſeidenen Hemde. Natürlich ſchonten bei ſolcher Gelegenheit die Ritter ihren minder bewaffneten Gegner, denn keiner wollte ja ſo leicht dem andern einen nie zu vergütenden Schaden zufügen; ſondern ein jeder wollte ſeine Stärke und Tapferkeit zeigen, ohne daß doch der Gegentheil, welcher ihm ſo viel Vorrechte einräumte, dabei mit ſeinem Willen mehr gefährdet wurde, als ihm der Zufall ſchon Gefahr bereiten konnte. Der Ritter in eben erwähntem Falle erfüllte auch ſein Verſprechen, aber leider kam ein Dummer gegen ihn, der ihn nicht ſchonte, ſondern in ſeiner Thorheit heftig auf ihn antrieb und ſo mit dem Speer auf ihn ſtach, daß das Eiſen im Leibe des Ritters abbrach und darin ſtecken blieb. Obgleich geheilt, verurſachte dieſe

Wunde doch bald ſeinen Tod, wie bereits oben erzählt worden iſt.

Man möchte noch eine andere Erzählung, die ein franzöſiſcher Sänger aufbewahrt hat, hierher rechnen, die ein ähnliches gewagtes Abenteuer enthält, welches man auch wohl zu den Gelübden der Liebe rechnen könnte, wenn gleich es kein freiwilliges, ſondern nur ein aufgedrungenes war. Ob hier eine wahre Geſchichte oder eine Erdichtung zum Grunde liege, iſt zweifelhaft; dem Geiſte der Zeit nach, glaube ich wohl eine wahre Begebenheit als Grundlage annehmen zu können; wenn dies aber auch nicht wäre, ſo deutet dieſe Erzählung doch die ganze Beſtrebung der Zeit ſo klar an, daß ſie immer bezeichnend für dieſen Zeitabſchnitt iſt. Die Erzählung heißt: des trois chevaliers et del chemise, von den drei Rittern und von dem Hemde. Sie ſteht in einer wörtlichen Ueberſetzung in Klübers Ueberſetzung des Werkes von Saint Palaye über das Ritterweſen III. S. 375: „Eine ſchöne Edelfrau hatte einen Ritter von gutem Herkommen geheiratet, deſſen Schloß die Einkehr aller guten Ritter war, welche einen wohlhabenden Herrn an ihm fanden, der immer bereit war, ſeine Pracht ſehen zu laſſen. Zeichnete er ſich nicht in der Ferne bei Turnieren aus, ſo glänzte er wenigſtens in ſeinem Hauſe durch einen guten Tiſch und durch reiche Geſchenke, mit welchen er die überhäufte, die ihn beſuchten, auch genoß er die Achtung aller ſeiner Nachbarn.“ (Auch dieſe Züge ſind für die damalige Zeit wichtig und bezeichnend.) „Ein Turnier war in dem Lande verkündigt worden, drei Ritter

kamen zu dem Herren, von denen zwei mächtig an Freunden und durch ihren Reichthum eben ſo ſehr als durch ihre Tapferkeit berühmt waren, aber der dritte war nicht reich, doch von hoher Tapferkeit. Alle drei liebten die Frau des Herren, aber jeder hatte ſie umſonſt mit ſeinen Klagen beunruhiget, keiner von ihnen war weder erhört noch abgewieſen worden. Die Nähe des Turniers zwang ſie zur Abreiſe. Sobald ſie weg waren, ging die Frau zu ihrem Schranke und nahm ein Hemde heraus, welches ſie ihrem vertrauteſten Knappen gab, mit dem Befehl, daſſelbe von ihrer Seite an den einen Ritter, den ſie ihm nannte, zu bringen und ihm zu ſagen: er ſolle augenblicklich zu dem Turnier abreiſen, und wenn er zu ihrem Dienſte leben und ſterben wolle, ſo ſolle er dieſes Hemde, ſtatt des Panzers, anlegen; übrigens möge er zu ſeiner Rüſtung nur ſeinen Helm, ſeine eiſernen Beinſchienen, ſein Schwert und ſeinen Schild brauchen. Nähme der Ritter das Hemd und die Bedingung an, ſo ſolle der Knappe gleich wiederkehren, wenn nicht, ſo ſolle er es eben ſo heimlich dem zweiten, und wenn dieſer es auch verſchmähe, dem dritten (dies war der arme) anbieten. Der erſte Ritter nimmt es gleich an und begiebt ſich an den Platz des Turniers; aber als er es nun anlegen ſoll und das Getümmel ſieht, wie die Rüſtungen erdröhnen und die Speere an ihnen erkrachen, und er dagegen die leichte Umhüllung hält, welche für ihn beſtimmt iſt, da überwiegt die Muthloſigkeit die Liebe, er ruft dem Knappen, welcher klüglicherweiſe noch gewartet, und giebt ihm das Hemde zurück. Heimlich geht der Knappe darauf zum

zweiten Ritter, der will aber gleich ſich aufs nichts einlaſſen, ſondern weiſet ihn zurück. Mit Entzücken nimmt der dritte es auf, er legt es ſogleich an, ſchnürt ſeine Stiefel, gürtet ſein Schwert um, ergreift ſeinen Schild, ſpringt zu Pferde und ſezt den Helm auf das Haupt. Auf allen Seiten kommt es zum Handgemenge, allenthalben ſieht man nichts als zerſchnittene Schilde, zerbrochene Harniſche und zerquetſchte Helme. Die Stiefeln des furchtloſen Ritters waren aufgeſchnitten und in Stücken zerriſſen; ſein Leib war mit Wunden bedeckt, aber ſein Herz unterſtützte ihn und erhob ihn über alle Furcht, er empfand nichts von den Stößen, die er erhalten hatte. Das Hemde ward überall von den Schlägen zerriſſen, und ſeine vielen Verwundungen überdeckten über und über daſſelbe mit ſeinem Blute. So kämpfte er ohne Unterlaß, bis die Zeit herbeikam, wo die Ritter aus den Schranken ritten, da das Turnier geendet. Der Preis ward ihm zuerkannt, alle wollen ihn in ſeine Wohnung begleiten; der Knappe, welcher ihm das Hemde gebracht, ſorgt für ihn, der nur begehrt, man ſolle für das Hemde, das ihm als Panzer gedient, bedacht ſein, da er es um alles in der Welt nicht verlieren möchte. Hoch erfreut und zugleich betrübt, daß ihr Ritter ſo ſehr verwundet, iſt die Frau, welche ihm das Hemde geſendet. Ihr Gemal aber veranſtaltet große Feſte, und unermeßlich war die Pracht, die dabei herrſchte, groß die Anzahl der Kleidungen, welche ausgetheilt wurden, der Ueberflus der herrlichen Speiſen. Die Frau des Hauſes ſelbſt bediente die Gäſte, indem ihr eine große Anzahl von Fräuleinen in gleicher

Beſchäftigung folgte. Der hart verwundete Ritter hört, daß die Geliebte, für die er ſo viel unternommen, fortfahre die Gäſte zu bedienen, um das Feſt zu verherrlichen. Er ſchickt ihr daher das Hemde durch ſeinen Knappen zurück und beſchwört ſie, daſſelbe umzuhangen, aus Liebe zu ihm es nicht abzulegen, und ſogar ſolches über allen ihren andern Putz anzuziehen, bis ſie ihren Dienſt ganz würde verrichtet haben; wobei er ihr verſichern läßt, daß dieſes unter allen die größte Gefälligkeit für ihn ſein würde. Der Knappe nimmt das Hemde und bringt es ihr, ſie ergreift es mit ihrer Hand, ſo blutig es auch iſt. Eben deswegen, ſagt ſie, weil es mit dem Blute meines treuen Freundes überzogen iſt, betrachte ich daſſelbe als einen biedern Putz. Weder ſeines Gold noch Edelgeſteine können mir ſo werth ſein, als das Blut, womit es gefärbt iſt. Sie verſprach daſſelbe umzuhangen, ſo lange ſie Eſſen und Trinken austheilen werde, um dem Befehl ihres geliebten Freundes zu folgen. Nachdem ſie hierauf dieſes koſtbare Gewand zärtlich geküßt hatte, legte ſie daſſelbe auf ihre Schultern. Nicht geringes Aufſehen und Sprechen erregte dieſe That; denn jedermann wußte, daß es nicht ihr Mann ſein konnte, dem zu Ehren ſie das im Kampfe blutig gewordene Hemde trug, weil dieſer ſich nicht mit den Waffen beſchäftigte.“ Den Schluß der Erzählung macht der Dichter ſo, daß er ſich an die von uns zu Ende der vorigen Abtheilung berührten Minnegerichte und Minneausſprüche anſchließt, und das Ganze alſo nur als ein Liebesrechtsſtreit zu betrachten iſt, der zur Entſcheidung vorgelegt wird, ſo daß dieſe Erzählung Ritterrauh.

Gelübde, Frauen-Gunſt und Minnegerichtsſpruch in ſich vereinigt. Der Dichter ſagt nämlich: „Nun bitte ich Jakob von Paſſau, die Ritter und das Frauenzimmer, Frauen und Fräulein, und die ganze Rittergeſellſchaft, ein unparteiiſches Urtheil zu fällen, nämlich: welcher von beiden mehr Muth gezeigt hat, ob der, welcher aus Liebe zu ſeiner Geliebten ſein Leben den größten Gefahren ausſetzt? oder die, welche die Furcht überwindet, den ſchmählichſten Tadel zu leiden, dieſen für nichts achtet, in Vergleichung mit der Beſchwerde, ihm zu misfallen oder ihn zu erzürnen, und keinen Anſtand nahm, zu ſeiner Ehre ſich mit dem Hemde zu putzen, welches ihr ſo viel Misvergnügen zuziehen mußte?“

Ein eben ſo ſeltſames als auch unverbrüchliches Gelübde war das des Pfauen oder des Faſans in Frankreich. Wie hoch Pfauenfedern als Schmuck geachtet wurden, haben wir in der Abtheilung von den Kleidungsſtücken geſehen; wie wichtig der Pfau als Gericht war, wie mühſam ſeine Zerlegung war und wie kunſtreich dieſe ſeyn mußte, wurde bereits in der Abtheilung von den Gaſtmahlen und Feierlichkeiten erwähnt. Hieraus erhellte ſchon die Bedeutſamkeit des Pfauen, mit dem der Faſan gleichbedeutend erachtet ward. Beide Vögel wurden daher auch gebraucht, um auf ihnen feierliche Gelübde abzulegen. An dem Tage nun, an dem man ſeine Verbindlichkeit feierlich erklären wollte, ward ein Pfau, der zuweilen gebraten, allemal aber mit ſeinen ſchönſten Federn geſchmückt war, auf einer großen goldenen oder ſilbernen Schüſſel, von einem Frauenzimmer mitten in die zahlreiche Ver-

ſammlung der zuſammenberufenen Ritter getragen. Jedem von ihnen ward derſelbe dargebracht, und jeder that ſein Gelübde über dem Vogel. Hierauf trug man ſolchen zurück auf einen Tiſch, wo man allen, die zugegen waren, davon vorlegte. Der Vorſchneider mußte ſeine Geſchicklichkeit, wie bereits früher bemerkt, darin zeigen, daß alle davon zu eſſen erhielten.

Am deutlichſten geht die Art und Weiſe dieſes Pfauengelübdes aus der Beſchreibung eines ſolchen hervor, wie es an dem Hofe des Herzogs von Burgund, Philipps des Gutmüthigen, zu Liſle im Jahre 1453 gehalten ward. Man rüſtete ſich nämlich dazumal zu einem Kreuzzuge wider die Türken, welche kurz vorher die Eroberung des griechiſchen Kaiſerthums durch die Einnahme von Konſtantinopel vollendet hatten. Wohl bedurfte es daher der Gelübde vieler, um ein ſolches Unternehmen auszuführen. Während deſſen, daß man die nöthigen Zubereitungen machte, und die zuſammenberufenen Ritter nach und nach ankamen, wurden die Rittergäſte von den anweſenden Großen mit verſchiedenen Luſtbarkeiten unterhalten. Bei der letzten, die der Herzog von Kleve angeſtellt hatte, ward das Feſt ſeines Oheims, des Herzogs von Burgund, welches der Gewohnheit gemäß, achtzehn Tage darauf gehalten werden mußte, angekündigt. Eine Frau ſtieg auf einer kleinen, beſonders hiezu verfertigten Treppe auf die Tafel, wo der Herzog von Burgund ſeinen Platz genommen hatte, kniete vor ihm nieder und ſetzte dieſem Fürſten einen Blumenkranz auf das Haupt. Dieſe erſte Feierlichkeit war die Ankündigung der erhabenen, gottes-

fürchtigen und ritterlichen Geheimniſſe, die bei dem Gaſtmahl, wo der Herzog von Burgund ſeinen ganzen Hof und den ganzen Adel ſeiner Staaten verſammlete, offenbart werden ſollten.

Der Tag dieſes feierlichen Gaſtmahls kam heran. Wenn die Pracht des Fürſten ſchon Bewunderung verdiente, wegen der Menge und des Ueberfluſſes in der Bewirthung der Rittergäſte, ſo zeigte ſich ſolche noch mehr in den, damals unter dem Namen der Zwiſchenſpiele, bekannten Schauſpielen, die das Feſt luſtiger und feierlicher machten. Es erſchienen im Saale mannichfaltige Verzierungen, Maſchinen, außerordentliche Menſchen- und Thiergeſtalten, Bäume, Berge, Flüſſe, ein Meer und Schiffe. Alle dieſe Gegenſtände, untermiſcht mit lebendigen Perſonen, Vögeln und andern Thieren, waren in dem Saale oder auf der Tafel in Bewegung, und ſtellten Handlungen vor, die ihre Beziehung auf das Vorhaben des Herzogs hatten. Plötzlich trat ein Rieſe in den Saal, bewaffnet wie ein Sarazene aus Granada, und in alterthümlicher Kleidung. Er führte einen Elephanten, der ein Schloß trug. In dieſem ſaß eine abgehärmte Frau, die in lange Trauerkleider, wie eine Kloſterfrau oder Betſchweſter, eingehüllt war. Als ſie ſich im Saale mitten unter der Geſellſchaft erblickte, ſagte ſie einige Reime her, worin ſie dem Rieſen befahl, ſtille zu halten. Dieſer ſetzte jedoch, indem er ſie mit ſtarrem Blick anſah, ſeinen Gang fort, bis er zur Tafel des Herzogs gekommen war. Jetzt eröffnete die gefangene Frau, welche die Religion vorſtellen ſollte, eine lange Klage in Verſen über das harte

Schickſal, welches ſie unter den unbarmherzigen Händen der Ungläubigen ertragen müſſe. Sie beklagte ſich über die Langſamkeit derer, die ihr Hülfe ſchaffen und ſie befreien ſollten. Auf dieſe Jammererſcheinung folgte der Wappenkönig des Ordens vom goldenen Vließ, mit einer langen Reihe von Wappenoffizieren, die vorausgingen. Auf ſeiner Fauſt trug er einen lebendigen Faſan, der mit einem goldenen, mit Edelſteinen und Perlen beſetzten Halsbande geſchmückt war. So trat er vor den Herzog von Burgund und ſtellte demſelben zwei Frauenzimmer vor, wovon die eine, Yolande, eine natürliche Tochter dieſes Fürſten, und die andere, Iſabelle von Neufchatel, eine Tochter des Herrn von Montaigu, war. Jede von ihnen ward von einem Ritter des goldenen Vließes begleitet. Zugleich überreichte der Wappenkönig dem Herzoge den Vogel, im Namen der beiden genannten Frauen, die ſich dem Schutz ihres Herrſchers empfahlen, um ſich den alten Gewohnheiten gemäß zu betragen, nach welchen man bei großen Feſten und in vornehmen Geſellſchaften den Fürſten, Herren und Edelleuten einen Pfau oder einen andern edeln Vogel überreicht, damit ſie Gelübde zum Nutzen der Frauen, die ſich ihren Beiſtand erflehen, thun mögen. Nachdem der Herzog das Begehren des Wappenkönigs aufmerkſam angehört hatte, gab er ihm einen Zettel, der laut vorgeleſen ward, und der mit folgenden Worten anfing: ich gelobe Gott, meinem Schöpfer, vor allen andern, und der glorreichen Jungfrau, ſeiner Mutter, und hernach den Frauen und dem Faſan u. ſ. w. Das Uebrige waren Betheurungen, die Ungläubigen mit Krieg zu überziehen,

zu Beschützung der unterdrückten Kirche. Die Frauen und ihr Gefolge begaben sich darauf wieder zurück, nachdem sie vorher alle die sinnbildlichen Rollen, welche diese Personen spielten, und das Schloß, das sie für das Schloß des Glaubens ausgaben, erklärt hatten. Das Gelübde des Herzogs war das Zeichen, auf welches sein ganzer Hof andere, bis ins Unendliche veränderte Gelübde that. Jeder bestrebte sich, seinen Muth wider die Türken durch eine seltene und sonderbare That auszuzeichnen, entweder für sich allein oder in Gesellschaft mit einem andern Ritter, der das Nämliche gelobte. Alle legten sich willkürliche Bußwerke auf und schwuren, solches bis zur gänzlichen Erfüllung ihres Gelübdes fortzusetzen. Einige durften z. B. in keinem Bette schlafen, andere bei dem Essen sich keines Tischtuches bedienen; manche mußten sich an gewissen Tagen in der Woche des Fleisches und Weins enthalten; andere durften nie ein bestimmtes Stück ihrer Rüstung führen, oder sie mußten es Tag und Nacht tragen; noch andere versprachen, sich in haarene Tücher und andere grobe Zeuge zu kleiden. Den Beschluß der Gelübde machte ein neues Schauspiel. Eine Frau, die weiß wie eine Klosterfrau gekleidet war und auf ihrer Schulter eine Rolle trug, worauf mit goldenen Buchstaben geschrieben stand: Grâce-Dieu, dankte der Gesellschaft und stellte derselben 12 Frauen vor, die von eben so viel Rittern geführt wurden. Diese Frauen sollten verschiedene Tugenden bedeuten, und jede derselben mußte ihren Namen auf einen Zettel geschrieben tragen. Sie sollten auf der Reise Gesellschaft leisten, damit solche glücklich von

ſtatten gehen möge. Sie traten in einer Reihe auf und überreichten alle, eine nach der andern, ihre Namenzettel der Frau, welche Grâce-Dieu benannt war, ſolche ablas und jedesmal einen Geſang von acht Verſen dabei herſagte. Die Namen derſelben gehören wohl hierher, da aus denſelben erhellet, welche Tugenden man zu einem wahren und vollkommenen Ritter erforderte. Sie waren: Treue, Menſchenliebe, Gerechtigkeit, Vernunft, Klugheit, Mäßigkeit, Stärke, Wahrheit, Freigebigkeit, Fleiß, Hoffnung und Tapferkeit. Zuletzt fingen alle an in ihrer Verkleidung zu tanzen, um das Feſt auf eine luſtige Art zu feiern, und ein Schmaus endete es wieder.

Eine zweite merkwürdige Erzählung von einem Gelübde, das Reihergelübde genannt, liefert uns ebenfalls eine franzöſiſche Dichtung, die im Jahre 1338 verfertigt worden iſt. Sie möge auch hier im Auszuge eine Stelle finden, um dieſe ganze Art, Gelübde abzulegen, auf das beſtimmteſte darzulegen. — Im Frühling 1338 hielt König Eduard III., König von England, ein feierliches Hoflager, mitten unter allen ſeinen Baronen ſitzend; er ſah zerſtreut und träumend aus, ſein Haupt war auf die Bruſt geſenkt, aber die Gedanken, welche ſeinen Geiſt beſchäftigten, waren nur Gedanken der Liebe.

Um gleiche Zeit wollte Robert von Artois, welcher aus Frankreich verbannt war und ſich nach London geflüchtet hatte, die Ergötzung der Jagd genießen. Sein Vogel, den er auf der Fauſt hielt, bemerkte in der Luft einen Reiher; alsbald erhebt er ſich, ergreift ſeine Beute und bringt ſie ſeinem Herrn. Robert erröthet vor Aerger

über einen ſo ſchlechten Fang. Nachdem er einen Augenblick darüber nachgedacht hat, faßt er den Vorſatz, ſolchen zu der Rache zu gebrauchen, die er ſich vorgenommen hatte. Er wickelt den Reiher aus den Klauen ſeines Vogels los und übergiebt ihn dem Küchenbeamten, um ihn rupfen und braten zu laſſen. Nachdem er ihn alsdann zwiſchen zwei ſilberne Schüſſeln gelegt, trägt er ihn mit großem Pomp in den Palaſt; ihm folgen zwei Geigenſpieler, ein Zitterſpieler und zwei artige Fräulein, welche ihre Stimme mit den Tönen der Saiten vereinigten. Als er mit dieſem Gefolge in den Saal trat, ſagte er: „Oeffnet die Schranken und laßt die braven Ritter einziehen, welche die Liebe hier verſammelt!“ Er wendete ſich darauf zu den Rittern ſelbſt mit folgenden Worten: „ich komme, um ſie einzuladen, daß ſie über dieſem Reiher Gelübde thun mögen, die ihrer Tapferkeit würdig ſind. Es iſt dies das ſchlechteſte, wie ſie wiſſen, und das furchtſamſte unter allen Thieren, denn es fürchtet ſich vor ſeinem Schatten. Auch iſt derjenige der feigſte unter allen Menſchen, dem ich daſſelbe anbieten werde.“ Hierauf wendet ſich der Graf gegen Eduard und bietet ihm den Reiher, als einen Beweis ſeiner Gleichgültigkeit gegen eine Krone dar, die er auf eine feige Art der Willkür ſeines Nebenbuhlers überlaſſe. Durch dieſen Vorwurf getroffen, knirſcht der Prinz vor Wuth mit den Zähnen, er erklärt feierlich, daß das Jahr nicht verfließen ſolle, ohne daß Philipp ihn mit Feuer und Schwert auf dem Gebiete Frankreichs erblicken werde, um ſich wegen der Schmach zu rächen, die man ihm angethan, ſollten ihm auch die

Franzoſen ein zehnmal zahlreicheres Heer, als das ſeinige, entgegenſetzen.

Robert verbirgt ſeine Freude, lächelt boshaft und freut ſich heimlich über dieſen glücklichen Erfolg. Indem er ſich hierauf beklagt, daß er von Philipp von Frankreich nach ſo vielen Dienſtleiſtungen ſo unwürdig behandelt worden ſey, verſpricht er, mit bewaffneter Hand ſich auf das franzöſiſche Gebiet zu begeben und ſich hier wegen der Beleidigungen und des Unrechts, das er erlitten hat, Recht zu ſchaffen. Er nimmt ſeine beiden ſilbernen Schüſſeln, und ſeine Tonkünſtler folgen ihm. Dieſe begleiten mit dem Klang ihrer Tonwerkzeuge die beiden Fräulein, welche ein Lied ſangen, das ſo anfing: ich ſehe in das Grün; denn die Liebe lehrt mich dies u. ſ. w. Er geht durch den Saal und wendet ſich an den Grafen von Salisbery, welcher in die Tochter des Grafen von Erby ſterblich verliebt war und neben ihr ſaß. Er ladet denſelben, als den Tapferſten und Verliebteſten in der Geſellſchaft, ein, den Uebrigen dadurch ein Beiſpiel zu geben, daß er ein Gelübd' über dem Reiher thue. „Gerne — antwortete Salisbery — wenn die Jungfrau Maria in Perſon hier gegenwärtig wäre, wenn ſie einwilligte, ihre Göttlichkeit abzulegen, um derjenigen, die ich liebe, den Preis der Schönheit ſtreitig zu machen, ſo wüßte ich nicht, welcher von beiden ich den Vorzug einräumen ſollte, und ich würde fürchten, eine für die andere zu nehmen. Wo könnte ich den ſtärkſten Beweggrund finden, mich auf die höchſte Stufe der Tapferkeit zu erheben, wenn dies nicht unter den Augen der Schönen wäre, deren Feſſeln zu

tragen ich immer für rühmlich halten werde. Ungeduldig, die Erkenntlichkeit zu erhalten, die ſie mir unbarmherzig verweigert, verlange ich heute eine einzige Gnade von ihr: daß ſie mir einen Finger ihrer ſchönen Hand erlaube und ſolchen auf mein rechtes Auge ſo zu legen geruhe, daß daſſelbe ganz davon bedeckt werde." Das Fräulein erlaubt ihm ſtatt eines Fingers zwei und ſchließt ihm das Auge ſo gut, daß er nicht den mindeſten Gebrauch davon machen kann. Sogleich ſchwört der Ritter: daß er daſſelbe nicht eher öffnen wolle, als bis er das Gebiet von Frankreich betreten und, um Eduards Anſprüche zu rächen, Philipps Kriegesheer in einem ordentlichen Treffen geſchlagen habe. (Dies Gelübde mögen ihm viele junge Ritter nachgethan haben, wenn wir damit vergleichen, was bereits oben aus Froiſſard erwähnt ward.) In der That erlaubte ſich auch der Graf nicht, während der ganzen Zeit, als dieſer Krieg dauerte, aus dieſem Auge zu ſehen. Das ganze Heer, welches Zeuge ſeiner Großthaten war, war es auch in Anſehung der Treue, mit welcher er ſein Verſprechen erfüllte.

Der Graf von Artois rief darauf die Tochter des edelmüthigen von Erby auf und ladete ſie ein, an dem über dem Reiher zur Vertheidigung der Rechte des Königs von England geſchehenen Gelübde Theil zu nehmen. Das edle Fräulein gelobte auf der Stelle, keinem Herrn, wer er auch ſey, anzuhören, bevor nicht das Gelübde ihres Liebhabers erfüllt ſey. „Alsdann, ſagte ſie, wenn er noch am Leben iſt, mache ich ihm meine ganze Perſon, ohne Rückhalt, zum Geſchenk." Bei dieſem Worte fühlte

ſich das Herz des liebenden Ritters, der vor Freude außer ſich war, von neuem Muthe belebt.

Ungeduldig, ſeiner Rachſucht Genüge zu leiſten, ergriff Robert abermals ſeinen Reiher und hielt ihn dem Ritter Gautier von Mauny vor. Um die Pflichten der Ehre zu erfüllen und ſich der Helden, die ihm ſo ſchöne Beiſpiele gegeben, würdig zu zeigen, gelobt dieſer tapfere Ritter der heiligen Jungfrau eine Stadt, die von Sümpfen eingeſchloſſen und durch gute Thore beſchützt, und deren Vertheidiger ſeit langer Zeit Godemars du Fay war, in Aſche zu legen. Sie ſoll verheert und die Beſatzung umgebracht werden. „Ich verlange — ſagt er — geſund und wohl, ohne die mindeſte Wunde davon zurückzukommen, und auch die tüchtigen Krieger, die mit mir dahin gezogen ſein werden, mit mir zurückzubringen. Uebrigens werfe ich mich in die Arme Gottes. Von ihm allein kann der Erfolg meiner Bemühungen kommen, um mein Verſprechen zu erfüllen.“

Robert ruft hierauf den Grafen von Erby zu ſich und bittet ihn, gleich den Uebrigen, ſein Gelübde zu ſagen. Dieſer nimmt das Wort: „Wenn der König von England, ſagt er, uns auf das Gebiet von Frankreich über das Meer hinüber führt, werden wir jenen furchtbaren Grafen Ludwig von Flandern, denn ſo nennen ihn die Leute Philipps von Valois, erblicken, den unrechtmäßigen Beſitzer des Titels: König von Frankreich, trotz der Rechte unſers Herrſchers; wir werden ihn ſehen, dieſen ſchrecklichen Grafen von Flandern; denn ich gelobe: ihn allenthalben aufzuſuchen und ihm nahe genug zu kommen, um ihm einen

Kampf anzubieten. Kann ich ihn hierzu nicht nöthigen, ſo will ich mich wenigſtens dadurch rächen, daß ich das Land, in welchem er es wagen wird, ſich blicken zu laſſen, unter ſeinen Augen mit Feuer verheeren werde.

Robert wird von dieſem neuen Schwur bezaubert; er verſpricht ſich, endlich am Ziele ſeines Unglücks zu ſeyn und die Befreiung ſeiner Familie zu erhalten. Alsbald erhebt er die beiden ſilbernen Schüſſeln und trägt ſie vor den Grafen von Suffort (wohl Suffolk gemeint), um denſelben einzuladen, daß er nach Belieben ein Gelübde thun möge. Suffort ſchwört: wenn der König von England ihn auf das Gebiet von Frankreich bringt, den König von Böhmen, des Kaiſers Sohn, allenthalben zu verfolgen, und wenn er ihn perſönlich antreffen kann, mit der Lanze in der Fauſt, oder mit dem Degen in der Hand, wider ihn zu kämpfen; er will ihm die Stärke ſeines Armes fühlen laſſen, ihn zu Boden ſtürzen, oder ihm ſein Pferd, entweder mit ſeinem Willen oder mit Gewalt, abnehmen. Hierauf holt Johann von Lamont einen tiefen Seufzer. Dieſe Verunglimpfung eines Fürſten, der ſein Verwandter iſt und der ſo viele Staaten erobert, bringt ihn in Zorn. „Vergeblich haßt er mich — ruft er aus — noch fühle ich, daß ich ihn liebe, und ich werde ihn nie verlaſſen, ſo lange er meine Dienſte nöthig haben wird. Suffort, wenn Ihr nicht auf Eure übertriebenen Entwürfe Verzicht thut, ſo verbinde ich mich, Euch gefangen zu nehmen; ja ich werde Euch in das Gefängniß des Königs von Böhmen einſchließen, aus welchem keine Macht Euch befreien wird. Der Entſchluß hiezu iſt gefaßt,

ich werde ihn nicht ändern." Suffort fürchtet, daß man sich erzürnen möchte: „Laßt uns warten — sagt er — bis der Krieg, der den Weg der Ehre öffnet, uns erlaubt, unserm Muth freien Lauf zu lassen; jeder wird alsdann thun können, was ihm die Liebe zu dem Ruhm und den Frauen eingeben wird. Die Annäherung unter den Kämpfern wird stolz sein, aber der wichtigste Punkt besteht darin: zu wissen, was der Erfolg davon sein wird."

Der Graf von Artois läßt die hell klingenden Töne seiner Spielleute verdoppeln, und die Fräulein fangen an zu tanzen, um den Muth der Helden noch mehr anzufeuern. Robert ergreift hierauf den zwischen den Schüssen eingeschlossenen Reiher, ruft den unerschrockenen Abenteurer Fauquemont und ladet ihn ein, über diesem Vogel zu schwören, daß er sich in dem Zwist der beiden Könige durch einen neuen Ruhm auszeichnen wolle. „Wozu soll ich mich verbindlich machen? — antwortet er — ich besitze nichts auf der Welt. Alles was ich thun kann, um Euch meine Ergebenheit zu bezeigen, um mich meiner Ehre gemäß zu beweisen, besteht darin, daß ich verspreche und ich schwöre es, daß, wenn der König von England sich über das Meer begiebt, um durch Cambresis nach Frankreich zu gehen, man mich immer zuerst an der Spitze seines Vortrabes erblicken wird, wo ich den Feind angreifen und Verwüstung, Brand und Morden verbreiten will, ohne weder Kinder, noch Greise, noch Kirchen, noch Altäre zu verschonen." Bei diesen stolzen Drohworten gab ihm jeder um die Wette den Beifall zu erkennen,

welchen ein solcher Eifer für die Ehre seines Herrn verdiente.

Alsbald wurden die zwei Schüsseln aufgehoben, und die Fräulein fingen mit lauter Stimme folgendes Lied an: Uns schmückt biedere Liebe, sie bezaubert uns u. s. w. Alle Blicke fielen auf den Oheim des alten Grafen von Hennegau, es war Johann von Baumont, berühmt durch seine Eroberungen. Robert fordert ihn auf, ebenfalls sein Gelübde über dem Reiher zu thun. Vielleicht ermüdet durch so viele Verheißungen, macht Johann der Versammlung im Ernste begreiflich, wie unnütz dergleichen übereilte Großsprecherei sey. Er ermahnt sie, ihre Kühnheit für den Zeitpunkt des Handelns aufzubewahren. „Nichts ist zu theuer in Gegenwart dieser schönen Frauen, denen wir uns bestreben zu gefallen. Ich will glauben, daß es unter Euch Oliviere und Rolande giebt, welche die Aquilane und Baumonte zu Boden stürzen werden; aber erinnert Euch, daß diese Helden ihrerseits von andern Kriegern besiegt wurden." Nachdem er sie ferner mit Worten gestraft, sagt er: „Ich erkläre, daß, wenn der König von England in Hennegau eindringt, durch Brabant und Cambresis zieht und seinen Fuß auf das Gebiet von Frankreich setzt, so wird man mich, als Marschall seines Heeres, seinem Vortheil aufrichtig ergeben finden, und ich werde den heftigsten Krieg wider Philipp führen. Ohne Zweifel setze ich mich der Gefahr aus, mein Landgut und das wenige Vermögen, das ich besitze, zu verlieren. Mag es sein, ich unterwerfe mich dem Schicksal; aber ich sage Euch zum voraus, daß, wenn Philipp freiwillig und nach

einer glücklichen Betrachtung über ſich ſelbſt, meine Verbannung widerrufen und mich nach Frankreich zurückladen wollte, ich mich alsdann von dem König von England losmachen würde. Und welchen Vorwurf würde man mir in dieſem Falle machen können? Wenn hingegen der König von Frankreich darauf beſteht, mich von ſeinem Lande entfernt zu halten, ſo werde ich dem König von England aus allen meinen Kräften beiſtehen, ich werde ſtets ſein Heer und ſeinen Vortrab befehligen." König Eduard antwortet auf dieſen Vortrag mit herzlicher Bezeugung ſeiner Erkenntlichkeit.

Robert, mit ſeinen beiden ſilbernen Schüſſeln in der Hand, geht weiter fort, begleitet von ſeinen Tonkünſtlern und von den beiden Mädchen, welche ſingend einhergehen. Hierauf nähert er ſich der Königin, wirft ſich auf ſeine Knie nieder und ſagt ihr, daß nichts übrig ſey, als den Reiher zu theilen, und daß er nur den Augenblick erwarte, wo ſie dasjenige zu erklären geruhen wolle, was ihr Herz ihr eingeben werde. „Vaſall, — antwortete ſie, — angekettet durch der Ehe heil. Bande, kann ich keine Verbindlichkeit ohne die Einwilligung und den ausdrücklichen Befehl des Gebieters unternehmen, der ſolchen nach Gefallen beſtätigen oder vernichten kann." — „Daran ſoll es nicht liegen, — ſagt Eduard — thut Euer Gelübde nach eigenem Belieben, ich genehmige daſſelbe im voraus; ich werde daſſelbe, ſo viel in meinen Kräften ſteht, erfüllen; Gott ſtehe Euch bei." Hierauf ließ ſich die Königin mit ſtandhafter Stimme vernehmen: „ich befinde mich ſchwanger, ich kann daran nicht zweifeln, ich habe das Leben meines

Kindes empfunden. Ich gelobe demnach Gott und der heil. Jungfrau, daß dieſes koſtbare Pfand unſerer Verbindung nicht das Tageslicht erblicken ſoll, bevor Ihr mich nicht über das Meer geführt habt, um unverzüglich Euer Gelübde zu erfüllen. Wenn mein Kind vor dem Zeitraume, den ich mir vorſchreibe, zur Welt kommen wollte, ſo würde ich mir lieber dieſen Dolch, mit dem ich bewaffnet bin, in die Seite ſtechen; ich würde demnach durch einen einzigen Streich mein Leben und mein Kind vernichten.“ Von Grauſen bei dieſen Worten ergriffen, verbietet Eduard, in dem Gelübde fortzufahren. Der Reiher wird getheilt, und die Königin ſpeiſet davon. Nachdem der König die nöthigen Anſtalten getroffen hatte, ſchiffte er die Königin nebſt allen ſeinen Rittern ein und führte ſie bis Antwerpen; hier brachte ſie einen ſchönen Knaben zur Welt, der in der Taufe den Namen: Löwe von Antwerpen empfing. Ihr Gelübde war erfüllt, das ganze engliſche Heer bricht auf und ſetzt ſich in Bewegung.

Achte Abtheilung.

Zweikämpfe und Ernſtkämpfe der Ritter.

Wenn auch die Turniere ſchon, wie wir oben geſehen, für Leben und Geſundheit der Ritter ſehr oft nachtheilig waren, wenn das Rennen auf einander mit zugeſpitzten Lanzen, das ſogenannte Scharfrennen, häufig den Tod nach ſich führte, ſo ward dies Unglück doch immer nur als eine ſeltene Zufälligkeit angeſehen, die bei allen ſolchen angeſtrengten Leibesübungen nicht zu vermeiden war. Sobald indeſſen ein ſolches Unglück oder eine Verwundung ſtattfand, ſogleich hörte der Kampf auf. Anders war es bei den Gefechten, die in vollem Ernſte gehalten wurden, und bei denen es auf Tod und Leben der Streitenden ging. Hier endete nur die tödliche Verwundung oder der Tod des einen der Streitenden den Kampf, beſonders in den Einzelſtreiten, Mann gegen Mann. Wiederum verſchieden war der Kampf in den Befehdungen, das heißt, in den kleinen Kriegen, welche einzelne Ritter und Burgenbeſitzer gegen ihre Nachbaren führten, wo ſie mit ihren Vaſallen in kleinen oder größeren Heerhaufen gegen einander rückten, einer die Burg des andern belagerte, ſie zu erobern, zu zerſtören und zu berauben trachtete, wobei die ruhigen Dörfer der Kriegführenden plündernd, mordend, ſengend

und brennend überzogen wurden, und wo nur ſelten eigentliche Gefechtkämpfe in freiem Felde ſtattfanden.

Dieſe Befehdungen haben in Deutſchland zur Zeit des Fauſtrechts eine ungeheure Gewalt ausgeübt, und durch ſie iſt viel des Schönen, was ſich in und nach der Ritterzeit hätte entwickeln können, unaufhaltbar vernichtet worden. Betrachten wir nun Zweikämpfe und Befehdungen einzeln und genauer.

Die Zweikämpfe waren einer gedoppelten Art. Einmal betrafen ſie bloß Ehrenſachen, die man nicht vor Gericht brachte, und um derentwillen gleich auf dem den beiden Streitenden nächſten freien und bequemen Platze, ohne beſondere Anſtalten, oft nicht einmal in Beiſeyn eines ritterlichen Gehülfen, ſondern nur der Knappen beider Streiter (oft fehlten aber auch dieſe ſelbſt) gekämpft wurde. Zum andern betrafen aber auch die Zweikämpfe die Entſcheidungen wichtiger bürgerlicher und peinlicher Rechtsſachen, zu deren Löſung ſie nicht allein von den Gerichten bewilligt, ſondern ſogar oft vorgeſchrieben wurden. In dieſem letzten Falle erhielten ſie den Namen: gerichtliche Zweikämpfe. Dieſe beiden Arten der Zweikämpfe finden wir in der früheſten deutſchen heidniſchen Vorzeit begründet. Blut forderte Blut zur Sühne, die Blutrache für einen getödteten Verwandten ward daher meiſt ein Zweikampf. Aber auch beſonders ein Urtheil Gottes, eine göttliche Entſcheidung ſah man in dem Zweikampfe, und zu ihm ſchritt man daher immer, wenn ein bedenklicher Fall zu entſcheiden war. Gottes Stimme offenbarte ſich dadurch, glaubte man, daß er in deſſen

Hand den Sieg legte, der ihn verdiente, den zum Ueberwinder machte, der das Recht auf ſeiner Seite hatte. Eines der wichtigſten Gottesurtheile, Ordale, war daher der Zweikampf, durch ihn ſprach Gott, und aus der heidniſchen Zeit entlehnt, blieb er in den gerichtlichen Kämpfen durch viele Jahrhunderte des Chriſtenthums. Der Zweikampf trat mit andern Gottesurtheilen dann ein, wenn die Wahrheit einer Sache weder durch Zeugen, noch durch Urkunden erwieſen werden konnte; wenn der Mund, der darüber Auskunft geben konnte, durch den Tod verſtummt; oder eine Sache ſo im Schleier des Geheimniſſes, ſo im Dunkeln verübt worden, daß kein anderer Beweis zu führen möglich war; denn man glaubte, daß Gott ſelbſt im Schwachen ſtark ſeyn würde, daß er der gerechten Sache beiſtehe und dem Unſchuldigen den Sieg gewähre.

Der Aberglaube, welcher bei unſern heidniſchen deutſchen Vorfahren herrſchte, das unbegränzte Vertrauen, welches ſie in ihre Gottheiten ſetzten, denen ſie die größte Ehrerbietung bezeigten, kam ihnen bei der Einrichtung der Ordale zu Hülfe. Sie glaubten die Götter auf das heftigſte zu beleidigen, ihren gerechten Zorn auf ſich zu laden, wenn ſie ihnen nicht bei gewiſſen Umſtänden die Entdekkung der Wahrheit, die für Menſchen unmöglich ſchien, überließen. Die Götter ſollten den Ausſpruch in der Sache thun. Man konnte ſich nicht überzeugen, daß Gottheiten den Unſchuldigen würden Unrecht leiden laſſen, man glaubte feſt, daß durch ihre Einwirkung die Wahrheit einer Sache ſich auf irgend eine Weiſe offenbaren

müßte. Daher beſtanden denn auch die Ordale in beſtimmten körperlichen Handlungen, die eigentlich ihrer Natur nach dem Menſchen ſchädlich ſeyn mußten, wobei aber die Schädlichkeit durch göttliche Hülfe abgewendet ward, und ſie mußten ſo, durch ein Wunder, unſchädlich werden. Es gab daher eine beträchtliche Anzahl von Ordalen, deren Betrachtung nicht hieher gehört, indem wir uns allein mit den Zweikämpfen zu beſchäftigen haben. Aus dem Heidenthume gingen dieſe Gottesurtheile mit vielen andern heidniſchen Gebräuchen in das Chriſtenthum über, indem die Geiſtlichen ſie geſchickt zu ihrem Vortheil zu gebrauchen wußten.

Bei den Burgunden waren die Zweikämpfe geſetzlich beſtätigt und als ein rechtliches Entſcheidungsmittel feſtgeſetzt worden. Man nimmt an, daß von ihnen dieſer Gebrauch nach und nach zu allen deutſchen Stämmen gekommen ſey, wenn nicht vielmehr gleiche Urbegriffe von Ehre und deren Sühnung allen deutſchen Stämmen ſchon aus ihrem Urſitz her gemeinſam waren, und bei dem einen und andern ſich dieſe allgemeine Anſicht nur feſter und beſtimmter ausſprach, oder das Herkommen früher eine faſt geſetzliche Richtung erhielt. Von den Deutſchen breitete ſich dieſe Anerkennung des Zweikampfes, als rechtlicher Entſcheidung, zu den meiſten europäiſchen Völkern aus. In den frühſten Zeiten war der Zweikampf allen freien Deutſchen erlaubt, in den ſpätern Zeiten ward er aber ein ausſchließliches Recht des Adels. Wie das Ritterweſen fortſchritt und ſich immer mehr und mehr entwickelte, ſo breitete ſich die Gewohnheit der rechtlichen Entſcheidung

durch den Zweikampf, auch immer weiter aus. In dem Zeitalter der Hohenſtaufen, in welchem die ganze geiſtige Bildung der Deutſchen eilend vorwärts ſchritt, hatte ſich auch das Kampfrecht allgemein verbreitet. Ungeachtet durch die Päpſte bald hernach ſtreng und wiederholentlich verboten ward, dieſe Kampfgerichte einer rechtlichen Entſcheidung gleich zu halten, ſo hatte ſich doch die dabei obwaltende Anſicht zu innig mit der ganzen Denkungsart damaliger Zeit verſchwiſtert, war ſchon zu tief mit der frühſten Bildung verbunden, als daß die Ausrottung möglich geweſen wäre. Noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts mußte ſie die tridentiniſche Kirchenverſammlung verbieten und ſtrenge Verordnungen dagegen erlaſſen, und doch fällt das eigentliche und gänzliche Abkommen derſelben in Deutſchland erſt gegen die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts.

Wie überhaupt die Nachrichten über die ſittliche Bildung des Mittelalters uns nur ſpärlich zugekommen, ſo beſonders auch über die Kampfgerichte, von denen wir manches Einzelne wiſſen; aber etwas Zuſammenhangendes, eine fortlaufende Geſchichte derſelben, in Hinſicht der Entſtehung und Ausbildung, aus der Quelle geſchöpft, die fehlt uns noch ganz. Nur hie und da werden ſie in den Schriftſtellern erwähnt, bald lobend, bald tadelnd. Die alten Geſetze, welche auf uns gekommen ſind, verbieten ſie bald, bald erlauben ſie ſie wieder. So wird nur eine der Wahrheit ſich annähernde Geſchichte, durch Muthmaßungen unterſtützt, von Entſtehung und Fortgang möglich. Darüber ein paar Worte.

Von den Ordalen ſprechen ſchon die ſaliſchen Geſetze, welche im 5. Jahrhundert geſammlet wurden. Unter dieſen fand nun der gerichtliche Zweikampf bald eine überwiegende Anwendung, und die Burgunden waren es wahrſcheinlichſt unter allen germaniſchen Stämmen zuerſt, wie bereits geſagt, welche dieſen Zweikampf förmlich durch Geſetze einführten. Man ſchreibt dies Geſetz ihrem König Gundobald im Jahre 502 zu. Auch als die Franken unter ihrem König Chlodwig das Chriſtenthum annahmen, hörten die Ordalen keinesweges auf, vielmehr bemächtigten ſich die chriſtlichen Prieſter derſelben als eines Mittels, auf das Volk einzuwirken; und ſo fanden, wie keinem Zweifel unterworfen iſt, durch künſtliche Mittel, Nachhülfe und Täuſchung, die gefährlichſten Ordale, ſcheinbar gegen die Geſetze der Natur, ihren glücklichen Ausgang. Karl der Große und Ludwig der Fromme beſtimmten durch Kapitularien den Gebrauch der Ordale genauer. Das Anſehn der Gottesurtheile überhaupt, und vorzüglich der gerichtlichen Zweikämpfe, mußte dadurch immermehr wachſen, obgleich damals ſchon verſtändige Männer, wie z. B. Agobard unter Ludwig dem Frommen, ſich dagegen erklärten und ihr Anſehen zu untergraben ſuchten. Unter den ſächſiſchen Kaiſern wurden die Kampfgerichte immer häufiger, und daher auch immer beſtimmter geordnet. Otto der Große ließ ſogar eine ſtreitige Rechtsfrage: ob die Enkel, bei Beerbung der Großeltern mit den noch lebenden Kindern zu gleichen Theilen gehen ſollten, durch einen Zweikampf entſcheiden, wie uns Wittichind von Corbei in ſeinen Jahrbüchern erzählt, indem er den Vorſchlag,

Schiedsrichter niederzusetzen und ihren Ausspruch als unabänderlich anzunehmen, verwarf. Er bestimmte die Entscheidung durch den Zweikampf; dieser erging und endete zum Vortheil der Enkel, da ihr Verfechter den Sieg davontrug; dieser göttlich geglaubte Ausspruch wurde darauf durch ein ewiges Gesetz bestätigt. Bemühungen, sie abzuschaffen, mußten immer unwirksamer werden, und sie wurden ganz nichtig, als die beiden berühmten Gesetzbücher der Deutschen des 13. Jahrh., der Sachsen- und Schwabenspiegel, den Zweikampf als ein altes Herkommen feierlich mit anerkannten. Die übrigen Ordale verloren sich, wie bereits gesagt, nach und nach, aber der gerichtliche Zweikampf blieb die längste Zeit in Achtung und Würden.

Als eine großes Unheil bringende Folge der gesetzlichen Bestätigung der Kampfgerichte erscheint in Deutschland das Faustrecht, oder das Recht der Vornehmen, für sich Einzelkriege zu führen. Dies Faustrecht hat Deutschland, bis zur Errichtung des ewigen Landfriedens durch Kaiser Maximilian, zu einem fortwährenden Schauplatz von Gewaltthätigkeiten gemacht. Von da ab sind aber nun zwei Arten von Zweikämpfen zu unterscheiden: die außergerichtlichen der Ritter und Vornehmen, welche Ehrensachen betrafen; die Zweikämpfe, welche bis auf unsere Zeit geblieben sind; und dann die Kämpfe, welche jeder höhere Richter allen denen, die bei ihm Recht suchten, ohne Unterschied der Geburt, wenn es nur freie Leute waren, in denjenigen Fällen, welche die Gesetze bezeichneten, erlauben oder sogar verordnen konnte. Was dies für Fälle

waren, werden wir sogleich bemerken. Zu einem solchen gerichtlichen Beweismittel durch Kampf konnten sogar Priester und Frauen zugelassen werden, indem sie Kämpfer zu finden suchten, die, im Vertrauen auf die gute Sache und auf die Rechtmäßigkeit der Ansprüche und Forderungen derselben, für sie dem Kampfe sich unterzogen. Frauen wurden aber auch selbst zum Kampfe mit ihrem Manne, oder überhaupt mit Männern gelassen, indem man bei beiden Theilen eine Gleichheit in der Kampfart herzustellen suchte, wie wir in einer kurzen Bemerkung über den Kampf zwischen Mann und Weib weiter unten ausführlicher sehen werden.

Merkwürdig ist es, daß, so sehr die Päpste auch gegen die Kampfgerichte eiferten, doch in Deutschland von weltlichen Herrschern, auch in den spätern Zeiten, keine Verordnungen gegen das Kampfrecht erlassen wurden, sondern daß es sich nur, bei der steigenden geistigen Ausbildung des Volks, nach und nach von selbst verlor. Während die hohenstaufischen Kaiser, z. B. Friedrich II., in ihren außerdeutschen Besitzungen, wie Sizilien, die Kampfgerichte mißbilligten und verboten, müssen sie sie doch mit der Denkart und Bildung des deutschen Volks so verschwistert gehalten haben, so aus der innern deutschen Denk- und Handlungsweise entsprossen, daß sie hier keine Befehle dagegen ertheilten. Mannichfach hat man in neuerer Zeit an der Sittlichkeit der Kampfgerichte gezweifelt, und, im Stolze auf die verfeinerte Bildung der neuern Zeit, sie mit Schimpf und Verachtung belegt. Aber gewiß mit Unrecht, wenn man die ganze Zeit, in welcher sie

herrschten, mit dieser Einrichtung zusammenhält. Die Rohheit und Ungebundenheit der frühern Zeit, die Bandenlosigkeit der spätern Zeit im Faustrecht, machten durch die gerichtlichen Zweikämpfe schon einen Fortschritt zum Bessern und zur Ordnung. Bei einem zum Kriege und zu den Waffen geübten Volke war der Zweikampf unter allen andern Gottesurtheilen wohl das vernünftigste; denn das Gefühl seines Rechts konnte wohl dem Kämpfenden eine größere Stärke geben, so wie das Bewußtseyn des Unrechts die Kräfte lähmen, und für jeden, auch unbedeutenden Vorfall während des Kampfes, Bedeutsamkeit erwecken konnte. Selbst in unsern heutigen Tagen haben wir etwas in unserer Gerichtsverfassung, was einem Gottesurtheile ähnlich ist, nämlich den Eid, besonders den nothwendigen Eid, der als Ergänzung fehlender Beweismittel gebraucht wird. Auch hier wird die Entscheidung eigentlich Gott überlassen, daß er das bessere Gefühl, den religiösen Sinn des Schwörenden lebendig erhalte, auf daß er nichts unter der Anrufung Gottes erhärte, was nicht der Wahrheit gemäß sey. — Schrecklich war das Mittel, welches im 15. Jahrh., nach der Einführung des römischen Rechts, in vielen Fällen die Stelle der gerichtlichen Zweikämpfe vertrat: es war die Tortur, welche bald ein noch unsicherers, verruchteres und abscheulicheres Mittel der Untersuchung ward, als die gerichtlichen Zweikämpfe je gewesen waren, je seyn konnten.

Im gerichtlichen Zweikampf ward als Hauptsatz angenommen, daß, um so zu sagen, Recht und Unrecht selbst mit einander stritten, und es ward geglaubt, Gott

werde dein Rechte gewiß ſein Recht widerfahren laſſen. Die Perſonen kamen nicht in Betracht, darum konnten auch ganz andere, als die eigentlich in Unterſuchung Begriffenen, in die Schranken treten; darum konnte ſogar das ſchwächere Geſchlecht mit dem ſtärkern, die Frau mit dem Manne kämpfen; darum finden wir ſogar Menſchen mit einem Thier, einen Ritter mit einem Hunde in jener Zeit ſtreiten, indem auch das Thier als Kämpfer für Wahrheit und Recht angeſehen werden konnte, wie wir weiter unten an einem beſtimmten Beiſpiele ſehen werden. Dieſer gerichtliche Zweikampf war alſo überhaupt in allen Streitigkeiten erlaubt und vorgeſchrieben, bei welchen zu ihrer rechtlichen Entſcheidung alle andern gewöhnlichen Beweismittel fehlten. Dann gab es aber auch noch viele beſondere Fälle, in welchen der Zweikampf erlaubt war, und in denen derſelbe nicht verweigert werden durfte, wenn der Kläger gleich bei der Anklage darauf drang, oder wenn der Beklagte ſich dazu anheiſchig machte. Dieſe Fälle nun waren:

1) Wer einen andern vor Gericht um den Zweikampf anſprechen wollte, mußte ihn beſchuldigen, daß er entweder auf der öffentlichen Straße, oder im Dorfe, oder auf eine andere Art den Frieden an ihm gebrochen, ferner, daß er ihn mit Gewalt angegriffen, verwundet und beraubt habe, wobei er die Wunden oder Narben mußte aufweiſen können. Nur dann, wenn er ihm dieſes alles auf einmal Schuld zu geben vermochte, und dieſer nicht freiwillig bekennen wollte, konnte er auf den Zweikampf dringen.

2) Konnte man einen, welcher der Verrätherei gegen das Reich, oder gegen ſeinen rechtmäßigen Herren, oder andere ehrbare Leute, oder des Mordes, Brandes und Raubes, oder der Nothzucht und Giftmiſcherei war beſchuldigt worden, zum Zweikampfe verurtheilen. In Hinſicht des Mordes bedurfte es nicht einmal, daß er begangen war, auch ſchon der Vorſatz dazu erlaubte eine Anklage auf den Zweikampf. Ein Beiſpiel davon giebt die deutſche Geſchichte. Rudolf, Herzog in Schwaben, der in der Folge Heinrich des IV. Gegenkaiſer wurde, klagte dieſen an, er habe einen gewiſſen Reginger beſtellt, ihn zu ermorden, und verlangte vom Kaiſer, ſich mit demſelben in einen Zweikampf einzulaſſen, damit Gott die Sache entſcheiden möchte. Heinrich war dazu bereit; endlich aber wurde durch Vermittelung mehrer Fürſten die Sache dahin gebracht, daß ſein Liebling, Ulrich von Koßheim, an ſeiner Stelle mit Reginger kämpfen ſollte. Es unterblieb aber hernach, weil Reginger kurz vor dem zum Zweikampfe beſtimmten Tage ſtarb.

3) Fand der Zweikampf noch in allen ſolchen Sachen ſtatt, in welchen der Richter das von dem Kläger gleich bei der Klage mit angebrachte Verlangen um den Zweikampf beſtätigte und die Sache für eine Kampfſache erklärte.

4) Zuletzt ward der Zweikampf auch überhaupt bei allen Klagen zugelaſſen, die einen öffentlichen Friedensbruch zum Grunde hatten.

Da die Entſcheidung durch Kampfgerichte eine völlige geſetzliche war, ſo war auch die Art und Weiſe, wie

die Ausforderung zum Zweikampfe geſchehen mußte, feſt beſtimmt, wie auch die Punkte, welche bei der Führung des Kampfes in Anregung kamen. In Hinſicht der Ausforderung war nöthig: 1) daß der, welcher ſein Recht oder ſeine Unſchuld durch den Kampf darthun wollte, ein rechtliches Erkenntniß des Richters forderte und dieſen um die Erlaubniß dazu bat. Denn ſelbſt bei beſtimmten Kampfſachen konnten Umſtände eintreten, durch welche die Anwendung des Zweikampfes verhindert wurde. Dieſes geſchah, wenn der Verdacht gegen den Beklagten gar keine Wahrſcheinlichkeit für ſich hatte, oder wenn es möglich war, den Beklagten durch Zeugen zu überführen. — Hatte nun 2) der Richter dem Kläger durch Urtheil und Recht die Erlaubniß ertheilt, ſeine Sache vermittelſt des Zweikampfs entſcheiden zu laſſen, ſo mußte er abermals durch den Ausſpruch des Richters belehrt werden, wie er ſeinen Gegner zum Kampf auffordern ſollte. Es wurde ihm alſo 3) aufgegeben: er ſolle denſelben oben bei dem Halſe am Kleide ziehen. War die Führung des Rechtsſtreits durch den Zweikampf auf dieſe Art, den Rechten gemäß, von dem Kläger eröffnet worden, ſo mußte er, nachdem er den Beklagten wieder losgelaſſen hatte, 4) ſeine Klage nochmals auf die oben beſtimmte Art in des Beklagten Gegenwart vor dem Richter anbringen, um dadurch ſeine Ausforderung zu rechtfertigen. Bei dieſer Klage auf den Zweikampf fand, wenigſtens in den ſpäteren Zeiten, eine beſondere Form ſtatt. Der Beklagte verlangte von ſeinem Gegner die Gewährleiſtung der Klage, und ließ ſich nun auf dieſelbe ein. Wollte er ſich nicht

in Güte mit ihm vergleichen, und leugnete er die Beſchuldigung, dann wurde der Zweikampf nochmals durch Urtheil und Recht von dem Richter vorgeſchrieben. Dem Beklagten war es nur dann erlaubt, ſich von der Beſchuldigung durch einen Eid zu reinigen, ſobald ihm der Kläger dazu ſeine Einwilligung gab.

Nachdem nun der Richter auf den Zweikampf erkannt hatte, und nachdem die Ausforderung von Seiten des Klägers an den Beklagten geſchehen war, folgte nach dem Geſetze des Kampfrechts zunächſt die Verbürgung der Streitenden zu dem Zweikampfe. Dieſe Bürgſchaft nannte man Kampfſchatz, welchen entweder der Kläger ſogleich, wenn der Richter auf Kampf erkannt hatte, durch einen Geldbetrag leiſten mußte, oder die Streitenden gaben einander gegenſeitig ein Pfand, welches dem Richter eingeliefert und von dieſem als die Verbürgung zum Kampfe angenommen wurde. Dieſe zweite Art der Bürgſchaft geſchah in Frankreich ehedem ſo, daß der Kläger dem Beklagten, wenn er ihn herausforderte, den Handſchuh zuwarf, welchen dieſer aufhob, und ihm dagegen den ſeinigen gab, zum Beweiſe, daß er in den Kampf willige, weil man den Handſchuh für ein Zeichen der Einwilligung und Annahme bei einem Verſprechen hielt, und er daher in der alten Rechtswiſſenſchaft bei den ſogenannten Inveſtitur-Arten häufig vorkommt. Es iſt daher wohl keinem Zweifel unterworfen, daß in Deutſchland eine ähnliche Sitte wie in Frankreich geherrſcht hat, und daß der Handſchuh auch hier ein Zeichen des angenommenen Kampfgerichts war, wie ſein Hinwerfen überhaupt als Ausforderung

zum Kampfe, ſein Aufnehmen als Einwilligung in den Kampf galt.

Einzelne Fälle gab es, in welchen dem Beklagten die Erlaubniß zuſtand, den Kampf auszuſchlagen. Dieſe Fälle waren: 1) wenn der Kläger von geringerer Geburt als er war, da hingegen ein Höherer von Geburt allemal einen Geringeren mit Recht zum Zweikampf auffordern konnte. Wenn alſo ein freier Mann einen andern zum Kampf aufrief, ſo konnte dieſer von dem Kläger verlangen, ſeine vier Ahnen und ſein Handmahl, d. h. ſeinen ordentlichen Gerichtsſtand, zu beweiſen. Konnte er dieſes nicht, ſo war der Beklagte von dem Zweikampfe befreit, und der Kläger mußte Strafe geben, weil er nicht das Recht hatte, ihn herauszufordern. Ein ſpäteres Herkommen ſtellte dagegen dem Beklagten frei, wenn der Kläger ihm nicht ebenbürtig war, auf ſein Recht, den Kampf auszuſchlagen, Verzicht zu thun, und auch mit einem nicht ebenbürtigen Ausforderer den Zweikampf zu halten. Fernere Urſachen, den Kampf auszuſchlagen, waren 2), wenn der Kläger wegen Verbrechen und Unthaten bekannt, oder unehelich geboren war. — 3) Wenn man Nachmittags zum Kampfe ausgefordert worden war. Den Kampf auf den Nachmittag konnte man nur dann nicht ausſchlagen, wenn man ſchon Vormittag mit einem gekämpft hatte, und dieſer den Kampf Nachmittags fortſetzen wollte. 4) Verwandte konnten den Kampf unter einander ausſchlagen und gegenſeitig verhindern. 5) Wenn der Beklagte an dem Orte, wo er verklagt und zum Zweikampfe aufgefordert wurde, ein Fremder und einem andern Gerichte unterworfen war.

6) Endlich konnte auch der den Zweikampf ausſchlagen, welcher aus Schwächlichkeit oder Gebrechlichkeit des Leibes nicht fechten konnte.

Es waren mehre Umſtände im Herkommen und in den daraus entſprungenen Geſetzen feſtgeſtellt, durch welche die Hauptperſonen von dem Zweikampfe befreit werden konnten, daß ſie nicht genöthigt waren, ihn in Perſon zu halten. Dann war es ihnen erlaubt, einen freiwilligen Kämpfer an ihrer Stelle zu ſchicken, oder ſogar einen ſolchen, der von ihnen mit Geld gemiethet war. Man nannte ſie Vormünder oder Vorfechter. Das ſtrenge Mittelalter hielt aber doch diejenigen Vorfechter, welche ſich für Geld zum Kampfe miethen ließen, für unehrlich, ja ſelbſt auf die Kinder derſelben ward es ausgedehnt, die man auch noch für ehr- und rechtlos hielt. Einen ſolchen Stellvertreter des Zweikampfs zu ernennen, war nun in folgenden Fällen erlaubt: 1) wenn derjenige, welcher dazu aufgefordert wurde oder darauf klagen wollte, ſchwächlich und gebrechlich war, ſo daß er nicht fechten konnte. Sobald dieſer Umſtand eintrat, mußte derjenige, welcher kämpfen ſollte, zuerſt ſeinen rechten Vormund, das heißt, einen ſeiner ebenbürtigen Schwertmagen, einen Verwandten väterlicher Seits, auf den Kampf für ihn zu klagen, oder darauf zu antworten, auffordern. Konnte er nun einen Eid leiſten, daß er nicht im Stande ſey, einen ſolchen zu ſtellen, dann war ihm erſt erlaubt, jeden, der es aus Freundſchaft thun wollte, oder den er für Geld dazu gewinnen konnte, als ſeinen Vorfechter zu ſtellen. 2) War allen denen ein Vorfechter erlaubt, die wegen ihrer Jugend

oder wegen ihres Alters nicht fechten konnten oder durften. Das Alter, welches man beſitzen mußte, war durch die Geſetze beſtimmt; doch kann man nicht genau angeben, welches Jahr in Deutſchland angenommen ward. Darf man aus dem ſchließen, was der hohenſtaufiſche Kaiſer Friedrich II. für Sizilien beſtimmte, ſo wäre die Zeit der Kämpfjahre vom 21ſten bis zum 60ſten Jahre geweſen. 3) Geiſtliche konnten einen Vorfechter ſtellen. In ältern Zeiten hatten ſie bisweilen in Perſon gekämpft, bis es ihnen durch eine Verordnung der Päpſte Alexander und Cöleſtin III. unterſagt worden war. 4) Frauen war es verſtattet, einen Vorfechter zu ſtellen. 5) Konnten auch die Todten, wenn ſie in ihrem Grabe beleidigt waren, durch Vorkämpfer im Zweikampfe vertheidigt werden. War der Kläger im Stande, dem Todten das Verbrechen, deſſen er ihn beſchuldigte, durch 7 Zeugen zu beweiſen, ſo brauchte er nicht ſich zum Kampfe anheiſchig zu machen. Außerdem mußte er dies aber thun und mit jedem Verwandten deſſelben, der ſich zu ſeiner Vertheidigung anbot, den Zweikampf eingehen.

Fand nun kein einziger von den eben angegebenen Ablehnungsgründen ſtatt, aus denen dem Ausgeforderten frei ſtand, den Kampf zu vermeiden, ſo mußte er ihn annehmen und ſich dazu verbindlich machen, wenn man ihn nicht für ſchuldig und überwieſen halten ſollte. Der Zweikampf brauchte aber nicht gleich gehalten zu werden, indem dem Beklagten eine gewiſſe Friſt gegeben war, um ſich dazu vorzubereiten. Nach Verſchiedenheit der Höhe des Standes wurde dieſe Friſt bewilligt, beſonders in dem

Falle, wenn man vor Gericht gerufen wurde, ohne daß man vorher gewußt hatte, man würde einen Zweikampf beſtehen müſſen. Dieſe Friſt beſtand bei den ſchöppenbaren Freien, den Semperfreien, in ſechs Wochen, bei den Miniſterialen oder Dienſtmannen und bei den übrigen Freien in vierzehn Tagen. Während dieſer vergönnten Stundung durfte keiner den andern beleidigen; geſchah es doch, ſo wurde der Beleidiger nach dem Friedensrechte geſtraft, welches im Mittelalter ſehr ſtrenge war; denn das Verbrechen des Friedensbruches zog nach den Geſetzen des Mittelalters den Verluſt des Kopfes nach ſich. Der Ort des Zweikampfs wurde vom Richter beſtimmt und durch eine Umzäunung eingehegt, um das Andringen des Volkes zu verhindern. Dieſer zum Zweikampf beſtimmte Platz, oder das Kampffeld, hieß in der alten deutſchen Sprache Krept, Kryt, Krais, Grais, und hatte gewöhnlich eine eirunde oder runde Geſtalt, weswegen ihm auch der Name Ring, oder wie im Sachſenſpiegel und Reineke Voß, Warf gegeben ward. Die Rüſtung und die Waffen, welche die Kämpfer tragen durften, waren durch die Geſetze beſtimmt und zwar, nach der Anleitung des ſächſiſchen Landrechts, folgender Geſtalt: jedem der beiden Kämpfer war erlaubt, Leder und leinenes Zeug anzuziehen, ſo viel er wollte. Haupt und Füße mußten vorne bloß ſeyn, und an den Händen ſollten ſie nichts als dünne Handſchuhe, über der Rüſtung aber einen Rock ohne Aermel anhaben. In der rechten Hand mußte jeder ein bloßes Schwert halten; außerdem war ihm erlaubt, nach ſeinem Belieben noch ein oder zwei Schwerter umzugürten. In der linken Hand

ſollte er einen bloß aus Holz und Leder verfertigten runden Schild haben, an dem nur die Buckeln von Eiſen wären. Wir finden indeſſen auf Abbildungen, die wir von ſolchen alten Kämpfen beſitzen, daß die Streiter große längliche Schilde hatten, oben und unten mit einer Spitze, welche den ganzen Leib bedeckten, und die wir ſchon oben unter dem Namen der böhmiſchen Paſeſen kennen gelernt. Der Richter mußte jedem der Kämpfer zwei Männer zuordnen, welche darauf Acht hatten, daß die Waffen auf die gehörige Weiſe angelegt wurden.

Erſchien nun nach dem geſetzmäßigen Gange des bis jetzt beſchriebenen Kampfrechtsſtreits der zum Zweikampf beſtimmte Tag und die angeſetzte Stunde, ſo begab ſich der Richter nebſt den Beiſitzern und einigen zu dieſem Zweck beſonders verordneten Kampfrichtern, die meiſtens alte, verdiente Ritter waren, auf einen erhöhten Platz, der an den Schranken des Kampfringes für ſie beſonders zugerichtet war. In die Ecken des Kampfplatzes wurde, wenn der Kampf auf Leben und Tod ging, für jeden Kämpfer eine Todtenbahre mit allen Zubehörungen geſetzt, zum Zeichen, daß hier auf Leben und Tod gekämpft werde, der Beſiegte jedoch ein anſtändiges Begräbniß erhalten ſollte. Nun erſchienen die Kämpfer, jeder von ſeinem Beichtvater, ſeinen Verwandten und anderm Gefolge begleitet, vor den Schranken. Sie gingen zu dem Richter und baten nochmals um die Erlaubniß, ihre Sache durch den Zweikampf ausmachen zu dürfen. Der Kläger legte feierlich den Eid ab, daß ſeine Beſchuldigung wahr und gegründet ſey; der Beklagte dagegen, daß er unſchuldig angeklagt ſey. Beide

baten Gott, ihnen bei ihrem Kampfe zu helfen. Dieſer geſetzliche Kampfeid wurde nach der damaligen Sitte auf die Reliquien von Heiligen geleiſtet; der Kläger aber mußte bei der Ablegung deſſelben den Beklagten oder deſſen Kleid anfaſſen. Außerdem mußten die Streitenden noch ſchwören, daß ſie ehrlich und aufrichtig fechten wollten, und daß ſie keine Zauberkräuter oder andere Beſchwörungsmittel an ſich verborgen trügen. Nach Ablegung des Eides unterſuchten die Kampfrichter die Rüſtungen und Waffen der Kämpfer, ob alles mit der Vorſchrift der Geſetze übereinſtimmte. Der Beichtvater reichte dem Ritter, welchen er begleitete, das heilige Abendmahl; ſogleich traten ſie, zuerſt der Kläger und jeder von einem oder zwei Grieswärteln begleitet, in den Kampfplatz. Dieſe Grieswärtel hatten lange Stangen oder Bäume in der Hand, und waren den Kämpfern zum Beiſtand gegeben. Fiel einer der Kämpfer zur Erde, oder ward verwundet und bat, daß der Grießwärtel mit ſeinem Baume ihm hülfreich beiſpringen ſolle, ſo konnte dieſer, mit Erlaubniß des Richters, die Kämpfer trennen, dem Gefallenen Luft machen oder dem Verwundeten beiſtehen. Ueberhaupt mußten die Grieswärtel bei den gerichtlichen Zweikämpfen darauf ſehen, daß dabei alles ohne Trug, Liſt und Gefährde zuging, daß Sonne und Wind, Licht und Schatten, alles ganz genau und gleich getheilt wurde, damit keiner einen ſichtbaren Vortheil über den andern hätte. Sobald die Kämpfer in den Kreis getreten waren, ſo gebot der Richter oder Herold der umſtehenden Menge Stillſchweigen. Er drohte dem, der ſich unterfangen würde, zu ſchreien,

oder ſonſt ein Geräuſch zu verurſachen, mit harter Strafe, ja ſelbſt mit dem Tode. Darauf folgte nun eine Todtenſtille, und dieſe vermehrte noch die bange Erwartung des Ausgangs. Die verſammelten Frommen in dem Haufen der Umſtehenden baten Gott im Stillen um ſeinen Beiſtand für den Unſchuldigen. Die Kämpfer traten gegen einander auf; man ſtellte ſie ſo, daß keiner die Sonne allein im Geſichte hatte. Nun rief der Herold dreimal laut oder gab ein dreimaliges Zeichen mit der Trompete, und beim dritten Male gingen die Kämpfer auf einander los. Das verhängnißvolle Schweigen lag auf der umſtehenden Menge, alle Aufmerkſamkeit war auf die Kämpfer gerichtet. Man hörte nichts, als den Schall der auf die Schilde und den übrigen Theil der Rüſtung fallenden Schläge, das fürchterliche Klappen der auf einander prallenden Streitkolben. Lange ſchlug man ſich mit dieſen lezten herum, ohne daß man ſich beſchädigte, ſich nur durch die gewichtigen Schläge ermüdete und vielleicht hin und wieder, wenn einer traf, auf Augenblicke lang betäubte. Drauf warf man ſie weg und zog die Schwerter. Es gab aber auch verſchiedene Gerichte in Deutſchland, wo nur mit der einen oder der andern dieſer beiden Waffen ausſchließend gekämpft wurde, und dies war beſonders das ſogenannte Kolbengericht, bei welchem nur mit Kolben gefochten ward; davon weiter unten. — Das Ende des Kampfs war da, ſobald einer von beiden todt zur Erde fiel, oder ſchwer verwundet anerkannte, daß der andere ſein Sieger, er der Ueberwundene ſey. War es der Beklagte, ſo ward über ihn nach den Rechten gerichtet,

die das ſchuldgegebene Verbrechen heiſchte; war es der Kläger, ſo ward der Beklagte von der Anklage und Beſchuldigung vollkommen frei geſprochen, jener aber zur Bezahlung der verſprochenen Buße verdammt. Zur Endigung des Kampfes war es nicht nöthig, daß der eine Theil vollkommen beſiegt oder gar getödtet wurde, vielmehr war es ſchon genug, wenn er bekannte, er ſey überwunden; geſetzt auch, er wäre bloß von ſeinem Gegner entwaffnet worden, oder hätte nur eine leichte Wunde erhalten. Auch hing die Beendigung des Zweikampfs von dem Ermeſſen des Richters ab, welcher den Befehl zur Aufhebung deſſelben den Kämpfern durch die Griesmärtel bekannt machte, und auch den Sieger durch dieſelben mit großer Feierlichkeit vor ſich führen ließ. Das Herkommen beſtimmte, daß derjenige, welcher ſich verwundet ſeinem Gegner ergab und um Gnade bat, ehr- und rechtlos erachtet wurde. Er verlor Amt und Ehre, durfte keine Waffen und Rüſtung und keine andern Ehren- und Ritter-Zeichen mehr tragen, kein Pferd mehr beſteigen und ſich den Bart nicht mehr ſcheeren laſſen. Dies war daher auch der Grund, daß ſich nur höchſt ſelten einer ergab und daß der Kampf meiſt immer bis zum Tode und zur letzten Kraftерſchöpfung ging, ſo daß der Tod wenigſtens bald nach der durch die Kampfermüdung nothwendigen Beendigung des Streites folgte. Derjenige, welcher todt auf dem Kampfplatze blieb, wurde ehrlich und anſtändig zur Erde beſtattet. Gemeiniglich ſorgte der Sieger ſelbſt für das anſtändige Begräbniß des überwundenen Gegners. Hier bei dieſen Kämpfen war es auch beſonders, wobei

der Sieger dem verwundeten, zur Erde geſtreckten Feinde auf die Bruſt kniete und den kleinen Dolch zog, den er an ſeiner Seite trug, den Dolch der Barmherzigkeit (misericorde), wie man ihn nannte. Rief der Verwundete nun nicht um Barmherzigkeit und Gnade, ſo ſtieß er ihm denſelben durch die Fugen der Rüſtung in den Leib. Ungewiß iſt, ob die gerichtlichen Zweikämpfe auch zu Pferde gehalten worden ſind, wie es die außergerichtlichen meiſt immer wurden. Die Beſchreibungen und Abbildungen, welche uns aus jener Zeit geblieben ſind, zeigen meiſt immer nur Kämpfe zu Fuß, doch kommt auch hin und wieder einer vor, bei dem die Kämpfenden zu Roſſe ſich befinden. Indeſſen ſtimmt die ganze geſetzlich beſtimmte Kampfkleidung nur zu einem Fußkampfe, und als Regel iſt daher gewiß anzunehmen, daß nur zu Fuße geſtritten ward; doch waren in einzelnen und ſeltenen Fällen, beſonders in früherer Zeit, vielleicht Kämpfe zu Roß verſtattet.

Zuweilen geſchah es, daß der Beklagte, wenn die beſtimmte Zeit des Zweikampfs da und der Kläger in den Schranken erſchienen war, ausblieb und ſich nicht einfand. In einem ſolchen Falle mußte der Richter, ſo verordnete es der Sachſenſpiegel, den Frohnboten in Begleitung zweier Schöppen in das Haus ſchicken, wo ſich der Beklagte aufhielt, und ihn nochmals durch dieſelben vorladen laſſen. War dieſes dreimal geſchehen und der Beklagte nach der dritten Aufforderung nicht erſchienen, ſo ſtand der Kläger bei dem Kampfplatze auf, trat auf denſelben und bot ſich, indem er zwei Hiebe und einen Stich in die

Luſt that, zum Kampfe an. Dann ward die angebrachte Klage, mit welcher er ſeinen Gegner in Anſpruch genommen hatte, für erwieſen gehalten, und dieſer von dem Richter eben ſo verurtheilt, als ob er im Kampfe überwunden worden ſey. Dies geſchah beſonders dadurch, daß über ihn die **Kampfacht** ausgeſprochen ward und zwar aus folgenden **Gründen**, wie ſie die Geſetzbücher in ihrer alten Sprache angeben, wegen ſeiner: „Ungehorſamkeit, Verachtung und Verſmehung des heiligen Reichs und dis Landgerichts.“ Dabei fand folgendes Verfahren Statt. Der Ausgebliebene wurde nachmals von dem Landgerichtsboten mit lauter Stimme dreimal gerufen, und nun mußte der andere bis zum Untergang der Sonne warten. Erſchien jener bis dahin nicht, dann mußte der, welcher ſich eingeſtellt hatte, bei dem Gericht anhalten, ſeinen Gegner, weil er nicht vor Gericht erſchienen ſey, mit der Kampfacht zu richten. Hierauf ſtanden nun, nach Vorſchrift der Kampfordnung, der Landrichter und Landſchreiber des Landgerichts auf, wandten ſich zu der Gegend hin, wo der Außengebliebene anſäßig war, und erklärten ihn mit folgenden Worten, welche der Landrichter dem Landſchreiber, der ſie aufgeſchrieben hatte, nachſprechen mußte, in die Kampfacht:

„Ich nimb N. N. Ehre und Recht, eigen und Lehen, und ſetze das eigen in des Reichs Cammer, und das Lehen den Herrn, Herrn, von dem oder den ſie zu Lehen rühren. Ich verkünde auch ſein Weib zu einer Wittwen, ſein Kind zu Waiſen, und theil ſein Leib frey den Vögeln in den Lüften, den Thieren in den Feldern, den Fiſchen in den

Wagen (Wogen, Wellen), und ſetz ihn von allen Rechten in das Unrecht, und ich nimb ihn auß dem Friede, und ſetz ihn in den Unfried gehn allermenniglich, und ſprich ihn hiemit offenbahrlich in die Kampf-Acht, wie Recht iſt, und erlaub ihn allermenniglich, daß niemand an ihn gefrevelt hab, der ihn angreift, von Klag wegen N. N., der das kempflich auf ihnen erklagt und erlangt hat, als Recht iſt: darumb daß er an das h. Römiſche Reich gerathen und das nit verantwort noch verſprochen hat, als Recht iſt." Anders iſt der Schluß der Kampfacht, welche ſich in der Ordnung des Kampfrechts am Landgericht zu Franken nach 1512 findet, der weit verwünſchender und weit furchtbarer alſo lautet: „Wir erlauben auch menniglich uff allen Straßen, und wo ein jeglich Mann Fried und Gleid (Geleit) hat, da ſoltu keines haben, und wir weiſen dich die vier Straßen der Welt, in dem Namen des Teuffels bei der Eden in der Sach."

Wie bereits geſagt, waren die Päpſte den Kampfgerichten heftig entgegen, und hin und wieder ſuchten auch die deutſchen Kaiſer, wie wir weiter unten ſehen werden, dieſelben zu beſchränken. Doch gaben ſie auch wieder Vorrechte, ein ſolches Kampfgericht zu hegen. Beſonders erhielten einzelne Städte einen ſolchen Vorzug, vermöge deſſen in dem Bezirk ihrer Gerichtsbarkeit, mit Genehmhabung und unter Aufſicht ihrer Obrigkeiten, die in gewiſſen beſtimmten Fällen vorgeſchriebenen Zweikämpfe ſollten angeſtellt werden, um dadurch den Streit der Rechtshülfe Suchenden zu ſchlichten. Dergleichen Vorrechte zu einem beſondern Kampfgerichte hatten die Städte Hall

in Schwaben, Würzburg, Anſpach, das Burggrafthum Nürnberg, das Landgericht zu Franken u. ſ. w. Dieſe Kampfgerichte hatten ihre eigenen Geſetze und Ordnungen für den Zweikampf, welche Kampfordnungen genannt wurden. Das Kampfgericht der Stadt Hall in Schwaben war das berühmteſte jener Zeit. Es wurde von vielen beſucht, um daſelbſt ihre Streitigkeiten durch den Zweikampf auszumachen. Vorzüglich haben die Adelichen unter ſich Zweikämpfe bei dieſem Landgerichte gehalten, wenn einer des andern Ehre angegriffen, oder ihn ſonſt eines Verbrechens beſchuldigt hatte. In ſolchen Fällen kamen ſie häufig mit einander überein, ihre Sache vor dieſem Kampfgerichte auszufechten.

Wie überhaupt nun dieſe Kampfgerichte gehalten wurden, haben wir ſchon oben geſehen; wie es aber beſonders zu Hall herging, das beſchreibt uns Müller in ſeinem Richtstagstheater Thl. I. Kap. VII. §. 37. (nach Sebaſtian Münſter's Kosmographie 3. 308.) ſo: „Zu ſolchen Kampfgerichten wurden auch gewiſſe Oerter beſtellt, maßen dann in der Stadt Hall in Schwaben ein ſolch Kampfgericht geweſen, wenn 2 edel Rittermäßige mit einander kämpfen wollen, um Ehr' und Glimpf, wobei dieſe Ordnung gehalten worden: nachdem der Rath daſelbſt von Kaiſern und Königen von vielen Jahren befreit iſt, ſo ſich alſo zween edel Rittermäßige mit einander verunwilligen, und bei dem Rath um Platz und Schirm bitten, ſchreibt ihnen der Rath folgender Geſtalt: Ihr Schreiben und Begehr hab' ein Rath gehöret und der Unwill zwiſchen ihnen ſei ihm leid, wollten gerne, daß ſie von ihrem

Fürnehmen abſtunden, und bitte ſie mit allem Fleiß, das zu überheben, und ſonſt in andrer ehrlicher und ziemlicher Weiſ' Mittel und Weg zu vereinigen; deß wolle ſich ein ehrbar Rath zu ihnen verſehen, das begehre ein Rath um ſie zu verdienen. Und da ſie beide wieder ſchrieben, der Meinung wie vor, und wollten nicht abſtehen, auf das ſchreibet ihnen wieder ein Rath, wie vor. Wenn ſie aber weiter auf ihrem Fürnehmen beharren, benennet ihnen der Rath einen Tag, darauf zu erſcheinen, ihr beider Klag', Anſpruch und Anliegen gütlich zu erhören, und ſo ſie den Tag annehmen zu kommen, ſo hört ein Rath ihr Anliegen, und nach Verhörung thut der Rath möglichen Fleiß, ſie auf andere Art und Weiſe gütlich oder aufs Recht zu vereinigen. Wenn aber ſolches fruchtlos abgehet, und ſie von ihrem Verſatz nicht abſtehen wollen, ſo ſaget ein Rath ihnen Platz und Schirm zu und benennet ihnen einen Tag zu kommen. Und wenn ſie erſcheinen und ihr Begehren wiederholen, müſſen ſie zu Gott ſchwören, ihrem Vornehmen ſtracks auf den beſtimmten Tag Folge zu thun, und benennet jedem eine Anzahl Leute, ſo er mitbringen möchte, aber mehr nicht, als ihnen vom Rathe verwilliget wird. Auf ſolchen Tag läßet der Rath den Markt oder Platz mit Sand beſchütten, denſelben umſchränken, und jedem eine Hütte, da er mit den Grießwarten und ſeinen Verwandten ſein möge, machen, und jedem eine Todtenbahre mit Kerzen, Baartüchern und andern Dingen, die zu einer Leiche gehören, ſetzen. Es wird auch einem jeden ſeines Gefallens ein Beichtvater, zween Grießwarten und einem als dem andern gleiche Harniſch und Wehr zugelaßen,

oder mögen ſich desfalls ſelbſt zu Ros oder Fuß vereinen, wie ſie desbalder in Schriften verſprochen und zugeſaget haben. Und alsdann in Gegenwart ihrer beiden läßt ein Rath gleichen Schutz und Schirm öffentlichen ausrufen und verkündigen, daß niemand ſchreie, deute oder winke und ſonſt Zeichen thue oder gebe. Und welcher dem nicht alſo nachkäme, dem wollte der Rath durch den Nachrichter (ſo gleich da ſtehet und aufwartet) mit einem Handbeil auf einem Bloch die rechte Hand und den linken Fuß abhauen laſſen, ohne alle Gnade. Es werden alle Thore verſchloſſen, alle Thürme, Wehr und Mauern beſetzt, und alle Gaſſen mit eiſernen Ketten durchzogen, bewahret und verſehen. Weiter wird verboten und beſtellet, daß kein Frauenbild noch Knabe, unter 13 Jahren alt, dabei ſei, oder ihm zuzuſehen geſtattet werde. Alsdann beſtimmet der Rath ihnen beiden eine gewiſſe Stunde auf dem Platz mit ihrem Beichtvater und Grießwarten zu kommen, und verwechſelt alsdann einen Grießwarten und befiehlt jedem in ſeine Hütte zu gehen, und auf das allerheftigſte mit allem Fleiße Aufmerken zu haben, daß keiner wider den andern Untreu, noch Gefährde, noch Vortheil der Wehr und Waffen ſuche oder habe, in keine Wege. So das alles geſchiehet, alsdann läßt man ſie gegen einander antreten, und wird beſtellt, mit lauter Stimme dreimal zu rufen, zum erſten, zum andern und zum drittenmale. Alsdann wenden ſie ſich gegeneinander und heben den Kampf an. Welcher verwundet wird und ſich dem andern ergiebt, der ſoll hinführo geachtet werden ehrlos, auf kein Pferd mehr ſitzen, keinen Bart beſcheren, noch Waffen

oder Wehr tragen, auch zu allen Ehren untüchtig ſein. Wer aber todt bleibet und alſo überwunden wird, der ſoll ehrlich zur Erde beſtattet werden. Und dieſer, der alſo obſieget, der ſoll ſeine Ehre genugſamlich bewahret haben und forthin ehrlich gehalten werden."

Eine andere dabei vorkommende Einrichtung iſt aus der Ordnung des Kampfrechts am Landgericht zu Franken, wo ebenfalls Ehrengerichte abgethan werden konnten, zu merken. Darin heißt es: „daß der Landrichter, als ein Herzog in Franken, ſein Schwert zwiſchen den Beinen liegen habend, auf einem hohen Stuhl im Harniſch, und bei ihm auf einem niedern Stuhl 9, 11 oder mehr Ritter, auch im Harniſch, ſitzen ſollen. Der Forderer und Antworter ſollen in ihrem Kampfgewand, nehmlich in einem grauen Rock mit einem Kampfhut, vernähet mit Riemen, in grauen Hoſen ohne Füßling, mit Kolben und Schild, durch den Kämmerer, ſo auch ein Ritter war, bei der Hand mit Geſang und Geſchrei: im Namen Gottes fahren wir ꝛc. vor Gericht gebracht, jedem ein Fürſprecher durch Urtel der Richter gegeben, 3 Gerichtstage von 14 zu 14 Tagen (d. i. drei alte deutſche Ladungen) gehalten, im dritten Gerichtstage der untere Kreis beſchränkt und die Schranken mit Rittern, Knechten und Wappnern beſtellt werden."

Ein immerwährendes Kampfgericht hatte auch das Burggrafthum Nürnberg, von dem noch eine Kampfordnung aus dem Jahre 1410 übrig iſt, woraus ſich die dortige Einrichtung von demjenigen, der ſich ausführlicher darüber belehren will, erſehen läßt. Der Zweikampf vor

diesem Kampfgerichte wurde allemal zu Fürth bei Nürnberg gehalten. Das Burggrafthum Nürnberg hatte von alten Zeiten her das Recht, daß das Amt zu Fürth die Schranken um den Kampfplatz mußte fertigen lassen, und daß es in alle, im Umkreis einer Meile von Fürth gelegenen Häuser das Aufgebot ergehen lassen konnte: jedes solle am Tage des Zweikampfs einen gerüsteten Mann zu früher Tageszeit nach Fürth schicken; alte Weibspersonen und andere, die nicht kommen konnten, sollten einen andern tauglichen Mann an ihre Stelle schicken, damit sie:

„den Schirm der Herrschaft getreulich helfen handhaben und schützen, nach ihr jedes bestem Vermögen, auf ihr selbst Kosten, und welche, oder welcher auf den gesetzten Tag nicht kommen, oder schicken, und ohn redlich Ursach außen bleiben, den hat die Herrschaft des Burggrafthums zu Nürnberg darumb zu straffen umb 10 Heller, alter Währung, und solch Straff soll man dem Volk verkünden, so man die fordert, das Kampfgericht zu beschirmen."

Schon oben bemerkte ich, daß es selbst Frauen verstattet wurde, gegen die Minner zu kämpfen, um ihre Unschuld an den Tag zu legen. In Franken vorzüglich war es den Frauen vergönnt, wenn ihre Unschuld durch beshafte Beschuldigungen angegriffen ward, denjenigen, der es wagte sie auf diese Art zu beleidigen, zum Zweikampfe zu nöthigen. Dieser Kampf ging auch unterweilen auf Leben und Tod. Die Verfahrungsart dabei war verschieden; hier einige Nachrichten darüber: zuerst, wie

die Verordnungen im Brückengericht zu Würzburg darüber ſprechen. Indem nach den Geſetzen des Zweikampfs ein jeder Kämpfer dem andern nicht allein in Hinſicht auf die Waffen, ſondern auch an Stärke und Gewandtheit, ſo weit als möglich, gleich ſeyn ſollte (daher man z. B., wenn einer der Kämpfer einäugig war, bei den Kampfgerichten dem andern einige Tage vor dem Gefechte das eine Auge zuband), ſo wurden auch Anſtalten gemacht, dem ſtärkeren Manne nicht zu viele Vortheile im Kampfe mit dem ſchwächeren Weibe zu laſſen. Die Geſetze darüber lauten daher nun ſo: Item: in der Maß ſoll es gehalten werden, daß man dem Mann mitten in dem Kreis ein' Gruben machen ſoll, die dreier Schuhe weit ſei, zu ring um (ringsum), und als (alſo) tief, daß ſie ihm bis an den Nabel geht. Darinn ſoll er ſtehen und daraus gen der Frauen kämpfen und ſoll ein' Wehr' haben, nehmlichen ein'n Stecken, vorderlichen (vorne) zweier Mannsdaumen dick und einer Elle lang, derer ſoll er drei haben und je ein'n nach dem andern gebrauchen, durch ſein'n Grießwarten. Item: die Frau ſoll haben ein Häsleinſtecken (Haſelſtecken) von einer Sommerlatten (eines Jahres alt), und ſoll auch einer Ellen lang ſein, und vor der Hand gleich des Mannes Stecken lang, und vorn daran ſoll gebunden ſein ein Wacke (Stück) von einem Stein, der eines Pfundes ſchwer iſt, und ſoll zuſammen umwunden ſein in ein'n Stauchen (eine Art Schleier) mit einem ſchweinen oder roſſen Riemen (Riemen von Schweine- oder Pferde-Leder), in Kolben weiſ (nach Art eines Kolben); und derer ſoll ſie auch drei haben, und je

einen nach dem andern gebrauchen, durch ihren Grießwarten. Item: wenn der Mann nach der Frauen ſchlägt und mit dem Schlage mit ſeiner Hand oder Arm die Erde rührt, ſo hat er ein' Stange verloren, das iſt einmal die Sicherheit. Thut er das zum andernmale, ſo hat er aber ein' Stangen verloren, die ander' Sicherheit. Und thut er das zum drittenmal, ſo hat er ganz verloren den Kampf, daß die Frau mag über ihn laſſen richten zum Tod, ob ſie will, oder mit ihrem Willen laßen teidingen, und darnach mit der Herrſchaft und dem Gericht. Und der Tod iſt: enthaupten. Item: desgleichen wäre es, daß die Frau nach dem Mann ſchlug, ſo er in Sicherung verfiel, in obberührter Maß; thut ſie das einmal, ſo hat ſie auch ein'n Stangen der Sicherheit verloren; thut ſie das zum andernmal, ſo hat ſie aber ein'n Stangen verloren, thut ſie das zum drittenmal, ſo hat ſie den Kampf ganz verloren. So mag der Mann alsdann auch über die Frauen zum Tod laſſen richten, nach Erkenntnis des Rechten, ob er will und mit ſeinem Willen laſſen teidingen, und darnach mit der Herrſchaft und Gericht; und der Frauen Tod iſt: lebendig begraben. Item: der Frauen Kreis, darin ſie ſein ſoll, der ſoll zehn Schuh lang ſein, zu ring um (ringsum) von des Mannes Gruben, darinn er iſt." Hier beſtand alſo die Hauptſache darin, daß jeder der Kämpfenden ſeine drei Waffen zu bewahren ſuchte: der Mann verlor ſeine Stäbe, wenn er beim Schlage mit Leib oder Stab die Erde berührte, die Frau, wenn ſie ihn, während er ein ſolches Verſehen beging, ſchlug. Dies wenigſtens ſcheint der Sinn der langen Geſetzſtelle zu ſeyn.

Etwas abweichende Gebräuche beſchreibt Thalhofer, in ſeinem großen Fechtbuche, welches auf der königlichen Bücherſammlung zu München aufbewahrt wird. Nach ſeiner Angabe mußte der Mann die Frau über Kopf in ſeine Grube ſtürzen, um für den Sieger erklärt zu werden, oder die Frau zog als Siegerin den Mann aus der Grube. Thalhofer giebt eine Reihe von Vorſtellungen, wie der Mann die Frau, und eine andere Reihe, wie die Frau den Mann bezwingen konnte, welche Abbildungen ſich Bd. I. der Curioſitäten Taf. 18, 19 finden.

Wieder etwas anderes erzählt ein altdeutſches Gedicht, Apollonius von Tyrland genannt, welches Heinrich von der Neuenſtadt, zu Wien, ein Arzt, um 1400 dichtete, dieſen Kampf zwiſchen Mann und Frau; der hier auch kurz zu erwähnen, da ſich eine etwas abweichende Art der Gerichtsverfaſſung dabei zeigt, und auch die Frage darin beantwortet wird, in welchen Fällen die Gerichte einen ſolchen Zweikampf erlaubten. Das Gedicht erzählt ſo: Der König ſitzt an der Tafel, als plötzlich eine ſchöne Jungfrau auf einem ſtattlichen Roſſe herangeritten kommt, begleitet von einem Knappen und einer Zofe. Sie verneigt ſich ehrerbietig und erſucht den König, ihr Gerechtigkeit zu verſchaffen, da einer der Ritter ſeines Gefolges ihre Schweſter, deren Gemahl er tödtlich haßte, im Walde allein gefunden und ihr Gewalt angethan habe. Der Mann, ſie für ſchuldig haltend, habe ſie eingekerkert; ſeinen Vorſatz indeſſen, die ihm angethane Schmach zu rächen, habe er noch nicht ausführen können, weil der Verbrecher entflohen ſey. Sie ſelbſt finde ihn nun hier und begehre

mit ihm zu kämpfen. Obgleich sie ein schwaches Weib sey, vertraue sie doch ihrer gerechten Sache, hoffe den Verräther zu besiegen und die Unschuld ihrer Schwester zu erweisen. Nach aufgehobener Tafel geht der König mit seinen Mannen zur Entscheidung der Frage: ob der Streit stattfinden solle. Die Königin und ihre Frauen folgen ebenfalls, da Flordelise (die Klägerin) durch ihre Schönheit und Anmuth alle für sich gewonnen hat. Die Klage wird vorgetragen, aber der Angeklagte, Silvian mit Namen, weigert sich mit der Frau zu kämpfen, weil keine Ehre dabei zu gewinnen sey, er möge den Sieg davon tragen oder im Kampfe unterliegen. Dagegen erbietet er sich, einen Eid zu leisten, daß er unschuldig sey. Diesen will aber Flordelise nicht zugeben, sondern verlangt wieder den Kampf. Wie soll dieser ergehen? fragt der König; sie ist ja ein schwaches Weib, und wäre ein ganzes Heer der Mägde, das in den Kampfkreis mit ihm träte, so triebe er sie alle zurück. Da antwortet ihm einer der Alten und Vornehmen des Hofes: Herr, verstehe wohl, was dieses Urtheil besagen will. Wenn ein Weib mit einem starken Manne kämpfen soll, so theilt man die Kampfesart unter sie gleich. Ein Weib ist nur einem halben Manne gleich zu achten; darum soll ein jeder Mann in einer engen Grube stehen, daß er halb darin sey. Scharfe Waffen sind ihm nicht erlaubt, und auch seine rechte Hand soll hinter ihn gebunden werden: das ist mein rechtes Urtheil. Einen Stecken, der die Länge einer Elle hat, soll man ihm geben, auf daß er damit sein Leben wehre; den giebt man ihm in die linke Hand und nun

keine Waffe mehr; ein bloßer Rock, über ein Hemde angelegt, iſt ſein Kleid. Die Frau geht außen herum (aber wieder in einer Umzäunung, wie das Bild anzeigt, von der indeſſen hier im Gedichte nicht die Rede iſt) und hat einen leinenen Beutel, zwei Ellen lang, in der Hand; in den iſt mit einem Riemen ein Stein gebunden, der eine Schwere von drei Pfunden hat. Von der Mitte des Morgens bis auf den Tag ſoll der Kampf dauern; kann keiner dem andern bis dahin einen merklichen und bedeutenden Schaden angewinnen, ſo ſoll der Mann als geneſen und von der Frauen Beſchuldigung ledig angenommen werden. Schlägt aber ſie ihn zu Tode, oder er ſie, ſo hat der überlebende Theil durch dieſen Sieg ſein Recht bewährt. Da erklärten alle: ſo ſoll es ſeyn und ergehen. Flordelise, die kühn und unverzagt war, erfreute ſich dieſes Beſchluſſes, aber Silvian nicht, indem er ſagte: wie ſoll mir je gut geſchehen? Schlage ich ſie, das ſteht mir nicht wohl; ſchlägt ſie mich, iſt es noch übeler, dann heißt es: eine ſchwache Magd hat einen Mann erſchlagen. Ihr Schwager ſolle dagegen kommen, — meint er — wenn er brav ſey, mit ihm wolle er kämpfen. Aber es erging der Magd Begehr und Willen, ſo leid es auch allen that, die dabei waren, daß eine ſo ſchöne Magd ihr junges Leben wagen ſollte. Sie erhielt ihre Waffe, einen in einen Beutel feſt gebundenen Stein, ſie gürtete ſich und band ihre Haare und Zöpfe oben um ihre Hauptlocken, und nun ſprang ſie um den in der Grube Stehenden her, ihn bald da, bald dort bedrohend; aber er ſchlug mit dem Stabe, den er in der linken Hand hielt, tapfer um ſich, und gab ihr

auch einen tüchtigen Schlag über den Rücken. Indem ſie ihm nun wieder einen Schlag zuſchleuderte, ergriff er ſie bei dem Saume ihres Kleides und zog ſie zu ſich. Da war großes Leid bei allen, die es ſahen, und allgemein ſprachen ſie: Flordeliſe iſt verloren und todt. Sie aber wand ihre Waffe feſt um und gab ihm einen Schlag auf die Hand, daß ihm der Kampfſtecken entfiel. Da ſchlug ſie ihn einmal auf die Augen und darnach auf den Schlaf, daß er laut aufbrüllte. Vollendet war Flordeliſens Kampf, ſie ließ ihn für todt liegen. Man wollte ihn darauf verbrennen; aber als man zu ihm trat, ſpürte man noch einige Lebensbewegung in ihm. Als der König dies erfuhr, trat er ſelbſt zu ihm und befragte ihn: ob die Anſchuldigung Flordeliſens wahr geweſen? und er bejahte es, das ihm Schuld gegebene Verbrechen bekennend. Da ward er verbrannt, und ſo büßte er ſeine Sünde.

Auch die ſchweizer Chronik von Johann Stumpf (Zürich 1548. fol. Buch VIII. Cap. VI. S. 250) erzählt ein Beiſpiel von einem Kampf zwiſchen Mann und Frau mit folgenden kurzen Worten: „Darnach im jar des Herren 1288 am 5 Tag Januarij geſchah zu Bern an der Matten (da yetzund die groß Kilchhofmauer ſtadt) ein kampff zwiſchend einem man vnd ſeinem weyb. Das weyb lag ob, und gewan den kampff.“

Schon oben erwähnte ich, daß ſogar Menſchen mit einem Thiere kämpfen durften, indem auch dieſes ein Gottesurtheil war, wodurch Schuld oder Unſchuld entdeckt werden konnte. Natürlich war dies nur immer ein ſeltenes Ereigniß, und der Sonderbarkeit wegen verdient wohl

ein ſolcher Kampf hier angeführt zu werden, der im Jahre 1371 unter der Regierung Königs Karl des V zu Paris, auf der Inſel Notre-Dame, in Gegenwart des Königs und des ganzen Hofſtaates, zwiſchen einem Edelmanne und einem Hunde gehalten wurde. La Colombière in ſeinem Théâtre d'honneur et de Chevalerie Tom. II. p. 300 erzählt dieſen Zweikampf ſo: Macaire, ein Edelmann und Bogenſchütze bei der Leibwacht des Königs, beneidete einen andern Edelmann, Aubry de Montdidier genannt, welcher ebenfalls Bogenſchütze war, um die Gunſt, welche der König für ihn hatte. Er lauerte ihm daher ſo lange auf, bis er ihn endlich, bloß von ſeinem Hunde begleitet, in dem Walde von Vondy antraf. Hier fand er die günſtige Gelegenheit, ſeinen Haß zu befriedigen: er brachte ihn meuchelmörderiſcher Weiſe um das Leben, ſcharrte ihn in dem Walde ein, und kehrte darauf unbefangen nach Hofe zurück. Der Hund aber blieb ſo lange unbeweglich auf der Grube, worin ſein Herr lag, bis ihn die Gewalt des Hungers zwang nach Paris zur Hofhaltung des Königs zu gehen und von den Leuten ſeines Herrn Brot zu begehren; wonach er alſogleich wieder an den Ort zurückkehrte, von dem er gekommen war. Da er dies öfter wiederholte, dabei ſehr niedergeſchlagen und traurig war und durch ſein außerordentliches Bellen ſeinen Schmerz verrathen zu wollen ſchien, ſo folgten ihm einige, die ihn immer kommen und gehen ſahen, in den Wald. Dort ſahen ſie ihn auf einem Orte ſtille ſtehen, wo die Erde noch ganz friſch umgegraben war. Dies bewog ſie nachzugraben, und ſie fanden den Ermordeten,

den ſie dann auf eine anſtändigere Art zur Erde beſtatteten. Ein Verwandter des Ermordeten nahm den Hund nachher zu ſich; und da dieſer ſeinen neuen Herrn begleitete, bemerkte er von ungefähr den Mörder ſeines erſten Herrn. Sogleich fiel er denſelben in der Mitte von andern Edelleuten mit der größten Heftigkeit an, ſprang ihm an den Hals und ſchien ihn erwürgen zu wollen. Man ſchlug ihn, man jagte ihn weg, er aber kam immer wieder zurück; und weil man ihn abhielt, ſich dem Mörder zu nähern, ſo richtete er ſein Gebelle und ſeine Drohungen nach dem Orte zu, wohin ſich derſelbe gerettet hatte. Da er ſeine Angriffe jedesmal wiederholte, ſo oft er jenem begegnete, und da er übrigens niemand was zu Leide that, ſo fing man an, die Urſache davon zu vermuthen. Der König, welcher von allem benachrichtigt ward, wollte die Bewegungen des Hundes ſelbſt mit anſehen. Er ließ ihn daher zu ſich bringen und befahl, daß ſich der verdächtige Edelmann in die Mitte der Anweſenden verbärge, die in großer Anzahl zugegen waren. Der Hund wählte ſich unter allen dieſen ſogleich ſeinen Mann aus, er warf ſich mit noch größerer Heftigkeit als gewöhnlich auf ihn und ſchien den König durch ſein erbärmliches Gebelle um Gerechtigkeit und Rache anzuflehen. Er erhielt ſie auch. Denn der König, durch dieſen wunderbaren und ſeltenen Vorfall and durch andere Anzeigen bewogen, ließ den Verdächtigen vor ſich kommen und drang in ihn, die Wahrheit von dem zu bekennen, deſſen ihn die allgemeine Sage und die Angriffe des Hundes beſchuldigten. Aber aus Schaam und Furcht, eines ſchändlichen Todes ſterben

zu müssen, läugnete er alles auf das hartnäckigste; so daß der König endlich gezwungen war, einen höchst sonderbaren Zweikampf zwischen ihm und dem Hunde zu verordnen; als das einzige Mittel, wodurch mit Gottes Fügung die Wahrheit entdeckt werden möchte. Sie wurden daher beide in Gegenwart des Königs und des ganzen Hofes auf den Kampfplatz geführt. Der Edelmann war mit einer großen und schweren Keule bewaffnet; der Hund hatte außer seinen natürlichen Waffen nur ein Faß mit durchbrochenem Boden zu seinem Zufluchtsorte. Sobald er losgelassen wurde, lief er sogleich auf seinen Feind zu; aber durch die Keule desselben, welche stark genug war, ihn mit einem Schlage zu Boden zu strecken, wurde er bewogen, ihm auszuweichen und bald da bald dort um ihn herum zu laufen. Endlich ersah er seinen Vortheil so wohl, daß er sich mit Einem Sprunge an die Kehle seines Feindes warf und ihn so gut faßte, daß er ihn zu Boden riß Nun war dieser gezwungen, um Barmherzigkeit zu rufen und den König zu bitten, daß man das wüthende Thier von ihm los machen möchte, indem er alles bekennen wolle. Der Hund wurde also von ihm weggebracht, und er bekannte den Richtern, die sich ihm auf Befehl des Königs genähert hatten, daß er seinen Amtsgenossen ermordet, ohne daß es jemand gesehen hätte, als der Hund, den er für seinen Sieger erkannte.

Schon oben habe ich der päpstlichen Verordnungen gegen die Kampfrechte, die als etwas Gottloses und Verwerfliches betrachtet wurden, gedacht; hier zum Schlusse mögen noch einige Worte von den Verordnungen folgen,

welche die deutſchen Kaiſer, Könige und andere Fürſten gaben. Sie ertheilten beſonders den Bewohnern der Reichsſtädte Vorrechte und Vergünſtigungen, daß ſie, wenn ſie auch gefordert würden, nicht kämpfen ſollten. Dieſe Vergünſtigungen ſind für die ganze damalige Zeit bedeutſam; ſie beweiſen, daß die Bürger, die Bewohner der Städte, nachdem ſie in den unruhigen Zeiten der fränkiſchen und ſchwäbiſchen Könige das Recht der Wehrhaftigkeit und hierdurch das vom Adel ihnen oft und lange beſtrittene Recht der freien Geburt wieder erlangt hatten, auch vollkommen befugt waren, ſich des Kampfrechtes zu bedienen, wie es dem Adel und den andern Freien erlaubt war. Aber der frühere kriegeriſche Hang war durch bürgerlichen Fleiß und Arbeitſamkeit gemäßigt worden, ſie fanden wenig Behagen daran, durch eine ſo heftige Art und Weiſe ſich Recht zu verſchaffen und ſich von Beſchuldigungen zu befreien. Vielmehr ging ihr Beſtreben nunmehr dahin, ſich dieſer Verbindlichkeit des Kampfes, wenn ſie dazu aufgefordert wurden, zu entledigen. Deshalb waren ſie bemüht, von den Königen die Vergünſtigung zu erhalten, daß ſie nicht zu dem Zweikampfe gezwungen werden durften, und erhielten ſie auch. So gab Rudolf von Habsburg der Stadt Rothenburg an der Tauber 1274 eine ſolche Vergünſtigung, worin es heißt:

„Es ſoll noch mag kein Auswartman (kein außer der Stadt Geſeſſener) vmbe keinerley Sache nicht laden, noch kempflichen anſprechen, keinen vnſern Burgern von der vorgenannten Statt.“

Kaiſer Karl IV beſtätigte im Jahre 1358 das ſchon von Rudolf von Habsburg und deſſen Sohn Albrecht der Stadt Frankfurt am Main ertheilte Vorrecht mit folgenden Worten:

„Daß niemand keinen vnſern noch des Reichs Burger von Franckfurt, auß derſelben Statt von Franckfurt vor kein Gericht laden noch beclagen ſoll — weder vmb Gut, noch vmb Schuld, aigen, Lehen, Pfandſchaft, noch vmb kein ander Gut — vnd auch in Kampfweiſe.“

Eine gleiche Vergünſtigung ertheilte Karl IV im Jahre 1355 auch der Stadt Worms:

„Wir beſtätigen ihnen auch die Freyheit, daß ſie niemand kemppen (zum Kampf ausfordern) mag.“

Solcher Verordnungen finden wir nun mehre; bei den meiſten indeſſen iſt anzunehmen, obgleich es nicht klar ausgeſprochen iſt, daß die Reichsbürger, die Bürger alſo bevorrechteter Städte, nur die Vergünſtigung erhielten, ſich nicht bei auswärtigen Gerichten zum Zweikampf zu ſtellen, bei ihren eigenen Gerichten aber konnten ſie ihn nicht ausſchlagen. Als ein merkwürdiges Beiſpiel, wie verbreitet dieſe Kampfesgewohnheit war, wie ſie die Kaiſer ſelbſt nicht zu vernichten wagten, zeigt eine Vergünſtigung, welche König Siegismund im Jahre 1437 ſeinem berühmten Kanzler Kaspar Schlick ertheilte, worin es heißt:

„Es ſollen auch egenante Caspar, Seine Brüder vnd Ihre Erben, niemand wer der ſey pflichtig ſein, zu antworten, oder ſtatt thun, es ſeye vmb

Kampf, oder keinerley ander Sachen willen, es ſey dann ein Graf oder Grafens Genoß."

* * *

Wir gehen nun von dieſen Einzelkämpfen zu den Geſammtkämpfen der Ritter über, und zu der Art, wie ſie im Feld- und Feſtungs-Kriege mit einander ſtritten.

Die Verkündigung des Krieges ward ſehr einfach gehalten, indem man Friede und Freundſchaft feierlich aufſagen ließ. Ein Beiſpiel aus Ottokar v. Hornek wird dies am beſten verdeutlichen.

Nach Oſtern kamen ungriſche Boten (von König Andreas von Ungarn) in Wien an, beſorgten ſich zuerſt Herberge und gingen am andern Tage zum Herzoge (Albrecht), der ſie minniglich grüßend empfing. Sie ſprachen: Gnade, edler Fürſt, ſey euch von uns geſagt. Worauf einer von ihnen dem Herzog ihre Beglaubigung überreichte. Der Herzog gebot einen Schreiber zu rufen, der den Brief öffne und leſe. Das geſchah. In dem Briefe ſtand: Was euch die Ueberbringer dieſes im Namen ihres Herrn vortragen, das ſollt ihr für gültig annehmen. Da ſprach Albrecht: ich glaube gern, was ihr von eurem Herrn bringt; redet alſo. Hierauf nahm der Boten einer das Wort und nach der Anrede: Edler Fürſt und Herr! bat er, daß man ſeinen Auftrag nicht ihm zurechnen möchte, und fragte den Herzog, ob er geneigt ſey, in die Auslieferung der neulich von ihm genommenen ungriſchen Orte zu willigen. Als Albrecht, ſtatt der Antwort, weitläuftig zu erörtern verſuchte, wie er zu jener Fehde durch

den ungrischen Grenzherrn Grafen Iban selbst genöthigt gewesen sey, so lenkte die Botschaft wieder auf ihre Frage ein, sie nochmals in bestimmte Worte fassend. Ich bin bereit zu Recht und Minne, erwiderte der Herzog darauf, früher geb' ich aber die Feste nicht. Darauf erklarten die Boten Absage und Aufhören von Fried' und Sühne im Namen ihres Herrn, des Königs, der bereits die Heerfahrt gegen Oesterreich gelobt habe. „Es ist nicht zum erstenmale, rief Albrecht, daß von den Ungern gegen diese Lande gestritten worden, ohne uns von Ehr' und Habe zu vertreiben." Die Boten aber beurlaubten sich.

Die Ritter waren es, denen die ganze Last dieser genannten Kriege oblag, indem sie stets bereit waren zu Pferde zu streiten, oder sogar auch von den Pferden abzusitzen, um Verschanzungen anzugreifen und gegen die Mauern einer befestigten Stadt Sturm zu laufen. Die übrigen Kriegsvölker leisteten nur eine schwache Hülfe. Einige schlechte Bogenschützen und eine zahlreichere Masse von schlecht zusammengehaltenen und noch schlechter geübten Gemeinen diente fast zu weiter nichts, als daß sie die von der Ritterschaft geschlagenen, niedergemachten oder verjagten Kriegsvölker umbrachten und beraubten. An der Seite der Ritter und unter ihrem Fähnlein fochten ihre Knappen, Knechte, Wappener, die Fußgänger u. s. w., wenn die Ritter im Stande waren, eine Anzahl solcher Leute im Kriege zu ernähren und zu unterhalten. Wenn sie dies nicht konnten, so war es ihrer Würde nicht nachtheilig, der Lehnmann eines reicheren und mächtigern Ritters zu werden, Sold von demselben anzunehmen, und

unter deſſen Panier Kriegesdienſte zu thun. Sobald die Ritter auf ihre großen Streitroſſe ſich begeben hatten und es zum Handgemenge gekommen war, hielten die Knappen hinter ihren Herren, die vollſtändig von ihnen bewaffnet worden waren, und ſie konnten meiſt als müſſige Zuſchauer betrachtet werden. Die Ritter waren entweder in Flügel abgetheilt, oder nach einer Linie in doppelte Glieder geſtellt. Diejenigen, welche erſt vor dem Treffen die Ritterwürde erhalten hatten, wurden gewöhnlich in das vorderſte Glied geſtellt, um ihnen Gelegenheit zu verſchaffen, die gute Meinung zu rechtfertigen, welche man von ihrem Muthe gefaßt hatte. In kleinern Geſchwadern zu ſtreiten, ſcheint erſt in der ſpätern Zeit aufgekommen zu ſeyn. In dem Gefecht der beiden Ritterſchlachtordnungen rannten die Ritter mit niedergelaſſenen Lanzen auf einander los. Die, welche verwundet, geſtürzt oder aus dem Sattel gehoben waren, rafften ſich entweder ſelbſt auf, oder ihnen wurde durch ihre Knappen in die Höhe geholfen; ſie ergriffen ihre Schwerter, Streitäxte oder Kolben und ſuchten ſich zu rächen oder wieder in Gegenwehr zu ſetzen. So fluthete dann in lautem Gewimmel die Schlacht hin und her, meiſt von aller Ordnung verlaſſen, bis der eine Theil ſichtbar die Oberhand gewann.

Wie ſolche Schlachten in frühſter Ritterzeit geführt wurden, das beweiſet uns wohl am beſten die Abenteure der Nibelungen, in welcher erzählt wird, wie Siegfried, als Schaarmeiſter, das heißt Führer der Burgunden, gegen die Sachſen ſtreitet. Die Fahne, welcher die ganze Schaar folgte, führte Volker, und als Schaarmeiſter ritt

Siegfried dabei. Als sie des Feindes Land berührten, verwüsteten sie es mit Raub und Brand. Sobald sie in die Nähe des Feindes rückten, sonderte sich der Heerzug, die Ritter zogen voran und ihnen folgte, als eine Nachhut, die Schaar der Knechte, geführt und beschützt von Dankwart dem Marschall und Ortwein. Drauf ritt Siegfried allein gewappnet auf die Warte aus, um zu beobachten, wie des Feindes Heer gegen sie anrücke, seiner Schaar Befehl an Hagen und Gernot überlassend. Bald erblickte aber Siegfried, daß auch ihm ein Held von des Feindes Heer auf der Warte entgegengesprengt war, um auch seiner Schaaren Zug zu beobachten. Das war der Führer des ihm feindlichen Kriegsgeschwaders, der König Lüdegast. Beide hatten sich kaum ersehen, als sie auch gleich mit ihren Lanzen auf einander losrannten, und als diese zerbrochen waren, gezogenen Schwertes wieder auf einander ritten. Nachdem Siegfried seinem Gegner drei tiefe Wunden beigebracht hat, nimmt er ihn gefangen und schlägt darauf noch von den 30 Mannen, die ihrem König zu Hülfe kommen, 29 nieder, nur einen am Leben lassend, der die Nachricht von der Tödtung seiner Gefährten und der Gefangennehmung des Königs ins Lager bringt.

Als Siegfried mit seinem hohen Gefangenen zu seinen Freunden zurückkehrt, heißt er ihnen die Fahnen aufbinden und sich seiner Leitung in die feindlichen Schaaren, die nun Lüdeger, der Bruder des gefangenen Lüdegast, befehligt, überlassen. Frohlockend eilten alle zu ihren Rossen, der kühne Spielmann Volker hob bald die Fahne empor und ritt muthig der Schaar voraus. Als

beide feindliche Heere einander naheten, da drangen ſie auf einander ein mit grimmigen Stößen und furchtbaren Schwertes-Streichen, und viel manche weite Wunde ward gehauen, ſo daß man über die Sättel das rothe Blut fließen ſah. Laut hörte man die Helden, ihre viel ſcharfen Waffen in der Hand, ertönen, und die von den Niederlanden drangen ihren Herren, die ihnen vorauf ritten, in die harte Schaar des Sachſen-Feindes nach. So ritt wie durch blutige Straßen dreimal Siegfried mit ſeinen Mannen durch das Heer des Feindes, und ihm folgten, auf allen Seiten in das Heer der Feinde dringend, die Burgunden-Ritter. Endlich reiten auch Siegfried und Lüdeger gegen einander. Da aber dieſer an einer Krone, die auf deſſen Schild gemalt war, den Helden Siegfried erkennt, da ruft er ſeinen Freunden und Mannen laut zu, des Streites ſich zu begeben, da Siegfried vom böſen Teufel hier gegen Sachſen geſendet worden ſey und mit ihren Feinden ſtreite. Nun wäre kein Sieg zu hoffen, und ſie ſollten die Fahnen niederlaſſen, damit ſich der Kampf im weiten Felde lege. So geſchieht es auch.

Dies mag ein ungefähres Bild von dem geben, wie der Kampf in freiem Felde gehalten ward; und ſo lange es bloß auf körperliche Kraft, Stärke und Gewandtheit ankam, iſt wohl anzunehmen, daß es immer ſo blieb und ſich nur in wenigem änderte. Die Ritter führten auch oft Geſchwader ihrer Mannen oder Söldlinge an, theils in offener Feldſchlacht, theils zu kleinern Gefechten. An Ermahnungen vor Beginn des Kampfes fehlte es nicht, beſonders in den Augenblicken, wenn die erſte Nachricht

von der Nähe des Feindes kam. So erzählt denn z. B. Hornek in der Schilderung eines Krieges in Kärnthen (Kap. 566—576), daß der Marſchall des alten Herzogs Meinhard von Tyrol und Kärnthen, Heinrich der Jold, mit einer Schaar Kärnthner, ſo wie Konrad von Aufenſtein mit einem Haufen von der Etſch, einen Zug gegen die Stadt Griven machte, worin der Gegner ſeines Herzogs, Graf Ulrich von Henneberg ſaß, dem ein Dienſtmann des Herzogs, Wilhelm Scherfenberg, beſtochen durch 4000 Mark, zugezogen war. Als die Nachricht von der Nähe und Menge des Feindes erſcholl, da rief Heinrich mit ſtarker Stimme: ihrer keinen möchte ich von dannen wünſchen; wir gewinnen deſto mehr, wenn ihrer viele ſind. Ich ſehe hier ſo manchen werthen Mann, von dem heute ſo mannlich und ſo wohl gethan wird, daß ihm Herzog Meinhard der Alte immer dafür danken ſoll. Wer daheim eine liebe Ameie (Freundin, Geliebte) hat, der ſoll ſich heute durch ſie vor Hauptſchande befreien. Ihr Kärntner, gedenkt, daß man euch zaghafter That vor kurzem geziehen, vernichtet heute dieſen Ruf. Nun drauf, ihr zieren Leute! Gedenkt an den Augenblick, wo ihr von rothem Munde freundlichge grüßt ſein werdet, und wißt, daß ihr euren Frauen jede Trauer nehmt, wenn ihr euch heute ſo erſchauen laßt, daß man ſagt, ihr ſeid gut. Nichts thut dem Gemüt der Frauen ſo ſanft, als wenn man ihrem Geliebten den Preis zuerkennt." — Drauf ſprach Konrad von Aufenſtein: „So wie der Marſchall hier den Kärntnern gerathen hat, ſo ſei auch den Etſcher Herren von mir gerathen, daß ſie nicht handeln, wie ſie

handelten, als man zu St. Veit meinen Herren aus dem Kampfe hinführte, daß ihrer keiner unter ihnen weder an ſeinem Leibe noch an ſeinem Ros eine Wunde empfing. Hinfort ſagt man von uns nichts Ehre Bringendes, ſondern: wir wären hohes Muthes voll, wenn wir Tiroliſch bei den Frauen tanzen und in Kleidern herumſchwänzen, die mit Silber beſchlagen ſind. Sehe ich heute einen Verzagten, der ſei gewiß, er ſei wer er wolle, wenn ich nach Meran komme und ſehe ihn bei ſeiner Frau ſitzen und in ſeiner Minne mit höflichen Geberden gar ſchön thun, ich ruf ihn darum an. Heute ſollen wir uns wehren und ſolch Fechten erblicken laſſen, daß die Frauen daheime Streit darüber haben, wer der Mann ſei, welcher das Beſte gethan." — So ritten die Schaaren gegenſeitig heran; bald erklang das Kyrieleis, und ſie ſtürzten gegen einander, daß das Krachen weit hin erſcholl.

An Zaghaften fehlte es, trotz der ermuthigenden Rede, auch hier nicht, die ſprengten entſetzt zurück und ſchwuren, wo ſie hinkamen, es ſey hinter ihnen alles umgekommen. Solchen ging es dann aber doch gemeinhin ſchlecht, wie Hornek in derſelben Stelle ein Beiſpiel erzählt. Unter ihnen war ein Mann von der Etſch, Schönecker geheißen, den man, dem Leibe nach, für einen Weigand (mächtigen Kämpfer) hielt. Der war mit 7 Knechten gekommen; 4 von ihnen hielten wacker im Streit aus, aber nicht ſo ihre 3 Mitknechte und der Herr ſelbſt. Dieſer ſpottete des Marſchalls, der, als ein bejahrter Mann, von rothen Lippen geſchwatzt habe und ihretwegen den Tod im Felde ſuchen wolle. Freilich könne der wohl ſterben, da er ſo

alt sey, und seine Kinder würden vom Herzog desto mehr Gewinn zu erwarten haben. Auch der Aufensteiner sey ein Thor, mit den Frauen zu droben. Ich, setzte er hinzu, bin ein junger Ritter, der Lebensfreuden nicht satt. Mich mag meine Frau lieber gesund schauen und herzen, als schwere Wunden salben. Dies seinen Knechten sagend, ritten sie frisch zu über das dürre Moor. Da traf sichs, daß Herr Friedrich von Chanol, ein mannhafter Ritter, um noch am Streite Theil zu nehmen, mit zween Knechten eilig des Weges dahertrabte. Wie er durch den Staub den Flüchtling mit aufgebundenem, glänzendem, verziertem Helme erblickt, redet er ihn sofort an und fragt: wo er hin wolle? und obgleich jener erwidert: der Told und der Aufensteiner sind auch auf der Flucht, wir haben den Sieg verloren, — merkt er dennoch, daß er einen Flüchtling vor sich habe. So sollst du auch vor mir verloren seyn, ruft er ihm zu und fällt ihn unwillig an. Mit blutigen Wunden endlich läßt er ihn und die Knechte weiter ziehen und reitet dann zum Kampfplatz. Nicht besser ging es den andern Flüchtlingen, die gen Volkenmarkt geeilt waren und dort dem Sohne des Herzogs Meinhard, Heinrich, verkündeten der Streit sey verloren. Der war sehr betrübt, bis der wahre Bote angeritten kam, der Sieg und Freude verkündete, und sich reichen Botenlohn erwarb. Nicht lange, so zogen die heimkehrenden Siegeshelden heran. Das Thun der Flüchtlinge ward nun offenbar. Vorm Spott mußten sie seitwärts in Ställen sich verbergen und ließen sich wohl zehn Tage lang

ihre Speiſung durch Knechte bringen. Andern Tages ſah man die Beute theilen, viel Eiſengewand und Roſſe.

Die Art und Weiſe der Ritter, in ganzen geſchloſſenen Reitergeſchwadern, Mann gegen Mann, oder auch einer gegen mehre, von der Nähe aus zu kämpfen, wurde ſchwäbiſche Sitte genannt, weil das ritterliche Leben und Kämpfen in Schwaben und den Rheinlanden wohl ſeine größte Ausbildung gefunden hatte. Schlimm waren nun die Ritter daran, wenn ſie mit andern Völkern, z. B. den leichten Ungarn und Tartaren, die eine ungeſchloſſene, ſchwärmende Kampfart hatten und aus der Ferne ſchoſſen, ſtreiten ſollten; dann verloren ſie gemeinhin, beſonders wenn ſie tollkühn in dieſe Kampfart eingingen. Ein Beiſpiel, welches uns Ottokar v. Hornek in ſeinem öſterreichiſchen Zeitbuche Kap. 268—279 ebenfalls erzählt, möge für viele dienen. Es iſt der Kampf der Ungarn unter Graf Yban mit Herzogs Albrecht v. Oeſterreich Mannen, welche ſein Marſchall von Landenberg, ein Schwabe, führte, im Jahre 1286. Beide Schaaren waren gegen einander gerückt, und die Markmänner hatten wohl die große Anzahl der Bogenſchützen erkundet. Da hält der Marſchall von Landenberg Rath: die Herren Albert von Buchheim (ein Oeſterreicher) und Berthold von Emmerberg (ein Steirer) rathen zum Rückzug, da man hier im ungriſchen Felde Umgehung und Schießen aus der Ferne, worin man dem Feinde ungleich ſey, fürchten müſſe. Dieſer Meinung ſtellten ſich die anweſenden ſchwäbiſchen Herren entgegen, welche ſolchen Rückzug für Zaghaftigkeit anſahen. Beſonders breit mit Worten machte ſich einer

von ihnen, der Herr von Wangenberg, sprechend: „Herzogen Albrecht müßte ja sein Gut reuen, das er jährlich an mir verthut. Die Oesterreicher beneiden mich so schon, wenn ich so weite, scharlachene, auf die Schuh hangende Ermel trage, und fluchen dem Herzoge, daß die Ermel sogar mit Hermelin unterzogen sind. Die Ermel kosten manch Pfund; bloß an Behwerk so viel, als drei andrer Ritter Mantel an Futter kosten. Man schrie gewis mehr über mich zu Wien, wenn ich solcher Milde heute nicht dienen wollte. Wer weggehen will, gehe. Ich will mit Ungarn streiten."

Ein Herr von Wartenfels sprach im gleichen Tone, und der von Ried sagte: „Ziehen wir zurück, so plündern die Ungern in Oestereich. Drum denk' ich, wir empfangen sie mit Stich und Schlag. Mit uns Schwaben sollen sie nicht, wie mit den Markmännern, zu thun haben, ihrer besten Schützen vier lass' ich auf mich schießen. Wann ich in meiner Platten und in meinem Helmfaß bin, was frag' ich darnach? Herr Marschalk, ich will hier bei diesen guten Knechten bleiben und mit den Ungern fechten. Wem das nicht behagt, der reite, wo er will." — Noch mehre vom Hofgesinde sprachen. Die Verhandlung dauerte lange. Unterdeß kam ein Wartmann gerannt und schrie: „Bereitet euch schnell, die Ungern ziehen heran, Ros an Ros, Speer an Speer!" — „Herr Marschall, — riefen die Schwaben, — nun gilts, die kommen nicht zum Spaß!" — Aber ein Oesterreicher rief: „Oesterreich geht zu Schanden, eh' ihr die Geigen stimmt! (ehe ihr mit Kriegsrath

fertig werdet und zum Aufſpielen mit blutigem Fiedelbogen bereit ſeyd)."

Im Fluge kamen die Ungern mit ihrem Bogengeſchoß, worin ſie ſtark zu fürchten ſind. Die wenigen Bogenſchützen befehligte man ihnen entgegen; aber bald wurden der Ungern immer mehr und mehr, und zur Verwunderung wie zum Verdruß der Schwaben, welche glaubten, daß nach ſchwäbiſcher und rheiniſcher Sitte gekämpft werde, bemerkten ſie, daß die Feinde ſich nicht ſchaaren wollten. Yban hatte den Befehl ertheilt, man ſolle die Deutſchen nur in ihren Rotten laſſen und ſie allein mit Schießen beängſtigen; niemand ſolle ſo nahe gehen, daß es zum Stechen und Schlagen käme. So wurden nun die Deutſchen umzogen, vorn und hinten, und viel Pferde und Leute erſchoſſen. Man ſah keinen Ausweg. In der Noth rief der Marſchalk die Geſellen um Rath an: „Ihr habt — antwortete der Buchheimer — heut meinen und anderer Märker Rath verſchmäht. Sehet nun, was kommt. Ich jedoch bleibe bei euch, und wär' es nur, um zu wiſſen, wie viel Ungern ihr hier im weiten Felde erſchlagt. Ich und meine Geſellen (die mehrfach genannten Markmänner, Gränzvertheidiger, die allein auf Kampf mit den Ungern ſich einlaſſen konnten, da ſie ihre Art verſtanden), wir könnten uns wohl retten, wir thun es aber nicht. Ich will nicht den Fluch auf mich laden, daß ich den Magenbuch (einen andern früher genannten Ritter, der ungriſche Roſſe fangen wollte) abgehalten, für ſeinen Wirth in Wien ſich vier ungriſche Roſſe zu fangen, um damit ſein Pfand zu löſen."

Eben ſo vergeblich bat der Marſchalk den Emmerberg um Rath, der ihm nichts zu ſagen wußte, als daß er, da man einmal ins Verderben gerannt, zu Gefangenſchaft oder Tod bereit ſey. „So ſendet doch, — ſagte der von Ramſchwag im Zorn — einen Knappen hinüber, der entweder Frieden begehre, oder daß der Feind nach Männerſitte um aller Frauen willen degenlich mit uns zu fechten komme.“ Dies that man; ein Schütze erhielt den Auftrag. Der ſchrie laut den Ungern zu, daß er ein Friedensbote ſey. Sie erſchoſſen ihn. Solche Miſſethat können die Ungern begehen!

Nun hatte dieſe Noth wohl bis zur fünften Stunde gedauert, da bat der Marſchall den Herrn Pernold von Tellisbrunn, hinüber zu reiten und den Grafen Yban zu mahnen, daß er ſein unritterlich Schießen einſtelle und, wenn er Ruhm ſuche, geſchaart heranziehe zum Kampf mit den Schwertern. Der Tellisbrunner erwiderte: „Wollt ihr, Herr Marſchalk, daß ich euch ſolche Antwort, wie jener Bote, zurückbringe? Ich möchte wiſſen, ob ihr im Ernſt redet, daß ich die zum Schwert herausfordern ſoll, die keinen Harniſch tragen. Es wäre der Ungern Spott, die von uns begehren möchten, daß wir den Harniſch ausziehen und mit Bogen anreiten ſollten.“ — „In Treuen — ſprach ein Schwabe — die Harniſch ziehen wir nicht aus, ſo lange wir Händ' und Füße rühren. O weh dieſes Unglücks! müſſen ſo nackte Leute ſolche Ritterſchaft überwinden! welch ein Schimpf, wenn dieſe Mähr' nach Schwaben kommt und an den Rhein!“ — Indeſſen flogen fortwährend Pfeile und Speere zu den Rittern, und

die Roſſe bäumten ſich vor Wunden. Da ritt einer vom Rhein, dem gleichfalls die Sitte ſeiner obern Lande im Sinne ſteckte, herzu mit den Worten: „Herr Marſchall, eilt euch mit dem Frieden. Wir taugen zuletzt zu gar keiner Vertheidigung mehr, wenn all' die Roſſe drauf gehen." — Dieſen fuhr der Marſchall unmuthig an: „Held! glaubt mir, ich habe ſo viel fremder Länder Sitte erfahren, als ihr. Möcht' ich uns auf dieſe Weiſe retten, daswär' längſt geſchehen. Nach unſrer heimiſchen Art haben wir heute die Landleute (d. h. hier den öſtreichiſchen Adel) zu Schaden gebracht, denen wir hätten folgen ſollen. Ihr Schwaben habt gedacht, es ginge gegen die Franzoſen; aber ſo kurtois iſt Herr Yban nicht." — „In Treuen — ſagten da die Schwaben — das haben wir nicht gewußt, daß das Ding hie alſo liegt."

Endlich, da Roſſ' und Mannen voller Pfeile waren, hielten die Ungern inne und gaben den Bitten Gehör. Die Steirer ritten über, als Gefangne ſich entblößend von Harniſch und Kleidern. Graf Yban theilte die Gefangenen mit ſeinen Brüdern und zog mit der Beute fröhlich ab. —

Da in dieſer Stelle gerade kurz auf die Art und Weiſe hingewieſen iſt, wie Gefangene behandelt wurden, ſo wird es am beſten ſeyn, ausführlicher das darüber aus alten Nachrichten Hervorgehende hier anzuführen. Der Ueberwundene verlor zuerſt ſeine Rüſtung und ſein Roß, oft mußte er auch noch ein beträchtliches Löſegeld verſprechen, oder ward auch ſo lange in Haft gehalten, bis er es bezahlt hatte. Hier iſt auch die Quelle der meiſten

Klagen in altdeutſchen Gedichten über das Pfand zu ſetzen, welches die Ritter auszulöſen genöthigt waren. Daher waren ſo vielen die reichen Geſchenke der Fürſten und Herren bei großen Feſtlichkeiten ſo willkommen, indem ſie auf ſolche Weiſe in den Stand geſetzt wurden, theils ihre Schulden zu bezahlen, theils aber auch durch erhaltene Harniſche, Schwerter, Gewande, Roſſe den früher erlittenen Schaden und Verluſt zu decken. Auch bei dem Beute-Machen im Kampfe gab es beſtimmte Richtſchnur und Geſetze; denn es gab Beute, die nur den Herren, andere, die den Knappen zufiel. Auch davon giebt Hornek ein Beiſpiel, ſo wie von der hurtigen Art, mit der es dabei herging. Die Stelle iſt genommen aus der Geſchichte, wie die Venezianer Trieſt belagerten und zerſtören wollten, und daher ein feſtes Lager der Stadt gegenüber errichteten, gleich einer Stadt, das ſie semper Venetia nannten. Als den Trieſtern aber Entſatz kam, deſſen Bedeutſamkeit ſie durch Liſt vermehrten, da entfiel den Venezianern der Muth und alles beeilte ſich zur haſtigen, übereilten und thörichten Flucht: „Den Trieſtern entging nicht, was da draußen plötzlich geſchah. Loſa her, los! riefen ſie, die müſſen Nachricht haben, daß der Patriarch (zum Entſatz) kommt! Und eilten flugs zum Ausfall, ſchickten auch Boten zum Raimundus, deſſen Kriegsvolk hurtig anrückte. Indeſſen waren die Trieſter ſchon in des Feindes Stadt eingedrungen, recht, als kämen ſie geflogen. Warta her! Warta! was die Schildknechte da Wunders thaten, und wie die Herrn es kräftig anfingen. Die Venediger hatten kaum Zeit mit ſchneller Eil auf das Waſſer.

Mancher ſonſt träger Wälſche ward nun mit einemmale ſchnell, damit ihm ſeine Haut ganz ungehauen bliebe. Den Plünderern geriethen Beutel und Säcke in die Hände. Manch buntes Gewand ward in Theile zerriſſen. Roſſe und Eiſengewand, Silbergeſchirr und Gefäße wurden erbeutet. Was Schildknechte nicht haben dürfen, kommt den Knappen zu; und Silber- und Gold-Gulden, ſo auch Tuch und anders noch unverſchnittenes Gewand wird für die Herrn genommen. Die Knechte ſah man handhaben Madratzen, Gulter (Kolter, Decken, Polſter), Rock und Gugel (Kappen), Hut, Harniſch, Pelz, Suknei, Lilachen, Plumit, Mantel, Decken, Umſchlagetücher, Teppiche und Ueberzüge von Stühlen" u. ſ. w. Bei dem reichen Weinvorrathe entſtand der meiſte und hitzigſte Streit.

Tag und Ort der Schlacht wurden oft vorher beſtimmt; oft ſuchte aber auch jeder den beſten Platz zu gewinnen, Späher ſchlichen umher, Wartmänner wurden ausgeſchickt, wie z. B. Kaiſer Rudolf von einer Höhe, die man der feindlichen Warte abgejagt, „durch erfahrene Männer, welche große Schaaren zu ſchätzen im Stande ſind," Königs Ottokar Lager beobachten ließ. Oft wurden die Wartmänner handgemein, und die von beiden Seiten geſendete Verſtärkung entzündete die allgemeine Schlacht.

Ausgezeichnete Ritter ſtrebten das Hauptbanner zu tragen; einem der kühnmuthigſten und tapferſten ward es ertheilt, einer ordnete alle Schaaren und verordnete gemeinhin eine Nachhut, um dem Angriff mehr Nachdruck, dem

etwaigen Rückzug Halt und Stärke zu geben. Ungern traten die Ritter in dieſe Nachhut.

Unterdeſſen muſterten Ritter und Knechte ihre Waffenſtücke, Uebergurte und Steigbügel, in der Seele von verſchiedenen Gefühlen bewegt. „Manchem, der noch nie betäubenden Schlag empfand, ſchlug das Herz. Dieſer und der traf Anordnungen zur Pflege ſeines Weibes daheim, und ein Freund ſagte dem andern zu, am Tage der Schlacht ſtets nah und gegenwärtig zu ſein. Man beichtete, man hörte die Meſſe im Lager und genoß den Leib des Herrn, und zwar früh am Tage, worauf die Zeichen der Heerpauken und Poſaunen oder Trommeln und Heerhörner erhallten.“ Alsbald beſtieg man die Roſſe, die Rottmeiſter und Marſchälle ordneten ſchnell, und die Schaaren rückten aus. In dieſem Augenblicke ſprengten der Jungherren viele zu ihrem Fürſten und Feldherrn heran, mit dem höflichen Geſuch um den Ritterſchlag, der ihnen, wenn die Zeit koſtbar iſt, nur kurz, über Schild und Schwert ertheilt wird. (König Albrecht gab an einem ſolchen Morgen 100 Jungherren das Schildesamt.)

Drauf rücken nun die Schaaren weiter und breiten ſich im Gefilde, oft getheilt in 2, 4, 6 Schaaren und Treffen. Ihre Führer oder Biſchöfe und andere Geiſtliche ermuntern ſie durch Reden. Sobald der Feind erblickt wird, ſtürzt man die Helme nieder, und ein Kyrie Eleiſon oder Sancta Maria wird angeſtimmt, welches dumpfmurmelnd in den Helmen ertönt haben muß. Selten nur wurden einzelne Schützen, alſo geringe Knappen, vorangeſendet, um den Feind zu hindern, daß er ſich in ſeine

Rotten theilen konnte; gemeinhin ritten einzelne Ritter aus Hoffahrt oder Ruhmſucht auf den Plan, um einzelne Kämpfe zu ſuchen. Dieſe rief man nun entweder zurück, und dies galt als Zeichen des Schlacht-Anfangs, oder ihnen folgten auch wohl mehre, wie den Wartmännern, und ſo entzündete ſich oft nach und nach die Schlacht.

Anders war es, wenn ganze Schaaren auf einander ſtürzten. „Womit ſoll ich, ruft Hornek (Kap. 154) aus, den ungeheuern Krach vergleichen, der ſich erhub, als man ſtark anreitend von beiden Heeren mit kräftigem Druck zuſammen ſtieß, mit Hurt in einander ſich klemmte und mannhaft ſtach und ſchlug?"

Da ward, heißt es auch Kap. 521, ein

Temmern und ein Klingen
Von Swerten und Kolben swer,
Als do tausend Mäder (Mäher)
Schärfen ihr' Sensseisen.

Und (Kap. 521.):

Da ward gedengelt und getemmert
Und auf Helmen gehämmert,
Daß das Feuer gliest (glänzte)
Aus manchem Helme fest,
Von manchen Swertes slägen.

Entweder fochten nun alle Schaaren zugleich in der Breite des Feldes mit den Schaaren der Feinde, oder nach einander aufreitend, erſt die vorderſten, bis dieſe ermüdet, von den andern unterſtützt wurden. Der deutſche Heerführer zeigte ſich ſelbſt als mannhafter Ritter mit Speer und Schwert, wie denn Kaiſer Rudolf in der

Schlacht am Weidenbache dem Ritter Herbot von Füllenſtein mit dem Speer durchs Helmfenſter ſtach, daß er vom Roſſe ſtürzte. (Wogegen die Könige von Frankreich und Ungarn, wie Hornek ſagt, dem Herkommen ihrer Lande gemäß, den Kampf mieden und nur von ferne zuſchauten.)

War des Gegners Macht durchritten und geſchlagen, ſo wandten ſich die Sieger, um die Abgeſchnittenen und Bügelloſen zu Gefangenen zu machen, was aus Ritterlichkeit und des Löſegeldes wegen dem Morden vorgezogen wurde. Die Gefangenen behandelte der Ritter, der ſie fing und behielt, mit Milde und Großmuth; nur wer den Ungern in die Hände fiel, mußte ſogleich Harniſch und Kleider hergeben.

Uebrigens ſchwärmten Schildknechte und Buben auf dem Wahlplatze und im erſiegten Lager umher, wo die Kammerwagen erbrochen, die Saumſchreine zerſchlagen, Watſäcke umgeſtürzt und zerſchnitten wurden. Treue Knechte ſah man nach ihren Herren ſuchen. Der Sieger blieb aber, nach alter Sitte, auf dem Schlachtfelde bis zum dritten Tage, die Todten und Verwundeten zu beſorgen.

Für unritterlich ward jeder Zeit das Ablegen des Harniſches und verſtellte Flucht, um dadurch Vortheil zu gewinnen, gehalten. Vielmehr ſagt Hornek:

An Rittern prieſen die Frauen
Nichts anders dann hauen
Und feſte vorhalten.

Was den Feſtungskrieg der Ritter anbetrifft, den Krieg gegen feſte Städte und ihre Burgen, ſo mangeln

darüber theils Nachrichten im Ganzen, und nur einzelne Bruchſtücke kamen auf uns, theils war aber auch die ganze Kampfart ſehr einfach. Was den Kampf aus der Ferne betraf, ſo ſagt uns davon die Chronik von Speier beim Jahre 1375: „in und außer der Stadt Speier ſind Geſchütz, Bliden genannt, geſtellt worden, damit man mit großen Steinen gegen die Feinde werfen könne. Auf die Thürme und Mauern hat man viele große Böcke mit Armbrüſten gebracht, daraus man ſtarke, dicke, mit Eiſen aufgeſpitzte und gefiederte Pfeile geſchoſſen.“ Eben ſo warf man mit ſolchen Schleuderwerkzeugen große Steine, ja auch Kugeln von Metall, ſuchte die feindlichen Mauern zu zertrümmern, die Gegner zu erſchlagen und unter den niedergeſtürzten Mauern zu begraben. Beſonders wichtig erachtete man aber auch an den Orten, die auf flachem Felde lagen, unterirdiſche Gänge zu machen und ſich in die Burgen und Städte hinein zu graben, um unvermuthet die Belagerten anzugreifen und zu empfangen. Je größer nun die Gefahr war, durch dieſe unterirdiſchen Gänge in die Städte einzubrechen, um ſo mehr drängten ſich die Ritter zu dieſen Unternehmungen voran; und ſo oft dieſe Kriegsliſten auch glückten, ſo waren ſie doch auch wieder zu gewöhnlich und bekannt, als daß nicht dagegen gearbeitet worden wäre. Die Belagerten hatten Wege und Mittel, ſolche Arbeiten vorher zu entdecken, und dann ward eifrig aufgeſehen, Frauen und Männer waren Tag und Nacht bereit und wach; dieſe, um den erſten, der den Kopf hervorſtreckte, auf's Haupt zu ſchlagen; jene, ihm brühheißen Brei und Waſſer auf den Kopf zu

gießen und so ihn und die ihm folgenden zu ersticken. Bei dem Sturm der Festen war es dagegen die Hauptsache, zuerst auf der Mauer zu stehen und im Angesicht der Feinde die Fahne des Ueberwinders aufzupflanzen. Ritter scheuten sich nicht, im Sturme die ersten zu seyn und die Leitern hinan zu steigen; ja es gehörte bisweilen mit zu den ritterlichen Gelübden das Versprechen, die Mauern der belagerten Stadt oder Feste zu ersteigen, wenn auch gewisser Tod dort ihnen drohte. Diesen stand denn auch oftmals schreckliches Verderben entgegen, indem die Belagerten ungeheure Felsenstücke und Steine auf die Anklimmenden schleuderten und sie, so wie ihre Sturmwerkzeuge, zu zerschmettern sich bemühten. Da waren denn auch die Frauen, wie wir eben gesehen, nicht ferne mit glühheißem Breie und siedendem Wasser, welches ebenfalls die Köpfe der Belagerer traf und sie vom Sturme abschreckte, oder sie gar unfähig machte, ihn auszuführen.

Bei Belagerungen fester Orte suchte man den in der Feste Befindlichen allen möglichen Abbruch zu thun, daß man keinen Vorrath, keinen Entsatz hinein ließ, das Trinkwasser und die Gräben ihnen abgrub und die Mauern zu zerstören suchte, um desto leichter in die durch Mangel von Besatzung entblößte Stadt dringen, oder die Burg stürmen zu können. Als Sturm- und Zertrümmerungswerkzeuge gab es nun viele, welche genannt wurden: Bilden, Tummerer oder Tummler, Katzen, Ebenhoch, Petrer (petrarii), Antwerke, Rutten, Mangeln und Igelswehr. Meist alle sind Wurfwerkzeuge, um Steine von gewaltiger Schwere gegen die oberen Wehre und Erker der Thürme

zu ſchleudern. So heißt es z. B. in Hornek's Zeitbuche, Kap. 691, bei einer Belagerung: „72 Wagen waren fortwährend beſchäftigt, Steine herbeizufahren, und 4 Bliden und einige Mangeln, arbeiteten Tag und Nacht bis Wehre und Erker an den Ringmauern und am Thurme zerſtürzten.“ Außer dem, daß ſie zertrümmerten, füllten dieſe Steine auch die Gräben aus.

Aber nicht bloß Steine, ſondern auch eigends bereitete Schwefelfeuer wurden von dieſen Geſchützen geworfen. Im Hornek (Kap. 311) thun dies einmal die Meiſter mit Mutten und ſtellen Antwerke dahinter, um eine Maſſe von Steinen in die Gegend des Daches, wo das Feuer faſſen ſollte, zu ſchleudern und das Löſchen zu verhindern.

Ja Kap. 789 wird erzählt, daß in der Belagerung von Kuttenberg Albrechts Meiſter ein Antwerk aufrichtete, woraus er große, mit brennbarem Stoff gefüllte Kugeln ſchoß, die beim Niederfallen ein wüthendes Feuer von ſich gaben.

Was die oben bemerkten Katzen betrifft, ſo ſind dies gedeckte Werke mit Stoßzeug im Innern, die man, nach Ausfüllung der Gräben, trotz der Geſchoſſe der Belagerten, bis dicht an die Mauern vorſchob. Eben ſo wurden die Ebenhoch hinangetrieben, eine Art von Thürmen, mit Wurfzeug verſehen und hoch, daß ſie dazu dienten, in's Innere der belagerten Schlöſſer zu blicken. Daher auch der Name.

Hören wir, wie Kaiſer Albrecht die Stadt und Burg Bingen belagerte! Da ihm ſehr daran lag, dieſe Orte zu erhalten, ſo arbeitete ſein ſinnreicher Meiſter, Rot Erme-

lein genannt, gar thätig an allerlei Gerüſt zur Brechung der Mauern, und nicht minder thätig waren die andern Meiſter mit ihren Werken. Einige Bliden kamen bald in Schwung, große Steine zu ſchleudern; Katzen und hohe Thürme wurden hinangetrieben, ſelbſt unter der Erde ward gearbeitet.

Nach 6 Wochen hatten ſie die Mauer durchlöchert und ſo weit zerworfen, daß man hinein konnte. Da warteten die Burger den Sturm nicht ab, und ſobald ſie durch Verordnung der Herren Gnade erhalten hatten, ſchwuren ſie dem König und dem Reiche. Nun wendete ſich der Angriff gegen die Burg an der Rabe, wo der Weg ſo ſchmal war, daß keine weite Katze da ſtehen konnte. Der kunſtreiche Meiſter ließ daher eine kleine Katze machen und trieb ſie ohne Säumen an die Mauer. Die Belagerten, um die Katze zu verdrängen, gruben dagegen. Darauf wußten die Angreifer Feuer in dieſe Gruben zu bringen, Rauch und Geſtank zu erregen. Jene, zur Rache, wehrten ſich wieder mit Rauch, indem ſie Maſſen pechigen Holzes daran wandten. Da geſchah, daß von dem ungeheuern Qualm ſich die Burg entzündete, ſo daß die Beſatzung nur einen einzigen Thurm zu enger Zuflucht behielt. Sie dachte an Ergebung. Dies war nicht nach Albrechts Sinn, der ſie gern, zum ſchreckhaften Beiſpiel, getödtet hätte. Nur die Fürſprache Herzogs Otto von Baiern und vieler Freien, Grafen, Ritter und Knechte, bewog ihn, daß er nachgab und freien Abzug ſammt der Habe verwilligte.

Die Belagerung der Stadt Günz und ihre Einnahme,

welche Ottokar v. Hornek, Kap. 312, erzählt, wird das Bild der Belagerungskunſt und Art jener Zeit vollenden.

Als Albrecht ſich mit ſtarkem Hauſen der Stadt nahete, begann ein kleiner Krieg in der Umgegend. Graf Hoan wußte den Futterholern allerlei Schlingen zu legen, ſo daß man unter den Deutſchen bald an 600 Schildknechte vermißte, viele andere Händ' und Füße verloren und ferner nur mit Angſt nach Futter ausgeritten ward. Endlich nach 11 Tagen hatte man ſich zum Sturm bereitet. Sobald dies der Feind an dem Schallen und Toſen der unſrigen — Hornek erzählt — merkte und ſah, wie die Panner gewappneter Helden ſich naheten und man Tartſchen und Leitern trug, ſo gab er die untere Stadt verloren und flüchtete in die Burg. Leicht wurden alſo die Unſrigen Meiſter des Orts, worauf die Schildknechte plünderten, vieles zerſchlugen und Häuſer in Brand ſteckten. — Schwerer war die Einnahme der Burg. Zwar trieb man Antwerke, Katzen und Ebenhoch hinan, und was irgend zur Vernichtung von Erker und Mauer dienen konnte, und des Herzogs ſinnige Meiſter bemüheten ſich Tag und Nacht; aber die Beſatzung hielt ſich, wie es biedern Männern geziemt.

Nun war ein Graben da, tief und waſſerreich. Dorthin wurden alle Katzen getrieben, beſonders eine, die gar tüchtig gearbeitet, an entblößten Stellen mit Rinderhäuten gedeckt und ſonſt gegen Feuerwürfe und Steine wohl geſchirmt war. Man hatte ſie bereits, dem feindlichen Schießen zum Trotz, bis in die Mitte des Grabens getrieben, als die Ungern, die Sorgloſigkeit der Wachen

merkend, bei Nacht auf einem Floß überfuhren und die Katze anzündeten. Es gelang ihnen so, daß bald die Lohe aufschlug. Zum Glücke aber schnell bemerkt, ward das Feuer gelöscht, und die Anzünder mußten sich eilig entfernen. Seitdem schuf Albrecht bessere Hut; Ritter oder Knechte, an wen die Reihe kam, der mußte seine Zeit hüten. Tumberer, Rutten und Bliden arbeiteten derweil unverdrossen, und Wehr und Erker stürzten von der Mauer. Selbst unter der Erde ließ der Herzog einen Versuch machen; das Wasser war jedoch zu tief. Mehr fruchtete ein langer, mit Eisen beschlagener Stoßbaum gegen die Mauer. Um aber die Kraft desselben zu brechen, ließen die Belagerten dreifache Hürden herab, womit sie die Stöße auffingen. Der Herzog ließ deshalb scharfe, große Sicheln an lange Stangen befestigen, und die Stricke der Hürden damit abschneiden. Endlich siegte Gewalt über Witz; die Burg vermochte sich nicht länger zu halten; ob der Herzog gleich schwere Rache nehmen wollte, so ward er doch eines andern beredet, und der Besatzung wurde freier Abzug bewilligt, mit so viel, als die vorhandenen Männer und Pferde tragen konnten.

Das Ziel und der Zweck aller dieser kleinen und grössern Kämpfe war, dem Feinde so viel als möglich Abbruch zu thun. War man nun dieser Plackereien satt und müde, dann wurde der Friede unterhandelt. Ein Beispiel, wie dies geschah, wird alles dahin Gehörige am besten erläutern, und da wir oben gesehen haben, wie König Andreas von Ungarn mit Herzog Albrecht von Oesterreich den Krieg anfing, so wollen wir nun sehen, wie er den Frieden schloß.

Sechs Wochen, oder mehr, hatte das ungarische Kriegsvolk auf östreichischem Boden gelegen, und der Stadt Wien so nahe, daß die Frauen häufig auf die Thürme stiegen und den Gefechten zusahen. Endlich, des Unfugs überdrüssig, ward Friede gewünscht. Von Seiten der ungarischen Bischöfe von Gran und Kolitscha wurden die deutschen Bischöfe von Passau und Sekkau zu einer Zwiesprach geladen, worauf ein lebhaftes Botenschicken zwischen Wien und dem ungarischen Lager, und gar bald ein Friede auf 8 Tage erfolgte. Sobald dies erreicht war, wählten die Ungern 4 hohe Grafen aus des Königs Rath, welche, nebst den zween genannten Bischöfen, mit Vollmacht zur Sühne versehen, nach Wien ritten. Die Bischöfe unsrerseits *) und viel andre Herrn ritten zur Ehrenbezeugung entgegen. Als man zusammentraf, begrüßten sich die geistlichen Herren lateinisch; die andern, so weder Latein noch Deutsch verstanden, verneigten sich nur gegenseitig. Dann ritten alle gemeinschaftlich nach Wien, wo ihrer beim Herzog, auch bei der Herzogin und deren Frauen, welche sich mit den besten Kleidern geschmückt hatten, ein freundlicher Empfang wartete.

In der Sitzung nahmen Steirer und Österreicher neben dem Herzoge Platz, gegenüber setzten sich die Ungern. Unsrerseits führten der Bischof von Sekkau und der Ordensmeister, Berthold von Maurperg, als Dollmetscher, das Wort. Man kam überein, daß die Gegner zuvor das

*) Man sey immer eingedenk, daß hier der Oesterreicher, Ottokar von Horneck, spricht.

Land räumen, alsdann die völlige Ausgleichung durch den Rath beider Fürsten, auf dem Felde zwischen Heunburg und Presburg vor sich gehen solle. Der Herzog nd 12 seiner Herren schwuren fernere Haltung des Stillstandes.

Zum Heimritt ward den ungrischen Gästen ein Geleit von 10 Herren gegeben, denen viele ihrer Mannen folgten. Sie hatten zugleich den Auftrag, vom König Andreas die Bestätigung des Verabredeten zu empfangen, die ihnen nicht versagt wurde. Der König gab sogleich Befehl zum Rückzug, und ließ die deutschen Herren durch Ungarn und Valbe wieder nach Wien geleiten.

Man sah nun auf dem bestimmten Plan zwischen Heunburg und Presburg, herrliche Gezelte aufschlagen. Der Herren, die sich alle da versammleten, war eine nicht geringe Anzahl, so Ungern als Deutsche. Und als die Verhandlung begann, gingen aus den 2 nicht fern von einander errichteten Hauptgezelten die Redner hin und her, den ganzen Tag durch, bis noch vor Anbruch der Nacht beschlossen ward, daß jede Partei 4 Schiedsrichter wählen solle. Diese 8 sollten schwören, nach Treue, Recht und Wahrheit die Streitsache zu ebnen. — Der König wie der Herzog, denen die Meldung davon zukam, gelobten schriftlich, dem Ausspruch derselben sich zu fügen.

Es war in Heunburg, wo die erwählten Schiedsrichter sich besprachen, und einig in ihrem Ausspruch, beide Fürsten nach Presburg luden. Nach wenig Tagen langten sie mit zahlreichem Gesinde an. Der Herzog, welcher sich zuerst eingefunden, sprang vom Pferde, dem einreitenden König entgegenzugehen. In den höflichen Reden,

deren hier viel geführt wurden, erinnerte man sich an des Königs vormaligen Aufenthalt in Wien. Als darauf beide von der getroffenen Einigung unterrichtet waren, reichte man in feierlicher Versammlung dem Könige die Handfeste, die er mit 30 Magnaten beschwur und mit königl. Insiegel versah; worauf sie durch den Erzbischof v. Gran dem Herzog überreicht wurde, der ebenfalls nebst 30 Herren schwur und sein Insiegel daran befestigen ließ. Alsdann stellte man sie dem Könige wieder zu, der sie laut zu verlesen befahl. Das Fernere gehört nicht hieher.

Ein viel besprochenes und in der Geschichte des Mittelalters und in der Ritterwelt oftmals vorkommendes Wort, ist das Wort Fehde. Ueber die Ableitung desselben herrschen verschiedene Ansichten; so viel erscheint nur gewiß, daß es mit Fecht, d. h. Feindschaft zusammenhängt, und damit fehten, fechten und also auch befehden verbunden ist. Im mittlern Latein heißt dies Wort Faida, Feindschaft, sowohl öffentliche, als auch heimliche. Jemandem eine Fehde ankündigen, ist daher nichts anders, als einem seine Feindschaft oder den Krieg verkündigen; ein sogenannter Fehdebrief ist deswegen eine schriftliche Ankündigung des Unfriedens; und daraus schon möchte allein erhellen, daß die Fehden oder Befehdungen nichts anders sind, als die Kriege einzelner gegen einander, durch welche einer ein erlittenes Unrecht oder eine Beschimpfung abzutreiben oder zu rächen suchte. Die Fehde ankündigen, hieß im mittlern Latein: diffiduciare oder diffidare. — Der Ursprung der Fehden ist nicht erst, wie einige geglaubt haben, vom 12. und 13. Jahr-

hundert ab zu rechnen; vielmehr ist er schon weit früher begründet, wenn auch in jener Zeit die Fehden hauptsächlich überhand nahmen und dieser Unfug sehr eingerissen war. Auch hier müssen wir wieder auf die frühesten Sitten, Gewohnheiten und Ansichten der Deutschen zurückgehen, die es so sehr liebten, alles, was sie nur dadurch zu schlichten vermochten, durch die Schärfe des Schwertes zu entscheiden; und Vellejus Paterculus sagt daher auch im 2ten Buch seiner Geschichte, Hauptstück 118: daß die Deutschen sich sehr verwundert hätten, wie sie bei den Römern gesehen, daß das, was sie durch die Waffen ausmachten, bei diesen nach den Rechten erörtert würde. — Diese also schon in den frühsten Ansichten des deutschen Volkes begründeten Fehden wuchsen unter Heinrich IV, Friedrich I und deren Nachfolgern, so wie durch das sogenannte Interregnum immer mehr, ja bekamen von jener Zeit an eine bestimmte Form und Regelmäßigkeit, wie auch sogar eine Art Gesetzlichkeit, wodurch sie späterhin um so schwerer auszurotten wurden. Wie sich nun in dem Mittelalter deutsche Gewohnheiten und Rechte beinahe über ganz Europa verbreiteten, so finden wir auch die Fehden in England und in Frankreich wieder, doch nirgends in solcher Ausdehnung, wie in Deutschland.

Diese Fehden konnten nun in der Regel nur von Reichsunmittelbaren an Reichsunmittelbare erklärt werden; und wenn man auch Beispiele findet, daß Mittelbare an Reichsunmittelbare ihre Erklärungen ausgehen ließen, so gehören diese doch zu den seltenen Erscheinungen. Hier kommt auch manches lächerliche Beispiel vor, von denen

uns z. B. Müller in ſeinem Reichstags-Theater, S. 96 ein Beiſpiel aufbewahrt hat, wonach der Koch eines Herren von Münzenberg, mit allen ſeinen Untergebenen, als Küchenknaben, Metzgern, Schüſſelwäſchern u. ſ. w. einem Grafen von Solms die Fehde ankündigte; welches Schreiben indeſſen mehr als ein Spaß lautet, denn daß es Spuren der Wahrheit in ſich trägt. Am allerhäufigſten waren die Fehden in Schwaben und Franken, wo die ſchwankenden Verhältniſſe der größern Herzöge die übermüthige Selbſthülfe kleinerer Edelleute nicht zurückzudrängen und zu vernichten vermochte. Mit dieſen Fehden iſt indeſſen das Fauſtrecht nicht zu vermiſchen, ſondern davon gehörig zu unterſcheiden, indem, wie geſagt, die Fehde nur von einem Reichsunmittelbaren dem andern erklärt, der Kampf im Fauſtrecht dagegen von einem jeden Einzelnen unternommen werden konnte. Die Fehden waren durch geſetzliche Beſtimmungen geduldet; ja es wurden zu ihnen gewiſſe Feierlichkeiten gebraucht, wenn ſie als geſetzlich beſtätigt und erlaubt angeſehen werden ſollten, da das Fauſtrecht meiſt wüſt hinein ſeine Angriffe machte. Indeſſen giebt es auch wieder Punkte, wo der Unterſchied zwiſchen beiden ſchwer zu ermitteln, und die Grenzlinie nicht wohl genau zu ziehen ſeyn möchte.

Ein Lehnsvaſall durfte ſeinen Lehnherrn ebenfalls befehden, obgleich einige darein Zweifel geſetzt haben, aber es gehörte dazu, daß der Vaſall vorher dem Lehnherrn ſein Lehn aufſagen mußte. Nachher wurde aber nicht eher Frieden gemacht, als bis das aufgeſagte Lehn dem Vaſallen wieder zurückgegeben worden. Nach dem ſchwä-

bischen Lehnrechte mußte einer dem andern die Fehde mündlich oder persönlich ankündigen. Dabei bestimmte dasselbe aber auch zugleich, daß, wenn der Lehnherr das freie Geleit versagen würde, um die Fehde anzukündigen, oder, während derselben, um das aufgekündigte Leben zurückzufordern, so sey es dem Vasallen erlaubt, an das dem Lehnsherrn nächst gelegene Haus zu gehen und daselbst seine Fehdeankündigung so laut zu rufen, daß, wer in selbigem Hause wohnte, solches hören und dem Lehnherrn davon Nachricht geben könne. — Drei Tage vorher, ehe die Fehde begann, mußte sie angekündigt werden, weshalb es schon in einer Verordnung des Kaisers Friedrich I vom Jahre 1187 heißt: Werram propriam pro amico, pro parente, vel causae cujus, quam alterius occasione suscipere licet, modo damnum alii facere aut laedere ipsum intendens, tribus ad minimum ante diebus, per certum nuntium suum diffiduciaret eum. Ward dieses nicht beobachtet, so wurde die Fehde für ungerecht, die Befehder aber für schändliche Verräther gehalten und von den Turnieren ausgeschlossen. — Daß durch diese häufigen Fehden unendlich viel Unglück über die deutschen Lande gebracht wurde, daß sie kaum Aufgebautes bald wieder zerstörten und keiner sich eines ruhigen Besitzthums erfreuen konnte, das lehrt uns die Geschichte. Die Kaiser waren daher bemüht, diesen Uebeln ab zu helfen, indem z. B. Rudolf I die Raubschlösser zerstörte, und die übrigen Kaiser, besonders Sigismund, Albert II und Friedrich III die Fehden auf das strengste verboten. Da alle diese Verbote nichts fruchten wollten, ließen die Kaiser

sogar die Verbote, welche sie gegeben, vom Papste bestätigen und zog n f. ne geistlichen Strafen zu Hülfe. Alles dieses wollte indessen nich den gewünschten Erfolg haben, bis endlich durch den Landfrieden, den Kaiser Maximilian im Jahre 1495 gab, dem Uebel Einhalt geschah, obgleich es nicht im Augenblicke mit der Wurzel ausgerottet wurde, indem wir noch mancherlei Fehden nachher finden, aber doch keinesweges in einer so bedeutenden und übermäßigen Art, wie truherhin. Vier Ursachen trugen endlich am meisten zur völligen Ausrottung dieses für Deutschland so großen Uebels bei: die Anordnung des Reichs-Kammergerichts, wodurch eine rechtliche Hülfe bei obwaltenden Streitigkeiten festgesetzt ward; die Eintheilung des Reichs in bestimmte Kreise, wodurch die Verordnungen des Reichs-Kammergerichts mehr Unterstützung gewannen, indem nun von einem festen Punkte aus verfahren werden konnte, da es jetzt möglich ward, bestimmte Landerabschnitte theils verantwortlich zu machen, wenn die Erkenntnisse nicht in Ausübung gesetzt wurden, theils aber auch als hülfreich für einen und den andern zu bestimmen. Dann traten die Bündnisse hinzu, welche in dieser Zeit zwischen Hohen und Niedern zu gegenseitiger Beschützung, Vertheidigung und Friedhaltung gemacht wurden; und zuletzt der große schwäbische Bund, der besonders zur Aufrechthaltung des Friedens beitrug und die Mitglieder gegenseitig schützte.

Die Art und Weise, wie die Ritter nun bei solchen Fehden einer dem andern halfen, waren meist so, daß, sobald einer seinem Feinde oder Beleidiger eine Fehde ankündigen wollte, er es seinen Freunden und Verwandten

meldete und ihre Hülfe begehrte. Ein Gleiches that nachher derjenige, gegen den die Fehde gerichtet war, ſobald ſie ihm verkündet worden. Jeder ſammelte ſeine Dienſtmannen und Vaſallen, ſo viel er erhalten konnte, ſeine Freunde fanden ſich zu ihm, und der Krieg begann meiſt mehr mit einem Kriegführen gegen die ruhigen Dörfer und mit deren Vernichtung, als mit offenen Feldſchlachten. Einer ſuchte dem andern ſo viel Schaden und Abbruch, als nur irgend möglich, zu thun, um ihn zu zwingen, die Friedensbedingungen, die er ihm vorſchrieb, anzunehmen, oder er ſuchte ſeinem Feinde eine bedeutende Beute abzugewinnen.

Das im Mittelalter in Deutſchland ſo berüchtigte Fauſtrecht hatte in manchen Stücken Aehnlichkeit mit den Fehden, nur war es eine zügelloſere, weniger nach Geſetzen geregelte Art und Weiſe, bei der bloß nach Gutdünken einzelner rohen Ritter der Kampf angefangen ward. Schon ſehr früh hatten die Deutſchen begonnen, ſich nach dem Muſter römiſcher Feſten Burgen auf Berghöhen zu erbauen, und nur zu leicht ward nun ein jeder Burgbeſitzer verführt, ſich des Rechts der Waffen gegen ſeine Nachbaren zu bedienen. Die Fehden, als erlaubte Kriege Einzelner gegen Einzelne, ſind mit eine Folge dieſes Fauſtrechts, aber hauptſächlich benannte man ſo das unvermuthete Ueberfallen Wehrloſer, die Beraubung der auf den Landſtraßen ruhig ziehenden Kaufleute; denn man übte dieſes Fauſtrecht nicht bloß gegen ſeine Feinde, oder gegen ſolche aus, an die man gegründete Anſprüche zu machen hatte, ſondern die mächtigen Burgbeſitzer brauchten

es auch, ohne allen rechtlichen Schein, die benachbarten Landbebauer zu überfallen, zu berauben oder zu zwingen, ſich unter ihren Schutz zu begeben und deshalb auch ihnen Dienſte zu leiſten. Selbſt damit begnügten ſich die Burgbeſitzer noch nicht; viele von ihnen lebten ſogar als offenbare Räuber, worin ſie das Vorrecht in ihrem Stande zu finden glaubten, indem ſie die benachbarten Heerſtraßen mit ihren Reiſigen beſetzten, um die Vorbeiziehenden zu berauben, zu plündern, oder ſo lange mit in ihre Burgen zu ſchleppen, bis ſie ſich durch ein großes Löſegeld frei machen konnten. An ihren Burgen zogen ſich meiſt Landſtraßen und Bergwege vorüber; von ihren hohen Warten konnten ſie die ganze Gegend umſchauen, und bald ward ein vorüberziehender Kaufmann ihnen verrathen, um als Beute in ihre Hände zu fallen.

Die deutſchen Könige widerſetzten ſich zwar gleich anfangs, ſo viel ſie nur konnten, dieſen Gewaltthätigkeiten und Räubereien; ſie waren aber zu ſchwach, ihren Drohungen Nachdruck zu geben, und das eingeriſſene Uebel nahm immer mehr überhand. Als das eigentliche Ritterweſen und die Ritterzeit eintrat, da war es ſchon ein ſo gewöhnliches und feſtgewurzeltes Uebel, daß die edlern und beſſern Geiſtesrichtungen, die ſich in und mit dem Ritterthum entwickelten, nicht mehr darauf wirken konnten. Die Könige mußten zufrieden ſeyn, wenn ihre Vaſallen die Lehndienſte gehörig leiſteten, ſo oft ſie es verlangten; und ſie durften ſich nicht viel darum bekümmern, was jene mit ihren Bauern oder Leibeigenen vornahmen, oder was ſie unter einander für Streitigkeiten hatten. So gab

es denn im frühern Mittelalter Zeiten, in denen, nach der Erzählung damals lebender Schriftsteller, ein großer Theil des Adels vom Straßenraube lebte. Die Könige und Kaiser Deutschlands waren bemüht, durch Gesetze diesen gesetzlosen Zustand zu verbannen; aber vergeblich, und die meisten mußten sich damit begnügen, daß sie eine sogenannte Treuge durchsetzten und einführten. Diese bestand darin, daß, durch die Geistlichen bestätigt, also gewissermaßen auf göttlichen Befehl selbst (und so ward es wenigstens angesehen), einige Tage in der Woche verordnet wurden, an denen bei schwerster Ahndung ein Waffenstillstand seyn mußte und keine Waffenkämpfe stattfinden durften. Durch diese einzelnen, fest bestimmten Wochentage wurden die Landfrieden vorbereitet, welche unter den Hohenstaufen oftmals, wenn auch meist vergeblich, beschworen wurden, indem selbst die entehrende Strafe, der sich die Landfriedensbrecher unterwerfen mußten, nichts fruchtete. Diese Strafe war damals das Hundetragen, besonders in Franken, Schwaben und Sachsen gewöhnlich, und darin bestehend, daß der Verbrecher einen räudigen Hund bis an einen bestimmten Ort tragen mußte. Zuweilen geschah dieses vor der Vollziehung des über den Verbrecher gesprochenen Todesurtheils; gemeinhin war aber der Verlust des Lebens nicht damit verbunden, sondern der Verurtheilte wurde nach Erfüllung dieser Strafe von dem Banne oder der Acht losgesprochen, in welche er durch die Brechung des Landfriedens gefallen war. Der Ursprung dieser Strafe fällt, nach Wittichinds von Corbei Zeugniß, in die Zeiten Kaisers Otto I, wenigstens ist bis

jetzt kein früheres Beiſpiel gefunden worden. Einzelne Kaiſer wendeten dies ſtrenge Mittel ohne Anſehen der Perſon an, und ſo traf die Strafe ſogar den Pfalzgrafen Herrmann und andere Grafen und Ritter unter Kaiſer Friedrich I. Die Verordnungen und Einrichtungen endlich, die wir bereits oben kennen gelernt haben, durch welche die Fehden gehemmt wurden, vernichteten auch das Fauſtrecht.

Indeſſen erſcheint das Wegelagern und das Leben vom Stegreif, wie man es wohl auch nannte, noch bis zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts; denn etwas anderes iſt es doch nicht, wenn der Herzog Heinrich II, als er in Eimbeck iſt, eine Burg will heimlich überrumpeln laſſen, oder wenn der bei ihm befindliche, landsknechtiſche Hauptmann Braun Wagen, worauf heimlich in Wachs gegoſſenes Geld geladen iſt, mit Gewalt auf offener Straße nehmen will, oder gar der Diener des Herzogs, Seidenberg genannt, einem Juden auf offener Landſtraße mehre Geldbeutel abnimmt. Eben das alte Fauſtrecht iſt es, welches denſelben Herzog in ſeinem eigenen Lande, das aber von ſeinem Bruder, nach kaiſerlichem Befehle, verwaltet wird, dahin bringt, daß er dieſem ſeinen Bruder die Feſte auf dem Gröditzberge mit Gewalt überfällt und abnimmt; daß er ausreitet, um ſeinem Bruder Fiſche aus dem arensdorfer Teiche, Wolle aus Groß-Wandris, Butter, Schöpſe u. ſ. w. zu ſtehlen: wie dies alles im erſten Theile des Lebens von Hans von Schweinichen ausführlicher zu ſehen iſt, worin wir, wie ſchon oben bemerkt,

das ritterliche Leben in ſeinem ganzen Verfalle, in ſeiner größten Entartung, einem gemeinen und zügelloſen Hofweſen weichend, erblicken. Da ſehen wir des Ritterlebens größte Entwürdigung, von der wir in folgender Abtheilung noch einige Punkte berühren müſſen.

Neunte Abtheilung.

Vorzüge und Auszeichnung der Ritterwürde; Verfall derselben.

Zu einer Zeit, in welcher körperliche Kraft und Stärke als das Höchste und Größte anerkannt wurden, mußte auch daraus ein mächtiges Uebergewicht für den Stand entspringen, der die Ausbildung derselben für seine vorzüglichste Beschäftigung hielt. Ihm konnte nur der geistliche Stand, als derjenige, welcher die geistige Ausbildung in sich darstellte, — sie mochte auch oft so geringe wie möglich seyn, — gegenüber treten; und so finden wir es denn auch durch die ganze Geschichte der damaligen Zeit. Einzelne Vorzüge der Ritter habe ich bereits in den frühern Abtheilungen anführen müssen, wo ihnen ihre Stelle gebührte, z. B. bei Betrachtung der Waffen und Kleidungen, deren sich die Ritter bedienten, indem sie, als Vorrecht, bestimmte Stoffe und Farben trugen; hier nur noch dasjenige, was, unabhängig von andern Verhältnissen, bloß ihre Würde und Auszeichnung betrifft. Das Vorzüglichste, wodurch sich die Ritter von den übrigen Adelichen unterschieden, bestand eben in dem Titel: Ritter, den sie sich durch mannichfache Proben und Uebungen, wie wir oben gesehen, erworben und durch den Rit-

terschlag erhalten hatten. In Deutschland nannte man sie in Urkunden, Gesprächen, Liedern und andern Verhandlungen noch mit verschiedenen Beinamen zu diesem Worte Ritter, nämlich: ehrenhafte, ehrenfeste, edle, fromme, tüchtige, strenge Ritter u. dgl. Ihren Frauen wurden die für heutiges Tages einfachen, für jene Zeit aber bedeutenden Benennungen gegeben: ehr- und tugendhafte Frau, Gemahel, Hausfrawe; ihre Töchter hießen Jungfrauen.

Außer der Kleidung, die ihnen als Rittern besonders erlaubt war, zeichneten sie sich durch die verschiedenen Wappen aus, die sie auf ihrem Schild, auf ihrem Wappenrock, auf dem Fähnlein ihrer Lanze, oder der Spitze des Helms trugen. Die ersten Ritter hatten, als dieser Stand eine eigene verleihbare Würde ward, meist Titel und Schwert von ihren herrschenden Gebietern und den Oberlehnsherren empfangen, auch rechneten sie es sich bei ihrer Aufnahme zur Pflicht und Ehre, die Wappen derer anzunehmen, von denen sie in den Ritterstand aufgenommen worden waren, oder wenigstens ein Stück aus dem Wappenschilde derselben dem Wappen ihrer eigenen Familie beizufügen. Hiervon schreiben sich zum Theil denn auch oftmals die so sehr zusammengesetzten Wappen her. Wenn nun diese Ritter in der Folge andern die Ritterwürde ertheilten, so trugen sie auch auf diese die Wappen über, welche sie selbst von andern angenommen hatten. Dies war besonders in Frankreich der Fall; und daher kommt es, daß in einzelnen Landstrichen bestimmte Farben in den Wappen, oder besondere Auszeichnungen darin, die dem Beherrscher zukamen, sich auch in vielen Wappen

der Ritter dieſes Landſtriches fanden. Ein ſolches Wappen und Siegel zu führen, war nun ein beſonderes Vorrecht der Ritter, andern Perſonen wurde es meiſt immer verweigert.

Aus dem Vorrecht der alten römiſchen Soldaten mag es ſich wohl auf deutſchen Boden verpflanzt haben, daß ein Ritter frei von allen Abgaben war, die ſonſt auf die Lebensmittel und auf Waaren gelegt waren, welche er zu ſeinem Privatgebrauche nöthig hatte. Dies Vorrecht befreite ihn auch von allen Arten der Zölle. Doch war auch dieſer Grundſatz möglichſter Freiheit ſchon in den alten deutſchen Gewohnheiten gegründet, wonach alle Laſten auf eine Abtheilung des Volks, die Unfreien oder Minderfreien, gewälzt ward. Des Ritters ganzer Anzug, vielmehr noch ſeine Rüſtung, machte ihn ſchon aus weiter Ferne kenntlich, und ſobald er ſich daher näherte, öffneten ſich ihm alle Thore, Schlagbäume und andere Schranken, um ihm einen freien Durchzug zu gewähren. Je mehr ihm nun hier Freiheit vergönnt war, allenthalben ungehindert zu erſcheinen und ſich aufzuhalten, um ſo mehr mußte er aber auch darauf halten, daß diejenigen, welche in ſeinem Gefolge waren, ſtreng auf Zucht und Ordnung ſahen, damit die Einwohner des Landes keine Urſache hätten, ſich über Bedrückungen zu beſchweren. Wurden dergleichen begangen, ſo mußte der Ritter für ſeine Leute Sühne und die Strafe bezahlen; doch ward gewiß vieles im Stillen verſchmerzt, damit durch die einſtweilige Entſchädigung nicht etwa der größere Zorn gereizt und andere heimliche, tiefer greifende Bedrückungen veranlaßt werden möchten. Wollte

der Ritter seine Wohnung in einer Stadt nehmen, so durften auch seinen Leuten die Abgaben und Schatzungen nicht aufgelegt werden, welche die Bürger von allen neuen Einwohnern zu erheben berechtigt waren. Hingegen hatten sogar die Besitzer adelicher Güter das Recht, wenn ihre ältesten Söhne die Ritterwürde empfangen sollten, zu den hierzu erforderlichen Kosten von ihren Unterthanen eine der vier Arten von Abgaben zu erheben, die man Rittersteuern nannte. Außer diesem einen Falle, in welchem die Unterthanen eine Rittersteuer zahlen mußten, gab es noch drei andere; nämlich: wenn der Ritter eine Tochter vermählte; ferner: wenn er in Gefangenschaft gerathen war und ein Geldbetrag verlangt wurde, gegen dessen Erlegung er losgelassen werden sollte; und zuletzt: wenn er sich entschlossen hatte, eine Reise über's Meer zu machen, die natürlicherweise immer einen frommen Zweck hatte, indem er entweder die Ungläubigen bekämpfen wollte, oder auch eine fromme Wallfahrt zum Grabe des Heilandes sich vorgenommen hatte. Der Rittertitel, der bei allen Ständen des Staats in Ansehen stand, fand in jedem Gerichtshofe Richter, die stets geneigt waren, seine Rechte zu handhaben. Außer dem, daß ein Ritter nur mit der gehörigen Schonung und Achtung für seine Würde vor Gericht gefordert werden durfte, erhielt er auch, wenn ihm der Gegner seine Kosten ersetzen mußte, doppelt so viel, als man einem Knappen zuerkannte; wurde er aber verurtheilt, so ward er auch um so viel strafbarer erachtet, da er andern ein Muster aller Tugenden und vorzüglich der Rechtlichkeit und Billigkeit seyn sollte, und er mußte

daher ſeine Strafe noch einmal höher, als ein Knappe, bezahlen. So war die höhere Geltung auch immer mit höherer Verpflichtung verknüpft, und ein hierin merkwürdiges Beiſpiel giebt uns die franzöſiſche Geſchichte, in der beim Jahre 1411 erzählt wird, in den Begebenheiten der Belagerung von Dun-le-Roi, daß den Rittern auferlegt worden ſey, 8 Strauchbündel zu den Wällen zu tragen, da die Knappen im Gegentheil nur viere tragen durften. Weil die Ritter, als Freie und Adeliche, nach germaniſchen Sitten, ſeit ihrem Urſprunge Oberhäupter und Räthe aller Gerichte waren, ſo erhielten ſie ſich auch lange Zeit in dem ausſchließenden Rechte, daß gewiſſe anſehnliche obrigkeitliche Aemter mit Gliedern ihres Ordens beſetzt werden mußten. Eben daher wurden ſie auch in der Folge zu allen wichtigen Unterhandlungen gezogen. Mußte man z. B. Geſandte ſchicken, um Unterhandlungen über die wichtigſten Angelegenheiten, wegen Krieg und Frieden, zu pflegen, ſo wählte man zu jeder Geſandtſchaft und zwar immer in gleicher Anzahl, Geiſtliche und Ritter. Die Wahl der Geiſtlichen zu ſolchen Geſchäften erklärt ſich leicht. Beide Stände wurden als die höchſten und vornehmſten betrachtet, ja man verglich beide mit einander und fand in ihnen große Uebereinſtimmung. Dann waren aber die Geiſtlichen damals beinahe allein diejenigen, die eine höhere Kenntniß der Wiſſenſchaften beſaßen; und was daher die Ritter durch ihre äußere Erſcheinung und ihr gewichtiges Auftreten ſolchen Geſchäften an Glanz verliehen, das mußten die Geiſtlichen, bei denen die äußere Würde und die Anerkennung derſelben zwar auch nicht fehlte,

durch Kenntnisse und Gewandtheit in Geschäften erhöhen, und so ergänzten sich beide Stände, im Verein zu ein und demselben Geschäfte, gegenseitig. Nach und nach verloren aber auch die Ritter den Vorsitz in den Gerichten, als die deutschen ursprünglichen Gesetze und Einrichtungen des Landes durch das römische Recht verdrängt wurden, als alles nach einem ausländischen, oft unpassenden Muster geregelt ward, und nun viele Geistliche und Laien das römische Recht außer Deutschland, besonders auf italienischen Rechtsschulen, erlernten und eine ganz andere Ansicht mit heim brachten, als die schlichten Ritter mit ihren ungelehrten, aber durch richtiges Gefühl geleiteten Beisitzern in den Gerichten hatten. Spuren jener frühern Einrichtung der Gerichte zeigen sich indessen noch hin und wieder in Deutschland, besonders in der bei einigen Gerichten gewöhnlichen Abtheilung der Beisitzer einer adelichen und unadelichen Bank.

Eben berührte ich die Aehnlichkeit zwischen der Ritter- und geistlichen Würde, welche besonders oft von Dichtern ergriffen und durchgeführt worden ist. Diese zeigte sich: in der Aehnlichkeit der Namen und Titel, in der Kleidung, in ihren Vorrechten und in ihren Pflichten oder Verbindlichkeiten. Dichter, wie gesagt, und Geschichtschreiber haben diese Aehnlichkeit durch Vergleiche hervorzuheben gesucht, um einer jeden dieser beiden Würden dadurch einen höhern Glanz zu geben. So nennt z. B. der Verf. des Werkes: l'ordre de chevalerie, den, der die Ritterwürde ertheilt hatte, einen irdischen oder weltlichen Ritter, und den Priester, zu welchem sich der Neuzuweihende begeben

hatte, um jene von ihm zu empfangen, einen geiſtlichen oder überirdiſchen Ritter. In Hinſicht der Kleidung ſagten ſie: eben ſo, wie jeder Schmuck des Prieſters, womit er, wenn er Meſſe hält bekleidet iſt, eine auf ſeine Verrichtung ſich beziehende Bedeutung hat, ſo ſind auch für das Amt eines Ritters, das große Aehnlichkeit mit dem Amte eines Prieſters hat, gewiſſe Waffen und Kleidungsſtücke beſtimmt, die auf den Vorzug ſeines Standes und ſeiner Würde ihren Bezug haben. — Die mit der geiſtlichen Kleidung verbundenen Vorrechte waren auf gleiche Weiſe mit der Kleidung der Ritter verknüpft; und wenn der Ritter dieſen Stand annahm, um gewiſſe zeitliche Vortheile zu erlangen, ſo ward dies für verbrecheriſch gehalten. Dagegen war es ſehr häufig, daß, um ewige Vortheile zu erlangen, in weit vorgerückten Jahren, wenn dem Ritter der kampfgewohnte Arm ermüdete, die Gattin geſtorben, die Kinder erwachſen und ſelbſt wieder anſäßig waren, er in den geiſtlichen Stand überging. Einzelne Dichter haben ſogar, damit in der Vergleichung des Ritterſtandes mit dem geiſtlichen Stande nichts fehlen möge, auch die Verbindlichkeit zum eheloſen Stande auf die Ritter erſtrecken wollen, und da die Kirche ihren Dienern die Ehe verbietet, ſo wollten ſie ſolche auch denen vom Ritterſtande verſagen; ein Verlangen, worein indeſſen die Ritter zu willigen, niemals ſich bereit zeigten. Indeſſen liegt doch in dieſen dichteriſchen Wünſchen und Vergleichungen alles das, was die Vereinigung der Geiſtlichen und Ritter in einigen geiſtlichen Ritterorden bewirken

konnte und jene merkwürdigen Ritterorden der Johanniter, deutſchen Ritter und Tempelherren begründete.

Auch die Wohnungen der Ritter mußten mit Merkmalen verſehen ſeyn, die ihre Vorzüge vor andern bewieſen und ſo ſchon im Stande waren, von außen Achtung für die Einwohner zu erwecken, indem bereits dieſe äußern Zeichen dahin wieſen, daß die in dem Gebäude Wohnenden durch Auszeichnungen erhöht waren. So zeigten ſchon die Thürme und Mauerzinnen, welche zur Beſchüzzung der Schlöſſer dienten, den Vorzug ihrer Einwohner an. Nur die Edelleute hatten das Recht, die Gipfel ihrer Häuſer mit Wetterfahnen zu ſchmücken, und ſelbſt die Geſtalt dieſer Wetterfahnen zeigte die Würde des Hausbeſitzers an. Waren ſie nach Art der Fähnlein gebildet, ſo bedeuteten ſie Ritter. Waren ſie wie Panner geſchnitten, ſo bedeuteten ſie Pannerherren. Bei dem Eintritt in dieſe Häuſer konnte man den Rang des Beſitzers noch beſſer an den verſchiedenen Verzierungen des Hausgeräths erkennen.

Die Einrichtung der Ritterſchaft erlaubte ſelbſt armen Rittern in die Reihe der reichern zu treten, ja ſezte ſie in den Stand, ſelbſt Reichthümer zu erwerben, oder wenigſtens ſo viel, daß ſie auf eine anſtändige Art ihr Leben zu führen vermochten. Wer den Krieg mit vorzüglicher Wachſamkeit, Tapferkeit und Thätigkeit führte, der ward durch Beute bereichert und durch die Gelder, welche für die Loslaſſung der Gefangenen bezahlt wurden. Nach der Schlacht ward gemeinhin die Beute vertheilt; Gold, Silber, Pferde, Prunkroſſe und Mauleſel erhielten gewöhnlich

die Ritter; das Uebrige der Beute ward vermuthlich den Knappen überlassen, und was diese nicht wollten, den geringern Personen, die sich in dem Heeresgefolge befanden. Nach verschiedenen verglichenen Angaben bestand das Lösegeld, wie es scheint, gewöhnlich in den einjährigen Einkünften des Gefangenen. — Einem Ritter war es erlaubt, besonders einem berühmten, nicht allein einem Fürsten und Hofe seine Dienste zu leisten, sondern auch mehren; und von jedem durfte er die freigebigen Beweise der Gnade und der Anerkennung seiner ritterlichen Kraft und Berühmtheit genießen. Es war auch gerade nicht nöthig, daß ein Ritter bei einem Hofe in Diensten war, um von der großmüthigen Freigebigkeit dessen, der den Hof hielt, Vortheil zu ziehen. Ein jeder fahrender Ritter ward an den Höfen fröhlich und mit Lust und Liebe aufgenommen, ja auch andere Personen aus dem Heere und Adelstande nahmen die fahrenden Ritter freundlich und gerne in ihre Wohnungen ein, und hatten deshalb, wie wir schon oben bemerkten, als Zeichen der bereitwilligen Aufnahme, Helme über die Thore ihrer Burgen und Schlösser setzen lassen, welche als sicheres Schild günstiger Aufnahme eines jeden Ritters galten. Wenn also Ritter und Knappen, die auf Turniere, oder in den Krieg, oder zu andern Abenteuern reisten, sich an diesen Höfen oder in diesen Schlössern einfanden, so wurden sie daselbst mit allen Merkmalen der Achtung und Sorgfalt aufgenommen. Indem man sie und ihr Gefolge während ihres Aufenthalts in allem frei gehalten hatte, wurden sie sogar noch bei ihrer Abreise mit Geschenken überhäuft. Man verehrte

ihnen Waffen, koſtbare Kleider, Pferde, ja man ſchenkte ihnen ſogar Geld. Aber auch hier fand das ſchon oben erwähnte Verhältniß ſtatt: die Ritter erhielten einen doppelt ſo ſtarken Betrag an Gold und Silber, als die Knappen, und eben ſo erhielten die Pannerherren noch einmal ſo viel, als die bloßen Ritter. Bei dieſen Geldgeſchenken war das Eigene, daß ſelbſt die vornehmſten Herren die Annahme derſelben nicht ausſchlugen, und dies aus dem Grunde, daß man dieſe Gaben eigentlich nicht als Geſchenke betrachtete, welche der Perſon des Gaſtes gemacht wurden, ſondern ſie bedeuteten vielmehr, daß man an dem Vorhaben deſſen Theil nähme, dem man es gab, und daß man das Seinige zu dem Ruhme beitragen wollte, der dadurch auf die ganze Ritterſchaft fiel. Noch war es ein ſicheres und oftmals in Ausübung tretendes Mittel für ärmere, aber tapfere und dadurch bekannt gewordene Ritter, daß ein reiches Erbfräulein, oder auch eine vornehme Frau, die mit anſehnlichen Beſitzungen Wittwe geworden war, außerordentlicher Hülfe bedurfte und einen ſolchen Ritter von bekannten guten Eigenſchaften und Fähigkeiten zu Hülfe rief; Verhältniſſe, die nicht bloß die Ritterromane erzählen, ſondern die häufigſt in der Geſchichte vorkommen, da ſie ſich im Leben ereigneten. Eine ſolche übergab nun dieſem Ritter, unter dem Titel eines Schloßvogts, die Beſchützung ihres Schloſſes und ihrer Lehngüter, nebſt der Befehlshaberſtelle über die unter ihrer Botmäßigkeit ſtehenden Lehnleute und die zum Kriege Verpflichteten. Hierdurch gewann der Ritter ein ruhiges, behagliches und geſichertes Daſeyn; aber bisweilen belohn-

ten auch die von ihm Beschützten seine wichtigen Dienste durch das Geschenk ihrer Hand. Solche Verbindungen wurden meistentheils auf Anrathen und mit Genehmigung der Herrscher des Landes eingegangen. Als geborene Beschützer der adelichen Wittwen und Waisen in ihren Staaten, erfüllten die Fürsten, eben durch die Verbindung der Vortheile zweier Personen, die edelmüthigen Pflichten des königlichen Schutzes, und zugleich belohnten sie damit die Tapferkeit der tüchtigsten Ritter an ihrem Hofe.

Wenn ein Edelmann die Ritterwürde erhielt, so wurde er von dieser Zeit an nicht mehr als ein Minderjähriger betrachtet, und stand nicht mehr unter der väterlichen Gewalt, wenn er auch noch so jung war, da man Beispiele hat, daß junge Leute im funfzehnten oder sechzehnten Jahre schon die Ritterwürde erhielten. Wenn in den uns nähern Jahrhunderten die Söhne herrschender Personen schon in der Wiege zu Rittern gemacht wurden, so fällt dies gerade in die Zeit, in welcher das Ritterthum bereits verfiel, in der die Würde des Ritters nicht mehr so geachtet ward; und die Befreiung von der väterlichen Gewalt fand also dann gewiß nicht statt. Ließ das Schicksal des Krieges einen Ritter in die Hände seiner Feinde fallen, so befreite ihn schon seine Würde allein von den Fesseln, wenigstens bei allen christlichen Mächten, und auch bei den Kreuzzügen war wohl meistentheils eine ehrenvollere Behandlung der Ritter vorherrschend, bis die gesteigerte Wuth des Religionskrieges alles andere vergessen machte und jede Rücksicht vernichtete. Des Ritters Ehrenwort war sonst das stärkste Band, das ihn zurückhielt.

Nach ihrer verſchiedenen höhern Würde im Ritterſtande, z. B. ob ſie Pannerherren waren oder nicht, richtete ſich auch manches in ihrem kriegeriſchen Schmuck, und manches kleinere Stück ihrer Rüſtung bekam dadurch eine andere Geſtalt, die ſich beſonders an den Helmen, Helmkleinodien, Helmdecken, Kronen u. ſ. w. zeigte. Dieſe einzelnen Vorzüge in der Tracht gingen am Ende in ihre Wappen über, wo ſie ſich erhielten, ja bis auf unſere Tage bewahrten.

Wenn wir daher ſo viele Vortheile und Vorzüge mit der Würde und dem Stande des Ritters verbunden ſehen, iſt es wohl natürlich, daß recht viele ſich bemühten, dieſer Würde theilhaftig zu werden; und in dieſer Vermehrung der Ertheilung des Ritterſtandes müſſen wir eine Haupturſache vom Verfalle des Ritterweſens finden. So wie ſich die Turniere, welche einzelne Perſonen gaben, und die innerlichen ſo wie auch die äußerlichen Kriege vervielfältigten, ward auch eine Vermehrung der Ritterſchaft immer nothwendiger und fand ſich durch mannichfache Anreize von ſelbſt. In frühern Zeiten hatte auch wohl eine bedeutende Vermehrung der Ritterſchaft zu einer Zeit ſtattgefunden, beſonders bei großen Feſtlichkeiten, vor feierlichen Turnieren, bei Vermählungen hoher Perſonen, wobei dann diejenigen, welche die Würde ertheilten, ihren Reichthum und ihre Macht zeigen wollten, da, wie wir auch bereits oben geſehen haben, es Sitte war, ſolche neu geſchlagene Ritter vollkommen zu bekleiden und mit allem, was zu ihrer Ausrüſtung gehörte, zu beſchenken, ſo wie ihnen auch reichliche Gaben an Gelde zu geben. Um auch

hier nur ein Beiſpiel dieſes reichlichen Ritterſchlages zu erwähnen, ſo ſchlugen die drei Söhne Philipps, des Sohnes Philipps des Schönen, als ſie dieſe Würde ſo eben erhalten hatten, gleich nachher 400 Knappen zu Rittern; und daß funfzigen zu gleicher Zeit dieſe Würde ertheilt ward, dies fiel gar nicht auf, wie dies alles ausführlicher im Abſchnitt von dem Ritterſchlage und den Feſtlichkeiten des Mittelalters bemerkt worden iſt. — Die Großen eines Reichs, die gegen einander oder gegen ihr Reichsoberhaupt in Fehde waren, glaubten ſich nur mit Hülfe der Ritterſchaft erhalten zu können; und da ſie nicht bedachten, daß nur die gute Verfaſſung der Ritterſchaft und nicht die Menge der Ritter ihre Stärke ausmachen könne, ſo ſuchten ſie ſich eine große Anzahl von Anhängern zu gewinnen, um deren Rechtſchaffenheit, Aufführung und gute Sitten ſie ſich übrigens nicht bekümmerten, indem ſie eine große Maſſe zur Ritterwürde beförderten. Aber auch die Herrſcher ſelbſt wurden immer verſchwenderiſcher mit der Ritterwürde. Sie ertheilten ſie nicht nur an unadeliche Gelehrte und Staatsmänner, auch Bürger und geringere Leute erhielten ſie. So ging z. B. ſchon Kaiſer Friedrich I in Deutſchland ſo weit, daß er, zum großen Aergerniß und Nachtheil der ächten Ritterſchaft, anfing, geringe Soldaten, Kriegsknechte, ja ſogar Handwerker auf dem Schlachtfelde zu Rittern zu ſchlagen, wenn ſie ſich nur tapfer gehalten, ja bloß durch einen rohen Muth ausgezeichnet hatten. Ihn giebt man auch als Urheber des Gebrauchs an, die Ritterwürde an Geſchlechter (Patrizier) zu ertheilen, die das Recht hatten, daß aus ihnen in den

Städten die vorzüglichſten Ehrenſtellen und Aemter beſetzt werden mußten, und die daher einen ſtädtiſchen Adel bildeten. Kaiſer Friedrich III ertheilte endlich ſogar allen Bürgerlichen förmlich das Recht, daß ſie zu Rittern geſchlagen werden konnten. Dadurch verringerte ſich der Glanz der alten Ritterſchaft nicht wenig: die alten Ritter ſahen mit Mißvergnügen auf dieſen neuen Anwuchs nieder; ſie mochten die Kampfbahn nicht mit denen theilen, die nicht auf gleicher Stufe mit ihnen ſtanden, und ſo erkaltete bei ihnen die Liebe für Ritterthaten und zur Ritterſchaft. Wie es aber auch hierbei noch nicht ein Bewenden hatte, ſondern man ſogar Kinder und Knaben, Gaukler und Poſſenreißer, und Leute des niedrigſten Standes und keinesweges edler Geſinnungen, zu Rittern machte; als ein jeder, der nur ein wenig geſchickt Lanze und Schwert zu führen wußte, ſich ſelbſt für einen Knappen und Ritter ausgab; als die alten Turnierhöfe den Fechtſchulen und den Uebungen darin, die von meiſt rohen und ungebildeten Menſchen gehalten wurden, wichen: da war es kein Wunder, daß der alte Rittergeiſt und mit ihm die erſtaunenswürdigen Wirkungen, die er durch Jahrhunderte über einen ſo großen Theil Europas ausgeübt, verflogen. Nachdem aber ſchon länger der Geiſt eines in ſeiner Blüte ſo ſchönen Strebens und Lebens gewichen, und nur die todte Form und ein leeres Spielwerk übrig geblieben, wollen wir nicht klagen, daß auch dieſes entwich und die ganze ächte Ritterzeit als ein ſchöner dichteriſcher Traum, vielleicht oft durch die Einbildungskraft zu ſchön geſchmückt, vor dem Blick der Geſchichte liegt, zumal da der

eigentlich daran nagende Wurm, der sogleich zu erwähnen, viel Böſliches und Gehäſſiges hineingetragen hatte.

Dieſe das Ritterweſen hauptſächlich vernichtende innere Urſache war: die gar mächtig anwachſende Sittenverderbniß, die ſich durch alle Stände zog, und bei den Rittern, die in Glück, Reichthum und Wohlleben ſich befanden, die mit allen Ständen in ſo vielfache Berührung kamen, und gerade durch den Schwung der Einbildungskraft leichter bewogen werden konnten, von der edlen Seite der Bildung abzugehen und ſich einer verderblichen, Geiſt, Gemüth, Herz und Leib zerſtörenden Schrankenloſigkeit hinzugeben, vorzüglich tief Wurzeln geſchlagen hatte. Gottesfurcht und Liebe, die Grundpfeiler eines edlen Ritterthumes, waren nach und nach ganz untergraben worden. Wie ſinnlich die Gottesverehrung ſich in jener Zeit geſtaltete, das haben wir ſchon oben geſehen, und die Diener der Religion trugen gewiß ſehr viel zum Verfalle der Gottesfurcht bei. Der Wunſch, ihre Stiftungen zu bereichern, hatte die Geiſtlichkeit, beſonders während den Kreuzzügen, zu manchen Schritten vermocht, wodurch das Vermögen der einzelnen Familien ſehr verringert worden war; und die ſo bereicherten Klöſter lebten jetzt nicht mehr bloß ihren frommen Werken, nicht etwa den Wiſſenſchaften, ſondern genoſſen die Reichthümer, die ſie geſammelt hatten, oft im praſſenden Wohlleben. Die dadurch bewirkte größere Freiheit der Sitten erſtreckte ſich auch über die Gränzen der Kloſtermauern, und die Ritter, welche manche andere Begriffe und Anſichten mit aus dem Morgenlande brachten, ſahen ſo die Geiſtlichkeit, die von

dem Vermögen ihrer Voreltern schwelgte, nicht bloß mit neidischen Augen an, sondern sie versuchten auch die Güter, die sie sich ungerechterweise entrissen achteten, wieder zu erlangen. Die Zänkereien, Streitigkeiten und Befehdungen, welche daraus entstanden, erbitterten die Gemüther und erfüllten sie mit Haß gegen diejenigen, welche sie für Räuber des ehemaligen Eigenthums ihrer Väter ansahen. Aus diesem Hasse gegen die Diener der Religion entstand auch Geringschätzung, Abneigung und Verachtung der Gottesverehrung; und daraus floß eine laue und verderbliche Ansicht aller der Pflichten, welche bloß die Menschen in einer edlen Geistes- und Thaten-Richtung erhalten können. Wie nun die Gottesfurcht schwand, so verringerte sich auch die zweite Grundfeste des Ritterthums und der große und mächtige Hebel desselben, der so viele bewunderungswürdige Thaten hervorgebracht hatte: die Verehrung der Frauen und die reine, durch Sinnlichkeit so wenig wie möglich getrübte Liebe der Ritter. Die Bekanntschaft, die sie in den Kreuzzügen mit den morgenländischen Frauen und deren Verhältniß zu den Männern gemacht hatten, war ihnen höchst nachtheilig gewesen und diente nur zu sehr dazu, die geistige Liebe, die sie sonst beherrschte, und die sie vor allem, wenn auch nicht immer, doch oft gesucht hatten, zu untergraben. Dazu kam, daß die europäischen Frauen, verführt durch Beispiel und Gespräche der ausgearteten Ritter, selbst sinnlicher wurden; und so begann die Verführung und Anleitung zu immer höher wachsender Sinnlichkeit ihren Kreislauf unaufhaltsam

wodurch von Jahrzehnt zu Jahrzehnt der Sittenverfall ſich verſchlimmerte. Die ehemaligen Anſtrengungen der Ritter, ihre Pflichten zu erfüllen und ſich auszuzeichnen, bloß um einige geringe Gunſtbezeugungen ihrer Geliebten zu erhalten, Bänder, Schleifen, Armbänder und anderen Schmuck, den ſie an ihren Helmen befeſtigten, hörten auf, da ſie nun die größten Gunſtbezeugungen mit leichter Mühe von denſelben erhalten konnten.

So war durch innere zerrüttende Gründe die äußere Haltung und der Grundpfeiler des Ritterthums vernichtet, es hatte das Vertrauen in ſich verloren und Liebe, Achtung und Vertrauen der damaligen Zeit meiſt ganz verſcherzt, ſo daß einzelne Ritter, die den alten Rittergeiſt zu erneuern und in ſich zu befeſtigen ſuchten, als ein Wunder daſtanden und die erſtaunten Blicke und die Lobpreiſungen ihrer Zeitgenoſſen auf ſich zogen. Es bedurfte nun nur eines äußern Beweggrundes noch, um das Ritterweſen ganz zu vernichten, es bedurfte nur noch eines Anleits, das Anſehn der perſönlichen Tapferkeit zu erſchüttern und die Laſt, ſo wie die Ehre des Krieges, von den Rittern ab auf einen andern Stand zu ſchieben, die Unentbehrlichkeit der Ritter in den Kriegen aufzuheben: und dies beides bewirkte — die Einführung der ſtehenden Heere und die Erfindung des Schießpulvers mit dem Geſchütz. So wichtig auch für die Herrſcher die Hülfe der Ritter geweſen, ſo war und blieb es doch immer nur eine freie Hülfe, ſie war durch kein beſtimmtes Band geknüpft und unauflöslich, noch weniger blind an den

Willen des Herrſchers gebunden. Dieſe blinde, bloß folgende, nicht erwägende Hülfe ſich zu verſchaffen, war ein Hauptſtreben der Herrſcher; ſie bemühten ſich daher, durch ihren Sold und andere Vergünſtigungen eine Maſſe ſich zu gewinnen, die immer ſich um ſie befinden konnte und ganz in ihrer Hand war. Dies begann beſonders in Frankreich mit König Karl VII, der die Ordonnanz-Compagnien, bekannter unter dem Namen Gensd'armerie, einführte. Bald ſah er aus dieſer Einrichtung Krieger hervorgehen, die folgſamer und ihm ergebner waren, als die Ritter, und die er daher für völlig würdig hielt, die Stelle dieſer einzunehmen; ja er hielt dafür, daß ſie im Stande ſeyn würden, der Ritterſchaft alle den Ruhm einſt ſtreitig zu machen, in deſſen ausſchließendem Beſitze dieſelbe bisher geweſen war, wenn auch nicht ahnend, daß ſich mit und durch ſie eine neue Art der Ritterſchaft entwickeln würde, die auf die Geſtaltung Europas in den folgenden Jahrhunderten ſo vielen Einfluß, bis auf die heutigen Tage, gezeigt hat. Je mehr Eifer die neu angeworbenen Krieger zeigten, und je mehr ſie belohnt und begünſtigt wurden, um ſo mehr bemühten ſich die Adelichen, darin mit aufgenommen zu werden, beſonders auch darum, weil ſie das Recht erhielten, die Befehlshaberſtellen dabei einzunehmen. Die neue eifrige Einübung der zum Kriegesdienſt gehörigen Söldner erwarb dieſen bald eine große Fertigkeit, ſo daß ſie, da ſie auch meiſt nichts anders trieben, ſondern ihre Tage zwiſchen Müßiggang und weniger Uebung theilten, die ritterlichen Künſte

bald inne hatten und nur darauf warteten, ſie auf den Wink ihres Fürſten auszuüben.

Ueber ein halbes Jahrhundert ſpäter, als in Frankreich, entſtand in Deutſchland unter Kaiſer Maximilian I, gerade unter dem Kaiſer, der als der letzte Ritter Deutſchlands zu betrachten iſt, und der des Ritterthums älterm Glanze freudig nachfolgte und nachſpürte, der neue Stand der Söldner und Landsknechte, die damals indeſſen als ein ſehr wüſtes und unheimliches, in Deutſchland herumſchwärmendes und viel Uebeles anrichtendes Völklein von den Geſchichtſchreibern beſchrieben wurden *). Erſt der berühmte kaiſerliche Feldherr Georg von Frundsberg gab ihnen eine beſſere und paſſendere Einrichtung, die mehr Ordnung und Regelmäßigkeit unter ſie brachte. Dergleichen Söldnerhaufen oder ſtehende Kriegesheere wurden in ganz Europa immer gewöhnlicher, und die Ritter übernahmen wohl den Oberbefehl ſolcher Fähnlein, oder warben ſelbſt welche, wie das Leben des Götz v. Berlichingen ſchon mannigfache Beiſpiele enthält. Nun kam dazu noch die Vervielfältigung des Schießgewehres, beſonders des groben Geſchützes, welches in ſeinen reißenden und furchtbaren Wirkungen alle die alten Wurfgeſchütze hinter ſich ließ, und indem es die ganze Kampfart verwandelte, beſonders die Angriffswaffen der Ritter beinahe ganz unnütz machte. Die mächtigen Vertheidigungswaffen, die

*) Man ſehe nur, was der Renner und Hans Sachs von ihnen ſagen.

ſie bisher trugen, gereichten ihnen nach und nach nur zur Laſt; und je mehr ſie davon ablegten, je mehr wich auch der wahre Rittergeiſt, der ſo nur noch ſchwach in ihnen gelebt, von ihnen, und man könnte ihn daher wohl zum Theil an jene Waffenſtücke gebannt erklären.

Zehnte Abtheilung.

Strafen der Ritter, Tod und Leichenbegängniß.

Nachdem wir dem Glanze der Ritterschaft bisher durch alle Abtheilungen des Ritterlebens gefolgt sind, kommen wir nun auf die, in welcher zu erzählen ist, wie der Glanz dieses Ritterlebens verlosch, sey es nun als Strafe, oder durch die Auflösung aller menschlichen Einrichtungen und Betriebsamkeit, durch den Tod. Je höher und allgemein die Ritterwürde geachtet wurde, je größer man dieses Vorrecht hielt, um so mehr bemühte man sich auch, dasselbe zu bewahren; und eben hierin ist auch ein Grund zu suchen, daß man die Lebensart vermied, durch welche man diese Würde verlieren konnte, denn so unzerstörbar diese Würde auch war, wenn man sie einmal erhalten hatte und einen Lebenswandel führte, der ihrer Ansicht entsprach, so gab es doch Bedingungen, unter denen sie aufhörte. Geringere Strafen der Ritter haben wir schon oben in der Abtheilung von den Turnieren kennen gelernt, als z. B. Entfernung von den Vortänzen bei den feierlichen Tänzen, welche nach Turnieren gemeinhin stattfanden; Verbot, die Turniere zu besuchen; Empfang mit Schlägen derjenigen Ritter in den Turnieren, welche sich durch irgend einen geringen Fehler strafbar gemacht hatten, wobei die Strafe mehr oder minder heftig war, je nachdem ihr

eigenes, großes oder kleineres Verbrechen, ſo wie das eines nahen Anverwandten in ihnen beſtraft ward; zuletzt Beraubung des Pferdes und Zwang, während des Turniers auf den Schranken der Turnierbahn zu reiten, wie dies alles ausführlicher im Abſchnitt von den Turnieren erörtert und betrachtet worden iſt.

Wenn nun aber gar ein Ritter ſeinen Stand durch ſchlechte Handlungen, durch ein Verbrechen, oder durch irgend eine andere entehrende That brandmarkte, dann ward er mit dem ſchandvollſten Zuſtande, durch eine Abſetzung aus der Ritterwürde, durch eine Erniedrigung beſtraft.

Dieſe Entſetzung der Ritterwürde häufte auf den Verbrecher, wie es in der damaligen ſtrengen Zeit gewöhnlich war, eine große Maſſe bedeutender und ergreifender Beſchimpfungen. Denn ſobald ein Ritter für ſeine Verbrechen zu ſolcher Beſchimpfung gerichtlich verurtheilt worden war, wurde er ſogleich auf ein Gerüſte geführt, wo man vor ſeinen Augen alle ſeine Waffen und die verſchiedenen Stücke ſeiner Rüſtung, die er entehrt hatte, in Stücken brach und ihm vor die Füße warf. Die Sporen wurden ihm auf einem Miſthaufen abgenommen (jenes Hauptzeichen der Ritter und ihnen ſo werth, daß, wie wir bereits oben geſehen haben, der Ausdruck: die Sporen anlegen, mit Ertheilung der Ritterwürde gleichbedeutend war), ſeinem Pferde ward ebendaſelbſt der Schweif abgehauen. Auch mußte er ſehen, wie ſein Schild, auf dem das Wappen ausgelöſcht war, an dem Schweife eines ſchlechten Pferdes hangend, mit der Spitze in die Höhe

gekehrt, auf eine ſchimpfliche Art durch den Koth gezogen ward. Die Umkehrung des Schildes, ſo daß die Spitze in die Höhe gekehrt war, bedeutete immer, wie bereits oben bei der Betrachtung des Schildes angeführt worden, daß der Inhaber und Eigenthümer verſtorben ſey. Hier ward alſo der Ritter wie ein Verſtorbener betrachtet, und ſein ſittlicher Tod galt für einen wirklichen Leibestod. Wappenkönige, Herolde und Wappenperſevanten mußten für die Vollziehung dieſer Strafe ſorgen, wobei ſie gegen den Frevler die bitterſten Beleidigungen und Schimpfworte ausſtießen. Die Prieſter verlaſen über ihn, nachdem ſie vorher die Vigilien der Todten abgeſungen hatten, den hundert und achten Pſalm, welcher viele Verwünſchungen und Vermaledeiungen wider die Verräther enthält. Dreimal fragte der Wappenkönig oder der Wappenherold nach dem Namen des Verbrechers. Jedesmal nannte ihn der Wappenperſevant, und immer ſagte der Herold, daß dieſer nicht der Name desjenigen wäre, der hier vor ſeinen Augen ſtände; denn an dieſem erkenne er weiter nichts, als einen Verräther, einen Treuloſen und Eidbrüchigen. Hierauf nahm er aus den Händen eben dieſes Wappenperſevanten ein Becken mit warmem Waſſer, warf es mit Unwillen auf das Haupt des ehrloſen Ritters, um dadurch die heilige Würde, welche ihm durch den Ritterſchlag verliehen worden war, zu vertilgen. War der Verbrecher auf dieſe Weiſe herabgewürdigt, ſo wurde er an einem, unter ſeinen Armen befeſtigten Stricke von dem Gerüſte niedergezogen, auf eine Schleife oder Tragbahre geworfen, mit einem Todtentuche bedeckt und in die Kirche geſchleppt, wo man

die nämlichen Gebete und Feierlichkeiten, wie bei Verstorbenen; über ihn verrichtete. Bei schweren Verbrechen, z. B. der beleidigten Majestät, ward das Wappen, wie noch heut zu Tage geschieht, durch den Scharfrichter öffentlich zerbrochen. Sleidanus in seinem Comment. B. VI. p. 146 erzählt ein solches Beispiel von dem Herzoge Karl von Burgund, wegen seines Abfalls von dem Könige von Frankreich.

Waren geringere Verbrechen begangen, so war auch die Strafe milder, und es wurde zum Beispiel der Ritter nur von der Tischgesellschaft anderer Ritter ausgeschlossen. Hatte die Ankündigung dieser Entfernung aus ritterlicher Tischgemeinschaft keinen Eindruck auf ihn gemacht, war er frech genug, sich zur Rittertafel zu drängen und daran Platz zu nehmen, so ward vor ihm das Tischtuch zerschnitten, indem ein Wappenherold an den Tisch trat und erklärte, kein ehrsamer Ritter könne mit ihm das Mahl einnehmen, wobei er das Tischtuch vor ihm entzweischnitt und sein Brot umkehrte. Verstattet war es aber auch dem Ritter, der so verunglimpft ward, seine Unschuld zu beweisen, oder auch, wenn er dies wirklich nicht konnte, späterhin durch ein untadelhaftes Betragen seine Schmach wieder zu sühnen. Ein Beispiel davon liefert uns die Geschichte: Als einst Wilhelm von Hennegau, Graf von Ostrevan, an der Tafel Königs Karl IV speisete, trat ein Herold in den Saal und schnitt vor dem Grafen das Tischtuch entzwei, unter der Ankündigung, daß ein Unbewaffneter nicht verdiene, an der Tafel des Königs zu sitzen. Der Graf, den dieser unerwartete Auftritt überaus

befremden mußte, antwortete, daß er so gut wie andere Ritter Schild und Lanze führe. Unmöglich, erwiderte der älteste Herold, denn Ihr wisset, gnädigster Herr, daß Euer Großoheim von den Friesen getödtet worden ist, und daß sein Tod bis jetzt ungerächt blieb; hättet Ihr Waffen, so würde dies gewiß längst geschehen seyn. Diese Beschimpfung erregte den Ehrgeiz des Grafen, der nun an nichts weiter dachte, als wie er seine Schande wieder gut machen könne; er fand das Mittel und erreichte seine Absicht. (Histoire général de la vie privée des Français.)

War ein Ritter genöthigt worden, durch die vor ihm geschehene Zerschneidung des Tischtuches die Stelle an der Rittertafel zu verlassen, so ward ihm nicht einmal erlaubt, an der Tafel der Knappen seine Stelle einzunehmen, wenn er nicht einer gleichen Beschimpfung gewärtig seyn wollte. Dies beweiset eine Stelle aus dem französischen Gedichte Lancelot du Lac, wo es heißt: Ein Ritter, den man als einen berüchtigten Menschen ansah, kam an den Hof des Königs Artus und wollte an der Rittertafel Platz nehmen; keiner wollte ihn aber daran leiden. Verstoßen aus jedem Range, wo er sich zeigte, wollte er sein Tischtuch auf der Knappentafel auflegen; hier empfing man ihn nicht besser, sie jagten ihn ebenfalls von sich; endlich war er genöthigt, sich eine Stelle außerhalb des Saales zu suchen. — Diese Erzählung scheint durchaus aus dem Leben gegriffen zu seyn und beweisend hier eintreten zu können.

Nach Alain Chartier, soll Bertrand du Guesclin, dieses Muster eines französischen Ritters, der erste gewesen seyn, welcher diesen Gebrauch eingeführt hat; indessen ist

es nicht wahrscheinlich, daß diese Sitte erst von ihm herrühren sollte; vielmehr ist wohl anzunehmen, er erneuete sie, da das ganze ritterliche Wesen in ihm einen Anhalt, eine Stütze fand, sowohl durch sein eigenes Verhalten, als auch durch die von ihm ausgehenden Verordnungen.

Solche entehrende Strafen, die letzte etwa ausgenommen, hatten immer die Folge, daß der Ritter seinem ritterlichen Werke entsagen mußte, denn niemand würde wohl mit ihm gekämpft haben. Gleiche Entehrung traf denn auch, wie wir bereits früher gesehen haben, diejenigen, welche in einem angeordneten Kampfgerichte ausgeblieben waren, oder überwunden und nicht tödtlich verletzt, das Mitleiden ihres Siegers angerufen hatten, bloß um ihr Leben, und noch dazu von da an ein schmachvolles sich zu retten. Dies braucht indessen hier nur angedeutet zu werden, da es ausführlicher in der achten Abtheilung erzählt ward.

Es gab indessen auch eine ehrenvolle Art, wie der Ritter seine Kampfzeit enden konnte: durch das Alter. Wenn auch ein französischer Dichter, Balduin von Condé, meint, ein Ritter müsse das Kriegeswerk so lange treiben, als es seine Kräfte verstatteten, so trat denn doch ein Zeitabschnitt ein, in welchem er ehrenvoll, bei noch nicht ganz erschöpften Kräften, zurücktreten konnte: dies war, sobald er das sechzigste Jahr erreicht hatte. Zuerst zogen sich diese Alten von den Turnieren zurück, wobei sie doch noch zugegen seyn durften, ja immer eine ehrenvolle Stelle, wohl gar Dänke, den Aeltesten-Dank, empfingen. Sie waren hier nicht allein den jüngern Rittern ermuthigende

Beiſpiele durch den Ruf ihrer Thaten, ſondern beſonders auch Richter; denn ſie kannten alle Arten des Kampfes, ſie wußten nach Recht, Sitte und Billigkeit den Sieg zuzuſprechen.

Gemeinhin turnierten vor dem Schluſſe ihrer Ritterbeſchäftigungen ſolche Greiſe noch einmal, zeigten ſich mannlich und wacker und gelobten nun, nicht mehr zu kämpfen. Ein Beiſpiel davon liefert die franzöſiſche Geſchichte unter König Ludwig XII. In den Ritterſpielen, die in Gegenwart des ganzen Hofes in der Straße St. Antoine gehalten wurden, zeichnete ſich, wie Jean de St. Gelais (Geſchichtſchreiber Ludwigs XII) erzählt, unter andern Herr von Clerieux, ein Mann, der ſchon im Winter ſeiner Lebenszeit war, auf das bewunderungswürdigſte aus. Denn durch einen Lanzenwurf ſtreckte er einen Edelmann aus der Picardie, Reuter und Pferd zugleich, zu Boden, und alſobald, nachdem er dieſes gethan hatte, ging er hin und legte die Rüſtung ab, um friſche Luft zu ſchöpfen. Er überſchickte, zwiſchen zwei ſchönen Tüchern, ſeinen Helm einer pariſer vornehmen Frau, mit der Bitte, daß ſie ſolchen aufbewahren möchte, indem er nun ſeine Laufbahn geſchloſſen habe und geſonnen ſey, nie wieder bei einem Ritterſpiel oder Turnier, wo man einen Harniſch tragen müſſe, ſich einzufinden. Ungern wichen indeſſen die Ritter aus dieſer geliebten und ehrenvollen Beſchäftigung und verſtachen wohl noch gerne, wenigſtens in der Stille, eine Lanze: wie der Kurfürſt von Sachſen heimlich mit Georg von Schweinichen, dem Vater des bekannten Hans von Schweinichen, noch eine Lanze

bricht, und als beide fallen, der Kurfürst vom Stoß und der Schwere seiner Lanze überwogen, Georg von Schweinichen aber aus Höflichkeit gegen den fallenden Kurfürsten, gelobt auch der Kurfürst, dies solle seine letzte Lanze seyn, die er bräche *) Die Ritter, welche das sechzigste Jahr überschritten hatten, brauchten auch keine Ritterdienste, in Hinsicht ihres Lehns, mehr zu thun, und überschickten daher statt ihrer Person dem Lehnherrn ihr Pferd und ihre Waffen, oder stellten auch, wie Georg von Schweinichen, an ihrer Statt den ältesten Sohn.

Alles schloß aber der allen gemeinsame Tod, und auch hier wurde nun die möglichste Pracht angewendet, um die letzte Ehre dem Ehrenvollen noch auf die würdigste Art zu beweisen. Gemeinhin wurden die Ritter in voller Rüstung beerdigt, vorzüglich aber mit dem Schwerte und den Sporen, angethan mit ihrem Wappenrocke, es sey denn, daß sie selbst gewünscht hatten, auf eine nicht so weltliche, sondern mehr geistliche Art beigesetzt zu werden, das heißt, angethan mit der Kutte eines Geistlichen, wodurch sie glaubten manche weltliche Sünde abzubüßen. In Deutschland wurde die Beerdigung mit Schild und Helm dann besonders angewendet, wenn der letzte einer adelichen Familie dem Schooß der Erde anvertraut wurde. Mit ihm gingen ja die Zeichen und Kleinodien seines Helmes und Schildes zu Grabe. In Deutschland ist diese Sitte sehr alt. Manche Schriftsteller wollen sie aus der Zeit Kaiser Heinrichs V herleiten, der im Jahre 1125 ohne

*) Leben des Hans von Schweinichen. Bd. I. S. 39.

Nachkommen verſtarb, und der nach Crusius (annales Sueuicae) Nachrichten lib. IX. P. II. c. 11. zu Speier (wovon indeſſen die ſpeierſchen Jahrbücher nichts erzählen) mit Schild und Helm begraben worden ſeyn ſoll. Höchſt wahrſcheinlich iſt aber dieſe Sitte uralt und ſchreibt ſich ſchon aus dem Heidenthume her, wo ja alle Waffen und ſogar das Leibpferd des Verſtorbenen mit verbrannt und beerdigt wurden, er ſey nun der lezte ſeines Stammes geweſen, oder habe auch noch ſo viel Nachkommen gehabt. Aber auch Nachfeiern ſeines Todes fanden ſtatt, welches er indeſſen mit den übrigen Chriſten jener frühern Zeit theilte, indem der dritte, ſiebente und dreißigſte Tag feierlich begangen ward. Denn ſchon der im elften Jahrhundert lebende Biſchof Dithmar von Merſeburg ſagt in ſeinem höchſt wichtigen merſeburger Zeitbuche (S. 383): „denn eben war es der dritte Tag nach dem Abſterben des Erzbiſchofs, welcher ſo, wie der ſiebente und dreißigſte, bei eines jeden gläubigen Chriſten Abſchiede feierlich begangen wird, und zwar um des Geheimniſſes willen, welches damit verbunden iſt, nämlich wegen des Glaubens an die heilige Dreifaltigkeit, und wegen der ſiebenfachen Gaben des heil. Geiſtes.“ Nicht minder wurde der Jahrestag ſeines Todes gefeiert, und wir finden daher bedeutend viel Stiftungen in alten Urkunden, theils von den Verſtorbenen ſelbſt, theils von ihren überlebenden Kindern, Erben und nähern Freunden, die Seelenmeſſen zum Heil der Verſtorbenen auf beſtimmten Altären oder in genau angegebenen Kirchen ſtiften.

Nach den Bemerkungen, welche la Colombière in

seinem théâtre d'honneur II. 625 gemacht hat, sollen durch die verschiedenen Umstände, welche den Tod des Ritters begleiteten, ob er im Kriege, oder in einem Kampfe, oder bei den Kreuzzügen, oder im Schooße des Friedens gestorben, wenn er Sieger, Ueberwundener oder Gefangener war, verschiedene Stellungen eingetreten seyn, die man seinem Schwerte, Schilde und Helme auf seinem Denkmahle gab. Da aber la Colombière selbst gesteht, seine Lehren stimmten nicht immer mit dem überein, was sich auf dem Denkmahle dieses und jenes Ritters finde, so ist es wohl besser, ein so wenig haltbares Gewohnheitsgesetz mit Stillschweigen zu übergehen. Favin versichert in seinem théâtre d'honneur, daß Ritter, die nach unternommenem Kreuzzuge starben, wenn sie demselben auch nicht bis an das Ende beigewohnt hatten, mit kreuzweise über einander geschlagenen Beinen beerdigt wurden.

D. Vaisette erzählt (in seiner hist. de Languedoc T. IV. p. 520 beim Jahre 1443): „in jenen Zeiten ließ man es in Ansehung der Pracht bei Beerdigungen oder Begräbnissen an nichts fehlen, und die Großen verordneten hierzu in ihrem letzten Willen außerordentliche Geldbeiträge. Man beobachtete eine sonderbare Gewohnheit bei den Begräbnissen der Freiherrn und andern Ritter; man ließ in dem Prunkbette, das man an den Ort des Begräbnisses trug, einen lebendigen, vom Kopfe bis zu den Füßen gerüsteten Mann liegen, der die Person des Verstorbenen vorstellen sollte. In den Rechnungen des Hauses Polignac findet sich dazu der Beweis, indem darin bemerkt ist, daß man im Jahre 1573 fünf Sous an

Blaise gab, weil derselbe, bei der Beerdigung Johanns, Sohns des Randonnet Armond, Vicomte von Polignac, den todten Ritter gemacht hatte."

Die Waffen der Ritter wurden auch häufigst an den Decken und Pfeilern der Kirchen befestigt, damit sie in diesen ein fortwährendes, feierliches Andenken blieben. Entweder weihten die Ritter selbst, nach einem bedenklichen und schweren Kampfe, ihr Schwert, ihre Sporen, oder auch wohl die Rüstung ihrer Gegner, wenigstens einen Theil derselben, einer Kirche, oder wenn sie starben, wurden die Rüstungsstücke, die bei der Beerdigungs- und Leichenfeierlichkeit gebraucht worden waren, neben ihrem Leichendenkmahle befestigt. Am häufigsten finden sich Lanze, Schwert, Sporen, Helm und Handschuh, man findet aber auch in Kirchen vielfältige Beispiele, daß große Tafeln befestigt worden sind, um daran die ganze Rüstung, nämlich die schon bereits erwähnten Stücke, und außerdem noch den Panzer, die Arm- und Bein-Schienen zu heften.

Wenn auch hierüber allgemeine Gesetze geherrscht haben, — wie z. B. einem Ritter sein Panier, seine Standarte und sein Fähnlein zusammen nur dann mit in sein Grab gegeben werden durften, wenn er in einer Schlacht geblieben war, außerdem aber nur eines oder zwei der genannten drei Sachen, nie alle drei zusammen, — so waren doch so viel besondere Einrichtungen dabei, daß sich darüber nichts in ganz allgemeine Sätze fassen läßt.

Starb ein sehr berühmter und mannhafter Ritter, so suchte man sein Andenken auf alle Weise zu erhöhen und das Gefühl des großen Verlustes auf jegliche Art auszu-

drücken. Land, Ort, die Person, welche betrauert ward, und die Personen derjenigen, welche die Trauer-Feierlichkeit veranstalteten, machten dabei bedeutende Unterschiede; und es muß daher genügen, ein einzelnes Beispiel anzuführen von einem der mannhaftesten und berühmtesten Ritter Frankreichs, dem Konnetable Bertrand du Guesclin, genannt die Blume der Ritter.

Als du Guesclin im Jahre 1380 Chateau-neuf oder das Kastell von Randon belagerte, begannen beide Theile, über den Ausgang auf gleiche Weise beunruhigt, Unterhandlungen und kamen überein: von der einen Seite, die Angriffe einzustellen, von der andern den Platz zu übergeben, wenn die Engländer nicht in dem Tageslaufe des zwölften Heumonds eine ausreichende Unterstützung erhalten würden, um die Aufhebung der Belagerung zu bewirken. Indessen erkrankte der Konnetable in dem Laufe des Waffenstillstandes; die Aerzte erklärten seine Krankheit bald für tödtlich. Als diese Entscheidung bekannt ward, waren der Schmerz und die Bestürzung im Heere allgemein: Generale, Hauptleute, Soldaten, alle erschreckte der Verlust eines Vaters und unschätzbaren Freundes. Die Altäre waren Tag und Nacht von Flehenden umringt, die ihre Gelübde und ihre Gebete um seine Erhaltung dahin führte; selbst die Belagerten, ein erstaunenswürdiges Ereigniß, stellten öffentliche Gebete an und forderten von dem Himmel die Herstellung eines Feindes, der ihnen so furchtbar, aber so voll Tugend und Güte, so edelmüthig im Siege war, daß sie es für ruhmwürdig hielten, vor ihm die Waffen niederzulegen. Du Guesclin fühlte seinen Zustand

ohne Unruhe: er ließ seinen Degen, den er als Konnetable führte, auf sein Bette bringen, faßte ihn mit den Händen so kraftvoll als ehemals in der Mitte der Schlachten, betrachtete ihn einige Minuten schweigend, wie zur Erinnerung an den Ruhm, mit dem er ihn empfangen und den er durch ihn erworben hatte. Ich denke, sagte er zu dem Marschall Sancerre, indem ich diesen Degen betrachte, darüber nach, ob ich jemals in dem Gebrauche desselben gefehlt habe. Ich gestehe es, daß andere einen bessern Gebrauch von ihm hätten machen können, aber keiner konnte reinere Absichten haben, als ich; ich bedauere nur sterbend jetzt, daß ich die Engländer nicht gänzlich aus dem Königreiche vertrieben habe, wie ich hoffte; Gott hat diesen Ruhm für einen Würdigern aufbewahrt, vielleicht für Euch, Herr Marschall, vielleicht wird der Himmel Euch diese Gnade erweisen; ich wünsche es und halte Euch für den Mann im Königreiche, dem diese Ehre vorzüglich gebührt. Dann ließ er sein Haupt entblößen und sagte zu dem Marschall: empfangt den Degen von meiner Hand, und — ich bitte Euch — wenn Ihr ihn dem Könige zurückgebt, so drückt ihm meine Dankbarkeit für seine Wohlthaten aus, und mein Bedauern über die Fehler, die ich gegen seinen Dienst durch Unwissenheit kann begangen haben, die aber niemals absichtlich gewesen sind; versichert ihn, daß ich als sein Diener und als der ihm ergebenste von allen sterbe. Er umarmte den Marschall zärtlich, der, in Thränen zerfließend wie alle Umstehenden, den Degen hinnahm. Und dann, an die bejahrten Hauptleute sich wendend, die sein Bette umgaben, fuhr er fort:

meine theuern Gefährten! Ihr seht meinen Zustand, und daß der Tod mich übereilt und mir nicht erlaubt, das für Euch zu thun, was ich gewollt habe; aber das muß Euern Muth nicht niederschlagen; wenn ich bei dem Könige nicht mehr für Euch reden kann, so müssen Eure Dienste für Euch sprechen. Fahret fort ihm gut zu dienen, er ist gerecht und edelmüthig, und wird Euch gewiß belohnen, wenn Ihr es verdient habt. Aber ich will Euch, ehe ich sterbe, noch die Worte wiederholen, die ich Euch tausendmal gesagt habe: erinnert Euch überall, wo Ihr Krieg führt, daran, daß die Geistlichen, das arme Volk, Weiber und Kinder nicht Eure Feinde sind, daß Ihr die Waffen nur zu ihrer Vertheidigung und zu ihrem Schutze tragt: ich habe Euch das immer anempfohlen, und wiederhole es Euch zum letzten Male, indem ich Euch mein letztes Lebewohl sage und mich Euch anempfehle.

Er sprach noch einige Augenblicke, blieb dann fast eine Viertelstunde schweigend, die Blicke auf ein Christusbild geheftet, das er in beiden Händen hielt; in diesem Zustande seufzte er noch zwei oder dreimal, und gab seine edle Seele dem Himmel zurück. Dieser trauerbringende Tag war der 13. Julius 1380. Du Guesclin war damals in dem Alter von 60 bis 62 Jahren.

Da die Engländer die erwartete Hülfe nicht erhalten hatten, ward der Kommandant des Castells von Randon von dem Marschall Sancerre zur Uebergabe des Platzes aufgefordert. Er hatte den Tod des Konnetable erfahren, fühlte einen sehr lebhaften Kummer und beantwortete die Aufforderung als ein edelmüthiger und hochherziger Mann:

ich habe Euch nicht versprochen, meine Festung an Euch zu übergeben; dem Herrn Konnetable habe ich mein Wort gegeben, und ihm will ich es halten; aber es soll auf eine außerordentliche Weise geschehen, welche die Achtung ausdrückt, die ich immer vor ihm gehegt habe, und die ich von seinem Andenken beibehalte; ich würde mich schämen, einem andern als ihm meine Thore zu öffnen; es ist gerecht, daß ich ihm erweise, was ich ihm schuldig bin, obgleich er todt ist. Ich will die Schlüssel einer Festung, deren wahrer Besieger er ist, auf seinen Sarg niederlegen.

Das französische Lager ward in Schlachtordnung gestellt, mit fliegenden Fahnen, in der Stellung der Sieger. Die Engländer traten beim Schalle der Trommeln aus der Stadt, durchzogen das Feld und gelangten zur Wohnung des Verstorbenen. Sie fanden ihn noch auf seinem Todeslager von Waffenherolden umgeben, den Degen, welchen er als Konnetable geführt, entblößt an seiner Seite, auf einem Kissen von violenfarbenem, mit goldenen Lilien überstreuetem Sammt. Der Marschall Sancerre führte den englischen Kommandanten und dessen Hauptleute hinein; diese knieten nieder und verrichteten ihr Gebet. Der Kommandant erhob sich, richtete seine Worte an den entseelten Konnetable und sagte: „nicht an diesen Leichnam, den ich gefühllos hingestreckt vor mir sehe, — an Euch selber, Herr Konnetable, übergebe ich meine Festung; die Macht Eures unsterblichen Geistes allein kann mich zur Uebergabe an die Franzosen zwingen, obgleich ich dem König von England geschworen habe, sie bis zu meinem letzten Blutstropfen zu vertheidigen.“

So sprach er, legte die Schlüssel zu den Füßen des Verstorbenen nieder und zog sich mit denen, die ihm folgten, in Thränen zerfließend, zurück. Ueberall in Frankreich ehrten Thränen den Edlen nach seinem Tode; die Engländer selbst beweinten diesen edelmüthigen und menschlichen Sieger. Aber der Schmerz des Königs war unbeschreiblich; er kannte den ganzen Werth und den Umfang der geleisteten Dienste Guesclin's, und schloß von der Vergangenheit auf das, was er für die Zukunft hätte hoffen dürfen.

Der Marschall Sancerre ließ den Leichnam einbalsamiren und nach der Franziskanerkirche zu Puy in Velay bringen, wo die innern Theile eingesenkt wurden. Als man den Körper zu der Gruft seiner Vorfahren nach Bretagne führen wollte, kamen Befehle des Königs und ein Bestattungsgefolge an, um ihn nach St. Denys zu bringen, wo der König für sich und für die Königin Johanna von Bourbon, die schon seit dem Jahre 1377 daselbst ruhte, eine Kapelle hatte erbauen lassen. In dieser Kapelle und in demselben Gewölbe ward die Leiche des Konnetable beigesetzt, damit auch der Tod sie nicht trennen sollte. In nicht langer Zeit ward auch der König mit der Königin, seiner Gemahlin, vereinigt, da er wenige Monate nach dem Konnetable starb. Da der König befohlen hatte, die Leiche nach St. Denys zu führen, so ward dort auch die Todtenfeier gehalten, und mit allen Feierlichkeiten, allem Aufwande und aller Pracht, wie bei den Beerdigungen der Könige. Die Herzöge von Anjou, von Berry, von Burgund und von Bourbon waren, begleitet von den

größten und berühmteſten Männern des Königreichs, an der Spitze des Todtenzuges; es ward eine Leichenrede gehalten, eine Ehre, die bis dahin den Königen und Prinzen vorbehalten war.

Zehn Jahre darauf ließ Karl VI dem Konnetable eine neue Ehre erweiſen, und zwar folgende: das Bild des hochberühmten Todten ward unter ein erleuchtetes Trauergerüſt geſtellt, das mit Fackeln und Wachskerzen bedeckt war; in der Mitte eines Chors, das gleichfalls Fackeln und Kerzen umgaben, die während der ganzen Feier brannten. Herr Olivier von Cliſſon, Konnetable von Frankreich, führte, nebſt den Marſchällen Ludwig von Sancerre und Monton von Blainville, den Leichenzug, den der Graf von Longueville, Olivier du Gueſclin, der Bruder des Verſtorbenen, und mehre andere Herren von hohem Stande bildeten; alle des Verſtorbenen Verwandten oder vorzüglichſten Freunde, in Trauerkleidung, nach kriegeriſchen Gebräuchen das Todtenopfer bringend. Der Biſchof von Auxerre, der die Meſſe las, ging, da er den Dienſt des Meßopfers verrichtet, mit dem Könige bis an die Thür des Chors, um ſie zu empfangen; da erſchienen vier Ritter in der vollſtändigſten Rüſtung und mit den Wappenzeichen des verſtorbenen Konnetable; ihnen folgten vier Waffenträger auf den ſchönſten Pferden aus dem Stalle des Königs, deren Decken dieſelben Wappenzeichen hatten, und trugen die Paniere des Konnetable, die vormals den Feinden des Reichs ſo furchtbar waren. Der Biſchof empfing die Pferde mit Auflegung der Hände auf ihre Köpfe, dann naheten ſich der Konnetable von Cliſſon und

die beiden Marſchälle zum Todtenopfer, in der Mitte von acht Begleitern, deren jeder einen Schild mit den Wappenzeichen des Verſtorbenen trug, deſſen Spitze in die Höhe gekehrt war, als eine Andeutung ſeines Todes; alle waren von brennenden Wachskerzen umgeben. Dann folgten der Herzog von Touraine, des Königs Bruder; Johann Graf von Nevers, der Sohn des Herzogs von Burgund; Peter, der Sohn des Königs von Navarra; ſämmtliche Prinzen vom Geblüt, und Heinrich von Bar, des Königs Vetter: alle mit niedergeſenkten Augen und jeder mit einem bloßen Degen in der Hand, den er an der Spitze faßte, anzudeuten, daß ſie Gott die erfochtenen Siege zum Opfer brächten, daß ſie eingeſtänden, ſie durch ſeine Gnade und durch den Muth des Verſtorbenen gewonnen zu haben. In dem dritten Zuge erſchienen die vier Erſten unter den Großen des Hofes, in völliger Rüſtung, von acht Waffenträgern, den Jüngſten des königlichen Hofadels, begleitet, deren jeder einen Helm in der Hand trug; darauf vier andere, wie jene, in ſchwarzer Kleidung, ein aufgerolltes Panier tragend, mit dem Wappen du Gueſclin's bezeichnet, dem ſchwarzen Adler in ſilbernem Felde. Alle gingen in gehaltenem Schritte, mit großem Ernſte und Zeichen der Betrübniß; und jeder, nach ſeiner Reihe, kniete vor dem Altar, vor dem alle Stücke dieſes Ehrenopfers niedergelegt wurden, und trat in gleicher Ordnung zurück, nachdem er dem dienſtverrichtenden Prälaten die Hände geküßt hatte. Der Biſchof beſtieg nach der Vollendung des Opfers die Kanzel, um die Leichenrede zu halten. Er ſprach über die Worte:

nominatus est usque ad extrema terrae, und zeigte durch die Herzählung ſeiner großen kriegeriſchen Arbeiten, ſeiner hohen Waffenthaten, ſeiner Siegeszeichen und ſeiner Triumphe, daß er die wahre Blume der Ritterſchaft war, und daß nur der wahrhaft ein Braver iſt, der ſich, wie er, durch Muth und Rechtlichkeit auszeichnet.

Und mit dieſen Begräbnißfeierlichkeiten der Blume der Ritterſchaft, mit welchem Namen, wie geſagt, Bertrand du Guesclin belegt ward, ſchließen wir wohl am beſten dieſe Vorleſungen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druckfehler zum zweiten Bande.

S. 6 Z. 9 v. u. l. Sammelungen f. Semmelungen
— 18 Z. 6 v. u. l. Glemun f. Glenum
— 29 Z. 2 v. o. l. pfleg f. pflog
— 38 Z. 10 v. u. l. Gundacker f. Grundacker
— 47 Z. 2 v. o. l. Lengenbach f. Langenbach
— 52 Z. 16 v. o. l. Patelamunt f. Palelamunt
— 54 die Stelle aus Hans von Schweinichen vom 12. Febr. 1574 ist ganz zu streichen, indem ihre Einrückung nur aus einem Versehen geschehen ist, da Pfeiffer, oder wie die andere Handschrift sagt: Prüsser, der Name des Sekretär's ist.
— 60 Z. 8 v. o. einer ist zu streichen
— 67 Z. 14 v. o. l. verweigern f. vorweigern
— 70 Z. 5 v. u. l. merkwürdig f. merkwurdig
— 72 Z. 6 v. u. l. Chanzler f. Chonzler
— 79 Z. 12 v. u. l. Bechelaren f. Bechebaren
— 89 Z. 13 v. o. l. meiner f. einer
— 109 Z. 4. v. u. l. euch f. auch
— 111 Z. 14 v. u. l. maneſſiſche f. maneſſiſchen
— 113 Z. 5 v. o. l. mir f. uns
— 115 Z. 8 v. u. l. theurer f. theuer
— 121 Z. 5 v. o. l. Glokentz f. Glokenig
— 143 Z. 8 v. u. l. Raimund f. Reumund
— 149 Z. 1 v. u. l. war f. was
— 152 Z. 8 u. 5 v. o. l. Lieb f. Leib
— 157 Z. 9 v. o. l. dieſelben f. dieſeben
— 159 Z. 13 v. o. l. die f. die
— 176 Z. 5 v. u. l. keinen f. keinem
— 177 Z. 8 v. o. fehlt hinter Jungfrau ein Komma
— 178 Z. 16 v. o. l. ihn f. ihm
— — Z. 19 v. o. l. Baumont f. Laument
— 227 Z. 5 v. o. l. den f. die
— — Z. 8 u. 9 v. o. l. So ritt, wie durch blutige Straße, dreimal
— 241 Z. 7 v. o. l. können f. könne
— 294 Z. 11 v. o. l. einbalſamen f. einbalſamiren

Der

Deutſchen

Leben, Kunſt und Wiſſen

im

Mittelalter.

Eine Sammlung einzelner Aufſätze,

herausgegeben

von

Dr. Johann Guſtav Büſching.

Erſter Band.

Mit fünf Kupfern und drei Steindrucken.

Breslau 1817,
bei Johann Friedrich Korn dem älteren.

Univ. Bibl.
München

Wöchentliche

Nachrichten

für

Freunde der Geschichte,

Kunst

und

Gelahrtheit des Mittelalters

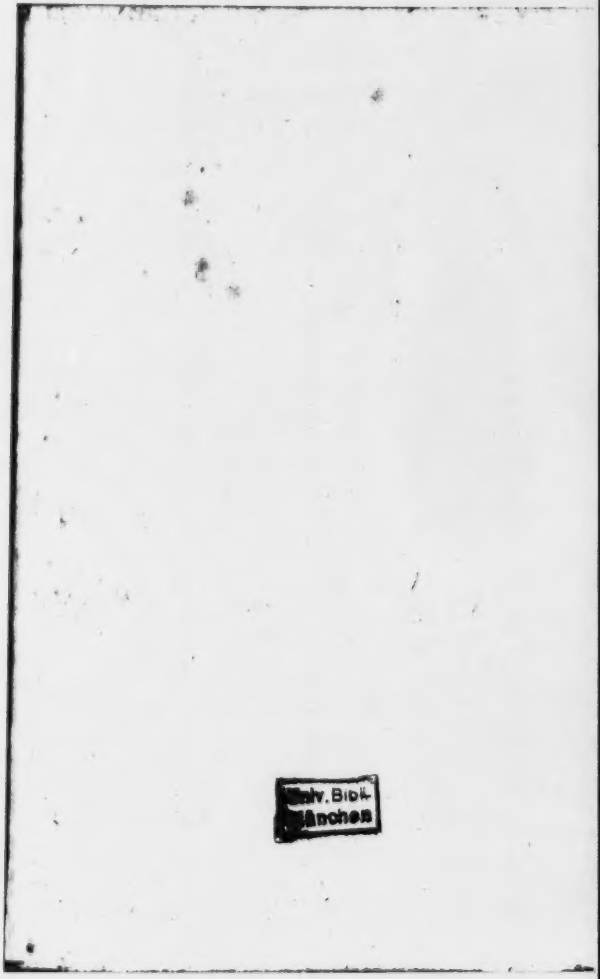
von

Dr. Johann Gustav Büsching.

Dritter Band.

Mit fünf Kupfern und drei Steindrucken.

Breslau 1817,
bei Johann Friedrich Korn dem älteren.


Univ. Bibl.
München

Dem

Professor Herrn R. Nyerup

zu

Kopenhagen

eignet

mit Hochachtung und Freundschaft diesen Band zu

der Herausgeber.

Denk- und Wahl-Sprüche.

Die Stimmung unſrer Zeit hat ſich auffallend zum Beſſern verändert, wir achten die Deutſche Vorzeit und ihre Denkmäler, wir ſchamen uns nicht mehr, wie ehemals, Deutſche zu ſein, und glauben nicht unbedingt mehr an die Vorzüge fremder Völker, das ökonomiſche Treiben, die Verehrung kleinlicher Liſt, die Vergötterung der neueſten Zeit iſt faſt erſtorben, eine höhere Sehnſucht hat unſern Blick in die Vergangenheit geſchärft, und Unglück für vergangene große Jahrhunderte den edlern Sinn in uns aufgeſchloſſen.

Tieck. Phantaſus I. 13.

Noch täglich hören wir das Wort gothiſch im Geſchrei des Eigennutzes und der Unwiſſenheit, denen es zum Vorwande dienen muß, das Gute und Schlechte ohne Unterſchied zu zerſtören.

Coſtenoble Altd. Archit. 66.

Deutſchland, du Burg der Ehren,
Du Haus der reinen Minne,
Dein Segen muß ſich mehren,
Vom tiefen Forſt bis hoch auf Berges Zinne!
Dein Reich, wo aus getreuem Herzen tönen
Treuherz'ger Sprache Laute,
Schützt Lieb' und Licht, trotz Dräuung und Verhöhnen.

v. Fouqué, Karl der Gr. Geburt. S. 116.

Großes ist geschehen, Größeres wird kommen. Der Morgen der neuen teutschen Welt hat begonnen. Wir haben Unglaubliches erlebt und erlitten, und Rettungsschlachten geschlagen, wie sie keine Geschichte kennt. So werden wir nun endlich ein Mal an die Herrlichkeit des teutschen Gemüths glauben, die Ausländerei verbannen und unsere Volksthümlichkeit verstehen lernen. — Laßt uns für Volk und Vaterland keinen Gedanken zu hoch halten, keine Arbeit so langsam und mühevoll, keine Unternehmung zu kleinlich, keine That zu gewagt und kein Opfer zu groß.

Jahn. Stammbuch auf der Wartburg im Jahre 1814.

Jedes Mährchen ist, als ächte Geschichte, merkwürdig, denn es spiegelt sich das Wahre selbst, oder doch der Geist der Zeit in ihm. Ein dichterisches Gemüth schildert ein seltenes Ereigniß wunderbar; es will die Schrift der That gleich machen, und schreibt mit gutmüthigem Sinn Mähren, wo etwas Großes geschah.

Dippold, im Leben Karl des Großen. S. 47.

In traulichem Kreise saßen unsere Altvodern, redeten mit einander von der Vater Zeiten, benedeiten das Andenken derselben, und in ihnen keimte der Vorsatz, jenen biedern Alten an Muth und Vaterlandssinn und Frommheit es gleich zu thun.

Nachricht f. d. H. Buchbinder.

Die älteste Kirche zu Leubus kommt S. 200.
Die ältesten achteckigten Taufst. und K. S. 231.
Ein angebl. Gallischer Tempel S. 289.
Hochzeitgeschenk der Hochschule ꝛc. S. 377.
Die übrigen Abbildungen sind mit Zahlen versehen.

Wöchentliche

Nachrichten

für

Freunde der Geschichte,

Kunst

und

Gelahrtheit des Mittelalters

von

Johann Gustav Büsching.

Stück 53—57.

Zweiter Jahrgang. Wintermonat.

Erklärung.

Durch unvorhergesehene Umstände ward der Druck der ersten Bogen mehre Wochen lang verzögert. Diese Gelegenheit ergriff daher der Herausgeber um so lieber, den Wunsch Vieler zu erfüllen, die wöchentliche Erscheinung in eine monatliche zu ändern, die den Meisten angemessener erschien, um Abkürzung und zu häufige Abbrechung der längern Aufsätze zu vermeiden. Es war dies um so leichter, da nur überaus wenige die Bogen wöchentlich erhielten. Da die Ueberschrift der neuen Einrichtung nicht entsprechen würde, und doch die Wahl einer neuen unzulässig erschien, so wird immer auf dem ersten Bogen des Monats die Andeutung jener wöchentlichen Erscheinung auf die oben beobachtete

Art geschehen, und an die ehemalige Gestalt des Wochenblattes wird auch immer dadurch erinnert werden, daß jedes Monatsheft so viel Bogen enthält, als Donnerstage in dem Monate sind. So wird auch die versprochene Bogenzahl strenge erfüllt werden.

V.

I.

Titurel
und
die Pfleger des heiligen Grales,
oder
Schionatulander und Sigune.

Ein Auszug
des altdeutschen Gedichtes von Wolfram von Eschenbach.

Einleitung.

Am Anfange und Ende der Welt bist du, Gott, ewig seiend, deine einige Kraft hält Erde und Himmel schwebend; dein ganzes Sein und Wesen ist unaussprechlich. Wie auch hoch dringen die Gedanken der Menschen, dich können sie nie erreichen,

Dein Herschafft also übergroß,
Kaiser aller kunige
Bistu, got, herre, und niemant dein genoß.

Dein Werk ist ewig zu preisen und zu rühmen, da du von Nichts so herrlich Himmel und Erde erschaffen konntest,

Den himel mit der engel schar geheret,
Die erde mit gezierde,
Do von dein lob in himel wirt gemeret.

Unendlich ist die Allmacht Gottes, er hat uns dort ewige Freude zu geben, er umfasset Himmel, Erde und Meer, „das ist in seiner Hand ein kleiner Ball und seinen klaren Augen durchleuchtig; durchsichtig besser denn kein Crystall.“ Wundere dich nicht darüber, o Mensch, denn besser als durch dünnes Glas sieht er durch aller Menschen Herz, da alle Ding von seiner Kraft geschehen sind. Mag nun der Mensch in ewiger Freude leben, oder in ewiger Noth, so lange er lebt, giebt ihm Gott immer die Wahl zu nehmen was er wolle.

Unter allem Geschaffenen, wie hoch Gott auch Engel und Menschen hat geadelt, ist die Tugend das edelste. Gott selbst aber ist alle Tugend und schuf durch sie alle Menschen und Engel; durch nichts anders ward Luzifer verstoßen, als daß er an Tugenden Mangel hatte. Darum muß er im Abgrunde Quaal leiden, wer aber Tugend kennt, dem ist wohl bei Michael. Die Engel waren alle frei, ihrer Willkühr überlassen, unbeschirmet, bis daß einige Untugend für Tugend wählten. Die Gott sah Tugend für Untugend erkiesen, die festete Gott mit Tugend, daß nimmermehr sie Tugend möchten verlieren. So also auch, ihr Menschen, festet euch in der Tugend, daß euch unedle Untugend nicht betrüge.

Fällt aber der Mensch und gesellt sich zu Luzifer, der ist wohl wieder zu erlösen: Reue führt ihn zu den Engeln zurück, denn nur Engel allein können nicht sündigen. Wird jemand

mit Sünde beladen, der soll den Zweifel fliehen, denn vor allen Dingen ist Zweifel dem Getauften das Schädlichste. Wie Zweifel mit Höllenfarben färbt, das hat man an Parzifal ersehen.

Die Trägen und Witzlosen meinen und zeihen mich, ich hätte den Pfad versteckt, daß ihn das Volk nicht erspähen könne, auch Schiff und Brücken dazu entführt, und Straßen und Weg verirrt. Darum will ich mich nicht mehr säumen, ihnen alles verkünden, die Straße räumen ohn' alle Irrwege. Ich will das Krumme gerade machen, mögen auch etliche sprechen: ich könne es selbst nicht verrichten.

Wie Parzifal anhebt, das merket hier, ich will euch tugendliche Lehre geben, Gott verleihe mir dazu Stärke, daß wir folgen alle guter Lehre. Ist Zweifel dem Herzen nahe geboren [1]), das muß der Seele viel sauer werden; das Herz muß stät sein im Ringen nach dem Guten, die Seele muß haben

Ware mynne und rechten glauben,
So mag der selen an selikait gelingen.

Geschwächt und geziert ist ein Leib der sich theilet, wie die Farbe der Aelster, durch Sünde und durch Bekenntniß Gottes in Furcht und Hoffnung seiner Erbarmnis; da wird die Schmach durch das Gute geringert:

Unverhaget an müte,
Sol manlich herte werden;
Durch ubel sol dz güte
Manlich herte nymmer lan verderben.

Jeglichen Zweifel muß man durchaus fliehen, unstäter Muth gesellt sich dem Teufel, wer diesen hat, der ist gar schwarz gefärbt und ewiglich der Hölle verfallen. Die weiße Farbe, gen der Sonne strebend, haben die, welche stät in ihren Gedanken sind. Die Farbe giebt Ursprung dem Bronnen, der menschlich Geschlecht also reinigt, daß es von trüber Asche der Engelschaar gleich wird und ihr verbunden.

Ein Bronnen, der so in der Länge gewaltiglich springt, mit Stätigkeit ohne Beginnen, sein Fluß tönet heilbringend mit Weisheit, er fließt über voll süßer Mildigkeit, breitet sich aus wie ein See und seine Güte übertrifft alles Gute. Gott, Vater, mache, daß wir dich, Sohn, erkennen und, heiliger Geist, deine Güte bewahre uns vor böser Geister brennen!

Ein See, ein Fluß, ein Bronnen, der stäts also gedreiet, doch nur ein einig Element ist. (Wer Weisheit merken kann, der merke!) Gott Vater, Sohn und heiliger Geist, ein Gott, du läst noch gröbiere Kraft erscheinen.

Ein Leben gebender Bronnen ist der, den ich meine. Mit Wasser ist er gebend diese Klarheit, edel und also rein. Will man der Engel Schaar einen Leib zum Genossen geben, so wird Gottes dreifacher Name genannt, wenn man ihn zur Taufe beugt. Die Taufe macht die Seele weiß über die Weiße des Schnees, wenn Liebe und rechter Glaube sie begleiten, und fern ist Zweifels Wanken. Ein Gott, dein Name gedreifacht und doch ein Gott allein, dein Tod hat uns befreit von aller Sünde und die Schrift lehrt uns wohl, daß wir unbefleckt dies Gewand in heller Weiße bewahren sollen.

Das Volk, das nicht glaubet an die Kraft der heiligen Taufe, beraubt sich alles Heiles und ewiger Freuden. Und also kräftiglich sind seine Worte gestärket, daß durch die Taufe ein jeglicher Mensch entsündiget wird, hätte er auch all der Welt Sünde auf sich. Im Wasser erzeigt Gott mannichfaches Wunder; es fällt aus den Lüften, groß und klein, viel sanft in Wassers Weise und unterweilen fällt es gleich den Steinen. Bald ist es so klar und hell, daß nichts seiner Klarheit gleichet, wenn es als süßer Thau hängt; denn wäre Wasser nicht, nichts Lebendes wäre auf Erden.

(Got macht brucke (Brücken) herte (hart)
Auß dem wasser vil weichen,

Und straß, der wagen verte (Fährte).
Sein kraft kan für alle creste reichen!
Er machet auß dem wasser liecht (lichte) cristallen,
Dar inn ein Feür sich suncket,
Vnd müß durch ander tugende wol gefallen.

Wie Wasser zu Crystallen wird, das geschieht alſe, daß es tief fällt in Eises Gestalt, und daß sich Hitze, Wind und Wasser dann vereinen, bis lange es liegt und wird in lichte Crystalle klar gesteinet. Der Name Christ gefällt mir seliglich. Ihr Christen alle gleich schafft, daß ihr zu Christus so crystallet, daß euch keine Hitze, Wind, noch Wassers Wegen von Christus mögen vertreiben. Hoffart gleicht dem Winde, die von Christus manchen treibt; der Hitze ist Unkeuschheit gleich. Des Wassers Geiz kann so wüthen, daß es mit Güssen viele der Christen von Christus ab zur Hölle flutet. Doch dies alles ist ein kleines Wunder für den, der es richtig bemerkt, da Gott das Wasser vor allen andern Elementen so gestärkt hat, daß Wasser das Feuer verlöscht, die Luft durchbricht und oft der Erde Kraft benimmt.

Der mehrste Theil der Sakramente wird durch Wasser verherrlicht, doch hat das Wasser Heiligkeit nicht mehr, denn anderes Geschöpf und falsch ist es, daß die Heiden ihm göttliche Ehre erweisen. Eher wohnt dem Wasser keine Heiligkeit inne, ehe es nicht der Priester bereitet hat mit Worten, die dazu recht gehören. Die geben Kraft, die uns zu Gott erheben.

Feuer und Wasser, die beiden, hat Gott in einen kleinen Raum zusammen gelegt: in Winterszeit unterweilen Wasser aus einem Steine schwitzet, schlägt man daran mit einem Eisen, so fahren Feuerfunken heraus. Auch auf andere Weise wird der Mensch durch Wasser noch verkläret, wie viel er auch der Sünden habe, das Wasser bringt ihn doch zu den Erkohrenen — ich meine das aus den Augen, das mit der wahren Reue aus dem Herzen dringet. Der Wasser

aufwärts ziehet und dann es in weißer Farbe wieder herab tröpfeln läßt, der muß auch vom Herzen wieder Wasser aus den Augen ziehen, damit wir der Hölle Finsternis entrinnen und an die Weißen mit Stätigkeit wohl uns halten, mit Werken und mit Gedanken, also, daß wir der Weisen Worte wollten ohne Flecken, wie uns die Taufe erglänzen macht und andere Sakramente, die uns viel seliglich bekränzet machen.

Ich soll wieder zu der Mähre kehren, die ich euch im Anfange des Parzifal sagte: der Elster Farbe theilt sich, aber haltet euch an die weiße, die schwarze an Würdigkeit euch schwächt. Der Gang dieses Beispiels ist dummen Leuten gar zu schnell, leichter kann man einen aufgejagten Hasen ohne Spürhunde ergreifen. Ein Glas mit Zinn bekleidet und der Traum eines Blinden trügen. Hat jemand das verdrossen, so wundert mich nicht, daß der gegen mich schilt. Spiegel Sehen, des Blinden Traum, geben nur schwachen Schein und sind zu aller Stätigkeit unnütz. Und ist der Blinde im Traume etwa sehend, das verschwindet, wenn er erwacht und darnach späht, was er doch nicht empfindet; so wird seine Freude nur in Leid verwandelt. Wer in den Spiegel ist sehend, dem wird sein Antlitz bald mishandelt; ganz krum wird ihm oft das Gerade, das Lichte sehr oft finster. Die Süßigkeit trügt in der Welt gar oft, ihre Wonne gebende Freude giebt anders nichts, denn zu beseufzend Leid.

Stäte Freude ist nirgends zu finden, gleich wie man niemand innerhalb der Hand raufen kann, denn man findet kein Haar dort. Wer Ueppigkeit der Welt mit Treuen nimmer ohne Wiederkehren, fürwahr, dem gerinnt seine ganze Weisheit, wie Thau in der Sonne und Feuer in einem Brunnen verschwindet.

Ein großes Werk liegt mir ob zu vollenden, man hat mich darum gebeten, dreier Füßen Gebet, denen ich stäte

verpflichtet bin, verlangt es; durch sie muß ich den Leib zu Felde wagen in Stürmen und in Streit. Wer sie sind, darum darf niemand fragen. Diese Abentheuer sei krum oder gerade, sie ist nichts, denn eine Lehre der Tugend, sie ist mit Tugenden angefangen, ihr Haupt, ihre Brust, ihre Seiten, ihre Füße sind mit Tugenden ganz gemenget. Daher wünschet nun, edle Frauen, ihr, die ihr Tugenden habt, daß mir Gott das Heil bescheere, daß ich die Abentheuer so geleite, daß edle Tugend davon in Ferne und Weite wachse. Die Hand die David gegen Goliath den Sieg errang, die sei mir, bei gleich großem Unternehmen, auch günstig.

Allmächtiger Gott der Kraft, die nie stärker gefunden ward, kunstloß, ohne Meisterschaft der Schrift bin ich, jedoch mein Sinn wohl merket deine Kraft. Vor langen, fernen Zeiten geschah, was ich besingen will, schon vor neun hundert Jahren. Mächtig und heilig, o Gott, hast du dich so mannichfach erzeigt. Gott, Herr, wenn ich bin

Deln kind, so tů, herre, daz ich dich bitte.
Hilff mir, das ich die sünde also gefliehe,
Mit rew, beicht und büsse,
Dz ich mich wol erbers (Ehrbares) vnderziehe;

auch daß mich das ewige Feuer vermeide, das Luzifer mit seinen Gesellen anschürt [2]). — Doch, Gottes Macht kann ich nimmer genug preisen, ich könnt' es nicht selbviert; ein ander Werk muß ich hier beginnen.

Anmerkungen.

1) Dies und das Folgende ist gleichsam eine Erklärung der ersten dunkel gedichteten Verse des Parzifal.

2) Hier führt der Dichter mehre Begebenheiten aus der Bibel an, worinn sich die Allmacht Gottes zeigt: die drei Männer im feurigen Ofen, des Lazarus Auferstehung u. s. w.

II.

Briefnachrichten

von

J. M. Schottky.

3.

Wien, den 1. Windmonat 1816.

Erlauben Sie, daß ich Ihnen jetzt noch einige Worte in Betreff der in der hiesigen Ambraser Sammlung liegenden Handschrift der Nibelungen sagen darf:

Eigentlich möchte ich das Ganze wohl nur ein großes Bruchstück nennen, denn von den erstern 604. Versen unsres Heldenliedes (so viel habe ich vor der Hand erst abschreiben können), nach der letzten Ausgabe von der Hagens, fehlen folgende Lied:

Von Vers	25	bis	48	eingeschlossen		6	Stanzen	
—	— 61	—	68	—	—	2	—	—
—	— 81	—	84	—	—	1	—	— } fehlen eigentl.
—	— 89	—	92	—	—	1	—	— } auch in der St.
—	— 181	—	184	—	—	1	—	— } Galler Hdschr.
—	— 417	—	424	—	—	2	—	—
—	— 537	—	540	—	—	1	—	— } fehlt in der St. (Galler Hdschr. gleichfalls.

Dem hiesigen Werke kann, wie es aus allem bis jetzt hervorgeht, keine uns früher bekannte Handschrift unmittelbar zum Grunde liegen; es ist vielmehr sicher die Abschrift eines zur Zeit seines Entstehens vom Schreiber nur einzig gekannten, sehr alten Manuscriptes, welches er, seiner Unlesbarkeit wegen, nicht immer verstand, wie es unzählige Fehler zeigen, die zugleich auch hinreichend darthun, daß zu Kaiser Maximilians I. Zeiten unsere Nibelungen bereits

fremd geworden; wie hätte man sonst dem äußerst wissenschaftlichen Regenten ein so fehlervolles Werk, das er unfehlbar selbst las, fertigen können? Die in Ihren wöchentlichen Nachrichten zuerst genannte Handschrift des Heldenbuches, von dem unser Gedicht bekanntlich nur ein Theil, ist offenbar von ein und derselben Hand durchweg gleich deutlich und schön geschrieben. Da sie nun viele ganz fehlerfreie Stücke enthält, die durchaus nichts haben, was der Rechtschreibung und dem Sinn entgegen stünde, so kann man auch den Schreiber dieser Nibelungen weder der Nachlässigkeit noch Eile beschuldigen. Dichtungen, welche seiner Zeit näher lagen, wohl noch im Volke hie und da gekannt waren, Poesien, die zum Theil diesen Namen nicht verdienen, sammelte er hier gut und treu; wie hätte er denn ein Werk leichtsinnig behandeln sollen, welches das Herrlichste ist von Allen? Mechanisches Arbeiten, und Nicht-Kennen des Schatzes wie der veralteten Form dürfte man ihm wohl eher mit Recht vorwerfen.

Zu Ihrer eignen Ueberzeugung gebe ich mir die Ehre, Ihnen die störendsten Abweichungen und Fehler des hiesigen Manuscriptes, so weit ich es bis heute genauer kenne, zu bezeichnen. Die zuerst stehenden Zahlen bestimmen die Verse in von der Hagens letzter Ausgabe des Gedichtes; die eingeklammerten hingegen nennen die Reimzeilen der Wiener Hdschrift. In ihr heißt es:

Vers 10. (10.) von milten küenen recken nyemand was Ir gram
— 16. (16.) die fraw waz Ir Sester die fürsten hetten Ir gephlegen
— 18. (18.) mit crafft vermessen küen — —
Vers 25 bis 48. fehlt, wie gesagt.
— 53. (29.) Von traum —
— 54. (30.) sy kund In nicht beschaiden was der güten
— 55. (31.) den valchen den du zeuhest das wirt ein Edelmann

— 57. (54.) rechen ſo wil ich nimmer ſein
— 61—68. fehlt.
— 71. (39.) daz ſo weſt nymmer der mynne wolt Je leid
— 75. (45.) an Jr nachſten magen den ſlig ſint

Hier fehlt die Ueberſchrift der zweiten Abentheuer; es iſt nur ein Abſchnitt, bezeichnet durch den großen, gemahlten Anfangsbuchſtaben der folgenden Stanze.

Vers 78. (46.) ſein Müter Sigelant
— 80. (48.) inden bey dem Rein das was ze Santen genant
— 81—84. fehlt.
— 87. (51.) durch ſeines leibes ſterche er vil manige launde
— 88. (52.) bei wgs er ſchneller degene ſiten zu Bürgundien vant
— 89—92. fehlt.
— 96. (56.) ſeyt hetten Jn ze manne die vil wandelichen weib
— 105. (65.) Vil ſelten an houe man Jn reiten lie das kind
— 106. (66.) nu hieſs mit klaider zieren Sigmund vnd Sigelant
— 111. (71.) er begunde ſeit ze werken vmb ſchön weib
— 112. (72.) di trügen wol mit eren des kunig Seyfrits leib
Vers 117. (77.) [illegible] man vant khainen der Ritter ſolden
— 118. (78.) [illegible] art der ſelben moge die edlen kinde ſein
— 119. (79.) da ſahen man — } dieſe Striche zeigen keinen Mangel an, ſondern ſollen ſagen, daß das von mir Ausgelaſſene richtiger iſt.
— 121. (81.) [illegible] hochzeit man —
— 122. (82.) Hier iſt richtig Sigelint geſchrieben.
— 123. (83.) mit gůt michel ere des da lieſs viel Je hant
— 132. (92.) Je Sunnebenden da ſein Sun Seyfrid wol Ritters namen gewan
— 134. (94.) vnd manig edel Ritter die von Je herren recht
— 149. (109.) Der wirt der ward erloſen da zech man die

march
— 150. (110.) man sach auch da ze brochen vil manig
Buhurt starch
— 154. (114.) vil der edlen speyse sy von Jr munde schied
— 158. (118.) vil der varende diete rewe sich bewag
— 162. (122.) Landt und Burge als het es getan
— 178. (138.) nicht wolt tragen die krone ir baider über kindt
— 180. (140.) des in den lannden forchte der —
— 181—184. fehlt.

Abentheur wie Seyfrid gen Wurms kame
— 185. (141.) Den herren müten solten dhainer hertzenlaid
— 190. (146.) und Jr doch gemüte zu derselben stund
— 195. (151.) daz ich dhainen wolt ze einem trawt han
— 203. (159.) daz Er dann aine wurde die —
— 213. (169.) Es gefriesse auch Sigelint des edlen kindes weib
— 225. (181.) Oder ander nyemand were wan —
— 231. (187.) das mag sünst erwerben mit allen die mein handt
— 238. (194.) also sprach der kuene Sigmünd das —
— 251. (207.) die forcht sy —
— 263. (219.) mit der pesten were die —
— 283. (239). denne were Seyfrid vnd den seinen man
— 285. (241.) Jn wereten trauriklichen —
— 311. (267.) vnd emphiengen dise gest mit herren lant
— 312. (268.) vnd namen Jn die müre mit —
— 317. (273.) Wenn sein kumbt die märe der —
— 327. (283.) die fürten weysse praune vnd —
— 330. (286.) die herlichen Recken in war leicht gewar
— 333. (289.) Des antwurt Jm künig von —
— 335. (291.) seyt wir nicht erkennen nu solt —
— 346. (302.) sein augen Er do wechen zu den gesten lie
Vers 363. (319.) Nibelunges horte vil manigen küenen man
— 368. (324.) da sach der Degen Seyfrid den helt des wunder began
— 377. (333.) Er sach von gesaines so wir —
— 379. (335.) noch mer des roten goldes von Stibelunge landt
— 384. (340.) er kundt es nicht verenden sy waren zornig genug

— 395. (351.) der vande ſeine herren recken da ze hant
— 399. (355.) da er die toren kappen ſeyt Albrich an gewan
— 400. (356.) da was des Hordes herre Seyfrid der der frayſſig man
— 405. (361.) Er müſt im ſchweren aid er dienet im ſo ſein kindt
— 414. (370.) daz wir verdienen des Jungen Recken haſs
417—24. fehlt
— 427. (375.) des ſol auch genieſſen in Burgundien Landt
— 431. (379.) des begunde Jn denüegen der wandliche man
— 441. (389.) auch hör ich euch ſelbs der Degen here iehen
— 447. (395.) daz ich von Recke hab leüte vnd lant
— 450. (398.) ſo rüch ich iſt das —
— 451. (399.) ich wil an ew ere hwingen wes —
— 454. (402.) vmb diſe märe die hie vernam
— 465. (413.) Sein Erbe vnd auch —
— 474. (422.) da was auch darundter von Meyſſen Ortwein
— 481. (429.) Der zurndte hart ſere —
— 505. (453.) Nie zäm vnns —
— 509. (457.) Darumb pitet Hagene vnd auch Ortwin
— 510. (458.) daz Jr nit gahet ſtreiten —
— 513. (461.) — ſo ſprach des Vten kind
— 528. (476.) nu ſach vil lützel veman —
— 530. (478.) alſo was ve der peſte —
— 537—40. fehlt.
— 548. (492.) dhainer kurtzweyle bedorfftes in den zeitten mer
— 549. (493.) Wellet daz Jn ſehe —
— 550. (494.) da het immer kurtzweyle von genüg
— 552. (496.) daz im in diſer weldte kunde ymmer werden baſs
— 563. (507.) damit rait auch Seyfrid —
— 565. (509.) ſunſt wonet Er —

Abentheur wie Er mit den Sachſenn ſtrait.

— 569. (513.) Nu nahend frömde mare in Gunthers lannd
— 578. (522.) die ſeine wider winnen herren dar geſant
— 596. (540.) hie wirt von Jn verhawen vil manig helm vnd rain
— 603. (547.) han ich getrewet nyeman die ſol ich nicht verdagen

Sie sehen, verehrter Herr Doctor, daß es in den hiesigen Nibelungen an Beweisen offenbarer Unrichtigkeiten und schwankender Rechtschreibung durchaus nicht mangelt; demungeachtet aber bleibt das Auffinden des Gedichtes auch in dieser Form immer eine wichtige Entdeckung. Stets treuer und besser hoffe ich unser Epos beim weitern Nachsuchen zu finden, und dann soll es mir Vergnügen machen, Ihnen Manches darüber sagen zu können, was Sie mehr freut, als meine heutige Nachricht, die vielleicht, in Betreff meiner Behauptungen, noch der Berichtigung eines größern Kenners bedürfte, wie ich dies recht gern als möglich zugeben will!

III.

Des
heiligen Aegidius Kirchlein
auf dem Dom zu Breslau.

Der Annahme nach soll diese Kirche, welche dicht an der Domkirche, nördlich von ihr, steht, die älteste auf dem Dom sein; denn Peter Wlast soll sie zu Ehren seines Sohnes Aegidius erbaut und mit einigen Stiftungen begabt haben. Bei den vielen Dunkelheiten, die noch über den Bau mehrer Gebäude in Breslau herrschen, wage ich eine Entscheidung nicht, doch glaube ich nicht daran, da ich keine Spuren eines so hohen Alters in ihr finde, indem Peter Wlast bekanntlich im zwölften Jahrhundert Schlesien mit Kirchen schmückte. Gesetzt indessen, die Angabe wäre richtig, so kann sie doch nur von dem kleinen Raume gelten, in welchem

der Hochaltar steht, da das andere Gebäude daran wohl gewiß von jüngerer Zeit ist. Dieser von mir als der älteste angenommene Bau ist nur klein, wohl nur 8 Schritt lang und eben so viel breit. Zwei Kreisbogen bilden ein Kreuzgewölbe; vom Spitzbogen nichts. Der vordere, neuere und größere Anbau hat ein rundes Tonnengewölbe zur Decke.

An dem Hochaltar ist alles neu und sehr unbedeutend. Nur in dem vordern Gebäude, worin auch eine Orgel, da in diesem Kirchlein die Trauungen vollzogen werden, ist ein altes, höchst rohes Bild neben der Orgel, Christus am Kreuz, eine höchst fehlerhafte, schlechte Gestalt. An der Seite stehen Maria und Johannes; zwei Domherren mit Spruchbändern knien unten. Aus dem Munde des einen gehen die Worte: clamor meus ad te veniat; aus dem Munde des andern die: miserere mei deus secundum magnam. Dies Bild könnte ohne Bedenken wohl weggenommen werden.

Ueber dem Orgel-Chor findet sich ein größeres und besseres Bild auf farbigem Grunde und Holz. Rechts erblickt man Christus am Kreuz zwischen den Schächern; links Maria zwischen einem Häuflein klagender Frauen niedergesunken. Im Hintergrunde eine Stadt und Felsen. Im Vordergrunde viele reitende Männer, auch einige zu Fuß. Unter den Reitenden finden sich einige gut ausgeführte Gestalten und tüchtig gearbeitete Köpfe. Die Seite ist Christus schon geöffnet. Langes, graues und buschichtes Haar bedeckt das Gesicht des Schächers, welcher links von Christus hängt und seine Gesichtszüge ganz verhüllt. Dies ist das Wenige, welches diese Kirche darbietet.

IV.

Niederlausitzische Sagen

in Lübenau.

Nicht minder fruchtreich an Sagen, wie die Oberlausitz, wovon uns Hr. Pescheck in diesen Blättern schon viele Belege gegeben hat, ist auch die Niederlausitz. Es sei mir erlaubt, nur einige der Sagen, die in meinem Geburtsorte Lübenau im Schwange gehen, hier mitzutheilen. So erzählt man sich von der unweit Lübenau im Spreewalde gelegenen Buschmühle, es habe sonst beständig ein Wassernix sein Wesen daselbst getrieben, und ein eigner Mühlgang sei zu seinem Gebrauche bestimmt gewesen, auf dem er jederzeit Pferdegraupen zu mahlen gepflegt habe, und niemals sei er von jemandem in dieser seiner Beschäftigung gestört worden, obgleich es der Müller sehr gern gesehen hätte, auf eine gute und ihm unschädliche Weise dieses unsaubern Gastes entledigt zu werden. Nun habe sichs einst zugetragen, daß die Mahlgäste um einen Kessel Fische am Feuer gesessen, und sich die Zeit mit Mährchen vom Mühlennixe vertrieben hätten, da sei auf einmal plötzlich ein großer schwarzer Kater am Kessel sichtbar geworden, und habe seine Tatze nach den Fischen ausgestreckt. Einer von den Gästen habe dem Kater auf die Tatze geschlagen, worüber denn derselbe mit Miauen plötzlich verschwunden sei, und Niemandem wäre Schaden daraus entstanden, eine unsichtbare Macht habe zwar immerfort die Pferdegraupen gemahlen, sei aber doch Keinem offenbar zu Leibe gegangen. Dadurch ermuthigt, habe sich einst ein kühner Wagehals erdreistet, dem Kater, wenn er noch einmal zu dem Fischgerichte käme, die Tatze gänzlich wegzuhacken. Und was that der Wagehals? Er schüttete

Pferdegraupen unter die Fische, und that mit den andern Gästen, als äßen sie frisch darauf los. Was geschah? der Mühlengeist hatte von den Graupen Witterung, und stellte sich nach Kurzem richtig beim Feuerheerde und beim Kessel ein. Die Gäste ließen sich nicht stören. Der Wagehals nahm aber ein Schlichtbeil, und schlug dem in einen Kater vermummten Nixe die Vorderhand ab, als er eben in den Kessel langte; die Tatze fiel in den Kessel. Mit entsetzlichem Miauen entfernte er drauf von dannen, und plötzlich stand sein Mühlengang still. Nach der Zeit erschien er nicht wieder, aber alle Kunst des Mühlenmeisters konnte den Mühlengang des Nixen nicht zum Gehen bringen. Diese Sage hat sich noch unter den ältesten Leuten erhalten, und Einige meinen, ihre Urgroßväter hätten noch den Gang in der Mühle gesehen, auf dem der Nix gemahlen habe. Nachher ist die alte Mühle durch Brand vernichtet worden, und mit ihr jede Spur von dem berüchtigten Nixenmühlengang.

Eine andere Sage betrifft ein Zauberkalb, welches sich auf dem Boblitzer Damme, in der Gegend des sogenannten Müllerschen Häuschens, noch allnächtlich um 12 Uhr mitten im Wege finden soll, aber nur in der berüchtigten Geisterstunde. Ich selbst hörte von den noch lebenden Augenzeugen, daß sie bei ihren Wanderungen auf dieses Kalb gestoßen wären. Es liegt in der 11ten, 12ten und 1sten Stunde gewöhnlich quer über dem Wege, und verrennt dem Wanderer den Paß. Ein alter nun bereits vor einigen Jahren verstorbener Mann sagte vor mehren Anwesenden aus, es sei ihm einst bei dem berüchtigten Müllerschen Häuschen ein sonderbares Abenteuer begegnet. Des Nachts um 12 Uhr, da er nichts weniger als an Spukereien denkt, wandert er diesen Weg, und sieht sich auf einmal in seinem Vorwärtsschreiten durch eine Menge quer über den Weg gestreckter ab-

gehauener Bäume aufgehalten. Mit Mühe konnte er sich hindurch finden, voll Verwunderung, warum man doch diese Bäume gerade so gefällt habe, daß sie die Straße unwegsam machten. Er erzählt es zu Hause den Seinigen. Sie lachen darüber. Des Morgens in aller Frühe macht man sich wieder auf den Weg, um sich von der Wirklichkeit der gefällten Bäume zu überzeugen, aber, siehe da, die Erlen standen wie vorher zu beiden Seiten aufgerichtet, und nirgends war eine Spur von abgehauenen Bäumen zu entdecken. Einer meiner Universitätsfreunde wollte in seinen Knabenjahren daselbst einmal, als er spät seinem Vater entgegen gegangen war, von einem schwerbewaffneten Manne daselbst verfolgt worden sein. Ein Anderer sahe einen eisgrauen alten Mann in der Größe eines Erlenbaumes an demselben Orte auf eine Harke gestemmt stehen. Er segnete sich mit dem Spruche: Alle gute Geister loben Gott den Herrn, und schritt getrost an der Seite seines Weges fürbaß. — Die Sage von diesem Wegegeiste erhält sich also noch bis auf den heutigen Tag. Ueberhaupt macht man in dem Wendischen noch die kleinen Kinder mit dem Kobolde, oder, wie er in der Landessprache heißt, mit dem Bubback zu fürchten, um sie vom Schreien zu entwöhnen, und zum Schlafe zu bringen. Man spricht zu ihnen: Still! der Bubback kömmt! — Nächstens Mehr.

Breslau, im Windmonat 1816.

Friedrich Jarick von Lübenau.

V.

Reise-Nachrichten

von

Friedrich von Raumer.

1.

Eger, den 17ten Juli.

Gern erfülle ich mein Versprechen, Ihnen allerhand Einzelnes mitzutheilen, was mir auf meiner Reise aufstößt, und vielleicht für Ihre wöchentlichen Nachrichten paßt; da mir aber unterwegs alle literarische Hülfsmittel fehlen, so können nur zu leicht Irrthümer unterlaufen. Also:

1) Vergleichen Sie Fiorillo's Kunstgeschichte, Böhmen, Prag, den Leuchter aus Jerusalem. Ferner Schaller's Beschreibung von Prag und den Pubitschka, den Sie mit Fracht aus Prag erhalten. Zu dem, was Sie an diesen Orten finden, füge ich als Augenzeuge Folgendes hinzu. Dieser Leuchter steht jetzt in einer Seitenkapelle des Prager Doms, und ist auf eine durchaus verkehrte Weise in einen Altar so ein und festgemauert, daß der Fuß den Boden erreicht, der Stiel hindurch geht, und die Krone ziemlich weit darüber hinausreicht. An dieser Krone sind Arme und Gestalten wo nicht ganz doch zum Theil neu, aber immer bleibt das Alte von einer bedeutenden Höhe. Aus jenem Einmauern folgt, daß man, in der ohnehin dunkeln Stelle, nur die eine vordere Seite von weiten sehen kann; denn als ich zu etwas näherer Beobachtung den Kopf kühn durch das eiserne Gitter steckte, hätte ich mir fast die Ohren abgerissen. Der Leuchter hat einen unten weiß marmornen Fuß, an dessen drei Seiten die schon bekannt gemachte Inschrift umherläuft, woraus schon folgt, daß dieser Fuß früher fehlte. Auf dem-

selben steht nun der eigentliche Fuß des alten Leuchters von Bronze, dreiseitig, und aus der Mitte hebt sich in manchen Abtheilungen, Verengungen und Erweiterungen der zum Theil mit Laubwerk verzierte Stiel. Jener dreiseitige Fuß bleibt aber das Merkwürdigste. In wunderlichen Verschlingungen, sitzend, stehend, sich angestrengt bewegend u. s. w., sehen Sie Männer in Kämpfen mit Löwen, Lindwürmern und andern Thieren. Aus diesen vielfachen, ich möchte sagen laokoontischen Gruppen, strecken sich Thierköpfe und Füße als Träger des Ganzen hinab, und verknüpfen sich nicht minder mannigfaltig mit dem aufsteigenden Stiele. Bei der Unmöglichkeit das Ganze zu sehen und näher zu untersuchen, wage ich keine nähere Erklärung, da aber der Leuchter nicht jünger als 1162 sein kann, und wohl auf keinen Fall altjüdische oder phönicische Arbeit ist, so bleibt nichts übrig, als ihn für ein griechisch-asiatisches Werk zu erklären. Ich möchte nicht sagen byzantinisch, denn obgleich Einzelnes gelitten hat, ist doch die Arbeit künstlicher, charakteristischer, vollendeter, als wir sie aus der spätern byzantinischen Zeit hervorgehn sehn. Der Leuchter verdient eine genauere Untersuchung und Zeichnung, daraus wird sich ergeben, ob die vorläufige Vermuthung, er möge in die Zeiten Justinians und seiner um Jerusalem und den Tempel verdienten Mutter Helena gehören, wahr oder grundlos sei.

Tancred erbeutete bekanntlich alle Tempelschätze bei der Eroberung Jerusalems, sie blieben aber schon damals nicht in seinen Händen und aus Noth ward später viel veräußert. Sehr leicht konnte also jener Leuchter nach Mailand gekommen sein.

2) In der mit böhmischen Steinen so reich geschmückten Domkapelle Wenzels, finden sich noch viele Gemälde aus der Zeit Karls IV. Einige wie es scheint übermalt, alle durch den Lichtdampf nachgedunkelt, aber werth näher un-

versucht und wenigstens in Umrissen bekannt zu werden. Dasselbe gilt von dem hier verwahrten Modell der sehr schönen Thurmspitze des Doms, welche leider nicht auf demselben steht, sondern durch eine unpassende ersetzt ist. Dazu zwang vielleicht die Gefahr des Einsturzes, aber ohne Noth und blos durch grobe Geschmacklosigkeit konnte man darauf verfallen, in diese reine und treffliche gothische Kirche im Orgelchor nach der römischen Weise des 17ten Jahrhunderts mit Kreisbogen, Wandpfeilern u. s. w. hineinzuflicken.

München, den 10ten August

So weit, lieber Freund, hatte ich schon in Eger geschrieben, und daß ich abbrach, lag nicht in meiner Faulheit, sondern in der mir entstehenden Ueberzeugung, daß ich noch weit mehr sehen und beobachten müsse, ehe ich schreiben und urtheilen könne. Da indessen zum Theil durch mich die Aufmerksamkeit auf diese Gegenstände hier erhöht ist, und man wahrscheinlich Einiges zustutzen wird, worauf ich mich zuerst richtete, so will ich doch folgende zwei Worte, als primus occupans für Ihre Blätter geben. Dereinst Vollständigeres und Gründlicheres:

1) Von den Gebäuden des 13ten Jahrhunderts sind wir, wie Sie wissen, besser unterrichtet, als von denen des 12ten. Um so lieber war mirs, eine ganze Reihe aufzufinden, welche höchst wahrscheinlich in dasselbe gehören, nämlich: die Jacobskirche in Regensburg, die Margarethenkapelle auf der Burg in Nürnberg, die alte Capelle in Eger und die unterirdische Kirche beim Dom in Freisingen. Ich kann hier unterwegs bei unvollständigen Mitteln keine vollen Beweise geben, sondern sie nur andeuten, und zu weitern Untersuchungen auffordern. Alle diese Gebäude sind in einem sehr ähnlichen Style erbaut, und die St. Jacobskirche, von deren Bau um 1111 die Rede ist, vermuthlich das

älteste. Im Innern finden Sie runde Säulen mit fast antiken Füßen, und nur als Abweiser sind verschiedenartige Zierrathen angebracht; kein Capitäl stimmt mit dem Andern. Auf jeder Säule stehn Kreisbogen, und über diese läuft eine glatte Wand in die Höhe, welche mit kleinen, langen, oben abgerundeten Fenstern durchbrochen ist. Die Decke ist eben, und erinnert, gleich dem Ganzen, an manche ältere Basilica. Auf dem Chore stehn schon einzelne kleine Säulchen, neben einer starken. Höchst merkwürdig und eigenthümlich ist das Portal, durch sein ägyptisches Ansehn. Wenigstens erinnern daran die sonderbaren Thiere, welche auf Säulen sitzen, Gestalten, den Pagoden ähnlich, zwischen den Säulen, fabelhafte Thiere in halberhobener Arbeit zur Seite u. s. w. Nicht minder aber fiel mir in Hinsicht des allgemeinen Eindruckes, die Aehnlichkeit mit einem Portal der Markuskirche in Venedig auf. Wenn dies um 1100, das an der Jacobskirche aber vielleicht 15 Jahre später fertig ward, so stimmt die Chronologie, und der 20 Jahre vorher begonnene erste Kreuzzug möchte die nähere Erklärung erleichtern. An der ganzen Kirche ist kein Spitzbogen, wohl aber einer am Thurme, dessen gleiches Alter nicht zu bezweifeln sein dürfte. Ueberhaupt sind Kreis- und Spitzbogen sehr oft gleichzeitig gebraucht worden, obgleich Anfangs und wiederum zuletzt, der Kreisbogen, in der Mitte dagegen der spitze gothische Bogen überwiegt. Eben so erschienen Anfangs und zuletzt (z. B. in der Marienkirche in Nürnberg, aus der Zeit Carls IV.) runde Säulen, aber die vorgothischen sind in der Regel kurz, stark und mit Kapitälern versehn, die nachgothischen schlanker, blos durch einen Rand abgesetzt und Spitzgewölbe tragend.

Die Kapellen in Nürnberg und Eger sind außerordentlich ähnlich. Im untern Raume stehn starke, oben schmale Säulen, die Verzierungen der Kapitäler erscheinen man-

nigfach und in Eger zum Theil muthwillig. Auch die Zierrathen der äußern Mauern stimmen für beide Gebäude überein. Die Arbeit ist in Eger etwas zierlicher und der Nürnberger wahrscheinlich nachgeahmt, beide Kapellen stehn in der Mitte zwischen St. Jacob in Regensburg und dem Freisinger Dom, und erinnern außerdem an die Burg von Gelnhausen. Da nun Kaiser Friedrich I. Eger als Heirathsgut mit seiner ersten Gemahlin bekam, so fällt der Bau vielleicht auf die Mitte des 12ten Jahrhunderts; daß der Freisinger Dom nach einem Brande um 1161 wieder gebaut wurde, ist erwiesen. Zeichnungen, wie sie Hr. Guaglio in München jetzt entwirft, werden durch Anschauung weiter helfen, als alle Beschreibungen, und es genügt mir, durch das Gesagte zu weitern Untersuchungen und Berichtigungen Anlaß zu geben.

2.

Meine Hoffnung, ähnliche Bilder von den Hohenstaufischen Kaisern und Königen zu finden, wächst immermehr, obgleich ich die Gemälde in dem Kloster Lorch vor genauer Besichtigung nicht beizuzählen und darum Aehnlichkeiten zu suchen wage. — Von Conrad III. habe ich zwei wohl erhaltene Bullen gefunden und noch wichtiger ist meine Ausbeute für Friedrich I. Zuforderst sind einige Wachssiegel zu Urkunden im münchener Archiv merkwürdig und unter sich ähnlich, dann stimmt das in Holz geschnitzte Bild desselben am alten Portal des Doms von Freisingen mit diesen Siegeln. Zur andern Seite des Portals sitzt seine Gemahlin Beatrix. Beide Bilder etwa 1½ Fuß hoch und bemahlt, sind unversehrt, für jene Zeit sehr schön gearbeitet und Friedrich ein so tüchtiges, als Beatrix ein zartes Gesicht. Nichts verdiente wohl mehr von Münchener Künstlern gezeichnet und in Kupfer gestochen zu werden, und ich hoffe, die Regierung wird dazu

Veranlassung geben, obgleich die wahren Portraite erst später durch Vergleichung mehrer Denkmale herzustellen sind.

Für Heinrich VI. fand ich nichts Neues, was ich im vergangenen Jahre in Wien erhielt, habe ich nicht zur Hand. Von Philip stand ehemals ein Bild auf dem Thurm der Brücke von Regensburg, dann in einer Kirche, welche abgebrannt ist. Nach vielem vergeblichen Fragen und Suchen fand ich die steinerne noch wohl erhaltene Büste, unter andern, in einem Klosterzimmer aufgestapelten Sachen. Ihr zur Seite stand eine zweite sehr verwitterte Büste, an der das Gesicht nicht mehr wohl zu erkennen ist. Geringe Ueberreste einer Krone zeigen sich zwar noch, aber die Behauptung, es solle Otto IV. vorstellen, scheint mir nicht erwiesen, und im Angedenken an die Geschichte unwahrscheinlich. Noch weniger glaube ich, daß eine zwischen beiden sonst aufgestellte, vom Künstler willkührlich erfundene Thierfratze, Otto von Wittelsbach den Kaisermörder vorstellen solle.

Von Friedrich II. fand ich in München einige schöne Goldmünzen, ganz der in Wien aufbewahrten ähnlich, nur war mir ein halber Augustaner von ihm unbekannt geblieben. Die Gründe für die Aechtheit dieser Münzen zu entwickeln, ist hier nicht der Ort.

Conradins Bildniß entdeckte ich an zwei Urkunden. Es ist ein zarter jugendlicher Kopf.

Diese Sammlungen, Zeichnungen und Forschungen werde ich fleißig fortsetzen und fordere jeden auf, mir etwanige Entdeckungen zukommen zu lassen, weil erst die allgemeinste Kenntniß zu sichern Ergebnissen führen kann. Die Hauptstütze meiner schon erwähnten Hoffnung liegt aber darinn, daß keineswegs für alle Hohenstaufen der gleiche Stempel zu Siegeln und Münzen gebraucht ist, zwischen dieser und den Büsten aber eine Uebereinstimmung Statt findet,

woraus sich zuletzt eine allgemeine Familienähnlichkeit unläugbar zu ergeben scheint.

3.

Lausanne, den 12ten Septbr.

Der Dom zu Freiburg (in der Schweiz) gehört zu den bessern gothischen und den Schmuck einfacher Goldstreifen an den Bögen und Kapitälen möchte ich keineswegs tadeln; aber wie so oft, hat man auch hier mancherlei Neues angeklebt, und dabei grundverkehrt die Regeln der altrömischen Baukunst zur Anwendung gebracht.

4.

Como, den 21sten Septbr.

Der Dom zu Lausanne ist ein höchst merkwürdiges Gebäude, von dem es aber leider keinen Kupferstich giebt. Angeblich ist der Dom zwischen 1000 und 1212 gebaut, aber man darf solchen Angaben nicht sehr trauen, da Aelteres und Späteres dabei oft zusammengeworfen wird, und selbst der fast dreihundertjährige Zeitraum viel unbestimmt läßt. Zu dem Spätern gehört gewiß das reich verzierte Portal, mit höchst schlanken Säulen, Fußgestellen von Bildsäulen u. s. w. Diese Fußgestelle oder Bildsäulenträger stellen Menschen, wahre und fabelhafte Thiere und dergleichen mehr vor. Im Innern der Kirche ist mir Vieles aufgefallen:

1) sie hat die Gestalt eines Lateinischen Kreuzes und da wo sich beide Linien kreuzen, sieht in sehr großer Höhe ein Kreuzgewölbe als Kuppel.

2) Hinter dem Halbkreise, wo der Altar steht, ist ein niedrigerer Gang. Am Rande des höheren Platzes laufen kurze sehr starke Säulen umher, welche das Gewölbe nach beiden Seiten tragen.

3) Die beiden Seitenschiffe sind minder hoch als das Hauptschiff. An der höhern innern Wand des letztern geht eine Gallerie mit kleinen Säulen entlang, welche Spitzbogen tragen. Noch weiter hinauf, an den Fenstern, geht eine zweite Gallerie und überhaupt ist das Ganze reich und gut verziert. Ueberall herrscht der Spitzbogen.

4) Die gegeneinanderüber stehenden Säulen und Pfeiler sind stets gleich, aber unter diesen Paaren selbst herrscht die größte Verschiedenheit. Ja, ich fand mehre Säulen, dicht neben einander und doch mit Zwischenräumen, noch nicht in ein Altdeutsches Säulenbündel verwachsen. Auch war die Stärke der Säulen verschieden, oder einige hatten nur die Höhe der äußern Gänge und eine lief am innern Schiffe hoch in die Höhe. Es fanden sich z. B. folgende Stellungen $\begin{smallmatrix} 0 \\ O \end{smallmatrix}$ oder $\begin{smallmatrix} & O \\ 0 & 0 \end{smallmatrix}$, welche mir noch nie vorgekommen waren.

VI.

Inhalt des Gedichtes

von

Pitrolf und Dietlaib.

Das ganze Heldengedicht ist in 16 Abentheuer getheilt, welche folgende Ueberschriften führen:

1. Ab. Von Pitrolfe vnnd seinem sun Dietlaibe.
2. Ab. Wie Pittrolf zun Hunen erst kome.
3. Ab. Wie Dietlaib gen Hunen seinen vater sucht.

4. Ab. Wie Dietlaib mit Gunther strait.
5. Ab. Wie Dietlaib in einem ſturm mit ſeinem vater strait.
6. Ab. Wie Dietlaip ſeinen vater vant.
7. Ab. Der Schach von Wurms wie der widerſaget ward.
8. Ab. Wie ſy ze Wurms mit Rudeger in herferte fuorn.
9. Ab. Wie Rudeger ſein potſchaft warbe.
10. Ab. Wie der Marggrave ze Wurms die frawen ſchaute.
11. Ab. Wie der Marggrave von Wurmbs widerumb komen was.
12. Ab. Wie maiſter Hildebrannt die recken ſcharte.
13. Ab. Wie der turnay vor Wurms geſchach.
14. Ab. Wie die Recken mit ſtreite alle zeſamen kamen.
15. Ab. Wie Rudeger den ſamen an die porten truog.
16. Ab. Wie ſich das heer ze lannde ſchied.

Abriß der Handlung.

Pitrolf, König von Tolet, und ſein Weib Dietlinde haben einen Sohn Dietlaib. Eines Tages kommt ein Pilger zum Könige, und erzählt ihm von Etzels Macht und Helchens Milde und Reichthum ſoviel, daß er ſich entſchließt, in's Hunenland zu fahren, um die große Herrlichkeit zu ſchauen. Selbzwölfter zieht er fort, ohne Jemand das Ziel ſeiner Reiſe zu entdecken, kommt zu Etzel, und bleibt unter ſeinen Rittern, ohne ſeinen Namen und Stand zu entdecken. In einer Schlacht gegen die Preuſſen kämpft er mit Tapferkeit für Etzel, wird aber in der Hitze des Kampfes ſammt Rudeger gefangen und in einen Thurm geſperrt. Er befreyt ſich ſelber, und wird der Urheber des erfochtenen Sieges. Indeß macht ſich Dietlaib, obgleich noch ein Kind, auf, ſeinen Vater zu ſuchen. Im Waſchenwalde (Waſgauwalde) rennen ihn die Burgunden Gunther, Gernot und Hagene feindlich an: er beſiegt ſie aber nach einander

und setzt seinen Weg ungehindert fort, mit der Drohung, sich blutig zu rächen. Er kommt nach Etzelburg, wo er, unerkannt von seinem Vater, und selber ihn nicht erkennend, sich aufhält; tapfer streitet er in den Schlachten für Etzel, kämpft sogar mit dem Vater, da beide sich wechselseitig für Feinde ansehen. Rudeger endlich erkundet das Geheimniß, und fährt den Sohn dem Vater zu. Auf Dietlaibs Bitte unternimmt Etzel, die ihm von den Burgunden wiederfahrne Beleidigung zu rächen. Ein großes Heer mit den tapfersten Helden zieht mit Pitrolf und Dietlaib gen Worms, und mit ihnen vereinigt sich auch Dietrich von Bern und seine Ritterschaft. Rudeger wird in die Stadt zu Worms gesendet, von Etzel und den Uebrigen Fehde anzukündigen. Hier waren viele Fürsten und Ritter mit ihren Frauen zu einem Feste geladen, und der allgemein geliebte Markgrave erhält die Erlaubniß, die schönen Königinnen zu küssen. Brunhild beschenkt ihn mit einer kostbaren Fahne, die er mit seinen Rittern und Freunden an die Porte tragen soll. — In einem Turnier, welches auf Verlangen der Hunen und Berner vor der Stadt mit den Burgunden gehalten wird, erschlägt Dietrich den König von Pulle (Apulien) Stautfuchs. Des andern Tages beginnt der eigentliche Ernstkampf, in welchem Dietrich mit Seifried, Dietlaib mit Gunther, Pitrolf mit Gernot, Rudeger mit Walther streiten. Besonders blutig ist der Kampf um das gute Schwert Nagelring, welches Heime gegen Seifried verloren, und welches endlich Dietrich durch tapfern Streit mit diesem wieder gewinnt. Erst am dritten Morgen endet die Schlacht. Als aber Rudeger mit Hülfe seiner Freunde, seinem Gelöbnisse zu Folge, den Fahnen an die Stadt vor die Frauen bringen will, beginnt der Kampf von neuem, bis endlich die Frauen bitten, daß man den Streit scheide. Der Friede wird geschlossen, und Gunther bewirthet die verhöhn-

ten Fremdlinge. Das ganze Heer kehrt nun in Hunenland zurück, und Pitrolf mit seinem Sohne Dietlaib muß von Etzel das Land zu Steyer als Belohnung für die heldenmüthigen Dienste annehmen.

Anfang.

Ob vnns hie yemand wese bey
so vnvertürtes* mütes frey,
den des kunde gezämen,
daz er mochte vernemen
dise frömbde märe,
das ist so redebäre
daz es hören wol von rechte
baide ritter vnd knechte,
dartzů weib vnd man
wol für gůt mügen han:
den sag' ich endeliche
von einem kunige riche*
vnd wie der wäre genant
oder wo er vaůte* seine lan̄dt
seine burge vnnd stete;
nu rüchet* hören meine vete,
daz ir sweiget dartzů,
daz ich euch das kund getů.
Von seinen alten magen
darff mich nyemand fragen,
wie die schůffen ie leben
des kan ich euch nicht ende geben,
der dise rede richte,
der liess vnns vnberichte;
vnd ist doch vbele beliben
het er icht dauon geschriben
das liess wir euch vnverdett*,
vns hat das nyemand nicht gesait.
Von dem man hie gesprochen hat,
des wil ich nicht haben rat*,

---

2. untheures, unwerthes. — 12. ſtüb. reiche [illegible] nicht. [illegible] vaute, bewohnte. — 16. geruhet. — [illegible] [illegible]. — 30. entbehren.

ich enkunde euch seinen namen.
er dürfft es sich nicht schamen,
ob er noch lebentig were;
er was so lobebare
vnd het so ergernden * můt,
des viderben leůten sanfft thůt,
wo man sagt von einem man,
der wol nach eren werben kan.
Pitrolf also hiess derselbe degen,
der herre het sich gar bewegen *
vnzucht vnde schande;
het er iecht reicher lande,
das gelt daz ward also verzert,
daz noch sein lob vil werten fert
Er schůff vil ritterleich sein leben,
vnd kunde auch so ze wunsche geben,
wo im ze geben geschach,
daz man im nun * eren iach:
sein můt der was also gestalt,
sy wären jung oder alt,
sy wären thumb * oder weys,
sy mochten haben wol fur preys,
ritter, gepauren vnd knechte.
den seinen lob ze rechte.

E n d e.

(Pitrolf kehrt zu seiner Frau Dietlinde heim, die seit langer Zeit um den Gatten und Sohn getrauert hatte.)

In freůden hohe stůnd ir můt,
daz die helde vil gůt
kamen also wol gesunt.
er richte nach derselben stůnd,
waz im ze richten geschach:
er schůff im seit vil gůt gemach
nach maniger grossen arbait.
er het dahayme nů gesait,
wie im ein lant was gegeben,

---

35. Ehre gehrenden. 40. begeben, entschlagen. 45. nun nůwan nur, nichts als. 51. thumb jung, rasch.

dahin er bruefte seit sein leben
mit gemainem rate,
bede frue vnd spate,
da von dem helde das geschach,
daz er seit vil dicke sach
den Kunig von Hünen lannden
mit seinen weiganden.
Fraw Helche vnd ir gesinde
von frawen Dietlinde
redten ze allen stünden
das pest, daz sy da kunden.
seyt gefuegt sich auch das,
daz Pyttrolff der held besass
das lant ze Steirmarche
vnd Dietlaib der starche
vnd sein müter Diettlint.
ze Steir prachten sy sint
ir volck vnd ir gesinde gar;
darnach muesse in dienen dar
der gelt*) von ir lande;
vnd stoltze weygande,
so er bedorffte, der kam im vil.
sunst lebet er an sein endes zil
bey Etzeln dem reichen
seine Tage vil herrleichen
vnd Dietlaib der starche.
in dienet Steirmarche
wol nach grossen eren,
vnd Dietlint der heren
empot Helche die reiche
ir potschafft freuntleiche.
auch müst das offt geschehen
daz bey Helchen ward gesehen
die fraw Dietlind
mit grossen freuden sint.
es phlag wol nach eren
Dietlinde, der vil heren.

---

*) gelt, Einkünfte.

Helche, die vil reiche:
des her die tugentleiche
lob vnz an ir endes tag,
daz ir lob nie gelag.

Das Gedicht von Pitrolf und Ditlaib, welches zugleich mit dem neu entdeckten Heldengedichte von Chaukrun in dem Deutschen Heldenbuche erscheinen wird, gehört, wie aus der gegebenen Uebersicht erhellet, mit in den Kreis der Nibelungen Sage. — Sein Verhältniß zu den verschiedenen Gedichten dieses einen Grundstoffes, folglich auch zu der Wilkina- und Niflunga-Saga, eine Untersuchung über das Alter, das Vaterland des Werkes, ferner eine Beschreibung der Handschrift, der wir es verdanken, wird die Einleitung zu diesem Heldengedichte geben, so wie auch die nöthigsten Erläuterungen, und genaue Rechenschaft über Verbesserung der Schreibfehler in einem Anhange beigefügt werden sollen.

Primisser.

VII.

Schimpf und Ernst

in alten Geschichten und Sprüchen *).

(Fortsetzung.)

11.

Es war ein Abt in einem Kloster, der brach den armen Leuten das Allmosen ab und die allerärgsten, zähesten Mönche,

*) S. Bd. I. S. 305. Bd. II. S. 4.

die er hatt', denen befahl er die äußerlichen Aemter, als: Gastmeister, Pförtner, Almosner und dergleichen Aemter. Und es begab sich einmal, daß ein Sprecher [9]), ein gut Gesell, benachtet [10]), und kam an das Kloster im Winter und begehrt Herberg'; man konnt' es ihm nicht versagen. Der Hofmeister führt ihn in die Hundstube, die stank fast übel und bracht' ihm eine arme Suppe und ein Stück rauch's Brod, und einen sauren essigten Wein und kein Licht; und must also dunkel essen und must die selb' Nacht auf einer harten Bank liegen, bis daß es Tag ward.

Da es nun wohl Tag ward, da wollt' er hinweg geh'n; da gedacht' er: wie bezahlest du den Gastmeister, und dankest ihm der guten Herberg'? Da er nun hinweg wollt' geh'n, so findet er den Abt vor dem Kloster geh'n und beten. Da kniet der Sprecher vor ihm nieder und dankt ihm der Herberg' und sprach: „groß Ehr' und Lob will ich von euch sagen; in zehen Jahren bin ich nicht ehrlicher gehalten worden als hinnacht. Der Gastmeister hat mir nächten groß' und klein' Fisch gesotten, und hat mir dreierlei Wein bracht und sind da bei einander gesessen in einer hübschen Stuben bis zu der Metten Zeit [11]). Darnach, da wir wohl gelebt haben, da hat er mich schlafen gewiesen an ein gut Bett, das war weiß und hübsch bereit und zugerüstet und hab' ich sehr wohl geschlafen. Und jetzt, so ich hinweg bin gangen, da hat er mir ein hübsch Paar Messer geschenkt; darum soll ich billig euer Lob preisen." Und fuhr damit davon. Der Abt war fast zornig. Da man nun in das Kapitel kam, da nahm er den Gastmeister und hielt ihm das vor, wie ihm der Gesell gesagt hätt? Der Gastmeister läugnet es fast, und must

9) Ein auf Markten, in Städten und im Lande umherziehender Spruchsprecher.
10) Von der Nacht überfallen ward.
11) Morgens um 3 Uhr.

aber wahr sein und ließ dem Gastmeister ein' gut Disziplin geben mit der Ruthen. Also hat sich der Sprecher gerochen an dem Gastmeister und man sezte ihn ab und machte einen andern Gastmeister.

12.

Es war ein Ritter, der hatt' ein Kloster Sankt Benedikten Ordens, da er Kastenvogt über war, wo der Abt Rinder, Vieh und Säu zog. Der Abt und der Edelmann wurden uneins, daß der Ritter dem Gotteshaus das Vieh nahm, Küh, Kälber, Ochsen, Schaaf und Pferd. Wiewohl sie kein Fleisch aßen, hätten sie es doch für das Gesind und zu verkaufen. Der Abt war traurig des Schadens und schickt' ihm zween Herrn, die aller gelehrtesten, die er im Kloster hatt', ob sie ihn möchten überreden, Widerkehr [a]) zu thun; sie schufen nichts. Der Abt schickt' über ein' Zeit noch zween andere wohlgelehrte dar; sie schufen auch nichts. Darnach schickt er den aller einfältigsten schlechtesten Priester, den er hatt in seinem Kloster, zu ihm und sprach zu demselben Bruder: „Bruder, so du zu dem Ritter kommst, so nimm vom Fleisch, was dir werden mag."

Da der einfältig Bruder zu dem Ritter kam, da wollt' er eben zu Tisch sitzen. Da sprach der Ritter: „Herr, sitzet daher zu dem Tisch, und esset mit mir." Der Bruder saß nieder und aß allerlei Trachten, die man aufsatzt, ohn' Schaam. Da man also aß und trank, da sprach der Ritter zu dem Priester: „lieber Herr, mich wundert, so ihr kein Fleisch sollet essen nach euerem Orden, daß ihr dann jetzt so lustiglich gessen habet; habet ihr nicht wider eure Regel gethan?" Der Mönch sprach: „mein Herr, ich bin meinem Abt gehorsam gewesen in dem Fleisch Essen; denn da ich

a) zurückzugehen.

von ihm ging, da sprach er zu mir: „„Nimm vom Fleisch, was dir werden mag.““ Da hab' ich wohl gedacht, daß mir nicht mehr mög' werden, denn ich in dem Bauch möcht' heim bringen, darum so habe ich so geitziglichen eingeschoben.“ Da lacht' der Herr und sprach: „wohlan, ihr müsset mehr heimtragen, denn das in dem Bauch;“ und der Ritter gab dem Gotteshaus wiederum, was ihm zugehört hätt' und was er ihm genommen hatt'. Darum Einfältigkeit etwan mehr vermag, denn Kunst und Bescheidigkeit.

13.

In einem Fürstenthum war ein Kloster, da war Gewohnheit, daß der Konvent zween erwählt und ausschob zu einem Abt. Aber der Fürst nahm aus den zweien, welchen er wollt' der war dann Abt. Es fügt sich, daß der Abt starb und der Konvent erwählt zween andere, und satzten sie dar. Der Fürst sollt' einen erwählen, welcher ihm lieber, doch baten sie ihn, daß er den schlechtesten von dem Geschlecht und arm von Freunden wollt' nehmen, er wär' geschickter zu der Geistlichkeit denn der andre. Nun hatt' aber der andre dem Fürsten ein hundert Gulden oder zwei geschenkt, denn er war Groß-Keller gewesen, daß er ihn nähme, das der Fürst thät, um der Schenke und um seiner Freund willen; denn er von dem Adel war. Da er nun Abt war, da ritt er mit 21 Pferden wie ein Graf und hatt' kein Aufsehen auf die Geistlichkeit. Es mißfiel dem Fürsten und sprach zu seinem Rath: „es ist mir leid, daß ich nicht den andern schlechten Münch zu einem Abt genommen hab', so wären wir das alles vertragen; hätt' ich nicht mehr denn ein' Ursach wider ihn, ich wollte den Andern zu einem Abt setzen.“

Dieser Rathsherr sprach zu dem Fürsten: „gnädiger Herr, ich will euch wohl ein' Ursach wider ihn geben. Es ist ihr' Ordnung und Statut, daß ein jeglicher in dem Klo-

ster allwegen ein' Nadel bei ihm tragen soll. So geht etwan in ihr Kapitel, so sie alle bei einander sind, und fraget den Abt, daß er euch sein' Nadel zeig', so wird er sie nicht haben. So heißet dann den andern, der Abt soll werden (den ihr vorhin sollt warnen lassen), sein' Nadel zu zeigen; der wird sie haben. Denn so habt ihr eine Ursach wider ihn, ist er so fahrlässig und säumig in einem kleinen Ding, was ist er dann säumig in einem großen Ding. Das hub ihm nun der Fürst vor und es ward geordnet, und thät der Fürst wie ihm gerathen ward, und ging also mit der Nadel. Der Abt ward abgesetzt und ward der andre Abt. — Dies Beispiel ist gut zu vielerlei, besonder wenn man einem übel will, so bricht man ein' Ursach' ab einem Zaun.

14.

Zu Mailand, zu den Barfüßern, war ein Doctor, ein Ehrenmann, der viel großer Bürger und Bürgerinnen zu Beichtkind hatte, die etwan manchmal zu ihm sprachen: „Herr Doktor, wenn ihr etwa fremde Gäst und fremde Väter habt, so saget es uns, so wollen wir euch ein Essen, oder zwei, bereiten und guten Wein dazu schicken.“ Es begab sich auf einmal, daß der Doctor Gäst' hatte und sprach zu einer frommen Bürgerin: „bereitet mir etwas Gutes, deß' ihr und ich Ehr' habet; ich hab' Gäst' und schicket mir es auf die viere [1]), so man zu Nacht ißt. Die Bürgerin sagt': „ja, es soll sein.“ Sie thät, wie sie ihm zugesagt hatt' und bereitet einen guten schwarzen Pfeffer und Wildbret darein, und gab es ihrem Sohn, er sollt' es ihrem Beichtvater bringen, und eine Flasche mit gutem Wein an den Hals. Der Knab' nahm seinen Gesellen zu ihm und fraßen den Pfeffer und tranken den guten Wein, daß dem Doktor nichts ward.

---

1) um vier Uhr.

Der Doktor wartet ſtäts, es wollt' aber nicht kommen und er ward zornig. Darnach verwieß er's der Frauen: ſie hätt' ihn zu Schanden gemacht, und hätt' ihm nichts geſchickt. Die Frau ſagt': „lieber Herr, ich hab' es euch geſchickt, bei [14]) meinen Sohn." Der Beichtvater ſprach: „fraget ihn, wo er's hin hab gethan; mir iſt nichts worden." Die Frau fragt den Sohn, wo er's hin hätt' gethan. Er ſprach: „ich hab' es in das Kloſter getragen und hab' nach dem Doktor gefragt; da iſt einer kommen, der hat mir es abgenommen und ſprach, er wär' ſein Diener, er wollt' es ihm bringen." Die Mutter ſprach: „ob er ihn kennt', wenn er ihn ſähe?" Der Knabe ſagt', er wollt' ihn kennen. Der Tag ward geſetzt, daß ſie all' bei einander waren, Prieſter und Brüder. Der Knab' ward für ſie all' geführt, er ſollt' ſie wohl beſehen, und zeigen, welcher die Bosheit hätt' gethan. Der Knab' ging einmal oder drei umher, und zum letzten ſprach er: „ich kann keinen vor dem andern erkennen; ſie ſind alle gleich grau gekleidet." Alſo blieben ſie all' und er auch bei guten Ehren.

15.

Die Barfüßer zu Mailand hatten einen Guardian, der gar wohl an dem Herzogen war; und was ihm anlag und braſt [15]), ſo war der Herzog ſein' Zuflucht. Es fügt ſich ein' Zeit, daß der Guardian ſeinen Brüdern gar nichts hätt' zu eſſen zu geben und in der ganzen Stadt nichts wußt zu überkommen. Er ward zu dem Herzog gezwungen zu gehn und ihm das klagen. Da er in das Schlos kam, der Herzog ſaß in dem Rath, in einem ernſtlichen Handel, mit ſeinen Doktoren und Edlen. Der Guardian kam für den Saal,

14) durch.
15) gebrach.

da der Herzog in saß und entbot dem Herzog hinein, er wär' gern zu ihm. Der Herzog entbot ihm, er hätt' jetzund zu schaffen. Der Guardian entbot ihm wiederum, es wär' um ein Wort zu thun. Der Herzog entbot ihm, er wollt' ihm ein Wort hören, redt' er mehr denn ein Wort, er wollt' ihm lassen die Kutte vollschlagen; und hieß ihn hineingehen. Da er für den Herzogen kam, da neigte er sich und sprach: suppa; und neiget sich aber tief, ging damit hinweg. Der Fürst und andere Herren die lachten; ehe der Guardian heim kam, da war im Kloster Wein, Brod und Butter und ander's, das sie bedurften. Sie hatten nicht allein zu dem Tag essen und trinken, sondern viel' Tag' hinach.

(Wird fortgesetzt.)

VIII.

Sängerlohn.

Heut zu Tage ist noch nie ein Tonstück der berühmtesten Tonkünstler mit größerem Entzücken und Beifall aufgenommen worden, als König Konrad I. mit seinem Hofe ein Stück anhörte, welches ein Geistlicher von St. Gallen zu Mainz, wo er Professor war, am Ostertage mit zwei Bischöfen, seinen ehemaligen Lehrjüngern, absang. Er, die Königin und des Königs Schwester rissen die Sänger zu sich, nahmen ihre Ringe von den Händen, und steckten sie ihnen an die Finger. (Eckehard min. in vita S. Notkeri.)

IX.

Alte Kleidertracht

zu Kreuzburg an der Werra.

„Wenn wir die Tracht der damaligen Stadt jetzo sehen sollten, würden wir darüber lachen, und wenn die Verstorbenen unsern Plunder sähen, würden sie sich kreuzigen und segnen. Die reichen Leute hatten Teusinke um; war ein silberner Gürtel, da hingen Glöcklein an, wenn einer ging, so schellte es um ihn her. Das Mannsvolk hatte Kappen, da waren wollene Traddeln (Troddeln) dran, Elen lang, und setzten die über eine Seiten (schief). Ihre Schuhe waren vorne spitzig, fast Elen lang, und auf den Seiten geschnürt mit Schnüren, und Holzschuhe mit Schnacken (Schnäbel) auch Elen lang. Ja einige machten vorne an die Spitze Schellen. Auch hatten die Männer Hosen ohne Gesäß, bunden solche an die Hemden. Die reichen Jungfrauen hatten Röcke, ausgeschnitten hinten und vorne, daß die Brust und Rücken fast blos waren. Die adlichen Frauen hatten geschwänzte Röcke, vier oder fünf Elen lang, so die Knaben nachtrugen. Die Frauen und Mägde hatten an Röcken doppelt dicke Säume, Hand breit; die reichen Weiber silberne Knäufe (Knöpfe) oder breite silberne Schalen an Röcken, von oben bis auf die Schuh, die Mägde trugen Haarbänder von Silber und überguldete Spangen, und hangende Flammen *) zum Geschmuck auf den Häuptern. Die Weiber trugen auch lange Mäntel mit Falten, unten weit,

*) Wohl soviel wie Zacken. Hans Sachs hat: zerstambt und zerrissen, wobei zerstammt so viel wie zottigt, zerstücket heißt.

mit einem zwiefachen Saum, handbreit, oben mit einem dicken gestärkten Kragen, anderthalb Schuh lang, und hiessen Kragenmäntel. Die Kriegsrüstung war eine Armbrust mit einem Stegreif (?). Eben das ward, wenn man's spannte, eingetreten mit einem Werkzeug, das hieß ein Krieck, gemacht von starken Riemen oder Seiden und einem Haken.

Auch war ein Kleid, daß hieß Jegke, gemacht von doppeltem Barchent, mit Baumwollen gefüttert und durchsteppt, sehr dick, daß nicht leicht ein Pfeil durchschießen konnte; auch ein hölzern Schild, oder ein Brusteisen, oben breit, mitten rund und etwas erhaben, unten fast spitzig, auswendig gemahlt, inwendig mit einem Riemen, da man's konnte bei tragen. Auch hatten sie Wämser von Barchent; mitten waren doppelte Kragen von Tuch, mit Teig zusammengekleistert, und kurze Röcke mit zween Falten; kaum wurde der Hinterste damit bedeckt. Das war damals die Kreuzburgische Kleidermode." Die Zeit geht nicht genau hervor, doch muß es vor dem 16ten Jahrhundert gewesen sein.

Paullini zeitkürzende Lust II. 678. (Frankfurt a. M. 1695.)

X.

Abris
der Heldenabentheuer:
der
Nibelungen Hort.

Vorwort
an den Herrn Herausgeber.

Ich bin so glücklich, Ihnen hiermit den Abriß des gefertigten zweiten, oder in seiner Beziehung auf das Ganze — ersten Drama's der Nibelungen zu übersenden, und bitte Sie, ihn in Ihre Blätter für Freunde deutscher Kunst gefälligst aufzunehmen. Auch dieser Abriß ist nur eine flüchtig entworfene Skizze der Thathandlung selbst, gleichsam die dem Gange der Handlung zu Grunde liegende, und aus ihr das Wesen des Drama's gestaltende Idee.

Die Fabel dieser Heldenabentheure ist einzig und allein auf die deutsche Sage gebaut, und alles Nordische von ihr ausgeschlossen. Ich bin von dem früheren Gedanken, den Hort und Siegfried's Tod der nordischen Heldensage näher anzuschließen, abgegangen, um so nur einen deutschen Abdruck des deutschen Urbildes zu geben. Was ich zur Entfaltung dieser Fabel hinzu gedichtet und erfunden, ist, wie ich glaube, dem Geiste jener Sage nicht entfremdet. Das schwierigste bei Einkleidung jener Fabel der Heldenabentheuer in die Bühnendichtung war, alle die Fäden hier schon aufzunehmen, die sich in Siegfried, dem fol-

genden Drama, entwirren und wieder verwirren, und endlich in der Rache auslaufen. So werden sie dann auch gefunden haben, daß das Ganze in dieser Heldenabentheuer sehr stark auf Siegfried hin drückt. Daß ich Siegfrieds Tod von hier aus anders motivirt habe, als das Lied und die nordische Darstellung der Sage es thut, wird wohl jeder dramatische Kunstkenner mir beypflichten, weil die Begründung der folgenden Entwillung anders vom Dramatiker als vom Epiker damaliger Zeit gefaßt werden mußte.

Gern möchte ich Ihrem Winke und meinem Plan gemäß in dem nächsten Trauerspiele das Frohe, Lebensklare, Heldenthümliche, in der Hochfahrt der Nibelungen aufgestellt, in jenem Sinne des Mittelalters im Siegfried wieder geben, wenn ich es überhaupt vermöchte, und andrer Seits nicht aus dem Hintergrunde das eiserne Schicksal so mächtig herein dränge und seinen Schatten auf jenen heitern Glanz würfe. Dieses Schicksal, das dort im Strome bald auftaucht, bald wieder tiefer und verborgener geht, zieht sich durch die ganzen Nibelungen hindurch, und schließt sich seinem innersten Wesen nach dem altgriechischen Fatum so sehr an, und es ist daher im Nibelungenliede das griechische Epos und die griechische Tragödie ihrer Idee nach vereinigt.

Dieser Antheil des Schicksals läßt sich im Drama nicht beseitigen, vielmehr ist es seine Seele, wenn das Drama seiner inneren Anlage zu Folge sich der ältern Form hinneigt.

Im Epos läßt sich dieses Fatum etwas mehr in den Hintergrund zurück drängen, und der Dichter des Liedes (seine Diaskenasten doch nicht?) verstand es, im Liede den schneidenden Gegensatz der Hochfahrt und Noth wie nirgend so ganz eigenthümlich hervortreten zu lassen.

In Hinsicht der äußern Gestaltung der Heldenabentheuer bin ich dem Trauerspiele: Chrimhilden Rache gefolgt,

derselben Mannigfaltigkeit und Abwechselung in den Silbenmaßen, durchgehend Reim und Assonanz.

Ueber das äußere Schicksal meines ersteren Trauerspiels als Manuscript etwas zu sagen, wird sich eine schicklichere Gelegenheit, wenn erst das Ganze geschlossen, darbieten. Sie wissen es, daß mir freundliche Blumen, aber auch stechende Dornen in den Weg gelegt wurden, als ich meinen Versuch hie und da, Kennern und Freunden der Kunst, selbst auch Theilnahmlosen mittheilte. Wenn nun Jemand, die Nibelungen-Helden mal-honnete nennt, — ein anderer die an solchem Stoffe — wie er meint — verschwendete Arbeit bedauert, — ein dritter mit vornehmer Altklugheit schwazt, daß sich die dort angenommene äußere Form nicht für ein Drama schicke, das nur in Einer und derselben Norm einherschreiten müsse, nicht wissend, daß die griechischen Dramen, als die stehenden Typen, in reicher Mannigfaltigkeit der Diction sich bewegen — was ist darauf zu antworten? Ich schwieg, auch dann als mir selbst Hohn, leider! hier wiederfuhr. Hindernisse und ein neidisches Entgegendämmen habe ich denn auch gefunden. Dagegen wieder ein freundliches Entgegenkommen von andern Seiten her. Viele der trefflichsten deutschen Männer in Berlin, Wien und andern Orten haben mich kräftigst ermuntert, mein Ziel nicht aus dem Auge zu verlieren, und so gehe ich denn, ein Deutscher frei und frank, unbekümmert um das Geschwätz des geistigen und aufgedunsenen Pöbels, wieder an's Werk, und hoff' es mit Gottes Beistand zu enden.

Breslau, den 14. Febr. 1817. F. R. Herrmann.

Personen der Heldenabentheuer:

Günther, König von Burgund.
Hagen von Troneck, dessen Mann und Waffengefährte.
Siegfried, Erbe von Niederland.
Brunhilde.
Albrich, König der Zwerge.
Nibelung und
Schilbung, dessen Brüder.
Kuperan, ein Riese.
Schmiede.
Mehre Zwerge.
König Nibelungs Geist.

Erster Aufzug.

Vor dem Drachensteine.

Schmiede arbeiten an einem eisernen Thor der Höhle, worin der Hort liegt. Während der Arbeit singt einer der Schmiede Siegfrieds Abentheuer mit Schmidt Mimer und dem Drachen. Da die Zwerge kommen, vermuthen jene, Kuperan dürfte erwacht sein, und tragen das Thor weg. Die Zwerge entwerfen in gedrängten Zügen das Bild des Riesen, und erwähnen ihrer Dienste bei demselben. Einer der Zwerge giebt ihnen Hoffnung, daß ein Heldenjüngling sie und die Jungfrau auf dem Drachensteine (Brunhilde) aus der Haft des Riesen, den der Drache zum Wächter bestellt hatte, erlösen werde. Der Riese ruft sie in die Höhle ab.

Günther, Hagen und Siegfried treten auf. Siegfried verspricht, allein den Riesen- und Drachen-

kampf zu bestehen, die schöne Maid (Brunhilde) zu befreien und sie für Günther zu werben, obschon Günther und Hagen, letzterer bitter höhnend, es ihm widerrathen. Siegfried mahnt Günthern an sein Versprechen, ihm, wenn er es vollbringt, Chriemhilde seine Schwester zu vermählen, was Günther feierlich verspricht. Um den Kampf für Günther zu beginnen und sich unkenntlich zu machen, tauscht Siegfried mit ihm das Heergeräthe, Schild, Lanze und Helm, aus, nur sein Schwert behält er sich, und läßt noch, obschon Hagen wiederspricht, den Hort von Günther sich zusichern.

Albrich kommt zu Roß, scherzt über das Vornehmen der Burgunden, die er schon kennt, und räth ihnen, nach Worms zurück zu kehren, eh' der Riese aus der Höhle käme. Er will wieder fort, Siegfried aber hält ihn auf, und läßt sich durch einen Schwur Verschwiegenheit des enthüllten Vorhabens versichern. Albrich erzählt darauf: wie Walgund Brunhilden durch Albrichs Hülfe besiegt, und nach den Drachenstein entführt habe, worauf er, nach dem Horte trachtend, den alten König Nibelung, seine Söhne und Tochter in Haft genommen, und wie ihn (Walgund) der König Nibelung mit dem Horte verfluchte, und er nun zum Drachen wurde. — Der Riese erscheint noch innerhalb der Höhle — Günther zieht Hagen mit Gewalt fort — Siegfried bleibt.

Siegfried trotzt dem Riesen, und als dieser fortfährt den Helden zu höhnen, haut Siegfried, dem Lanzenwurfe des Riesen ausbeugend, ihm einige Wunden, worauf der Riese in die Höhle entflieht. Siegfried fordert ihn wieder heraus, der Reise erscheint mit einem langen Speer und will solchen nach Siegfried schleudern.

Da erscheint Albrich mit dem Zaubermantel, und verhüllt Siegfried, der dadurch dem Riesen unsichtbar

wird. Dieser geht, den Helden aufzusuchen, ab. — Siegfried ist über die zauberhafte Entrückung aufgebracht. — Albrich beschwört ihn, zu fliehen, da aber Siegfried bleibt, sagt er ihm, daß er nur durch das Schwert, welches bei dem Horte läge, den Drachen besiegen könne. — Der Riese naht wieder, Siegfried den Zaubermantel wegwerfend, eilt auf den Riesen zu, umfaßt ihn und wirft ihn zu Boden. Die Zwerge und Schmiede erscheinen auf das Angstgeschrei des Besiegten, und freuen sich der Heldenthat Siegfrieds. Der Riese muß ihm den Schlüssel zum Hort geben, und so geht er mit ihm und Albrich zur Höhle ab.

Die Zwerge und Schmiede denken des Heldenlebens und Siegfrieds Ruhmes und schließen mit der in der Zukunft wachsenden Verherrligung des Helden in Worten:

Weit über's Meer und weit in fremde Lande
Tritt Siegfrieds Ruhm stets leuchtender hervor:
Wie eine Säule aus dem Feuerbrande
Aus einem Berg' zum Himmel steigt empor;
Und künftig wird noch mehr in deutschen Zungen
Sein Ritterthum verherrlicht und gesungen.

(Die folgenden Aufzüge, so wie den ersten Auftritt nächstens.)

XI.

Beschreibung eines alten Deutschen Gedichts, welches handschriftlich aufbewahret wird in der Königl. Bibliothek zu Stockholm, der untern Gallerie, dem Schranke Nro. 32. unter Nro. 29., zuerst bekannt gemacht im Jahr 1813. vom Königl. Schwedischen Bibliothekar L. Hammerskiold in dem gelehrten Blatte: *Svensk Litteratur — Tidning* No. 4. S. 61. bis 64. — und daraus hier mitgetheilet vom Professor Schildener*).

Auf dem ersten Blatte hat eine andere und spätere Hand, als die, welche sich in der Handschrift selbst offenbart, den Titel des Gedichts verzeichnet: Blumen der Tugend, und darunter liest man:

„Ich han getan recht als ain man
Der da cham auff ainen plan
Und der vand plümen manggerlay
Als sy pringen mag der may."

Die sechs folgenden Blätter sind völlig rein und erst mit dem siebenten beginnt sowohl das Gedicht selbst, als die Bezifferung der Blätter mit 1, und in der Mitte der ersten Seite liest man:

„Ich han getan recht als ain man
Der da kam auff ainen plan
Und der vand plümen mangerlay
Als sy pringen mag der may
Und der die plümen aller plümen nümpt

*) Keins unsrer litterar-historischen oder geschichtlichen Werke über Deutsche Tonkunst erwähnt das Dasein dieses Gedichts.

Ain chrenzlein mach das im gezimpt
Davon will ich mein werk das klain
Haißen Die plümen der tugendt vain
Davon so pit ich herre dich
Das dein gnade du mich
Legst an mich kunstlosen man
Wann unkunst sáet seinen sam
Alzeit in mein memoria
Du gib mir die savientia
Da mit das ich dein gottleich chunst
Hab bey mir und dein gunst" m. m.

Nach solcher Einleitung, welche bis zum 6ten Blatte fortgeht, beginnen Betrachtungen über Dije Lieb, und darauf nach der Ordnung über alle christliche Tugenden in allen ihren Verhältnissen und Modificationen, nebst allen den, ihnen entgegengesetzten Lastern — und ist die Einrichtung des Gedichts von der Art, daß zuerst angeführt wird eine beschreibende Erklärung, bekräftigt mit Aristoteles's, Cicero's, Plato's, Augustinus oder eines andern Denkers Aeusserungen über jedwede Tugend, oder Laster, — worauf solche verglichen werden mit einen Thier z. B. Seite 41:

„Ich mag geleichn die tugent der mild
Dem adler ist so gezilt
Das er der mitrist vogel sey als man list
Als er auch auf ertreich nidert ist
Wan er mag nymen als großen hunger habn
Er laß die andern vogel mit in laben" m. m.

Oder Blatt 77.

„Man geleicht den tadel der falschhait
Dem fuchs als ysopus sait
Wann er des hungers tatt empfinden
Und das er dan nicht eßen mag vinden
So legt er sich in seiner not
Geleich ob er sey ganz und gar toth" m. m.

Und darauf wird das ganze Lehrsystem deutlich gemacht durch ein historisches Beyspiel, entweder aus der Bibel, wie z. B. auf dem 8ten Blatte, wo es heißt:

„Kunig Salomon ze Jerusalem saß
In seinen sinnen er nu was
Das er in allen Sachen welt weit werr" m. m.

Oder aus den weltlichen Geschichten, z. B. Blatt 19.

„Ich han gelesen in einer Cronika
Das in der Stat Syracusia
Der gantz vovel der do was
Die komen alle auß des Kuniges palas
Und töten darin yederman
Groß und klain was sü komen an
Darnach ward den mördern bekant
Das des Kuniges tochter Armoman genant
Wer noch nicht von in töth" m. m.

Oder wie Seite 23.

„Von der frende liß man das
Das ain hailiger Vatter was
Den man mit nam Bencaro hies
Der selb vatter sich verhieß
Ueber mer zu dem hailigen grab" m. m.

Das Gedicht schließt auf dem Blatte 222., mit folgenden Versen:

„Hie mit das puch gemacht iß
In den namen der heyligen drifalt
Do man rawsent jar zalt
Von gottes geburth sicher war
Und vierhundert und aindliff jar
Zehen tag in den Junius
Quarta die Idus
In dem zalichen Aquario
Do ward das puch volpracht aldo
Des lob wir got und seinz„ namen
Und sprechen alle amen amen amen."

Gleich wie man aus den angeführten Proben abnehmen kann, finden sich keine Unterscheidungszeichen, oder eine Einheit in Ansehung der Buchstabirart der Worte. Letzteres dürfte davon herrühren, daß diese Abschrift, — nachdem, was der habitus der Buchstaben anzudeuten scheint,

— in der Mitte des 15ten Jahrhunderts genommen worden, da bei dem Abschreiber ein Streit rege geworden war zwischen der ältern und der zu seiner Zeit üblichen Rechtschreibung. — Uebrigens ist das Ganze ziemlich gut und leserlich geschrieben, mit schwarzer Dinte; jedoch bey jeder neuen Abtheilung ist der Anfangsbuchstabe nur schwach darneben angedeutet, weil er vermuthlich bestimmt war, bunt gemalt zu werden, so wie auch zwischen jeder Abtheilung lange leere Stellen gelassen sind, damit späterhin daselbst passende Zeichnungen und Figuren möchten gemahlt werden können.

Nach dem Schlusse des deutschen Gedichts beginnt mit dem Blatte 226. Seite 2., ein gereimtes lateinisches, geschrieben von einer ganz andern, spätern und weniger leserlichen Hand, dessen Ueberschrift ist:

Pancop* regi scribit tota Scola salerni.

Und der Anfang:

„Si vis incolumem si vis te reddere sanum
Pane mero cenare parum non sit tibi vanum
Ludere p.. it epulas." etc.

Diese diätetischen Rathschläge und Regeln endigen Blatt 229.

Gegenwärtige Handschrift ist auf sehr gutem, dicken Papier geschrieben. Sie ist eingebunden in festem Bände, überzogen mit hellrothem Leder, beschlagen mit Messingsbuckeln und in völlig gutem Stande, wenn man ausnimmt, daß der eine Deckel gebrochen ist.

L. Hammerschild.

*. Kann auch heißen: Francor oder Panonio.

H.

XII.

Englisches Buch.

A Collection of Ancient and Modern Scottish Ballads, Tales, and Songs; with Explanatory Notes and Observations. By John Gilchrist. In 2 Vols 12mo Pp. 393. 380. Baldwin and Co. London. 1815.

Dieſe Schottiſche Blumenleſe:
„iſt in drei Abſchnitte getheilt; in der Eintheilung des erſten und dritten iſt der Plan des ſcharfſinnigen und gelehrten Ritſon befolgt. Der erſte Theil beſteht aus geſchichtlichen und romantiſchen Balladen; der zweite aus Erzählungen; und der dritte aus geſelligen Liedern, unter den Ueberſchriften: ſcherzhafte, Liebes- und vermiſchte Lieder. Den Dichtungen in der erſten und zweiten Abtheilung gehen kurze Bemerkungen voran, mit einem Ueberblick, wodurch die erzählten Begebenheiten aufgehellt werden; und in dem dritten Theile finden ſich die Namen der Verfaſſer und Erzählungen, welche mehre von den Liedern betreffen. Solche Belehrungen haben ſchon lange gemangelt und wir verdanken es der Liebe des Herrn Burns für die Schottiſche Dichtkunſt, daß ſo viel jetzt von der Geſchichte der Schottiſchen Lieder-Dichtungen bekannt iſt; er war es, der dem verſtorbenen Tytler die Erzählungen verſchaffte, welche, mit ſeinen eignen Bemerkungen, in Cromeks Nachlas des unſterblichen Dichters bekannt gemacht worden ſind; — aus dieſer ſichern Quelle, aus Ritſon's Schottiſchen Gedichten und aus andern Sammlungen hat der Herausgeber viel zu ſeiner Belehrung über dieſen Gegenſtand zuſammengeleſen. Allezeit iſt er der am meiſten übereinſtimmenden Handſchrift, die

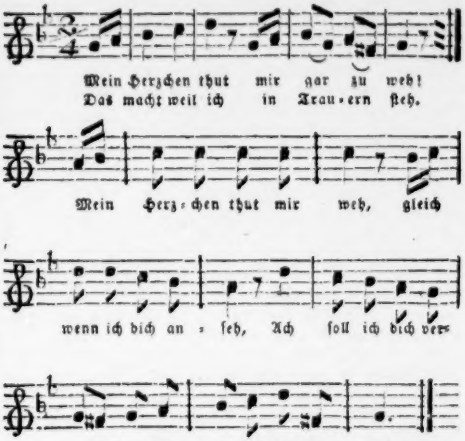
er von den verschiedenen Gedichten erhalten konnte, gefolgt, in der Ueberzeugung, daß Genauigkeit in den Lesearten ein hauptsächliches Augenmerk in allen Bekanntmachungen dieser Art sein muß."

Hr. Gilchrist hat sicher große Geschicklichkeit und Beurtheilungskraft in seiner Auswahl der Dichtungen seines Vaterlandes gezeigt, und die durch die Gelegenheit dargebotene Zierlichkeit, mit welcher er seine Vorreden und geschichtlichen Anmerkungen zu diesen dichterischen Werken ausgestattet hat, erfordern, daß man ihm alle Ehre, die einem Schriftsteller gebührt, erweiset. Die Stücke, welche die zwei Bände ausmachen, waren, es ist wahr, schon in den Händen der Lesewelt, aber sie waren in mehren Büchern zerstreut. Gilchrist's Anordnung bietet die allmälige Steigerung der Schottischen Dichtkunst dar, von frühster Zeit bis zur jetzigen, und giebt einen Ueberblick nach Art eines Rundgemäldes über die Fortschritte seiner Landsleute in der anziehendsten aller Künste. — So urtheilt der Critical Review (November 1815. S. 545.) über diese Sammlung, die dem Herausgeber noch nicht zu Gesicht kam.

XIII.

Herzensweh.

(Erhielt Herr Dr. Hohnbaum von einem Freunde zu Gotha.)



XIV.

Nachricht

von einem ganz neu aufgefundenen Bruchstück der Nibelungen.

Mein lieber Freund Zeune theilt mir folgende Nachrichten mit: Die Hohenemser Handschrift der Nibelungen, welche in Wien zum Verkauf war, hat nicht die Fürstin von Fürstenberg gekauft, sondern Herr von Lasberg.

Ganz unerwartet hat sich in Heidelberg in der Handschrift 844 ein großes Bruchstück einer Nibelungen-Handschrift gefunden, auf Papier, aus dem 14ten oder 15ten Jahrhundert. Es sind zusammen 819 Zeilen aus 21. 25. und 26. Abentheuer. Eine Probe davon ist:

Auent. Wie Gelpfrat erſchlagin wart von Danckwart. (rothe Schrift.)

Da ſie nu waren alle komen vf den ſant
D' kunig begunde fragen wer ſal vns durch daz lant
Die rechten wege wiſen daz wir vt irre varn
Da ſprach d' ſtarcke volker daz ſal ich eine bewarn.

Am Rheine zeigen sich wieder Spuren einer ganz neu entdeckten Handschrift der Nibelungen, die mit Bildern sein soll. — Die Karlsruher Regierung thut nichts, um die Handschrift der Nibelungen zu erhalten, welche Hundeshagen jetzt besitzt, obgleich sie, dem Vernehmen nach, der Besitzer verkaufen will.

XV.

Förderung

der Kenntnis Deutſcher Vorzeit*).

I. Gern verbeſſere ich einen Fehler, den ich Bd. 2. S. 173. meiner wöchentl. Nachr. bezing, indem ich zu den Hochſchulen, auf welchen das Nibelungenlied geleſen wird und überhaupt Vorträge über die Deutſche Vorzeit gehalten werden, noch Greifswalde und Gießen hinzufüge. Gießen, nach dem Vorleſungsverzeichniſſe, welches mir erſt ſpäter zu Geſicht kam, Greifswalde, nach dem freundſchaftlichen und gefälligen Brief des Mannes, welcher ſchon ſeit Jahren die erwachte Neigung emſig gepflegt hat. Es iſt der Herr Prof. Detr. Schildener zu Greifswalde, welcher ſchon in dem Jahre 1813. Vorleſungen über das Nibelungenlied und andere Denkmähler der Deutſchen Vorzeit gehalten hat. In dieſem Winter ward von demſelben der Boner gewählt, und dazu durch eine kleine, ſehr leſenswerthe und empfehlungswürdige Schrift, deren genauere Betrachtung ich auf einen andern Ort verſpare, eingeladen: Ueber die Beſchäftigung mit Denkmälern unſrer Vorzeit. Ein gelegentliches Wort vom Profeſſor Schildener. Greifswalde, gedruckt bei F. W. Kunike. 1816. 31 S. Es iſt ſehr zu wünſchen, daß auch an andern Orten dieſe Schrift beherzigt werde. Herr Prof. Schildener verſpricht nicht nur Anleitung zur Kenntnis der gebundenen Rede, ſondern auch der ungebundenen, in welcher die Herausgabe eines guten Werkes alter Zeit noch immer ſehr vermißt wird, und wird auch ſeine Zuhörer mit den Kunſtwerken des Mittelalters bekannt machen.

*) Vergleiche Bd. 2. S. 172. f.

II. Bei den Nachrichten B. 2. S. 168. haben sich, durch Versehen des Mittheilers, einige Irrthümer eingeschlichen. Herr Prof. Karl Giesebrecht zu Berlin hatte die Güte, diese Nachrichten in einem Schreiben vom 13. Windmonat zu berichtigen und mir zu erlauben, aus seinem Briefe durch den Druck bekannt zu machen, was ich wünschte. Die eigenen Worte desselben mögen daher ihre Stelle finden.

1. „Nicht blos im Sommer 1815. sondern seit Michaelis 1814. habe ich unser Heldengedicht auf dem Berlinisch-Cölnischen Gymnasium vorgetragen in freiwilligen Stunden 2mal die Woche. Seit Mittensommer 1816. etwa, da ich nicht mehr Herr meiner Zeit war, habe ich vor der Hand diese Stunden aufgegeben, mit dem Vorsatze, sobald als möglich wieder zu beginnen, will's Gott, künftige Ostern. Ich halte für meine Pflicht, dies anzuzeigen, weil ich, so viel mir bekannt; der Einzige bin, welcher das Lied der Nibelungen an einem Berlinischen Gymnasium gelesen hat, damit man nicht etwa glaube, dergleichen sei für Berlin nur eine vorübergehende Erscheinung gewesen.

2. Man kann von meinem Bruder Adolph in Neustrelitz nicht sagen, daß er das Nibelungenlied eingeführt habe. Mehrere wackere Männer haben gemeinschaftlich gewirkt. Das Lied der Nibelungen ist in das Stundenverzeichniß aufgenommen bei dem Gymnasium zu Neustrelitz. Mein Bruder lieset es in der zu dem Behufe vereinigten ersten und zweiten Classe, Herr Professor Kämpfer in der dritten. Ob auch schon auf den Schulen zu Neubrandenburg und Friedland das Gedicht eigentlich eingeführt sei, weiß ich Ihnen in diesem Augenblicke nicht zu sagen, doch thun auch dort wackre Männer, z. B. Milarch und Löschner, das ihrige, die Jugend in vaterländischem Sinne zu bilden. Es ist überhaupt im Meklenburg-Strelitzischen Lande jetzt ein reges Leben und Weben, und mit Vergnügen werde ich

veranlaſſen, daß Ihnen hierüber mitgetheilt werde, was ſich für Ihre Nachrichten zu eignen ſcheint.

3. Mein Bruder Ludwig hat ſeit Oſtern d. J. das Nibelungenlied wirklich geleſen am Gymnaſium in Stettin, und daſſelbe iſt vorläufig in das Stundenverzeichniß aufgenommen worden.

III. In dieſem Monat hat auch der Herr Profeſſor Klein auf dem Breslauer katholiſchen Gymnaſium die Leſung des Nibelungen-Liedes begonnen. Es iſt, ſo viel mir bekannt, das zweite Gymnaſium des Landes, das dieſes Gedicht in den Unterricht mit aufgenommen hat.

IV. Auf dem Werder'ſchen Gymnaſium zu Berlin ſind die Nibelungen jetzt auch durch Herrn Prediger Spilleke eingeführt worden. Derſelbe hat die Ausgabe des Herrn Zeune zum Grunde gelegt.

XVI.

Etwas über

Chriſtus und Marien-Bilder.

(Hierzu zwei Kupferblätter, das Bildniß Chriſti und der Maria.)

Das Wiſſen iſt unzuverläſſig, die Erfahrung ſchwankend, die Ueberlieferung ehrwürdig, der Glaube frey.

Pfaff.

Der Wunſch des Menſchen, etwas näheres über die Geſtalten zu wiſſen, mit welchem Vorſehung oder Schickſal

diejenigen bezeichnet hat, welche große Wirkungen auf ihre Gattung hervorgebracht haben, ist wohl, was auch ein ängstlicher Critiker dagegen vorbringen könnte, der verzeihlichste.

Denn er hängt mit einem tiefern Naturgefühl zusammen, als man beim ersten Anblick glaubt; und ist der Maasstab, mit welchem wir, mit und ohne Bewußtsein, die mehresten unserer Verhältnisse zu den Menschen messen. Ja man behauptet nicht zu viel, wenn man annimmt, daß dieser physiognomische Maasstab mit zu dem Bande gehöre, welches auch den Eigensinnigsten an seine Gattung knüpfet. Und wohl uns, daß dies so ist, denn alles insularische ist Verbrechen am Ganzen, und die Wahrheit des Spruchs des Agesilaus: omnia particularia mala, dringt sich auch hier mit aller Kraft auf.

Man wende hier nicht ein, daß obiges Gefühl ein trügliches sei, daß es einige günstige Umstände in der Jugend herbeigeführet, es zu einem falschen Ideale erhoben haben können; daß in dem ersten Lebenszeitraum uns manches blende, was im reiferen Alter seinen Schimmer verliert und uns da ein Zerrbild wahrnehmen lasse, wo das Morgenroth der Jugend eine liebenswürdige Gestalt erblicken ließ; daß ferner manches verdächtige Sinnenspiel hier mit unterlaufen könne; daß selbst das Ideal, welches wir uns von einem hohen oder niedern Gegenstand bilden, sich immer nur nach den Kenntnissen und Erfahrungen bilde, die wir auf dem Lebenswege erworben haben; mithin ein bestimmtes Bild oder allgemeiner Canon unmöglich sei und dgl., so kann man selbst diesen Einwand, als wahr eingestehen, aber es ist gegen obiges Natur-Gefühl nichts gewonnen, denn er trifft nur die Ausnahmen, und wenn hiebei Irrthümer sich einschleichen können, so sind sie meistens Beweise von einer schiefen Bildung, Mangel an Kunst-Sinn und Aufmerksamkeit u. s. w.,

die also den richtigen Eindruck hindern und untauglich sind, alle dynamischen Bedingungen zu erwägen, und zu beobachten, unter denen eine Gestalt auftreten kann, und muß, die eine höhere Bahn bezeichnet. Hiebei sei mir erlaubt, eine sehr bekannte Erfahrung in Hinsicht des Anziehens oder Zurückstoßens mancher Gesichter anzuführen, wo der erste Anblick einer Gestalt, sowohl bei Kindern als ungetrübten Gemüthern älterer Menschen, meistens entscheidend ein richtiger ist und im fernern Umgange sich rechtfertiget. Hier ist ein Fall, der wie ein Gewissen sich ankündiget und ein absolutes und unbestechliches Gefühl heischt.

Aber warum verweilen, bey einem gewissermaaßen instinktartigen Gefühl? da uns Anschauungsgründe, aus Wissenschaft und Kunst geschöpft, unwidersprechliche Thatsachen liefern, die uns zum Ausspruch einer Hypothese leiten könnten: daß es in der Natur wohl eine Gestalt geben könne, welche als Repräsentant der Menschen-Gattung die Erfüllung aller sittlichen, geistigen, religiösen Bedingungen ahnden lasse, wozu diese Gattung geschaffen ist, die als ein Tempel der Gottheit mit seinem innern Heiligthum dem irrdischen Sinne sich offenbare und mit der ewigen Urschönheit geschmückt sei, nach welcher sich die Weisen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gesehnt haben, und noch sehnen. Es ist schon unverkennbar, daß die einzelnen Kräfte und Anlagen sich auch in einzelnen Theilen der menschlichen Gestalt entschieden aussprechen, wie der alte begeisterte religiöse Lavater gegen manchen Humoristen seiner Schriftsteller Periode nicht ohne Glück und Wirkung dargethan hat. Warum sollten auch nicht mehr und minder Repräsentanten der Schönheit, Gewandheit, Milde, Liebe und Weisheit statt finden können? da so viele dunkle Reflexe höllischer Dämonen auf unserm Planeten herum wandeln und uns mit ihren Zerrbildern erschrecken. Traurig genug, daß die

höllenbrüggelschen Gestalten Gegenstände der Kunst werden konnten und man sich nicht entblödete, solchen Unsinn in ihre Heiligthümer einzuführen!

Will man endlich doch das Gesagte für einen lieblichen Traum erklären; so muß nur noch bemerkt werden, daß selbst das Erschrecken vor obigen Larven die Hypothese unterstützt und bei jedem Menschen dieses Schönheits-Gewissen als ein Objectives voraussetzt. Dieser mit mancher Erfahrung bewahrheitete Traum, stehe für die Milliarde lustiger Herren und Frauen hier, denen das allgemeine Leben wie ein Masken-Ball verfließt, von dem das Reich der Schönheit und Sitte völlig ausgeschlossen ist, als Gram und Aergerniß: warum dieses Etwas über Christus- und Marien-Bilder erscheint und man erlaube mir noch hinzuzufügen, daß ich für die durch Sagen und alte Schriftsteller auf die Nachwelt gebrachte Beschreibungen dieser Bilder, wegen ihrer Aehnlichkeit mit ihren Urbildern, den nehmlichen Rang verlange, welchen die Alterthumskenner den Gemmen des Pythagoras, Socrates, Plato, Lycurg, Solon, Democrit, Heraclit ꝛc. ohne großes Bedenken einräumen. Die Bemühungen der Griechen, ihren Göttern, Heroen und Weisen die schönsten, kräftigsten und charakteristischen Formen zu geben, verrathen eine tiefe Erkenntniß der erhabensten und reinsten Menschheit und es wäre diesem Künstlervolk gelungen, sie auch in religiöser Hinsicht darzustellen, wenn sie nicht das gewöhnliche Sinnenspiel der Erde daran gehindert hätte, zugleich alle geistigen Bedingungen in ihre Kunsterzeugnisse aufzunehmen, und den Schleier der Urschönheit, der einige ihrer Weisen entzückte, etwas mehr zu lüften und solchergestalt eine Stufe zu betreten, auf welcher ihnen die Idee der Ewigkeit, dieser einzigen Form, hätte begegnen müssen. Denn was war ihre Urschönheit anders als ein noch getrübter Blick ins Empiräum!

QVAM MISIT ABGARO QVÆ ROMÆ

IMAGO CHRISTI SALVATORIS AD IMITATIONEM EIVS HABETVR IN MONASTERIO SANCTI SILVESTRI.

Wenn wir also nicht mit gleich starker Wahrscheinlichkeit die Aehnlichkeit der in Rede stehenden Bilder nachweisen können, so liegt dies blos daran, daß das Volk, (aus hinlänglich bekannten Gründen,) unter welchem Maria und Christus erschienen, keine Kunst-Anlage hatte, mit welcher es wie die Griechen, die Gestalten ihrer merkwürdigen Männer auf die Nachwelt hätte bringen können oder wollen. Ohngeachtet uns nun hier eine nicht zu beseitigende Schwierigkeit entgegen tritt, so geben glücklicher Weise sehr bestimmte Sagen und alte Bilder von beyden heiligen Gestalten uns einige schöne Begriffe, welche die Hoheit, Würde, Unschuld und Liebe der in Rede stehenden Gegenstände unwidersprechlich darthun.

I. Zuerst stehe hier die Beschreibung des Consul Isauricus Lentulus, welcher 25 Jahr nach Christi Geburt lebte und Christum als Augenzeuge gesehen haben kann:

„Es hat sich bey uns hervorgethan und lebt noch ein „Mensch von vielen Tugenden, den man Jesus nennt, „welcher von vielen Leuten ein Prophet der Wahrheit, „von seinen Jüngern aber Sohn Gottes genannt wird. „Dieser erwecket die Todten und heilet die Kranken. „Er ist ansehnlich und lang von Wuchs und von solchem „Ansehn, daß Ihn Jederman liebet und fürchtet. Er „hat bräunliche Haare, wie die Farbe einer reifen Ha„selnuß, oben glatt und dunkel, doch untenzu etwas „kraus und heller um die Schultern, auf dem Haup„te getheilt, nach Art der Nazaräer; eine freie Stirn „und munteres Angesicht, ohne Runzeln und Flecken, „mit einer mäßigen Röthe gezieret; Nase und Mund „sind ohne Tadel. Er ist eines aufrichtigen und be„ständigen Gesichtes, von großen klaren Augen, ent„setzlich, wenn er bestraft, liebreich und sanftmüthig, „wenn er ermahnt, fröhlich, doch mit einem anständi-

„gen Ernſt, den man niemals hat lachen ſehn, wohl „aber zum öftern weinen; er ſpricht wenig, aber alles „mit Anſehn; ſeine Geſtalt iſt vortrefflich vor allen „Menſchenkindern.

Ob uns gleich Gründe fehlen, daß der Römer wirklich Verfaſſer dieſes Bildes ſei und hier die Critik nicht ſtreng befriediget werden kann, ſo fällt doch die Aehnlichkeit und Zuſammenſtimmung der

II. Beſchreibung des Nicephorus Calliſtus H. E. Lib. I. cap. 40. de Forma Chriſti, welche Lange interpretiret hat, um ſo mehr wunderbar auf, da ſie nicht nur obiges Bild des Lentulus beſtätiget, ſondern auch mit einer Genauigkeit dabei verfahren wird, die das höchſte Intereſſe und die höchſte Einfachheit mit hoher Liebe bezeichnet. Wegen einiger ſorgfältiger gewählten Worte rücke ich dieſe Beſchreibung nach Langes Interpretation ein:

„Ut ex antiquis Deſcriptionibus accepimus, Figura Chriſti talis fuit:
„Formosa Species Corporis fuit:
„ſtatura ſeptem integras ſpithamas exceſſit.
„Capillum habuit non nihil flavescentem, non „denſum et in extrema Parte aliquantulum criſpum.
„ſupercilia nigra, non multum curvanec sine „intervallo.
„Oculos fulvos, qui nominantur charopi: non „lusciosos, nulla deformitate insignes, non vagados,
„Naſo erecto,
„Barba flava, non prolixa,
„Capilli vero Capitis prolixi fuerunt: quia

„nunquam novacula aut unius hominis manu ton-
„si fuerunt.
„Collum leviter inflexum fuit, ne prorsus
„erectum incederet.
„Color Faciei subfuscus tritico similis: Fa-
„cies non rotunda, sed qualis fuit Matris, ali-
„quantulum demissa, paululum rubescens: et
„Vultus ipse significabat hominem intelligentem
„et mores graves et placidos et prorsus ab iracun-
„dia alienos. Prorsus autem, erat purissimae ma-
„tri suae.
„Centuriator. Magdeburgensium Cent. I. lib. I.
„Cap. 20.

Was wir aus alten Beschreibungen erhalten, so war die Gestalt Christi folgender Art:

sein Leib hatte eine schöne Gestalt;
sein Wuchs übertraf 7 volle Spannen (spithama) nach Plinius;
sein Haar war gelblich nicht dicht und an den Spitzen etwas krauß.
seine Augenbraunen waren schwarz, nicht sehr gewölbt und ununterbrochen;
seine Augen grün (fulvus *), welche man fröhliche **) Augen nennt, nicht blöde, mit keiner Mißform bezeichnet, nicht umherschweifend,
seine Nase erhaben;
sein Bart gelb, nicht lang aber die Haupthaare waren lang, weil sie nie mit dem Scheermesser oder eines Menschen Hand geschoren werden.

*) heißt auch dunkelroth, z. B. ein gelber Löwe.
**) γλαυκος laetus, caesius, bleichblau.

sein Hals etwas gebogen, so daß er nicht völlig aufrecht stand.

Die Farbe des Gesichts bräunlich, dem Waitzen ähnlich.

Das Gesicht nicht rund (also länglich) sondern wie das Gesicht der Mutter war, ein wenig gesenkt und erröthend (rubescens) *),

sein Antlitz bezeichnete einen verständigen Menschen, ehrbare gefällige Sitten und zugleich allem Zorn fremd. Aehnlich war er seiner reinsten Mutter.

Beide Beschreibungen sind sehr genau und die Blicke der Beschreiber zeigen von großer und liebevoller Aufmerksamkeit, die sich nichts abdingen läßt und zugleich von einer herrlichen physiognomischen Anlage. Man siehet ihnen den Wunsch an, daß die Sprache mehr bezeichnete Worte haben möchte, um dies Bild dem irdischen Sinne näher zu bringen. Wer auch ursprünglich diese Beschreibung gemacht haben mag, ein Künstler-Gefühl mit reinem Gemüth und einfachem, ungetrübten Sinn, verloren in der Herrlichkeit des Gegenstandes, gab sie und man kann sich schwer enthalten, zu glauben, aus ihnen den Augenzeugen zu vernehmen.

Für diejenigen, in welchen ein höheres Wohlwollen und Nächstenliebe schlägt, die vielleicht mit den lieblichen Sagen von Christo, welche als apocryphisch aus dem neuen Testament ausgeschlossen worden, nicht hinlänglich bekannt sind, wird es erfreulich sein, hier eine Nachricht über das Verhältniß eines Königes von Edessa Namens Abgarus zu Christo als Zeitgenossen zu finden. Eusebius erzählt in seiner Geschichte des Erlösers pag. 16. Cap. XII, die Sache folgendermaaßen:

---

*) Ist nicht röthlich, sondern erröthend die anmuthigste Farbe des Menschengesichts?

„Der außerordentliche Ruf, welcher von Jesu Christi Wundern und seiner Gottheit auch in die entferntesten Länder erscholl und besonders die göttliche Kraft, Krankheiten aller Art zu heilen, zog auch Abgarus an; besonders, da er mit einer schweren und unheilbaren Krankheit behaftet war. Daher schrieb derselbe folgenden Brief an ihn:

„Abgarus Fürst von Edessa Jesu dem gnädigen Heiland, welcher in den Gegenden „von Jerusalem im Fleisch erschienen, alles Heil.

„Die vorzüglichen Tugenden und Heilungen, welche von „Dir ohne Arzenei und Kräuter vollbracht werden, habe „ich erfahren. Blinde, wie der Ruf sagt, machest Du „sehend, Lahme gehend und Aussätzige rein, unreine „Geister und Dämonen treibest Du aus, diejenigen, welche von schweren Krankheiten geplagt werden, heilest „Du und Todte rufest Du ins Leben zurück. Da ich „dieses von Dir erfuhr, dachte ich zweierlei: entweder „Du seiest Gott und von der Höhe des Himmels herabgestiegen, oder Du seiest der Sohn Gottes, von dem „solche Wunder ausgehen. Daher schreib ich Dir dieses, „flehentlich bittend, Du wollest auch für mich die Mühe „übernehmen und mich von der Krankheit, von welcher „ich gepeiniget werde, heilen. Ich höre, daß Dir die „Juden boshaft widerstreben und Dir gerne ein großes „Uebel zufügen möchten. Ich habe zwar eine kleine Stadt, „aber sie ist gut gezieret und berühmt, daß sie die uns beiden nöthigen Dinge hinlänglich darreichen wird.“

So schrieb Abgarus an Christum. Durch göttliches Licht erleuchtet, ist in diesem kurzen Briefe der wahre Werth, daß er voll Tugend und Kraft ist und wünschenswerth zu hören, was Jesu Brief enthielt;

Antwort Jesu an Abgarus den Fürsten, gesandt durch den Bothen Ananias:

„Abgarus! selig bist Du! da Du mich nicht gesehen hast „und doch an mich glaubest. Von mir stehet geschrieben, „daß diejenigen, welche mich sehen, an mich nicht glau„ben, damit diejenigen, welche mich nicht sehen, „an mich glauben und das Leben erhalten werden. Was „Du an mich schreibest, daß ich zu Dir kommen möchte, „dagegen sage ich Dir, daß ich diejenigen Dinge, wes„wegen ich gesandt bin, nothwendig verrichten muß; „wenn ich demnach vollendet haben werde, werde ich zu „demjenigen wieder aufgenommen werden, welcher mich „gesandt. Sobald ich wieder aufgenommen sein werde, „will ich Dir einen von meinen Jüngern senden, welcher „Dich von Deiner Dich peinigenden Krankheit befreien „und Dein und der Deinen Leben erhalten wird."

Nach der Aufnahme Christi wurde Judas, der auch Thaddäus genannt wird, einer von den 70 Jüngern, an Abgarus gesendet, welcher auf der Reise zu ihm bei Tobias dem Sohne Tobiä einkehrte. Abgarus hörte, daß der Jünger, welchen zu senden Jesus versprochen hatte, angekommen sei; denn Tobias sagte dem Abgarus, daß er einen mächtigen Mann bei sich aufgenommen, der von Jerusalem komme und im Namen Jesu schon viele Heilungen vollführet habe. Führe ihn zu mir! sagte Abgarus. Tobias ging sogleich zu Thaddäus und sagte ihm: Abgarus der Fürst dieses Orts sendet mich zu Dir und verlangt, daß ich Dich zu ihm führe, damit Du die Krankheit, welche ihn peiniget, heben möchtest. Lasset uns gehen, antwortete Thaddäus, denn ich bin seinetwegen gesandt. Des Morgens am andern Tage nahm Tobias den Thaddäus mit sich und ging zu Abgarus. Bei seiner Ankunft waren die Großen des Hofes schon bereit, dem Abgarus beizustehen, und gleich beim Eintritt bemerkte Abgarus auf dem Antlitz des

Apostels ein helles Licht hervorstrahlen. Da dies Abgarus sahe, verehrte er demüthig den Thaddäus. Die Bewunderung aller Anwesenden war vollkommen, denn sie sahen die Erscheinung nicht, welche Abgarus wahrnahm. Du bist gewiß der Jünger Jesu des Sohnes Gottes, welchen er mir in seinem Briefe versprochen hat. „Ich werde dir einen von meinen Jüngern senden, der deine Krankheit heben und Dir und den Deinigen das Leben erhalten wird!“ Hierauf Thaddäus: Weil Du so viel Vertrauen in Jesum Christum, der mich zu Dir sendet, beweisest; deswegen bin ich zu Dir gesandt. Und ferner: Wenn der Glaube den Du zu ihm trägst mehr und wahr wachsen wird; so werden die Wünsche Deines Gemüthes, so wie Du geglaubet hast, erfüllet werden. Abgarus erwiederte: Ich glaube dergestalt an Ihn, daß ich, wenn nicht die Herrschaft der Römer mich hinderte, die Juden welche Ihn gekreuziget haben, mit einem Heere überziehen und gänzlich vertilgen wollte. Thaddäus dagegen sagte: Unser Herr und Gott Jesus Christus hat den Willen seines Vaters erfüllt, und nachdem er vollbracht, ist er wieder vom Vater aufgenommen. Sodann sagte Abgarus: und ich glaube an ihn und seinen Vater. Hierauf sagte Thaddäus: Also lege ich im Namen Jesu meine Hände auf Dich; und als er dies gethan, wurde Abgarus von Stund an von der Krankheit befreiet.

Hiezu gehöret noch die Sage, welche verschieden, von Uebersendung des Bildes Christi an Abgarus erzählet wird. Nach einigen, namentlich Damascenus *), hat Abgarus einen Mahler nach Jerusalem gesendet um Christi Bild zu fertigen; welches aber der Mahler, wegen des hohen Glanzes seines Angesichtes, nicht im Stande gewesen. Da habe der

*) De fide orthodoxa Lib. IV. Tom. 1. pag. 181. Edit. Lequien. Paris 1712. fol.

Herr selbst das Bild durch göttliche Kraft seinem Mantel eingeprägt, und auf die Art dem Wunsche des Abgarus genüget. Nach andern hat Christus auf ein leinenes Schweißtuch die Züge seines Gesichtes eingedruckt und solches an Abgarus gesendet.

Wie es sich auch mit Fertigung und Uebersendung dieses Bildes verhalte, so zeigen doch einige von Damascenus angeführte spätere Umstände, daß ein solches zu Edessa dagewesen sei; denn sonst müßte man die Erzählung, nach welcher die Belagerung dieser Stadt durch den persischen König Cosroës statt gefunden hat, schlechtweg unter die Erfindungen rechnen, wozu man nicht entschieden berechtiget ist. Nach dieser Erzählung waren die aus Oelbaumholz erbauten Mauren von Edessa von Cosroës mit Scheiterhaufen aus Pappelholz umgeben worden, um solche zu verbrennen. Der damalige nicht genannte Metropolit aber habe zu Rettung der Mauern einen Umgang mit dem obengedachten Schweißtuch, worauf Christi Bild abgedrückt und welches dem Abgarus zugesendet worden, gehalten. Hierauf habe sich (Divina vi) ein heftiger Wirbelwind erhoben, der die Flammen von der Stadt abgehalten, wodurch alle bei den Scheiterhaufen befindlichen Belagerer verbrandt worden wären. Uebrigens fügt noch Damascenus aus alten Schriftstellern eine Beschreibung der Person Christi hinzu, welche mit den oben angeführten völlig stimmt.

Nun wende ich mich zu den Nachrichten, welche man über die Bilder der Mutter Christi in den heiligen Schriftstellern antrifft. Aber leider sind hiervon nur unbedeutende Winke enthalten. So spricht unter andern der so oft angeführte Damascenus a. a. O., daß der Apostel Lucas, der als ein Mahler angegeben, das Bild der Maria mit sanften und freundlichen Farben gemahlt habe, als sie noch zu Jerusalem verweilet, und hierdurch der Nachwelt eine Spie-

gelgeſtalt von ihr überliefert habe. Als Lucas ihr daſſelbe gezeigt, ſoll ſie geſagt haben: „Meine Gnade wird dies begleiten!“ In dem damaligen gläubigen Sinn, fügt er noch die wundervolle Begebenheit hinzu: Daß die Fürſten der Apoſtel, Petrus und Johannes, welche den Herrn geſehen haben, als ſie einſt zu Lydda, welche Diospolim genennt wird, und 18 Meilen von Jeruſalem entfernt liegt, verweilt hatten, um dort ein Bethauß zu Ehren der Jungfrau Mariä zu erbauen, ſie dieſelbe gebeten hätten, dieſem Bethauſe den Namen zu geben, und darinnen gegenwärtig zu ſein. Da habe ſie beſtimmt geantwortet: „Auch ich werde hier mit Euch ſein!“ Hierauf ſei mit einer göttlichen und unſichtbaren Kraft ihre Geſtalt auf einer der Säulen eingedrückt erſchienen; welches alle mit Freude und Erſtaunen erfüllt hat. Dieſes Bild iſt bis auf die Zeit Julians, der vom chriſtlichen Glauben abging, unverſehret erhalten worden. Dieſer Kaiſer ſandte einige hebräiſche Bildhauer hin, um es zu zerſtören, die aber, als ſie auf einer der Säulen des Tempels die ganze Geſtalt der in Purpur gekleideten Maria erblickt hatten, wurden von ihren Augen zurückgeſchreckt; und ſie konnten nicht umhin, daſſelbe aus der Tiefe der Säule mit Sorgfalt herauszuhauen, ohne nur das geringſte an ihm zu verändern.

Dies iſt alles, was man über dieſes Bild in alten Schriftſtellern findet. Von den neuern giebt Stanislaus Kobierzyki in ſeinem Obsidio clarimontis Czestochoviensis p. 40. seqq. noch folgendes an:

Carl der Große hat von Nicephoro aus Griechenland ein Marienbild bekommen, welches von St. Lucas gemahlet ſein ſoll. Er ſchenkte dieſes Bild dem Regenten Leoni von Reußland, der es in das Schloß nach Belz gebracht, wo es 500 Jahre geſtanden. Uladislaus Herzog von Oppeln wurde zum Hauptmann von Rußland ernannt, nahm

das Bild von obigem Schloß weg und wollte es nach Oppeln führen, allein der Wagen blieb auf dem Platze, wo jetzt das Kloster Czenstochow befindlich ist, fest stehen, und dies gab die Veranlassung, daß 1382. das Kloster gestiftet wurde, worein einige Mönche aus Ungern, vom Orden St. Pauli Eremitae, gesetzt wurden. Der König Uladislaus Jagello und der Erzbischoff von Gnesen, Mathias Lubianus, haben dies Kloster nachgehends sehr erweitert und mit mehren großen Gebäuden verzieret.

Ob dies Gnadenbild mit dem von Edessa in irgend einem Zusammenhang stehe? ist nicht auszumitteln, man muß also diese Vermuthung auf sich beruhen lassen.

Endlich gedenkt noch Damascenus pag. 618. Tom. I. eines Bildes der unbefleckten Jungfrau, welches Lucas an Theophilum gesendet hat. Dies Bild giebt er als aus Wachs gegossen an. Chrysostomus sagt von ihm: Ego quoque adamavi picturam ex cera fusilem. Diesen Wunsch dehnet Gregorius auf alle Bilder der Heiligen aus, hinzufügend „nie habe ich die gemahlten Bilder der Heiligen ohne Thränen betrachtet.“ Man siehet, daß die erste Jugend-Epoche des Christenthums an keine Idol-Verehrung sondern nur an Liebe für ihre Verstorbenen gedacht hat, welches sich im 5ten Jahrhundert änderte, nachdem die Kirche erklärte, daß nun keine Gefahr sei ins Heydenthum zurückzufallen, wenn man in geweiheten Tempeln die Aufstellung der Bilder erlaubte.

Nun habe ich noch schließlich den oben erwähnten hypothetischen Typus einer Gestalt zu rechtfertigen, welche man als Repräsentant der Menschengattung auf ihren Thron setzen könnte.

Zuvörderst ist nicht zu erweisen, daß der Anfang des Menschengeschlechts aus verschiedenen Stammvätern hervorgegangen sei. Denn die unzähligen bis jetzt aufgefun-

denen faktischen und construirten Winke der Geschichte fast aller Religionen gehen stets auf einen Stammvater zurück; beziehen sich stets auf ein gemeinsames Vaterland des ganzen Geschlechts und lassen seine Geschichte von einem Clima ausgehen, welches man aller durch Jahrtausende darinnen bewirkten Veränderungen ohngeachtet, immer noch das Menschen-Clima nennen kann. — Es drängt also den Geschichts- und Naturforscher nichts von der Voraussetzung weg, ein Centrum der Menschenschöpfung anzunehmen und ist dies, so ist auch die Gestalt und der Canon gefunden, welcher alle Eigenschaften und Anlagen der Gattung in vollkommener Harmonie zeigt. Nur Verderbniß und Abfall von der Urschönheit und Wahrheit brachte die jetzigen Zerrbilder in mehr und mindern Graden hervor. —

Dies ist ein Babel, welches nicht nur die Sprachen schied und verwirrte, sondern auch universell das Menschengeschlecht in Verschiebung seiner äußern Formen traf. Wollte man hiebei den Einwand von der unendlichen Verschiedenheit der Thier-Gattungen geltend machen wollen, so ist zu erwägen, daß es die Gränzen der Analogie misbrauchen heissen würde, wenn man die Entwikelungen dieser Thiergestalten, mit der in eine Linie bringen wollte, von welcher es allein heißt: Ein Bild, das uns gleich sei!— also welches den Triumph des Denkens, Bewußtseins und einer göttlichen nicht an den irrdischen Sinn oder eines blinden Fati gebundenen Freyheit; mit einem Wort, den erhabensten Antropomorphismus, in so fern er selbst den göttlichen Typus hat, bezeichnen soll. Man würde zu voreilig schließen, wenn man mir die Idee unterschieben wollte, daß ich gegen den klaren Ausspruch heiliger und philosophischer Schriften das Höchste, Ewige und Unendliche in eine endliche Form bringen wollte. Dies würde allerdings einen Wiederspruch in adjecto begründen wollen heißen. Im Gegentheil fordere

ich hierdurch die Gerechtsame der ewigen und sich bewußten Form gegen die irrdische und sich unbewußte rein zurük. Denn so viel auch von letzterer in die erstere einwirken mag und soll, so muß doch die erstere der Gubernator und die irrdische an die Zeit gebunden und beherrschet bleiben und endlich verschwinden; nachdem sie die Absicht der Erscheinung erfüllt hat. Es scheint also die obige Annahme einer universell ausgesprochenen Form der Menschengattung nach obigen Bedingung nicht nur nichts unmögliches oder widersprechendes, sondern nothwendiges zu sein.

Diese, wenn man will, subjective Anzeige soll auch niemanden zur unbedingten Annahme derselben nötigen, sondern nur einen Wink zur nähern Untersuchung dieses gewiß nicht unwichtigen Gegenstandes geben, an welchem man vielleicht Seiten antreffen würde, die unsere göttliche Natur über allen Zweifel erheben und uns einen Hauch aus unserm alten überirrdischen Vaterland empfinden lassen könnten.

Ich schließe also mit obigem Motto: die Sage ist ehrwürdig und der Glaube frei. s.

XVII.

Ueber die Lage des Orts Ilva.

(Zur Erklärung Diethmar's; ein Beitrag zur Erdbeschreibung des Mittelalters.)

Diethmar erzählt im vierten Buche seines Zeitbuches, daß Kaiser Otto im Jahre 1000 die Reise nach Gnesen angetreten habe, um das Grab des heiligen Adelbert zu besuchen und dabei seine Andacht zu verrichten. Er reis'te von Rom über Regensburg, Zeitz und Meißen durch das Gebiet der Milcienerwenden in den Pagus Diedesisi. Hier heißt

es, nahm ihn der Herzog Boleslaw mit großen Freudensbezeugungen auf und bewirthete ihn in dem dazu bestimmten Orte Ilva. Ursinus hält diesen Ort für Halbau in der Oberlausitz, und auch Wagner in der neuesten Ausgabe des Diethmar (1807.) ist S. 90 gleicher Meinung. Das Chronicon Gottwicense läßt den Ort unentschieden. Es ist aber gewiß das Dorf Eilau im Fürstenthum Oberglogau, nicht fern von Sprottau, am Bober liegend. In dem Archiv des Nonnenklosters zu Sprottau finden sich im Anfange des 14. ten Jahrhunderts Urkunden, in denen von dem Dorfe Eilau die Rede ist. So eine, die erste, von 1311., die andere von 1315., in welchen der Ort Eilau unter dem Namen Ilavia erwähnt wird. Die Bedeutsamkeit des Ortes geht auch daraus hervor, daß schon um die erwähnte Zeit eine Kirche dort war, und noch dabei eine, die von bedeutendem Alter, indem Henlinus et Fritzco de Owe (von Aue), Gebrüder, dem Nonnenkloster zu Sprottau das Vergabungsrecht (jus patronatus) schenken und sich dafür 2 Messen wöchentlich bedingen. Ich habe gar kein Bedenken, dies Ilavia für Ilva zu halten, um so mehr, da der Weg von Meißen nach Gnesen, in ganz gerader Linie beinahe, über Eilau geht. Zur Bestimmung der Ausdehnung des Pagus Diedesisi ist die Lage dieses Orts von Wichtigkeit, da er hiernach noch selbst den Bober überschreitet, indem Ober-Eilau, wie es jetzt heißt, jenseits des Bobers liegt. Merkwürdig ist noch, daß in einer Urk. vom Jahre 1318. der Ort Ylavia slauica genannt wird. Eine Urk. v. J. 1349. nannte den Ort Ylau und erst 1448. finde ich den Namen Eile. Außerdem finden sich noch mehre Abtheilungen des Dorfes, welches für die frühere Zeit auf eine bedeutende Größe deutet, als: magna Ilavia, inferior Ilava, und 1448. „in der Krommen (krummen?) Eile.“ Die Gewißheit dieser Annahme ist wohl kein Zweifel.

Eine andere Erklärung ist nur eine Vermuthung. Erzbischof Walthard von Magdeburg ward, nach Diethmar Buch 6, von Kaiser Heinrich II. beauftragt, mit dem Boleslaus von Pohlen einen Frieden zu schließen und ging im Jahre 1012. nach Sciciani, wo die Gesandten des Boleslaus auch hinkamen. Sollte dies nicht der Ort Seitsch (Sitsch in alten Urk. genannt) seien, der im Glogau'schen zwischen Guhrau und Fraustadt liegt? Heinrich Herzog von Glogau und und Erbe des Reichs Pohlen schenkte dies Gut im Jahre 1309. dem Kloster Leubus. Ich gebe dies für nicht mehr als eine Vermuthung, des gleichklingenden Namens wegen, aus. Auch Ursinus vermuthete es schon im Blattweiser seiner Uebersetzung. Ueber die eigentliche Lage dieses Orts ist nichts deutlich. An einem Flusse mus er gelegen haben; denn als die Gesandten der Erzbischöfe, Erkambald und Gero, zu ihm kommen, und ihn bitten, er mochte mit ihnen an die Elbe kommen, befand er sich in Sciciani und antwortete den Gesandten auf die Frage: was er zu thun gesonnen sei, wenn ihre Herrn bis an die schwarze Elster kämen? „Auch nicht über diese Brücke will ich hier kommen." Seitsch liegt nun wirklich an einem ganz kleinen Flüßchen, welches wohl gemeint sein kann; denn das jetzt das Flüßchen nördlich vom Seitsch fließt, nicht westlich oder südlich, macht nichts, da Seitsch wohl damals ein bedeutender Ort war und eine andere Lage wahrscheinlich hatte. Weit mus der Ort von Sachsen gelegen haben, da Diethmar erzählt: die genannten Bischöfe und mehre Fürsten hätten vierzehen Tage lang stille an der Milde gelegen, während welcher Zeit die Botschafter zum Boleslaus nach Sciciani gingen.

XVIII.

Ein ungedruckter Brief Luther's

an

Joachim den 2.

Kurfürsten von Brandenburg.

G. V. F. *) ynn Herrn Und mein arm 2*) Durchleuchtigster Hochgeborner fürst, gnädigster Herr. Mir hat der Würdige Er George Buchholzer Jn Berlin Probst angezeigt, das mir E. C. F. G. durch yhn lasst yhren gnädigen Gruß sagen, vnd sich wundere, das E. C. F. G. nychts schreibe, auch begehren, das ych wolle ein Büchlein lassen ausgehen wieder die Zwey werkgen 3*). Erstlich danke ych demitiglich E. C. F. G. gnädgen grus, das ich aber E. C. F. G. nichts schreibe, Sollen mir E. C. F. G. nicht deuten, als geschehe es aus Vnwillen; Denn mein Herz stehet also, das ich keinen menschen auf erden Feind, oder abgvnstig bin, Sonderlich Euch Fürsten vnd Herrn kan ich nicht abgvnstig sein, weil ich teglich für Euch beten mus, was vns S. Paulus lert 1. Timot. 2. Sehe auch wol was für ein arm Ding ist, vmb einen regenten Zu dieser schädlichen Zeit, Da so gros Vntreu ist vnter den Reichen Und der Hofeteuffel ein gewaltiger Herr ist. Daher Zwietracht vnd vnlust Zwischen allen Königen vnd fürsten sich entspinnen. So hab ych auch kein sonderlich vrsa-

*) Gnade und Friede.

2*) Hier ist in der Abschrift ein unverständliches Zeichen. In einem Briefe vom Jahre 1535 an Johann Friedrich Kurfürsten von Sachsen sagt er an einer gleichen Stelle im Eingang: „samt meinem armen V. U." Dergleichen ist auch hier zu suchen.

3*) Zwei Werkchen?

chen gehabt E. C. F. G. Zu schreiben. Darumb sollen E. C. F. G. gewis sein, daß es aus keinem Vnwillen nach bleibt. Ich habe offt gesagt vnd gepredigt, das, ich auch dem Cardinal zu Meintz nicht gram bin. Ja ich wündsche nycht, das er meinen Catarrum solt eine stonde haben, wie wol ich yhn hart angreiffe; den ich nicht gerne sehe, das er also eilet vnd rennet Zur Helle zu, als hette er sorge, er möchte sie versäumen, so er doch zeitlig genug hinein kommen kan, wenn er schon langsam für vnd für hinein trachtet. Aber es wil keine vermanung da was schaffen. Für E. C. F. G. hab ych wol grosse sorge, das die Juden einmal yhre Jydische Tücke möchten beweisen. Aber E. C. F. G. haben einen solchen starken glauben vnd vertrauen auff sie, Das mein schreiben doch vmbsunst were. Ich aber gar keinen glauben, darumb bitte ich Gott, das er E. C. F. G. wolle gnediglich for yhnen behyten. Auch die Jungen Markgrafen, das E. C. F. G. glauben nicht zu stark sey hierinnen, damit nicht was geschehe, welches vns darnach allen zu langsam vnd vergeblich leid seyn würde. Der Probst gefellet mir vber die masse wol, das er so heftig auf die Juden ist. Er hat E. C. F. G. mit ernst lieb, das spür ich wol vnd meinet es mit Treuen vnd ich hab yhn auch dazu gesterkt, das er auf der bahn bleiben solle, denn das sie myt der Alchimey fürgeben, ist ein grosser schendlicher trug. Man weis wol, das Alchimey nichts ist, vnd keiner golt machen kann.

Auch hat mich Er George vermanet und gebeten, Ich wolte E. C. F. G. für yhn schreiben vnd biten, das E. C. F. G. wolten seinen zween sehnen gnediglich etwan ein geistlich lehn Zu werffen, da mit sie Zvm studio mehr gehalten werden. Schade were es, das sie solten versevmet und verlassen werden.

Summa. E. C. F. G. halten mich nicht für einen Feind, Aber ich kann das nicht glauben, das E. C. F. G.

glauben kann, das die Jvden E. C. F. G. mit trewen meinen, vnd die Alchimisten gewislich mit E. C. F. G. spielen, das sie alles vnd E. C. F. G. das Nichte gewinnen. Doctor Jäckel macht viel from, als mir viel andere gesagt haben. Sie mit dem lieben Gotte befohlen samht der Jungen Herrschaft vnd dem ganzen regiment. Amen.

Am 9ten Martii
1545
E. C. F. G.
Wittenberg
Martinus Luther, D.

Anmerk. Dieser eigenhändige Brief Luthers befindet sich zu Landshut in Schlesien auf der dortigen Wallenbergischen Bücherſammlung, in einem Bande, worin eine grose Anzahl gleichzeitiger Schriften aus der Reformationszeit gesammelt worden sind. Der Güte des Herrn Superintendenten John zu Landshut verdanke ich die Mittheilung dieses sehr merkwürdigen und lesenswerthen Briefes. B.

XIX.

Nachtrag
zu dem Aufsatze:
die Vorhalle des Doms zu Breslau.*)

Die Vermuthung, welche in diesem Aufsaze geäußert wird, daß die Vollendung der Vorhalle der Domkirche in

*) Siehe Bd. I. S. 113. ff.

spätere Zeiten, als der Bau der Kirche selbst falle, wird durch folgenden Vergleich des Domkapitels mit den Meistern, welche den Bau der Vorhalle übernahmen, bestätigt.

„Die Maurer Hanns Bertholt und Franz, heißt es in dem lib. sign. des Rathsarchives kamen am Dienstage nach dem Sontag Vocem Jucunditatis 1465 vor die Ratmanne und bekannten: daß sie eins worden sein und aufgenommen haben, von dem Wirdigen Kapitel der Kirchen albie zu Breslau zu St. Johannis, daselbst an der Kirchen vorne über der großen Türe eine Halle zu machen, die sie also globet haben zu vorbringen und zu machen one allerlei Inträge, nach Laut und Inhaltung ein Zedel, die der Wirdige Herr Doctor Andreas Wagner von wegen des Kapitels vor uns brachte, und in ihrer Gegenwärtigkeit lissen lesen und in unser Stadtbuch zeichnen. Dieselbe Zedel von Wort zu Wort also lautet: Zum ersten wird man zwene Pfeiler vorlegen an die alten Pfeiler und die genannten zwene Pfeiler sollen werden fünf Viertel dicke auf alle Seiten und sollen auch vortabernakelt sein mit Bildestetin, also daß unten wird sein Adam und Eva, drobir wird Petrus und Paulus und neben auf den Seiten sollen sein Vincentius und Hedwigis. Ferner sol sein ein Boge unten von großem gehaunen Steine mit Laubwerg auswenig und innewenig; also doch, daß an demselben Bogen sol oben sein St. Johannis Haupt in einer Schüssel mit zweien Engeln, und darunter sollen sein zwene Schilde der Kirchen, nemlich ein Adler und die Lilien, und auch zwene Schilde da sich anhebet derselbige Boge mit einer Rose und der andere mit einem Wegar(?); also daß sich das Gewölbe wird schlissen auf dem Bogen. So sol man das Gewölbe anheben nach der alten Scheiben, das auch wird haben durchschliffende Kreuzbogen mit viren Schlosssteinen, die da gebildet werden. So sol das Gewölbe abgetragen

werden, anzuheben von dem Glasefenſter bis auf den unterſten Bogen, alſo daß das Gewölbe oben gefüllet wird und mit Ziegeln abgedecket und eine ausgehaune Rynne von Steine mit zweien Gurguln zu dem Waſſerlaufe. Ingleichen ſol ein Boge oben ſein hangende, der den unterſten decket wol vorlobwergt *) oben und unten, der wird oben haben einen Johannem Baptiſtam in der Blumen, und an demſelbigen Bogen werden vorne ſein ſechs Schilde, drei geiſtliche auf der rechten Seite, der erſte mit den Römiſchen Schlüſſeln, der andre Schild mit der Kirchen Adeler, der dritte mit der Kirchen Lilien. Und alſo auf der linken Seite werden auch drei Schilde ſein, der erſte mit dem Kaiſertum, der ander mit dem Königreiche von Böhmen, der dritte Schild mit der Roſen von Roſenberg. Das Gewölbe ſoll man mit Laſur anſtreichen und alle Schilde und Bilde des ganzen neuen Werkes ſol man vorgulden nach aller maße als es denn ſein ſol. Ferner unter der alten Scheiben ſol man einen Text machen mit vier Verſus, der auch vorgult ſol werden mit feinem Golde, und auf den Seiten ein ander Text auch vorgult, der die Jarzeit wird bedeuten. Steine, Ziegel, Kalk, Blei, Eiſen und alles das darzu gehören wird, keines ausgenommen, ſollen die Wergmeiſter, als Meiſter Hanns und Franzke ſchicken, bei ihrer Zehrung und Koſte mit allem Gezeuge. Vor ſolche oben vormelte Arbeit und alle Materialia oder zugehörunge, keines ausgenommen, ſol man den egenannten Meiſtern geben hundert Schok Heller, in maßen als hernach geſchrieben ſtehet. Sie gleben das Werk ganz und gar zu gewern in einem Jare von Johannis bis wider zu Johannis auf das allerlängſte. Alſo daß man ihn auch das Geld oder die hundert Schok teilen ſol in ſolcher maße. Zum er-

*) Verlaubwerkt.

ſten ſol man ihn geben zwanzig Mark Heller, oder 30 Mark, daß ſie damit zeugen und kaufen mögen den Gezeug gar. Darnach wenn ſie anheben zu arbeiten, ſo ſol man ihn geben auf iglichen Monden vier oder ſechs Mark Heller und nicht mehr, alſo doch daß dreißig Mark Heller ſollen bleiben unbezalt bis auf das Lezte, wenn das Werk ganz und gar vorbracht wird, und ſie das gewert haben, ſo ſol man denn ihn die lehten dreißig Mark Heller geben zu Danke.

Die Maurer müſſen nicht im Stande geweſen ſein, den Bau in der bedungenen Zeit zu vollenden; denn am Dinſtage nach Laurentii 1467 wurde ein neuer Contract geſchloſſen, vermöge welchem die Maurer dem zuerſt bedungenen Baue noch fünfthalb Ellen zuſezen und ihn mit Bilderwerk und Laubwerk auf behendiſte und köſtlicher machen und zieren ſollten, denn das erſte Gedinge inne hatte. Dafür ſollten ſie noch 60 ungr. Gulden erhalten. Würde der Bau von dem Tage des Contracts an gerechnet bis Bartholomäi oder Michaelis des künftigen Jahres nicht fertig, *) ſo ſollte den genannten Meiſtern jede andre Arbeit unterſagt ſein; auch ſollten ſie ſich über das noch vor dem Herrn Official bei dem Bannen vorbinden, daß ſie alle vorgenannte Gedinge und das obingeſchrieben ſtehet, vorbringen wolten und zu Danke dem Kapitel geweren one alle Widerrede.

Reiche, Profeſſor.

*) Hiermit ſtimmt überein, was ein altes handſchriftliches Zeitbuch von Breslau, verfaſt von Ruckert im Jahre 1590. ſagt, welches ich als ein gütiges Geſchenk des Herrn Prediger Kögler zu Ullersdorf beſize, worin es beim Jahre 1468 heißt: „Die Thumkirche iſt new gebauet und gebeſſert worden.“ — Von der ausgezeichneten Schönheit der Halle iſt nur das Wenigſte geblieben; von der Vergoldung des Bild- und Laubwerkes iſt nichts mehr übrig, auch fehlen mehre Geſtalten, die in dem obigen Vertrage bemerkt ſind.

Wöchentliche

Nachrichten

für

Freunde der Geſchichte,

Kunſt

und

Gelahrtheit des Mittelalters

von

Johann Guſtav Büſching.

Stück 58—61.

Zweiter Jahrgang. Hornung.

XX.

Alt-Schottiſche Ballade.

Jung Benjie.

Wohl unter Schottlands Dirnen war
Die ſchönſte Marjorie;
Jung Benjie war ihr Liebſter werth,
Und treu wohl liebt' er ſie.

Und traun! ſie waren Bublen treu,
Und liebten ſonder Wank;
Doch deſto mehr erzürnten ſie,
Geriethen ſie in Zank.

Und eines Tag's, als ſie im Streit
Sprach leidvoll Marjorie:
Sie wollt' erwählen ein ander Lieb,
Und laſſen Jung Benjie.

Und er war ſtolz und hochgeſinnt,
Und fühlt' es bitterlich,
Und er begab bei Monden-Licht
Zu ſeiner Liebſten ſich.

„O öffne, öffne mein treu Lieb,
O öffn' und laß mich ein!“ —
„Ich darf nicht öffnen Jung Bernie,
Drin ſind die drei Brüder mein.“ —

„Du lügſt, du lügſt du ſchmucke Maid,
So laut du lügeſt hier;
Sie boten, als zum Damm ich kam,
Nur guten Abend mir.

„Doch fahre wohl, du Buhle falſch,
Die ich geliebt ſo lang!
Wohl ſteht dir an, daß neu du wählſt
Und läßt mich meinem Gang.“

Da wandte Marjorie ſich weg,
Das Aug' in Thränen ihr:
„Ich darf nicht laſſen dich herein,
Doch will ich hinab zu dir.“

„O was that Uebles ich?“ ſie ſprach,
Und ſanft ſie lächeln thut.
Er nimmt ſie in die Arme zwei
Und wirft ſie in die Fluth.

Der Strom war ſtark, die Maid war ſtolz,
Und nicht beſiegt ſogleich,
Doch eh ſie kam zum Damm hinab,
War ihre Farbe bleich.

Dann aus ihr älteſter Bruder ſprach:
„O ſchau, was ſeh' ich hie?“
Und aus ihr zweitter Bruder ſprach:
„'s iſt Schweſter Marjorie.“

Aus da ihr älteſter Bruder ſprach:
„Wie wird uns Gewißheit drin?“
Und aus ihr jüngſter Bruder ſprach:
„'s iſt ein Honig-Mahl am Kinn.“

Sie nahmen auf den ſchönen Leib
Und legten ihn an den Grund —
„O wer hat getödtet die Schweſter uns,
Und wie wird er uns kund?“

„Die Nacht iſt Wacht bei ihrer Leich'
Dann ihr Begräbniß-Tag;
Und wachen wir um Mitternacht,
Und hören was ſie ſag'.“

Sie wachten bei halb offner Thür *),
Bei Licht und Fackeln klar,
Bis um die ſtille Mitternacht,
Doch nichts zu hören war.

Wohl um die Mitte von der Nacht
Der Hahn zu krähn begann,
In tiefſter Nacht die Leiche fing
Sich zu bewegen an.

„O Schweſter wer that Unrecht ſo,
Wer hät den ſünd'gen Muth?
Wer war ſo kühn, mit frevlem Mühn,
Und warf dich in die Fluth?“ —

„Jung Bentie war der erſte Mann,
Auf dem mein Lieben ruht;

*) Dieß bezieht ſich auf einen ſeltſamen Aberglauben, der in den wildern Theilen von Schottland noch jetzt nicht ganz verſchwunden iſt. In der Zeit zwiſchen dem Abſterben und der Beerdigung ſchwebt vermeintlich der abgeſchiedene Geiſt um ſeine irdiſche Wohnung und erhält, wenn ihn gewiſſe Gebräuche dazu auffordern, die Macht, durch deren Organe den Grund ſeiner Auflöſung mitzutheilen. Doch ſind dergleichen Fragen immer gefährlich, und nur bei zweifelhaften Todesfällen zuläſſig. Einer der wichtigſten Gebräuche bei dieſer Gelegenheit iſt: die Thür halb geöffnet zu laſſen. Daher vermeiden die Bauern in Schottland, wenn eine Leiche im Hauſe iſt, ſorgfältigſt, das halbe Aufſtehen der Thüre; ſie muß entweder weit offen, oder ganz verſchloſſen ſein; doch hat erſteres gewöhnlich, wegen der ublichen Gaſtfreundſchaft bei dergleichen Fällen, den Vorzug. Desgleichen müſſen auch die Diener beſorgt ſein, die Leiche keinen Augenblick allein zu laſſen, oder in dieſem Fall den erſten Anblick derſelben vermeiden.

Er war so stolz und hochgesinnt,
Und warf mich in die Fluth.“ —

„Soll Benie sein geköpft von uns?
Soll Benie sein gehangen?
Soll'n wir ihm blenden die Augen grau,
Und strafen eh' er gangen?“ —

„Jung Benie soll geköpft nicht sein,
Er soll nicht sein gehangen.
Doch flecht ihm aus die Augen grau,
Und straft ihn eh' er gangen.

„Schlingt ihm um Hals ein grünes Band,
Und führt ihn aus und ein,
Und der beste Diener in curem Haus
Soll Benie eigen sein.

„Und immer alle sieben Jahr
Geleitet ihn zur Fluth;
Denn dieses muß die Strafe sein
Womit er büßen thut.“

Henriette Schubart.

XXI.

Forschungen

des Mittelalters in Frankreich.

Auch die Franzosen kommen nach und nach zu dem Glauben, daß ihr älteres Schriftwesen eines aufmerksamen Blickes bedarf. Fortgesetzte und tief gehende Forschungen daselbst werden auch auf unsere Gelahrtheit einen bedeutenden Einfluß haben, vieles Dunkle wird dadurch aufgeklärt werden, wozu es aber durchaus nöthig, daß das noch immer herrschende Bruchstückwesen, was hie und da eine Nachricht zu-

ſammten lieſ't und bald dort bald da eine Unterſuchung anknüpft, ſich dahin ändere, daß die großen Rittergedichte, welche auf gleiche Gedichte in England und Deutſchland Bezug haben und in denen eins auf das andere als Vorbild verweiſet, ganz gedruckt werden, ſo daß erſt ein Grund gelegt wird, an den man ſicher die Unterſuchungen anknüpfen kann. Welch eine reiche Quelle zu Unterſuchungen liegt uns Deutſchen ſchon vor, wenn ſie nur von vielen Seiten und recht benutzt würde; wie viele Unterſuchungen laſſen ſich an Scott's Ausgabe des Triſtrem knüpfen; doch auch den Engländern iſt noch ſehr zu rathen und zu wünſchen, daß ſie ernſtlicher bedacht ſind, ganze größere alte Werke abdrucken zu laſſen.

Von einzelnen Werken in der Folge, hier oder an anderer Stelle, noch einmal ausführlicher ſprechend, bemerke ich hier nur einiges in Umriſſen. Daß Meon den Roman de la Roſe wieder in vier Bänden herausgab, zeigte ich ſchon Bd. I. S. 351 an. Außerdem erſchien: Sermens prêtés à Strasbourg par Charles le Chauve, Louis le Germanique, et leurs armées respectives, traduits en français avec des notes, etc. et un spécimen du manuscrit; par M. de Mourcin. Paris, Didot l'aîné, 1815, in 8. Die Worte dieſes Schwures, die ſo oft wieder gedruckt worden ſind, waren noch niemals richtig abgedruckt. H. Mourcin hat ſie ſorgfältigſt nach der Handſchrift Nithard's (Stück 1964 der Bücherſammlung des Königs) abdrucken laſſen.

In demſelben Jahre ward folgendes Werk herausgegeben: Recherches sur les ouvrages des Bardes de la Bretagne armoricaine dans le moyen âge; par G. de la Rue, residant à Caen, correspondant de l'Académie royale des inscriptions et belles lettres. Caen, de l'imprimerie de F. Poisson, 1815. in 8. In dieſer

Abhandlung ſucht Herr de la Rue zu beweiſen, daß es während des Mittelalters Dichter gab, welche ihre Geſänge in Armorikaniſcher Sprache verfaßten. Dieſe Unterſuchung mit Kenntnis und Umſicht ausgeführt, mus höchſt wichtig in das Dichterweſen des Mittelalters, ſowohl für England und Frankreich als auch für Deutſchland, eingreifen. Mir iſt dies Buch nur bis jetzt aus einer Beurteilung des Herrn Raynouard in dem Journal des Savans November 1816. p. 179. bekannt geworden. H. de la Rue leitet darnach die Armorikaniſchen Dichter von den alten Gaeliſchen Barden ab, und läßt aus ihren Dichtungen die Einführung der Feen, Rieſen und Zauberer in die Ritterdichtungen abſtammen. Er benutzt in ſeiner Unterſuchung geſchickt das Wort liedos oder leudos, welches ſich der Dichter Fortunat im 6. Jahrhundert bediente, indem er damit die Geſänge der Dichter bezeichnete, welche ſich an das Gefolge der hohen Perſonen Frankreichs anſchloſſen und ihre Thaten rühmten. Aus den Unterſuchungen, welche H. Raynouard über die Meinung des H. de la Rue anſtellt, hebe ich nur eine Stelle aus, woraus wir eine merkwürdige Nachricht ſchöpfen können. Es ſagt nämlich der unbekannte Verfaſſer des lai de l'Epine:

Qui que des lais tigne (tienne) a mencoige (mensonge),
Sacies je nes (ne les) tieue pas à songe
Les aventures trespassées
Que diversement ai contées;
Nes (ne les) ai pas dites sans garant;
Les estores (histoires) entrai avant,
Ki (qui) encore sont a Carlion
Sus el monstier (monastère) Saint-Aaron,
Et en Bretaigne sont éues,
Et en pluisors lius (lieux) conéues,
Per chou (ce) que les truis (trouve) en memore,
Vos wel (veux) demonstrer par estore.

Dieſe Stelle deutet uns auf eine wohl bedeutende Anzahl al-

ter Handschriften, unstreitig von Rittergedichten, auch wohl von geschichtlichen Gedichten und Sagen, welche in Carlion, dem durch die Rittergedichte von Artus so berühmten Orte, in dem Kloster des heiligen Aaron gefunden wurden. Diese Nachricht verdient besonders in England eine aufmerksame Untersuchung nach diesen Handschriften. —

Wichtig muß es auch sein, die Gründe zu erfahren, aus welchen Hr. de la Rue beweist, daß die berühmte Geschichte von Tristan nichts ist, als eine Uebersetzung aus dem Bretannischen, welches wohl unstreitig (vgl. Scotts Sir Tristrem in meiner Beurteilung desselben in der Wiener Lit. Zeit. 1815. St. 46. 47. 48.). Herr Raynouard schließt seine Beurteilung so: „Wenn die Werke der Armorikanischen Dichter auch nicht bis auf uns gekommen sind, so wird doch ihr Dasein, Dank sei es den mühsamen Bestrebungen und den glücklichen Forschungen des Hrn. de la Rue, wieder anerkannt werden. Das Andenken an diese Dichter ist durch die Troubadours und die Französischen und Englisch-Normännischen Trouvères geheiligt. Der Nutzen und der bedeutende Erfolg der Abhandlung des Hrn. de la Rue zeigen, wie ersprießlich es den Wissenschaften werden wird, die Erzeugnisse der Troubadours und Trouvères in der Urschrift bekannt zu machen, dieser alten Volksdichter, welche man in dem letzten Jahrhundert, auf eine unrechte Weise sich bemüht hat, einander gegen über zu stellen, indem man über die Größe des Verdienstes, welches sie hatten, stritt, ungeachtet sie in den Feldern ihrer Dichtungsart ganz verschieden waren. Ist es nicht viel zweckmäßiger, daß wir unsern Eifer und unsere Sorge daran setzen, daß wir ihre Bekanntwerdung und Durchforschung begründen, um von alle dem Vortheil zu ziehen, was sie Nützliches zur Erkenntniß der Sitten, der Gebräuche, der Meinungen, der geschichtlichen Ereignisse und der Fortschritte der Sprache darbieten?“

Herr Raynouard ist ganz der Mann, ein solches Unternehmen ins Werk zu richten. Von ihm erschien bereits: Elémens de la Grammaire de la langue Romane, précédes de Recherches sur l'origine et la formation de cette Langue; etc. Paris, imprimerie de Firmin Didot, 1816. in 8. Diese Sprachlehre beschäftigt sich mit der Romanischen Sprache bis zum J. 1000. Herr Daunou, welcher eine Anzeige davon in das Journal des Savans Novembre 1816. p. 148. einrücken ließ, macht zugleich bekannt, „daß Herr Raynouard, der bald eine Auswahl der Dichtungen der Troubadours in der Urschrift herausgeben wird, sich vorgenommen hat, damit zu verbinden: eine weit ausgeführte Sprachlehre der Romanischen Sprache, eine Geschichte ihrer ältesten Denkmale, die Beweise der Einerleiheit der Sprache des Lateinischen Europa mit der früheſten Romanischen Sprache, und endlich ein Wörterbuch, bereichert mit Beispielen, aus alten Handschriften gezogen.“ Wir müssen auf dieses Werk überaus begierig sein, so wie auf ein andres kleines Büchlein, welches Herr Raynouard selbst ankündigt: Les fables de Marie de France, jener bekannten und gerühmten alten Dichterin, geboren in Frankreich und lebend in England, von welcher herrührt das berühmte lai du Chevrefeuille, welches ich nächstens einmal nach einer Englischen Uebersetzung mitzutheilen gedenke. B.

I.

Titurel
und
die Pfleger des heiligen Grales,
oder
Schionatulander und Sigune.

Ein Auszug des altdeutschen Gedichtes
von
Wolfram von Eschenbach.

I. Gesang.

Wie Titurel der rechte Herr des Grales geboren ward.

Flegetanis der Provenzale sprach heidnisch von dem Grale und Französisch thut er kund viel Abentheuer; das will ich deutschen, will es Gott mir verstatten. Was Parzifal da birgt, das wird zum Licht nun gebracht, ohne Anzünden einer Fackel. Nun hört, wie dieser edle Stamm entsproß, wie Titurel geboren ward. Flegetanis der Sternkundige (der Sterne warte) sagt es uns.

Troja war der Garten, in dem diese Frucht zuerst erblühte. Rom stiftete ein Trojaner, Aeneas, also ist Römische Ehre zuerst von Troja her entsprungen. Rom ist über alle Städte geehret; denn hier werden die Päpste und Kaiser gekrönet. Von Rom und auch von Troja war Titurel. Der Stamm breitete sich so, daß dreißig Lande mit Würde waren gekrönet.

Der Stammvater hieß Sennabor der Reiche, von Kapadozien, er war ein Heide, niemand lebte in der Heidenschaft zu seiner Zeit, der ihm gleich war, er hatte viele Kinder und Kindeskinder, die reine Christen waren. Einer seiner Söhne hieß Parille nach dem Steine [1]).

Aller kind ain krone
Gewann derselb zu kinde,
Der hieß Titurisone,

dessen Lob ich nie genugsam preisen kann, an Ritterschaft und an Milde. Sein Ahn war ein Heide, ob der getauft ward, weiß ich nicht; denn es geschah, da Jesus verkauft ward von Judas und die Welt erlöste. Auch weiß ich nicht, ob Sennabor noch damals lebte, ich fand es nicht in der Abentheuer. König Parille taufte sich und mit ihm vier seiner Brüder. Wie soll ich aber den ganzen Stamm preisen?

Titurison ain wurtzel manicher tugende
Geit (giebt) mir souil zů breisen (preisen)
Das ich bedarf wol weisshait vnd tugende.

Als Parille getauft ward, wurde Jerusalem von Vespasian erobert. Dreimalhunderttausend Juden bewohnten es; ein Drittheil starb vor Hunger, das zweite fiel im Kampfe und das dritte Drittheil ward unter uns verstoßen, daß sie ohne Ehre sollten leben, der Würdigkeit beraubt.

Das wart in (ihnen) seit gewandelt,
Gar wider recht durch myete (Bestechung),
Dz man sy werder handelt (behandelt),
Vil baß, dann sant Peter ye geriete (riethe),
Noch Constantinus; werent (wären) die auf erden
Richter, sam (wie) sy waren,
Der iuden wirde (Würde) lege in kranckem werden.

Parille hatte Vespasian unterstützt und ward von ihm reich mit Geschenken überladen [2]). Er mit seinen beiden Brüdern Sabbilor und Azubar zog gen Rom und dort gab ihm der Kaiser seine Tochter Argusille zum Weibe, seinen

Brüdern aber andere Königskinder, und so sah man das Geschlecht an Größe wachsen. Er gab ihm Frankreich, das machte er zu Christen. Antschowe und Cornuwale *) erhielten seine Brüder, aber es war fünfhundert Jahre vor der Zeit, in der Gaudin und Markis herrschten *).

Argusille gebar ein Kind, das ich schon vorher nannte, es ist Titurison. Er und sein Vater ließ den Heiden keine Ruhe, sie mußten sich taufen lassen, oder waren dem Tode geweiht. Die Heiden von Galitzen (Gallizien) und Sarrogessen (Saragossa) stellten sich, als ob sie mit Ueberzeugung die Taufe annähmen, beförderten aber dadurch nur ihre Rache gegen Parille, den sie vergifteten und der darauf reich gebalsamt begraben ward.

Anders war Titurison, der ließ sich nicht so täuschen, sondern zwang mit mächtigem Speere und Stoß die Heiden wirklich sich zum Christenglauben zu wenden. Montschoy (Monjoy) war sein Feldgeschrei und nichts half ihr Ruf nach Terviant *). Argusille starb beinahe vor Leid über den Tod ihres Gatten, nur der Gedanke an ihren Sohn erhielt ihr Leben.

Als Titurison so durch weite Lande das Christenthum verbreitet hatte, nahm er Elisabet die Tochter der Bonifante und des Kaiser Tiberius von Arrogun (Arragonien) zur Gemalin *). Im Kriege war er nicht allein mächtig, sondern auch im Turnier, denn

Recht schîl an ritters kunîe
Ist Turnei.

Elisabet liebte ihn auf das Innigste, wenn sie ihn nennen hörte, so bedäuchte sie, es wär' der Engel Grüßen, sah sie aber den Werthen an, so war sie diese Freude höher als das Paradies achtend. Gleiche Liebe und Neigung bewieß er aber auch ihr:

Sy wont im in dem hertzen wol so nahen,

Mit feßden emßialichen.
Des iahen (sagten) all, die ir wesen sahen.

Nur einen Kummer hatten sie, daß sie fürchteten, ohne Erben zu bleiben. Da rieth man ihnen, daß sie ein Bild von Golde machen ließen, zum Opfer über's Meer zum heiligen Grabe. Wollte ich euch nun künden, wie reich das Bild war,

Ich ker es mit reden nit gemessen (ermessen),
Wann ich han lebender bilde
Zů loben, des můß ich diß vergessen.

Das Opfer war Gott angenehm, denn ihm ist immer erfreulich, was man ihm in reinem Herzen giebt. Aber auf der Wiederkehr von Jerusalem hatten sie große Plagen zu erdulden, wie Hiob geprüft ward, so wurden auch sie geprüft. — Sie kamen endlich heim und nun gehen wir von der Wurzel zum Stamme über.

Elisabet gebar einen Knaben. Ein Engel brachte ihnen die Mähre: das Kind sollte man keusch und rein erziehen, denn es solle vor der Hölle bewahrt bleiben; hier sollte es ritterlich leben und dort der Schaar der Engel zugesellt werden. Es solle lange leben mit ritterlichen Ehren, doch solle es mühselige Arbeit haben und damit den Ruhm der Christenheit mehren. Dies und mehr verkündete der Engel.

Ein Bischof ward verlangt, um das Kind zu taufen, aber man war lange zweifelhaft, wie man ihm einen Namen geben solle, der in seinen Buchstaben den Namen des Vaters und der Mutter berühre. Zwei-Theile oder mehr sollte er vom Vater haben und daher nannte man ihn Titurel, fünf Buchstaben vom Vater und zwei von der Mutter. Diese ward aber darüber betrübt, bis ihr die Meister sagten, der Knabe habe ja vier Buchstaben ihres Namens, die beiden ersten und die beiden letzten.

Nun war Titurel zunehmend an kindlicher Tugend, ein wahrer Magnet für die Augen ward er. Grammatik und Kunst der Bücher war nicht für ihn, sein Wille stand nur nach Ritterschaft; denn nur von dieser las er gern. Dazu war er auch großer Kräfte. Ihn nahm Wunder, was wohl die Minne wäre, aber seine reine Mutter hieß ihn, sich vor derselben Mähre hüten, denn der Engel befahl ihm, keusch und rein zu bleiben. So kam es dahin, daß, wenn er hörte der Minne Namen, er viel Segen und Kreuze vor sich machte, so daß die Leute anfingen über ihn zu lachen. Da fragte er seinen Meister, warum man über ihn lachte? Der wollte ihm, die Königin verbot's, nicht Bescheid geben und fragte ihn nur, woher er der Minne Namen kenne. Da sagte ihm der Jüngling: „Ovid sagte mir davon, doch las ich dort, was mir nimmer behagte, ich halte sie für ein Geschöpf der Hölle;

Ich han jedoch die mercke (ich hab' jedoch bemerkt)
Der leut iſt vil ir freunt ir gůt geſelle.

Da gab ihm der Meister Lehre von ihrem Unterschied.

Und iach (sprach): „ir ſült nit mere
Die minne euch laſſen vor der welte laiden (verleiden),
Minne můß man haben zů allen dingen;
Ir ſült zů allen ſachen
Minne haben.

Ob allen Dingen liebet aber Gott, haltet euch rein von allen Sünden, damit ihr seid der Engel Schaar gesellet. Gott sieht die nicht an, die wahre Minne meiden, aber auch so wenig diejenigen, welche die Minne erkiesen, die man wohl Unminne nennen könnte." — Da will denn nun auch Titurel mit Ritterschaft nur nach der wahren Minne ringen, er kämpft tapfer mit seinem Vater gegen die Heiden und

Sy werent (waren) criſtenthům ain veſte maur (Mauer),
Vnd den vngetauften
Ain tödlich val mit hagel vnd mit ſchaur.

So bekehrten sie die Heiden von Averne (Auvergne) und

Navarre. Er führte die Kerlinge, Provenz (Provenzalen), die von Arle und die von Lothringen mit ihrem Herzog Karl und vor ihnen flohen die Heiden oder ließen sich taufen.

So lebte Titurel und wuchs und sein bloßer Anblick gab Freude wie der Wonne bringende Mai, er freute wie die Sonne nach kaltem Reif,

Er frèd (er freut) als der von hitz in not ist lebende
Vnd in (ihm) ain brunne, ain linde
Süssen lufft vnd braiten schatten ist gebende;

Er freute wie Königs Grüßen, wie eine reich beblümte Haide, wie das Gesicht, das einem Blinden wieder würde, wie Wein den Dürstigen, und wie Liebe Liebe erfreut. Ja auch wie Herberg den nassen, hungrigen und müden Gast erfreut und doch, wähn' ich, sein Anblick war noch freudiger als alles dies. Frühe hatte er es geschafft, daß ihn die Alten und die Jungen gerne sahen.

Liebe zu einem Weibe fehlte noch in seinem Leben und seinen Thaten und doch hatte er so viel gethan,

Das mit streite möcht an got ermyeten,
Das im ain werde ameven
Von rotem mund solde ain kössen byeten.
Vnd vmbefang mit armen
Fürbas was im nit kunde,
Wil klain in kund (konnt') erbarmen
Die haidenschaft durch rosen rote munde.
Alsus (Also) ward er vntz (bis) hin gen fünfzig iaren,
Vntz (bis) das in allen reichen
Gen occident der haiden wenig waren.

Von allen Tugenden minnt Gott drei gar sonderlich, Keuschheit in der Jugend, Demüthigkeit bei reichem Gute, groß Gebrechen leiden mit Geduld. Die beiden ersten Tugenden erschienen bei Titurel in dem vollsten Maße und so errang er Gottes Huld auf das Höchste *).

Anmerkungen.

3. Berill.

4) Vnd seiner Brüder zwene,
Ja maine ich die getaufften,
Der ander persigene
Vnd capadoz wüsten vnd bestraufften.
Verstehe ich hier recht, daß seine Brüder Persien und Kapadozien verwüsteten und bestraften?

5) Anion und Cornwall.

6) wir werden beide weiter unten zur Zeit des Artus kennen lernen.

7) Tervigant, Terwigant, Termigant, der Name eines heidnischen Gottes, der mit Apollo und Mahomet häufig vorkommt. Mir drangt immer der Gedanke an Herkules sich dabei auf, vielleicht entstanden aus: der Wigand. Im Angelsächsischen heißt er Termagaunt, gewaltig mächtig. Chaucer The rime of Sir Thopas V. 13741. In Altenglischen Gedichten heißt er gewöhnlich Tervagan und kommt auch immer zusammen mit dem Mahomet und Apollo vor. Das andere den Merkur, vermöge anderer Namensableitung, darunter verstehen, ist mir sehr wohl bekannt.

8) ich bin zweifelhaft, ob ich hier den alten, oft verkehrten, Druck recht verstehe. Vom Tiberius heißt es:
Ein keiser hieß tibery
Des kuns was künig der riche
Sein ritterschafft lantwery
Hieß, vor allen veinden wol manliche.

9) In diesem ersten Gesange sind eine Menge Verssätze zum Lobe der Frauen, ihrer Ehre und wie man sie ehren müsse, gottesfürchtige Betrachtungen, allgemeine Ansichten des Lebens, wie das Leben Gott gefällig u. s. w., die hier alle übergangen sind, da auch einige im alten Drucke bedeutenden Dunkelheiten unterliegen und so wenig Anziehendes gewähren würden.

XXII.

Hölzernes Christus-Bild
zu Matrey in Tyrol.

Wien, den 24. Hornung 1817.

Stück LXXIV Bd. 2. Ihrer wöchentlichen Nachrichten enthielt eine „Nachricht von einem alten Marienbilde in der Stuhlherrenkirche zu Puy" deren Durchlesung mich an ein sehr altes Bild U. L. Herrn, welches zu Matrey in Tirol verehret wurde, erinnerte.

Zwar kann ich hier keine so genaue Beschreibung dieses Bildes liefern, da ich es selber nicht sah; aber die Art, wie auch dieses nach dem Orte seiner Verehrung gekommen sein soll, hat mit jener Erzählung manche Aehnlichkeit, so daß es Ihnen vielleicht angenehm ist, etwas Näheres hierüber zu erfahren.

Ein im J. 1758., nach älteren Werken, in Brixen gedrucktes Büchlein mit dem Titel: „Trost im Elend, das ist: historische Beschreibung etwelcher Gutthaten, und sonderbare Verehrung des uralten wunderthätigen Gnadenbild unseres lieben HErrn im Elend zu Matray u. s. w." enthält, außer einer Abbildung dieses Gnadenbildes, auch eine sehr weitläuftige Geschichte dieses Bildes.

Ich hebe nur aus, was die Art der Erwerbung des Bildes betrifft.

„Mehr dann, als hundert Jahr vor der trauervollen Zerstörung erwähnten Schlosses (Aufenstein bei Matrey zerstört 1396.), als nach der gnadenreichen Geburt unsers Erlösers in dem 12. Saeculo oder Jahrhundert, wohnte daselbst ein eben dies Nahmens und Stammens von Aufenstein sehr edler Ritter, dem aber die wahre, und sonst damahls noch ziemlich seltsame christliche Tugend (forderst eine ungemein zu den Leiden Christi tragende Andacht) noch weit höher adelten, auch fast bei jederman beliebt und ansehnlich machten. Allein gleichwie der Tugend eigen ist, daß, ob sie schon von andern für groß gehalten und bewundert wird, sie doch ihr selbst allezeit geringfähig vorkomme, wann sie nicht immer eine noch höhere Stufe der Vollkommenheit zu besteigen suche, also vermeinte auch dieser unser Edler von Aufenstein, noch viel zu wenig zu sein, sein Herz und Gedächtniß nur zu Haus mit bloßer Betrachtung des bittersten Leidens und Sterbens seines allerliebsten Heilands vergnügen wollen, wann er nicht auch seinen Augen

die wirkliche Beschau- und Besuchung der heiligen Orte verschaffen würde; welches anmuthigen Trostes aber um so vollkommener zu genießen, hat er bald hernach zu diesem Ende, eine lange und kostbare Reise gar in das heilige Land, und Stadt Jerusalem selbsten veranstaltet, und glücklich dahin gebracht."

„Hier will ich nicht melden, was viele zarte und mit Liebeszähren vermischte Anmuthungen das ritterliche Herz dieses unsers nunmehr Jerosolomitanischen Pilgers, theils gleich bei erstem Eintritt, theils während seines Aufenthaltes im hochermeldten Gnadenort, als dem vorgesteckten Endzweck seiner heil. Begierden, hin und wieder werde von sich gegeben haben: sondern was hauptsächlich unser Vorhaben befördert, und dem Verlauf dem eigentlichen Anfang macht, ist, daß mehr ernennter Ritter, unter andern sehr vielen wunder- und andenkenswürdigen Sachen, so ihm alldort gezeigt wurden, sonderbar in der Kirche zum heiligen Grab, auch jenes aus Holz geschnittenen uralten Christi-Bildes ansichtig worden, welches, weil es theils wegen seiner ungemeinen Größe, an der es auch dem längsten Mann übertroffen, sehr furchtsam, theils aber wegen eingezeichneter Wundmahlen, hervorstehenden Gebeinen, auf dem Haupt tragenden Dörnerkrone, und übrigen elenden Leibesstatur gar erbärmlich, und zugleich trostreich anzusehen, noch heutiges Tages unter dem Titel und Zunamen, U. L. HErrn im Elend, daselbst von allen Pilgern hoch verehret wird."

„Dessen emsigere Betrachtung erweckte dann auch in ihm, nämlich unserem frommen Ritter, nicht nur allein dasselbige zu verehren, sondern über dieß noch größere Lieb und Begierd auf Mittel und Weise zu gedenken, wie, und was Gestalten er auch eben ein gleiches für sich überkommen,

und nach Haus bringen könnte? so aber alles ihm nach seinem Wunsch gar glücklich ausgeschlagen; indem er zu diesem seinen gottseligen Vorhaben (glaublich aus sonderbarer Schickung GOttes) einen so erfahrnen Meister zu Handen bekommen, der ihm eben ein solches an Gestalt und Größe dem erstern ganz gleich und ähnliches Christi-Elend-Bild bis zu seiner Abreise geschnitzet und verfertiget hat: welches er sodann als eine sicherste Geleitschaft wider die ihm zu Wasser und Land bevorstehende Reißgefahren, von da mit sich genommen, und als den besten Theil und angenehmste Denkmal seiner heiligen Pilgerschaft (obschon nicht ohne groſsen Unkosten) bis in sein Vaterland und Schloß Aufenstein zurückgebracht."

Im Versolge wird erzählt, wie er dies Bild aus der Schloßkapelle in die Frauenpfarrkirche zu Matrey überbringen ließ. Aus der gegebnen Erzählung ginge also hervor, daß dieses Bild im 12ten Jahrhundert verfertigt worden, ein Alter, welches dasselbe, wie mir däucht, einer Erwähnung nicht unwerth macht.

P.

Anmerk. Herr Primisser, dem ich diese gefällige Nachricht verdanke, hat mir die Hoffnung gemacht, vielleicht im Stande zu sein, mir eine Abbildung dieses uralten Gnadenbildes zu verschaffen. Ich habe um Erfüllung dieses gütigen Versprechens gebeten, da mir vielleicht dadurch einen nicht unwichtigen Beitrag zur Erweiterung der Kenntniß derjenigen Bilder gewinnen, welche als Bildnisse Christi ausgegeben werden. Sollte auch von dieser Seite der Erfolg weniger wichtig sein, so erhalten wir doch immer die Kenntnis eines merkwürdigen Schnitzwerkes alter Zeit.

B.

XXIII.

Nachricht
von der
Handschrift der Nibelungen,
die im Besitz des Herrn Hundeshagen.

Herr P. Zeune, welcher in Wisbaden diese Handschrift selbst in Händen hatte, schreibt mir darüber, daß sie in klein Folio ist, auf Papier. Bei jeder Abentheuer findet sich eine recht niedliche Zeichnung und am Schlusse sind zwei Gesetze mehr, in welchen der Dichter noch singt, wie Hildebrand, der nach der Chriemhild gehauen, von ihr verspottet wird. Er sagt ihr darauf: sie solle ein Fingerlein, welches er hinwirft, aufheben, und als sie dies thun will, ergreift er sie und reißt sie in zwei Stücke.

Herr Hundeshagen theilte mir freundschaftlich durch Herrn Zeune die beiden nachfolgenden Abentheuren mit.

Awentewre wie seyfrid ze wurms cham.

Strophe 85., d. h. 521ste Zeile.

„Da hies man im behallten alles sein gewant
man gab in herberge die vesten die man vand
Seyfrides knappen den sch f man gut gemach
den gast man vil gern da ze burgonden sach
„Man pot in michel ere darnach ze manchen tagen
dausent stund mere danne ich ew kan gesagen
Daz her versolt mit ellen ir sult wol wissen daz
In sach vil kuhel vemant der im wer gehas
„Sich flissen kurtwerle die kunig vnd auch ir man
da waz er ye der veste waz man da beg n
Des dht er ye daz pest so michel waz sein traf:

Sy pflagen vor den frawen durch ir hübschait ritterschaft,
„Der kurzweil sy pflagen durch ir degenhait,
da sach man gern den held vil gemait
Er het auf hohe minne der sinne vil gewant
ze hove die frawen fragte wie er wer genant
„Sein leip der ist schön vil reich ist sein gewant
da sprachen ir genug er ist kunig in niderland
Swes man da begunde des waz sein leip berait
er trug in seinem mute ain vil wunnekliche mait,
„vnd auch in ain frawe die in noch nie gesach
dew im in haimliche vil dicke gutlich sprach
Wann auf dem hove spilen wolten da die chint
Ritter vnde knappen daz geschach vil dicke sind
„Daz sach durch die venster die kunigiñe her
dehainer kurtzweyle bedorft sy da nit mer
Vnd west in daz er sahe die er in hertzen trug,
da het er kurzweyle immer vil genug,
„Solt er auch sy schauen ir sult wissen daz
daz im in dirre welte Immer wurde bas
Wann er bey den recken auf dem hove stund
als noch die lewte durch kurtzweyl dicke tun
„Do stund sy minnekliche daz sigelinde chint
daz im durch hertze liebe manig frawe traute sind
Er gedacht auch manig weyle wie sol daz geschehen
daz ich die magt edel mit augen mug gesehen
„Die ich von hertzen minne vnd dick han getan
die ist mir noch vil fremde das mus ich trawrig stan
So die kunig reiche reittent in ir land
So mussent ye die recken mit in alle ze hand
„Damit rait auch seyfrid daz waz den frawen laid
er het durch hohe minne dick michel aribait,
Sunst wont er bey den herren daz ist alles war
in guntheres lande vollicklichen ain Jar
„E daz er die minneklichen die zeit nie gesach
von der im seyt vil liebe vnd auch laid geschach.

(Hier steht dicht unten das, ⅔ von der ganzen Höhe des Blatts einnehmende Gemälde zum nachfolgenden Abentheuer:)

Aventeur wie Seyfrid mit Ludegaſt ſtrait.

Do kamen fremde mere in guntheres land
von boten die jm verre waren dar geſant,
von unkunden recken die im trugen has
da ſy die red vernamen laid waz in innecklichen daz
„Die will ich ew nemen? es waz ludeger
Aus ſächſen lande ain reicher fürſte vil her
Und auch von tennenmarck, der kunig ludegaſt,
an dem ſeiner frunden ganzer helffe nie gebraſt,
„Ir poten chomen waren in burgonde lant,
die ir wider winnen hetten dar geſant,
Da fraget man der mere die unchunden man
da pracht man ſy palde für den kunig ze hove ſtan
„Da ſprach der kunig günthör nun ſeyt wiltumen
wer ew dah hergeſendet des han ich nit vernumen
Daz ſult ir laſſen horen daz der ritter gůt,
da varchten ſo vil ſere des grimen gunthers mut,
„Welt ir vns kunig erlauben daz ew mer ſagen
Die wir ew da pringen ſo ſoll wir nit vertagen
Wir nemen ew die herren die vns her haben geſant,
ludigaſt vnd lwdiger wellent ſuchen in ewr lant,
„Ir habt iren has verdienet ir ſult gelaben das
daz ew die recken baid tragent veintlichen has
Die wollent hervertten ze wurms an den rein
jn hilffet vil der degen des ſult ir ane zweyfel ſein
„Es ſol in kurtzen ſtunden ir rayſe geſchehen
hab ir tundert freunde die lat vil balde ſehen
Die ew befriden helffen burg vnd ewr land
hie wirt von in verhauen manig herlicher rant,
„Oder welt ir mit in dingen ſo pietent es im dar
So reytent ew ſo nahent nit die ſtarken ſchar
Ze wurms zu der veſte auf herzeliche lait,
davon verderben müſſen die guten ritter gemait,
„Nun beytent ain weyle ſprach der kunig gut,
vntz ich mich das verſinne ich chund ew meinen mut,
Han ich getrewes demant den ſol ich nit vertagen
diſe ſtarcke mere ſol ich meinen frunden klagen

„Dem kunig dise mere waren *) genug
die er in seinem herren tougenlichen trug
E er dat gewinnen hagen und ander sein man
vnd bat auch harte palde ze hove nach gernoten gan
„Da kamen im die resten waz man ir da vand
er sprach man wil suchen her in vnser land
Mit starken herverten daz lat ew wesen laid
es ist gar ane schulde daz sy vns habent wider sait,
„Daz weren wir mit schwerten sprach da gernot,
da ferdent nun die vaigen die mussent ligen tot,
Darumb ich nit vergessen mag der eren mein
die vnsern wider winnen sullen vns willkummen sein
„Do sprach der starck hagen daz dunket mich nit gut
ludegast und ludiger die tragent vbermut,
Wir mugent vns nit besenden in so kurtzen tagen
do sprach der kune recke mugt irs her senfriden sagen.

So weit erhielt ich die Mittheilung. Ueber die Bedeutung der Striche nichts, doch scheint es, daß da, wo die Striche stehen, in Hundeshagen's Handschrift ein neues Gesetz anfängt, abweichend von den übrigen Handschriften, deren Gesetzes Anfänge hier ausgerückt sind. Deutlich sieht man, daß die Handschrift neuen Ursprunges ist, worauf auch das Papier schon hinweiset Die Bitte um ein Bild ist bereits an Herrn Hundeshagen lange ergangen. Sobald eines erfolgen sollte, werde ich es gleich mittheilen. B.

*) Hier ist in der mitgetheilten Handschrift eine Lücke für ein Wort. Fehlt es in der Urschrift, oder konnte es Herr Hundeshagen nicht lesen? B.

II.

Briefnachrichten

von

Julius Maximilian Schottky.

4.

Wien, den 2. Chriſtmond 1816.

Vor einiger Zeit habe ich in Privathänden eine herrlich erhaltene Handſchrift aufgefunden, ein Gedicht, welches Michael Beham (Behaimb) 1462 bis 1465 dichtete und ſelbſt ſchrieb. Es erzählt in ungefähr zwölftauſend Reimzeilen die Belagerung, welche Kaiſer Friedrich III. 1462 in der kaiſerlichen Burg zu Wien von ſeinen eignen Bürgern und ſeinem Bruder Albrecht VI. erdulden mußte. Behaimb kann am ſicherſten darüber ſprechen, da er ſelbſt mit eingeſchloſſen und mit dem Kaiſer neun Wochen belagert ward. Das Werk heißt „das Buch von den Wiennern," auf Papier und iſt eine ſehr herrliche und treffliche Urkunde jener Zeit. Die Sprache des Werkes iſt ſehr fließend, gut und anziehend, ſein Inhalt aber von großer geſchichtlicher Wichtigkeit, das größte Licht verbreitend über den ſo merkwürdigen Bruderzwiſt Kaiſers Friedrich und Herzogs Albrecht. Der Dichter erzählt alles bis auf die kleinſten Ereigniſſe, mit lebendiger Wahrheit. Bald fühlt man ſich einheimiſch in der Lage der Unglücklichen und fühlt mit ihnen die Schmerzen der Verzweiflung. Die Theilnahme wird von Schritt zu Schritt vermehrt. Beſonders anziehend iſt auch das Loos des lieben vierjährigen Erzherzogs Maximilian geſchildert, der in der Veſte ebenfalls ſtreng verſchloſſen mit Graupe und Erbſen ſich nicht länger begnügen will und es doch muß.

Der Dichter zeigt viele Liebe für den jungen Erbprinzen, der später als mächtiger Kaiser und herrlicher Mensch sich Liebe und treue Ergebenheit immer mehr zu erwerben verstand. Ich bin gewilligt, mit einer geschichtlichen Erläuterung und Dazunahme der Urkunden, welche mir etwa zu erhalten möglich sind, dieses Gedicht herauszugeben.

Außer dieser bisher gar nicht gekannten Handschrift Michel Behambs weiß ich Ihnen in dem Augenblicke nichts Merkwürdiges zu nennen. In der hiesigen Fürstlich Lichtensteinischen Büchersammlung ist nur eine Altdeutsche Handschrift, und auch diese hat keinen Werth, als den des Sonderbaren. Sie besteht aus 75 beschriebenen und einigen 80 leeren Papierblättern in breit 8., auf denen ich kein Papierzeichen fand. Es läßt sich in der ganzen Handschrift keine Nachricht nachweisen, die über ihren Verfasser oder Abschreiber spräche; auch ist keine Jahreszahl angegeben, doch scheint sie um die Mitte des 15ten Jahrhunderts gefertigt zu sein. Die Handschrift spricht bald in Reimen bald in ungebundener Rede von mehren Belagerungs- und Streitgeräthschaften der Römer, doch nur sehr oberflächlich, liefert in roher Federzeichnung ihre Abbildung und verbreitet sich dann über einige andere Gegenstände, z. B. die Festmachung der Waffen, den Einflus der Planeten auf des Kriegers Kämpfe, ertheilt Rathschläge zum vortheilhaften Streiten, und ist durchaus aus dem Lateinischen übersetzt, wie auch noch die Lateinischen Sechsmesser jedesmal den Deutschen gleichbedeutenden Zeilen vorstehen. Sie ist völlig von einer Hand geschrieben, gut erhalten, auch leserlich; trägt aber dennoch sehr den Stempel der Flüchtigkeit und des Werthlosen. Ihre ersten Worte geben den rothgeschriebenen Titel:

Das püch Ꝯ: u l i s (Erculis?)

XXIV.

Vertheidigung

des unbekannten Schweidnitzer Rathsherrn wegen des ihm angeſchuldigten Diebſtahls.

Zu

Seite 32. des 1ſten Theils von Büſching's Bruchſtücken einer Geſch. Reiſe durch Schleſien *).

(Hierzu eine Abbildung.)

Ob ich gleich mehrere Zeitbücher über die Ereigniſſe in der Stadt Schweidnitz vom 13ten Jahrhunderte an mit aller Sorgfalt durchgegangen bin, ſo habe ich doch in ihnen ſo wenig, als in den alten Quaternen oder Stadtbüchern eine Spur von einem Rathsherrn gefunden, der eine Dohle zum Diebſtahle öffentlichen Geldes abgerichtet und nach der Entdeckung des Diebſtahls ſich ſelbſt die Strafe aufgelegt hätte, entweder von dem Kranze des Rathsthurms auf die Erde zu ſteigen, oder auf der hohen Schaubühne zu erhungern.

Bei der großen Aufmerkſamkeit, womit man von jeher alle öffentliche Perſonen beachtete, bei der allgemeinen

*) Darauf bedacht, auch die hier und dort noch herumwandelnden Volksſagen zu ſammeln, nahm ich auch die in Schweidnitz bekannte Sage von dem Schweidnitzer dieriſchen Rathsherrn auf. Jegliche Sage verdient eine ernſthafte Unterſuchung und ſo iſt die mir hier freundſchaftlich mitgetheilte ein mir ſehr ſchätzbarer Beitrag. Meine Anſicht will ich indeſſen nicht zurückhalten: daß ich es für jeden Ort erfreulich halte, wenn Sagen im Munde der Einwohner ſind, mögen ſie auch bisweilen nicht anmuthig für Einzelne lauten. Sie weiſen wenigſtens immer auf einen dichteriſchen Kern des Lebens oder der Vorzeit hin. Die Geſchichte muß natürlich ſtrenge ſichten. W.

Neigung ihre Schwächen zu Fehlern und ihre Fehler zu Verbrechen zu erhöhen, würde doch wohl ein Zeitgenosse eine solche Handlung, deren Gepräge so sehr auffallend ist, angeführt haben. Naso ist es jedoch allein, der dieses Geschichtchen auftischt und er hat vielleicht dadurch schon Manchem einen vollen Gang Wasser auf die Mühle gegeben, aber zugleich kein vortheilhaftes Zeugniß von seiner Beobachtungskunst und Nachforschung abgelegt; ungeachtet er der Zeit (1642.), in welcher sein steinerner Rathsherr von dem Thurme herabstürzte, so nahe war und die kopflose Figur deutlicher, als wir, sehen konnte. War das Ganze, wie ich fast glaube, von seiner Erfindung, so hätte er es wenigstens mit der Geschichte in einen bessern Einklang bringen und ihm dadurch mehr Wahrscheinlichkeit verschaffen sollen; denn so widersprechen ihm die Chronicken und alles gerade zu und machen sein Geschichtchen zu einer Fabel, die weder gut erfunden noch gut gereimt ist.

Ich will nur einiges anführen, was mir eben zur Hand steht und ich glaube es wird hinreichen, nicht allein den armen unbekannten Rathsherrn vom Verdachte des Diebstahls zu retten, sondern ihn sogar zu einem höhern Range zu erheben, als ihm bei der größten Tugend selbst in damaliger Zeit zu Theil geworden wäre.

In Uslers und Seylers Chronik und in den vermischten Jahrbüchern Anal. miscell. steht.

„Im Jahr 1548. ist zur Schweidnitz auf dem Rathsthurm die mit Kupfer gedeckte und 1528. abgebrandte Spitze durch Georg Seeliger Zimmermann aus Jauer gesetzet, das Gemäuer wieder erfrischet und gemahlet, auch die steinernen Herzöge allda ausgebessert, soll an 1400 Gulden gekostet haben."

In Islers Excerpten ist aufgezeichnet:

„Im Jahre 1577. den 18ten August ist vom Rathsthurm

ein ausgeschnitten Bild Joh. reg. Bohem. entzwei gebrochen und herabgefallen. Und

In den vermischten Jahrbüchern:

„Im Jahre 1642. ist zur Schweidnitz vom Rathsthurme der ausgehauene steinerne Mann ohne Jemandes Zuthun, item in der Kirche von der Decke das Schweidnitzsche Wappen und Schild herabgefallen.

Abgesehen davon, daß es mindestens eine sehr sonderbare Idee wäre, das Bild eines Verbrechers, dessen Name man verheimlichen wollte, zur Warnung wie Naso meint, auf den Thurm zu stellen, erklären die ersten beiden Nachrichten diese Figuren eben so wie es eine frühere von 1528. die von dem Brande selbst spricht, thut, für Zierden des Thurms, für Abbildungen fürstlicher Personen und es ist durchaus kein Grund vorhanden, ihnen den Glauben zu versagen, besonders da ihre Aufzeichner dem Zeitalter der Entstehung dieser Steinbilder ungleich näher waren und also ihre Deutung besser als die nachfolgenden kennen konnten.

Die letzte Nachricht spricht zwar nur von einem steinernen Manne, aber sie giebt ihm eine gewisse dunkle prophetische Würde und macht sein Herabfallen zu einer Vorbedeutung für die Stadt, welche ihr eben so wenig als das heruntergestürzte Wappen und Schild etwas Gutes weissagt und dadurch erhebt sie ihn schon an und für sich über einen gewöhnlichen Menschen, geschweige über einen Verbrecher, wenn sie auch von einem andern Manne herrührte, als der auch die erstere aufgezeichnet hat.

Es unterliegt also wohl schon hiernach keinem Zweifel, daß auch dieser 1642. herabgefallene und bei Naso für einen Rathsherrn geltende Mann ebenfalls ein Fürst und nur die Deutung verlohren gegangen war.

Ausserdem hat das noch im Hinterhause des hiesigen Kaufmanns Herrn Jung No. 65. als der angenommenen

Wohnung des Verbrechers, befindliche jetzt aus dem Schutt wieder emporgehobene und erst seit einigen Jahren in zwei Theile zerbrochene Steinbild, dem, nach der beiliegenden Zeichnung der Kopf, die Brust, der linke Arm und die Beine fehlen, nicht die mindeste Aehnlichkeit mit einem Rathsherrn damaliger Zeit. Diese trugen ganz kurze Wämser mit Ermeln, kurze weite Beinkleider und Mäntel, waren aber ohne Schwerdt und Dolch und der einfache Gürtel bedeckte nur die Trennungslinie zwischen Wams und Beinkleid und vereinigte dadurch beide.

Die Ueberreste des 4 Rheinl. Fuß langen zwei und einen halben Fuß breiten und da, wo der Stein abgearbeitet ist, einen Fuß starken Steinbildes zeigen, ungeachtet der Roheit des Meißels, der Zerstörung durch den Fall und der Witterung in einem fast fünfhundertjährigen Zeitraume, Zeichen von Pracht, die sich durchaus an keiner Abbildung eines Burgermeisters noch weniger eines Rathsherrn finden.

Die Form des Körpers ist sehr schlank und seine Haltung deutet auf ritterliche Ausbildung eines noch jungen Mannes. Das Gewand, vermuthlich ein Jagd-Anzug, ist der Länge nach gestreift und an dem vorgestreckten rechten Arm, auf dessen Hand ein Vogel steht, am Handgelenk dicht anschließend und noch besonders verziert.

Die Knöpfe, womit dasselbe bis zum Gürtel zugeknöpft ist, sind mit Zierathen gearbeitet, der Gürtel über dem bis auf die Schenkel gehenden Wamse vermuthlich von Metall, oder mit Metallplatten, ist gefaltet und das darinn befindliche Schloß erhaben verziert. An der rechten Seite hängt ein dreischneidiger Dolch oder Messer und an der linken war wahrscheinlich ein Schwerdt, worauf noch ein Bausch eines Wehrgehänges hinzudeuten scheint, befestigt.

Der in der Aushohlung angebrachte auf der Hand der Figur stehende Vogel, den der abergläubische Naso für eine

zum ſtehlen abgerichtete Dohle nahm, iſt ſeinem Bau, ſeiner Größe und der Art nach, wie er getragen wird, ein Sperber, der ſeinen Schweif, welcher in der noch vorhandenen Oeffnung von dem Bildhauer befeſtiget war, verloren hat. Daß ihn die Rechte und nicht die Linke trägt, wird wahrſcheinlich wohl keinen Einwand abgeben, da die Kunſt der Falkenire in damaliger Zeit bei uns noch nicht ſo ausgebildet wie ſpäter in Frankreich und Italien war, wo ein eigenes Zeremoniel und eine beſondere Kunſtſprache für dieſe Art der Jagd ſtatt fand.

Die Kleidung und die edle Neigung zu dieſer damals erſt emporgekommenen Jagd deutet auf einen Fürſten, der nicht zum niedrigſten Range gehörte und vielleicht ließe ſich durch ein genaueres Durchforſchen des Privatlebens der damaligen ſchleſiſchen und böhmiſchen Herrſcher, ſelbſt der Name deſſen ausmitteln, den das Steinbild vorſtellen ſoll.

Doch dies alles bei Seite geſetzt, ſo vernichtet ſchon Naso die Wahrheit der Erzählung von ſeinem diebiſchen Rathsherrn durch die dunkle Zeit, in die er ſie ſetzt, in welcher ein Viertel Korn um zwei Kreutzer und ein gemäſtet Schwein 8 Gr. gallt, weil man die Gold- und Silbermienen der neuen Welt noch nicht kannte und das edle Metall als Geld ausgeprägt, in einem ſo hohen Werthe war, daß die Dukaten gewiß nicht wie in Eldorado herum lagen, damit ſie jede Dohle ſtehlen konnte.

Hierdurch verſpreche ich mir die Ehre einen Unbekannten vom Verdacht der Dieberei, worinn er ſo lange war, gerettet und ihn zu Ehren gebracht zu haben; ſollte aber Jemand dennoch anderer Meinung ſein, ſo bin ich bereit, für meinen Schützling noch fernerweit in die Schranken zu treten und ſeine Unſchuld gegen männiglich auf das kräftigſte zu vertheidigen.

Schweidnitz, im Januar 1817. Kallinich.

XXV.

Ueber den Ursprung alter Volksglauben der Deutschen.

(Vorgelesen in der philomatischen Gesellschaft zu Breslau den 22. Jan. 1817. von Rhode.)

Unter die Gegenstände, welche jetzt vorzüglich die Aufmerksamkeit vieler Schriftsteller auf sich ziehen, gehört der alte Volksglauben der Deutschen, wie er noch in den verschiedenen Sagen von Riesen und Zwergen, von Kobolden und Hexen, von Gespenstern, Erd- Wasser- und Luftgeistern, von Elven, Elben u. s. w. sichtbar wird. Es sei mir erlaubt, über den Ursprung dieses, in den ältesten Zeiten allen germanischen Völkern eigenen Glaubens, meine Ansicht vorzulegen.

Je höher wir in der Geschichte der germanischen Völker hinaufsteigen, je allgemein verbreiteter, lebendiger und kräftiger finden wir diesen Volksglauben, in welchem sich eine ganz eigenthümliche Ansicht der Geisterwelt überhaupt und ihres Verhältnisses zu den Menschen offenbaret.

Dieser Glaube bildet in der ganzen Zeit des Mittelalters und noch weit darüber hinaus, in dem ganzen geistigen Leben der Deutschen ein kaum zu berechnendes Element, dessen Einwirkung überall bemerkbar wird, sowohl in der Gesetzgebung, in kirchlichen Einrichtungen und religiösen Gebräuchen, wie in zahllosen Veranstaltungen des geselligen Lebens überhaupt. Es scheint mir ein vergebliches Unternehmen zu sein, diesen Glauben getrennt von seiner Zeit,

aus den entstellten und spährlichen Bruchstücken alter Sagen, oder aus sich darauf beziehenden Gesetzen, Hexenprocessen u. s. w. entwickeln zu wollen; nur mit dem ganzen großen Geist des Mittelalters, in welchem dieser Glaube sich, nicht durch Werke der Dichter, sondern lebendig, im Volke selbst ausbildete, läßt er sich richtig auffassen und würdigen.

Je näher wir aber dem Geist des Mittelalters in dieser Hinsicht treten, je mehr häufen sich die Hindernisse und Schwierigkeiten, welche weggeräumt und überwunden werden müssen, wenn er klar und ganz aufgefaßt werden soll. Jene, in so vieler Hinsicht große und sonderbar gestaltete Zeit, ist offenbar das Product zwei verschiedener Kräfte; der Geist derselben ging aus zwei verschiedenen Elementen hervor, die sich in ihm, als einem Dritten innig durchdrungen hatten, aber keins von dem andern ganz überwältigt war. Nun scheint es klar: daß man diesen, so vielfach sich äußernden Geist, weder rein auffassen noch ganz begreifen können, wenn man jene beiden Elemente, aus denen er hervorging, sich gleich einer Blüthe aus doppelter Wurtzel entfallend, nicht selbst genau aufgefaßt und erwogen hat.

Diese beiden Elemente sind:

1) Der religiöse Glaube, wie er sich in dem ganzen geistigen Leben der alten Germanen offenbart, ehe sie von dem Christenthum berührt wurden. Und

2) das Christenthum selbst, im Gefolge mancher damit verbundenen Kenntnisse, welches die Germanen aufnahmen, und das der Entwickelung ihres Geistes im Mittelalter die entschiedene Richtung gab.

Es wäre aber ein sonderbarer Irrthum, zu glauben, daß das Christenthum, welches man den germanischen Völkern brachte, und welches sie aufnahmen in den Kreis ihrer geistigen Ideen, und das Christenthum, welches nun vermisch-

mit diesen unter ihnen als Volksreligion sich lebendig ausbildete, einerlei Ding sei; ja wenn man den ganzen Ideenkreis des Christenthums, wie er in den Schriften des Neuen Testaments und in den Schriften der Kirchenväter der ersten Jahrhunderte vor Augen liegt, mit dem Christenthum vergleicht, was unter den Germanen als lebendige Volksreligion sich ausbildete, so wird man zweifelhaft: ob die Zahl der religiösen Ideen, welche die Germanen aus dem Christenthum aufnahmen, oder die Zahl der Ideen, welche sie aus ihrem früheren religiösen Glauben in das Christenthum hinein trugen, die größere sei. Es ist dabei vom höchsten Interesse, die verschiedenen Formen des Christenthums, in welchen es sich in Aegypten, in Armenien, selbst unter den Griechen, nach den verschiedenen Ideenkreisen der Völker die es aufnahmen, als Volksreligion ausbildete, mit der Volksreligion der Germanen zu vergleichen. Aus dieser Vergleichung wird klar hervorgehn, wie viel auf den Boden ankam, auf welchen der Saame fiel, und wie überall durch Einführung des Christenthums nicht dasselbe bewirkt wurde, sondern immer bei jedem Volk ein Drittes hervorging, das, wenn auch ähnlich in seinen Hauptzügen, doch in seinen lebendigen Wirkungen himmelweit von einander abwich. Jedes Volk blieb im Ganzen in der geistigen Richtung, die es früher hatte: so blühte das Christenthum unter den Germanen, als eigentlich europäische Volksreligion auf; von der der Vorderasiat und Aegypter, bei derselben Lehre die sie empfingen, keine Ahndung bekamen. Bei den Armeniern und Kopten stellte dasselbe Christenthum nur eine andere Form der Abgötterei dar, die diesen Völkern früher eigen war. Ich muß diesen anziehenden Gegenstand verlassen, um auf meinen eigendlichen Entzweck zu kommen, und die-

ser ist: das frühere, geistige Leben der Germanen, und den religiösen Glauben, den sie mitbrachten, als sie in das Christenthum eingingen, schärfer, als bisher der Fall war, aufzufassen, weil wir nur hier den Quell entdecken können, aus welchem die oben erwähnte, durchaus nicht christliche Ansicht der Geisterwelt, und ihres Verhältnisses zu den Menschen, herfloß.

Um nun hier die Grenzen einer Vorlesung nicht zu überschreiten, muß ich zwei Punkte als angenommen und erwiesen voraussetzen. Wohl fühlt ich, daß es sonderbar ist, zwei historische Behauptungen, welche gleichsam als Basis für das Folgende dienen sollen, ohne Beweis aufzustellen; allein jeder, der die Geschichte der alten germanischen Völker und die Ueberreste ihrer Sprache genauer studirt hat, wird ihnen auch hier ohne Beweis, beistimmen, weil dieser Beweis uns hier zu weit von unserm Ziele abführen würde, und außerdem dem Geschichtforscher ohnehin bekannt ist.

Meine erste Voraussetzung ist: daß die alten germanischen Völkerstämme, von den Eisküsten Norwegens bis zu den Ufern der Donau und des schwarzen Meeres hin, nur Theile eines großen Volks waren, das unter verschiedenen Namen, in verschiedene Stämme getheilt, nur eine Hauptsprache, obwohl in verschiedenen Mundarten redete. Diese Mundarten hatten jedoch alle mehr oder weniger Aehnlichkeit mit der Mundart, in welcher die Lieder der alten Sämundschen Edda verfaßt sind, und welche noch jetzt mit geringen Abweichungen in Island geredet wird.

Die zweite ist: dieses ganze große germanische Volk hatte, wie eine Hauptsprache, auch nur eine Hauptreligion; vielleicht abweichend bei manchen Stämmen, wie die Mundarten ihrer Sprache; doch wie diese aus einem Hauptquell geschöpft, welcher dem ganzen Volke floß.

Nimmt man dieſe beiden Vorausſetzungen an, ſo muß man auch zugeben: daß das ganze geiſtige Leben der germaniſchen Stämme überhaupt ſich ſo ziemlich gleich war. Daß wir berechtigt ſind, die religiöſen Sagen, welche in den Liedern der alten Edda enthalten ſind, als alte germaniſche Sagen überhaupt zu betrachten. Damit hätten wir dann in dem Dunkel der germaniſchen Vorwelt einen lichten Punkt gefunden, von wo aus man es wagen kann mit Sicherheit weiter vorzudringen.

Mit dieſen Ueberzeugungen und Hoffnungen ergriff ich ſchon vor einer Reihe von Jahren den erſten Band der in Kopenhagen gedruckten Edda, las die heiligen Lieder, las ſie nochmals, erſt in der Ueberſetzung, bald in der Urſprache, aber es war und blieb mir unmöglich, den Geiſt aus dem ſie gefloſſen waren, ganz aufzufaſſen. Zwar zeigte ſich bald die Tiefe dieſes Geiſtes; zwar flammten einige helle Punkte auf; aber die Sonne, von welcher dieſe Strahlen ausgingen, und von welcher das Ganze beleuchtet werden ſollte, war in der zerſtückelten, abgerißnen und getrennten Geſtalt, in welcher dieſe heiligen Sagen auf uns gekommen ſind, völlig untergegangen. So manches Licht auch aus der jüngern Edda zur Aufklärung der ältern hervorgeht, und ſo klar der Beweis daraus genommen werden kann: daß unter den religiöſen Ideen jenes alten Volks wirklich ein tiefer Zuſammenhang ſtatt fand, ſo läßt ſie uns doch in der Hauptſache völlig im Dunkeln. Aus andern Erklärern und Schriftſtellern konnt' ich wenig gewinnen; alle gewährten mir nur ein Reſultat: je mehr man ſich bemühte zu erklären, das Getrennte zu verbinden, die Lücken auszufüllen und ſo den Geiſt des Ganzen zu erfaſſen, je weiter entfernte man ſich von ihm, und je fremder wurden die Ideen dem Quell, aus welchem man ſie zu ſchöpfen glaubte.

So dunkel übrigens diese nordischen Sagen da stehn, so geht dennoch eine Lehre aus ihnen mit vieler Bestimmtheit hervor, welche in dem ganzen Ideenkreise gleichsam einen Pol zu bilden scheint, nach welchem alles übrige sich wendet. Dies ist die auffallende Lehre von der Nothwendigkeit des Todes aller Götter am Ende der Tage. Nicht allein Allvater, der große Schöpfer und Beherrscher der Welt, sondern auch sein ganzes Geschlecht muß sterben; muß bösen Genien erliegen, die aber zugleich mit umkommen, und das ganze Weltall wird durch Feuer vernichtet. Zwar tönt eine leise Stimme von einer andern Welt, einer andern Gottheit und andern Menschen; aber ohne allen Zusammenhang mit dem vorigen, ohne irgend etwas darbietend, den ungeheuren Abgrund auszufüllen, der zwischen dieser neuen Welt und dem Tode des Vaters aller Götter liegt. Es ist klar, daß hier die Grundidee des ganzen religiösen Glaubens fehlt, ohne welche jeder Versuch ihn zu enthüllen mißglücken muß.

Der ganze Inhalt der nordischen Sagen deutet indeß so unverkennbar nach Indien hinüber, daß alle Erklärer darin übereinstimmen. In beiden Sagen fällt zuerst das gewaltige Geschlecht der Riesen auf, die im Norden eben so groß sind, eben die unendliche Zauberkraft besitzen, sich in alle Gestalten umwandeln können, in Wäldern, Gebirgen und Höhlen, zuweilen aber auch in großen, prächtigen Palästen wohnen, wie im Süden; auch stehen sie zu den Göttern in demselben wunderbaren Verhältniß. Bald sind sie offenbare Feinde, bald stehen sie durch Tractaten in freundlichen, selbst dienenden Verhältnissen; nicht selten können ihnen die Götter aber nur durch List entkommen, oder sie überwinden. Diese Sagen beider Völker haben eine so große innere Verwandschaft, daß man oft nur durch Namen und andere ähnliche Umstände erinnert wird, daß man

ſich in den Wäldern des Norden, nicht des Süden befinde. Ich übergehe hier die Menge andrer, gar nicht ſo auffallender, aber deſto ſicherer deutenden Züge der Nordiſchen Sagen, die den Blick der Forſcher nach Indien richteten. Allein in den indiſchen Sagen herrſchte bisher dieſelbe Dunkelheit, welche in den nordiſchen herrſchte, und keinem, der es unternahm den wahren Geiſt der Hindureligion aufzufaſſen, konnte das Unternehmen gelingen. Erſt nachdem uns Colebrooke im 8ten Bande der Aſiatic Reſearches ſo bedeutende Bruchſtücke der Vedas ſelbſt mitgetheilt hat, kann man hoffen, glücklicher zu ſein. Zwar hatte uns ſchon Holwell einen tiefen Blick in die indiſche Religionslehre thun laſſen; doch ſtießen uns überall bei der Vergleichung der dort aufgeſtellten Ideen, mit andern Hinduſchriften, unüberſteigliche Hinderniſſe auf. Polliers Mythologie brachte uns einen bedeutenden Schritt weiter, ſo flach und erbärmlich auch die Behandlung der Mythen ſelbſt iſt. Wenigſtens tritt in dieſem Buche die Lehre von der Nothwendigkeit des Todes aller Götter am Ende der Tage auf eine Weiſe hervor, die uns den tiefern Sinn dieſer Lehre ahnden läßt.

Wir müſſen es dem Zufall danken, daß Colebrooke, bei der Wahl der Stücke aus den Vedas, welche er überſetzte, an Zwecke der Art gar nicht dachte, doch auf ſolche fiel, die uns zu den wichtigſten Aufſchlüſſen führen und uns die ganze Tiefe jenes großen Religionsſyſtems durchſchauen laſſen. Hier lernen wir den Sinn verſtehen, den der Brachman mit dem großen Opfer verbindet, welches Gott durch die Schöpfung der irdiſchen Welt ſich ſelber bringt, um die Sünde auszutilgen, die Schuld der gefallnen Geiſter abzubüßen, und ſo ſeine unendliche Gerechtigkeit zugleich mit den Regungen ſeiner erbarmenden Liebe zu befriedigen. Der Schlußſtein dieſes großen Sühnopfers, iſt der Todt der Göt-

ter selbst, d. i. die Vernichtung der körperlichen Offenbarungen des unendlichen Geistes in den Kräften der Natur. Mit diesem Tode ist das große Werk vollendet, der Kerker der Geister zerbrochen, und sie sind wieder aufgenommen in den Schoos des Ewigen, woraus die Sünde sie vertrieben hatte.

Es würde mich weit über die Grenzen dieser Vorlesung hinausführen, wenn ich auch nur andeuten wollte, wie von diesem höchsten Standpunkte der Hindureligion aus, das verworrene Gewebe der Mythen sich auflöst, und durch alle hin nur ein tiefer Sinn läuft; doch durch die glühende, fast überall die Extreme berührende Phantasie dieses Volks, in tausendfache, bald liebliche, bald groteske Gestalten gekleidet. Ist es uns nun aber gelungen, hier den Brennpunkt zu finden, wo die Sonne ruht, die das Ganze erleuchtet, so müssen wir auch ihre Strahlen in die nordischen, so nach verwandten Sagen hinüber leiten können. Wirklich scheint die Lehre von dem nothwendigen Tode der Götter beide Religionssysteme völlig in einander zu schmelzen; denn kann man es sich wohl als möglich denken, daß der alte sinnige Germane Göttern gedient haben sollte, die er sterblich glaubte, wie sich selbst, wenn er keine höhere Idee dabei hatte, woran sein Glaube sich hielt? Nein, jene abgerissene Stimme der Edda von einem andern Dasein, selbst nach dem Tode der Götter, erhält jetzt Sinn und eine beweisende Kraft. Mögen immerhin Jahrhunderte, oder wenn man will Jahrtausende der Trennung, veränderte Lage, veränderter Himmelsstrich u. s. w., so wie in der Sprache auch in der Religion große Abweichungen hervorgebracht haben, die Grundideen blieben dieselben, und der alte Germane kannte den unendlichen Geist, der nur eine Welt schuf um Sünder mit sich auszusöhnen, so gut wie der Hindu. Wie anders aber erscheint uns, mit diesem Glauben und aus ihm hervorgehend, das ganze geistige Leben der alten Ger-

manen, wie anders selbst ihre Sitten und Gebräuche! und — welche Aehnlichkeit springt auch hier mit dem Hindu in die Augen! dieselbe unnatürliche Härte gegen Niedrige und Sklaven, bei einem sonst liebevollen Gemüth. Eben der Brahmin, der sich ein Gewissen daraus macht, eine Mücke zu tödten, die ihn durch ihren Stich peinigt, verurtheilt mit kaltem Blute den Paria zum Tode, der sich vielleicht nur aus Versehen — auf seinen Teppig setzte; verstößt gesetzlich die Unglücklichen, welche als Krüppel, blind oder taub gebohren wurden, tödtet zu Tausenden neugeborne Töchter, wenn er fürchten muß, daß sie einst durch gezwungne Heirathen sich selbst und seinen Stamm beschimpfen könnten, und hält es verdienstlich, am Altar des Indra selbst Menschenopfer bluten zu sehn; und doch einigt sich das alles in seinem milden Gemüth. Der Paria, der Krüppel und Blinde, sind das alles nur, weil sie es durch ihre Sünden in einem früheren Leben verdienten, und er erfüllt den Willen Gottes, wenn er sie peinigt, damit sie ihre Schuld abbüßen, und sich aussöhnen mit der ewigen Gerechtigkeit. In anderer Hinsicht erscheint ihm der menschliche Körper nur als Gefängniß des ihn bewohnenden Geistes, der oft auf seinen Befreier mit Dank zurücksieht. Der am Altar der Götter Geopferte, hat keiner Wanderung mehr nöthig, sondern steigt unmittelbar zur Gottheit empor. Darum drängen sich noch jetzt Andächtige freiwillig hinzu, um sich von den Rädern des Wagens zerquetschen zu lassen, auf dem ein Götzenbild gefahren wird; darum stürzt sich noch jetzt die Gattin mit Freude in die Flamme, welche ihren Gatten verzehrt. Hatte der alte Germane andre Ideen, wenn er, liebevoll und treu gegen Gattin und Freund, selbst bis zur Aufopferung seines Lebens, doch grausam und unnatürlich hart gegen Kriegsgefangne und Sklaven war; oder wenn er am Scheiterhaufen, der die Leiche eines vornehmen Man-

nes verzehren sollte, die treuen Diener desselben schaarenweise schlachtete, um sie, wie seine Hunde und Pferde, mit ihm zu verbrennen; oder hatten diese Unglücklichen andere Ideen, wenn sie mit Freude ihren Hals dem Opfermesser darbrachten, um so mit ihrem Herrn gen Wallhalla empor zu steigen? auch fehlt es in den nordischen Sagen nicht an Zügen, wo die Geliebte dem Geliebten, der Freund dem Freunde durch den Flammentod folgte. Doch, lassen wir alle diese Aehnlichkeiten, um noch auf eine Erscheinung zu merken, die hier von Wichtigkeit ist.

Wir finden unter den christlichen Lehrsätzen, vorzüglich nach dem fünften Jahrhundert, viele, welche dem neutestamentlichen Christenthum, wie selbst den früheren Jahrhunderten, völlig fremd sind, und deren Entstehung durchaus nicht genau nachgewiesen werden kann. Dahin muß gerechnet werden: die Lehre vom Fegfeuer, wovon sich in der Folge die Lehre vom Werth der Seelmessen, von der Zurechnung fremder guter Werke, vom Ablaß, selbst für Geld u. s. w. knüpfte; ferner die Lehre von der Genugthuung der göttlichen Gerechtigkeit durch den Tod Jesu; von der Kraft und dem Gebrauch des Weihwassers; die Lehre von Ordalien und Gottesgerichten überhaupt, von Feuer- und Wasserproben u. s. w. Da nun alle diese Dinge größtentheils wirklich und buchstäblich in der Lehre der Hindu, und der gleichlautenden Lehre der alten, mit den Germanen so nah verwandten Perser gefunden werden, oder wie die Lehre von der Genugthuung dem vollen Sinne nach darin liegen; sollten wir nicht den Weg entdeckt haben, auf welchem sie sich dem Christenthum näherten?

Ich muß hier abbrechen, um noch etwas über meinen eigentlichen Gegenstand, den alten Volksglauben zu sagen. Daß seine eigentliche Quelle in dem alten vorchristlichen Glauben der Germanen zu suchen sei, kann nicht bezweifelt

werden, da er so tief in das Leben aller germanischen Völker eingewurzelt ist, und doch überall, bald mehr bald weniger mit dem Christenthum im Widerspruch steht. Wie will man es mit Christi Lehre verträglich finden: daß der Teufel sich fleischlich mit Weibern vermische, und mit ihnen die Elben, oder Unholde zur Plage der Menschen zeuge? In der Hindulehre verheirathen sich Daints und Menschen durch einander, wovon eine Menge Mythen die Erzählungen liefern. Gerade gegen die Lehre Jesu, und des N. Testaments, daß beim Tode des Menschen der Fromme zum Paradiese, der Böse zur Hölle geht; ist der Glaube an Gespenster noch selbst in unsern Tagen unter dem Volke fast allgemein. Nach dem Glauben des Hindu, ist der Mensch Tag und Nacht von den Seelen böser verstorbener Menschen umgeben, welche umherirren müssen, bis sie eine andere Wanderung antreten, und die ihn durch Erscheinungen schrecken und schaden, wenn er sich nicht dagegen durch religiöse Ceremonien schützt. Durchforschen wir den alten Volksglauben nach allen Richtungen, überall zeigen sich endlich dieselben Resultate. So ungewiß alle Forscher sind, wohin sie das Vaterland der Feen und Wasserniren setzen sollen — in den indischen Mythen sind sie unter den Namen der Apsaras überall zu finden; sind theils gut, theils böse; erscheinen in Wäldern und Quellen dem frommen Büßer, um ihn zur Liebe, zur Umarmung zu reitzen, und ihn so um den Lohn seiner Büßungen zu bringen, oder verlieben sich in einen Sterblichen, weihen ihm die ganze Macht ihres Glaubens wie im Mahabharat Hidimba dem Pandu Bhima. Und — spielen dieselbe Rolle, welche Feen und Wasserniren in so vielen unsrer Sagen spielen. Daß nun unsere Sagen von Riesen und Zwergen, nicht wie einige Erklärer glauben, von wirklichen großen und kleinen Völkerschaften, welche unsere Gebirge früher bewohnten, entstanden sind, kann dem nicht

zweifelhaft sein, der die Riesen der nordischen und indischen Sagen, und den ganzen zahllosen Geisterstaat derselben vorzüglich die Siddhas und Tscharanas, die Diener der Schiva, welche in Gebirgen und Wäldern wohnten, kennt. Daß es hier nur auf die Grundzüge der so manigfaltigen Bilder ankommt, die in tausendfachen Gestalten, verändert durch Himmelsstrich, Clima und andere Localursachen erscheinen, versteht sich von selbst. Wie die Sprache selbst in dem Lauf der Jahrhunderte Ton und Formen änderte, eben so die nicht geschriebene Sage; aber eben so wie die Sprache, trotz ihrer Umänderung, in ihren Grundzügen ihren Ursprung deutlich verräth, so auch die Sage.

Nicht minder erinnern noch unter dem gemeinen Volke sogenannte abergläubische Gebräuche — Ueberbleibsel jenes alten Volksglaubens — an den orientalischen Ursprung. Die Verehrung des Feuers ist unter den Hindu allgemein; und unter allen religiösen Gebräuchen stehn die Opfer, welche dem Feuer gebracht werden, oben an, und fast kein Anliegen des Hindu läßt sich denken, wobei das Feuer keinen Einfluß hätte. Wie viele Spuren dieses Glaubens an die Kraft des Feuers finden sich noch unter unsern Landleuten. Wenn z. B. in der Gegend des Harzes im Frühling das junge Federvieh kränkelt, wird zuerst die Hülfe des Feuers versucht. Trocknes Holz wird auf dem Heerde zu Kohlen gebrannt, mancherlei darauf geworfen, dann das junge Vieh in einem Drathsiebe darüber hin und her geschwenkt. Zeigt sich unter den Schweineheerden die tödtliche Bräune, so nimmt der Hirt, mit Hülfe der ältesten und erfahrensten Bewohner des Dorfs, sofort seine Zuflucht zu dem heiligen Feuer. In einem so genannten Hohlwege, wird das Feuer durch Reibung trockner Hölzer angezündet, dann queer über den ganzen Weg ausgebreitet, und die Heerde mit Gewalt durch die halb verlöschende Flamme hingejagt.

Doch — ich wollte mich überhaupt nicht in ein Detaille bei dieser Untersuchung einlassen; sondern nur überhaupt auf die Quelle hindeuten, aus welcher jener alte Volksglaube floß, und aus welcher noch vieles zu seiner nähern Bestimmung, zur Erklärung seines Zusammenhangs mit dem Glauben und dem geistigen Leben der alten Germanen wie des Mittelalters überhaupt, geschöpft werden kann.

XXVI.

Nachricht
von Italiänischen Büchern.

Folgende in Italien erschienene Werke sind für die Kenner der Zeit vor Dante sehr wichtig und scheinen in Deutschland noch fast gar nicht bekannt zu sein:

Vita e poesie di Messer Cino da Pistoja novella edizione rivista ed accresciuta dall' autore Abate Sebastiano Ciampi. Pisa, Capurro 1813. 8.

Rime di Guido Cavalcanti edite ed inedite aggiuntovi un volgarizzamento antico non mai pubblicato del Comento di Dino del Garbo sulla canzone Donna mi prega ec..per opera di Antonio Cicciaporci. Firenze, Carli 1813. 8.

Rime di Autori citati nel Vocabolario della Crusca ora per la prima volta accuratamente pubblicate. Livorno, Masi 1812. 8. Nur 40 Exemplare wurden besonders gedruckt, und meist verschenkt. Es sollte ein Anfang seyn zu dem Catalogo della Biblioteca di Gaetano Poggiali, von dem ich nicht weiß, ob er herausgekommen. Poggiali ist vor 2 Jahren gestorben.

Außerdem gehört folgende Nachricht wohl hierher:

Gio. Silvestri in Milano druckt jetzt Boccaccio's Teseide, von welcher man bisher nur 3 sehr verstümmelte, und höchst seltene Ausgaben hatte, nach einer trefflichen Handschrift des Grafen Camposanpiero. O.

Univ. Bibl. München

XXVII.

Noch unbekannte Altdeutſche Handſchriften: Gottfrieds, Heinrichs und Ulrichs Triſtan, Gravenbergs Wigolais, Eſchenbachs und Ulrichs Wilhelm von Orange, Hugo's Renner, die Heimonskinder und Muskablut.

(Beſchluß *).

3) **Wilhelm von Oranſe des Wolfram von Eſchenbach mit den Fortſetzungen des Ulrich von dem Turlyn und des Ulrich von Turheym** **).

„Eine ſehr dicke Handſchrift auf Pap. in Fol. ohne Titel und Jahrzahl, enthält 3 große Gedichte:

a) die Geſchichte des Heinrich von Narboin. Dies erſte Buch fängt unmittelbar ſo an:

Alre wysheit eyn anvanck
Sint harte wuit vñ gedanck
Dir neken vñ underdienich ſont
So gedenck ſuiſſer maget kont
Dat du mynſch mit vns weirs
Vnde ſunden doch verbeirs
Mit den wir alle ervallen ſyn
Vader ſun. Do helpe ſchyn
Jheſu by namen dich erkenne
Criſt durch hely ich dich nenne
Eyn und ouch dryvalt
Got vñ mynſch mit gewalt
Vzu dry nu wan eyne
Sanft ſuiſſe und reyne

*) Siehe Bd. 2. S. 133. 266.

**) Eine Wiener Hdſch. dieſes Gedichtes wurde Bd. 1. S. 291. angezeigt.

Dine doigt vns hat kundet
So wie sere wir sint besundet
Mit help du dich neiges
Da mit du suiffe uns zeiges
Got uñ doch mynschlichen
An forme an name vns glichen
Du crist wir cristen do uns heil
Du Got do mynsch můt' halff deil
Du schepper du scheppers kint
Du lewe do ar do mynsch do rynt

u. s. w. über Christus und sein Leben ff. Was nun folgt ist der 58ste Vers eben dieser Einleitung:

Junck alt got mynsch vnd crist
Giff mir help versage mir neit
Sint dir des myn gelouue gyt
Dat du bis anvanck und endes ort
Giff mir sinne und wort
Die mich die waisheit wisen
Und ouch dinen namen prisen
La diner helpe an mir werden schyn
Ich vilrich van den Turlyn
Kan ich kunst die was verborgen
Durch valscher rede sorgen
Die na dienst der werelt pligt
Doch hait min hertz mich angesigt
Dat loin neit na dienst wigt.
Dat ich mois kunst zeygen
Di lange myn hertz wil eigen
Dogentlich hait verborgen
In dogentlichen sorgen
Han ich kunst die zouue sich
Durch reyne hertz weis ich
Dis buichs recht anvange
Die materie vns vil enge
Her wolffart *) hait bedudet
Die nu wirt bas geludet

*) Wolfram von Eschenbach. s. den zweiten Theil, dem eigentlichen Kern des Buches, dem sich beide Erganzungen ansetzten.

Bas ſpreche ich (nit) umb das
Dat mant ye geſpreich bas
He ſolde ye in der wiſe verſ(t)ien
Wie id van eirſt moit irgien
Der greve was van Narboin
Wie he durch dodes geldes loin
Vnt erſſet ſine werde kint
War ſi quamen vñ we ſi ſint
Warr gevangen der Nairuois
Vnde wie die kunickynne blois
Mit eme intran vñ wirt gedouft
Wt dure he ſint ir mynne kouft
Der Aliſchanz wart bluit rar
Dat hait vns h' wolfart gar
Gedudet ain der ſtriden zwein
Wie lieſſ an lieven ſchein
Wie lieſſ durch lieſſ leit noit
Wat claire ougen jamers roit
Werden hie durch lieves leide
Jamer dolden ſie beide.

Und ſo geht dieſe Geſchichte des Graven van Narboin und ſeiner Frau Yrmgart, deren 7 enterbten Söhnen und angenommenen Stiefſohnes Floret durch 35 Blätter, jedes Bl. in Spalten mit 152 Verſen, fort. Nachdem aber fängt mit neuem großen Buchſtaben

b) gleich das zweite Buch an, wo, wieder nach einer Anrede des Dichters an Gott, etwa mit dem 70ſten Verſe folgendes kömmt:

Lantgreve van doringen herman
Dede mir die mere van im bekant
He is in franſois genant
Litons *) Gwilhalms der orangis
Eyn ielich ritter is gewis.

Und weiter unten:

Here ſant wilhalme

*) Altfranz. li cuens, cuens, — le comte.

Myns sundigen mundes galme
Von heilicheit anschriet
Sint dat du bis geviet
Vor allen helle banden
So huit mich vor schanden
Mich Wolffram van Eschebach
Wat ich van Parceval ie sprach
Dat sine aventure mich wiſt
Eyliche man dat pryſt. —

Nachdem dieſer Wilhelm, des Heinrich von Narbein Sohn, mit ſeinen 6 Brüdern und dem ſtarcken Renouwart viel Abenteur verübt, wobei viele Helden, die Frauen Kiburch, Arabel ꝛc. vorkommen, heißt es kurz vor dem Ende *):

Daromb will ich in freuden leven
Und alles leides mich begeven.
Nu begunt he ever ſyn fro
Want id ſteit in der werlt ſo
Dat des dodes mynne
Je in des mannes ſinne
Sich flieſſet ſo degelich
Ich van Tyrheym ulrich
Han ſo lieven frunt verlorn
Mocht ich (von?) leide han erkorn
Den doit ich were lange doit
Des konniges doit ſchuff mir noit
Dat mich freude kunde inwichē
Ich meyn konnick Heynrichen **)

*) Es iſt dieß in der Einleitung zum dritten und letzten Theile, wie aus der folgenden Stelle des Fortſetzers Ulrich von Turheim hervor geht, vgl. oben zu Nr. 1. Derſelbe erhielt das Wälſche Buch, aus welchem er ſeine Fortſetzung nahm von Otto dem Borgener, zu Augsburg, welcher es mitgebracht hatte. Mſc. I. 214. Sein noch nicht wiedergefundenes Gedicht von Elies iſt vermuthlich ebend. I. 399. 412. gemeint, wenn nicht des Konrad Fleck ebenfalls noch unbekanntes Gedicht von Elies. ſ. ebend. I. 158.

**) Friedrichs 2. unglücklicher Sohn, der Deutſche König Heinrich, welcher 1242. im Gefängniſſe ſtarb, und vermuthlich unter in der Maneſſiſchen Sammlung zwar Kaiſer Heinrich genannte Minneſinger.

Des han ich huide und ummer schaden
Doch vlois ich an zwen Conreden
Dat ichs neit verwinnen kan
Was neit wal eyn gepriſt man.

Van winterſtedt der ſchenke

Dat got an eme neit wenke
He in hoir die Engel ſingen
Do was der Erringen
Dat he neit dore mocht weſen
Die hait der doit eme geleſen
Myn beſt frunt die ich je gewan
Ich ſelve eme neit entwencken kan
Ich mois varen mit yn
Got here geiſt mir den ſen
Dat ich dyn hulde erwerve
Und nicht in ſynden ſterve
Und myn here van nyffen *)
So wat die mochten begriffen
Dat was allet hin gegeven
Dat ſie neit beide ſolden leven
So hely mir reyne ſelige magt
Van dinen genaden iſt vns betagt u. ſ. w.

*) Es ſcheint, daß in dieſer etwas entſtellten Stelle das obige Erringen kein Eigenname und dieſer von Nifen der zweite Konrad iſt, deſſen Tod Ulrich beklagt. Zwar finde ich in dieſem berühmten, der Hohenſtaufen anhänglichen und ebenſo wie von Winterſtetten in Fehden mit der Geiſtlichkeit verwickelten Schwäbiſchen Geſchlechte (Nifen, Hohenuſen, im Würtembergiſchen, keinen Konrad. Die Fehde Leutholds und ſeines Sohnes Heinrichs von Nifen mit den Urspberger Mönchen, erzählt Chron. Ursperg. p. 237. unter Kaiſer Philipp. Dieſer Heinrich überbrachte auch Friedrich 2. die Erwählung zum Deutſchen König (ib. p. 239.), und iſt wahrſcheinlich der Heinricus de Nifsa in einer Urk. dieſes Kaiſers, 1219. Alsat. dipl. No. 414. Heinricus de Niſſe, in einer Urk. K. Heinrichs, 1232. (ib. No. 463.) kann auch der jüngere ſein. Denn Henr. et Alb. fratres de Nifen, Henricus et Gotfridus juniores de Nifen ſtehen zuſammen in dem Vertrage Friedrichs 2. mit Biſchof Berthold von Straßburg, 1236. (ib. No. 480.) dieſer Gotfried iſt ohne Zweifel unſer Minneſänger, welcher hiernach mit Gotfried von Hohenlohe vielleicht der

Dieses Buch ist auf 259 Blättern, mit der nämlichen Verszahl wie das erste, geschrieben.

c) das dritte Buch von 69 Blättern fängt damit an, daß von Wilhelm nun schon zu lange wäre geschwiegen worden, berührt kurz Malser, Renuwart und viel andre Helden wieder: Malser führt einen neuen Kreuzzug an, wo auch die übrigen Söhne Narboins wieder vorkommen; Wilhelm verrichtet allerlei Abenteuer, der Schluß aber geht darauf hinaus, daß er Einsiedler oder Mönch, seine Frau Nonne wird, und beide gottselig ihr Leben beschließen. Zum Ende wird von Wilhelm noch gesagt:

He dede wat dem prise zam
Van Eschenbach h' wolfram
Vnd ich van Turingen vlrich
Hant einen waren loff vil rich
Mit worden gesagt soviel
Dat he verre mysset vur die zil
Da mancher bi eme leiffte
Und in hogen prise sweiffte u. s. w.

Das ganze Buch ist nun sehr schön, klar und vollständig geschrieben, bis auf wenige unbedeutende Ausnahmen. Auf dem Schnitte steht mit fast verloschener Schrift: Historia Von ptisone oder prisone."

Dichter dieses Namens; vgl. Grundr. S. 149.) und dem obigen Schenken Konrad von Winterstetten, zusammensteht. Wie die Bruder Heinrich und Gotfried, mit vielen andern Rittern 1235. von dem Bischof Heinrich von Kostanz in dem Treffen im Schwiggerthale gefangen wurden, erzählt Chron. Constant. bei Pistor. II. 746. Sonst vgl. man noch von diesem, bis 1350. ausgestorbenen Geschlechte Hess, monum. Guelf. II. 234—52. Schendt, bibl. hist. Goetting. I. 231. 254. Topograph. Lexik. v. Schwaben, und Cleß, Gesch. Wirtembergs, II. 131—35. Der Herr von Neufen in dem Liede von dem edlen Möringer (uns. Samml. Nr. 44.) gehört auch wohl hieher.

Man sieht aus den obigen Stellen, daß diese Hdſ. auch von einem Niederdeutſchen, vermuthlich Niederrheiniſchen Abſchreiber herrührt, wie jene Hdſ. des Triſtan. Eine wirklich Niederländiſche, und vermuthlich nur kurze, Bearbeitung dieſer für das Haus Oranien wichtigen Geſchichte ſeines Ahnherrn Willem van Oranſe befindet ſich in einer Handſchrift im Haag, von welcher ich durch C. G. L. Zimmermann, Chef des ſtatiſtiſchen Bureaus und Archivar daſelbſt, Nachricht habe.

Der Altfranzöſiſchen Volkslieder auf dieſen Helden gedenkt ſchon Ordericus Vitalis, hiſt. eccles. l. 6. (um 1141.) und ſetzt ihnen die wahrhaftere Erzählung in der Legende entgegen. Wilhelms Geſchichte, als des zweiten Grafen von Toulouſe, erzählt auch Guil. Catel hiſt. des comtes de Tolose (Tolose, 1623. fol.) p. 44—52., mit Stellen aus einer mangelhaften Hdſ. eines Gedichtes von ihm, in 4 Theilen. Dieſe Stellen, in langen Zeilen, mit Wiederholung deſſelben Reimes ſo lange es geht (wie in mehren Altfranz. Ged. und im Spaniſchen Cid), ſind ganz wie das Stück eines Liedes von Wilhelm, welches auf bedeutſame Weiſe in dem Roman von der ſchönen Eurvanthe (Schlegels Ueberſetzung, S. 60.) geſungen wird. Vermuthlich ſind daſſelbe auch Les faits de Guillaume d'Orangis, in einer Berner Hdſ. Nr. 296. ſ. (Sinner) Extraits de quelques poesies du 12—14 siecle. Lausanne, 1759. 8. p. 18.

4) Der Renner des Hugo von Trimberg. „In nämlicher Größe, auch das nämliche Papier, von einer ſehr ähnlichen Hand (wie der Wilhelm von Oranſe), ohne Titel, am Ende aber mit dem Namen des Schreibers und der Jahrzahl: „Et ſic eſt finis hujus libri, completus manus Nicolai de Leya ſcriptum an. dom. milleſimo quadringenteſimo trieceſimo ſecundo Juxta fluum Trevirenſ. feria ſexta poſt mathie apoſt. dextera ſcriptoris benedicta

sit in omnibus horis." Auf dem Schnitte steht geschriebene Legenden." Ein Register enthält die Titel der auf den 379 Blättern vorkommenden Geschichten, z. B. „van dem baume der im paradise steit. Van halff edel knaben. Van eime rosse. Van meyen. Van vier Epten. van eyme diebe u. s. w." Es werden aber im Texte da nur kleine Geschichten erzählt, gleichsam beispielsweise, woraus dann breite und lange moralische Anwendungen gezogen sind. Merkwürdig scheinen mir die vielen Namen von Kirchenvätern, klassischen Schriftstellern, Altdeutschen Sängern, vorzüglich Frigedang, die jedesmal bei einzeln von ihnen angeführten Sprüchen genannt sind. Im ersten Stücke, wovon das erste Blatt und der Titel fehlen, welches aber nach dem Register „van dem baume der in dem paradise steit" überschrieben ist, kömmt (S. 23. ff.) eine Menge von Sängern und Gedichten vor, die dort beiläufig aufgezählt werden. Es heißt z. B.

„Girlcheit luder und onkuysche hant manchen h'ren also besessen, daz si der wise hant vergessen, in der vor edel h'ren sangen, van Bucelawben und van Morungen van Lympurg und van Windeck, van neifferdauwe vnd van Bruneck, her walther van der vogelweide wer des vergiß dede mir leyde." Dann weiter „her hyman vñ her petergin mogen dieser gesellen an synnen wal syn, desselben wil ich den merner iehen. Wer meister Conrat hait gesehen van Wirzburg oder sin gedichte, der setzet in wail zo dyser plicht. wan ir erfolget aller spor, doch rennet in allen der Merner vor, der kundet duytsch und schoene latin."*). Weiter: „also synt bekant

*) Die bekannte literarische Stelle, welche in dem alten Drucke Bl. 9. a. und aus den Wolfenbütteler Hdss. in Lessings Nachlas. III. 79. steht. Bucelawben ist Bodenlauben. Niffertauwe liest auch der alte Dr. und ist wol in Nifen und Auwe aufzulosen, obgleich Lessing

duysche lant, greck ywan und Tristrant, konig roecker und partziwall, Wigalis der groissen schal hait hejaget und hoen prys." *)

5) Die Heimons-Kinder.

„Eine kleine Handschrift auf Papier, welche die Geschichte der 4 Haimonskinder gleichsam im Auszuge enthält, und sich hernach weiter über die Todesart Reynolds bei der Peterskirche und seine nachherigen Mirakel ausläßt. Es beginnt mit der Rubrik: dyt is de historie van sent Reynolt unsē hilgē patron. und enthält nur 37 gr. 8. Seiten. Ich habe sie in Cöln als Anhang eines andern Mönchsbuchs gefunden."

Diese in 15 Kap. verfaßte Niederdeutsche Prosa führt wohl noch näher auf die Quellen unsers und des Holländischen Volksbuches von den Heimons-Kindern. —

6. Noch hat de Groote von H. Oberlin zu Paris eine Handschrift des Muscaplut gekauft, von welcher wir hoffentlich bald mehr sagen können.

v. d. Hagen.

Neiff Wildome (der von Wildonie) hat. Byman ist Reimar.

*) Vgl. uber diese Stelle meine Einleit. zum König Rother, S. XI. Die obige Form Roeker, im alten Dr. (Bl. 9. a.) Rucker, der welchem im lit. Anz. 1807. S. 168. ganz schief an Markaraf Rudiger gedacht wird, bestatigt auch Wilkens (Gesch. der Kreuzz. II.) deutlich auf den Normannischen Konig Roger. — greck (wol yreck, im alten Dr. Erich) ist vermuthlich der Ereck des von Aue.

XXVIII.

Probe

aus dem Nibelungen Hort.

Herr Inſpektor Hermann fährt rüſtig in der weitern Bearbeitung des Nibelungen-Liedes für die Bühne fort und hat bereits Siegfried's Tod angefangen. Mit Vergnügen mache ich hier einen Auftritt des erſten Aufzuges vom Nibelungen Hort bekannt, der mir von ihm freundlich mitgetheilt worden iſt. Nächſtens werde ich eine Nachricht von einer andern ſchon früher unternommenen Bearbeitung, die als freundliches Geſchenk des dann zu nennenden Dichters ganz in meinen Händen iſt, geben. B.

Abend.

Eine wilde Gegend vor dem Drachenſteine, der, mit ſchroffen abenteuerlich geformten Felſenzacken weit über die nahen Tannen ragend, den Hintergrund bildet. Am Fuße inmitten des Felſenberges eine Höhle, eine Schmiede mit dem Feuerheerde darſtellend. Neben ihr noch eine Felſenhalle mit einem verſchloſſenen Thore.

Schmiede,
in der Höhle an einem eiſernen Thore arbeitend.

Erſter Schmidt.
Facht mir das Feuer nur ſtärker an,
Daß ich das Eiſen ſchweißen kann.

Zweiter.
Hei! Schau nur in den Feuerheerd,
Wie drinnen die Lohe flammt und gährt.

Erſter.
Heraus mit dem glühenden Eiſenſtab!
Und ſchlagt mir nur tüchtig die Schlacken ab —
Drauf ſtählt mir das Eiſen, damit es hält,
Es ſelbſt des Rieſen Kraft nicht zerſchellt.

Drum falle der Hammer stärker auf.

Dritter.

Läg' doch des Riesen Schädel drauf:
Ich wollt' ihm zerkeulen die finstere Stirn. —
Wie Hammerschlag sollte sprühen sein Hirn,
Dann wären wir frei, und unser der Hort.

Zweiter.

O könnt' man hinein zur Höhle dort,
Wo's rothe Gold so flimmert und blinckt
Und Edelgestein uns entgegen winkt!
Ja, thät man Einen Griff nur hinein,
Man könnte sein Lebenlang glücklich sein.

Erster.

Nein wahrlich! ich strecke die Hand nicht aus
Nach jenem Gold' — es faßt' mich ein Graus.
Ihr wißt, ein Fluch ruht auf dem Hort,
Der zieht ihn immer und immer fort;
Kein Mensch soll ihn genießen ganz,
Nur eitel Verführung ist sein Glanz.
Drum wend' ich vom Golde meinen Sinn,
Denn solches Gold bringt keinen Gewinn. —
Doch fort! denn eh' der Riese erwacht,
Sei auch die Arbeit fertig gemacht.

Zweiter.

Was will nur der Riese mit dem Thor?

Erster.

Dort vor die Höhle stellt er's empor;
Es soll vor den zauberkundigen Zwergen
Den Hort noch mehr verschließen und bergen.
Und Band und Riegel die seien fest,
Daß nimmer eins von dem andern läßt:
Wenn dreißig der kühnsten Recken und Ritter
Mit ihren Rossen sich stemmen ans Gitter,
Darf es doch nimmer aus seinen Schranken
Auch um ein Haar nur weichen und wanken.

Dritter.

Doch käme Siegfried der hörne Held,
Vor dem nichts Festes besteht in der Welt,
Und thät ihm nach dem Schatze gelüsten,

Die eisernen Bänder ihm weichen müßten.
Ja, setzt er sich fest im Sattel und Bügel,
Er bräche das Thor aus Angel und Riegel.

Erster.

Doch schlagt mir mehr mit dem Hammer drein,
Ihr schlagt in die Erde den Ambos nicht ein.
Wie's Siegfried, der starke, als Knabe gethan.

Zweiter.

Erzählt uns die Mähre vom Heldenmann.
Traun! rascher ging immer die Arbeit von statten,
Wenn wir was Luft'ges zu hören hatten.

Erster.

Ein Schmidt der ging zum Walde hinein,
Da kam ihm entgegen ein Knäblein.

„Was willst du Knab? sprach Mimer der Schmidt.
„„Ein Schmidt will ich werden. O nimm mich mit!““

Der Knabe der sah keck vor sich hin —
Siegfried war es, des Siegmunds Kind.

Und aus dem Walde gingen sie heim.
Zwölf Winter mochten sie beisammen sein.

Und eines Tags sprach Mimer zum Knab':
Komm' steig' mit mir die Schmiede hinab,

Zeig Siegfried' ob du Kräfte hast,
Erheb' mir des Hammers gewaltige Last.

„Ich schlag dir das glühende Eisen zu Brei“ —
Und klobte den Ambos mitten entzwei.

Da schaute der Meister gar wunderlich drein:
„Was Teufel! soll's mit dem Knaben sein?“

Er ruft die Gesellen — die stürmen in's Haus;
Doch schlug sie der Knabe zur Schmiede hinaus.

Zweiter.

Hei! war schon solche Gewalt im Knaben:
Wie mag sie jetzt erst der Jüngling haben?

Erſter.

Auf'm Heerde laßt ihr das Feuer vergehen.

Dritter.

Laß dreimal hinein den Blasbalg wehen,
In Lohe und Flammen ſteht wieder das Feuer. —
Erzähl' uns nun noch das Abentheuer,
Wie er den Drachen im Walde beſtand.

Zweiter.

Wir ſchmieden derweil das letzte Band.
Und eh' du die Schauermähre geendet,
Iſt unſere Arbeit längſt ſchon vollendet.

Erſter.

„Siegfried! geh mir in den Wald,
Sieh! ich brauche Kohlen —
Die ſollſt du mir alſobald
Aus dem Walde hohlen."

Zehrung nimm dir auf die Fahrt,
Reichlich Bier und Speiſe,
Auch zur Sicherheit die Axt
Auf die weite Reiſe."

Mimer ſprach's und Siegfried flog
Flugs hinaus wie 'n Geier,
Fällte Bäume, ſtellt das Holz
Schichtend auf zum Feuer.

Raus nahm er die Zehrung all',
Briet ſie ſich am Pfahle,
Schmauſt, was für neun Tage war,
Es mit Einem Male.

„Käm mir jetzt ein Recke her,
Sollt' mich ſtreitbar finden!"
Und kaum hat er's ausgered't,
Naht ein Drach von hinten.

Stracks rieß er den größten Stamm
Schnell vom Feuerheerde.

Schlug den Drach mit Riesenkraft
Blutig hin zur Erde.

Drauf thät er mit Drachenblut
Sich die Haut bestreichen.
Horn ward sie; die Schulter nur
Konnt' er nicht erreichen.

Rache schwur der Knab' dem Schmidt,
Riß das Haupt voll Grausen,
Von dem Rumpfe des Gewürms
Nimmt es mit nach Hause.

„Weh! da kommt der Riesenknab'
Mit dem Drachenhaupte.
Ha! daß ihm der wilde Drach
Nicht das Leben raubte?"

„Ho! Wohlan! Du falscher Hund!
Sollst mir's Haupt benagen —
Nimmer ging's nach deinem Wunsch,
Daß es mich erschlagen."

„Schone meiner! Schenke dir
Schätze aller Waffen;
Alles kannst du, Kind! mit ihr
Hin zum Tode raffen."

„Ei! laß sehn! — Ein feines Schwert! —
Wollen's doch versuchen. —"
Siegfried schlug das Haupt zur Erd' —
Da rollt's hin noch fluchend.

Zweiter.

Da seht, es kommen schon aus dem Berge
Des Riesen Diener, die klugen Zwerge.

Erster.

Erwacht muß wohl der Riese sein.
Drum nehmt; wir tragen das Thor hinein.

(sie nehmen und tragen das Thor weg.)

XXIX.

Servische Volkslieder.

1.

Mädchengelübde.

's Mädlein sich verschworen,
Blumen nicht zu tragen:
Blumen nicht zu tragen,
Wein nicht mehr zu trinken:
Wein nicht mehr zu trinken,
Liebsten nicht zu lieben.
Mädlein sich's verschworen,
Doch sir's bald bereute.
Blumen will ich tragen,
Daß ich schöner seie:
Wein will ich doch trinken,
Daß ich fröhlich seie.
Liebsten will ich lieben,
Daß ich Liebe habe.

2.

Herzlicher Wunsch.

Ach! Herr Gotte mein!
Wo mag Liebster seine?
Ist er auf der Reise,
Oder bei dem Gläschen?
Ist er auf der Reise,
Mag er glücklich reisen.
Sitzt er bei dem Gläschen,
Mag's ihm wohl bekommen.
Liebt er eine andre,
Ich es ihm verzeihe;
Ich es ihm verzeihe,
Gott ihn maledeie.

3.

Der schönste Schmuck.

O mein Mädel, meine Seele!
Womit schmück' ich deinen Schooß doch?
Mit Melonen, mit Limonen,
Mit Melisse, mit Basilie?
O mein Gott! hörst, junger Ritter,
Meinen Schooß ich nimmer schmücke,
Mit Melonen, mit Limonen,
Mit Melisse, mit Basilie:
Nur mit jungfräulicher Seele.

4.

Beschwichtigung der Nachtigall.

Nächtlich Vöglein! sing nicht frühe,
Wecke mir nicht auf mein Herrchen,
Selbe hab' ihn eingeschläfert,
Selbe will ich ihn auch wecken.
Weggehn will ich in das Gärtchen,
Sammeln einen Strauß Brunsilie,
Sanft ihn streicheln um das Antlitz,
Und er wird von selbst erwachen.

5.

Angeborne Freiheit.

Schön wohl sang der Nachtigall
An dem grünen Wiesengrund!
An dem grünen Wiesengrund,
Auf dem dunklen Haselbusch.

Kommen dort drei Jäger her,
Um zu schießen Nachtigall.
Er zu ihnen dringend fleht,
Wollet nicht erschießen mich.

Wollet nicht erschießen mich,

Will dafür euch singen hier
In der Laube frischem Grün
Auf dem lichten Rosenstrauch.

Haschten ihn die Jäger drei,
Trugen fort den Nachtigall:
Sperrten ihn zu Hause ein,
Sich zu ergötzen am Gesang.

Nachtigall bleibt aber stumm,
Rühret auch kein Futter an.
Trugen ihn die Jäger weg,
Ließen frei ihn auf die Au.

Gleich sang nun der Nachtigall:
„Ohne Freundin weh dem Freund',
Ohne Freundin weh dem Freund',
Ohne Au dem Nachtigall."

(Wird fortgesetzt.)

Lindau.

XXX.

Die Prachtthür

der heil. Maria-Magdalenen-Kirche zu Breslau.

(Hierzu eine Abbildung.)

Im Jahre 1139. baute Graf Peter, der berühmte Gründer und Stifter so vieler Kirchen in Schlesien, nordwärts vom Dome, wo er ein Jagdschloß besaß, an der Grenze eines uralten Waldes, dessen letzte Reste erst vor wenigen Jahrzehnten verschwanden, eine Kirche zu Ehren des heil. Vinzenzius und besetzte sie mit Zisterziensern aus dem Orden

Benedikts, welche aus dem Kloster Tiniecz bei Krackau gekommen. Die Kirche ward im Jahre 1148. geweiht.

So viel und tüchtig auch über die Geschichte Breslau's und Schlesiens überhaupt gesammelt worden ist, so ist die Kunstseite leider noch sehr vernachläßigt, die meisten Nachrichten sind unvollkommen, unzuverläßig, ja ganz falsch. Eine gerechte Würdigung und Anerkennung der Schlesien nur spärlich zugemessenen Werke Altdeutscher Kunst fand noch nicht statt, auch hat eine Scheu, die Werke der Altvodern nicht zu verletzen, keinesweges Platz gegriffen, was nicht gerade in der Tageskram taugt, wird oft ohne Schonung zerstört. So lange ein solches Unwesen herrscht, so lange man sich nicht scheut, eines der vorzüglichsten Denkmäler alter Bildhauerkunst, das Nikolai-Thor, umreissen zu wollen, so lange wollen wir uns nur ruhig bescheiden, daß Kunstsinn noch nicht in Schlesien erwacht ist, wenigstens nicht unter denen, die solche Denkmäler hegen und pflegen sollten.

Bei dem Mangel an Nachrichten wissen wir auch nicht, wie jene im Jahre 1148. gebaute Kirche beschaffen war und nur eine sehr unbedeutende Nachricht sagt uns, daß der Abt Wilhelm, welcher vom Jahre 1352. bis 1364. diese Würde bekleidete, die Kirche neu erbauen ließ, nachdem schon sein Vorfahr Konrad der zweite (von 1330—1338.) das alte Stiftsgebäude neu aufführen lassen. Auch von diesem Gebäude wissen wir nichts Gewisses. Die Furcht vor den Türken, die im Jahre 1529. so reißende Fortschritte machten daß auch Schlesien, durch die Belagerung von Wien erschreckt, sich in bedeutender Gefahr wähnte, machte, daß die Abtragung der Gebäude des Vinzenz-Klosters in diesem Jahre beschlossen und ausgeführt ward. Die Werkstücken und Steine wurden vom Rathe der Stadt theils verkauft theils zu andern Gebäuden verbraucht. Erst am 15ten Mai 1546. brachte man die große Kirchthüre, — welche diesen

Altes Frauenbild zu Schwadnitz.

Hyfte beiliegt und durch Herrn Mahler Rabe gezeichnet, von Herrn Menzel aber geätzt wurde, — zu der Maria Magdalenenkirche, indem sie der Rath der Stadt vom Abt zu Vincenz für 560 kleine Mark gekauft hatte, und mauerte sie zu dem Eingange ein, welcher der Pfarrwohnung gegenüber ist.

Unstreitig ist diese Thür eines der schönsten, prächtigsten und vorzüglichsten Denkmale der Altdeutschen Baukunst, deren sich Breslau erfreut, ja ich möchte es für eines der ältesten halten, was noch hier vorhanden ist. Höchst wichtig ist die Frage: aus welcher Zeit rührt die Thüre her? Ihre Gestalt, der Kreisbogen, spricht für das zwölfte Jahrhundert, für die Zeit der ersten Erbauung der Vinzenzkirche. Dennoch ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß an diesem ersten Gebäude sich schon ein solches Prachtthor befunden hat und doch würde im vierzehnten Jahrhundert wieder der Kreisbogen eine auffallende Sonderbarkeit und Abweichung sein. So lange wir also noch nicht eine bestimmte Hinweisung haben, muß leider das Alter dieser Thür zwischen dem bedeutenden Zeitraume von zweihundert Jahren schwanken, aber auch selbst im Falle, daß sie erst aus dem vierzehnten Jahrhundert wäre, ist sie doch von großer Wichtigkeit. Das Ganze besteht aus einem sehr festen Sandstein und ist kunstvoll ausgearbeitet. Die mit großer Sauberkeit und Genauigkeit nachgezeichneten Verzierungen bedürfen keines erklärenden Wortes; aus der Pflanzenwelt genommen, spukt doch die Thiergestalt, wenn auch nur Thier-Verzerrung, hervor und die Menschengestalt ist nicht vergessen.

Merkwürdig ist besonders der Bogen, auf welchem eine bedeutende Anzahl von Menschengestalten hervortritt: die Jugend Christi vorstellend. Einiges ist hierin undeutlich, ja manches scheint, als wenn es aus einem größern Bogen genommen wäre, der in's Kleinere zusammen gezogen worden, so daß jetzt einige Vorstellungen fehlen. Links unten

erſcheint zuerſt der Engel, welcher der Maria die bevorſtehende Geburt des Heilandes verkündet. Darauf folgt, vermuthe ich, der Engel, welcher den Hirten (nur dargeſtellt durch einen Hirten) das Heil der Welt enthüllt. An dieſes ſchließt ſich die Geburt Chriſti; das Kind in der Krippe, neben ihm die göttliche Mutter. Dieſe Darſtellung verdient beſonders berückſichtigt zu werden, indem aus ihr vielleicht eine Andeutung hervorgeht, aus welcher Zeit die Thür iſt. Die Darſtellung gleicht nehmlich ſehr den Vorſtellungen, welche wir auf alten Griechiſchen Bildhauerarbeiten des zehnten bis zwölften Jahrhunderts von der Geburt Chriſti finden und mir liegt darin ein Beweis ihres hohen Alterthums. Eine Vergleichung mit einigen Abbildungen bei d'Agincourt wird meine Behauptung rechtfertigen. Die Mutter Gottes liegt auf einem Ruhebette, in der Krippe das Kindlein eingewickelt, über ihm ſteht der Stern.

Darauf folgen die knienden Weiſen des Morgenlandes hier ſchon drei Könige, ihre Gaben ihm darreichend. Die nunmehr folgenden Geſtalten werden aber ſehr undeutlich und ungewiß. Es ſcheint darauf eine ſchlummernde Heilige zu folgen und daneben ein anderer, der im Begriff iſt das Kind zu baden. Oder iſt es Simeon, der das Kind hält? Die darauf folgenden Geſtalten ſehn ganz fremdartig aus. Hierauf Chriſtus im Tempel vor den Schriftgelehrten, dann eine Maria, vielleicht mit Bezug auf Chriſtus im Tempel. Daran ſchließt ſich die Taufe Chriſti und zwei Engel machen den Beſchluß, die indeſſen vielleicht auch zur Taufe Chriſti gehören können. Ich behalte mir die Deutung der dunklen Abbildungen vor, um ſo eher, da dieſe Thür ſo merkwürdig iſt, daß ich in andern Beziehungen wohl noch einigemal werde darauf zurückkehren müſſen.

Der reiche Schmuck zeichnet dieſe Thür vor allen aus, kein Theil des Thürgewändes, nur die kleinen ſäulenartigen

Glieder ausgenommen, iſt ungeſchmückt. Die Köpfe unten an den vorderſten Pfeilern gehören Thieren an, die jetzt etwas verſtümmelt ſind, und die ſich unten als Träger des Ganzen hervorwanden.

Wie ſehr müſſen wir den Verluſt eines Gebäudes bedauern, deſſen äußere Thür ſchon ſo überreich geſchmückt war! Doch, würde es bei dem jetzt nur zu ſehr herrſchenden Geiſte etwas gefrommt haben, wenn dieſe Kirche noch auf uns gekommen wäre? B.

XXXI.

Die Sage von dem kleinen Gleichberge.

(Nach mündlicher Erzählung mitgetheilt vom Herrn D. Hohnbaum.)

Zwei Stunden von Hildburghauſen, gegen Weſten, liegen zwei nicht unbedeutende Berge, mit Namen: Gleichen, wahrſcheinlich aus demſelben Grunde, wie ihre drei Namensverwandten im Gothaiſchen ſo genannt, weil ſie ſich an Form und Geſtalt ziemlich ähnlich ſehen; jedoch mit dem Unterſchied, daß der eine größer iſt als der andere. Beide gränzen dicht zuſammen, ſtehen in keiner unmittelbaren Verbindung mit den nahegelegenen Thüringer Waldgebirgen, und ſind in der ganzen Gegend umher ſichtbar. Dem Landmann dienen ſie zum Wetterzeichen. Sind beide in Nebel gehüllt und der Große wird zuerſt helle, ſo verkündet er daraus gutes Wetter, wird aber im Gegentheil der Kleine zuerſt helle, ſo bedeutet es Regen. Daher das alte Sprichwort:

Wenn der Kleine dem Großen nimmt den Hut
So wird das Wetter gut;
Nimmt aber der Große dem Kleinen die Kappen
So wird dich das Wetter ertappen.

Beide ſind Baſaltgebirge und zwar kommt der Baſalt auf ihnen nicht in regelmäßigen Säulen, ſondern in unzähligen Trümmern und Stücken von verſchiedener Größe vor. Auf dem kleinen liegen dieſe Baſalt-Trümmer in 3 verſchiedenen Schichten und umziehen ſo gleichſam den Berg als drei beſondere Gürtel, zwiſchen denen er mit Gras und Holz bewachſen iſt. Dieſe be-

sondere Anlagerung des Basalts hat der dichterischen Vorwelt, die so gerne das Seltsame und Auffallende der Naturerscheinungen mit Zauberei und Wunder verband, wahrscheinlich zu folgender Sage Veranlassung gegeben.

Vor alter Zeit hatte auf diesem Berge ein Graf sich eine Burg gebaut; eine Burg, die aber nicht zu den festesten gehört haben mußte, denn in eine Fehde mit einem seiner Nachbarn verwickelt und durch ihn mit einem feindlichen Ueberfall bedroht, weiß der arme Graf nicht mehr, wie er sich dagegen schützen, wie die drohende Gefahr abwenden soll. Voll Unmuthes und in tiefen Gedanken über das Unglück, welches ihm bevorsteht, versunken, lustwandelt er am Abhang des Berges; da erscheint ihm auf einmal der Teufel, fragt ihn um die Ursache seines Kummers und nachdem er sie erfahren, erbietet er sich, ihm, noch ehe der Hahn zum erstenmale krähe, eine dreifache Mauer um den Berg zu ziehen, wenn er sich verbindlich machen wolle, ihm dafür seine einzige, schöne Tochter zu verschreiben. Der Graf geht den Vertrag ein. Aber kaum nach Hause zurückgekehrt, reut ihn der Handel, er wird noch trauriger und muthloser, so daß endlich die Tochter, die den verborgenen Kummer in seinen Mienen ließt, in ihn dringt und ihm endlich durch gute Worte und Bitten das schreckliche Geheimniß zu entlocken weiß. Man kann denken, welchen Eindruck die Entdeckung desselben auf das gute Kind gemacht haben werde. Weinend und voll Verzweiflung über das ihr bevorstehende Geschick, wirft sie sich in die Arme ihrer alten Kindesfrau und fleht sie um Hülfe und Rettung aus den Klauen des Bösen an. Die Alte bedenkt sich die Sache und — macht sich anheischig, dem Teufel eine Nase zu drehen.

Dieser kommt versprochener maßen mit seinen Gesellen und Gehülfen, baut und wirthschaftet die ganze Nacht, um die dreifache Mauer zu Stande zu bringen. Schon hat er das Werk fast vollendet, da tritt das kluge Mütterchen vor den Hühnerstall, patscht auf ihre Schürze und siehe! Der Hahn kräht zum erstenmal, und zwar ehe der Teufel noch fertig geworden. Der Teufel merkt, daß er der Betrogene ist und aus Rache und Aerger wirft er seinen ganzen angefangenen Bau über den Haufen und verschwindet. Die Steine von der dreifachen Mauer aber liegen noch bis auf den heutigen Tag. — So weit die alte Sage!

Wöchentliche

Nachrichten

für

Freunde der Geſchichte,

Kunſt

und

Gelahrtheit des Mittelalters.

von

Johann Guſtav Büſching.

Stück 62—65.

Zweiter Jahrgang. Lenzmonat.

XXXII.

Alt-Schottiſche Ballade.

Jellon Gram. (Grame.)

O Jellon ſaß im Silberholz,
Er ſchärft ſein breit Schwert lang,
Und rufet ſeinem Pagen klein,
Zu gehn ihm einen Gang.

„Steh auf mein muntrer Bub'", er ſpricht,
„So ſchnell als ſein es mag;
Denn du mußt gehn zu Lilien-Blüth,
Noch eh' anbricht der Tag."

Der Bube gürtet um sein Schwert,
Eilt durch den grünen Wald,
Und kam wohl zu des Fräuleins Schloß,
Vor Tagesanbruch bald.

„O schläfst du, wachst du, Lilien-Blüth?
Die rothe Sonn' ist nah:
Du wirst geladen nach Silberholz,
Wohl nie kehrst du von da!"

Sie war nur wenig Meilen weit
Geritten auf und ab,
Als unter einem grünen Eichenbaum
Sie traf ein frisches Grab.

Und aus dem Busche nebenbei,
Sprang Jellon Grim hervür:
„Steig ab, steig ab jetzt Lilien-Blüth',
Denn du mußt liegen hier!"

Sie stieg von ihrem milchweißen Roß,
Warf auf die Knie sich hin:
„O! Gnade Gnade Jellon Grim,
Zum Tod' ich bereit nicht bin!

„Dein Kind, das mir im Schoße ruht,
Sieht bald des Tages Schein;
Doch es in meinem Blut zu sehn
Müßt' graus ein Anblick sein."

„Und wollte ich verschonen dich
So thät dein Vater alt,
Wenn dieses Kind geboren wär',
Mich hängen alsobald."

„O fürchte nicht den Vater mein,
Und gieb mir nicht den Tod:

Ich berg' mein Kind im grünen Wald;
Ich such' mit ihm mein Brod."

Er fühlt kein Mitleid für Lilien-Blüth,
So rührend sie auch sprach;
Er stach sie durch den schönen Leib
Als sie zu Füßen ihm lag.

Er fühlt kein Mitleid für Lilien-Blüth,
Als sie im Tode ruht,
Doch fühlt er's für das zarte Kind
Das lag in ihrem Blut.

Er zog den muntern Knaben auf,
Durch Wärterinnen neun;
Zu schlafen drei, zu wachen drei,
Zu gehn drei aus und ein.

Als sei er einer Schwester Sohn
Nahm er den Knaben an:
Und glaubte, nie erschaut' ein Aug,
Die That die er gethan.

Und eines Tages, als sie sich
Mit jagen lang' ergötzt,
Sie unter dem grünen Eichenbaum
Zu ruhen sich gesetzt.

Und auf dem Grabe sproßten grün
Des Waldes Blumen viel;
Der muntre Knabe wundert sich
Ob ihrer Farben Spiel.

„O was ist bleicher als Maßlieb blaß?
Was röther als die Rose glüht?
Was schöner als die Lilien-Blum'
Die auf diesem Hügel blüht?"

Und schnell erwidert Jellon Grim,
Mit übereiltem Wort —
„Deine Mutter war 'ne schön're Blum'
Und liegt an diesem Ort.

„War bleicher, da um Gnad' sie bat,
Als Matilied bleich und blaß,
Und röther als die Ros' ihr rothes Blut
Von dem mein Schwert ward naß."

Auf dieses Wort der Knabe spannt
Den Bogen stark und lang,
Und durch und durch, in Jellons Herz,
Des Pfeiles Spitze drang.

Er sprach — „Hier lieg nun Jellon Grim,
Dein Denkmal zeiget sich,
Der Ort, wo meine Mutter ruht,
Ist viel zu gut für dich."

Henriette Schubart.

XXXIII.

Wer war der erste, der das Lied der Nibelungen auf Schulen laß?

Es ist in diesen Blättern oftmals von der Einführung des Liedes der Nibelungen in Schulen die Rede gewesen, es ist ein besonderer Zweck gewesen, zu zeigen, wie das Gute sich nach und nach doch Bahn bricht, je mehr Widerspruch von andern Seiten wächst, und wie immer mehr die Erkenntniß der Vorzeit des Vaterlandes tüchtigen Lehrern eine

eine angelegentliche Beschäftigung wird. Weil nun schon die neuern Erfahrungen in dieser Hinsicht höchst erfreulich und viel für die Zukunft versprechend sein müssen, so muß es anderer Seits nicht minder erfreulich sein, diejenigen zu erfahren, welche schon früher, ehe dies Lied zu so einem bedeutenden Ruhme gedieh, die Treflichkeit desselben anerkannten und würdigten. Und so können wir denn, aus sicherer Quelle hier mittheilen, daß das Nibelungen-Lied auf der Schule zu Eutin schon im Anfange der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nach der Müllerschen Ausgabe gelesen und erklärt ward von — Johann Heinrich Voß.

I.

Titurel
und
die Pfleger des heiligen Grales,
oder
Schionatulander und Sigune.

Ein Auszug des altdeutschen Gedichts
von
Wolfram von Eschenbach.

II. Gesang.

Wie Titurel durch den Engel zum Grale verkündet und auch dorthin geführet ward.

Da Titurel der hell leuchtende so war in Tugenden lebend,
ward ihm ein Engel den Gral durch seine Würde bringend.

In Löwenherzen ward seine Mannheit bemerkt, in tapferer Ritterschaft war er zu allen Stunden. Wer zum Gral war ausgewählt, dem wurden reiche Freuden zu Theil.

Titurel der recke
Mit tugenden auß geblümet,
An ritterschaft der kecke,
Das ward in manigen landen von im gerümet;

das Lob ward ihm oftmals, daß er ein tödlicher Hagelschauer allen denen wäre, die an Tugenden wankten. Als Titurel nun aber zum Grale fahren sollte, da ward die Kümmernis seiner Aeltern groß. Aber sie beugten sich der Allmacht Gottes, die man nie genug preisen kann, so wie nicht ein kleines Vöglein das unendliche Meer austrinken wird. Traulig und minniglich schlossen sie ihn in ihre Arme und allen dreien flossen die Augen voll Thränen über. So schied er, wohin der Engel ihn rief.

III. Gesang.

Wie Titurel das Schloß zum Grale, genannt Monsalvaz, bauete und eine prächtige Kapelle darin.

Hiermit so war er fahrend nach der Anzeige der Engel in den Wald Salvatz, der viel unwegsam war und in dem man sich leicht verirren konnte; nicht eine halbe Meile fand man sich zu rechte.

Sechzig meil der walt was zů allen seiten,
Ain berg lag da mitten,
Von dem alumb wz dreissig auß zů reiten.

Der Berg war so behalten, daß ihn niemand finden konnte, es führten ihn denn die Engel. So führten sie denn auch Titurel dorthin mit Lobes-Tönen; so süßen Sang erhört er nie auf Erden. Wild von allerhand Bäumen und Kräutern verwachsen war der Wald,

In hundert iaren ainß ich nymmer kunde
Holtz, kraut, staine genennen,
Des got demselben walde zů haben gunde (gönnte).

Hier blieb er nicht allein, sondern die Engel führten ihm Gefährten zu, die sich auch durch Reinheit des Geistes und der Sitten auszeichneten; wer sie waren, kann ich hier nicht verkünden. Sie lagen in Gezelten auf dem Berge, den Titurel, trotz dem, daß er vor aller Menschen Augen behalten war, daher er auch Montsalvaz hieß, doch noch mit Thürmen umgeben wollte, um ihn so noch mehr zu sichern.

Der gral was in da gebende
Was man da haben solde;
Endor vil schöne schwebende
Wz er in ob noch lange nieman solde
Sein geboren der in getorste rüren.
Die engel nieman sehende waren,
Die in doch kunden swebenden füren.

Ein Heiligthum-Kasten (Zibori) stand über dem Gral, den reiche Tücher deckten, wie seiner Heiligkeit geziemte. Salvaterre war reich an Gold und nicht fern von ihm war auch ein mächt'ger Hort von edlen Steinen. Da waltete Titurel und klagte nur, daß er nach seiner Milde nicht genug möchte geben. Wer zu dem Werke Gabe reichte, wer mit kunstreicher Hand dazu wirkte, dem ward Vergebung der Sünden. Der Bau geschah so, wie ihn Parzifal darnach ersah, dem er zum Besten gefiel. Wollte ich auch die Pracht des Baues beschreiben, ich könnte es nicht in dreißig Jahren und doch habe ich noch anderes großes Werk zu verrichten, vor dem ich wohl Furcht hege.

Wer in Gallizien fährt, der weiset dort Salvator und Salvaterre; mir sagt aber die Abentheuer nicht, ob der Berg noch verborgen ist. Ein anderes Wesen hat sich der Gral verschafft, in Indien viel fern und weiter fern; da sind die besten Christen und Priester Johann ist ihr Herr.

Vnd das der gral noch schwebende
Sich nieman ließ anrüren,
Das was in sorg gebende,
Wa mit er got solche hassen möcht enphüren?

Vnd gedacht alſo: ich ſol ainen tempel ſtiften,
Got vnd dem Grale zů wirde,
Den vneman kan mit reichait vber giſten (über gaben).

So ſtiftete Titurel dem Gral einen Tempel aus lauterm, edeln Geſteine, aus rothem Golde und aus Aloeholz, ſobald man Holz dazu bedurfte. Da aber nun nirgend Holz, als das Geſtühle war, ſo fürchtete man, Gold und Geſtein möchten im Winter zu große Kühle geben und fragte nun die, welche des Pitagoras alte Künſte und die Kräfte der Steine kannten, die Herkules ihnen beilegt. Die ſprachen: es gäbe wohl Steine, die in Sommerszeit reine Luft und Winterszeit Wärme, nahe dem Feuer, gäben, nach rechter Stärke, ſo daß es dem Leibe heilſam ſei. Abeſtus (Asbeſt), ſagten ſie, gewährt Feuer und Licht; Elytropia (Heliotrop) giebt einem Waſſerbecken Hitze, wenn man ihn langſam hinein läßt; wie von ihm das Waſſer fällt, giebt er Kühle.

Der Berg war von Grund aus ein Felſen, nichts anders denn Onichel, doch, mit Kraut und Gras überdeckt, befand ſich beſonders in Mitten von Monſalvatz, wohl eine Klafter hoch, eine weite Onichel-Scheibe, die ganz dem Wunſche zum Tempelbau entſprach. Dieſe ließ Titurel von Gras und Kraut ſäubern und ſie ſo rein machen, daß ſie wie der Mond glänzte. Darauf fand er den Grund eines Morgens geriſſen. Die Anhöhe hatte mehr denn hundert Klafter Breite, Staffeln führten hinauf. Man begann den Tempel wie ein Rundgebäude (Rotunde) zu wölben, darin zwei und ſibenzig Chöre, außen her acht Ecken, und jedes Chor ſchos beſonders noch außen hervor. Innerhalb und außen überall gefärbt, glänzte aus rothem Golde jeglicher Edelſtein nach ſeiner Farbe. Da wo die Gewölbe, nach der Schwibbogen Krämme, einen Gurt bilden, und von den Pfeilern aufſteigen [10]), da findet man manche ſpähe

List allum von geschmelztem Werk erhaben, in denen Koralle und reiche Perlen köstlich gezieret standen.

An den Pfeilern sah man gegrabne und gegossene Engel stehen, recht, als wenn sie licht sonnenfarb vom Himmel geflogen wären, im Fluge der Freude und lachend. Aber auch Kreuzbilder und Bilder unsrer lieben Frau fand man. Die Altäre waren von übergroßer Reichheit und auf jedem ein kostbar Altarbild. Manch grüner geschnittener Sammt schwebte über Ringe, daß er die Zierde wohl vor Staub bewahrte und wenn der Priester sang, so ward er durch eine Schnur von Seide weggezückt. Einen Schleier bracht ein Engel, der kam vom Gewölbe nieder; ein Rad führte ihn wieder hinauf und in Mitte der Schnur kam eine Taube herab, die den Engel wegzückte, als ob sie vom Himmel wie der heil. Geist führe, zu hoher Würdigung der Messe, an welcher der Christen größtes Heil liegt.

Die Fenster waren leuchtende Berille wie Crystalle, deren blendendes Licht durch Gemälde gemildert ward, die sie zugleich zierten. In die verschiedenen Farben wurden noch Edelgesteine eingelassen, welche dieselben Farben trugen: Saphier für blau, Smaragd für grün. Korallen und theure Perlen wurden da Wunders viel gestreut, Rubinen gleich dem Feuer und Jachanten leuchtend wie der Zunder,

Be nach dem staine ferwet sich die sunne
Mit schein all durch die venster,
Das ward do gar ain sunder augen wunne.

Dreierlei Amatiste: purpurfarbne, veilfarbne und die dritten wie junge Rosen. Topasen auch, die das eigne haben, daß wer hineinsiehet, dem sieht das Kinn zu Berge, die Augen nieder. Unendliche Reichheit mehr ward in edlen Gesteinen verwendet und die Gewölbe wurden oben schlicht gebauet, mit Saphiren bedeckt und in diese Karfunkel gesteckt, recht funkelnd wie Sterne am Himmel. So ward

auch die goldfarbene Sonne und der silberweiße Mond hier zugerichtet; diese zogen Uhrwerke Abends und Morgens mit verborgener Kunst, daß das Auge nicht erreichen möchte, wie es wäre, und doch gingen sie durch alle ihre Zeichen und die sieben Tageszeiten.

Aus gegossenem Golde, mit hohen, weit ausgebreiteten Flügeln, erblickte man die vier Evangelisten. Wie auch die Chöre sich ausbogen, so war der Altar doch immer so eingerichtet, daß der Priester bei der Messe sein Gesicht nach Aufgang wenden mußte. Der Hauptchor ward dem heiligen Geiste, dem Schirmer des ganzen Gotteshauses, geweiht, der nächste dabei der Jungfrau Maria und Johannes der dritte gewidmet. Die Ecken der Chöre waren nach außen rund hinauf gedreht und daran Reben und Laub zierlich gearbeitet. Auf je zwei und zwei der Chöre ließ der König einen Thurm setzen, der wohl sechs Stockwerk hoch; allum den Tempel standen sie, in einem schönen Kranze.

Der Wände waren achte, so viel als Ecken. Zu jedem Stocke drei Fenster zu allen Wänden. Das Dach glich dem Dache des Tempels, ihre Knöpfe waren große Rubinen, die hell leuchteten. Auf den Knöpfen standen Kreuze, hoch von schneeweißen Crystallen, eine Scheuche des Teufels. Auf jeglichem Kreuze stand ein rother goldener Adler, feurig und funkelnd; wer es von ferne sah, der glaubte, der Adler schwebe, da die hellen Kreuze dem Blick verschwanden.

Zwischen diesen Glockenhäusern in der Mitte stand ein Thurm, an dem wohl zweier Thürme Größe und Zierde allein lag. Deß Knopf war ein Karfunkel, hoch zu loben; überraschte die Nacht die Tempeleise in dem Walde, so führte sie sein Schein zu ihrer reichen Herberge zurück.

In Mitten des Tempels war ein überreiches Werk, Gott und dem Grale zur Minne; dem Tempel war es überall gleich, nur daß die Chöre ohne Altäre waren; vollendet

wards in dreißig Jahren. Nur ein Altar war darin, die Chöre darum leer, für Glockenhäuser ſtanden darauf reiche Blenden (Ziborien), mit reichen und edlen Bildern, von denen jeglichen ein Zettel die Geſchichte erzählte.

Zwei gar koſtbare Thüren gingen zu allen Chören ein, dazwiſchen ein Altar, außerhalb darüber hingen Kanzeln, gewölbt, auf zwei Spindelſäulen geſtellt, spannenbreit gereift und dazwiſchen mit wundervoller Schönheit erfüllt. Reiche Goldgitter hatten der Chöre Thüren, das man allum gleich gut ſehen möchte.

Die Mauern der Chöre trugen ſtarke Spindelſäulen, worüber Bogen gingen, darüber goldene Bäume, hoch begrünet, mit Vögeln überſetzt. Mit Reben ganz durchflochten, über alle die Bogen wanden ſich oben je zwei, die über ſich, nach der Beugung von einander gingen und über die Geſtühle ſich auf beiden Seiten eine Klafter lang hingen. Darunter ſchoſſen Blumen von allerhand Farben hervor, Stengel, Kraut und Blumen von Golde. Die Reben waren auch aus Golde, ſtark und dick begrünet, damit den Augen Schatten gewährt würde; denn alle Mauern in den Chören waren mit Smaragden gemenget. Rührte ſich ein Lüftchen, ſo hörte man das Laub in einem ſüßen Ton erklingen, recht als ob ſich, in einer Schaar, tauſend Falken in die Höhe ſchwängen und kleine Schellen von Golde an ihnen ertönten. Die Reben waren mit mancher Engelſchaar überflogen, als wenn ſie aus dem Paradies entnommen wären.

Das höchſte, heilige Chor ward beſonders herlich geſchmückt, ſeine Zierde war reicher als hundert anderer. Reben und Engel waren ſo gefertigt, daß darin aus Bälgen heimlich ein Wind geleitet ward, und ſo vermiſchte ſich der Engel Tönen mit der Geiſtlichkeit Geſang. Cryſtallene Balſamfäſſer brannten gelb und roth, als ob ſie glühten; auf jedem Chore hingen drei, die aber, welche aufferhalb

Kanzeln hatten, erhielten je zwei an goldenen Strängen. Darüber, zween Klafter hoch, schwebten Engel, als wenn sie die Lichter hielten. Auf Mauern und Kanzeln hielten viel Engel Kerzen. Manche reiche Krone von Golde hing allda, auf der viel Kerzen leuchteten, darüber hing in Speeres Höhe ein Engel, daß es schien, als wollte er die Krone zu den Lüften führen; seine Befestigung konnte niemand sehen, reiche Goldschnüre hielten ihn. Die Altäre waren mit zweimal vier Lichtern besetzt, wenn Gottes Ehre und unser Heil mit einem Amte begangen ward und Balsam brannte bis zu Ende der Messe.

Welcher Ton erscholl, dessen Widerschall ward von der Weite und Höhe verlängert in hellem, süßen Tone, so wie ein Wald, wäre darin ein schöner Orgelsang. So mancherhand Gewirr möchte ich selbst in einem besondern Gedichte nicht völlig ausmalen können, und sage daher nur, daß in dem Gotteshause nicht Spannen breit war, es wäre nicht mit gegossener und gegrabener Arbeit geschmückt, durchwirkt mit kostreichen Dingen. Rund herum waren Heilige hoch aufgestellt, in den gebogenen Emporen des Tempels sah man reiche Gebilde der Zwölfboten, Beichtiger, Mägde, Altväter, Märterer, Weissagen und ihre Spruchbänder besagten starke Mähren. Dazu fand man auch die, welche durch ihre große Heiligkeit Hülfe bieten, da sie Milde besitzen, mit der sie den Werthen mögen zu Genossen machen, wie der, welcher in England einst Krone trug (der heil. Oswald).

Von zween Glocken, deren Klöpfel von Golde, sollte die eine zum Tempel, die andere zur Versammlung rufen, so man zu Tische wollte zum Essen, oder zum Streite ausziehen. Die kleinen und großen Gewölbe trugen Pfeiler, von den vier Seiten geöffnet, wo der Schwibbogen niederging, die vier Evangelisten. Zu einer Scheibe war ein Smaragd geschnitten und darin das Lamm mit reiner Kunst geschmelzet.

Außen war eingegraben und ergoſſen, wie die Tempeleiſen ritterlich und in großer Härte ſtritten, dem hohen Gral zum Dienſt, damit ſie ihn vor falſchem Volke ſchützten.

Drei Pforten hatte der Tempel, eine gegen Mittag, die andere gen Morgen, die dritte gen Mitternacht, von dannen uns ſelten gutes Geſchick kommt. Ihr Pallaſt und ihr Schlafhaus lagen gegen Mittag; ein wohlgebauter Kreuzgang lag dazwiſchen, wie es zur Brüderſchaft wohl gehört; reiche Vorlauben zierten jegliche Pforte. Die Pforten waren reich von Golde geläutert und meiſterlich Steine darin gewirket.

Hoch inerhalb der porte,
Gen occidente schone,
Das man vil gerne horte,
Was do ain werck mit mangem süssen done:
Ain orgeln gesang als man zů hochgezeiten
Das ampt da mit floriret,
Als man noch pflicht in manigen landen weiten.
Ain baum, gar auſſer golde,
Mit laube vnd mit eůen,
Der saß, als man do wolde
Voller vogel, vberal der aller besten,
Die man an süsser stemme lobt zů preise,
Von beigen gieng ain wint dar,
Dz yeglich vogel sang nach seiner weise.
Hoch vnd auch do nindere,
Ye nach der schlussel lante,
Der wint was für vnd widere
In den baum geweiset mit arbarte.
Welcher hande vogel er wollte sungen,
Den schlussel wol bekante
Der maister ye, darnach die vogel sungen.

Außen an den Enden ſtanden auf den Aeſten vier Engel, jeglicher ein Horn von Golde in einer Hand haltend

vnd bliesen da mit in schalle,
Vnd winckten mit der andern hant,
Recht in der weise: wol auf ihr toten alle.

Das jüngste Gericht sah man gegossen, nicht gemalt. Unter dem Onichel (der den Fußboden deckte) waren Fische gegossen und gehauen und auch gar vieler Meerwunder Bilder, jedes recht in seiner Gestalt und daher fahrend, als ob es wild wäre. So gab der Estrich einen Anblick, als ob ein See mit Wellen sich unten bewegte und doch bedeckt mit Eise.

Der Bischof Penitenze, von den Brüdern des Parille abstammend, weihte nun den Tempel und die Altäre. Der heiligen Dreieinigkeit ist er erbaut und der Magd, gesegnet ob allen Frauen, die Welt den Weg gen Himmel zu lehren; wie der heilige Thomas in India den Saal mit Worten baute:

Nit wann mit dem munde
Der palas ward gemachet,
Die grunveste auf von grunde,
Porten, lauben kostelich bedachet.
Aussen noch innen ward do nüt (nichts) vergessen
An dem palas teure,
Vnd ward sein doch nie stain albar gemessen.

So auch ist der Tempel des Grales den Menschen ein Wegweiser zu dem himmlischen Reiche.

Der Dichter endet mit einem Anruf und Lobe der Jungfrau Maria diesen Gesang; der er einen Tempel gelobt, wohl einer Meile weit, darin alles dargestellt werden soll, was seit hunderten von Jahren zu ihrem Lobe gesprochen worden. Aber höher noch als tausend solcher Tempel würde es reichen, wenn er bewirken könnte, daß die Welt Unglauben und Kriege miede und ein jeglicher sich der sieben Haupttugenden befleißigte. Diese sind Demütigkeit, Milde, Keuschheit, williger Gottesdienst, Maas in Essen und Trinken, Geduldigkeit und

Die siebende: ware mynne!
Aller tugende bl˙me,
Ewigs lebens gewinne
Leit (liegt) an ir, gar an dem höchsten r˙me.

Wer dieſe Tugenden treu bis an ſein Ende minnet, der erhält Lohn von Gott, als wenn er Kirchen gegründet und gebauet. Wer aber fehlt, der beeifere ſich in Reue und Buße und laſſe allen Zweifel; damit hat er den Tempel aufgebauet. Ein Gebet an die Jungfrau Maria endet dieſen Geſang.

Anmerk. 10) Do ſich die gewelbe reifent
Nach der ſwibogen krumbe,
Von den pheilern auf ſweifent:
eine deutliche Anzeige der Altdeutſchen Baukunſt: Kreuzgewölbe, vorſpringende Gurte, geſetzt auf Pfeiler. Eine Stelle, die nicht zu überſehen iſt.

XXXIV.

Beitrag zur Geſchichte

der Sprache, Sitte und Kleidertracht des ſechzehnten Jahrhunderts.

Auf der herzoglich Braunſchweigſchen Büchersammlung zu Wolfenbüttel befanden ſich ſonſt zwei ſehr merkwürdige pergamentene Original-Handſchriften, herrührend von zwei Augsburgern, Matthäus und Veit Conrad Schwarz, Vater und Sohn, die beide noch in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts lebten. Beide hatten die ſonderbare Neigung gehabt, ſich in den verſchiedenen Kleidertrachten, die ſie in dem jedesmaligen Alter und bei den mancherlei Gelegenheiten getragen, abmalen zu laſſen, und zwar immer nebſt der ganzen Umgebung, worin ſie ſich jedesmal befanden. Dieſe kleine Gemäldeſammlung, die eine unſchätzbare Fundgrube für die Freunde und

Beurtheiler altdeutscher Kleidertrachten ist, befand sich noch vor einer Reihe von Jahren im Besitz der herzogl. Braunschweigischen Kunstsammlung, ohne daß wir anzugeben wüßten, wohin sie in den letzten Zeiten der französischen Besitznahme gekommen seyn mag.

Was diese Reihe altdeutscher Pergamentgemälde noch anziehender machte, waren die Bemerkungen und Nachrichten, welche die ursprünglichen Besitzer über ihr Leben und über die einzelnen Vorfälle desselben eigenhändig beigeschrieben hatten. Beide waren den größeren Theil ihres Lebens hindurch Buchhalter im Hause der Fugger, jener berühmten augsburgischen Kauf- und Handelsherrn, die im 15ten und 16ten Jahrhundert das erste und bedeutendste Handelshaus des ganzen Süddeutschlands waren, und ihres Reichthums und ihrer ausgebreiteten Verbindungen wegen, so wie nicht minder um ihrer großartigen Freigebigkeit und ächt reichsbürgerlichen Denkart *) willen, von Kaiser Maximilian I. in den Adelstand erhoben, und bald darauf von Karl V. mit der freiherrlichen und gräflichen Würde beliehen wurden. Wie bedeutend der Verkehr und die Handelsverbindungen dieses Hauses gewesen, zeigt unter andern Blatt 28. dieser Sammlung, darstellend, wie Matthäus Schwarz am 1sten October 1516. zuerst in die Fuggersche Handlung aufgenommen worden. Matthäus Schwarz sitzt hier baarhaupt, in aschfarbigem Unterkleide, weißen Hosen und braunen Mäntelchen in einer kaufmännischen Schreibstube an einem Tische und trägt

*) Bekannt ist die artige Geschichte von einem dieser Fugger, der Karl den Fünften zu Augsburg in seinem Hause bei einem Kamin[illegible] von Zimmetholz bewirthete, und in diesem Feuer die Verschreibungen wegen ansehnlicher Geldsummen, die ihm der Kaiser schuldig war, großmüthig verbrannte.

etwas in ein offenes Handelsbuch ein. Zwei andere große Bücher liegen neben ihm. Vor dem Schreibtische steht Herr Jakob Fugger, ein ernsthafter, ansehnlicher und ehrwürdiger Mann, in einer Stellung, als ob er dem Schreibenden eine Anweisung gäbe oder etwas in die Feder sagte. Die Kleidung desselben ist ein kurzer schwarzer Oberrock; auf dem Haupte trägt er eine platte gelbe, oder mit Gold gestickte Mütze. An den Fächern des mitabgezeichneten Briefschranks stehen folgende Namen der vornehmsten Handelsplätze, wohin sich der Briefwechsel und Verkehr der Herren Fugger erstreckte: Rom, Venedig, Ofen, Craca, Mailand, Inspruck, Nürnberg, Antorf (Antwerpen), Lisbona.

Merkwürdig ist besonders das Blatt, welches (Fig. 68—70.) drei lustige Gesellen in ihrer Putztracht darstellt, wovon der mittlere in den Beinkleidern eine Taschenuhr, welche sogar die Minuten zeigt, stecken hat. Daß es wirklich eine Taschenuhr ist, bestätigt die Unterschrift: „der Mitle eine Ur am Schenkl von 8 Minut;“ welche zugleich angiebt, daß die festliche Gelegenheit im Juni 1524 vorfiel. Wie früh muß also die Uhrmacherkunst in Augsburg bedeutende Fortschritte gemacht haben?

Wir wollen hier blos noch einige Bemerkungen aus dem Tagebuche des Sohnes, Veit Konrad Schwarz, ausheben.

„Vom 1544 bis 1546 Jar wasen (waren) die meine Klaidungen, und darneben meine Kurzweil, laut Kinderbuchlins. Da was nun meine Freud, was zu thuen, das wider die Leut was, oder das si's vertroß. Da muß alles herfürzogen werden, so vor 10 Jaren mit an Tag kumen was, alsdann solchs zerissen, zerschleppt, und zum Fenster hinausgeworffen. Item, so ich in ein Garten

kam, so ward mir alles Unzifer angenem, die Majokefer und Ratzen band ich an Feden, und muſten mir zur Hand fluegen und kreiſen, und ander Bosheit mer ſtiftet ich, das ich hie nit alles erzelen kan.“ —

„A. d. ult. Febr. 1547. muſt ich in die lateinisch Schul trumpfen, ich tets gern oder nit. Dieweil ich aber ein Ernſt ſach, das nit anderſt daran was, dann das ich in die Schul muſt, da erzaigt ich mich gleich auch willig, und ging gen unſer Frauen zum Johannes Buſchen in die Schul, der hett dismals 110 Buben, die Latein ſollten lernen. Ich gab zum Einſtand (Antritt) einem jeden ein Brözgen (Brätzel); da ward ich vom Preceptor, ſeinem Weib, und auch den Buben, in Summa von jedermann mit heelen (freundlichen) und gueten Wortten entpfangen. Ja, da ſtund mein Sach ein 8 oder 14 Tag wol. Ich wollt kein Schul verſeumen. Da aber die Zeit füruber was, da ſprach man mir ſelzam zu, alſo daß ich nit viel Luſt mer in die Schul hett, ſtellet mich aber nit dergleichen.“ — Das dabei folgende Gemälde ſtellt eine Dienſtmagd vor, in einem ſchwarzen Mieder und einem rothen Rocke, der unten am Saume mit einem breiten grünen Bande beſetzt und aufgeſchürzt iſt; an der rechten Hand ſchleppt ſie den jungen Schwarz im kurzen ſchwarzen Röckchen, das ihm kaum bis an die Kniee reicht, und worüber an einem weißen Riemen eine rothe Taſche hängt, mit Gewalt in die Schule; auf dem Kopfe trägt das Dienſtmädchen einen Hebekorb mit Bretzeln.

„A. d. 13. Febr. 1561. was ich mit Melchior Hainhofer, Mattheus Herz, und Philipp Zangmeiſter in der Mummerei (Faſtnachtsmaskerade) gen Nacht, alſo bekleidet, wie unden angezeigt iſt. Die Kleidung lih mir Herr Fugger. Es was verboten, das niemant ſolt in die Mummerei geen; da furen wir darin. Wir hetten 2 Sat-

pfelfer; kamen zu etlichen Junkfrawhöfen, da hett man uns nit ungern. Wir tanzten und ſprangen wie die Kälber, denn es waſen belle figlie (ſchöne Jungfrauen) da, die uns nit übel gefielen. Wir vermeinten, wir wollten uns halten, damit wir nit kandt wurden, und gedachten den Reimen (Sprichwort) auszuleſchen, der ſpricht: Vier Ding laſt ſich nicht verbergen, nemlich die Lieb, der Huſt, das Feur oder Waſſer, und der Schmerz." —

Wir könnten aus den handſchriftlichen Bemerkungen noch gar manches über das luſtige Leben der jungen augeburgiſchen Kaufleute damaliger Zeit anführen; allein wir brechen hier ab, und wünſchen blos noch recht dringend, daß irgend jemand Nachforſchungen über das merkwürdige Buch anſtellen und die darin enthaltenen Gemälde in treuen Umriſſen abzeichnen möchte.

Blos noch einige gute alte Worte mögen hier ſtehen, die uns im Buche aufſtießen, und die gewiß der Wiederaufnahme nicht unwerth ſein dürften.

Kaufſtube, das Innungs- oder Gildenhaus der Kaufleute. Kammer, Comtoir. Gaſſenbuler, ein Menſch der an allen öffentlichen Orten ſchöne Bekanntſchaften zu machen ſucht. Fenſtern gehen, verliebte Wallfahrten durch die Straßen machen um die Schönen an den Fenſtern zu beſchauen. Abkehren, abprügeln. Schleifen, auf der Eisbahn hingleiten. God, Pathe oder Taufzeuge. Godfader, Gevatter. Zotteln, Franſen, Troddeln.

Kch.

XXXV.

Fastnachtsgebräuche
bei den Deutschen *).

Aus Sebast. Francks Weltbuch.

1) In-Franken.

Die drei unsinnigen Tag vor dem Eingang der Fasten stellen sie (die Franken) sich dermaßen, als ob sie nimmer einig guten Muth oder Kurzweil haben werden und als ob sie morgen sterben müssen, sich heut vor wohl erlustigen und allem Wollust die Letz und Urlaub geben wollen. Etlich machen sich als die Teufel, etlich laufen nackend ohn alle Scham gar entblößt durch die Stadt, etlich, daß sie kein Scham haben, verbutzen sie sich in Larven und Schönbart, daß man sie nicht kenne, nicht sehr ungleich den heidnischen Lupercalischen Festen ꝛc. wo die Römisch Jugend, aller Ding bloß, durch die Stadt lief und was ihnen entgegen kam mit Riemen und Geisseln schlug, wie die Unsern mit einem äscherigen Sack.

An dem Rhein, Frankenland und etlich andern Orten sammeln die jungen Gesellen alle Tanzjungfrauen, setzen sie in ein Pflug, und ziehen ihren Spielmann, der auf dem Pflug sitzt und pfeift, in das Wasser. An andern Orten ziehen sie ein feurigen Pflug, mit einem meisterlichen darauf gemachten Feuer angezündet, bis er zu Trümmern fällt.

*) S. Wöchentl. Nachrichten. Hornung 1816. I. S. 123. 129. Ein Nachtrag, Windmonat II. S. 290.

Halten auch ihr vier ein Leilach bei den vier Zipfeln, und ein strohenen angemachten Butzen in Hosen und Wamms, mit einer Larven wie ein todten Mann, schwingen sie ihn auf in die Höhe und empfahen ihn wieder in das Leilach, das treiben sie durch die ganze Stadt, und mit viel andern Figuren gehn die Römischen heidnischen Christen in der Fasnacht um, als unsinnig, mit großer Leichtfertigkeit ꝛc.

Zu Mitternacht machen sie an etlichen Orten ein strohenen Mann oder Butzen, angethan und zugericht, wie ein Todt, den tragen die versammleten Jungen in die nahe gelegenen Dörfer. Diese werden von Etlichen schön empfangen und mit dürren Hutzeln *), Milch und Erbiß geladet, von den Andern, die es für ein Anzeigen künftiges Todes halten, werden sie übel empfangen und von ihren Hofstätten getrieben mit Scheltworten und etwann mit Streichen.

Item: sie flechten ein alt Wagenrad voller Stroh, tragens auf einen hohen jähen Berg, haben darauf (so sie für Kälte bleiben mögen) den ganzen Tag ein guten Muth, mit vielerlei Kurzweil, Singen, Springen ꝛc. um die Vesperzeit zünden sie das Rad an und lassens mit vollem Lauf ins Thal laufen, daß es anzusehen ist, als ob die Sonne vom Himmel liefe.

2) Zu Halberstadt.

Eine Gewohnheit ist in dieser Stadt, daß sie alle Jahr den grösten Sünder, so sie wissen in ihrer Acht, in ein kläglich Kleid anmutzen, und am ersten Tag der Fasten in die Kirchen führen, darnach als ein bannigen wieder ausstoßen, der muß die ganz Fasten in und außerhalb der Stadt täglich

*) Hutzel, Backobst: Birnen, Aepfel ꝛc. Bürger im Abt von „Maria und Joseph wie dürftig ein".

um die Kirchen gehn, bis auf den grünen Donnerstag, (Grünen-Dornstag) dann führen sie ihn wieder in die Kirch und nach beschehenem Gebet, absolviren sie ihn: der ist nachmals aller Sünden rein und wird Adam geheißen.

3) In Ulm.

Um Ulm hat es einen Brauch an der Fastnacht, wer dieß Tags in ein Haus geht und nicht sagt: Ich gehe mit Urlaub aus und ein, den fahen sie und binden dem (es sei Frauen- oder Mannsbild) die Händ auf den Rücken, klopfen mit einem Böcken (Becken) voran und führens in der Stadt herum.

Wilhelm Müller.

XXXVI.

Das Todaustreiben in Schlesien.

(Nachtrag zu Bd. I. S. 183.)

Das Todaustreiben am sogenannten Sommer- oder Todsonntage ist in den kleinen Städten und auf dem flachen Lande Schlesiens noch sehr gewöhnlich, wenn gleich die Zeit gar manches an dem alten Brauch geändert haben mag. Es pflegen nehmlich noch itzt in der Frühe des genannten Sonntages die Kinder des Dorfes oder Städtchens in ihren besten Feierkleidern mit grünen Maien (so heißen die mit buntem Trödelkram behangenen Fichtenreiser) in den [illegible]nden, umherzuziehen und vor den Hausthüren gewisse [illegible]y abzusingen, worauf sie mit Bretzeln oder anderem [illegible]erk, seltner mit Geld, beschenkt werden. Diese um-

herziehenden Kinder heißen dann Sommerkinder, und unter den kurzen Liedern, die sie absingen, ist folgendes wohl das üblichste und am allgemeinsten verbreitete:

Kleene Fischel, kleene
Schwimmen uf em Teiche,
Rothe Rosen, rothe
Stehen uf em Stengel, —
Der Herr is schön, der Herr is schön,
Die Frow is wie a Engel.

Ich glaube in den ersten vier Versen den Anfang eines altsch lesischen Frühlingsliedes zu entdecken; denn die letzten zwei Verse sind offenbar späterer Zusatz.

Kch.

XXXVII.

Die unglückliche Wette.

(Oberlausitzische Volkssage.)

An der Dreifaltigkeits-Kirche zu Zittau, die an das dasige Webertnor grenzt und eben deswegen insgemein blos die Weberkirche genannt wird, findet man neben dem einen jenem Thore zugekehrten Kirchenpfeiler, an der äußeren Wand der Kirche, ein steinernes Kreuz, wie sie gewöhnlich sonst an den Wegen stehen, unten mit eingemauert und darauf ein großes Messer eingegraben; links davon ist ein ziemlich gebogenes Schwerdt in die Kirchenwand eingehauen zu finden.

Diese beiden Denkmahle sind, wie es scheint, so alt wie die Kirche selbst und die Sage erzählt folgendes über ihren Ursprung:

Beim Baue der Kirche zur heil. Dreifaltigkeit habe unter den Maurern ein Lehrling mit seinem Lehrmeister um die Wette gearbeitet, um zu sehen, wer einen Pfeiler der Kirche eher als der andere vollendet haben würde. Beide hätten zwar zu gleicher Zeit angefangen und sich tapfer daran gehalten, dennoch aber wäre der Lehrling eine ziemliche Zeit eher mit seinem Pfeiler fertig geworden, denn der Meister mit dem seinigen und der Lehrling habe sonach die Wette vor seinem Meister gewonnen.

Hierüber nun sei der Meister schier vor Aerger und Schaam beinahe vergangen und habe sich dermaßen erbosset, daß er den Lehrling meuchlings ermordet, ehe solcher sich dessen versehen können.

Zum Lohne aber für solche Uebelthat sei nachgehends dem Mauermeister mit dem Schwerdte der Kopf vor die Füße gelegt worden.

Seit dieser Zeit nun sind an jener Stelle, wo die That geschehen, sowohl Messer und Schwerdt als ein Todtenkreuz zu sehen, bis auf den heutigen Tag.

Theodor Pescheck.

XXXVIII.

Auszüge aus alten handschriftlichen Zeitbüchern

Die Chriemhilden-Schlacht.

Aus einer Handschrift der hiesigen Elisabeth-Bücherei in Bogengestalt, in welcher sich mehre Altdeutsche Sachen fin-

den, deren Hauptinhaltsangabe einer andern Zeit vorbehalten bleibt, entlehne ich einen theilweis an unsere schöne Nibelungen erinnernden Aufsatz, der sich in erwähnter Handschrift in der „vngerischen cronica" findet. Aus dieser Stelle ergiebt sich, daß Etzel König der Hunnen wirklich Chriemhilden von Burgund zur Frau gehabt habe.

„Konig eczel hatte czwene sone, der erste hyß láve vnde was von des konigis tachter von krichen, der andir hyß aladrius, vnde was frawen crymheldin son dy was des herczogen tachtir von burgundia, do hyld das meiste teyl mit dem ersten sone kewa, vnde wolden den czun konige setczen, So hild is her dittcrich von berne mit aladrio dem andirn sone, also das sy beyde herschten, do wolde nw eyn brudir bessir seyn denne der andir, also lange das von hern dittcrichs rote dy czwene brudir mittenandir streiten, das also vil volkis dirslagin wart yn dem streyte, das dy thune (Donau) floß mit blute so krestiglichin funfczen tage von siccambria biß kegin potenciana, das wedir mensche noch tyr das wassir mochtin getrincken; denselben streith nennen dy hungirn fraw Crymhelten streit. Yn dem streite gesegete (siegte) kewa vnd dy hungir, dornoch gesegitte (siegte) her ditterich mit lyssen, das dy hungirn so gar dirslagin worn, das ir uff konig kewen seyte kawm funfczig tawsint blebin.

König Etzel's Beschreibung.

(Aus derselben Handschrift, und namentlich aus der nemlichen Chronik.)

dy hungirn hatten eynen roth, vnde koren Eczeln her bela bendenkis son, der ee hewptman was gewesin der hungir, do machte Eczeln seynen bruder budam

von der tenſſe bis an das waſſir den czun furſten, vnd hyſch ſich das volk nennen Eczel der hungir konig, vnd eyn furſte der werlit, vnde eyne geyſſil gotis hern bedenkis ſon vnd eyn nefe des groſſin reſen (Rieſen) Nemroth yn engadi geczogin. konig Eczel hatte gar eyn czornig geſichte, vnd eynen hochfertigin gang, Eyne breite bruſtt, vnd eynen langen barth, vnkeuſch vnd mylde (weibhaft) zcu allen ſtunden, vnd was ſtreythafftig, vnd groſſmutig, vnd reyne yn ſeynem hawſe. Eyn iczlich menſche hatte en lyb durch ſeyner ſteke mildikeit willen, vnd her was mordtlich, das man en ere vorchte, vnd czog manchirley hande volk zcu ym, vnd manchirhande geczunge (gezunge, Zungen, Sprachen) dy her alle mildiglichin hyld. — Seyn betthe was von clarem golde; tyſch vnd ſeyn geſeſſe des tyſſches vnd der kuchen was gar guldin. In ſolcher maaße lebte der Hewnen konig.

Urſprung des Namens Straßburg.

(Aus derſelben handſchriftlichen Chronik.)

Dornoch czog konig eczel vor eyne ſtat, dy iſt genant argenturn, das iſt Straſsburg, vnd legerte ſich vor dy ſtat, vnd gar an dy ſtat, vnd nante ſy ſtraſsburg, wenne her brach dy mawer, das eyn yczlich heer mochte do durch czyen, ane erbeit vnd gebot bey königlichem gebote, das man nicht bey ſeynen ezeiten nicht mawern ſulde.

Etzel's Tod.

(Aus derſelben Handſchrift.)

Des konigis tachtir von brittanian, dy hys mycholoch,

vnd was gar obirſchone, dy hatte konig eczel ſo gar lyb, das dy lybe ane czal was, das her ſich des nachtis mit yr alſo yn vnkeuſchete erbete (abarbeitete, abmühete) das ym dy hewptodirn (Hauptadern) vff ryſſen yn dem floſſe, vnd flos ym das blut aws den naſſelochern yn den mund, das her den odem nicht gehabin mochte, alſo dirſtickete her yn ſeynem eygenem blute.

Zu Ende der Handſchrift ſteht:

hoc opus completum est in waldaw per johannem clementis filium piſtoris in vigilia penthecoſten hora decima anno domini MCCCLXV.

Urſprung von Preußen, Mähren, Meißen und Lauſitz.

(Aus derſelben Eliſabeth-Handſchrift, enthaltend die Bbhmiſche Chronik. S. 319.)

Etliche des volkes, dy czoghen keyn (gegen) Prewßen, ken Pomern, ken Caſchuben, biß hen keyn denemarg, vnd an das mer kegin der mitternacht, vmbe vnde vme, vnd wonthen vnde bawthen dye lande bey dem mere vnde yn Prewßen. Etliche aber, das volkes von behemen, do ir nw vil wart, dy czoghen obir dy waßer, vnd qwomen off das erdreich, do nw merhern (Mähren) leyth vnd bawthen do den acker vnde ſtethe, vnde nanthen das land merhern. Etliche das volkis czogin vort, vnde qwomen off das geleide, do nw meyßen iſt, vnde nanthen das land das meyßeniſche land. Etliche qwomen ken bawtezen. Etliche yn lawſnitcz land vnde bawthen vnde wonthen aldo. Vnde alle

disse land, dye worn do vor wusthe gewest, die bawthen vor ersthen das vorgenanthe volk dy wenden.

Eilftausend Jungfrauen.

(Aus der Handschrift der Ungerschen Chronik. S. 131.)

Do konig Eczel slanderen vnd frankreich nw gancz zcu storte, do qwam her kegin kollen an den reyn vnd totte vrsulam des konigis tachtir von brittania mit eylff tawsint Juncfrawen.

Mahlerische Darstellung der Helena.

(Aus der Handschr. „die Zerstörung Troja's", auf der Stadtbücherei in der Elisabet-Kirche zu Breslau. S. 235 ff.)

Helena trugh goltvar langhes geles hor yn golden czoppen geflucthen, wundirhaftig schone, vnder den lag eyne sneweiße stirne wol erhabin, ane meil (tadellos), an der stirne bey den awgin (Augen) czwe bron (Brauen), als ob sie mit der hawt dor an gemolt woren, czemelich (eben recht) erhabin, durchsichtig, nicht tunckel, noch mit hoer vorswerczet, czwe lichte clare awgen gleich czwen funckelnden lichten sterne, Sye stunden yn czwen vmme lewffen (Bogen) als czwene edel steyne, Als sye von koniclichen henden wern eyngesatczt, dy naße gleich neder noch ordenlicher lineen, dye teilethe er (ihre) wengeleyn an czwe gleiche teyl, nicht czu langk her neder, auch nicht czu kortcz off geworffn, als das sye obir dy obirlippen des mondes off weit geczogen hette. Sy was nicht groplich zu bloßen, Sunder smal vnd langelicht geczogen mit menschlicher weithe, ere wengeleyn weis vnde roth

yn lichtem scheyne gleiche den rothen roßen an eren bleten (Blüthen), hyndene weiß vnde vorne roth durchverbit (durchfärbt) noch der czeitlawffn, so dy roße yn eren hochsten krefthen sthet, gantcz frisch, vnde vnvorfellit, Er munth lechlich (lächelnd) vnde schymplich (lustig) czu gethon mit fewer rothen lippen, Naturlich figurt, nicht zu donne, sunder eyn wenig czu doußen (lieblich, dolce) off geworffen, vnde cleynlich erhaben, alzo das sye czu deme koße hitczielich dye begerunge baethen (boten, ganz wie bei Anakreon), Ere (ihre) czene weiß, gleich helffenbeynyn, kleyne noch enander gesatczt, noch guther ordenunghe, keyner ging ouch vor den andern nicht, das czan fleisch obene vnde vnden lineanrecht (regelrecht) werlich alßo gebalstet (gefalzet, in einander gefügt) Alßo roßen vnde lilghen czu sampne wordin getragen, das kynne cleynlich vnde vngebogeth, Eyn wenig czwespeldig (gespalten) czu tal (unten) keyn (gegen) dem halße, eyn werlicht (rundes) wengeleyn liplich scheyn den gleich deme Cristallo, Er halß weiß gleich eyne sneweißen geverbeth mit ebendicker fleischhafftikeit, neder weit awßgebreth czu gleichmoße, als das dy weiße des halßes vnde dy rothe des mondes woniclichen ken (gegen) enandir blecken (blickten, schienen, abstachen), Ere scholderen gleich erhaben, nicht pawstende (aufgepolstert, breit), der rocke (Rücken) eyn wenyg eyn gebogen von den schuldern; ere arme gestracket mit czemelicher (geziemender) gestalt, vnde langhe (Länge), beqweme czu vmme fanghen, dy hende weyßlich, cleyne fingher, vorne spitzlicht, yn rechter lenge, recht helffenbeynene nagel; dy alle mitenander, arme, hende, vnde dy fingher woren weiß alßo der snehe vnde senfticlichen erhaben, Item czwe tutteleyn (Ditten,

Brüſte) als czwene epphileyn, Naturlichem laufte gewachßen, alz czwene edele ſteyne.

Friedrich Jartck.

XXXIX.

Inhalt des Altdeutſchen Gedichtes Chaudrun.

Vor noch nicht langer Zeit ward in Wien eine Altdeutſche höchſt merkwürdige Handſchrift aufgefunden, von der bereits ſchon Bd. I. S. 385. ausführlich die Rede war. In dem Anzeigerblatt der Wiener allgem. gel. Zeitung Mai 1816. St. 18. ſteht eine Nachricht und eine Inhaltsanzeige dieſes Gedichtes. Im nördlichen Deutſchland ſcheint die Wiener gel. Zeitung leider weniger bekannt, als ſie es verdient und dieſe Nachricht möchte daher leicht geringer verbreitet werden, als es ihre Wichtigkeit erfordert, daher erlaube ich mir dieſelbe hier aufzunehmen.

„Die k. k. Ambraſer Sammlung beſitzt einen Pergament-Codex des Heldenbuches, aus dem Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts. Er iſt vollkommen gut erhalten, am Rande mit äußerſt fleißig gemahlten Blumen und Figuren geziert. Daß die Handſchrift aus dem XVI. Jahrhundert iſt, beweiſet theils die Schriftform, theils die auf einem Gemählde (Bl. 215.) ſtehende Jahreszahl: 1517. Die Anfangsbuchſtaben ſind vergoldet, jede Seite enthält drei Spalten, der Anfang der Strophen iſt abwechſelnd durch einen rothen oder blauen Buchſtaben bezeichnet. Dieſe Handſchrift enthält außer mehreren andern, ſchon bekann-

ten altdeutschen Gedichten, auch ein Heldengedicht, welches die Ueberschrift führt: Ditz puech ist von Chautrun. Es füllt vollkommen 27 Folio-Blätter an, und ist folglich länger, als das Lied der Nibelungen, welches bei gleicher Schrift, und leergelassenem Raume für die ausgebliebenen Theile in demselben Codex nur 22 Blätter einnimmt. — Die Sprache und die Versart stimmen mit jenen der Nibelungen überein; nur sind Wortform und Orthographie in Chautrun, wie in den Nibelungen (in diesem Codex), großentheils verjüngt, und so, wie sie im 15ten Jahrhunderte üblich waren. Das Gedicht selbst ist jedoch ungezweifelt viel älter. Einige Strophen sollen als Beispiel dienen. Das Gedicht beginnt so:

1. Es wuchs in Everlanndt ein reicher kunig her,
— — — — — — — — — — Gehaßen was er Ger,
Sein Muter die hieß Ute, vnd was ein kunigine
Durch ir hohe tugende so getzam dem reichen wol ir
mynne.
2. Ger dem reichen kunige, das ist wol erkannt,
Dienten vil der Burge, er hette siben Furßen lanndt;
Darynne hat er Recken, viertausent oder mere,
Damit er tägelichen mochte erwerben baide gut vnd ere.
3. Den jungen Sigebande man gen hofe gevot,
Da er solte lernnen, ob im des wurde not,
Mit dem sper reiten, schirmen vnd schiessen,
So er zu den veinden kame, das ers deßerbas mochte
genießen.
4. Er wuchs unz an die stunde, das er waffen trug,
In Heldes achte; er kunde alles des genug,
Des in solten preysen mann vnd magen;
Des lie der helt edel dhain Zeit sich betragen.

Man sieht aus diesem Bruchstücke, daß die Sprache selbst viel älter, als die Form der Wörter ist. Der spätere Abschreiber machte aus: richer, reicher, aus: recken, recken, aus: vianden, veinden, u. s. w. Oft geschah

diese Veränderung sogar mit Beeinträchtigung des Reimes z. B. reichen vor tegelichen.

Der Name der Heldinn kommt im 9. Abentheuer zum ersten Male vor, und ist in der Folge auf verschiedene Weise geschrieben: Chautrun, Chautrun, Chautrumb, Chudrun, Chutron, u. a. Er ist zuverlässig nordischen Ursprungs, wie die ganze Erzählung, deren Schauplatz Irland (Everlandt), Norwegen (Norwage), Dänemark (Tennemarche) Normandie (Drmanielandt, auch Normandie) sind. Viele der übrigen eigenen Namen sind bekannt, als: Gier, Hagene, Vte, Seyfried. Anstatt der trockenen Ueberschriften der Abentheuer führe ich kurz den Inhalt des Heldengedichtes an.

Inhalt des Gedichtes.

1. Sigeband in Everlandt vermählt sich mit einer Prinzessin aus Norwage. Sie gebiert ihm einen Sohn, den er Hagene nennt. Bei einem Turniere (Buhurt) raubt ein Greif den jungen Hagene, 2. und trägt ihn durch die Lüfte in das Nest zu seinen Jungen, deren einem der Knabe entfällt. Befreit kommt er glücklich zu drei königlichen Jungfrauen, welche, auch von Greifen entführt, in einer Höhle wohnen, und sich von Wurzeln nähren. Hagen bekommt eine übermäßige Stärke. Ein Schiff kommt in die Nähe, und nimmt die Entführten, auf ihre Bitte, an Bord. 3. Hagen kommt in sein Vaterland zurück. 4. Er vermählt sich mit Hilde, und erhält von ihr eine Tochter die auch Hilde genannt wird, und die er keinem geben will, der schwächer ist, als er. 5. König Hettel von Hegelingenland läßt um Hildens Hand werben. Die Gesandten Wate, Horant und Frute werden, da sie sich für reiche Kaufleute ausgeben, gastfreundlich aufgenommen. 6. Horant, ein trefflicher Sänger, weiß sich heimlich den Eintritt zu der

schönen Hilde zu verschaffen, um ihr Hettels Liebe zu entdecken. 7. Die Gesandten suchen, unter dem Vorwande, ihre Kostbarkeiten zu zeigen, den König sammt seiner Tochter zu ihren Schiffen zu locken. Die List gelingt. Während des Königs Aufmerksamkeit auf die am Ufer ausgebreiteten Kleinoden geheftet ist, wird die Schöne schnell von der Mutter getrennt, und ins Schiff gebracht; die Fremden segeln mit ihrer Beute davon. Der ergrimmte Vater rüstet sich in größter Eile zur Verfolgung der Räuber. Hettel empfängt die Braut mit ihren 20 Frauen, unter welchen auch Hildeburg von Portigal ist. 9. Nun landet auch Hagen mit seinen Everländern. Nach einem harten Kampfe, in welchem Hagen zuerst den Hettel verwundet, dann von dem herbeigeilten Wate dasselbe erfährt, wird Friede geschlossen, und die versöhnten Könige feierten in Hettels Lande die Hochzeit, worauf Hagen heimkehrt. 9. Hettel erhält von seiner Gemahlin zwei Kinder, einen Sohn Ortwein, und eine Tochter Chautrum. Das Gerücht von der außerordentlichen Schönheit der Prinzessin bestimmt Seyfried von Morland, 10. und Hartmuth von Normandie, wiewohl vergebens, um ihre Hand zu werben. 11. Auch Herwig von Seeland, ein benachbarter Fürst, buhlt um die Gunst der schönen Chautrum, die ihm, wie Hartmuthen, versagt wird. 12. Herwig sammelt ein kleines Heer, und überfällt Hettels Burg. Seine Tapferkeit erregt selbst des Königes Bewunderung. Auf die Bitte der Chautrum, die eben so besorgt für den schönen Feind, als für den Vater ist, endet man den Kampf. Der König erkennt die Neigung seiner Tochter, und Herwig erhält ihre Hand, doch unter der Bedingung, daß er sich erst der Krone würdig mache. Nun rüstet sich Seyfried von Morland gegen Herwig von Seeland. Schon ist dieser in der äußersten Gefahr, der Ueber-

macht der Feinde zu erliegen, als die ersehnte Hülfe der Hegelingen kommt, und die Feinde in die Feste einschließt. 13. Indeß benutzen Hartmuth und sein Vater Ludwig die Abwesenheit des Königes Hettel und seines Heeres, um die wehrlosen Hegelingen zu überfallen. 14. Die Stadt (Matalane) wird verbrannt, und Chautrum mit Hildeburg und vielen Frauen entführt. 15. Hettel schließt mit dem eingeschlossenen Seifried Frieden und ein Bündniß, um den Entführern nachzusetzen. 16. Die Hegelingen und ihr Bundesgenosse Seufried holen die Räuber ein. Schlacht am Ufer (auf dem Wolpensande). 17. Ludwig erschlägt Hetteln im Zweikampfe. Von der Nacht begünstigt, setzt Ludwig seine und der Seinigen Heimkehr fort. 18. Hettels Tod und der erlittene große Verlust an Mannschaft machen die weitere Verfolgung unmöglich. Die heimgekehrten Ritter geloben der Königinn Hilde, den Tod des Königs zu rächen, und die Tochter den Räubern zu entreißen, sobald die im letzten Kampfe aufgezehrten Streitkräfte durch die herangewachsene Jugend ersetzt werden könne. 19. Indeß kommen die Feinde mit dem Raube in ihr Vaterland. Nichts kann Chautrum bewegen, die Treue gegen Herwig zu verletzen, und dem Entführer Hartmuth, der selbst die Härte seiner Aeltern gegen Chautrum mißbilligt, ihre Hand zu geben. 20. Hartmuths Mutter Gerlinde verdammt Chautrum zum niedrigen Dienste, die Kleider der Ritter am Meere zu waschen. 21. Nach dreizehn Jahren rüsten sich die Hegelingen zur geschwornen Rache. Ein großes Heer unter Horants Anführung segelt nach der Normandie. — 22. Ortwein und Herwig, Bruder und Verlobter Chautrums beschließen als Kundschafter ans Land zu gehen. 23. Chautrum erfährt durch eine Erscheinung die nahe Rettung. 24. Unerkannt sprechen Chautrum, und ihre Freundin Hildeburg mit den herbeigekommenen Kundschaftern am Ufer

des Meeres, bis endlich Herwig, nachdem er der Unbekannten seinen Brautring gezeigt, seine Verlobte an dem ihrigen wieder erkennt. Die beiden Ritter kehren zu ihrem noch verborgenen Heere zurück. Chautrum voll edlen Solzes, wirft die Kleider alle ins Meer. Dafür soll sie auf Gerlindens Befehl mit Ruthen gezüchtiget werden. Aber im Vertrauen auf die gewisse Rettung verspricht sie, um der schmerzlichen Strafe zu entgehen, ihre Hand Hartmuthen zu geben. 25. Früh Morgens bricht das Heer in aller Stille auf. Der König Ludwig erblickt in der Dämmerung die Feldzeichen, 26. und Hartmuth nennt seinem Vater die Fürsten, deren Fahnen er erkennt; er rüstet sich in Eile. Schlacht. 27. Herwig erschlägt Ludwigen; Hartmuth wird von seinem übrigen Heere getrennt. Ein Mörder, den Gerlinde gedungen, hat schon das Schwert über Chautrum gezückt, als Hartmuth, der mit Wate kämpft, die Stimme der Geliebten vernimmt, und durch drohenden Zuruf sie rettet. Dafür erhält Herwig, auf Chautrums Bitte, dem Nebenbuhler im Kampfe mit Wate das Leben. Hartmuth wird aus dem Streite gebracht und als Gefangener verwahrt. 28. Wate erobert die Burg, und hält das Strafgericht. Gerlinde, und Heregart, eine der Entführten, welche sich mit Hartmuths Schenken verbunden hatte, werden hingerichtet. Horant von Tenneland bleibt mit Chautrum und den Gefangenen in der eroberten Burg zurück, während Wate alle Festen im Lande bezwingt, und überall Hildens Panier aufpflanzt. Die Hegelingen kehren heim, nur Horant bleibt als Vogt des Landes zurück. 29. Hilde empfängt die Ihrigen. Hartmuth erhält auf Chautrums und seiner Schwester Ortrun Bitte die Freiheit, gegen sein Wort, nicht zu entfliehen. Eine vierfache Heirath, Ortweins mit Ortrun, Herwigs mit Chautrun, Hartmuths mit Hildeburg, und Seyfrieds mit des Herwig Schwester wird beschlossen. 30.

und auf das glänzendste gefeiert. Hartmuth kehrt mit seiner Gemahlin Hildeburg in sein Land zurück, welches ihm Horant wieder einräumt. 31. Auch die andern ziehen jeder mit seiner Gattin nach Hause. Zum Schlusse schwören Ortwein und Herwig sich ewige Freundschaft:

> Ortwein vnd Herwigt die swuren baide ensambt
> Mit trewen stäte einander das sy Jr Fursten Landesambt
> Nach ir hohen eren viel lobelich trugen:
> Welche in schaden wolten, daz sy die baide viengen vnnde slugen.

Dieses Gedicht verdient auf jeden Fall die ganze Aufmerksamkeit der Wiederhersteller unserer altdeutschen Lieder, weil es, so viel ich weiß, ein noch nicht bekanntes Werk ist. In dem genauen Verzeichnisse aller deutschen Gedichte des Mittelalters, welches der durch von der Hagen und Büsching veranstalteten Ausgabe der Gedichte des Mittelalters (Berlin, 1808. 4.) vorgedruckt ist, finde ich keine Erwähnung von unserer Chautrun; und so seltsam es mir selbst scheint, daß dieses Gedicht nur in einem Codex, der überdieß viel neuer ist, als die noch übrigen Handschriften der Nibelungen und des Heldenbuchs, enthalten seyn sollte, eben so wenig kann ich mir vorstellen, wie ein so großes und wichtiges deutsches Heldengedicht, wenn es sonst noch irgendwo vorhanden wäre, dem Blicke der beiden genannten und anderer Forscher entgangen sein könnte. Gegenwärtige Anzeige hat den Zweck, da eine genauere Nachforschung zu veranlassen, wo sie etwa bisher nur obenhin geschehen sein dürfte. Der Name Chautrun kommt, wie gesagt, nach der Ueberschrift an der Spitze des Liedes (welche vielleicht bei einem andern Manuscripte fehlt) erst im 9. Abentheuer wieder vor.

Uebrigens ist es hier meine Absicht nicht, den Werth oder Unwerth dieser Entdeckung zu vertheidigen. Dieß mö-

gen ſich unſere Philologen bis dahin vorbehalten, wenn es wird durch den Druck bekannt gemacht ſein. Die gegebene Ueberſicht iſt zu gedrängt, als daß man daraus die Dichtung vollkommen zu würdigen im Stande ſein ſollte. Das Schlimmſte iſt, wie geſagt, daß die Wortform faſt durchaus, zum großen Nachtheile des Rhythmus, verjüngt, und es mehr zu wünſchen als zu hoffen iſt, die alte Sprache und der urſprüngliche Versbau werden je wieder herzuſtellen ſein. —

A. Primiſſer.
Cuſtos des k. k. Münz- und Antiken-Cabinets und der k. k. Ambraſer Sammlung.

XXXX.

Des Artus verlorenes Töchterlein.

Ein Schottiſches Volks-Mährchen.

Herr Jamieſon theilte in den Illustrations of Northern Antiquities (Edinburgh. 1814.) eine Ueberſetzung der däniſchen Ballade vom Meermann Rosmer mit und führte dabei an, daß er bei einer frühern Gelegenheit, in ſeinen Volksliedern und Balladen Thl. 2. S. 282. eine Ueberſetzung der erſten Ballade von Rosmer mitgetheilt und dabei die Meinung geäußert habe, daß dies dieſelbe Romanze ſei, die Edgar im König Lear anführte, welche zu Shakeſpears Zeit in England wohl bekannt war, und ſich noch immer, in ſo unvollkommener Geſtalt es auch ſei, in Schottland erhalten hat. So günſtig mit den Umriſſen der Geſchichte

verſehen, würde es für einen in dieſen Arbeiten Geübten keine große Anwendung von Geſchicklichkeit oder Fleiß erfordert haben, die Romanze in ein dichteriſches Gewand zu kleiden, weit regelmäßiger und allgemein gefälliger als das, worinnen ſie erwartet werden kann; da er aber ein noch ſo mangelhaftes Urſtück, welches die echten Spuren des Zeitalters, worinnen es entſtand, und des Geſchmacks derer, die es erhielten, trägt, für den Geſchichts- oder Alterthumsforſcher weit wichtiger, als irgend eine bloß neuere Geſchichte, bei noch ſo künſtlicher Erfindung hält, ſo wollte er lieber das Schottiſche Mährchen ſo ganz, wie er es ſich erinnerte, beifügen, hoffend, daß die Bekanntmachung deſſelben dazu dienen mag, Neugierde zu erregen, und eine vollſtändigere Aufzeichnung dieſes ſeltſamen Ueberreſts zu bewirken *).

(König Arthurs Sohn' in froh Carlisle)
Die ſpielten mit dem Ball;
Und da war Maid Ellen, ihr Schweſterlein,
In Mitten ihrer all'.

Graf Roland ſtieß ihn mit dem Fuß,
Und traf ihn mit den Knieen;
Und wie er ihn ſpielt' über alle hin,
Ueber die Kirch' er macht fliegen ihn.

*) Nicht allein die Folgerungen, welche der umſichtige Verf. ſelbſt aus dieſem Mährchen gezogen hat, und die Bemerkungen, welche er gelegentlich anführt, ſind für uns wichtig, ſondern auch das ganze Mährchen ſelbſt enthält überaus merkwürdige Anklänge mit verſchiedenen unſrer Mährchen, daß die Mittheilung deſſelben für alle die, welche ſich mit dem Kindesalter unſerer Deutſchen Dichtung beſchäftigen, gewiß wichtig ſein wird. Die Kundigen genauer auf das Einzelne aufmerkſam zu machen, wäre eine überflüſſige Sache, denjenigen aber, welchen Erforſchung der frühſten Deutſchen Stammſagen und Mährchen eine Thorheit iſt, davon mehr zu ſagen, wäre eine vergebliche Mühe.

B.

Maid Ellen ging rund um das Thor,
Daß sie den Ball erblick';
Doch lang' und länger harrten sie
Und sie kam nicht zurück.

Sie suchten sie nach Ost und West,
Sie suchten sie aus und ein!
Und Trauer war in froh Carlisle;
Sie konnt' gefunden nicht sein.

Endlich ging ihr ältester Bruder zu dem Zauberer Merlin (Myrddin Wyldt) und fragte, ob er wisse, wo seine Schwester die schöne Maid Ellen sei? — „Die schöne Maid Ellen", sagte der Zauberer Merlin, „ist von den Elfen entführt und jetzt im Schloß des Elfenkönigs; und es wär' ein zu kühnes Unternehmen für den tapfersten Ritter der Christenheit, sie zurück zu bringen." — „Ist es möglich, sie zurück zu bringen", sagte ihr Bruder, „und ich will es thun, oder in dem Versuch sterben." — „Möglich ist es fürwahr", sagte der Zauberer Merlin; „aber weh dem Mann oder Muttersohn, der es beginnt, wenn er nicht vorher wohl unterrichtet ist, was er zu thun hat."

Nicht weniger entflammt durch den Ruhm eines solchen Unternehmens, als durch das Verlangen, seine Schwester zu befreien, beschloß der Bruder der schönen Maid Ellen, das Abentheuer zu bestehen, und nach gehörigen Verhaltungsregeln von Merlin (die er zu beobachten unterließ), begann er sein gefährliches Vorhaben *).

Doch lang' und länger harrten sie,
Mit Schmerz und trübem Blick;

*) Die Aussendung von drei Brüdern, unter denen nur der Jüngste glücklich ist, kommt in den Mährchen häufig vor. Vgl. das Mährchen von der Padde, in meinen Volkssagen, Mährchen und Legenden. S. 286. P.

Und Trauer war in froh Carlisle
Denn er kam nicht zurück.

Der zweite Bruder machte sich gleichermaßen auf; aber er unterließ die Vorschriften des Zauberers Merlin zu vollziehen und

Lang' und länger harrten sie,
Mit Schmerz und trübem Blick;
Und Trauer war (in froh Carlisle)
Denn er kam nicht zurück.

Graf Roland, der jüngste Bruder der schönen Maid Ellen, beschlos hierauf zu gehen; aber er fand ernsten Widerstand bei der guten Königin (Gwenevra), welche fürchtete, alle ihre Kinder zu verlieren.

Endlich gab ihm die gute Königin (Gwenevra) ihre Einwilligung und ihren Segen; er umgürtete sich, mit großer Form und aller gehörigen Feierlichkeit heiliger Weihe, seines Vaters gut Claymore (Excalibar), das nimmer umsonst schlug und begab sich zur Höhle des Zauberers Merlin. Der Zauberer Merlin ertheilte ihm alle mögliche Vorschriften zu seiner Reise und Aufführung, worunter die wichtigste war, daß er jeden der ihm, nachdem er ins Elfenland gekommen, begegnete, tödten, und wie auch sein Hunger oder Durst sei, nichts von dem, was man ihm in diesem Lande darbot, essen oder trinken sollte; denn wenn er etwas in Elfenland nippe, oder nehme, müsse er in der Gewalt der Elfen bleiben und nie die Mittelerde wiedersehen.

Auf diese Art machte sich Graf Roland auf den Weg und reiste fort und weiter fort bis er kam wo (wie ihm der Zauberer Merlin vorher gesagt hatte) er des Elfenkönigs Roshirten fand, seine Rosse weidend. „Kannst du mir sagen", sprach Graf Roland zu dem Roshirten, „wo das

Schlos des Königs von Elfenland iſt?" — „Ich kann es dir nicht ſagen", ſprach der Roshirte; „aber geh ein wenig weiter und du wirſt zu dem Kuhhirten kommen, und er kann es dir vielleicht ſagen." So zog Graf Roland das gute Claymore (Excalibar) das nie umſonſt ſchlug und haute des Roshirten Kopf ab. Graf Roland ging hierauf ein wenig weiter, bis er zu des Elfenkönigs Kuhhirten kam, der ſeine Kühe weidete. „Kannſt du mir ſagen, ſprach Graf Roland zu dem Kuhhirten, wo das Schlos des Königs von Elfenland iſt?" — „Ich kann es dir nicht ſagen, ſprach der Kuhhirte, aber geh ein wenig weiter und du wirſt zu dem Schafhirten kommen, und er kann es dir vielleicht ſagen." So Graf Roland zog das gute Claymore (Excalibar) das nie umſonſt ſchlug und haute des Kuhhirten Kopf ab. Er ging dann ein wenig weiter, bis er zu dem Schafhirten kam —

(Der Schaf-, Ziegen- und Schweinehirte werden nach einander auf gleiche Weiſe bedient; und endlich iſt er an die Hühnerfrau gewieſen.)

„Geh' ein wenig weiter", ſagte die Hühnerfrau, „bis du zu einem runden grünen Hügel kommſt, von unten bis oben mit Kreiſen umwunden; gehe dreimal um denſelben herum und ſage jedesmal: Oeffne Thür! Oeffne Thür! Oeffne Thür! und laß mich ein; und das drittemal wird ſich die Thür öffnen und du kannſt hinein gehen *)". So zog Graf Roland das gute Claymore (Excalibar) das nie umſonſt ſchlug und haute der Hühnerfrau den Kopf ab. Dann ging er dreimal um den grünen Hügel, rufend: Oeffne Thür! Oeffne Thür! und laß mich ein; und das drittemal

*) Die Sage von dem verborgenen Berathürlein, was ſich bei dieſem Ausrufen öffnet, kommt unter vielen Völkern wieder, im Abend- und Morgenlande, vgl. die Sage von der Tumburg in meinen Volksſagen, Mährchen und Legenden S. 311. und die dazu gehörige Anmerkung. S. 461. P.

öffnete sich die Thür und er ging hinein. Sie schloß sich sogleich hinter ihm zu, und er ging durch einen langen Gang, wo die Luft mild und angenehm war, als ein Maitag, wie immer die Luft in Elfenland ist. Das Licht war eine Dämmerung, aber man sah weder Fenster noch Kerzen, und er wußte nicht, woher es kam, wenn es nicht von den Wänden und dem Dach herrührte, die rauh und gewölbt gleich einer Grotte, und aus einem klaren durchsichtigen Felsen, mit Silber und Erz und verschiedenen glänzenden Steinen eingelegt, bestanden. Endlich kam er an eine doppelte Thür, die angelehnt war. Er öffnete sie und trat in eine große und weitläuftige Halle, deren Pracht und Glanz keine Zunge ausdrücken kann. Sie schien die ganze Höhe und Länge des Hügels einzunehmen. Die auserlesenen Altdeutschen Säulen, welche das Dach unterstützten, waren so groß und so hoch (sagt mein Seannachy) daß die Pfeiler der Chanry-Kirche oder Pluscardin-Abtei, nicht mehr damit verglichen werden können, als diese mit Balrinnes oder Benachie. Sie waren von Gold und Silber, und gleich dem westlichen Fenster der Chanry-Kirche *) mit Blumenkränzen verzieret, aus Diamanten und köstlichen Steinen aller Art schöner Farben bestehend. Die Schlußsteine der Bogen in der Höhe waren statt der Wappen und andern Sinnbilder mit Trauben von Edelsteinen geschmückt. Und von der Mitte des Daches, wo die Hauptbogen zusammen kamen, hing an einer goldenen Kette eine unermeßliche Lampe von einer ausgehöhlten Perle, völlig durchsichtig, in deren Mitte ein großer Karfunkel schwebte, der durch magische Kraft sich beständig drehte und über die ganze Halle ein reines und mildes Licht, gleich der untergehenden Sonne verbreitete; aber

*) Die Cathedrale von Elgin hat natürlich Gleichnisse für einen Mann, der nie zwanzig Meilen davon entfernt gewesen.

die Halle war so groß, und diese glänzenden Gegenstände so entfernt, daß ihr blendender Schimmer nur einen wohlgefälligen Schein verbreitete, und in Graf Rolands Augen nur angenehme Empfindungen erregte.

Die Geräthschaft der Halle war ihrer Bauart angemessen und am fernsten Ende, unter einem prächtigen Thronhimmel, auf einem kostbaren Ruhebett von Sammt, Seide und Gold, und mit einem silbernen Kamme ihre gelben Haare kämmend,

Da war Maid Ellen sein Schwesterlein;
Auf stand sie vor ihm nun.
„Gott sey's geklagt, du armer Mann!
Was hast du hier zu thun?

„Und hhre dieß mein Bruder jung,
Was führt dich her zu mir?
Und hättest du hundert und tausend Sein,
Du bringest keins von hier.“

„Und setze dich; und weh, o weh!
Daß je du warst geboren;
Denn kommt der Elfenkönig herein,
So ist dein Leib verloren!“

Ein langes Gespräch fand hierauf statt. Graf Roland berichtet ihr die Neuigkeiten (von froh Carlisle) und seines eignen Unternehmens, und schließt mit der Bemerkung, daß er nach seiner langen und ermüdenden Reise zum Schlos des Elfenkönigs, sehr hungrig sei.

Maid Ellen sieht ihn ernst und traurig an und schüttelt den Kopf, sagt aber nichts. Unter dem Einflus eines Zaubers handelnd, welchem sie nicht widerstehen konnte, stand sie auf und brachte ihm eine goldene Schaale voll Brot und

Milch, die sie ihm mit demselben niedergeschlagenen, zärtlichen und ängstlichen Ausdruck der Sorge darbot.

Sich der Vorschriften des Zauberers Merlin erinnernd, sagte Graf Roland: „Maid Ellen, ich will weder nippen noch nehmen, bis ich dich befreit habe!“ Sogleich sprangen die doppelten Thüren mit furchtbarer Heftigkeit auf, und herein kam der Elfenkönig,

„Mit si, si, so und sum!
Ich wittr' einen Christen im Haus,
Ob todt, ob lebend, mit dem Schwert
Schlag ich's Gehirn ihm aus!“ *)

„Schlag dann, Geist der Hölle, wenn du Muth hast!“ rief der unerschrockene Graf Roland, emporspringend und das gute Claymore (Excalibar) ziehend, das nie umsonst schlug.

Ein furchtbarer Kampf erfolgte, und der König von Elfenland ward zu Boden geschlagen; aber Graf Roland verschonte ihn mit der Bedingung, daß er seine zwei Brüder und seine Schwester Maid Ellen zurückgeben sollte. Der König von Elfenland brachte hierauf ein kleines kristallnes Fläschgen, welches eine helle, rothe geistige Flüssigkeit enthielt, womit er die Lippen, Nasenlöcher, Augenlieder, Ohren und Fingerspitzen der jungen Männer benetzte, **) die

---

*) Wer erinnert sich dieser Stelle nicht aus Deutschen Mährchen vom Daumling und allen, worin ein Menschen fressender Unhold vorkommt. Vgl. das Mährchen vom Popanz in meinen Sagen, Mährchen und Legenden. S. 273. — Wer die ganze Reihe der Anklänge mit Deutschen Mährchen, welche in diesem Schottischen M. vorkommen, vergleichen will, sehe im ersten Band der Kinder- und Hausmährchen der Gebrüder Grimm nach, der besten Kindermährchen-Sammlung, die wir haben. Der zweite Band kommt dem ersten nicht gleich.

B.

**) Dieses Salben des Aufenthalts der fünf Sinne, scheint vom Sacrament der letzten Oelung der katholischen Kirche entlehnt zu sein; allein

sogleich aus einer Art tiefen Schlafs, während dessen ihre Seelen den Körper verlassen hatten, erwachten, und sie hatten gesehen und gehört u. s. w. —

So kehrten sie alle vier frohlockend zurück (nach froh Carlisle.)

Dies waren die rauhen Umrisse der Romanze vom Graf Roland, wie sie mir ungefähr in meinem siebenten oder achten Jahre von einem Dorfschneider, der im Hause meines Vaters arbeitete, erzählt wurden. Er war eine unwissende und dämische Art von ehrlichem Mann, der nie an der Wahrheit seines Berichts gezweifelt zu haben schien. Wo die u. s. w. stehen, sind manche seltsame Züge weggelassen, weil ich bei mehren fürchtete, von meinem Gedächtnis getäuscht zu werden und eines mit dem andern zu verwechseln. Auch ist es billig, den Leser zu erinnern, daß der Zauberer Merlin, Graf Roland, und Maid Ellen, die einzigen Namen waren, die in der Erzählung vorkamen und die andern eingeschlossnen sind, zu Folge der durch Erwähnung Merlins angegebenen Oertlichkeit der Geschichte, beigefügt. In jeder andern Rücksicht bin ich so treu wie möglich gewesen.

Es ward in einer Art feierlichem, langsamen, abgemeßnen, einförmigen Halbsange vorgetragen, ungebundene mit gebundener Rede abwechselnd, gleich den Isländischen Sagas; und diese Weise ist nicht allein noch immer unter den Isländern, Norwegern, und Schweden, sondern auch

---

lente Salbung (mit Blut), Weihung des Wassers, das Zeichen des Kreuzes, Brodbrechen und Weintrinken u. s. w. waren lange vor Einführung des Christenthums unter den Gothen gebräuchlich; und die Mitras unserer Bischöfe stammen geradeweas von dem glänzenden Turban der Priester des Mithra oder persischen Sonnengottes ab. — Der Rosenkranz ist unter den Kalmucken, den Anhängern des Lama üblich, u. s. w.

unter den Niederländern des nördlichen Schottlands, und den Hochländern und Irländern, bei Erzählungen und sagenhaften Darstellungen gebräuchlich. Diese Eigenthümlichkeit hab' ich, so viel es mein Gedächtnis verstattete, beizubehalten gesucht; doch für die Genauigkeit der angeführten Reime, kann ich nur bei dem Vers stehen, welcher dem Elfenkönig in den Mund gelegt ward, der sich durch die seltsame und fantastische Art, wie der Schneider seine Nase verzog, indem er umher schnupperte, um die Handlung, welche fi, fi, fo und fum *) ausdrücken soll, zu bezeichnen, lang' eh' ich etwas vom Shakespear wußte, unauslöschlich meinem Gedächtniß eingeprägt hat.

Erfreut über die Lebhaftigkeit womit ich seine Geschichte aufnahm, als auch durch mein unaufhörliches Bitten und endloses Fragen ermüdet, während ich auf einem Schemmel an seinem Knie saß, leitete mich mein guter Seannachy in die folgenden Geheimnisse der Naturgeschichte des Elfenlands, die ich noch immer so anziehend finden kann, wie vor dreißig Jahren, obwohl aus etwas verschiedenem Grunde.

„Du sahest," sprach er, „an einem schönen Tag im Spätherbst, wenn die Felder leer sind, eine Heerde Vieh von verschiedener Gattung, in einer Art von Raserei, gleich Ferkeln die stürmisches Wetter andeuten, umher laufen; hüpfend und springend, blökend und einander stoßend, als wären sie besessen, obgleich keine sichtbare Veranlassung zu solchen Unruhen sich zeigt.

„Wenn du zu selbiger Zeit durch ein Elfenloch im Holz, wo der Knoten eines Zweigs herausgenommen ist, oder durch das Loch eines Elfenpfeiles im Fell eines Thieres das

*) Ich bezweifle, daß einer unsrer Schauspieler auf der Bühne jetzt den Auftrag, wenn ich es so nennen darf, so gut wie mein Seannachy verrichtet.

Elf geschossen war, siehest, so kannst du den Elfen-Stier erblicken, wie er sich mit dem stärksten Stier oder Ochsen der Heerde stößt; aber du wirst nie mit diesem Auge wieder sehen. — Mancher hat sein Gesicht auf diese Art verloren! *)

„Der Elfen-Stier ist klein, im Vergleich mit den Erd-Stieren, von einer Mause-Farbe; er hat abgestutzte Ohren, kurze korkige Hörner, kurze Beine; einen langen, runden und geschmeidigen Körper, gleich einem wilden Thier, mit kurzen, weichen und glänzenden Haaren, wie ein anderer, und ist übernatürlich stark und behend. Ein solcher erscheint gewöhnlich am Ufer der Flüsse, verzehrt des Nachts viel grünes Korn, und läßt sich nur vertreiben durch" ꝛc. (gewisse Zauberformeln die ich vergessen habe.)

Ein gewisser Pachter, der nicht weit von den Ufern eines Stromes lebte, hatte eine Kuh, die man nie in Gemeinschaft mit einem irdischen Stier sah, sondern jedes Jahr, an einem bestimmten Maitag, verließ sie regelmäßig die Weide, ging langsam längst dem Ufer des Flusses, bis sie einer kleinen mit Gesträuch bedeckten Insel gegenüber kam; dann begab sie sich in den Fluß und wadete oder schwamm zu der Insel, wo sie gewisse Zeit blieb, und hierauf wieder zu ihrer Weide zurückkehrte.

Dies begab sich mehre Jahre **), und jedes Jahr erhielt sie nach der gewöhnlichen Zeit ein Kalb. All' ihre Käl-

*) Hier erwähnte er unter andern das Beispiel eines Mannes von seiner Bekanntschaft, der zu Folge seines Schauens durch ein Elfenloch auf einem Auge das Gesicht verloren hatte. „Es ist wahr", sagte er, „der Mann selbst läugnete immer, aus Furcht vor der Rache der Elfen, allein jedermann wußte, daß er es auf diese Weise verlor." — So erzwingt die Macht der Leichtgläubigkeit sich ein Zeugniß für ihre eigne Täuschung! — Mein Seelsachn war nicht in Gefahr durch solch eine unvorsichtige Befriedigung der Neugierde sein Gesicht auszutauschen.

**) In den südlichen Gegenden von Schottland wird diese Geschichte, oder eine sehr ähnliche, besonders St. Mauren See in Stirlingshire vorgetragen.

ber waren mauſefarben, kurzohrig, mit korligen Hörnern, rund und lang von Leib, wuchſen zu einer guten Größe, und waren beſonders gelehrig, ſtark und nützlich, und ſämmtlich halbe Wallachen. Endlich, als eines Vormittags, gegen Martini, wie das Korn alles unter Dach und Fach war, der Pachter mit ſeiner Familie zuſammen ſaß, beredeten ſie ſich, ihre Yule mart zu ſchlachten. „Hawkie," ſagte der gute Mann, iſt fett und glatt; ſie hat ein ruhiges Leben und guten Fortgang all' ihre Tage gehabt und iſt uns eine gute Kuh geweſen; denn ſie füllte den Pflug und alle Ställe mit den feinſten Stieren in der Gegend; und nun, denk' ich, dürften wir ihre alten Gebeine abklauben, und ſo ſoll ſie unſer Mart ſein!" —

Kaum waren dieſe Worte geſprochen, als Hawkie, die mit ihrer ganzen Nachkommenſchaft in den Ställen angebunden war, durch die Seiten kam, ſo leicht, als wenn ſie von Papier gemacht wären; auf dem Düngerhaufen ſah ſie ſich um, und blöckte allen ihren Kälbern zu; dann machte ſie ſich auf, ſie folgten ihr, dem Alter nach, längſt dem Ufer des Fluſſes, gingen hinein, erreichten die Inſel, verſchwanden unter den Büſchen, und weder von ihr noch von ihnen ward nachher je wieder etwas geſehen oder gehört. Der Pachter und ſeine Söhne, die mit Grauen und Erſtaunen dies Ereignis in einiger Entfernung erblickt hatten, kehrten mit ſchwerem Herzen zu ihrem Hauſe zurück, und dachten wenig an Marts oder Vergnügen.

Die vorhergehende Geſchichte iſt in der nicht bekannt gemachten Handſchrift des verſtorbenen Mr. Boucher von Eprom's Gloſſary zu finden, von woher ſie ſich Schreiber dieſes verſchafte, der auch damals noch unbekannt mit der folgenden tragiſchen Geſchichte eines Elfen-Stiers wars, in Eyrbyggiaſaga, erſchienen in Copenhagen in 4. durch den ge-

lehrten Professor G. S. Thorckelin, 1787. S. 317., der mit viel Wahrscheinlichkeit sie noch vor das Jahr 1264. setzt.

„Es war die Zeit zu melken, gegen neun Uhr des Abends, als Thoroddr heimkam; und wie er auf seinen Saalzuritt, brach eine Kuh, die vor ihm lief, das Bein. Die Kuh war gelb, und da man sie zum Schlachten zu mager fand, ließ Thoroddr ihren Fuß verbinden, und sobald sie stark genug war, ward sie nach dem Ulfarsfell geschickt, zum mästen, da die dortige Weide so gut wie auf den Inseln war. Wie einige sagen, erblickten die Inselbewohner, als sie ihre trocknen Fische zu den innern Theil der Bucht brachten, bei dieser Kuh auf der Weide einen seltsamen Stier, welchen niemand kannte. Nächsten Herbst wollte Thoroddr die Kuh schlachten; aber die, welche sie holen sollten, konnten sie nicht finden. Nachdem sie lange umsonst gesucht hatten, hielten sie dieselbe endlich für verloren, vermuthend, sie müsse entweder todt oder gestohlen sein. Eines Morgens, ein wenig vor der Yulezeit, als der Hirt wie gewöhnlich zum Kuhstall ging, sah er die Kuh mit dem gebrochnen Fuß, die man so emsig gesucht hatte, vor der Thür stehen. Nachdem er sie in den Stall gebracht und angebunden hatte, gab er Thoroddr davon Bericht, der, in das Kuhhaus tretend, entdeckte, daß die Kuh trächtig, und daher nicht zum Schlachten geschickt war, um so mehr, da er Fleisch genug für seine Familie hätte. Gegen das Ende des folgenden Frühlings hatte sie ein Kuh-Kalb und bald darauf ein Stierkalb, welches so groß war, daß sie kurz nach dem Kalben starb. Dieses große Stierkalb ward in das Haus gebracht, und war mausefarbig, und schien des Erhaltens wohl werth. Als das Kalb in die Stube getragen ward, befand sich zufällig eine alte Frau darin, die Thoroddr Pflegemut-

ter gewesen, und jetzt blind war. In ihren jüngeren Jahren stand sie in dem Ruf, Geister sehen zu können; doch als sie alt ward, betrachtete man ihre Verkündigungen als den Aberwitz des Alters, obgleich viele derselben durch den Ausgang bestätigt wurden. Das mit gebundenen Beinen an den Boden gelegte Kalb blökte laut, worauf die Frau im größten Entsetzen ausrief: „Dies ist das Blöcken eines Elfen-Spuks und keines irdischen Wesens, und ihr werdet wohlthun, es sogleich zu zerstören!“ Thoroddr sagte, es würde Schade sein, solch ein schönes Kalb zu tödten, das bei gehöriger Sorgfalt ein vortrefflicher junger Ochse werden würde. Das Kalb blökte zum zweitenmal, worauf die Alte hinwegwarf, was sie in den Händen hatte und sagte: „laß das Kalb getödet sein, mein Sohn, denn, wenn es auferzogen ist, werden wir es eines Tages sehr bereuen.“ — „Gut, Amme!“ sagte Thoroddr, „da ihr es haben wollt, soll es getödtet werden.“ Beide Kälber wurden nun aus der Stube gebracht, und Thoroddr gebot, das andere zu tödten und den Stier in den Stall zu thun, um auferzogen zu werden, mit dem strengen Befehl, daß es niemand der alten Amme sagen solle. Dies Kalb wuchs so schnell, daß es vor Frühlings völlig die Größe der Kälber, mehre Monate älter, hatte. Als es herausgelassen ward, lief es sehr viel um die Wiese und brüllte gleich einem völlig ausgewachsenen Stier so laut, daß man es im Hause hörte. Da sagte die Alte: „dieweil dies Thier ist nicht getödtet worden, wird es gewiß mehr Unheil anrichten, als Worte ausdrücken können!“ — Das Kalb wuchs fort, und ward diesen Sommer auf eine gute Weide gebracht, und war im Herbst so groß, daß wenig jahralte Kälber ihm gleich kamen. Es war wohlbehornt und unter allem Vieh am glättesten und schönsten zu

ſehen und man nännte es daher Gläſir. Eh' es zwei Jahr alt war, hatte es die Größe eines fünfjährigen Ochſen; weidete meiſtens unter den Kühen, nicht weit vom Hauſe, und ſo oft Thoroddr in den Pferch kam, ging Gläſir hinzu und beroch ihn und leckte ſeine Kleider, und Thoroddr klopfte ihn. Er war ſanft wie ein Lamm, ſowohl gegen Menſchen als Thiere; doch wenn er brüllte, war er furchtbar, und die alte Frau hörte es nie, ohne die gröſte Furcht und Beſtürzung auszudrücken. Als Gläſir vier Jahr alt war, achtete er nicht, wenn Weiber, oder Kinder, oder junge Burſche ihm nah kamen; aber wenn Männer vorüber gingen, ward' er böſ' und drohte, und zeigte ſich ſo ſtörrig und unruhig, daß er ſich kaum aus dem Wege bringen ließ.

(Da Gläſir unlenkſam blieb und ſo furchtbar als je brüllte, verſprach Thoroddr, bewogen durch die beſtändigen Warnungen und Befürchtungen ſeiner Amme, in gutem Ernſt, ihn künftigen Herbſt, ſobald er fett genug ſein würde, zu ſchlachten. Aber das alte Weib ſagte ihm, daß es zu ſpät wäre, und brach in eine heftige Vorverkündigung und poetiſche Verzückung aus, in Tönen, die, ohne jenen der Caſſandra, auſſer in ihrer Unwirkſamkeit zu gleichen, völlig klar und beſtimmt waren.) So begab es ſich denſelben Sommer, daß eines Tags, als Thoroddr Heu hatte zuſammen rechen und in Haufen ſetzen laſſen, ein heftiger Regen fiel. Am nächſten Morgen, da die Knechte hinaus gingen, bemerkten ſie Gläſir in dem Heufeld, ohne das Bret, welches, ſeitdem er wild geworden, an ſeine Hörner befeſtigt ward, umher laufen, die Haufen umwerfend und das Heu über den Boden ſtreuend, was er nie vorher zu thun pflegte; während ſein Brüllen und Bökken die Diener ſo erſchreckte, daß es keiner wagte, hinzuzugehen und ihn zu vertreiben. Als ſie Thoroddr berichteten, was Gläſir beginne, lief er hinaus, und einen großen birkenen Stab bei den Zinken

nehmend, eilte er, ihn auf der Schulter, ins Feld, den Ochsen anzugreifen. Dies sehend, lief Gläsir von der Verheerung, die er machte, nach, und ging auf ihn zu, ohne sich vor seinen Drohungen und dem Geräusch, ihn zu schrecken, zu fürchten. Hierauf schlug ihn Thoroddr so heftig zwischen die Hörner, daß der Stab dicht bei den Zinken abbrach. Gläsir sprang sodann auf Thoroddr zu, der, ihn bei den Hörnern ergreifend, zur Seite kehrte; und auf diese Weise kämpften sie einige Zeit; Gläsir immer stoßend und Thoroddr ausweichend, bis der letztere müde zu werden anfing. Nach diesem sprang Thoroddr auf seinen Nacken, und sich zwischen den Hörnern über ihn her beugend, schlang er seine Arme unter dessen Hals, welchen er mit aller Macht drückte, in der Hoffnung, ihn zu ersticken oder zu ermüden; und auf diese Art rannte der Stier um das Feld, ihn auf dem Nacken tragend.

Als die Diener ihren Herrn in solcher Gefahr sahen, und ohne Waffen sich nicht darein zu mischen wagten, liefen sie, sich zu bewaffnen, und kamen mit Spießen und andern Waffen zurück. Wie dies der Stier sah, neigte er den Kopf zwischen die Beine und schüttelte ihn, bis er seine Hörner unter Thoroddr brachte, dann richtete er ihn mit einem Stoß so plötzlich empor, daß er Thoroddrs Beine aufhob, so daß er fast mit dem Kopf auf des Stiers Nacken stand. Als seine Beine wieder nieder sanken, bückte Gläsir von neuem den Kopf und stieß ihn mit seinem andern Horn in den Leib, ihn so verletzend, daß er ihn losließ, und der Stier, furchtbar brüllend, lief längst der Wiese dem Strom zu. Die Diener verfolgten ihn, bis zu einem Sumpf unter dem Meierhof von Hello, wo er in einen kleinen Teich rannte, untertauchte, und nie wieder empor kam; und im-

mer ist seitdem der Sumpf Gläsiskelda genannt worden. — Bei der Rückkehr zum Haus fanden sie Thoroddr an seinen Wunden gestorben."

Diese Vorstellung, die überirdischen Gegenden nicht allein mit geisterhaften Männern und Frauen, sondern auch mit dergleichen Thieren zu bevölkern, welche sich öftern Verkehr mit jenen unsers Elements gestatten, wird in Arabien, Persien, Thibet, unter den Kalmucken und Mongolen, Tartaren, Schweden, Norwegern, Schottischen Hoch- und Niederländern und Hebriden gefunden; und man dürfte diesen Aberglauben, füglicher wie irgend einen andern, Gothisch nennen (wenn diese Benennung als Gegensatz des Griechischen und Römischen gilt), weil unter letztern, nach Annahme, keine bestimmte Spur davon zu finden ist, wo man es aus den Augen verloren zu haben scheint. Und hier sei dem Schreiber dieses erlaubt, als eine Rechtfertigung dieser Mährchen zu bemerken, daß fast aller Aberglaube und Volksgebrauch, den man unter uns (den Engländer) für volksthümlich hält, vorzüglich bei den Hochländern und Hebriden, immer in mehren Theilen von Schweden und Norwegen gefunden wird *). In wie fern diese, so wie die Sprache und Dichtung der Hochländer, durch den Aufenthalt der Normänner unter ihnen bestimmt wurden, mag bei einer künftigen Gelegenheit der Gegenstand der Nachforschung sein.

*) Diese wichtigen Andeutungen sind der Vorwurf zu tief eindringenden Untersuchungen; einiges ward schon hie und da berührt, Erschöpfendes aber hat sich noch nirgend. Dies ist aber eben das tiefliegende gemeinsame Skandinavisch-deutsche Eigenthum. V.

XXXXI.

Die älteste Kirche zu Kloster Leubus.

(Hierzu ein Steindruck.)

Daß Kasimir, König von Pohlen und Herzog von Schlesien, im Jahre 1052 das Kloster Leubus gestiftet und mit Benediktinern aus dem Kloster Cluniac besetzt hat, ist aus allen Schlesischen Geschichtsbüchern bekannt. Allgemein angenommen ist auch, daß dort die heidnischen Bewohner Schlesiens einen Götzentempel gehabt haben sollen und nach allen Andeutungen scheint hier ein Hauptpunkt ihres Götzendienstes gewesen zu sein. Alles indessen, was man darüber weiß, ist schwankend und ungewis. Es läst sich indessen aus vielen Beispielen darthun, daß gerade diejenigen Orte, welche in der Heidenzeit am meisten dem Götzendienste gewidmet waren, in der ersten Zeit der Verbreitung des Christenthums am liebsten von Mönchen zum Sitz genommen wurden; theils, als ob der neue Gottesdienst den sträflichen Götterdienst versühnen sollte, theils, um dies neue Heilige dem alten Heiligen auch in dem Glauben der Leute zu verbinden.

Im Munde aller Einwohner von Leubus ist auch, daß an der Stelle, wo jetzt ein Gewächshaus gebaut ist, dem eigentlichen Kloster gegenüber, der Oder näher, jener Tempel des Götzen, angeblich des Mars, gestanden haben soll, der sich bis in das vorige Jahrhundert erhielt. Nach der Bekehrung Schlesiens zum Christenthum soll dieser Tempel in eine Kirche verwandelt wor-

den sein, und M. Christian Stief sah ihn noch im Jahre 1704 und spricht von ihm in seiner Epistola de urnis in Silesiâ Lignicensibus atque Pilgramsdorfiensibus, p. 13., zweifelt aber auch, ob er wirklich aus heidnischer Zeit noch stamme. Abt Ludwig, welcher von 1695 bis 1729 diese Würde bekleidete, vollendete den Klosterbau und soll auch, ärgerlich darüber, daß dieses Tempels wegen so viele Fremde und Reisende dorthin kamen, ihn mit vieler Mühe habe abbrechen lassen. Das Mauerwerk soll so fest gewesen sein, daß man es hat mit Pulver zersprengen müssen. Die Pflasterziegel des Fußbodens waren rund und mit einer schieferblauen Glätte überzogen. Diese Ziegel sind der einzige sichtbare Rest des alten Gebäudes, indem mit ihnen der Hausflur des Kanzlergebäudes gepflastert ward. Dies Pflaster sieht aus wie die alten Kirchenfenster mit runden Scheiben und hat sich sehr gut erhalten, nur die Glätte ist meistentheils abgegangen. Das Götzenbild selbst soll unter der Treppe in der Wohnung des Amtmans, auf dem Wirthschaftshofe, eingemauert worden sein *).

Die Nachricht, daß ein altes Götzenbild noch bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts dort aufbewahrt worden ist, hat, da man weiß, wie sorgfältigst die ersten Heidenbekehrer bemüht waren, alle Spuren des Heidenthums und der Götzen zu vernichten, manches gegen sich und wäre es höchst merkwürdig, dies Götzenbild wieder aufzusuchen. So läugne ich nicht, ist es mir auch sehr zweifelhaft, daß der alte abgebrochene Tempel ein wirkliches heidnisches Bau-

*) Siehe darüber des verstorbenen Heinze Nachrichten in der Iduna und Hermode, Jahrg. 1812. S. 6. Es wäre äußerst verdienstlich, wenn jemand die Kosten daran wendete und sorgfältig so wie behutsam nach diesem Götterbilde in dem Gemäuer nachforschte.

werk gewesen ist, um so mehr, da, wie wir eben gesehen haben, die Nachrichten, welche davon geblieben, uns von einem sehr starken, festen und dauerhaften Mauerwerk reden und die Baufertigkeit der Slavischen Völker in jener Zeit ist doch höchst ungewis.

Bis uns vielleicht glückliche Auffindungen die Zweifel lösen, mögen es Zweifel bleiben, die den Forschungseifer der Schlesier reizen. Daß irgendwo eine Abbildung dieses alten Tempels mitgetheilt worden, habe ich nirgend gefunden; desto erfreulicher war es mir, in einer Handschrift der St. Bernhardin Büchersammlung zu Breslau eine Zeichnung desselben zu finden, die ich hier, genau so wie sie dort ist, mittheile. Die Abbildung zeigt, daß das Gebäude höchst alt ist; die kleinen schmalen, rund gewölbten Fenster (der Durchschnitt stimmt zwar mit dem Aufris nicht überein, indem jener viereckigte Fenster hat), die ebenfalls kleine und runde Thür deuten auf die früheste Zeit der Deutschen Baukunst hin und besonders auch das Innere, welches drei runde Bogen zeigt und worin die Decke wahrscheinlich ein Tonnengewölbe war, (von dem Kreuzgewölbe keine Anzeige). Deutlich erscheint schon ein abgesondertes Chor, außen durch die Strebepfeiler hinten (die wieder etwas Eigenes sind) angedeutet und innerhalb durch die drei Kreisbogen *). An der Schwelle sah Stief noch folgende Inschrift: Daemonis ara prius tua transit in atria Christe. Das Uebrige war ganz verloschen. Was mögen aber die beiden Ringe an der Decke bedeuten sollen? Alle diejenigen, welche über diese Zeichnung nähere Auskunft geben können, werden darum angelegentlichst ersucht.

Bg.

*) Einige Aehnlichkeit mit der Grabkirche Gottfrieds v. Bouillon zu Jerusalem ist nicht zu verkennen.

II.

Briefnachrichten

von

Julius Maximilian Schottky.

5.

Wien, den 1. Winterm. 1817.

Was dem Fremden beim Bereisen der Umgegend Wiens vorzüglich auffallen muß, ist die Sprache des Volkes, die für das Ohr des Hochdeutschen anfänglich nur als Mißlaut tönt, bis längeres Hören und Eindringen in ihren Geist das Vorurtheil verdrängt, und ungetrübteres Beobachten zuläßig macht. Die Wienersche Volksmundart hat unendliche Weichheit, und ist, gleich den meisten südlichern Sprachen, gar sehr für den Gesang geeignet; weshalb auch das Volk hier ausserordentlich liederreich erscheint. Ueberall schallet dem Wanderer froher Sang in Stadt und Flur entgegen, vorzüglich aber in den herrlichen Weingebirgen und Waldungen des mit Naturschönheiten reich erfüllten Landes. In den meisten dieser Lieder spricht sich schalkhafter Frohsinn, reiner Witz, die größte Lebendigkeit, viel Handlung und innige Kindlichkeit des Gemüthes aus. Sie sind nicht gefertiget von besoldeten Dichtern. Es sind nicht kalte Reimverse, nein, sie stammen aus dem Volke selbst, dem sie das dringende Bedürfnis sind, der Ausdruck seines Sinnes. Vorzüglich möchte dies von jenen Liedern gelten, die zum beliebten Tanz, dem Landler, gesungen werden, und „Landlerlied" (sonst Landlerische

recht füglich heißen können. Diese Art Gesänge hat sehr viel treffendes; oft sind es wahre Epigramme, die um so angenehmer sprechen, als sich keine Spur von Kunst in ihnen zeigt.

Um nach und nach auch den Entfernteren Etwas des volksthümlichen Oesterreichs vorzuführen, hat sich Herr Franz Ziska, Wiener Magistratsbeamter, mit mir zur Sammlung jener Gesänge geeint, die dem Volke wirkliches Eigenthum sind. Unsere Forschungen schreiten gedeihlich fort, und sollen mit der Zeit immer reichlichere Ausbeute geben, da es fester Plan ist, Alles aus dem Munde des Volkes selbst zu übertragen.

Das Gesagte wird anschaulicher erscheinen, wenn ich hier einige dieser Volkslieder mit ihren Singeweisen folgen lasse:

Warum der Geliebte sein Liebchen nicht besucht hat.

1.

'N Monta hats g'regnet
Und 'n Erta hat's g'schneibt
Und 'n Mittwo da — hat's mi halt a nit recht g'freut
'N Pfingsta da bin i im's Robaten g'fahr'n
Und 'n Freita da bin i ganz schlaferi warn;
Und 'n Samsta da hat's halt si a nit recht g'schickt,
Und 'n Sunta da hab i mir d'Hosen ausg'flickt.

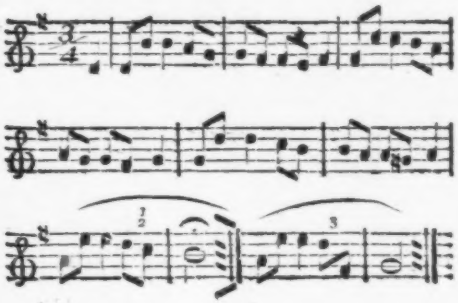
2.

An Sprung üba's Gasserl
An Jüchaza d'rauf,
An Klopfa an's Fensterl,
Schön's Schätzerl mach' auf;
Und mach'st mir nit auf,
Nu so laßt d'es halt bleib'n,
Am Sunta is Kiritá (Kirchtag, Kirchweihfest),
Kannst a daham bleib'n.

3.

Zwiſchen uns zwä auf da Alm
Is d'Lieb verſchwunden?
Is 'n See eini g'fall'n
Hab's nimma g'funden.

Die Muſik geht bei dem erſten Landleriſchen ſehr langſam, bei den folgenden ſchneller.



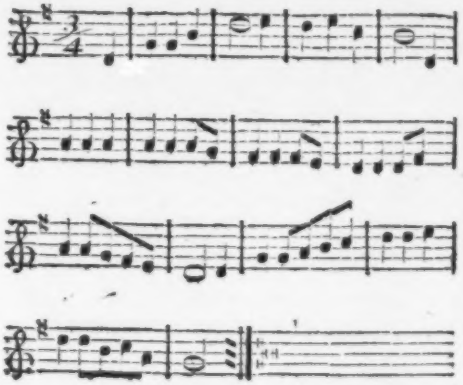
4.

Juchhe! unſa Pfarra hat's Küſſen aufbracht
Und i (ich) und mein' Regerl hab'ns glei nachi g'macht.
(nachgemacht.)

Das Lied vom ſchönen Jöpperle.

(Auch Jöppl, d. h. Jäckchen, Leibchen.)

Lebhaft.



Da Baua verkauft ſan (ſeinen) Acker und Pflug,
;:Und kauft für die Bau'rinn auf a (zu einem) Jöpperl a Tuch:;

Da Baua laßt 'n Schneida frag'n,
;:Wie viel als er Tuch zu an Jepperl muß hab'n?:;

Da Schneida laßt 'n Bauan ſag'n:
Sechs un dreißig Stückel muß ma hab'n,
Wan ma andes a g'falteres (ein in Falten gelegtes) Jöpperl will hab'n.

Da Baua laßt 'n Schneida frag'n:
;:Wie viel als er zwin (Zwirn) zum ſchön Jöpperl muß hab'n:;

Da Schneida laßt 'n Bauan sag'n:
So viel zwin muß ma hab'n
Was a Paar Kramma (Krämer) in da Kratzen (eine Art Butten oder Körbe, die aus Ruten (Gerten) zusammengeflochten werden) könna trag'n.

Da Baua laßt 'n Schneida frag'n:
„Wie viel als er Haßel zum schön Jöpperl muß hab'n?"

So viel Haßel muß ma hab'n
„Als a Paar Esel an da Seiten könna trag'n„

Da Baua laßt 'n Schneida frag'n:
„Bis wann er's Jöpperl schon fertl könnt' hab'n?„

Am Samßa, am Samßa bei'n Mondenschein
„Da wird's schöne Jöpperl schon fertl sein„

Da Baua spannt ein sechs Ochsen an Wag'n,
„Und wollt' um da Baurinn ihr Jöpperl g'schwind fahr'n„

Und wie sie kumma vor's Schneida san Haus —
„Dreihundat Schneida trag'ns Jöpperl heraus„

Sie legen's auß auf'n Bauan san Wag'n
„An Ermel hat sechs un dreiß'g (hier wiederholt sich die Zahl 36.) Schneida baschlag'n„

Und wie sie kumma vor'n Schneida san Eck
„So fällt ihna's schon Jöpperl gar sauba (sauber) in — Speck„

Es ist in der That sehr schwierig die Aussprache des Österreichischen Volks-Deutsch den Hochdeutschen durch geschriebene Worte zu versinnlichen, und fast eben so unmöglich scheint es, daß ein Nicht-Oesterreicher diese Sprechart richtig reden lernen könnte. Die Sprachwerkzeuge müssen noch vor ihrer völligen Ausbildung sich gewöhnen, diese mannigfaltigen Beugungen, Verschlingungen, dies Ver-

schmelzen und faule („faul" nur in hier anwendbarem Sinne genommen) Schleifen mit Leichtigkeit auszudrücken. Trotz dem, daß mancher Selbstlauter, besonders das e, oft herausgeworfen wird, z. B. in g'freut, g'regent (nicht g'regnet), Hanf'l ꝛc. wird das Wort dadurch nicht hart. Den verlorenen Selbstlauter hört man immer schwach und verbindend durch. — Das Schreiben der Wiener gemeinüblichen Sprache ist, wie gesagt, nicht leicht. Zwar erscheint hier ein in ihr verfaßtes Tageblatt „der Eipeldauer", aber es giebt den Ton der Sprache, ihre sonderbare Beugungs-Eigenthümlichkeit nicht wieder. Jeder Wiener liest das Werk richtig, aber dem Fremden muß es barbarisch erscheinen. Um nun das Treffen der Aussprache zu erleichtern, blieb uns nichts anders übrig, da daß Erfinden neuer Schriftzeichen wohl nicht anwendbar wäre, als von der Altdeutschen Sprache die über einander gesetzten Selbstlauter zu entlehnen. Ich weiß kein anderes Mittel, um z. B. einen Buchstaben richtig zu bezeichnen, der weder ein reines a noch o, weder allein tönendes e noch i, u oder o sein kann. Es ist ein Laut, der zwischen beiden Selbstlautern liegt, und von dem Oesterreicher gleich, von dem Fremden hoffentlich aber so auch, wenigstens nahe kommend, getroffen wird. — —

(Wenn Manuel an Buchstaben hat das wenigste ausgedrückt werden konnte, was in der Handschrift steht.)

XXXXIII.

Eilhard von Hoberg.

Der Dichter eines Deutschen Tristan.

In unserm Grundriß der Geschichte der Deutschen Dichtkunst S. 126—132 sprachen wir von dem Gedichte des Eil-

hard von Oberet, Obergin, Hobergin und nahmen an, er sei ein Französischer Dichter gewesen, nach welchem ein Deutscher Dichter den Tristan übersetzte. Die Auffindung des Namens aber, als den eines Deutschen Edelen, leitet uns dahin, ihn für den Dichter einer Uebersetzung des Tristan anzunehmen und ihn dem Deutschen Vaterlande und dem Deutschen Dichter-Reihen, aus dem wir ihn fälschlich verstoßen wollten, wieder zuzueignen.

Die vorzüglichen Origines Guelficae enthalten im dritten Bande eine Menge Urkunden und in diesen kommt mehrfach der Eilhard von Hoberg als Zeuge vor. Am merkwürdigsten ist die Urkunde vom Jahre 1189 (S. 558. 59.) worin Adelogus, Bischof von Hildesheim, auf dem Grund und Boden Heinrich des Löwen eine Kapelle in dem Dorfe Oberge gegründet, bestätigt. Die Einwohner desselben werden aber Cives genannt und es muß daher wohl ein Marktflecken gewesen sein. Hier finden wir nun als Zeugen:

Johannes von Obergen; Eilard seinen Sohn; Johannes seinen Sohn.

Ausserdem: Bernard von Oberge und Thiderich seinen Sohn.

Wir lernen daraus den Vater und Bruder unseres Eilard kennen. Die Urkunde ward, wahrscheinlich zu Hildesheim, an den 6ten Kalenden des Juli 1189 ausgestellt.

Unseres Eilard Bruder Johannes ist es wahrscheinlich, der im Jahre 1190 in einer Urkunde, die zu Seemingen von Heinrich dem Löwen ausgestellt ward, worin über Veränderung der dem Kloster Riddagshausen zugehörigen Güter gesprochen wird, unter den Geistlichen als Zeuge vorkommt: Johannes von Obergin.

Eilardus de Oberge kommt nun zuerst allein in einer Urkunde vor, welche Heinrich der Löwe im Jahre 1196 ohne Ort und Tag ausstellte und worin er dem Kloster Riddagshausen den Kauf von 5 Mansus in Offeleve bestätigt.

Aus einer Urkunde König Otto des IV. vom Jahre 1203, ohne Tag und Ort, worin die Lande Heinrich des Löwen nach der Erbtheilung, welche zu Padilburn (Paderborn) war, festgesetzt werden, geht hervor, daß Eilardus de Oberge zu den Ministerialen gehört hat, da er unter

diesen als Zeuge steht. Zu derselben Zeit stellte auch Heinrich eine Urkunde aus, welche seine eigenen Länder nannte und hier erscheint wieder unten den Ministerialen Eilardus de Hoberge; zum erstenmal tritt das h zu seinem Namen. Zu eben der Zeit ist noch eine Urkunde vorhanden, zu Padelburna (Paderborn) ausgestellt von Heinrich, worin wieder Eylardus de Hoberghe unter seinen Ministerialen erscheint. Und eine ähnliche von Otto, worin die Länder seines Bruders benannt werden, wo er auch Ministerial ist und Eylardus de Oberghe geschrieben ist.

In einer Urkunde desselben Jahres von Otto, worin dem Kloster Riddaghausen 8 Mansus in Dalem geschenkt werden, steht wieder als Zeuge Eilardus de Oberge, ohne Bestimmung des Standes. Ort und Tag der Ausstellung fehlen wieder.

Im Jahre 1207 schenkte Otto, König der Deutschen, dem Kloster auf der Insel der heiligen Maria einen Mansus in Garboldesse. Dabei ist der letzte Zeuge Eylardus de Oberghe. Ort und Tag fehlen wieder.

Graf Bernhard von Wilipia schenkte der Kirche im See der heil. Maria 1215 mehre Güter. Dabei kommt ein Wernherus de Hoeberge vor, welches durch Hodeaberge erklärt wird. Sollte er nicht zu unserer Familie gehören?

Die hier angeführten Stellen beweisen nun zuerst gewiß, daß Eilard von Hoberg ein Deutscher ist, und daß unsere Vermuthung im Grundris fälschlich war. Ob nun aber dieser Ministeriale des Hauses Braunschweig Eilhard von Hoberg dessen Dasein im Mannesalter von 1180 bis 1207 gewis ist, eben der Uebersetzer des unter diesem Namen bekannt gewordenen Gedichtes vom Tristan war, ist wieder eine andere Frage, die ich nicht bejahen, nicht verneinen kann. Er fällt gar zu früh und wird neue Schwierigkeiten in der Lösung der Zeit, in welche die Urschrift des Tristan fällt, machen, worin schon so manche zweifelhafte Dunkelheit herrscht. Einem nun von anderer Seite glücklichem Sucher mag hierdurch auf die Spur geholfen werden: ob dieser Eilhard von Hoberg der Dichter des Tristan war oder vielleicht ein ihm gleichnamiger Sohn? Sg.

Wöchentliche

Nachrichten

für

Freunde der Geschichte,

Kunst

und

Gelahrtheit des Mittelalters

von

Johann Gustav Büsching.

Stück 66—69.

Zweiter Jahrgang. Ostermond.

XLIII.

Der Weis Kunig.

Unter den geschichtlich merkwürdigen Denkmalen, die das Mittelalter uns hinterlassen, dürfte die unter dem Namen des Weis Kunig bekannte umständlichere Erzählung von dem Leben und den Thaten Kaiser Maximilians I. wohl einer ausgezeichneteren Aufmerksamkeit werth seyn.

Maximilian, obwohl an der Spitze eines neuanbrechenden Zeitalters stehend, dennoch an Gemüth und

Thatkraft mehr dem vergangenen ritterlichen Heldenalter als der neuen Zeit angehörend, faßte bei reiferen Jahren den Entschluß, die bedeutendsten Ereignisse seines thatenreichen Lebens in einem schriftlichen Denkmal für die Nachwelt zu verfassen. „Denn, so meinte der edle Fürst, wer ime in seinem Leben kein Gedächtnus macht, der hat nach seinem Tod kein Gedächtnus, und desselben Menschen wird mit dem Glockendon vergessen.“ *) Manches hatte der Kaiser bereits, theils in eigenhändigen Aufsätzen, theils aus treuen Berichten seiner vertrauteren Diener und Waffengenossen, für das Unternehmen gesammelt und vorbereitet, als er im Jahre 1514 seinem Geheimschreiber Markus Treizsauerwein von Ehrentreiz den Auftrag gab, das Gesammelte zu ordnen, das Fehlende nach seinen mündlichen Andeutungen zu ergänzen, und das Ganze dem Geschmack des Zeitalters gemäß in einer geheimnißvollen und romanhaften Einkleidung darzustellen. Der Auftrag wurde binnen halbjähriger Frist (von Johannis bis Weihnachten desselben Jahres) ausgeführt. Allein theils die Schnelligkeit, womit die Arbeit vollendet wurde, theils auch die Undeutlichkeit und Unordnung der einzelnen Materialien, veranlaßten in der ersten Handschrift des Werkes so viele Verwirrungen, die man vergebens durch Muthmaßungen und beigeschriebene Randbemerkungen und Erklärungen zu heben suchte. Die Möglichkeit einer endlichen Lösung aller Schwierigkeiten schien ganz zu schwinden, da Maximilian nicht lange nachher starb. **)

*) Weiß Kunig S. 69.

**) Am 12. Januar 1519. — Treizsauerwein starb später am 6. September 1527, wie seine Grabschrift im Dom zu Neustadt besagt.

Ein gleiches Schicksal hatten die von Hans Burgmair und anderen Meistern in Holz geschnittenen Bilder, welche die einzelnen Auftritte und Ereignisse aus Maximilians Leben versinnlichen und der Erzählung beigelegt werden sollten. Sie geriethen in Unordnung und wurden endlich gänzlich vermißt. Die Handschrift selbst blieb nebst vielen andern altdeutschen Werken im Hausbücherschatz der österreichischen Fürsten auf dem Stammschlosse Ambras in Tyrol liegen, bis sie endlich im Jahre 1665 nebst mehreren andern Seltenheiten durch Lambek in den K. K. Hofbücherschatz nach Wien gebracht wurde. Hier ruhte sie so lange, bis die dazu gehörigen Holzschnitte unvermuthet in Grätz wiedergefunden wurden, worauf man, durch ältere Vorarbeiten unterstützt, das Werk vollständig und mit den dafür bestimmten Holzschnitten begleitet, herausgab, unter dem Titel: Der Weiß Kunig, eine Erzehlung von den Thaten Kaiser Maximilian des Ersten, von Marx Treitzsauerwein auf dessen Angeben zusammengetragen, nebst den von Hannsen Burgmair dazu verfertigten Holzschnitten. Herausgegeben aus dem Manuscript der K. K. Hofbibliothek. Wien 1775 in Fol.

Was den Inhalt dieses Geschichtsdenkmales betrifft, so zerfällt er in drei Abtheilungen. Der erste Theil handelt, wie Maximilians Vater Friedrich III. sich vermählt und mit seiner Gemahlin in Rom gekrönt worden; der zweite, von Maximilians Geburt, Erziehung, Unterricht und Jugendgeschichte; der dritte von Maximilians Kriegen und Heerfahrten; das Ganze umfaßt also den Zeitraum von 1450 bis 1513. In der Erzählung selbst wird Niemand mit seinem wirklichen Namen genannt, sondern alle bedeutenderen Personen werden

unter erdichteten Namen aufgeführt. So heißt Maximilian durchaus der Jung Weiß Kunig — ein Name, den ihm einst seine Lehrer und sein kaiserlicher Vater, durch seine raschen Fortschritte in den Wissenschaften überrascht, gegeben zu haben scheinen; *) dafür wird denn auch Friedrich III. nie anders als der alte Weiß Kunig genannt. Herzog Karl von Burgund ist Kunig von Feuretsen, Mathias Korvinus von Ungarn der grün Kunig, Ludwig IX. von Frankreich der blaue Kunig, Eduard IV. von England der alt Kunig von Blumen, Richard III. von England der rote Kunig, Herzog Johann von Kleve der Kunig mit dem Schwan u. s. w., eben so werden die verschiedenen Bande der Niederländer nach den Farben bezeichnet.

Wie viel in dem Buche von Maximilians eigner Hand herrühren mag, möchte in unsern Tagen wohl nie ganz ausgemittelt werden können: doch sind in der sonst so trocknen und einförmigen Erzählung einzelne Schilderungen mit so viel Liebe und warmer Theilnahme entworfen, daß der unbefangene Leser leicht in ihnen den poetischen Sinn und das feurige Gemüth des großen Kaisers selber wieder erkennen dürfte. Wir rechnen darunter die lebendige Schilderung von Friedrich des Dritten Einzug in Rom, seiner Krönung in Sanct Peters Münster, und der ihm zu Ehren dort angestellten Lustbarkeiten; ferner, die ergötzliche Erzählung von des jungen Fürsten Liebe zum Waidwerk und von seinen kühnen Steinbock- und Gemsenjagden an den höchsten Steinwänden und Felsenspitzen des Tyroler Gebirgs

*) Weiß Kunig S. 61.

(S. 87.); desgleichen die anmuthige Geschichte von der romantischen Jugendliebe der schönen Maria von Burgund zu Maximilian, ihrer geheimen Liebesbothschaft, und ihrer beiderseitigen ersten Zusammenkunft (S. 107. und 113.).

Allein wie dem auch sey, es bleibt der Weiß Kunig ein Werk von unbezweifelter geschichtlicher Aechtheit und eine Fundgrube der wichtigsten Nachrichten, deren Gehalt die Geschichtschreibung und Forschung unserer Zeit noch lange nicht gehörig zu benutzen und zu würdigen gewußt hat. *) Wenn die einzelnen Thatsachen darin übrigens nur kunstlos an einander gereiht sind, und wenn das Ganze überhaupt an Kunst der Darstellung hinter mancher gleichzeitigen Chronik zurücksteht, so darf man nicht vergessen, daß es seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß bloße Materialiensammlung seyn sollte, deren Unvollkommenheit der Verfasser selbst eingesteht. **)

Die von Hans Burgmair, dem Freunde und Schüler Albrecht Dürers, beigefügten Holzschnitte sind bei aller Schwerfälligkeit in der Zeichnung doch für die Kenntniß der Bauart, Kriegskunst, Bewaffnung, Kleidung, Sitte, ja des gesammten Lebens jener Zeit unendlich wichtig, und bieten einem künftigen Darsteller der deutschen Volks- und Sittengeschichte ein reiches Feld zu Forschungen dar. Aus dem Buche selbst liefern wir nächstens einige Stellen im Auszug.

Dr. J. G. Kunisch.

---

*) Hausens bekannte Abhandlung: de claro libro, der Weiß Kunig, Francofurti ad Viadr. 1776 ist unbedeutend und oberflächlich, und verräth blos, wie wenig H. mit dem Geiste jener alten Zeit vertraut war.

**) „Diß buech ist nun allain ain Materi und ain unvollkomenlich Werck." Vorbericht zum Weiß Kunig.

V.

Reise-Nachrichten

von

Friedrich v. Raumer. *)

5.

Bildnis Kaiser Friedrich II.

Neapel den 5. März 1813.

Wer meiner Reise nach Neapel freute ich mich schon in Capua die, auch im Cicognara gestochene, Bildsäule Friedrich II. zu sehen, und durch sie zu einem ähnlichen Bildnisse zu kommen. Wie erschrack ich aber, als ich die Bildsäule verstümmelt fand; im letzten Kriege haben rohe Soldaten, den Kopf herunter geschlagen und verloren. Jetzt blieb nur die Hofnung, einen Ring aufzutreiben, welchen der verstorbene Geschichtsforscher Daniele nach einem Abgusse jener Bildsäule hatte stechen lassen. Aber Daniele war gestorben, sein Nachlas in durchaus unwisende Hände gefallen und in alle Welt zerstreut. Dennoch forschte ich unablässig und der Himmel lohnte meine Bemühungen; ich fand den Eigenthümer jenes Kleinods und es ist jetzt in meinen Händen. Freilich für einen Preis, den nur jemand annehmlich finden kann, welcher eine Geschichte der Hohenstaufen schreiben will; aber ist

---

*) S. oben S. 17—26.

es nicht für jeden Liebhaber der Geschichte, ja für jeden Deutschen höchst anziehend, wie der geistreichste aller Deutschen Kaiser ausgesehen habe? Der Ring ist genau nach der Bildsäule (siehe darüber die umständliche Erzählung Daniele's in den Lettere Sanesi des Padre della Valle) unter Vergleichung aller ächten Münzen Friedrich des II. gestochen; er ist ein einziges, nach Verstümmelung jener Bildsäule unersetzliches Kunstwerk, mit einem Wort: man weiß jetzt nun durch diesen Ring, wie der Kaiser gebildet war. Einer der geistreichsten und zugleich freundlichsten und mildesten Köpfe. Sollten sich Verehrer des Kaisers finden, so bin ich wohl bereit ihnen Abgüsse, das Stück zu zwei Thaler preuß. Courant abzulassen, *) da ich auf den ausschließlichen Besitz nicht so erpicht bin, daß ich den Schatz nicht mittheilen sollte. Von Manfred habe ich keine sichere Abbildung auffinden können.

6.

Fürst Blüchers Ahnen. **)

Rom den 25. März 1817.

Jeder von uns kennt die großen Verdienste des Herrn Fürsten Blücher; wie sich aber seine Vorfahren

---

*) Bis zur Rückkehr meines Freundes bin ich gern bereit, darauf Unterzeichnung anzunehmen. B.

**) Mancherlei Nachrichten und Zeugnisse von den Voreltern des Fürsten Blücher finden sich im nördlichen Deutschland; ich mache nur aufmerksam auf die Origines Guelficae von Scheidt, in welchen viele Blücher als Zeugen vorkommen. Sollte es nicht ein dankbares Unternehmen eines Geschichtsforschers dortiger Gegend sein, die Erzählung von den Ahnen Blüchers aufzusetzen? den Bruchstücken nach, welche wir hier erhalten, gewiß. B.

in ganz andern Zeiten, bei ganz andern Verhältnissen und Weltansichten, benahmen und geschätzt wurden, das weiß er wahrscheinlich selbst nicht. In la Paige bibliotheca Praemonstratensis ordinis. Paris 1633 fol. Seite 587. u. d. J. habe ich darüber Nachrichten gefunden, welche nur für eine allgemeinere Bekanntmachung anziehend genug erscheinen. — Ulrich, Bischof von Ratzeburg, aus der edlen Familie der Blücher, ging Allen, nach Aller Einstimmung, in allen Tugenden voran, (omnes, omnium consensu, virtutibus omnibus anteibat). Besonders sorgte er für die Armen, und wenn er bisweilen nichts mehr besaß, was er ihnen geben konnte, so zeigte er ihnen doch mit vielen Thränen seine Theilnahme, und tröstete sie mit den liebreichsten Worten über ihre Armuth und ihr Elend. Einst hatte er in Zeiten der Theurung all sein Getraide unter die Armen vertheilt, und als nun noch Mehrere um Unterstützung ansprachen, sagte der Aufseher: Herr, ihr müßt sie abweisen, es ist nichts mehr da. Er aber sprach: geht sogleich hin und vertheilet, und siehe, durch ein Wunder waren die Böden wieder voll. Nicht minder sorgte er für die Sittlichkeit der Armen, als für ihren irdischen Bedarf. Auf dem Todtenbette fragte man ihn: ob sein Bruder Hermann zu seinem Nachfolger erwählt werden solle? er aber gab zur Antwort: Nein, damit das Heiligthum des Herrn nicht nach Erbrecht vergeben schiene. Ulrich starb 1275, Hermann ward bei der nächsten Wahl übergangen, bei der folgenden, seiner Verdienste halber, dennoch gewählt.

Im Jahre 1354 ward zum Bischof von Ratzeburg gewählt: Wipert Blücher, ein Mann durch Frömmigkeit und seltene Heiligkeit des Lebens berühmt. Papst Innocens wollte ihn aber seiner Jugend halber nicht bestätigen;

da wandte Wipert sich in eifrigem Gebet zu Gott, er möge ihm ein Zeichen geben, was er wolle und was recht sey. Gott erhörte ihn: in der folgenden Nacht ward er plötzlich so grau, bärtig und ehrwürdig, daß ihn der Pabst bei der nächsten Vorstellung nicht wieder erkannte, nun aber bestätigte. (Sequenti nocte adeo barbatus, canus et venerabilis factus est, ut postero die, iterum Summo Pontifici oblatus, non agnosceretur.) Er war von einem hohen und unerschrockenen Gemüth (animo excelso atque imperterrito) und widersetzte sich dem Herzoge Albert von Mecklenburg zur Beschützung der Rechte und Güter seiner Kirche auf eine kräftige und großartige Weise. Als nämlich der Herzog den Weg der Güte und der rechtlichen Beweise und Entscheidungen verschmähte, so sprach Bischof Blücher mit großer Festigkeit und furchtbarer Stimme (haec ea voce, terrifice dixit): Herzog Albert, um eurer Demuth und Mildthätigkeit willen, hat euch Gott an Ehre, Macht und Reichthum erhöht. Da ihr aber diese Wohlthaten mit schrecklichem Undanke lohnt und die Segenssprüche meiner Vorgänger vergeßt, so will ich statt des Segens nach göttlichem Recht, den Fluch über euch aussprechen; und ihr wißt, Gott erhört das Flehen seiner ungerecht verfolgten Diener. Jetzt ließ Wipert den bischöflichen Schmuck bringen, um ihn anzulegen und den Bann zu sprechen, der Herzog aber erschrack, als habe er die Stimme eines Engels oder Gottes gehört, und ließ von allen ungerechten Forderungen ab. Am 23. Mai 1372 starb Bischof Wipert Blücher zu Ratzeburg.

I.

Titurel

und

die Pfleger des heiligen Grales,

oder

Schionatulander und Sigune.

Ein Auszug des altdeutschen Gedichts

von

Wolfram von Eschenbach.

IV. Gesang.

Wie Titurel eines Königs Tochter von Hispanien, genannt Richude, zu der Ehe nahm.

Als Titurel den Tempel so reich erbauet, hatte er Gott und werthen Frauen ritterlich unter Schild vierhundert Jahr gedienet und war doch der Gestalt, als wenn er nur gegen vierzig Jahr wäre. Der Gral ließ sich damals noch von niemand berühren, aber dem König zu Liebe führte ihn der Engel in die köstliche Dreslammer (Sakristine, Sakristei.) Am Grale erschien die Inschrift: ihm sei erlaubt, ein Weib zu nehmen; in Spanienland hause es. Ihr Vater war verschieden, Frimutelle nannte man ihn, aus Kummer starb ihre Mutter; beide baten sie, daß sie, wenn sie Kinder erhielte, zwei nach ihnen beiden benennen möchte.

Mit Boten ward es unter ihnen geworben und reich geschmücktes Geleite brachte dem Könige die Braut. Die

Begleitung muſte wieder von dannen kehren, nur vierhundert Jungherren und achtzig Maide befahl der Gral allda zu behalten. Dreifache Freude beglückte Titurel: Richudens klare Schönheit wie der Sonne Blick, ihr Adel und daß ihm ſo viel junge und edele Genoſſen geworden, aus denen er ſich zweihundert Schildgefährten ſuchen ſollte. Dreißig Meilen um die Burg fehlte eine Ebene zu dem Turnen, nur an dem See Brubanie bot ſich ihnen gehöriger Raum dar. Der Hof war mit lichtem Gras gezieret; oft ſah man den Buhurd über ihn geritten, aber bald war er wieder wie vorher bedeckt.

Der Biſchof, der ihn zum Schwerdt einſegnete, verband ihn auch mit Richuden. Sie ſaßen

All durch die nacht vil gar vnz an den morgen;
Vmbe fangk mit armen
Vnd mund an mund des pflagenh ane sorgen.

Die folgende Nacht lagen ſie in Kleidern reich geſellet:

Es was do bey den zeiten ſo geſtellet,
Das ſolliche ding mit rede vil baß verborgen
Von allen zungen waren,
Dann nun die werck den abent vnd den morgen.

Zwanzig Jahre pflagen ſie großer Liebe, da ſtarb Richude und ward reich beſtattet, mit Klage ihres Gemals, dem ſie zwei Kinder hinterließ. Gailet, der Sohn des Königes Leo von Kaſtelrotte warb um die Tochter, Richude von Hiſpanien. Er erhielt ſie und mit ihr Spanien mit fünf Königen, die dem Gailet unterworfen wurden, deren Spanien noch nicht einig iſt.

Titurels ſehnende Klagen verſtummten nie, aber dies hinderte ihn nicht, zur Bekehrung der Heiden zu wirken. So bezwang er den König von Granat [1]) der ſeine Tochter Klariſſe dem Frimutelle, Sohn des Titurel, zur Gemalin gab. Die kam auch nicht alleine, ſondern brachte manchen neugetauften Chriſten mit ſich. Noch hatte aber

der Gral sich keinen neuen König erwählt. Mit der Klarisse zeugte Frimutelle fünf Kinder: Amfortas hieß der älteste, die Sonne mit ihrem Glanze müßte sich gegen seiner Klarheit schämen. Zu Ros und zu Fuß sah man Trevrezent den Jungen mit Springen und Laufen nach Behendigkeit sich mühen. Zwei Mädchen beflissen sich heiliger Worte, Tschoisiane und Herzeloide, Urepans de Schoie,

> Die dritte, wz dannoch czů klain der künste,
> Das sy den salter (Psalter) lese,
> Vil docken (Puppen) trůg sy holden můt mit günste. [12])

V. Gesang.

Wie Titurel seine Kinder lehrte und ihnen geistliche Bedeutung des Grales sagte.

Bei des Titurel steigendem Alter erlagen endlich doch seine Kräfte, Ritterschaft konnte er nicht mehr üben, aber seine Kinder in die Geheimnisse des Grales einweihen, das vermogte er und das begann er: Den Gral sieht niemand, denn nur die Erwählten, welche zu allen Zeiten mit Streit diejenigen abwehren müssen, die kein heiliges Leben führen und die nicht würdig sind, das Heiligthum des Grales zu erblicken.

> Des grales zeichenunge
> Mag nyeman gar vol (völlig) teůten,
> Weder mund noch czunge;
> Den tempel kan ich allen cristen leůten
> Zů rechter lere mercke wol erbawen,
> Ob sy got mit trewen
> An des tempels czaichenunge wellent schawen.

Das Muster ist der Tempel zu Jerusalem. Die Hüter des Grales müssen Tugend zu allen Zeiten bewahren und wer nicht tugendhaft war, den erkiesete sich der Gral nicht. Ihr mannliches Streiten lehrt uns, muthig und kühn die Sünde, das Drängen und Reizen

des sündlichen Triebes im Menschen zur Hölle, zu bekämpfen und zu unterdrücken. Wie die Burg Montsalvaz in Deutsch der behaltene Berg bedeutet, so waren auch alle die zum Paradeis geheiligt, die dorthin kamen. Die zehen Gebote werden durch die zehen Balsamfässer des Chores angedeutet, zu dem zwei Thüren führen, die eine Unschuld und reines Leben, die andere, wenn der Mensch gefehlt hat, Reue und Buße, die harte und rauhe Straße, dagegen die andere blumig und sanft ist. Des Tempels drei Pforten sind wahrer Glaube, Minne, Hoffen. Sinareich ist ihre Zierde der Steine: der Adamas (Diamant) bedeutet die Stätigkeit,

Vnstetikait was ze ain verluſt der eren,
Vnd kan von baiden stroßen
Des himel fliehen vnd gen helle keren.

Saphirus der edle, keusche, lehrt Treue und wehrt unrechte Liebe, dagegen wehrt der Chrysolit unrechte Furcht ab:

Vnrecht vorcht vil güter ding erwendet,
Dar wider unrecht liebe
Der argen ding mit sünden vil volleadet.

Topas hilft, wo Untugend gegen Tugend streitet, der Chalzedon hilft, daß man vom Gericht ohne Schaden kommt. Smaragd trägt reiche Tugenden in sich; Siechheit vertreibet der Jaspis; Echites zeigt an, wenn jemand vergiftet worden. Der Silenit wächst und schwindet mit dem Monde, so soll man sich von Sünden entfernen und Tugenden an sich wachsen lassen; Korallen machen Augen und Zähne klar, von Kraut macht sie Gott zu Steine, so kann er auch uns in schwachen Dingen festen. [1])

Täglich kämpften die Tempeleise, nur an vier Tagen nicht: an der Geburt Christi, seinem Sterbetage,

seiner Auferstehung und der Ausgießung des heiligen Geistes. Titurel größte Klagen sind: der Jammer um Richude, daß der Gral so lange schon schwebt und sich von niemand will tragen lassen und dann, daß Frimutel noch nicht zum König im Grale gesetzt worden ist. Zwölf seiner Kinder sind ihm bereits verschieden, und keines derselben ward gewürdigt, den Gral zu berühren.

Anmerkungen.

11) Grenada.

12) Dieser Gesang endet mit dem merkwürdigen und berühmten Lied:

> Mit reymen schon zwi genge
> Seint dise lieder worden,
> Gemessen recht die lenge.
> Gar in ir don, nach meister sanges orden.
> Zů vil vnd zů klain, das tůt ain lied verschwachet;
> Ich, Wolfram, bin unschuldig,
> Od schreiber dicke recht vnrichtig machet.

Auch ich sehe jetzt in diesem Lied den klaren Beweis, daß Wolfram von Eschenbach den Titurel, so, wie wir ihn jetzt in der 6 oder 7 reimigen Lied Gestalt haben, nicht dichtete, sondern daß diese eine Veränderung, ob Verunstaltung oder Verbesserung, mag das Ohr eines jeden entscheiden, der späteren Meistersänger ist, wohl des Albrecht von Scharfenberg. Die erste Zeile deutet ja wohl fest genug die Nibelungen Lied an, zwei Reime (zwi genge) darbietend. Nächstens einmal darüber ausführlicher.

13) Von der ganzen Lehre haben hier nur wenige Sätze ausgezogen werden können, die sich auf den Schmuck des Tempels beziehen.

XLIV.

Glauben und Gebräuche der Litthauer.

Man erzählt sich von einem Alf, der, wenn er eine rothe Farbe hat, Gold bringen soll, wenn aber eine blaue, Getreide, zuweilen auch Unglück. Deutet das nicht auf die weißen und schwarzen Alben hin?

Man glaubt, es sei nicht gut, wenn eine Leiche so steht, daß sie im Spiegel zu sehen ist. Einige sagen sogar, der Todte stehe auf und beschaue sich im Spiegel, daher ist es allgemeine Sitte, daß jeder Spiegel in dem Zimmer, wo die Leiche steht, verhangen wird.

Am Neujahrsvorabende greift man Glück. Es werden nämlich 9 verschiedene Gegenstände, als Geld, Wiege, Brod, Ring, Todtenkopf, alter Mann, alte Frau, Leiter, Schlüssel, von Teig gebacken, diese werden unter 9 einzelne Teller gelegt, und jeder greift dreimal darnach. Was er bekommt wird ihm im künftigen Jahre zu Theil werden. Auch in den Städten wird dieser Gebrauch scherzweise geübt.

Auch ist an diesem Abende das Wergbrennen gebräuchlich. Jedes Mädchen nimmt etwas Werg oder Flachs, rollt es fest zusammen, zündet es an und wirft es in die Höhe. Wessen Kügelchen am höchsten steigt oder am längsten brennt, diese wird im kommenden Jahre heurathen.

Wenn man zu Fastnacht spinnt, so geräth der Flachs nicht. Fährt man hingegen an diesem Tage spazieren, so bekommt man guten Flachs. Durch ganz Litthauen wird an diesem Tage gefahren. Thut es die Herrschaft nicht selbst, so läßt man doch die Dienstboten fahren.

Die Erbsen muß man säen, wenn der Wind aus einer regenbringenden, oder, wie man sich ausdrückt, weichen Gegend kommt, dann lassen sie sich gut kochen.

Wenn das Gras im neuen Lichte abgemäht wird, soll es das Vieh nicht, oder ungern fressen. Verständige Wirthe und Männer, frei vom Aberglauben, versichern dieses.

Ist der Hauswirth oder die Hauswirthin gestorben, so muß dieses durch Klingeln mit den Schlüsseln den Pferden, auch dem andern Vieh, besonders den Bienen angezeigt werden, weil sonst das Vieh fällt, die Bäume eingehen und die Bienenstöcke aussterben, oder die Bienen wegziehen.

Läuft ein Hase queer über den Weg, so bedeutet es Unglück; hingegen ein Fuchs, glückliche Reise und gute Nachrichten.

Besseldt.

(Beschluß folgt.)

Prachtthüre an Maria Magdalenen Kirche in Breslau.

XLV.

Ueber die achteckigte Gestalt der alten Kirchen, mit besonderer Berücksichtigung von Breslau.

(Hierzu ein Steindruck.)

(Vorgelesen in der philomathischen Gesellschaft zu Breslau am 30. Ostermond 1817.)

Die achteckigte Gestalt hat in der frühsten Zeit des Christenthums eine besonders heilige Gewalt und Bedeutung gehabt. Dies beweisen die Italiänischen Kunstdenkmähler des Mittelalters, welche vielfach gesammelt und dargestellt worden sind. Schon die Christen der ersten Jahrhunderte hatten diese Ansicht und Verse, welche Gruter sammelte, und die dem heiligen Ambrosius beigelegt werden, nennen deshalb den Brunnen der heiligen Taufe Octagonum und das Gebäude worin er stand Octachorum. Daher waren nicht allein die Taufsteine achteckigt, sondern selbst die Gebäude in welchen sie standen, hatten diese Gestalt. Maffei in Verona illustrata T. III. S. 116 sagt:

„Es ist eine merkwürdige Sache, daß die alten Taufkapellen, Baptisterien, insgemein achteckig vorkommen, so wie auch die abgesonderten, neben den Hauptkirchen gelegenen Bethäuser, innerhalb welcher die Taufsteine eingeschlossen wurden.“ Maffei führt nun eine Reihe achteckigter Taufkirchen an, die ihm bekannt waren, läst sich aber auf keine weitere Deutung ein.

Eine so alte, und, wie ich zu zeigen suchen werde, so ausgebreitete und so dauernde Gewohnheit, scheint sich auf irgend eine damit verbundene tief liegende Vorstellung

zu gründen, deren Ursachen wie weit weit vor der Zeit der christlichen Gottesverehrung suchen müssen. Es ist hier nicht meine Absicht, das Vorkommen der achteckigten Gestalt in Gebäuden durch das Alterthum zu verfolgen, so anziehend und lehrreich auch eine solche Untersuchung ist, die ich indessen zu einem andern Aufsatz verspare. Darum bemerke ich nur kurz, daß Montfaucon in seiner l'Antiquité expliquée Vol. II. p. 123. eine große Menge von Grundrissen alter Tempel der Campagna di Roma anführt und abgebildet giebt, bei denen die wunderlichsten Gestalten sich zeigen und einen Begriff von den seltsamen Auswüchsen der Einbildungskraft ihrer Baumeister geben. Dabei sind indessen mehre nicht zu verkennen, welche die achteckigte Gestalt deutlich oder nur angedeutet zeigen. Außerdem liefert uns das Alterthum noch eine sehr merkwürdige Thatsache, die ich nur als Andeutung hier bemerke. Das Grabmahl des lyrischen Dichters Stesichorus vor dem Thore der Stadt Catanea, welches nach ihm das Thor des Stesichorus hieß, hatte 8 Säulen, 8 Winkel, 8 Stufen die hinauf führten. Daher soll das Sprüchwort Ἀπὸ τοῦ ὀκτὼ in der Bedeutung: es fehle nichts, den Ursprung haben. Einzelne andere Bauwerke werde ich im Verfolg dieser Abhandlung, da ihr Ursprung und ihre Bestimmung zweifelhaft ist, anführen, hier nur, was das christliche Mittelalter uns davon aufweiset.

Die Heiligkeit der Zahl achte zeigt sich in mehrem. So heißt im Latein des Mittelalters Octava die ewige Ruhe, der Tag der himmlischen Ruhe, daher, weil die sieben Tage der Erdbewohner für die Arbeit bestimmt sind, wenn auch Gott am siebenten Tag Ruhe gebot; am achten aber erst, schwebte er, wie die alte Zeit glaubte, wieder zur ewigen göttlichen Ruhe des Him-

mels auf. Darum schlos auch erst der achte Tag die ganze Reihe der Festfeierlichkeiten einiger Heiligen, ja dieser achte Tag ward besonders heilig gehalten, besonders gefeiert und in den kirchlichen und bürgerlichen Zeitweisern bemerkt. Eine Anleitung, warum besonders der Taufbrunnen achteckigt gestaltet ward und so diese heilige Zahl erhielt, ließe sich vielleicht aus einer sogleich zu erwähnenden Beschreibung eines alten achteckigten Italischen Taufsteines finden.

Die Uebernahme dieser Gestalt in die Baukunst kann man in zwei Bewegungsgründen suchen, so daß aus ihr, insofern sie ihren Grund in alten Vorstellungen hat, die Ansicht des Mittelalters hervorträte. Entweder suchte man die größte Heiligkeit in der Gestalt des Gebäudes selbst, oder in der Wölbung, die darüber gelegt ward; denn es ist nicht unbekannt, daß die Gewölbe der Gebäude von alten Baumeistern reich geschmückt wurden, indem himmelblaue Färbung und goldene Sterne darauf das Gewölbe des Himmels nachbildeten, oder auch eingelegte Arbeiten von vergoldetem Glase, wie zu Achen, ein herrliches prachtvolles Gewölbe hervorbrachten. Aber die Wölbung ist wohl gewis nicht die leitende Ursache gewesen, wenn auch Costenoble in seinem Lehrbuche der Altdeutschen Baukunst die Veränderung der Kreisgestalt der Gebäude in das Vieleck der Einwirkung des Gewölbes und besonders des Altdeutschen Kreuzgewölbes zuschreibt. Daß die neuere Zeit, nachdem die heilige Ansicht sich verloren hatte, durch die größere Bequemlichkeit des Baues geleitet ward und besonders, bei der Bedachung, den schweren Giebel zu vermeiden suchte und dafür das durch die abgeschnittene Achteck-Gestalt begründete Walmdach gern ergriff, ist wohl nicht zu verkennen und weg zu läugnen, wenn auch diese gern ergriffene größere Bequem-

lichkeit in der Regel nur da angewendet wurde, wo sie wieder auf eine heiligere Bedeutung zurückwies. Auf diese Andeutung werde ich weiter unten zurückkehren und dasjenige anführen, was für diese Meinung ist.

Hier bleibt nur noch die zweite Ansicht: daß die größere Heiligkeit wahrscheinlich in der achteckigten Gestalt selbst gesucht ward, zu betrachten und dafür spricht, daß wir Taufstätten finden, über denen keine Wölbung angebracht ist, und doch haben sie eine achteckigte Gestalt. Außerdem kommen, bis zu den neueren Zeiten, viele Taufsteine vor, welche achteckigt gebildet sind, so daß also dieser Glaube, unbewußt, bis zu uns sich wirksam zeigt. Noch ist hier zu bemerken, daß die achteckigte Gestalt in den Gebäuden mit dem Kreise wechselt, oder auch beide Gestalten verbunden sind, indem entweder ein Kreis im Achtecke liegt, oder das Gebäude außerhalb achteckigt ist, inwendig aber rund, oder umgekehrt, außen rund und inwendig achteckigt, welches letzte indessen doch selten vorkommt. Beispiele von jedem werden in dem weitern Verlauf angeführt werden. Dann hat sich aber diese Gestalt zum Theil erhalten, an Gebäuden angewendet, bei denen die Art der Anbringung eine ganz besondere Heiligkeit des Gewölbes noch deutlicher zurückweiset, indem wir nur halbe Achtecke finden, in welche die Kirchen auslaufen, und zwar ist dies halbe Achteck gemeinhin an dem heiligsten Orte angebracht, an dem Schlusse des Chores, wo der Hochaltar steht, wo auch wieder in älterer Zeit Kreis und Achteck mit einander wechseln und erst zuletzt die Kreisgestalt beinahe ganz verschwindet und das Achteck allein eintritt. Ist bisweilen auch die hintere Seite der Kirche grade abgeschnitten, mit einem Giebeldache, im Grundrisse auf den Würfel und das länglichte Viereck

hindeutend, so findet sich doch sehr oft, mehr oder minder niedrig, als das Hauptgewölbe, eine kleine Vorlage in der Mitte, welche die abgeschnittene Achteck-Gestalt hat und worin der Hochaltar steht; ja bisweilen haben auch die Abseiten kleine achteckigte Vorlagen, bestimmt Altäre in sich aufzunehmen. Das Gewölbe über diesen Vorlagen war in der frühesten Zeit rund. Die älteste Deutsche Bauart, die Byzantinische genannt, anzeigend, als noch das Gewölbe nach dem Halbkreise vorherrschte. Der Spitzbogen dagegen, das Zeichen der ächt Altdeutschen Bauart, veränderte mit seinem Kreuzgewölbe auch die Bauart des Daches, es erhielt eine Spitze und folgte der Gestalt der Grundmauer in Hinsicht der Seitenzahl. Gleich vorläufig muß ich hier noch bemerken, daß zwar meistens nur die kleinen Taufkirchen von achteckigter Gestalt sind, daß wir aber auch eine nicht unbedeutende Menge großer Kirchen, deren Anzahl leicht wird vermehrt werden können, z. B. die Kirche des heil. Vital zu Ravenna, die Marienkirche zu Achen u. s. w. finden, welche dieselbe Gestalt angenommen haben. — Auch verdient Berücksichtigung, um zu zeigen, wie heilig das Mittelalter diese Gestalt hielt, daß Wolfram von Eschenbach in seinem herrlichen Titurel bei Beschreibung des Prachtgebäudes, welches zu Montsalvatz dem heiligen Gral errichtet ward, andeutet, dieser Tempel sei achteckigt entworfen worden.

Einen vorzüglichen Beweis, daß die achteckigte Gestalt selbst die Hauptsache ist, liefert die Kirche des Klosters der heiligen Scholastika, in der Nachbarschaft Roms. In ihr erscheint in der Mitte, in achteckigter Gestalt, ein Brunnen, der gewiß zur Taufe in früher Zeit gebraucht worden ist. Die Kirche, so wie sie jetzt steht, ward um das Jahr 1230 gebaut und ihren Grundriß lieferte zum erstenmale d'Agincourt Livr. 4. Pl. 29. 1. Ich bin aber

gen, überzeugt, wenn nur gleich die Beweise noch fehlen, daß dieser Taufbrunnen aus weit früherer Zeit, ja wohl aus den Jahrhunderten der ersten Christen herrühre; denn, daß die Taufe mit lebendigem Quellwasser geschah, wissen wir ja aus dem Leben Christi und wir finden überdies in der Nähe Roms, am Monte verde, die Katakomben des heil. Penzian, durch welche ein Quell fließt, welcher in den ersten Zeiten der Kirche, vom ersten bis zum vierten Jahrhundert, zur Vollziehung der Taufe gebraucht ward. Dieser wahre Brunnen der Taufe weiset zunächst wieder auf die eben so gestalteten Taufsteine hin und diese wurden die Richtschnur, welche die Bauart des ganzen Gebäudes leitete. Einen solchen merkwürdigen Taufstein führt Maffei in Verona illustrata Tom. III. p. 115 an, indem er sagt: „von da gingen wir in die Kirche nahe an S. Giovanni in fonte liegend, um den darin befindlichen Taufstein zu sehen. Dieser ist ein auf zwei Stufen liegendes achteckigtes Behältnis von inländischem Marmor, im Umfange 28 Fuß habend, welches 42 Römische Bau-Palmen sind, ganz aus Einem Stücke. In der Mitte desselben ist ein anderes kleines Behältnis von vier runden Muschelschalen. Die acht Seiten sind erhaben sehr kunstreich und auf eine nicht zu verachtende Art und Weise gearbeitet. Das erste Viereck zeigt die Verkündigung der Maria; sie ist stehend, indem sie sich, mit der Arbeit noch in Händen, von ihrem Sitze erhoben hat, ein Heiligenschein umgiebt ihr Haupt; der Engel hat eine Lilie in der Hand und um den Kopf einen Heiligenschein; Frauen stehen an zwei Thüren voll Verwunderung. Das zweite Bild zeigt die Heimsuchung; darauf die Geburt: die Wiege und Thiere mit dem sitzenden Joseph; die Jungfrau im Bette und das Kind, welches eben gewaschen wird. Diese Art, die Geburt

darzustellen, die man in vielen Denkmählern sieht, schreibt sich aus den untergeschobenen ungöttlichen Schriften. Auf dem dritten verkündet der Engel das hohe Heil den Hirten, von welchen einer eine doppelte Flöte hält. Das vierte zeigt die Ankunft der Weisen, alle drei ohne Krone, da die Meinung, sie wären Könige gewesen, noch nicht Fuß gefaßt hatte. Auf einer Griechischen Münze, welche dem Giovanni Zimisca beigelegt wird, der 975 starb, haben sie Phrygische Mützen auf dem Kopfe; hier haben sie das Haupt geschoren und sind mehr nach Römischer oder Italischer Weise des Mittelalters, als nach Asiatischer gekleidet. Auf dem fünften erscheint Herodes auf dem Throne, wie er seinen Söldlingen Befehl giebt, die Kinder zu tödten; der eine hat das Schwerdt so an sich hangend, wie man es sonst auf Römischen Denkmählern findet. Auf dem sechsten ist der Mord selbst sehr gut dargestellt; auf dem vorletzten giebt der Engel dem Joseph die Nachricht des bevorstehenden Kindermordes, und man sieht die Reise nach Aegypten; der heil. Joseph hat das Kind, welches ein Buch hält, auf dem Arme. Das letzte zeigt die Taufe des Herrn, bei dem zwei Engel sind. Massei läßt sich über das Alter dieses Taufsteines nicht aus, d'Agincourt setzt ihn in das 12. Jahrhundert, und giebt Pl. 63 der zur Baukunst gehörigen Abbildungen unter 22 und 23 einen Grund- und Aufriß dieser Alterthümlichkeit. Da beides bei d'Agincourt zum erstenmale erschien, habe ich es hier unter 1. nachstechen lassen.

Ich habe die Beschreibung dieses Taufsteines darum hier angeführt, da sich aus den Darstellungen, die sich darauf finden, keine leitenden Ursachen entdecken lassen, welche bei diesem Steine zur achteckigten Gestalt führten. Desto merkwürdiger ist dagegen eine andere Nach-

richt, welche uns d'Agincourt giebt, indem er erzählt, er habe einen alten achteckigten Taufstein gefunden, auf dessen einen Seite Christus am Kreuz vorgestellt war, auf jeder der andern fand sich aber eins der sieben Gnadenmittel abgebildet. Dieser Schmuck des alten Denkmahls ist das einzige, welches mir bekannt geworden, das zu einer Ansicht leiten kann, die auf die Entstehung der achteckigten Gestalt führt. Ich will nicht behaupten, daß sie die Erklärung derselben gewis gewährt, am wenigsten für die frühste Zeit, wo die Festsetzung der sieben Sakramente noch nicht geschehen war, sondern sie soll nur als Andeutung gelten; denn, indem wir die sinnreiche Sprache, in welcher die Kunst des Mittelalters zu uns spricht, erst seit kurzem erkennen, wollen wir uns noch nicht anmaßen, jedes Zeichen zu deuten. An die sieben Sakramente schließt sich der Versöhnungstod Christi, der sie beglaubigt und mit ihnen sich zu einem Ganzen vereinigt. Dieser geheime Sinn, der Verbindung der sieben Sakramente im Versöhnungstode Christi, ward bildlich in dem heiligsten der Sakramente, der heil. Taufe, dargestellt; das erste Sakrament enthielt andeutend alle die übrigen in sich, denn die Taufe verpflichtet den Christen auch die übrigen heilig zu halten. Um so mehr scheint mir hierin ein Beweis zu liegen, da sich dieselbe Vorstellung in weit entlegener Ferne wieder findet. Es erzählt nehmlich John Carter, in Specimen of ancient painting and sculpture now remaining in the kingdom (1780) Vol. II. p. 1. 2. er habe in der Kirche zu East Dereham in Norfolk einen Taufstein vom Jahre 1486 gefunden, welcher, achteckigt gestaltet, das Kreuzbild und die sieben Sakramente eingegraben hatte.

Einen achteckigten Taufstein, jedoch ohne Bild da-

rauf, fand d'Agincourt zu Corneto, einer kleinen Stadt des Kirchenſtaates, nahe bei Civita vecchia, in der Kirche der heil. Maria in Caſtello. Die Abbildung findet ſich unter 2. hierbei nach d'Agincourt Pl. LXIII. 16. Die Kirche ward im Jahre 1205 geweiht, der Taufſtein mag ſich wohl ſchon aus älterer Zeit herſchreiben.

Dieſe wenigen Beiſpiele von achteckigten Taufſteinen mögen hier genügen; die anderen, von denen ich noch Nachricht habe, ſollen zu einem beſondern Aufſatz aufgeſpart bleiben.

Ich will indeſſen, indem ich wieder auf die Geſtalt der ganzen Kirchen übergehe, bei der ich nun bleibe, hier nicht unerwähnt laſſen, daß wir, obgleich ſehr ſelten, auch die ſechseckigte Geſtalt finden. So iſt z. B. das alte Baptiſterium zu Parenzo, welches Maffei anführt, ſechseckigt, und in einem alten Taufgebäude hinter dem Dome zu Aquileja iſt das Taufbehältnis von dieſer Geſtalt. Weit häufiger erſcheint ſchon die zehneckigte Geſtalt, dahin deuten unter andern die Vorlagen an dem Schiffe und den Abſeiten der alten von Otto dem Zweiten gebauten Kirche zu Memleben. Eben ſo, doch weniger, findet ſich die zwölfeckigte Geſtalt; ſie iſt unter andern, doch ungleichſeitig, indem zwei größere Seiten darin ſind, in dem Gebäude zu ſehen, welches vor dem Haupteingange der alten Marien-Kirche lag, die Heinrich I. in Brandenburg auf dem Harlunger Berge bauen ließ und von welchem höchſt merkwürdigen Gebäude leider nichts mehr vorhanden iſt, indem es in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gänzlich abgebrochen ward. Weit ſeltener, doch vorkommend, iſt die ſechzehneckige Geſtalt, von der ich weiter unten die Beiſpiele anführen werde.

Um nun zeigen, wie sehr allgemein die Gewohnheit achteckigter Kirchen war, werde ich die Nachrichten zusammenstellen, welche ich davon gefunden habe und so sprechen:

1. Von den achteckigten Kirchen in Italien.
2. Von den achteckigten Kirchen in andern Ländern und in Deutschland.
3. Von achteckigten Gebäuden zu einem unbestimmten und weltlichen Gebrauche.
4. Von dem abgeschnittenen Achtecke, welches sich an die Kirchen fügte und
5. wie diese achteckigte Gestalt sich an den alten Gebäuden zu Breslau findet.

1. Achteckigte Kirchen in Italien.

Zuerst ist hier wohl eine Kapelle anzuführen, welche sich in den Katakomben bei Rom findet. Ihre achteckigte Gestalt zeigt d'Agincourt Pl. LXXIII. 32. Ob dieses Gemach überhaupt zur Kapelle, oder besonders als Taufkapelle gebraucht worden, darüber fehlen Nachrichten.

Das älteste, mir bis jetzt bekannt gewordene, wirkliche Gebäude dieser Art ist dasjenige, welches, in der heidnischen Zeit, errichtet im dritten Jahrhundert, ein Tempel des Jupiter gewesen sein soll und in dem Umkreise des Diokletianischen Pallastes zu Spalatro lag. D'Agincourt giebt Lieferung 1. Platte II. 4 und Lieferung 9 Platte LXIII. 6. 7. davon eine Abbildung. Dies Gebäude hat auswendig vollständig die achteckigte Gestalt, inwendig ist es indessen rund. Wegen der Merkwürdigkeit des Gebäudes ist es hier unter 3 abgebildet worden, im Aufriß und im Durchschnitt; der Grundriß, der hier übergangen ist, zeigt ein gleichseitiges Achteck, in welchem innen der Kreis liegt. Auch das Dach ist merk-

würdig, indem es nicht die, in jener Zeit gewöhnliche, Kuppel zeigt, sondern schon ein achtseitiges Walmdach ist, welches wir noch jetzt an so vielen Altdeutschen Gebäuden finden, nur ist es nicht so hoch geschwungen, wie die Dächer in unserer vaterländischen Bauart, da die Kreiswölbung ein niedrigeres Dach nicht allein erlaubt, sondern auch verlangt. Es ist indessen auf jede Weise eine höchst merkwürdige Erscheinung.

Hierauf folgt mir zunächst die Taufkirche, welche Kaiser Konstantin zu Rom erbauen ließ. Das Gebäude ist achteckigt; der schwächer geschwärzte Theil des hier unter 4 mitgetheilten Grundrisses zeigt die Hälfte des Erdgeschosses, die zweite schwärzere Hälfte dagegen ist der Grundris des ersten Stockwerkes. D'Agincourt theilte Platte LXIII. 8. diesen Grundris zum erstenmale mit. Unter 9 giebt er den Aufris. Von diesem ist mir nur das Dach des mittlern Theiles wichtig, welches daher unter 5. hier zugefügt ist. Es erscheint zwar auch achteckigt aber weit niedriger und gedrückter als das vorige Dach.

Unter Theodorich ward zum Gebrauch der Arianer eine Taufkapelle zu Ravenna gebaut, welche die achteckigte Gestalt erhielt. Jetzt steht sie nicht mehr für sich allein, sondern macht einen Theil und Anbau des Bethauses der heil. Maria. Fabri in Memorie sagre di Ravenna antica (1664) spricht davon und d'Agincourt giebt Platte 17 der Abbildungen, welche die Baukunst des Mittelalters betreffen, einen Grundris des Gebäudes, wie es jetzt mit seinem damit verbundenen Anbau da steht, der unter 6 hier wiedergegeben ist.

Im sechsten Jahrhundert, unter Justinian, ward zu Ravenna die Kirche des heiligen Vital gebaut. Sie findet sich noch; ihre innere und äußere Gestalt ist achteckigt. D'Agincourt giebt Lieferung 4. Platte 23. 1.

der Abbildungen für die Baukunst den Grundriß dieser in vieler Hinsicht sehr merkwürdigen Kirche.

Zu Bergamo ließen die Könige der Lombarden eine Kirche erbauen, genannt die Kirche des heiligen Thomas in limine; sie ist rund, aber es findet sich in ihr eine achteckigte Säulenstellung in der Mitte, durch welche doch wieder auf das im Kreise liegende Achteck hingewiesen wird. Die Abbildung des Grundrisses so wie des Durchschnittes liefert d'Agincourt Lieferung 4. Platte 24 unter 16, 17. Die wunderliche Gestalt, welche diese Kirche jetzt durch den länglichten Arm hat, in welchem wohl der Hauptaltar steht, ist gewis durch neuen Anbau dieses Armes entstanden.

Die im sechsten Jahrhundert gebaute Taufkirche zu Florenz hat dieselbe Gestalt. D'Agincourt Pl. LXIII. 11. 12. In dem Grundrisse des Gebäudes sieht man auf der einen Seite wieder ein kleines Achteck, welches unstreitig der Taufstein ist. Das Dach folgt der Zahl der Seiten, ist höher geschwungen und kommt dem näher, welches über dem ehemaligen Tempel Diokletians liegt, nur daß das Ganze oben noch durch eine sogenannte Laterne gekrönt ist. Mir scheint es, als wenn man diesem Gebäude, wie es jetzt steht und wie es d'Agincourt abbildet, ein viel zu hohes Alter gäbe.

Die Taufkirche zu Ravenna, genannt San Giovanni in fonte, welche aus dem neunten Jahrhundert herrührt, hat die achteckigte Gestalt. Der Grundris derselben, nach den zwei Absätzen im Innern, ist hier unter 7. nachgestochen. Die runden Anhängsel können nicht irren, sie erscheinen zur Gestalt des Ganzen unwesentlich. Der Taufstein in der Mitte zeigt wieder die unterfochte Gestalt. D'Agincourt giebt Grund- und Aufris Pl. LXIII. 18. 19. Das Dach entspricht dem

auf der Taufkirche Konstantins, welches oben unter 4 nachgestochen ward.

Die Taufkapelle des heiligen Johannes zu Parma, neben der Domkirche, ist achteckigt; auch weiset die innere Gestalt des Taufsteines auf dieselbe vielwinklichte Gestalt hin. Hier habe ich nach d'Agincourt Platte LXIII. 25 (vier und zwanzig zeigt den dreifachen Grundriß) den Aufriß unter 8 nachbilden lassen, um zugleich zu zeigen, wie die halbe Achtecksgestalt sich äußerlich darstellt (man sieht unter jeder Richtung nur immer 3 Seiten), worauf ich in der Folge vielfach zurückkehren werde. Dies Gebäude hat ein flaches Dach.

Eine andere hierher gehörige und wichtige Kirche ist das Münster von Torcello, einer der kleinen Inseln in den Lagunen von Venedig, welches im elften Jahrhundert von Orso, dem Sohne des Dogen Pietro Orseolo wieder erbaut ward. Die Einrichtung entspricht der der ersten Kirchen ganz, wie der Grundriß unter 9 zeigt, den ich der Abbildung habe nachstechen lassen, welche d'Agincourt Platte XXV. unter 31 giebt. Achtzehn schöne Säulen von Griechischem Marmor theilen diese Kirche in das Schiff und in die beiden Abseiten. Nach alter Gewohnheit liegt die Taufkapelle vor dem Haupteingange und ist von ihr nur durch eine Vorhalle mit frei stehenden Säulen getrennt, die beiden Gebäuden gemeinsam ist. Diese Taufkirche ist wieder achteckigt und die in der Mitte angegebene achteckigte Gestalt deutet wohl auf eine gleich vielseitige Gestalt des Taufsteines hin.

In einem ungleichseitigen Achtecke ist die Kirche der heiligen Fosta auf der so eben angeführten Insel Torcello gebaut. D'Agincourt Pl. XXVI. 3. 4. 5. Und die Kirche der heil. Katharina auf derselben Insel zeigt in der Mitte, worüber die Kuppel steht, äußerlich die achteckigte

Gestalt, in welches Achteck aber ein Kreis gelegt ist. D'Agincourt Pl. XXVI. 8. 10.

Der berühmte Italische Baumeister Philipp Brunelleschi, geb. 1377 gestorben 1444, hatte noch nicht die Richtung des Geistes verlassen, welcher aus frühster Zeit zur Erbauung achteckigter Kirchen leitete. Er erbaute eine kleine Kirche zu Florenz in dem Garten des Klosters der heil. Maria degli Angeli, deren innere Gestalt achteckigt ist, die äußere ward aber in sechzehn Seiten, worauf ich schon im Eingange aufmerksam machte, gebrochen. Ja selbst noch die bewunderungswürdige Kuppel des Doms zu Florenz, der heil. Maria del fiore geweiht, welche Brunelleschi erbaute und worin er noch dem Spitzbogen folgte, der in folgender Zeit durch ihn und später nach ihm ganz zurückgedrängt ward, zeigte die achteckigte Gestalt. Hier mag indessen wohl die Anerkenntnis der größeren Baufestigkeit vorgewaltet haben, nicht aber der Gedanke an eine größere Heiligkeit. D'Agincourt Pl. L. 17. 18. zeigt die hierher gehörigen Grund- und Aufrisse. Hier ist wohl die Stelle, auch noch eine Bemerkung anzufügen, daß die Kuppeln der Gebäude oft auf einem achteckigten Grunde errichtet wurden, der entweder deutlich hervortritt, oder durch einzelne Wendungen der Mauer mehr versteckt wird. Dahin gehört ein Saal oder ein Tempel, der einen Theil der Bäder des Karakalla zu Rom ausmacht. D'Agincourt LXVII. 3. Der Grund der Kuppel des heil. Vital zu Ravenna, unter Justinian, wie schon oben angeführt, gebaut, ist achteckigt; d'Agincourt Pl. LXVII. 5. Eben so findet es sich bei der Kirche des heil. Michael zu Pavia, erbaut unter den Lombardischen Königen. Von Brunelleschi's Kuppel der Santa Maria del fiore zu Florenz sprach

ich so eben und gehört nur hierher noch die Nachweisung der Abbildung bei d'Agincourt Pl. LXVII. 16.

Auch noch am Ende des 15. Jahrhunderts folgte man dieser Ansicht der alten Zeit, indem Pabst Sixtus IV., der diese Würde von 1471 bis 1484 bekleidete, die Kirche der Maria della pace, nach den Zeichnungen des Baccio Pintelli, achteckig ausführen ließ, doch mit einer viereckigten Vorlage für den Hochaltar und dann gegenüber mit einem langen Schiff. Die Abbildung des Grundrisses giebt d'Agincourt. Platte LXXIII. 77.

Das jüngste Beispiel in Italien liefert eine kleine Kapelle, genannt: San Giovanni in oleo, gebaut zu Rom, nahe bei der Porta Latina, durch einen Auditor des Französischen Gerichtshofes im Jahre 1509. Grund- und Aufriß giebt d'Agincourt Pl. LXXII. 18., wovon hier nur unter 10 der Grundriß mitgetheilt ist. Die eine Seite dieser Kirche hat die Inschrift: Divo Joanni evangelistae sacellum benedictus Adam auditor gallicus dicavit, Julio II. pont. max. MCCCCCVIIII. Auf dem Thürgewände sieht außerdem noch die mehr lächerliche als fromme Inschrift: Au plaisir de Dieu.

2. Von den achteckigten Kirchen in andern Ländern und in Deutschland.

Die Anzahl derjenigen Gebäude, welche hierher gehören würden, ist gewis bedeutend größer, als die Nachweisungen sind, welche anzuführen ich nur im Stande bin. Dieser Abschnitt bedarf daher noch mannichfacher Zusätze, die mir eben so wünschenswerth als nützlich sein werden. Die Sammlungen über die Kunstwerke der Länder außer Italien sind theils nicht so bedeutend, theils sind sie auch weniger zugänglich und waren es besonders mir. Am geringsten sind die Nachrichten, welche wir über Deutschland

besitzen. Es mag daher dieser zweite Abschnitt nur als das Gerüste, als der Umriß dienen, an welchen sich nachfolgende Untersuchungen leicht anlehnen werden.

Die berühmte Sophienkirche zu Konstantinopel, erbaut, wie bekannt, von Justinian, zeichnete sich durch ihren Glanz so aus, daß der Erbauer selbst rief, als er in den neuen Prachtbau trat: Gott allein die Ehre! ich habe dich überwunden, Salomo! Sie ward, wenn auch nicht im Ganzen, doch im Einzelnen, das Muster vieler Bauwerke; im Ganzen entspricht ihr nur die nicht minder berühmte Kirche des heil. Markus zu Venedig. In ihrem geräumigen Innern zeigt alles nur auf das Viereck oder auf den Kreis, dieser mit Kuppeln gedeckt. Desto merkwürdiger und auffallender ist es, daß man am obern Theile, an der Seite gegen Mitternacht, ein kleines achteckigtes Gebäude bemerkt, über dessen ehemalige Bestimmung ich nichts habe finden können, das ich aber unbedenklich glaube für eine Taufkapelle halten zu können. Es bleibt auch noch zu untersuchen, ob dieser Anbau gleichzeitig ist, oder erst später angefügt ward. Pl. 26 bei d'Agincourt ist darüber nachzusehen.

Ueberaus merkwürdig ist die Domkirche zu Parenzo in Istrien, die mit ihren Anhängen, unter der Herrschaft Justinians und dem Papste Vigilius, durch die Sorgfalt des Bischofs Eufrasius gebaut worden ist. An ihr findet sich, vorne mit der Hauptkirche nur durch einen Vorhof zusammenhangend, eine achteckigte Taufkirche, dem Haupteingange und dem hohen Altare gegenüber liegend; hinter derselben ist der Glockenthurm, außen viereckigt und innen rund. Den Grundris dieses wichtigen Gebäudes, das die Einrichtung der ältesten christlichen Kirchen zeigt, und ich unter 11 hier nachstechen lies, theilt d'Agincourt, Pl. LXXIII.

§. zum erstenmale mit, da er sonst noch nirgend gestochen ward.

Die Taufkapelle der Domkirche zu Citta-Nuova in Istrien, deren Grundriß hier unter 12 dargestellt ist, zeigt die achteckigte Gestalt, aber, was wieder merkwürdig ist, der eigentliche, innerhalb befindliche Taufbrunnen, ist nur sechseckigt. Das Dach darüber entspricht dem von der Taufkirche Konstantin's, oben unter 4. Grund- und Aufriß gab zum erstenmale d'Agincourt Platte XLIII. 13. 14.

Bei den Mauertrümmern des zerstörten Klosters Wreta in Ostgothland in Schweden, welches im zwölften Jahrhundert gebaut ward, zeigt sich eine kleine Kirche, die aber wohl gewiß, ihre ganze Gestalt deutet es an, aus neurer Zeit ist. Sie ist achteckigt, steht neben der großen Kirche und diente wahrscheinlich als Taufkirche. Die Abbildung in d'Agincourt Pl. XLIII. 15 gehört hierher.

Eine achteckigte Taufkapelle bestand noch bis zum Herbst 1809 in Worms, damals wurde sie aus dem Vorurteile, daß das Alte häßlich sei, abgerissen. Herr v. Rumohr, der einige Monate zu spät kam, und genaue Beschreibung und Abbildung begehrte, konnte beides nicht erhalten. *) Es ist sehr zu wünschen, daß Herr Moller auf seinen Kunstwanderungen am Rheine schon dieses merkwürdige Gebäude vor seinem Untergange in seine Sammlung mit aufgenommen hätte und wir es in seinem treflichen Werke: den Denkmälern der Altdeutschen Baukunst, erhielten. St. Kilian, neben dem

*) Deutsches Museum von F. Schlegel. III. 367.

Dom zu Würzburg, iſt achteckigt; es iſt zu vermuthen, daß dieſes Kirchlein in früherer Zeit zu den Taufhandlungen gebraucht ward, um ſo mehr, da die Domkirchen nicht zu Tauf- und Trauhandlungen gebraucht werden durften.

Hinter der Kirche St. Gereon zu Köln, die ſelbſt ein prachtvolles Zehneck iſt, findet ſich ein achteckigtes Taufkirchlein, in welchem der Taufbrunnen auch achteckigt iſt.

Das wichtigſte Gebäude aber, wenn es der Zeit ſeiner Erbauung nach auch früher fällt als einige oder alle der eben genannten, die ſich in Deutſchland befinden, iſt die Kapelle der heiligen Jungfrau, welche Karl der Große zu Achen erbauen lies und über deren Bau Eginhard die Aufſicht führte. Dieſes merkwürdige Gebäude, deſſen Errichtung Karl der Große mit ſo vieler Liebe betreiben lies, ward in dem Zeitraume von 778 bis 785 vollendet. Eine nähere Unterſuchung und Betrachtung deſſelben gehört nicht hierher. Vieles mag die Zeit umgewandelt haben, vieles iſt nicht mehr in ſeiner alten Geſtalt, aber Grundriß und Grundmauern ſtammen wenigſtens noch vom erſten Baue her. D'Agincourt liefert uns Platte XXV. der Abbildungen für die Baukunſt unter 10 den Durchſchnitt, unter 11 den Aufriß, unter 12 den Grundriß. Da alle drei Anſichten noch unbekannt ſind, habe ich ſie hier um ſo lieber nachſtechen laſſen, da ſie uns von einem der merkwürdigſten Deutſchen Gebäude einen Begriff geben. Beim Durchſchnitt 13 erblicken wir den Römiſchen Halbkreisbogen, der auf ſehr dicken, aber nur kurzen und geſtauchten Pfeilern ruht. Der runde Bogen zeigt ſich überall. Dieſer Pfeiler ſind 8 (ältere Beſchreibungen ſprechen von acht Säulen mit korinthiſchen Kopfgeſimſen, von denen ſich

wenigstens in dieser Zeichnung keine Spur weiset), und sie deuten auf die achteckigte innere Grundgestalt des Ganzen, wie sie 15 zeigt. Das Aeußere dagegen ist sechzehneckigt gebrochen, das zweite Beispiel der Art, von dem ich im Eingange, als dem selten vorkommenden, sprach. Das Ganze 14 deckt eine Kuppel, die aber nicht mehr ganz rund ist, wie wir sie noch in vielen spätern Gebäuden finden, sondern sich schon mehr in eine Spitzrundung zieht und dadurch schon auf den Spitzbogen nicht ganz undeutlich hinzuweisen scheint. Nach diesem Aufrisse scheint es nicht, als wenn das Ganze sechzehneckigt wäre, sondern es hat noch ein achteckigtes Ansehen, indem die kleinere Seite zu verschwinden scheint. So viel ist wenigstens gewis, daß die achteckigte Gestalt vorherrscht.

Von diesem nur kurzen Abschnitte gehe ich zu dem folgenden über, bei dem es nur auf einige Andeutungen ankommt, indem ich

3. von achteckigten Gebäuden zu einem unbestimmten und weltlichen Gebrauche

spreche.

Daß der Glaube, größere Festigkeit durch die achteckigte Gestalt zu bewirken, auch dabei mit obgewaltet haben mag, ist gewis und wird durch mehre Gebäude, die zu keinem heiligen Zwecke bestimmt waren, sondern nur zur Befestigung dienten, bewiesen. Bei einigen ist es indessen zweifelhaft, ob damit nicht ein heiliger Zweck verbunden war. Was bei dem Bau befestigter Plätze in neurer Zeit hier hinweist, gehört nicht hierher, nur die Nachrichten kann ich hier anführen, die von Gebäuden uns blieben, die zu einer Zeit entworfen wurden und ausgeführt, als die heilige Bedeutung dieser Gestalt noch nicht vergessen war.

Montfaucon bemerkt in seinem Supplément au livre de l'antiquité expliquée. Tome quatrieme (a Paris 1737. fol.) daß die alten Gallier sich der achteckigten Gestalt in ihren Tempeln häufig bedienten, wie er, von der Zeit des Kaligula ab, nachgewiesen hat. Er sagt: „die achteckigte Gestalt war ganz in dem allgemeinen Geschmack der Gallier, und zeigt sich durch die Anzahl der Tempel und Thürme von dieser Gestalt, die man täglich entdeckt und man wird gewis jetzt noch mehr auffinden, wo die Kenntnisse, die uns davon in Masse zugekommen sind, uns Anlas geben, über diese Gestalt der Gebäude nachzudenken, welche die Gallier so liebten und von denen kein Alter, so viel ich weiß, jemals gesprochen hat und die bis jetzt in dem Lande selbst unbekannt war, worin sich diese Gebäude in so großer Anzahl finden." Diesen Wink, den Montfaucon giebt, habe ich hier nicht unangeführt lassen wollen, da er zu weitern Forschungen leiten kann, die ich indessen hier beseitigen muste.

Höchst merkwürdig ist auch der annahmlich Römische Tempel, welcher zu Othmarsheim im Elsas gefunden wird und von dem Schöpflin in Alsatia illustrata I. Tab. XI. zu p. 505. eine Abbildung giebt, sowohl vom Grund- als vom Aufriß. Thür und Vorgemach sind gegen Abend gelegen, wie denn die Römer oftmals in ihren Tempeln nur einen Eingang gegen Abend hatten, damit die Eintretenden das Bild der Gottheit, welches gegen Morgen, mit dem Gesicht gegen Abend stand, sogleich erblickten und auch der Morgen Sonne entgegen sahen. Dieser Tempel ist außen ein regelmäßiges Achteck, innerhalb findet sich wieder ein regelmäßiges Achteck, worin die Bildsäule des Gottes, hier angeblich, der Sage nach, des Mars,

stand. Schöpflin setzt die Erbauung dieses Tempels gegen das Ende des 4. Jahrhunderts. Im Anfange des 11. Jahrhunderts ward ein Nonnenkloster daran gebaut. Auch hier vermuthe ich schon eine christliche Bestimmung, wobei das Hinzufügen eines Nonnenklosters nur besonders wichtig erscheint.

Bei dem, was ich vorher von Montfaucon sagte, zieht er zu gleicher Zeit die Leuchtthürme in Betrachtung, und sagt uns, daß Herodian und Sueton schon angegeben haben, daß die Leuchtthürme alle nach Einem Muster gebaut wurden, wozu der Leuchtthurm in Alexandrien diente. Dies scheint indessen doch nur besonders auf die Stockwerk-Gestalt zu gehen, nicht auf den Grundriß, der rund, viereckigt, achteckigt gefunden wird. Durch die äußere Gestalt verführt, sieht aber Montfaucon und einige andere in alten Mauertrümmern Leuchtthürme an Orten, wo nie ein Leuchtthurm zu suchen ist, wo wenigstens nur auf eine höchst gezwungene Weise ein Leuchtthurm herausgedeutet werden kann, der oft weit vom Meere entfernt ist. Nach dem, was ich bis jetzt hier zusammengestellt habe, müssen wir eine ganz andere Bedeutung in ihnen suchen, wenigstens ahnen.

Wahr ist es zwar, daß der Leuchtthurm zu Boulogne, der zur Zeit des Kaligula gebaut ward, wirklich achteckigt ist, aber dies giebt noch keinen Beweis, sondern diente nur, um Montfaucon und andere Forscher zu verleiten, auch an mehren Orten Leuchtthürme zu finden. Besonders scheint dies der Fall zu sein bei einem alten Thurme zu Dover, den Montfaucon nach alten Zeichnungen giebt, doch selbst ungewis ist, ob es wirklich ein Leuchtthurm war. Zuerst spricht er von einem viereckigten Thurme, der auf einer Anhöhe bei Dover liegt, von dem man eine weite Aussicht über das Meer beherrscht, und auch

die Küste Frankreichs sieht. Zur Zeit der alten Gallier hätte, während der Nacht, ein auf ihm angebrachtes Feuer die Schiffe von der gegenseitigen Küste herüber geleitet. Die Christen sollen daraus in der Folge eine Kirche gemacht und durch Anfügung einiger Gebäude die Gestalt des Kreuzes hervorgebracht haben. Später erhielt Montfaucon eine andere Zeichnung von dem Ganzen, die ihm im Jahre 1724 der Erzbischof von Canterbury schickte. Diese für mich sehr merkwürdige Zeichnung habe ich hier unter 16 angefügt. Hier fand nun Montfaucon einen achteckigten Thurm, den er sofort für den eigentlichen Leuchtthurm nahm und seine frühere Nachricht mit dieser neuen Ansicht dadurch in Einklang zu setzen suchte, daß er sagt: nachdem der achteckigte Thurm baufällig geworden war, oder weil der viereckigte eine bessere und zu diesem Zwecke bequemere Lage hatte, ward jener viereckigte zum Leuchtthurm gewählt. Mir, nach meiner vielleicht auch vorgefaßten Meinung, will sich nun hier kein Leuchtthurm zeigen, sondern eine christliche Kirche, an welcher neben bei die Taufkapelle, in dieser wunderlichen Gestalt, steht. Offenbar ist es indessen, daß alles, wie es hier zu sehen, nicht gleichzeitig sein kann. Alt ist der viereckigte Thurm, der Theil bei a. und der daneben stehende achteckigte Thurm; diese Theile haben alle noch die Rundung in den Fenster- und Thür-Sturzen. Die Stücke b. c. dagegen und hinter dem Thurm mus noch ein drittes liegen, sind neurer, indem hier der Spitzbogen erscheint, doch noch in seiner ersten, nicht so hoch geschwungenen Gestalt. Stimmten die beiden Zeichnungen, die erstere und die zweite, welche Montfaucon erhielt, besser mit einander, so ließe sich noch mehr folgern. Nur diese Andeutung. Der viereckigte Thurm hat vier Thüren, nach Montfaucon's erster Zeichnung. Zwei davon sind durch

runde Bogen eingedeckt, sie nehme ich für die beiden älteſten Thüren, nach dem Theile a. und nach c., früher ins Freie führend. Die beiden andern Thüren, mir die ſpäter durchgebrochenen, zeigen den Spitzbogen, ſie ſtelle ich gegen b. und den ihm gegenüber liegenden, hier unſichtbaren Theil. Als etwas beſonderes muß ich noch bemerken, daß das Innere des achteckigten Thurmes die viereckigte Geſtalt hat; vier Seiten ſind ganz geſchloſſen, wie ſich auch hier zeigt, gegen drei Seiten gehen Fenſter hinaus, die achte zeigt eine große Thüröffnung.

Ein anderes wichtiges Gebäude, aber ganz undeutlich, wozu es beſtimmt geweſen, iſt ein alter achteckigter Thurm bei Nimes, von dem auch Montfaucon im a. O. S. 139 ſpricht. Er wird den alten Galliern zugeſchrieben, und hat den Namen Tour magne, wegen ſeiner mächtigen Größe. Er iſt der größte und beträchtlichſte achteckigte Thurm nach dem Leuchtthurm zu Boulogne. Sein Umfang in den Grundmauern beträgt 40 Klafter und 5 Fuß. Ueber ſeine Beſtimmung hat man keine Gewißheit. Einige nennen ihn den Leuchtthurm und behaupten, auf ihm habe nächtlich ein Feuer gebrannt, um die Wanderer durch die Wälder und Moräſte, welche damals die Stadt umgaben, zu leiten. Wahrlich ein großer Aufwand zu nur unbedeutendem Zwecke. Andre nennen ihn den Schatzthurm und behaupten, da Nimes, welches bekannt iſt, eine der Schatzſtädte des Reichs geweſen ſei, wäre hier der Schatz aufbewahrt worden, eine Anſicht die mehr für ſich hat und wofür ein Thurm ſpricht, den ich ſogleich anführen werde. Andere nennen ihn, und das würde wieder für mich auf eine Deutung führen können, den Thurm der Weihe und behaupten, er ſei von dem Kaiſer Hadrian mit zur Verehrung nach dem Tode der Kaiſerin Plotina gebraucht worden. Davon will Montfaucon nichts wiſſen;

aber kann nicht eine andere Weihe darunter verstanden werden, so daß man nur, um diesem Namen eine Deutung zu geben, Hadrian und Plotina mit einmischte? Eine Erklärung zu liefern bin ich hier nicht im Stande, vielleicht, daß in der Folge auch für dieses Bauwerk glückliche Entdeckungen eintreten.

Gleiche Bewandnis hat es mit einem Thurm, der sich auf dem Kirchhofe der unschuldigen Kindlein zu Paris befand. Er war aussen achteckigt, seine Bestimmung durchaus unbekannt, die dicken Mauern schlossen innen einen runden Raum ein. Montfaucon machte ihn zuerst a. a. O. S. 144 Pl. LIII. bekannt. Er gab zugleich an, daß man behaupte, der Thurm habe ein Gemäuer, welches jetzt 18 Fuß tief unter der Erde stände und damals schon durch die Länge der Zeit verschüttet war. Von der Erde an, hatte er 44 Fuß Höhe und 12 Fuß unten im Durchmesser. D'Agincourt ließ ihn Pl. XLV. unter 7 nachstechen und darnach sind die Abbildungen des Grund- und Aufrisses unter 17. 18. hier genommen. Montfaucon vermuthet über ihn nichts, sondern stellt nur die Meinungen hin, welche man von ihm hatte, nach welchen er von einigen für einen Wachtthurm gegen Räuber in den frühsten Zeiten von Paris gehalten ward, nach andern für einen Leuchtthurm, zum Besten der Schiffe die auf dem Flusse fuhren. Wenn ich, nach meiner Ansicht, einen heiligen Gebrauch auch hier vermuthe, so darf ich doch nicht unterlassen, zu bemerken, daß in der letzten Zeit die Treppe zu den obern Durchbrechungen allein den innern Raum ausfüllte und daß daher, wenn in frühster Zeit darin ein Taufkirchlein war, es wohl nur in dem darunter befindlichen, verschütteten 18 Fuß tiefen Raum zu suchen sein möchte. Der Thurm war übrigens noch dadurch merkwürdig für

die Baukunst, daß er bis zur höchsten Spitze aus lauter großen Viereckstücken bestand und daß das Dach auch achtseitig war. Die Fenster zeigen den runden Bogen-Sturz, darüber findet sich der geschwungene Spitzbogen im Fenstergewände, wie man ihn in Morgenländischen Bauwerken findet. Dieser Thurm ist abgerissen worden, als gegen das Jahr 1788 der Kirchhof der unschuldigen Kindlein aufgehoben ward.

Zuletzt spricht Montfaucon noch von einem achteckigten Thurm, der sich zu Monthron nahe bei Malignon in Bretagne findet auf einem Hügel, in der Mitte einer Fläche, die hundert Fuß im Durchmesser hat. Er ist sehr verfallen und über seine Bestimmung durchaus nichts bekannt, doch scheint er von jüngerer Zeit als die beiden so eben betrachteten. Montfaucon a. a. O. S. 145.

Bemerkenswerth ist noch das feste Schloß, welches Gottfried von Bouillon zu Alexandrien erbaute. Seine Grundgestalt ist achteckigt, wie die hier mitgetheilte Zeichnung unter 19 zeigt. Aus jeder Seite springt eine runde, viereckigte oder sechseckigte Schanze hervor. D'Agincourt giebt Pl. XXVII. unter 29 diesen Grundriß und hat ihn entlehnt aus Drummond voyage au Levant p. 125. Vielleicht findet sich in dieser Reise, die ich nicht erhalten konnte, etwas Näheres über die Bestimmung dieses Gebäudes. Bei dem Sinne und der Lage der Kreuzfahrer wäre es nicht zu verwundern, wenn ein heiliger Zweck mit einer Befestigung verbunden worden wäre. Bekannt ist, daß manche alte Klöster des 10., 11., 12., 13. Jahrhunderts völlig kleinen Festungen glichen und auf das sorgfältigste verwahrt waren. Wäre dies bei vorliegendem Gebäude, so konnte das Innere immer zu einem heiligen Gebrauche angewendet werden, und die Schanzen wurden nur in den Tagen

der Gefahr gebraucht. Doch will ich gerne zugeben, daß hier blos die größere Festigkeit in der achteckigten Gestalt vorgewaltet haben kann.

Sicherer läßt sich bei einem andern Gebäude die Vereinigung des Heiligen mit der Befestigung nachweisen. Die berüchtigte Bastille ward im 14. Jahrhundert durch Karl den Fünften gebaut. Acht feste Thürme beschirmten ihre Seiten. Zu verschiedenen Zeiten gebaut, zeigen sie doch alle innerhalb eine achteckigte Gestalt, aussen sind sie rund. Diese achteckigte Gestalt innerhalb ist bei den meisten unregelmäßig, durch Mauerblenden, Gänge, Fenster und dergleichen unterbrochen und verzogen. Nur zwei erscheinen regelmäßig und darunter ist einer ein ganz regelmäßiges Achteck. Diese beiden sind die ältesten Thürme, welche die späterhin vermauerte Pforte beschirmten, welche in die Stadt führte. Der unregelmäßigere dieser Thürme war der Thurm des Schatzes und hier würde der Tour magne zu Nimes ein Gegenstück finden, der regelmäßige aber — was für mich wieder ein wichtiger Beweis ist — der Thurm der Kapelle. In ihm war in den ältesten Zeiten eine Kapelle gewesen und davon hatte er den Namen bewahrt, wie, bei der Zerstörung, noch die Trümmer und Spuren eines Altares bewiesen. Späterhin war eine viereckigte Kapelle gebaut worden und hatte ihre Lage neben dem Thurme, welcher durch einen boshaften Spott der Thurm der Freiheit genannt ward, erhalten.

Das letzte Bauwerk, welches ich hier anzuführen habe, indessen darum nicht minder merkwürdig, findet sich zu Ofen in Ungarn. Die Bauart ist einer Türkischen oder Arabischen, überhaupt also einer Morgenländischen, entsprechend. D'Agincourt Pl. XLVI. 47 entlehnte es aus Fischers Geschichte der Baukunst. Der

Grundriß deſſelben iſt hier unter 20 mitgetheilt worden. Der Angabe nach iſt das Gebäude ein Bad und merkwürdig findet ſich im Innern ein achteckigtes Gemäuer; der Aufriß zeigt die hinuntergehenden Stufen, wodurch auf ein Bad, vielleicht auf ein Quellbad (Baſſin-Bad), hingewieſen wird. In den Nebengemächern ſind anders geſtaltete Bäder, doch keine achteckigte mehr. Hatte dies Gebäude nicht früherhin eine andere Beſtimmung? Die Entſcheidung dieſer Frage wäre gewiß für die vorliegende Unterſuchung von großer Wichtigkeit. Wäre es immer ein Bad geweſen, ſo würde es wieder für die Kenntnis der Bauart der alten Bäder nicht unwichtig ſein, indem es ſcheint, daß die achteckigte Geſtalt in den Bädern des Alterthums als nicht ganz unweſentlich betrachtet ward.

Ich habe jetzt noch

4. Von dem abgeſchnittenen Achteck, welches ſich an die Kirchen fügte

zu ſprechen. In dem Vorigen habe ich angedeutet, wie die heidniſche Zeit achteckigte Gebäude errichtete, ich habe zu zeigen geſucht, wie die Taufkirchen der erſten Chriſten dieſe Geſtalt annahmen, als etwas beſonders Heiliges und wie auch, wenn auch ſelten andere Kirchen dieſe achteckigte Grundmauern erhielten. Oft erlaubten es indeſſen die nach neuer Art ausgeführten Gebäude nicht, ein vollſtändiges Achteck dann anzubringen, oder auch die Anſichten, welche die älteſten Chriſten hatten, mögen ſich allmälig gewandelt haben, ſo daß man ſchon bald, von früher Zeit an, nur einen Theil der Kirchen die achteckigte Geſtalt gab. Die Römiſchen Baſiliken, deren Bauart man als eine der hauptſächlichſten Grundgeſtalten annehmen kann, aus welcher ſich die chriſtlichen Kirchen entwickelten, verwandelten ſich in

diesen Kirchen, die nach ihnen gebaut wurden, in eine gedoppelte Gestalt. Ihr Grundriß ward entweder ein gleichseitiges Viereck, dies besonders in den Griechischen Kirchen und denen die nach dem Muster der Byzantiner gebaut wurden, oder er ward ein länglichtes Viereck, an welches sich dann bald zwei senkrecht darauf stehende Seitenflügel schlossen, welche das Lateinische Kreuz gaben, das am reinsten in der oberen Kirche des heiligen Franziskus zu Assisi erscheint. Alle diese Kirchen zeigten ein Schiff und zwei Abseiten. Als das heiligste und vorzüglichste erschien immer der Theil, welcher gegen Morgen liegt, das Chor; er war daher auch immer der, welcher am frühsten vollendet, am ersten eingeweiht ward. In ihm stand der Hochaltar. Je mehr der Hochaltar durch den sich entwickelnden Gottesdienst, durch das Messopfer, die geweihte Hostie, und alles andere, was auf kirchliche Gebräuche Bezug hat, an Heiligkeit und Bedeutung zunahm, je mehr mußte man darauf denken, ihn durch größeren Schmuck auch als heiligste zu bezeichnen, um so mehr, da man an ihm die Messen las, welche ja auch als Versöhnungsopfer der Lebendigen und Todten mit Gott angenommen wurden; denn schon Wolfram von Eschenbach singt in seinem Titurel:

Der messe zů hohem werde (Werthe),
Dar an der heiden selde (Heil) lenge (liegt) die maiste.

Da war es denn auch natürlich, daß man von Außen den Ort auszeichnete, wo der heilige, zum Messopfer bestimmte Altar stand und die Kirchen schlossen sich daher in runde oder achteckigte Vorlagen oder der Schluß des ganzen Gebäudes erhielt eine von diesen beiden Gestalten. Seltener ward auch ein abgeschnittenes Zehneck angewendet.

Wollte ich die ganze Reihe derjenigen Kirchen durchgehen, welche eine achteckigte Gestalt in ihrem Schlusse

zeigen; so müste ich wohl wenigstens die Hälfte der bedeutenden Kirchen nennen; eine undankbare und langweilige Arbeit. Hier mus die Andeutung der durchaus vorkommenden Gewohnheit und meiner Ansicht, wodurch dieser Gebrauch entstanden ist, genügen. Cestenoble in seinem vorzüglichen Werke über die Altdeutsche Baukunst geht im ersten Abschnitte von ganz andern Grundsätzen und Ansichten aus, wie sich die Grundgestalt der alten Kirchen entwickelt hat. Die von mir jetzt hier ausgeführte Ansicht ist ihm ganz fremd und muste es auch sein. Wer auf richtigerem Wege ist, mögen andere Untersucher entscheiden. An indessen wenigstens doch an einigen Beispielen zu zeigen, wie der achteckigte Schlus eintrat, will ich hier einige Gebäude anführen, um so eher, da sich bei etlichen manches beiläufig ergeben wird, was zur Aufhellung des schon vorhin Vorgetragenen gereicht.

Die alte Domkirche zu Ravenna, gebaut im 4. Jahrhundert und jetzt ganz zerstört, um einer neuen Platz zu machen, war im Hintergrunde auswendig achteckigt, innerhalb rund, durch eine Vorlage geschlossen. D'Agincourt. Pl. LXXIII. 21. Diese Vorlage möchte ich indessen für ein Werk spätrer Zeit halten, ja diese ganze Gewohnheit erst von der Zeit ableiten, als Papst Gregor der Große das ganze Meßopfer ausbildete und feststellte und so die Heiligkeit des hohen Altares vermehrte.

Die Kirche der heiligen Apollinaris in classe, drei Meilen ungefähr von Ravenna, gebaut im Jahre 543 durch Julian, den Schatzmeister Justinians, zeigt den achteckigten Schlus des Schiffes. Bemerkenswerth ist dabei noch seitwärts eine kleine angebaute runde Kapelle, ungefähr in derselben Gegend, in welcher bei der mit ihr gleichzeitig gebauten Sophienkirche sich eine ähnliche aber achteckigte Kapelle findet, welche ich oben, mit vieler

Wahrscheinlichkeit, für die angehängte Taufkirche erklärte. So stellt eines dieser Kirchlein die Bestimmung des andern auf. Den Grundriß dieser Kirche liefert d'Agincourt Pl. LXXIII. 35.

Die Kirche des heil. Jakob zu Lüttich, gebaut im 11. Jahrhundert, ist im Schiffe achteckigt geschlossen. D'Agincourt Pl. XLV. 22.

Die Kirche der Dreieinigkeit zu Upsala, gebaut 1161, zeigt in ihrem hintern Schlusse die Spur des Achtecks. Die Bogen darin sind Kreisbogen, nur ein Fenster hat den Spitzbogen und ist gewiß aus jüngerer Zeit. D'Agincourt Pl. XLIII. 11.

Etienne de Bonneuil, Französischer Baumeister, erbaute 1257 nach dem Muster der Kirche Notre-Dame zu Paris, die Domkirche zu Upsala. Die Uebereinstimmung ist nicht zu verkennen, nur schließt sich die Upsaler Kirche hinten in drei Vorlagen, die alle drei die achteckigte Gestalt weisen, aber auch das Schiff der Kirche ist achteckigt geschlossen, da hingegen in Notre-Dame der Kreis das Ganze schließt. D'Aginc. Pl. XLIII. 20.

Die Kirche der Abtei Saint Ouen zu Rouen, gebaut 1318 ist achteckigt geschlossen. D'Aginc. XLI. 3.

Der Dom zu Mailand, angefangen 1386, zeigt einen abgeschnittenen achteckigten Schlus am Ende der Kirche beim Hochaltar, aber auch die beiden Seitenarme des Kreuzes sind achteckigt geschlossen. D'Aginc. Pl. XLI. 14.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um so mehr, da die sogleich folgende Abtheilung dieses Aufsatzes noch eine beträchtliche Anzahl von Gebäuden enthält, welche achteckigt geschlossen sind. Ich bemerke nur noch, daß mancher Schlus der Kirchen, der auswendig auf ein Zehneck hinzudeuten scheint, doch bisweilen auf ein Achteck zurückzuführen ist und nur wenig reine Zehnecke vorkom-

men. Ein scheinbares Zehneck ist besonders bei den Vorlagen dann, wenn die zwei Seiten, die sonst in das Schiff der Kirche hinein fallen, noch mit hinaus gebaut sind, so daß fünf Seiten heraustreten und man sich innerlich den Schluß des Achteckes nur mit 3 Seiten hinzudenken muß, da gewöhnlicher drei Seiten auswendig und fünf Seiten innerhalb fallen.

5. Wie diese achteckigte Gestalt sich an den alten Gebäuden zu Breslau findet.

Nach diesen Betrachtungen über das Vorkommen der achteckigten Gestalt an Gebäuden im Allgemeinen, möge zum Schluß hier noch die Nachforschung im Einzelnen eintreten: wie diese Bauart sich bei Breslau's alten Kirchen äußert. Je mehr einzelne Untersuchungen sich an das Allgemeine schließen, je mehr kann man hoffen, die hier und da noch herrschenden Dunkelheiten ganz aufzuhellen und aus diesen andeutenden Untersuchungen einen Abschnitt in der Lehre von der Altdeutschen Baukunst zu entwickeln.

Von ganz achteckigten Kirchen findet sich in Breslau nur ein Beispiel vor. Auf dem Elisabet-Kirchhofe, mitten zwischen der Kirche und den Häusern, die gegen die Nikolai-Straße gehen, steht ein sehr altes, kleines achteckigtes Kirchlein, das heil. Matern Kapelle genannt. Ueber die Zeit der Erbauung dieser kleinen Kirche, welche aus gebrannten Steinen errichtet ist, weiß man nichts; die allgemeine Sage, welche der alte Gomolke mit vielen andern wiederholt, ist, daß sie das erste Kirchlein der Stadt gewesen sei. Aus ihr soll man den Leuten in Pest und Sterbens-Läuften gepredigt haben. Merkwürdig ist sie auf jegliche Weise. Im Innern bilden vier kreisrunde (nicht spitzwinklichte) vorspringende,

aus Sandstein gefertigte Gurten ein Kreuzgewölbe, wo sonst an die Wappen aufgemauert sind. Sehr klein im Innern, nur für wenige Personen eingerichtet, zeigen sich gegen Morgen die Spuren eines Altares und ein Beweis, daß dieses Kirchlein nicht für unbedeutend geachtet worden, mag auch darin liegen, daß es eine Gruft hat. Die Fenster sind klein, hoch von der Erde und unbedeutend, mit kreisrunden oder geradem Sturze. Ein geringer Spitzbogen zeigt sich in der Thür, auch außerhalb an den Fenstergewänden, welches indessen wahrscheinlich beides auf neuere Arbeit und Ausbesserung hinweiset. Außen ist sie mit einem hohen und steilen Walmdache bedeckt, welches mit Hohlziegeln belegt ist. Diese kleine Kirche mag nun erste Kirche gewesen sein, oder neben der ersten Kirche und auch neben der jetzigen Kirche in erster Zeit Taufkirche, so ist sie, in jeder dieser beiden Hinsichten doch überaus wichtig und verdient immer nähere Erforschung.

Desto häufiger sieht man den achteckigten Schluß der Kirchen in Breslau, ja es möchte scheinen, als wenn man diese Bauart für überaus wesentlich gehalten hat. Vorlagen findet man hier nicht an den Kirchen, immer ist das ganze Schiff im abgeschnittenen Achteck gegen Morgen geschlossen und durch ein Walmdach eingedeckt.

Die Kirche der heil. Agnes, in diesem Jahre abgebrochen, um einem Hause Platz zu machen, ward für eine der ältesten Kirchen der Stadt gehalten und soll schon im 12. Jahrhundert vollendet worden sein. Nach der gewöhnlichen Meinung, welche auch der fleißige und sorgfältige Klose für wahr annimmt, soll Breslau vor dem Anfall der Tartaren von seinen Einwohnern ganz verlassen und angezündet worden sein, eine Annahme, die indessen mir ganz falsch erscheint, indem ich glaube, daß die Oder immer als Vertheidigungslinie behauptet ward. Aber auch

diese Meinung angenommen, gegen welche das Alter vieler Kirchen streitet, so wäre dann die Agneskirche nach 1242 gebaut worden. Zufolge der Untersuchungen, die ich noch kurz vor ihrer Zerstörung angestellt habe, als schon das Gemäuer abgebrochen wurde, ist diese Vorstellung falsch; wenigstens die Kirche, die nun auch nicht mehr ist, konnte von einem so hohen Alter nicht sein, sondern muste aus späterer Zeit herrühren. Der Spitzbogen fand sich darin durchweg, aufgeführt war sie aus gebrannten Steinen, das Chor niedriger als das Schiff der Kirche.

Die Kirche des ehemaligen Dominikaner-Klosters soll 1226 vollendet worden sein; (auch diese Zahl streitet gegen die vorgebliche Abbrennung). So wie sie jetzt steht, hat sie mannigfache Veränderungen gewis erfahren und war überdies auf eine weit größere Ausdehnung angelegt, als sie ausgeführt werden konnte. Ihr unstreitig ältester Theil, das Chor, den ich mit seinem vorstehenden Thurme für die alte Kirche vom Jahre 1226 halte, das andere ist alles neuer, ist achteckigt geschlossen.

Gleiche Bauart zeigt die Vinzenzkirche von Herzog Heinrich dem II. angefangen, und von seiner Gemalin Anna vollendet. Der Bau dieser Kirche zeigt noch ausserdem manches Merkwürdige, wie überhaupt mehre Breslauer Kirchen, was ich indessen auf einen andern Ort verspaten mus.

Bei der Kirche des heil. Mathias, erbaut auch im 13. Jahrhundert, zeigt sich, ausserdem daß sie gegen Morgen achteckigt geschlossen ist, dieser Schluß auch noch bei den beiden Kapellen, die durch die Arme des Kreuzes entstehen, wo also diese heiligere Bauart auch

auf die Nebenaltäre mit ausgedehnt worden ist. In den ältesten christlichen in Kreuzes-Gestalt gebauten Kirchen, sind indessen diese Kreuzarme nicht immer für besonders heilig angesehen und durch Altäre geziert worden, vielmehr legte man diese immer in die Enden der Abseiten, wozu die alte Gestalt der Basiliken und deren Verwandlung in Kirchen besonders hülfreich war, wodurch sie auch gegen Morgen gelegen kamen. Dagegen wurde in den Kreuzarmen häufig, in beiden oder in einem, Thüren angebracht, theils für das Volk, theils auch besonders um den Geistlichen einen nähern Eingang ins Chor zu verschaffen. Altäre so gestellt, sind daher als etwas Ungewöhnliches wohl immer zu betrachten und entstanden sie in den ersten Jahrhunderten des Christenthums gewis nicht, sondern erst in den spätern, als die zunehmende Zahl der Heiligen mehr Altäre verlangte und immer neue Stiftungen die Vertheilung derselben auf mehr Altäre forderte.

Die Zeit der Erbauung der Maurizius-Kirche in der Olauer Vorstadt ist gänzlich unbekannt. Im letzten Willen des Bischofs Thomas I., verfaßt im Jahre 1286 kommt sie aber schon als eine Kirche vor und mus daher sehr alt sein. Doch ist dies Alterthum nur von dem Theile gegen Morgen zu verstehen, welcher, achteckigt abgeschnitten, wirkliche Spuren eines hohen Alters nachweiset. Die Fenster haben runde Bogen-Sturze und sind niedrig, aber ziemlich breit. Man würde auch daraus viel folgern können, wenn es nicht den Anschein hätte, daß sie aus größeren Fenstern bei einer nothwendigen Ausbesserung der Kirche, wahrscheinlich nach 1757, gemacht worden wären.

Eine gleiche Bewandnis hat es mit der Christophorus-Kirche in der Stadt, zwischen Weidengasse und

Hummerei, deren Erbauung auch ungewis ist, obgleich sie unter dem Namen der Kirche der Aegyptischen Maria schon im letzten Willen des Bischofs Thomas vorkommt. Auch sie ist achteckigt geschlossen und dieser hintere Theil, mit langen, schmalen Fenstern und rundem Sturze darüber, ja auch einigen unbedeutenden Glasmalereien in den Fenstern, ist gewis sehr alt. Auch das sehr hohe Walmdach mit Hohlziegeln gedeckt und dem Dache auf dem zuerst angeführten Kirchlein des heiligen Matern hier sehr entsprechend, ist so merkwürdig, daß man glauben möchte, ein achteckigtes Kirchlein wäre im Laufe der Zeit in eine größere Kirche verwandelt worden.

Vom Jahre 1253 bis 1257 ward die Kirche der heil. Elisabet gebaut, nachdem, angeblich im Jahre 1241 bei dem Einfalle der Tartaren die älteste Kirche, welche nur von Holz, abgebrannt worden. Daß die Zeit ihres Baues in jene Jahre fällt, ist wohl keinem Zweifel unterworfen, auch sind die inneren Wölbungen merkwürdig genug. Das sehr hohe Chor des Schiffes ist achteckigt geschlossen und die Kühnheit des Baues zeigt sich auch besonders darin, daß die Strebepfeiler daran nur leicht und schlank sind. Ausserdem tritt gegen Mittag noch die Jägersburgsche Kapelle weit hervor, die ebenfalls achteckigt endet. Neueren Ursprungs, ist diese Gestalt hier ohne Bedeutung.

Es ist unbestimmt, wann die Corporis Christi Kirche gebaut worden ist. Anzunehmen ist indessen wohl, daß auch sie aus dem Ende des 13. Jahrhunderts herrührt, eines Jahrhunderts, in welchem Breslau sich rasch und glänzend entwickelte. Sie zeigt den Schlus, welcher der Vorwurf dieser Abhandlung ist.

Im Jahre 1288 ward von Heinrich dem IV. die höchst merkwürdige Stuhlherrnkirche zum heil. Kreuze ge-

stiftet. Ihr Bau fing wahrscheinlich auch in diesem Jahre an und soll in 7 Jahren vollendet worden sein. Sie ist unstreitig diejenige, welche am wenigsten durch Umwandlungen gelitten hat, indem alle Unglücksfälle, welche die Kirchen der Stadt vielfach betrafen, an ihr vorübergingen und selbst die im Jahre 1632 beginnende Zerstörung der untern Kirche (sie ist eine gedoppelte) durch die Schweden, hatte auf die obere Kirche keinen bedeutenden Einfluß. Ausserdem kommt dieser Kirche noch der Vortheil zu statten, daß nirgends aussen etwas Neues, eine Absetze, eine Kapelle oder dergl. angeklebt worden ist, wodurch theils ein greller Abstand des Alten und Neuen entstanden, theils aber auch zweifelhaft geworden wäre, was alt oder neu ist. Sie erhielt die sehr merkwürdige Gestalt des Griechischen Kreuzes. Hinter dem hohen Altare sehen wir wieder den achteckigten Schluß des ganzen Gebäudes und, der Mathiaskirche entsprechend, mit welcher einige Uebereinstimmung überhaupt unverkennbar ist, wenn ich sie auch gleich bis jetzt noch nirgend bemerkt gefunden, sind die Seiten des Kreuzes auch achteckigt geschlossen und zur Aufnahme von Altären eingerichtet.

Die Sandkirche, deren neue Errichtung im Jahre 1330 anfing (von der alten Kirche, welche Peter Wlast 1150 baute, ist keine Spur, keine Nachricht mehr zu erhalten), zeichnet sich in Kühnheit und Schönheit des Baues und in Lichtigkeit des Innern vor allen Kirchen Breslau's aus und kann nur mit der Kreuzkirche wetteifern. Das einen tiefen Eindruck bewirkende Innere schließt sich gegen Morgen in ein Achteck.

Die Bernhardin-Kirche gegründet im Jahre 1464 zeigt den achteckigten Schluß, der gewiß aus der ersten Zeit der Erbauung herrührt; denn obgleich 1491 ein Theil

des Gewölbes einstürzte, so erstreckte sich dieses doch nicht bis zu dem hintern Chore und hatte auch auf die Grundmauern keinen Einfluß. Auch eine Kapelle daran ist achteckigt geschlossen.

Wie noch in neuern Zeiten hierin die Ansicht, die Kirchen achteckigt zu schließen, in Breslau geherrscht hat, zeigt die St. Salvatorkirche vor dem Schweidnitzer Thore. Nur aus Fachwerk im Jahre 1561 zu bauen angefangen und 1563 vollendet, späterhin mehrmals erweitert, zeigt der, wahrscheinlich wohl ursprüngliche Chor doch noch die achteckigte Gestalt.

Was wir hier bei ganzen großen Kirchengebäuden sehen, wiederholt sich, und dadurch um so merkwürdiger, als einzelner Theil bei ganzen Gebäuden, die zu weltlichen Zwecken bestimmt sind. An dem herrlichen Rathhause findet sich gegen Morgen ein Erker hervorgebaut, der im Jahre 1345 angelegt worden sein soll. Dieser Erker, von großen Viereckſteinen erbaut, auf zwei Kragſteinen ruhend, die mit der Gestalt von zwei knienden Frauen geziert sind, ist ein abgeschnittenes Achteck und deutete mir so einen heiligen Zweck an, welche Vermuthung mir die an gesammelten Nachrichten so reiche Topographische Chronik von Breslau Stück 26 bestätiget, indem sich aus ihr ergiebt, daß in diesem Erker ein Altar stand, an welchem ein Priester, vor jeder Sitzung des Rathes, eine Messe las. Dieser Erker zeichnet sich auch dadurch aus, daß aussen, an seinem Boden, reifenartige Verzierungen angebracht sind, die aussehen, als wenn das Ganze mit einem Kreuzgewölbe und hervorspringenden Gurten unterwölbt wäre.

Einen ähnlichen Vorbau, doch eines ganzen Gebäudes, so daß seine Grundmauern einen Theil der Grundmauern des Ganzen ausmachen, sieht man an dem St. Bernhardin-Spital, welches 1464 erbaut ward und in

seiner ersten Erbauung das Kloster der Franziskaner war. Dieser Raum soll, dem Vernehmen nach, noch jetzt für hülfsbedürftige Männer und Frauen, welche hier ihre Zuflucht genommen, als häusliches Erbauungskirchlein zum Gebet dienen.

o o o

Die hier gesammelten und gelieferten Nachrichten werden sich von andern Gebäuden in Schlesien überhaupt leicht vermehren lassen. Davon nächstens einmal, wenn ich darüber größere Gewisheit eingezogen habe. Einige Nachrichten über Taufsteine und Taufbecken in Schlesien habe ich auf einen besonderen Aufsatz verspart, da dieser schon zu sehr angeschwollen ist, aber ich glaube wenigstens durch die Menge der gesammelten Beweismittel dargethan zu haben:

daß die achteckigte Gestalt im Mittelalter als eine besonders heilige bei den kirchlichen Gebäuden sehr beliebt und beobachtet war und daß sie als eine der Grundgestalten mit anzunehmen ist, aus welcher sich der Bau der alten Kirchen entwickelte.

Büsching.

XLVI.

Alt-Schottische Ballade.

Rose roth, und Lilie weiß.

O Rose roth, und Lilie weiß,
Die Mutter werth war todt:

Ihr Vater nahm ein böses Weib,
Die wünscht den beiden Noth.

Doch hatte sie zwei Söhne brav
Als je noch aßen Brodt,
Und der eine liebte Lilie weiß,
Und der andere Rose roth.

Und sie erbauten sich ein Schloß
Dicht an des Meeres Rand;
Und Lust war mehr in ihrem Schloß
Als in all ihres Vaters Land.

Doch aus und sprach die Mutter da,
Als sie stand in der Näh —
„Ich hoff's zu machen, daß ich bald
Den Sang geendet seh?“

Sie rief drauf ihren ältsten Sohn:
„Mein Sohn hier vor mir steh:
Es thut mir leid, mein Arthur kühn,
Daß du mußt gehn zur See.“

„Und muß es sein, o Mutter werth!
Muß ich gehorchen dir:
Doch sei so hold auch Rosen roth,
Als du gewesen mir.“

Sie rief drauf ihren jüngsten Sohn:
„Mein Sohn hier vor mir steh:
Es thut mir leid mein Robin braun
Daß du mußt gehn zur See.“

„Und thut dir's leid, o Mutter werth!
Will ich gehorchen dir;
Doch sei so hold auch Lilien weiß,
Als du gewesen mir.“

„O ſchweiget nun, ihr Thoren, ſchweigt!
Gerina ihr Theil ſoll ſein:
Nie ſehn ſie euer Antlitz mehr,
Und bräch' ihr Herz für Pein."

So Arthur ging an Königs Hof
Sein Kämmerer zu ſein.
Doch Robin erſchlug einen Ritter,
Und floh zum Walde fein.

Als Roſe roth und Lilie weiß,
Die Leonſen ſcheiden ſahn,
Da ging zu End' ihr lauter Sang,
Und hüllt Trauer an.

Und ans da ſprach ſie, Lilie weiß:
„Laß gehn uns Schweſter mein!
Was ſollen wir in Barnisdal,
Und trauern hier allein?"

Es kürzten ihre grüne Tracht
Ein wenig überm Knie,
Ein wenig überm Augenbraun
Die gelben Haare ſie.

Und ließen jenes feine Schloß,
Zu ziehen übers Meer;
Und einem heil'gen Haus ſie nahn
Geweiht der Jungfrau hehr.

Und ihre Namen ändern ſie,
So fern von jeder Stadt,
Und Willheim ſüß, und Rotherund
Man ſie genennt nun hat.

Und unter Schwüren hatten ſie
Gemacht ein Bündniß da;

Daß wenn die eine blaß ein Horn,
Die andre sich ihr naht.

Süß Willhelm ging an Königs Hof,
Zu sehn den Liebsten treu,
Und Rotherund zum grünen Wald,
Daß Reimes Knecht sie sei.

O eines Tages trieben sie
Mit Steinen da ihr Spiel,
Und sieben Fuß braun Robins Stein
Wohl über alle fiel.

Als sie erhob den schweren Stein,
Ein Seufzer ihr entbrach;
Da sprach darauf braun Robin er:
„Dies ist ein weiblich Ach!“

„Kennt ihr's an meinem rothen Mund?
Kennt ihr's am gelben Haar?
Kennt ihr's an meiner weißen Brust,
Die nie enthüllt euch war?“

„Ich kenn's nicht an dem rothen Mund,
Noch an dem gelben Haar;
Doch wer in deine Kammer kommt
Ein Fräulein trist fürwahr.“

„O kommst du in die Kammer mein,
Durch Trug, Gewalt und List:
In meiner Hand das Schwert zum Pfand,
Daß du des Todes bist.“

„Doch glaub', ich komm und frag dich nicht,
Wohl in die Kammer dein:
In meiner Hand, das Schwert zum Pfand,
D' ich Vertheid'ger mein.“

Als Tage hin, und Monde her,
Da war sie trüb' und bleich,
Und rief nach einer Dienerin,
Die ihre Hülf' ihr reich'.

„Zu was ist dies vonnöthen," da
Zu ihr braun Robin sprach:
„Und was kann eine Frau dir thun,
Das ich nicht auch vermag?"

„'s war nimmer meiner Mutter Art,
Noch soll's die meine sein,
Daß Ritter in der Nähe sind,
Wenn Frau'n in Kindespein.

„Doch wenn ihr dieses Jagdhorn nehmt,
Und blast darauf so hell,
Mein Bruder, der an jenem Hof,
Wird zu mir kommen schnell."

„O wenn ihr einen Bruder habt,
Den ihr liebt mehr als mich,
So blast nur selbst das Horn," er sprach,
„Denn nimmer blase ich."

Sie nahm das Horn in ihre Hand,
Und blies so laut als hell;
Süß Willheim merket auf den Klang,
Und naher sich ihr schnell.

O auf empor braun Robin springt,
Bei unsrer Frau'n er schwört:
„Kein Mann kommt hier herein, der nicht
Erst gegen mich sich wehrt!"

Sie stritten in dem Walde drin,
Bis daß die Sonn' am Ziel,

Und tropfenweiß roth Rosens Blut
Herab zur Erde fiel.

Sie lehnt an eine Eiche sich
Spricht — „Robin laß den Streit!
Es ist ein Fräulein um und an,
Die mit dir kämpfte heut.“

O sieben Fuß er sprang zurück,
Rief — „Weh ist mir geschehn!
Denn nimmer wünscht' ich, weil ich leb',
Einer Frauen Blut zu sehn.

„Und all das wegen jenes Schwurs,
Der mich als Ritter band;
Doch mehr noch wegen einer Maid,
Die Lilie weiß genannt.“

Da sprach darauf, und lachte drob
Gar herzlich Rotherund:
„Ein Jahr, und mehr ist sie bei dir,
Obwohl es dir nicht kund.“

Nun ging die Rede durch das Land,
Eh' noch ein Mond entflohn:
Ein Jägerbursch im Walde hab'
Geboren einen Sohn.

Das Wunder kam an Königs Hof,
Und zu des Königs Ohr.
„Bei meiner Treu!“ der König sprach,
„Das hört' ich nie zuvor.“

„Und darauf sprach er, Arthur kühn, —
Und lacht recht laut und hoch —
„Ich mein' ein Dirnlein spielt den Schelm,
Das aus dem Lande zog.“

„Bring mir mein Roß!“ der König sagt,
„Und Pfeil und Bogen traun!
Denn jagen will ich in dem Wald,
„Und schauen was zu schaun.“

„Wenn es gefällt,“ sprach Arthur kühn,
„Mein Fürst! ach ich mit dir,
Und seh' ob ich den Pagen treff,
Der ist entflohen mir!“

Und Reh und Rehbock jagten sie
Im guten grünen Wald,
Bis sie sich, mit des Tages End',
Nahn Robins Aufenthalt.

„Nun schau und sieh, kühn Arthur!“ sprach
Der König selbst die Wort,
„Ob das nicht ist der Page dein
Der lehnt am Baume dort.“

O Arthur nahm ein Jägerhorn,
Und blies darauf so hell;
Süß Willhelm auf die Füße sprang,
Und nahte sich ihm schnell.

„Gebrach es dir an Kost, Willie,
Gebrach es dir am Lohn?
Gab ich dir je ein zornig Wort,
Daß du von mir entflohn?“

„Mir nichts gebrach, mein Meister werth,
Stets war't ihr gütig mir;
Nur meinen Bruder wollt' ich sehn
Der wohnt im Walde hier.“

Darauf der König wieder sprach:
„Nun sag mein Knabe aus;

Wer unter'm grünen Eichenbaum
Dort wohnt in jenem Haus?"

„O Herr verzeiht!" süß Wilhelm sprach,
„Ich wag's nicht zu gestehn,
Und nahe nicht den Geächteten
Sonst könnt' es schlimm euch gehn."

„O schweig, o schweig, mein Bube schmuck!
Mir niemand widerred';
Denn ich will gehn in jenes Haus,
Treff Wohl mich oder Weh'!"

Sie stiegen vom milchweißen Roß,
Und treten leis' hinein
Und schauen nun wie Lilie weiß
Da säugt ihr Söhnlein fein.

„Nun, bei der Meß!" der König sprach,
„Dies ist gar hold zu schau;
Ich mein' fürwahr eines Jägers Mann,
Ist dies ein Fräulein schön."

O darauf Rose roth sich naht,
Und fiel auf ihre Knie':
„O Herr, verzeiht! und hört von uns
Die Kunde an," sprach sie.

„Ein reicher Lord uns Vater ist,
Der lebt in Barnisthal;
Doch freit er sich ein böses Weib,
Die machte uns viel Qual.

„Allein sie hat zwei Söhne, schön,
Als je erglänzt den Tag;
Und der eine liebt meine Schwester werth,
Der andre mich," er sprach." —

Dann aus und rief kühn Arthur er,
Als er beim König ſtand:
„Nun dies fürwahr iſt Roſe roth,
Bei meiner Treuen Pfand!“

Der König ſandt nach Kleidern grün,
Und goldnen Gürteln traun.
Und ſo die Frauleins ſich geſchmückt,
So herrlich anzuſchaun.

Da kam herein braun Robin, er,
Der jagt des Königs Wild,
Und als er ſah den König ſelbſt,
Wich er mit Furcht erfüllt.

Der König nahm ihn bei der Hand,
Und hieß ihn furchtlos ſein,
Und daß er laſſ' den grünen Wald
Und komm' zum Hofe ſein.

Der König nahm weiß Liliens Sohn,
Setzt auf die Knie' ihn ſich;
Sagt — „Führſt du einſt ein Schwert, mach' ich
Zu meinem Schützen dich.“

Sie gingen zu der heil'gen Kirch'
Und hatten ſchön' Hochzeit;
Und als ſie kamen an Königs Hof
Grönten die Glocken für Freud'.

Henriette Schubart.

XLVII.

Alte Deutsche Sprüchwörter.

1) Sprüchwort von den Ländern, wie jedes seinen eignen Fehl habe.

(Seb. Francks Weltbuch.)

Schwabenland giebt Huren gnug, Frankenland Rauber und Bettler gnug, Böheim Ketzer, Bayer Dieb, Schweitzerland Henker, Sachsen Sauffer, der Rein fräßig, Frießland und die Westvaler treulos und meyneidig.

2) Der Drud kömmt über dich!

(Aventin B. 2. S. 171 b.)

Kaiser Tiberius hat die Geistlichen, so unsre Vorfahren Druden und Barding genannt*) aus dem Lande Gallien, ehems Rheins, aus dem römischen Reich verjagt, und die Wälder überall, darinnen sie saßen, abhauen, die Klöster zerbrechen lassen. Demnach flohen sie über Rhein aus dem Römischen Reich zu den Teutschen, thäten sich allda nieder in den großen Wäldern, wohneten unter den alten großen Eichen, bauten Klöster, hielten allda Schul, brauchten die griechische Schrift, lehreten das Volk alles so die Natur und die Götter antraf, strichen und zogen die Kinder, damit man sie noch heutiges Tags, wenn sie weinen, schreckt und man noch spricht: „Schweige, der Drud kömmt über dich!“

Ob dieses Sprüchwort eins und dasselbe mit dem noch jetzt hie und da in Deutschland gehörten, drohend oder flu-

*) Aventin scheidet die Germanen nicht von den Kelten.

chend gebrauchten Sprüchwort: Daß dich der Drus! Daß dich der Drus hole! u. s. w. sein mag, wage ich nicht zu entscheiden. Doch möchten wir in diesem Falle beide ohne Zweifel vom Römischen Drusus herleiten.

3) Sprüchwörter der Deutschen von den Geistlichen.

(Seb. Francks Weltbuch.)

Der gemeine Mann in Germania ist fast allen, recht und falsch Geistlichen feind u. s. w. sogar, daß auch viel böse Sprüchwörter darum bei dem gemeinen Mann entstanden sind. Nämlich:

Es kommt Niemand von einem Pfaffen unbeschissen. Es kommt Keiner eh von einem Pfaffen, so er ihn beleidigt, er schlag ihn daß zutodt. Pfaffen machen Affen. Die Gelehrten, die Verkehrten. Jene haben uns beschissen, so bescheißen uns diese. Was ein Mönch gedenken darf, das darf er auch thun. Es ist kein Pfaff fromm, er hab daß Haar auf der Zungen. Wer einem Pfaffen vertrauet, der ist selbs nicht fast from. Es thut kein Gut, wir schlagen daß die Pfaffen all zutodt. Wer sein Haus will haben sauber, der hüt' sich für Pfaffen und Tauben.

4) Von der Frömmigkeit der Baiern.

(Seb. Francks Weltbuch.)

Die Baiern sind ein gut römisch andächtig Volk, das gern wallet, und (wie man mit ihnen scherzet) ehe zu Mitternacht in die Kirchen stieg, ehe es daraus blieb. Dieß Sprüchwort hat Bezug auf das vorhermitgetheilte: Baier Dieb.

5) Von der Schalkheit der Westvaler.

(Ebendaselbst.)

Die Westvaler sind streitbare und sinreiche Leute, daher das Sprüchwort kommt:

Die Westvaler gebären mehr schalkhafte und hinterlistige Leute, denn Thoren und Narren. Vergl. das unter Nr. 1. mitgetheilte Sprüchwort.

Wilhelm Müller.

Wöchentliche

Nachrichten

für

Freunde der Geschichte,

Kunst

und

Gelahrtheit des Mittelalters

von

Johann Gustav Büsching.

Stück 70—71.

Zweiter Jahrgang. Wonnemond.

XLVIII.

Schreiben an den Archivar D. Büsching, betreffend: vorzüglich einige Denkmäler Altdeutscher Literatur und Kunst in Vorpommern jenseits der Peene. Vom Professor Schildener zu Greifswalde.

Greifswalde den 27. Lenzmonat 1817.

Ihrer gütigen Aufforderung und meinem Versprechen gemäß, versuche ich jetzt, einige der Merkwürdigkeiten Altdeutscher Art in unsrer Provinz aufzuzeichnen. Zwar sind es nicht eben die bedeutenden, denn dahin können

nur die herrlichen Kirchen und einige andre öffentliche Gebäude unsrer Städte, aus den Zeiten ihrer Freiheit und des Hansebundes, gerechnet werden. Auch gebe ich nur dasjenige, was mir zunächst ist, indem ich theils voraussetze, daß es mir erlaubt sein wird, diese Anzeigen von Zeit zu Zeit fortzusetzen, theils auch andre Männer dieses Landes mir das Versprechen gegeben haben, es von ihrer Seite ebenfalls an solchen Anzeigen, Berichten und Beschreibungen nicht fehlen zu lassen.

Von den Ruinen des, etwa ½ Meile von hier, überaus malerisch gelegenen Klosters Eldena, würde ich, Ihrem Wunsche gemäß, um so lieber einen Riß besorgt haben, als dieses Kloster gewissermassen die Entstehungsursache unsrer Stadt und Universität ist; allein theils ist nicht alles mehr so wohl erhalten, daß sich selbst nur ein vollständiger Grundriß mit Sicherheit geben ließe, theils sind die meisten der alten Klostergebäude zu ökonomischen Zwecken des, innerhalb dieser Ruinen gebauten Pachthofes benutzt, so daß die Ausmessung mit vielen Schwierigkeiten verbunden sein, und der Erfolg den Kosten nicht entsprechen würde.

Der zweite Gegenstand, dessen ich gedenken muß, ist die hiesige St. Nikolaikirchenbibliothek, und namentlich deren zahlreiche Handschriften. Sie dürften Sich erinnern, daß ich früher einmal erwehnte, es gienge hier die Sage, diese Handschriften seien von dem Deutschen Orden aus Liefland hieher geflüchtet, woran sich denn die Vermuthung knüpfte, daß sie Aktenstücke zur Geschichte des Ordens enthalten möchten; allein dem ist nicht so. Ich habe die meisten Bände durchblättert und fast nichts, als Schriften theologischen, nebst einigen grammatischen Inhalts gefunden, so daß kein Zweifel übrig ist, daß alle diese Handschriften aus den aufgeho-

denen Klöstern der Stadt hieher gekommen sind; — indessen würde es gewiß sehr wünschenswerth sein, wenn ein fleissiger Literator die Handschriften nicht allein, sondern auch die treflichen alten Drucke dieser Bibliothek einzeln zu beschreiben sich die Mühe geben wollte. — Auch auf den Kirchenbibliotheken der Städte Wolgast und Barth würde er merkwürdige alte Drucke finden.

Demnächst will ich von einigen alten Bildern reden, und zwar zuerst von denjenigen, welche mir zunächst sind, indem ich sie selbst besitze. Das merkwürdigste scheint mir ein ehemaliges Altargemälde auf Holz, aus einer sächsischen Kirche, 3 Fuß 8½ Zoll Rheinisch hoch und 3 Fuß 1 Zoll breit. — Im Vorgrunde, rechts vom Beschauer, am Fuße eines Felsen, liegt eine Gruppe von Menschen auf den Knien, andächtig betend zu dem Heilande, der am Kreutze hängend, was auf dem Felsen errichtet ist, hoch in das Bild hinaufreicht. Diese Betenden scheinen fast alle zu Einer Familie zu gehören, indem sie wenigstens durch Rundlichkeit und Breite der Formen, so wie durch Aehnlichkeit der Züge verwandt sind, — vielleicht mögen sie Glieder der Familie sein, welche das Bild schenkte. Links im Vorgrunde, dieser Gruppe gegenüber, steht Johannes der Täufer im Thierfelle und rothem, grüngefütterten, leicht darüber geworfenen Mantel, — in der einen Hand ein Buch haltend und mit der andern hinaufweisend zu dem Gekreuzigten, — eine treffliche, edle, kühne und doch fromme Gestalt. Im Mittelgrunde sieht man in einer Landschaft Scenen aus den bekanntesten Märtyrergeschichten, im Hintergrunde Städte, Burgen ꝛc. — Oben in den Wolken, — links, dem Gekreuzigten gegenüber, doch etwas höher, — erscheint Gott der Vater in einer Glorie, von Engeln umgeben. Der heilige Geist in Gestalt einer weis-

sen Taube geht von ihm aus in einem lichten Scheine, welcher schräge über das Bild hinabfließend, auf das Lamm am Fuße des Kreuzes sich ergießt, während im Rücken des Gekreuzigten und Sterbenden sich schwarze Wolken thürmen, — ein trefflicher Gedanke! —

Merkwürdig und von beträchtlichem Alter scheint dieses Bild mir darum, weil, obwohl viel härter und roher in Behandlung der Farbe, als etwa die Cranachschen Gemählde, es übrigens doch mit großer Freiheit und Sicherheit, ja mit unverkennbarer Meisterschaft behandelt ist; indessen sind mir die geschichtlichen Verhältnisse der ältern, in Norddeutschland verfertigten Bilder zu einander, ins besondere in Beziehung auf Cranach und dessen Nachfolger, zu wenig bekannt und vielleicht überall zu wenig untersucht, um über das Alter dieses Bildes mit Sicherheit etwas sagen zu können. — Daß übrigens Cranachs Erscheinung, unterstützt von der Reformation, in Norddeutschland einen ähnlichen allgemeinen, wenn auch minder lebhaften Einfluß auf die Kunst gehabt habe, als Holbein's in der Schweitz und Dürer's im mittlern Deutschland, mögte schon an sich nicht unwahrscheinlich sein. — Dürer's Zeichen auf dem Bilde ist ohne Zweifel später hinzugesetzt.

Ein andres vortreffliches Bild in meinem Besitze, eine Grablegung, ist auf Holz gearbeitet, flacherhoben, 1 Fuß 1 Zoll Rhein. hoch und 9 Zoll breit. Joseph von Arimatia und Nicodemus tragen den, fast gänzlich entblößten, queer über das Bild im Vorgrunde schwebenden Leichnam Christi, — welcher, so wie das Leichentuch, worauf er ruht, besonders gut und trefflich gearbeitet sind, — einige Stufen zu der Gruft hinunter, deren oberer Eingangsbogen unten im Bilde, rechts vom Beschauer, zu sehen ist. Joseph, den höheres Alter und der Bart kenntlich machen,

befindet sich an dieser rechten Seite, oben auf der Fläche über der Grabeshöhle, tragend den untern Theil des Leichnams, indem er hinter demselben gestellt und darüber hingebeugt, dessen Knie mit seinen Armen umschlungen hält, dagegen der jüngere Nicodemus, an der linken Seite des Bildes, ebenfalls hinter dem Leichnam gestellt, den obern Theil desselben unter den Schultern und Armen haltend, schon den rechten Fuß auf die nächste Stufe hinuntergesetzt hat, — wodurch denn dieser obere Theil des Leichnams etwas gesenkt wird, und besonders der Kopf Christi hinten hinüber auf des Nicodemus Arm, — doch ein wenig abgewandt von diesem — nach dem Beschauer zu links, — so wie der rechte (besonders schön gearbeitete) Arm des Leichnams ganz frei im Vorgrunde hinunterhängt. Auf diese Weise kommt denn das vorübergeneigte Gesicht des tragenden Nicodemus ziemlich nahe über dem Antlitze des Heilandes zu stehen, betrachtend dasselbe mit stillen, treuen, in sich gezogenen Gebehrden. An der rechten Seite, hinter dem Joseph, sieht man die Mutter Jesu, vorübergebeugt fortschreitend, mit einem Zipfel des Leichentuchs die Thränen trocknend, — und zwischen ihr und dem Nicodemus werden die Köpfe von Magdalena und der zweiten Maria im frommen Mitgefühle — jene in gänzlicher Hingebung, diese mehr betrachtend und die gefalteten Hände emporhaltend, sichtbar. — Was dieses Bild so besonders anziehend macht, ist neben der Wahrheit und Frömmigkeit des Sinnes, die große Einfachheit in der Handlung der Gruppe. — Der hinabhangende, zur Gruft hinweisende rechte Arm, und besonders das ihm nachsinkende Haupt des Erlösers ist es, was die Bewegungen der ganzen Gruppe leitet. An das schmerzliche Sinken dieses Hauptes sind die mannichfachen Regungen

der Gemüther, so wie die körperlichen Bewegungen der Tragenden und Begleitenden geheftet und durch dasselbe bestimmt. Solche Einfachheit in der Kunst ist nur das Eigenthum eines großen Meisters, so wie sie im Leben nur das Eigenthum eines tiefen, klaren und leidenschaftlosen Gemüthes ist! — — Zufolge der Angabe auf der Rückseite des Bildes soll es von Georg Pens, Dürers Schüler, im Jahre 1500 verfertigt sein, allein diese Angabe ist unverbürgt. — Daß übrigens der Italiener Michael Angelo Caravaggio diesen Gegenstand in einem Gemählde auf gleiche, oder ähnliche Weise dargestellt habe, ist gewiß. Ich selbst besitze zwei Kupferstiche, von denen der ältere zu Paris bei Bassan herausgekommen, zufolge der Unterschrift, nach Caravaggio von Rubens gezeichnet und durch Soutman gestochen sein soll, — und dieser ist (abgerechnet, daß er umgewandt erscheinet) meinem Bilde ganz gleich; dagegen ein jüngerer, von Piroli nach Caravaggio zu Rom gestochen, von meinem Bilde sehr abweicht. Indessen kann dieser Mangel an Uebereinstimmung hier weiter nicht in Betracht kommen, denn auf allen Fall ist mein Bild von beträchtlichem Alter und durch einen Deutschen Meister in dem frommen Sinne jener früheren Zeit gearbeitet worden. —

Ein drittes merkwürdiges Bild Altdeutscher Art in meinem Besitze, auf Holz gemalt; 1 Fuß 1 Zoll hoch und 1 Fuß 6 Zoll breit, ebenfalls von einem unbekannten Meister, stellt den Kopf Johannes des Täufers auf der Schüssel dar. Dieser Gegenstand ist freilich an sich nicht anziehend, allein der Tod, oder vielmehr das Sterben, ist hier, ohne eigentlich zu schrecken, mit unwiderstehlicher Wahrheit, ja man kann wohl sagen, mit Neigung und Hingebung ausgeführt. Der Kopf liegt seitwärts, halbaufrecht, nach hinten hinüber, das braune

Haupthaar geſcheitelt, fällt zu beiden Seiten leicht und lebensvoll hinunter, und mit dem, von der Stirne über das Geſicht ſich verbreitenden, blaſſen Lichte, verbreitet ſich der bleiche Tod. Ein grünlich-grauer Staub ſcheint ſich ſchon in den Schattenpartien zu zeigen; — nur aus dem, zwar bleichen aber ſchönen vollen Munde und Kinne iſt das Leben noch nicht gänzlich gewichen. Ein altes verfallenes Gemäuer zeigt ſich im Hintergrunde, und vorne auf dem Rande der Schüſſel und der übrigen Umgebung kriecht hin und wieder allerlei Gewürm herum. — Schade, daß von dem Bilde, welches auf Kreidegrund gemalt iſt, der Farbenüberzug hin und wieder ſchon abgeſprungen iſt. —

Indem ich nun dieſes Bild beſchreibe, dringt ſich mir die Bemerkung auf, daß die alten Künſtler Gegenſtände des Todes, des Grabes und der Vergänglichkeit nicht allein öfter und mit einer Art von Vorliebe gewählt haben, ſondern im Allgemeinen auch glücklicher in Behandlung dieſer, als bei heiterern, lebendigern und geiſtigern Gegenſtänden geweſen ſind. — Unſre Religion läßt ſich wohl, ohne Unſchicklichkeit, in zwei große Hauptſtücke, wenn man ſo ſagen darf, abtheilen, nemlich in das Grab, was beſiegt werden ſoll, und das ſiegende Leben ſelber. Jenes erſtere nun ſcheinen die rohern und ſinnlicher fühlenden Alten, als ihnen näher liegend, mit einer Art erſchütternder Inbrunſt und Gewalt ergriffen zu haben, ſo daß man von ihnen ſagen kann, ſie haben in Tod und Grab, Staub und Vergänglichkeit ein Leben, nemlich ein religiöſes, hineingebracht. Selbſt ihre Kirchengebäude, die ſich über dem Grabe erheben, mögen in ihrer Erſcheinung, von dieſem dunkeln Grunde, worauf ſie emporgewachſen ſind, im Allgemeinen auch Spuren an ſich tragen. —

Vielleicht ist es der kommenden Zeit vorbehalten, die andre Seite unsrer Religion, den siegenden, durch Tugend und Selbstüberwindung geläuterten freien Geist, in Leben und Kunst mehr zur Erscheinung zu bringen. — Indeß könnte dies freilich auch nur auf dem Wege geschehen, daß die innerliche Gemüthsregung für das Heilige wiederum äusserlich wahr und verwirklicht erschiene, damit sie auf diese Weise dem gemeinen Sinne klar und zugänglich würde, und derselbe ein sicheres Unterpfand ihrer inneren Wahrhaftigkeit hätte! —

Ausserdem besitze ich noch unter meinen Bildern fünf Gemählde von Lucas Cranach, von denen ich indeß nur zwei kürzlich bezeichnen will, nemlich ein weibliches Bildniß von mittlern Jahren, auf Holz, 1 Fuß 9 Zoll hoch und 1 Fuß 2 Zoll breit, aus dem Jahre 1515, im völligen Schmucke und aller Züchtigkeit jener Zeit, so klar, frisch und wahr, daß man ihr, so zu sagen, in die reine Seele schauen kann, — und dann noch ein andres auf Holz, 2 Fuß weniger ½ Zoll hoch, und 1 Fuß 7½ Zoll breit, aus dem Jahre 1515, worauf ein Greis in einer Landschaft, von seiner Schaafheerde umgeben, kniend betet, und dem ein Engel eine Verkündigung bringt. Dieses Greises Haupt und zum Falten zusammengelegte Hände kann ich an Feinheit und Innigkeit der Behandlung mit nichts andern, was mir von Cranach bekannt geworden, vergleichen.

Ausser meiner kleinen Sammlung zeichnet sich hier noch diejenige des akademischen Zeichenmeisters und Adjunkt, Herr Quaglio, durch vortrefliche Stücke, besonders aus der niederländischen Schule aus; indessen enthält sie von Altdeutschen Sachen nur ein Gemählde von Hans Holbein aus dem Jahre 1545, auf Holz, 1 Fuß 6½ Zoll hoch, und 1 Fuß 3 Zoll breit, darstellend, wie

Rebecca ihrem kleinen Jakob die rauhen Felle auf die Arme näht, — voll all der Feinheit, Weichheit und Frische des Fleisches und mit dem schönen Haar, was man an Holbein gewohnt ist. Auch besitzt Herr Quistorp ein kleines Bildniß in Buchsbaumholz geschnitzt, mehr als halberhoben, etwa 2½ Zoll im Durchmesser, vom Jahre 1546, dessen Meister sowohl, als der Name desjenigen, den es vorstellen soll, zwar unbekannt sind, welches indeß zu den schönsten Arbeiten dieser Art gehört. —

Die Kunstsachen in unsern Kirchen, welche nach Ausräumung derselben zur Zeit der Franzosen (wo zwei der hiesigen Kirchen zu Magazinen ꝛc. gebraucht wurden) bis jetzt noch vorhanden sind, sind meistens so schlecht erhalten, oder hängen so unbequem, daß ich nichts darüber zu sagen im Stande bin; indessen behalt ich mir vor, einer Grablegung von erhabener Holzarbeit in der St. Marienkirche, gelegentlich zu gedenken.

Indem ich mich nun von Greifswalde wegwende, kann ich doch nicht umhin (so wenig es auch meine Absicht war) des schönen Thurmes auf unsrer St. Nicolaikirche mit wenigem zu gedenken, — wie er auf starker, fester, einer Burg ähnlichen Basis, als achteckiges, mannichfach verziertes Mauerwerk sich erhebend, in drei mit Kupfer bedeckten, durch zwei Durchbrechungen von einander getrennten, sich verkleinernden Wölbungen, schlank und leicht in die Wolken steigt. Er soll dabei auf eine eigenthümliche Weise gebaut sein, so daß der eigentliche Thurm nicht blos auf dem Mauerwerke ruht, sondern mittelst eines Fortsatzes von Balkenwerk, in dasselbe hineinhängt, um auf diese Weise, von dem Mauerwerke umschlossen und gehalten, bei starken Stürmen nachgeben

zu können. Gewiß ist, daß bei solchen Stürmen die Thurmspitze sich sichtbarlich hin und wieder bewegt. —

Außer Greifswald dürfte freilich der Liebhaber und Forscher Deutscher Vorzeit in Stralsund die meisten und befriedigendsten Gegenstände seiner Neigung finden; indessen bin ich zu wenig vertraut mit den Einzelheiten, um mich auf eine irgend genügende Angabe, oder Beschreibung derselben einlassen zu können. Nur einiges wird mir erlaubt sein herauszuheben. So fällt auch hier zuerst die herrliche St. Marienkirche, ein sogenanntes Kreuzgebäude, in die Augen, — und ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, der Sorgfalt des Edlen Stadtmagistrats zu gedenken, womit derselbe, bei Wiederherstellung des in der Franzosenzeit verwüsteten Innern der Kirche, um die Erbauung eines würdigen Altars, Canzel ꝛc. bemüht ist. Möchte es demselben gelingen, in einer Zeit, wo der Sinn für die Bedeutung der alten Kirchengebäude so sehr verdunkelt ist, einen Künstler aufzufinden, der diese schwierige Aufgabe befriedigend löse! —

Demnächst dürfte das Rathhaus daselbst, nebst dem darin befindlichen sogenannten Löwenschen Saale zu bemerken sein. Es enthält dieser Saal eine, dem ehemaligen Gouverneur Löwen gehörige, Sammlung von mechanischen und Kunstsachen ꝛc., unter denen sich mehrere Altdeutsche Stücke befinden, die der Anzeige und Beschreibung werth sind. Der Herr Pastor Furchau daselbst hat die Gefälligkeit gehabt, sie mir für diese Blätter zu versprechen. —

Endlich noch ein einzelnes kleines Gemählde auf der dortigen Rathsbibliothek, was mir besonders aufgefallen ist. Es ist das Brustbild Luthers, von dem jüngern Cranach im Jahre 1567 auf Holz gemalt, ohngefähr einen halben Fuß hoch. Die Jahrzahl zeigt, daß es erst 21

Jahre nach Luthers Tode verfertigt worden. Wegen dieses Umstandes möchte man geneigt sein, dem Bilde weniger Achtung zu schenken; indessen gestehe ich, daß derselbe mein Interesse dafür nur vermehrt hat. Der jüngere Cranach, welcher bekanntlich lange zu Wittenberg lebte und gleich seinem Vater, Bürgermeister daselbst war, hatte ohne Zweifel Luthern persönlich, und namentlich in den letzten ruhigern Jahren seines Lebens, gekannt und verehrt. In diesem Sinne scheint das Bild, mit Berücksichtigung andrer, bei Luthers Lebzeiten verfertigter treffender Bildnisse, deren es ja von seinem Vater, und wahrscheinlich auch von ihm selbst, dem jüngern Cranach, gab, gemahlt worden zu sein, — denn neben der gewaltigen Heldenkraft, waltet ein so ruhig prüfender Verstand, und ein so milder Ernst, — die stillen Züge um den Mund scheinen zu sagen, daß auch Er der Leidenschaft nicht immer gewehrt und manchen Schmerz im Leben habe lassen müssen, — so daß man geneigt wird, zu glauben, Luther sei hier in liebevoller Erinnerung seiner letztern friedevollern Jahre dargestellt. Daneben ist die Ausführung sehr lobenswerth. Der jüngere Cranach, wie gesagt, Bürgermeister zu Wittenberg, war zu seiner Zeit ein als Gelehrter geachteter Mann. Auch ist dieses Bildniß — wenn gleich nicht in der saubern und mühsamen Art und mit der frischen Färbung seines Vaters ausgeführt, — doch auf eine viel geistreichere, freiere und kräftigere Weise dargestellt. Anstatt der bleigrauen magern Schattirungen des Vaters sieht man nur kräftige, markige Schattenpartien. — Schade, daß das Bild durch den Wurm und auf andre Weise etwas gelitten hat.

Auf der Insel Rügen findet sich in dem Schlosse des Fürsten Putbus eine beträchtliche Gemählde-Samm-

lung, welche auch einige Stücke aus der ältern Deutschen Zeit enthält. So erinnere ich mich eines vortreflichen Bildes von Melanchthon, doch ohne einen Namen, oder ein Zeichen des Meisters bemerkt zu haben; indessen ist mir diese Erinnerung sehr dunkel, und hoffe ich, im nächsten Sommer Gelegenheit zu bekommen, eine befriedigendere Nachricht von den ältern Deutschen Bildern dieser Sammlung zu geben.

Schließlich und als Zugabe zu diesen Anzeigen, sei es mir nun noch vergönnt, eines alten Studenten-Stammbuchs in meinem Besitze, mit wenigem zu gedenken. Es hat einem gewissen Gerhard Reuter von Nürnberg zugehört, ist von ihm im Jahre 1596 angefangen, hat Quartformat und besteht aus 289 größtentheils bemahlten und mit Denksprüchen beschriebenen Blättern. Die meisten der Eingeschriebenen sind von Adel und haben ihre Wappen sehr sauber dahinein mahlen lassen. Daneben findet sich auch eine Menge andrer, ernst- und scherzhafter Gemählde, die mit viel Heiterkeit und Sauberkeit, ja mit Geist und Lust verfertigt sind. Die meisten dieser Bilder sind spaßhafter Art und stellen Scenen aus der damaligen Zeit, oder Satyren auf Sitten und Begebenheiten dar, und sind für die Zeitgeschichte nicht ohne Interesse. Sie sind zum Theil sehr ergötzlich, obwohl nicht zu Beschreibungen geeignet, so wie hinwiederum die Sprüche, welche sie begleiten, ohne die Bilder nicht wohl verständlich sind. Ich will daher nur einige, schon an sich verständliche Reime daraus mittheilen:

1.

Halt die Brust warm,
Geuß nicht zu viel in Darm,
Rücke dem Mägdlein nicht zu nau (genau, nahe)
Wiltu werden alt und grau.

2.

Wenn Lieb bei Lieb iſt,
So weiß Lieb nicht, wie Lieb iſt,
Wenn aber Lieb von Lieb iſt,
Dann weiß Lieb, wie lieb Lieb geweſen iſt.

3.

Gewiſſe Freund und ein gut Schwerdt
Sind in der Noth viel Geldes werth.

4.

Ueber eine Wirthshausſcene, worin die hier benannten vier Perſonen auch in den beſchriebenen Handlungen vorgeſtellt ſind:

Jung' hol Wein,
Jungfrau ſchentt ein,
Junker trinkt aus,
Baur thu's Geld heraus!

5.

Wer nicht Luſt hat zu einem ſchönen Pferde,
Zu einem ſcharfen Schwerdte,
Zu einem ſchönen Weibe,
Der hat kein Herz im Leibe.

6.

Viel Vögel ſind, die haſſen mich,
Ich bin ein Kauz und acht es nicht, —
Ein friſch Geſell die Schaafe ſchirt,
Wer weiß, wem noch die Woll gebührt!

7.

Glük tummle dich,
Auf dich hoff ich!

8.

Vögel, die nicht ſingen,
Glocken, die nicht klingen,
Roſſe, die nicht ſpringen,
Jungfrauen, die nicht lachen.

Pistolen, die nicht krachen,
Lust hab ich nicht zu diesen Sachen.

9.

Jungesell:
Jungfrau schön und wohlgestalt,
Ich frag' Euch, was Euch baß gefällt,
Frische Lieb, oder baares Geld? —

Jungfrau:
Junggesell, frische Lieb ich nicht veracht,
Aber baar Geld hat manchen Kauf gemacht.

Dies wäre nun alles, was ich Ihnen und den wöchentlichen Nachrichten für diesmal zu bringen hätte. Vielleicht mögen Sie Sich wundern, daß so manches schätzbare Denkmal unsrer Vorzeit in meinen Händen ist, — und doch ist der beste Theil, — welchen ich bei einem mehrjährigen Aufenthalte in Schweden gelegentlich gesammelt hatte, — im Jahre 1810 durch ein englisches Kriegsschiff mir genommen worden! — Namentlich bedaure ich einen kleinen Christusknaben, in einer Landschaft auf dem Kreutze ruhend, auf Holz, grau in grau und mit weiß aufgehöht, angeblich von Dürer, etwa 1 Fuß breit und ein en halben Fuß hoch, — so wie eine heilige Familie in einer Landschaft, wo Joseph dem Christusknaben Obst bringt, — auch auf Holz, etwa 2 Fuß hoch und 1 Fuß breit, wahrscheinlich von Aldegraver ꝛc. — Es sind diese Sachen in einer Zeit und in Gegenden, wo man wenig Werth darauf legte, gekauft worden. — Ausserdem aber kann ich nicht umhin, bei dieser Gelegenheit aufmerksam darauf zu machen, wie manche treffliche Kunstdenkmäler Altdeutscher Art, meist als Beute aus dem 30jährigen Kriege, nach Schweden hinübergekommen

sind. So findet sich im Königl. Schlosse zu Stockholm, links vom Haupteingange, in den Gemächern, welche zu der Königl. Bibliothek führen, eine bedeutende Anzahl der ausgezeichnetsten Altdeutschen Bilder. Eben so in Skoklo-ster, einem Schlosse am Mäler, 5 bis 6 Meilen von Stockholm, welches früher dem Grafen Wrangel, letztem schwedischen Heerführer im 30jährigen Kriege, gehörte, und jetzt im Besitze des Grafen Brahe ist. — Möchte doch das Schicksal es so fügen, daß ein Deutscher voll Liebe und Kenntniß seiner Vorzeit, diese alten Kunstdenkmäler einmal würdigend beschriebe! —

XLV.

Ueber die achteckigte Gestalt der alten Kirchen, mit besonderer Berücksichtigung von Breslau.

Beilage.

(Mit einem Steindruck.)

Montfaucon in seiner l'Antiquité expliquée, Supplem. T. II. p. 219. machte bedeutend auf die Tempel der alten Gallier aufmerksam, an deren Erforschung sich manche andere Entdeckungen anschließen würden; ein Wink, der nicht sehr benutzt worden ist. Er spricht von sieben dergleichen Tempeln. Alle dieselben waren achteckigt, eine Gestalt, welche die alten Gallier in ihren Gebäuden jeglicher Art liebten. Schon damals sagte Montfaucon, er finge an zu vermuthen, daß sich diese

Gestalt in den Gebäuden bis auf die tieferen Jahrhunderte erhalten habe, worin ihn einige alte achteckigte Thürme, vor vier bis fünfhundert Jahren gebaut, bestärkten, die noch bis damals zu Treppen in einigen Häusern von Paris dienten.

Montfaucon führt darauf auch die oben erwähnten Verse auf die Taufquelle der heil. Thekla an, welche dem heiligen Ambrosius zugeschrieben werden und die so lauten:

Octachorum sanctos templum surrexit in usus;
Octagonus fons est munere dignus eo.
Hoc humero decuit sacris baptismatis aulam
Surgere, quo populis vera salus redit.

„Ich glaube, sagt Montfaucon, daß hier von einem achteckigten Tempel die Rede ist, der von den Ueberalpen bewohnenden Galliern gebaut ward und den man nachmals in eine Kirche verwandelt hatte. Was gewis ist, ist, daß die Taufkirche, von der hier die Rede, ein achteckigtes Gebäude war, welches vielleicht so nach der Gestalt eines Tempels gebaut worden. Die Taufkirche zu Ravenna ist auch achteckigt, und die Taufstätte, welche in der Mitte, ist eben so gestaltet. Gleiche Bewandnis hat es mit der Taufkirche Konstantins zu Rom."

„Die achteckigten Tempel der Gallier, die ich kenne, und von deren mehren ich die Zeichnungen erhalten habe, sind: 1) der von Montmorillon in Poitou, der Merkwürdigste von allen. 2) Der von Courseult, nahe bei Dinan in Bretagne. 3) Der von Erqui in dem Kirchsprengel von St. Brieux mit seinen Anhängen. 4) Der von Aigürande, Stadt in Berri, deren Vorstadt in La Marche liegt. In dieser Vorstadt ist dieser Tempel, der einiges Sonderbare hat, das sich bei den anderen

nicht findet. 5) Ein anderer in der Vorstadt von Limoges nahe bei der Kirche der schwarzen Büßer, der umgerissen worden ist und von dem keine Spur mehr blieb, aber Leute, welche ihn gesehn hatten, gaben die Versicherung seines Daseins. 6) Der von Burg Vertillac in La Marche. Ein anderer in der Vorstadt von Felletin, Stadt derselben Statthalterschaft."

„Der Tempel zu Montmorillon in Poitou ist der merkwürdigste aller dieser Tempel. Er ist gedoppelt, unten einer und oben einer: der obere ist innerhalb weit größer, weil die Mauern um die Hälfte dünner sind. Der obere Tempel empfängt sein Licht durch acht Fenster, die in den 8 Bogen stehen, welche nach Art von Thüren gemacht sind und von denen an jeder Seite einer ist, aber vermauert, die Seite ausgenommen, wo die Pforte ist und die, durch welche man in einen Anbau geht. Einige glauben, daß diese Bogen früher geöffnet waren. Die große runde Oeffnung, welche in der Mitte des Gewölbes ist, wie bei dem Rundgebäude zu Rom, giebt dem Tempel auch einiges Licht, aber nicht hinlänglich, weil es durch eine Röhre von immer gleicher Weite geht, die eine Klafter lang ist. Das Wasser, welches durch diese Röhre beim Regnen fällt, fließt durch Löcher, welche im Fußboden gelassen sind, ab, und der Fußboden ist daher etwas abgedacht, um den Abfluß zu erleichtern. Dieses Wasser fällt in den unteren Tempel, der keinen Abfluß für dasselbe hat, sondern wo es, da er nicht gepflastert ist, von der Erde eingesogen wird. An der einen Seite *) ist ein Vorbau, ungefähr von drei Klaftern, der die ganze Seite

*) Warum wird uns nicht die Himmelsgegend genannt?

einnimmt; der Raum ist im untern Theil weit kleiner. Dieser Vorbau scheint mit dem Tempel zu einer Zeit gebaut worden zu sein, indem er dieselbe Bauart hat; es war vielleicht der Ort, wohin sich die Priester und Kirchendiener zurückzogen. Im Hintergrunde dieses Vorbaues ist eine Treppe in der Mauer angebracht, um aus dem oberen in den unteren Tempel zu steigen. Ueber diesem Vorbau ist eine Art von kleinem Thurm, welchen einige für einen Glockenthurm halten, indem sie glauben, daß nach dem Heidenthum dieser Tempel in eine Kirche umgewandelt ward; andere sind aber dieser Meinung entgegen. Diesem Vorbau gegenüber ist der Eingang. An der Seite, die an der Thüre des unterirdischen Tempels ist, findet sich eine Pforte; von da fängt ein Gang an, breit mehr als eine Klafter und lang ohngefähr hundert, der an den Fluß führt, wodurch vielleicht die Priester gingen, um sich zu waschen, ehe sie ihre heiligen Gebräuche vornahmen, und wodurch sie ihre Schlachtopfer führen konnten."

„Ueber der Pforte des Tempels sind acht menschliche Gestalten, grob gearbeitet; die, aller Wahrscheinlichkeit nach, acht Gottheiten vorstellen. Unter ihnen sind sechs Männer, immer drei und drei wie in einem Gestaltenbund (Gruppe) vereint. Diese Männer oder Götter sind nicht auf eine übereinstimmende Art gekleidet. Diejenigen, welche man vornstehend ganz sieht, haben einen Mantel um, wie im Alterthum gebräuchlich, die andern sind mit Leibröcken bekleidet. Einer trägt eine Art Schlafrock, der bis auf die Füße niedergeht, von oben bis unten offen; alle haben einen Gürtel. Noch ist zu bemerken, daß von den beiden Männern, welche man von vorne ganz sieht, der eine Schuhe hat und die ihm rechts und links stehenden haben nackte

Füße; der andere ist barfuß und die beiden andern sind beschuhet, welches einen Gegensatz bildet, der vielleicht nicht ohne Bedeutung ist. Die beiden äußersten Gestalten an jeder Seite sind zwei Frauen. Die eine, mit langen Haarflechten, ähnelt in der Tracht den Frauen des 17. Jahrhunderts. Sie hat die Hände in die Seiten gestemmt, und trägt Handschuh, die indessen doch nur die Hand und die Hälfte des Unterarms bedecken. Die an der entgegengesetzten Ecke ist nackt, und hat zwei Schlangen die ihre Beine umwinden, zwischen den Lenden durchgehen und so herauf steigen, daß ihre Köpfe bis zu ihren Brüsten reichen, um hier vielleicht ihre Milch zu saugen. Es scheint, als wenn sie dazu eben im Begriff sind, sie hält sie fest gegen ihren Leib."

Montfaucon bemerkt noch, „daß unter den Gottheiten der alten Gallier, welche er kennt, keine einzige ist, die diesen Abbildungen gleicht, nur auf der einen Tafel (188. Thl. II. wo die Gottheiten der alten Gallier abgebildet sind) erscheint ein Mann mit einem Handschuh. Was die Zahl achte betrifft, so drängt sich gleich der Gedanke auf, daß sie mit den acht Seiten des Tempels in Uebereinstimmung steht, Eine Seite für jede Gottheit. Es ist schwer, die Erklärung weiter zu führen, da uns kein neueres Denkmahl darüber aufklärt. Wir werden sogleich bei einem andern Denkmahl sehen, daß die Zahl achte den Gallischen Gottheiten geweiht war."

Ausserdem bildet eine Kupfertafel bei Montfaucon noch den äußeren Schmuck des Hauptgesimses ab, worunter die wunderlichsten Gestalten erscheinen.

Ich habe, nach Montfaucon, unter 21. 22. dies höchst merkwürdige Gebäude nachbilden lassen, das, so viel ich weiß, ungeachtet es höchst wichtig ist, noch keine genaue

Betrachtung in neurer Zeit gefunden hat. 21 zeigt den Aufriß, 22 den Durchschnitt. Es ist schlimm, daß nicht die Lage des Gebäudes nach den Himmelsgegenden bestimmt ist, damit sich daraus vielleicht einige Folgerungen mehr ergäben. Ich kann mich noch nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß wir hier ein heidnisches Ueberbleibsel vor uns sehen. Schon das Aeußere entspricht mir einem heidnischen Tempel zu wenig, es hat nur mehr die Gestalt eines christlichen Gotteshauses. Noch mehr aber ist das Innere höchst auffallend. Ich setze voraus, daß alles durchaus richtig nachgezeichnet ist, dann sind nur zwei Fälle möglich, entweder ist es ein Gebäude christlicher Zeit und zwar erst, am frühsten angenommen, des 11. Jahrhunderts, oder die Altdeutsche Baukunst muß um tausend Jahr früher in Hinsicht ihrer Entstehung gesetzt werden. Denn es erscheint deutlichst, oben und unten, ein achteckigtes Kreuzgewölbe, oben und unten mit vorspringenden Gurten, zwischen denen die Kappen aufgemauert sind, die sich indessen oben nicht schließen, sondern ihr Mittelpunkt bildet eine sogenannte Laterne, die freilich hier von ganz anderer Bauart ist, als wir sie sonst finden, indem die Mauern des Daches gleichsam als rund um laufende Strebepfeiler betrachtet werden können. Ausserdem erscheint über den acht Thür ähnlichen Seiten im Innern der Spitzbogen, welcher mit den Kreuzgurten des Gewölbes, je zwei und zwei Bogen von dem Spitzbogen und ein Gurt, auf einem Kragsteine stehen. Wo fände sich ein Beispiel ähnlicher Art in heidnischer Zeit? Unter dem Spitzbogen findet sich zwar, als schwache Mauerblende, worin das Fenster, der Kreisbogen, indessen ist dies eine Bauart, die nicht selten erscheint. So findet es sich z. B. in der Kirche der heil. Maria in Castello zu Corneto im Kirchenstaate, gebaut im Anfange des 12.

Jahrhunderts, unten sind runde Bogen, darüber stehen Spitzbogen. D'Agincourt Pl. XLII. der Kupfer zur Baukunst unter 6. Eben so in der Kirche St. Etienne du mont zu Paris, welche im 13. Jahrhundert ausgebessert ward, also vielleicht in Hinsicht des Baues sich diesem Gotteshause zu Montmorillon nähern könnte. D'Agincourt Pl. XLII. 8. Ja der Dom zu Siena, gebaut gegen das Ende des 13. Jahrhunderts, hat gar noch mehr Abwechselung, unten den Spitzbogen, darüber den Halbkreisbogen und darüber wieder den Spitzbogen. D'Agine. Pl. XLII. 10. Die Fenster sind nur klein, mit rundem Sturze, jener Zeit entsprechend. Nicht minder sehe ich in der doppelten Kirche eine Andeutung der frühern christlichen Zeit, worin solche gedoppelte Kirchen so äußerst häufig waren. Alle diese Punkte werden, hoffe ich, den eben von mir angenommenen Doppelsatz zur Annahme berechtigen. Manches bleibt indessen doch noch immer undeutlich.

Was nun die Gestalten über der Thüre betrift, die unter 23 nachgebildet, so kann ich auch keine Götter in ihnen finden, um so weniger, da ihnen Montfaucon aus der alten Götterzeit der Gallier keine Deutung zu geben vermag. Sie sind mir indessen auch noch eine Bilderschrift, die ich nicht verstehe. So unerklärlich die nackte Frau mir auch erscheint mit ihren Schlangen, so erklärlich halte ich dagegen die bekleidete, die mit ihren geflochtenen Haaren, ihren Handschuhen, Rock und Wamms auf eine Zeit der Tracht hindeutet, die man doch wohl nimmer im Heidenthum zu suchen hat. Selbst die geflochtenen Haare deuten ja schon auf die Zeit der Merovinger und Karolinger und Montfaucon begrüßt überdies ihre Tracht als eine noch den jüngsten Jahrhunderten entsprechende.

Es muß genügen, wo möglich wieder die Aufmerksamkeit auf dies Kunstwerk zu schärfen und zu richten.

Wie ganz anders erscheinen die Götterbilder auf einem unbestritten Römisch-Gallischen Denkmahl, freilich keinem Gebäude, sondern nur einer Säule. Darum giebt diesem Denkmahl Montfaucon auch eine Stelle zwischen den Nachrichten von achteckigten Gebäuden der Gallier. Es ist die Säule des Dorfes Cussi 5 Stunden von Autun, welche Moreau de Mautour entdeckte. Nicht aus der Erde erst hervorgezogen, sondern frei da stehend, war dies Denkmahl dennoch Jahrhunderte lang so gut wie nicht vorhanden, indem niemand ihm Aufmerksamkeit schenkte. Eine Nachbildung wäre hier nicht an ihrer Stelle, nur ein Paar Worte, wie das Denkmahl gefunden wird, da besonders die Götterbilder darauf in strengem Gegensatz mit den so eben erwähnten Gestalten stehen. Der untere Theil ist achteckigt und gleicht einem Altare, doch vier größere Seiten gegen vier kleinere. Darauf steht der mittlere Theil, auch achteckigt, aber gleichseitig. Auf jeder solchen Seite findet sich ein Götterbild. Nach den gehörigen Gesimsen und Karniesen macht den Beschlus darauf eine runde Säule, deren Decke fehlt. Die auf den Seiten abgebildeten Götter sind Römische, welche die Gallier angenommen hatten. Denn schon kurz nach Eroberung Galliens durch Julius Cäsar errichteten die Schiffer zu Paris einen Altar, auf dem vier Römische und vier Gallische Gottheiten abgebildet wurden. Da auch bei diesem Altare 8 Götter erschienen, wie auf der eben erwähnten Säule, so läst sich daraus wohl eine Uebereinstimmung zwischen der Neigung achteckigte Gebäude aufzuführen und acht Götter darzustellen, finden. Es muste in der Zahl achte ein Geheimnis verborgen liegen, welches vielleicht erst noch zu entdeckende Denkmähler

enthüllen werden. Die auf der Säule befindlichen Götter sind alle Römische, bis auf einen, dessen Erklärung zweifelhaft ist. Alle erscheinen aber etwas verschieden von der Art, wie sie die Römer darstellten.

Die Beschreibung, welche Montfaucon von dem achteckigten Tempel zu Courseult, einem Dorfe bei Dinant in Bretagne, liefert, wo die Gallier einen bedeutenden Ort zu der Zeit hatten, als Julius Cäsar das Land unterjochte, ist viel zu unvollkommen, als daß sie uns ein gehöriges Bild geben könnte. Der achteckigte Tempel scheint nur Anhang eines großen fünfeckigten Gemäuers zu sein. Nach den angestellten Untersuchungen wird vermuthet, daß er nie bedeckt gewesen sei, sondern immer nur offene Mauern gehabt habe, wie die Griechen auch dergleichen Tempel hatten, die sie templa hypaetra nannten.

Merkwürdiger noch, aber auch nur durch geringe Nachrichten erklärt, ist der Tempel zu Erqui im Kirchsprengel von Saint Brieux, indem er als Anhängsel des Winkels eines größern viereckigen Gebäudes gegen Mittag zu finden ist, wie wir oben eine Tauflapelle bei der Sophienkirche, aber gegen Mitternacht, angehängt sahen. Er hat das Eigene, daß er aus zwei Achtecken in einander besteht, zwischen deren beiden Mauern ein Gang von ungefähr drei Fuß Breite ist.

Diese Beispiele erhellen wenigstens, daß man wohl bei den Gallischen Völkern, wenn auch nicht den Ursprung dieser achteckigten Gebäude zu suchen hat, doch wenigstens die der christlichen Zeit zunächst liegende heilige Ansicht. Von da ging diese Gestalt wahrscheinlich nach Italien über, auch noch zu heidnischen Zwecken gebraucht, bis das Christenthum eine neue heilige Ansicht in die achteckigte Gestalt legte, die Taufkirchen und klei-

nen Bethhäuser in dieser Form aufführte und so den Grund legte zu einer der Hauptgestaltungen der Werke Altdeutscher Baukunst, der achteckigten Gestalt, die sich entweder als vollkommenes Achteck, oder verschoben, oder getheilt, als abgeschnittenes Achteck, durch die ganze Altdeutsche und selbst durch die neuere Baukunst, wenn auch unbewust oder blos aus Benutzung baukünstlerischer Vortheile, verfolgen läst.

Nachschrift.

Durch Nachlässigkeit des Zeichners sind auf der ersten Tafel, besonders in den Grundrissen, Unrichtigkeiten vorgefallen, indem einige Achtecke nicht ganz gleichseitig sind, ja bei einigen, durch die kleinern Seiten, eine Seite zu fehlen scheint. Die Beschreibung und die Bemerkung hier, daß allenthalben gleichseitige Achtecke sind, wird diesem Fehler einigermaßen abhelfen.

XLIX.

Der Stock am Eisen. *)

(Eine Wiener Volkssage.)

Zu Wien war vor langer langer Zeit ein Schlosserbube, gar ein leichtfertiger Zeisig. Dem befahl einst sein Mei-

*) Dieses Denkmal der Vorzeit, ein mit vielen tausend Eisennägeln und Nageln beschlagener Baumstrunk, steht noch, wie bekannt, derzeit in Wien nächst der Stephanskirche zwischen den Häusern No. 1146 und 1147.

ſter: er ſolle ſich vor's Stadtthor hinaus auf das Feld begeben und Lehm für's Gewerbe heimführen. Alsbald gieng der Bube dahin und wollte arbeiten; da ſah er, wie auf dem Felde viele fröhliche Knaben verſammelt waren, die ſich, ihr Lezerlſpiel *) zu beginnen, mit der ihm wohlbekannten Formel:

„Anige banige,
Strige ſeirige,
Rippete, pippete,
Knoll!"

aufzählten. — Das war nun einmal ſchon eine gar zu große Lockſpeiſe für unſern Nimmerthuegut! Gleich ließ er Alles liegen, geſellte ſich zu den Knaben, fieng an mit ihnen zu ſpielen, vergaß darüber ſeine Arbeit und vertändelte ſo die koſtbare Zeit, bis es anfieng dunkel zu werden. Da begaben ſich die Knaben nach Hauſe und er gieng zu ſeiner Arbeit wieder, und ſchickte ſich an, ſie zu vollenden. Indeſſen wurde es immer dunkler und dunkler und endlich gar Nacht. Die Sonne war blutroth untergegangen und eine große kohlrabenſchwarze Wolkenfratze ſchnitt häßliche Geſichter herab auf die Erde. Hui, da wurde dem Buben mächtig bange. „Der Tauſend, wie hab' ich mich verſpätet!" rief er, indem er die Haue und Schaufel in die Scheibtruhe **) warf, und eiligſt damit zur Stadt hinfuhr. Wie er aber vor's Thor kam, war's ſchon verſchloſſen. Da weinete er bitterlich und jammerte: „Ach, ich Unglückskind, wie werd' ich in die Stadt 'nein kommen, da ich keinen Sperrkreuzer habe, um mir das Thor eröffnen zu laſſen! Ich möchte ſchon des Teu-

*) Ein uraltes immer noch gebräuchliches Kinderſpiel in Oeſterreich. Die umſtändliche Erklärung und Beſchreibung deſſelben ſei einem eigenen Aufſatze vorbehalten.

**) Ein öſterr. Ausdruck, für das gebräuchlichere: Schubkarren.

fels werden, wenn ich nur hinein könnte!" Kaum hatte er so vermessen geredet — siehe! da stand auf einmal neben ihm ein winzig winziges Männlein. Das hatte ein brennrothes Wämmschen an, ein kohlschwarzes Unterkleid und drei stolzierende Hahnenfedern auf seinem Hute. Mit schnarrender Stimme fragt' er ihn: „Weßhalb weinst du Bube?" — Er antwortete: „Ach, hab' ich nicht Noth zu weinen? Ich soll in die Stadt 'nein, und das Thor ist schon zugeschlossen, und ich habe keinen Sperrkreuzer um mir's eröffnen zu lassen, und zu Hause bekomm' ich überdieß noch wegen meiner Verspätung von dem Meister Schläge!"

„Hihihi!" lachte das Männlein: „Nuß auf die Nacht! Nuß auf die Nacht! *) das wäre gar eine schöne Bescherung! Doch sei ruhig, Bube. — Ich bin der — nun man spricht nicht gern davon; da siehst du wohl, daß ich dir helfen kann, und ich will's; gebe dir einen Sperrkreuzer, du sollst keine Schläge bekommen, und überdieß noch durch meine Macht ein tüchtiger Schlosser werden, wenn du versprichst, dich mir zu übergeben, so du einen einzigen Sonntag unterlassest in die Messe zu gehen." „Das kann ich ja leicht thun! Er soll mich nicht erwischen," dachte der Bube, und willigte leichtsinnig ein. Gab dem rothen Männlein, da er nicht schreiben konnte, drei Tröpflein seines Blutes zum Unterpfande, und dieses ihm einen blanken neugemünzten

*) Anspielung auf einen alten österr. Volksreim
Nuß af d' Nacht, Nuß af d' Nacht,
Hat ma da Vata bracht;
Hat mas' geb'n mit da Faust,
Daß ma da Kopf hat a'saust!
Nussen, Jemanden — heißt so viel als schlagen, prügeln. Die Nuß — Schläge, Prügel.

Sperrkreuzer — sodann schieden sie von einander. Der Knabe ließ sich sogleich aufsperren und wie er nach Hause kam — trat ihm der Meister freundlich entgegen, nannt' ihn einen fleißigen Buben und gab ihm sattsam zu essen.

Andern Tags früh, wie Meister, Geselle und Bursche schon im Feuer arbeiteten, kam das rothe Männlein und bestellte für die alte Wiener-Eiche einen Eisenring und überaus künstliches Schloß. Dieß getraute sich weder Meister noch Geselle zu machen. Da schien das Männlein aufgebracht zu sein, und sagte: „Ei, was seid ihr für erbämliche Wichte! Euer Lehrbursche ist geschickter denn ihr!" — „Und wenn er's zu Stande bringt," sagte ärgerlich der Meister, „so soll er augenblicklich frei und Geselle sein." Da sagte der Bube, der an dieser Arbeit durch des Teufels Macht nichts sonderliches fand: „Meister, es gilt!" und machte sich sogleich daran. In wenigen Stunden war das Schloß vollendet. Darauf gieng er mit dem Männlein zur Wiener-Eiche, umzog sie, damit sie nicht umfallen könne, mit dem Eisenringe, den er an das nahe Gemäuer befestigte, und legte daran das künstliche Schloß. Wie dieß geschehen, nahm das Männlein den Schlüssel zu sich und gieng von dannen. Seitdem heißt diese Eiche und der Platz wo sie steht: „der Steck am Eisen!" Der Bube aber ward Geselle.

Wie er seinen Freibrief erhalten, gieng er nach Gewohnheit der Handwerksbursche auf die Wanderschaft aus, und diengte sich bei einem Nürnberger Schlosser. — Da sagte der neue Meister zu seinem Lehrbuben früh Morgens: „Du, wenn der fremde Geselle kommt, sag' ihm, er soll Fenstergitter machen; es sind deren so viele, daß er wohl die ganze Woche daran zu arbeiten hat." Da erwiderte der Bube: „Ei der Geselle ist

schon seit einer Stunde da, und die Fenstergitter sind schon alle fertig gemacht. Er möchte wissen, was er nun arbeiten soll?" — Deß war der Nürnberger Meister sehr verwundert und sprach: „Potz tausend, wenn der so geschwinde ist, wo soll ich für ihn genug Arbeit hernehmen? Da mag er den Ambos zu Gitterwerk strecken!" — Kaum hörte dieß der Geselle, da warf er in'n Nu, daß es gischte und zischte den Ambos in das Feuer und streckte ihn zu Gitterwerk. *) Da war der Nürnberger voll Schreck, kreuzigte sich, gab ihm seinen Wochenlohn und entließ den gefährlichen Gesellen. Der trat aber seine Rückwanderung nach Wien an. —

Gleich beim Ankommen hörte er reden: „wie's der Obrigkeit verdroß, daß ein unbekannter Mann den Schlüssel zum Schlosse der Wiener-Eiche habe, und wie sie versprochen, den zum Meister zu machen, der zu diesem künstlichen Schlosse das Schlüsselein machen könne." Da war unser Geselle guten Muths und trug sich an, den Schlüssel zu verfertigen. Dieß war aber dem rothen Männlein nicht recht und setzte sich daher, da der Geselle den Schlüssel schweißte, in das Feuer, und verdrehte den Schlüsselbart. Wie's aber der Schlosser bemerkte, setzte dieser den Bart verkehrt an und legte ihn so in den Glüh-Ofen. Voll Aerger und blind vor Wuth drehte das rothe Männlein ihn wieder um, und so kam er recht angesetzt aus dem Feuer. Darauf begab er sich mit der Obrigkeit zur Eiche, und öffnete das Schloß. Ihm aber ertheilte man auf der Stelle das

*) Diese Kraft und Behendigkeit erinnert auffallend an die alte Deutsche Stammsage von Siegfried's in der Schmiede bewiesener Stärke, wie er mit einem Hiebe den Amb.s in die Erde schlagt. B.

Bürger- und Meisterrecht, das ihm so große Freude machte, daß er jubelnd aufschrie: „Juchhe! Wieder ein neuer Meister!“ — einen großen Nagel in die alte Eiche zum ewigen Andenken schlug, *) und den Schlüssel in die Höhe warf, der aber zu Jedermanns Schreck — nicht wieder zur Erde herabfiel. —

Der Ruf seiner Geschicklichkeit verbreitete sich bald aller Orten und er lebte viele Jahre schon in Glück und Reichthum, doch vergaß er bisher nie Gott und betete alle Sonntage fleißig in der Kirche, hörte andachtsvoll die heilige Messe und bereuete itzt oftmals ernstlich die Vermessenheit seiner Jugend. Aber der böse Feind, der sich seiner schon einmal bemeistert hatte, ließ nicht mehr ab von ihm, unterdrückte nur zu bald wieder sein reuiges Gemüth und beraubte sein Gewissen durch Sauß und Brauß und Wohlleben. Und so saß er an einem Sonntage Morgens im Weinkeller zum steinernen Kleeblatte unter den Tuchlauben, mit seinen Kameraden, zechte und war fröhlicher Dinge voll. Da schlug es zehn. — „Ei, nun muß ich in die Kirche gehn,“ sprach der Schlosser, und erhob sich vom Stuhle. „Nicht doch, riefen die Anderen, hast noch zwei Stunden Zeit, laß uns trinken und würfeln. Und man soff und spielte — da schlug es eilf. — „Ei, nun muß ich in die Kirche gehen,“ sagte, sich erhebend, der Schlosser. „Nicht doch,“ lärmten neuerdings die Andern, „hast noch eine Stunde Zeit; laß bis dahin uns würfeln und trinken!“ Und man soff und spielte; — da schlug es — zwölf. Da stürzte dieser schreckenbleich die Stiege hinauf und

*) Dieß fand so unzählige Nachahmer daß gegenwärtig an dem ganzen Baumstamm nicht die mindeste Spur von Holz zu entdecken ist

dem Stephansdome zu. — O weh, da war es wie ausgefegt! Ein einziges Mütterlein sah er gehn. — „Um Gott, liebe Frau, ist die letzte Messe schon aus?“ — „Letzte Messe? Es ist ja schon zwölf vorüber.“ — „O du himmlische Gerechtigkeit, so hab' ich meine Seele verlohren,“ jammerte er, stürzte verzweiflungsvoll in den Weinkeller zurück, rieß seine silberne Knöpfe vom Wamse und schenkte sie seinen Kameraden zum warnenden Angedenken. Bald darauf zeigte sich das rothe Männlein oben bei der Thür, und rief hinab: „Du, versäume die Messe nicht! Hörst du zwölfe läuten?“ Da stieg der Schlosser wahnsinnig hinauf und das Männlein war größer denn er und sie giengen mitsammen, und wie sie am Stephansfreithof *) waren, schritt neben ihm ein blutrother Riese, und wie sie zur Kirchenpforte kamen, sagte der Priester am Altare: „Die Messe ist geendet.“ — Da hatte der blutrothe Riese kohlschwarze Hörner und Greifenklauen und faßte grimmig den Schlosser und flog mit ihm in die heulenden Lüfte.

Abends fand man den zerfleischten Körper am Rabensteine liegen, und das alte Mütterlein gieng vorüber und sagte: „Ja, ja!

Vorgethan und nachbedacht,
Hat Manchem großes Leid gebracht! **)

Franz Ziska.

---

*) Freithof, österreichisch für Gottesacker, allgemeiner Begräbnißort.

**) Herr F. Ziska hat dieses Mährchen nach der Erzählung eines achtzigjährigen Mütterleins genau aufgeschrieben und zu gleicher Zeit, bei gefälliger Uebersendung, mir auch verbrochen, da sein eifriges Bestreben dahin geht, der Geschichte alter Denkmäler seines Vaterlandes nachzuforschen, und alles aufzusuchen, was von altherkömmlichen Gebräuchen und Festen, an Liedern, Sagen, Mährchen u.

L.

Das Bischofs- oder Gregorius-Fest.

Zu Rodach, einem Städtchen im Herzogthum Koburg wird noch jetzt alljährlich am dritten Pfingstfeiertage ein Kinderfest, der Bischof oder Gregorius (wahrscheinlich nach Pabst Gregor VI., der bekanntlich viel zur Verbesserung der Schulen beitrug, so genannt) gehalten.

Nach dem Vormittagsgottesdienste versammeln sich die Schulknaben mit ihren Lehrern vor den Häusern der Vornehmen des Orts und nachdem zuvor einige Motetten abgesungen worden, schließen die anwesenden, zahlreichen Zuschauer einen Kreis auf der Straße. Innerhalb dieses Kreises wird nun von einigen dieser Knaben, theils in männliche theils in weibliche Tracht verkleidet, unter Beihülfe eines der Lehrer, der den Einflüstrer macht, eine kleine Kinderkomödie aufgeführt. Nach der Komödie werden Lehrer und Kinder von den Hausbesitzern mit Wein, Bier und Kuchen bewirthet, worauf sie weiter ziehen. In älteren Zeiten ritt jedesmal ein Knabe, als Bischof verkleidet, auf einem kleinen Pferde sitzend, mit herum.

Am Abend desselben Tages kommen die übrigen Kinder des Ortes auf dem Kirchplatze zusammen, schließen,

---

s. w. theils noch unter seinen Landsleuten lebt, theils schon erloschen ist, mir freundliche Mittheilungen aus seinen reichhaltigen Sammlungen für diese Blätter zu machen, welches um so freudigere Hoffnungen erwecken muß, da in den Oesterreichischen Landen noch ein unendlicher Schatz von Alterthümern jeglicher Art zerstreut sein muß, dessen Bekanntwerdung für die Bildungsgeschichte Deutschlands von großer Wichtigkeit sein wird. Noch erfreulicher ist es, daß diese Sammlungen in den Händen eines so umsichtigen und treuen Sammlers, wie sich Herr Zisla schon in dieser Sage allein zeigt, sind. G.

indem sie sich wechselseitig die Hände geben, einen großen Kreis um die Kirche und singen dazu:

Wir treten auf den Kirchhof
Und hab'n ein neuen Bischof;
Ist das nicht recht wohlgethan,
Daß wir ein'n neuen Bischof ha'n.
Die alte Hur' sitzt drinnen
Hat 's Grimmen,
Alte Hur' greif zu! —

Die Bedeutung der letzten Zeilen, so wie des ganzen Festes überhaupt, habe ich nicht erforschen können.

D. E. Hohnbaum.

LI.

Das Geschlecht der Nibelungen.

Würdtwein Nova subsidia diplomatica T. III. (Heidelbergae 1782) führt S. 306: Parrochialis ecclesiae (in Mauer) patronus est SS. Lambertus et Bartholomaeus. Senior de Niepenlingen ad eam praesentat. Dieser Ort Mauer gehört zum Sprengel des Bisthums zu Worms.

Albertus Orlamundanus, Transalbinus Comes, schenkte 1211 dem Michael Kloster zu Lüneburg für die Seele seines Vaters Siegfrid, seiner Mutter Sophia u. s. w. alle Rechte die er im Dorfe Hethberge hat. (Facto prope novum Erteneburg super litus Albie 1211. Sexto Idus Maii.) Dabei ist Zeuge Neuelungus Albus. (Orig. Guelf. IV. 102.)

B.

LII.

Ueber Fechterspiele und Fechtschulen in Deutschland. *)

Die älteste Geschichte der Fechter und der Fechterspiele, besonders bei den Römern, gehöret nicht in diesen kurzen Aufsatz, der mehr für die spätern Zeiten bestimmt ist, nur das ist davon anzuführen, daß sie unter Honorius im Jahr 404 aufhörten (1) und daß man darüber im Archiv für Geographie (2) mehr findet.

Freilich später traten die Turniere an ihre Stelle, aber doch wird gelegentlich der Fechter gedacht. Im Jahr 1280 kam Marggraf Albert von Brandenburg nach Breslau, und mit ihm Herzog Bolko. Beyde hielten sich einige Tage in Breslau auf, und hatten — wie die Chronik sagt — viel Kurzweil mit Fechten und Ringelrennen, (3) und bei dem Reichstage zu Frankfurt am Main 1397 fanden sich auch Fechter ein, um ihre Künste zu zeigen (4).

Weit später wird der Fechtschulen zu Augsburg gedacht und zwar erst beim Jahre 1509. (5) Eben so in Nürnberg, wo man rechnet, daß sie zwischen 1500 und 1550 zuerst auftamen. (6)

Wenn auch zu Breslau schon beim Jahre 1280 des Fechtens gedacht wird, so wurden die eigentlichen Fechtschulen doch erst im Jahre 1567 daselbst bekannt. (7)

*) Ueber die Fechtschule in Breslau. in den Schles. Provinzial-Blättern 1801 St. 5. S. 421. Hier erscheint dieser Aufsatz, umgearbeitet und vermehrt von demselben Verfasser.

In der frühern Zeit mögen einzelne Fechter oder mehrere, theils herum gezogen sein, theils in den größern Städten sich zusammen gethan haben, um ihre Künste zu zeigen, aber sie waren noch nicht förmlich privilegiret. Das erste bekannte Privilegium ward vom Kaiser Friedrich III. zu Nürnberg am 10. August 1487 gegeben. Diese Privilegia wurden von den folgenden Kaisern bestätiget, und zwar von Maximilian I. am 27. September 1512 zu Cölln. Von Mathias zu Regensburg am 17. October 1613. Von Ferdinand II. zu Wien am 13. July 1627. Von Ferdinand III. zu Regensburg am 18. December 1640 und am 26. October 1669 zu Wien vom Kaiser Leopold.

Dieses letztere Privilegium enthielt die vorhergehenden, und wurde von einem zu Breslau anlangenden Meister der Fechterzunft dem Rathe vorgelegt 1671. Man nahm eine Abschrift davon und bemerkte, daß es auf eine Pergamenthaut gedruckt sei, und daß darunter das Vidimus oder Transsumpt von der Stadt Frankfurt am Mayn stehe.

Letzteres lautete also:

Wir der Rath der Stadt Frankfurt am Mayn bekennen, daß Wir Ein von der Röm. Kaiserl. Maj. Leopoldo, Unserm allergn. Herrn, den Meistern des Schwerdts allergn. ertheiltes Privilegium und Confirmations Brief von Wort zu Wort lautend, wie obstehet, an Pergamen Schriften und kaiserl. anhangendem Insiegel und sonst allenthalben unverschrt und unargwöhnisch gesehen und befunden, auch umb der Meister des Schwerdts beschehener fleißiger Bitt willen, diß gegenwärtige Transsumpt davon unter Unserer Stadt anhangenden Insiegel verfertigen, und Johann Backern von Hamburg, Dripp und Sammtmachern, welcher in itziger Unserer Herbst M.ß, von Martin Käsen, als itziger Zeit Hauptmann über die Brüderschaft von St. Marx zu einem Meister

des langen Schwerdts geschlagen, approbirt und zugelaßen worden, zu Urkund haben mittheilen laßen. So geschehen den 22. Sept. 1671. (*)

(L. S.)

Das erste Privilegium der Fechter vom Kaiser Friedrich, d. d. Nürnberg 10. Aug. 1487, stehet abgedruckt in v. Lersners Chronik der Stadt Frankfurt am Mayn. (*) Es lautet:

Wir Friedrich von Gottes Gnaden, Römischer Käyser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, zu Hungern, Dalmatien, Croatien König, Ertz-Hertzog zu Oesterreich, zu Steyer, zu Kärnden, und Graff zu Tirol, bekenne offentlich mit diesem Brieff, und thun kund allermänniglich, daß wir N. dem Meister des Schwerdts diese sonder Gnad gethan, und ihnen gegönnet und erlaubt haben, thun gönnen und erlauben ihnen auch von Römischer Käyserlicher Macht, wissentlich in Krafft dieses Brieffs, also daß nun hinfüro allenthalben in dem heiligen Reich sich niemand einen Meister des Schwerdts nennen, Schul halten, noch um Geld lernen soll, er sey dann zuvor von den Meistern des Schwerdts in seiner Kunst probiret, und zugelassen, daß sie auch je zu Zeiten, wann ihnen das gefällig seyn, einander in unser und des heiligen Reichs Städten Tag setzen, einen Obern unter ihnen erwählen und kiesen, und daselbst ihre Mängel und Gebrechen zufür kommen, nach ihrer besser Verstandnüß, Ordnung und Satzung die bey ziemlichen Poenen und Pußen zu halten und vollziehen, machen, setzen und fürnehmen, und alle die so unter ihnen darwieder handeln würden, darum nach Ziemlichkeit straffen, und büssen sollen, und mögen, vor allermänniglich unverhindert, doch uns und dem heiligen Reich an unser Obrigkeit und sonst männiglich an seiner Gerechtigkeit unvorgreiflich und unschädlich, und gebieten darauf allen und jeglichen unsern und des heiligen Reichs Chur-Fürsten, Fürsten, Geistlichen und Weltlichen Prälaten, Graffen, Freyen, Herrn, Rittern, Knechten, Hauptleuten, Vitzthumen, Vögten, Pflegern, Verwesern, Amtleuten, Schultheissen, Burgemeistern, Richtern, Rä-

then, Bürgern und Gemeinden und sonsten allen andern unsern und des Reichs Unterthanen und Getreuen, in was Würden, Stands oder Wesens die seyn, ernstlich mit diesem Briefe, daß die obgenanten Meister des Schwerdts so jetzo seynd, oder kunfftiglich werden, an den vorgeschriebenen unsern Käyserlichen Gnaden, Gönnungen und Erlaubnüß nicht hindern noch irren, sondern sie die obberührter massen geruhiglich gebrauchen, genieſſen und gäntzlich darbey bleiben lassen, und herwieder nicht thun, noch jemand zu thun gestatten, in keine Weise, als lieb einem jeglichen seye, unser und des Reichs schwere Ungnad, und darzu eine Pön, nemlich zehen Marck lötiges Goldes zu vermeiden, die ein jeder so offt er frevenlich darwider thäte, uns halb in unser des Reichs Kammer, und den andern halben Theil den vorgemeldten Meistern und ihren Nachkommen unabläßig zu bezahlen, verfallen seyn soll, mit Urkund dieses Briefs besiegelt mit unserm Käyserlichen anhangenden Insiegel, geben zu Nürnberg am zehenden Tag des Monats August, nach Christi Geburt vierzehenhundert und im sieben und achtzigsten, unserer Reiche, des Böhmischen im acht und viertzigsten, des Käyserthums im sechs und dreyßigsten, und des Hungarischen im neun und zwantzigsten Jahre. Ad mandatum Domini Imperatoris.

Noch wird einiger andern Privilegien gedacht. Z. B. vom Kayser Carl V. zu Regensburg vom 13. May 1530 (*), ferner vom Kayser Rudolph II. zu Prag vom 15. Juli 1579 (**) und Kayser Rudolph II. Confirmation der Feederfechter Ordnung und Statuten vom 7. Juni 1607. (***) Dieser Kayser hatte ihnen ein besonderes Wappen gegeben, wie dieses aus dem folgenden Attest d. d. Prag 15. Juni 1608 hervorgehet. (†)

Wier Georg Stefan von Molda, Röm. Kayſ. Maj. Wagmeister, Caspar Tauber, Hans Weiß, Theowaldt Pell Churfürstl. Sächsischer Leibtrabant zue Dreßen, Lorenz Springenkle, verordnet Oymann Hauptleuth vndt Meister der Gesellschafft des langen Schwerdts von der Feder, Vrkunden vndt bekhennen hiermitt offentlich vndt vor

iedermänigklichen, sonderlichen denen so daran gelegen, demnach der Ehrenvest vndt Mannhaft Heinrich Schötte (Leidtrabante) sich gebührlichermaßen den 24. Monatstag Junij bey Vns angegeben vndt vmb die Meisterschaft des langen Schwerdts von der Feder, fleißig angehalttenn, Wier auch dabenebey nicht allein seiner ehelichen geburth, löblichen Wandelß vndt wohlverhaltung Vns mit vleiß erkhündiget, vnd in der Wahrheith rechterfahren, sondern auch ihn, in seiner löblichen Kunst richtig vndt bewerth erfunden, Alß haben wier nicht vmbgehen wollen Ihme obgedachten Heinrich Schötte, dessen sowohl ehrliche Kundschaft vndt glaubwirdig Zeugnuß, Alß auch der andern Vns von Kay. Maj. mitgetheilten ansehnlichen Privilegien vndt freyheitten, guttwilliglich mitzutheilen vermoge jetztbesagten Vnsers habenden Privilegii inhalts welcher von wortt zu wortt also lautett.

Wier Rudolph der Ander von Gottes gnaden Erwöhlter Romischer Kayser, zue allen Zeitten Mehrer des Reichs in Germanien, zue Hungarn, Böhaimb, Dalmacien, Croatien vndt Sclauonien ꝛc. König ꝛc. Erzherzogk zue Oesterreich, Herzog zue Burgundt, zue Brabandt, zue Steyer, zu Karndten, zue Krain, zue Luzemburgk, zue Wirtemberg, Ober vndt Niederschlesien, Fürst zu Schwaben, Marggraf des heil. rom. Reichs, zue Burgau, zue Mähren, Ober vndt Nieder Laußnitz, Gefürsteter Graf zue Habspurg, zue Tyrol, zue Pfürdt, zue Kiburgk vndt zu Görz, Landgraf in Elsäß, Herr auf der Windischen Marck, zue Portenau vndt zue Salins.

Bekhennen offentlich mit diesem Brief, vndt thuen khundt allermenniglich, das Vns N. vndt N. die Meister und Gesellschaft der Frenfechter von der Feder, sambt vndt sonders, sowohl im heyligen Reich, als andern vnsern Königreichen, Erblichen Fürstenthumben vndt Landen etliche vnterschiedliche vnter ihren neugemachten Statuta, Satzungen vnd Ordnungen, deren Sie sich vmb mehrer Richtigkeit willen mit einander vorglichen in vnterthänigkheitt fürbringen lassenn.

Vndt vnnß darauf gehorsambist angeruffen vndt gebetten, das Wier alß Regierender Römischer Kayser sol-

che obbegriffene Ihre Ordnungen vndt Satzungen zue Confirmiren vndt zue beſtetten, darzue auch hernach geſchriebenes Adeliche Wappen vndt Clainodt ſich deſſelben auf offentlichen Fechtſchulen vndt ſonſten Ihrer Ehrn Nottdurft willen, vndt wohlgefallen nach haben zue gebrauchen, Als nehmlich ein Quartierten ſchildt deſſen hinter Vnterthail, weiß oder Silber, vor den ober roth oder Rubin, vor der vnter Plaw oder Laſur vndt hinter Obertheil, gelb oder goldfarb iſt, darinnen erſcheinen Creuzweiß zwey bloße ſchwerdter mit vergoldetem knopf vndt ſchafft, vndt auſtatt des Creuzes mit doppelten gelben Adlers flügen, ihre Sachſen einwerdts kehrendt von beiden Obern Ecken aus einen walcken, bis auf die Mitte des Schildts erſcheinen zwen Manß-Armb, mit zuſammen geſchloßenen Henden, darinnen mit dem ſpitz vnter ſich eine Schreibfeder haltendt, auf dem Schildt ein freyer offener Adeliſcher Thurniershelm, zur lincken mit Rotter vndt weißer, rechten ſeitten aber gelber vndt blauer helm decken, auch darob einer goldfarben Königl. Cron gezieret, darauf erſcheint fürwerts aufrechts ein geranter gelber oder goldfarber Greif mit außgeſchlagener Zungen, außgebreitteten Flügen vndt zwiſchen die Fueß geflochtenem ſchwanz, in beyden ſeinen Klawen vber ſich zum ſtraich ein bloßes ſchwerdt mit vorgoldetem knopf vnndt Creuz vndt rottem Schafft haltendt, Alß denn ſolch Adelich Wappen vndt Clainoth in mitte bis gegenwertigen Vnſers Kayſ. Briefes gemahlet vndt mit farben aigentlicher außgeſtriechen iſt, zu verleihen gnediglich geruhetten, deß haben Wier angeſehen Ihr Vnderthenig Ziemblich Biett, vndt darumb mit wohlbedachtem mutt, guttem Rath vndt rechter wißen, obbemeldten Meiſtern vndt frenfechtern von der Feder, nit allein obberührte Ihre vorgliechene Ordnung vnndt Sazungken, in allen vndt ieden Punckten vndt Articuln Confirmiret vndt beſtettet, ſondern Ihnen auch obgeſchrieben Adelich Wappen vndt Clainott zueführen, vndt zue gebrauchen, gnediglich gegonnt vndt erlaubtt. Thuen das auch hiemit wißentlich, in Craft dis briefes vndt meinen ſetzen vndt wollen, das ſolche ihre auffgerichte Puncten vndt Articull, cräftig

vndt mechtig sein, und Sie sich derselben, wie auch des vorbeschriebenen Adelichen Wappen vndt Cleinodts zue ihrer notturfft gebrauchen sollen und mögen, von allermeniglich vnuorhinderrt. Vndt gebietten darauf allen vndt ieden Churfürstenn, Fürsten, Gaistlichen vndt Weltlichen Prälaten, Grauen, Freyen, Herrn, Rittern, Knechten, Landtmarschalchen, Landts-Hauptleuten, Landtvogtten, Hauptleutten, Vitzdomben, Vogtten, Pflegern, Verwesern, Ambtleutten, Landtrichtern, Schulthaisen, Burgermaistern, Richtern, Räthen, Kündigern der Wappen, Ernholden, Persevanten, Bürgern, Gemeinden vndt sonst allen andern Vnsern vndt des Reichs, auch Vnserer Königreich, Erblichen Fürstenthumb vnndt Lande, Unterthanen vndt getrewen, in was würden, Standt oder Wesen die seindt, ernstlich vndt vestiglich mit diesem brief, vndt wollen, das Sy vorgedachtte Meister vndt Gesellschaft der Freyfechter von der Feder, bei dieser vnserer Kayss. Confirmation vndt freyheitt zusamt dem ertheilten Adelichen Wappenn vndt Claineth geruhiglich bleiben, auch von vnsertwegen darbey handthaben, schützen vndt schirmen, vndt Jhuen darinnen kein Irrung noch eintrag thuen, noch iemandts anderm Zuethuen gestatten, alß lieb einem Jeden sey, Vnser schwere Vngnad vndt straff, vndt darzue ein Pön, nehmlich dreißig Marck löttiges Goldts zuuermaiden, die einieder so oft er freuentlich hiewieder thete, Vns halb in Vnser Kayserl. Cammer vndt den andern halben Theil, mehrernannten Meistern vndt gesellschaft der Freyfechter von der Feder, so hinwider beleidiget würden, vnnachleßlich zue bezahlen vorfallen seyn solle.

Mitt Vhrkhundt des Briefes besiegelt mitt vnserm Königl. Schloß zue Prag, Jren siebenden Tag des Monats Marty nach Christi Vnsers lieben herrn vndt Schligmachers Geburth Sechszehnhundertt vndt im Siebenden, vnserer Reiche des Romischen, im zwey und dreißigisten des Hungarischen im fünf und dreißigisten, vndt des Behmischen auch im zway vndt dreißigisten Jahre.

Dieweil dann nun der Ehrenueste vndt Manhaft Heinrich Schötte also richtig wie obenerwehnt seiner geburth gutten Namens vndt ehrlichen wohlvorhaltens bal-

ber, wie auch in seiner Kunst genugsamb approbiret von Uns befunden, vndt sich also erzaigett, das Uns vndt mennigklichen eine volkhommene Satisfaction geschehen. Alß thuen wier Ihm mehrgedachten Heinrich Schötte darauf Kraft dieses habenden kaiserlichen Privilegien, vndt dieser offentlichen freywilligklichen mittgetheilten Zeugnuß wie vor auf der Fechtschuel mündlich geschehen, Also nochmals hiemitt schriftlich nicht allein zue einem approbirten Meister des langen Schwerdts von der Feder frey offentlich erkhennen, Annehmen, confirmiren vndt bestettigen, sondern auch des Adelichen von Höchstgedachter Kaiserl. Majestät allen approbirten Meistern des langen schwerdts von der Federn allergenedigst mitgetheilten Wapens vndt Clainoth theilhaftig machen, vndt daneben ihme auch diese Freyheit kreftiglich geben, auch wißentlich vndt guttwilligklich ertheilen. Solchergestaldt das wo Heinrich Schötte in eine Stadt keme alda ein freyfechter schul halten wollte, solle der freyfechter zurückstehen vndt diesen Heinrich Schötte approbirten Maister des langen Schwerdts von der Feder krafft iezgedachten kayf. Privilegii vndt Freyheits Begnadung, den Vorzugk lassen.

Zue Vhrkhundt vndt bestättigung der Wahrheitt auch mehrer Versicherung haben Wier obgedachte Vorordnete Obman vndt Hauptleutt dieses mitt dem anhang des General insiegelß der Approbirten Meister des langen Schwerdts von der Feder confirmiret, becräftigett vndt wißentlich vorfertigett. Geschehen in Praag den 15ten Monatstag Juny Im eintausend Sechzenhundert vndt Achten Jahr ꝛc.

Nächst den kais. Privilegien hatte man auch Ordnungen welche die Städte gemacht hatten, um Unfug zu vermeiden. Die erste ist am 9. Jan. 1596 zu Augsburg gegeben, (*) und eine andere ist vom 13. Jan. 1611 datirt. (**)

Zu Nürnberg wurden die Fechterspiele ebenfalls unter obrigkeitlicher Aufsicht gehalten. Seit 1603 waren immer zwei Herren des Raths dabei. (*)

Die erste obrigkeitliche Verordnung zu Breslau erschien am 9. Sept. 1606 und mag sie hier unabgekürzt und in der Schreibart unabgeändert folgen:

Demnach ein Erbar hochweiser Rath dieser kaiserl. und Königl. Stadt Breßlaw, die Fecht Schulenn wegen guter Uebung zugelaßen, auch in diesem Hofe zu deromaßenn Uebung ein schranken erbauet worden, und aber viell derjenigen, so zuzusehen pflegen, bißanhero sich in schranken eingedrungen, dadurch nicht allein die Fechter gehindert, und der Platz verengert, sondern auch oftmals Zangk, rauffen, und schlagen darauß erfolget. Alß will hochgedachter Erbar Rath, deromaßen Verordnungk abgeschafft vnd im Ernst befohlen haben, das alle die so dem Fechten zuzusehen lust haben, Außerhalb des schrankens vorbleiben vnd allein folgende Perschonen hinein gelaßen werden sollen, Alßo Nemblich Eines Erbarn hochweisen Raths verordnete Schutzhalter, als Jacob Hemmerle, vnd Hanß Händl, vnd die so künftigk geordnet werden, die Freyfechter vnnd Schüler, so deßelben Tages ein schul Recht thuen wollen, sowohl die Spielleutt vnnd Jungen, so die Wehren auf die Schule tragen, vnd Zwene Schwerdtdiener. Ueber jetzt bemeldte Perschonen aber sollen die Fechter niemanden mehr in den Schrankenn mit nehmen.

Da nun hierüber sie Jemandt eindringen vnd auf der Schutzhalter gütliches ermahnen, nicht davon abstehen wollte, Kegen deme oder denen wil Ein Erbar Rath der Stadt mit ernster Strafe vorfahren, Darnach sich menniglich zu richtten vnd vor vnglimpf vnd Ungelegenheit wirdt zu hütten wißen. Zu Vhrkundt hatt Ein Erbar Rath der Stadt Insiegel hierauf druckenn laßen. Geschehen 9. Sept. 1606. (*)

Diese Ordnung ward am 6. Dec. 1614 (**) und am

9. Mai 1615 (20) erneuert. Ein renovirtes Patent, wegen der Fechtschule erschien am 5. April 1625 und verbietet unter andern im §. 1. das Zudrängen. Im §. 2. werden alle — Unziemliche stücke — verboten, nemlich das — schädtliche Beinhauen, Knopfstoßen, niederwerfen, über die Stangen schlagen, Rommeln vnndt dergleichen, so wieder Fechters Brauch lauffen. Im §. 3. wird das hadern, schmehen, schelten vnd abscheuliche geschren gänzlich unterſagt. Nach §. 4. soll sich niemand gegen andere mit Worten und Werken, oder Ausforderungen vergreifen. (21)

Dieses Patent wurde am 22. Febr. 1642 nochmals bekannt gemacht. (22) Das letzte Decret wegen der Fechtschulen erging am 6. Dec. 1674. (23)

Außer diesen obrigkeitlichen Festsetzungen, hatten die Fechter auch unter sich Ordnungen gemacht. So in Augsburg, woselbst der Magistrat sie 1568, 1596 und 1611 bestätigte. (24) Am 31. März 1653 errichteten die Marxbrüder zu Frankfurt am Main, unter sich eine Ordnung welche der dortige Rath am 13. Oct. 1660 bestätigte. Ein Fechter, Jeremias Tschenke, zeigte sie in Breslau vor. (25)

Nach diesen Privilegien und Ordnungen waren die Fechter berechtiget, jemanden der Proben ausgestanden und Geschicklichkeit gezeigt hatte, zum Meister zu schlagen. In den Chroniken findet sich nur ein Beyspiel, daß diese Feierlichkeit in Breslau vorgekommen ist. Es heißt darin, am 23. Nov. 1597 hat der Marxbruder Weishaupt beim grünen Baum zu Breslau, den Rothplatz, einen Kürschnergesellen von Thorn, mit einem Schwerdte creuzweise über die Lenden und also zu einem Meister des langen Schwerdts geschlagen. Er kniete auf zwei Schwerdter und mußte schwören, sich in zwey Jahren hinaus nach

Frankfurt am Main zu geſtellen, auch dabei zu leben und zu ſterben. (**)

Die Geſchicklichkeiten und Vorzüge der Fechter gaben Veranlaſſung zu langen Titeln. Hier iſt der von Jeremias Tſchencke, der in Breslau Schutzhalter oder Vorſteher der Fechter und Fechtſchulen am 15. Aug. 1672 war. Er nannte ſich: Jeremias Tſchenke, von St. Marco und Leuenbergen, der Röm. Kaiſ. auch zu Hungarn und Böheimb Königl. Maj. und des heil. Röm. Reichs getreuer, der militariſchen Exercitien ein Hauptmann, und Kunſterfahrner, auch über dero kaiſerl. Freyheit von St. Marco und Leuenbergen Verordneter, und in der Reichs-Canzelley Confirmirter, der vier Deputirten und Geſchwornen Einer, und Schutzhalter der Kayſerl. und Königl. Haubt Stadt Breßlau ꝛc. (**)

Ohngeachtet die Fechter einerlei Privilegia, Vorrechte ꝛc. hatten, ſo unterſchieden ſie ſich doch. Man hatte Federfechter und Marxbrüder. Es kommt mir dieſe Sache vor, wie bei manchen Revüen und Manoeuvers, wo ein und dieſelben Truppen, von gleicher Geſchicklichkeit, gehörig getheilt, Freund und Feind darſtellen. Nur gehen dieſe Uebungen friedlicher ab, und es wird kein Blut vergoſſen. Bei den Fechtern war es anders, da flos Blut und gemeiniglich hatten, wenigſtens in Breslau, die Federfechter die Oberhand. Daß dieſes oft zu bittern Händeln Anlas gab, iſt leicht zu erachten. Ehe noch das Fechthaus zu Nürnberg 1628 erbauet war, kamen ſchon 1553 die Feſtſetzungen vor, daß die Federfechter ihre Schule im Heilsbronner Hofe, und die Marxbrüder die ihrige im goldenen Stern halten ſollten, um Händel zu vermeiden. (**)

In Breslau fand der Unterſchied der Federfechter und Marxbrüder zwar ebenfalls ſtatt, nur daß ſie zuſammen

auf einem Schauplatz fochten, sei es auf der eigentlichen Fechtschule, oder wohin sie berufen wurden. Bei manchen Gefechten, besonders 1589 und 1592 ging es den Marxbrüdern sehr übel. (*)

Die Geschichte hat uns zwar mehrere Namen der Fechter der letztern Jahrhunderte aufbewahret, aber nicht dabei erwähnet, wer und was sie waren. Daß es Personen waren, die Geschicklichkeit im Fechten besaßen, versiehet sich wohl von selbst, mehr waren sie nicht durch Stand ꝛc. ausgezeichnet. Die Geschichte nennt uns Studenten, Schreiber, Kürschner-, Seifensieder-, Tripp- und Sammtmacher-, Schneider-, Schuhmacher-, Seiler-, Stricker- und Taschner-Gesellen, auch Trabanten.

Sonst standen die Fechter unter dem Schutz der Universität zu Leipzig, aber nach der churfürstl. Festsetzung um 1567 wurden diejenigen Fechter, welche Handwerksgesellen waren, davon ausgeschlossen. (**)

Ob zwar in den meisten bedeutenden Städten Deutschlands sich Glieder dieser Fechter-Brüderschaft befanden, und Fechtschulen hielten, so war doch Frankfurt am Main der Hauptsitz dieser Kunst. Die dortigen Fechtmeister hatten Macht und Gewalt, während der Messe, andere Fechtmeister zu machen, und ihnen den Titel der Meisterschaft zu geben. Den Frankfurter Bürgern ward von Kaisern und Königen dieses besondere Recht gegeben, so daß keiner, an einem andern Ort, den Namen eines Freifechters erhalten konnte, als nur allein zu Frankfurt am Main. (***)

Hans Sachs bestätiget dies in seinen Gedichten: Er sagt:

Welcher wil Meister seyn des schwerdts
in diesem ritterlichen Scherz,
derselb in die Herbstmess allein
zieh hin gen Frankfurth am Mayn,

alda wird er examinirt,
von dem Meiſter des ſch werdts probirt ꝛc.

Aus dem Vorſtehenden iſt abzunehmen, daß die Fechter zwar ihre Verbindungen und Geſetze hatten, doch lebten ſie nicht in beſondern Geſellſchaften, ſondern jeder ging ſeinem Gewerbe nach, arbeitete als Handwerksgeſelle hie und da, und wanderte ſo wie jetzt. Waren in einer Stadt mehrere Fechter zuſammen, ſo beſchloſſen ſie eine Fechtſchule zu halten, um ihr Geſchick zu zeigen, oder auch daneben Geld einzunehmen, und ſo wurde ſie angekündiget. Es gehörte damals zum guten Ton, bei beſondern Feyerlichkeiten, zu Erhöhung des Genuſſes, eine Fechtſchule halten zu laſſen, wozu man die Fechter berief, ſo wie man jetzt bei Feſtlichkeiten Tafelmuſiken mit Sang und Klang hat.

Als Kaiſer Maximilian 1500 einen Reichstag zu Augsburg hielt, wurden als Luſtbarkeit auch Fechtſchulen gehalten, (*) und 1575 ließ der damalige Schleſiſche Kammer-Präſident Senfried von Promnitz auf dem Kaiſershof in Breslau, zu Ehren der verſammelten Fürſten und Stände, eine Fechtſchule halten. (**)

Im März 1594 befanden ſich verſchiedene Deutſche Fürſten in Breslau, welche einige Tage lang auf dem Kaiſershof wohnten. Sie ließen eine Fechtſchule halten. Sie zogen zum Türkenkriege nach Ungarn, und wollten vermuthlich vorläufige blutige Schauſpiele ſehen. (**)

Hatte man keine Fechter in der Nähe, ſo ließ man ſie kommen. 1602 bat ſich Friedrich Herzog von Würtemberg von dem Rath zu Nürnberg vier bis fünf Fechter aus. Man ſandte ſie nach Stuttgard, und gab ihnen Zehrgeld mit. (**)

Am 14. May 1504 ward etlichen anweſenden Fürſten zu gefallen, auf öffentlichem Markt zu Leipzig eine

Fechtschule gehalten. (*) Dasselbe geschahe bei gleicher Veranlassung am 8. Juli 1612. (*)

König Sigismund III. war 1623 im Juli zu Danzig. Man suchte ihn und die Seinigen zu unterhalten, und unter andern veranstaltete man eine Fechtschule auf einem dazu angerichteten Theater. (*)

Als Herzog Heinrich Wenzel zu Bernstadt, als kaiserl. Ober-Amts-Verwalter in Ober- und Niederschlesien 1636 nach Breslau kam, um die kaiserl. Huldigung von neuem zu nehmen, Beschützung der Privilegien, der Religion ꝛc. zu versprechen, und alles (wegen Anhänglichkeit an Schweden und Sachsen) zu vergeben, so hatte man viel Festlichkeiten. Man ließ auch eine Fechtschule halten, warf Geld aus ꝛc. (*)

Auffällig ist es, daß in der frühern Zeit Geistliche von ansehnlichem Range, dieser, gemeiniglich blutigen Lustbarkeit, beiwohnten und sie veranstalteten. Möglich, daß der Ton die Gefühle und die Regeln, welche die Geistlichen zu predigen hatten, überstimmte.

So ließ 1575 der Bischof zu Breslau, Martin Gerstmann, bei Gelegenheit eines Fürstentages, wo Fürsten und Herren auf dem Dom bei ihm speiseten, eine Fechtschule halten. (*) Die Chronik sagt davon — sie schlugen sich mannlich und die Federfechter thaten das Beste. Einige Tage darauf war auf dem Kaisershofe eine große Gasterei, wobei wieder eine Fechterschule gegeben wurde. Bei dieser Gelegenheit sind 19 Meister und Schüler blutrünstig geschlagen. (*)

Selbst beim Breslauer Kloster zu St. Vinzenz, von Prämonstratensern bewohnt, fand einst am 10. Juli 1589 eine solche Belustigung statt. Der Prälat Johann VIII. (Johann Cunischwitz auch Cruischwitz genannt) hielt nach den Worten der Chronik — ein Stadtlich

freßgelacht, vnd hat viel prelathen vom Thumb beyn ihm gehabt, da hat man im Kloſter (wahrſcheinlich auf dem freien Platz vor demſelben) eine groſſe fechtſchulen gehalten, viel Geld auf geworfen (gewettet) vnnd die federfechter haben das beſte darinnen gethan. (*)

Auch bei andern Feierlichkeiten, durften die Fechtſchulen nicht fehlen. Zum Beiſpiel wurden zu Augsburg bei Gelegenheit eines groſſen Schieſſens 1509, Fechtſchulen gehalten. Nächſtdem andere Luſtbarkeiten, als Armbruſtſchieſſen, Büchſenſchieſſen, Schauſpiel, Ringen, Tanzen, Wettlaufen, Steinſtoſſen, Glückstopf, Kegeln ꝛc. Alles hatte Gewinn. Der Chroniſt ſetzt ſchalkhaft hinzu; — daß ich nit ſage von dem, daß auch demjenigen, ſo die gröſte Lügen thun köndte, einen gewiſſen Gewinn erhielt. (**)

Wenn es auch aus dem Vorſtehenden dadurch erklärlich iſt, daß dieſe, gemeiniglich blutigen Schauſpiele, von Männern, aus Fürſten, Kriegsleuten, ſelbſt Geiſtlichen beſtehend, angeordnet und bezahlet worden ſind, ſo iſt doch zu vermuthen, daß auch Frauenzimmer dieſen traurigen Scenen beigewohnt haben. Aber daß man ſelbſt bei Vermählungen und bei Abholungen von Bräuten, Fechterſpiele anſtellte, iſt zwar Thatſache, aber nach unſern jetzigen Meinungen, ein blutiges Vergnügen. Entweder die feinen Gefühle der Frauenzimmer wurden dadurch ſehr angegriffen, oder Mode und Ton der damaligen Zeit hatte ſie noch nicht ſo reizbar gemacht, wie jetzt.

Bei Gelegenheit einer fürſtlichen Vermählung zu Brieg im Mai 1577, hatten die anweſenden Fürſten gute Fechter mitgebracht. Chriſtoph Vincentius, ein Seifenſieder von Liegnitz, that allen Federfechtern einen groſſen — Spott — an, denn er konnte die Schule, welche er gehalten, nicht ausſtehen (ausführen), ſondern

Schwerdt Michel, ein Marxbruder, hat mannlich ausgefochten und den Sieg erhalten. (**)

1582 im Sept. bei einer andern fürstl. Vermählung in Brieg, ward ebenfalls eine Fechtschule angeordnet. Hans Manhöffer, Student und Freifechter, hielt eine ritterliche und mannhaftige Fechtschule. Die anwesenden Fürsten warfen viel Geld aus, und die Fechter auf beiden Partheien haben sich so wohl darum geschlagen, daß man etliche mußte von der Schule hinwegschleppen. Der Chronist setzt hinzu, — ich habs bald besser nicht gesehen. (**)

Auch die Gemalinnen der Fürsten unterhielt man mit diesen blutigen Lustbarkeiten. Als 1583 Herzog Ludwig von Würtemberg nebst seiner Gemahlin durch Nürnberg reisete, sollte unter andern auch eine Fechtschule gehalten werden, aber die Fürstin starb. (**)

Wladislaus IV. empfing 1645 seine Gemahlin, eine Herzogin von Mantua, zu Danzig, bei welcher Gelegenheit eine Menge Lustbarkeiten angestellet wurden. Am 18. Febr. — wurd Ihr. Maj. eine Fechtschule auf offentlichem Marckte gehalten, bey welcher die Federfechter die edlen Sarmaten, die Marcus-Brüder aber die berühmten alten Gothen präsentirten. (**)

Auch an den Tauftagen hoher Personen, wurde Gebrauch von diesem Vergnügen gemacht. So wurde 1581 bei der Taufe des Marggrafen Christian zu Berlin, eine Fechtschule gehalten, (**) und als dem Herzog Friedrich Wilhelm zu Weimar am 8. Mai 1584 eine Prinzessin geboren ward, wurden am Tauftage Ringrennen, Fußturnire, Fechtschulen und andere Lustbarkeiten gehalten. (**)

Die Fechtschulen hielt man mehrentheils unter freiem Himmel, bald auf bloßer Erde, bald auf besondern Ge-

rüste. Späterhin wurden Häuser zu diesem Zweck eingerichtet, jedoch hinderte dieses die Fechter nicht, hie und da bei Feierlichkeiten hinzugehen, um daselbst ihre Kunst zu zeigen.

Zu Breslau hielt man anfänglich die Fechtschulen auf einem langen Saal des Rathhauses, die Schubänke genannt. Früherhin ließen sich auch hier die Meistersänger hören. (*)

In der folgenden Zeit scheinet das Haus zum grünen Baum auf dem Ketzelberge gewählt worden zu sein, weil darin der Fechterkünste bei den Jahren 1592 und 1597 gedacht wird. (**)

Einige Jahre darauf kommt der goldene Adler auf, wo am 9. April 1600 Hans Hännlein, ein Kürschner und angelobter Meister des langen Schwerdts eine Fechtschule hielt. (**) Das Haus hatte schon 1598 dieses Zeichen, und der Nahme ist bis heute (1817) beibehalten worden. Es liegt auf der Carlsgasse und ist mit Nr. 729 bezeichnet.

Außer diesem feststehenden Punkte in Breslau, wo man Fechterspiele sehen konnte, gab es auch andere, die nach Belieben und dem Wohnorte der Festgeber gewählt wurden. So focht man auf dem Dohm, vor dem Vinzenz-Kloster, auf dem Kaiserhofe, um aus den Fenstern diese Lustbarkeit sehen zu können.

In Thorn hatte dieses Schauspiel um 1612 wahrscheinlich ebenfalls seinen bestimmten Punkt, denn es heißt, daß 1614 ein anderer Platz dazu eingeräumet worden. (**)

Danzig hatte 1645 ein eigenes Gebäude, die Fechtschule genannt. (**)

Zu Nürnberg wurden 1576 die Fechtschulen auf dem St. Egidien Hof und in Gasthöfen gehalten. (**) 1588

wurde der Hailsbrunner Hof dazu gewählet, doch konnte auch statt dieses Punkts der goldene Stern gewählt werden. (*)

Späterhin entschloß man sich in dieser Stadt ein eigenes Fechthaus zu bauen, welches 1628 fertig wurde. Es lag auf der Schütt, wo die Pegnitz eine Halbinsel bildet. In dem sehr geräumigen Viereck, welches dreifach übereinander stehende Gallerien umschließen, wurden in der frühern Zeit die Fechtschulen gehalten. Nachher Thierhetzen, Komödien und andere Spektakel gegeben. Kunstfeuerwerker, Pferdebereiter, Seiltänzer, Luftspringer u. s. w. wählen noch heutiges Tages (1812) diesen Ort, ihre Künste zu zeigen. (**) Dieses Gebäude erhielt folgende Inschrift:

Gymnastica Martis et Artis Imperante Ferdinando II. Semp. Aug. Hung. Bohem. Rege. Ludis Gymnicis, Scenicis aliisque publice faciendis, ut essent virtuti incitamento, vitiis terriculamento, civibus oblectamento, S. P. Q. Norimb. has Aedes F. F. 1628. (*)

Zu Wien wird fast sonntäglich im goldenen Hirsch, gegen billige Preise eine Art Fechtschule gehalten, wo Handwerksleute ihre Tapferkeit mit Rappiren, hölzernen Säbeln, Schlachtschwerdtern, Stangen und mit Fahnen-Schwingen ihre Geschicklichkeit zeigen. (**)

Mehrentheils waren äußere Veranlassungen schuld daran, wenn keine Fechtschulen gehalten werden durften. In Nürnberg waren seit 1551 keine gestattet worden, weil der Krieg mit dem Marggrafen von Brandenburg im Gange war. 1561 wurden sie wiederum erlaubt. Einem Schumacher, Andres Stengel, wurde es verwilliget. (*1)

Es muß nachher in dieser Stadt wieder verboten sein Fechtschulen zu halten, denn es heißt, daß am 17. Juni

1582 Melchior von Hahn, ein Kürschner und berühmter Meister des langen Schwerdts, Fechtschule gehalten habe, — dergleichen in vielen Jahren nicht gewesen. (*2)

Wegen einer in Nürnberg herrschenden großen Sterblichkeit, verbot man 1585 die Fechtschulen und erst 1593 ließ man eine auf dem Egidienhofe statt finden. (*3) Warum übrigens am 20. Juli 1691 durch ein Mandat des Raths daselbst, die Fechtschulen verboten wurden, ist unbekannt. (*4)

In Breslau gab der Rath am 5. April 1598 die Fechterspiele förmlich wieder nach, weil der Türkenkrieg sich geendiget hatte, (*5) daher zogen sie mit Trommeln und Pfeifen um den Ring bis zur Fechtschule. Viele Jahre lang durfte das nicht geschehen, und man zog nur stille umher. Dem Fechter Paul, einem Schreiber, wurde aber das laute Verkündigen erlaubt. (*6)

„Am 9. April 1600 wurde zu Breslau mal wieder gefochten, welches wegen großen Sterbensläuften, in langer Zeit nicht geschehen war." (*7)

Eine besondere Verordnung des bresl. Raths vom 24. Febr. 1616 bestimmte die Zeiten, wann keine Fechtschulen gehalten werden könnten. (*8)

Noch gehört hierher, daß nach der bresl. Schulordnung von 1570 die Gymnasiasten nicht fechten lernen, auch die öffentlichen Fechtschulen nicht besuchen sollten, indem daraus — „viel ander vnrath dem Studiren vnd gutten Sitten, abbrüchlich vnd hinderlich erfolget."

Gemeiniglich wählte man den Sonntag zu den Fechtschulen, um desto mehr Zuschauer zu erhalten. In Nürnberg eiferte man sehr dagegen und diese Lustbarkeit wurde auf den Montag verlegt. Nach der Willkühr der

Stadt Cößlin in Pommern, vom 7. Sept. 1666 sollte Sonntags das Fechten nicht verstattet sein. (**)

An dem Tage des Fechtens machten die Fechter einen Aufzug mit Trommeln und Pfeifen, und Einer rief die Fechtschule aus. Anschlagezettel waren damals noch nicht bekannt. Indessen hatte diese Einladung an die Schaulustigen in Breslau gewiß einen so sichern Erfolg, als jetzt durch die gelegentlichen, freilich prächtigern Aufzüge, der — spanischen Reiter — herbei gezogen werden.

Zur Zeit der Türkenkriege wurden zwar in Breslau Fechterspiele bisweilen erlaubt, aber die Ankündigung geschahe ohne Musik, ganz stille. (*°)

Häufig wurden wohl die Fechtschulen gehalten, um Gewandheit und Geschicklichkeit zu zeigen, wenn aber die Fechter zu den Vornehmen eingeladen wurden, um bei den Schmäusen ꝛc. eine Schule zu halten, dann wurden sie entweder besonders bezahlet, oder Geld unter sie ausgeworfen. Trieben sie ihre Künste in den dazu bestimmten Gebäuden, so wurde beim Eintritt bezahlet. Der Rath zu Nürnberg verordnete am 23. April 1609 daß jeder Zuschauer einen Kreuzer bezahlen sollte. Vorher gab man nur 3 Pfennige. (*²)

Nach Vollendung des neuen Fechthauses zu Nürnberg in 1628 wurde die Festsetzung gemacht, daß das Geld der — Spectatoren — halb dem Hospital, und halb dem, der die — Comödien — Fechtschulen, und andere Kurzweil — hält, gereicht werden sollte. (*³)

Vom Eintritts-Gelde bei den Fechtschulen in Breslau, ist nichts ausfindig zu machen gewesen.

Die Art zu fechten und die Geschicklichkeit der Fechter, beschreiben die Chroniken nur schwach, und man würde kaum etwas jetzt davon erzählen können,

wenn nicht Hans Sachs das Nöthige davon in Versen beschrieben hätte, und so mag denn hier sein Gedicht stehen, wenn auch nicht alle Ausdrücke uns jetzt verständlich sind.

Hans Sachs von den Fechtern.

(Der Anfang worin überhaupt vom Kämpfen die Rede, ist, als hierher nicht gehörig, ausgelassen.)

Welcher wil Meister seyn des Schwerdts
in diesem ritterlichen Scherz
derselb in die Herbstmeß allein
zieh hin gen Frankfurt am Mayn,
alda wird er examinirt,
von dem Meister des Schwerdts probirt
in allen Stücken hie unberührt,
was einem Meister zugebührt,
Fechtens Kunst den verborgnen Kern;
kann er das meisterlich bewehrn
Alsdenn man ihn zum Meister schlägt,
Sankt Marxen Bräderschafft entpfäht.
Nachdem mag er auch Fechtschul halten
auch Schüler lehren und verwalten,
in allen ritterlichen Wehrn:
Erstlich im langen Schwerdt mit Ehren
Messer, Spieß, und der Stangen warten,
in Dolchen und der Helleparten
Jedlichs nach Art mit seinen Stücken.
So mag in Ehren ihm gelücken
wo er Schul hält im ganzen Reich
in Fürstenstädten dergeleich,
durchauß im ganzen Deutschen Land.
Ich sprach: wie sind die Stück genand
die man muß lehren im Anfang?
Er sprach: der Kunst zu eim Eingang
lehrt man ober und unter Hau
Mittel und Flügelhau genau
auch geschloßen und einfachen Sturz
den Tritt dazu, auch lehrt man kurtz
den Posen, und ein Aufheben

Außgäng und Niederlegen eben.
Ich bath: Lieber Meißter, zeigt, an
Wie nennt man die Stück vor dem Mann?
Er sprach: Ob ich dirs gleich thu nennen.
kanst du die Stück ohns Werck nit kennen,
weil du nit hast gelehrt die Kunst
doch ich dir auß besonder Gunst
Etlich Häu und Stück nennen wil
die meisterlich sind und subtil:
der Zornhau und Krummhau schaw
Zwerchhau, Schillerhau, Scheitlerhau,
Wunder Versatzung und Nachreisen,
Ueberlauff, Durchwechsel etlich heissen,
schneiden, hauen, Stich im Winden,
abschneiden, bengen und anbinden.
Die Kunst helt inn vier Leger klug:
Alber, Tag, Ochs und den Pflug.
Noch sind der Stück viel alle sander,
daß nimmer eines bricht das ander,
doch in dem alln ein Fechter merk
auf die vier bloß, auf Schwach und Stärk;
der höchsten Ruhe all mahl wahrnehm,
Sein Zorn selber brech und zähm.
Noch sind vorhanden viel Kampfstück
wie man ein'n werffen soll an Rück,
Beinbrüch, Gemächt Stöß und Armbrechen,
Mordstöß, Fingerbrüch, zum Gsicht stechen.
Ich sprach: Ich bitt euch, sagt mir auch,
weil Kämpfen nit mehr ist im Brauch,
Waß ist die Kunst des Fechtens nütz?
Er sprach: Deiner Frag bin ich urdrütz,
Iaß Fechten gleich nur ein Kurzweil sein,
ist doch die Kunst löblich und fein
Adelich, wie Stechen und Turniren
als Seitenspiel, Singen, Quintiren,
Vor Frauen, Rittern, und vor Knechten,
wo man ein lustig Spiegelfechten
Ziert mit manchem artlichen Sprung
das erfreuet wohl alt und jung,

Auch macht Fechten, wer es wol kan,
hurtig und thätig ein'n jungen Mann,
Geschickt und rund, leicht und gering
Gelenck, fertig zu allem Ding,
gen den Feind herzt und unverzagt
Tapfer und keck ders mannlich wagt,
Kühn und großmütig in dem Krieg,
Zu gewinnen Lob, Ehr und Sieg,
macht mit ihm keck ander wol hundert.
Ohn Noth des Fechtens Kunst dich wundert
Weil auch erlangt die ehrlich Kunst
Bey Fürsten und Herrn Gnad und Gunst,
Provision und Dienst allzeit.
Auch wird mancher Fechter gefreyt
von Fürsten oder Königlich Majestat
daß er Macht Schul zu halten hat,
Samb er ein gschlagner Meister sey.
Mein Freund nun hast vermercket bey
mit kurzen Worten gar genung
der löblichen Kunst Ursprung
in großer Würd gehalten lang,
auch wie sie itzund sey im Gang,
darmit mannicher Meister mehr
Erlanget gleich den Alten Ehr.
Daß die Kunst zunehm, blüh und wachs
In Ehr und Preiß, das wünscht Hans Sachs. (**)

Daß diese Fechter geschickte und entschlossene Leute waren, kann man schon daraus abnehmen, daß sie den Gefahren der Verwundungen und selbst des Todes bei ihren Uebungen sich Preis gaben, theils der Ehre, theils des Gewinnes wegen. So that 1577 ein Fechter in Danzig bei der Belagerung dieser Stadt gute Dienste, er blieb aber in einem Angriffe des Feindes. (*)

Ein berühmter Fechter, Meister des langen Schwerdts, Melchior von Hahn genannt, seines Handwerks ein Kürschner, hielt zu Nürnberg 1582 eine Fechtschule. Unerwartet kamen etliche Sächsische Trabanten dazu, die ihm

zwar heftig zusetzten, aber doch nicht verletzen konnten. (*)

Um Kunst und Geschick zu zeigen, mußte bei den Fechtschulen oft Blut fließen, denn wenn es beim Jahre 1575, wo Bischof Gersimann zu Breslau eine Fechtschule halten ließ, heißt, daß die Fechter sich — „Mahnnlichen" — geschlagen haben, so ist es gewiß nicht ohne Blutvergießen abgegangen. (**)

Bestimmter wissen wir, daß bei der Fechtschule auf dem Kaisershofe zu Breslau, in eben diesem Jahre gehalten, neunzehn Fechter wund geschlagen worden, (***) und 1582 wurden bei einer Fechtschule zu Breslau viele so geschlagen, daß sie sich mußten wegschleppen lassen. (†)

In einer Bresl. Chronik (††) heißt es: daß am 19 April 1593 die Marxbrüder, bei Gelegenheit einer Fechtschule im grünen Baum, einen unglückseligen Tag gehabt hätten, denn sie alle Blut geben mußten.

Solche Kämpfe führten oft den Tod herbei. Am 15. Juni 1567 wurde Elias Anfang, eines Taschners Sohn zu Breslau, durch zwei Wunden von einem Pohlen getödtet. (‡)

Am 5. Jan. 1607 wurde zu Nürnberg ein Fechter so sehr in das Auge und durch den Kopf gestoßen, daß er den andern Tag darauf starb. (‡‡) Eben daselbst bekamen 1612 zwei Marxbrüder Streit. Einer stach den andern sehr gefährlich und entlief. Der Gestochene wurde wieder hergestellt, und die Sache wurde vertragen. (§)

Zu Breslau wurde am 14. Sept. 1614 ein Fechter auf der Fechtschule von einem andern Fechter ins Auge gestoßen, daß er wenig Stunden darauf starb. (§§)

In Nürnberg wurde 1615 bei einer Fechtschule im

Hellsbrunnerhofe, ein Fechter Hans Zapf, von einem andern, Jacob Petermann, mit Dolchen und Degen erstochen. (**) Die Strafe war gelinde und bestand blos darin, daß der Thäter sich ein Jahr lang des Fechtens enthalten sollte. (**)

Zu Augsburg stach 1615 ein Klopffechter einen andern mit einem abgebrochenen Rappier in das Auge, daß er bald darauf starb. Zu Vermeidung mehrerer Unfälle wurden die Fechtschulen abbestellt. (**)

Am 25. Sept. 1644 focht ein Fechter, ein Schneidergeselle, auf der Fechtschule zu Breslau mit Rappieren mit einem Strickergesellen. Ersterer stieß ihn ins Auge, und letzterer starb noch denselben Abend. (**) Es war ein Marxbruder. Der Schneider saß etliche Tage im Stocke, mußte aber nachher die Stadt meiden. (**) Diese Strafe scheint geringe zu sein, und doch hatte man sie schon geschärft, weil der Thäter schon einen erstochen hatte. (**)

1715 am 14. April erstach ein Fechter, ein Kürschnergesell, einen Studenten. (**) Die Bestrafung ist unbekannt, so wie die eines Schumachergesellen, der einen Kürschnergesellen im Fechten ins Auge gestoßen, wovon er den andern Tag starb. Damals gaben die Schöppen ein Urtheil ab: Homicidium auf der freien Fechtschule commissum ordinarie, non punitur. (**)

Ernstlicher verfuhr man mit den Fechtern, welche im Bewußtsein ihrer Stärke und Geschicklichkeit, ausser der Fechtschule Händel anrichteten. Am 22. April 1586 verwundete zu Breslau ein Kürschner und Freifechter einen Tuchscherergesellen sehr übel, so daß er in einigen Tagen starb. Der Thäter entlief, (**) hätte man seiner habhaft werden können, so würde es ihm ergangen sein wie dem Freifechter Martin Ferdinand, einen Mohr,

seines Handwerks ein Seiler. Er hatte am 3. Mai 1593 einen Goldschmidtsgesellen auf dem Nicolaikirchhofe zu Breslau dergestalt in einen Schenkel gehauen, daß er in wenigen Tagen starb. Am 5. Juli 1593 köpfte man den Mohren. (*)

In eben dem Jahre wurden zu Breslau zwei Fechter hingerichtet, weil sie im Streit auf freier Straße — Leute erhawen — hatten. (*)

Noch ist hier der Tod eines Fechters zu erwähnen, dessen Geschick nach den Chroniken allgemein bewundert, so wie sein Absterben allgemein bedauert wurde. Er scheint der Günstling des damaligen Publicums gewesen zu sein. Er hieß Johann Canttor, war von Nürnberg und ein Federfechter. Am 22. Juli 1596 gab er seinen Valetschmaus, und wollte sodann wieder in sein Vaterland gehen. Man aß, trank und war lustig, machte vielleicht noch Künste und unter andern schlug Canttor mit seinem Degen über eine Bank, wovon er krumm wurde. Er trat auf den Degen und wollte ihn gerade ziehen, schnitt sich aber in die Wade, verblutete sich und starb nach einer Viertelstunde. Der Chronist sagt von ihm, — es war schade Vmb ihn, er wahr ein gutter Fechter, jedermahn war ihm alhie günstig, Allein (nur) die Marxbrüder nicht, denn er tummelte Sie hestig. (*)

So wie manches Volksvergnügen aufgehöret hat, so erging auch über die Fechtschulen ein gleiches Schicksal. In Nürnberg wurde schon 1631 vieles gegen die Fechtschulen geredet, geprediget und geschrieben, aber doch erst 1698 wurden sie gänzlich abgestellet, (*) doch mag noch später dieses öffentliche Schauspiel daselbst statt gefunden haben, weil es an einem andern Ort heißt, daß in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sich noch

Klopf- und Federfechter im Fechthause haben sehen lassen. (99)

Die Fechtschule zu Augsburg hörte um 1708 völlig auf. (100)

Sonach scheinet es, daß sich diese Uebung und Volksbelustigung am längsten in Breslau erhalten hat. Daß die Fechterspiele noch 1735 daselbst im Gange waren, sagt Gomolke sehr bestimmt in folgenden Worten: — pro nono ist alhier zu finden eine öffentliche privilegirte, mit Gängen für die Zuschauer erbaute Fechtschule, für die sogenannte Klopffechter nach alter Gewohnheit anderer großen Städte Deutschlands, worinnen denen Zuschauern zur Lust, aus denen zwey Güldten oder Gesellschaften, der Marxbrüder und Federfechter, um einen gewissen Preis mit Tuchsacken, halben Piken, Schlachtschwerdtern, Hellebarden, Rappieren und Dolchen gefochten, auch bisweilen Thierhatzen und andere Lustbarkeiten angestellet werden. (100)

Aber es ist noch ein späteres Beispiel vorhanden. Als Friedrich II. zum erstenmal in Breslau war, so hatten am 5. Nov. 1741 vor dem Königl. Quartier (im nachherigen Fürstl. Hohenlohischen Hause) des Nachmittags zwei Klopffechter, so ihres Handwerks nur Schusterknechte waren, ihre Künste aber recht gelernet hatten, die Gnade auf dem Maria Magdal. Kirchhofe vor Ihro K. Maj. unter Trompeten- und Paukenschall, ihre Exercitia zu machen, so ihnen reichlich belohnet worden. (101)

Seit jener Zeit schwiegen Bücher, Journale und Zeitungen von öffentlichen Fechterspielen. In der neuern Zeit kommen einige Beispiele davon vor, und diese sollen hier der Vollständigkeit wegen, angeführt werden.

1781 ließ der Fechtmeister Anton Mire, ein öffentliches Fechtspiel zu Wien ankündigen. (102) Eben dieser

Künſtler gab 1783 auf dem Stadttheater zu Linz, Fechtſpektakel. (102)

Am 12. Juni 1807 *) ward auf dem Saale des Berliner Theaters, unter Leitung der bei dem K. Cadetten-Corps ſtehenden Lehrer, ein academiſches Gefecht gegeben. Die Eingangspreiſe waren 1 Rthlr. und auch 16 ggr. (103)

Als 1808 die franzöſiſchen Truppen in Schleſien ſtanden, gab Brunot, Sapeur und Profeſſor der Fechtkunſt beim 100. Regiment, am 27. Februar 1808 im großen Redouten-Saale zu Breslau eine Waffenübung (assaut descrime). Civilperſonen zahlten 12 ggr. und Militairperſonen 6 ggr. (104)

Die Sache mußte Beyfall gefunden und gute Einnahme verſchafft haben, denn Hr. Derapt, Academiker zu Paris und Profeſſor der Fechtkunſt im 40 Linien-Regiment, gab am 31 Juli 1808 im Lager bei Liſſa, in der Nähe von Breslau, ebenfalls einen Waffenſturm (assaut d'Escrime). Dieſer Fechtlehrer focht nicht nur mit Hrn. Charlemagne, franz. Officier und erſtem Fechter ſeiner Nation, ſondern auch mit den vorzüglichſten Meiſter im dort lagernden Corps. Man bezahlte 1 Rthlr. und auch 16 ggr. Es war für einen verſchloſſenen Umkreis und für Bedeckung gegen den Regen geſorgt. (105)

*) Schon im Winter 1802 — 3 hielt zu Berlin in der Stadt Paris der Lehrer der Fechtkunſt vom Kadettenkorps öffentlich eine Fechtübung. Er hieß, wenn ich nicht irre, Giuliani. Nur auf den Stich ward gefochten und zwar auf Franzöſiſche Weiſe, die er nur allein kannte, wie ich aus Erfahrung weiß, da ich ſelbſt einige Monate lang bei ihm Unterricht nahm. Es koſtete mir viele Mühe, ehe ich in demſelben Jahre bei dem wackern Fechtmeiſter Neur in Erlangen, der nur auf Deutſche Art und Weiſe focht, auch von dem gekrümmten Arme und den Franzöſiſchen Quangleiern entwöhnen konnte. Pg.

Am 5. April 1810 wurde zu Hamburg zum Benefiz der Mad. Schreuz, die erſte Vorſtellung von Victor oder das Kind im Walde, ein heroiſches Schauſpiel in drei Acten, mit Gefecht, Gruppen, Sprengung einer Mine, und großem Turnier gegeben. Bei dieſer Vorſtellung kam vor, — Gefecht mit Säbeln und Dolchen. — Gefecht mit Streitäxten, geendet von Ringern. — Gefecht mit Säbeln und Schildern. — Degengefecht — Gefecht von 8 Perſonen die das Turnier enden. (107)

Zu Carlsruhe wurde von fünf Fechtmeiſtern auf den 16. April 1811 ein großes Turnier auf Stoß und Hieb angekündiget. (108)

Von weiblichen Fechtern iſt nur eine Nachricht aufgefunden worden. Die Zeitungen (109) meldeten, daß 1816 in den Rheingegenden eine Madame Chelli herum reiſe, welche ihre Künſte im Fechten zeige. Zu Darmſtadt machte ſie einen Gang mit dem Hoffechtmeiſter, und einem Hauptmann von der Garde. Die Pariſer nannten dieſe Frau die italieniſche Amazone.

Von den indiſchen Klopffechtern, giebt das Morgenblatt gute Nachrichten. (110)

Nur einigermaßen kann man bieher die folgenden kleinen Nachrichten von den franzöſiſchen Fechtern rechnen, denn ſie waren mehr Lehrer in der Fechtkunſt, als daß ſie öffentliche Fechterſpiele gaben, wie in Deutſchland, und wo es oft blutig herging.

Zur Zeit Carl IX. (geb. 1550. † 1574) hatten die Fechter in Paris weder Privilegien noch Statuten. Unter Heinrich III. aber (geb. 1551 † 1589) bildeten ſie ſich in eine beſondere Geſellſchaft, welche von Heinrich IV. (geb. 1553 † 1643) beſtätiget wurde. Von Ludwig XIV. (geb. 1638 † 1715) erhielten die Fechter das Vorrecht, adeliche Wappen zu führen, und im Mai

des Jahres 1656 wurden Patentbriefe ausgefertiget, daß wenn ein Fechtmeister seine Kunst 20 Jahre lang getrieben habe, er für sich und seine Nachkommen, den Adel erhalte. ([111])

Aus einer andern Nachricht von der Fechtacademie zu Paris ([112]) ist folgendes anzuführen. Diese Academie besteht aus 20 Fechtmeistern, die vermittelst eines Privilegii, den jungen Leuten die Kunst, sich untereinander mit Anstand und nach den Regeln zu tödten, lehren. Ludwig XIV. der so strenge Zweikampfsgesetze gab, hat dieser Gesellschaft Privilegien und Würden ertheilet, wonach sie allerdings blühend genannt werden kann. Nach 20 Jahren der Fechterübungen, erlangen diese Fechtmeister, gleichsam von Rechtswegen, für sich und ihre Nachkommen den Adel.

Doch, wie alles veränderlich ist, so ist auch jetzt wohl diese Fechtkunst nicht mehr auf dem alten Fuße, denn es hieß schon 1810, ([113]) die Fechtschulen zu Paris stehen jetzt leer. Man übt sich im Schießen, und die besten Lehrer sind Lapage und Peignet.

Von Duellen kann hier nicht die Rede sein, Gefechte zwischen einzelnen Personen, oder auch mehrern, finden wohl noch statt, aber gemeiniglich sind sie unblutig. Nur die Engländer haben noch blutige Spiele, wenn auch nicht mit Waffen, doch mit den Fäusten (das Boxen) wovon wir oft und viel in den Zeitungen lesen. Zum Beschluß mag hier folgende und neueste Nachricht davon stehen. ([114])

Der erste aller englischen Boxer, Tom Belcher, hat wegen eines Zufalls, der ihm den kleinen Finger der rechten Hand lähmte, die Laufbahn eines Boxers verlassen müssen, worauf er sich unsterbliche Lorbern erboxte. Dieser berühmte Mann hat mit seiner kräftigen Faust, in

seinen Gefechten ungefähr 5 bis 600 feindliche Rippen zerbrochen und an 200 feindliche Kinnbacken eingeschlagen.

Breslau, Mai 1817.

A. v. B.

Anmerkungen.

(1) Zeit. f. d. eleg. Welt No. 185. 1808. S. 1476. — (2) Archiv für Geogr. Historie ꝛc. Wien. Oct. 1810. S. 512. — (3) Bresl. Chronik von einem Unbekannten. Th. I. 4. S. 128. Mscpt. — (4) Aus der Limburger Chronik im deutschen Museo v. Fr. Schlegel. Oct. 1812. S. 321. — (5) Paul v. Stetten Gesch. d. St. Augsburg Th. I. 4. Frkft. a. M. 1743. S. 267. — (6) Siebenkees Mat. zur Nürnb. Gesch. 1ste St. 1794. — (7) Schles. Prov. Bl. Mai 1801. S. 421. — (8) Liber definitionum Vol. X. Mscpt. S. 74. b — (9) Frkft. a. M. fol. 1706. S. 427. — (10) D. Andr. v. Assig Collectanea von Zünften und Handwerkern. Pars I. Vol. VII. fol. 73. Mscpt. — (11) f. 10. S. 73. — (12) f. 8. Lib. IV. fol. 192. — (13) f. 8. Lib. IV. fol. 191. — (14) f. 9. S. 427. — (15) f. 5. S. 738. — (16) f. 5. S. 738. — (17) f. 6. N. 13. S. 67. — (18) f. 8. Vol. IV. S. 187. b. — (19) f. 8. Vol. IV. S. 286. — (20) Liber proclamationum fol. 100. — (21) Schles. Prov. Bl. 1801. St. 5. S. 428. — (22) f. 21. S. 428. — (23) f. 8. Vol. IV. S. 286. — (24) P. v. Stetten Nachtr. zur Gesch. und Beschr. v. Augsburg 1788. S. 169. — (25) f. 10. S. 73. — (26) f. 3. T. II. S. 1171. — (27) f. 10. S. 72 b. — (28) f. b. Nr 13. S. 67. — (29) f. 21. S. 423. 424. 425. — (30) Kreußlers Gesch. der Univers. Leipzig 8. Leipz. 1810. S. 108. — (31) Math. Quaden von Kinkelbachs teutscher Nation Herligkeit. 4. Cölln a. Rh. 1609. S. 171. — (32) Werlichs Chronik d. St. Augsb. Fol. Frkft. a. M. 1595. S. 260. — (33) f. 7. S. 424. — (34) f. 7. S. 424. — (35) f. 6. N. 13. S. 67. — (36) Vogels Leipz. Annalen. Fol. Leipz. 1714. S. 331. — (37) f. 36. S. 350. — (38) Curike Beschr. von Danzig. Fol. Amst. 1688. S. 73. — (39) D. Paritius Fortsetzung des ꝛc. Diarii. Mscpt. — (40) f. 21. S. 425. — (41) f. 3. Tom. II. S. 881. — (42) f. 21. S. 425. — (43) f. 32. S. 271. — (44) f. 3. T. II. S. 897. — (45) f. 3. T. II. S. 945. — (46) Hist. Nachr. v. d. St. Nürnberg. 8. Heft 1707. S. 494. — (47) f. 38. S. 356. — (48) Versuch einer histor. Schilt. d. St. Berlin. 4 Th. 8. Berlin 1792. S. 141. — (49) Müllers Sächs. Annalen. Fol. Weimar 1700. S. 185. — (50) Lucä

Schles. Denkwürdigkeiten. 4. Frkft. a. M. 1689. S. 1385. — (51) s. 3. T. II. S. 1171. — (52) s. 3. T. II. S. 1213. — (53) s. 21. S. 422. — (54) Zernecke Thorner Chronik. 4. Berlin 1727. S. 251. — (55) s. 38. S. 356. — (56) Hist. Dipl. Magazin für das Vaterland. 2r B. 4. St. 8. Nürnb. 1784. S. 513. — (57) s. 46. S. 505. — (58) Roth Nürnb. Taschenbuch 1r B. 1812. S. 217. — (59) s. 6. St. 16. S. 268. — (60) Beschr. d. St. Wien. 8. Wien 1716. S. 54. — (61) s. 56. S. 513. — (62) s. 46. S. 492. — (63) s. 56. S. 513. — (64) s. 56. S. 514. — (65) s. 21. S. 428. — (66) s. 3. T. II. S. 1178. — (67) s. 3. T. II. S. 1213. — (68) Lib. Patent. fol. 300. — (69) Hakens diplom. Gesch. der Stadt Cöslin. 4. Stettin und Leipzig 1767. S. 56. — (70) s. 21. S. 423. — (71) s. 3. T. II. S. 1178. — (72) s. 6. St. 13. S. 67. — (73) s. 6. St. 16. S. 267. — (74) s. 10. Fol. 71. — (75) Casp. Schütz rerum prus. fol. 1599. S. 539. — (76) s. 56. S. 513. — (77) s. 21. S. 425. — (78) s. 21. S. 424. — (79) s. 21. S. 424. — (80) s. 3. T. II. S. 1023. — (81) s. 21. S. 425. — (82) s. 6. St. 13. S. 67. — (83) s. 6. St. 13. S. 70. — (84) s. 39. bei diesem Jahre. (85) s. 56. S. 514. — (86) s. 6. St. 14. S. 71. — (87) s. 5. T. I. S. 817. — (88) s. 39. — (89) Bachhaus Bresl. Tagebuch bis 1751. Mscpt. — (90) s. 21. S. 426. — (91) s. 39. S. 861. — (92) D. Rosae Colect. Respons. Scabin. Pars I. Resp. 138. Mscpt. — (93) s. 3. T. II. S. 977. — (94) s. 3. T. II. S. 1042. — (95) s. 21. S. 426. — (96) s. 21. S. 426. — (97) s. 58. B. I. S. 240. — (98) s. 56. S. 514. — (99) s. 24. S. 171. — (100) s. 21. S. 422. — (101) Nachr. u. Documente von Schlesien. 2r B. 8. 1741. S. 321. — (102) Nicolai Reisen 4r B. 8. Berlin 1784. S. 622. — (103) Journal von und für Deutschland. 1r Jahrg. 1.—6. St. 1784. S. 87. — (104) Berl. Haude ꝛc. Zeit. Nr. 82. 1807. — (105) Oeffentl. Anschlag-Zettel. Franz. u. Deutsch. — (106) Desgleichen. (107) Hamburg. Addr. Compt. Nachr. No. 27. 1810. S. 216. — (108) Der Freimüthige No. 87. 1811. S. 348. — (109) Berl. Haude Zeit. 1816. N. 71. — (110) Morgenblatt No. 305. 1814. S. 1219. — (111) Allgem. Moden-Zeit. N. 14. 1809. S. 107. — (112) Dulaure Descript. des Curiosités de Paris. T. I. 8. Paris 1791. S. 46. — (113) Morgenbl. N. 305. 1810. S. 1220. — (114) Bresl. Zeit. N. 38. 1817. S. 789.

LIII.

Der Geldkeller auf dem Löbauer Berge.

Nach einer zweiten Sage. *)

Es begab sich einst, daß eine arme Frau auf dem Löbauer Berge die Thüre des Geldkellers gewahrte, wie sie offen stand. Die Zeit aber, wo solches geschahe, war an einem Charfreitage morgens früh, als man eben vom Chore die Passion absang. Neugierig und hoffend einen Schatz und somit ihr Glück darin zu finden, so wie schon so mancher Andere vor ihr, gieng sie hinein, obschon sie einen größern Schatz, nämlich ihr einziges Kindlein auf den Armen trug. Ueberall glänzten ihr gleich hellen Karfunkeln, die Gold-, Silber- und Schau-Stükken entgegen, die in großmächtigen Braupfannen links und rechts aufgehäuft da standen. Niemand aber und nirgendwo war ein Wächter dieser Schätze zu sehen; ein runder Tisch nur stand unfern vom Eingange und einige Aepfel, so frisch wie sie nur zur Herbstzeit auf den fruchttragenden Bäumen prangen mögen, lagen darauf.

Auf diesen Tisch nun setzte sie das Kindlein nieder, damit es spielen möge mit den herrlichen Früchten; sie aber scharrete und sammelte soviel des blanken Geldes und Goldes in ihre Schürze, als sie nur ertragen konnte und trug es fürbas aus dem Keller hinaus. Alsbald nun kehrte sie wieder um, daß sie auch ihr Kindlein sich nachholen möge, was sie versäumet hatte über dem unterirrdischen Mammon. Aber, o Jammer! nimmer und nir-

*) Vergl. Bd. II. S. 105.

gends konnte sie jetzt die Thüre des Kellers wieder gewahren, zu der sie doch nur eben erst war herausgetreten, und weder Weinen und Greinen, noch Klagen und Zagen mochte ihr helfen, denn schier nicht eine einige Spur davon konnte sie noch wahrnehmen. Gar gern hätte sie nun all' ihre blanken Schätze, die sie gewonnen, dahingegeben, für den einigen Schatz, den sie verloren. Und ob sie auch ihr gehabtes Unglück denen anzeigete, die zu Rathe sitzen, so konnten sie ihr doch nicht rathen und helfen; ja alles Nachforschen, und Suchen und Graben war sonder Nutzen, so viel dessen auch auf gemeiner Stadt Kosten veranstaltet und vorgenommen werden mochte.

Was aber jene schmerzlich betrübte Mutter durch alle ihre Sorgfalt und Mühe nicht zu erlangen vermochte, das konnte Geduld und Zeit ihr gewähren. Denn als endlich wiederum die Zeit der Ostern herbeigekommen war und die Stunde, wo man vom Chore herab die Passion absang, gieng das Weib abermals hinaus, die Stelle zu suchen, wo sie vorm Jahre so glücklich und doch so unglücklich gewesen; und siehe! da öffnete sich mit einem Male wieder jene unterirrdische Pforte mit ihren Karfunkeln gleich blitzenden Schätzen. Sie aber, thränend und sehnend sahe nichts denn ihr Kindlein, das, immer noch auf jenem runden Tische sitzend, wohin sie es einst gesetzet, munter spielete mit den frischen Aepfeln und freundlich die Arme ihr entgegenstreckte. Gar gern wählte sie diesmal für all' die todten Schätze den lebenden. Doch als sie mit ihm das Sonnenlicht erreichte, erblich das Kindlein ihr in den Armen. —

Theodor Peschek.

Ob es noch mehrere Sagen als die Ihnen bereits

mitgetheilten vom Lbbauer Berge geben mag, weiß ich nicht. Sonst soll übrigens der wilde Jäger sein Wesen stark da oben getrieben habe. Die vorstehende Sage scheint eine ziemlich allgemeine zu sein, denn sie wird auch von dem unterirrdischen Schatz der Landskrone bei Görlitz und dem des Meisengrundes beim Tollenstein in Böhmen erzählt.

XLIV.

Glauben und Gebräuche der Litthauer.

(Beschluß.)

Wer am Charfreitage eine Nähnadel in die Hand nimmt, den verfolgt das Gewitter. Jede Arbeit an diesem Tage soll unglückbringend sein.

Die Mädchen müssen bei abnehmendem Lichte entwöhnt werden, sonst bekommen sie einen zu großen Busen, Knaben aber im vollen Lichte, damit sie groß und stark werden. Alle Kinder dürfen aber nicht beim Abgelzuge entwöhnt werden, sonst werden sie unruhig und unstät.

Wenn Jemand nach einem Besuch wegfährt, so muß nicht sogleich die Stube oder die Hausflur gefegt werden, das würde dem Reisenden Unglück bringen.

Viele von den Litthauern tragen einen breiten ledernen Gürtel über der Kleidung um den Leib; dieser erbt von Kind zu Kind fort und ist ein Ehrenzeichen. Man erkennt nämlich daran, daß ihre Vorfahren dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen in der Schlacht bei dem Dorfe Splitter beigestanden und diese Gürtel den Schweden abgenommen haben.

Wenn eine Hochzeit ausgerichtet werden soll, so bittet die Braut mit ihren Brautjungfern die Verwandten von ihrer Seite zur Hochzeit, der Bräutigam mit den Platzmeistern eben so von der andern Seite. Das Brautpaar sitzt in einem mit Tannen ausgeschmückten Wagen, von mehren Platzmeistern umgeben. Diese sind mit Bändern und Sträußern geschmückt. Jede Braut muß wo möglich ihren Pomaskinnis haben, eher heurathet sie gewöhnlich nicht, nur Arme machen Ausnahmen. Dieser besteht in einem Pelze mit blauem Tuche überzogen und mit bunten, halbseidnen Bändern besetzt. Unter stätem Singen geht der Zug bis zur Kirche. Auch Weiber reiten sehr häufig dem Zuge mit helltönendem Gesange voran. Kommen sie nach der Trauung zurück, so geht ihnen die Brautmutter mit einem Kruge Alaus (einem von ihnen selbst gebrauten, süßlichen Biere) entgegen und sie trinken. Dieß hält man für die größte Ehre, die dem Brautpaare von der Mutter erwiesen werden kann. Während des Essens sitzt das junge Ehepaar in dem sogenannten Brautwinkel am Anfange des Tisches. Dieser ist mit Tannen, Buchsbaum, vergoldeten Aepfeln oder Tannenzapfen, kleinen Heiligenbildern und allerhand Flitterwerk geziert; im Herbst aber mit aufgeschoßnen Spargelstengeln, deren Beeren

ebenfalls vergoldet ſind. Die Braut hat auch beim Eſſen ein Geſangbuch im Arme, welches ſie am Verlobungstage von dem Bräutigam bekommt, ſo wie ſie ihm ein ſeidnes Halstuch geſchenkt, und nach jedem Gerichte wird von der Geſellſchaft geſungen. Das Hauptgericht iſt Kalbfleiſch, das iſt, ein gekochtes kleines Ferkel mit einer Safrantunke. Auch die Brautſuppe iſt wichtig, ſie beſteht aus Honig und Kornbranntwein, und wird aus einer Schüſſel mit hölzernen Löffeln gegeſſen. Die Reichen thun auch Pfefferkuchen dazu. Nach dem Eſſen wird getanzt, und der Erſte, welcher die Braut zum Tanze aufzieht, bekommt von ihr Handtücher oder ſeidne Strumpfbänder und dergleichen zum Geſchenk. Gewöhnlich iſt das Beilager bei den Aeltern der Braut; wohnt aber der Bräutigam nicht weit, ſo führt Abends die ganze Geſellſchaft das Brautpaar in einem mit Laken ausgeſchlagenen und erleuchteten Wagen zu des Bräutigams Hauſe, wo die Nacht durch, auch oft einige Tage nachher getanzt und gejubelt wird. Begeben ſich die jungen Eheleute in die Brautkammer, ſo wird der Braut ein Tuch um den Kopf, gewöhnlich von der Brautmutter oder der nächſten Anverwandten des Bräutigams, gebunden. Hierauf wird der Brautwinkel mit ſcherzhaftem Streite und lautem Jubel geplündert. — Uebrigens muß jede Brautjungfer ihrem Platzmeiſter, denn die Zahl beider iſt gleich, auch ein Geſchenk machen.

Beſſeldt.

LIV.

Sage vom Schlangenkönig im Schlosse zu Lübbenau.

Das ehrwürdige alte Schloß der Stadt Lübbenau, das schon seit dem 15. Jahrhundert steht, und bereits in Rothens Thüring. Chronik beim Menken Scriptt. rer. germ. erwähnt wird, gehört den Grafen Lynar, die aus Toscana in Italien stammen sollen. Vgl. hierzu Büsching's Erdbeschreibung. Wenigstens findet man auf der Gemähldegallerie des Schlosses eines alten Ritters Bild, zu dessen Haupte die Worte stehen: „mit deme Graue Roch in Deutschlant kommen.“ Mit des Schlosses grauem Alter pflanzten sich mehre Sagen fort, die noch in dem Munde der alten Bürger leben, und oft zur Winterszeit, wenn der Nordwind ums Häuschen herumpfeift, von dem Hausvater den Kindern mit bedeutungsvoller Miene überliefert werden. Ueberhaupt haben sich nicht nur in Lübbenau selbst, sondern auch in den Spreewaldsdörfern umher viele Ueberreste des vormaligen Heidenthum's erhalten. Die Einwohner verwechseln aber hier nur zu oft Heidenthum mit dem Katholischen Glauben, und bedienen sich dabei der sonderbaren Ausdrücke: „ja, das ist noch ein altes Katholisches Gestift;“ für: das sind noch Gebräuche aus der Katholischen Zeit; und davon wollen sie gar Nichts wissen, ob sie sich gleich nur zu gern Mährchen darüber erzählen, was zur Spinnezeit um Fastnachten die gewöhnliche Unterhaltung der Mädchen in den Rockenstuben ist. Doch, so Verschiedenartiges ich auch erzählen könnte, so habe ich es heute hauptsächlich nur mit einer Sage zu thun, die den sogenannten Schlangenkönig

in den unterirrdiſchen Gewölben des Schloſſes zu Lübbenau betrifft. Ich habe dieſe Mähre aus dem Munde des nun ſchon vor mehren Jahren verſtorbenen Kontor's Rentzſch, meines achtungswerthen geweſenen Herrn Lehrers. Es giebt in Lübbenau (und beſonders von der Waſſerſeite) als in einer von der Spree, die ſich hier in mehre hundert, ja tauſend Arme verkreuzt und verſchlingt, befindlichen ſumpfigen und moorigen Lage ſehr viele Waſſerſchlangen, die übrigens unſchädlich ſind, aber nicht ſelten, beſonders in den Spreewaldsdörfern Lehde und Leipe, den Kühen die Milch ausſaugen ſollen. Früher, meldet die Sage, ſoll es ſogar geflügelte Schlangen hier gegeben haben. Jedes Haus, wie man ſich erzählt, hat gewöhnlich zwei Schlangen, eine männliche und weibliche, die ſich aber nicht eher ſehen laſſen, als bis der Hausvater oder die Hausmutter ſtirbt, wo ſie dann gleiches Loos theilen. Daß die Schlangen bei den Sarmatiſchen und Wendiſchen Völkern in der früheſten Zeit ſehr in Achtung geſtanden, davon zeugen mehre glaubwürdige Schriftſteller. Schon Adam Bremensis erzählt de sit. Dan. cap. 24. von den Lithauern und Liefländern: Dracones (d. i. serpentes) adorant cum volucribus, quibus etiam vivos litant homines, quos a mercatoribus emunt, diligenter omnino probatos, ne maculam in corpore habeant. Vgl. dazu Mart. Cromer in Polon. p. 243. und Alex. Guagnin descript. Polon. p. 275. und Christ. Hartknoch rer. Pruss. diss. 8. p. 142. Ich bezeuge ſelbſt, daß wir, als unſere gute Mutter geſtorben war, auf dem großen breiten Steine vor unſerer Hausthür Tages darauf eine todte lange Schlange liegen fanden. Ich halte es allerdings für Zufall, allein die Sache iſt gewiß. Dieſes Schlangenbeer hat nun nach der mir ge-

thanen Erzählung des Kantor's Rentzsch, und nach dem Zeugnis alter Bürger, einen Schlangenkönig zum Oberhaupt, der indes unbeweibt ist. Es soll eine sehr große, starke und lange Schlange sein, welche auf dem Kopfe zwei gebogene Haken hat, mit denen sie ihre elfenbeinähnliche Krone trägt. Ein rüstiger Fischer (ich glaube, er lebt noch) fischt einst in einem alten mit Weiden bewachsenen Graben unweit dem Schlosse an der sogenannten Schnecke, und hat zu seinem größten Erstaunen, indem er das Netz herauszieht, eine gewaltig große Schlange mit etwas Weißem auf dem Haupte gefangen. Der Gewohnheit der hiesigen Einwohner nach, sogleich alle Schlangen, die ihnen in den Weg kommen, zu morden, nimmt er das Ruder, oder wie es in der Landessprache heißt, die Rudel, und sticht die Schlange an. Diese erhebt ein hellautes Pfeifen. Im Augenblicke sieht er sich von einem Haufen von Schlangen umlagert, die sich in seinen aus einem einzigen Eichenstamme ausgehöhlten Kahn (dergleichen die Fischer hier brauchen) drängen, und sein Ruder bis an die Spitze umwinden. Er geräth in Angst und Schrecken, springt aus dem Kahne auf's Ufer, und will davon eilen, aber die Schlangen schießen ihm nach. Zum Glück fällt ihm ein, seine Jacke auszuziehen, und die von sich zu werfen. Dies thut er, und entkommt. Die Schlangen hatten sich mit Rache auf sein Kleidungsstück als den vermeintlichen Feind geworfen, und das durch und durch zernagt, und bis in den faulen Graben mit sich davon geschleppt, wie man es nach einigen Tagen in dem Zustande fand. — Die Sage hatte die Kunde verbreitet, wer sich der Krone des Schlangenkönigs bemächtigen könne, der gelange zu sehr großem Reichthum, die Krone selbst sei von überschätzlichem Werthe, ja man könne sogar auf diese Art die Schlangen mindern,

denn die Krone sei nur einzig vorhanden, und erbe auf die erwählten Könige. Da soll nun einst Jemand den kühnen Entschlus gefaßt haben, sich in den Besitz dieses Hauptschmucks des Königs zu setzen. Er stieg zu Pferde, um bei drohender Gefahr desto schneller den rächenden Schlangen enteilen zu können. Auf einem grünen Platze bei dem Schlosse breitet er an einem schönen Maitage ein feines weißes großes Tuch aus, denn man wußte, der Schlangenkönig lege gern seine Krone auf reinliche weiße Sachen, wenn er ungestört mit seinen Genossen spielen wollte. Kaum ist das Tuch ausgebreitet, so hält er mit dem Rosse nicht weit davon hinter einem Erlengebüsch an der Schnecke, und zu seiner Freude sieht er den Schlangenkönig mit Gefolge herbeikommen, und seine Krone auf das weiße Tuch legen. Sie begeben sich sodann in vollem Zuge nach der Eisgrube, um auf dem Berge in der Sonne zu spielen. Der Reiter eilt sacht mit dem Rosse hinzu, nimmt sein Tuch mit der Krone an den vier Zipfeln zusammen, und jagt fliegend davon. Im Augenblicke hört er ein durchdringendes Schlangenpfeifen. Er ist aber mit dem Rosse zu schnell, und kömmt bald auf das feste Land und Pflaster in die Stadt. Niemandem erzählte er von seinem Schatze, aber seit ward er ein steinreicher Mann, und noch heute ist sein Haus eines der reichsten Kaufmannshäuser in der Stadt, obgleich vielleicht nun die Familie selbst sich der Sage nicht mehr zu erinnern weiß. Der obenerwähnte Fischer fing den Schlangenkönig bloß mit etwas Weißem auf dem Haupte. Es waren also wohl noch nach der Sage die beiden Haken, in denen er sonst die Krone trug.

Seit haben sich auch die Schlangen beträchtlich vermindert, und auch hierin würde also die Sage erfüllt sein. Das Wappen der Grafen zu Lynar führt noch bis

auf dieſe Stunde eine gekrönte Schlange, oder einen Schlangenkönig im Schilde, nebſt einer Mauer.

Friedrich Jarick v. L.

LV.

Aus einem Altfranzöſiſchen Rittergedicht von Karls d. Gr. Kriegen gegen die Heiden.

Ueberaus zu wünſchen wäre es, daß von mehrern Seiten dazu beigetragen würde, um endlich einmal eine vollſtändige Bibliothek aller Altfranzöſiſchen, Altdeutſchen und Altitalieniſchen Gedichte von Karl dem Großen und ſeinen zwölf Paladinen, in Auszügen aufſtellen zu können. Unſtreitig verdient dieſer eigenthümliche Kreis von Sagen und Dichtungen eine weit größere Aufmerkſamkeit, als ihm bisher zu Theil geworden iſt. Möchte nur erſt das alte Epos des ſonſt ſo unbekannten Chunrad aus der St. Gallener oder Heidelbergiſchen Handſchrift vollſtändig und nicht ſo fehlerhaft, wie der Lohengrin, wieder herausgegeben ſeyn, damit an dieſes bedeutende Denkmal ſodann weitere andere Forſchungen und Mittheilungen ſich anſchließen könnten! —

Der geringe Reſt einer Altfranzöſiſchen Handſchrift aus dem 13. — 14. Jahrhundert, den ich einer freundſchaftlichen Hand verdanke, deutet auf ein wohl noch vorhandenes Gedicht von Karl und ſeinen Kriegen mit den Heiden. Ich habe Paulmy's u. A. Auszüge nicht grade zur Hand, um die wenigen Spuren des Inhalts des

Bruchstücks dort etwa wieder nachweisen zu können, was hier freilich um so wichtiger wäre, da der Schreiber bei den Eigennamen sich fast immer der Abkürzungen bedient hat; so steht hier K'., ferner An. und mar'.; was vermuthlich Karl, Ansis, Marsilies, zu lesen ist. Ich will die Verse grade so hersetzen, wie sie das alte Blatt dargiebt; die Form ist bezeichnend genug, um die Wahl derjenigen alten noch vorhandenen Gedichte, auf die hier der Vergleichung wegen gerathen werden könnte, nicht zu sehr zu vermannigfaltigen. —

Moult perfu lief mad'. li-uasauf
Quant an. li rois est sainf et faus
Tantost li fu amenef sef cheuauf
Lelme li lacent qui fu faif a esmaus *)
El destrier monte qui li cort lef saut iauf
Pai. (Paiens) enchaucent et per monf et per uaus
Pluf grant ocise iot quen runcheuauf
Liemperere est delenchauc' baus
Veniance prent de sef amif carnauf
Tote ior dure locise et li enchaus
Tant chace K'. quil uint a runchiuauf
Que tendre ifist mar'. lamiraus
Lauoir trouerent encurf et en frambauf
Tot li plus pouref enfu richef et baus
Roif an. qui fu preuf et uassauf
A tant chacie perdeles 'I' bossiaus (Gebüsch?)
Quil uit 'I' tref qui largef fu et hauf
Que tendre fist mar'. lamiraus
'II' m. pai. quil tenoit aloiauf
Gardent lef damef uestuef de cendaus
Roif aridaflef. fenfuit permi le uauf
A foi meisme uait disant. quil est faus
Qui est a aise et pourchace sef maus
Maif sen aufrique estoie amef auiauf
Franc'. naroient iamaif par moi auiaus.
Quant An. uit le tref la roine u. s. w.

*) Der Plural von esmail, Emaille, Smalte. —

Die wechselnden f und s zu Ende der Zeilen finden sich grade so in der Handschrift. — Der (junge) König Aridalles, dessen Gemahlin von An. in dem Hauptgezelt gefangen genommen wird, ist wahrscheinlich jener Arofel aus Persian, der in Eschenbachs Wilhelm von Oranse eine Rolle spielt. —

B. J. Docen.

LVI.

Ankündigung einer Ortsbeschreibung Oesterreichs. *)

An Oesterreichs ehrwürdigen Klerus.

Die Unterzeichneten beschäftigen sich mit einer Materialiensammlung zur Ausarbeitung einer kirchlichen Topographie von Oesterreich. Die Wichtigkeit eines solchen Werkes, und sein Einfluß auf die österreichische Kirchengeschichte leuchtet von selbst ein. Wirklich haben die drei hochwürdigsten Ordinariate, und mehrere löbliche Stifte Oesterreichs ein solches Vorhaben ihres uns höchst schätz-

*) Diese vor kurzem mir zugekommene Ankündigung verdient wohl, theils eine größere Aufmerksamkeit auswärts, theils auch Nachahmung in andern Landern, da auf diese Weise noch die Bekanntwerdung vieler Alterthumer, Seltenheiten und Merkwürdigkeiten bewirkt werden kann. Der immer mehr und mehr in Oesterreich thatig werdende Eifer für die Vorzeit, erweckt in diesem, an Alterthümern, wie an so vielem, gesegneten Lande, die schönsten Hoffnungen. Um so lieber suche ich auch dieser Ankündigung eine größere Verbreitung zu bewirken. B.

baren Beifalles gewürdiget, und bereits alle Anſtalten getroffen, um von den betreffenden Herren Pfarrern, ohne deren Mitwirkung ein ſolches Werk nicht zu Stande kommen kann, partikuläre Pfarrbeſchreibungen zu erhalten. Um jedoch dieſe Arbeiten theils zu erleichtern, theils ſie vollſtändiger und brauchbarer zu machen, ſo nehmen wir uns ehrerbiethig die Freiheit, die Hauptgegenſtände auszuzeichnen, auf welche wir die hochwürdigen Herren Pfarrer vor andern Rückſicht zu nehmen bitten:

I. Topographiſche Lage des Ortes; im Gebirge, oder in der Fläche, Temperatur. Ob der Ort Ueberſchwemmungen ausgeſetzet, oder Waſſermangel, geſundes oder ſchlechtes Trinkwaſſer hat ꝛc. Alter und Nahmen des Ortes, was darüber Urkunden oder Traditionen ausweiſen? Zahl der Häuſer und Einwohner; ob im Zu- oder Abnehmen? Ihr Hauptnahrungszweig. Giebt es etwas Ausgezeichneres in ihrem Charakter? Akatholiſche? Giebt es daſelbſt eine Fabrik, ein Arbeitshaus, eine Armen- oder Siechenanſtalt? Iſt zugleich ein herrſchaftliches Schloß vorhanden? Deſſen Alter und Merkwürdigkeiten.

II. Pfarre und Pfarrkirche. Spuren ihres älteſten Daſeyns aus hiſtoriſchen Denkmählern und Urkunden. Ob ſie im, oder außer dem Orte gelegen? Ob ihre Form gothiſch, oder nach neuerer Bauart ſey? (Ob beſonders von Stiften und Klöſtern Abbildungen vorhanden, und ob ſie zu erhalten ſeyen)? Patrocinium. Patronat. Geſchichte der Veränderungen deſſelben. Ob Pfarre oder Kirche durch Feuer, Proteſtantismus, durch Türkenkriege ꝛc. merkwürdige Veränderungen erlitten? Ob die Pfarre auf Wirthſchaft, oder Deputate, oder trockene Einkünfte fundirt ſey? Ob in der Pfarre eine

bleibende Büchersammlung, merkwürdige Urkunden und Antiquitäten vorhanden? Wie weit die ältesten Protokolle hinauf reichen. (Gelegentlich werden hier die Hrn. Hrn. Pfarrer ersuchet in ihren Urbarien Grund- und Abhandlungs-Bücher nachzusehen, ob sich nicht wissenswerthe Dinge vorfinden, die zu einer allgemeinen Kenntniß geeignet sind). Folgereihe der Herren Pfarrer, in soweit sie sich vervollständigen läßt, nebst einer Anzeige edler und gemeinnütziger Handlungen, wodurch sich einige aus ihnen — vielleicht auch in literärischer Hinsicht ausgezeichnet haben. Eben so auch besondere Wohlthäter der Kirche. Distinguirte Grabmähler, Inschriften oder andere antiquarische und artistische Merkwürdigkeiten. Filialen, Nebenkirchen und Kapellen. Authentische und merkwürdige Reliquien. — Schule. Aelteste Spuren ihres Daseyns. Ihr Fortgang und gegenwärtiger Zustand ꝛc.

Diese wären so beiläufig die Hauptgegenstände, über welche wir von den hochwürdigen Herren Pfarrern einen gefälligen Aufschluß zu erhalten wünschten. Mehrere von ihnen haben bereits Berichte eingeschicket, und einige aus denselben sind wirklich meisterhaft ausgefallen. Den übrigen fehlt nichts anders, als daß etwa nachträglich dasjenige von den obenberührten Punkten angegeben werde, was noch mangeln dürfte. Vertrauungsvoll hoffen wir auf thätige Mitwirkung der österreichischen Geistlichkeit, von deren ausgezeichneten Beiträgen immer, wie billig, Erwähnung geschehen soll, da sie als Quellen oder Hülfsmittel auftreten werden. Sollte Jemand aus ihnen die Ausarbeitung eines ganzen Dekanates auf sich nehmen, und dessen Arbeit bewährt und brauchbar befunden werden, so wollen wir ihm ein Exemplar von allen nach und nach im Drucke er-

scheinenden Dekanaten unentgeldlich überlassen. Nur ersuchen wir, sich deshalb mit uns vorher in's Einverständniß zu setzen. Uebrigens bitten wir, diese literarischen Beiträge, wo möglich, noch in diesem Jahre an die hochwürdigen Hrn. Hrn. Dechante einzuschicken, und diese ersuchen wir gehorsamst, dieselben an die betreffenden Ordinariate zu befördern. Da wir bereits auch die löbl. Stifte und Klöster mit unserem Vorhaben bekannt gemacht haben, so wird es genug seyn dessen hier zu erwähnen. Wo aber aus Versehen eine solche Bekanntmachung unterblieben seyn dürfte, da bitten wir die nächsten Nachbarn, uns den freundschaftlichen Dienst zu erweisen, und sie davon in Kenntniß zu setzen.

Wien den 1. März 1817.

Vinzenz Darnaut,
k. k. Hofkaplan Dr. der Theologie und emerkirter Professor der Kirchengeschichte an der Wiener Universität.

Aloys Edler von Bergenstamm,
n. ö. Landschafts-Sekretär.

Ignaz Schuhmann von Mansegg,
k. k. Hofkaplan.

XV.

Förderung der Kenntniß Deutscher Vorzeit. *)

V. Herr Professor Dumbeck liest zu Köln auf dem Gymnasium über das Lied der Nibelungen, nach Zeune's Ausgabe.

VI. Herr Professor Göttling hat das Nibelungenlied auf der Schule zu Rudolstadt ebenfalls eingeführt.

*) Vergleiche oben S. 55 — 61.

VII. Herr Professor Joh. Kasp. von Orelli zu Chur lies't in diesem Jahre mit einer Anzahl junger Leute von 16 — 20 Jahren das Nibelungenlied öffentlich. Nach einem gefälligen Versprechen wird derselbe mir die Ergebnisse und sein Verfahren in der Folge, wahrscheinlich am Ende des Lehrganges über dieses Gedicht, mittheilen.

VIII. Herr A. Milarch Professor und Konrektor an der Stadt und gelehrten Schule zu Neubrandenburg im Mecklenburg Strelitzschen *) hat nach seiner Rückkehr aus dem Felde, mit den Mitgliedern der ersten Abtheilung insbesondere, das Nibelungen-Lied gelesen, weil sich keine öffentliche Lehrstunde ausmitteln ließ. Jetzt hat er sich aber wenigstens eine Stunde wöchentlich genommen, worin er öffentlich, nach Mittheilung einiger grammatischen Bemerkungen über die alte Deutsche Sprache an die Schüler der 1. und 2. Abtheilung, den armen Heinich zu lesen gedenkt, nach dessen Beendigung er dann wieder zum Nibelungenlied übergehen wird.

* * *

Dem Herrn Schottky **) ist von Einem Hohen Ministerium des öffentlichen Unterrichts, zur Fortsetzung seiner Forschungen in Wien über die Deutsche Vorzeit, eine Unterstützung von 300 Rthlr. für das Jahr von Ostern 1817 bis dahin 1818 bewilligt worden, einen neuen Beweis gewährend, wie alles, was Wissenschaft und Kunst betrifft, die bereitwilligste Unterstützung in Preußen findet. Der Herr Oberbibliothekar Wilken zu Berlin, der Herr Oberbibliothekar Schneider zu Breslau und der Archivar Büsching zu Breslau sind angewiesen worden, ihn mit Besorgungen für die unter ihrer Aufsicht stehenden Sammlungen zu beauftragen.

*) S. oben Bd. III. S. 56. Die dortige Angabe wird durch die eigenhändige Nachricht des oben Genannten, meines lieben Freundes und Genossen auf der Hochschule zu Halle, ergänzt und bestätigt.

**) Siehe Bd. II. S. 175. die Nachweisung seines Plans und mehre Beiträge von ihm in diesen Blättern.

Wöchentliche

Nachrichten

für

Freunde der Geschichte,

Kunst

und

Gelahrtheit des Mittelalters

von

Johann Gustav Büsching.

Stück 75—78.

Zweiter Jahrgang. Brachmond.

LVII.

Ueber das Geschichtliche in unserer Altdeutschen Dichtung vom Lohengrin.

Wenn gleich der ritterliche Held Lohengrin und seine Fahrten, Kämpfe und Abentheuer, die das Altdeutsche gleichnamige Heldengedicht besingt, mehr dem Kreis der Sage angehören, als dem Gebiet geschichtlichbegründeter Thatsachen, so gewinnen sie doch dadurch, daß der alte Dichter den Schauplatz der Handlung nach Deutschland verlegt und die abentheuerliche Mähr selber

in unsere Altdeutsche Kaisergeschichte eng verwebt und verflochten hat, für uns einen historischen Grund und Boden, und mithin auch geschichtliche Wichtigkeit und Bedeutung. Besonders enthält die letztere Hälfte des alten Gedichts, die fast reingeschichtlich ist, einen reichen, leider noch unbenutzten, Schatz von Andeutungen, Nachrichten, und einzelnen Zügen aus Heinrich des Voglers Leben und den Ungarnkriegen, die zum Theil zwar mit der Erzählung Siegberts von Gemblach und mit Botho's Sassenchronik genau übereinstimmen, zum Theil aber aus andern alten Chroniken geschöpft sind, die für uns längst verloren, vom Dichter aber als noch vorhanden angeführt werden.

Wir halten uns hier blos an den geschichtlichen Inhalt des alten Heldenliedes, und geben denselben in einem gedrängten, möglichst wörtlichen Auszuge, mit Auslassung aller mythischen und poetischen Ausschmückungen und Episoden. *)

Da wo Heinrich der Vogler das erstemal erwähnt wird (S. 64.), finden wir ihn in der Versammlung der Deutschen Fürsten, die er zu einem Zuge gegen die feindlichen Ungarn durch folgende Rede auffordert:

„Vor mehr als neun Jahren überzogen die Ungarn mich mit großer Macht, da schlug ich sie bei Merseburg aus dem Lande. Darnach kamen sie wieder; ihre Haufen bedeckten Feld und Straßen, und sie umlagerten Augsburg. Bischof Ulrich wollte die Stadt entsetzen, ward aber geschlagen, und Augsburg mußte sich auf Bedingung ergeben. Ich ward damals in Sachsen von

*) Da die Verse des Lohengrin's noch nicht gezählt sind, so können wir hier immer nur die Seitenzahl der Görres'schen Ausgabe anführen.

der Feinde Uebermacht hart bedrängt, sie verwüsteten das Land. Endlich fingen die Meinigen einen ihrer Grafen; er bot viel Gold und Silber zur Lösung; ich entließ ihn, und es ward Frieden auf neun Jahre geschlossen. Unterdeß erholten wir uns wieder zu Kräften; ich bezwang die Mark Brandenburg zum Reiche, und Wenzla von Beheimland. Nun aber hat der König von Ungerland abermals an uns um Zins gesendet. Ich berieth mich mit den Fürsten, und sandte den Ungern einen Hofwart, der hatte nicht Ohren, da er den Boten ward, den sie dem Könige einhändigen sollten. Darob haben nun die Heunen eine Heerfahrt in unser Land geschworen (S. 65.)."

Der Kaiser fordert hierauf die Fürsten zum Heerzuge auf, dazu auch den Herzog Giselbrecht von Lotringen, der aber erst, nachdem er sich des Kaisers Tochter ausbedungen, seine Zusage giebt. Ein Bote aus Baiern meldet: die Ungern lägen bereits an der Ens zu Felde. Der Kaiser bricht auf. Allein die Ungern dringen indeß verwüstend durch Baierland, wenden sich von da, hunderttausend Mann stark, durch Franken nach Thüringen, wo sie sich in zwei Haufen theilen; funfzigtausend umlagern Jethelburch, die andere Hälfte lagert sich in Sachsen an der Elbe (S. 66.). Heinrich zieht gegen die Letzteren. Seine ausgesandten Wartleute beschauen den Feind, und geben seine Zahl zu funfzigtausend an. Da entsinkt Vielen der Muth, denn des Kaisers Heer besteht nur aus zwölftausend Mann. Die Ritter rathen ihm, lieber Jethelburg zu ensetzen; doch er will zuvor den Hauptfeind schlagen (S. 67.) Heinrich geht mit viertausend Freiwilligen, worunter die sämmtlichen fränkischen und baierschen Krieger, auf den Feind los, während sein übriges Heer furchtsam zurückbleibt.

Er beschließt den Angriff für den folgenden Tag. Auf eine regnichte Nacht folgt ein trüber Nebelmorgen (S. 68.). Man beginnt den Angriff mit Geschrei. Die Hunnen, deren kaum ein Zehntheil mit Waffen versehen ist, werden von Schrecken ergriffen. Die ungerschen Herzöge Ludewin und Gelpher, und Pomysla, König von Polen, fallen im Kampfe, und das Schlachtfeld füllt sich mit Feindesleichen (S. 69. 70.). Die fliehenden Feinde stoßen in ihrem Laufe auf das zurückgebliebene Heer Heinrichs, werden von diesem hart zurückgeschlagen und bis nach Jethelburg verfolgt, wo sie das gelagerte Heer der übrigen im schnellen Strome der Flucht mit sich fortreißen (S. 71.). Heinrich verfolgt die Ungern, die auf ihrem alten Wege zurückfliehen, und sendet Eilboten nach Franken und Baiern mit dem Befehle voraus, daß man den Feinden an Wäldern, Furten und Burgen auflauern solle. Dies kostet vielen Ungern das Leben, deren ein großer Theil noch an der Inn oberhalb Passau von Heinrich ereilt und vernichtet wird (S. 73.). Nachdem Heinrich den Pfaffen und Rittern in Baiern, desgleichen den Franken in Wirzburg gerathen, sie möchten die zerstörten Klöster und Burgen neuer und schöner zimmern und aufmauern (S. 75.), hält er seinen Einzug in Kölln, wo er mit den Seinigen wieder vereinigt (S. 76.), und von seinem Volk zum Kaiser ausgerufen wird; — früher hatte man ihn im Scherz den Vogler genannt, weil die Boten ihn fanden, wie er eben mit dem Kloben vogelte (mit einem Fangholz Vögel fing.) Der Kaiser bittet alle Anwesenden in seinem Pallast zu Gaste, und erzählt den Frauen von den tapfern Thaten der Ritter (S. 80.). Nachdem Heinrich mit seiner Gemahlin dem feierlichen Begräbniß des gestorbenen Erzbischofs von Kölln und den zum Heil seiner See-

le gesungenen Vigilien und Metten im Dom beigewohnt hat (S. 81.), zieht er gen Elsaß, läßt überall den Landfrieden schwören, Burgen und Städte um der Ungern willen mit festen Mauern umgeben, und macht viele Bauern zu Bürgern (S. 84.).

Um diese Zeit geschah es, daß die Juden ein Gottesbild verwundeten; da aus den Wunden Blut und Wasser rann, so ließen viele Juden, durch dieses und andere Zeichen bewogen, sich taufen. Das Blut wird noch itzt (im 13. Jahrhundert) im Kloster Awe am Bodensee in einem Fläschchen aufbewahrt (S. 84.).

Hierauf sendet der Pabst an Heinrich eine Gesandschaft mit Geschenken, und zugleich eine Einladung nach Italien. Der Kaiser nimmt sie an. Nachdem er den versammelten Fürsten seinen Sohn Otto zum Nachfolger empfohlen (S. 95.), hält er zu Basel eine Unterredung mit König Rulf von Burgunden *), von dem er früher die Lanze, womit Longinus Christum gestochen, erlangt hatte (S. 98.). Sodann geht der große Heereszug nach Mailand (S. 100.), und von da den feindlichen Sarazenen entgegen. Das Heer ordnet sich hierauf zur Sarazenenschlacht, und wird in fünf Scharen getheilt. Zuerst die Schwaben, unter dem Frankenherzog Eberhart; sie haben den Vorstreit, und zu ihnen stoßen die Baiern und Franken, die oberhalb Bingen wohnen; — der Baiernherzog Arnold war als Hüter gegen die Ungarn daheim geblieben. Die zweite Schaar führt König Rulf; zu ihm

---

*) Daß diese und die nachstfolgenden Begebenheiten sich eigentlich unter Heinrichs Nachfolgern ereigneten, vom Dichter aber durch [illegible] Zeitverwechselung; mit poetischer Ausschmückung auf seinen Lieblingskaiser Heinrich I. übertragen sind, bedarf für Geschichtkundige wohl kaum einer Andeutung.

stoßen die Elsasser, und die aus dem Was- und Speiergau. Die dritte Schaar führen Gervrit, König von Arl, Giselbrecht von Lotringen, der von Sarbruck, und Bischof Albrecht von Metz. Die vierte Schaar führt der König von Frankreich. Die fünfte Schaar führt Kaiser Heinrich selbst, bei ihm sind alle Grafen, Ritter und Knechte, das Landvolk aus Sachsenland, und alle streitbare Männer die unterhalb Bingen wohnen (S. 104. 105.). — Nachdem die Sarazenen aufs Haupt geschlagen sind, wird der Kaiser nebst der Kaiserin vom Pabst beim Hochamt feierlich geweiht und gekrönet (S. 117.).

Nach der Heimkehr *), da Kaiser Heinrich bereits achtzehn Jahr über sein Land regiert hatte, wollte er nach Rom herfahrten, als er plötzlich krank wurde. Er entbot die Fürsten, und ließ seinen Sohn Otto zum Nachfolger weihen, welcher nachmals zweiundvierzig Jahre regiert hat (S. 183.); sein zweiter Sohn ward zu Kölln gefürstet; sein dritter, Heinrich, ward nach ihm Herzog in Baierland.

Hierauf starb der Kaiser, und ward in Quitelburch, das er bei seinem Leben schön gestiftet hatte, begraben. Er hat außerdem auch Wenthusen gestiftet, seine Gemahlin Mechtilde aber Nordhausen, die Abtei, und Polet, beides reiche Klöster, wo es noch itzt (im 13. Jahrh.) aufgezeichnet steht.

Seinem Sohn Otto fielen die Hennen ins Land; er schlug aber ihre Uebermacht bei Augsburg,

Daz was ein der hohste strit, der je zu dürschen landen
Geschehen was, vor oder nach.

*) Hier lenkt die Erzählung wieder in die wirkliche Lebensgeschichte Heinrich des Ersten ein.

Bei diesem Treffen war auch Bischof Ulrich von Augsburg, „als ich an der Koronic las.“ Er starb bald darauf, und Gott nahm ihn zu sich. In dieser Schlacht wären beinahe die Christen geflohn, wenn nicht Otto die heilige Lanze in die Hand genommen hätte (S. 184.). Die Ungern sind seitdem nie mehr wiedergekehrt.

Otto gewinnt nun dem Berenger Lampartenland, und dem Griechenkaiser Pulle (Apulien) und Galaber (Kalabrien) ab. Da sein Sohn Ludolf sich gegen den Vater empört, läßt Otto seinen siebenjährigen Sohn zu seinem Nachfolger weihen, da sein anderer Sohn Wilhelm bereits Bischof zu Mainz geworden. Der Griechenkaiser macht Otto'n den Antrag, seinen Sohn mit der griechischen Kaisertochter zu vermählen; worauf Otto mit seinem Sohne nach Rom zieht, und letzteren daselbst mit der jungen griechischen Fürstin vermählen und krönen läßt (S. 187.). Derselbe Kaiser Otto der Große stiftete das Bisthum zu Magdeburg und etliche Klöster, worunter auch das Kloster St. Pantaleon zu Kölln. Nach zweiundvierzigjähriger Regierung stirbt er und wird im Stift zu Magdeburg begraben.

Nach ihm folgt sein Sohn Kaiser Otto der Rothe; er hat neun Jahr regiert. Die von Afrika, welche Ansprüche aufs römische Reich machten, schlug er zwar auf der See, ward aber hiebei mit einem „gelupten“ Pfeile geschossen, wovon er starb, und zu Rom begraben ward.

Ihm folgt sein Sohn Otto. Schon als Kind war er in Aken zum König geweiht worden; er und das Reich standen sodann unter der Leitung Brun's, Bischofs von Kölln (S. 185.), bis der Bischof Willegis von Mainz die Vormundschaft über ihn bekam, der ihn drei Jahr lang erzog, bis er Mann ward. Zuerst be-

zwang Otto das Windische Land, und ward sodann gen Rom geladen, wo man um einen Pabst stritt. Otto setzte daselbst seinen Lehrer, Bischof Prun, zum Pabst ein, ward von ihm zum Kaiser geweiht, und zog dann wieder heim. Allein gleich drauf setzt Crescentius den Bischof von Plesenz, unter dem Namen Johann zum Pabst ein. Gregorius muß weichen, und sendet Boten an Otto, die den Kaiser zu Achen mitten unter vielem Volk antreffen, „als uns die Koronic tut mit schrift bekant" (S. 187.). Otto ließ dort eben den Kaiser Karl aufgraben, und ihn in einem schönen Sarge erhöhen; da erschien ihm des Nachts Kaiser Karl, und kündigte ihm an, daß er nicht alt werden und keinen Erben hinterlassen würde. Otto bricht dann zur Rache nach Rom auf. Nachdem er den Crescentius geschlagen und gefangen, läßt er den unrechten Pabst an den Augen blenden und ihm die Nase abschneiden. Doch der Kaiser gewann des Crescentius schöne Frau lieb. Zwar widerriethen es ihm seine Getreuen, und er wollte sie lassen; aber da sandte sie ihm zween Handschuh und ein Fingerlein. Als er beides berührte, ward er des Todes (S. 188.). Er ward, wie er geheißen, zu Achen begraben. Achtzehn Jahre hatte er regieret, „e in der Tot mit gifte kunde verseren."

Da er keinen Sohn hinterließ, so folgte ihm sein Neffe, der Sprößling des Voglers, Heinrich Herzog von Baierland, welcher dreiundzwanzig Jahr geherrscht hat. Seine Gemahlin Kunigunde, um ihre Unschuld gegen böse Leumund zu vertheidigen, trat barfuß „glühendes Eisens Kleider." Seine Schwester Gisel gab König Heinrich dem Ungarnkönig Stephan zum Weibe, der sich darob nicht blos selbst taufen ließ, sondern auch seinen Neffen, den Polenkönig, gefangen nahm und ihn durch Dro-

hen und Bitten zur Taufe zwang (S. 189.). Dann stiftete er das Bisthum Babenberg. Auf die Botschaft, die Pabst Benedictus an ihn gesendet, fährt Heinrich der Zweite mit großem Heer in Rom ein, und wird nebst Kunigunden vom Pabste gekrönet (S. 190.) Heinrichs Bitte, daß der Pabst mit ihm ins Deutsche Land ziehen und sein Stift Babenberg einweihen möchte, wird erfüllt. Nachdem Heinrich dreiundzwanzig Jahre die Herrschaft geführt, starb er, und ward im Dom zu Babenberg begraben (S. 191.). —

Hiemit endet sich das Gedicht und die Erzählung. Indem wir die Untersuchung über den historischen und kritischen Werth der mitgetheilten Nachrichten den Geschichtskennern und Forschern überlassen, machen wir blos noch auf den Theil des alten Heldengedichts aufmerksam, worin der Sarazenenzug und die Sarazenenschlacht besungen werden. Das darin aufgeführte Namenverzeichniß aller Sarazenenfürsten und die Schilderung ihrer verschiedenen Völkerschaften, ist für die geschichtliche und mythische Erdkunde des Mittelalters nicht minder wichtig, als jenes Lied des Tanhuser's (Minnes. II., 63 ff.), wo sich alle damals bekannten außereuropäischen Reiche und Länder der Erde zusammengestellt finden.

Dr. J. G. Kunisch.

LVIII.

Die Säulen in der Kirche zu Königslutter.

(Zu Büschings Wöchentl. Nachr. Breslau 2r Jahrg. 1817 Lenzmonat S. 167 und 168. die unglückliche Worte.)

In der Kirche des Klosters zu Königslutter (das 1110 gebaut v. H. Bernhard von Halbrosewen, H. Ottens

Sohn, nach Fr. Tritheim in seiner Hirsauisch. Chronik S. 163.) befindet sich in deren Kreuzgange eine Säulenreihe, schön gearbeitet an Schnirkelwerk, keine Säule der andern gleich. Von zweien derselben aber heißt es also:

Der Meister habe die eine, der Schüler und Lehrling die andere gebaut. Des Burschen Säule aber sei prachtvoller und die beste aller der Säulen geworden, trotz des Meisters Kunst. Da sei der Meister ergrimmt in seinem Zorn und habe den Lehrling erstochen. So erzählt die Sage und weist auch noch unweit der Säulen in der Wand die steinernen Köpfe der beiden Leute.

LIX.

Proben aus dem Trauerspiele:

Siegfried.

Zweiter Aufzug.

(Burghof zu Worms.)

Dritter Auftritt.

Brunhilde, in sich versunken. **Siegfried** tritt ein.

Siegfried (sich über Brunhilde neigend.)
Brunhilde!

Brunhilde (wie träumend.)
Ha! wer ruft?

Siegfried.
Kennst du denn nicht
Den alten Ton, nicht Siegfrieds Stimme mehr?

Brunhilde.

Wohl kannt' ich ſie.

Siegfried.

Sie iſt's, die zu dir ſpricht.

Brunhilde.

Ha! Siegfried!! — Wie? Wagſt du dich zu mir her? —
Nur fort! Dein Angeſicht erregt mir Grauen.

Siegfried.

Und konnteſt einſt mit Liebeshuld mich ſchauen?!

Brunhilde.

Das iſt nun hin.

Siegfried.

Auch die Erinn'rung?

Brunhilde.

Weh!
O ſänk' auch ſie in des Vergeſſens Schoos!
Du riſſeſt ſie von deinem Herzen los.

Siegfried.

Ach nein! Mir iſt, als wenn ich's lebend ſehe,
Wie du ein Mädchen vierzehn Jahre alt,
In jenem Eisthal mir entgegen kamſt,
Und mich mit dir in dunkeln Föhrenwald
Zur Falkenjagd den rüſt'gen Jüngling nahmſt.
Wir jagten, däucht mich, dort den ganzen Tag,
Bis auf des Eisthals ſchneeigem Gefilde
Das Mondenlicht im Strahlenglanze lag.

Brunhilde.

Auch mir ſtrahlt noch das ſchimmernde Gebilde —

Siegfried.

Wie Tags darauf wir vor der Burg gerungen?

Brunhilde.

Und du im Ring'- und Schwertkampf mich bezwungen.

Siegfried.

Es iſt ſchon lange her.

Brunhilde.

Doch denkſt du nicht
An das Gelübd', als du von mir geſchieden.

Siegfried.

Ach Trennung iſt und Wechſel ſtets hienieden!

Brunhilde.

Im Schwure auch?

Siegfried.

Ihn löſt der Ehe Pflicht.

Brunhilde.

Was malteſt du mir jener Zeiten Bild?

Siegfried.

Es ſollte dich mit mir und dir verſöhnen.

Brunhilde.

Ha Tückiſcher! Du wollteſt meiner höhnen,
Und haſt's zum bittern Gram mir auſgewühlt.

Siegfried.

Nach langer Zeit, als ich von dir gegangen,
Kam ich nun her nach mancher irren Fahrt.
Ich ſah Chriemhilden Reiz, ſo huldigzart, —
Mir regt im Herzen ſich ein ſüß Verlangen,
Und ihrer Jugend Schönheit muſt ich huldigen.
Nicht nenn' es Treubruch, nenn' es ein Vergeſſen,
Das nur der Jugend Leichtſinn mag entſchuldigen.

Brunhilde.

Leicht gabſt du hin, was du nur leicht beſeſſen.

Siegfried.

Wie unſer Bündnis leicht nur war gebunden,
So hat es ſich gelöſt, und neue Bande

Sind jetzt um unsre Herzen fest gewunden.
Du folgest ihm, und reiche weite Lande
Am Rheine längs sind ihm als König eigen,
Und hast nun Thron und Krone dir vermählt.
Ich folate mehr des Herzens stillem Neigen,
Das ohne Thron ein liebend Herz gewählt;
Und froh bin ich, nicht Reue fühl ich regen,
Und kann mein Weib mit ganzer Seele hegen.

Brunhilde.

Hätt' ich ihn wohl gewählt, wenn ich geahnt
Den bösen Trug, mit dem ihr mich umschlungen?
Verhieß ich nicht nur jenem meine Hand,
Der Ries' und Drach und mich im Kampf bezwungen?
— Geht, eilt, mein wackrer Freier!
Nur gleich zu eurem süßen Treulieb hin,
Das euch mit List, umstrickt den blöden Sinn, —
Erzählt ihm unsrer Liebe Abentheuer.
Ha! Fluch der List, mit der Ihr mich umwunden!
Fluch dem, was Ihr in ernü-geweihten Stunden
Mir zugeschworen, heiligst versprochen,
Und schnöde mir Getäuschten habt gebrochen! (ab)

Siegfried.

Ha Grausenweib!
In deinem wilden fürchterlichen Dräuen
Liegt nun für mich kein segensreich Gedeihen.
O führt es noch vorüber, ew'ge Sterne!
Was dort mit finsterm Grau'n naht aus der Ferne.
Ihr lenkt und leitet Alles hohe Himmelsmächte,
Und ruhig steht im Wogensturme der Gerechte.

Dritter Aufzug.

(Vor der Burg zu Worms.)

Achter Auftritt.

Siegmund und Siegfried. Dann Günther, Hagen und Volker; letzter hat die Fidel am blauen Bande umgehangen. Günther und Hagen beſprechen ſich heimlich und verweilen noch im Hintergrunde. Sindold der Mundſchenk kommt noch mit andern Schenken, die einen Becher und 2 Trinkhörner hereintragen.

Siegfried (zu Volker).

Seid mir gegrüßt, mein edler Sangesheld!
Nehmt ihr das Saitenſpiel auch mit in's Feld,
So laßt denn dort die Saiten hell erklingen.

Hagen (leiſe zu Günthern).

Ich habe das Geheimnis aufgefunden. —
Seht Ihr das Kreuz? Dort iſt er zu verwunden.
— Herr Gernot wird die Friedensbothſchaft bringen,
Ihr thut den Vorſchlag dann zur Jagd.

Günther (vortretend).

Wohlan!
Ihr Schenken, füllt den Becher. (Zu den Rittern.) Kommt heran.

(Sie ſetzen ſich. Die Schenken füllen den Becher. Der Mundſchenk reicht ihn (Günthern dar.)

Seht hier der Deutſchen Rebe edlen Saft
Uns ſonnenhell im goldnen Becher blinken.
Laßt frohen Muthes uns zum Abſchied trinken;
Der Wein erregt des Geiſtes Feuerkraft.
— Doch hört. Wir könnten ſo in trauter Mitte
Den Brauch begehn, der Väter alte Sitte:
Wie ſie bei Wein des Liebſten ſtets gedachten,
Sei's luſt'ges Kampfſpiel aus der Jugend-Tagen,
Lied und Geſang und alte Heldenſagen,
Auch wohl des Herzens heimlich-ſüßes Trachten —
Kurz was es ſei, es ward den Schwertgenoſſen

Das Herz bei Wein im Zwiesprach aufgeschlossen.
(Siegmunden den Becher reichend.)
Hier, Siegmund, trinkt und macht uns offenbar,
Was Euch nun stets des Herzens Liebstes war.

Siegmund (den Becher nehmend steht auf)

Gepriesen hab' ich stets die Maienzeit
Des Jahres holde wunderschöne Braut,
Die Lust und Minne in die Herzen streut,
Und auf die Welt den Blumenhimmel baut.
So oft sie kommt und geht die Wonnezeit
Regt sich ein Sehnen mir und Herzeleid.
(er trinkt den Becher aus und stellt ihn vor Günthern: der Mundschenk füllt ihn jedesmal.)
— Herr König! trinkt und macht uns offenbar,
Was Euch nur stets des Herzens Liebstes war.

Günther (thut wie Siegmund, so auch die nachfolgenden.)

Wenn meine Brust zerriß der wilde Schmerz,
Ich Leid und Harm im Busen fühlte Toben,
Hab' ich den Becher mit dem Spruch erhoben:
Der goldne Wein erfreut des Menschen Herz.
Drum schlürft ich oft den zauberkräft'gen Trank
Und ward gesund, war ich auch Herzenskrank.
— Ihr Herren! trinkt und macht uns offenbar,
Was euch nur stets des Herzens Liebstes war.

Siegfried.

Von Kindheit her war all mein Trachten, Sinnen,
Wie ich mir könnte Heldenruhm gewinnen.
Ich habe Ruhm wohl reichlich mir errungen,
Und noch um ihn der Minne Kranz geschlungen,

Hagen.

Wenn wie in Sturmgewitters wildem Brausen
Aufwogt und rast der Schlachten Kampfgewühl,
In's Schwertgeklirr hinein schreit Todesgrausen:
Das ist's, was meinem Herzen wohlgefiel.

Volker.

Ich liebe auch den blut'gen Waffentanz,
Im Frieden aber süßes Saitenspiel:
Doch winket wieder Helm- und Schwertesglanz
Wind' ich um sie der Lieder grünen Kranz.

Günther.

Ei! seht, wie bunt sich schließt der Sprüche Reih':
Gesang und Schlacht, Ruhm, Minne, Wein und Mai.

F. R. Hermann.

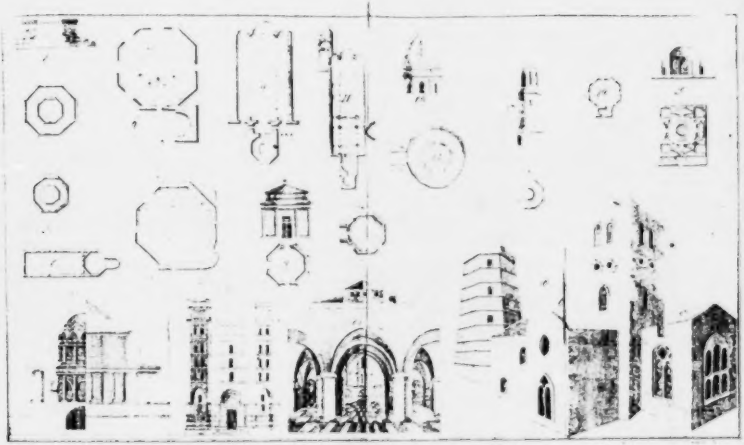
LX.

Vom alten preußischen Trinkrecht.

Dieses Recht besteht darin: daß ein jeder Preuße, der einem Deutschen zugetrunken und den Becher bis auf den Grund geleert hatte, wieder vom Frischen anfangen, oder wenn er sich dessen weigerte, den Kopf verlieren sollte. Es entstand aus folgender Veranlassung. Die Preußen waren von glühendem Hasse gegen ihre fremden Bedränger und Unterdrücker erfüllt, und weil sie oft der Uebermacht weichen mußten, nahmen sie zur List ihre Zuflucht, und mischten Gift in die Becher der Deutschen. Um dieses zu verhüten, soll der Hochmeister des Deutschen Ordens Siegfried von Feuchtwangen dieses Gesetz gegeben haben. Späterhin fiel die Ursache weg. Zum Scherz aber behielt man die Gewohnheit bei, daher das Sprüchwort:

Qui bibit ex Regibus, ex frischibus incipit ille.

(Erläutertes Preußen 2r Bd.)



LXI.

Nachricht von dem Pokal, welchen die Universität zu Wittenberg Luthern zum Hochzeitgeschenk verehrt hat, nebst einer Beschreibung desselben.

(Hierbei die Kupfertafel.)

Mitgetheilt von D. Christoph Ziemssen zu Greifswald.

Der Theil eines harmonischen Ganzen ist im Stande, dieses uns zu vergegenwärtigen, und durch die genauere Betrachtung eines solchen Theiles wird die Erkenntniß des Ganzen, dem er angehöret, uns erleichtert, und ist in einigen Fällen dadurch nur möglich. Auf gleiche Weise offenbaret sich auch die ganze Größe und Bedeutsamkeit des Lebens und Wirkens mancher Menschen, welche wir mit Recht zu den Heroen unsers Geschlechts zählen, in einem Lebensabschnitte und in einer That derselben. Der große Mann, an dessen folgenreiches Leben und heilbringendes Werk wir uns besonders in diesem Jahr auf eine so schöne Weise erinnert sehen, Luther, lebte und wirkte in der Art, daß in einem Jahr seines Lebens und in einer That, die er vollbrachte, sein ganzes Leben und sein großes Werk sich erkennen lassen. Deshalb ist es gewiß sehr empfehlenswerth, die Zeitabschnitte im Leben Luthers, und diejenigen der Handlungen desselben, in welchen sich sein ganzes Leben und Wirken auf das beste abgebildet hat, besonders hervorzuheben und zu betrachten, indem man sich bemühet, eine lebendige Erkenntniß und Erinnerung Luthers und der Reformation zu bewirken. Es gewährt nun aber auch die Geschichte

der Verherrlichung des großen Reformators dem aufmerksamen Beobachter eine schöne Gelegenheit, die Grundsätze, nach welchen Luther handelte, die Beweggründe, welche ihn bestimmten, und den Zweck, welchen er stets im Auge hatte, wahrzunehmen, und das Verhältniß der Zeitgenossen Luthers zu ihm und seinem Werk sich zu vergegenwärtigen. Möchte daher die Geschichte der Verherrlichung Luthers aus diesem Standpuncte der Betrachtung ausgeliefert werden von solchen, welche sich durch tiefe Kenntniß der Geschichte und des menschlichen Geistes und Herzens dazu berufen fühlen!

Als Aufruf zu einem solchen Unternehmen und als einen kleinen Beitrag zu demselben will ich indeß versuchen, eine Nachricht von dem bis jetzt wenig bekannten Hochzeitgeschenk, welches die Akademie zu Wittenberg Luthern verehrt hat, und eine Beschreibung desselben zu geben. Und mögen mich dieserhalb entschuldigen, wenn es dessen bedarf, folgende Worte eines competenten Richters:

„Uebrigens ist an sich nicht zu tadeln; vielmehr aber in seiner Maaße zu loben, daß Lutheri Reliquien aufgehoben und hochgeachtet werden, nicht als wären sie heilige Sachen, die man auf eine vor Gott allein gehörige Weise zu verehren hätte, sondern damit man dabei Gelegenheit habe, sowohl Lutheri Gedächtnis zu erhalten und zu erneuern, als auch sich der großen Dinge dankbarlich zu erinnern, die Gott durch ihn in der Kirche zum ewigen Heil so vieler Seelen gethan hat.“ *)

*) D. J. G. Walch in dem vier und zwanzigsten Theile der von ihm herausgegebenen sämmtlichen Schriften D. Martin Luthers S. 307.

Und ist die Absicht, in welcher dieses von mir geschieht, gleich derjenigen, in welcher das in Messing gegossene und in der Stadtkirche zu St. Michael in Jena, dem Altare gegenüber an der nordöstlichen Wand stehende Denkmahl Luthers der Unterschrift gemäß, welche folgendermaßen lautet, aufgestellt worden ist. Es heißt aber in dieser Unterschrift unter andern:

Inclytus hac Saxo Guilelmus in aede locari
Justit et huic orbi tale dicavit opus
Non ut vana fides aliquo celebretur abusu
Signa sed admoneant hujus ut ista Viri
Auspice Teutonicis quo fraus innotuit oris
Qua Christi populos impia Roma premit. *)

Es ist durch gleichzeitige Schriften bekannt, daß von dem Rath der Stadt Wittenberg Luther, sowohl am Tage seiner Hochzeit, welche am dreizehnten Junius des Jahres 1526 statt hatte, als auch bei dem von ihm veranstalteten feierlichen Hochzeitmahle am Dienstage nach dem Feste Johannes des Täufers, am sieben und zwanzigsten Junius, beschenkt worden ist mit Wein und Bier; **) vergeblich habe ich aber bei gleichzeitigen Schriftstellern und in Urkunden aus jener Zeit eine Nachweisung gesucht über ein Geschenk, welches die Univer-

*) Eine Nachricht von diesem Denkmahl Luthers zu Jena, so wie eine Beschreibung und Abbildung desselben findet man in Junckers güldenem und silbernem Ehren-Gedächtniß Luthers S. 373 u. f., und in des ersten Bandes zweitem Stücke der Zeitschrift die Vorzeit S. 493 u. f.

**) Noch neuerdings hat man uns mit einem gleichzeitigen Schriftsteller bekannt gemacht, welcher erzählt, daß der Rath der Stadt Wittenberg zu dem ehelichen öffentlichen Verlöbniß Luthers vierzehn Maaß Wein neben gewöhnlichem Glückwunsch habe anbieten lassen. Lucas Kranach. Ein biographisches Gemälde von D. Friedrich Cramer. Minerva für das Jahr 1816. S. 444.

sität zu Wittenberg aus Veranlassung seiner Hochzeit gemacht hat.

Die erste Nachricht von einem solchen ist wohl der Lesewelt gegeben worden in den novis Literariis Maris Balthici et Septentrionis collectis Lubecae MDCCIV. Lubecae et Hamburgi, wo S. 49 aus Greifswald gemeldet: „In Bibliotheca Mayeriana, quae singulos in admirationem rapit, magna cum cura asservantur Acta colloquii Thorunensis, etc. etc.; Ac Donum illud Nuptiale, quod Acad. Witteb. Luthero, cum nuptias Wittebergae celebraret, olim obtulit.“ Hierauf berufen sich auch Juncker und Walch, indem sie von einem Luthern von der Universität zu Wittenberg verehrten Hochzeitgeschenk reden, und zwar ersterer in dem guldenen und silbernen Ehren-Gedächtniß Luthers S. 283 mit diesen Worten: „Hiernächst wird in den Novis Literariis Maris Balthici, 1704 pag. 49. zwar bekand gemacht, daß Herr D. Joh. Friedr. Mayer zu Grypswalde, Lutheri Hochzeit-Geschenke, so ihm die Universität zu Wittenberg verehret gehabt, besitze, aber sonder fernere Anzeigung, wie es eigentlich damit bewand sey.“ Walch bemerkt in dem vier und zwanzigsten Theile der von ihm herausgegebenen sämmtlichen Schriften Luthers S. 150. „Es ist auch bekannt gemacht worden, daß vorher erwehnter D. Mayer das Hochzeitgeschenk besitze, das Luther von der Universität Wittenberg bekommen; man hat aber nicht gemeldet, wie es eigentlich beschaffen sey. Im Jahr 1752 bestätigte D. J. H. v. Balthasar in des zweiten Bandes sieben und zwanzigstem Stücke der von J. E. Dähnert zu Greifswald herausgegebenen critischen Nachrichten was in den novis literariis maris Balthici et Septentrionis 1704 S. 49. von dem Hochzeitgeschenk Luthers ge-

meldet wird, indem er daselbst S. 216. sagt: „D. Mayer hatte 2 Becher, die man Luthero zuschrieb, und die ich beide gesehen habe. Der eine war nur von der Größe, daß man ihn täglich über Tisch hat brauchen können, und, wo mir noch recht erinnerlich, nicht vergüldet. Und der ist es ohne Zweifel, dessen in denen Novis literariis Germaniae (Hamburgi 1703 S. 255.) gedacht wird, da er nur bloßhin Poculum argenteum (nicht aber deauratum, wie gleich vorher ein anderer Becher) genannt wird, und, quod Lutherus illo usus sit. Er hatte auch das Ansehen nicht, daß er für ein Hochzeitgeschenk der Wittenbergischen Universität könne geachtet werden. Indessen ist doch der gedachten Universität Hochzeit-Geschenk auch ein silberner Becher, und bey einem derer Mayerischen Erben allhier in Greifswald annoch vorhanden, und ich habe ihn itzo in Händen. Er ist aber von ganz anderer Größe und Gestalt, als der vorhin genannte kleinere Becher, und hat die Form eines hohen Pocals mit Blumenwerk." Balthasar giebt hierauf eine kurze Beschreibung des Hochzeitgeschenks, worauf ich mich unten beziehen werde. Diese von Balthasar gegebene Nachricht und Beschreibung führt nun auch D. J. G. Walch an in dem drei und zwanzigsten Theile der sämmtlichen Schriften Luthers S. 27. welcher später herausgekommen ist als der vier und zwanzigste Theil. Wenig ist aber sowohl Balthasars Anführung in den critischen Nachrichten, als auch Walchs Wiederholung derselben bemerkt worden, denn im Jahr 1813 wird von einem der ersten Deutschen Geschichtschreiber gesagt, daß die Beschaffenheit des von der Universität zu Wittenberg Luthern gemachten Hochzeitgeschenks unbekannt sey. Bredow nämlich bemerkt: „Auch die Universität (Wittenberg) machte ihm (Luthern) ein

(Hochzeit-) Geschenk, worin es bestand, wissen wir nicht, *) — und in D. Martin Luthers Leben mit einer kurzen Reformationsgeschichte Deutschlands und der Litteratur von G. H. A. Ukert nach seinem Tode herausgegeben von F. A. Ukert 1817. Th. I. S. 181. heißt es, daß die Akademie (Wittenberg) Luthern am Tage nach seiner Hochzeit am 14. Junius, einen Becher geschenkt habe, da doch die auf derselben Seite zur Bestätigung dieser Angabe angeführten Stellen in den Greifswaldischen critischen Nachrichten und dem drei- und zwanzigsten Theile der von Walch herausgegebenen sämmtlichen Schriften Luthers vielmehr beweisen, daß Luther am Tage des feierlichen Hochzeitmahles, am 27. Junius, das Hochzeitgeschenk der Wittenberger Universität erhalten habe. Im Jahr 1816 hat Mohnike in einer Note zu den biographisch-litterarischen Erläuterungen, welche den von ihm herausgegebenen zwei Büchern Klagen Ulrich Huttens gegen Wedeg Loetz und dessen Sohn Henning beigefügt sind, der gelehrten Welt berichtet, daß die Universität zu Greifswald den von der Universität zu Wittenberg Luthern zum Hochzeitgeschenk verehrten Pocal besitze, jedoch ohne eine nähere Geschichte und genaue Beschreibung desselben. **) Und in dem Frauenkaschenbuche für das Jahr 1816 von de la Motte Fouqué S. 293 befindet sich das in der Note abgedruckte schöne Gedicht von Ludwig Giesebrecht, in welchem die Ueberreichung dieses Pokals zum Gegenstande genom-

*) Katharina von Bora von G. G. Bredow. Minerva für das Jahr 1813. S. 325.

**) Ulrici Hutteni in Wedegum Loetz et filium eius Henningium Querelarum libri Duo ex rarissimo Saec. XVI. libro typis excuso edid. vert. et illustravit Mohnike. Gryphisw. 1816. S. 565. u. f. (Das Buch hat auch einen Deutschen Titel.)

men worden ist. *) Die Universität zu Greifswald, auf deren Bibliothek sich der von der Universität zu Wittenberg Luthern zum Hochzeitgeschenk verehrte Pokal befindet, hat denselben von den Kindern des im Jahr 1800 verstorbenen Greifswaldischen Professors der Theologie und Pastors an der St. Marien Kirche D. Georg Brockmann für 100 Reichsthaler gekauft. Diese hatten den merkwürdigen Pokal von ihrem Vater geerbt, welcher gleichfalls durch Erbschaft in den Besitz desselben gelangt war. Er war nämlich verehlicht mit einer gebornen Mayer, einer Tochter des im Jahr 1726 in Greifswald verstorbenen Professors der Medicin D. J. A. Mayer, welche nach dem Tode zweier Brüder, die von dem Vater jenen Pokal geerbt hatten, denselben erhielt und bei ihrem Tode ihrem Ehemann ihn hinterließ. Es hatte aber der erwähnte Professor Mayer diese bedeutende Reliquie Luthers gleichfalls geerbt von seinem Vater, dem berühmten Generalsuperintendenten über Pommern und Rügen, so wie auch Königlich Schwedischen Ober-Kirchen-Rathe D. Johann Friedrich Mayer, welcher von dem Könige von Schweden Carl XII. im Jahr 1701 von

*) Die Hochzeitgabe.

Der Doctor Luther saß beim Hochzeitmahle,
Sein neuverlobt Gemahl an seiner Seite,
Und, so wie immer, spendet er auch heute
Holdselige Reden, wie aus voller Schale.
Da treten zu ihm, in dem alten Saale
Ein feierlich und freundliches Geleite
Gelehrter Männer, treu im Glaubensstreite
Und Meister Philipp mit dem Weinpokale.
Reicht ihm den Kelch und sagts dem frommen Knechte:
Dies Brautgeschenk, das freudig möge klingen,
Wollt Dir die Wittenberger Schule bringen.
Nimmts Luther dann und faßet Kathens Rechte
Und spricht: Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang
Herr Gott, der bleibt ein Narr sein Lebelang.

Hamburg, wo er vom Jahr 1687 an Paſtor an der Jacobi Kirche war, als Generalſuperintendent nach Greifswald berufen wurde, und im Jahr 1712 zu Stettin, wohin er ſich der Kriegsunruhen wegen begeben hatte, geſtorben iſt. Nach einer in der Familie dieſes Mannes ſich erhaltenen mündlichen Tradition hat er jenen Pokal in Hamburg, wo er ausgezeichnetes Anſehen beſaß, und große Liebe ſich erworben hatte, zum Geſchenk erhalten. In Hamburg indeß zweifelt man hieran gar ſehr. Es meldet mir ein Freund von dort, daß Mayer noch in friſchem Andenken daſelbſt ſtehe, daß aber niemand etwas davon wiſſe, daß er unſern Pokal zum Geſchenk dort erhalten habe, ſo genau man auch über ſein Leben in Hamburg unterrichtet ſey, daß in dem Protocollbuche der daſigen Jacobi-Kirche, an welcher Mayer, wie ich bemerkt habe, Paſtor war, ſehr viel von demſelben, ja ſogar die geringſte Merkwürdigkeit aufgezeichnet ſey, die ſich in Betreff ſeiner Verhältniſſe zu dem Rath, der Bürgerſchaft und dem Kirchencollegium zugetragen haben, daß Mayer jede Gelegenheit, wo er eine Auszeichnung erhielt, angezeigt und in das Protocollbuch habe tragen laſſen, daß aber von unſerm Pokal gar nicht darin die Rede ſey. Mein Freund vermuthet deshalb, daß Mayer denſelben ſchon mitgebracht habe nach Hamburg, wohin er von Wittenberg kam, wo er Profeſſor der Theologie war, oder daß er ihn nach ſeinem Aufenthalte in Hamburg erhalten habe. Auf welche letzte Vermuthung ihn ein Brief gebracht hat, den Mayer an das Kirchencollegium der Jacobi-Kirche ſchrieb, als die Bürger in Hamburg ihn ſehr baten, dahin zurückzukommen, in welchem er ſagt, daß er in Greifswald ſehr vergnügt ſey, daß der König ihn ſehr auszeichne, und derſelbe ihm erſt vor einigen Ta-

gen ein goldenes Kunstwerk geschenkt habe. Ob das nun der Pokal gewesen sey, von dem wir hier reden, läßt sich nicht bestimmen, und bleibt es nach alle diesem ungewiß, auf welche Weise und woher Mayer den Pokal erhalten hat, da weitere Nachrichten über diesen Umstand nicht aufzufinden sind.

Sehr auffallend ist es, daß diejenigen, welche über Luther und die Reformation in früherer und späterer Zeit geschrieben haben, dieses Pokals nicht Erwähnung thun, und daß besonders Mayer, der doch so vieles über Luther und die Reformation geschrieben hat, an keinem Orte von demselben redet.

Dieser Pokal nun, von dem die Leser eine getreue Nachbildung auf der Kupfertafel erblicken, ist mit vieler Kunst in dem unverkennbaren Style der Zeit, welcher er angehöret, und hauptsächlich auf eine Weise gearbeitet, welche die Gold- und Silberarbeiter geknickte Arbeit nennen. Er ist mit dem Deckel dreiviertel Elle hoch, von Silber, auswendig und inwendig stark vergoldet, ausser einigen kleinen Zierrathen, welche mit Fleiß zur größeren Verzierung, wie es scheint, ohne Vergoldung geblieben sind. Er wiegt vier und achtzig Loth, wie unter dem Fuße von dem Künstler auf die auf der Kupfertafel bemerkte Art angegeben ist. Der Fuß des Pokals hat einen Umfang von einer viertel Elle und auf einem Rande um denselben befindet sich diese Inschrift: DIE LÖBLICHE VNIVERSITET DER CHVRF. STATT WITTENBERG VEREHRET DISES BRAVTH GESCHENKE H. D. MARTINO LVTHERN VND SEINER IVNGFRAVW KETHE VON BORE ANNO 1525. DIE MARTIS POST. FESTVM: IOHANNIS BABTISTAE. Der Haupttheil (corpus) des Pokals hält ohngefähr 2 Nösel, ist

unten enger, als oben, und mit Hölungen so künstlich gemacht, daß man ihn, wie von Balthasar bemerkt, schwerlich ganz austrinken kann. Die blätterartigen Zierrathen an demselben sind nach der Kunstsprache in Drath-Arbeit gemacht und zum Theil nicht vergoldet; die um den obersten Theil sichtbaren Vögel und Zweige aber sind gravirt. Ueber diesen Vögeln und Zweigen fängt der Deckel an, um dessen Rand vergoldete Zierrathen in Drath-Arbeit sich befinden. Inwendig am Deckel ist die silberne Medaille eingeschroben, welche im Jahr 1630 aus Veranlassung des Jubelfestes der Augsburgischen Confession geschlagen worden ist, die Juncker beschreibt, und davon eine Abbildung giebt in seinem guldenen und silbernen Ehren-Gedächtniß Luthers S. 446. u. f. Es ist ohne Zweifel schon anfangs an dem Deckel des Pokals eine Medaille gewesen, welche auf irgend eine Weise verloren gegangen und durch die gegenwärtig sich daran befindende ersetzt ist. Man findet nämlich an dem Deckel mehrerer Becher aus alter Zeit Medaillen; so ist an dem Deckel des Bewers, welchen Luther gleichfalls gehabt haben, und der sich in der Kunstkammer zu Dresden befinden soll, auch eine Medaille, wie Walch berichtet S. 290. des schon angeführten Buchs. Auf dem Deckel ruht ein kleines Postament, auf welchem sich eine Weinrebe befindet, die eine kleine Zierrath trägt, welche die Gestalt eines länglichten Apfels und oben eine Spalte hat, in welcher kleine Kerne oder Körner sichtbar sind, und auf den ersten Anblick eine Blume oder eine Frucht vorstellen zu sollen scheint. *) Es hat jedoch einer unserer ersten Bota-

*) Balthasar bemerkt an dem a. O., daß die Mayerischen Erben den Knopf (jene von mir näher bezeichnete Zierrath) vom Deckel abgesondert, und auf einer Stange noch etwas erhöhet haben. Hieran zweifle ich aber, und glaube vielmehr, daß der Deckel schon anfänglich die jetzige Gestalt gehabt habe.

niker mir zu ſagen die Güte gehabt, daß man nicht im Stande ſey, mit Gewißheit anzugeben, ob überhaupt eine ſolche und noch weniger welche hier nachgebildet worden ſey. Ich vermuthe indeß, indem ich nicht glaube, daß eine ſo ganz ungewöhnliche Verzierung abſichtslos gemacht worden iſt, daß hier eine Frucht oder Blume habe dargeſtellt werden ſollen, welcher man eine beſondere ſymboliſche Bedeutung beigelegt habe, und daß, wie dies oft der Fall iſt, der Künſtler mehr nach ſeiner Vorſtellung als nach einem vorliegenden Original die ihm zur Darſtellung aufgegebene Frucht oder Blume gemacht habe. Die meiſte Aehnlichkeit hat aber jene Verzierung mit einem geſpaltenen Granatapfel, und halte ich es nicht für ganz unwahrſcheinlich, daß die Univerſität zu Wittenberg, indem ſie dem Künſtler aufgab, einen ſolchen an dem Becher anzubringen, eingedenk geweſen ſey einer der ſymboliſchen Bedeutungen, welche von alten Schriftſtellern dem Granatapfel beigelegt werden, und von denen mehrere angeführt ſind in D. Philippi Pinicelli mundus symbolicus idiomate italico conscriptus, justo volumine vero auctus et in latinum conscriptus a R. D. Augustino Erath. Coloniae Agrippinae MDCLXXXVII. Th. I. S. 570—574.

Man muß wünſchen, daß hiernach, ſo wie überhaupt nach der näheren Geſchichte unſers Pokals, beſonders in den Acten der Wittenberger Univerſität geforſcht, und wenn ſich darüber etwas finden ſollte, davon Nachricht gegeben werde.

LXII.

Neue Werke zur Kunst des Mittelalters.

(Aus einem Briefe.)

Wien am 23. Brachmonat 1817.

Seit kurzem erschien bei Artaria in Wien die erste Lieferung eines Pracht-Kupferwerks, das mit vollem Rechte den gehaltvollsten englischen und französischen Werken dieser Art an die Seite gestellt zu werden verdient: „Denkmahle der Baukunst und Bildnerei des Mittelalters in dem Oesterr. Kaiserthume. Auf Kosten Sr. Durchlaucht des Fürsten von Lichnowsky herausgegeben, und unter Aufsicht von Joseph Fischer k. k. Kammerkupferstecher und Professor u. s. w. von Oesterr. Künstlern gestochen. Mit erklärendem Texte in deutscher und französischer Sprache. Groß Folio auf Basler Velin-Papier. — Jede Lieferung wird sechs Kupfer enthalten. Der Anfang wurde mit der Kirche Maria am Gestade (Marie Stiegen) in Wien, diesem herrlichen Denkmahl Altdeutscher Baukunst, gemacht. Die zweite Lieferung wird noch zwei Blätter dieser Kirche und die übrigen zerstreuten Denkmahle der Hauptstadt enthalten, und erscheint in zwei Monaten. Mit der dritten Lieferung beginnt die St. Stephanskirche und bis dahin wird Unterzeichnung zu zwei Dukaten in Gold für Stücke mit der Schrift und drei Dukaten für Stücke vor der Schrift angenommen. Die Anzahl der Drucke wurde auf 50 vor der Schrift und 250 mit fertiger Schrift beschränkt.

Auch zu Florenz erscheint nächstens: Monumenti di Santa Croce della Basilica di S. Lorenzo e d'altre Chiese Fiorentini, incisi a contorni sotto la direzio-

ne dei Sigg. Cav. P. Benvenuti e L. de Cambray Digny con Illustrazioni, 4to Firenze 1817 in 8 Heften, wovon alle 6 Wochen 1 Heft mit 4 Kupfern und erkl. Beschreibung geliefert wird.

Franz Ziska.

LXIII.

Glasmaler in Schlesien.

Es ist auffallend, daß wir Nachrichten finden von Glasmalern, welche in Schlesien gelebt haben, zwar in Zeiten, die über diese Blätter hinaus fallen, welches aber wohl auch auf schon frühere Zeiten deutet und immer geeignet ist, den Forschungseifer zu reizen, — und dennoch finden wir keine Glasmalereien selbst mehr in Schlesien vor. Die vielfachen Zerstörungen und der Misbrauch der Kirchen in Krieges- und Friedenszeiten mag doch wohl nicht immer die Ursache gewesen sein, daß diese Kunstwerke verloren gingen. Jeder, der diese Angelegenheit näher zu beleuchten im Stande ist, wird darum freundlichst ersucht. Hier meine Nachricht.

Im Archive des Mathias-Stifts zu Breslau findet sich unter den ausserurkundlichen Papieren ein Brief vor, den Caspar Questenberg, Abt zu Strahow am Tage der heiligen Maria Magdalena (den 22. Heumond) 1617 aus Prag an Helias Bachstein, Meister des Spitals des heil. Mathias zu Breslau und Visitator des Ordens mit dem rothen Stern durch Pohlen und Schlesien schrieb. Darin heißt es: „Ich bitte den hern Brueder, Er wölle mir

nichts verargen weilen Ich nicht weiß, wehn Ich vertrewlicher ersuechen mocht alß eben Ihn, begerh und bitte dz der her Brueder zu gäntzlicher vollendung meines khlosster baw an einem ortt verhülfflich sey, wils danthbarlich wz es khosst erstatten. Dan alhie in Boheim ist khein glaßmahler, so wolt Ich auch nicht gern, die Fenstern so bloß ohn einiges ornament verfertigen lassen. Mein glaser aber berichtet mich, dz zur Neyß In schlesien ein glaßmahler wohnhafft sey, welcher umb ein billigs den leuthen diene. Ich bitte den hern Brueder aufs allerfleißigest, Er wolle mir eh'st bey sulchem zu machen bestellen 60 scheiben von den grossten so gemacht werden, sawber gemahlt vnd ausgebrandt, Ich erstatte es gern, vnd mit Danckhsagung. Wollt gern haben diese beiligende *) bilder sambt den 12 Aposteln vnd sonsten daz der glaser selbst vermeindt, damit der stuckh sechtzig sein. Ain Jedes auf ein runde scheib, von der großesten so gebohrn (gemacht) werden, wie der glaser selbst weiß. Den Nahmen deß glasers lege Ich hiebey verzeignet. **) Der her Brueder thue mir noch ad reliqua diese große freundtschafft, vnd bestelle es etwa durch Jemand, dz Ichs baldt bekhommen muge. Ich will mit danckhbaren Zahlung der notturfft durchauß nicht feyren u. s. w."

Wunderlich ist, daß der Abt in diesem Briefe den Glasmaler eben so oft auch Glaser nennt, als wenn damals Kunst und Handwerk in einer Person vereint gewesen wären, welches ich mir daher erkläre, daß der Glasmaler noch andere Künste anwenden mußte, um seine

*) Dieser Zettel ist leider nicht mehr vorhanden.

**) Leider ist auch der nicht mehr vorhanden.

Malerei einzubrennen, denn der Abt verlangt ja ausdrücklich: „sawber gemahlt vnd ausgebrandt.“ In dem Verhältnis der Glasmaler und der andern Maler liegt auch vielleicht die Ursache, warum die Maler und Glaser, nebst noch einigen andern Gewerken, in Breslau zu einer Zunft gehörten.

Den Namen des Malers mittelt vielleicht noch ein Einwohner von Neisse aus, in so fern meine wöchentlichen Nachrichten dort irgend jemand zu Gesicht kommen; woran ich indessen zweifle. Bei dieser Ausmittelung ergiebt sich vielleicht auch Einiges über die früheren Zeiten der Glasmaler in Schlesien, das mehr in den Kreis dieser Blätter gehört.

Wichtig ist nun auch noch, zu erfahren: ob in dem Kloster Strahow sich gemalte Scheiben wirklich noch finden; wie diese beschaffen sind und auf welcher Stufe der Kunst der sie anfertigende Künstler stand; dann aber auch: ob in dem Archive dieses Klosters sich nicht nähere Nachrichten über diese Fenster und ihre Anfertigung noch finden. Darüber soll nächstens Erkundigungen einzuziehen versucht werden. V.

LXIV.

Alte Volksfeste.

(Aus Sebastian Francks Weltbuch.)

1) In Franken.

Drei Dornstag vor Weihnachten klopfen die Maidlein und Knaben von Haus zu Haus durch die Stadt an

die Thüren an, die Zukunft der Geburt des Herrn verkündigend und den Einwohnern ein glückliches Jahr wünschend. Davor empfahen sie von den Haussässigen Aepfel, Birn, Nüß und auch Pfennig zu Lohn.

Zu Weihnacht begehn sie die Kindheit Christi also. Sie setzen ein Wiegen auf den Altar, darein ein geschnitzt Kind gelegt, dieß wiegen die Stadtkinder in großer Menge, springen und tanzen um das Kind in einem Ringe, darzu die Alten zusehen und mitsingen mit viel seltsamen Liedlein von dem neugebornen Kindlein.

In der Neujahrszeit schicken sie einander Gaben, alt und jung und mit gebotener Hand wünschen sie einander ein guts seligs Jahr. Item in dieser Zeit gehn die Knecht und ledigen Gesellen auf dem Land herum durch die ganze Nacht vor den Häusern, auch an etlichen Orten in den Städten und singen die Leut an mit großer Heuchlerei, loben den Hausvater und sein Gesind von Fuß auf, und versammlen mit ihrem Heucheln viel Gelds. Etlich dieser ziehen herum durch das ganze Land mit einem Glöcklein, läuten und singen, darein an einem Gottshaus sammelnd, diese bringen auch nicht eine kleine Schatzung aus dem Land, doch Keiner den Mönchen gleich.

An dem heiligen Dreikönigtag backt ein jeder Vater einen guten Leckkuchen oder Letzälten, darnach er vermag und ein Hausgesind hat, groß oder klein und knätet einen Pfennig darein, darnach schneidet er den Kuchen in viele Stück, giebt Jedem aus seinem Hausgesind eins, item, Christus, Maria und die heiligen drei Könige haben auch ihre Stück da, welche man von ihrentwegen um Gottes Willen giebt. Wem nun dieß Stück wird, darin der Pfennig ist, der wird von Allen als ein König erkannt und erhaben, und dreimal mit

Jubel in die Höhe gehebt, der nimmt allmal eine Kreide in die Hand, macht ein Kreuz an die Dielen oder Balken im Haus und Stuben, welche Kreuz für viel Unglück und Gespenst helfen sollen, werden auch in großer Observation gehalten.

Die zwölf Nächt zwischen Weihnacht und der heiligen drei Könige Tag ist kein Haus, das nicht alle Tag Weihrauch in seiner Herberge mache für alle Teufelsgespenst und Zauberei. Haben auch groß Acht, wie die zwölf Tag wittern: denn ein jeder Monat soll so in derselben Reihe wittern das ganze Jahr hindurch: also daß der erst Tag den ersten Monat, der ander Tag den andern Monat und so fortan ein jeglicher Tag seinen Monat anzeige.

Zu Ostern backt man die Fladen, da giebt etwan ein Reicher zwei Fladen, einen den jungen Knaben, den andern den jungen Maidlein u. s. w.

Zu der Kirchweih kommen die jungen Gesellen mit Trommeln und Pfeiffen, gewapnet als zu einem Krieg, den sie auch etwan finden, und gehen oft mit blutigen Köpfen von der Kirchweihe, so sie den Ablaß zur Vesperzeit mit Speisen ausgetheilt haben, wieder heim.

Die drei Tag vor dem Auffahrttag, so man mit dem Kreuz geht, kommen etwan viel Kreuz in einer Kirch zusammen, da singen sie miteinander, jedes Kreuz sein eigen Lied, so gut es kann, und sind die jungen Gesellen und Maidlein alle sauber und feiertäglich bekleidet, mit Kränzen auf dem Haupt, ausgeschlagnen Maien in der Hand. Da merken die Priester allzumal gleich auf, welche Rotte am lautesten singt, diese gewinnen etlich Kannen mit Wein.

In den Pfingstfeiern reiten sie um das Korn, Wein und alle Felder, mit dem Pfaffen, der das heilige Sakrament in einem Beutel am Hals mit umher führet, bittet Gott mit frechem Muth, daß er sich ihre Felder wolle lassen befohlen sein vor allem Ungewitter.

Am S. Urbanus-Tag richten die Weinhäcker (Höcker) auf offnem Markt oder anderm Platz einen Tisch zu mit Zweheln, Tischtuch, wohlriechenden Kräutern überlegt, darauf stellen sie St. Urbans Bild: ist dieser Tag schön, so thun sie diesem Bild viel Ehre an, mit Krönen, Speisen ꝛc. Ists aber Regenwetter, so ehren sie ihn nicht allein nicht, sondern werfen ihn in den Koth, mit viel Schmähworten. Denn sie halten darauf, der Wein so zu dieser Zeit in der Blüthe steht, soll, so es regnet, übel, so es aber schön ist, wohlgerathen.

Am S. Johannstag machen sie ein Sinet-Feuer, tragen auch diesen Tag besondere Kränze auf, weiß nicht, aus was Aberglauben, von Beifuß und Eisenkraut gemacht, und hat schier ein Jeder ein blau Kraut, Rittersporn genannt, in der Hand: wer dadurch in das Feuer sieht, dem thut das ganze Jahr kein Aug weh, wie sie aberglauben. Wer vom Feuer heim zu Haus hinweg gehn will, der wirft dieß sein Kraut in das Feuer, sprechend: Es gehe hinweg und werde verbrannt mit diesem Kraut all mein Unglück.

Das bischöffliche Hofgesind wirft auf diesen Tag bei ihrem Freudenfeuer auf dem Berg hinter dem Schloß feurige Kugeln in den Fluß Mogenum, so meisterlich zugericht, als ob es fliegende Drachen wären. (Es ist von Würzburg die Rede.)

Die Maid machen auf diesen Tag Rosen-Häfen, also: sie lassen sich machen Häfen voller Löcher, die Löcher kleben sie mit Rosenblätter zu, und stecken ein Licht

darein, wie in eine Latern, henken nachmals dieſen in der Höhe zum Laden heraus, da ſingt man alsdann um einen Kranz Meiſterlieder, ſonſt auch oftmals im Jahr zu Sommerszeit, ſo die Maid am Abend in einem Ring herum ſingen, kommen die Geſellen in den Ring und ſingen um einen Kranz, gemeiniglich von Nägelein gemacht, reimweiſe vor; welcher das beſte thut, der hat den Kranz.

Zu dieſer Zeit ſtecken die Bauernknechte große hohe Tannebäume bis auf die Gipfel ausgeſchnitten, in die Dörfer, mit Spiegeln und Kränzen gezieret und in die Gipfel oben gehenkt, und laſſen den mit großer Mühe eingegrabenen Baum ihrer Metzen zur Ehr den ganzen Sommer ſtehn.

Zu Ausgang des Weinleſens kommen die Knaben all in einem Feld zuſammen und machen ſich allda von Stroh, das darzu verordnet iſt, gute handvöllige Fakeln, jeglicher zwei, gehn zunacht ſingend in einer Ordnung in die Stadt, damit leuchten ſie dem Herbſt aus.

Sankt Martins und Sankt Niklas Tag celebrirt dieß Volk wunder ehrlich, doch underſchiedlich: S. Martin im Haus, ob Tiſch, S. Niklas in der Kirche. Erſtlich loben ſie S. Martin mit gutem Wein, Gänſen, bis ſie voll werden. Unſelig iſt das Haus, das nicht auf dieſe Nacht eine Gans zu eſſen hat, da zapfen ſie ihren neuen Wein an, den ſie bisher behalten haben, da giebt man zu Würzburg und anderswo auf dieſen Tag den Armen eine gute Nothdurft.

Zwei Eberſchweine ſchleußt man in einem Zirkel oder Ring auf dieſen Tag zuſammen, die einander zerreiſſen, das Fleiſch theilet man aus unter das Volk, das Beſte ſchickt man der Obrigkeit.

Am St. Niklas Tag wählen die Schüler unter ſich einen Biſchof, zwei Diakonen, die ſitzen in ihren Or-

naten, mit einer Prozession in die Kirche geläutet, bis das Amt für ist, alsdann geht der Niklas Bischoff mit all seinem Hofgesind zu singen vor die Häuser, und das heißt nicht gebettelt, sondern dem Bischoff eine Steuer gesammelt.

Etlich Kinder fasten S. Niklas Abend so hart, daß man sie etwan zum Essen nöthigen muß, darum daß sie vermeinen, die Gabe, so sie unter ihr Kissen oder in den Schuhen unterm Tisch, von den Eltern darein gelegt, finden, sei ihnen darum von Sankt Niklas beschert.

2) Für die Festgebräuche, Festaberglauben u. s. w. durch ganz Deutschland ist ein eigener Abschnitt in Francks Weltbuche S. 130 b bis 136 a sehr wichtig. Nur muß man daraus dasjenige ausscheiden, was sich auf allgemeinen Römischen Kultus bezieht, denn: von der Römischen Christen Festfeier u. s. w. ist dieser Abschnitt überschrieben, und es fehlen fast durchaus örtliche Bestimmungen.

Wilhelm Müller.

LXV.

Der Dichter des Liedes:

Herzlich thut mich erfreuen u. s. w.

(Aus einem Briefe an den Herausgeber.)

Neu Brandenburg d. 23. Osterm. 1817.

In dem Wonnemonds-Hefte Deiner wöchentl. Nachrichten Bd. I. S. 347. las ich eine Vermuthung des wahrscheinlichen Verfassers vom Liede: Herzlich thut mich

erfreuen u. ſ. w. von Dir. Dieſe Vermuthung kann ich zur Gewisheit erheben, ſo weit es Menſchen möglich iſt. Ich habe das Lüneburger Geſangbuch von Sandhagen 1702 herausgegeben in Händen, in welchem, nebſt mehren treflichen alten Liedern, die man in der neuen Sammlung ungern vermißt, auch das Lied: Herzlich thut mich erfreuen u. ſ. w. aufgeführt iſt, mit dem genannten Verfaſſer Joh. Walt. (Johann Walther). Das Lied hat daſelbſt 34 Geſetze. In Richters allgemeinem biographiſchen Lexikon alter und neuer geiſtlicher Liederdichter, in Leipzig 1804 erſchienen, ſteht nun bei Johann Walther folgende Nachricht, die ich Dir ganz herſetzte, weil das Buch Dir nicht zur Hand geweſen zu ſein ſcheint:

Walther, M. Johann, war Kapellmeiſter an dem Hof des Kurfürſten Johann Friedrich, und ein vertrauter Freund Luthers, mit dem er manche Stunde mit Singen zugebracht. Er hat auch die Compoſition der erſten deutſchen Meſſe, die Luther gemacht, durchgeſehen und verbeſſert. Lied: Herzlich thut mich erfreuen. Aus dieſem langen Liede, welches 34 Strophen enthält, machen 7 Strophen das Lied aus: Der Bräutigam wird bald rufen. —

In der Walchſchen Ausgabe der Lutherſchen Werke findet ſich eine Vorrede Luthers zu einem von Joh. Walther veranſtalteten Geſangbuch.

A. Milarch.
Profeſſor und Conrektor.

LXVI.

Der Geiſt beim Grenzſteine.

(Sage aus dem Manhartsbergerviertl in Oeſterreich.)

Der liebe Gott hatte einen Bauern mit überaus großem Reichthume geſegnet. Er hatte die größten Aecker und Weingärten, die ſchönſten Wieſen und das auserleſenſte Hornvieh im ganzen Dorfe. War doch nicht damit zufrieden und beneidete ſeine Nachbarn um ihr kleineres Glück; denn er war ſehr geizig und wollte immer mehr — ja wär' es möglich geweſen; alles allein haben. Tag und Nacht war ſein Grübeln und Trachten ſeine Grundſtücke, wenn auch auf unredliche Weiſe zu vergrößern. Da kam ihm eines Tages in den Sinn, den Grenzſtein, welcher ſeine Wieſe von der ſeines Nachbars ſchied, auszugraben und weiter hinein zu ſetzen, um hiedurch ein Stück Lands mehr zu gewinnen. Stund deßwegen um Mitternacht, damit er von Niemanden geſehen werde, vom Bette auf und ſchritt zur böſen That.

Nahe beim Grenzſteine ſtund ein weißes Hündchen und wollt' es nicht leiden und bellte:

„Wau wau wau!
„Di nit trau!
„Uf Gott ſchau!

Er aber merkte nicht auf, ſondern grub den Stein, indem er nachſann:

„Wo leg i 'n hin,
„Mir zum Gwin?
„Wo tue i 'n hin,
„Mir zum Gwin?

aus, und ſetzte ihn eine gute Strecke weit in des Nachbars Wieſe hinein, ging ſodann nach Hauſe und war baß erfreut, ein gut Stück Landes gewonnen zu haben.

Die Freude aber dauerte nur kurze Zeit; denn bald kam ihm die Wiese immer noch viel zu klein vor. Ey, muß nachhelfen, sagte der Filz, stieg um Mitternacht abermals aus dem Bette und schritt zur bösen That.

Nahe beim Grenzsteine stund wieder ein Hund; der war grau und wollt' es nicht leiden und bellte heftig:

„Wau wau wau!
„Di nit trau!
„Sunſt i di hau!

Er aber merkte auch dießmal nicht auf, sondern grub den Stein, indem er nachsann:

„Wo leg i 'n hin
„Mir zum Gwinn?
„Wo tue i 'n hin,
„Mir zum Gwinn?

aus, und setzte ihn eine gute Strecke noch weiter in des Nachbars Wiese hinein, ging sodann nach Hause und war baß erfreut, so ein gut Stück Landes neuerdings gewonnen zu haben.

Die Freude dauerte aber wieder nur kurze Zeit. Die Wiese schien ihm immer noch zu klein. Was ist zu thun? — Nachzuhelfen! Er stieg daher um Mitternacht zum drittenmale aus dem Bette und schritt zur bösen That.

Da stund beim Grenzsteine ein schwarzer Fleischerhund, und wehrte sich dagegen und bellte:

„Wau wau wau!
„Di nit trau!
„I di ſchau!

Er aber merkte auch abermal nicht auf und grub den Stein aus. — Da ergrimmte der Hund und zerriß den Bauer in tausend Stücke und fraß ihn.

Der Geist des Geizigen mußte aber zur gerechten Strafe, auf dem Orte seines Vergehens von Mitternacht an, bis der Hahn krähte umher wandeln. Mit Entsetzen

ſahen ihn viele Menſchen, die ſich verſpätet hatten, auf der Wieſe den Grenzſtein hin und her ſchleppen und mit kläglicher Stimme ſagen:

„Wo leg i'n hin,
„Mir zum Gwinn?
„Wo tue i 'n hin,
„Mir zum Gwinn?

Das dauerte viele hundert Jahre, bis einmal ein Betrunkener um Mitternacht über die Wieſe ging, dieſe Worte des Geiſtes hörte, und in luſtiger Weinlaune zu ihm ſagte: Ey leg' ihn hin, wo du ihn genommen haſt! Da ſetzte der Geiſt den Stein auf ſeinen urſprünglichen Platz und war erlöſet. — Franz Ziska.

LXVII.

Die Heiligen.

(Aus dem dritten Theile von Wuk's ſerbiſchem Volksliederbuche.)

Guter Gott, o welch ein großes Wunder!
Donnert es wohl, oder bebt die Erde,
Oder ſchlägt das Meer an Felſenufer?
Weder donnert's, noch die Erde bebet,
Nicht auch ſchlägt das Meer an Felſenufer;
Sondern Heil'ge theilen das Vermögen,
Heil'ger Peter, Heil'ger Nikola,
Heil'ger Johann, Heiliger Elias,
Und mit ihnen Heil'ger Pontelija.
Tritt zu ihnen die Gebenedeite,
Thränen rollen über's weiße Antlitz.
Fragt ſie mir der Donnerer Elias:
Schweſter unſ're, du Gebenedeite!

Welch groß Unglück iſt dir wiederfahren,
Daß dir Thränen rollen über's Antlitz?
Ihm antwortet die Gebenedeite:
Ach mein Bruder, Donnerer Elias,
Wie kann ich der Thränen mich enthalten,
Da ich komme von dem Inderlande,
Inderlande dem verfluchten Lande,
Schwerer Unglaub' in dem Inderlande!
Nicht ehrt Jugend dorten dir das Alter,
Kinder hören nicht auf ihre Eltern,
Eltern treten das Geborne nieder,
(Schwarz ſei ihnen's Antlitz im Gerichte,
Im Gerichte vor Gott, dem Wahrhaften!)
Pathe *) ſchleppt den Pathen vor Gerichte,
Bringt herbei dir lügenhafte Zeugen
Ohne Glauben, ohne reine Seele,
Straft um Geld ſo ſeinen eignen Pathen,
Sei es Taufpath' oder Hochzeitspathe.
Bruder fodert Brudern auf den Kampfplatz,
Der Braut Ehre nachſtellt der Brautführer. **)
Bruder nennt die Schweſter nicht mehr Schweſter. ***)
Zu ihr ſpricht der Donnerer Ilia:
Schweſter unſ're, du Gebenedeite!
Wiſch die Thränen ab im weißen Antlitz,
Bis wir hier vertheilen das Vermögen;
Gehen dann zu Gott in ſeinen Divan,
Wollen da Gott bitten, den Wahrhaften,
Daß er uns die Himmelsſchlüſſel gebe;
Will verſchließen dann die ſieben Himmel,

*) Pathe (ſerbiſch kum), der Zeuge bei der Taufe oder bei der Trauung (kum ventschani, oder kerschtenu) iſt das ehrenvollſte und heiligſte Verhältniß zwiſchen Nachbarn.

**) Brautführer, dever, muß unverheurathet ſein, und iſt der Ehrenhüter der Braut bis zur Brautnacht. Ihm iſt ſie anvertraut, wenn ſie von dem elterlichen Hauſe zum Bräutigam geleitet wird. Er ſchläft bei ihr in der Herberge. Man hat kein Beiſpiel, daß je ein dever dieſes Vertrauens unwerth geworden.

***) Wie ganz andere Dinge rechnet der Volksdichter zum Unglauben als der Kloſtertheologe!

Und ein Pettschaft legen auf die Wolken,
Daß kein Regen falle aus den Wolken,
Weder Regen, noch auch stiller Thau selbst,
Noch auch nächtlich (schein) des Mondes Schimmer;
Und dies alles durch drei ganze Jahre,
Daß der Wein nicht trage, noch der Weitzen,
Und das Weihbrodt für die Kirche selbst nicht!
Als das höret die Gebenedeite,
Wischt die Thränen sie vom weißen Antlitz.
Als sie nun getheilet das Vermögen,
Nahm den Wein sich Peter und den Weitzen
Und dazu des Himmelreiches Schlüssel,
Und Elias nahm den Blitz und Donner,
Und die große Hitze Pantelija,
Sanct Johann die Pathenschaft und 's Brüdern *)
Und die Kreuze vom glorreichen Holze,
Ström' und Fuhrten nimmt sich St. Nicola.
Und sie gingen zu Gott in den Divan,
Baten ihn drei ganzer lichter Tage
Und drei dunkle Nächte ohne Aufhör'n,
Baten ihn und endlich es erbaten.
Gibt Gott ihnen nun die Himmelschlüssel,
Alle sieben Himmel sie verschließen,
Und ein Pettschaft legen auf die Wolken,
Und es fällt kein Regen aus den Wolken,
Weder Regen, noch auch stiller Thau selbst,
Noch auch nächtlich scheint des Mondes Schimmer,
Und es trägt kein Wein nicht, noch der Weitzen,
Und selbst nicht das Weihbrodt für die Kirche,
Und dies alles durch drei ganze Jahre!
Springt vor Dürre auf die schwarze Erde,
Fallen lebend selbst hinein die Menschen,
Und aus läßt Gott eine schwere Krankheit,
Der furchtbaren Ruhr unsel'ge Krankheit,
Und sie tödtet Jung zugleich und Altes,
Trennet Liebes fühllos von dem Lieben.

---

*) Bratimstro Wahlbruderschaft, die aus Fortis bekannte Sitte der Serben.

Aber was noch übrig blieb that Buße,
Und sie glaubten an Gott den Herren.
Und des Herren Segen ruht' auf ihnen:
Daß nicht Eis im Lande fällt, noch Schnee,
Als ein einzigmal im ganzen Jahre,
So wie damals, so noch heut'ges Tages.
Guter Gott, in allem sei's gelobet,
Was gewesen ist, mög nimmer mehr sein!

LXVIII.

Historische, litterarische und naturhistorische Anekdota aus dem neunten, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte.

Die von dem Kalifen Harun-al Raschild an Karl den Großen geschickte Gesandschaft überbrachte ihm unter andern Geschenken und Beweisen der Freundschaft auch die Schlüssel von Jerusalem. Diese Gelegenheit benutzte Karl, in dieser Stadt für die Pilgrimme, welche nach dem religiösen Geiste der damaligen Zeit so häufig in den Orient reisten, ein Hospitium anzulegen, zu dessen Unterhaltung und zur Beköstigung der Pilgrimme zwölf Mansen im Thale Josaphat gelegen, nebst Ländereien, Weinbergen und einem Garten angewiesen waren. Das sonderbarste bei diesem Etablissement ist die Sammlung von Büchern, welche der Kaiser ebendaselbst zum Gebrauche und wahrscheinlich zur Erbauung der reisenden Christen angelegt hatte, und welche der Franzose Bernard auf seiner Reise vor 870 daselbst noch vorfand, und mit den Worten beschreibt, da wo er von dem Hospitium spricht: habetur

hospitale, in quo suscipiantur omnes, qui causa devotionis illum adeunt locum, loquentes lingua romana cui adjacet ecclesia in honorem sanctae Mariae nobilissimam habens bibliothecam studio praedicti Imperatoris. Diese Nachricht hat aus der ungedruckten Reisebeschreibung desselben geliefert Mabillon Acta Sanct. Ord. Bened. T. II. p. 523 und Annales Ord. Bened. T. III. p. 165.

2.

Karl schickte an den erwähnten Kalif eine Gegengesandschaft und bat sich unter andern einen Elephanten von ihm aus. Der Jude Isaac, einer der drei Abgesandten, brachte im Oktober 801 dieses Thier nach Frankreich. Die gleichzeitigen Geschichtschreiber haben nicht ermangelt den Weg dieses Fremdlings genau zu bezeichnen: sogar haben sie seinen Namen Abulabat angemerkt. Karl hatte ihn auf seinem Zuge gegen die Dänen, welche in Friesland eingedrungen waren, mitgenommen. Da ward das Thier an dem Orte, Lippia genannt, krank und starb 810. Die Gegenwart dieses ausländischen Thieres benutzte der Irländer Dicuil, um einen Irrthum zu berichtigen, welchen der damals viel gelesene Julius Solinus nach seinem Gewährsmanne Plinius verbreitet hatte: daß der Elephant sich nicht legen könne. In dem Werke de mensura orbis terrae, welches der Franzos Letronne 1814 zu Paris berichtiget und erklärt hat, sagt Dicuil vom Elephanten folgendes. K. 7. §. 7, 3. Sed idem Julius nuntiando de Germania insulisque ejus, unum de elephantibus mentiens falso loquitur, dicens elephantem nunquam jacere: dum ille sicut bos, certissime jacet; ut populi communiter regni Francorum elephantem,

in tempore imperatoris Karoli viderunt. Sed fortasan ideo hoc de elephante ficte aestimando scriptum est, eo quod genua et fussragines sui, nisi quando jacet, non palam apparent.

3.

Dieser Dicuil, welcher sein Buch im neunten Jahrhunderte schrieb, hat außer dem Plinius und Solinus noch einige andre Schriftsteller zu seiner Länderbeschreibung benutzt, welche zum Theil verloren gegangen sind. Dahin gehört der von ihm angeführte Kommentar des Servius über Virgil. Aus der Stelle welche er K. 8, 2. Seite 58. über das dritte Buch der Aeneis, wo es V. 571. heißt juxta tonat Aetna ruinis anführt Aetna constat, ab ea parte qua eurus vel africus flant, habere spelluncas et plenas sulphuris et usque ad mare deductas. Hae spelluncae, recipientes in se fluctus ventum creant, qui agitatus ignem gignit ex sulphure: unde est quod videtur incendium. Hoc autem certum esse, illa comprobat ratio: quia, et aliis flantibus ventis, nihil ex se mittit, et pro modo flatuum eurl vel africi, interdum fumum interdum favillas, nonnunquam vomit incendia. Wenn man damit vergleicht, was uns die Ausgaben unter dem Namen dieses alten Auslegers geben, so sieht man, daß dieser Kommentar durch viele Hände gegangen ist, und gar vieles von seiner ursprünglichen Fülle und von dem Zusammenhange verloren, dagegen aber einen unnützen Zuwachs von fremden, verstümmelten und ungeschickt zusammengestellten Nachrichten, Erklärungen und Glossen erhalten hat. Denn von den hier erwähnten Umständen findet sich in der Anmerkung zu dieser Stelle nichts.

4.

Das merkwürdigſte im Buche des Dicuil ſind die Nachrichten, welche er im 7ten Kapitel von den um England und Irrland liegenden, und den weiter davon gegen Norden entfernten Inſeln giebt. Von jenen heißt es §. 2. Circum noſtram inſulam Hiberniam ſunt inſulae, ſed aliae parvae, aliae minimae. Juxta inſulam Britanniam multae, aliae magnae, aliae parvae, aliaeque mediae, ſunt aliae in auſtrali mari et aliae in occidentali, ſed magis in parte circii et ſeptentrionis illius abundant. In aliquibus ipſarum habitavi, alias intravi, alias tantum vidi, alias legi. Hierauf ſpricht er von Thule, und nachdem er aus Plinius, Solinus, Iſidorus und Priscianus die bekannten Nachrichten angeführt hat, fährt er folgendermaßen fort: Trigesimus nunc annus est a quo nunciaverunt mihi clerici, qui a kalendis februarii usque kalendas augusti in illa inſula manserunt, quod non ſolum in aeſtivo ſolſtitio ſed in diebus circa illud in vespertina hora occidens ſol abscondit ſe quasi trans parvulum tumulum, ita ut nihil tenebrarum in minimo ſpatio ipſo fiat, ſed quicquid homo operari voluerit, vel pediculos de camisia abſtrahere, tanquam in praesentia ſolis potest: et, ſi in altitudine montium eius fuiſſent, forsitan nunquam ſol abſconderetur ab illis. In medio illius minimi temporis medium noctis fit in medio orbis terrae, et ſic puto e contrario in hiemali ſolſtitio, et in paucis diebus circa illud, auroram in minimo ſpatio in Thule apparere, quando in medio meridies fit orbis terrae. Idcirco mentientes falluntur, qui circum eam concretum fore mare ſcripserunt, et qui a vernali aequinoctio usque ad autumnale continuum diem

ſine nocte, atque ab autumnali versa vice usque ad vernale aequinoctium assiduam quidem noctem, dum illi navigantes in naturali tempore magni frigoris eam intrabant, ac manentes in ipsa dies noctes que semper, praeter solstitii tempus, alternatim habebant: sed navigatione unius diei ex illa ad boream congelatum mare invenerunt.

H. Letronne zeigt S. 138 daß dieſe Erzählung nur allein auf die Breite der öſtlichen und weſtlichen Küſten von Island paßt, und daß der Aufenthalt der Mönche auf dieſer Inſel vor das Jahr 795 fällt. Sonach läßt die Entdeckung von Island ſich früher anſetzen, als gewöhnlich angenommen wird, wenn man den Seeräuber Naddod als Entdecker im Jahre 860 nennt. Den Zweck von der Fahrt der Mönche nach Island erklärt H. L. aus der Stelle im Prologus zu dem isländiſchen Landnamabok, wo es heißt: Ehe Island von den Norwegern eingenommen und bewohnt ward, fanden ſich daſelbſt Menſchen, welche die Norweger Papas nennen. Sie bekannten ſich zur chriſtlichen Religion, und ſollten von Weſten her zur See gekommen ſeyn. Denn man fand irrländiſche Bücher, Glocken (nolae) und andre Dinge, welche ſie zurückgelaſſen hatten, und die man als Beweis anſah, daß die Männer von Weſten gekommen waren. Dieſe Sachen fand man auf der öſtlichen Küſte in den Bezirken von Papeya und Papyli. Die engliſchen Bücher geben noch jetzt den Beweis, daß ehemals man öfters Unternehmungen in dieſe Gegend gemacht hat. H. L. muthmaßet hieraus, daß die Mönche eine Kolonie von irrländiſchen Einſiedlern beſuchten, welche ſich in Island niedergelaſſen hatten, und welche die Norwegen nach dem Oberhaupte der chriſtlichen Kirche Papas nannten. S. auch die Zuſätze S. 92. Die folgende Stelle im Dicuil

§. 3. ist eben so merkwürdig und lautet also: Sunt aliae multae insulae in septentrionali Britanniae oceano, quae a septentrionalibus Britanniae insulis duorum dierum ac noctium recta navigatione plenis velis, assiduo feliciter vento, adiri queunt. Aliquis probus religiosus mihi retulit, quod in duobus aestivis diebus et una intercedente nocte navigans in duorum navicula transtrorum in unam illarum introivit. Illae insulae sunt aliae parvulae, fere cunctae simul augustis distantes fretis; in quibus in centum ferme annis eremitae ex nostra Scottia navigantes habitaverunt. Sed, sicut a principio mundi desertae semper fuerunt, ita nunc causa latronum Nortmanorum vacuae anachoretis, plenae innumerabilibus ovibus ac diversis generibus multis nimis marinarum avium. Nunquam eas insulas in libris auctorum memoratas invenimus.

L. zeigt S. 133. flgd. daß diese Nachricht nicht auf die Orkadischen oder Schettländischen Inseln oder auch auf die Westernen, sondern allein auf die Feroer paßt. Darzu benutzt er auch besonders den Umstand von den vielen wilden Schafen. Denn Arngrim versichert, daß die Inselgruppe den Namen Feroer (Foereyar) von der Menge Schafe, welche die landenden Schiffer dort vorfanden, erhalten habe. Im Dänischen heißt nämlich das Schaf Faar, und die Insel Eyland, zusammengezogen Eya, im Pluralis Eyar.

Ein zweiter Umstand unterstützt diese Meinung eben so, wo nicht noch mehr. Dies ist die Erzählung der nordischen Annalen, daß die norwegischen Schiffer auf diesen Inseln irrländische Bücher vorgefunden haben: deren Ursprung man bisher zu erklären vergeblich bemüht gewesen ist.

5.

Zu den im vorigen Jahegange II. 273. mitgetheilten Nachrichten von dem handschriftlichen Buche de natura rerum von Thomas aus Cambray hat ein glücklicher Zufall mir folgenden Zusatz gewährt. Als ich nämlich das handschriftliche Verzeichniß der Rhedigerischen Handschriften bei der hiesigen Elisabethbibliothek von Cranz durchlief, stieß ich auf den Titel einer pergamentnen Handschrift in Folio de rebus naturalibus, aus deren nähern Beschreibung ich sogleich vermuthete, was mir die Einsicht des Foliante bestätigte. Es ist eine sehr sauber geschriebene Handschrift mit denselben Zügen und Abkürzungen der Buchstaben, wie unsre vortrefliche Handschrift des Seneka, in Italien zu Anfange des 15. Jahrhunderts geschrieben, mit vielen Gemälden, welche in Miniatur die beschriebenen Gegenstände vorstellen sollen, und allein das Verdienst der lebhaften Farben haben. Die Vergleichung einiger Bücher hat mich belehrt, daß der deutsche Uebersetzer das Buch sehr abgekürzt und überhaupt wie sein Eigenthum behandelt hat. Die Auszüge, welche Vincent von Beauvois daraus geliefert hat, sind zwar weitläufiger, aber weder vollständig noch wörtlich. Einige Artikel sind ganz ausgelassen, wovon ich hernach eine Probe geben werde. In der abgedruckten Vorrede hat unsre Handschrift nicht allein an manchen Stellen beßre Lesearten als die Krakauer, sondern sie ergänzt auch ein Paar Lücken. So schiebt sie S. 276. Linie 13. nach aeris ein: De septem etiam planetis et passionibus aeris. L. 17. liest sie applicavi. Proinde isti sunt. statt ampliavi — ceti sunt. S. 277. L. 2. de vitriaco S. 278. L. 4. Petronius st. Patromus. L. 8. schiebt sie vor dem Namen Hippocrates ein Mag

culius. L. 3. von unten lieſet er vollſtändiger qui fere omnes in orientis partibus ſcriptitarunt, non ſtatim. S. 279. L. 9. muß es perfectioni heißen nach der Abbreviatur der Handſchrift. L. 19—21. aber praedicatore quaſi e veſtigio ſcripturarum apte digreſſo, ceſſantibus eloquiis — oculata fide — Utſi quem ſaepius. S. 280. L. 12. addidimus tamen aliqua. In der Nachſchrift daſelbſt L. 8. ſoll es heißen tam diverſa in tam parvo volumine poſita vix inter latinos poterunt inveniri. L. 17. et maxime animalium congregaret. L. 18. ergo nec mihi ſufficit Gallia atque Germania quae tamen in libris copioſiores ſunt regionibus univerſis, immo in partibus transmarinis et in Anglia libros de naturis editos (er meinte den Bartholomaeus Anglicus de rerum naturis) aggregavi, et ex omnibus meliora et commodiora excerpſi. Si quem ergo collecta juvant, oret pro me u. ſ. w. Das hier unſerm Vaterlande gegebne Zeugniß des litterariſchen Reichthums veranlaßt mich am Ende dieſes Aufſatzes ein Verzeichniß von den in Deutſchland damals gangbarſten Büchern und Handſchriften zu geben.

6.

Der Jude Tethel, welchem Beckmann das Buch de rerum natura zuſchreiben wollte, wird in den Schriften des 13. und der folgenden Jahrhunderte öfters genannt. Ich fand am Ende des Buchs von den Steinen in der Rhedigeriſchen Handſchrift eine Stelle, welche die Geſchichte dieſes Schriftſtellers und ſeines Buchs aufklärt. Weil ich dieſe nirgends noch gefunden habe, ſo ſetze ich die ganze Stelle her. Item de ſculpturis (gemmarum) ſecundum quendam Tethel philoſophum Judaeorum cuius ſcripta nec in omnibus approbamus nec in

omnibus penitus refutamus. Sequitur et libellus cuiusdam philosophi Judaeorum tethel nomine qui scribit ipsum libellum de sculpturis et dicit hunc editum a filiis Israel eo tempore quo per desertum transierunt, ut intrarent in terram promissam. Sed nec istis opinionibus in omnibus credendum existimo, et hoc magis valere ad honorationem lapidum quam ad spem ponendam in eis, quam in solo deo sicut anchoram tutam ac firmam habemus. Hunc ergo libellum thetel transtulimus in latinum. Sonach ist in dem Buche de rerum natura die Quelle, aus welcher alle einzelne Notizen in die spätern Bücher geflossen sind. Bei Vincentius Spec. nat. 8. K. 60. vom Chrysolith finde ich das Buch anders zitirt. Es heißt dort Dicit autem Techel philosophus Judaeorum in libro de sculpturis lapidum.

7.

Das oben versprochene Beispiel einer Beschreibung und Stelle, welche der fleißige Vincent übergangen hat, und die gleichwohl auf eigener Anschauung zu beruhen scheint, ist folgende im Buche von Würmern und Schlangen. Tisus serpens est in montibus Paduanis sex vel septem pedes habens in longitudine, gracilis tamen multum et grossior in posterioribus quam in anterioribus. Caudam parvam et acutam habet ad longitudinem palmae. Graditur super ventrem, costas habens, quibus visibiliter motis instar pedum nititur in currendo. Cursus eius velocissimus: saltus eius inestimabilis est. Cum currit aut graditur, caput et collum usque ad ventrem et costas erecta in sublime tenet. Nulli nocet nisi graviter infestaetur. In dorso duas lineas rubeas habet. Carnes putrefactas in cibum et potum dantur contra lepram: et habent fre-

quenter efficaciſſimum remedium. Da haben wir zugleich die Nachricht von einem damals gebräuchlichen Heilmittel gegen den in dieſem Jahrhunderte ſo häufigen Ausſatz. Das hier beſchriebene kriechende Thier ſcheint daſſelbe zu ſeyn, welches Albert mit dem Beinamen der Große im 25ſten Buche von den Thieren unter einem etwas veränderten Namen als einheimiſch im ſüdlichen Deutſchland beſchrieben hat. Er ſagt ſo: Tyrus autem qui apud nos habundat est serpens duorum aut trium cubitorum niger, rubeas duas lineas habens a lateribus dorsi: erectus autem incedens pro tertia parte corporis sui, et est velociſſimus et saltans cum arrigitur ad longitudinem x pedum, et est serpens infeſtus avibus, ita quod ego expertus sum per viſum, quod altam nucem ascendit, et pullos picae devorando corrosit, et cum picis antiquis pugnavit et cum unam de antiquis per coxam teneret incautus, ab altera tot vulnera in capite recepit, quod de nuce et nido decidit. Comedit autem ova avium ubi invenerit. — Hic ergo serpens apud nos venenosum morsum non habet. Noch bin ich zweifelhaft ob Tyrus aus Tyfus verdorben, oder dieſes Wort verſchrieben ſey. Denn Tyrus kommt in den gleichzeitigen Schriftſtellern häufig von einer Schlangenart vor, welche man zum Theriak brauchte: und dieſer hieß damals davon tyriaca. Uebrigens habe ich noch nirgends von einem deutſchen oder italieniſchen Schriftſteller eine Schlange beſchrieben gefunden, auf welche ich die hier gegebne Nachricht füglich deuten könnte. Aber leider ſind wir in dieſem Theile der vaterländiſchen Thiergeſchichte noch gar weit zurück! An der Glaubwürdigkeit der Erzählung von Albert wird niemand zweifeln, welcher die Genauigkeit dieſes ſel-

tenen Mannes im Beobachten aus seinen Schriften kennet!

(Beschluß folgt im nächsten Hefte.)

J. G. Schneider.

LXIX.

Ueber den Namen Nibelung.

Zuerst möchte ich mich gern vor dem Verdachte eines Mikrologen und Spitzfindigkeitskrämers sichern, damit man mir nicht zurufe, ich hörte das Gräschen wachsen, und leite gleich denen ab, die da sagen, Bischof sei Einer, der die Schafe beißt. Leider sind wir immer noch nicht ganz in den Urquell unserer Sprache hineingedrungen, und noch gilt es bei Vielen für mährchenhaft, daß jede Sylbe, ja oft jeder Buchstabe in den Deutschen Wurzelwörtern bedeutungsvoll seyn soll. Die eigentlichen Deutschgelehrten brechen hierin Bahn, die Germanischen Philologen, die echtdeutschen Sprachforscher. Dieses vorausgeschickt könnte ich über den Namen Nibelung ein eigenes Buch schreiben, wie er in allen seinen Buchstabenumstellungen erscheint, und wirklich gefunden wird. Davon nur etwas Weniges unten. Hauptsächlich aber mit der ungezwungensten und natürlichsten, und, wie ich auch glaube, richtigsten Namensentfaltung zuerst hervor, ganz also der Zeune'schen Meinung. Nibel gleich Nebel, und ing oder ung die bekannte Geschlechtsendung. Nibel ist also das Urwort in den Nibelungen. Wie das? Schilbung und Nibelung lebten im Norden, im Norden bezwang sie Siegfried. Im Norden dachte man sich das zauber- und nebelhafte Reich voll Riesen und Zwerge.

Ueber die Iſitonen hinaus, ſagte Tacitus, ſieht der Volksglaube Göttergeſtalten in Strahlenhäuptern und andere wunderbare Weſen. Hier hauſten die Aſen, die nordiſchen Götter, in Nebel gehüllt, hier iſt Niphlajim der Nebelort, hier findet man Nebelkappen, Grubenjäger und Nebelwittwen. Unmittelbar aus dem Geſchlecht der Aſen, der Nebler, ſtammen die Nordiſchen Zwerge, Götterkinder, Nebel=inge. Ihre Väter, die Nebelgeſtaltigen, gaben ihnen göttliche Weisheit, in die Vergangenheit zu ſchauen, und die Zukunft zu enthüllen. Sie wohnten in gold= und ſilberreichen Bergen, voller Perlen und Edelſteine. Beſonders verſtanden ſie ſich auf die letztern. Denn einige Edelſteine gaben Stärke, andere machten unſichtbar, das nannte man nach dem Heldenbuche eine Nebelkappe, und das Fingerlein (den Ring) auf den Daumen geſteckt, einen Däumling. Auch viele andere Tugenden trugen die Edelſteine in ſich. In ſolchen prachtvollen unterirrdiſchen Burgen wohnten nun die Götterkinder, die Nebel=inge, die Nebelerzeugten. Recken, Rieſen und tapfere Mannen dienten ihnen. — Nicht allein die Könige hießen Nebelinge, ſondern auch das ganze Land und Volk. Mit einigen Inverſionen und Umſetzungen iſt der Name öfters ſichtbar, ſelbſt des Nibelung Bruder heißt ſchon Schilbung. Mit ihnen iſt einſtämmig, wie ſchon der Deutſchgelehrte v. d. Hagen behauptet, der Nordiſche Nielus und Nidung, Nögling und Nilaus. Bei Amelung leidet es keinen Zweifel, und der Marner nennt in der Maneſſiſchen Sammlung den Nibelungenhort: Ymlungenhort. Im Reineke Vos möchte ich aber nicht die Stelle

„des conix heymeliken ſchat"

auf den Namen Ymlung ziehen, da in dieſem Gedichte die Namen durchaus nicht treu angeführt ſind, ſondern

es ist vielmehr hier des Königs heimelicher d. i. geheimer, verborgener Schatz. Ymlung führt uns aber auf die Verwandtschaft mit Himmel, das Nebelreich, und die letzte Sylbe auf das Nordische Hel, und unser Hölle, und ist ganz das hebr. Hel (vgl. Scheol) und Heloim, Gott, der in Nebel gehüllte, der Wunderbare, Unerforschliche. (Vergleiche das Homerische νεφεληγερέτα Ζεύς, der Nebelsammler.) Joh. Christ. Strodtmann gab eine Uebereinstimmung der deutschen und hebr. Alterthümer heraus, Wolfenbüttel, 1755, 8. Bis jetzt habe ich das Buch nicht habhaft werden können, hingegen viele stammverwandte Eigennamen mit unsern Nibelungen in der Bibel gefunden. Schon Schelling machte einmal, wenn ich nicht irre, auf Niphlijim aufmerksam. Aber die Namen Amalek, und umgekehrt Elam, und Bela (wie auch Etzels Vater heißt) und Hevila, und Bilha, Naphthali, Hamul, Ebal, Nebo, Sebulon, und Nebulon, tragen die Urgestalt der Nebel-inge in sich, selbst der urälteste Abel, verwandt mit Nebel, νεφέλη, nebula, fast in allen Sprachen gleichtönend. Man erinnere sich selbst an Na-pol-con, als dreisilbig, sprich: Nabolong. Vergleiche noch die Namen Atli, Lyngheith, und Ylfing, das letztere so viel als Wölfing, so verschiedenbedeutig späterhin, so doch aus einem einzigen Borne quellend. Hierzu kommt noch das Nordische Aolvin. — Dem Urwortsforscher, der in die heiligsten Tiefen der Sprachen zu dringen anfängt, können diese so abtönig klingenden Wörter nicht auffallen. El, Bel, Neb-el, und Nebel bleibt der Stamm. Noch hat sich der unveränderte Name Nibelung oft mit dem deutlichen Anfangsworte Nebel erhalten, z. B. in Nebelung, der nach v. d. Hagen vor Kurzem in Berlin starb, und nach Zeune ebenfalls in Nebelung, deren es noch Einige in der Grafschaft

Hohenstein am Harze giebt, und in Nebling, der die Völkerschlacht bei Leipzig mitgefochten haben soll; selbst die Franci Nebulones werden schon in jenem wirklich schönen Mönchsgedichte de prima expeditione Attilae genannt, welches Jonathan Fischer herausgab, und das ich im Nibelungenversmaas einmal zu bearbeiten gedenke. Noch füge ich zu diesen einen Urnebeling hinzu, auf den unsere neue Deutschgelehrten noch nicht aufmerksam gemacht haben. Er kommt in Feller's Katalog der Leipziger Paulinischen Handschriften vor, und ist, wo nicht Verfasser, doch wenigstens Abschreiber folgendes Werkes: Formularius juris cum registro in jure varios processus continens et instrumenta per manum Heinrici Nebeling. Indessen, so viel ich weiß, findet sich dieses Werk nicht mehr auf der Leipziger Paulinerbücherei, so wie mehre leider dort abhanden gekommen sind, welche Feller erwähnt, und unter diesen, was ewig Schade ist, der große Sachsenspiegel, mit den vielen hinten beigefügten Deutschen Gedichten. Vgl. v. d. Hagen's und Büsching's Grundriß. — Der Name Nibelung geht im Nibelungenliede von den Besiegten auf die Sieger, zunächst auf Siegfried, und dann auf alle seine Blutsverwandte und Kampfsgenossen, und Schwerts- und Hortsbesitzer über. — In dem Akadem. Provinzial-Archive zu Breslau kommen häufig Nebelschitze vor. —

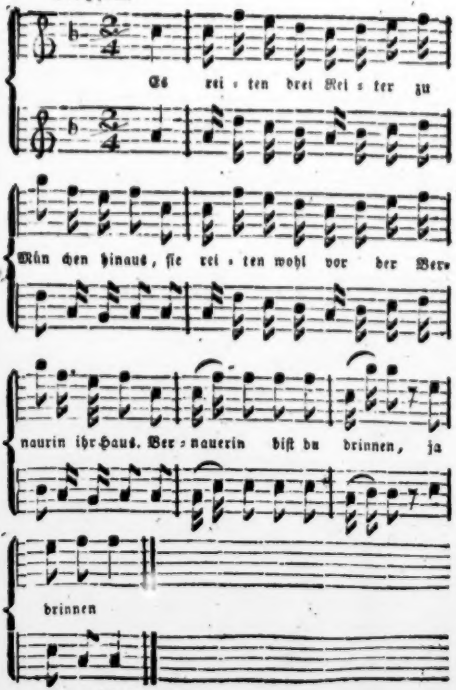
So viel für diesmal über den Namen Nibelung. Möge es für die Deutschgelehrten eine Anforderung seyn, weiter darüber nachzuforschen, und diese Blätter zu ihrem Sprechsaale zu machen.

Friedrich Jarick.

LXX.

Das Lied von der ſchönen Bernauerin.

Langſam.



Bist du darinnen so trit du heraus. —
Der Herzog ist draußen vor ihrm Haus
Mit allem seinen Hofgesinde
ja Gesinde.

Sobald die Bernauerin die Stimme vernahm,
Ein schneeweißes Hemd zog sie gar bald an,
Wohl vor den Herzog zu treten,
ja treten.

Sobald die Bernauerin vor's Thor naus kam
Drei Herren gleich die Bernauerin vernahm:
„Bernauerin was willst du machen
ja machen?"

„Ei willst du lassen den Herzog entweg'n?
„Oder willst du lassen dein jung frisches Leb'n
„Ertrinken im Donauwasser,
ja Wasser?"

„Und als ich will lassen mein'n Herzog entweg'n,
„So will ich lassen mein jung frisches Leb'n
„Ertrinken im Donauwasser,
ja Wasser."

„Der Herzog ist mein,
„Und ich bin sein;
„Sind wir gar treu versprochen,
ja versprochen." —

Bernauerin auf dem Wasser schwamm;
Maria Mutter Gottes hat sie gerufet an,
Sollt' ihr aus dieser Noth helfen,
ja helfen!

„Hilf mir Maria aus dem Wasser heraus,
„Mein Herzog läßt dir bauen ein neu's Gotteshaus
„Von Marmelstein ein'n Altar
ja Altar!"

Sobald ſie dieſes hat geſprochen aus,
Maria Mutter Gottes hat geholfen aus
Und von dem Tod ſie errettet,
ja errettet. —

Sobald die Bernauerin auf die Brucken kam,
Ein Henkersknecht zur Bernauerin kam:
„Bernauerin was willſt machen
ja machen?“

„Ei willſt du werden ein Henkersweib,
„Oder willſt du laſſen dein'n jung ſtolzen Leib
„Ertrinken im Donauwaſſer,
ja Waſſer?“

„Und eh ich will werden ein Henkersweib,
„So will ich laſſen mein'n jung ſtolzen Leib
„Ertrinken im Donauwaſſer,
ja Waſſer!“— —

Es ſtund kaum an den dritten Tag,
Dem Herzog kam eine traurige Klag:
„Bernauerin iſt ertrunken,
ja ertrunken!“ —

„Auf rufet mir alle Fiſcher daher,
„Sie ſollen fiſchen bis in das rothe Meer,
„Daß ſie mein feines Lieb ſuchen,
ja ſuchen.“

Es kommen gleich alle Fiſcher daher,
Sie haben gefiſcht bis in das rothe Meer,
Bernauerin haben ſie gefunden,
ja gefunden.

Sie legen ſ' dem Herzog wohl auf die Schooß,
Der Herzog wohl viel tauſend Thränen vergoß;
Er thät gar herzlich weinen,
ja weinen!

„So rufet mir her fünftausend Mann,
„Einen neuen Krieg will ich nun fangen an
„Mit meinem Herrn Vatern eben,
ja eben.“

„Und wär mein Herr Vater mir nicht so lieb,
„So ließ ich ihn aufhenken als wie einen Dieb:
„Wär aber mir eine große Schande,
ja Schande.“

Es stund kaum an den dritten Tag,
Dem Herzog eine traurige Klag:
„Sein Herr Vater ist gestorben
ja gestorben.“

„Die mir helfen meinen Herrn Vater begrab'n,
„Rothe Manteln müssen sie hab'n,
„Roth müssen sie sich tragen,
ja tragen!“

„Und die mir helfen mein feines Lieb begrab'n,
„Schwarze Manteln müssen sie hab'n,
„Und schwarz müssen sie sich tragen,
ja tragen!“

„So wollen wir stiften eine ewige Meß,
„Daß man der Bernauerin nicht vergeß.
„Man wolle für sie bethen,
ja bethen!“ —

Anmerk. Dieses geich. Lied, welches ich das erstemal von einer Frau aus Regensburg singen hörte, und aufschrieb, ist, wie ich mich gegenwärtig überzeugte, in ganz Oesterreich verbreitet. Es giebt wenige alte Leute allhier, denen es völlig unbekannt ist. Mir kam auch ein alter gewiß 100jähriger Druck von diesem Liede zu Gesicht und eine neue, bis auf einige Wortveränderungen, getreue Auflage davon als Flugschrift mit dem bekannten Titel: drey schöne neue weltliche Lieder — vom Jahre 1817.

Franz Ziska.

II.

Briefnachrichten von Julius Maximilian Schottky.

6.

Wien den 5. Brachmonat 1817.

Die Literatur des Volksthümlichen hat wiederum einen schätzenswerthen Zuwachs durch die Bemühungen des Herrn Professor Meinert erhalten, indem er vor Kurzem die Volkslieder des Kuhländchens herausgab. In jedem einzelnen Liede, in der Zusammenstellung des Ganzen, in Einleitung, geschichtlicher Abhandlung, wie in dem kleinen Wortbuche, d. h. im ganzen Werke, spricht es sich deutlich aus, wie Herr Meinert ganz den Beruf hatte, als Herausgeber jener anmuthigen Gesänge aufzutreten, deren Geist dem Geiste der österreichischen Volkslieder verwandt ist, sich aber auch oft und glücklich im Gebiete unserer deutschen Vorzeit verweilt, und aus den Zeiten des tiefen, religiösen Gemüthes uns viel Anmuthiges im Liede herüberführt. In diesen Gesängen athmet, wie die Vorrede sehr wahr spricht: „heiterer Sinn und kecke Laune, kräftige Lebenslust, Genüge, treuherziger Spott, tiefes Gefühl für Recht und Unrecht, Ehrfurcht vor den heiligen Banden des Blutes, der Stolz und die Gefahren jungfräulicher Unschuld, die Hingebungen, Thorheiten, Verlegenheiten und Schmerzen der Liebe — Treue, die über das Grab fortdauert, Klagen der Waisen, denen das Mutterherz unter der Erde antwortet."

Herr Meinert hat vor jetzt in hundert sechs und dreißig Nummern diese Lieder bekannt gemacht, die er sämmtlich unter dem Volke selbst sorgfältig zusammen-

trug und wörtlich treu wieder gab, ein Verfahren, das sich natürlich jeder zur ersten Pflicht zu machen hat, der etwas Tüchtiges in diesem Fache leisten will. Eigenmächtiges Ergänzen und Abrunden bringt hier kein Heil.

Da der Volksgesang in scharf gezogene Grenzen sich selten oder nie einengen läßt; und das Kuhländchen nur wenige Meilen groß ist, so muß es ganz natürlich scheinen, wenn in angrenzenden Provinzen Dichtungen im Munde des Volkes leben, die sich, mehr oder minder verwandt, auch in vorliegender Sammlung finden. So werden unter andern in Schlesien um Grottkau und Strehlen nachstehende Lieder gesungen, die Herr M. in seinem Fylgie (dies ist der Titel des Werkes) aufgenommen:

Nro. 52. das Lied vom Himmel. S. 99.

„Wene wer wä'n ai'n Heimmel kumme,
Hot de Plog a'n End genumme
Hopsasa!" u. s. w.

Ferner Nro. 95. Birnlein will nicht fallen. S. 193.

„Pauer scheickt dan Bube naus,
Sol dos Birnnle schiettle;" u. s. w.

Dies lautet jedoch in Schlesien insofern anders, als von keiner Birne, sondern von Hafer gesprochen wird, der geschnitten werden soll.

Anfang:

Der Bauer schickt den Jungen naus,
Er soll den Haber schneiden,
Der Junge schneid't den Haber nicht
Und kommt auch nicht nach Hause.

Schluß:

Der Bauer schickt den Schinder naus
Er soll den Fleischer hängen;
Der Schinder hängt den Fleischer nicht,
Der Fleischer schlacht't den Ochsen nicht,
Der Ochse saust das Wasser nicht,

Das Waſſer löſcht das Feuer nicht,
Das Feuer brennt den Prügel nicht,
Der Prügel prügelt den Pudel nicht,
Der Pudel beißt den Jungen nicht,
Der Junge ſchneid't den Haber nicht
Und kommt auch nicht nach Haus. *)

Dieſe Reime werden jedoch nur ſehr ſchnell hergeſagt; ich hörte ſie wenigſtens nie ſingen.

Nro. 110. Die Eiferſüchtige. S. 223.

„Wos thût iem dar Honns gedenke,
Doß har kacmohl zu ouns keimmt" u. ſ. w.

und Nro. 117. Der Spruch. S. 233.

„Sechsmol sechs ies sechsoundreyßig," u. ſ. w.

Aber auch in Nieder-Oeſterreich ſind folgende Geſänge bekannt:

Nro. 54. Recht geſchenk. S. 105.

Nro. 57. Die ſteyriſche Juppe. S. 144.

Dies Lied theilte ich Ihnen bereits in der von mir damals ſehr fehlerhaft geſchriebenen öſterreichiſchen Mundart mit; einige ſtörende Druckfehler haben ihm überdies den eigenthümlichen Charakter noch mehr geraubt. Herr M. hat es gut, doch fehlt ihm der Schlußvers.

Nro. 87. Des Baders Rath. S. 175.

„Uof, olle mai Buen,
Onn ſchietelt aich zomm,
Onn giet zu dan Diendeln
Ihr olle meitſomm!" u. ſ. w.

Der Anfang dieſes auch um Wien geſungenen Liedes lautet:

Gehr's, maini liem Buema,
Und ſchiettelt's enk nuer zaomma,
Haint geh ma zu 'n Diendln
Zan Thol mit anoanda.

*) Iſt nicht im Dialekte niedergeſchrieben, am Schluß ſo verſtümmelt.

'S g'frait mi maiñ Diernd'l
So oft i droan denk,
Geht's, soagt's maini Bäema,
Wie is 's denn bai enk?

Nach dem fünfzehnten Verse fehlen in Fyelgie folgende Zeilen:

Daba i soag d'r 's,
Tue 'n Diernd'l nit traun,
'S mecht mit da Zait
Amoal oandas ausschaun.

Nro. 97. Der Ungebührliche. S. 197.

Dieser sehr anmuthige Gesang erinnert in seinen letzten Strophen an das hiesige Fensterl-Lied:

Diernd'l bist stolz,
Oda kennst mi nit,
Oda san doas
Daini Fensterl nit? u. s. w.

Nro. 100. Der Jäger. S. 203.

„Dos sculld' sen a Jeger joge
Zwä Steinderlai vir dam Toge
Zwä Hirschlain onn a Reh." u. s. w.

und endlich Nro. 135. Kinderreime. S. 281. — 1 und 2.

Die mitgetheilten Fulnecker Weihnachtslieder sind eben so zart und kindlich fromm als die in Oesterreich bekannten. Auch sie dienen der Sammlung zur Zierde. — Man hätte indeß in dem Kuhländchen mehr Kinderlieder einheimisch vermuthen sollen, als Herr Meinert mittheilt; vielleicht läßt er in dem zweiten Bande, der unter andern die Gesangweisen der meisten Gesänge enthalten soll, noch einen Nachtrag folgen. In hiesiger Gegend sind diese recht artigen Tändeleien gar nicht selten.

Sicher wird jeder denkende und fühlende Leser dieses Werk ergötzend und belehrend zugleich finden, denn die Lieder sind vorzüglich, und eben so ist es ihr Schreiben, Zusammenstellen und näheres Beleuchten.

Blattweiſer.

A.

Abgarus Brief an Chriſtum. 65.
Abkehren. 163.
Achteckigte Geſtalt der alten Kirchen. 225. Beilage. 287.
Aegidiuskirchlein zu Breslau. 14.
Aelteſte Kirche zu Kloſter Leubus. 198.
Altdeutſche Blumen der Tugend. 47.
Altdeutſches Gedicht Chaudrun. 174.
Altdeutſche Gemählde zu Greifswalde 275. ff. zu Stockholm 287, zu Skokloſter bei Stockholm 287.
Altdeutſche noch unbekannte Handſchriften. 123.
Altdeutſche Sprichwörter. 271.
Alte Kleidertracht. 39.
Altſchottiſche Ballade. 81. 145. 262.
Ambroſius, ihm zugeſchriebene Verſe. 288.
Ankündigung einer Ortsbeſchreibung Oeſtreichs. 318.
Artus, deſſen verlornes Töchterlein. 181.
Augsburg, Fechtſchule daſelbſt. 305.
Aus einem Altfranzöſiſchen Rittergedicht von Karl d. G. Kriegen gegen die Heiden. 346.
Auszüge aus alten handſchriftlichen Zeitbüchern. 168.
Auszüge aus einem Stammbuch von 1596. 284.

B.

Beham's, Michael, Buch von den Wienern. 103.
Beitrag zur Geschichte der Sprache, Sitte und Kleidertracht des 16. Jahrh. 159.
Bernauerin, Lied von der schönen. 409.
Besseldt, über Glauben und Gebräuche der Litthauer. 223. 339.
Bibliothek (Bücherei) der Nikolaikirche zu Greifswalde. 274.
Bildnisse der Hohenstaufen. 23.
Bischofs oder Gregoriusfest. 303.
Blücher's Ahnen. 215.
Blumen der Tugend, altd. Gedicht zu Stockholm. 47.
Breslau, Aegidiuskirchlein daselbst. 14. Nachtrag über die dasige Domhalle. 77. Prachtthür an der dasigen Magdalenenkirche. 139. Achteckigte Kirchen daselbst. 255. Beilage. 287. Fechtschule das. 305. 313.
Briefnachrichten. 9. 103. 201. 273. 413.
Buch der Natur, Zusätze. 401.
Burgmair, Hans, Holzschnitte. 211. 213.
Büsching, D. J. G., Auszug aus dem Titurel. 2. 89. 149. 218. Das Aegidiuskirchlein zu Breslau. 14. Ueber die Lage des Orts Ilva. 72. Forschungen des Mittelalters in Frankreich. 84. Die Prachtthüre der h. Maria-Magdalenenkirche zu Breslau. 139. Die älteste Kirche zu Kloster Leubus. 198. Ueber Eilhard von Hoberg. 206. Ueber die achteckigte Gestalt alter Kirchen. 225. Beilage 287. Das Geschlecht der Nibelungen. 304. Glasmalerei in Schlesien. 381.

C.

Carl V. Privilegien für Fechterschulen. 308.
Chaudrun, altdeutsches Gedicht, dessen Inhalt. 174.
Christmhildenschlacht. 168.
Christi Gestalt. 61. Brief an Abgarus. 65.
Christusbilder. 57. Hölzernes zu Matrey in Tyrol. 95.
Cranach, Luc., fünf Gemälde von ihm. 280.
Cranach, d. Jüngere, Brustbild Luthers. 282. 3.
Courseult, Dorf bei Dinant in Bretagne, achteckigter Tempel. 295.

D.

Darnaut, Vincenz, Ankündigung einer Ortsbeschreibung Oeſterreichs. 348.
Denkmahle der Baukunſt und Bildnerei des Mittelalters in Oeſtreich. 380.
Dicuil. 396. 397. 398.
Dietlaib. 27.
Dietrich von Bern. 28.
Docen, B. J., aus einem Altfranzöſ. Rittergedicht von Karl d. G. Kriegen gegen die Heiden. 346.
Domhalle zu Breslau. 77.
Dom zu Prag. 19. Zu Freiburg. 25. Zu Lauſanne. 25.

E.

Eilftauſend Jungfrauen. 172.
Eilhard von Hoberg, Dichter eines Deutſchen Triſtan. 206.
Eldena, Kloſter, bei Greifswalde. 274.
Elfenſtiere. 191.
Engliſches Buch. 51.
Erklärung des Herausgebers. 1.
Erqui, achteckigter Tempel. 295.
Etzelburg. 28.
Etzel's Beſchreibung. 169. Etzels Tod. 170.

F.

Faſtnachtsgebräuche in Franken, Halberſtadt und Ulm. 164.
Fechter, welche ſich auszeichnen. 314. 327. 329. 330. Weibliche. 333.
Fechterſchulen und Fechterſpiele in Deutſchland. 305.
Federfechter. 315.
Fenſtern gehen. 163.
Ferdinand I., II. Beſtätigung der Privilegien für Fechterſchulen. 306.
Förderung der Kenntnis Deutſcher Vorzeit. 55. 351.
Forſchungen des Mittelalters in Frankreich. 84.
Frank, Sebaſtian, Faſtnachtsgebräuche. 164. Altdeutſche Sprichwörter. 271. Alte Volksfeſte. 381.

Frankfurt am Main, Hauptsitz der Fechterkunst. 316.
Freiburger Dom. 25.
Friedrich II., des Kaisers, Bildnis. 214.
Friedrich III. erstes Privilegium für Fechterschulen. 306. 307.
Fugger, in Augsburg. 160.
Freigie, Volksliedersammlung von Meinert. 413.

G.

Gaffenbuler. 163.
Geldkeller, der, auf dem Löbauer Berge, Sage. 337.
Giesebrecht, Ludwig, Gedichte: die Hochzeitgabe. 375.
Gilchrist, collection of Scotish Ballads, Tales and Songs. 51.
Glasmalerei in Schlesien. 391.
Glauben und Gebräuche der Litthauer. 223. Beschluß, 339.
God, Godfader. 163.
Götterbilder, vermeinte gallische 290 ff. Unbestritten scheinende. 294.
Greifswald. 274. ff. Nikolaikirchenbibliothek daselbst. 274. Alte Gemälde daselbst. 275. ff. Thurm der St. Nikolaikirche. 281.

H.

Hammerstiold, über altdeutsche Blumen der Tugend. 47.
Heiligen, die, Serbisches Volkslied, 392.
Heime. 28.
Heimonskinder, Handschr. 131.
Helena, altdeutsch geschildert. 172.
Hermann's, F. N., Heldenabenteuer: der Nibelungen Hort. 41. 132. Proben aus dem Trauerspiel Siegfried. 362.
Herzensmeh, Volkslied. 53.
Histor. Liter. Anekdota aus 9 Jahrh. u. s. w. v. Schneider. 195.
Hohenstaufen, Bildnisse derselben. 23.
Hohnbaum, D. E. Gregoriusfest. 303.
Holbein, Hans, Gemälde von ihm. 290.
Hutzel. 165.

J.

Jacobskirche zu Regensburg. 21.
Jarick, Friedr., Auszüge aus handschriftl. Zeitbüchern. 168. Niederlausitzische Sagen. 16 Sage aus dem Schlosse zu Lübbenau. 342. Ueber den Namen Nibelung. 405.
Ilva, über die Lage des Ortes. 72.
Italienische Bücher. 122.

K.

Kallinich, Vertheidigung des Schweidnitzer Rathsherr. 105.
Karl der Große und Harun al Raschid. 395. 396.
Kleidertracht, alte, zu Kreuzburg an der Werra. 39.
Königsklutter, die Säulen in der Kirche daselbst. 361.
Kunisch, Dr. J. G., Beitrag zur Gesch. der Sprache, Sitte, und Kleidertracht des 16. Jahrh. 159. Das Todaustreiben in Schlesien. 166. Der Weis Kunig. 209. Über das Geschichtliche im Lohengrin. 353.

L.

Lausanner Dom. 25.
Leuchter, der, im Prager Dom. 19.
Litthauer, deren Glauben und Gebräuche. 223. Beschluß. 339.
Lohengrin, über das Geschichtliche darin. 353.
Luther's, Dr. Martin, ungedruckter Brief an Kurfürst Joachim. 75. Erhält einen Becher zum Hochzeitgeschenk. 369.

M.

Marienbilder. 57.
Marxbrüder und Federfechter. 315. 328.
Mathias. 306.
Maximilian I. 209. 306. 317.
Meinert, Volkslieder des Kuhländchens. 413.
Milarch, liest auf der Schule zu Neubrandenburg den armen Heinrich und die Nibelungen. 352. Giebt den Dichter des Liedes: Herzlich thut mich erfreuen, an. 388.
Montfaucon, über achteckigte Gestalt der Kirchen. 287.
Montmorillon in Poitou, achteckigter Tempel. 289.

Monumenti di Santa Croce della Basilica di S. Lorenzo. 350.
Müller, Wilh., Fastnachtsgebräuche bei den Deutschen. 151. Altdeutsche Sprüchwörter. 271. Alte Volksfeste. 381.
Muscatblut, Handschr. 131.

N.

Nagelring. 28.
Nibelungen, Handschrift in der Ambraser Sammlung. 9. zu Heidelberg. 54. im Besitz Hundeshagens. 99. Das Geschlecht der Nib. 304. Über den Namen. 405.
Nibelungenhort, Heldenabenteuer, von Hermann. 41. 132. 362.
Nibelungenlied, auf Schulen eingeführt. 55. 351. Zum erstmal auf Schulen gelesen. 148.
Niederlausitzische Sagen. 16.
Nürnberg, Fechtschulen. 305. 312. 324.

O.

Oberlausitzische Sagen. 167. 337.

P.

Paris, Fechtakademie daselbst. 334.
Pescheck, Theod., die unglückliche Wette. 167.
Pitrolf und Ditlaib, Inhalt, Anfang und Ende. 26.
Prager Dom. 19.
Primisser, über das altd. Gedicht Pitrolf und Dietlaib. 26.
Primisser, über den Inhalt des altdeutschen Gedichts Chaudrun, 174.

R.

Raumer, Fr. v., Reisenachrichten. 19. 214.
Regensburger St. Jacobskirche. 21.
Reiche, über die Vorhalle des Doms zu Breslau. 77.
Renner des Hugo von Trimberg, Handschr. 129.
Rhode, über den Ursprung alter Volksglauben der Deutschen. 110.
Rodach, im Herz. Koburg, Bischofs-Fest daselbst. 303.
Rudolph II. Privilegien und Confirmation der Federfechter. 308.
Rügen, Gemähldesammlung daselbst. 283.

S.

Sachs, Hans, von den Fechtern. 325.
Sage von dem Geldkeller auf dem Löbauer Berge. 337.
Sage von dem kleinen Gleichberge. 148.
Sage vom Schlangenkönig im Schlosse zu Lübbenau. 342.
Sagen, niederlausitzische. 16. 342. Oberlausitzische. 167. 337. Wiener. 296. Österr. 390.
Sängerlohn. 38.
Schildener, Pr. zu Greifswald, über Denkmäler Altdeutscher Literatur und Kunst in Vorpommern jenseits der Peene. 273.
Schimpf und Ernst, in alten Geschichten und Sprüchen. 32.
Schleifen. 164.
Schneider, J. G., histor., liter. Anekdota. 395.
Schottky, J. M., Briefnachrichten. 9. 103. 210. 413. wird unterstützt von Einem hohen Ministerium. 352.
Schweidnitzer Rathsherr, vertheidigt. 105.
Servische Volkslieder. 137. Die Heiligen. 392.
Siegfried, Proben aus dem Trauerspiel. 362.
Sprichwörter, alte deutsche. 271.
Stammbuch des Gerhard Reuter von Nürnberg, vom Jahre 1596. 284.
Stantfuchs, König von Pulle. 28.
Stock, der, am Eisen, Wiener Volkssage. 296 ff.
Stockholm, altdeutsche Gemälde daselbst. 287.
Stralsund, Marienkirche daselbst. 282. Das Rathhaus. 282. Brustbild Luthers. 282, 3.
Straßburg, Ursprung des Namens. 170.

T.

Thetel. 402.
Titurel des Wolfram von Eschenbach, Auszug daraus. 2. 89. 149. 218.
Todaustreiben in Schlesien. 166.
Trinkrecht, vom alten preußischen. 368.

U.

Ungarische Kronik auf der Elisabet-Bücherei zu Breslau. 169.
Ursprung von Preußen, Mähren, Meißen und Lausitz. 171.

V.

Volksfeste, alte. Von Wilhelm Müller. In Franken. 385.
Volksglauben der Deutschen. 110.
Volkslieder, servische. 117. wienerische. 202.
Volksmährchen, schottisches. 181.
Volkssage, oberlausitzische. 167. 337. Wiener. 296. Öster. 390.

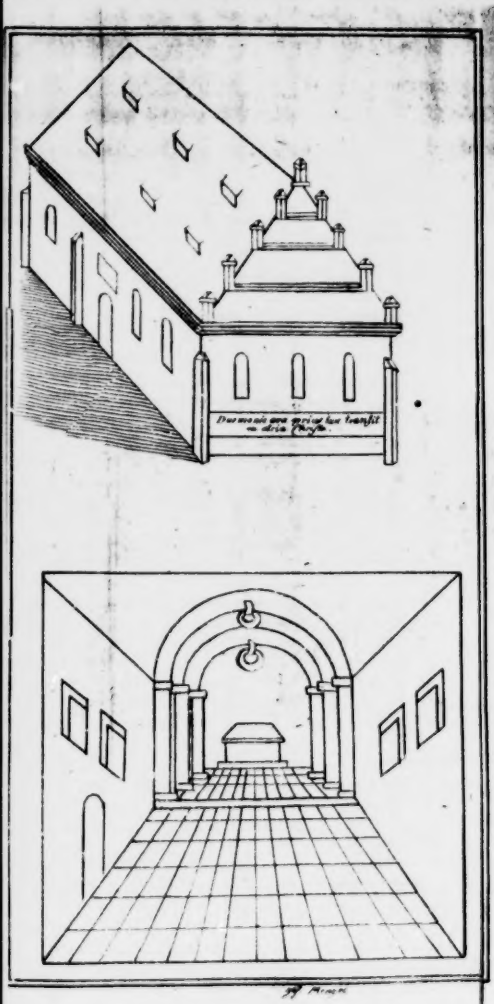
W.

Walther, Johann, Dichter des Liedes: Herzlich thut mich erfreuen. 388.
Weis Kunig. 209.
Wette, die unglückliche. 167.
Wiener Volkssage. 296.
Wilhelm von Oranse, Handschr. 123.
Wittenberg, Univers. zu, schenkt Luther zu seiner Hochzeit einen silbernen Kelch. 369.
Wolfram v. Eschenbachs Titurel, Auszug daraus. 2. 89. 149. 218.

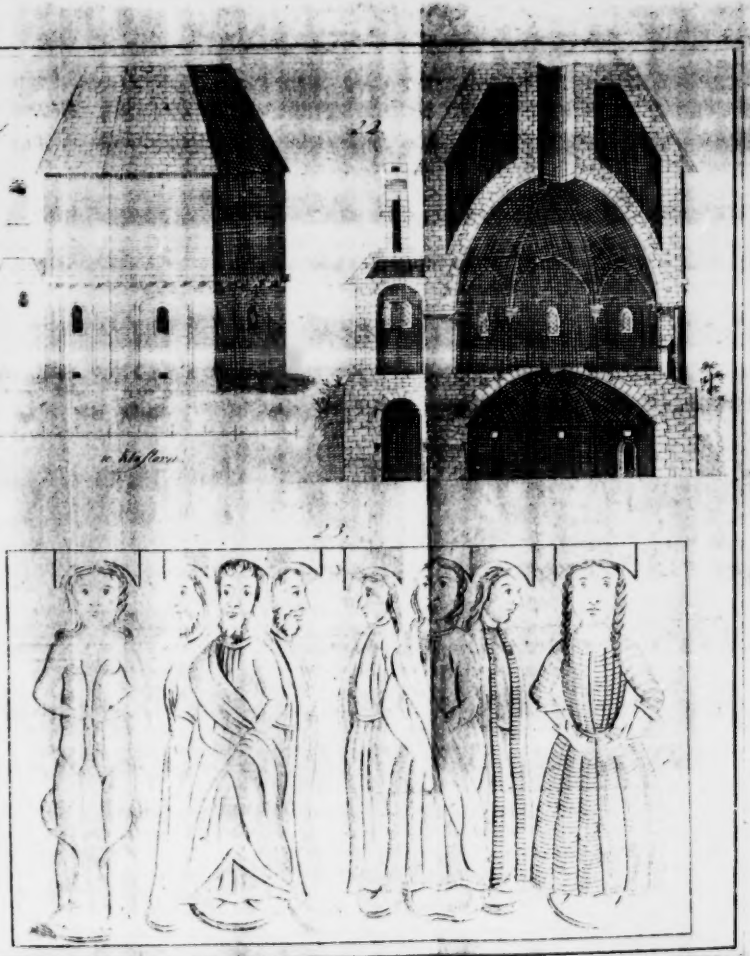
Z.

Zerkrobeln. 208.
Ziemßen, Dr. Christoph, beschreibt den silbernen Deckelbecher, welchen Luther von der Universität zu Wittenberg erhielt. 369.
Ziska, Franz, der Stock am Eisen, Volkssage. 296 ff. Neue Werke zur Kunst des Mittelalters. 380. Der Geist beim Grenzsteine. 390. Lied von der schönen Bernauerin. 409.
Zorn- und Straflied. 2.

Schenk der Hochschule zu Wittenberg
Dr. M. Luther.



Die älteste Kirche zu Leubus.



Ein angeblich Gallischer Tempel zu Montmorillon.

Der

Deutſchen

Leben, Kunſt und Wiſſen

im

Mittelalter.

Eine Sammlung einzelner Aufſätze,

herausgegeben

von

Dr. Johann Guſtav Büſching.

Zweiter Band.

Mit acht Steindrucken und einer Karte.

Breslau 1819,

bei Johann Friedrich Korn dem älteren.

Univ. Bibl.
München

Wöchentliche

Nachrichten

für

Freunde der Geschichte,

Kunst

und

Gelahrtheit des Mittelalters

von

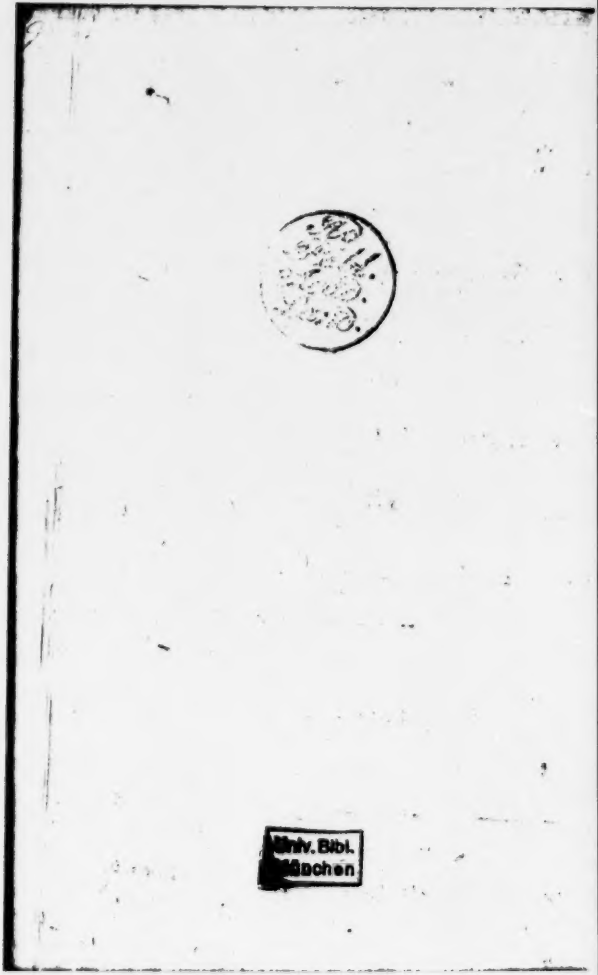
Dr. Johann Gustav Büsching.

Vierter Band.

Mit acht Steindrucken und einer Karte.

Breslau 1819,

bei Johann Friedrich Korn dem älteren.


Univ. Bibl.
München

Denk- und Wahl-Sprüche.

Es wird ein anderes Zeitalter für Teutschland kommen und eine ächte Teutschheit wieder aufblühen. Da werden wir schöne Träume verwirklicht finden, und uns nicht darüber verwundern, weil wir endlich aus Jahre langem Todesschlummer erwachten. Jahn, in das Stammbuch auf der Wartburg im Jahre 1807.

Laßt uns erwägen, daß wir in der Welt,
Als Glied des großen Ganzen, auch für's Ganze
Zu heil'ger Thätigkeit berufen sind.
M. v. Collin Dram. Dicht. III. 204.

Wir Deutsche sind überall zu Hause, außer bei uns selbst. Viele gibt es, die es recht geflissentlich fürchten und vermeiden bei sich einheimisch zu werden, die das Wort und den Sinn des Wortes Deutsch anfeinden, verspötteln, hassen. Sollten sie nicht fürchten, in ihr hohles Nichts blicken zu müssen, wenn sie den Gestalten der Altvordern nahe träten, und diesen kühn ins Auge sehen sollten? Sollten sie nicht fürchten, der Lumpenmantel, aus aller Völker Weisen und Arten und Fetzen zusammengesetzt, werde ihnen von der Schul-

ter fallen und ſie in ihrer Blöße daſtehen? dagegen kämpfen ſie, aber ſie entgehen der Zeit und ihrem Geſchicke nicht. —

Es iſt
Gewiß: die Nachwelt ſelbſt erſtehet nur
Aus Geiſtes-Wahrheit ihrer Ahnen. Wo
der Rückblick fehlt, da iſt die Zukunft faſt
Verloren.

Luther, von Schorch.

Vorrede.

Wenn in einer Wiſſenſchaft, beſonders in einer ſolchen, die ſich erſt Bahn brechen will, einmal ein Mittelpunkt gegeben iſt, wo alle Nachrichten einen Sammelplatz finden, ſo iſt es wohl räthlich, ihn zu erhalten zu ſuchen, da durch die längere Dauer es möglich wird, dem Unternehmen immer mehr die beſſere Geſtalt zu geben, die wohl jeder ſeinen Werken wünſcht. Dies iſt der Grund, warum der Herausgeber mit beinahe eigenſinniger Beharrlichkeit die wöchentlichen Nachrichten bis zu dieſem vierten Bande geführt hat und ſogar fortzuſetzen gedenkt. Selbſt die unfreundlichen Beurtheiler haben ihn von ſeiner Anſicht nicht abwendig machen können, und er glaubt die alles beſſer wiſſenden, aber ſelten beſſer machende Zeit zu gut zu kennen, als daß er mancher Unbill, deren trübe Quelle er überdies leider kennt, ein zu großes Gewicht geben ſollte.

Ein zweiter Titel muſte mit dem dritten Bande eintreten, da das Blatt ſein wöchentliches Erſcheinen änderte, dies geſchah aber ſogleich, nicht erſt ſpäter, um das Buch einzuſchwärzen, wie ein beſorgter Warner ſich hat verlauten laſſen. Der fünfte Band wird im Jahre 1819 erſcheinen, und die Vorausbezahlung darauf beträgt zwei Thaler pr. ſchwer Geld. Die bisherigen Unterſtützer des Werkes werden ihm hoffentlich Ihre freundliche Hülfe nicht entziehen.

Über die zu dieſem Bande gehörige Karte ſind ein paar Worte nothwendig, da durch ein Verſehen einiges vergeſſen worden. Die Zahlen bei den abgebildeten Alterthümern fehlen, man wird ſie leicht ergänzen können. Bei der oben links ſtehenden Spange fehlt die Zunge. Eine punktirte Linie muß von der Tafelfichte bis Nomiſterium gehen und bei Eburum, wobei Berun ſteht, fehlt ein Fragezeichen. Andere Kleinigkeiten werden ſich leicht von ſelbſt ergeben.

B.

I.

Das Deutſche Recht in Bildern.

Nach Zeichnungen mitgetheilt durch Herrn Geheimen Rath von Göthe.

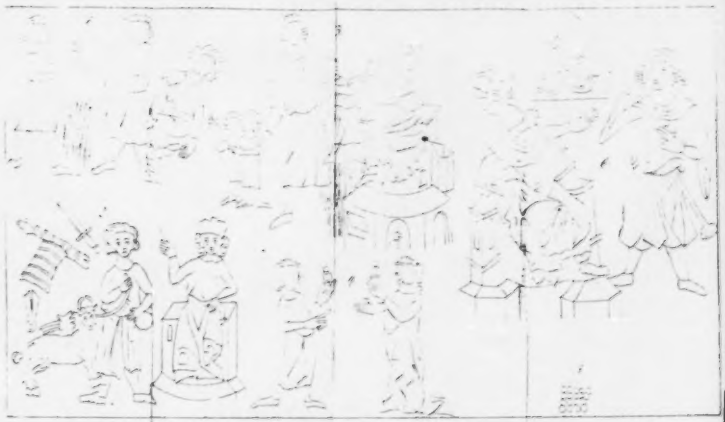
(Mit zwei Steindrucken.)

Zu einer der bedeutendſten Merkwürdigkeiten der Deutſchen Vorwelt gehört die Bilderſchrift, welche drei Handſchriften des Sächſiſchen Land- und Lehnrechts enthalten. Dieſe Handſchriften, zu Dresden, Wolfenbüttel und Oldenburg befindlich, halten die eben genannten Rechte in ſich und auf dem breiten Rande der Thierhaut, worauf ſie geſchrieben, wird alles, was in den Geſetzen geſagt worden, durch eine bildliche Darſtellung, welche die größte Folgerechtigkeit hat, erläutert. Dieſe bedeutende Quelle Deutſcher Sitten und Gebräuche iſt noch lange nicht genug erforſcht und dieſe Handſchriften verdienten es ſehr, durch einen völligen Stich, oder durch den Steindruck, welcher ihnen wohl mehr geziemt, bekannt gemacht zu werden, um eine neue Kunſtfertigkeit, einen noch unbekannten Schwung der Einbildungskraft unſerer Voreltern

uns deutlicher zu machen, und zugleich würde dies Werk ein wichtiger Beitrag zur Erkenntniß Deutschen Rechts, Deutscher Sitten, Deutschen Gebrauches sein.

Herr Geheime Rath von Göthe hatte schon im Jahre 1810 die Gewogenheit, mir eine Anzahl von Bildern auf 30 Folio-Blättern zuzusenden. Es waren halbe Bogen Olpapier, auf welchem jeden eine beträchtliche Anzahl von Gestalten vorkam; ein länglichtes Viereck zur Seite hatte die dazu gehörige Schrift enthalten, von der sich aber nichts fand. Aufgefordert, ein vielleicht dazu gehöriges Gedicht zu entdecken, wollte sich keines dazu passend finden, bis endlich durch den Herrn Geheimen Ober-Steuerrath Beuth und Herrn Professor Eichhorn in Berlin v. d. Hagen die Entdeckung machte, während ich schon meine Reisen durch Schlesien angetreten hatte, daß die Bilder zu der Oldenburger Handschrift des Land- und Lehn-Rechts gehörten, welche auf Thierhaut im Jahre 1336 in Niedersächsischer Mundart geschrieben ist, und aus 261 Blättern in klein Folio besteht. Dem gütigen Übersender wurden im Jahre 1811 die Blätter mit einer kurzen Nachweisung wieder dankbar zurückgereicht und darüber in dem ersten Hefte der Sammlung für Altdeutsche Literatur und Kunst S. 2. mit wenigen Worten Rechenschaft gegeben.

Im Jahre 1813 versuchte der Herr Staatsrath Körner eine Vergleichung des Druckes des Sachsenspiegels mit den Bildern, fand auch eine bedeutende Reihe derselben aus, bei den meisten aber blieb noch die größte Ungewißheit. In dem vergangenen Jahre endlich hatte Herr Geheime Rath von Göthe wieder die Güte, mir die Bilder von neuem zuzusenden und mich aufzufordern, einen Theil derselben nachbilden zu lassen, wie auch dazu ein bildliches ABC vorzuschlagen. Die Masse der



Das Deutsche Recht in Bildern

Univ. Bib
München

Darstellungen ist überaus reich; zu dieser Bekanntmachung konnte nur ein kleiner Theil ausgesucht werden, welcher dazu dienen möge, auf diese Bilderschrift und auf die Wichtigkeit der gemalten Handschriften von neuem aufmerksam zu machen. Zu diesem Unternehmen war nöthig, daß die Bedeutung aller Darstellungen genau erforscht ward und hierzu war mir der auf der hiesigen Hochschule befindliche Herr Friedrich Jarick, für alles, die Deutsche Vorzeit betreffende, thätig bemüht, eifrigst besorgt und hat, indem er das Lehnrecht mit hinzu nahm, alles so erforscht und erklärt, daß durchaus kein Zweifel mehr bleibt und höchstens nur in einigen Beiwerken vielleicht ein und das andere nicht ganz erklärt ist. Hier möge nun nach vorgeschlagener Art, eine Reihe der Bilder folgen:

Ähren. (Bild 1.)

bedeuten theils die Auflassung des Gutes: Landrecht I. 9.

„Wer auch dem andern verdinget oder verkeufft sein gut, vnd gelobet es jm auffzulassen vor seinem Herrn, wenn er es erwerbe, vnd gillt es jm jenner alles oder ein Teil, vnd stirbt der (der es bedinget hat) ehe denn es jm geliehen wirt, jener ist es pflichtig auffzulassen seinem Lehenerben, er sey jm ebenbürtig oder nicht."

theils bedeuten sie die liegende Habe. S. Bild 3, wo einer der Erben darauf sieht.

Bock und Ziege. (Bild 2.)

Zeigen an Erbe oder die Gerade. Landr. I. 28.

„Was solches dinges erblos erstirbt, als Heergewett, erbe oder gerade, das sol man antwor-

ten dem Richter oder dem Fronboten, ob ers heischt u. s. w."

Daum und Zeigefinger. (Bild 3.)

Bestimmte Eide mußten dem Richter in die Hand geleistet werden und zwar legte ihm, der Schwörende seine beiden Hände zwischen Daum und Zeigefinger.

„Wer dem andern sein farend gut leihet, versetzt oder zu behalten thut vmb bescheid, oder an bescheid, Wil es ihm jenner darnach verleugnen, oder seinen Erben nach seinem tod, Dieser ists näher zu behalten selb dritte, denn jenner der es in gewehr hat, dafür zu schweren. Mag aber jenner der es in gewehr hat, sein farend gut daran gezeugen, oder sein erbgut, Oder hat er es in gewehr zu Recht, er bricht im sein gezeug, im werde dann gebruch an seinem gewehren."

Der Gewehrsmann hat hier die Erben angefaßt. Einer schwört davon auf dem Erbe stehend.

Deckelbecher. (Bild 9. 16.)

deutet, wenn der Deckel davon abgehoben wird und einer den Becher, der andere den gleich großen Deckel behält, auf Theilung des Guts.

Geschlossen deutet er ungetheilte Habe. Bild 16, welches zu Landrecht I. 31. gehört:

„Man und weib haben kein gezweigt gut zu jrem leibe.

Der Erbe. (Bild 3.)

Der Erbe wird jederzeit klein, als ein Kind, dargestellt. — Einmal wird auch der Dienstbote klein abgebildet.

Frau. (Bild 4.)

Die Frau wird immer mit einem ausgezeichneten Kopfputz abgebildet, in der Regel mit einem Haarband.

Früchte. (Bild 5.)

bedeuten fahrende Haabe und werden immer durch kleine Kügelchen angedeutet.

Gewährsmann. (Bild 3.)

Erscheint groß; hier noch größer, da er neben dem kleinen Erben steht.

Haare. (Bild 6).

Der Eid ward auch geleistet, indem man mit der rechten Hand seine Haarlocken hielt. Lehnrecht 24 gehört zu diesem Bilde.

„Der Herr ist auch nicht pflichtig, mehr Kindern seines verstorbenen Lehen-mannes, denn nur einem, ihres Vaters Lehen zu leihen."

Zahn. (Bild 6).

bedeutet den Dienstmann; eben so die Henne.

Heiligthümer. (Bild 7).

werden gebraucht, um darauf zu schwören. Landrecht I. 13.

„Haben sie aber jre Erbteilunge dran verlobt, der sollen sie entperen, sie widerreden es denn auff den Heiligen."

Heergewette. (Bild 2).

Wird durch Panzerhemd und Schwerdt angezeigt.

Kerbholz. (Bild 8).

gillt für Rechnungsbuch. Hier hat es der Richter in Händen. Landrecht I. 23.

„Wer aber des Kindes Erbe ist, dem soll des kindes vormünd berechen, von jar zu jar des kindes gut, vnd jm das gewis machen."

Mönch. (Bild 9).

Der Mönch kommt nicht zum Theilen des Erbes; denn der Gloſſe zum Landrecht I. 25 ſagt: „dis iſt darumb, das man jn in der welt vor tod hat.“ Das Geſetz ſelbſt ſagt:

„der Pfaff teilet mit ſeinen Brüdern, und nicht der Mönch.“

Drum ſitzt hier der Mönch abgewendet, mit leerer Hand; der Pfaff dagegen, (bei dem die Scheerung des Kopfes zu bemerken iſt, Montfaucon nennt ſie die Bernhardiniſche, weil ſchon der heil. Bernhard ſie trug, oder die Römiſche,) theilt mit ſeinem vor ihm knieenden, hier aber ſchwebend ſcheinenden Bruder. Sie ziehen beide ein Deckelgefäß (Kopf genannt im Altdeutſchen) auseinander, vgl. Deckelbecher.

Peitſche. (Bild 10).

in der Hand eines Mannes, eine Art von Geiſſel, bedeutet den bei einer Gerichtshandlung gegenwärtigen Gerichtsfrohn.

Pfaffe. (Bild 9).

Ihn deutet die kahle Platte auf dem Kopfe an.

Richter. (Bild 3).

Auf den meiſten Blättern erſcheint der Richter. Er iſt immer leicht zu erkennen, indem er gemeinhin auf einer Erhöhung, einem erhabenen Gerichtſtuhle, ſitzt, und entweder eine Grafen Krone auf dem Kopfe hat, wie hier, der Gerichts- und Send-Graf, oder auch eine bloße Mütze, die oft eigen geſtaltet iſt (ſiehe Bild 2 und auch 10 bei zwei neben einander ſitzenden Gerichts-Schöppen), oder auch in bloßem Haare erſcheint, oder auch mit Zepter und Krone, der Kaiſer und Landesfürſt ſelbſt. Der aufgerichtete Zeigefinger des Richters deutet immer an, daß es an Haut und Haar geht, (vgl. Zeigefinger); dann hat er auch gemeinhin ein Schwert in der Hand, wel-

7.

8.

9.

10.

11.

12.

13.

14.

15.

16.

Das Deutsche Recht in Bildern.

ches aber in der Scheide steckt; dies hält er entweder aufgerichtet oder hat es auf dem Schooße liegend, welches jedesmal auch bedeutsam ist. So zeigt es allein in mehren Stellen den Begriff: „offenbar" an. Einmal sogar erscheint der Richter mit 4 Händen (zu 1. 41. des Landrechts) eine wunderliche Vorstellung, deren Deutung noch ungewiß. Vielleicht soll damit seine gedoppelte Würde, in welcher er in dieser Stelle vorkommt, als Zeuge und als Richter, angedeutet werden.

Ring. Bild 4).

deutet die Ehe an. Zu diesem Bilde heißt die Gesetzesstelle, Landrecht I. 36.

„Wenn ein weib von erst einen man nimpt."

Der Ring an der Hausthüre, der ergriffen wird, deutet auf Besitzerlangung, aber auch Ehre und Sicherheitserlangung wird durch Ergreifung desselben angedeutet.

Scheere. (Bild 2).

deutet die Grade an. Vgl. Bock und Ziege.

Schild. (Bild 6).

sofern es umgekehrt, bedeutet, daß einer verstorben. So kommt es auch in Altdeutschen Gedichten vor, z. B.

mit ufgekertem schiltes ort

im Parzifal; ich erinnere mich nur jetzt der Stelle selbst, nicht der Verszahl.

Schwerdt. (Bild 15).

Bedeutet einer Seits Gericht auf Haut und Haar, dann aber auch und so hier, das Heergewette, es steht dem Zweige hier gegenüber, worunter das Erbe verstanden wird. Landrecht I. 27.

„Ein jeglich man von Ritterekart, vererbt auch zweierley, das Erbe an den nehesten ebenbürtigen freund, wer der ist, vnd das Heergewette an den nahesten Schwertmagen."

Sonne. (Bild 11).

Die päpstliche Gewalt. Die hier dargestellte Sonne gehört zum Landrecht I. 20. und deutet wahrscheinlich an dieser Stelle auf die Heiligung der Ehe durch Priesters Wort.

Stiefel (Bild 12).

deuten auf einen bürgerlichen Erben, dem Ritters Erben entgegengesetzt. Landrecht I. 27. gehört zu diesem Bilde:

„Welcher man von Rittersart nicht ist, vnd auch des Heerschilts nicht hat, der lesst hinder jm Erbe zu nemen (wenn er gestirbt) vnd kein Heergewette.

Trompete. (Bild 12).

Ebenfalls bürgerlicher Erbe. Vgl. Stiefel.

Viereck gewürfeltes. (Bild 13).

bedeutet Hube Landes. Gehört zum Landrecht I. 34.

„On des Richters vrlaub mag ein man sein eigen wol vergeben mit der Erben gunst, also, das er behalte ein halbe Huffe vnd ein Hofstatt, da man einen wagen auff gewenden möge, dafür soll er dem Richter seines Rechtens pflegen."

Auf dem Bilde sind noch, außer den Personen, ein Wagen der im Gesetz erwähnt wird, eine kleine Mauer und Ähren.

Zeigefinger (Bild 2).

aufgerichtet, deutet auf Haut und Haar. Daher der Richter (vgl. Richter) oftmals auf den Bildern den Finger aufgehoben hat; aber auch der, welcher die Gewähr gelobt, hat den Zeigefinger aufgehoben, anzeigend, daß auch er weiß, daß es an Haut und Haar geht.

Zither. (Bild 14).

Eine Zither mit drei Saiten, (oder etwa eine Geige?)

deutet auf einen Spielmann und diese Spielleute gehörten mit zu den rechtlosen, eigenen Leuten. Landrecht I. 50.

„Und were auch ein man ein spielmann, oder vnehelich geboren, er ist doch diebes oder reuhers genosse nicht, also das man kampff auff jn leiten müge."

Außer der Zither, die immer auf einen Spielmann deutet, werden eigene Leute auch durch einen Mann angezeigt, der beide Füße an einander gefesselt hat, einen Sklaven.

Zweig. (Bild 15).

deutet im Allgemeinen Übergabe an. Aber auch das Erbe im Gegensatz des Heergewettes (vgl. Schwerdt) und auch im Gegensatz der Scheere, der Gerade. —

* * *

Die zu den hier bekannt gemachten Bildern mitgetheilten Bemerkungen konnten, ihrer Bestimmung nach, nur die Richtung des Geistes der damaligen Zeit des Mittelalters andeuten, sie können nur auf diese verwahrloste Zeichenschrift wieder aufmerksam machen, auf ihre Lösung hindeuten und zu tiefern Forschungen anreitzen. Herr Geheime Rath von Göthe hatte die Hoffnung gemacht, selbst noch einige Bemerkungen mitzutheilen, welches indessen durch mannichfache Verhältnisse und Reisen nicht möglich ward und meine Bedenklichkeiten über die Mangelhaftigkeit meiner obigen Erklärungen beschwichtigte einigermaßen ein Schreiben von dem gütige Mittheiler vom 10. Brachmonat 1817, dessen hierher gehörige Stelle ich hier auszuziehen mir erlaube, da ich nicht besser und erfreulicher für meine Leser diesen Aufsatz schließen zu können glaube.

— — „Es kommt ja hier darauf an, daß man das Interesse erregt, nicht daß man es befriedigt, und ich bin überzeugt, daß wir nach Erscheinung dieser Aufsätze und der

dazu bestimmten Bilder gar bald von vielen Seiten Beiträge und nähere Bestimmung erhalten werden. Mir scheint es auf alle Fälle sehr bedeutend: dasjenige was in Bezug auf geistliche Bücher und Bilder schon gethan ist, auch für das Rechtliche, Bürgerliche und Politische zu leisten. Es wird dabei zur Sprache kommen, daß nicht allein der ungebildete, sondern auch der durchaus-rein-gebildete, natürliche Mensch dasjenige mit Augen sehen will, was ihm durchs Ohr zukommt, deshalb denn auch die bilderreichen so wie bilderlosen Religionen ihren Charakter im entschiedenen Gegensatz bethätigen." — Bg.

II.

Stierwascher und Flaschelträger.

Österreichische Sage.

In einem anmuthigen Thale an der Salza, die wie bekannt sich in die Donau ergießt, hatten die Salzburger eine herrliche Viehweide. In den buntesten Fellen prangten darauf rüstige Kühe. Viele hatten schon eine zahlreiche Familie um sich versammelt, andere waren guter Hoffnung; — kurz man wäre allgemein zufrieden gewesen, wäre nur nicht — ein ärgerlicher Umstand für die Salzburger — der Schutz- und Schirmherr dieser Heerde, der Stier, ein leibhafter Mohr, also so viel als ein Heide und Abkömmling des Teufels gewesen.

Den gutmüthigen Salzburgern dauerte dieser Unglücks-

ſohn; denn im Grunde genommen, war er doch ihr Landsmann und ein ungemein tapferes Thier. Sie verſuchten daher ihn zu bekehren, und ſpahrten einige Zentner Seife und das reinigende Waſſer der Salza nicht, um den Sohn der Finſterniß in einen Sohn des Lichtes umzuwandeln, aber vergeblich! der Mohr wollte ſich nicht weiß waſchen laſſen, und die koſtbare Reinigungsſalbe, die Seife, ſollte nun gar über die Donau hinab in das Land der Ungläubigen gelangen und vom ſchwarzen Meere, dieſem wahren Höllenſchlunde verſchlungen werden! Aber ſo war es im Rathe der Geſtirne nicht beſchloſſen. — Denn, ſiehe! kaum gewahrte ein Trupp lezter Wiener, (die, der ankommenden Eßwaaren wegen, gern beim Strome verweilen) die weiße ſchäumende Fluth, als ſie an nichts geringeres dachten, als es hätte ſich zu ihrem Vergnügen der Strom in ſüße Milch verwandelt. Höchlich erfreut, liefen ſie durch das Schanzelthor in die Stadt und verkündeten ihren Bekannten die frohe Mähre. Nachbarin erzählte es der Nachbarin, und ſo lief nun Alles was nur laufen konnte mit Krügen und Flaſchen zum Strome und ſchöpfte ſo lange als nur was Weißes zu ſehen war. Ein eben ankommender Schiffmann von Salzburg, der von dem Abentheuer ſeiner Landsleute wußte, erzählte den getäuſchten Wienern daſſelbe und lachte ſie herzlich aus und nannte ſie: „Flaſchelträger!“ Man kann ſich denken daß ihm vom Ufer einſtimmig „Stierwaſcher“ entgegen gerufen wurde. Seit dieſer Zeit kleben dieſe Spitznamen beiden Landsleuten noch immer an.

Franz Ziska.

III.

Geschichtliche Erläuterungen einiger Lieder Walthers von der Vogelweide, als eine Probe meiner neuen Ausgabe sämmtlicher Gedichte desselben.

Ich horte dâ wazzer diezen
Und sah die vische fliezen u. s. w. S. die Manes. Samml. S. 102. b.

Aus dem Schlusse dieser Strophe des Dichters:

Die armen künege dringent dich;
Philippe setze den Weisen uf und heiz sie treten hinter sich —

läßt sich mit ziemlicher Sicherheit die Abfassung des Gedichtes angeben. Ohne Zweifel nemlich versteht der Dichter unter den „armen künegen" den Bertold von Zähringen und Bernhard von Sachsen. Nach Heinrichs Tode hatten beide ihre Anhänger, welche das Haus der Hohenstauffen bei der jezt nöthigen Königswahl ganz übergehen wollten. Philipp indeß, der sogleich nach dem Tode seines Bruders Italien verlassen und nicht ohne große Lebensgefahr Deutschland erreicht hatte, zeigte schon auf der Versammlung zu Hagenau Lust Kaiser zu werden, besonders da die Reichskleinode sich in seinen Händen befanden; denn, wie er selbst in einem Schreiben an den Pabst Innocenz 3 sagt, versuchte er alles die Fürsten für seinen Neffen, den jungen Friedrich zu stimmen, aber vergeblich. Philipp that, wozu ihn der Dichter auffordert, er hieß die beiden Gegner wirklich zurücktreten, was ihm auch gelang. Er sagt in dem Briefe an Innocenz 3, daß Bernhard als ein kluger und verständiger Mann wohl einsehe, daß er seine Ansprüche nur durch Verschwendung bedeutender Summen werde durchsetzen können, und da er hiezu nicht das Vermögen besitze, ha-

de er sich zurückgezogen. Berthold von Zähringen ließ sich durch ein Geschenk von 1100 Mark, welche ihm Philipp gab, bewegen, seine Ansprüche aufzugeben. Diese Begebenheiten fallen in das Jahr 1198, in welche Zeit auch die Abfassung der obigen Strophe fällt. Denn aus dem Schlusse derselben erhellt, daß Philipp noch nicht gekrönt worden. Er erschien aber, nach dem Zeugnisse eines Zeitgenossen, zuerst Ostern 1198 zu Worms mit der Krone auf dem Haupte, statt deren der Dichter den Weisen nennt, den köstlichsten Stein an derselben, der, weil er einzig in seiner Art, diesen Namen erhalten hatte.

2.

Her keiser sit ir willekomen;
Der künig.s name ist ů benommen ꝛc. Man. Samml. S. 103. b.

Diese Strophe kann füglich auf Otto 4. gedeutet werden. Walther schrieb sie höchst wahrscheinlich nach Ottos Rückkehr aus Italien, nachdem er im Jahr 1209 aus den Händen des Papstes Innocenz 3. um Michaelis die Kaiserkrone empfangen und nach einer dreijährigen Abwesenheit im Jahr 1212 nach Deutschland zurückgekehrt war. Der Dichter begrüßt ihn bei seiner Ankunft mit den angeführten Worten. Für diese Deutung schienen auch die Worte des Dichters zu sprechen.

Die fürsten sint ůch undertan,
Und habent mit zühten ůwer kunft erbeitet;
Und ie der Missenare,
Der ist iemer ůwer ane wan;
Von Gote wurde ein engel e-verleitet.

Sie gehen ohne Zweifel auf Dietrich, Markgrafen von Meissen mit welchem Otto, so wie auch mit Ludwig, Herzog von Baiern im Jahr 1212 einen Bund zu Frankfurt gegen Innocenz schloß. Jenem trat der Kaiser noch die Lau-

sitz für 10000 Mark ab. Dietrich von Meissen versprach in dem mit Otto geschlossenen Bündnisse, er wolle ihm namentlich Hülfe leisten gegen den Pabst, gegen den Landgrafen Hermann von Thüringen (st. 1215) so wie auch gegen den König von Böhmen, dann aber gegen jedermänniglich u. s. w. Siehe Hahn. Thl. 4. S. 106.

3.

In Nürenberg was gut gerihte, daz sage ich zu mere
. . . . . Man. S. 105. b.

Wahrscheinlich meint der Dichter die große Versammlung, welche der Kaiser Otto im Jahre 1212, bald nach seiner Zurückkunft aus Italien in Nürnberg hielt, auf welcher er dem Könige Ottokar von Böhmen sein Königreich absprach, und dessen von der ersten Gemahlin gebohrnen Prinzen damit belieh. Hieraus würde dann die Zeit der Abfassung der Strophe bald nach jener feierlichen Versammlung in Nürnberg anzunehmen sein.

4.

Von Kölen werder Bischof sint von schulden fro.
Man. Samml. S. 106. a.

Aus dieser Strophe selbst, noch mehr aber aus der folgenden, in welcher der Dichter über den Tod dieses Bischofes klagt, wird deutlich, daß kein anderer als Engelbert gemeint sei. Dieser war nach dem einstimmigen Urtheile der Zeitgenossen ein ausgezeichneter Mann. Am ausführlichsten spricht über ihn Godefridus von Köln in seiner Chronik, welche bei Freher im ersten Theile zu finden ist. Im Jahre 1215 wurde Engelbert zuerst Bischof, vergl. Godefrid S. 283. Heinrich, ältester Sohn Friedrichs 2. wurde von ihm zu Achen im Jahre 1222 zum König gesalbt und jenem auch vom Kaiser zum Vormund und Führer gegeben. Die Wor-

te des Dichters enthalten also keine dichterischen Übertreibungen, sondern geschichtliche Wahrheiten.

Swas leben ich lobe, des tot den wil ich lemer klagen. ꝛc.

Engelbert, der ausgezeichnete und um den teutschen Staat hochverdiente Mann, wurde von einem Verwandten, dem Grafen Friedrich von Isenburg den 7. November 1225 ermordet. Der Erzbischof hatte diesem über harte Bedrückungen, die er sich gegen einige seiner Untergebenen erlaubt, Vorwürfe gemacht. Der Graf darüber im höchsten Grade erzürnt, schwur seinem Verwandten den Untergang. Als dieser von Soest nach Köln zurückkehrte, überfiel ihn der Graf mit seinem zu diesem Zwecke versammelten Gefolge, und der Erzbischof sank durch acht und dreißig Wunden. Der Mörder hielt sich ein ganzes Jahr verborgen, wurde aber endlich 1226 entdeckt, ergriffen und dem Nachfolger Engelberts ausgeliefert. Nach dem über ihn gefällten Rechtsspruche wurde er außerhalb Kölns aufs Rad geflochten. Aus diesen angeführten Umständen läßt sich die Zeit der Abfassung der Strophe genau bestimmen. Sie muß im Jahre 1226 geschrieben sein.

5.

Philippe künic here,
Si gebent dir alle heileswort ꝛc. Man. Samml. 115. a.

Vor 1208 gedichtet, in welchem Jahre bekanntlich Philipp durch Otto von Wittelsbach zu Bamberg ermordet wurde. Das Gedicht enthält sonst keine Andeutungen, aus welcher die Zeit der Abfassung noch bestimmter angegeben werden könnte; wenn das Ganze nicht etwa auf die endliche Aussöhnung Philipps mit dem Erzbischof Adolf von Köln geht, welche bei Andernach 1204 statt fand, deren Folge war, daß der Erzbischof im folgenden Jahre 1205 den Phi-

lipp nach Achen führte und dort salbte, damit der Vorwurf aufhören möchte, als sei Philipp weder an dem rechten Orte, noch von dem rechten Einweiher gekrönt worden. Auf eine solche Feierlichkeit, die mit Philipp vorgegangen, scheint der Dichter in der That zu deuten. Es möchte indeß auch jemand geneigt sein zu glaube, der Dichter deute auf die Aussöhnung mit dem Papste Innocenz 3., welche im Jahre 1206 wirklich begonnen wurde, als Otto seine Sache aufzugeben schien, und Philipp dem Papste sehr vortheilhafte Anerbietungen machte.

6.

Dô krone ist elter danne der künic Philippes si ꝛc.
Man. Samml. S. 127. b.

Wahrscheinlich bald nach der ersten Krönung Philipps gedichtet, als er um Ostern 1198 zu Worms zuerst öffentlich mit der Krone auf dem Haupte erschien; wenn man das Ganze nicht etwa auf die zweite Krönung zu Achen durch den Erzbischof Adolf von Köln im Jahre 1206 beziehen will; doch scheint die Andeutung der Jugend Philipps mehr für das Jahr 1198 zu sprechen.

7.

Ez giene eines tages als unser herre wart geboren ꝛc.
M. S. S. 127. b.

Wohl nicht vor dem Jahre 1204 gedichtet, denn früher waren die Verhältnisse zwischen Philipp und den Thüringern durchaus feindlich, aber im genannten Jahre war der Landgraf Hermann, bis dahin der eifrigste Anhänger Ottos, gezwungen worden, Philipp anzuerkennen. Dieser zog den vor ihm knieenden Landgrafen zu sich empor, umarmte und küssete ihn. Die Anwesenheit Philipps in Magdeburg fällt wahrscheinlich in das Jahr 1207, denn damals hielt er sich in dieser Gegend auf und hatte zu Quedlinburg mit Otto

eine zweite Zusammenkunft, so wie er auch in demselben Jahre einen Reichstag zu Nordhausen hielt. Die „Hohgeborne küniginne, Rose ane dorn, ein tube sunder gallen", wie unser Dichter sie nennt, ist Irene, des griech. Kaisers Isaak Angelus Tochter und des jüngern Alexius Schwester. Sie war früher mit dem Sizilianischen Könige Roger verheirathet gewesen, und nach dessen Tod mit Philipp im Jahr 1196 vermählt worden. Nach dem einstimmigen Zeugnisse der gleichzeitigen Geschichtschreiber starb sie aus Gram über den Tod ihres Gatten noch in dem Jahre seiner Ermordung 1208 auf dem Schlosse Hohenstaufen und wurde im Kloster Lorch beigesezt.

8.

Nů wachet, uns get zů der tac
Gegen dem wol angest haben mac u. s. w. M. Samml.
S. 128. a.

Die in dieser Strophe vom Dichter angedeuteten Umstände lassen auf das Jahr 1234 der Abfassung schließen. Den Nachrichten der Chronisten jener Zeit zu Folge, namentlich des Godefridus von Köln bei Freher Thl. I. waren in dieser Zeit manche Himmelserscheinungen sichtbar, von welchen der Dichter eine erwähnt. Im Jahre 1231 war eine Sonnenfinsterniß den 2. Jun., eine zweite nicht ganz sichtbare im folgenden Jahre; doch die im Jahre 1235 sichtbaren drei Kreise um die Sonne setzten alle in Schrecken. Die vom Dichter näher bezeichneten Umstände stimmen indeß für das zuerst genannte Jahr als dem der Abfassung des Gedichtes. Die Worte des Dichters nemlich: „Der vater bi dem kinde untrüwe vindet" müssen ohne Zweifel auf den Verrath des Königs Heinrich gegen seinen Vater, den Kaiser Friedrich 2. bezogen werden. Jener aber erklärte sich im September

1234 öffentlich gegen seinen Vater, unterwarf sich zwar den 2. Juli 1235 wieder, da er aber die Bedingungen nicht erfüllte, ließ ihn der Kaiser bekanntlich ins Gefängniß nach Apulien abführen, worin er 1242 starb. Auch die Worte des Dichters „der brüder sinem brüder lüget" ꝛc. beziehen sich höchst wahrscheinlich auf die Feindschaft zwischen Heinrich und seinem jüngern Bruder Konrad, der, wie jener glaubte, vom Vater vorgezogen wurde. Die Strophe ist für die Bestimmung der Lebenszeit Walthers von der Vogelweide wichtig; denn es geht bestimmt so viel aus ihr hervor, daß er noch das Jahr 1234 erlebte.

Berlin 1817.

Fr. Karl Köpke.

IV.

Ulrich von Lichtenstein geschichtlich untersucht.

(Fortsetzung. *)

4.

Graz den 6ten September 1817.

Mit besonderem Vergnügen entledige ich mich als Curator des hiesigen ständischen Joanneum, der angenehmen Pflicht, Ihnen, in Namen desselben, für das Geschenk eines Exemplars Ihrer wöchentlichen Nachrichten auf das

---

*) Siehe Bd. I. S. 47. f. und Bd. II. S. 231. f.

Verbindlichſte zu danken. Ich habe daſſelbe mit wahrem Intereſſe durchleſen; nur bitt' ich zu verzeihen, wenn ich Ihnen freimüthig geſtehe, daß ich das, was im zweiten Bande zum Beweiſe angeführt wird, Ulrich von Lichtenſtein ſey ein Tyroler geweſen, um ſo minder für überzeugend halten kann, als dies der Geſchichte der Steiermark, vielen bey uns befindlichen Originalurkunden und dem Ulrich von Lichtenſtein ſelbſt widerſpricht. Ob das Schloß Lichtenſtein in Graubünden das älteſte Stammſchloß der Familie dieſes Namens ſey? dürfte eben ſo ſchwer zu beweiſen als zu widerſprechen ſeyn, da dies in eine Zeitepoche zurückgeht, von welcher wir der Urkunden ſehr wenige haben. Wir Steiermärker wiſſen, daß, als Carl der Große auf unſern Fluren die Tartaren beſiegte und verjagte, die Slaven zurückdrängte und unterjochte, viele Deutſche Edle, die ihn auf dieſem Heereszuge begleiteten, von ihm mit Ländereien beſchenkt wurden. Sie bauten ſich hier Schlöſſer, gaben ihnen oft den Namen des Urſitzes ihrer Familie, und wurden die Stifter neuer Edelgeſchlechte. Ob es mit dem Steiermärkſchen Edelgeſchlechte der Lichtenſteiner eben ſo ergangen ſeyn möge, mag dahin geſtellt ſeyn; gewiß iſt es jedoch, daß ſie nicht Abkömmlinge der Mähriſchen Linie ſind, oder der Tyroliſchen, und daß überhaupt der Ihnen mitgetheilte Stammbaum von ganz anderen Lichtenſteinen, als den Steiermärkiſchen, handelt. Dieſer Stammbaum beginnt mit dem Jahre 1100, indeß in der Steiermark ſchon im elften Jahrhundert die Lichtenſteine hochbegütert waren. Im zwölften Jahrhundert erſchienen ſie ſchon als Zeugen in vielen Urkunden, und zum Beweiſe leg' ich hier die getreue Abſchrift einer Urkunde bey, deren Original ſich in dem k. k. Hausarchive zu Wien befindet, wohin ſie, nach Aufhebung des Chor-

herrnstiftes, Seckau gelangte. Adelram von Wallegg, der in der Urkunde genannt wird, stiftete nämlich dieses Kloster im Jahre 1140. Es ist jetzt eine Staatsherrschaft, und liegt im Judenburger Kreise, worin auch Lichtenstein liegt.

Was den Minnesänger Ulrich betrifft, so ist es fast nicht zu begreifen, wie man noch zweifeln könne, daß er ein Steiermärker war, da er hierüber sich selbst so klar ausspricht. Die Auflage, welche sich von seinem Frauendienst im Joanneum befindet, ist vom Jahre 1812, gedruckt zu Stuttgart und Tübingen. Wenn man das Buch durchblättert, so findet man schon Seite 4 die Stelle: „Indessen lag mein Vater todt. Da mußte ich heim, wie so mancher, dem seine Vordern Gut lassen. Mein Herr gab mir Urlaub, und ich ritt gen Lichtenstein, in das Steierland." Es lebte also schon Ulrichs Vater in der Steiermark. Wollte man Beide zu Tyroler machen, so müßte man annehmen, sie seyen die ersten Lichtensteine gewesen, welche nach der Steiermark kamen; allein welche Wahrscheinlichkeit hätte dieß, da es urkundlich gewiß ist, daß schon 70 bis 80 Jahre früher dieses Geschlecht in der Steiermark blühte? Seite 14 ist zu lesen: „Ja, liebe Nistel, und dein Bote findet mich bey der Mur. — So schied ich von ihr und ritt hoh s Muthes nach Lichtenstein." Hieraus wird es klar, daß er zu Lichtenstein bey Judenburg seinen Wohnsitz hatte, wo die Mur vorbeyfließt. Seite 34 spricht Ulrich von seinem Bruder Dietmar von Lichtenstein, den er hier einladet, mit ihm einen Ritterzug nach Friesach in Kärnten zu machen. Unter den Edlen, die er dort fand, nennt er auch den Grafen Albrecht von Tyrol, ohne Erwähnung, daß er einst sein Landesherr war. Ulrichs Bruder hieß Dietmar und jener Lichtenstein, der die Sek-

kauer Urkunde unterschrieb, hieß ebenfalls Dietmar, sollte man nicht hieraus schließen, daß Letzterer ein Ahnherr der beyden erstern war? In vielen Steiermärkschen Urkunden erscheint unter den Zeugen der Name Dietmar von Lichtenstein. Seite 83 steht: „Der Bothe kam mit Freuden zu mir zurück. Da fand er mich bey der Mur zu Lichtenstein.“ Seite 105 ist zu lesen: „Man sah mich gegen Scheuslich reiten in das werthe Steierland.“ Diese ganze Stelle zeigt es so klar, daß er es darum so werth fand, weil es sein Vaterland war; welcher Sinn Seite 106 durch folgende Stelle zur Gewißheit wird: Da kam auf dem Felde wohl gezimirt gegen mich ein biederer Mann, Herr Ilsung von Scheuslich, der immer nach Ehren und Rittersnahmen rang, er führte wohl fünf hundert Schellen an sich, sein Roß sprang in kleinen Sprüngen, laut erklang sein Zimir, Silber und Gold war auf rothen und grünen Zendat geschlagen, und glänzte so licht, daß um den Rhein kein Ritter schöner gezimiret ward, als mein Landsmann.“ Der Ort Scheuslich, jetzt Scheifling, liegt im Judenburger Kreise der Steiermark, nahe den Gränzen Kärntens. Die Herren von Scheuslich, oder Scheifling, waren ein uraltes, lang erloschenes Edelgeschlecht der Steiermark. Wenn also Ilsung von Scheuslich, der Steiermärker, Ulrichs Landsmann war, so mußte auch letzterer ein Steiermärker seyn; denn zu behaupten, auch dieser Scheifling sey erst aus Tyrol eingewandert, stritte doch gar zu sehr gegen alle Wahrscheinlichkeit. Seite 143 heißt es: „Indem ging Herr Heinrich von Wasserberg zur Thür herein, der hatte zum Gemahl meine Schwester.“ Dieser Wasserberg war zugleich ein Nachbar Ulrichs; denn sein Stammschloß Wasserberg liegt ebenfalls im Judenburger Kreise der Steiermark. Seite 148, 151 und 169 stehen abermals

Beweise, daß unser Steiermärkisches Lichtenstein, Ulrichs gewöhnlicher Wohnsitz war. Seite 237 spricht er von einem Heinrich von Lichtenstein und man sieht, daß dieser wenigstens kein naher Verwandter Ulrichs war. Dagegen nennt letzterer, Seite 240, einen Herrn von Lichtenstein, nennt ihn seinen Bruder, und führt an: „sein Schild war dem meinen gleich, weiß, und zwo schwarze Bar schief nach dem Schwert zu Thal.“ Dieses Wappen findet man an allen Urkunden, worin ein Steiermärkscher Lichtenstein als Zeuge erscheint. Die gegenwärtigen Fürsten von Lichtenstein führen einen ganz andern Herzschild, obschon es schon genealogisch erprobt ist, daß sie Abkömmlinge der Steiermärkschen Lichtensteine sind. Der jetzige Regierer des fürstlichen Hauses Lichtenstein kaufte darum das Lichtenstein in Österreich und das Lichtenstein in der Steiermark, um die Ursitze beider Linien wieder zu seinem Hause zu bringen. Seite 242 ist zu lesen, welche Achtung unser Ulrich selbst von seinem Landesfürsten, Friedrich dem Streitbaren, genoß. Seite 263 beweiset, daß Ulrich das Schloß Frauenburg besaß, welches ebenfalls im Judenburger Kreise der Steiermark liegt. Aus gleichzeitigen Urkunden ist bekannt, daß auch die ansehnliche Herrschaft Murau, in eben diesem Kreise, zu jener Zeit schon den Lichtensteinen gehörte. Endlich läßt die Stelle Seite 268 gar keinen Zweifel übrig, daß Ulrich von Lichtenstein ein in seinem Vaterlande reichbegüterter, hochgeachteter Steiermärker war. Möchten doch so manche Behauptungen unserer Geschichtschreiber, die man bereits für Gewißheit hält, so klar zu erweisen seyn!

Wenn Ulrich von Lichtenstein den übrigen Deutschen nur als Minnesänger anziehend ist, so hat er für uns Steiermärker auch als Historiker, Genealog, Geograph und Statistiker ein besonderes, hochpatriotisches Interesse. Sein Zug als Königin Venus durch Kärnten und Steier-

mark gewährt uns ein vortreffliches Itinerarium, welches über das Daſein ſo vieler Ortſchaften im Mittelalter Aufſchluß gibt. Ulrich zog den Schleyer weg, der die Geſchichte unſerer Altvordern bedeckte, und ſtellt uns ihr Leben und Wirken in einem magiſchen Lichte dar. So viele Steiermärkſche Edelgeſchlechte, deren Namen wir jetzt nur mehr in alten Urkunden finden, an die uns nur mehr die Namen ihrer Stammſchlöſſer, meiſt in Trümmern daſtehend, erinnern, läßt er in vollem Glanze ihres Adels, ihres Reichthumes, ihres ritterlichen Heldengeiſtes vor uns erſcheinen. Wie freuet es uns, Seite 41 zu leſen, daß unſer älteſtes, noch beſtehendes Edelgeſchlecht, die Herren von Stubenberg, welche ſchon die Stiftbriefe des Kloſters Steier-Garſten, von den Markgrafen von Steier, Ottokar dem Vierten und Fünften, ausgefertiget, als Zeugen unterſchrieben, in der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in ſo hohem Glanze daſtanden, daß Wülfing von Stubenberg mit vier und dreißig Lehensrittern zu Frieſach erſcheinen und dort den hochberühmten Hadmar von Kunring im Scherze ebenfalls beſiegen konnte, wie einſt ſein Ahnherr, ebenfalls Wülfing von Stubenberg genannt, einen Riedaker von Kunring im Jahre 1009 auf dem Rennfelde im Ernſte beſiegte, und durch dieſen Sieg die ſchöne Agnes von Habsburg zur Gattin erhielt. Ulrich von Lichtenſtein ſcheint einen Wink zu geben, daß zwiſchen den ſtolzen Kunringen und Stubenbergen eine ererbte Familienabneigung beſtand. Das Stammſchloß des reichen Herrn von Murecke, im Grätzer Kreiſe der Steiermark liegend, iſt, ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert, ein Eigenthum der Herren von Stubenberg, gegen deren Ahnherrn derſelbe dem Hadmar beiſtand. Sehr intereſſant iſt für uns Steiermärker Seite 116 die Stelle, wo Ulrich, als er zu

Neuenstadt, Wiener-Neustadt, war, sagt: „So fuhr ich gegen Österreich.“ Es ist dieß eine neue Bestätigung der historischen Gewißheit, daß damals die Gränzen der Steiermark jenseits dieser von einem Babenberger erbauten Neuenstadt lagen; gleichwie auch ein großer Theil Oberösterreichs, nämlich alles, was dort die Markgrafen von Steier besaßen, zur Steiermark gehörte. Das höchste Interesse endlich gewährt Ulrich von Lichtenstein seinen Landsleuten dadurch, daß er von dem Reichthume, der Bevölkerung, der Lebensweise des Adels, dem Rittersinne, der Landes- und Geistescultur in der Steiermark zu seinen Zeiten ein so schönes, so lebhaftes, so anschauliches Bild entwirft. Es bleibt eine historische Wahrheit, daß die Steiermark im zwölften und dreizehnten Jahrhundert einen Flor erreichte, der mit dem letzten Babenberger zu Grabe ging, und nie wiederkehrte. Sehr merkwürdig ist die Erzählung des unglücklichen Endes Friedrich des Streitbaren, und der Wirkungen, welche dieser Tod auf das Schicksal Österreichs und der Steiermark hatte. Der arme Ulrich mußte ihre Bitterkeiten selbst sehr bald empfinden. Übrigens sehen wir Seite 359, daß ein Heinrich von Lichtenstein, von dem schon früher gesprochen wird, in der Schlacht an der Leita, wo Herzog Friedrich fiel, das Reichspanier führte, und der Satz: „Den Sieg gewann doch der biedere Heinrich von Lichtenstein,“ läßt schließen, daß er in dieser Schlacht die Unterfeldherrnstelle bekleidete. Sollte dieser Heinrich auch ein Tyroler gewesen seyn? Und war er's nicht; warum will man gerade seinen Zeitgenossen und Verwandten Ulrich zu einem Tyroler machen, da man höchstens nur erweisen kann, daß zu gleicher Zeit, als die Lichtensteine schon in der Steiermark und in Österreich blühten, auch eine Linie derselben sich in Tyrol befand?

Man kann es also, unserm Patriotismus nicht verargen, wenn wir bei der Überzeugung beharren, Ulrich von Lichtenstein sey unser Landsmann gewesen. Die Steiermark war so glücklich, im dreizehnten Jahrhundert diesen Ritter und jenen Horneck hervor zu bringen, dessen Reimchronik so vielen historischen Werth hat. Das Stammschloß der Hornecker, jetzt eine Staatsherrschaft, liegt im Grätzer Kreise der Steiermark. Otto von Lichtenstein, ein Sohn oder Neffe unseres Ulrich, war ein besonderer Gönner des Geschichtschreibers Horneck. Otto befehligte als Landeshauptmann in der Schlacht auf dem Marchfelde 1278 die Steiermärker, und Horneck kämpfte an seiner Seite. Der Steiermärker Tapferkeit entschied den Sieg für Rudolph von Habsburg, und ihre Blutrache tödtete den Böhmenkönig Ottokar in dieser Schlacht. Otto von Lichtenstein erwarb sich so hohe Verdienste, daß man ihm seinen Sohn, ebenfalls Otto genannt, in der Landeshauptmannswürde nachfolgen ließ. Überhaupt gehörten die Lichtensteine zu den ältesten und hochverdientesten Edelgeschlechten der Steiermark, und die gegenwärtigen Fürsten dieses Namens dürfen sich der Verwandtschaft freuen. Vielleicht ist es mir noch einmal möglich, Ihnen, Herr Archivar, einen verläßlichen Stammbaum der Steiermärkschen Lichtensteine zu überschicken. Ulrich von Lichtenstein hat bei allen Geschichtsforschern der Steiermark für sein ganzes Geschlecht ein neues Interesse erweckt. Man sollte über sein Werk bei uns ebenfalls besondere Vorlesungen halten, wie es bereits an andern Orten Deutschlands über das Niebelungenlied geschieht. Schlüßlich muß ich noch bemerken, daß ich in meinem Briefe, den Sie im ersten Bande der wöchentlichen Nachrichten, Seite 49, anzuführen beliebten, von keinem Freiherrn von Grätz, sondern von jenem Frei-

herrn von Stadl sprach, der vor hundert Jahren einen Ehrenspiegel der Steiermark in neun Foliobänden schrieb; sehr reich an Wappen und Urkunden. Der Enkel des Verfassers schenkte dieses nie gedruckte, in der Welt einzige Manuscript dem Joanneum. Die Freiherrn von Stadl, deren Stammschloß im Grätzer Kreise liegt, blühten ebenfalls schon im zwölften Jahrhundert u. s. w.

v. Kalchberg.

Nachschrift.

Es stimmt durchaus mit meinen Ansichten überein, die ich auch in der Anzeige des Frauendienstes, Jen. Lit. Zeit. 1815. St. 56. 57. aussprach, daß Ulrich von Lichtenstein kein Tyroler, sondern ein Steiermärker ist. In jener Anzeige habe ich mich auch bemüht, die Nachrichten aus der Erdbeschreibung, welche das merkwürdige Werk enthält, zu erklären und auf jetzt noch befindliche Orte zu deuten. Es ist daher überaus erfreulich, daß jene Nachricht des Herrn von Cerroni, die gewiß sehr dankenswerth war, die Vaterlandsliebe eines so tüchtigen Gelehrten und umsichtigen Mannes, dem so viele Hülfsmittel zu Gebote stehen, gereizt hat, diesen herrlichen Sänger seinem Vaterlande wieder zuzueignen. Möchte doch Ulrich von Lichtensteins Gedicht recht eifrig in seinem Vaterlande gelesen und erforscht werden, möchte es auf öffentlichen Anstalten Erklärer finden, wozu aber freilich der Abdruck der Urschrift und die Auffindung einer vollständigen Handschrift, um die Lücke auszufüllen, wünschenswerth wäre. Sollte denn keine Handschrift mehr in Österreich zu finden sein?

Bg.

Beilage.

Anno 1140 10. Jan.

In nomine fancte et individue Trinitatis Omnium

tam preſencium quam futurorum noticie tradimuſ memorieque mandamus laudabile et memorabile factum cuiuſdam uiri ingenui Adelrami nomine qui ob impetrandam delictorum ſuorum ueniam et diuine pietatis gratiam de prediorum ſuorum hereditaria poſſeſſione diviniſ obſequiiſ deſtinata eccleſiam honori beate dei Genitriciſ MARIE conſecratam in loco qui dicitur Uvſtriz cum omnibuſ ad eandem eccleſiam pertinentibus agriculturiſ uidelicet lociſ Silueſtribus paſcualibvſ piſcalibvſ uinetiſ ceteriſpue quibuſlibet humaniſ aptiſ uſibuſ principali eccleſie Salzburgenſiſ epiſcopatuſ ſcilicet laudi et honori ſancte Dei genitricis Marie. ſ. Petri ſanctique Rvdberti legitima et probabili delegatione tradidit. hac ratione ei conditione ut locuſ ſupra Memoratus. cum omnibus ad ipſum pertinentibus nulliſ unquam aliiſ niſi diuiniſ ſeruitiiſ mancipetur et ſub regula Beati Augvſtini ſpiritualiter canoniceque in eo uiuatur. Porro hanc delegationem et poteſtatiua manu celebratam traditionem preſente firmante et ſtabiliente uenerabili Salzburgenſi Archiepiſcopo Conrado a ſtipulantibus quoque honorabilibuſ epiſcopis Brixinenſe Reginberto et Gurcenſe Romano tali conditione in omnes poſterorum ſucceſſioneſ ſanciri petiuit. ut ſi forte ſuccedentium epiſcoporum aliquiſ iuſticie Regulam exorbitanſ ſupradictum locum eique attinentia aliiſ quam deſtinatiſ uſibus addicere preſumpſerit. hancque huiuſcemodi delegationem caſſare ſtuduerit ſemel et ſecundo ammonitvſ et rogatuſ ſi irreuocabili pertinatia proceſſerit, quicumque coniunctiori hereditatis propinquitate accedere potuerit dato nummo aureo ſuper altare pre-

fate Salzburgenſis eccleſie de epiſcopali poteſtate emancipare et diuiniſ ut dictum eſt obsequiiſ ſeparare poteſtatem habeat. Ceterum ad intimandam tam future quam preſenti etati Racionabiliter facte rei certitudinem teſtium qui preſentef fuere nomina ſubſcripta et annotata ſunt. Rvdolf de Botenſtain. Gotto de Lvben. Godfrit de Wolfgereſtorf et frater eius. Rvdolf Ovldarich de Graci. Dietmar de Liethtenſtain. Dietmar de Buhularin. Heinrich. Ludewic. Dietprant. Etich. Altman. Rapholt. Wernhart. Gerunc. Tiemo. Raban. Meginſrit. Otto. Laizo. Wolfhere. Luitwalch. Heinrich de Buch. Wilhalm de Cliene. Adelbero de Liſtach. Altmann de Grunebach. Durinc de Brozzat. Suitker de Walleſtorf. Perhtolf de Rotengrub. Perhtolt de Tuifenbach. Goteſcalc de Teirenſtain. Lainfrit de Eppenſtain. Ortwin de Petro. Adalbero de Linte. Adalbero dapifer. Wiſint de Pinchcowe. Meingoch pincerna. Rudolf de duneſberſ. Gundacher de Linde. Meginc. goz. Actum friſachie anno ab incarnatione domini MCXL. IIII. Idus Januarij Indictione III. Regnante Chvnrado III.

Sigillum impressum.

V.

Nachweiſungen der teutſchen Heldenſage zu Speyer.

Bey örtlichen Unterſuchungen iſt man noch nicht gewohnt, mythologiſche Forſchungen zu erwarten, und wer-

den sie auch in die Geschichtbücher aufgenommen, so werden sie wohl selten beachtet, und für das angesehen, was sie seyn sollen. Das ist auch der Grund, warum ich diesen Aufsatz hier in veränderter Gestalt wiedergebe, den ich größtentheils in einem andern Büchlein schon mitgetheilt habe,*) und ich will damit zu ähnlichen örtlichen Forschungen aufmuntern, weil es uns daran noch sehr fehlt, und viele Denkmäler alter Art noch täglich untergehen. Nur dadurch, wenn der Teutsche sieht, daß seine Haimat überall mit der großen Sage zusammenhängt, werden Alle mit gemeinsamer Liebe unser Alterthum umfassen.

I.

Andeutungen für den heil. Gral.

Der bedeutvolle Gebrauch des Bechers war im Mittelalter sehr häufig. Besonders war der Becher ein Gastgeschenk, und so verehrte auch die Bürgerschaft zu Speyer den Bischöfen und Kaisern, wenn sie in die Stadt einzogen, goldene und silberne Becher, die man Köpfe**) nannte. Merkwürdiger ist die große steinerne Schaale, der Napf genannt, die vor dem Dom zu Speyer stand. Bis an diesen Napf geleitete die Bürgerschaft den einreitenden Bischofen, und hier empfing ihn die Geistlichkeit, und führte ihn zum Dom. Der Bischof ließ dann jedesmal für das Volk ein Faß voll

*) Geschichte und Beschreibung von Speyer. Heidelberg b. Oswald 1817. 8. Mit Kupfern.

**) Kopf zusammengezogen aus Kumpf, das sprachlich dasselbe ist mit Humpen.

Wein in den Napf gießen, und dieser Becher war also der Grenzstein zwischen weltlicher und geistlicher Macht, weßhalb er die merkwürdige Umschrift hatte:

Quid velit, haec relegas, ut lanx cavus iste cathinus,
Dum novus antistes, procerum comitante catervâ,
Urbem hanc intrat eques, huc Bacchi munera fundit.
Virginis a templo, cleri Simul ecclesiarum
Terminus et limes, stat libertatis asylum,
Et fit confugium, portus et ara reis. 1490. *)

Diese steinerne Schüßel war also auch ein Freiheitsbecher, ein Sinnbild der städtischen Freiheit, und ein Zufluchtsort der Verbrecher. Aber nicht nur im gemeinen Leben, sondern auch im geistlichen und zwar im Dom zu Speyer selber finden wir wieder den bedeutungsvollen Becher. Im Dom ist nämlich ein unterirdisches Gewölb, das auf zwanzig dicken Säulen ruht, und worin einst zwölf Altäre gestanden. Ein Theil dieses Gewölbes zieht gegen Osten, an dessen Eingang man bemerkt, daß man es ehemals verschließen konnte. Da steht nun ein viereckiges, etwas beschädigtes Brunnengestell, mit Schutt zugeworfen, das man jetzo für einen Taufstein ausgiebt. Demnach hätten wir hier ein Baptisterium zu vermuthen, was in sich gegründet seyn mag, und meiner Meinung keinen Abtrag thut. Alte Leute aber erzählen: Dieser Brunnen habe einst der rauschende Kelch geheißen, und wenn Jemand taub gewesen, so hätte er etwas Korn betteln und opfern müssen, und dann habe er in der Tiefe rauschen hören, wenn er sein Ohr darüber gehalten. Auch glaubt man gewöhn-

*) Schmann Spener. Chron. IV. 23. S. 339.

lich, daß der Brunnen hinab gehe bis in den Rhein, was leicht möglich, da der Dom sehr nah am Rheine liegt.

Nun bleibt die Frage übrig: Was bedeutet dieser sinnbildliche Gebrauch des Bechers, und hat er einen tiefer liegenden Grund? Ich kann mir wenigstens nicht vorstellen, daß diese Sitte bedeutlos sey, da überhaupt in der Geschichte und den Alterthümern eines Volkes nichts umsonst ist. Aber die Frage selber kann ich nicht beantworten; jedoch so viel ist wohl wahrscheinlich, daß der sinnbildliche Gebrauch des Bechers im Mittelalter, leise Andeutungen auf den heil. Gral enthalte, und daß die Sage von diesem Kelch des Heiles, wodurch wir mit den religiösen Anschauungen der ganzen alten Welt zusammenhängen, tiefer in unser Leben eingewurzelt sey, als wir gewöhnlich glauben.

II.

Vom hörnen Sigfrit zu Speyer.

Links in einem Winkel des Kreuzchors im Dom ist ein ganz roh ausgehauener Stein eingemauert. Ein Mann mit dem Schwert sitzt auf einem liegenden Unthier und reißt ihm dem Rachen auf; unten scheint eine Schlange zu kriechen, doch ist sie sehr verstümmelt. Das Werk ist nicht römisch, die ganze Arbeit deutet auf frühe Jahrhunderte teutscher Kunst. Ich halte die Gestalt für den hörnen Sigfrid, wie er den Drachen tödtet, oder, was ich für gleichbedeutend annehme, für einen Mithras teutscher Art, wie er den Weltstier umbringt. Denn daß der hörnen Sigfrit der altteutsche Sonnengott gewesen ist, das werde ich an einem andern Orte zu beweisen suchen. Es ist immerhin sehr unsrer Aufmerksamkeit werth, daß dieses Denkmal am Rhein ist, und in Speyer, so nah an Worms, und im Dom,

und diese Rücksichten müssen allein schon den mythologischen Betrachter weiter führen.

III.

Vom Rosengarten zu Speyer.

Nördlich von Speyer liegt ein Tannenwald, der das Rechholz d. i. der Heldenwald heißet. Auf dem rechten Rheinufer, gerade Speyer gegenüber, ist auch ein großer Eichen- und Tannenwald, den man den Lussart, alt Luoshart d. i. den Luchswald nennt. Haben diese Benennungen nicht etwa Zusammenhang mit dem Rosengarten? Und soll dieser vielleicht das altteutsche Paradies bedeuten? Mir wenigstens ist es nicht unwahrscheinlich, so so wie ich auch jene Wäldernamen sammt denen des Odenwaldes und Spessarts nicht für gehaltlos erkläre.

IV.

Speyer die Todtenstadt.

Kaiser Kunrat II. verordnete den Dom zu Speyer zur Grabesstätte aller Nachfolger im Reich. Und so hieß und war Speyer für die Franken und Schwaben die kaiserliche Begräbniß- und Todtenstadt, so wie Goslar für die Sachsen, und Frankfurt die Wahl- und Aachen die Krönungsstadt. Eigentlich sollte der Stadt Worms die Ehre der kaiserlichen Gräber gebühren, denn hier war auch der hörnen Sigfrit begraben. Kunrat II. stammte auch durch seinen Großvater Otto von dem alten königlichen Geschlechte der Herzogen von Worms ab, er war aber lieber zu Speyer, und so kam es, daß dieser Stadt jene Ehre widerfuhr, die im Grunde für Worms gehörte. Man war im Mittelalter seit Kunraden nun auch so sehr gewohnt, Speyer als die kaiserliche Todtenstadt anzusehen, daß die Chronikschreiber manchmal Kaiser zu Speyer begraben lassen, die nicht da

ruhen. So erzählt Otto von S. Blasien, Kaiser Kunrat III. sey zu Speyer bestattet, und Königshoven versichert das nämliche von Heinrich VI., und beide Angaben sind unrichtig.

Man versteht diese Sitte nicht, wenn man nicht bedenket, daß im alten Heidenthum die Könige da wohnten, wo einst ihr Gott gewohnet, und daß sie auch da begraben wurden, wo ihr Gott bestattet war. Wir finden solche Todtenstädte auch bei andern Völkern der alten Welt. In Franken war Worms eine solche, und da liegt, wie gesagt, auch der Herr Sigfrit begraben.

V.

Fernere Nachweisungen.

In Speyer ist eine Riesengasse, eine Greifen-, Rosen-, Becher- und Hagedornsgasse, auch zween Thürme zum Greifen und Drachen. Obschon im Allgemeinen auf solche örtliche Namen so viel nicht zu geben ist, so verdienen sie doch Aufmerksamkeit, besonders, wenn etwa ein Namensursprung erweislich ist, oder dieselben und ähnliche Benennungen an andern Orten wiederkehren, wie z. B. in Worms, wo ebenfalls eine Hahngasse (vicus Hagenonis), eine Zwerg- und Schiltergasse vorkommen *). Der vielen örtlichen Namen, die mit Hagen (Hahn, Hain) zusammengesetzt sind, zu geschweigen.

Ich fühle wohl, wie geringfügig zum Theil diese Nachweisungen sind, aber das ist nicht meine Schuld.

*) Schannat Hist. epise. Worm. I, 66.

So geht es immer, wenn ein Volk seine eigenthümliche Gelahrtheit hat untergehen lassen, so kommt nach Jahrtausenden der Forscher, und findet nur noch Trümmer des ungeheuren Gebäudes. Aber auch diese sind ehrwürdig, denn sie sind das, was der Mensch aus der Vorwelt durch alle Zeiten mit herübergenommen. Und wenn man mit Recht auf die Überbleibsel fremder Völker so viele Sorgfalt verwendet, so wird man doch dem Teutschen nicht übel nehmen, wenn er mit Ehrfurcht und Liebe an dem uralten Geiste seines Volkes hängt. Ich meines Theils kann nie genug auffmuntern, Alles aufzusuchen und sorgfältig zu bewahren, und wär es auch anscheinlich das Kleinlichste und Geringste, was nur immer eine Beziehung hat auf unser herrliches Alterthum.

Heidelberg.

D. Mone.

VI.

Anfrage.

Eine Hierobotanik oder heilige Kräuterkunde ist für den Forscher des altteutschen Glaubens ein unentbehrliches Hülfsmittel, und ein Werk dieser Art für das teutsche Alterthum wäre Nachkommen Dank werth, so sehr es auch die jetzige Welt für nutzlos halten möchte. In dieser Hinsicht ist folgende Frage für den gefälligen Auflöser zu beherzigen.

Es ist in meiner Heimat (Rheinfranken) ein gemeiner Volksglauben, die Dornenkrone unsers Heilands sey vom Hagbuttenstrauch (Rosa canina lin.) gewesen,*) und wenn ich mich recht erinnere, so hält man die Frucht des Strauches für ein heilsam Mittel, wenn man etwas Spitziges im Schlund oder Leibe hat. Auch ist es ein gemein Sprüchwort; du schrepest, als hättest du ein Messar im Hals.

Liegt nun dem Namen des Strauches und der Sage von ihm keine weitere, tiefere Beziehung und Zusammenhang, etwa mit der Rose, unter, und welcher und wie? Ist diese Sage weiter verbreitet und mit welchen Veränderungen?

Das sey ein Beispiel einer mythologischen Frage, die eine gefällige Antwort in diesen Blättern erwartet, die sowohl ich als alle Forscher des teutschen Alterthums mit Dank annehmen werden.

Heidelberg.

D. Mone.

*) Auch hier in Breslau hörte ich einmal auf einem Spaziergange, wie ein Handelsmann seine Frau und Kinder belehrte, daß der Hagbuttenstrauch der einzige Strauch sei, unter dem man sich bei einem Gewitter setzen dürfe, indem in ihn nie der Blitz einschlage, seiner Heiligkeit wegen, deren Grund mit dem oben angeführten gleich war. Wg.

VII.

Bericht über die Lesung des Nibelungenliedes. *)

1817.

Die äußern Bedingungen wären folgende. Etwa zehn Jünglinge, meist bestimmt Staatsmänner oder Geistliche zu werden, 16—20 jährig, alle fleißig, keiner talentlos, zur Hälfte Deutschen, zur Hälfte Romanischen Stammes, sollten, drei Stunden wöchentlich, eine obere deutsche Klasse besuchen. Hauptfächer wären für sie die alten Sprachen und die Schweizergeschichte; Mathematik und diese Klasse, worin der Lehrstoff dem Lehrer überlassen war, mehr Nebenstudien.

Seit langem voll Achtung für das Nibelungenlied, als dem vollendetesten Erzeugniß deutscher Poesie, (wofür es schon in den Jahren 1770 Füßli, jetzt Präsident der Malerakademie in London anerkannte,) und begünstigt durch die allgemein erwachte Neigung der Deutschen zu ihrem Nazionalepos, eilte der Lehrer seine Zöglinge zu demselben hinzuführen. Ihre Geistesbildung dadurch zu befördern war die Hauptaufgabe, welche von verschiedenen Seiten her erzielt werden sollte. Erstens durch

*) Wir Deutsche sind bekanntlich sehr langweilig im Erwägen des Für und Wider, und so erhebt sich denn auch noch manche Stimme gegen die Lesung der Nibelungen auf Schulen. Desto erfreulicher ist es, zu sehen, wie sich das Gute trotz, ohne Anpreisungen, immer mehr und mehr seinen Weg bahnt. Besonders wichtig aber muß es erscheinen, das Urteil tüchtiger Männer über den Erfolg ihrer vaterländischen Bemühungen zu hören, damit andere sich in ihren Bestrebungen darnach richten können, und so wird dieser Bericht vielen gewiß sehr lehrreich und erfreulich sein. Tg.

Anregung des poetischen Sinnes überhaupt; hier um so nöthiger, da der Nationalcharakter, geformt nach der großen, aber rauhen und strengen Natur, sich mehr zu kalter Verständigkeit hinneigt. Sinn fürs Große dürfte er eher voraussetzen als fürs Schöne, oder Liebliche. Zweitens: durch Zurückführung zur ächten deutschen Denkart, welche sich in den Nibelungen, von fremder Zuthat frei, so anziehend entfaltet; hier um so mehr zu beachten, da mehrere Romanische Jünglinge in geistiger Hinsicht zu Deutschen umzubilden waren; denn einer eigenen geistigen Nazionalität ist dieser blos noch aus 36000 Menschen bestehende Stamm doch nicht fähig. Entweder also keine, oder die Deutsche! Diese Hauptabsichten mußten nun freilich mehr im Innern des Lehrers verschlossen bleiben, ihn leitend, nicht zur Schau ausgestellt. Ihm selbst lästig verhaßt und hier ganz unpassend war, ästhetisches Geschwätze, so wie das zu viele Gerede von Deutschheit. Über die Kunst des Gedichtes im Ganzen und in einzelnen Theilen, über deutsche Eigenthümlichlichkeit in Vergleichung mit dem Sinne der Alten und der neuern Völker nur kurze Winke. Mehr hingegen schob er folgendes vor: 1) Fertigkeit im Altdeutschen, als ein Hauptmittel zum Verständniß unsrer alten Chroniken und Urkunden, so wie auch unsrer gegenwärtigen Mundart. 2) Charakter der Nibelungen. Helden. „So empfanden, dachten, sprachen, handelten unsre Altvordern, die Östreich und Burgund demüthigten: kein Geschichtschreiber stellt sie euch so nach dem Leben dar.“ 3) Benutzung des Gedichtes als einer mittelbaren historischen Quelle, besonders für Verfassungs- und Sittengeschichte des deutschen Mittelalters. 4) Mehreremale suchte er sie von einer ihm ausgemachten Wahrheit zu überzeugen: Wer ausschließlich im Alterthum oder in

der neuern Zeit lebe, bleibe in seiner ganzen geistigen Ausbildung höchst einseitig und beschränkt. Allzugehäufig sind von der einen Seite die Beispiele roher, leidenschaftlicher Philologen, von der andern die der Aufklärer, der Mystiker, der Romanenmenschen. Alles kommt also darauf an, schon im Jünglingsalter einen festen Standpunkt im Mittelalter zu fassen, wodurch, ohne daß wir demselben, unsrer Stellung in der Zeit völlig zu wieder, anheimfallen, Vorzeit und Gegenwart in uns eben so innig vereint werde, als das Mittelalter selbst geschichtlich beide Epochen der Menschheit an einander knüpft. Hiezu nun paßt in der ganzen Literatur nichts so sehr als Dante und die Nibelungen. Jener aber ist für dies Alter zu schwer, weil seine Lesung ausgedehnte wissenschaftliche Kenntnisse voraussetzt. Auch wären sonst nicht alle dieser Jünglinge im Italienischen so weit, um ihn wenigstens den Worten nach zu verstehen, und müßten sich, in jedem Falle, in andern Stunden damit beschäftigen.

Einige befaßen von der Hagens zweite Ausgabe, andere die Zeunsche. Dieß gab Anlaß zu kritischen Bemerkungen; übrigens nur bei sehr auffallenden Abweichungen, denn mit dem Variantenschwarme möchte der Lehrer sie nicht umsinnen. Von den ersten zwölf Abentheuern lasen sie den Originaltext und übersetzten ihn ins Neudeutsche; nachher lasen sie nur den Text, mit der Verpflichtung, den Lehrer gleich über alles nicht Verstandene zu befragen; auch prüfte er hier stets, wo er vermuthete, der eine oder andere möchte den Sinn nicht gefaßt haben. So vollendeten wir es in zwei Stunden wöchentlich vom März bis Anfang Augusts, die dritte Stunde war theils der Aufgabe schriftlicher Arbeiten andern Inhalts, theils zur Erklärung des deutschen My-

thos, der Vorlesung der Volsunga- und Niflunga-Saga, nach von der Hagens Übersetzung gewidmet. Sie fanden Vergnügen daran; einige verglichen diese Geschichten nicht uneben mit Herodotos, und der Vorleser überzeugte sich, daß diese Sage, mit Einsicht bearbeitet, sich zu einem der trefflichsten Volksbücher eignen würde. Freilich dürfte kein Kinderfreund, kein volksthümlicher Affe an dies Werk gehen; der erste würde es zum kindischen Geschwätze verunstalten, der Zweite mit seiner Zierérei weder Jugend, noch Volk gewinnen. Wer hingegen den deutschen Geist erfaßt, sich die schlichte Sprache der alten Chroniken, die nach der Bibel ein jugendliches Gemüth am meisten anziehn, wirklich angeeignet hätte, könnte mit Weglassung vieler Auswüchse, mit Verstärkung und Belebung mancher Abentheuer und einzelner Züge aus den alten deutschen Quellen etwas liefern, das die wünschbare Wirkung gewiß nicht verfehlen würde.

Ungleich war der Erfolg des Liedes selbst. Bei den meisten glaubt der Lehrer erzielt zu haben, was er beabsichtigte. Andere blieben gleichgültig und äußerten, es sey doch mitunter langweilig, sie konnten eigentlich nicht absehen, was er damit wolle. Einiges in dieser vermeinten Ansicht mag auf Rechnung ihrer prosaischen Steifheit kommen, die nur positives, unmittelbar Brauchbares will, oder sich auch nur mit dem befreunden kann, was sie wahr nennen, d. h. sinnlich-wirklich. Viele gelangen ja nie zu der Überzeugung, wie himmelweit verschieden das Wahre im Leben vom reellscheinenden sei! Andres schreibt der Erklärer seinem Mangel an Gewandtheit zu, weitaus das Wenigste den etwanigen Fehlern des Gedichtes selbst. Er verstieß darinn, daß er die minder ausgezeichneten Aventiuren in der Schule selbst übersetzen und lesen ließ, statt den Schülern aufzugeben, sie bei Hause zu durchgehen und in der öffentlichen Stunde Rechenschaft vom Inhalte zu geben. Zu spät

wurde er gewahr, daß dies Verfahren den Vorzug verdient hätte. Besonders hinderte ihn daran sein Abscheu vor der Zerstücklung eines organischen Ganzen; denn eben als ein solches, in dem alles einzelne nothwendig sei, sollten sie es von ihm kennen lernen: allein er vergaß, daß was unsre Vorfahren entzückt haben muß, die Beschreibung der Hofereisen, Hochzeiten u. s. w. dem modernen Menschen, der sich noch nicht völlig auch auf andern Wegen ins Mittelalter versetzt hat, als matt vorkommen wird; er bedarf stärkerer Reize um wach zu bleiben. Ein sehr großer Nachtheil ist es dann, daß nach einigen Aventiuren, vornämlich für Schweizer, alles zu leicht wird. Wie oft wünschte nicht der Erklärer mit größern Schwierigkeiten kämpfen zu müssen, wenn er in den Schülern den Gedanken sich regen merkte: „Ei, dies können wir ja für uns selbst lesen, so gut als ein anderes deutsches Buch!“ doch weis er nun aus Erfahrung, daß jene anscheinende Leichtigkeit nicht selten täuscht, und gerade so denkende Schüler manchmal nicht im Stande sind, den Sinn mit Bestimmtheit in der gegenwärtigen Sprache wieder zu geben. Noch ist folgende Nachlese zu halten: Andeutung des Geschichtlichen in dem Mythos, ferner: Zusammenstellung aller einzelnen Züge über Verfassung und Sitten, welche sich sämmtlich mit Nachrichten aus den Geschichtschreibern des Mittelalters belegen lassen, und diesen hinwieder Licht ertheilen. Aus den ersten zwölf Aventiuren unternahmen mehrere Schüler jene Zusammenstellung, und einigen mislang sie keineswegs. Es lag dabei die Absicht zu Grunde, sie allmälig zum Quellenstudium hinzuführen; ohne dieses hat die Geschichte keinen Halt, und jenes, soll es fruchtbar seyn, muß zum Theil wenigstens zur Quellenbenutzung in eigenen Arbeiten werden. Diese Arbeit nun wird uns eine ideale Darstellung des Lehensystems verschaffen, welche auch dem jugendlichen Geiste zusagen sollte: verbunden wird

damit in kurzen Zügen die Geschichte der altgermanischen Verfassung bis zur Ausbildung des Feudalwesens; wobei die Überzeugung erregt werden soll, die mit Unrecht von einigen als Empörung betrachtete Losreisung der Schweizer vom römischen Reiche sei nichts als das Bestreben gewesen, zu der vom Lehenssystem gehemmten urgermanischen Freiheit zurückzukehren. Voll des tiefsten Sinnes ist die unter den Tyrolern gehende Sage: der Adlerberg müsse einst noch vier und zwanzig Stunden weit in der Schweiz stehn.

K. v. H.

VIII.

Historische, literarische und naturhistorische Anekdota aus dem neunten, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte.

(Beschluß. *)

Fragmente aus der Literairgeschichte des 14ten Jahrhunderts.

Die Vorrede zu dem Buche Lumen animae enthält eine merkwürdige Anzeige von den Büchern, aus welchen Matthäus Becker aus Wien sein Werk zusammengetra-

*) S. Bd. III. S. 395.

gen hat, und daneben so manche bemerkenswerthe Notizen, daß sie verdient als ein Bild von dem damaligen Zustande der Gelehrsamkeit aufgestellt zu werden. Ich will dieses hier thun, und versuchen die gegebenen oder angedeuteten Notizen, so viel und so weit ich vermag, aufzuklären. Voraus aber muß ich die bekannten und nöthigen Nachrichten von dem Verfasser dieses Buchs schicken. Ich nehme den Stoff aus speculum Carmelitarum T. II. p. 1098. vom Pater Daniel a virgine Maria Antwerpen 1680. Denn was Fabrizius in bibliotheca Script. medii aevi und Jöcher haben, ist noch kürzer und unbestimmter. Beringtons magere Literärgeschichte des Mittelalters nennt diesen Mann nicht, und überhaupt nennt der Verfasser außer ein paar italienischen Werken nur einheimische allgemeine historische Hülfsmittel. Die wenigsten der angeführten Schriftsteller des Mittelalters mag er selbst gelesen haben, und überhaupt scheint er nicht der Mann zu seyn, welcher solche einzelne Notizen aufsuchte, oder auch, wo er sie fand, zu benutzen wußte.

Mathaeus Farinator, sonst auch Pistor genannt, ein Deutscher aus Wien gebürtig, Karmeliter, hat auf Befehl des Pabst Johannes des 22sten das Buch Lumen animae geschrieben. Außerdem noch de septem apparitionibus lib. I. Pharetram ecclesiae lib. I. Exempla naturae lib. I. De naturarum ordine lib. I, De creaturarum uigore lib. I. Auch soll er nach dem Specul Carmel. folgende Schriften übersetzt haben: Hermetem de corporibus transmutandis lib. I. Agazelem de quatuor transcendentibus lib. I. Palemonem de signis naturarum lib. I. Moiretem de zonis et clymatibus. lib. I. Belinum de inventione artium lib. I.

Diese Nachricht hat er aus Philippi Metii von Straubingen Catalogus illustrium aliquot Scriptorum Carmelitani ordinis gezogen, welches Buch er nur in der Handschrift zu Cölln gelesen zu haben scheint. Dieser Metius sagt, Farinator habe ums Jahr 1330 geblüht, und die angeführten Werke befänden sich fast alle in seiner Bibliothek zu Straubingen. Das Speculum setzt hinzu, Possevin habe ungefähr dasselbe, und gebe die Ausgabe von Farinators Werken vom Jahr 1477 an.

Die Zeitangabe wird am besten sich aus der Chronologie der geistlichen Regierung des Pabstes Johannes des 22sten bestimmen lassen. Dieser kam im Jahre 1316 im August zur Regierung, brachte die ganze Zeit derselben zu Avignon zu, und starb als ein Greis von 90 Jahren im Dezember 1334, nachdem er 18 Jahre und fast 4 Monate regiert hatte. Der in der Vorrede genannte Bischoff Remundus, welchen der Pabst mit einem Schreiben an Farinator geschickt hatte, kan vielleicht eine nähere Zeitbestimmung gewähren, wenn man die genauern Lebensumstände dieses Mannes zu erforschen im Stande ist. Vermuthlich hieß er Raymondus oder Raimundus. Johannes war aus Caturcum gebürtig, und zuletzt Bischoff zu Avignon. Sein ganzer Name hieß vorher Jacobus Arnaldi de Ossa Caturcensis. Denselben Ort wird Farinator meinen, wo er in der Vorrede sagt: Procedente vero tempore quidam mihi retulit quosdam in Cathurco latitare libros voluminaque naturae. Illuc igitur deveniens praedicta exsolvi volumina pro praedicto construendo opere ubi repertus est in uno volumine Constantinus de naturis liquidorum, cuncta includens accidentia et effectus aquae, vini, olei, nivis, roris, pluviae et pruinae, natura non obmissa fontium, maris, flu-

vii, ſtagni, paludis cuiuslibetque liquoris. Item Evenus de contentibus orbis romae inventus est, qui totam naturam perſtrinxit coeleſtium regionum, ea quae ſub concavo ſunt orbis lunae ediſſerens luculenter. In der Vorrede erzählt der Verfaſſer, daß er das angefangene Werk aus Mißtrauen in ſeine Kräfte abgebrochen, und erſt nach 2 Jahren, als der Pabſt Johannes von dem angefangenen Werke gehört und zu deſſen Vollendung ihn aufgefordert hatte, wieder da mit fortgefahren, und innerhalb 29 Jahren vollendet habe. Ich vermuthe, daß der erſte Theil anfangs ausgearbeit und bekannt geworden war: der zweite mag ſpäter hinzugekommen ſeyn. Vielleicht aber iſt gerade das Gegentheil wahr. Ich nehme dieſe Vermuthung aus dem auffallenden Unterſchiede der Behandlung. Der zweite Theil enthält nämlich keine Beiſpiele aus der Natur und von den Künſten hergenommen, wie der erſte, ſondern lauter Sentenzen aus Kirchenvätern und profanen Schriftſtellern ausgezogen. Nun ſpricht aber die Vorrede von dem großen Nutzen der Beiſpiele, womit der Prediger ſeine Zuhörer erwecken und anziehen könne. Es ſcheint alſo, daß Farinator dieſe Methode erſt im ſpäter hinzugekommenen erſtem Theile ausgeführt und angewendet habe.

Im Prologus heißt es: Cumenim quidam, quibus hoc ipsum circa quod praesens jam versatur noſtra intentio opusculum, innotuiſſet, timens et ueritus praeſumtionis de me confidentiaeque puſillus ac imbecillus animi publicavi: me denique eſſent ſalubriter exhortati, ut eum quem conceperam atque inceperam intentum, perducerem ad effectum. — Reuoluta interea duorum aut annorum circulo, cum ſummus pontifex quadamtrium die tran-

quillus in se quietus placidusque effectus coepta praedicti adhuc tamen incompleti operis adspexisset, veritatem quoque intuitusque fuisset, coepit diligenter inquirere, unde aut quo opifice seu autore ortum praelibatus liber atque initium habuisset. Comperta autem eo, multis multum sermonem coram eo volventibus hinc et inde: qui causa praedicti extiterat et origo operis praeclari, Remundo ad me episcopo Legunensi, litteris destinato adscitum me sic ad se accersivit, suae ut adßarem praesentiae, in hunc modum: Johannes servus servorum dei salutem tibi et apostolicam benedictionem. Non decet lumen candoris fidei quisquis fueris sub modio positum non lucere. Librum revera quemdam, quem lumen vocant animae, praecipio tibi sub virtute sanctae obedientiae, qui et tibi, ut comperi, adscribitur, praesentiae meae offeras sine excusatione propria in persona. — Ad hocque deventum est, ut tribus mihi datis in auxilium, Leone, Amando, Severino, triplici lingua peritissimis, vita et moribus floridis, scientia fulgidis, providis et honestis, qui libros quosdam de naturarum ordine de graeco in latinum nondum translatos diligenter celeriterque transferrent: quorum animatus solatio praedictum totum compilando virtute librum sive et opusculum hoc sum aggressus. Triginta itaque annis minus uno sine intermissione die et nocte huic complendo insistens operi studio inestimabili, jugi diligentia, multis variisque laboribus insudando, multa legens, multa audiens per meipsum, diversa auditu quae digna experiens et discernens, et si quid fide dignum erat, interserui, quod autem falsitatem habuit annexam aliquam, repuli et

obmiſi. Gaudeo nihilominus vehementer licet ſit utilitatis modicae, eſt tamen ſalſitatis minimae liber iſte, omni dignus ſtudio et amore. Daß das unvollkommene Buch ohne Titel und Namen des Verfaſſers bekannt geworden war, und einen fremden gereizt hatte, ſich für den Verfaſſer auszugeben, erhellet aus dem Ende der Vorrede, wo es heiſt: Quidam autem ex eis, ad quos praesens ſcriptum primum devenerat, quia titulo carebat impoſito, me quidem prorſus neſcio nomen ſibi ad placitum imponebant, tum quod auctor libri non aderat, tum quia qui ediderat aeſtimationis minimae apparebat. Tum et ipſum ſibi utpote a ſe factum uſurpantes quidam ob laudem vanam et frivolam adſcribebant. Et quia humiliter me recognosco et indignum hoc libro tam faciendo quam facto confui, ideo non gloriando dico, merui ut ſummus pontifex Johannes hunc librum vellet Lumen animae nuncupari. Den Titel hat alſo eigentlich der Pabſt Johannes dem Buche gegeben. Der Verfaſſer hatte dem erſten Entwurfe keinen gegeben, und fand nachher eine Art von Entſchuldigung nöthig, weil ihm der vom Pabſte beigelegte etwas zu anmaſſend ſchien. Die ihm vom Pabſte gegebenen Gehülfen werden wahrſcheinlich Ordensbrüder geweſen ſeyn. Aber von welchem Orden? Wegen der von ihnen gerühmten Eigenſchaften, beſonders der Kenntniß der griechiſchen Sprache, verdienten ſie wohl uns mehr bekannt zu ſeyn.

Daß Jarmator ſelbſt griechiſch verſtand, bezeugt folgende Stelle der Vorrede, wo er anfängt die gebrauchten Bücher zu nennen Oblatus eſt tandem liber Hermetis de corporibus transmutandis: item liber quidam laude dignus de quatuor transcendentibus Algazel. Palemon autem de ſignis naturarum et Mo-

rienes (eine Ausgabe hat Morientes) de zonis et climatibus mundi, Belinus quoque de inventione artium nondum translati erant, quos de graeco proprio labore transtuli in latinum. Diese Stelle hatte Metius wahrscheinlich vor Augen, aber verstand sie ganz falsch, indem er die Übersetzung der 2 ersten Bücher dem Farinator zuschreibt, welcher nur die 3 letzten übersetzt hat. Den Namen Morienes schreiben die beiden andern Ausgaben welche ich verglich Morientes. Metius hat daraus Moirenes gemacht, oder so in einer Ausgabe gefunden. Palemon wird wohl Polemon, der Physiognomiker seyn, den Albertus auch Palemon nannte, neben Phylemon und Loxus. Den Algazel de forma speculi führt Farinator im Titulus VIII öfters, einmal auch Tractatu de varietate formarum an. Einen Belinus nennt er oft mit verschiedenen Titeln der Bücher, als libro VII naturalium. De virtutibus lapidum. In tractatu de judiciis futurorum. Libro de garritu avium. Libro ducentorum lapidum, und so mehrere.

Nach obiger Stelle folgen in der Vorrede andere Notizen. In Toleto sequentes hi reperti sunt libri quodam tradente Judaeo, videlicet Publius Celsus de mirabilibus naturae, Centobius de giro orbis, Euax de sigillis lapidum, Aristoteles de dimensionibus terrae, Nestorius de oceani circulo. Der Name Euax ist bekannt genug, und stand sonst gewöhnlich vor dem Buche welches jetzt den Namen Marbodaeus auf dem Titel führt. Wird man aber eben so leicht die übrigen Namen der Schriftsteller wieder erkennen? Übrigens sieht man auch aus dieser Stelle, daß die Juden damals in Spanien im Besitze der Gelehrsamkeit waren, wenigstens sie den übrigen europäischen Gelehrten aus den Schriften der Araber mittheilten und übersetzten. Farinator fährt fort. Sed et de quo-

dam monaſterio Alemanniae quidam mihi libri delati ſunt, videlicet Archita Tharentinus de eventibus in natura. Alkabicius in perſpectivis. Theophilus in breviario diverſarum artium. Fontinus in deſcriptionibus univerſi. Hier wird man leicht den Theophilus presbyter wieder erkennen, deſſen Schrift von mancherlei Künſten Leßing in der Wolfenbüttler Bibliothek entdeckt und bekannt gemacht hat. Den Alkabicius finde ich ſehr oft in theorica planetarum, einmal auch in tractatu de motu aſtrorum angeführt. Den Fontinus finde ich angeführt de mixtionibus elementorum. De elementis et elementatis. De deſcriptionibus rerum Libro primo de aequalitatibus rerum. De machina mundi. De viciſſitudine naturali. Nach der Stelle vom Euenus fährt Farinator fort Item in Anglica regione in Perſinona quidam liber Amphites videlicet in edictis philoſophorum, Pandulphus de meatibus terrae, qui cunctas venas meatus atque aditus ſubterraneos, conflexiones, ſpecus, antra et interiora latibula cavernulasque terrarum poroſitates, profunditates concavitatesque totius ſeculi materialis et ambitus ſubtus terram enumerat ſingillatim. Hierauf nannt er noch Iſidorum in hiſtoriis naturalibus, Solinum de problematibus rerum, Avicennam in libro mineralium et de IV. diluviis. Durch einige Ärzte erhielt er mitgetheilt Johannem Meſue in prima et ſecunda practica, Philaretum de natura febrium, Plinium in ſpeculo naturali. Man ſieht, wie ſehr man die eigentlichen Titel der genannten Verfaſſer theils abzukürzen, theils umzuändern ſich erlaubt hat, ſo daß man ſchwerlich den Inhalt ganz errathen würde, wenn der größere Theil derſelben nicht erhalten worden und bekannt wäre.

Übrigens führt Far. an, Amphites Tractatu de

commemoratione antiquorum. Vespertilio motum circularem facit et distortum, sed ad gladium velocissimo volatu et recto tramite insilit. Anderswo Amphites de turmis philosophorum. Amph. lib. IIII. medicinalium. Den Pandulphus führt er an libro de 3 regnis.

Farinator setzt hinzu: Eo etiam tempore floruerunt Parisiis libri hi. Theophrastus videlicet de parte sensitiva, Alphorabius (Alpharabius andre Ausg.) de differentia regionum, Albertus commentator de impressionibus aeris, Commentator Averrois qui Arabs erat. Nam floruit in Arabia, qui et commentatus est libros Aristotelis universos. Jnveni insuper quendam librum Palenciae (Valentiae?) qui summa Themestii (Themistii?*) dictus naturalium entium, ubi etiam entia distiguuntur naturalia ab entibus incorruptibilibus et supernis. Commenta etiam mihi allata sunt Simplicii et Zenonis: problemata tunc philosophi famosa erant et gratiosa universaliter toti orbi, in quibus cunctorum effectuum et eventuum in natura causae explicantur, atque principia singillatim. Ipocras et ipse mihi placuit dictis suis maxime in eo quem fecit Epichimiorum libro (Epichmeorum alias epidimiarum andre Ausg.) una cum Johannicio (Johannico a. A.) collega suo. Super omnia autem magis huic operi est congruus Calcidius de natura quintae essentiae et maxime in Thimeo. Praedictorum igitur doctorum quosdam obmisi non immerito libros pariter et commenta, quibus modi-

*) Angeführt finde ich hier Themistius in de natura elementorum.

ea ineſſe videbatur utilitas, ſolos vero hos qui in uſu erant tunc temporis libros, volumina quoque varia et diverſa, ad quorum manuductus cognoscendam veritatem eorundem nullo ambiguo dubioque reperto, verius ſi quid ſum et dulcius arbitratus, horum inſinuatione facta laudabili tenore — ut potero impertiar univerſa.

Was die im Speculo Carmelit: zuerſt genannten Bücher des Farinator betrift, ſo finde ich ſie ſonſt in keinem literariſchen Handbuche aufgeführt: wohl aber traf ich in der Vorrede auf einige Stellen, welche ſich darauf beziehen. Hier ſind ſie: Unde et exemplorum librum edidi, per quem humana imbecillitas in lumine valeat veræ agnitionis crebrius informari. — Naturalia ergo in hoc ſe exempla offerunt quæ oblivionem mentis omnem auferunt, memoriam vero inferunt et inducunt. Es waren alſo exempla naturalia, welche er ſo wie das lumen animae zum Gebrauche der Prediger geſchrieben hatte, um damit die Zuhörer deſto mehr anzuziehn. Hoc autem a cunctis eſſe creditur ſimilitudo et conformitas exemplorum, quae cor maxime alliciunt et attrahunt humanum. Zuletzt ſagt er: Salubrem itaque idoneumque hominibus et convenientem univerſis quendam de naturarum librum condidi ordine, mediante quo fragilitas conditionis humanae oculum valeat mentis figere in ipſius divinitatis lumine et candore. — Quapropter librum quendam de creaturarum et naturarum vigore compilare arbitror, quo creaturarum menti noſtrae infulgeat irradietque creator. Hier ſieht man, woher Metwis die 3 letzten Büchertitel genommen hat: aber zugleich wird man bemerken, daß Farinator blos den Vorſatz ankündiget, ein Buch de

creaturarum et naturarum vigore zu ſchreiben, welches Metius als fertig angezeigt hat. Den zwei andern von Metius genannten Schriften muß man ſuchen durch einen andern Weg auf die Spur zu kommen: denn die Vorrede hat keine Stelle, die man dahin deuten könnte.

Die angeführten Bücher ſind nicht alle diejenigen, welche F. benutzt hatte, um daraus ſein Buch zuſammenzuſetzen, ſondern es ſcheint vielmehr, daß es nur die ſeltenſten waren, weswegen er auch für gut fand anzuzeigen, woher er jedes erhalten hatte. Vermuthlich hatte die Empfehlung des Pabſtes viel dazu beigetragen, daß die Kloſterbibliotheken den Mann ſo thätig unterſtützten. Außerdem führt er ſehr viele Bücher an, welche die Vorrede nicht erwähnt, z. B. von Plinius nennt er librum de mirabilibus mundi, Tractatum de mappa mundi, und ſo mehrere, deren Titel ich hier allein anführen kann.

Loxus in phiſonomia Palemonis. Apuleius teſtio perſpectivae. Sindenſius in Prooemio aſtrologicae ſcientiae. Eudoxus in zinzimeo. Eudoxus lib. de geſtis philoſophorum. Euax lib. X. de effectibus in natura. Stellio eſt animal tardiſſimum ſed velociſſimum ad gladium et ad ignem. Euax de virtutibus liquidorum. Euax libro VIII. de eventibus in natura. Euax de lapidibus ignitis. Silvetus in tractatu de deſcriptionibus temporis et aetatis. Johannes Proſcida in libro narrationum. — in viatico medicinae. Vegecius libro de mirabilibus partis ſenſitivae. Eucnius de effectibus ſomniorum.

Zur Bezeichnung des eigenthümlichen Inhalts und Charakters einiger von den genannten Büchern mögen folgende Auszüge dienen. Von Belinus heißt es Tit.

55. B. tractatu de sigillis lapidum. Ut lapis aliquis pretiosus eam quam amisit rehabeat efficaciam et virtutem, necesse est, ut oleo lini ungatur, corio hircino involvatur, et sub terra per aliquantulum abscondatur.

Der oben erwähnte Archita Tharentinus wird gewöhnlich nur schlechtweg Tharentinus angeführt, als Tit. 14. libro III. de turmis philosophorum. tit. 34. libro veritatis et fidelitatis. Libro de vivendi modo. tit. 37. An einer Stelle heißt es: Ebur quidem mollificatur dupliciter, aut in forti aceto vini aut in oleo benedicti: et ideo ait Tharentinus in Tractatu de effectibus in natura, quod ad mollificandum ebur decoctio aceti summe valet et olei benedicti.

Aus Theophilus werden sehr viele Stellen angeführt, und zwar unter dem Titel des Buchs in tractatu diversarum artium, Breviloquio diversarum artium, Breviario div. art., Libro div. art. auch schlechtweg Breviloquio oder Breviario. Unter allen den angeführten Stellen entsinne ich mich nicht eine gefunden zu haben, welche ich auf die von Leßing bekannt gemachten Theile des ganzen Werks, auch nicht in den Berichtigungen von Morelli, beziehen könnte. Es wäre auch wohl möglich, daß dieser Theophilus von dem Leßingischen ganz verschieden sey. Dieses ist wenigstens der Fall mit dem Buche, welches ebenfalls den Titel Lumen animae führt, und in einer deutschen Übersetzung zu Lübeck 1484 erschienen ist, welche in der Allgem. Deutsch. Bibl. 95. Bd. 535. S. angezeigt ist. Diese Nachricht hat Panzer in den Zusätzen zu den Annalen S. 52. zwar bemerkt, aber den Umstand anzuführen vergessen, daß das Buch nichts mit Jarinators Buche gemein hat. Daß

dieſes letztere nie ins Deutſche überſetzt worden ſey, wird ebenfalls in der Allg. d. B. angemerkt.

J. G. Schneider.

IX.

Zwei meklenburgiſche Volksſprüche.

An den Storch.

Dadehar, Du Langebein,
Wennер wil't Du hier wegtein?
Wenn de Rogge riep is,
Wenn de Pogge piep is, [1])
Wenn de jehlen Appeln
Up den Boam ſo klappeln,
Wenn die jehlen Behren
Up den Boam ſo jären, [2])
Wenn de jehlen Ringen [3])
In den Kaſten ſo klingen.

1) Mir nicht ganz verſtändlich. Soll es heiſſen, wenn die Padde (Pogge) piept, ruft? Das geſchieht zu aber früher. Oder wenn ſie verſtummt? „Er kann nicht piep, kann nicht piep ſagen" iſt hier (in der Mittelmark) eine ſprichwörtliche Redensart. — Ich verſtehe die Stelle: wenn der Froſch im Spätherbſt ſchwach, krankhaft wird und zu ſeinem Winterſchlaf ſich neigt. By.

2) jären, garen, reifen.

3) Die Brautringe. Um die Herbſtzeit pflegt man zu freien.

Lebenstroſt.

Hadel die Trudel,
Dat Draſſelneſt [1]) is vull,
Un kriegſt Du pe Jung' nich,
So kriegſt Du de Ull',
Und kriegſt Du de Ull' nich,
So kriegſt Du dat Neſt,
Und ſünd ſe utflogen,
So ſünd ſe inn' weſt. [2])

v. Jonas.

1) Droſſelneſt.

2) Drinn geweſen.

X.

Bärensohn.

Ein Serbisches Volksmährchen. *)

An einem Sonntage gingen Weiber ins Gebirge; um wilde Färberröthe (Rubia tinctorum L.) zu sammeln. Eine dieser Weiber verirrte sich, und kam bis vor eine Höhle, in der ein Bär lag. Sobald der Bär die Frau erblickte, schleppte er sie in die Höhle und erzeugte dann mit ihr einen Knaben. Als dieser ungefähr ein Jahr alt geworden, entkam das Weib; das Kind aber blieb bei dem Bären, der es bis zum siebenzehnten Jahre erzog. Da sprach der Sohn zum Vater: Vater, ich muß in die Welt und kann nicht länger bei dir bleiben. Aber der Bär sagte ihm: Nein, mein Sohn, dort giebt es sehr böse Thiere, die Menschen heißen; sie würden dich todt schlagen, du bist zu jung und kannst dich nicht weh-

*) Herr Schottky schreibt mir darüber unter dem 20. Wonnemond 1817. Sehr oft speise ich in Gesellschaft meines Freundes in dem hiesigen Wirthshause zum weißen Wolfe, daß für Serbier eben solch ein bestimmter Sammelpunkt ist, als es außerdem noch mehre Kaffeehäuser in der Stadt sind. Bald hatte ich Gelegenheit, den hellen Geist des kräftigen Volkes zu bewundern. Herr Wuk Stephanovitsch verdient durch die Herausgabe der serbischen Volkslieder in jeder Hinsicht aufrichtigen Dank, da diese Gesänge vorzüglich auch ein treues Sittengemählde des Volkes aufstellen. Ihr homerischer Geist lebt mehr oder minder in jedem Serben noch jetzt fort, und spricht sich in Wort und That aus. Aber nicht allein in den Liedern überrascht der kühne Phantasieenflug und das richtige Verhältniß aller Theile, das Volk hat auch Sagen und Mährchen, die eben diesen Stempel männlicher Würde und Kraft tragen, die kein aufgezwungenes Joch beugen, im Gegentheile nur gewichtiger heben konnte. Von Herren Wakanowitsch aus Kostäninja, einem Mann, der sowohl des treffenden Witzes als seines biedern Charakters wegen, allgemein geschätzt wird, hörte ich das Mährchen „Bärensohn" zum ersten male, das ich später aus dem Munde des Herrn Wuck, meines lieben, höchstgefälligen Freundes, niederschrieb und Ihnen hier mittheile.

ren. So blieb der Knabe noch ein Jahr; dann sagte er: jetzt bin ich nicht mehr jung, nun laß mich gehen. Und der Vater führte ihn vor die Höhle zu einer gar starken Buche und sprach: Nun wohl, kannst du diesen Baum mit der Wurzel aus dem Boden reißen, so magst du gehen. Der Knabe versuchte es, doch es gelang ihm nicht, und so ward das Wandern aufgeschoben. Wiederum nach einem Jahre sprach der Knabe: Jetzt, Vater, will ich den Baum schon herausreißen, laß mich versuchen. Er riß auch die Buche wirklich heraus. Da sagte der Vater: Streife, mein Sohn, nun alle Äste von dem Baume, nimm ihn zum Wanderstabe und gehe in die Welt. Der Sohn that es und gieng. Nun kam er auf ein großes Feld, einem Pascha gehörig, auf welchem Ackerleute mit mehr als tausend Pflügen arbeiteten. Bärensohn (medvedovitsch) ging hin zum Pascha, der hier unter seinem Zelte ruhte, und sprach: Pascha, hast du was zu essen? und der Pascha antwortete ihm: Warte ein wenig, bald wird meiner Leute Essen gebracht, und wo so viele essen, kannst auch du satt werden. Und er antwortete: All' die Speisen zusammengenommen werden kaum meinen Magen füllen, was holen denn deine Leute essen? Der Pascha sah ihn sehr verwundert an und meinte: Ey, wie könntest du so vieles essen. aber Bärensohn ging eine Wette ein, und gelobte ihm seinen Stock, wenn er nicht Wort hielte; der Pascha versprach ihm aber dagegen alle Ochsen sammt den Pflügen, wenner äße, wie er's ausgesprochen. Während sie so stritten, sehe, da kamen über Feld viele Wagen mit Speisen beladen. dann mit Getränken belastete Maulesel, luden beim Zelte alles ab, und — Bärensohn aß es auf. Die Ochsen und Pflüge waren gewonnen; aber Bärensohn sprach: Ich brauche eure Ochsen nicht; nur alles, was an den Pflügen

von Eisen ist, legt mir auf einen Haufen. Geschwind nahm er junge Birken, drehte sie gleich Stricken zusammen, und band damit das Eisenwerk in ein großes Bündel, steckte dies auf seinen Wanderstab, legte ihn auf die Schulter und ging weiter. Er kam zu einem Schmidt und sprach zu ihm: Mache mir von diesem Eisen zu diesem meinem Handgriffe (drshak) einen Kolben (buzdovan). Bärensohn legte sich in den Schatten und schlief, und der Schmidt fertigte mit vielen Gesellen den Kolben; aber nur von der Hälfte des Eisens, denn das andere stahl er, weil er meinte, die Keule würde so schon gewaltig groß werden. Nun erhob sich aber Bärensohn vom Lager, steckte den Kolben auf den Handgriff, und schleuderte ihn, um seine Brauchbarkeit zu erproben, in die Höhe, duckte sich nieder, und ließ ihn auf seinen Rücken niederfallen. Da zersprang der Kolben. Schmidt, ey du hundsfottischer Schelm, sprach der Erzgrimmte, du hast schlecht aufgeschlagen und mir das Eisen gestohlen. Und Bärensohn erschlug den Dieb mit dem Handgriffe, dann trat er in die Werkstätte, wo er sein versteckles Eisen fand. Er band es nebst dem zersprungenen Kolben wiederum zusammen, lud es auf die Schulter und ging zu einem zweiten Schmidt. Der hatte schon seines Nachbarn Tod vernommen, und fertigte geschwind mit Hülfe vieler Gesellen den Kolben, wie's ihm geheißen ward. Bärensohn warf versuchend auch diesen in die Luft, duckte sich, und der Kolben fiel nieder auf sein Rückenkreuz, daß er nun einen gar besonderen Laut auspreßte, und dann wieder abprallte, und Bärensohn sprach: ja, so ist er gut. Er zog nun weiter, und fand auf einem Felde einen Mann, der mit einem Pfluge ackerte, dem nur zwei Ochsen vorgespannt waren (ralica). Er ging zu ihm und sprach: Kannst du mir was zu Essen geben? Der Mann antwortete: Warte ein wenig, gleich bringt mir meine Tochter Mittagessen, und

wo einer satt wird, kann's auch der and're werden. Bärensohn aber sagte: Was? ich habe gegessen, was für mehr als Tausende bestimmt war; wie könntest du mich mit so wenigem satt machen? Es ward wieder eine Wette geschlossen. Der Ackersmann setzte Pflug und Ochsen, Bärensohn den Kolben ein. Da kam das Mägdlein heran, und trug in ihrem Gürtel einen Spinnrocken, um den so viel Wolle gewunden war, als im vollen Wollsacke ein Pferd auf einer Seite tragen kann (jedna strana vune) *). Sie brachte dem Vater das Essen, und der hungrige Bärensohn wollte

*) Die in Serbien unter den Frauen-Geschlechte allgemein verbreitete Sitte, während dem Gehen zu spinnen, ist auch noch heute in Krain, Siebenburgen wie in einem Theile Mahrens u. s. w. zu Hause. wie ich dies zum Theil aus eigner Erfahrung weiß. Ueber das Alter derselben spricht folgende sehr bezeichnende Stelle bei Herodot L. V. c. 12, 13: Δαρείου δὲ συνήνεικε, πρίγμα τοιόνδε ἰδόμενον, ἐπιθυμῆσαι ἐπεῖπασθαι Μεγαβάζου, Πιθίονας ἐλόντα ἀναστάσιος ποιῆσαι ἐκ τῆς Εὐρώπης ὡς τὴν Ἀσίην. ἦν Πίγρης καὶ Μαντύης, ἀνδρὸς Παίονος ὃς ἔπειτα Δαρείου διέβη ἐς τὴν Ἀσίην, αὐτοὶ ἐθέλοντες Παιόνων τυραννεύειν, ἀπανίσταντο ἐς Σάρδις, ἅμα ἀγόμενοι ἀδελφεὴν μεγάλην τε καὶ εὐειδέα. Φιλέζαντες δὲ Δαρεῖον προκατιζόμενον ἐς τὸ προάστιον τὸ τῶν Λυδῶν ἐποίησαν τοιόνδε. σανιδώσαντες τὴν ἀδελφεὴν ὡς εἶχον ἄρματα, ἐπ' ὄνου ἔπεμπον, ἄγχος καὶ τῇ κεφαλῇ ἔχουσαν, καὶ ἐπ' ἄλλου ἵππον ἐπέλασαν καὶ παρῆσαν ἐλίσσοντες. ὡς δὲ παρῆλθε ἡ γυνή, ἐπυνθάνετο τῶν Δαρείου ἕζεσθαι ὅστις γὰρ μεγίστην ὀπὴν ἐν τῇ Λυδῇ τὸ πωλέεται ἐν τῇ γυναικὸς, οὗτος ἦν ὁ τῶν ἐκ τῆς Λυδῆς ἀνδρῶν. ἐπιμιξάμενος ὦν οἱ ἔζετο, τῶν ὁροφόρων τινὰς πέμπει, κελεύων φίλεζαι ὁ, τι χρήζεται τῇ ἵππῳ ἡ γυνή. οἱ μὲν δὴ σπουδὴν ἐποιεῦτο· ἡ δὲ ἐπείτε ἀπίκετο ἐπὶ τὸν ποτασμὸν, ἔρρε τὸν ἵππον ἑσσωσα δὴ, καὶ τὸ ἄγχος τοῦ ἑσσοῦς ἐμπλήσα εἰς, τὴν αἰδῶ ὁδὸν παρῆκε, ψεφοῦσα τὸ ὕδωρ ἐπὶ τῇς κεφαλῆς, καὶ ἐπιλανθάνετο ἐκ τοῦ βραχίονος τὸν ἵππον, καὶ ἐρίζουσα τὸν ἄτραπτον.

Θωμάζων δὲ ὁ Δαρεῖος τὰ τε ἔφρασε ἐκ τῶν μαντοσύνων, καὶ τὰ αὐτὸς ὁρᾷ, ἔσχον αὐτὸν ἐλθεῖν τοῦτο ἐς ὄψιν. ὡς δὲ ἀπῆλθε παρῆσαν καὶ οἱ ἀδελφοὶ αὐτῆς, ὀνπὶ πρῶτον ἐποιεῦντο ἐρωτᾶς ταυτὶ. ἐρωτωντος δὲ τοῦ Δαρείου ἐποδύτη εἴη, ἔφασαν γνῆσιοι εἶναι Παίονες, καὶ ἐκείνην εἶναι σφέων ἀδελφεήν. ὁ δ' ἀπιδέσθαι, τίνες δὲ οἱ Παίονες ἄνθρωποί εἰσι, καὶ κοῦ τῆς οἰκεῦσι, καὶ τί κείνοι ἐβούλοντο ἐλθοῦσι ἐς Σαρδις. οἱ δὲ οἱ ἔφραζον, ὡς

es gleich in den Mund schieben, aber der Wirth sprach: Halt, du darfst die Speisen nicht eher anrühren, als bis du, wie ich, das Kreuz gemacht, und sagst: im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes (wa ime otza, i sina i svetoga duha). Bärensohn wollte nicht, aber der Hunger zwang ihn wohl dazu. Er aß zuerst, aber kaum hatte er die Hälfte verzehrt, so sagte er schon: Ich bin sattt. Aber gar wohl gefiel ihm das Mägdlein, und er redete zum Vater also: Weißt du was, deine Tochter will ich heirathen. Warum nicht, antwortete ihm der Ackersmann, wenn sie nicht schon Großschnautzbarten (Brko) versprochen wäre. Was, Schnautzbarten? gleich will ich ihn erschlagen, wenn er kömmt! Und wie er noch so sprach, da erhob sich im Gebirge plötzlich ein gewaltiges Rauschen und Trappen, und hinter einem Berge trat eines Mannes linker Schnautzbart hervor, und in ihm waren zerstreut dreihundert sechs und sechszig Vogelnester. Großschnautzbart selbst kam endlich heran, und legte seinen Kopf auf den Schoß des Mägdleins, und sie fing an ihm die Läuse zu knicken. Als das Bärensohn gesehen, stand er zornig auf, und nahm den Kolben, und schlug Schnautzbarten einmal auf den Kopf. Da fuhr Schnautzbart mit dem Finger auf die geschlagene Stelle und sprach: du, hier krappelt eine Laus. Bärensohn schlug ihn wiederum auf den Schädel. Großschnautzbart sprach abermals: Bist du blind, hier sticht mich ja die Laus; aber das Mägdlein sagte dagegen: Es

---

ἐλθοιεν μὲν ἐπὶνον δώσοντες ερῆνε · ἔ η δὲ ἡ Ηιιονη ἐπὶ τῷ Στρυμόνι ποταμῷ πεπολεμένη , οὐδὲ Στρυμὼν οὐ πρ'σω τοῦ Ελλήσπόντου . εἰσαν δὲ Τευκρῶν τῶν ἐκ Τροίης ἀπωικοι . ὁι μὲν δὴ αὐτὰ ἐκεῖσε ἔλεγον , ὁ δὲ διφῶτα , εἰ καὶ πᾶσαι εἰσὶν αἱ γυναῖκες οὕτω ἐχεταιδεῖ . ὁι δὲ καὶ τοῦ τὸ ἵμαζεν προθύμως οὕτω ἐχειν. αὐτοῦ γαρ ὧν τοιτου ἕνεκα καὶ ἐτοι ετο.

ist keine Laus, sondern ein Mann schlägt dich. Da sprang er zornig auf und schrie: Wo ist der Schuft? und Bärensohn warf jetzt den Kolben von sich und floh und Schnautzbart sprang ihm nach. Keuchend kam jener zu einem breiten Strome, an dessen Ufer ein Mann Waizen würfelte. Bärensohn rief: du, rath' mir, wie komm' ich da drüber? Schnautzbart verfolgt mich! Das Wasser ist gar zu tief, meinte der Mann, und zu breit, da kommt kein Mensch drüber; aber ich will dich retten, komm nur auf meine Schaufel, und — so warf er ihn auf das Ufer drüben. Nun lief auch Schnautzbart zu und fragte nach Bärensohn. Der ist euch über's Wasser gesprungen, sagte der Würfelmann, um Großschnautzbarten zu foppen; aber mit einem Satze war Schnautzbart auch über dem Strome und rann weiter. Bärensohn aber kam auf ein weites Feld zu Einem hin, der einen Ranzen mit Kukuruz *) um die Achsel trug, und daraus immer eine Hand voll Saamen in die Erde streute, die andere Hand voll aber in den Mund steckte und aß. Er bat ihn um schnellen Rath und Schutz. Ja, sprach der Säemann, Großschnautzbarten nennst du wohl mit Recht furchtbar, aber kriech nur in meinen Ranzen, da bist du sicher. Und da es geschehen, kam auch Schnautzbart, und frug nach Bärensohn. Herr, den möchtet ihr nicht mehr einholen, ich sah ihn schon längst vorüber laufen! — und so kehrte Schnautzbart arg fluchend zurück. Aber der Säemann hatte ganz Bärensohn vergessen, und wie er wieder eine Hand voll Kukuruz in den Mund steckte, nahm er unter den Körnern auch ihn mit. Daß er nicht verschlungen würde, fuhr er zwischen der Zunge hin und her, bis er einen hohlen Zahn fand. Schnell sprang er hinein und war

*) Türkischer Waizen (zea mais L.).

ſicher. Wie nun der Landmann nach vollendeter Tagearbeit nach Hauſe kam, rief er ſeiner Frau und Schweſter und ſprach: Bringt den Zahnſtocher, es iſt mir hier was in den hohlen Zahn gefallen. Nun kamen ſie mit eiſernen Stangen, ſtemmten dieſe auf beiden Seiten in die Höhlung des Zahnes, und ſchnellten ſo durch Einen Druck Bärenſohn heraus. Man war gar ſehr verwundert, denn der Mann hatte ſeiner nicht mehr gedacht, wie ihr ſchon gehört. Alles aß hernach ganz fröhlich bei Tiſche, und nach dem Eſſen fragte endlich Bärenſohn ſeinen Wirth und ſagte: All' deine Zähne ſind ja gut erhalten, wie kommt es, daß jener grade angefreſſen? Der Wirth erzählte ihn jetzt wie folgt: Einſt wollten wir, zehne an der Zahl, ſammt vierzig Pferden, nach Raguſa reiſen, um Salz einzukaufen. Unterweges trafen wir bei einer Schaafheerde ein ſpinnendes Mägdlein, die uns fragte: Wohin geht ihr? und da wir's ſagten, ſprach ſie: Kommt alle her, ich habe eben meinen Schaafen Salz gegeben, und in meinem Strickbeutel (Pletivatscha) iſt davon noch ein wenig übrig, mit dem ich euch vielleicht verſorgen könnte. Wir kamen, hielten unſ're Pferde an, nahmen die Säcke all, und dieſe füllte ſie uns aus ihrem Beutel alle voll, daß die vierzig Pferde daran genug zu tragen hatten. So reiſten wir zurück. Als wir nur auf Csemerno*) gekommen, da überfiel uns die Nacht. Es war ganz kalt und fing an zu regnen. Kein Obdach wollte ſich finden; doch endlich ſah einer von uns einen bedeckten Ort gleich einer Höhle und rief: Kommt, hier können wir übernachten. Wir zehne kamen, gingen hinein, machten ein Feuer an, nahmen alsdann die Säcke von den Pferden, trugen ſie in die Höhle und zogen auch ein Pferd nach dem andern herein in's Treck-

*) Csemerno iſt eine Ebene in der Herzegovina. Die Einwohner dieſer Provinz ſind ausnehmend ſtark.

ne. So schliefen wir ruhig bis an den Morgen, und von der Reise ermattet, hatten wir uns verspätet, denn es war längst heller Tag, als wir erwachten, und gewahr wurden, wie wir in einem Menschenschädel übernachtet hatten, zu unserem gar großen Erstaunen. Ehe wir noch heraus waren, kam schnell ein Weinberghüter gerannt. Er wollte eine Schaar Vögel verscheuchen, nahm den Schädel, unsere Behausung, legte ihn in seine Schleuder ein, und warf ihn sammt uns allen auf ein benachbartes Gebirge, und beim Herabfallen habe ich mir nun jenen Zahn abgebrochen, in dem du heute gesteckt hast.

Hat Sie dieses Mährchen nicht genug angesprochen, so kann ich dies allein nur dem Wieder-Erzähler beimessen, und zu meiner etwanigen Entschuldigung nur die alte Klage wiederholen, daß eine Übersetzung dem Originale selten oder nie gleich steht.

Nachschrift.

Übrigens ist die Zahl der serbischen Volkssagen und Mährchen so groß, daß diese recht füglich zehn Bände füllen könnten. Wie die Lieder in zwei Hauptklassen zerfallen, so theilen sich auch diese in Männer- und Weiber-Erzählungen. Bärensohn gehört zu den ersteren, in denen vorzüglich das Riesenhafte, Auffallende, Wunderbare und grotesk Komische vorherrscht, wie in den letzteren dagegen Hexen, verwünschte Prinzessinnen u. s. w. eine überwiegende Rolle spielen. Auffallend ist es, daß diese serbische Frauenwelt auch ihre Aschenbrödel hat, die der unsrigen fast gleich steht. Auch von dem weisen Könige Salomo erzählt sich das Volk sehr glücklich erfundene Sagen (welche jedoch orientalischen Stammes sein mögen), aber in ihnen tritt kein Markolph auf, wie dies dagegen in Ungerns älterer Literatur der Fall ist. So fand ich wenigstens in dem Hause des Herren Gra-

sen Mailath einen in der Nationalsprache verfaßten alten Druck, des weisen Königes und Markolphs Zweigespräche enthaltend. Daß dies jedoch nur eine Übersetzung, möchte ich wohl mit Grund behaupten.

Schottky.

Zusatz. Das vorstehende ungeschlachte Mährchen, wogegen unser Deutscher Aufschneider ein Kind ist, verdient gewiß, als höchst eigenthümlich, Aufmerksamkeit, um so mehr, wenn man es den zierlichen und lieblichen Serbischen Volksliedern gegenüber stellt. Morgenländische Übertreibung ist unverkennbar. Bg.

XI.

Nachricht vom Schlos zu Marienburg.

(Aus einem Briefe.)

Das Schlos zu Marienburg, der ehrwürdige prachtvolle Sitz der Hochmeister, der durch schlechte Ansichten einer übertriebenen Wirthschaftlichkeit und durch den alle freie Kunstausübung vernichtenden Glauben, man könne das zierlichste und schönste Kunstwerk zerstören, wenn man dadurch einen wohlthätigen oder wirthschaftlichen Zweck erfülle und eine sonst vielleicht todt scheinende Masse in ein kärgliches Leben versetze, so verunstaltet worden war, wird jetzt wieder hergestellt. Der Fürst Staatskanzler hat auf Antrag des Herrn Oberpräsidenten v. Schoen zu dieser Wiederherstellung einen bedeutenden Geldbetrag bewilligt. Schon steigt aus dem alten Schutt und Moder das herrliche Refektorium mit seinen drei kühnen Granitsäulen, welche die Bewunderung der

Welt auf Frick's Kupferstichen erregt haben, hervor, schon wandeln die Manen des großen Siegfried von Feuchtwangen wieder in dem gereinigten Kapitel-Saale, dessen hohes Gewölbe auf einer einzigen, dem niedrigsten Verrath einst widerstrebenden Säule ruht, schon ist der Großmeister-Saal ebenfalls in seiner alten Pracht wieder zu erblicken.

Mit Freude kann der Preuße dies Denkmahl alter Größe und Würde wieder betreten. Welchen Eindruck diese Erneuerung auf das Land und besonders die Umgegend macht, ist daraus zu entnehmen, daß die Niederung'schen Bauern freywillig alle zur Herbeischaffung der Baubedürfnisse und zur Fortbringung des Schuttes, der in unnennbaren Massen in den schönsten, mannichfachsten und kühnsten Gewölben ruht und wahre Kunstschätze der Baukunst theils verborgen, theils verwüstet hat, erforderlichen Fuhren unentgeldlich gegeben und noch so viel zu leisten versprochen haben, daß der Bedarf des ganzen künftigen Sommers gedeckt ist. *) So sehr fühlt man die Unwürdigkeit der Vandalen Wuth, mit der das herrliche hohe Werk der Baukunst zerstört ist, an welches sich die Erinnerung der ganzen Vorzeit Preußens knüpft.

XII.

Kunstnachricht aus Nürnberg.

Nürnberg den 8. Heumonat 1817.

Daß Dürers Apostel hier, wahrscheinlich in Kupfer gestochen, erscheinen sollen, ist zur Zeit noch nicht zu erwar-

*) Dies Gefühl für die Vorzeit ist eine deutsche Erscheinung und sie allein kann die in allen andern Deutschlands sonst so ganz vernachlässigten Alterthümer retten. Preußens Landleute sind ein musterhaftes Beyspiel für alle andere. Sollte nicht auch in andern Landern endlich dieser Sinn erwachen?

ten, blos in Umrissen ist vorhanden 1 Blatt hievon. Die schönen Apostel von P. Fischer, vom Sebaldus Grab, erscheinen im Frauentaschenbuche, 2 Apostel alljährig. Auch das Sebaldus Grab ist in Umrissen erschienen in einem groſsen Kupferwerk, das Wiebeking von alten gothischen Kirchen in Baiern herausgiebt. S.

XIII.

Das Nothfeuer.

(Ein alter Volksgebrauch.)

Bei einem Viehsterben, besonders beim Sterben der Schweine und des Hornviehes, wurde im Halberstädtischen noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, vielleicht noch jetzt, mit mancherlei vorgeschriebenen Umständen durch Hin- und Herziehen einer in zwei Klemmen gelegten kleinen hölzernen Walze mit umschlungenen harigten Stricken von zweien keuschen Knaben Feuer zu wege gebracht. Durch ein also erregtes Feuer ward das kranke Vieh getrieben und man war der Besserung gewiſs. Die Art, auf welche dies Feuer zu Stande gebracht wird, ist überaus merkwürdig und zeigt einen tiefen heidnischen Ursprung. Es verdient nachgespürt zu werden, was noch davon im Gebrauch ist.

XIV.

Beſchreibung eines alten meſſingenen Beckens von erhobener, getriebener Arbeit. *)

(Hierzu ein Steindruck.)

Herr Felſenberg, Hofzeichenmeiſter in Wien, beſitzet ein altes meſſingenes Becken mit Inſchriften und getriebenen Figuren, welches er einſt mit mehreren alten, aus Italien kommenden, Bildern an ſich gekauft hatte. **) Erſt neuerlich ſind vier ähnliche ſeltſame Becken in den Curioſitäten (1816. V. Stück No. II.) beſchrieben und erklärt worden, deren zwei in Island, eins im Braunſchweigiſchen, das vierte im ſüdlichen Frankreich ſein ſollen. Drei ſolche fand man unlängſt zu Schweidnitz. ***) Dieſen ſchließt ſich nun noch ein ächtes, in Italien gefundenes, an, welches (wie zwei von den Schweidnitzer Becken) außer der, auf den andern befindlichen Umſchrift, noch eine zweite enthält, und daher gleichfalls der Bekanntmachung würdig ſchien.

Das ganze Becken, von Meſſing, hat ungefähr 2

*) Man hat von dieſer Alterthümlichkeit mehr gemacht, als ſie wohl verdient, indem ich ſie für eine rohe und ziemlich neue Beckenſchlager Arbeit halte. An vielen Orten habe ich dergleichen gefunden, in manchen Kirchen zwei bis drei. Bg.

**) Herr Felſenberg iſt entſchloſſen, dieſes, für die Kunſt- und Gewerbsgeſchichte des Mittelalters nicht unwichtige Stück zu veräußern, wenn ſich ein Liebhaber zum Ankaufe, etwa für eine Sammlung, erbiethen ſollte.

***) Davon in einem der nächſten Hefte und dann auch von den Orten, wo ich dergl. geſehen. Bg.

Zoll in der Tiefe, 18 im Durchmesser. Den äußersten Rand umgiebt eine Einfassung von kleinen lilienförmigen Zierathen. In der Mitte ist ganz dieselbe Vorstellung, welche die Zeichnung in der erwähnten Zeitschrift giebt, nur etwas größer, sie hat 7 Zoll im Durchmesser. Rechts und links vom Baume des Lebens, um welchen sich die Schlange windet, stehn, sich gegenüber, Adam und Eva, beide eine Frucht in den Händen haltend; hinter der Eva zeigt sich ein Gebäude von gothischer Art, wodurch wahrscheinlich das Thor des Paradieses vorgestellt seyn soll; und im Grunde sieht man mehrere Lilien, die gewöhnliche Verzierung auf alten Bildern. Um diese äußerst rohe, und durch den Gebrauch schon sehr abgeätzte Vorstellung zieht sich die in den Curiositäten abgebildete Inschrift, mit, etwas über einen Zoll hohen, Buchstaben, und auch hier wie dort, kommt fünfmal dasselbe vor. — Eigenthümlich ist aber bei dem vorliegenden und zwei Schweidnitzer Becken, daß es noch eine zweite Inschrift, rings um jene, führt. Beide enthalten Räthsel, und eine befriedigende Auflösung haben wir, die Wahrheit gestanden, noch nicht gefunden. Die Buchstaben sind in jeder der beiden Schriften anders gestaltet, doch deuten sie, wegen des offenbaren K, wohl auf das vierzehnte Jahrhundert.

Die innere Schrift hat der Verfasser des belobten Aufsatzes (indem er von No. 3. anfängt) so gelesen: M. S. I. V. X. H. D. F. (Maria Sancta Immaculata Virgo Christus Jesus Dei Filius) wobei S und I in ein Zeichen verschlungen seyn sollen. Wie aber die Vergleichung mit der Zeichnung zeigt, sind manche Buchstaben, z. B. das X (No. 6.) wohl nur auf gezwungene Art zu dem gemacht, wozu sie der Verf. des Aufsatzes braucht, und auch die vorgebliche Ähnlichkeit der Zeichen

Altes messingenes Taufbecken zu Wien

mit jenen im Traité de diplomatique, (Tom. II. Tab. XX.) ist bei den meisten schwer zu finden.

Es sey mir erlaubt, hier eine andere Auslegung zu wagen, die ich jedoch keinem aufdringen will. In den 3 Zeichen 5, 6, 7, sah ich ein ziemlich deutliches ven. Das Zeichen No. 2., welches dort für F gilt, hat hier einen Halbzirkel angehängt, so daß es wie D aussieht. No. 1. (dort D) lasse ich dafür gelten. Dafür sehe ich No. 4. für ein X oder Chi an. Ich lese also: D. D. N. X. ven. (Dominus Deus noster Christus veniet) welches wohl auch zur Vorstellung vom Falle der ersten Menschen nicht übel taugen möchte. Daß zwei verschiedene Formen für D und N hier vorkommen, verschlägt nichts. Denn wie oft findet sich dieses nicht bei den großen Anfangsbuchstaben in alten Handschriften?

Die äußere Umschrift besteht, wie gesagt, aus ganz andern Zügen, die sich mehr der Uncialschrift nähert. Auch hier ist das Nämliche fünfmal ganz, und noch einmal zum Theil wiederholt. Ich glaubte hier in abgekürzten Worten zu sehen: S. CAL. REKOR. DE. N. C. I., das wäre: Sanctus Calix Recordationis. Dei. Nostri Christi Jesu., wobei aber das N ein paar Mal fehlt. — Daß das Gefäß kein Kelch ist, steht der Annahme wohl nicht entgegen; denn ich halte es für ein zum Kelche oder überhaupt zum Meßopfer, gehöriges Becken; und was man etwa auf den Kelch stempelte, konnte man (zumal in Fabriken, woher diese Arbeiten zu kommen scheinen) wohl auch auf die Schale prägen. Vor einiger Zeit sah ich ein Bruchstück eines alten silbernen Bechers, dem Anscheine nach aus dem dreizehnten Jahrhunderte, an dessen Rande oben auf ähnliche Art der Name der Geberin eingegraben war. — Ich bemerke noch, daß es mir wahrscheinlich ist, die Inschriften

möchten etwa Anfänge eines oder des andern Davidschen Psalmes sein. In einem pergamentnen Betbuche sah ich ein Bild, dessen Einfassung, (beinahe sogar mit ähnlichen Zügen, wie hier) den Anfang des Psalmes enthielt, der auf der folgenden Seite geschrieben stand. Das Psalterium durchzugehen, fehlte mir aber für den Augenblick Zeit und Lust.

Die Zeit, wann dieses und ähnliche Becken verfertiget worden, ist, wie gesagt, glaublich das vierzehnte Jahrhundert, und es ist äußerst wahrscheinlich, daß sie, und folglich wohl auch viele andere ähnliche Geräthschaften, in einer deutschen Stadt, etwa in Nürnberg oder Braunschweig, wie auch der Verf. des erwähnten Aufsatzes annimmt, verfertigt, und durch die Hanse in die fernen Gegenden verbreitet worden seyn mögen, da zwei solche in Island, mehrere in Deutschland, ein glaublich ähnliches im südlichen Frankreich, und dieses gegenwärtige, der Aussage nach, in Italien sich gefunden haben.

Die Arbeit selber scheint mir übrigens in mancher Hinsicht merkwürdig. Sie ist, wie schon erinnert wurde, von doppelter Art: das Bild ist getrieben, wovon die Rückseite durch ihre Höhlungen die deutlichsten Spuren trägt, die Schriften aber sind mittelst einer Form oder eines Stempels, den man im Umkreise aufdrückte, so oft es der Raum erlaubte, hervorgebracht. Dieß zeigen offenbar die Stellen in der äußeren Schrift, wo der Stempel neu angesetzt erscheint, und wo man vor dem Buchstaben GI einen Ausschnitt sieht. Und so scheinen auch diese Arbeiten, deren schnellere Vervielfältigung eben den Gebrauch dieser Buchstaben oder Schriftformen veranlaßt haben muß, gleichfalls einen Platz zu behaupten unter den mannichfachen Förderungsmitteln und Wege-

weisern zu der, nur allmählig sich entwickelnden Erfindung der Buchdruckerkunst. — P.

XV.

Das Hudlerlaufen. [1])

In der Umgegend des kleinen, im nördlichen Tyrol liegenden Städtchens Hall wird, vom ersten Tage nach Maria Reinigung angefangen, (mit Ausnahme des Freitages und Sonnabends) bis einschließlich Fastnacht-Dienstag täglich Hudel gelaufen.

Die Männer und Buben [2]) versammeln sich zu diesem Zwecke schon um ein Uhr Nachmittag vor der Dorfschenke, wohin sich schon früher der Hudler (gewöhnlich ein reicher Bauer) begeben hat, um sich zu verkleiden. Diese schreien sonach, wie der Hudler sie beim Wirthshausfenster begrüßt, aus vollem Halse:

„Unter der Bettschtodt schteht a Raiter (Tragekorb)
„Wer si nit außer traut isch a Haiter. (Bärenhäuter, fauler Mensch)
„Uans, zwa, drai — Hud'l ho!!"

Diese Herausforderung läßt sich der Hudler nicht zweimal sagen, sondern begiebt sich unverweilt in seiner sonderbaren Verkleidung [3]) aus der Schenke, indem er mehr

1) Von hudeln, plagen, quälen.

2) In Tyrol, wie in Oesterreich heißt alle erwachsene Mannsperson ohne Unterschied des Alters — Bube.

3) Sein Anzug besteht in einer buntscheckigen Pagagena-Kleidung, in der Form, wie sie die Matrosen tragen, nemlich: ein langes Bein-

den 50 Brezeln, die an seiner langen Peitsche hangen, unter die Buben auswirft, und dann, wenn sie sich um die Brezeln rappeln (herumbalgen), dieselben mit seiner Peitsche tüchtig schlägt. Waxe (großmüthige) Hudler werfen wohl auch Silbergroschen aus.

Nun durchgeht er die Reihen der Bauern, die sich inzwischen in einer langen Gasse gelagert haben und sucht sich einen heraus, der ihm vorlaufen soll. Indem sich nun dieser dazu anschickt, eilt ihm der Hudler nach und schlägt ihm ununterbrochen so lange unter die Füße, bis er ihn eingeholt hat. Sonach führt er den Ereilten in die Schenke, wäscht ihm bei dem Brunnen das Gesicht, bewirthet ihn liebreich mit einer Semmel und einem Glas Wein, und beginnt von neuem seinen Lauf mit einem andern Bauern.

Dieses Hudlerlaufen dauert immer bis Sonnenuntergang, wo sich der Hudler entlarvet, und alsdann im Wirthshause den Tanzreihen anführt.

Bisweilen, besonders am unsinnigen Donnerstag (Donnerstag vor Faschingstag) laufen in manchem Dorfe bis an etliche 30 Hudler, und dann pflegen auch 3 bis 4 Hexen (in der Kleidung tyrolerischer Bäuerinnen vermummte Männer) mitzulaufen. Manchmal reiten sie auch auf Kehrbesen, mit ihren Popeln (Popanz, Windelkind

---

kleid über die Stiefel und eine kurze Jacke, welche an das Beinkleid angeknüpft ist. Vor dem Angesichte hat er eine hölzerne Larve (die eben nicht unangenehm wäre, würde sie nicht durch einen darauf geschnittenen Käfer oder gar eine Maus verunstaltet); und um den Kopf ein Tuch gewickelt, welches über den Nacken hinab läuft und unter dem Halse zusammengebunden ist, so zwar, daß die Larve davon rings umgeben ist. Ein grüner flacher Hut, nach Landesart mit ein paar Hufedern (Hahnenfedern) und Gemsbart geziert, und ein Gurt um die Lenden, der mit Semmeln besteckt ist, machen seine Maske vollständig.

aus Lumpen) auf dem Arm, einher und treiben die muthwilligſten Poſſen.

Auffallende Ähnlichkeit hat dieſe Erluſtigung mit den römiſchen Lupercalien, indem auch die Luperci eben ſo toll herumliefen, und jedem der ihnen begegnete, mit Geißeln auf die Schulter ſchlugen. Tyrol hatte römiſche Coloniſten. Man weiß auch, daß die Römer die Straße nach Aquileja durch Tyrol bahnten. Sollten wohl die alten Einwohner dieſes Feſt von ihnen entlehnt haben?*) —

Franz Ziska.

XVI.

Titurel

und

die Pfleger des heiligen Grales,

oder

Schionatulander und Sigune.

Ein Auszug des altdeutſchen Gedichts

von

Wolfram von Eſchenbach.

(Fortſetzung.**)

VI. Geſang.

Wie Frimutelle König im Gral ward und ſeine zwo Töchter, Tſchoiſiane und Herzeloide, herausgab in die Ehe.

Alle ſeiner Klagen ward Titurel ergötzet, als er

*) Vgl. Bd. II. S. 290. die Sitten im Bundner Lande.

**) Siehe Bd. III. S. 2. 57. 169. 215.

am Grale die Schrift las: Frimutelle ſoll hie nun tragen die Krone. Der Tochter Tſchoiſiane ward vergönnt, daß ſie den Gral halten und mit Händen berühren ſollte. Zugleich ward ihnen gelehret, wie der Gral ſie vor dem Tode bewahrte:

An welhem tag man den gral wer ſehende,
Die ſelben wochen allumbe
Er wer an im kain ſterben da geſchehende.

Doch macht es ihm großes Leidweſen, daß er an dem Grale fand, Frimutelle und Amfortas müßten an ihrem Leibe, durch die Minne werther Weibe, Schaden leiden. Des Grales Herr ſoll lauter hell mit Keuſche ſein gereinet. Auf den Königs-Stuhl ward Frimutelle geſetzet und würdiglich ward an dem Tage vor dem Grale gedienet:

Auf die tafel reiche
Satz man in für den künig zů dem male;
Dz geſchach von handen gar gefalt (gefaltet) nach ſchnewa (Schnee),
Wenn (wen) die ſüllen umb vahen (umfangen.)
Den wirt mat geſagt vor allen newe (Wehe).

Tſchoiſiane war es. Hundert Feyer von Aloeholz brannten dabei. — Zugleicher Zeit befahl Titurel ſeinem Sohne, wöchentlich einmal die Ordnung des Grales den übrigen Templeiſen vor zu leſen. Prieſter ſind von Gott zu Königen gemacht, wenn ſie die Krone tragen: die kahle Platte, umgeben mit einem Ring von Haaren. Die Gewalt der Prieſter überſteigt die der Könige, denn ſie dringt bis in den Himmel, da ſie dem Sünder Buße geben können.

Dem künig iſt zům grale
Wol elich wib erlaubet,
Die andern ſunder twale (ohne Verzug)
Müſen ſolicher wirde ſein beraubet.
Des prieſters iſt die kirche gar alleine,

Die kirche ist unser muter,
So diert (gediert, schafft) uns zů dem homel lauter
raine.

Vierhundert Jahr, wiederhohlt Titurel, habe er dem Gral gedienet, nun sei er von dem Alter träge geworden. Nur einen Mann, der Treue und Milde besitzt, will der Gral zu seinem Herrn und einen solchen, der dabei zugleich mannlich unter dem Schilde wirbt; dafür verleiht er Heil und Ehre. Wer ihn mit keuschem, reinen Gemüte betrachtet, der ist den Tag wohl behütet, daß er frei von Todeswunden ist:

Stahel, eisen mag in nit verschneiden,
Und ander unglücke
Müß in den tag durch keusche tugend merben.

Sieht man den Gral an, indessen das Herz sich zu dem Genusse ehelicher Freuden neigt, so wird man an dem Tage, sofern man kämpft, verwundet und nach acht Tagen darf man erst wieder den Helm zum Kampf aufbinden. Liegt aber uneheliches und unkeusches Begehren in dem Gemüte des Schauenden, so wird er so heftig verwundet, daß er die Verwundung nicht überwinden kann.

Der Gral weiß Tugenden aufzufinden; zu welchem Helden-Kinde er sich neigt, das wird sofort Ritter des Grales und soll hin zu der Fürsten Sessel sitzen. Hauptmann der Tempeleise war Titurel lange, doch hat sein Schwerdt sich nun zu einer Krücke verwandelt.

Die Schönheit und tugendliche Anmuth der beiden ältern Töchter Frimutelle's erschollen durch alle Lande und reitzten manche, um sie zu werben. Vielen ward Tschoisiane versagt, endlich erhielt sie Kyot von Katelangen [10]), der eine prachtvolle Hochzeit feierte, zu der auch sein Bruder der König Tampentier kam. Zu rechter Zeit gebar Tschoisiane eine Tochter, die ihr selbst das Leben kostete, aber berühmt ward durch ihre Treue in manchen Landen,

die schöne Sigune. Tampentire, der von seinem anderen Bruder Manfilot, Herzog von Arguzei, sein Land erhalten, führt Sigune in seine Stadt Brubarz, um sie dort mit seiner Tochter Gundviramurs, die auch noch an der Brust lag, zu erziehen. Fünf Jahre darauf starb auch Tampentier; an seinen Sohn Kardis fiel die Stadt Pelrapier und die Herrschaft. Kastis König von Kanvoleis und Waleis, vermählte sich zu derselben Zeit mit Herzeloide von Montsalvaz, starb aber an demselben Tage in einem Kampfspiel und hinterließ sie als Jungfrau und Wittwe. Da gedachte Herzeloide an ihre Nichte Sigune und wünschte, daß sie von Brubarz zu ihr käme, zum großen Leide der Kinder und besonders der Gundviramurs, die sich mit vielen Thränen von ihrer Spielgefährtin schied. Sigune fuhr mit ihrem Vater nach Katelangen, um sie dort reich zu ihrer Fahrt auszurüsten, aber

Sigune sprach: „liebes vetterlein“ (Väterlein),
Nun haisse mir gewinnen
Mit schöner tocken (Puppen) ein vollen schrein,
Als ich zů meiner mûmen var von hinnen,
So bin ich czů der verte wol berichtet;
Es lebt maniger ritter,
Der sich in meinem dienst noch verpflichtet.

Freundlich empfangen von ihrer Muhme, wuchs Sigune in Waleis auf.

VII. Gesang.

Hier kommt die Abenthener an Schionatulander und Sigune.

Wie Gamuret sich von Belekanen schied, wie er Herzeloide erwarb und die Französin Anfolerse aufgab, davon sagen wir hier nichts [1b]), sondern sprechen nur von kindlicher Minne. [2])

Ein schönes Kind, geboren aus Königlichem Stamme war Anfoleisen [*]) geblieben. Als Gamuret, aus Liebe zur Königin, Ritterschaft zu ihrer Ehre und Minne [**]) übte, gab sie ihm das Kind mit, das dieser Abentheure ein Herr wird. Da die Abentheure

nymet zů herrn
Tschyonatulander noch allaine,
So lant (lasst) euch nit verschmahen (verdrießen)
Ob er noch so (sei) an witz (Verstand) an taren klaine.

Sein Großvater (Des kindes an) war Gurnemanz von Grahaz, ein tapferer Ritter [*]), sein Vater hieß Gurzegrim, welchen Tschyo de la Gurte tödete. Mahuth war seine Mutter genannt, die Schwester des Ekunat, welcher der Vogt einer guten Pfalz, der starken Berbesier [**]). Ihn nun, den süßen Schionatulander und Sigune erzog Gamuret zu Kanfoleis, der hochberühmten Stadt, die dadurch wohl der Treue Hauptstadt genannt werden kann. Schon in früher Jugend schlich sich in beider Herz die Minne, aber beide verhehlten sie sorgfältig. Auch wuste Sigune nicht, wie ihr geschah, nur Schionatulander sah tiefer in sein Herz, denn er ward manche süße Botschaft zwischen der Franzosen Königin Anfoleise und Gamuret.

Endlich brach Schionatulander das drückende Schweigen und ermannte sich

So dz er sprach: Sigune, helfereiche,
Nun hilf mir, maget süsse,
Von sorgen vil, so bistu helfeleiche.

Da entspann sich unter den beiden Kindern ein liebliches Minnegespräch, worin Schionatulander Sigune von seiner Herzenequaal belehrt, zart und sinnig [*]), wodurch Schionatulander sie über die Gefühle ihres Herzens, die sie nicht kennt, aufklärt. Ja die Liebe selbst muß er ihr erklären, wenn sie fragt:

Jû mynne ain ſe oder ain er?
Magîu mir mynne bedeuten?
Sag mir was die Mynne ger?
Ob (wenn) ſe mir kumpt (kommt), womit ſol ich ſi
treuten (koſend behandeln)?
Oder iſt ſe wilde?
Ich kan ir lieplich wol zû handen locken [21]).

Darüber belehrt ſie Schionatulander und löſt alle ihre Zweifel und gelobt endlich, ihr Ritter zu ſein. So begann der Kinder Liebe.

Kurz darauf rückten Pompejus und der werthe Ipomidon wieder vor Baldag [22]). Dies erfuhr Ganuret und erhub ſich heimlich allein mit ſeinem ein'gen Schilde [23]), welches er wohl konnte, da er dreier Lande Krone trug. So jagte ihn die Minne an die Bahre, die ihm von Ipomidon ward. Ihn begleitete Schionatulander, der heimlich zärtlich Abſchied von Sigune nahm, die ihm treue Liebe feſt verhieß, mit den Worten:

Es brinnent alle waſſer,
E die liebe meynentzalb verderbe.

Heimlich erhub ſich Ganuret aus Gingrifale; nur zwanzig Edelknaben von hoher Art und achtzig zierliche Knappen hatte er ſich zur Reiſe erwählt. Fünf ſchöne Roſſe, viel Goldes und Geſteine von Azagang folgten ihm, aber kein Ritter. Seinen Panthel (Panther [24]) veränderte er und ſchlug einen Anker von Zobel für dieſe Fahrt auf ſeinen Schild. Mit Thränen ſchied Herzelande von ihm, ihr Herz ſagte ihr die künftige Noth voraus.

Wenden wir uns nun zu dem jungen Fürſten von Graswald, Schionatulander, dem Sigune die Freude aus dem Herzen ſog, wie die Biene aus der Blüte ihre Süße; denn immer beſchäftigte ihn das Angedenken der Geliebten, wenn andere edle Knaben auf Feldern und Straßen kämpften und mit einander rangen. Ganuret, dem wohl bekannt der Minne Freud und Leid merkte bald

daß auch Schionatulander an der Minnen Krankheit sieche und ihn in Heimlichkeit befragend, erfuhr er, daß Sigune die Geliebte sei. Da freute sich Gamuret seiner hohen Gedanken, mahnte ihn an; durch Ritterschaft sich um sie verdient zu machen und versprach ihm zugleich seine Hülfe.

Aber auch Sigune mühte die Liebe und prägte sich in ihrem Gesicht aus, so daß sie es ihrer Muhme nicht verbergen konnte. Herzelande bemerkte es und befragt sie

War (wohin) kam dein sunnen liechter blick?
Wer hat den hie verstolen deinen wangen?

Sigune gestand, daß Schionatulander ihr in dem Herzen liege und daß ihre Liebe allein ihm gehöre. Da tröstete sie Herzelande mit dem reichen und adelichen Gemüt ihres Geliebten, der sie wohl ihrer Trauer ergötzen könne und sie solle nicht in so jungen Jahren schon den Glanz ihrer Schönheit durch Kummer trüben. So ward die Minne den Minnenden erlaubet.

Anmerkungen.

14) Katalonien.

14 b) Dies hatte der Dichter schon in seinem Parzifal erzählt und übergeht es daher. Um das Ganze im Zusammenhang zu erhalten, soll im Anhange 1 der Auszug des Parzifal bis zur Zeit, in welcher Gamuret sich mit der Herzeloide vermählte, folgen.

15) Von diesem ganzen Gesang habe ich eine Uebertragung versucht, die in meinen Erzählungen, Dichtungen, Fastnachtspielen und Schwanken des Mittelalters Bd. I. S. 430 — 452. steht.

16) Sie war Königin von Frankreich.

17) Do Gamureth durch myane Nam schilt von Anfoleisen.

18) kund eisen wol zertrennen.

19) Vielleicht Babbastro in Spanien.

20) Die Liebesgespräche erlauben keinen Auszug und sind daher in meiner Uebertragung nothzulesen.

21) Von dem Locken des Falken auf die Hand hergeleitet

22) Bagdad, dort war, beim Baruck, Gamuret schon einmal. Siehe Anhang 1.

23) Nur mit seinen eigenen Lehnsmannen.

24) Dies sein sonstiges Wappen.

XVII.

Einige Berichtigungen und Ergänzungen zur Literatur der altdeutschen Dichtkunst.

Bekanntlich hat der alte Adelung den größten Theil der Handschriften der Dresdener Bibliothek, zu seinem Bedarf, oder doch wenigstens für seinen Bücherschrank, *) in Abschrift nehmen lassen. Auch einige aus andern Quellen geschöpfte abschriftliche altdeutsche Gedichte befinden sich in dem Theil seines Büchernachlasses, welchen Sr. Majestät der König für die Berliner Bibliothek angekauft hat. Eine genaue Durchsicht dieser Abschriften, die sehr zierlich und, so viel es sich hier beurtheilen läßt, auch ziemlich genau sind, setzt mich in den Stand, über einige nicht unwichtige unsichere Punkte der altdeutschen Handschriftenkunde einen genügenden Aufschluß zu geben.

I. Ein verloren geglaubter verkürzter Titurel.

In den Götzischen Denkwürdigkeiten der Dresdener Bibliothek (Th. II. p. 233.) ist die Handschrift No. 42. folgendermaßen beschrieben:

Alte deutsche Reimen oder Heldengedichte, wahrscheinlich alle von Wolfram von Eschenbach. Folgende Stücke sind in diesem Bande enthalten:

1) Ein Heldenroman von Titurel, Tschionatulander und Parzifal. Es ist aber im Manuscript nicht vollständig, sondern es fehlen anfangs ohngefähr drei Blätter in der Vorrede. Es sind auch viele Strophen ausgelassen, oder anders gesetzt als in den gedruckten Exemplaren. Überdieß mache das geschrie-

*) Wie wenig er sie benutzt haben muß, wird unter andern aus unserer ersten Mittheilung erhellen.

bene nur 47 Blätter, das ist, kaum den dritten Theil des gedruckten aus. Denn das ganze Gedicht bestehet aus 41 Kapiteln, hier aber sind ihrer nur 15 vorhanden.

So weit Götzes eigene Worte. Ferner fand er in diesem Kodex: 2) Karl den Großen (S. Grundriß v. Hagen und Büsching. S. 165. 3) Alexander und Antilope S. Grundriß S. 314.) 4) Tristan (S. Gr. S. 126. 5) Die Legende vom Zeno (S. 295.) 6) Drei Gedichte von der Minne, worunter des Suchenwirths Lobspruch (S. 444.) *).

Als der alte Adelung sein Verzeichniß der altdeutschen Handschriften der Dresdener Bibliothek zur Vorrede des zweiten Bandes der Nachrichten des jüngeren Adelung von der vatikanischen Bibliothek verfertigte, fand er aus diesem Kodex, durch eine untreue Hand, wie er sagt, herausgerissen: Den Titurel und die drei kleinen Gedichte von der Minne. Da sich indessen von den letzteren eine Gottschedische Abschrift auf derselben Bibliothek befand, so war nur der Verlust des einen Gedichts, des verkürzten Titurel, zu beklagen.

Dieses Gedicht habe ich in der Handschrift No. 41. derselben Bibliothek, in einer wahrscheinlich Gottschedischen Abschrift **) wiedergefunden.

Adelung hat in der Beschreibung derselben einen argen Beweis von Nachlässigkeit und Verworrenheit gegeben. ***) Er sagt:

---

*) Ueber dieses nächstens etwas Näheres.

**) Adelung giebt zwar nicht an, die Abschrift sei Gottschedisch; indes stammen wohl alle abschriftliche Handschriften der Dresdener Bibliothek aus Gottscheds Nachlaß.

***) Auch sonst verwechselt Adelung den Titurel und Parzival, wie es scheint, nur in den Benennungen

Nr. 41. Die Pfleger des Graal. So heißt der Rücktitel. Indessen ist es nichts anders, als der Parcival des Wolfram von Eschenbach, doch nach einer späteren Umarbeitung. Auch ist es nur eine Abschrift eines mir unbekannten Originales, welches, der Sprache nach zu urtheilen, etwa aus dem 15ten Jahrhundert gewesen seyn muß. Es muß bei weitem nicht ganz gewesen seyn, weil die hiesige Abschrift kaum die Hälfte des Parcival begreift.

So weit Adelung. Aus meiner Vergleichung der Berliner Abschrift (aus Adelungs Bücherei) mit dem alten Drucke des Titurel ergiebt sich Folgendes:

Die am Anfange fehlenden Blätter, die Göze auf drei schätzt, begreifen Strophe 1 bis 57 inclus. der Vorrede. Diese 57 Strophen hat der erste Abschreiber *) aus dem alten Drucke ergänzt, der sich bekanntlich ebenfalls auf der Dresdner Bibl. befindet, mit ihm stimmt die Hanoschr. bis dahin auf das Genaueste überein, ja, sogar in typographischen Eigenheiten z. B. Abkürzungen, Interpunktion, Druckfehlern u. s. w.

Auffallend verschieden ist Lesearten, Sprachformen, Rechtschreibung u. s. w. ist gleich die erste folgende Strophe und sofort durch das ganze Gedicht. Von hier fangen auch die häufigen Auslassungen von einzelnen oder mehreren auf einander folgenden Strophen an. Alles was nicht höchst nothwendig zum Zusammenhang der Ge-

*) Adelung (d. h. der für ihn arbeitende Abschreiber) wohl nicht. Sonst hatte dieser seinen Irrthum wenigstens auf dem Titel der ihm gehörenden Handschrift (er hat oft mit eigener Hand Notizen in seinen Abschriften gemacht) berichtigt. Vielmehr scheint diese Ergänzung des Anfangs ihm verborgen zu haben, daß die Abschrift aus dem Dresdener Codex No. 42 stammte, worin dieser Anfang gefehlt haben sollte. Die Sache ist ja auch leicht zu erfahren.

schichte gehört, jede Ausmahlung von Bildern und Gefühlen, vollends die sogenannten Exkursionen, die Betrachtungen des Dichters und dergleichen ist ohne Schonung herausgeworfen. Doch besser, ich gebe gleich einige Belege.

Die Sprachformen und die Rechtschreibung erscheinen viel alterthümlicher als im alten Druck. Die vollen hochländischen Formen der Participe in unt und ot*) statt des späteren ent und et, die andern zeitwörtlichen Endformen it und in für et und en und Ähnliches mehr, die Vorsetzsilben ir, vor, statt er, ver u. s. w. gehen bis zu Ende durch die Handschrift. Ferner fehlt fast durchaus die neue Schreibung ei für i, ch für h, au und aw für ou und ow u. s. w. die im Druck herrschend ist. Dagegen finden wir in den Lesarten, die von dem Druck abweichen, eine unzweifelhafte Spur von Überarbeitung. Fast alle sind auffallend matt und nüchtern und zeigen von dem Bestreben, Schwierigkeiten und Schroffheiten zu ebenen, welches immer eins der sichersten Merkmale von Verfälschung ist.

Eine Vergleichung der Handschrift mit dem Drucke von Anfang bis zu Ende mitzutheilen, ist außer den Grenzen dieser Blätter. Eine buchstäbliche Vergleichung müßte auch schicklicher nach der Dresdner Handschrift angestellt werden. Hier nur, was zur Unterstützung meiner Angaben nöthig ist.

In Strophe 58 giebt die Handschrift: lich. st. leit.

*) Letztere Form nur nicht überall, sondern fast selten. Nach der allgemeinen Alterthümlichkeit der Formen gehört sie aber hieher. Sie haben ja die Abschrift einer Abschrift vor uns.

michol ſt. michel, dy ſy ane forchte liben ſt. Die an vorcht ſy mynnent.

Die 59. Strophe fehlt.

Strophe 60. irkennoth ſt. erkennet. Strophe 61. michil ſt. michel, hebit ſt. hebet, irlaſse ſt. erlaſse, vorſuchen ſt. verſuchen.

Weiterhin überall: froude, ouch, touſe, togunde (Tugend) jogunde (Jugend) wythe (weit), Strophe 82. weddergebende ſt. widergebende.

Strophe 62 bis 65 fehlen. Desgleichen Strophe 70 und 76.

Erſtes Kapitel.

Hierin fehlen Strophe 3. 6. 11. 16. 18. 20. 21. 23. 26. 36. 39. 40. 45. 52. 54. 56. 58. 59. 68 bis 72. 80. 82. 83. 85. 91 bis 96. 98. 100. 104. 105. 107. 108. 110. 112. 113. 115 bis 117. 119. 121. 123. 126 bis 133. 136. 145. 148 bis 150.

Zweites Kapitel.

Hierin fehlen Strophe 2. 4. 6. 8. 9. 12. 14 bis 17. 19 bis 21. 33.

Dieß wird hinreichen, um eine Vorſtellung von der Behandlung des verkürzenden Bearbeiters unſeres Gedichts zu geben.

Eine wirkliche Lücke iſt im 6ten Kapitel von Strophe 30 incluſ. bis zu Ende von Strophe 74. Die Handſchrift beginnt mit:

om uls borgen dy fluſt an den vrouden unde
vmer gheewynne an der ſorghen.

Die Handſchrift endigt, wie Götze richtig angiebt, im 15ten Kapitel und zwar mit der 59ſten Strophe:

Vor us die orſch bedeckit etc. und zu Ende: und

trug ers ymer veile jn flohe ein halbit schilling darumme vil starcke.

Übrigens fehlen die Überschriften und Absätze bei den Kapiteln. Die Strophen sind abgesetzt, die Verse nicht.

II. Das Gedicht von den Edelsteinen, aus der Bibliothek des Rektor Dienemann zu Eisleben.

Der neueste Herausgeber *) des Gedichts von den Kräften der Edelsteine, welches sich handschriftlich in No. 55. zu Dresden befindet, vermißte bei seiner Recension die Handschrift eines Gedichts über denselben Gegenstand, die sich zu Eisleben in angegebenen Bibliothek befand (oder befindet?) und von da abschriftlich nach Dresden gekommen ist. Auch im Grundriß weiß er noch keine Auskunft über diese Handschrift zu geben. Er vermuthet aber, es sey passelbe Gedicht, was in der Dresdner Handschrift No. 55. steht.

Diese Vermuthung hat sich bestätigt und sollte Herr Dr. Büsching jene Handschrift noch nicht in Händen gehabt, oder hinlängliche Nachricht davon erhalten haben, so wird ihm Folgendes genügen.

Das Gedicht in dieser Eislebenschen Handschrift ist im Wesentlichen von dem aus der Dresdener Handschrift herausgegebenen nicht verschieden. Es scheint indeß eine Überarbeitung, jedoch nur eine unbedeutende meist nur sprachliche hindurch. Die Einleitung ist abgekürzt und lautet:

Allerhande weyfsheit
Hat got an dry geleyt
An fleyn an wurtzen und an fachen (?)
Dy tzwey lafs ich underwegen
Von dem gefteyne wil begynnen
Unde yre Kraft volbrengen.

*) In dem Museum B. II. S. [illegible]

Nun folgt unmittelbar:

Der erſte ſteyn heyſſet almodin
Des farbe die ſal rot ſin
Wer den treget an dem finger
Dem iſt wol deſte ringer
Und wart nye ztouber ſo reſse
Wer eſs truncke adder eſse
Das ſchadet ihm nicht an der friſt
Dieweil der ſteyn bey im iſt.

Das Gedicht iſt am Ende defekt. Es geht bis zum Jachant und Jacoda (bei Büſching v. 661. ff.)

Der Jachant und der rote jachant
Dy ſynt vor wol bekant
Der beyder Kreſſten ſynt al ztu vil
Wen als ich uch nu ſagen wil
Wer vor gerichte ſteht
Dem fromete or ab er yn bey ym hat
Jacoda iſt ouch eyn
Harthe wun —

(Wird fortgeſetzt.)

Wilhelm Müller.

Beilage zu I.

Abſchrift von Str. 58. und 60. der Handſchrift.

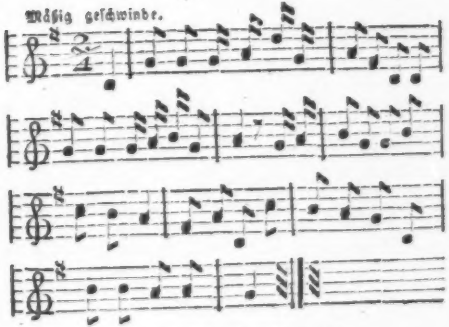
Sam dhau in haiſser ſunne. Vertaus de (?) ge ſichte. Vnd feur in einen brunen den beiden lith zeu ſluche gar die plichte nach michol meher der welte myner ſixzent dy ſy ane forchte liben unde vor die blanken warbe ſwarze kyſse.

Unde han doch nicht irkennoth man ſo rechte wiſe wart ome zeu rechte henennet diſse rede ich wenn iz müſs on prysen an wizze Kraſt ez ſy vil add' Kleyne des bin ich ungherümet wen iz hort an dy ewentüre ghemeyne ich.

XVIII.

Die Brombeeren.

(Öſterreichiſches Volkslied.)



Es wollt' ein Mädl wohl früh aufſteh'n,
Wollt' geh'n in den Wald;
Wollt' geh'n in den Walde,
Hum hum! ja ja! ja Walde,
Wollt' Brombeer' brocken ab.

Und wie sie zu dem Wald hin geht,
Begegnet ihr's Jägers Knecht:
„Ei Mädl pack' dich aus dem Walde,
„Hum hum! ja ja! ja Walde,
„Mein'm Herrn dem ist's nicht recht."

Und als sie in den Wald' nein kam,
Begegnet ihr's Jägers Sohn:
„Ei Mädl willst du Brombeer brocken?
„Hum hum! ja ja! ja brocken?
„Brock dir dein Körberl an."

Da gab's so viele Brombeer',
Sie brockt wohl bis in d'Nacht.
„Ei Mädl sind s' nicht recht süße?
„Hum hum! ja ja! ja süße!
„Doch nim' dich vor sie in Acht!" —

Es stund kaum an ein Vierteljahr,
Die Brombeer' wurden groß;
Es stund kaum an ein halbes Jahr,
Hum hum! ja ja! drei Vierteljahr —
Ein Kind saß ihr auf der Schooß.

Und als der Jäger zur Thür 'rein kommt,
Ihre Augen wurden naß! —
„Ei Mädl sind das die Brombeer'
„Hum hum! ja ja! die Brombeer'
„Die wir abbrockt uns hab'n?

Und der ein ehrlich's Mädl will hab'n,
Der schick' sie nicht in Wald;
Der schick' sie um keine Brombeer',
Hum hum! ja ja! ja Brombeer',
Verführet sind sie bald!

Franz Ziska

XIX.

Ueber ein Gemälde zu Grätz in Steiermark, angeblich vom Jahre 1230.

Im zweiten Bde. meiner wöchentlichen Nachrichten S. 1. theilte ich eine entlehnte Nachricht mit, daß sich in Grätz ein Bild vom Jahre 1230 finden solle und versprach mir von der Güte der Herrn Kuratoren des treflichen Johanneums darüber eine Auskunft. Diese habe ich auch von dem Herrn von Kalchberg auf die befriedigendste und zuvorkommendste Weise unter dem 27. Wonnemond 1817 erhalten und zugleicher Zeit eine Nachbildung des Gemäldes in Farben.

Die Nachricht nun ist diese: das Bild hat in der Länge 4 Schuh 2 Zoll, in der Breite 3 Schuh, 4 Zoll 3 Linien. Es befand sich in der kleinen landesfürstlichen Stadt Voitsberg des Grätzerkreises der Steiermark, in dem nun aufgehobenen Karmeliter-Kloster. Einst befand sich zu Voitsberg ein Spital, in dessen Kapelle dieses Bild als Altarblatt war. Bei der im Jahre 1401 erfolgten Verwandlung dieses Spitals in ein Karmeliterkloster baute man eine große Kirche, das Bild verlor seine erste Bestimmung und wurde blos zum Andenken im Kloster aufbewahrt. Leider erkennt man am Bilde, daß in späterer Zeit daran geflekt wurde, wo man auch glaubte, die Aufschrift verbessern zu müssen." Diese Aufschrift lautet nun, mit den eckigt gebrochenen Buchstaben geschrieben: H. Elisabeth Königs Andreas in Ungarn Dochter. Fürstin in Thyringen und Lanntgräffin in Hessen Anno 1230. den 19. Wintermonats.

Der Anblick der Nachzeichnung des Bildes zeigt mir deutlichst, daß große Irrthümer bei der Angabe von dem Alter desselben obwalten, welches ich für ein mittelmäßiges Bild aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts, also ein

Machwerk aus einer der Kunst nicht eben günstigen Zeit erklären muß. Die ganze Darstellung und die Zusammenreihung der Gestalten beweist dies offenbar, denn gerade daraus geht hervor, daß der neure Schein nicht etwa Folge eines Übermalens ist. Wäre das Bild nicht zu unbedeutend, so würde ich, zur Erhärtung meines Urtheils, es im Umrisse stechen lassen, aber meine Behauptung erliegt keinem Zweifel. Auf welchen Stoff das Bild gemalt ist, ward mir nicht gemeldet, ich glaube gewiß behaupten zu können, daß es Leinewand ist, schon ein Beweis für sein jüngeres Alter. Die Jahreszahl 1230, in welchem Jahre die heil. Elisabeth starb, hat verführt, dem Gemälde selbst dies Alter beizumessen. —

„Wir haben auch — schreibt mir Herr von Kalchberg ferner — das Bildniß der Veronika von Dessenitz im Joanneum, die in der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts lebte, und deren Schicksale ich im 8. Theile meiner Schriften dramatisch behandelte.“ — Von diesem wurde mir gütigst ein Kupferstich mitgesendet. Auch dies Bild, so wie es jetzt von Blaschke gestochen erscheint, gehört durchaus nicht dem 14. Jahrhundert an und ich lasse es ganz dahin gestellt sein, welcher Zeit das Urbild zukömmt, vor mir liegt nur ein mit gewohnter Zierlichkeit, Sauberkeit und Nettigkeit ausgeführter Wiener Kupferstich, eines lieblichen, freundlichen Mädchen-Gesichts, das in Haltung und Kleidung ganz unseren Tagen angehört. Dem einen Bilde muß ich daher gewiß, dem andern vermuthlich, sein hohes Alterthum absprechen.

Büsching.

XX.

Ueber Veldecks Herzog Ernst.

Hat auch dieses Gedicht nicht die Größe des Nibelungen-Liedes, nicht die zierliche Form und das gewaltig Er-

greifende, so verdient es doch als eine deutsche Odyssee unsere besondere Aufmerksamkeit. Diese scheint ihm bisher gemangelt zu haben, besonders wegen der kurzen, abstoßenden Reimpaare. Hat man sich nur etwas damit bekannt gemacht, so wird es sehr anziehend, daher trug auch der Verf. dieses kein Bedenken, es mit den Sekundanern des Konradinums zu Jenkau im Winter 1814 zu lesen, (was, wie mir bekannt ist, noch nirgends geschehen ist) und hatte die Freude, daß es die jugendlichen Gemüther, ohngeachtet sie sich in den Urtext einarbeiten mußten, allgemein ansprach. Einige Gedanken darüber, aus andrer Hinsicht aufgestellt, als die gehaltvolle Einleitung der Herausgeber der altdeutschen Gedichte des Mittelalters, erregen vielleicht mehr Theilnahme dafür.

Herzog Ernst, eine mythische Person, wird als Stiefsohn Kaiser Ottos, zum Richter des Reichs ernannt, in welchem Amt er sich mannlich, recht und redlich hält und kein Gut für Recht nimmt, deßwegen geehrt von allen Guten, gehaßt von den Falschen. Der Pfalzgraf Heinrich bringt es durch seine Verläumdungen bei dem Kaiser so weit, daß er des Amtes entsetzt, ja mit Krieg überzogen wird. Keine Entschuldigung, keine Vertheidigung von ihm mag der Kaiser hören. Keine Fürbitte des sanften Mutterherzens mag Gnade finden. Ernst erfährt den Stifter seines Unheils, reitet mit zwei Getreuen nach Speier und tödtet den Pfalzgrafen in der kaiserlichen Burg. Seine Unschuld, die Schlechtigkeit seines Feindes können diese ungeheure That, diese Verletzung des kaiserlichen Burgfriedens,*) diese Entweihung der

*) Bemerkenswerth bleibt dabei immer die Fügung der Gerechtigkeit, an der Stelle wo der Pfalzgraf falsche Anschläge und Meinrath giebt, muß er auch die Strafe für die Entweihung des Orts und des Amts erleiden.

kaiserlichen Pfalz, wo das Recht selbst seinen Wohnsitz haben soll und diese Vergehung an der Ehrwürdigkeit des Reichsoberhauptes, in seinem nächsten Thronbeamten, nicht entschuldigen. Es ist ein Frevel, welcher alle gesetzliche Ordnung, das ganze Ansehn des Kaisers vernichtet und aller Verfassung Hohn spricht. Von jetzt an leidet Ernst als Verbrecher und muß das beleidigte Gesetz durch lange Büßung und schmerzliche Reue versöhnen. Er wird in die Acht erklärt, sein Land mit Feuer und Schwert verwüstet und seiner Unterthanen beraubt. Zwar rächt er sich blutig genug, aber eine neue Heerfahrt des Kaisers bestimmt ihn zu dem Entschluß, der Macht zu weichen, unschuldig Blut zu schonen und pilgernd nach dem heiligen Grabe zu ziehen. Viele finden sich als Theilnehmer dieses Zugs ein, und seine Mutter schickt ihm heimlich Unterstützung zur Reise. Überall wird er ehrenvoll aufgenommen und der Kaiser von Konstantinopel rüstet ihm eine Flotte mit allem Nothwendigen aus. Aber ein Sturm zerstreut und versenkt die Schiffe, nur Herzog Ernst mit den Seinigen wird erhalten, damit er in Jerusalem seine Schuld abbüßen möge. Nun folgt das Wunderbare des Gedichts, die fabelhaften Völker, der Magnetberg, die Greifen ꝛc. welche er bekämpfen muß, Alles um in ihm nur schmerzlicher die Sehnsucht nach dem Ziele seiner Reise zu erregen. Endlich gelangt er mit mohrischen Kaufleuten nach Jerusalem, wo er den Tempelrittern Frieden erstreitet. Adelheid, das liebende Mütterchen, hört von des Sohnes mannlichen Thaten und erfleht die Fürsprache der Fürsten bei dem Kaiser. Boten werden nach ihm gesendet, und gerne folgt er dem teuren Rufe zum Vaterlande. Mit Größe, Erhabenheit und heiligen frommen Tönen neigt sich das Gedicht zum Schluß. In der Mitte des Weihnachtfestes, als der Bi-

ſchof die Bedeutung des freudenreichen Tages rührend aus Herz gelegt, und der Kaiſer auch ergriffen von der unendlichen göttlichen Liebe und Barmherzigkeit ſtill in ſich verſenkt iſt, fällt ihm Ernſt zu Füßen und erhält Vergebung; auch ihm dem verlornen Kinde wird der Vater wieder gegeben, und wo Alles jauchzt und ſich der Milde des Himmels erfreut, ſoll er auch nicht ſtumm und traurig ſtehn.

Wunderbar und anziehend ſind die Irrfahrten Ernſtes und die Schilderung der fremden, ſonderbaren Völker, was man aber ſelbſt nachleſen muß. Die Charaktere treten bedeutend hervor. Der argwöhniſche, ergrimmte, zornige Kaiſer bildet den Gegenſatz zur rührenden Mütterlichkeit Adelheids. Dieſe Mutterliebe und Treue leuchtet durch das ganze Gedicht tröſtend, erquickend und beruhigend, wie eine milde Mondnacht. Eben ſo ſtehen ſich Herzog Ernſt und der Pfalzgraf gegenüber, jener als junger, treuer, raſchauflodernder Held, dieſer als bedächtiger, langſamſchleichender Hofmann. Graf Wetzel gewinnt das Herz durch die unerſchütterliche Treue gegen ſeinen Herrn. Ernſt und Wetzel ſind die deutſchen Dioskuren.

Einen eigenen, gemüthvollen Reiz gewinnt das Gedicht noch durch die eingeſtreuten Sittenſprüche, die genau in den Plan des Ganzen verflochten ſind, und durch ihr Treffendes Allgemeingut zu werden verdienen. Dazu gehören die über Biederkeit und Falſchheit, (23 — 38. 517 — 524.) Treue, (972 — 74. 1149 — 1154.) gerechten Sinn, (1215 — 20.) Verſtändigkeit, (1525 — 31.) Achtung gegen Redliche, (1831—42.) Beſſerung, (3353 —57.) Gottesfurcht, (4333—36.) Milde des Kriegers, (4923, 24.) Lohn des Argen. (5225 — 30.). Überall

Lauteres Gold der deutſchen Sittlichkeit, was kräftiger wirkt, als unſre neumodiſchen moraliſchen Liederbücher.

Beſſeldt.

XXI.

Ueber die Italiäniſchen Volksbücher.

Erſter Brief.

Rom den 14. Herbſtmonat 1817.

Ich hatte einen geiſtreichen Italieniſchen Dichter um Aufſchlüſſe über die Italieniſchen Volksbücher gebeten, die mir dieſer jede Woche auf die künftige verſprach und mich ſo Monate lang hinhielt; es war mir hauptſächlich um die Singweiſen zu thun, die Sie verlangt hatten. Geſtern ſchickte er mir endlich ein Papier, überſchrieben: Bella Letteratura Plebea. Lettere al Sig. Enrico Keller. Lettera prima. Er verſpricht mir nun jede Woche einen ſolchen Brief. Die Melodien werde ich Ihnen durch einen deutſchen Muſiker componiren laſſen, der Ende dieſes Monats von Neapel zurückkommen wird, und Ihnen die Briefe geradezu überſetzen, das etwa Fehlende am Ende hinzufügen, ſo können Sie am Ende aus dem Ganzen herausziehen, was Sie brauchen *).

---

*) Es dürfte wohl zweckmäßiger, die ganzen Briefe in ihrer Eigenthümlichkeit bekannt zu machen. Hg.

Veneratissimo Amico!

Ist es möglich, daß Ihnen der Einfall kommen konnte, den Tiraboski unserer Volksliteratur machen und die Fragmente der Überlieferungen unserer Grosmütter, die Geschichte unserer Gassenlieder sammeln zu wollen? Nehmen Sie sich in Acht! denn bei diesem Geschäfte laufen Sie Gefahr, den Sinn für den harmonischen Klang unserer wohllautenden Sprache ganz und gar zu verlieren, sich über jedes Lispeln des Zephirs zu ärgern und am Ende werden Sie keinen Gefallen mehr daran finden, im Mondschein nach ihrer verborgenen Einsiedelei zu wandeln, um mit Dante und Ariost zu verkehren. Denn Sie werden nichts finden, als einen Schwall von Reimen in Prosa, die nicht Verse genannt zu werden verdienen. Unharmonische Silbenmaße, Spuck- Gespenster- Hexenmeister- Räubergeschichten, Mord und Todschlag, nebst andern Seltenheiten dieser Art, und sehr selten eine Octave oder Strophe, wie die Kunst sie erheischt und ohne Verstöße gegen das Metrum. Vor allen Dingen muß ich Ihnen sagen, daß der größte Theil unserer Geschichten dieser Art, die sich von Mund zu Mund von Vater auf Sohn fortgepflanzt haben und wie ein Fideikomiß den Enkeln überantwortet werden, auf dem Felde von unwissenden Hirten, oder in der Stadt von ungebildeten Handwerkern sind abgefaßt worden, oder in Sakristeien oder Klostertheren (nelle porterie) von einfältigen Küstern und Mönchen, welche durch die Liebe zum Wunderbaren gereizt oder aus besonderer Andacht für irgend einen Heiligen, oder irgend ein wunderthätiges Bild der Madonna, vielleicht auch um etwas zu gewinnen, freiwillig oder aufgefordert Hand an diese Gedichte legten, vor denen uns Apollo bewahre. Daher die verwegenen Metaphern, die nicht passen, die Übertrei-

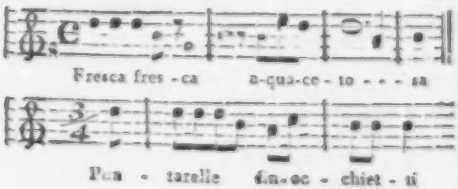
bungen die jede vernünftige Grenze des Wahrscheinlichen überschreiten, daher die ungeheuersten Wunder, die alle Kräfte der Allmacht in Wirkung setzen, wo die Wahrheit den Bodensatz ausmacht, und die ausschweifendste Erdichtung oben schwimmt. Noch mehr: das leichtgläubige Volk, das im Winter am Herde, im Sommer im Mondschein, von Jugend auf diese lächerlichen Diebes- und Hexengeschichten singen hörte, ist so davon eingenommen und bezaubert, daß es daran glaubt, wie an das Evangelium St. Markus und Lucas. Daher geschah es, daß einige Abentheuer dieser Helden und Heldinnen eine sprüchwörtliche Kraft erlangten. So sagte man, sagt noch, und wird immer sagen, wenn jemand in großer Geschäftigkeit irgend eine Sache zu Ende zu bringen sucht: Fa piu che Carlo in Francia. Von einem Reisenden der Wasser und Land durchlaufen, Gefahren und Abentheuer bestanden: Ne ha vista piu di Guerrino. Von einem schmachtenden Paare: Ecco Gianfiore e Filomena. Von zwei treuen Liebenden: Guardate là Paris e Vienna. Von einem, der mit eilfertiger Schnelligkeit läuft: Colui ha le scarpe di Lionbruno. Von einem, der mit den Dachs in die Wette schläft: È parente dei sette dormienti, und tausend andre mit denen man einen ganzen Band anfüllen könnte. Diese und ähnliche Ausdrücke sind sogar in dem Munde des vornehmen Pöbels, der sie ausspricht und anwendet, ohne die eigentliche Quelle derselben zu kennen, noch das Gedicht und den Gesang aus dem sie genommen sind, die sie nach dem Privilegium der Papageyen wiederholen. Außer dem großen Vortheil, den die Sprache daraus gezogen, indem dieselbe durch Sprüchwörter und Redensarten bereichert wurde, zog das Repertorium der Comicker einen eben so großen daraus, im-

dem sie ihnen eine Menge Gegenstände für Tragödien und Komödien darboten; die Gesellschaften der Histrionen nehmlich, welche das Volk durch pomphafte und doch nicht unbekannte Titel anzulocken suchen. So sind Vorstellungen (Rappresentazioni werden sie von ihnen geheißen) des Guerino meschino, Peppe mastrilli, St. Margerita von Cortona, Paris und Vienna, Pietro Berliario, Gianfiore und Filomena und andre immer eines zahlreichen Zulaufs gewiß; zu diesen kann man noch die geschichtlichen Stücke hinzufügen, welche dem Volke durch Lieder in Oktaven wohl bekannt sind, als Le crudeltà di Nerone, welche von den Blinden auf den Kreuzwegen gesungen werden, und welche in einer schauerlichen, monstruosen Tragi-Comödie zusammengehäuft, das Volk haufenweis ins Theater locken. So werden Sie oft durch den Ruß der Wände der gemeinen Kneipen ehrwürdig durch ihr Alterthum und merkwürdig ist es, durch den Rauch hier und da irgend einen Roland hervorblicken zu sehen, der bei Roncesvalles mit den Heiden kämpft, oder einen Lienbrune im zärtlichem tête a tête mit Madonna aquilina, einen Guerrin der sich mit den Bäumen der Sonne unterhält u. dgl. Wohl verstanden, unsre antiken Kneipen, denn die modernen schwingen sich höher und wagen es Dianen vorzustellen, die, in der Luft aufgehängt, Betrachtungen über den schlafenden schönen Schäfer anstellt, Apollo der der Daphne nachläuft, Jupiter als der Stier, der die Prinzessin Europa über Wasser transportirt; wobei zu bemerken, daß der Stier gewöhnlich besser gemahlt ist, als die Prinzessin. Das Volk, mein Freund, hat angefangen, sich an die Mythologie zu gewöhnen, die Augen sind ihm aufgegangen, allein Sie bemerken schon, daß er aus einem Traum in den Andern, aus einem Wahnsinn in einen neuen Wahnsinn fällt. Wehe uns! wenn es anfinge, sich mit der Geschichte zu befas-

ſen! Alles dieſes aber iſt weit entfernt, die alten Fabeln Schachmatt zu machen; Beileibe! Die Preſſen eines Baldaſſarri in Rom, eines Maraſcandoli in Lukka ſind in beſtändiger Thätigkeit, ſie Schockweiſe aufs Neue zu produziren; die Blinden ſingen und verkaufen ſie, und Sie wiſſen, daß dieſe Klaſſe die Lehrer der Völker iſt. Genug für Heute. Binnen drei Tagen laß ich mich wieder bei Ihnen hören, und ich verſpreche Ihnen wöchentlich eine Geſchichte oder irgend eine Canzone mit allen den Notizen ausſtaffiert, welche mir in die Feder laufen werden, mehr können Sie wohl nicht von einem Tabackmacher verlangen. Ihr Ferretti.

Das Letzte bezieht ſich auf Ferrettis itzige Beſchäftigung, anſtatt irgend eines Lehrſtuhles in der Geſchichte oder den ſchönen Wiſſenſchaften, den er ſuchte, deren Aſyl Rom wahrlich nicht iſt, hat er, nebſt einigen andern gebildeten und geiſtreichen Männern, es für ein Glück anſehen müſſen, bei der Tabackregie als Commis angeſtellt zu werden. Die wenige übrige Zeit, meiſtens ſeiner Nächte, widmet er der Dichtkunſt und der tiberiniſchen Akademie, deren Stifter er iſt, ſo wie Mitglied der Akademie und Improviſatore.

Es iſt ſonderbar, daß dieß Volk, deſſen Sprache ſchön ſingt, nicht mehr Volkslieder hat, man hört nie in Trinkhäuſern und bei Gaſtmälern ſingen, obſchon die Verkäufer aller Art nach einer gewiſſen Weiſe ausrufen z. B.



Eine Opernarie die zuweilen gefällt, läßt sich hernach häufig auf den Straßen hören, allein das ist kein Volksgesang; ich werde Ihnen zu den Volksliedern immer wo möglich auch die Melodien hinzufügen. K.

XXII.

Carlsruher Handschrift des Tyturel.

Da von dieser Handschrift noch keine genauere Nachricht vorhanden, so will ich hiermit eine nähere Beschreibung mittheilen, um die Benutzung und Vergleichung derselben zu erleichtern.

Die Handschrift ist vollständig, in groß Folio, jede Seite in drei Columnen abgetheilt, strophenweis geschrieben, mit eigenen Überschriften der einzelnen Abentheuern, und zählt im Ganzen 148 unpaginirte Blätter. Sie befand sich ehemals in der Abtey S. Peter auf dem Schwartzwald, von wo sie nach Aufhebung des Klosters nach Carlsruhe kam, und ist kein Werk des mönchischen Fleisses, denn der Abt Philipp Jakob kaufte sie erst im Jahr 1763. für sein Kloster an, welches vornen also eingeschrieben steht: „Emit reverendissimus ac amplissimus D. D. Philippus Jacobus Monast. S. Petri in Silva nigra abbas. Anno 1763." Der frühere Besitzer der Handschrift ist unbekannt. Die Endanzeige lautet nur auf den Schreiber: Explicit liber Tyturelis de Eschens

bach Per manus Petri qier Notarij Anno dni Milleſſimo Quadringenteſimo Trieſimo Primo In die ſancti Achatij mris (martyris) et ſororum eius mrm (martyrum).“ Unterſcheidungszeichen fehlen faſt gänzlich, nur hie und da ſteht der Punkt. Der Mundart nach zu ſchließen, möchte die Handſchrift in Nordſchwaben oder Franken geſchrieben ſeyn. Der Anfang lautet alſo:

An angeng vnd an letze
Piſt du got ewig lebende,
Dein chraft an vnder ſetze
Hymel vnd erd habt auf ſchwebende;
Dem ye dem ymmer iſt gar vngerechtet,
Sam wirt dein hohe mer praite lege:
Noch tieffe dein betrechtet.

Wie doch gedancke gahent
Schnell vor allen dingen,
Die nymmermer da genahent,
Daz ſy deinen gewalt mugen erſchwingen,
Noch dein herſchaft als vbergroſſe.
Kayſer aller chinig piſt du got,
Herr, vnd nyemant dein genoſſe.

Die Überſchriften der einzelnen Abentheuern ſind folgende:

1) Bl. 1. a. 1. (Der Eingang ohne Überſchrift).
2) Bl. 3. a. 1. Abentewr von Tyturelles vordern.
3) Bl. 7. b. 3. Awentewr wie der tempell erpawen wart.
4) Bl. 12. a. 2. Aber wie tyturel ain frawen von Spangen nam vnd wie dew ſtarb.
5) Bl. 16. a. 2. Abentewr wie frimurtell gechrönt wardt.
6) Bl. 18. b. 2. Aber wie gamurmet (?) vber mer fuer.
7) Bl. 21. b. 2. Wie die küng von Babylon Pompeyus vnd ypomidon.
8) Bl. 24. a. 3. Aber wie gamuratz leben ward auf den re gegeben.

9) Bl. 28. b. 3. Hie wirt Tſchionatulander Ritter vnd mit hundert ander.
10) Bl. 30. a. 3. Des talfains frawden hail. ſent in nach dem prachken ſail.
11) Bl. 35. b. 2. Aber wie Tſchionatulander zu dem Turnay kam in kung Artauſen hof.
12) Bl. 39. b. 3. Awer wie Attmeratt dem talfein ſand Reichen Rad.
13) Bl. 42. b. 3. Aber wie Ehinig Artaus Ritter macht.
14) Bl. 45. a. 2. Aber wie daz prachken ſail ward geleſenn.
15) Bl. 50. a. 1. Aber wie kung artaws Turniert vnd ander furſtenn mit Jm.
16) Bl. 53. b. 3. Aber wie der talfein verdient der marde (?) chus.
17) Bl. 60. b. 1. Aber wie Artawſen drew hundert frawen verſtolen wurdenn.
18) Bl. 63. b. 1. Aber wie Tſchionatulander für vber mer vnd ſein geſellen die anderr.
19) Bl. 66. a. 2. Aber wie Tſchionatulander mit den Galiotten vacht.
20) Bl. 69. b. 1. Aber wie dem paruch ward geſait des Talfeins chunſſt vnd ſein werdihait.
21) Bl. 72. b. 1. Aber wie der paruch gen ſeinen veind den zogt.
22) Bl. 76. a. 2. Aber wie der paruch ſchart gen ſeiner groſſenn vorderpart.
23) Bl. 79. b. 2. Aber wie ſich die Babylon gen den paruch Scharten.
24) Bl. 84. a. 3. Awer wie Tſchionatulander ſich ſtal in den ſtreit vnd ſein geſellen die ander.
25) Bl. 87. a. 3. Awer wie Eckunat morholten vnd Iohelein ſich erwerten dreyer kunge.

26) Bl. 90. a. 1. Abentewr wie der paruch mit den ſeinen in den ſtreit kert vnd wie er den Talfein ert.
27) Bl. 93. b. 3. Aber wie ypomidon in den ſtreit kerett.
28) Bl. 97. a. 3. Aber wie die von egipten in den Strept zogten.
29) Bl. 100. b. 3. Aber wie der Talfein ſchlug ypomidon vnd Eckkunat pompeyus.
30) Bl. 103. a. 3. Aber wie der ſig eruochten ward In den Babylon.
31) Bl. 106. a. 3. Aber wie ſy wider haim ze lannde fueren.
32) Bl. 108. b. 1. Aber wie kanfolans ward geratt mit groſſer heruart.
33) Bl. 111. b. 1. Aber wie Chinig Artaus komen poſe mer ze hawſ.
34) Bl. 113. b. 2. Aber wie Allexander vacht mit philippenn vnd Allexander.
35) Bl. 117. b. 2. Aber wie Jeſtute Sygawnen fand das prachken Sail.
36) Bl. 120. b. 3. Abentewr wie Orilus. Schlüg den Grahartzois.
37) Bl. 124. b. 2. Aber Sigawnen chlag die mert ſich von tag ze tag.
38) Bl. 127. a. 1. Aber von ferafis.
39) Bl. 127. b 2. Aber wie kyot Manſiler Gurnemaz vnd Ivaze zu Sygawnen komen.
40) Bl. 129. b. 2. Aber wie partzival zu Sygawnen kom vnd ſy In gütlich empfieng.
41) Bl. 131. b. 3. Aber wie partzival auf waſſer vnd auf lannd dye Welt für.
42) Bl. 135. b. 2. Aber wie partzival mit ſeine vöte (?) gen yberne für.

43) Bl. 138. a. 1. Awer von Sygawnen ende vnd wie Eckunat Tschionatulander Rach.

44) Bl. 141. a. 2. Aber wie Partzival für mit dem geſinde In India.

45) Bl. 144. a. 3. Aber wie ferafais den gral mit groſſen eren enphieng vnd des grales Ingeſinde.

46) Bl. 147. a. 3. (Eine Abentheuer ohne Überſchrift).

Die Überſchriften der Abentheuern habe ich buchſtäblich mitgetheilt, um zugleich, ſo viel ſich aus ſolchen unbedeutenden Bruchſtücken thun läßt, die Mundart der Handſchrift zu erkennen. Die erſte Zahl bedeutet das Blatt, der Buchſtaben die Seite und die letzte Zahl die Spalten.

Heidelberg 1817. D. Mone.

XXIII.

Volksſage.

Ich erinnere mich in meiner Kindheit folgendes Kindermährchen gehört zu haben.

Es war eine Frau, die hatte ein Kind. Im Walde kam ein wilder Bär zu ihnen, trieb ſie in eine große Höhle und wälzte einen großen Stein davor. Da ſollten ſie eingeſchloſſen bleiben ihr lebelang, denn der Bär brachte ihnen täglich Speiß und Trank. Die Mutter weinte gar ſehr, und da ſagte das Kind, es wolle den Stein wegwälzen. Die Mutter aber rieth ihm ab, es ſey noch zu ſchwach. Das Kind ging aber dennoch hin im Ver-

trauen auf Gott, und konnte den Stein nur ein wenig bewegen. Am zweiten Tage ging es schon besser, denn Gott stärkte das fromme Kind, und am dritten Tage wälzte es den Stein ganz weg, und ging mit seiner Mutter fort.

Das ist im Ganzen die Sage des Liedes vom hörnen Sigfrit, nur zum Kindermährchen umgestaltet. Hier befreit das Kind seine Mutter, dort Sigfrit seine Geliebte, hier hält ein Bär die Mutter in der Höhle verschlossen, dort Chriemhilden ein Drache, hier sieget das Kind durch Frömmigkeit und Gebet, dort Sigfrit durch vertrauensvollen Kampf; welches letztere nebst Sigfrids Liebesverhältniß bey der gottesfürchtigen Absicht des Kindermährchens verändert wurde. Zugleich ein Beweis der sittlichen Anwendung und des praktischen Gehaltes unserer Sagen, die sich in mannigfaltiger Gestaltung unbewußt dem horchenden Leben der zarten Kindheit eingewoben, besser und inniger als alles gelehrte Geschwätz fremder Fabeleyen.

Noch manche Sage des Heldenbuchs geht verwandelt und unverstanden im Volk umher, und ich erinnere mich, auch die Sage vom Otnit gehört zu haben, denn das Schauerliche darin, wie der Haidenkönig die Köpfe der Freyer auf den Mauern aufsteckt, ist in meiner Erinnerung geblieben, obschon ich die ganze übrige Mähre vergessen habe.

D. Mone.

XXIV.

Zusatz zu der Nachricht von Conrad von Meygenberg Buch der Natur. Bd. II. S. 295.

(Boner's Lebenszeit.)

Da die älteste und vollständigste Handschrift von Boners Fabeln, welche Aretung im Vatikan fand und beschrieb S. 159. in der Nachschrift dieser Fabeln statt des streitigen Namens von Riedenburg oder Rindenberg einen von Meygenberg nennt, so giebt dieser Name, wenn man ihn von dem Conrad, Verfasser des Buchs von der Natur versteht, der ja auch ein Reimer war, wie Boner, und aus dem Latein Moralien überschte und predigte, einen unerwarteten Aufschluß über das Alter von Boner, welches Leßing nach Muthmaßungen in die letzte Hälfte des 14ten Jahrhunderts setzte. Die bestimmte Angabe des Jahres 1349, worin Conrad von Meygenberg, sein Buch verfaßt hat, giebt der Leßingischen Muthmaßung die gewünschte Gewißheit.

J. G. Schneider, Prof.

XXV.

Der Bartlose und der Knabe.

(ebenso i diese) Ein Serbisches Volksmährchen.

Ein Vater schickte seinen Sohn mit so viel Getreide als ein Kind tragen kann, in eine Wassermühle, und sprach zu ihm: dort aber darfst du nicht mahlen,

wo du den Bartlos *) triffst, der möchte dich betriegen! — und der Knabe ging fort und fand gleich in der ersten Mühle Bartlosen, zu dem er sagte: Bist du bald fertig? Jener antwortete: Warte nur ein wenig, bald kannst du mahlen. Aber der Knabe sah jetzt, daß Bartlos da war, und er drehte um und ging längst dem Bache hinab in eine andere nahestehende Mühle. Wie dieß jener sah, nahm er ein wenig von seiner Frucht, ließ schnell damit am andern Ufer des Baches hin, und schüttete sie geschwind in derselben Mühle auf, in die der Knabe nachkam und also wiederum Bartlosen traf. Da wandte er sich eilig zu einer dritten Mühle; aber Bartlos war wiederum früher da, als er, und schüttete Getrei-

*) Manner, die keinen Bart haben, sind in Serbien allgemein als schlaue Betrüger verschrien, und man warnt sogar in sprüchwörtlichen Redensarten vor ihnen. Sie treten noch in andern Volkserzählungen auf. So hat z. B. einst mit einem Riesen Bartlos gewettet, daß ihm die größte Körperkraft zu Gebote stünde. Es gilt. Man geht in den Wald und der Riese reißt den größten Baum mit der Wurzel aus und Bartlos soll's nachthun. Der hat aber indeß einen langen Strick gedreht und meint: Das sey gar nichts, er wolle jetzt mit dem Stricke eine ganze Menge solcher Bäume umklaftern, sie dann niederwerfen und in's Bündel zusammenschnüren. Da erschrickt der Riese: Ey spricht er, das kann ich freylich nicht, da bist du wahrlich stärker als ich! — Hernach wirft der Riese seinen Streitkolben hoch in die Luft und fängt ihn mit der Hand auf. Bartlos duckt den Kopf zur Erde nieder und sieht auf's Gebirge hin. Was schaust du da? fragt der Riese. Ich wurde ich schauen? Ich suche mir nur den Platz aus, auf den der Kolben niederfallen soll, wenn ich ihn in die Luft schleudere. Thu' das ja nicht, Bartlos, denn siehe da mein Haus, in dem meine Frau und Kinder wohnen, sie möchtest du alle erschlagen! Und Bartlos hatte die Wette gewonnen. — — Uebrigens müssen Manner ohne Bart in Serbien gleich auffallen, was bei uns nicht leicht möglich ist, weil dort jeder, nach Landes Sitte, entweder den Schnauzbart (brkowi); oder auch, bei höherem Alter, den ganzen Kinnbart (brada) trägt. Dieser steht in großem Ansehen. Man schwört: tako mi brade! brada je ovoj! Barte! und sagt sprüchwörtlich von einem Betrüger: Oljavio bradu, da mu dođje Jerusja kad šabe: d. i. er läßt den Bart wachsen, damit man ihm mehr glaubt, wenn er lügt!

he auf.*) Nun meinte endlich das Kind, in jeder Mühle seye ein solcher Mann und gedachte, hier einmal zu bleiben. Da Bartlos gemahlen hatte, schüttete der Knabe auf, und als ein wenig Mehl fertig war, sprach jener: Weißt du was, jetzt werden wir von deinem Mehle ein Brodt machen und es dann essen. Das Kind dachte: Hol's der Teufel und sagte: ja, wir wollen von meinem Mehle ein Brod backen. Nun sprach Bartlos: Geh, trage Wasser in den hohlen Händen zu (pregrsti), dann schütte es in den Mehlkasten; ich werde indeß den Teig anmachen und das Brod kneten; — und das Kind brachte so oft Wasser in den hohlen Händen, bis alles Mehl aus dem Beuteltuche in den Kasten herabgebeutelt war, und es Unbärtiger in ein einziges Brodt gedrückt hatte. Als dies nun fertig geworden, schürrten beide das Feuer auseinander, legten den Teig mitten hinein, und deckten ihn dann mit Asche und Glut zu, bis er fertig gebacken war.**) Nun nahmen sie ihn heraus und Bartlos sprach: Weißt du was, Kind, jetzt werden wir mit einander um die Wette lügen. Wer am besten lügen kann, der kriegt das ganze Brodt. Gut, sagte das

*) Das Gewerbe des Müllers ist in Serbien wenig gekannt. Jedes Dorf, das im Durchschnitte aus 50—60 Häusern besteht, hat einige Mühlen, die auf Kosten der Gemeinde am nächst fließenden Bache möglichst einfach und nahe an einander erbaut werden. Sie sind gar nicht bewohnt, sondern stehen leer da. Jeder, der es nöthig hat, geht hinein, schüttet das Getreide auf, hemmt, wenn er fertig ist, das Mühlrad wieder, um dem Wasser freien Lauf zu lassen und geht seiner Wege. So läßt es sich erklären, wie der auf Lug und Trug erpichte Bartlos ungehindert gleich in einer zweiten und dritten Mühle mahlen konnte.

**) Das Brodt, meistens aus Maismehl gemacht, wird nicht gesäuert, auch nicht im Ofen, sondern auf dem Herde oder im Freien gebacken. Beim Braten einer Kastanie oder einer Kartoffel (Erdapfel) wenden wir fast dasselbe Verfahren an.

Kind, fange du an. — Bartlos fing nun an und log gar vieles durch einander hin und her; aber der Knabe sagte hernach zu ihm: Ey, das heißt nicht viel; kannst du nicht bessere Lügen vorbringen, so will ich dir jetzt die Wahrheiten erzählen, die ich an mir selber erfahren habe;

In meinen jungen Jahren, wie ich ein alter Mann war, haben wir viele Bienen- und Bienenstöcke gehabt, und meine Gewohnheit war es, jeden Morgen alle Bienen zu zählen, und alle Bienen konnte ich zählen, aber die Bienenkörbe nicht. Wie ich wieder einmal alle zählte, fehlte mir grade der beste Bienrich *) (naj bolji eselatz). Gleich sattelte ich also einen Hahn, setzte mich auf seinen Rücken und ritt fort, um den Bienrich aufzusuchen und ich kam seiner Spur nach. Wie ich nun das Meer erreichte, ritt ich auf einer Brücke drüber hin, und als ich drüber war, sah ich meinen Bienrich, wie ihn ein Mann am Pfluge eingespannt hatte und ein Stück Landes zum Hirsefeld umackerte. Da schrie ich ihm zu: Heh, wo hast du den Bienrich her, der gehört ja mir! und er antwortete: Wenn er dir gehört, so nimm ihn wieder mit, und er gab mir noch einen Sack voll Hirse, den er eben eingeerndtet hatte, zum Ackerlohn. Den hing ich alsbald über den Rücken, nahm den Sattel von dem

*) Bienrich ist ganz der serbischen Bedeutung nevelatza nachgebildet, ein Wort, das durchaus nur für diese Einzige Erzählung, übrigens aber im Geiste der Sprache, erfunden ist, und nirgend anderswo, weder in der Literatur noch im Umgange vorkommt. Es bezeichnet nicht die männliche Biene (Drone, serbisch: trut, trutina). Sonst heißt die Biene und ist weiblich; der Dichter hat sie aber durch die angehangte männliche Endung zum Manne gemacht. Ich wüßte kein Wort der deutschen Sprache, das dem Original-Ausdrucke näher käme, als das von mir gewagte Bienrich.

Hahne herunter und schnallte ihn auf Vienrichen, denn der Hahn war müde vom starken Ritte, so daß ich ihn an der Hand neben an führen mußte, um ihn ausruhen zu lassen. Wie ich nun über das Meer auf der Brücke zurückritt, sprang an meinem Sacke ein Strick und aller Hierse rollte heraus in's Wasser. Als ich an's Ufer kam, überfiel mich die Nacht, und ich hing den Hahn und Vienrichen an und legte mich schlafen. Beim Erwachen sah ich, daß Wölfe meinen Vienrich gefressen hatten, und der Honig aus seinem Körper herausgeflossen war, und in den Thälern bis zu den Knöcheln ging, auf den Gebirgen aber bis über die Kniee. Da ich kein Gefäß hatte, um ihn aufzufangen, nahm ich meine Hacke und lief in den Wald. Hier sah ich zwei Rehe auf Einem Fuße herumspringen; gleich zerschmetterte ich diesen mit meiner Hacke, zog dann den Rehen das Leder ab, und machte zwei Schläuche davon, die ich mit dem Honige füllte und hernach meinem Hahne auflegte. So ritt ich heim. Als ich eben nach Hause kam, wurde mein Vater geboren, und ich mußte nun zu Gott gehen, um Weihwasser zu holen *) Wie ich so bei mir überlegte,

*) Das Weihwasser ist in jedem Hause Serbien's ein wesentliches Bedürfniß, um das Verunreinte wieder rein zu machen. Wird z. B. ein Kind geboren, so fastet jedes Familienglied so lange, bis die Wehmutter erst das geheiligte Wasser über die Hände gegossen und das Zimmer damit ausgesprizt ist; dadurch wird die Frau und das Haus rein. Ist keines im Hause, so trift es sich, daß bis in's neunte Dorf wo der Priester wohnt, nach solchem Wasser geschickt werden muß; und auf die Art kann eine ganze Familie wohl vier und zwanzig Stunden lang fasten, ehe der Bote zurückkommt. Doch ist der Fall selten, da die Geistlichen gewöhnlich drei oder viermal des Jahres ihre Umgegend bereisen und ein Weihwasser in den Häusern selbst machen, das hernach sorgsam bewahrt und wohl auch dem Nachbar mitgetheilt wird, ist ihm sein Vorrath ausgegangen. Fällt eine Maus oder Ratte in die Krauttonne, so muß dieses Wasser wieder reinigen u. s. w.

wie ich zu Gott käme; da fiel mir auf einmal mein Hirse ein, der nur ins Wasser gefallen war. Ich ging hin, und da der Hirse im Nassen gelegen hatte, war er aufgegangen und bis zum Himmel emporgewachsen. An ihm stieg ich jetzt hinauf, und wie ich zu Gott kam, hatte er gerade von meinem Hirse gemäht, und ein Brodt daraus gebacken, das er in gekochte Milch bröselte und aß. Er gab mir Weihwasser und ich wollte zurück. Aber da hatte ein gewaltiger Sturmwind meinen Hirse weggeführt, und ich konnte nicht herunter. Endlich dachte ich dran, daß ich sehr lange Haare hatte, die, wenn ich lag, bis auf die Erde reichten, und, wenn ich aufstund, bis an die Ohren gingen. Schnell riß ich mir die Haare aus, knüpfte eines an's andere fest und fing nun an herabzusteigen. Da ward es finster, und ich machte jetzt an den Haaren einen Knoten und blieb so über Nacht. Es fror mich gewaltig, zum Glücke hatte ich in meinem Kleide eine Nähnadel mit. Die spaltete ich von einander und machte aus ihren Stucken ein Feuer an; dann legte ich mich neben das Feuer schlafen. Aber ein Funke kam mir an die Haare und brannte durch, so daß das Haar riß, und ich auf die Erde fiel und in ihr versank bis an die Brust. Ich wandte mich hin und her und konnte nicht raus; endlich mußte ich nach Hause gehen und ein Grabscheit holen und mit diesem grub ich mich dann aus der Erde los. Auf dem Heimwege kam ich jetzt über unser Feld, auf dem die Schnitter das Getreide schnitten *). Es war eine große Hitze und die Leute wollten nicht mehr arbeiten, weil es ihnen zu heiß war.

---

* In Serbien wird alles Getreide mit der Sichel abgeschnitten und mit der Sense nur das Gras gemäht.

Ich schrie ihnen zu: Warum habt ihr nicht unsere Stute hergebracht, die zwei Tage lang und bis Mittag breit ist, auf deren Rücken Weiden wachsen? Schnell lief ich fort und holte die Stute, und nun konnten die Schnitter unter den Weiden im Schatten fortschneiden. Dann schickten sie mich fort, um frisches Wasser zu holen. Wie ich zum Flusse kam, war er zugefroren. Mit was sollte ich nun das Eis zerbrechen? Ich nahm meinen Kopf herunter, schlug damit ein Loch und brachte den Leuten Wasser. Hernach fragten sie mich alle: Wo ist dein Kopf geblieben? Nun sah ich, daß ich ihn dort vergessen hatte und lief schnell zurück. Wie ich nun hinkam, fraß eben ein Fuchs das Gehirn aus dem Schädel. Ganz langsam schlich ich näher und schlug den Fuchs mit dem Fuße in den Hintern. Da erschrack der Fuchs, es entfuhr ihm ein Wind, und der brachte einen Zettel *) heraus, und auf ihm stand geschrieben: Mir Brodt und dem Bartlosen D—! So stand der Knabe auf, nahm das Brodt und ging nach Hause. **)

Schottky.

---

*) Es ist eine merkwürdige Erscheinung, wie in den Gesängen und Erzählungen eines Volkes, das nicht schreibt oder nur wenig Geschriebenes aufweisen kann, so häufige Anspielungen auf Schrift sich finden. In Serbien küßt man seinem Landsmanne von Achtung durchdrungen die Hand, wenn er lesen und schreiben kann; er ist schon dadurch dem Volke fast Orakel, und doch beginnen sehr viele, ja die meisten Männerlieder mit der Formel: A schreibt dem B einen Brief, (pithe knjigu), woraus sich unstreitig das allgemeinste Bekanntsein in dieser Kunst folgern ließe. Schlözer nimmt eine vorgeschichtliche Bildung der Slaven an, und dies häufige Erwähnen der Schrift unter dem Volke giebt ohne Zweifel seinem Vermuthen eine neue Bestätigung.

**) Wir haben das Vorbild unsers Münchhausen, wenn auch alles weit Größer, Morgenländischer und ins Ungeheure getrieben ist, was die Männererzählungen der Serben so auszuzeichnen scheint. Nächstens, hoffe ich, eine Weibererzählung zur Probe geben zu können. Bz.

XXVI.

Provenzalische Dichtkunst.

(Aus: Dell' Origine della poesia rimata opera di Giammaria Barbieri Modenese pubblicata ora per la prima volta e con annotazioni illustrata dal Cav. Ab. Girolamo Tiraboschi. Modena. Società Tipografica. 1790. 4. p. 99. seq.)

Von Rigaut de Berbezill*) einem wackern Ritter und trefflichen Reimer wird in den Hundert alten Novellen**), wiewohl unter andern Namen erzählt, die Freude über den in einem Turnier davon getragenen Preis habe ihn so übernommen, daß er den bis dahin verschwiegenen Namen der Geliebten, ausgeschwatzt, während er sie früher in seinen Canzonen Meilla de Dompna (der Frauen Beßte), sich selbst Mais damie (der Freunde gröβten) geheißen. Zornmüthig verabschiedete ihn die Herrin, und wollte, auf keine Fürbitte achtend, ihm nicht anders Verzeihung gewähren, als wenn er es zu Stande brächte, daß hundert Baronen, hundert Ritter, hundert Frauen, und hundert Fräulein, alle einstimmig, um Gnade für ihn flehten, ohne jedoch zu wissen, für wen? Es kam dem Rigaut zu Sinne, wie die Lichtmesse nahe sei, an der zu Puy de Notre Dame in der Provence, ein groβes Fest gefeiert werde; gegenwärtig dabei sei die Dame, und soviele Herrn und Frauen als sie verlangt, worauf er dann eine in den Hundert Novellen ganz verdorbene, von uns aber aus der Handschrift seiner Lieder folgendermassen berichtigte Canzone dichtete:

---

*) Bei Millot. T. III. p. 80 Richard de Barbesieu gegen die Mitte des XII. Jahrh.

**) Novelle antiche N. 61. wo er Messer Alamanno heißt.

Autresi com lorifans
Que cain chai nos pot levar,
Tröh autre ab lur cridar
De lur votz lo levon sus
E ieu vueill segra quel us,
Car mos mesfatz estan greus, e pesans,
Que si la Cort del Puei, el ric bo, ans
El verai pretz dels leials amadors
Nom relevon, iamais non serai sors,
Quil denhesson per me clamar merse
Lai on iutias, ni razo nom val re.

E sieu per los fis amans
Non pueso mon ioi recobrar,
Per tos tems lais mon chantar,
Car de mi no ia ren plus,
Ans vivrai com lo reclus,
Sols, ses solatz, cai tals es mes talans,
Car ma vida mes enueis, et afans,
E gauga mes dols e pluzers mes dolors,
Quieu non soi ges de la maneira dors,
Que qui bel bat, nil te vil ses merse
Adonex engraisa, e meillure reve,

À tot lo mon soi clamans
Do mi e de trop parlar,
E sieu pogues contrafar
Fenex, que non es mes us,
Que sart, e pueis resorsus,
Marterieu, car tant sui malanans
E mos fols digz mensongier, e truans,
Resorzera ab sospirs, et ab plors
Lai, on beutat es, e ioi, et valors,
En que non failli mas un pauc de merse
Que non li son ajustat tuit li be,

Ben sai camors es tan grans,
Que ieu mi pot perdonar,
Ieu failli per sobramar,
Ni remhei com le Magus,
Que ditz quel era Jesus

E volc volar al Ciel oltracuidans;
E Dieus baiset fergueill e lo sobrans
Mas mos orgueills non es reu mai amors,
Perque merses mi deu faire secors;
Quen maint biec es on razos vens merse,
E luec on razo, ni dreit pro non te.

Ma chansos mez drogomans
Lai, on ieu non aus anar,
Ni ab dreitz hueills esgarar;
Tant soi forfintz et achis;
Ni ia hom nomen esclus
Meills de Dompna, que fugil ai dos ans.
Av torn a vos doliros e plorans
Aissi col sers, que, cant a fait lonc cors,
Torna murir al bruit dels cassadors,
Aissi torn ieu domphen vostra merse;
Mais vos non cal, que damor nous sove.

Wörtliche Übersetzung.

Gleichwie der Elephant, der wenn er fällt, sich nicht zu erheben vermag, bis die andern durch Schreien mit ihrer Stimme ihn aufrichten, so will auch ich solcher Sitte folgen, denn meine Missethat ist so schwer und gewichtig, daß wenn der Hof von Puy und die reichen Herrn, und der ächte Preis der getreuen Liebhaber mich nicht aufrichten, ich nimmer werde aufstehen können, so daß sie sich erniedrigten, für mich um Gnade zu rufen, da wo Gericht und Recht mir nichts frommen.

Und mag ich durch die feinen Liebenden meiner Freude nicht wieder theilhaft werden, so laß ich auf alle Zeiten hin mein Singen, denn an mir ist dann nichts mehr; sondern leben will ich wie der Eingeschlossene, einsam, trostlos, dieß ist mein Wille; denn mein Leben ist mir Überdruß und Kummer, Freude ist mir Leid, Ergötzen ist mir Schmerz; bin ich ja doch nicht nach Art der Bären, der, wenn ihn einer schlägt

und ohne Gnade ihn mißhandelt, dann zu mal fett wird, sich besser fühlt, und zu recht kommt."

„Zu der ganzen Welt klage ich über mich und zu vieles Reden, und könnt' ich's nachmachen dem Phönix — dieß aber ist nicht meine Sitte — der sich verbrennt, und dann wieder aufersteht, so würd' ich mich verbrennen, so unglücklich bin ich, so lügnerisch und spöttisch sind meine thörichten Reden. Auferstehn würd' ich durch Seufzer und Thränen, dort, wo Schönheit ist und Wonne und Treflichkeit, worin nichts mangelt als ein wenig Gnade, damit alles Gute darin vereinet sei."

„Wohl weiß ich, wie die Liebe so groß ist, daß sie mir leicht vergeben mag, wenn ich durch allzugroßes Lieben fehlte. Nicht nach Herrschaft strebt ich ja, wie jener Zauberer, der sagte, er wäre Jesus, und wollte gen Himmel fliegen, und Gott demüthigte seinen Hochmuth und Frevel; nein, mein Übermuth ist nichts als Liebe, weshalb mir Gnade Hülfe leisten soll, denn manche Orte sind, wo Recht um Gnade flehen kommt, und Orte, wo Recht und Grund kein Frommen schafft."

„Mein Lied ist mir Dollmetsch, dort wo ich nicht zu gehen wage, noch mit unverwandtem Auge hinzublicken, solch ein Frevler und Gebannter bin ich; und kein Mensch entschuldigt mich dafür, Besitze der Frauen, die ich zwei Jahre floh. Nun kehr' ich zu euch klagend und weinend; gleich dem Hirschen, der, wenn er, einen langen Lauf gethan, zum Sterben kehrt beim Lärm der Jäger, so kehr' ich, Herrin, hin zu eurer Gnade; doch euch kümmert es mit nichten, denn an Liebe denkt ihr nimmermehr."

Dieses Lied sang er ungesehen auf einer Anhöhe, wo ihn alle hören konnten, in traurigem Tone, während der Platz vor der Kirche voller Leute war, weswegen alle einstimmig begannen Gnade! Gnade! zu rufen. Die Frau

gewährte ihm Vergebung und nahm ihn wieder in ihre Gunst auf, wie zuvor.

2. Fragment der Gräfin de Die. (S. 134.)

A chantar mes daco, quieu non volria
Tan mi rancur de lui, cui sol amia,
Car ieu l'ammais de nulla ren que sia.
Ves lui nom val merses ni cortezia,
Ni ma beutatz, ni mos pretz, ni mos sens,
Cantresi sui enganade trais
Com degresser, si fos dezavinens.

Singen muß ich, was ich nicht wollte.
So sehr grämt ich mich um ihn, dem ich Freundin bin,
Denn ich liebe ihn mehr als irgend ein Ding.
Gegen ihn hilft mir nicht Gnade, noch Güte,
Noch meine Schönheit, noch mein Werth, noch mein Verstand;
Denn eben so bin ich betrogen und verrathen,
Wie ich es seyn sollte, wenn ich häßlich wäre.

3. Wilhelm de Capestaing. (S. 62.)

Wilhelm de Capestaing verliebte sich in eine Edelfrau, die Gattin Raimunds von Chastel Roussillon, welcher seine Liebe so sehr behagte, daß sie ihn zu ihrem Ritter annahm, und beide lange Zeit hindurch sich an einander ergötzten. Raimund faßte endlich Verdacht, ward eifersüchtig gegen sein Weib und sperrte sie in einen Thurm ein. Wilhelm, der sie nun nicht mehr sehen, noch genießen konnte, wie sonst, lebte in großer Traurigkeit, und dichtete in seinem Liebesleiden folgende Canzone.

Ii dous cousire
Quem don amor soven
Donam fan dire
De vos maintz vers plazen.
Pensan rimire
Vostre cors car e gen,

Cui ieu dezire
Mais que non fauc parven:
E si tot mi desleï
Per vos, ges nous abnei,
Cades ves vus sopleï
Ab francha benvolensa
Dompna, en cui beutaz gensa
Maintas vetz oblit mei,
Que lau vos et mersei.

Wörtliche Überſetzung:

Die ſüßen Gedanken
Die Liebe mir oft giebt,
Herrin, machen mich ſagen
Von euch viel anmuthige Verſe.
Denkend betracht' ich
Euren theuren, zarten Leib,
Nach dem ich mich ſehne
Mehr als ich's ſcheinen laſſe;
Und wenn ich ganz zerſchmelze
Für euch, ſo trüg ich euch doch keinen Hohn.
Auch jetzt fleh' ich zu euch
Aus reinem Wohlwollen,
Herrin, in deren zarter Schönheit
Ich meiner oft vergeſſe,
Die ich euch lobe, und um Gnade bitte.

Dieſes Lied aber war auch die Urſache ſeines Todes, weshalb auch Petrarca von ihm ſagte:

E quel Guglielmo,
Che per cantar ha'l fior de 'suoi dì scemo.

Denn da Raimund es gehört hatte und feſt überzeugt war, Wilhelm habe es für ſeine Gattin geſungen, ſo lockte er ihn zu einer Unterredung aus dem Schloſſe Capeſtaing, ermordete ihn, ſchlug ihm den Kopf ab, riß ihm das Herz aus dem Leibe, und that beides in einen Fleiſchkorb. Bei Hauſe ließ er das Herz braten und es ſeiner Gattin vorſetzen, die es, ohne den Gräuel zu ahnden, verzehrte. Sobald das Mahl zu Ende war, ſtand Raimund auf und ſag-

te, was sie da gegessen, sei Wilhelms de Capestaing Herz; ob es ihr gemundet habe? und wies ihr zugleich sein Haupt vor. Die Dame erkannte es und antwortete wie außer sich: So gut und schmackhaft sei es gewesen, daß keine andere Speise ihr je den Geschmack aus dem Munde vertreiben würde, welchen Wilhelm's de Capestaing Herz zurückgelassen habe. Raimund zuckte sein Schwerdt und eilte auf sie los; sie aber floh an einen Balkon stürzte sich hinunter, und blieb todt. Diese Gräuelthat ward in ganz Catalonien, und dem Gebiete des Königs von Aragonien (Alphons II. 1172.) vernommen, weshalb alle Verwandten Wilhelms, und der Frau, und alle tapfere Ritter, welche im Dienste der Liebe standen, mit Feuer und Schwerd Raimunden von Chastel Roussillon befehdeten. Und als der König von Aragonien den Frevel vernommen, brach er ihm alle seine Burgen, und ließ ihn im Kerker hinrichten. Die Frau aber und Wilhelm wurden in einer Gruft vor der Kirche des Fleckens in der Ebene von Roussillon beigesetzt, und lange Zeit dauerte die Übung fort, daß die treuen Liebenden aus der Umgegend, Männer und Frauen, jährlich einmal hin wallfahrteten um Gott für die Ruhe ihrer Seelen zu bitten.

4. (S. 71.)

Jaufre Rudel Herr von Blaye bei Bourdeaux verliebte sich in Melisenda Gräfin von Tripoli, bloß ihres Rufes wegen, ohne daß er sie gesehen, und begab sich, von der Liebe gezwungen, im Pilgerkleide aufs Meer, um zu ihr zu gelangen; auf der Fahrt aber befiel ihn eine tödliche Krankheit, so daß die Matrosen ihn in beinahe den letzten Zügen zu ihr brachten. Als er sich nun von der Gräfin, die ihn besuchte, beim Namen rufen hörte, und ihre Hand in der seinen fühlte, öffnete er die Augen, und schien wieder zu sich zu kommen, indem er ihr dankte, daß sie ihm das Leben wieder geschenkt: doch starb er bald nachher in ihren Armen. Des-

halb sagte Petrarca von ihm im vierten Capitolo des Triumphes der Liebe:

Gian fè Rudel ch 'usò la vela e'l remo
A cercar la sua morte.

Auf seine sonderbare Liebe deuten hin und wieder einzelne Verse seiner Canzonen, wie folgende:

Quel cor soi d'autr Amor non a
Mai dansella que anc non vi.

(Denn das Herz hat keine Freude an anderer Liebe, als an derjenigen, die ich noch nie sah.) und:

Amor de terra londana,
Per vos totz lo cors mi dol
E non puex trobar metzina
Tro vengal vostre reclam.

(Liebe aus fernem Lande, für Euch schmerzt mich der ganze Leib, und keine Arznei kann ich finden, bis euer Ruf an mich gelangt); u. s. w.

* *

Sicilianisches Fragment König Enzo's, des unglücklichen Sohnes Friedrich II. (S. 142.)

Allegru con plenu
Di tutta bennanza,
Suvvegnavi, s'eu penu
Per vostra inamuranza,
Chil nu vi sia in placiri
Di lassarmi muriri talmenti,
Chin v'amo di buon cori, e talmenti.

* Buch aus dem Mittelalter.

Storia de' Ss. Barlaam e Giosafatte ridotta alla sua antica purità di favella coll' ajuto degli antichi testi a penna, edizione seconda eseguita sopra quella del 1734.

In Roma 1816. presso Carlo Mordacchini, con approvazione. S. pag. XXII. e 146.

Diese italiänische Übersetzung des bekannten Volksbuches scheint gegen 1300. verfertigt zu seyn, und ist sehr lieblich geschrieben. Z. B. wie der König seinen Sohn bewachen läßt. (S. 9.)

E quando lo fanciullo fu in età, ch'elli poteva istare senza latte, si lo mise in quello palazzo, e ordinogli li sergenti, e li donzelli, e ministri, li quali erano giovani, e belli; e comandò a loro, che nessuna altra persona vi lassassero entrare, e che per nessuno modo dicessero, o facessero cosa, che lo facesse corucciare: e che non li manifestassero nè morte, nè vecchiezza, nè infirmitade, ne povertade, ne nessuna altra cosa, che lo potesse corucciare, nè che gli potesse menomare allegrezza, se non ogni cosa giojosa, e dilettevole li fosse presentata dinanzi, perchè non potesse pensare a nessuna cosa di ciò, ch'era a divenire. etc.

XXVII.

Alterthümer im Staatsschutz.

(Endlich eine Staatsverfügung zur Erhaltung alter Denkmäler. Es war zu vermuthen, daß in einem Lande, worin ein George Moller lebt, eine solche Verordnung ertheilt werden würde. Sollte nicht bald anderswo eine ähnliche allgemeine Anordnung auch in größern Staaten folgen? Das Einzelne, was dafür ge-

schieht (S. oben S. 62.) ist schön, aber es muß allgemeiner werden.)

In Erwägung, daß die noch vorhandenen Denkmäler der Baukunst zu den wichtigsten und interessantesten Urkunden der Geschichte gehören, indem sich aus ihnen auf die frühern Sitten, Geistesbildung und den bürgerlichen Zustand der Nation schließen läßt, und daher die Erhaltung derselben höchst wünschenswerth ist, verordnen Wir Folgendes:

1) Unser Ober-Baucollegium wird beauftragt, alle in dem Großherzogthum Hessen befindliche Überreste alter Baukunst, welche in Hinsicht auf Geschichte oder Kunst verdienen erhalten zu werden, in ein genaues Verzeichniß bringen zu lassen, wobei der gegenwärtige Zustand zu beschreiben und die in ihnen befindlichen alten Kunstwerke, als Gemälde, Bildsäulen u. dgl. mit zu bemerken sind.

2) Wegen der Ausarbeitung des geschichtlichen Theiles in diesem Verzeichniß hat das genannte Collegium diejenigen Gelehrten, welchen die Geschichte jeder Provinz am bekanntesten ist, zur Mitwirkung für diesen patriotischen Zweck einzuladen, und sind ihnen zu dem Ende aus den Archiven die nöthigen Nachrichten mitzutheilen.

3) Die vorzüglichsten dieser Werke, oder die am meisten baufälligen, sind nach und nach genau aufzunehmen und die Zeichnungen derselben nebst der Beschreibung in Unserm Museum zu deponiren.

4) Unser Ober-Baucollegium wird hierdurch beauftragt, Uns das Verzeichniß dieser der Erhaltung oder Abbildung werthgeachteten Gebäude zur Genehmigung vorzulegen, sich wegen der Erhaltung und Ausbesserung desselben mit den verschiedenen Behörden in Verbindung zu setzen und Uns darüber die geeigneten Vorschläge zu machen.

5) Wenn es nöthig scheinen sollte, mit einem oder dem andern dieser Gebäude Veränderungen vorzunehmen, oder dieselben ganz abzubrechen, so soll dieses nur mit Vorwissen des erwähnten Collegiums geschehen, und nachdem dasselbe, in den geeigneten Fällen, Unsere höchste Genehmigung eingeholt hat.

6) Wenn bei Nachgrabungen oder andern Veranlassungen, Alterthümer aufgefunden werden, so haben Unsere Beamten dafür zu sorgen, daß dieselben möglichst erhalten werden und ist davon sogleich die Anzeige an Unser Oberbaucollegium oder die Direction Unsers Museums zu machen.

7) Den sämmtlichen öffentlichen Behörden wird es zur Pflicht gemacht, für die Erhaltung der in dem oben erwähnten Verzeichnisse bekannt gemachten Denkmäler möglichst zu sorgen, zu welchem Ende dasselbe gedruckt und ihnen mitgetheilt werden soll. Darmstadt den 22sten Januar 1818. Ludwig.

XXVIII.

Der Herzog von Aquitanien; ein Gedicht in der kaiserl. Büchersammlung zu Wien.

(Mit Schriftproben.)

Herr D. Eichenfeld, Scriptor der k. k. Hofbücherei zu Wien hat mir auf meine durch Herrn D. Neumann, Vorsteher der zu Königsberg so eben errichteten Taubstummenanstalt, an ihn gerichtete Anfrage in Hinsicht der

Es ist ein weyliſch Land
Equitania genannt.

von Johannes v. Müller erwähnten Handschrift des Herzogs von Aquitanien, folgendes gütigst mittheilen lassen. Die Handschrift ist in dem Verzeichniß aufgeführt unter dem Titel: Anonymi Minne und Heldengedicht in deutschen Reimen von einem Herzog in Aquitanien und seinen zwei Söhnen. Den Namen Walther hat Herr D. Eichenfeld bei einer flüchtigen Durchsicht der Handschrift nicht finden können, so daß dies Gedicht nicht, wie in Jörem Grundriß S. 71. vermuthet ist, zu dem Sagenkreise der Nibelungen zu gehören scheint. Die Handschrift ist übrigens auf Papier in 60 Blättern aus dem 15ten Jahrhundert. Hiebei folgt Anfang, Ende und eine kleine Schriftprobe.

Zeune.

Anfang:

E iſt ein weyliſchs lannt
Equitania genannt
Das liget an dem mere vnd verre
De ſelvige lannt herre
Gewann bey ſeinen Weybe
Cwey kind dy an iren leybe
Nicht ſchoner mochten ſein
Ein Sun vnnd ein tochterlein.

Schluß:

Das wir in dyſten elennde
Neman alſs dy da nanten
Deſs geſtewr vnns Got Amen.

Eine beſſere und ausführlichere Nachricht giebt uns der folgende Aufſatz:

Es ergiebt ſich nun, was wohl zu vermuthen, daß der Walther von Aquitanien zu Wien nicht zum Heldenbuche gehört, und nicht etwa mit dem Lateiniſchen Ge-

dichte dieses Namens und Inhaltes von Ekkehard, Dekan zu St. Gallen (um 1050.) in Verbindung stehe. Ich erhalte aus Wien von dem für die altvaterländische Literatur dort so fleißigen Schottky, welcher das Deutsche Gedicht für die Berliner Bibliothek abschreibt, folgenden Auszug davon. Die Handschrift hat gegen 4000 Reimzeilen und ist aus dem Anfange des 15ten Jahrhunderts, sehr fehlervoll.

„Ein Herzog von „Equitania" stirbt, und läßt einen Sohn und eine Tochter als Erben des Landes nach. Die innige Liebe dieser Geschwister artet bald in eine unnatürliche aus. Die Schwester fühlt sich schwanger durch den Bruder. Man ist trostlos, und sucht bei einem alten mächtigen Staatsdiener Rath und Hülfe. Der Bruder muß nach Jerusalem ziehen, um die Sünde zu büßen, stirbt aber bald vor Gram und Sehnsucht. Die Schwester hingegen kömmt bei jenem Alten heimlich mit einem Sohne nieder, der in eine Barke aufs Meer gesetzt und den Wellen überlassen wird. Man hüllt ihn in kostbare Tücher, legt auch Gold darein, vor allen eine goldene Tafel, auf welcher seine hohe aber sündhafte Geburt geschrieben ist, mit Verschweigung jedes Namen. Glückliche Winde treiben das Kind an eine ferne Küste, zwei Fischer finden es, und vom Abt eines nahen Klosters wird der Findling getauft und Gregorius genannt. Bis zum fünfzehnten Jahre wird der Knabe von einem der Fischer erzogen, und erhält alle mögliche Bildung durch den gottesfürchtigen Abt. Nun bekömmt er aber zufällig Kunde von seiner Abkunft, und ist nicht länger zu halten. Er will fort, um als Ritter die Ältern aufzusuchen; auch bringt ihn ein Schiff, durch des Teufels Gewalt gefahren, an die vaterländische Küste. — Schon [illegible] hatte man hier die schöne Mutter von allen Sei-

Univ. Bibl. München

ten bestürmt, zu heiraten: sie weigert sich standhaft; doch ein Freier treibt's vorzüglich toll, und überzieht das Land mit Krieg, da sich kein anderes Mittel zeigen will, um den Zweck zu erreichen. Schon ist alles erobert, bis auf die Hauptstadt: da landet Gregorius, bezwingt den Feind, und erhält zum Lohne die Hand der eigenen Mutter. Eine Zeitlang geht's in Saus und Braus, doch endlich wird das furchtbare Geheimniß durch die goldene Tafel entdeckt, welche Gregorius mit sich genommen hat. Die Mutter büßt ihre Sünde als Einsiedlerin, der Sohn aber wandert baarfuß und in Lumpen gekleidet umher, und findet einen aus dem Meere hervorragenden Stein, auf den er sich selbst fünfzehn Jahre lang verdammt, und nur von Regen und Thau lebt. Indeß ist der Pabst gestorben; man streitet über die neue Wahl, welche durch die jetzo versöhnte Gottheit entschieden wird. Gregorius wird durch einen Traum unterrichtet, und, so sehr er auch abwehrt, zum Pabste gekrönt."

Dieser christliche Oedipus ist also der Heilige Gregor auf dem Steine, welchen Hartmann von Aue gedichtet hat, wie er in einer alten Pergamentschrift zu Straßburg steht *): vielleicht enthält auch die Wiener Handschrift eben dasselbe Gedicht. Zu der Vatikanischen, jetzo Heidelberger Prosa und dem von Görres gedachten Volksbuche von dieser Legende **), ist die Erzählung derselben in Kosegartens Legenden (Bd. 2. S. 381—417.) anzuführen. In der Lombardica finde ich sie nicht.

Gelegentlich eine Berichtigung: die in dieser Samm-

*) Hinter einem Heiligen Kalender von 1318. s. Wineri epist. mss. p. 4.

**) Vgl. unsern Grundriß, S. 281. 551. Wiltens Verzeichniß. S. 558.

lung Bd. 1. S. 153. und Bd. 3. S. 47. als bisher ganz unbekannt angezeigten Blumen der Tugend, sind nichts anderes, als Johann Bindlers Buch der Tugend, das längst gedruckt ist (s. uns. Grundriß S. 414.); wie man sich aus Vergleichung mit dem bei Adelung wiederholten Schlusse des Gedichtes überzeugen kann.

Noch eins: das im letzten Heft S. 64. gedachte Nothfeuer ist freilich ein uralter heidnischer Gebrauch, und ihn verbieten schon der indiculus pagniarum (de igne fricato de ligno, id e. nod fyr) und die darauf gegründeten Canones der Synode des Heiligen Bonifazius von 742 (sine illos sacrilegos ignes quos nied fyr vocant), deren fast gleichzeitige Handschrift ich im Vatikan genau verglichen habe. Die mythische Naturbedeutung und allgemeine Verbreitung dieses Nothfeuers bei den Chinesen, Indern, Persern, Arabern, Griechen (in der Argonautenfahrt), Römern u. s. w. lehrt vor allen Kanne, erste Urkunden der Geschichte S. 454.

v. d. Hagen.

XXIX.

Der Schneider und der Riese.

(Unterfr. Mährchen.)

Ein tüchtiger Schneider, der ein groser Prahler aber schlechter Zahler war, bekam einmal Lust sich auch ein wenig in der weiten Welt umzuschauen. Er verließ daher so bald er nur konnte, seine Werkstätte, und

Wanderte seinen Weg
Über Bruck und Steg,
Bald da, bald dort,
Immer fort und fort.

Da gewahrte er eines Tages, in einiger Entfernung, einen blitzblauen steilen Berg und hinter diesem einen himmelhohen Thurm, der in einem stockfinsteren Walde stand. „Kutz Blitz was muß das seyn?“ rief er aus, und weil ihn die Neugier mächtig kitzelte, gieng er darauf los. Wie er schon nahe hinzu kam — hui! da ries er vor Schreck und Staunen Mund und Augen auf; denn der Thurm hatte Füße, sprang mit einem Satze über den steilen Berg und war ein — Riese, der so großmächtig war, daß es gar nicht zu sagen ist.

„Was willst du da, du winziger Mückenkopf?“ fragte der Riese mit donnernder Stimme, indem er dem Schneider den Weg verstellte, der gar kläglich antwortete: „Nun, ich will halt auch schauen, wie ich mir mein Stück Brod in der Welt verdienen kann.“ — „Wenn das ist“, sagte der Riese, „so kannst du ja in meine Dienste treten.“ — „Ei, wann's seyn muß, warum denn nicht! Aber was bekomm' ich wohl Besoldung?“ bekümmerte sich der Schneider. — „Besoldung? Dreihundert fünf und sechzig Tage jährlich, und ist ein Schaltjahr, noch einen darüber. Bist du damit zufrieden?“ — Meinetwegen, erwiederte der Schneider und dachte für sich:

„Man muß sich halt strecken
„Nach der Decken!
Ich will mich von ihm bald wieder los machen.“ — —

Da befahl ihm der Riese einen Krug Wasser zu holen. „Warum nicht lieber gleich den Brunnen sammt der Quelle?“ fragte der prahlerische Schneider, und gieng mit dem Kruge um Wasser.

„Was, den Brunnen sammt der Quelle?“ murmelte der leichtgläubige Riese in den Bart hinein und fürchtete sich sehr. „Der Kerl kann mehr als Äpfel braten, der hat ein Daraunl *) im Leibe. Sieh du dich vor Pafnuzi, das ist kein Diener für dich.“ —

Wie er Waſſer gebracht hatte, befahl ihm der Rieſe einige Scheite Holz in dem Walde abzuhauen und heimzutragen. „Warum nicht lieber gleich den ganzen Wald mit einem Streiche?“ fragte der prahleriſche Schneider.

„Den ganzen Wald
Mit jung und alt,
Ridigs und raidigs
Knopats und gſchmaidigs?“ **)

und gieng Holz zu hauen.

„Was? den ganzen Wald
Mit jung und alt?
Ridigs und raidigs,
Knopats und gſchmaidigs,

und den Brunnen ſammt der Quelle?“ murmelte abermals der leichtgläubige Rieſe in den Bart hinein, und fürchtete ſich noch mehr. „Der Kerl kann mehr als Äpfel braten, der hat ein Darauni im Leibe. Sieh du dich vor Pafnuzi, das iſt kein Diener für dich.“ — Wie er das Holz gebracht hatte, befahl ihm der Rieſe ein Paar Wildſchweine für das Abendmahl zu ſchieſſen: „Warum nicht lieber gleich tauſend mit einem Schuß und dich dazu?“ fragte der prahleriſche Schneider.

„Was?“ rief erſchrocken der leichtgläubige Rieſe aus. „Laſſen wir das für heute gut ſeyn, und Schneiderlein leg' dich nur ſchlafen.“ — Der Rieſe aber fürchtete ſich ſo ſehr, daß er die ganze Nacht kein Auge zuthun konnte, und immerwährend auf ein Mittel dachte, je eher, je lieber ſich dieſes Hexenmeiſters von einem Diener zu entledigen. — Kommt Zeit, kommt Rath. Andern Tags in der Frühe, gieng der Rieſe und Schneider zu einem Sumpfe, der ſtark mit Wei-

*) Darauni, der Alraun.

**) Gutes und ſchlechtes, knorrichtes und ſchlankes.

dengeblüsche bewachsen war. Da sagte der Riese: Ey mein Diener, setze dich auf so eine Gerte, ich möchte doch sehen, ob du sie zu biegen vermagst. Gleich setzte sich der Schneider auf eine, hielt den Athem an sich und machte sich schwer, daß sich die Gerte bog, aber wie er wieder Athem schöpfen mußte, schnellte sie ihn, da er unglücklicher Weise sein Biegeleisen nicht bei sich hatte, zum Vergnügen des Riesen, so hoch in die Lüfte, daß er nicht mehr zu sehen war. Und wenn er nicht wieder herunter gefallen ist, wird er wohl noch oben seyn. Franz Ziska.

Dieses Mährchen hörte ich das erstemal von einem Lehrbuben in Mähr, nach der Hand aber auch von einer Bauerin aus Dobling, und zwar in gegenwärtiger Erweiterung. Ich habe genau alle Redensarten und Sprachwendungen beibehalten. — Damit ist das Serbische Mährchen oben S. 104 in der Anmerk. zu vergleichen, das mit diesem auf gleichen Ursprung deutet.

XXX.

Der Ursprung der Magyaren.

Je dunkler der Ursprung des Namens und des Stammes der Magyaren, der Stammväter der heutigen Ungarn, aller Nachforschungen ungeachtet bis diesen Tag geblieben ist, um so wichtiger ist eine Stelle aus der alten morgenländischen Reisebeschreibung des Ewlia *), die nach einer wörtlichen Übersetzung also lautet:

„Aus den von den Persern abstammenden Ungläubigen sind zuerst vier Söhne Menutschehr's die Stammväter

*) Die Uebersetzung der obigen Stelle ist entlehnt aus den Fundgruben des Orients Band V. Heft 2. S. 204.

Diese entflohen und ließen sich zu Agra (Erla) nieder, wo man sie fragte: Wer seyd ihr? Sie antworteten: Ma tschar is d. i. wir sind vier. Aus Ma tschar entstand dann durch fehlerhafte Aussprache das Wort Madschar, der Volksname der Madscharen."

Daß die Madscharen aus dem nördlicheren Asien stammen und am Ende des 9ten Jahrhunderts in das alte Pannonien einwanderten, welches durch sie den Namen Ungarn erhielt, wird auch durch andere Nachrichten bestätigt (s. Schlözer's Nestor III. S. 107 — 149.), die indeß die Abstammung dieses Volks noch sehr im Dunkeln lassen. Einige Sprachforscher haben in der ungarischen Sprache eine Verwandschaft mit dem Finnischen zu entdecken geglaubt; es käme jetzt nur noch darauf an, daß Sachkundige eine Vergleichung zwischen dem Ungarischen und Persischen anzustellen versuchten, um auch auf diesem Wege die obige Angabe des morgenländischen Reisebeschreibers zu begründen.

Kch.

XXXI.

Die Edda-Lieder von den Nibelungen.

So eben ist in Kopenhagen erschienen der zweite Band der Sämundischen Edda, welcher hauptsächlich diese für Deutschland so wichtigen Lieder enthält, mit einem Kommentar mehrer gelehrter Isländer, einem Glossar vom Prof. Finn Magnussen und einer Vorrede vom Prof. Birger Thorlacius. Er besteht aus 132 Bogen in 4. Der dritte Theil mit Hávamal, Völuspa und Rigsmal, und mythologischem Wörterbuch über die ganze Edda, soll binnen 4 Jahren erscheinen.

Zu gleicher Zeit ist das für das Altnordische Recht und dessen Sprache nicht minder wichtige Gesetzbuch Magnus Lagebäters Gulethings Lov, mit Lat. und Dän. Uebers. und Wörterb., auf Königl. Kosten vollendet und ausgegeben.

v. d. Hagen.

XXXII.

Ueber ein in Oberschlesien gefundenes metallenes Bild des Gottes Tyr.

(Vorgelesen in der philomathischen Gesellschaft den 10ten Brachmond 1818.)

Es ist für Nordische, Deutsche und Wendische Götterlehre höchst nachtheilig gewesen, daß diejenigen, welche in früherer Zeit und dem Heidenthum ganz nahe oder wenigstens näher, über die heidnische Vorzeit Deutschlands und des von Deutschen Stämmen bevölkerten Nordens von Europa Untersuchungen anstellten, durch die alleinige Kentnis Römischer Götterlehre, wie sie im öffentlichen Staatsleben hervortrat, und durch das Beispiel Altrömischer Schriftsteller verführt, nur immer darauf ausgingen, die oft fremdartigsten Gottheiten in den eben genannten Götterlehren mit Römischen, es mochte gut oder übel gehen, zu verschmelzen und so uns ein oft undurchdringliches Gemisch von Wahrheit und Wahn zu hinterlassen. Einzelne, welche alte Götzenbilder noch sahen, machten eine mehr oder minder genaue Beschreibung davon, einer entlehnte die Schilderung von dem andern, setzte Eigenes hinzu und verwirrte das schon schwankend gewordene noch mehr, bis dann die alten Zeitbücher, welche Bilder oder später Holzschnitte und Kupfer-

sische enthielten, oft ganz verzerrte Göttergestalten uns geben, die alleinig im Kopfe des Verfassers oder des Künstlers, dem der Auftrag ward, ein solches Götzenbild nachzubilden, ihre Entstehung erhielten; die alte Zeit gab nichts dazu, als den Namen zu einem oft widersinnigen Ungeheuer. Wenn ich mich hier so eben gegen die Anwendung der Götterlehre des Alterthums auf die der Völker des Mittelalters erklärte, so kann dies doch nur immer von der Art und Weise verstanden werden, wie es in alter Zeit geschahe, wo beinahe blindlings nach einem Gotte des Alterthums gegriffen ward, um einen Nordischen, Wendischen oder Deutschen Götzen dadurch zu erklären. Wir werden auch zur Götterlehre des Alterthums wiederkehren müssen, aber hauptsächlich auf die dunkeln und noch immer nebelhaften Römischen Larenbilder, auf die kleinen Hetruszischen Gottheiten, deren eine so grosse Anzahl vorhanden ist. Das geschniegelte und geregelte Wesen, was uns die allbekannten Bücher über die Römische Götterlehre geben, von denen eins aus dem andern erwächst, wird uns nicht weit führen, indem wir zu den allgemeinen Götterbildern und ihrer Bedeutung des häuslichen Lebens, nicht wie sie die offenbare Staatsreligion verlangte und bildete, zurück kehren müssen.

Jedes Auffinden alter Götzenbilder ist daher höchst wichtig; und besonders jetzt, bei anders gestalteten Ansichten der allgemeinen Götterlehre, bei genauerer Sonderung der einzelnen heiligen Sagenstämme sind die alten Untersuchungen wieder aufzunehmen und neu durchzuführen. Dazu eine Anleitung zu bieten und zugleich die erste Kunde eines höchst merkwürdigen in Schlesien gethanen Fundes zu geben, ist der Zweck dieses Aufsatzes.

Für die Götterlehre der Wenden war der Fund überaus wichtig, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts beim Dorfe Prilwitz im Mecklenburgischen gemacht ward und die

metallenen Bilder der Götzen ans Tageslicht förderte, welche einst in dem berühmtesten Wendischen Heiligthum: dem Tempel zu Rhetra, gestanden hatten. Die gefundenen sämmtlichen Götterbilder und die dazu gehörigen heiligen Geräthschaften wurden in Kupfer gestochen und von Masch und Wogen, unter dem Titel: die gottesdienstlichen Alterthümer der Obotriten aus dem Tempel zu Rhetra, am Tollenzer See, (Berlin 1771. 4.) herausgegeben. Dies merkwürdige Buch hat lange nicht den Antheil zu erregen gewußt, den es nothwendig hätte erwecken sollen. Es ist indessen immer eine wichtige Fundgrube, zu der ein jeder sich wenden wird, dem es glückt, neu aufgefundene Götterbilder der heidnischen Zeit Deutschlands zu erlangen.

Das Wichtigste was besonders auch aus diesen Götzenbildern zu Rhetra hervorging, ist, die nahe Verwandschaft der Götterbilder der Deutschen Stämme und der Wenden, indem beide gemeinsame Gottheiten, nur unter verschiedenen Namen, hatten. Dann geht aber auch aus den Inschriften, welche diese Götzenbilder haben, hervor, daß die Wendischen Völker, wenn auch nicht gesammt, doch wenigstens einzelne Stämme derselben, sich ebenfalls der Runenschrift bedienten; denn es ist kein Götterbild, kein zum heiligen Gebrauch bestimmtes Werkzeug, dem nicht sein Name oder seine Bestimmung mit Runen aufgezeichnet wäre. Demnach könnte es uns auch nicht mehr verwundern, wenn man einmal hier in Schlesien, oder in Böhmen, ja selbst in Pohlen, einen Runenstein entdeckte *).

*) Das Gerücht ging in Breslau, daß beim Abreißen der alten Walle ein Runenstein gefunden sein sollte. Aber erst beinahe ein Jahr nach seinem Entdecken ward mir zufällig etwas bekannt und nun war schon lange an Wiederfinden dieses Steines nicht mehr zu denken. — Indessen ist auch bekannt, daß die Mecklenburgischen Wenden nur vorzugsweise Runen-Wenden genannt worden, so daß sich die Kenntnis der Runen vielleicht nicht über die Oder erstreckt hat.

Die Liutizicer Wenden schickten „ihre scheuslichen Götzenbilder“ — wie Bischof Dithmar sagt, — als Pfand voraus, als sie sich 1004 mit Kaiser Heinrich II. zu einem Heereszug vereinten, und wahrhaft abscheuliche Bilder sind denn auch die zu Rhetra gefundenen, von denen ein jedes die Befestigungsart auf einer Stange, durch eine Höhlung im Fußgestelle zeigt, wodurch sie in Stand gesetzt wurden, dem Heere vorangetragen zu werden. Einen Theil ihrer abschreckenden Gestalt kann man indessen jetzt wohl darauf schieben, daß sie in dem Brande des Tempels zu Rhetra alle mehr oder minder gelitten haben *).

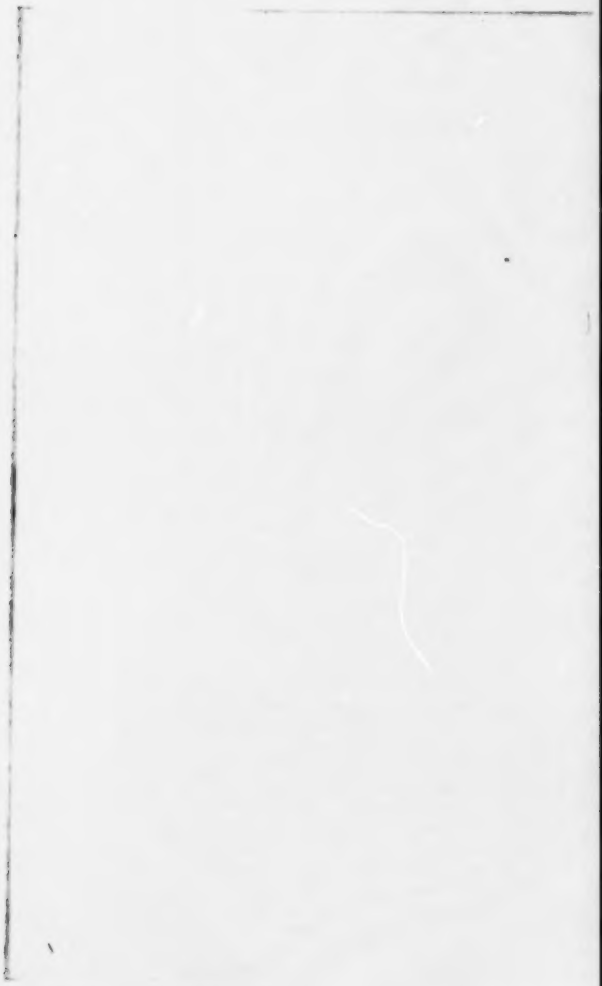
Erfreulich muß daher doppelt der Fund sein, wenn man ein zierlicher gearbeitetes und vollständiges Götterbild antrift, und dieser glückliche Fund ereignete sich hier in Schlesien.

Es ist die gemeinsame Angabe aller alten Geschichtschreiber und Zeitbücherschriftsteller, daß am siebenten Lenzmond 965, welcher der Sonntag Lätare gewesen sein soll, (welches indessen eine falsche Tages-Annahme ist, indem in diesem Jahr der Sonntag Lätare auf den 5. Lenzmond fällt), Mieslaus, der erste zum Christenthum übergetretene Herzog Schlesiens und Pohlens, alle heidnische Bilder und Götzen im ganzen Lande niederreissen, zerschlagen, zerbrechen, ins Wasser und Feuer werfen und so austilgen ließ **). Auf gleiche Weise wurden viele Götzenbilder auch an andern Orten vernichtet und zerstört, wie z. B. der heil. Gallus bei seiner Bekehrung des Schweizerlandes und der angränzenden

*) Dem christlichen Bischof mußte ja ein jedes Götzenbild, auch wenn es kunstreich gearbeitet gewesen wäre, scheusich erscheinen.

**) Zeitbücher der Schlesier, herausgegeben von Büsching. Bd. I. S. 2.

Bilder des Gottes Tyr.



Gegenden die Götzenbilder in den Züricher und Bodensee werfen ließ. Es können daher wohl leicht solche glückliche Umstände eingetreten sein, daß die versteckten Götzen in Schlamm und Erde so bewahrt wurden, daß ihre Oberfläche nur wenig verändert und verzehrt ward und ein glücklicher Fund führt vielleicht noch in der Folge hie und da, besonders wenn man darauf aufmerksam ist, diese wichtigen Denkmahle der Vorwelt uns zurück.

Ein solches glückliches Auffinden war es denn auch, wie gesagt, wodurch zu einer mir noch nicht bekannt gewordenen Zeit, bei Schlemmung des Teiches im Kloster Himmelwitz in Oberschlesien, wie die noch vorhandenen Geistlichen von ihren alten Ordensbrüdern gehört haben, ein kleines Götzenbild gefunden worden, welches, als eine große Merkwürdigkeit, immer in den abteilichen Zimmern aufbewahrt wurde und bei Aufhebung der Klöster in die Alterthümersammlung der hiesigen Hochschule kam und ihr kostbarstes Stück zur Zeit ist.

Das Götzenbild ist vorzüglich gut und unverletzt erhalten, nur aus der linken Hand scheint sich, wie die fernere Beschreibung zeigen wird, etwas verloren zu haben. Die Höhe beträgt 2½ Zoll. Es ist von einem gelblichen gemischten Metall, wie unsere Glockenspeise, giebt auch, wenn man es schwebend hält, einen Glockenton von sich. Die Form, worin es gegossen ward, ist zwar an einigen Stellen steif und unbeholfen gearbeitet gewesen, aber der Gus ist ziemlich rein gelungen, ja an einigen Orten zeigt auch der Künstler, welcher die Form machte, viel Gewandheit. Selbst die Art, wie der Gott vorschreitend den rechten Fuß vorgesetzt hat und den linken zum weitern Schritt erhebt, der noch auf der Spitze ruht, zeigt Kühnheit und Geschicklichkeit. Außerdem ist das Bild ganz rein von alle den abgeschmackten

Zusätzen, die sich auf den Bildern zu Rhetra finden und sie auf das Widerlichste verunstalten. *)

Das Bild ist nackt, unter 1 ist eine getreue Abbildung der Vorderseite; nur um die Hüfte ist ein Tuch gebunden, von dem oben eine Schleife am Leibe emporsteht, unten um die rechte Hüfte, bis zum Knie, liegen die wulstigen Enden, oder nur das eine vielleicht, indem das andere kürzere zwischen den Füßen niederzuhangen scheint. Der rechte Fuß steht straf auf und ist im Knie etwas steif gearbeitet, vorne am Fuß deuten einige Strichlein die Zehen an. Der linke Fuß ist verkürzt und zum Schritt gekrümmt, er steht auf der Spitze auf; besonders am Schienbein herunter und gegen den Knöchel und Oberfuß zu ist der Guß zu breit gerathen. Das Ganze steht auf einer oben rundlichen, unten ganz glatten Platte, in welcher vorne ein kleiner Einschnitt ist, den ich sogleich zu erklären suchen werde, da eine Stangenbefestigung dabei nicht zu vermuthen ist.

Auf der Brust sind einige Striche; anfangs möchte man sie für Buchstaben oder Runen halten, welches aber keines von beiden ist, sondern es ist die Andeutung einer harigen Brust. Der rechte Arm ist erhoben; der Oberarm gerade ausgestreckt, mit höher gehaltenem Elbogen, und im Winkel noch höher steht der Unterarm, auf dem, nach der Stellung, eine drohende Faust zu vermuthen wäre. Diese fehlt und da scheint das Bild verstümmelt und findet sich auch oben eine ungleiche Fläche, die man wohl für einen Bruch halten könnte, doch ist, wie sogleich erhellen wird, kein Bruch vorhanden, sondern von dem darstellenden Künstler ward

*) Dies sind zwei und drei Gesichter, Thier- und Menschen-Larven, allerhand Käfer, vierfüßige Thiere u. dergl., welche in die Formen gedruckt, mit abgegossen wurden und ein ganz buntscheckiges Ansehen geben.

keine rechte Hand gebildet. Der linke Arm ist vorne weggestreckt, doch mit gekrümmtem Ellbogen, so daß der Arm eine Rundung bildet und die Hand wieder dem Leibe näher kommt. Die fünf Finger der Hand sind deutlich, obgleich nicht getrennt, sie sind gekrümmt, ohne sich zu schließen und haben inwendig eine Rinne, die wie die hohle Hand aussieht. Legt man nun einen schmalen Holzstreifen zum Beispiel in diese, so paßt das andere Ende des Stückchens genau in die unten am Fußgestelle befindliche Krinne, die sogar etwas schräge Seiten hat, welches mit Rücksicht auf die schiefe Richtung genommen zu sein scheint, die das in der Hand befindliche gegen den Fuß zu nahm, da es nicht gerade aufstehen konnte. In dieser Hand nun, glaube ich, hielt das Bild einen Bogen oder sonst ein anderes Werkzeug, welches aber verloren gegangen ist, da es zu zart gearbeitet und zu schlecht befestigt war. Dies wäre demnach die einzige Verletzung des Bildes.

Das Gesicht ist deutlich gearbeitet, Augen und Nase sind vollständig beim Gus sichtbar geworden. Ein buschigter und starker Knebelbart geht über der Lippe getheilt auf den nur kurzen aber breiten Kinnbart; vom Munde ist nur die Unterlippe sichtbar. Die Seitenhaare hangen kurz abgeschnitten, nach Wendischer Art, nieder. Um den Kopf hat er ein Tuch einfach als Bund umgewickelt, die Tuchgestalt kenntlich dadurch angedeutet, daß es ähnliche Falten und Windungen hat, wie das um die Hüften gehende Tuch. Oben kommt frei der Kopf hindurch, wie die Abbildung 2 zeigt, so daß das Tuch nur als ein weiter Kranz um den Kopf liegt. Vom Kopfe sieht man einen Scheitel, der durch einen breiten und tiefen Einschnitt angedeutet ist und zu jeder Seite Striche zur Andeutung der Haare hat.

Von hinten bemerkt man, wenn man die Abbildung 3 anſieht, dieſes Zier des Oberkopfes genau, ſo auch Linde, darunter kommen die Haare hervor, welche im Nacken, Slaviſche Weiſe andeutend, abgeſchnitten ſind. Die Geſtalt iſt, von hinten angeſehen, nicht uneben und unzierlich, recht ſichtbar und ziemlich lebendig fortſchreitend abgebildet; ſie zeigt auch einen glatten und geſchickt gerundeten Guß, beſonders in dem linken auf der Spitze ruhenden Fuß, nur der rechte Fuß erſcheint unbeholfen und hat einen vertieften Streiff, der im Guß verunglücket iſt. Im Ganzen iſt unverkennbar, daß der Verfertiger der Form nicht kenntnisloß war, ſondern gut gerathene Muſter vor ſich hatte, nach denen er ſelbſt ſchon vielfach gearbeitet.

Auf den erſten Blick könnte es ſcheinen, als ob die Fauſt von dem erhobenen Unterarm der rechten Hand durch einen Zufall abgebrochen ſei, aber mir fiel im Augenblicke der aufmerkſamen Betrachtung ein, daß dieſer Bruch nicht Zufall ſondern Wille ſei und daß dieſes Bild

den Nordiſchen Gott Tyr

vorſtellen müſſe.

Von dieſem Tyr ſagt Nyerup in ſeinem Wörterbuche der Scandinaviſchen Götterlehre *) S. 114.

„Nach der Edda iſt er einer der vornehmſten Aſen, Odins Sohn und Balders Bruder. Er iſt ſehr keck und muthig. Er gebietet über den Sieg im Kriege, weswegen Krieger ihn anrufen müſſen. Von dem, der andere an innerer Kraft übertrift und nie flieht, ſagt man, er ſei tapfer wie Tyr. Er iſt auch ſo weiſe, daß man von

*) Kopenhagen 1815

einem besonders klugen Mann zu sagen pflegt: er ist so weise als Tyr. Ein Beispiel seiner Unerschrockenheit ist folgendes. Als die Asen den Fenriswolf überredeten, sich mit dem Bande Gleipnir binden zu lassen, glaubte er nicht, daß sie ihn wieder lösen wollten, bevor Tyr seine Hand zum Pfande in den Rachen des Wolfs streckte. Da nun die Asen nachher den Fenriswolf nicht lösen wollten, biß er Tyrs Hand ab. Seit dem Tage ist Tyr einhändig.*)."

Schon das eben genannte Wörterbuch führt an, daß Tyr überaus berühmt und hoch gehalten worden sei, indem selbst einige Beinamen des Odin von ihm hergenommen worden **); und weiset dann nach: daß auch andere Völker ihn gekannt haben, indem die Cimbren einen ehernen Stier hatten, Kobbertyr ***) genannt, auf dem sie ihre Eide ablegten; der Dienstag hat im Dänischen den Namen Tirstag und die Finnen beteten einen Gott des Krieges an, den sie Turrisas nannten, welches eine Versetzung aus Asa-Tyr in Tyr-Asa, Tyr-As war. Die Gewißheit dieses Winkes werden wir sogleich durch noch andere Völker bestätigt finden. ****)

---

*) Dies sind die Worte der jüngeren Edda, wie man auch aus der Uebersetzung von Ruhs (Berlin 1812.) S. 187. 88. sehen kann.

**) Gauta-tyr, Hrovta-tyr, Vera-tyr.

***) Das ist: der kupferne Stier: aber anderer Seits hängt der Name Tyr und Stier auch wieder zusammen. Dieser Stier ist aus den Stierbildern bekannt, die man in Childerich's Grab und in Holstein einigemal gefunden hat. Taurus und Thor ist wieder entsprechend und Thor ist mit Tyr übereinstimmend. Tir oder Zir zeigt sich auch wieder im Slavischen Gott Zernebog und das Feldzeichen der Meklenburger Wenden Zirnitra hängt ebenfalls damit zusammen.

****) Ueber den Namen Tyr vergleiche man auch v. d. Hagen's Irmin. (Breslau 1817.) S. 45.

Bei der Untersuchung, ob sich an andern Orten nicht auch Abbildungen dieses Götzen, nur misverstanden und entstellt gefunden, erinnerte ich mich zuerst, in Joseph Fuchs alter Geschichte von Mainz (Mainz 1771.) S. 35. Taf. IV. unter XVII. ein Götzenbild gesehen zu haben, das unstreitig wieder den Tyr vorstellt, und im eigentlichen Deutschland, wo keine Wendischen Durchzüge gewesen, aufgefunden worden ist. Leider ist die Anzeige darüber höchst unbedeutend und kurz; es heißt nur: „Ein ähernes Götzenbild des Vulkan (? was wir von dieser Bestimmung zu halten haben, deutete ich schon oben in dem Eingange an *), das zu Mainz gefunden worden. Der kaiserliche Herr General Feldmarschall, Johann Carl Freiherr von Thüngen, der in den Jahren 1692 und folgenden Commandant in Mainz war, sammelte dieses mit mehreren in sein Antiquitätencabinet“ [20]).

Hier sehen wir nun den unter 4 nachgebildeten Gott völlig bekleidet, mit Beinkleidern und die Füße bloß, über Leib und Kopf und Hals eine kuttenartige Bekleidung, ausgezeichnet durch zwei oben an der Kappe befindliche Hörner. Die Arme sind bis zum Oberarm bloß, in der linken Hand hat er ein hornartiges Werkzeug, die rechte ist eben so, wie bei dem Schlesischen Bilde, in die Höhe gestreckt, die Faust abgebrochen. Unter der Kappe

*) Es ist wieder eine ganz aus der Luft gegriffene Benennung, um dem Bilde, das durchaus nichts Römisches zeigt (man vergleiche nur den nebenstehenden Merkur auf dem Abbildungsblatt bei Fuchs), einen Römischen bekannten Namen zu geben.

20) Vermissen wird auf Kraft Hiegel Collectanea Naturae, Artis et Antiquitatis. Specim. I. p. 19. Tab. 5. n. 1. ein Werk, das ich leider hier nirgends gefunden. Wo mag dies Bild jetzt sein?

scheint ein krauses und längeres Haar als bei dem Schlesischen Bilde hervorzukommen, auch fehlt der Kinnbart und es zeigt sich bloß ein Knebelbart. Nach meiner Annahme war auch hier das Bild des Tyr, nur bekleidet, als eine Deutsche Gottheit dargestellt, wenn es nicht ein Römisches Larenbild war, wenigstens bin ich überzeugt, daß dieses Götterbild auch unter den Römischen Larenbildern, bei darauf gewendeter Aufmerksamkeit, gefunden werden wird. *)

Die erfreulichste Entdeckung stand mir aber in dem schon oben angeführten Werke von Masch und Wogen bevor, die sich meinen Vermuthungen als durchaus beweisend, anschlos. *) §. 86. fängt die Beschreibung des Gottes Bodha an, dessen doppelte Abbildung sich unter 4 des genannten Buches, hier unter 5 und 6 findet. Der Name Bodha zeigt schon auf Wodan deutlichst hin und weiset so auch diesem Gott in dem eigentlichen Deutschland seine Stelle an, indem wir in ihm den vornehmsten Gott der alten Deutschen wieder finden, dessen Name

*) Beiläufig bemerke ich, daß der in Fuchs Geschichte der Stadt Mainz Taf. V. et VII. unter XXXVI. befindliche Flötenspieler, der S. 76. für einen Lar oder kleinen Hausgötzen, wie solcher von den Römern verehrt worden, welcher an der Philippschanze in Mainz gefunden, erklärt wird, mit dem bei Masch gottesdienstl. Alterth. der Obotriten Taf. 64. §. 279. befindlichen Dudelsackspieler übereinkommt, auf dem in Runen Musika steht, sogar in Hinsicht des abgebrochenen Fußgestelles, auf dem beide stehen. Einzelne Verschiedenheiten entwickeln sich bloß aus der Verschiedenheit der Völker, bei denen beide gefunden worden.

**) Der Gang der Beschreibung und Auseinandersetzung der einzelnen Bilder, den ich hier genommen habe, ist derselbe, den ich durch meine zufällig einander folgenden Untersuchungen, bei entschiedener Ueberzeugung: es müsse der Gott Tyr sein, nahm.

und Gestalt auf das wunderlichste verzerrt worden ist. Betrachten wir seine Abbildung erst unter 5, welche Masch als die rechte Seite anzunehmen scheint. Es ist dies eine der plumpsten Gottheiten, welche der Wendische Künstler hervorgebracht hat. Das Bild besteht aus einem vermischten Metalle, ist 6 Zoll hoch und 2½ Pfund schwer *). Es stellt einen Mann in einer ungeschickten Kleidung dar, der auf der einen Seite ein großes und auf der andern Seite zwei kleine Gesichter hat. Unter den Götzen zu Rhetra sind die meisten mit mehren Gesichtern, also auch der Vodha. Er hat stark im Brande des Tempels gelitten.

Das große Gesicht auf der Seite der Abbildung 5 ist das eines erwachsenen Mannes mit einem beträchtlichen Barte, welcher sich auf beiden Seiten bis an die Ohren heraufzieht, und würde mit der Abbildung 1 übereinstimmen, obgleich diese Seite nicht die Vorderseite sein kann, indem diese vielmehr sich unter 6 findet, da wir ja den rechten Arm als den verstümmelten kennen. Auf dem Kopfe ist eine Bedeckung, deren eigentliche Beschaffenheit nicht genau zu erkennen. Es ist ungewis, ob es das Bild eines Ochsenkopfs, oder eine Mütze sein soll. Das Götzenbild unter 4 klärt uns darüber auf, daß es ein Ochsenhorn ist, womit die gekrümmte Spitze am Bilde 5 auch Ähnlichkeit hat. Was Masch für Strahlen hält, — wenn er sagt: es zeigt sich an der rechten Seite

---

*) Ich habe hier alle 3 Bilder, der Zusammenstellung wegen, gleich groß machen lassen und den Schlesischen Götzen zum Maas angenommen, welcher in seiner eigenthümlichen Größe erscheint. Die Bilder habe ich übrigens nicht nach der Zahl, die ich ihnen gab, gestellt, sondern nach der übereinkommenden Stellung, wodurch ihre Gleichheit noch deutlicher wird.

ein aufwärts gekrümmter Strahl und an der linken Seite ist gerade gegenüber etwas weggebrochen; wenn man aber den Kopf von der Rückseite ansieht, so gewinnt es das Ansehen, als wenn es zwei Zipfel von der Mütze sind, welche gegen die Ohren herabhangen, und deren Spitzen aufwärts gekrümmt sind;" — sind offenbare Hörner und diese Beschreibung beweist, daß der Kopf die Bildung wie unter 4 gehabt hat. Den Streifen oben am Kopfe bei 6 möchte man für den Turban bei 1 halten.

Beide Arme sind unnatürlich an den Schultern befestigt und der eine ist niederwärts, der andere aufwärts gebeugt. Die Gelenke hat der Künstler nicht ausgedrückt, sondern vielmehr in dem Oberarm eine unnatürliche Biegung angebracht. Hände sind schwer zu erkennen. Als Masch den edlen Rost abgeschabt, entdeckte er an dem niedergebogenen Arme einige kleine Klauen anstatt der Finger und an dem emporgehobenen einen Bruch. Die Bekleidung ist ein weites, ungestaltiges, kurzes Kleid, so bis auf die Knie reicht, unten und oben gleich weit, ohne Falten, doch ist unten ein Saum, oder eine Einfassung sichtbar. Die Füße sind bloß, und scheint das Fußgestelle weggebrochen zu sein. Der Raum zwischen den Füßen ist mit Metall ausgefüllt, wie solches auch bei andern Gestalten gefunden wird.

Das Besondere bei dieser Gestalt, welches bei anderen nicht bemerkt wird, sind auf der Seite 5 zwei erhabene Linien, welche unter dem Kopf hervorkommen, sich über den Leib in Krümmungen herunter ziehen und an dem Saume sich gegen einander in die Höhe beugen. Über ihre Bedeutung werde ich sogleich sprechen.

Auf der andern Seite 6, die Masch für die Rückseite hält, mir aber die Vorderseite ist, sollen zwei Köpfe gewesen sein, welche in Vergleichung mit dem Kopf

auf der andern Seite sehr klein sind, und nur eingesetzt zu sein scheinen; wenigstens ist der eine Kopf so fein gearbeitet, daß er unmöglich von dem Künstler verfertigt sein kann, welcher die ganze Gestalt gebildet hat. Es ist der Kopf eines Frauenzimmers mit krausen Haaren. Das zweite Gesicht ist dergestalt im Feuer beschädigt, daß man es nicht mehr erkennen kann. Die Kopfbedeckung scheint nach Masch eine mit allerlei Zierrathen geschmückte Mütze zu sein, davon der Zipfel niederwärts hängt *). Oben hat es das Ansehen, als wenn noch Spuren von einer Krone zu bemerken sind. Vergleichen wir aber diese Beschreibung, welche Masch liefert, mit den beiden Gestalten unter 1 und 4, so möchte wohl der Kopf mit einer so genannten Kugel bedeckt gewesen sein, woran die Hörner saßen, und um den Oberkopf ging vielleicht ein Band wie bei 1.

Mitten auf dem Leibe herunter geht eine schlangenartige Linie, welche bei dem Halse anfängt, sich krümmend bis an den Saum des Kleides hinabgeht, die Spitze aber wieder in die Höhe beugt. Es ist diese Spitze mit einem doppelten Wiederhacken versehen. Masch hält die beiden Schlangenlinien auf der Seite bei 5 und die eine auf der Seite bei 6 für wirkliche Schlangen-Abbildungen. Dafür halte ich sie nun nicht, sondern glaube, daß die gekrümmte einfache Linie auf 6 den herabfließenden langen Bart andeutet, da dies mir die Vorderseite ist, die beiden gekrümmten Linien der Seite unter 5, die in zwei Flechten oder Strähnen herabhangenden Haupthaare bedeuten, so daß auf diese Weise der Gott, den wir in 1 mit verkürztem Haare, nach Wendischer Sitte sehen und bei dem man in 4 die Größe

*) Das habe ich schon oben beleuchtet und zu erklären gesucht.

der Haare nicht erkennen kann, hier in seinem Deutsch-Nordischen Schmucke mit langen Haaren erscheint. *)

Auf der Seite 6 erblicken wir zwei Worte in Runen. Das eine nennt uns den Götzen bei seinem Wendischen Namen Bodha, das andere giebt den Ort seiner Entstehung, Aufbewahrung oder Verehrung, oder auch den Ort, wo dieses Dreies zusammen traf: Rhetra. Die Stellung hat uns schon belehrt, daß dies die Vorderseite sein mus, indem dem Bilde ja immer die rechte Hand fehlt, und darin, daß hier auf dieser Seite auch noch die Wendischen Namen stehen, die also jeder beim Hinzutritt in die Göttersammlung gleich lesen konnte, scheint mir noch eine Bestätigung zu liegen. **)

Die Rückseite ist dagegen mit ihrer Inschrift überaus wichtig, indem sie alle meine Vermuthungen zur Gewisheit steigert, da die daselbst befindlichen Runen deutlichst des Gottes Nordischen Namen (den man auch deshalb auf die Rückseite verwiesen hat) zeigen, der zwar, durch einen kleinen Fehler des Namenseinkratzers hier Zir lautet, aber deutlichst zu

Tir

wird, wenn man die Verlängerung des geraden Strichs

*) Daß indessen auch wirklich Schlangen gemeint sein können, will ich nicht durchaus abläugnen, theils weil z. B. auf dem zu Tundern gefundenen güldenen Horn viel Schlangen vorkommen, theils weil es ja bekannt ist, wie die Schlangen in alter Zeit bei allen Völkern geehrt waren, ja wie noch die Wendischen Abkömmlinge in der Niederlausitz (Sechenti. Nachr. III. S. 343), wo sie beinahe die Stelle des kleinen stillen Volkes in andern Deutschen Sagen einnehmen, sie als Hausgenossen und heilige Thiere, deren Leben an das Leben der Hausbesitzer geknüpft ist, betrachten.

**) Bei den andern Gegenbildern herrscht in Hinsicht der Namen-Anschreibung keine Regelmäßigkeit; der Wendische Namen steht vorne und hinten.

durch den gekrümmten, da wo er die Krümmung überschreitet, wegnimmt.

An der Stirn der Seite 5 bemerkt man auch noch die Spur von Buchstaben, doch hat sie das Feuer gänzlich zerstört. Masch vermuthet, es habe da das Wort Bodha gestanden. *)

Bei einem so erfreulichen Zusammentreffen dreier Bilder ein und desselben Gottes, nicht durch die Einbildungskraft und durch die entstellten Nachrichten der Zeitbücherschreiber erdacht, sondern uns aus dem Alterthum selbst überliefert, sieht man sich wohl angelegentlichst nach dem um, was die frühern Untersuchungen der Nordischen, Deutschen und Slawischen Götterlehre ergeben haben. Da tritt aber auch für diesen Gott nicht viel Erfreuliches ein, wie überhaupt die Betrachtung aller jener Götterlehren, wie sie jetzt sind, mehr zurückschreckt als anzieht, indem auf der einen Seite ein ungeheurer Wust der verschiedenartigsten Nachrichten und Ansichten zusammengehäuft ist, durch welche kein leitender und verbindender Faden führt, andern theils aber, bei dem Übergange von dem einen untersuchenden Werke zum andern, man zum Eckel das einmal Gesagte wiederholt sieht und der Nachbeterei und Abschreiberei kein Ende wird. Hier nun die allerhand Nachrichten zu häufen, würde ein ganz zweckloses Unternehmen sein und in den eben gerügten Fehler fallen.

---

*) Daß wir hier in Bodha einen in Deutscher Götterlehre so bekannten Namen finden: Wodan, ist hoch wichtig, da ja ihm die höchste Stelle unter den Göttern der alten Deutschen angewiesen wird. Anderer Seits weiset der Name wieder auf Indien hinüber und der gelehrte Herr von Hammer sei daher hier öffentlich gebeten, uns aus seiner reichen Kenntnis der Asiatischen Götterlehre die Nachrichten mitzutheilen, die vielleicht für unsern Deutsch-Wendisch-Nordischen Gott Wodan-Bodha-Thor erläuternd sind.

Eine andere höchst wichtige Seite ist aber die Verbindung dieses Gottes mit den Nachrichten allgemeiner und uranfänglicher, oder wenigstens in frühste Zeiten zurückgehender Götterlehre, wozu ein weites Feld denjenigen offen liegt, die sich mit diesen herrlichen Forschungen beschäftigen. Wollte ich eine solche Untersuchung hier beginnen, so würde ich mich in ein mir unbekanntes Feld, dem ich nicht gewachsen bin, verlieren, es kann daher nur von mir die Zusammenstellung einiger Winke und Nachrichten versucht werden, die über Bilder und deren Bedeutung mir zugekommen sind, welche auf eine Ähnlichkeit mit den hier gelieferten Beschreibungen hinweisen.

Auf dem berühmten Tundern'schen, bei Galhuß gefundenen, oft beschriebenen und abgebildeten goldenen Horn findet sich auf dem der großen Öffnung am nächsten befindlichen Bilderringe eine knieende Gestalt, welche beide Arme erhoben hat. Dieser fehlt nun zwar nicht die rechte, sondern die linke Hand, aber nach der Art und Weise, wie wir das Bild im Tempel zu Rhetra finden, kann es immer noch zweifelhaft sein, ob die Darstellungen nicht etwa in Hinsicht der verstümmelten Hand wechselten, ja es läßt sich vielleicht bei weiterer Untersuchung entdecken, wenigstens ist es immer als Frage hier hinzuwerfen, daß das eine Volk, etwa die nordischen Deutschen, glaubte, die linke Hand sei verstümmelt gewesen, wogegen die Deutsch-Wendischen Völker die Verletzung der rechten Hand annahmen. Bei dieser Annahme würde das Bild, zu Rhetra gefunden, eine gemischte Vorstellung enthalten und die zwei Gesichter wären erklärlicher (denn das Dasein eines dritten ist doch noch immer zweifelhaft), wenn z. B. die Seite 5 den nordischen Tyr darstellte, dem die linke Hand fehlt, wogegen

6 den Deutsch-Wendischen Wodan und Vodha gäbe, dem, wie bei 1 und 4 die rechte Hand die verstümmelte ist. Überhaupt drängt sich bei Betrachtung des Werkes von Masch und bei den gelieferten Abbildungen die Bemerkung auf, daß diejenigen Götzen, welche den Wendischen Völkern im Mecklenburgischen und der Angegend eigenthümlich zugehören, nur ein Gesicht haben, diejenigen aber, welche auch andern Völkern heilig waren, als den Nordischen und den Preußen, mit Doppelgesichtern versehen sind [1*]), so daß man gewis wohl annehmen kann, daß der berühmte Tempel zu Rhetra eine Sammlung aller der Götterbilder enthalten habe, welche die im Heidenthum verbündeten Völker anbeteten [2*]). Rhetra ist immer als ein Mittelpunkt des Götzendienstes der alten Völker zu betrachten, wie Arkona auf Rügen und Romove in Preußen.

Die historischen Nachrichten vom Ordensamt Rampitz von Richter [3*]) erzählen S. 12. 13., daß an der Cassubischen Gränze unter Kurfürst Friedrich Wilhelm ein kleines Götzenbild gefunden ward, nackt, nur mit einem Riemen um den Leib, geflügelt, auf einer Kugel

---

1*) Uebrigens ist auch der alten Götterlehre ein Gott mit Doppelgesicht nicht unbekannt, Janus, mit dem es indessen auch noch eigene, unergründete Verhältnisse gewis hat. Es ist auch, beiläufig bemerkt, ein Gott, dessen Bedeutsamkeit sich auf Krieg und Kampf bezieht.

2*) Rhetra ward bekanntlich zweimal zerstört. Einmal unter Otto 1, im Jahre 955, wobei die vorgefundenen Schätze dem Bischof zu Brandenburg in der Mark geschenkt wurden, wodurch gewis eine reiche Sammlung alter Götzenbilder verloren ging. Die zweite Zerstörung fällt in das Jahr 1150 oder 1157 unter Heinrich den Löwen und damals mag ein eifriger Heide die schon dem Verbrennen nahen Götzen gerettet und in einem Opferkessel vergraben haben und das sind die bis auf uns gekommenen, welche Masch beschrieben.

3*) Frankfurt an der Oder 1740.

sitzend. Der linke Arm ist in die Höhe gestreckt und abgebrochen, der rechte niederhangend, doch vom Leibe abgehalten, ist auch verstümmelt *). Leider ist die Beschreibung sehr unvollkommen und es heißt nur: „die linke Hand ist etwas abgeschlagen und scheint er darin etwas gehalten zu haben.“ Von der rechten niederhangenden Hand hört man nicht, daß sie fehlt, wie doch die Abbildung, welche in dem genannten Buche davon ist, zeigt; darum vielleicht sah Westfahlen in seiner Beschreibung die Abbildung als eine durch den Künstler verfälschte an, und gab dem Bilde die fehlende rechte Hand wieder. Die Stellung der Arme ist wie bei dem Schlesischen Götzenbilde, unter 1 mitgetheilt, nur die Arme umgekehrt. Richter nennt dies Bild einen Svantibold. — Was ein Abbild des Thor betrift, der eine innige Verwandtschaft mit Tyr hat, ja wohl ein und derselbe Gott sein möchte, der sich nur bei verschiedenen Stämmen verschieden benannt fand und dann als zwei Gottheiten auftrat, da von dem einen Thaten und Ereignisse erzählt wurden, die man von dem andern nicht wuste, so soll über dem Thore des Städchens Beckum im Münsterlande ein kleines Bild des Gottes Thor zu finden sein **), dessen genauere Untersuchung, da jetzt eine Anleitung in dieser Abhandlung gegeben, auch durch die Abbildungen die Erkenntnis geleitet wird, sehr zu wünschen ist.

Eine sorgfältigere Untersuchung, so fern sie noch

*) In Westphalen monum. ined. Tab. IV. Praef. 201. Tab. L. ist ein Nachstich dieses Bildes, in welchem ihm aber die rechte Hand wieder zugetheilt ist.

**) Herda, Erzählungen und Gemälde aus der teutschen Vorzeit von Pahl. Bd. I. S. 191.

möglich sein wird und nicht die Zeit alle Mittelglieder einer solchen zerstört hat, verdient Anthyr, den man gemeinhin für den ersten König der Heruler und Wandaler erklärt. Sein Name zeigt deutlichst den Zusammenhang mit dem Gotte Tyr an und er ist ein und dasselbe mit ihm, ja ich glaube vermuthen zu dürfen, daß er der Deutsche Odin ist, das heißt, daß er den Deutschen Völkerstämmen war, was den Nordischen Odin, wie denn auch Tyr durch Bodha mit Wodan und Odin gleich bedeutend wird. Vergleicht man die ihm beigelegten Unterscheidungszeichen, besonders das Stierhaupt, so wird die Gleichheit noch auffallender und es zeigt sich der durch alle jene Götterbilder hindurchgehende gemeinsame Ursprungsfaden. Die Sage, die später entstellt und verfabelt wurde, da uns leider die Deutschen Göttersagen fehlen, indem uns keine Edda blieb, keine sammelnden Skalden zu Theil wurden und das freie Heldenleben des Nordens bald in allgemeinere Verbindungen verschwamm, erzählt von ihm: „seine Mutter sei eine Amazone gewesen und er habe Alexander auf seinen Zügen begleitet. Nach dessen Tode kam er an den Küsten der Ostsee in Meklenburg an. Sein Schiff führte einen Ochsenkopf in der Flagge (wobei man, an den Buzephalus, dessen Andenken er dadurch verewigen wollte, dachte), am Vordertheil des Schiffes hatte er einen Greifen *). Beide gingen ins Meklenburgische und Pom-

*) Durch diese Zusammenstellung gewinnt auch der Buzephalus, dies dem Alexander zugetheilte Roß mit dem Stierhaupte, eine eigene, tiefe Bedeutung, indem er, neben diesen göttergleichen Helden des Alterthums stehend, auf die in der Götterlehre so vieler Völker höchst bedeutenden Stierbilder und Stiersagen eine Hinweisung bekommt, die wunderbarst sich durch Jahrtausende zieht.

nerſche Wappen über.“ Damit es nun aber in Hinſicht der Ähnlichkeit mit Odin nicht an einem zweiten Odin fehle, finden wir auch einen zweiten König Anthyr, welcher der vierte Wendiſche König an der Oſtſee im zweiten Jahrhundert geweſen ſein ſoll.

Und zuletzt erwähne ich nur noch, da dieſes Buch ſelten von den Unterſuchern zu Rathe gezogen werden möchte, daß die monumenta inedita rerum germanicarum praecipue Cimbricarum von Weſtfahlen Thl. IV. eine Abhandlung von den heiligen Stierbildern und deren Verehrung bei den alten Völkern S. 1340 liefern, welche eine Abbildung begleitet. *) Auf ihr erſcheint auch ein Bild des Oſiris, eine halbe Geſtalt, im Geſicht etwas Langgezogenes und dadurch Stierhaftes zeigend, um den Kopf eine Umhüllung mit Ohren und Hörnern habend. Der Hals iſt nackt, Schultern und Bruſt umgiebt eine panzerartige Waffenkleidung, die rechte Hand hält [illegible] empor, mit geſchloſſener Fauſt, welche bis zur Höhe der Schulter erhoben iſt, die linke Hand fehlt bis zur Mitte des Unterarms, deſſen Stummel an den Leib gedrückt iſt und keine Erhebung oder Ausſtreckung zeigt. Die Abbildung erſcheint etwas wunderlich und

*) Dieſe Abhandlung iſt wichtig, ſie weiſt auch auf die Verwandtſchaft des Namens Tur durch Tur, Thur mit Thor hin, und ſie wird überhaupt demjenigen, der meine Abhandlung mit allgemeiner Götterlehre in Verbindung ſetzen wollte, ſehr hülfreich ſein, welches ich nicht benutzen konnte und mochte, da ich nicht fremdes Waſſer und Gelehrſamkeit in dieſe bloß zur Erklärung eines einzelnen Gegenſtandes beſtimmte Abhandlung miſchen wollte. Beiläufig bemerkt, ſo iſt die Namens-Verwandtſchaft zwiſchen Tur oder lispelnd ausgeſprochen Sir mit O — ſir — ig und Ha — ir — is dem Ohre gleich und leicht heraushörbar.

unwahr; sie soll nach einem Bilde in Kirchers Ödipus entworfen sein, das ich nicht auffinden konnte. *)

Büsching.

*) Der gelehrte Herr Fin Magnussen zu Kopenhagen, der, wie wir wissen, dort Vorlesungen über Verbindung der Nordischen mit Aegyptischen und andern Götterlehren gehalten, möge uns über diesen Zusammenhang aus dem reichen Schatz seines Wissens belehren.

XXXIII.

Lohn und Strafe.

(Ein Wiener-Ammenmährchen.)

Marie, ein kleines frommes Mädchen, hatte einen Zwillingsbruder; der aber war voll Unarten. — Da gab eines Tages ihre Mutter jedem einen Leib Brod, ein Stück Käse und drei funkelnagelneue Pfennige und sagte: sie sollten beide in den Wald Erdbeeren brocken [1]) gehen. Das thaten sie auch, und wie sie in den Wald kamen, gieng eines hierhin, das andere dorthin um Erdbeeren aufzusuchen. So verloren sie endlich, wie sie immer tiefer in das Dickicht kamen, einander aus den Augen.

1) pflücken.

Auf einmal begegnete dem Mädchen ein eisgraues Mütterlein, und das war unsere liebe Frau. [2]) — Ei Kleine, wo gehst du hin?" — „Nun, halt Erdbeere pflücken." — „Und was hast du denn da?" — „Einen Leib Brod, [3]) ein Stück Käse und drei Pfennige." — „Sieh! wie alt und arm ich bin, willst du mir wohl was davon schenken?" — „Freilich," erwiderte der gutherzige Fratz [4]) und theilte den Leib Brod und das Stück Käse mit der alten Frau und gab ihr überdies noch zwei Pfennige.

Da war die liebe Frau sehr erfreuet und sprach: „Schau', weil du mir was gegeben hast, so will ich dir auch was geben. Da hast du ein buntes Schächtelchen, mußt es aber ja nicht eher aufmachen, als bis du nach Hause kömmst, wo du sodann, fein säuberlich, ein frischgewaschenes weißes Tuch über den Tisch ausbreiten und das Schächtelchen darauf stellen mußt, um es zu eröffnen."

Das Mädchen bedankte sich dafür und unsere liebe Frau gieng von dannen. —

Im Hui! war die Kleine zu Hause, that, wie ihr befohlen wurde — und wie sie den Deckel hob, schwebten drei wunderschöne Engel mit goldenen Krauselocken, kitzblauen [5]) Augen und schneeblühweißen [6]) Flügeln heraus, setzten ihr einen frischen Kranz von Veilchen, Rosen

---

2) So nennt man in Oesterreich allgemein die Mutter Gottes.

3) Ein ganzes Brod. Unterösterr. a Loab Brod, der Wiener spricht: Laib, Lab.

4) Bezeichnet in der öst. Volkssprache, ein kindisches Wesen.

5) Kitzblau, kräschendblau (blob) hell und glänzendblau wie das Auge einer Kitz-Ziege; wie eine Pflaume blau.

6) weiß, wie die frisch gefallene Schneeflocke: Schneeblüthenweiß.

und Vergißmeinnicht auf das Haupt, und führten sie über eine schöne Regenbogenbrücke in den Himmel. [7])

Ihr Bruder aber war noch im Walde und zu ihm kam ein steinalter Greis. Der fragte ihn: „Wo er hingehe, was er bei sich habe und ob er ihm nichts davon schenken wolle, weil er so arm und alt wäre?“

Der kleine Geizhals hingegen erwiderte: Nein, ich gebe dir nichts, brauche alles für mich selbst.“ — Da ward der Greis erzürnt und sagte: Sieh' ich bin dein Herrgott, ich brauche deine Gabe nicht, doch wohl du die meine. Hiemit schenkte er ihm auch ein Schächtelchen, und der unartige Knabe hüpfte ohne zu danken sogleich nach Hause, öffnete neugierig den Deckel — o wehe! — — da stieg ein abscheulicher Grampus [8]) heraus, der hatte eine eingewässerte Birkenruthe in der Hand, ergriff und züchtigte den Knaben, daß er jämmerlich weinte.

Weil er aber sich dieses für immer merkte und dann artig und fromm wurde, überdies seine Schwester bei Gott für ihn bat, erwachte er eines Morgens vom Schlafe, und wie er sich umschau'te, sah er seine Schwester und stund mit ihr im goldenen Himmelssaale.

Franz Ziska.

---

7) Viele meiner Landleute im fernen Gebürge (noch unverdorbene Naturſöhne) haben den schönen Glauben, daß die Seelen ihrer Abgeschiedenen von Engeln über Regenbogen in den Himmel geleitet werden.

8) Am Vorabende des Nicolaustages ist es in Oesterreich und vielleicht allgemein in allen katholischen Landern gebräuchlich, daß Manner in der Tracht des heil. Nicolaus die Jugend besuchen und sich Proben von ihren Fortschritten im Lernen ablegen lassen. Jeden solchen Mann begleitet ein sogenannter Grampus (böser Feind) als Diener. Ob er gleich, zur Belohnung für die fleißigen Kinder, einen großen Korb mit vergoldeten Aepfeln, Birnen, Nüssen, Lebkuchen und Spielsachen trägt, so ist er doch, seiner grausichen Teufelsmaske, sein

[illegible] Ketten und vorzüglich einer Ellenlangen Ruthe wegen (zur Züchtigung der Nachlässigen) der allgemeine Schreck der Kinder. — Den lustigen Oesterreichern fehlt es nicht an Scherzliedern über dieses Kinderfest. Ich hörte erst unlängst eines der anzüglichsten von einem 12jährigen Mädchen und gewiß in aller Unschuld ihres Herzens singen:

„Da hatligi Niklo hod m'r Epf'l varrah(r)t,
„A hod ma nid g'sogt, wo's Schtüngerl hiñ g'hea(r)t;
„Und woñ a ma noñ amol a Boar Epf'l vareah(r)t
„So muäß i iähm holt frog'n, wo da Schtüngl hiñ g'hea(r)t.

XXXIV.

Ottokar von Horneck und seine gereimte Chronik des Landes Oesterreich.

Wie früh jener lebendige Geist, der im goldenen Zeitalter altdeutscher Dichtkunst die uralten Sagen unseres Volkes feurig durchdrungen, neu belebt, und mit freier Schöpferkraft zu großartigen Heldengemälden und Heldendichtungen verschmolzen und gestaltet hatte, bald nach dem Untergange der Hohenstaufen wieder erlosch oder doch in die beengten Fesseln treuer Geschichtserzählung zurücksank, davon giebt es vielleicht keinen sprechenderen Beweis als das alte Geschichtsbuch, worüber wir hier umständlicher zu handeln veranlaßt sind.

Ottokar von Horneck, ein Edler aus Steiermark, *)

---

*) Das Stammschloß Horneck ist noch vorhanden, und liegt im Grazer Kreise der Steiermark.

lebte unter den Kaisern Rudolf von Habsburg und Albrecht I, und war seiner eigenen Angabe zufolge *) ein Dienstmann Otto's von Lichtenstein. Über die Geschichte seines Lebens ist nichts weiter bekannt worden, blos aus einzelnen Andeutungen seiner Chronik erfahren wir gelegentlich, daß er bei mehreren Unternehmungen der beiden genannten Kaiser Augenzeuge und Theilnehmer gewesen, und aus dem Schluß seines Werkes ergiebt sich, daß er den Aufstand der österreichischen Heere gegen Herzog Friedrich den Schönen von Österreich (im J. 1309.) noch miterlebte. Eben so wenig wissen wir über sein früheres Werk, welches die alten Geschichten Assyriens, Persiens, Griechenlands und des Römischen Reiches bis auf Kaiser Friedrich II. umfaßte, und das von ihm mit großem Fleiß aus alten lateinischen Büchern zusammengetragen und in deutscher Sprache verfaßt worden war, **) — da dasselbe bis jetzt ungekannt und ungenutzt unter den Handschriften des K. K. Hofbücherschatzes zu Wien aufbewahrt wird, wo es noch im J. 1722. der fleißige Hieronymus Pez sah und durchblätterte. Wichtiger indeß als jenes frühere Werk ist Ottokar's noch vorhandene ausführliche Chronik des Landes Österreich. Sie ist in deutschen Reimen abgefaßt und besteht aus zwei Theilen, die offenbar zu verschiedenen Zeiten verfaßt und niedergeschrieben sind. Die erstere Hälfte erzählt die Geschichten von Kaiser Friedrichs II. Tode an bis zu Kaiser Adolf's von Nassau Heerfahrt gegen Meissen, umfaßt also den ganzen Zeitraum vom J. 1250 bis 1294. Daß dieser erstere Theil vom Ver-

*) Österreichische Landes-Chronik Kap. 68. vergl. Wolfgangi Lazii Comment. genral. Austr. p. 253.

**) Ottokar in der Vorrede seiner Österr. Chronik.

faſſer bereits in den Jahren von 1285 bis 1295. niedergeſchrieben worden ſey, verräth er ſelbſt an mehreren Stellen dadurch, daß er gewiſſe Umſtände als gleichzeitig anführt, die andern glaubwürdigen Nachrichten zufolge gerade nur in dieſe angegebene Jahre fallen. So erzählt er (Kap. 34.): die Söhne des Königs Peter (III.) von Aragonien, Jakob und Friedrich, führten noch immerfort Krieg um die Behauptung des Landes Sizilien, worauf ſie mütterlicherſeits Anſprüche hätten. Dieſe Kriege der beiden jungen Fürſten aber begannen, wie wir anderweitig her wiſſen, erſt mit dem Tode ihres Vaters Peter III. im J. 1285. und endeten bereits im J. 1295., wo Jakob allen ſeinen Rechten und Anſprüchen auf Sizilien zu Gunſten ſeines Bruders entſagte. Ferner wird (Kap. 28.) Graf Ulrich von Haimburg als damals noch lebend aufgeführt, der indeß noch vor dem J 1295. geſtorben ſeyn muß, da ſeine hinterlaſſene Wittwe Agnes von Öſterreich, mit welcher er ſeit 1270. vermählt geweſen, bereits im J. 1295., am Tage ihrer abermaligen Vermählung mit dem Grafen Mainhard von Tyrol, ihm in den Tod nachfolgte. — Die zweite Hälfte des Werkes beginnt mit der Ermordung Heinrich's, Abtes zu Admund, (um 1296. oder 1297.) und führt die Geſchichte fort bis zu dem Aufſtande der öſterreichiſchen Herren gegen Herzog Friedrich den Schönen von Öſterreich (im J. 1309.) Nachdem Ottokar darin zuletzt noch die Geſchichten des Jahres 1309, nemlich die Krönung Kaiſer Heinrichs (des Siebenten) am Tage der h. drei Könige (Kap. 1812.), die damalige Heuſchreckenplage, und die Niederlage der Aufrührer in Öſterreich umſtändlich beſchrieben hat, bricht er plötzlich ab, ſo daß man faſt glauben muß, der Tod habe ihn über der Abfaſſung ſeines Werkes überraſcht.

Das Zeitbuch ſelbſt umfaßt außer den Geſchichten Öſterreichs auch die gleichzeitigen der Steiermark, Böhmens, Un-

garns und der Nachbarländer, indeß bleiben doch immer die Thaten Rudolfs von Habsburg, Ottokar's von Böhmen, Albrechts des Ersten, und Herzog Friedrichs des Schönen von Österreich der Hauptgegenstand der Erzählung, die nur ein einzigesmal (Kap. 405 — 463.) durch eine längere Episode, von der traurigen Eroberung und Zerstörung der Stadt Akkon durch die Heiden, unterbrochen wird. *) Je weniger der dichterische Werth des Werkes allzuhoch anzuschlagen seyn dürfte, desto größer ist er in geschichtlicher Hinsicht und zwar namentlich für die damalige Zeitgeschichte. Mag immerhin Ottokar in Darstellung der Begebenheiten des Auslands gegen Einzelne oft bis zur Ungerechtigkeit bitter, **) in seinen Zeitbestimmungen oft minder genau seyn, ***) so hat er doch auch darin überall aus den besten Quellen geschöpft. So stimmt sein Bericht (Kap. 3.) über die Art und Weise, wie Kaiser Konrad IV. in Italien vergiftet worden, genau mit dem überein, was die zuverläßigsten Geschichtschreiber Italiens darüber ausgesagt haben, während andererseits seine Erzählung von dem traurigen Ende des unglücklichen Konradin von Hohenstaufen (Kap. 33.) an ausführlicher Umständlichkeit und ergreifender Lebendigkeit alles übertrift, was in den alten italischen Zeitbüchern und Geschichtswerken hierüber aufgezeichnet steht. Wenden wir uns aber

*) Ackers Zerstörung oder das Gedicht vom Verlust des heil. Landes, war ursprünglich vom Verfasser als ein für sich bestehendes Werk abgefaßt, und ward erst nachmals von ihm in seine Chronik eingeschaltet.

**) So z. B. gegen Philipp den Schönen von Frankreich und gegen die sarazenischen Eroberer Akkons.

***) Konrads IV. Tod setzt er ins J. 1253., Konradin's Enthauptung auf den Allerheiligenabend des J. 1266., die Eroberung Akkon's ins J. 1270.

zu denjenigen Theilen des Buches, wo Ottokar von der Geschichte seines Landes handelt oder wo er gar als Augenzeuge spricht, so darf er durchaus als Geschichtsquelle des ersten Ranges gelten, und seine Beschreibungen erwecken ein immer höheres Vertrauen, je länger und je sorgfältiger man sie mit den Erzählungen anderer Berichterstatter über jene Zeit vergleicht. *) Wir erwähnen hier nur seine mit malerischer Anschaulichkeit entworfene und bis auf alles Einzelne sich verbreitende, höchst wichtige Schilderung der großen Schlacht auf dem Marchfelde zwischen Rudolf von Habsburg und Ottokar von Böhmen, wobei er selber unter Otto von Lichtensteins Banner rühmlichst mitgefochten, **) ferner die rührende Erzählung „wie Kunig Rudolf zu seinem Grab geritten sey," ***) die traurige Klage über den Heldentod Albrechts, Grafen von Haigerloch, des wackern Ritters und Sängers, ****) und die mit großer Ausführlichkeit, nicht ohne sichtbare Theilnahme geschilderte meuchlerische Ermordung Kaisers Albrecht des Ersten *****) unweit Brugg im Aargau bei Gelegenheit einer fröhlichen Maienfahrt. Während er einerseits die jedesmaligen Zeitangaben und Zeitbestimmungen, ferner die vollständigen Namenverzeichnisse der jedesmal anwesenden Herrn und Ritter (z. B. Kap. 150. und 673.) mit diplomatischer Genauigkeit liefert, verbreitet

*) Wo er selbst Augenzeuge gewesen, gesteht er es jedesmal; wo nicht, giebt er wenigstens die Berichte anderer glaubhafter Augenzeugen. Vergl. Kap. 66 692.

**) Kap. 140 — 164.

***) Kap. 377.

****) Kap. 671.

*****) Kap 795 — 801.

er sich doch auch andrerseits über alles, was nur irgend das Herz der Zeitgenossen in Leid und Lust bewegen mochte, mit gemüthlicher Theilnahme. Fehden und wilde Kämpfe, Heerfahrten und Lustbarkeiten, Vermählungen und Todtenfeste, grause Mordthaten und die süßen Spiele der Minne, alles wird von ihm mit gleicher Liebe und Wärme aufgefaßt und in einer Sprache geschildert, die noch immer an das silberne Zeitalter altdeutscher Dichtkunst erinnert und die sich doch himmelweit von der dürren Schreibart späterer Reimchroniken unterscheidet, zu denen sein Werk gleichsam den Übergang bildet. So ist denn Ottokar's Geschichtsbuch nicht blos als fleißige Sammlung alles Denkwürdigen aus jener Zeit, sondern auch als lebendiges Sittengemälde, als ein treuer Spiegel des gesammten damaligen Volkslebens zu betrachten, woraus ein künftiger Darsteller und Beschreiber des deutschen Mittelalters noch unendlich reichen Stoff zu den anziehendsten Schilderungen und Darstellungen schöpfen wird. Freilich hat der Geist der Poesie noch das Ganze durchdrungen. Dies offenbart sich schon in der Art und Weise, wie bei jeder Gelegenheit das Lob des ehrwürdigen Wolfram von Eschenbach, und die anmuthige Mähr von Sigunen und Schionatulander, vom hürnen Siegfried, dem Berner Dietrich und dem Rosengarten mit Liebe erwähnt wird (Kap. 161. 174. 377.), ferner unter andern auch in den kindlich-naiven Scherzen und dem kosenden Liebesgeschwätz zwischen Rudolfs Sohne und seiner Braut an ihrem Hochzeittage (Kap. 174.), desgleichen aus der süßen Zwiesprach Ottokar's mit Frau Minne (Kap. 177.). Aber dieser poetische Geist hat nicht sowohl auf die historische Treue Ottokar's Einfluß gehabt, als vielmehr auf die harmonische Entfaltung und Einkleidung des Ganzen: doch ist davon selbst auf diese wenig mehr übergegangen, als was jeder

wahre Geſchichtſchreiber überhaupt vom Dichter zu entlehnen berechtiget wäre.

Die Forſcher und Darſteller unſerer Vaterlandsgeſchichte haben bis jetzt unſerem Ottokar wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt, manche ſcheinen ihn wohl gar unter die Reimchroniken vom gewöhnlichen Schlage gerechnet zu haben, — eine Ungerechtigkeit, die unerklärlich ſeyn würde, wofern man nicht wüßte, daß Unbekanntſchaft mit den alten Denkmalen unſerer Sprache und Dichtkunſt immer noch zu den Hauptmängeln und Schattenſeiten unſerer deutſchen Geſchichtſchreibung gehört.

D. J. G. Kuniſch.

Wie König Rudolf von Habsburg ſeine Tochter Guta mit König Ottokar's nachgelaſſenem Sohne, und ſeinen Sohn Rudolf mit König Ottokar's hinterlaſſenen Tochter vermählt hat, und wie die Hochzeit zu Driglach gefeiert worden.

(Nach Ottokar von Hornecks Reimchronik Kap. 173. 174.)

Das Heer brach des Morgens auf und zog hin gen Driglach. Daſelbſt ließ der König ſich nieder, und befahl ſeine Tochter von Wien herzuführen. Ihr folgte eine wonnigliche Schaar von Frauen, die man unterweges, da ſie fuhren, aller fröhlichen Sitte pflegen ſah. Sie kamen ſehr bald, und legten an ihren Leib allerhand Zier, womit die ſeidenreichen Frauen die Männer zur Minne anlocken und zu männlichen Sitten reizen. Auch kam die Königin von Böheim *) dahin geritten. Die hatte ſich daheim ſehr zierlich gekleidet, und gebärdete ſich betrübt, als die Wittiben thun

*) Die Wittwe König Ottokar's.

sollen. Man sah sie ihr Antlitz in einen feinen und weißen Schleier hüllen, durch welchen ihre rosenfarbenen Wängelein glänzten. Wo diese bloß erschienen, wenn etwa der Schleier sich lüpfte oder von den Wangen wegrückte, wer da hinschaute, wurde vor Freuden bis in den dritten Himmelschor entzückt, und wäre da etwa ein Stral von ihrer Minne in sein Herz geflogen, sie hätte ihn wohl aus kläglicher Noth befreit, wäre er auch halb todt gewesen, wenn er sie nur angesehen hätte. Auch kam mit ihr die Traute, die Braut Herzog Rudolfs,*) und ihr Sohn, der Herr von Böheim.**)

Wie man die Hochzeit begangen, soll euch wohl erzählt werden. Des Morgens, da es tagte und man die Messe vernommen, kam das Hofgesinde überall zusammen und der Schall ward sehr groß. Als das Ding begann, ward von Herren und Frauen gar wonniglich ein Ring geschlossen, und Bischof Heinrich von Basel that ihnen die heilige Ehe. Darnach erhub sich sogleich ein großer Buhurt; da gewahrte man an den Böhmen viel bessere Geschicklichkeit im Scherze zu buhurdiren, denn zu ernstlichem Streite. Nach Essens Zeit erhob sich ein großes Tiostiren. Den König verdroß es nicht; er ging mit den Rittern zu den Frauen, um zu sehen, da wo man sie in ihrem Gemach in Kurzweil sitzen sah. Der König schuf da, daß immer zwischen zwo ein Ritter zu sitzen kam. Da stund ich, und erwog in meinen Gedanken, daß die Frauen so blank geschmückt waren; wie die Haide mit schwarzen Kohlrosen und mit weißen Zeitlosen geziert steht, so erschien neben den klaren Frauen manches Ritters Haut,

*) Agnes, Ottokar's hinterlassene Tochter.

**) Wenzel.

vom Harnisch rußfarbig. König Rudolf der Zierliche saß bei seiner Schwiegertochter mit edler Geberde; manche lose Rede begann er mit ihr zu kosen; er sprach: „Fräulein, seid ihr deß wissend? wenn man tödtliche Feindschaft durch Sühne tilgt, so bestätiget und besiegelt man diese zuletzt mit einem Kuß. Wolltet ihr mir nun also thun, so wüßte ich wohl, daß die Sühne zwischen uns ohne Spaltung stätig und ganz bestehe." Höflicher Reden genug pflag er mit ihr, da er zu Scherzen Leutseligkeit und Geschick besaß. Was er auch zu ihr sprechen mogte, sie bedachte sich nicht lange und beantwortete es ihm mit Guten. — Ob ihre Minne dadurch vielleicht sein Gemüth umwandelte? — Da zwar, als die Hehre ihm in die Augen blickte, wäre er da nicht so vest an Stetigkeit gewesen, ihre Minne hätte ihn vielleicht zu solchen Gedanken verleitet, daß er vielleicht in seinem beständigen Sinne gewankt hätte.

Seine Tochter, Frau Guta, und der, dem sie vermählt war, die saßen an der Stelle unterhalb der Königin. Wer da vernommen hätte, welcher Rede sie begonnen, dem wäre wohl das Lachen ankommen. Sie thaten beide gleich als wenn sie an Verstand und Jahren Kinder wären, so kindlich redeten sie. Da sprach die Maid von ihren Tokken, wie die gestaltet wären, er hingegen erzählte ihr, was sein Sperberfalke gefangen hätte. Sie hatten sehnliches Verlangen zu einander, wie Schionatulander nach seiner Frau, der klaren Sigune hatte. Dazu waren diese noch bei so schwachem Verstande. Unterhalb sah man den Herzog Rudolf sitzen, dessen Herz die hochgeborne reine Königstochter von Böheim als ein Agtstein an sich gezogen hatte. Auf keine Weise mochte er ihr dessen entfliehen, sie zog ihn in ihrer Minne Reich. Mancher sehnende Blick ward von

dem Manne an die Süße gethan, was er nur zu ihr sprechen mogte, ward ihm sogleich von der Minniglichen mit guter Rede beantwortet. Ich wähne, daß man nimmermehr ein Kind von süßerer Rege und süßeren Sitten finden möchte; sie hätte damit wohl eines Engels Gedanken bezwingen können, daß er um ihrentwillen am Himmel wankelmüthig geworden wäre. Er aber verließ sie weder mit Herzen noch mit Augen, und wünschte heimlich gar oftmals, daß der Tag ein Ende nähme, damit er der Guten so nahe kommen möchte, daß er sie umfienge und ihr rother Mund ihm für seine sehnende Pein büßen müßte.

XXX.

Nibelungen:

Die Heidelberger Bruchstücke.

(Hiezu eine Schriftprobe in Steindruck.)

Von denselben ist in diesen Blättern, Bd. 3. S. 54. schon die Rede gewesen, und auch eine kurze Anzeige in Wilkens Verzeichniß der Heidelberger Handschriften, S. 543. Ich habe in Heidelberg beikommende Abschrift davon genommen. Es sind 17 Blätter, in Fol. auf Papier, in der Handschrift No. 844. mit mehren Sachen zusammengebunden, und sehr verwerren durch einander geheftet.

Die Stanzen sind unbezeichnet, die Reimzeilen abgesetzt und die großen Anfangsbuchstaben mit einer gemeinsamen Linie roth durchstrichen. Die Abschnitte der Verse sind zuweilen punktirt, die Eigennamen meist groß. Das ů oder û ist fast immer zweifelhaft, für ꝛ steht meist b und à für av. Abkürzungen sind die gewöhnlichen d' für der, me' für mere, ſp'ch für ſprach; gße für große. vñ für vnd, vnde, dē für den, dem, und ähnliche. Die beiden Blätter mit Zeile 5007 und 5371 sind nachlässiger geschrieben, haben vorn bloß einen schwarzen Strich, und als Papierzeichen auch den Ochsenkopf, der sonst fehlt: so daß sie fast von anderer Hand scheinen. Das Ganze enthält 4 Bruchstücke, ziemlich aus einer Gegend: 1) 8 Blätter, mit Zeile 5007 bis 5422. 2) 4 Bl. mit Z. 6252 bis 6458. 3) 4 Bl. mit Z. 6562 bis 6770. 4) 1 Bl. mit Z. 9226 bis 9281. Merkwürdig ist, daß hier hauptsächlich auch wieder jene Stelle erhalten ist, welche in Docen's Bruchstück und nun auch in den von Görres gefundenen Blättern allein übrig ist, nämlich die bedeutsame Weissagung der Meerweiber und entscheidende Fahrt über die Donau: welche dagegen gerade in der ersten Hohenemſer Handschrift (die jetzo der Freiherr von Laßberg zu Heiligenberg besitzt) fehlen. Ich bemerke aber hiebei, daß Docens 2 Blätter nicht etwa, wie H. v. Laßberg hoffte, zu seiner Handschrift gehören. Schon das Äußere, bei mancher Ähnlichkeit (in den fortlaufend geschriebenen, und mit großen Buchstaben bezeichneten Stanzen), widerspricht, da die Schrift in Docens Bl. sichtbar jünger ist, um 1300., und ebenso Sprache und Schreibart, z. B. ai für ei; ei für i; ou für u, ů; eu für iu; und ů für û, so wie man in Schwaben mehr guet, gůt, dagegen in der Schweiz mehr guot hört. Sodann ist der

Text ganz derselbe, wie in der St. Galler Handschrift, zu deren Stamm die ganze große Reihe aller übrigen Handschriften und Bruchstücke gehört; namentlich auch Hundeshagens Handschrift, die den Heidelberger Bruchstücken sehr ähnlich, aber etwas älter und sorgfältiger ist, und nur eine Stanze hat, die in der St. Galler nicht steht. *) Die beiden Stanzen, welche Docens Blätter voraus haben, vermehrt die Wiener Handschrift noch mit einer dritten (vgl. hier Bd. II. S. 349.). Endlich, so reicht Docens erstes Blatt mit Zeile 5280 bis 5386. noch in die Laßbergische Handschrift hinein, deren Lücke erst mit Z. 5815 anhebt, und stimmt auch hier fast wörtlich und buchstäblich mit der St. Galler. Diese letzte habe ich nun, durch Vergünstigung des freundlichen und dem vaterländischen Alterthum herzlich zugewandten Besitzers, vollständig verglichen, und die Abweichung durchgängig so groß befunden, als in dem bisjetzo daraus bekannten hinteren Theile. Die spätere Überarbeitung, Nachhülfe, Verbesserung im Ausdruck, selbst im Versbau und Zusammenhang, Beseitigung scheinbarer Widersprüche, Ergänzung, Zufügung, neben durchgängiger Variazion, — ist ganz offenbar. Gleichwohl ist diese Handschrift, wie ich mich durch eigene Ansicht überzeugt habe, die älteste aller, die ich nun, bis auf die gewiß jüngste Wiener gesehen. Sie ist nach allen Kennzeichen, und so viel ich mich jetzo auf Handschriften ver-

*) Der Nachricht und Probe von dieser Hdf. hier Bd. III. S. 99. füge ich aus eigener Ansicht hinzu, daß die Zeichen das gewöhnliche qi des Strophen-Anfanges, und diese also dort unrichtig abgesetzt sind. Die Lanzetten sind abwechselnd mit großen Buchstaben etwas vorgerückt: ähnlich der Hohen Ems-Manchener Hdf.

: muren an die vart. er walder gvter sluntz. d' sich alle zite bewart. Nv
uch vnbuden. sp̄ch do Hagene nihts mine rede darvmbe. swie halt iv
:hiht. ich rat iv an den iriwen. welt ir iuch wol bewaru. so sult ir zv
Hvnen. vil gewærliche varn. Bit ir nihte welt erwinden. so besen/
iv man. die besten die ir vinden. od' ind' mvget ban. sowel ich vr in al/
iv sent rut' gvt. sone chan vns nihr gewetten. d' argen ehrenih mvt
s wil ich gerne volgen. sprach d' kunic iehant. do hier er boten riten. wi/
n mfin lant. do brahte man d' belde. driv iwsitto vñ mer. si wanden nihr
werben also gremelichiv ser: Si riten willechliche. in Sunthers lant
an hier in gebn allen. iosse vñ ovch gewant. die mit in varn wolden.
den Hvnen dan. d' kunic in gvtem willen. d' vil manigen gewan. Vo
er von Tronege Hagene. Danchwart den brv'd' sin. ir bed' rechen sehrich.
ingen an den Rin. die chomen rut'liche. barnasch vñ gewant. des brah/
n vil die degene. in dar Sunthers lant. Do chom d' berre Volker: ein

ſtehe, eher vor als nach 1200 geſchrieben.*) So daß das Nibelungen-Lied, wie es die St. Galler und mehr und minder alle übrigen Handſchriften bewahren, dadurch beträchtlich in das zwölfte Jahrhundert zurücktritt, etwa zwiſchen 1160 bis 1180.

In den folgenden Heidelberger Bruchſtücken wird man nun auch die genaue Übereinſtimmung mit der St. Galler Urſchrift, ſo wie mit Docens Bruchſtück, ſo weit beide zuſammentreffen, dagegen die ſtarke Abweichung der Laßbergiſchen Handſchrift erkennen, deren Lesarten ich darunter geſetzt und durch L. und D. unterſchieden habe. Die bei längeren Stellen in der Mitte ſtehenden Punkte ſind die in L. durchgängige Bezeichnung des Abſchnittes, welche in D. ganz fehlt.

v. d. Hagen.

---

*) Zum Beleg davon erfolgt hiebei eine Schriftprobe, nach einem genauen Steindrucke, den ich ſo eben von der Güte des Beſitzers der Urſchrift erhalte. Derſelbe iſt geſonnen, dieſe gänzlich auf ſolche Weiſe zu vervielfältigen: welches gewiß die würdigſte und in ſolchem Umfange noch ganz neue Anwendung dieſer wunderbaren Ergänzung der Buchdruckerkunſt wäre.

I.

Des muß zur werde ſchaden inner han 5007. S. 1.
Gebe er mir alle riche ez iſt von mir vil vngedan
Do myd ließ ſy ez verliben die nacht bis an den dag
Die frówe an prem bette mit vil gedancken lag 10.
Dye ir vil lychten augen getrucketen nie
Bis daß ſy aber den morgen bin zů mettin gye
Zů rechter meſſe zíden die kunige waren komen

Sy hatten aber die swester vnder ir hende genomen
Ja rieten ir zů mynnen den kunig von hůnen lant
Dye frówen ir dekeiner lutzel frolichen vant
Da hieß man dar gewinnen die etzeln man
Dye nů mit vrlobe weren gerne dan
Geworben oder gescheyden wie iz möcht sin
Zů houe quam do Růdiger die helde ritten wyder in
Daz man recht er fůre dez edeln fursten můt
Vnd deten daz bezyten daz duchte sy all gůt
Ir wege weren verre wyder in ir lant
Man brachte růdigern do er criemhilden vant
Vil mynnenklich bitten der recke do began
Dye edel kuniginne solt in hören lan
Waz sy enbieten wolte in etzeln lant
Wan er an ir nit anderz nywen lugenen vant
Daz sy numer wolte mynnen me dekeynen man
Do sprach der marggrafe daz wer myssedan
Wie solt ir vor der einen also schönen liy
Ir mögent noch mit eren werden gůtes ritters wyp
Nit half waz sy gebaten bis das růdiger S. 2.
Besprach heymelichen die künigin her
Er wolte sy ergetzen waz ir ie geschach
Ein deyl begunde ir senfften ir groß vngemach
Er sprach zů der kuniginne lant uwer weynen syn
Ob ir zů den hůnen hetten nyeman dan myn
Getruwer myner mage vnd ach der myner man
Ez můst ez sere emgelten vnd het uch ieman ycht gedan
Do von wart wol geringet do der frówen můt
Sy sprach so schwert mir eyde ob mir yeman důt
Daz ir sit der nehste der büsse min leyt
Do sprach der marggraue detz bin ich frówe vil bereyt
Mit allen sinen mannen swor ir do růdiger
Mit truwen imer dienen vnd daz die recken her
Ir niemer nycht ver sagten vz etzeln lant
Daz sy ere haben solte daz sichertte ir růdigers hant
Do gedachte die getruwe sit ich frunde han
Als vil gewnnen so sal ich rede lan
Die lůte waz sy wyllen ich iamer hafftiges wip
Waz ob noch wird geroch dez mynen lyeben mannes liy

Sy gedachte ſit daz ehel der reckin hat ſo M
Sal ich den gebyeten ſo dún ich waz ich wil
Er iſt ách wol ſo riche daz ich zú geben han
Mich hat der leyde hagen mynes gútes ane gedan
Sy ſprach zú rúdiger het ich daz vernomen
Daz er nit were ein heidin. ſo wolde ich gerne komen
War er hede willen. vñ neme vn zú ennem man
Da ſprach der marggraue. die rede ſoit ir fraúwe lan
Er hat ſo vil der reckin. in criſtenlicher .e.
Daz vch bi dem kúnige nummer wirdit we
Waz abe ir daz verdienet. daz er deuſſit ſonen lip
Des mogit ir gerne werden. kúnig Etzils wip
Do ſprach abir ir brúder. nú lobiz ſweſter myn
Iwer vngemúde daz ſolt ir laßin ſin
Sie badens als lange. biz doch ir trúrig lip
Lopte vor den heldin. ſie worde Etzelen wip
Sie ſprach ich wil vch volgen. ich vil arme kúnigin
Daz ich var zú den húnen. ſo daz nú mag geſin
Wanne ich han die fründe. die mich fúren in ſin lant
Des bot do vor den reckin. die ſchone Criemhilt ir hant
Da ſprach der marggraue. habit ir zwene man
Dar zú habe ich ir mere. iz wirdit wol gedan
Daz wir vch wol nach eren. brengin vbir rin
Ir in ſollit nit fraúwe. langer bie zú Burgonden ſin
Ich han fúnf hundert manne vñ auch der mage myn
Die ſollin vch hie dienen vñ da heyme ſyn
Fraúwe wie ir gebiedit. ich dún vch ſelbe alſam
Wanne ir mich manit der mere. daz ich michs nummer geſcham
Nú heßit vch bereiden. uwer pert vñ eleit
Die Rúdigers rete nummer werdint leit
Vñ ſagit iz úren megden die ir da fúren welt
Ja kúmet vns vf der ſtraße vil manig vßer welter helt
Sie hettin noch geſmaide daz man da vor reit
Bi Sifrides ziden daz ſie vil manige meit
Mit erin mochte fúren. wanne ſie wolde von dan
Hey waz man gúdir ſedele den ſchonen fraúwen gewan
Abe ſie. e ie gedrúgin. die keine riche eleit
Der wart zú ir verte. vil manigis nú bereit
Wand yme von dem kunige. ſo vil geſagit wart

5055. S. 3. 60. (*) 65. 70. 75. S. 4. 85. 90.

Sie slůßin vf die [illegible]in. die stůnden wol bespart
Sie warin vil vnmüßig. wol fonftin halben dag
Sie suchten vz der valde. des vil dar ynne lag
Criemhilt da ir kamern. intsließin began
Sie wolde machin riche. alle die Rüdigers man
Sie hette noch des goldis von Nibelünge lant
Sie wand iz zů den hůnen. deilin sold ir hant
Iz in konden hůndert möre. dannen nit gedragin
Die mere horte Hagene. do von Criemhilde sagin
Er sprach sit fraůwe Criemhilt. mir nummer wirdit holt
So můz auch hie verliben. daz Sifrides golt
Wie solde ich mynen vienden. lan so michel gůt
Ich weiz vil wol waz Criemhilt. mit diesem schatze gedůt
Abe sie in brechte vynnen. ich wil gelaůben daz
Er worde doch zůr deilit. vf den minen haz
Sie in hant auch nit der rosse. die yn soldin dragin
In wil behalden Hagene. daz sol man Criemhilde sagin
Do sie gehort die mere. da waz ir grymme leit
Iz wart auch den künigin allen drin geseit
Sie woldins gerne wenden. do des nit geschach
Rüdiger der edele. harte gůtliche sprach
Riche künigynne. wie clagit ir daz golt
Vch ist der künig Etzil. so großlichen holt
Geschint vch sine augin. er git vch als vil
Daz irs verswendit nummer. des ich vch fraůwe swerin wil
Do sprach die künigynne vil edel Rüdiger
Iz gewan künigis dochter. nie richeit mer
Dan der mich Hagene. hat ane getan
Do quam ir brůder Gernot. hyn zů der kamern gan
Mit gewalt des künigis. den slůßil stiez er an die tůr
Golt daz Criemhilden. deilte man dar vůr
Zů drißig důsent marken. oder dannoch baz
Er hiez iz nemen die geste. liep waz Günther daz
Do sprach von Bechelare. der Gotlinde man
Abe iz myn fraůwe Criemhilt alliz mochte gehan
Waz sin ie wart gefüret. von Nybelüngin lant
Sin solde lützil rüren. myn oder der küniginnen hant
Nů heißit iz behaldin. wand ich sin nit in wil
Ja kürte ich von dem lande. des mynen also vil

Daz wirs uf der ſtraße habin gůdin rait
Vñ vnſer koſte vonnen harte herliche ſtait
Da vor in aller wile. gefüllit zwelf ſchrin
Des aller beſtin goldis. des er gint mochte ſyn
Hertin die ir megde. daz fürtin ſie von dan 5135.
Vñ gezirde vil der frauwen. daz ſie zer ferre ſoldin han
Gewalt des grymmen Hagnen dûchte ſie zů ſtarg S. 6.
Sie hatte ir vyer goldis noch wol dûſent marg
Sie deilte iz ſiner ſele. ir vil liebin man
Daz dachte Růdigern mit großin trůwen gedan 40.
Do ſprach die claginde frauwe. wa ſint die fründe myn
Die dürch myne liebe. wellent eilende ſyn
Die ſollint mit mir riden in der hůnen lant
Die nemen ſchatz den mynen. vñ keuffen ros vñ auch gewant
Do ſprach zůr küniginne der marggraue Eckewart 45.
Sit daz ich alrerſte. ůwer geſinde wart
So han ich vch mit trůwen. gedienet ſprach der degin
Vñ wil bit an myn ende. des ſelbin vmmer bi vch plegin
Ich wil auch mit mir füren. fonf hundert myner man
Der ich vch zů dienſte mit rechten trůwen gan 50.
Wir ſin vil vngeſcheiden. iz in dů dan der dot
Der rede neig vme Criemhilt. des det ir werliche not
Do zoch man dar die more. ſie woldin varen dan
Da wart vil michel weinen. von fründen gedan
Ilte die vil riche. vñ manige ſchone meit 55.
Die zeigeten daz in were. nach frauwe Criemhilde leit
Hündert richer megde fürt ſie mit ir dan
Die worden ſo cleidit. als in daz wol gezam
Do vielin yn die recken. von liechtin augen nyder
Sie gelevte vil der frenden. auch bi Etzeln ſyder 60.
Do quam der herre Giſelher. vñ auch Gernot
Mit dem ir geſinde. als in ir zucht gebot
Do woldin ſie geleiden. ir liebe ſweſter dan
Da fürten ſie ir recken. wol dûſent weidelicher man S. 7.
Do quam der ſnelle Gere vñ auch Ortwin 65.
Růmelt der küchinmeiſter. da myde můſe ſyn
Sie ſchůfen die nacht ſelde. biz an tůnaue ſtat (*)
Do reit nit für das Günther. man ein lutzil vor die ſtat
E ſie von vine füren. ſie hatte für geſant

Jr bodin harte ſnelle. in der hünen lant
Die dem künige ſagetin. daz yme Rüdiger
Zů wibe hette er worbin. die edelin künigynne her

Auent. Wie Criemhilt zů den Hůnen für

Die bodin laiſtin riden. wir ſollin och dů bekant
Wie die künigynne gefůr dúrch die lant
Oder wa von ir ſchiedin Giſelher vñ Gernot
Sie hettin ir gedienet. als yn ir trůwe daz gebot
Biz an die tůnaůwe zů verigin ſie do rydin
Sie begůnden vrlaůbes. die künginne biedin
Wan ſie wieder woldin riden an den rin
Da in mochte iz ane weinen. von gůdin frůndin nit geſin
Giſelcher der ſnelle. ſprach zů der ſweſter ſin
Wanne daz dů fraůwe. bedorfin wolleſt myn
Abe dir yt geweꝛꝛe. daz dů mir bekant
So ride ich zů dienſte in daz Ezeln lant
Die ir mage waren. die kůſte ſie an den můnt
Vil mynneneliche ſcheiden. ſach man an der ſtůnt
Von Rüdigers heldin des marggrauen man
Do fůrte die künginne vil manige magit wol gedan
Hůndert vñ viere die drůgin riche cleit
Von gemailt richem vellor vil der ſchilde breit
Fů.t man bi den fraůwen. nahen yf den wegin
Do kerte von ir danneꝛ vil manig weidelicher degin
Sie zogetin balde dannen nidꝛ durch Beier lant
Do ſagete man die mere. da werin für g.rant
Vil unkůnde geſte. da noch ein cloſter ſtat
Vñ da daz yn mit flůze. in die tůna we gat
Jn der ſtat zů Baßaůwe. ſaz ein biſchof
Die berge wordin lere. vñ auch des fürſten hof
Sie ylten balde vñ fere. yf in Beyer lant
Da der byſchof pilgerin die ſchonen Criemhilde vant
Den reckin von dem lande waz daz nit zů leit
Do ſi ir volgin ſahin. ſo manige ſchone meit
Do trúte man mit augin. der edelin ritter kint

Wil gůde herberge. gap man den geſtin allen ſint (*)
Der biſchof mit ſiner nifeln. zů Baßaůwe reit
Do daz den bůrgerin. wart von der ſtat geſeit
Daß dar queme Crtemhilt des fürſten ſweſter kint
Die wart wol intphangin. von den kaufůden ſint
Daz ſie verlůbin ſolde. der biſchof hattis wan
Do ſprach der herre Eckewart. iz iſt vngetan
Wir můßin varin nidere in Růdigers lant
Vns wartint vil der degene wan iz iſt yn allin wol bekant
Die mere nů wol wiſte die ſchone Gůtlint
Sie bereite ſich mit flize. vñ ir vil edil kint
Ir hatte in bodin růdiger. daz yn daz duchte gůt
Daß ſie der künigynne. da myde troſte den můt
Daz ſie ir riete in gegene mit den ſinen man
Vf zů der enſe do daz wart gedan
Do ſach man allinthalbin die wege vnmůßig ſten
Sie begůnden gen den geſtin. beide riden vñ gen
Nu waz die künginne. zů Euerdinge komen
Genůg uz Beier lande. ſoldin han genomen
Den raůp vf der ſtraßin. nach ir gewonheit
So hettin ſie den geſtin. da gedan vil lichte leit
Daz waz wol vůderſtanden. von dem Marggrauen her
Er fůrte důſint ritter vñ dannoch mer
Do waz auch kummen Gotlint. Růdigers wip.
Mit ir anam herlige. vil maniges edelin reckin lip
Do ſie vbir die tůnaůwe quamen. bi enſe vf daz velt
Do ſach man vf geſpannen. hůttin vñ gezelt
Do die geſte ſoldin. die nacht ſelde han
Die koſt waz den geſtin. da von Růdiger gedan
Gůtlint die ſchone. die herberge lie
Hinder ir verlůbin. vf den wegin gie
Mit clinginden zeůmen. manig pert wol gedan
Der anefang wart vil ſchone. liep waz iz Růdiger gedan
Die in zů beidin ſiten. quamen vf den wegin
Die riedin lobeliche der waz vil manig degin
Sie plagin ritterſchefte daz ſach vil manige meit
Auch waz der ritter dienſt. der künginne nyt zů leit
Dar zů inſtůnt quamen die Růdigeris man
Vil der trůnzůne. ſach man da zů berge gan

Von der reckin hende. mit ritterlichen siedin
Da wart wol zů prise. vor den heldin da geriedin
Daz lieſin ſie verliben. do grüſte manig man
Vil gůtlich einander. do fůrten ſie von dan
Die ſchone Gotlinde. da ſie Criemhilde ſach
Die frauwen dienen konden. die hattin cleinen gemach
Der vogit von Bechelare. zů ſinem wibe reit
Die edele marggravynne. waz daz nit zů leit
Daz er ſo wol geſtánder waz von rine komen
Jr waz ein deil ir swere. mit groſin freuden benomen
Do ſie in dē imphangin. er hiez ſie vf daz graz
Erbeiſin mit den frauwen waz ir da mit ir waz
Da wart vil vnmüſſig. manig edil man
Den frauwen wart da dienſt. mit groſem flize gedan
Do ſach die frauwe Criemhilt die marggrafen ſten
Mit dem ir geſinde. ſie liez nit für daz gen
Daz pert mit dem zaume zucken ſie began
Vñ bat ſich ſnelleclichen bebin von dem ſadel dan
Den biſchof ſach man wiſen ſiner ſweſter kint
Jn vñ Eckewarten zů Gotlinde ſint
Da wart vil michil wichen an der ſelben ſtunt
Da küſte die ellende an der Gotlinde munt
Do ſprach vil mynnenclichen. daz Rüdigers wip
Nů wol mich liebe frauwe daz ich ůren ſchonen lip
Han in dieſin landin mit augin myn geſehin
Mir in konde an dieſen ziden nummer lieber geſchehin
Nů lone vch got ſprach Criemhilt vil edil Gotlint
Sal ich geſünt verliben vñ Borlungis kint
Jz mag vch kummen zů liebe. daz ir mich habit geſehin
Jn beidin waz vn künde. daz ſieder müſte geſchehin
Mit zuchten züz einander. gieng vil manige meit
Da waren yn die reckin mit dienſte vil bereit
Sie faſſin nach dem grüſe. nyder vf den kle
Sie gewonnen maniger künde. die yn vil fremde warine.
Man hiez den frauwen ſchenkin. iz waz wol mittag
Daz edil in geſinde. da nit langer in lag
Sie riedin da ſie fünden manige hutte breit
Da waz den edelin geſtin vil michel dienſte bereit
Die nacht ſie hattin rẽwe. biz an den morgin frẽ

S. 10.
5245.
50.
55.
60.
65.
S. 11.
70.
75.
80.

Die von bechelare. bereiten sich dar zů
Wie sie behaldin soldin vil manigen werdin gast
Wol hatte gehandelt Růdiger. daz yme da wenig gebrast
Die venster an den můren. sach man vffin stan 5285.
Die burg zů bechelarn. die waz vf gedan
Da ritten dar vn die geste. die man vil gerne sach
Den hiez der wirt vil edele schaffin gůt gemach
Die rüdigers dochter mit irem gesinde gieng
Da sie die kůniginne vil mynnenclich intphieg 90.
Da waz auch ir můder. des Marggrauen wip
Mit liebe wart gegrůßit vil maniger jůngfraůwen lip
Sie fiengen sich mit handen vnde giengin dan
In einen palas widen der waz vil wol gedan S. 12.
Da die tůnaůwe vnder hyne floz 95.
Sie saißin gen dem lůfte. vñ hättin kůrze wile groz
Wes sie da mere plegin des in kan ich nit gesagin
Daz in so ubil zogte daz horte man do clagin
Die Criemhilde reckin. want iz waz ir leit
Hey waz da gůder degene mit ir von bechelarn reit 5300.
Vil mynnenclichen dienst. Růdiger in bot
Do gap die kůniginne zwelf armböge rot
Der Gotlinde dochter. vñ also gůt gewant
Daz sie nit beßers brachte in daz Růdigers lant
Wie ir genommen were der Nibelůngen golt 5.
Alle die sie gesahin die machte sie ir holt
Noch mit dem cleinen gůde daz sie da mochte han
Des wirtes ingesinde. dem wart große gabe gedan
Do wieder bot do ere. die fraůwe gotlint
Den gestin von deme rine vil gůtlichen sint 10.
Daz man do der fremden harte wenig vant
Sie in drůgen ir gesteine. oder ir herlich gewant
Do sie enbizzen waren vñ daz sie soldin dan
Von der husfraůwen. wart gebodin an
Getrůwecliche dienst daz Etzelin wip 15.
Da wart vil getrůtet der schonen jůngfraůwen lip
Sie sprach zůr kůnigynne. wanne vch důnket gůt
Ich weiz wol daz iz gerne myn lieber vader důt
Daz er mich zůz vch sendit in der hůnen lant
Daz sie ir getrůwe were. vil wol daz Criemhilt erfant S. 13. 20.

Die ros bereidit waren. vñ vor bechelar quamen
Do hatte die edil künigin vrlaův nů genomen
Von Rüdigers wibe vñ der dochter sin
Do schiet auch sich mit grůße. vil manig schone magetin
Ein ander sie vil seldin gesahin nach den dagin 5325.
Vßer schriken vf handin wart do gedragin
Vil manig golt faz riche. dar ynne bracht man win
Den gestin zů der straße. sie můstin willekom sin
Ein wirt waz do geseßin. astolt waz der genant
Der wisete sie die straße in das Oister lant 30.
Gegin Mutarn die künaůwe nyeder
Do wart vil wol gedienet der richen küniginnen sieder
Der bischof mynnencliche von siner nyfeln schiet
Daz sie sich wol gehabte wie vaste er ir daz riet
Vñ daz sie ir ere keufte. als helche hatte gedan 35.
Hey waz sie großer erin. syt da zů den hůnen gewan
Zů dem triesin brachte man die geste dan
Ir plagin flißliche. die Rüdigers man
Biz daz die hůnen. riedin vbir lant
Do wart der küniginne vil michil ere bekant 40.
Bi der treisem hatte. der künig von hůnen lant
Eyne burg vil riche die waz vil wol bekant
Geheißin zeizemůre. fraů helche saz do. e.
Vñ plag so großer doginde. daz wetlich nummer me erge
Iz in dete dan Criemhilt. die also künde gebin 45.
Sie mochte nach ir leide. daz liep wol gelebin S. 14.
Daz ir auch iehin ere. die Etzeln man
Der sie sit großin vollen. bi den heldin gewan
Die Etzlen herschaft. waz vil wide erkant
Daz man zů allen ziden in syme houe vant 50.
Die künestin reckin. von den ie wart vernomen
Vnder cristen vñ vnder heiden. die waren mit alle komen
Bi yme waz zů allen ziden. daz wetlich mer erge
Cristenlicher ordin. vñ auch der heidin .e.
In wie gedanem lebin sich yclicher drůg 55.
Daz schůff des küniges milde. daz man in allen gav genůg

Auenture. Wie Etzil mit Criemhilt brûte ·;· ·;· ·;·

Sie waz zû zelze mûre. biz an den virden dag
Die molte vf der ſtraße die wile nie gelag
Sin ſûße alſam iz brunne allinthalbin dan
Da riedin durch Oiſtericke. des künig etzeln man 5360.
Da waz auch dem künige vil rechte nû geſeit
Des yme von den gedenkin. ſwonden ſine leit
Wie herlich Criemhilt. queme durch die lant
Der künig begonde gahen. da er die wol getanen vant
Von vil maniger ſprache. ſach man vf den wegin
Vor Etzele riden. vil manigen künen degin
Von criſten vñ von heiden. vil manige wide ſchar
Da ſie die fraûwen fûrden ſie quamen herliche dar
Von Rivzen vß Criechin. reit da vil manig man
Den oblan vû den Walwen. ſach man ſwinde gan 70.
Je roß die vil gûten die ſy mit creften riden S. 15.
Waz ſy ſite hatten daz wart vil wenig vermyden
Von dem lande zû chiewen reit do vil manig degin
Vnd die wolden peſſenere da wart vil gephlegen
Mit den bagen ſchieſſen zû den vogeln die da flogen
Die pile ſy vil ſere zû den wenden vaſte zogen
Eyne ſlat dy tûndwe lit in oſterlant
Die iſt geheyſſen tulne do wart ir bekant
Vil manig ſyte frömde den ſy.e. nie geſach
Sy empfingen vil genûge den ſit vil leyde von ir geſchach 80.
Vor etzel dem kunige ein Jngeſinde reyt
Fro vnd vil riche friſche vnd vil gemeyt
Wol vier vnd zwentzig fürſten rich vnd her
Daz ſy ir frowen ſahen do von engerten ſy nit mer
Der herzog Ramung vß flachen lant 48.
Mit ſûben hundert mannen quam er für ſy gerant
Alſ vliende fogel ſach man die helde varn
Do quam der furſte gibich mit vil herlichen ſcharn
Hornbogen der ſnelle wol mit duſent man
Karte von dem kunige gen ſiner frowen dan 90.
Vil lute wart geſchallet nach dez landes ſiten
Von der künen mage wart ûch da ſere gerpten

Do quam von dennemarckin der küne hawart
Vnd Iring der vil snelle vor falsch wol bewart
Vnd Infryt von Düringen ein wendlicher man 5395.
Sy einpfingen Criemhilden daz sy ez ere müsten han
Mit zwölf hundert manne die fürtens in ir schar S. 16.
Do quam der herre blödelin mit drin dusent dar
Der etzeln brüder vsser hünen lant
Der quam vil herlichen do er Criemhilden vant 5400.
Do quam der kunig etzel vnd her dieterich
Mit allen sinen gesellen daz waz vil löbelich
Manig ritter edel biderwe vnd gůt
Daz wart fröw Criemhild wol gehöhet der můt
Do sprach zur kunigin der herre Rüdiger 5.
Fröwe ich wil empfahen hie den kunig her
Wen ich uch heisse kussen daz sal sin gedan
Ja enmögent ir nit grüssen all die etzeln man
Do hüp man von dem möre die künigin here.
Etzil der vil riche embeyte do nit mere 10.
Er stunt von sinem rosse mit manigem künem man
Man sach in frölich ge fröwe Criemhilden gan
Zwene fursten riche alß vns daz ist geseit
By der fröwen gende trügen riche eleyt
Do ir der kunig etzel hin engegen ging 15.
Da sy den fursten edel mit kusse gütlich enpfing
Vf rüchte sy ir gebende ir farwe wol gedan
Die luchte ir von dem golde do waz vil manig man
Die jahen daz fröwe helche nit schöner möchte sin
Do by so stunt vil nahe der hertzog blodelin 20.
Den hieß sy kussen Rüdiger der marggraffe rich
Vnd den kunig Gybich dar an stunt her Dieterich

Lesarten. 5007. muse ich von der werlde groz itewize han. 8. geb — so ist ez immer vng. 9. Da mite siz lie beliben — vnz. 10. in vil gedr. an ir bette. 11. vvrden truchen. 12. vnze si — zer mettine 13. di herren.. 14. heten a. ir sw. vnder hende. 14. rieten si — oz hunen. 15. vil luzzil (20 — 35. sind in der Heidelb. Hdf. die ersten Buchstaben abgerissen).

5017—28. Si haten dar gewinnen. di Egelen man.
Nydegêr der riche, biten do began,
die frowen minneclîche, wag si nv wolde rîn,
ob si je manne wolde des kunic Volkingês sîn.

29. Si iach daz si gewinnen nîmmer mere wolde man. 30. wære, 31. ivdiv woldet ir verderben. 32. munet — hohes rechen wîp. 33. daz si — unze daz. 34. sprach in heimliche. 35. swaz. 36. begondir sinften ir vil vnsenftes gemach. 37. sprach frowve here lat. sîn sehlt. 38. gen Hunin hernt niemens. 39. miner frivnde — minen. (minner hat auch die St. Galler.) 40. er mîsse sere engellen. 41. ein teil geringet wart. 42. eide Nydegêr. swaz mir. 43. ir mir sît — der reche. 44. des. vil sehlt. 45 des — des sicherr. 49. sit daz. 50. alsô — nv sol ich reden. 51. swaz si wellen ich tamerhaftes. 52. errochen min vil lieben. 53. Gvele. 54. swaz. 55. gedenc. 56. morden Hagene des minen ane gar getan. 59. swar, seirem.

• Nach 60. Ern ist nibt gar ein heiden. des solt ir sicher sin.
ia was vil wol becheret. der liebe herre min.
wan daz er sich widerre. vermogieret hat.
wolt ir in frowe minnen. so mohte sin noch werden rat.
(vgl. die Klage, Zeile 1041. und unten Z. 5394.)

51. Ovch hat er. 62. nimmer. 63—64.
ir mûget ovch lichte erwerben. daz der fürste gût.
wider se gote wendet. beide sele vñ mût.

65. sprachen — brûder lobt ir sw. 66. daz sehlt. ir nv. 67. si gertens alsô lange. daz ir vil er. 68. den degenen. 69. ich myz — ir armiv. 70. gen Hunin. 71. swenne ich die brînt gewinne. 72. bat diu kunigine vor den degenen ir. 73. habt. 74. han ich. 75. mit den ercn. 76. ine laze ivch nv nibt langer — Nuregonden. 77 Ich han sehlt. miner manne. 78. vñ ovch. 79 Frouwe sehlt. swie ir in. ich selbe tûn alsam. 80. so ir — ermant. ivs nimmer mich. 81. vfenit chleit. 82. iv nimmer. 84. uns begegene vil. 87. mohten — so si wolden. 89. Ob si da vor getrûwen deheinvn. richen. 90. in zu der. 91. wande in. 92. die e. 93. Si heten groz vnmvze. vnt an den zweiften tach. 94. den valden. 95. Chr. hirz entsliezen. balde ir chameren dan. 96. die sehlt. 98. gen Hunin. 90. daz si sehs hundert mêre. ninder chunden tragen. 100. da von.

1. sit mir Chr. doch nimmer. 2. beliben. 3. zwiv. 4. mâge wol daz diu frowve vnder mir dem. 5. Vñ brahte si in gen Hvnin. 6. nivwan vf minen. 7. sine habent. 9. vernam — do wart. 12. dar zû vrolîche sprach. 13. Vil richiv — zwiv. 14. Gvele in der maze. 15 alsô. 16. gerretet — in erde sweren. 18. gewan nie — die richeite. 19. denne — ane hat. 20 chome der starche G. — ze. 21. chunigês slazzil. sitez. 22. reichte man der. 24. er sehlt. 26. ob — mohte han. 27. swaz 28. sin gerneret nimmer marche. man noch der. 29. Saz ez nemen frowve. swers gerne haben wil. 30. ich brahte vz minem lande. 31. wirsf — rat. 32. mit vollen herlichen hat. 33. erfüllet. 34.

under. 41. noch ir maere. daz furte man. 36. mit der kuniginne
daz ander maere sie dan. 37. des vbeln — der dahte. 39. daz
leite si der selde bi. 40. in grozen. 41. di. frowe Chr. wa nu
vrunde. 42. durch mich elende zen Hunin wellen sin. 43. vil mit
mir suln riten in Etzelen. 44. golt daz mine. 45. Des antwerte ir
schiere. 46. ez ich iuwer gesinde ie von erste. 47. so entwenic ich
iu nie triwen. Sprach der chune d. 48. vil wil iu immer dienen. die
wile wir beide leben mugen. 49. fone schilt. 50. wol mit re. 51.
vil — dan sehit. 52. daz ist der helt so wol erbot. 53. mere.
55. frê sin der gâste. 56. nach der kunigine. 57. ich ne-
mer maere die frowe mit ir nam. 58. geschiedet. 59. vi ir
vil tiefen wunde. die trûbene vielen nider. 60. geliehten — vreude
dort di. 61. Ir drî der chomen beide G. vñ G. 62. mit ir
ingesi. 63. gereiten. 64. ouch fürten si ir degene. mit in wol
tusint chune man. (64—82. sind in der Heidelb. Hds. die ersten Buch-
staben abgerissen.) 65. Ortevm. 66. muse. 67. selde. der frowen
vf den wegen.

* Volcher was ir marschalch. der solde ir herberge pflegen.
Nach dusen michel weinen. wart da vil vernomen
Z daz si von der burge ze velde vuoren chomen
vf riten vñ gemarn. die sis niene gebat
do reit der chunic Gunther. mit ir ein vrenich für die stat.

69. von huse — boten. 70. Hunin. 71. im. 72. hete gevvnnen.

* Di boten strichen sere. in was der reise not.
durch die grozen ere. vñ durch richiv potenbrot.
do si ze lande vuaren, mit den mæren chomen.
do het der chunic Etzele. nie so liebes niht vernomen.

* Durch disiv lieben mære. hiez der chunich gebn.
den boten selhe gabe. daz si vrol mohten leben.
mit freuden immer mere. dar nach vnze an ir tot.
mit liebe vns verbvnden. des chunges chumber vnde NOT.

Avent' wie Chriemhilt von Wormze schiet do si gein den Hynen für.

73. lazen riten. vñ tunkv daz. 74. fure durch daz. 75. ir sperten. ir
brvder beide vvider. 76. so gedienet. daz sis in muse dan-
chen sider. 77—78. Vrlovbes von ir gerte. do vil manic degen.
si nvmin sich ze vergen. der reise hine bereit.

79. do si. 80. von sieben fr. 81. jar. 82. svvenne. 83. ob.
84. ich dir. 85. ir sippe — dusten. 86. minne chlichen scheiden
choz. 87. die snellen Burgonden. von Rudegeres man. 88. vil
selhe. 89. vrlovben chiene. 90. von genagelten richen pfellen. 91.
man furte. 92. do nam ovch vriovo Volker. der vil sterliche degen.
93—96. Do si vber Tvnevve. chomen in Bever lant.
do vvrden disiv mære. vviten bechant.
daz gen Hunin fure Chriemhilt die kunigin.
des vreut sich ir sheln. ein Bischof der hiez Pilgerin.

*97. was er bischof. 98. herberge. 99. Bever.

1201 Einem ingesinde 2. daz si. 4. vil riche — den edeln gesten sin.

• Dá ze Bledelingen, schuf man in gemach.
daz volch man allenthalben zů zin riten sach.
man gab in willechliche, des si bedorften da.
si namen wol mit ern, als tet man sider anderswa.

5205. Div frovve mit ir heim. 6. ez was den burgæren. darumme niht ze leit. 7. komen solde. des. 8. si wart vil wol. 9. beliben. 10. der margrâne. ez enmac niht ergan. 11. nider riten. in der Hunin. 12. wartet — wande ez in allen ist d. 13. Disiv mære ovch wiste. 14. sitz. grin ir frovven sint. 19. vil unmüze pflegen. 20. durch der grôze liebe. si muten rovve sich bewegen. 21. Si was der nâhsten nahte. ze. 22. gnâde — Bayer — selben si. 23. strâze. 24. erboten ersticlichv leit. 25. Daz hete vvol behûtet. der edel Rüdeger. 27. des man rcgraven vvip. 28 für herrenliche — chunen. 29. Trûne chomen. 32. von Rvdegeres sivnden wart in dienste vil getan. 34. beliben. 35. chlingenden — die mære. 36. antsanch — Rudegere kreman. 37. ze beden siten chomen. 38. riten vrolîche. 39. manich. 40. der helede dienest. den schonen frovven niht zu leit. 41. De zů den gesten chomen. 43. den rechen handen. 44. vor den provven geriten. 45. beliben. 47. Gotelinde. 48. die mvsin liden vngemach. 50. die edele. 52. ia vaz ir vil ir sorgen. 54. svvaz ir. 55. mit dienste vvaz vnmvnich. da vil manich man. 56. der vvart den schonen frovven mit. 57. div kvneginne. hie Gotelinde sten. 58. mit ir kvngesinde. si lie niht naher gen. 59. diu rîche. 60. sich heben balde nider von. 64 der margrauinne. 65. minneclîche. 66. deich ivvern. 67. mit frevden hie gesehn. 68. in disen. 69. lon iv — vil edel. 70. beliben.

73—76. Mit zvhten zů einander. si sazen uf den schle.
die gerne frevven sahen. den was da niht ze we.
ir spilliv ougen vveide. drahten hohen mût.
den vviben sam den mannen. als ez noch vil dicke tůt.

77. den gesten. 80. vverden gesten vil grozîv vorrtschaft bereit. (mit gesten beginnt das erste Blatt von Docens Bruchstück, dessen Lesarten hier mit D bezeichnet sind.)

81. rovve. B rûm. D. 82. bera iten. D. 84. het geschaffen. B. daz in vil wenich ibt. 85. movren. D. 86. div gûte Bechelaren. B. D. ovf. D. 87. drin. D. dar ine riten. B. 88. den her — richen gemach. B. 89. gie. B. D. 90. minneclîche enpfie. D. B. 91. da bi. B. 92. manich. D. 93. behanden. D. bi henden. B. vnt. D. 95. vnden. B D. 96. gegen. B. D. vnt. D. 97. phlagen dei chan. 98. vbele jvngete. B. 99. wandez. B wan ez. D. 5300. do gûter. D. da fehlt B. 1. minneclichen dienest. der margraue in tot. B gavt — zweif povge. B. arendonge. D. 3. vnt. D. 4. daz Ezelen lant. B. D. 5. Swie — Nibelunge. B. D. gûte. D. 8. michel gabe. B. D. 9. Da widere. B. 10. Reine. D so minneclîche sint. B. 12. in fehlt. D. vil berlich. B D. 13. vnt. D. 15. getriwelicher. B. getrevelîcher. D. 16. ovch vil. B. getrovtet. D. 17. Svenne ioch nv. B D. 18. wafs. D. 19. zů iv — hovnen. D. 20. wie wol. D. 21. der aste. D. vnd fehlt B. chomen. B. D. 22. bi den edele chrimhilt. D. ovch bi div kvnginne. B. vnt. D. vil von. B. 26. vier Medelîche. B. vrier Medelîche ovf. D. do fehlt. B. D. 27. vil fehlt. B. reiche.

D. 5328. vf die str. L. si müsen wilechomen. D. vñ bat si willechomen sin. 29. da — nant. L. 30. weiste. D. nider in Osterlant. L. 31. Müttaren. 32. da. L. D. richer. D. 33. bischolf minnechl. D. nistel. L. 34. daz si den kunic becherte. L. (vgl. nach 5060). 35. sam Helche het. L. 36. zen Hunin. L. 37 zů. D. der Traisem. L. D. 38. vlizzekliche. L. D. 39. unze daz. L. D. 41. Traisem — Hennen. L. 42. vil fehlt L. 43. Treysenmüre. L. vrovve. D. 44. deiz wetlich L. 45. danne. L. D. 46. vil wol. L. D. 47. auch fehlt. L. D. iahen. L. iähen. D. 48. seit. D. 49. so wit. L. weit. D. 50. zallen. L. sinem. D. 51. die allerbesten r. L. 52. vnt — mit im alle. D. waren gein der brvte chomen. L. 55. svvie — lebene sich ieslicher. L. D. 56. milte. L. D. in fehlt. L.

Aventivre wie Ezele mit Crimhilt brôte. D.
Auent' wie Chriemh' vñ Ezele brvten in der stat ze Wiene. L.

5357. Zaizen müre vnz. D. Treysen müte. vnz. L. 58. strazen die weile. D. 59. sine stvbe sam. L. 60. Osterriche. L. D. 61. Do waren — div mâre nv. L. gesait. D. 62. von gedanchen L. D. lait. D. 63. herlichen. D. herrenlichen Ch. da cheme. L. 64. er begunde vaste gahen — die minneklichen. L. 65. ovf. D. 67. vnt. D. vñ beiden vil manic witiv. L. 68. ir frowen — si svren vrolichen. L. 69. rvzzen vñ von. L. rait. D. 70. Polanen vñ Vlachen. den sach man ebent gan. L. Pôlan un vnt — vil swinde. D. 71. ir pferit vñ ros div gvten. L. da si. L. D. 72. habeten. L. der wart. L. D. wenich iht. L. 73. vz Chyewen — manic man. L. rait. D. 74. Pescenâre. L. D. des vil getan. L. 75. zen vogelen. L. ze vogelen. D. 76. ir pfile si vil sere. mit chraft vnz an die wende zügen. L. sere vast vnz an die wende zügen. 78. gehaizen. D. Tulme da. L. D. 79. si nie da vor. L. 80. da genüge den lait (leide. L.) sit. D. L. 81. dem richen ein gesinde. L. rait. D. 82. vro in hohem müte. hobesch vñ ovch gemeit. L. vnde vil — vnt ovch gem. D. 83. zwain zech svrsten tivver. D. 84. sähen. L. en fehlt. D. 85. vzer Vlachen. L. D. 86. chom. L. D. (mit er endet dieß erste Blatt von Docens Bruchstück). 87. sam die wilden vogele so sah man si varn. 88. chome — Gibeche. 89. Hornboge. 90. cherte vonme chunige. gein. 92. den Hunin magen. 93. chom von Tenemarche. 94. der starke. 95. Irnfrit — ein fürste lobesam. 96. die enpf. Chr. alf ez ir eren wol gezam. 97. mannen. die hetens. 98. ovch chom — mit tusint helden. 99. vz der Hunin. 5400. der ilte mit den sinen. da er die chuniginne vant. 1. chom — vnd ovch herre. 2. sinen degenen. 3. biderb. 4. wart der chuniginne. ein teil gesenftet der. 5. svr. von Bechelaren der. 6. ivch wil — den chvnich. 7. ich iv rate chussen — sol. 8. iane mugt ir niht geliche gruzen alle skuniges man. 10. Ezele der riche enbeite ovch do. 12. vroliche gein Chriemhilde. 14. giengen. vnd habten ir div chleit. 15. begegene gie. 16. enpfie. 17. Ilf rihte. 18. uz dem golde. da stvnt. 19. chvnde sin. 20. nahen des wirtes bruder Vlödelin. 22. unt — Gibechen. da siunt ovch her.

XXXVI.

Ueber das alte Spiel: Vingerlin ſnallen.

Im 1. Bande der Wöchentl. Nachrichten wünſchte der Herr Herausgeber S. 209. Auskunft über das alte Spiel: „Fingerlein ſchnallen.“ Darauf berichtete Herr Karl Schall (vgl. 1. Bd. S. 374.), „es ſei vermuthlich das in Italien gebräuchliche Spiel à la mora, nach welchem zwei Spieler ſich die geballten Fäuſte gegenſeitig und zugleich vor die Augen werfen, indem ſie nach Belieben mehr oder weniger Finger ausſtrecken. Jeder Spieler nimmt in demſelben Augenblicke eine Zahl, welche die von beiden zuſammen ausgeſtreckten Finger bezeichnen ſoll. Trift er, ſo hat er gewonnen, und wenn er fehlt verloren.“ Allein dies kann unmöglich dieſes Spiel ſein. Wir wollen uns nur an die erſte Bedeutung halten. Fingerlein iſt Ring. Alſo: Ringe ſchnellen, Ringe werfen. Und dies iſt folgendes Spiel. Ein Ring wird an einen ziemlich langen Faden gebunden, und der Faden an der Decke der Stube, oder ſonſt wo an einem Balken befeſtigt. An einem andern Balken findet ſich ein Haken, nach welchem man mit dem Ringe wirft, bis er in dem Haken zu hangen kommt. In Lübbenau in der Niederlauſitz iſt dieſes Spiel noch gewöhnlich, und ich habe es früher ſelbſt fleißig geſpielt, auch wohl oft mit dem erſten male den Ring in den Haken gebracht. In Morgenau bei Breslau findet ſichs dieſe Stunde auch noch, unter dem Namen Ringwerfen.

Friedrich Jarick.

Zuſatz.

Wenn auch die übereinſtimmende Erklärung mehrer

außer Herrn Schall, z. B. des Herrn Rektor Halbkart zu Schweidnitz, sich dahin einte, daß das Italienische Spiel à la mora mit dem Fingerlein schnellen einerlei sei, so traten doch von anderer Seite manche Bedenklichkeiten dagegen ein, und die Erklärung ist dadurch wieder zweifelhaft geworden, um so mehr, da bis jetzt diese Stelle die einzige mir bekannt gewordene war. Die Bedenklichkeit, daß Fingerlein immer im Altdeutschen ein Ring heißt und nie für Finger gebraucht wird, konnte in dieser Stelle wohl dadurch gehoben werden, daß zwei Kinder das Spiel treiben, die nur Fingerlein (Fingerchen) emporheben konnten. Die Erklärung des Herrn Jarick hat indessen unläugbar auch etwas für sich und bekommt noch mehr Wahrscheinlichkeit durch eine Stelle in dem alten Gedicht: der Schlegel, welches in dem ersten Bande der Koloczaer Handschrift Altdeutscher Gedichte abgedruckt ist und wo es S. 165. so lautet, als der alte Vater von allen reich beerbten Söhnen schnöde aufgenommen wird. Ich gebe die Stelle hier nach der Heidelberger Handschrift:

Niht lenger wold er da bestan;
Zu dem dritten syn kom er san.
Do spilten si der vingerlin,
Doch mit noten kom er in
In die syben newe.

Hier spielen alte Personen dies Spiel und spielen es auch in der Stube, worin das Schnellen eines an einen Faden gebundenen Ringes gewöhnlich ist, selten nur findet man es im Freien. Es ist wünschenswerth, daß die Forscher des Altdeutschen aufmerksam sind, ob und wie ihnen die Erwähnung dieses Spieles noch anderswo vorkommt. In Baiern, Franken und Schwaben erinnere ich mich nirgend darauf, es gesehen zu haben, es war in Schlesien mir ganz etwas Neues, nur im vorigen Jahre

fand ich es auch in einem Städtchen zwischen Halle und Berlin, doch weiß ich nicht mehr genau wo? ob in Dessau oder in Belitz. Bg.

XXXVII.

Ueber Sagen und Mährchen aus Dänemark.

Von Steffens.

Die kindliche Phantasie des Geschlechts flieht aus den künstlichen Verhältnissen der Gesellschaft. Zahme Bilder und Thiere, cultivirte Seelen und Aecker, geregelte Schlüsse und Straßen unterstützen sich wechselseitig und die schönen, phantastischen Träume einer Zeit, in welcher die tiefsten Räthsel der Natur sich dichte um uns herumlagerten, die Seele bald mit wilder Furcht ängstigten, dann mit hoher Freude entflammten, wurden, wie die wilden Thiere in die wüsten Gegenden der halberloschenen Erinnerung und in die finstern Gebirge verjagt, während wir, zu einem nüchtern, verständigen Daseyn erwacht, von erkünstelten Bedürfnissen umringt, uns glücklich preisen in einer verworrenen Lage, die uns andere Träume, statt der verscheuchten gaben, deren Genuß uns erschlafft, statt uns zu stärken. Damals mußte der Mensch um sein Daseyn kämpfen. Die Wälder drohten, die Gebürge trotzen, die Gewässer stürtzten ihm tobend und schäumend entgegen, die wilden Thiere hatten noch ein furchtbares Bündniß und forderten ihn kühn und Vernichtung drohend zum Kampf. Da blühte die wahre Freude dicht neben

der nie schlummrenden Gefahr, freudiges und angstvolles Erbeben wechselten unbestimmt in eiligen Gegensätzen und der Mensch ergriff sich in jedem Augenblick ganz. In dieser Wildheit lebte die Milde, in diesem Trotz die Ergebung, in dieser Furcht die Kraft. Jetzt müssen wir in unbestimmten Umrissen große Gedanken schwebend erhalten, wie fremdartige Reizmittel, die Predigten reichen nicht aus, die Theaterrührung verschlafen wir, und unsere Kinder müssen an Stangen und Leitern und hölzernen Pferden die entflohene Kraft und Gesinnung erjagen. In jener Urzeit, aus welcher, wie eine Blüthe der Natur, Poesie, Liebe und Glaube hervorwuchs, weilten wir daher immer mit stillem Wohlbehagen.

Mir, als Naturforscher, war von jeher die Physiognomie der Mährchen der verschiedenen gebirgigen, waldigen, geheimnißreichen Gegenden unendlich theuer. Denn aus einer bestimmten Natur entsprungen, blieben sie, wo sie, zurückgescheucht mitten unter uns, sich in solchen verborgenen Zufluchtsörtern Jahrhunderte lang erhielten, noch immer ihrer ursprünglichen Heimath getreu, deuteten auf sie, ja schienen ihre innersten Geheimnisse wunderbar zu bewahren. Es ist bekannt, daß die verschiedenen Gebirgarten eigene Pflanzen ernähren und daß ein leiser Unterschied sich auf diese Weise wohl erkennen läßt. Aber entschiedener ist der Einfluß auf die Gestaltung im Großen. Granit-Schiefer-Kalkgebirge erzeugen eine andere Gestalt der Höhen, der Schluchten, der Thäler und Weitungen, anders bilden sich daher nach der Verschiedenheit der Gebürgsart die Baumpartien. Schatten und Licht nehmen in Abend- und Morgendämmerung ein anderes Gepräge, die Gewässer scheinen, ewig strömend in jenen so verschiedenen Gegenden, einen andern Ton, einen anderen Glanz zu haben. Aber hiermit hängt die Gestaltung der Mährchen auf das genaueste zusammen, so daß ich, mit innigem Vergnügen, diese Verschiedenheit

des Mährchenwuchses nach der Natur der Gegend in den leisesten Abänderungen wahrgenommen habe. Wunderbarer hat diese Erscheinung mich nirgends ergriffen und gerührt, als auf dem Nordabhang des Harzes. Denn wie ganz anders lauten die Granit- als die Schiefer-Mährchen, die Sagen zwischen der Ilse und der Ocker, an der Harzburg, als die des Bodethals, des Selkethals. Ist nicht das Mährchen von Hans Heiling in Böhmen ein nothwendiges Granitgewächs?

Ganz anders ist die Gestalt der Mährchen in flachen Ländern, und besonders scheinen mir die in Dänemark in dieser Rücksicht merkwürdig. Ich will zugeben, daß diese Mährchen meiner Kindheit, die fortdauernd, mit allem Zauber frühzeitiger Erinnerung, in meiner Seele wiederklingen, einen Eindruck zurückgelassen haben, der mir eigenthümlich, aber der innige Zusammenhang mit der Natur der Gegend ist dennoch zu entschieden. Seeland, — von dieser Insel, dem Aufenthalt meiner Kindheit, ist hier ausschließlich die Rede, — ist im Ganzen flach, hin und wieder hüglich. Hier war von jeher die Hauptmacht eines kräftigen Staats, alle That, begrenzt vom Meer, wenn sie nicht hinausschweifte über die Grenze, brach sich bestimmter ist dem angewiesenen Raum, die Natur both wenige Hindernisse dar, kein Gebirge, keine mächtigen Flüsse stellten sich hemmend entgegen. In einem solchen Lande nimmt alles schnell und wie durch eine plötzliche Veränderung das Gepräge der Gegenwart an, die Überreste der Vergangenheit verschwinden, bedeutende Ruinen sind selten. Nur aus der Erde wühlt man mühsam, aus den vielfältigen Gräbern, die Überreste eines frühern Lebens hervor. Aber Seeland ist, in vielen Gegenden, eins der reizendsten Länder der Welt. Die Hügel runden sich in unbeschreiblicher Anmuth, das Grün der Wiesen hat einen wundersamen Zauber, die majestätischen Buchenwälder treten mit Ehrfurcht gebiethendem Ernst her-

vor, ihr geheimnißvolles Dunkel ergreift die Seele mit Schauder und ein tiefes Heimweh ruft mich zu ihrer verborgenen Pracht, wie zu einem verlornen, unschätzbaren Gut zurück. Das Meer tritt oft, in Süden zumahl, indem es zwischen graß- und waldreiche Inseln sich windet, tief in solche reichbegabte Gegenden hinein, geheimnißvoll umschlossen von den hohen waldigen Ufern. Mitten in den finstern Waldungen sieht man große Landseen. Die Buchen, gedrängt an die Ufer, dicht belaubt, neigen sich über die ruhige Wasserfläche und verfinstern sie mit einem ewigen Schatten. Hier ergreift uns die stille Gewalt des schlummernden Waldgottes. Die Blätter rauschen, die Bäche rieseln, die ruhigen Wellen schlagen an die einsamen Ufer, die Insecten wühlen, die Vögel singen und die geheime Gewalt der Waldeinsamkeit faßt das zagende Gemüth mit grauenhaftem Entzücken. Es ist das stille Athemholen des schlummernden Gottes. Wenn er erwachte? Wenn die Stimme laut ward, die dort in kaum vernehmbare Töne verklingt, gefesselt in der ruhenden Brust?

Hier, in diese Gegenden hat die kindliche Mährchenwelt sich gerettet, hier mit diesen Geheimnissen vertraut, tragen sie ihr Gepräge, an den verborgenen Quellen, wie an einer lieben Heimath, haben sie sich gelagert, und ewig strömen die geheiligten Tropfen einer verschwundenen schönen Erinnerung, wie stille Thränen, die niemals trocknen; hier segeln, unter waldigen Inseln, die verblichenen Geister, hier tönen noch immer die Wehklagen der gefallenen Helden, der verlassenen Mädchen, und wild, wie der Sturm brausend durch die Gipfel der Buchen saust, jagt, in fliegender Eile der zur ewigen Unruhe verdammte Jäger durch die Luft. Manchmal eröfnen sich große, von Wald umgrenzte Ebenen, in Moräften, vormals Seen, liegen Inseln, wie verzaubert, mit Ruinen, une je milder das Land,

je seltener die Überreste, je anmuthiger die stark bewohnte Gegend in der Nähe, desto tiefer ergreift uns das stille, geheime Dunkel, welches uns ganz umgiebt und unendlich scheint, weil keine Anhöhe einen Blick in die bewohnte Gegend erlaubt.

Wer die noch nicht verschollenen Töne dieses Waldgeistes vernehmen will, der mag nur die alten Dänischen Lieder, die auch nun in Deutschland nicht ganz unbekannt sind, lesen und ihre eigenthümliche Art muß ihn an die bestimmte Natur erinnern. Noch immer hört man, in Jütland besonders, alte Melodien, die auf äußerst ergreifende Weise klingen und wie tief das feenhafte Waldleben in der Nation wurzelt, beweist eine auffallende Erscheinung mitten in der Hauptstadt, die ich erzähle, wie sie mir ein lieber Freund mittheilte. In einer entlegenen Gegend von Kopenhagen, innerhalb der Wälle, bewohnen die Matrosen der Dänischen Marine ein Quartier, welches fast eine eigene Stadt bildet. Kleine Häuser, nur aus einem Erdgeschoß bestehend, sind in regelmäßige Reihen geordnet und bilden mehrere Straßen, die sich durchkreuzen. Ein jedes Häuschen hat einen eingenen eingeschlossenen Hof. Dieses ganz eigene Volk ist kurzstämmig, von ganz eigenthümlichem Wuchs, und die treuherzige Gesinnung, der grade Verstand und oft überraschende Wiz von einem ganz ausgezeichneten Gepräge, beweisen, wie ihre körperliche Bildung, daß sich hier ein Urstamm des Landes ohne allen Zweifel in großer Reinheit erhalten hat. In einem jeden Hof ihrer kleinen Häuser sieht man, über die Planken hervorragend, einen mächtigen Hollunderbaum, der mit einem religiösen Eifer unterhalten und gepflegt wird. Der Geist dieses Baums ist Schutzgeist des Hauses, er hilft in Krankheit, sieht den Frauen in Kindesnöthen bei, beschützt die Kinder, aber verschwindet auch, wenn der Baum abstirbt.

Ich habe Ihnen, lieber Freund, schon lange einige Nachrichten von Dänischen Mährchen, Volkssagen und aus dem Alterthum übrig gebliebenen Gebräuchen versprochen; als ich aber anfieng an die Erfüllung des Versprechens zu denken, bemerkte ich wohl, daß meine aus der Kindheit dunkel übrig gebliebene Erinnerungen, so theuer sie mir waren, dennoch viel zu wenig zusammenhiengen, um in der Gestalt, in welcher ich sie mittheilen könnte, einer öffentlichen Bekanntmachung werth zu sein. Es war mir daher sehr angenehm eine kleine Schrift zu erhalten, in welcher Herr Thiele anfängt solche Mährchen und Sagen zu sammeln, (der Titel ist: Pröver af Danske Folkesagn samlede af J. M. Thiele, med en Fortale af Prof. Nyerup. Kiöbenhavn. 1817). Auch verdanke ich meinem theuren Freund Herrn Pingel, der sich lange hier aufhielt, höchst interessante Nachrichten. Ich mache also jetzt den Anfang, indem ich Ihnen einiges über die in Dänemark herrschenden Sagen von dem wilden Jägern mittheile. Dieser ist bei uns der berühmte König Waldemar der Vierte, an einem Deutschen kaiserlichen Hofe erzogen. Man kann ihn den zweiten Stifter des Königreichs nennen, welches, als er es rettete, ganz zerstückelt war und ein Opfer der Raubsucht herrschsüchtiger Großen. Das Mährchen findet man in der angeführten Schrift S. 29 und es ist bekannt unter der Benennung: König Waldemars Jagd.

König Waldemar liebte ein Mädchen von Rygen (Tovelille) und trauerte über die Maaßen, als sie starb, so daß er beschloß, sich nie von der Leiche zu trennen. Diese mußte ihm daher allenthalben folgen, wo er im Lande herumzog. Aber das war dem Hofgesinde des Königs höchst beschwerlich und einer seiner Mannen dachte nach, was denn wohl den König mit solcher Gewalt an die Leiche binden möchte. Als er nun mit großer Aufmerksamkeit die Leiche untersuchte,

fand er einen verzauberten Ring auf ihrem Finger. Diesen zog er ab und behielt ihn. Da verschwand plötzlich die Liebe des Königs und er befahl die Leiche zu begraben. Jetzt aber wandte sich der Sinn des Königs auf diesen seinen Mann; so daß er in der Gunst des Königs immer höher stieg, immer und unablässig um ihn sein mußte, ja alles was geschah, mußte er ausrichten. So sehr ihn nun auch alles Volk wegen solcher hohen Gunst glücklich pries, so war er es dennoch keineswegs, denn das theuerste Gut, die Freiheit, war verloren, das ihm die übermäßige Liebe des Königs fast verzehrte. Da er nun aber gar wohl wuste, wie diese Liebe entstanden war, beschloß er ihr lieber freiwillig zu entsagen und so seine Freiheit wieder zu gewinnen. Indem er daher mit dem König durch Gurre-Wald ritt, warf er den Ring in einen Moor. Und von jetzt an war der König an diesen Ort gebannt und nur hier konnte er ruhig und zufrieden sein. Er bauete hier Gurre-Schloß und jagte in den Wäldern Tag und Nacht. Ja so lieb ward ihm der Ort, als er lange hier gelebt hatte, daß diese Liebe ihm jene ruchlosen Worte entlockte, die seit uralten Zeiten von Zunge zu Zunge gehen, ihm aber zur Verdammniß wurden, indem er sagte: „Gott möge sein Himmelreich behalten, wenn er ihn nur im Gurre-Wald jagen ließe."

Jetzt reitet er nun alle Nächte „von Gurre nach Gurre" und ist über das ganze Land als der fliegende Jäger bekannt und in einigen Gegenden nennt man ihn wohl auch den fliegenden Markolfus. Wenn er sich nähert, hört man erst ein Huien und Lärmen und Peitschenknallen in der Luft und dann geht jedermann beiseite, oder stellt sich hinter die Bäume. Dann kommt der ganze Jagdzug. Vor ihm eilen die kohlschwarzen Hunde, die hin und her laufen, in die Erde schnüffeln und die glühenden Zungen aus dem Halse hangen lassen. Dann sieht man „Wolmar" in sausendem Galop auf seinem

schneeweißen Pferde, der zuweilen seinen Kopf unter dem linken Arm hält. Tritt ihm jemand entgegen, besonders alte Leute, dann befiehlt er drohend, daß sie ihm die Hunde halten sollen. So läßt er oft die armen Leute stehen, zuweilen aber giebt er mit einem Schuß ein Zeichen, und wie die Hunde den Schuß vernehmen, zerreißen sie alle Fesseln und laufen wild schnaubend weiter. Wenn er so forteilt, hört man ihn die Hecken hinter sich zuschlagen, und in mehrern Gegenden des Landes, wo durch die Höfe eine Durchfahrt ist, jagt er zu einem Thor hinein und zu einem andern hinaus, und da sind keine Schlösser so stark, daß sie nicht aufspringen, wo er durchfährt. Um Weihnachten pflegt er so durch Ibshof in Höiby in Odsherred zu fahren, und hinter Roeskilde soll bei Bistrup ein Hof sein, wo man des Nachts das Thor aufläßt, weil er mehrmals die Schlösser zersprengt hat. Hier und da geht so gar sein Weg über die Dächer. So erzählt man ist in der Nähe von Herlufsholm ein Haus, dessen Dach bedeutend eingesunken ist, weil er öfters darüber fuhr. In dem nördlichen Seeland ist ein Gurre, wo man Ruinen findet, die noch Waldemars Schloß genannt werden. Hier gehen die alten Weiber des Nachts um Johanni hinaus auf die Landstraße um ihm die Hecken zu öfnen. Eine halbe Meile von Gurre liegt Waldemars Hügel von Wasser umgeben, und auf der Insel, erzählt die Sage, sieht man um Mitternacht sechs schwarz gekleidete Pfaffen murmelnd hin und her gehen. Wenn er so herumfährt, ruht er in verschiedenen Gegenden aus. Auf Wallbe-Schloß hat er, wie das Volk wissen will, eine Schlafstube, mit zwei Betten und hier übernachtet er in der Gestalt eines schwarzen Hundes. In dieser Stube stehen zwei große Kasten und als man sie einst eröfnete, fand man sie voll kleiner runder Lederstücke „denn bessres Geld hatte man zu Waldemars Zeit nicht.“ Ein unterirdischer Gang verbindet Wallbe Schloß mit Tol-

Ibsehof im Amte Holbek, und auch hier hat er eine Schlafstube und vor Zeiten hielt man sogar ein Mädchen zu seiner Aufwartung. Zuweilen ruht er aus bei Wordingborg in Waldemars Thurm oder in den Ruinen des Schlosses, wo man dann Mägde und Diener von seiner Zeit herumgehen und die Betten machen sieht. Ein Bauer, der es nicht glauben wollte, daß der König des Nachts seinen Thurm besuche, wagte es einst dort zu übernachten, und, siehe da, um Mitternacht erschien der König, grüßte ihn freundlich und sprach: „ich danke dir, daß du meinen Thurm bewachst“: Dann gab er ihm ein Goldstück. Als es aber der Bauer empfieng, brannte es ihm ein rundes Loch in die Hand und fiel als eine Kohle zur Erde. Von diesem furchtbaren Gelde schließt man auf seine Qualen. Zuweilen geschieht es aber doch, daß er, wenn alte Männer oder Weiber Stunden lang seine Hunde treulich hielten, ihnen etwas zuwirft, das wie Kohle aussieht, was aber, genauer untersucht, das schönste rothe Gold ist.

So weit Thiele. Die Gegend Gurre, wenige Meilen von Helsingör ist mir von meiner frühesten Jugend bekannt und schwebt mir als eine äußerst einsame Waldgegend vor. Bei Helsingör, bekanntlich Hamlets Heimat, zeigt man das Grabmahl dieses Shackspeare'schen Helden und erzählt zugleich, daß er, wie Waldemar, als fliegender Jäger durch die Luft jagt, aber auf einem schwarzen Pferde, weil er ein Mörder war, der größere Qualen leidet, während Waldemar, als ein mehr unschuldiger, immer ein weißes reitet.

XXXVIII.

Verfügung, die Erhaltung und Aufbewahrung der Schlesischen Alterthümer betreffend.

Einladung an Besitzer Schlesischer und anderer Alterthümer, solche der bei der akademischen Bildergallerie befindlichen Sammlung zu überlassen.

Es befindet sich bei der hiesigen Königlichen und Universitäts-Bibliothek neben der Sammlung von Gemälden auch eine von Alterthümern, die schon theils in geschichtlicher, theils in artistischer Hinsicht interessante Stücke als Rüstungen, Waffen, Urnen und dergleichen enthält.

Da nun bekanntlich eine Menge Gegenstände dieser Art in Schlesien gefunden worden sind, auch von Zeit zu Zeit noch gefunden werden, welche als Einzelheiten nur einen geringen Werth haben, einen weit bedeutenderen aber durch Zusammenstellung an einem Orte gewinnen, wo sie von Jedem, der Interesse daran nimmt, betrachtet und unter einander verglichen werden können: so werden diejenigen, die dergleichen alterthümliche Merkwürdigkeiten besitzen, hierdurch geziemend eingeladen, solche der Alterthums-Sammlung bei hiesiger Universitäts-Bibliothek, sey es als Geschenk, oder käuflich zu überlassen, und sich dieserhalb an den Herrn Professor und Archivar Dr. Büsching zu wenden. Am willkommensten würden seyn: Grab-Urnen, wo möglich noch mit ihrem Inhalt, und einer kurzen Anzeige, wann und wo sie gefunden worden; alle Arten Figuren von Metall,

Stein, Elfenbein oder Holz, es sey aus Römischer, Deutscher oder Slavischer Vorzeit. Breslau den 24. April 1818.

Der Ober-Präsident der Provinz Schlesien und Curator der hiesigen Universität.

Merckel.

XXXIX.

Der Eselritt zu Hernals.

Zu Hernals nächst Wien, wurde alljährlich am Tage des Kirchweihfestes (das in diesem niedlichen Dorfe immer Sontag nach St. Bartholomä eintritt) ein sehr possierlicher Aufzug begangen. Man nannte ihn: „Eselritt.“

Gleich nach dem Mittagmahle versammelten sich die lustigsten Bursche des Dorfes in dem Gemeindehause, dessen Thor sorgfältig hinter ihnen wieder zugeschlossen wurde, um dem Gedränge der Neugier zu wehren. Hier verkleideten sie sich nach Verabredung in von Trödlern ausgeborgte Masken und ordneten sich zu ihrem Zuge. Waren sie bereit, so gab die allen wohlbekannte Haltertrompete durch dreimaliges Schmettern, zur Freude des zahlreich aus der Umgegend zugeströmmten Volkes, das Zeichen zum Anfange.

Das Thor geht auf — und heraus wallet, in Reih' und Gliedern mit feierlich abgemessenen Schritten, eine ansehnliche türkische Bande, die sich in ihrem lärmenden

Marsche durch das Gespötte der Städter über den Ersatz der Flöten durch ein paar scharrende Geigen, oder allenfalls der Fagote durch Dudelsack oder Contrabaße, nicht irre machen läßt, sondern in schönster Haltung den Zug durch die Gassen leitet.

Wie Leid auf Freude folgt dieser eine Anzahl Christensclaven, paarweise, in armseligen Kleidern mit klirrenden Ketten behangen, umgeben und bewacht von grausamen Janitscharen. Bittend heben sie ihre Hände empor und ihr Elend lockt manchen Silberdreier aus den Taschen der Zuschauer in ihre Nothbüchsen. — Wehe aber dem Mädchen, die sich nun zu nahe hinzuwagt: denn, wird sie von einem Janitscharen ergriffen, so muß sie ein gleiches Schicksal mit den armen Gefangenen theilen, oder sich mit einem Kusse loskaufen.

Nun kommt ein Zug Janitscharen, und horch! abermal ein Trompetenstoß und die Krone des Aufzuges, ein tüchtiger wohlbeleibter Bassa im schönsten morgenländischen Schmucke stolzieret, tausend Neckereyen und dem schallenden Gelächter des Volkes ausgesetzt, auf einem schmucken Esel daher und läßt sich, trotz Mahomeds Verbots, den ihm häufig aus den Häusern dargereichten Wein wohl schmecken.

Sein auf gleiche Weise berittenes und geschmücktes Gefolge und das nacheilende jauchzende Volk beschließen den Zug, der sich durch alle Gassen des Dorfes schlängelt und dann wieder in das Gemeindehaus zurück kehret. Hier werfen die Bursche ihre Verkleidung von sich, theilen redlich das Geld aus ihren Nothbüchsen, und eilen in den Wirthsgarten, wo ihre wohlgeschmückten Mädchen im Tanzzelte sie schon erwarteten.

Ein fröhlicher Walzer, gewürzet durch Liebe und Wein, beschloß das Fest. — Der Bauernsage zu Folge soll der glückliche Entsatz der Stadt Wien von der zweiten Belagerung der Türken (1683.) und ihre schmähliche Flucht die Veranlassung zu dieser Volkserlustigung gegeben haben. Unter Joseph des Zweiten Regierung ist sie auf immer erloschen.

Ziska.

XL.

Wittich von Garten,

ein

zum Heldenbuch gehöriges Gedicht.

Nach meiner Ueberschrift könnte man ein neu aufgefundenes, in den teutschen Heldenkreis gehöriges Lied erwarten; doch muß ich dem Leser zum voraus anzeigen, daß dieses Gedicht unter dem Namen Wittich vom Jordan schon über hundert Jahre bekannt ist, und daß in folgender Untersuchung nur dieses neu und eigenthümlich vorkommt, daß ich, was Andre bisher nicht ohne Widerspruch zweifelnd vermuthet, darin nachweisen werde, wie dieses Gedicht, seinem noch wenig beherzigten Inhalt nach, nicht nur zum Heldenbuch gehöre, sondern mit andern Gedichten dieses Sagenkreises in genauem Verhältniß stehe.

Die zwo jetzo bekannten Handschriften des Gedichtes sind zu Gotha und Heidelberg. Die Gothaer ist nach den bekannt gemachten Auszügen aus dem 16ten Jahrhundert und scheint, mit der pfälzischen verglichen, wo nicht eine jüngere Überarbeitung doch wenigstens eine von den Abschreibern oder Diktirern stark vermehrte und veränderte Handschrift zu seyn; dagegen die pfälzische zu

Heidelberg No. 353., welche im Wilken'schen Verzeichniß etwas unrichtig angegeben [1]), um ein Jahrhundert früher und bedeutend kürzer anzunehmen ist, da sie nur 68 Blätter in klein Quart zählt, und nebst 81 gemalten Bildern, die fast jedesmal die halbe Seite einnehmen, im Ganzen nur gegen 2684 Verse enthält; andrerseits die Gothaer Handschrift 119 Quartblätter einnimmt, und wenn nach den Auszügen zu schließen, auf jede Seite 20 Verse kommen, im Ganzen ohngefähr 4744 Verse zählt, also um 2000 Verse vermehrt ist [*]). Da nun nach Püterich von Reicherzhausen der sonst unbekannte Rüdiger von Hindhofen Verfasser des Gedichtes ist, so entsteht bei der offenbar großen Verschiedenheit der beiden Handschriften die natürliche Frage, von welcher Rüdiger der Verfasser sey? welche Frage an sich schon schwierig und ohne die genaue Einsicht beider Handschriften noch gar nicht zu beantworten ist [2]). Mit Übergehung dieser äußeren Untersuchung geben wir also blos nach der Pfälzer Handschrift, auf die wir größtentheils beschränkt sind, den Inhalt des Gedichtes an, der also lautet.

In einem fernen Lande [3]) wohnte ein weitberühm-

---

1) S. Wilken's Geschichte der Heidelberger Bücherſammlung. S. 434. und über das Gedicht v. d. Hagen's und Büſching's Lit. Grundr. zur Geſch. der deutſchen Poeſie. S. 202 — 205.

*) Sie hat 4617 Reimzeilen. Vg.

2) Die Pfälz. Hdſ. läßt hie und da, jedoch ſelten, einen Vers, häufiger einzelne Worte aus. Indeß kann man aus dieſer kleinen Nachläſſigkeit nicht ſchließen, daß ſie die überzähligen 2000 Verse auch ausgelaſſen habe, da der Inhalt der Hdſ., worin einige Blätter verbunden ſind, ſonſt vollſtändig iſt.

3) Die Gothaer Hdſ. ſagt: Belyant ſey Herzog im fernen Weſterland geweſen, welcher Vers in der Pfälz. Hdſ. alſo verſtümmelt iſt:
Er hieß der Herzog Belyant,
Von dem verr jn die lant.
Oder ſoll es vielleicht heißen: Von dem fernen Indien?

ter gewaltiger Heide, der Herzog Belyant, der ein überaus schönes und züchtiges Weib hatte, die Tochter des Herzogen Jason mit Namen Libanet. Von ihrer Schönheit hörte ein christlicher Minneritter Herr Witig von dem Jordan, ein schöner dreißigjähriger, streitberühmter Held, der mit zwölf Gesellen in die Haidenschaft ritt, um sich das holde Weib zu erwerben. Den ersten Tag kamen sie auf eine Haide zu einer Linde und zu einem Stein, wo Witig Gott um Hülfe zu seiner Fahrt anflehte und seine Gesellen ihm Treue schwuren. Nach manchem siegreichen Kampfe mit den Haiden kam er an die Burg des Belyant, wo auf einer grünen Haide drei schöne Linden standen. Da schlug Witig sein Gezelt und hörte manig seltsam Wunder von den Vögeln auf der einen Linde. Belyant sandte Boten zu ihm, seine Herkunft und seine Absicht zu erfragen, er erzählte ihnen sein Leben, daß er durch einer Frauen Willen herum fahre, und verlangte zu streiten. Des andern Morgens kam Belyant mit zwölf stattlichen Rittern zu Kampfe heraus, in den Zinnen der Burg saß Libanet und ihre Frauen, und Witig durch ihr Anschaun ermuthigt, zerspaltete dem Haiden Schilt und Helm, daß Libanet mit großer Sorge um ihren Mann mit zwölf Frauen sogleich herausgeritten kam und von den willfährigen Christen Frieden erhielt. Witig hob dann zum Beweise seiner Tapferkeit die zwölf übrigen Haiden aus dem Sattel, Belyant gab ihm beschämt den Preis, und lud ihn auf einige Tage zu sich auf die Burg. Am Tische mußte Libanet aus Achtung neben dem Gaste sitzen, neben jeden seiner Gesellen wurde auch eine Jungfrau gesetzt und nach dem Essen unter Gesang und Harfenspiel mancherlei Kurzweil getrieben.

Eines Tages ritt Belyant auf die Jagd, und be-

fahl der Libanet des Gastes wohl zu pflegen. Da vertrieb sie ihm die Zeit durch Scherzen und fragte ihn, wer doch die Frau wäre, der zu lieb er in der Welt herum irre. Nach langem Weigern gestand er ihr dann endlich, daß sie es selbst wäre. Da wurde Libanet seiner Liebe bös, daß er durch seine Werbung sie ihrer Ehre und ihres Namens berauben, und im fernen Lande sein junges schönes Leben um einen dummen Wahn verlieren wollte. Aber Witig stand nicht ab von seiner Liebe, er strickte ihr einen goldenen Ring in ihr Haarband, als Belyant heim geritten kam. Des andern Morgens nahm er Urlaub, und fuhr in die wilde Haidenschaft, wo er sieben Jahre männlich und sieghaft kämpfte im Dienst seiner Liebe.

Da hörte Libanet oft von fahrenden Rittern seine Thaten, wie er alles seiner erwählten Frau zu Lieb thue und wie es nicht schön sey, daß ihn seine Geliebte so lange nicht erhöre. Das ging ihr zu Herzen, daß Witig sein Leben durch ihre Härte verlieren sollte, sie dachte hin und her, da fiel ihr sein Ring ein, und in diesem war ein Briefslein verborgen, welches sie weinend las. Sie fragte ihr Herz um Rath, kämpfte zwischen Liebe und Ehre, bis sie endlich ohnmächtig auf ihr Ruhebett sank. Da eilten ihre Frauen zu Hülfe, sie konnten sie aber nicht beleben, bis ein altes dreihundertjähriges Weib alle hinausgehen hieß, und ihr sagte, sie sey vor Liebe zu einem andern Manne krank, und wenn sie es länger in sich verschließe, müsse sie sterben. Nach langem Läugnen entdeckte sie zuletzt der getreuen verschwiegenen Alten ihre Noth, und nun wurde schnell ein treuer Bote nach dem Christen geschickt. Der Bote fand ihn bei großer Ritterschaft in der Stadt Gazzephat, und als Witig die Mähre vernommen, gieng er heimlich mit dem

Boten zurück. Er wurde still und wohl empfangen, aber sie konnte ihm seine Liebe durch nichts ausreden, und was sie ihm an Schätzen und Geld anbot, das war umsonst, so daß er zuletzt Abschied nehmen und im Kampfe mit der Haidenschaft für sie sterben wollte. Da sagte endlich Libanet im Drang ihrer Noth: Ich kann euch meinen Leib nicht ganz geben, wählet also entweder den Theil von meinem Gürtel aufwärts, oder den abwärts, welchen ihr wählt, der sey euer eigen. Witig stand in manchen Gedanken, und nach einer zugegebenen Frist von dreien Tagen wählte er den oberen Theil. So lebten sie lange glücklich, bis er auch den unteren Theil begehrte, und als sie ihm denselben nicht zugestand, so verbot er seinem oberen Theile alle Gemeinschaft mit Belyant, dem Eigenthümer des unteren Theiles. Libanet leistete sein Gebot, sie grüßte ihren Mann nicht, als er haim kam, sah ihn nicht an, antwortete nicht, wandte sich von ihm ab, so daß er im gewaltigen Zorne sie mit Gerten erbärmlich schlug und für todt liegen ließ. Da kam sie zu Witig, und klagte, was sie für ihn erduldet; er möge sie ihrer Treue erlassen und haimfahren in sein Vaterland. Das that er um keinen Preis, lieber wollte er mit ihrem Mann um sie kämpfen und alles ertragen. Da gab sie ihm zum Lohn seiner Treue und Stäte ihren ganzen Leib für eigen, verlangte den Gott der Christen zu erkennen, und achtete nicht mehr auf das Drohn der Haidengötter. Er sagte ihr von dem erhabenen Gott der Christen, und versicherte sie, er würde sie beide nicht verlassen. Sie wollten entfliehen, Witig traf mit ihr Abrede, und sie gab ihm zur Sicherheit des Wagstücks ein Schwert aus ihrer Kammer, das wohl drei Länder werth war, einen festen edelgesteinten Helm, und einen berühmten lichten Harnisch, den die Zwerge im Gebirge

gewürkt hatten. Witig machte im nah gelegenen Walde einen Verhau für sein Gesinde, am dritten Morgen kam er vor die Burg und schickte seinen treuen Boten zu ihr. Sie kam wie verabredet, unter dem Vorwand der gesunden Morgenluft mit ihren Frauen heraus, Witig nahm sie aufs Roß und jagte mit seinen Getreuen davon. Man legte der Frau Ritterkleider an, um ungestörter fortzukommen, und als sie bis gegen Abend geritten, begegnete ihnen Belyant, der im Lande herumzog und nichts von der Sache wußte. Witig ließ seine Schaar sich schließen und ritt allein zu Belyant hin, der ihn sogleich mit Freuden erkannte und mit freundlichem Abschied ihn ruhig weiter ziehen ließ. Witig hielt nach seiner Heimkunft acht Tage lang mit vielen geladenen Freunden eine herrliche Hochzeit, Libanet wurde getauft, und bekam einen christlichen Namen.

Belyant aber schickte Boten an alle seine Freunde, er wollte sein Laster grimmig rächen. Es kamen sieben Könige zu ihm, sechzehn Herzogen und eine zahllose Menge anderer Herren, nebstdem daß die wilden Zwerge ihm dreißig tausend Halsberge schickten. Witig bekam durch seinen treuen Boten davon Kunde und besandte sich ebenfalls. Eines Morgens kamen die Haiden in zahllosen Haufen mit lichten Fahnen an den Jordan und lagerten sich mit herrlichen Gezelten, worunter die der Zwerge am schönsten waren, auf- und abwärts am Strome. Die Christen hatten zwanzig tausend Mann, und lagerten sich den Haiden gegenüber. Am dritten Tage, wo die Schlacht angehen sollte, ritt Belyant, stattlich gerüstet aus dem haidnischen Heer und begehrte Zweikampf, ihm entgegen waffnete sich Witig, und nach langem fürchterlichem Streite ging die allgemeine Schlacht an, die bis gegen Abend dauerte. Witig focht grimmig,

der Haiden Sturmfahne wurde genommen, Belyant und seine sieben Fürsten gefangen und auf Witigs Burg am Jordan wohl gepfleget, viele hundert im Jordan ertränkt und die übrigen in die Flucht geschlagen. Die Gefangenen wurden entlassen, nur Belyant, die sieben Fürsten und acht Herzogen mußten bleiben. Unter mancherlei Kurzweil, die ihnen Witig gab, verliebte sich Belyant in eine seiner Jungfrauen, und da er Ergötzung seines Leides begehrte, so willfahrte Wittig seiner Bitte, Belyant wurde getauft und vermählt.

Der Dichter schließt mit einer Betrachtung über die Schicksale der Liebe und einer Anmahnung an die Frauen über die Wandelbarkeit der Männer, worauf noch die Angabe hinzugefügt wird, daß dieses Gedicht die Haidennynn genannt werde.

So weit der Inhalt der Pfälz. Hsch., die Gothaer setzt hinzu: daß Witig nach seiner Heimkunft die Stadt Cecilia (Sicilien) sehr in Aufnahme gebracht, und Libanet in der Taufe den Namen Beaflor erhalten habe.

Bis jetzo ist über dieses Gedicht nicht viel untersucht worden. Koch und Adelung zählten es wegen der Namen Wittich und Belyant zum Heldenbuch, dieser Meinung sind v. d. Hagen und Büsching entgegen und vermuthen mit Bodmer, daß es aus dem Provenzalischen übertragen worden, daher sie es unter die ausheimischen zum Theil auf Geschichte gegründeten Dichtungen setzen. Ich nehme beide Meinungen vereinigt an, daß es nämlich sowohl zum Heldenbuch gehöre wie auch von dem Provenzalischen abstamme, wofür ich meine Gründe im folgenden angebe.

Das Gedicht enthält die Geschichte einer Brautwerbung, wie sie im Heldenbuch in vier Liedern, im hörnen Sigfrit, Walther von Spanien, Hugdietes-

rich und Otint ebenfalls vorkommt. Die Übereinstimmung dieser vier Gedichte im Einzelnen zu beweisen, führet zu weit, daher ich nur das Ausführlichste den Otnit mit unserm Liede vergleichen will, weil es nach der Gothaer Hdſ. mit ihm auch gleichen Umfang hat. [4]) So wie Otnit in das ferne Haidenland nach Tyrus fährt und seine Braut erobert, so zieht auch Wittich in's Morgenland, seine Geliebte zu erkämpfen. Otnids Weib war eine Haidin, ihr Vater Nachaol gab sie Niemandem, weil er sie selbst heuraten wollte. Wittichs Geliebte ist eine Haidin, der Vater ist hier zum Mann geworden. Im Walther von Spänien ist der Hüter der Jungfrau der König Attila; im hörnen Sigfrit will der Drache die Chriemhilt heüraten, und im Hugdieterich hält der alte Vater Walgunt, womit Belyant schon den Sprachgesetzen nach Ein Wort ist, seine Tochter Liebgart, wovon Libanet blos die provenzalische Bildung, auf der Burg Salnecke eingeschlossen. Das Wesentliche hiebei ist der feindliche Hüter, die eingeschlossene Jungfrau und der fern kommende rettende Bräutigam, welche Hauptumstände in jenen fünf Liedern richtig vorkommen.

So wie Otnit zu seiner Brautfahrt von seinem Vater Elberich dem Zwergenkönig Zauberwaffen bekommt, so erhält auch Wittich von Libanet Zauberwaffen vor der Entführung [5]). Die Umstände sind gleich, nur etwas verstellt. Denn so wie Otnit in seiner Abentheuer mit

---

4) Otnit zählt beiläufig 2200 Langzeilen, die Gothaer Hdſ. des Wittich 4700 Kurzzeilen. Die übrigen Lieder sind kürzer.

5) Pfälz. Hdſ. Bl. 54, a, b. werden sie also beschrieben:

In miner kemmnaten hanget ain schwert,
Das iſt wol dryer land weed,
Dy welt hayt so gütes nicht,

Elberich auf die grüne Haide zu der Linde und dem hohlen Steine kommt, so heißt es auch von Wittich, er sey nach der ersten Tagreiße auf einer grünen Haide „Vn„der ain linden zů dem stain" gekommen, wo der Stein ganz gedankenlos erwähnt ist, da seiner sonst nicht weiter gedacht wird. Man fühlt auch, daß hier etwas fehlt, nämlich die Geschichte mit Elberich, wie sie im Otnit erzählt wird, statt deren Wittich Gott um Hülfe anruft (Elberich hilft dem Otnit ungebeten), ihm seine Gesellen Treue schwören (wie auch dem Otnit sein Heer), und die Waffenschenkung später erst vorkommt.

Wittich schlägt sein Gezelt vor Belyants Burg grad wie Otnit vor Muntenbur. Die Burg ist aber ein Zauberschloß köstlich und sonderbar ausgeziert, welches, wie ich glaube, nach innerem Zusammenhang an des Haiden Belyan Burg im Welfdieterich und an Brunhildens Isenstein erinnert. Vor der Burg stehen drei Linden, auf der einen sind die Vögel gar wunderlich [6]), welchen be-

Es ist als ain spiegel liecht.
Sich fründ miner das will ich dir geben,
Es behelt dir wol din werdes leben,
Da by ain helm von richer kost,
Dört von edelm gestain glâst,
Vnnd ain vil liechten sarichwat (harnisch),
Die ist so hertte vnnd so glatt,
Das nicht dar uf gehefften mag.
Sy lûchtend als der liechte tag
Sy würcktend jn ainem berg
Mit flise die wilden gehwerg.
Es wart auch ain künig so rich, (?)
Des dört gab weren glich (?).

6) Bl. 6, b.

Do sach man seltzene wunder,
Von vögeln, die dar vnder.

sonders erwähnten Umstand ich mit dem zierlichen Kunstwerk der goldenen Linde und Vögel im Wolfdieterich, wie mit Chriemhilds wunderbaren Vögeln auf der Linde im großen Rosengarten, und mit denen der Edda zusammenhalte, die dem Sigurth nach der Tödtung des Drachen weissagen.

Wittichs Zweikampf mit Belyant vor seiner Burg ist im Otnit zu einer Schlacht vor Muntenbur geworden, aber die Handlung ist dennoch übereinstimmend. Denn beim Otnit schaut Sydrat von der Zinne den Kampf und fristet ihrem Vater das Leben durch ihr Jawort, das sie dem Otnit giebt, so wie Libanet von der Burg den Zweikampf ansieht, ihrem Mann in der Noth beispringt, und den Streit durch ihre Dazwischenkunft schlichtet. Eben so werden die Zweikämpfe von der zuschauenden Chriemhielt im Rosengarten geschlichtet, wenn gleich die Geschichte anders ist, und so rettet auch die herbei eilende Sydrat ihren Mann Otnit vom Tode, da er vom Wolfdieterich vor seiner Burg überwunden war.

In diesen fünf übereinstimmenden Liedern wird die Braut durch List gewonnen und entführt. Sigfrit erhält die Chriemhilt durch Eugleins Zauberhülfe, Hugdieterich durch List, Otnit, Walther und Wittich durch Entführung. Darauf folgt ein schrecklicher Kampf mit dem Hüter der Entführten, der nur bei Sigfrit zu fehlen scheint; und so wie Otnit durch Elberichs Hülfe die Sydrat auf sein Pferd bekommt, und sein Heer an einen sichern Ort bringt, so verschanzt auch Wittich seine Gesellen in einem Verhau, und sein treuer Bote holt ihm die Braut. Otnit kämpft dann am Bache mit dem Vater der entführten Sydrat; ebenso streitet Wittich mit Belyant und seinem Heere am Jordan, worin wie im Bache bei Otnit viele ertränkt werden, und auf gleiche Wei-

se ficht der verschanzte Walther mit den zwölf Franken am Rhein, wenn gleich diese eine andre Ursache des Angriffes hatten. So fürchten im Nibelungen-Lied auch die Burgunden in Isenland nach Überwindung der Brunhilt einen Kampf mit deren Verwandten, weshalb Sigfrit, der dem Günther dieselben Dienste geleistet wie Elberich dem Otnit, nämlich die listige Erwerbung der Braut, die Nibelungen zu Hülfe bringt.

Da nun die kämpfenden Gegensätze im Otnit und Wittich Christenthum und Haidenthum sind (im hörnen Sigfrit Riesen- und Götterwelt, im Walther Volkshaß), so ist auch begreiflich, daß Wittich die Libanet im christlichen Glauben unterweisen und taufen muß, so wie im Otnit Elberich die Sydrat bekehrt und tauft. Und weil dieser Gegensatz in den Kreuzzügen besonders hervortrat (denn die Haiden unsrer alten Lieder sind alle Muhamedaner), so ist daraus vielleicht eines theils der morgenländische Schauplatz dieser Gedichte zu erklären, obschon auch anzunehmen, daß in den älteren Liedern die Handlung schon im Morgenland vorgegangen.

So weit die Übereinstimmung Otnids und Wittichs. Das Eigenthümliche des letzteren Gedichtes ist seiner provenzalischen Bearbeitung zuzuschreiben. Nicht nur die darin vorkommenden französischen Wörter kur, loysiren, gurtaiser ꝛc. sondern auch innere Merkmale beurkunden den provenzalischen Ursprung, und wenn wir diesen hinwegnehmen, so wird noch mehres, was auf den ersten Anblick fremdartig scheint, mit den teutschen Liedern zusammen stimmen.

Nach der Gothaer Hds. hieß Wittichs Land auch Joreyſs, und er wurde auch von Portigall genannt, die Erwähnung Portugals, das erst gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts gegründet wurde, scheint die

Zeit der Abfassung des provenzalischen Liedes in den Anfang des 13ten Jahrhunderts zu setzen; oder es mag auch vielleicht teutscher Zusatz seyn, da mit Hülfe der Teutschen dieses Reich gestiftet wurde, sie es also im Andenken hatten. Auf jeden Fall ist durch die Anführung Portugals deutlich, daß im Liede die Meerfahrt fehlt, die im Otnit und Hörnen Sigfrit vorkommt. Jorenß hat wohl Zusammenhang oder Gleichbedeutung mit Jordan, wovon es vielleicht nur eine andre Bildung ist. Nach der Goth. Hds. (v. 100) heißt Wittich blos von Jordan, nach der Pfälzer gewöhnlich Witig von dem Jordan, sein Land wird darin ausdrücklich an den Jordan verlegt [7]). Einmal wird er auch Witig von dem Jordan genannt; mag dieß Schreibfehler seyn oder nicht, der Untersuchung thut es keinen Abbruch. Das Lied enthält also in sich selbst Widersprüche. Wittich ist Herr in Portugal und sein Land liegt am Jordan, und am Ende nimmt er sich der Stadt Sicilien an; Belnant ist Herzog im Westerland und streitet im Osten, welches sich, wenn wir nach der Pf. Hds. Indien lesen, eher auflösen läßt. Ich halte also Jordan für eine falsche Lesart und Aussprache statt des bekannten Garten (die Stadt Garda am See gleiches Namens in der Lombardey), welches auch Otnids, Dieterichs und Hildebrands Sitz war. Garten wurde provenzalisch Jardan aus-

---

7) Pf. Hds. Bl. 63, b.

syn nam herre Witig was genant
by dem Jordan so lag syn land.

Bl. 27. b.

Die gevangen vnd der pflag man
vff der burge by dem Jordan.

gesprochen, daraus ist aus Unverstand Jordan geworden, weshalb denn auch Wittich blos von Jordan heissen konnte, denn beim Flußnamen dürfte der Artikel dem (von dem Jordan) nicht ausgelassen werden. Mit Garten läßt sich nun auch Sicilien vereinen, wie es im Otnit auch vorkommt, und ebenso Portugal, denn unter Wittich ist auch wie unter Otniden das Bild des römischen Kaisers, als des Herren von Westeuropa gedacht. Sonderbar und auffallend ist es freilich, daß hierin der in teutschen Liedern sonst nicht sehr bekannte Wittich mit Otniden und den Übrigen eine Person ausmacht, jedoch nicht ohne Zusammenhang. Wittich ist der Sohn des nordischen Dädalus, des berühmten Schmieds Wieland (in der Edda Völundur, in der Wilkina Saga Velent, im Teutschen Valant?), ebenso ist Otnit ein Sohn Elberichs, der auch ein berühmter Schmied war, und auch Sigfrit hat in der Schmiede gelernt. Eine reiche Aufgabe weiterer Nachforschung.

Deutlicher fällt der französische Anstrich in die Augen, daß Wittich als ein Liebesritter (Chevalier d'amour) aufgeführt wird *), der im Dienste seiner Frau kämpfend die Welt durchzieht. Aus diesem durchgreifenden Gedanken sind viele Umstände des Liedes, die in den teutschen Gedichten nicht vorkommen zu rechtfertigen: daraus sind die langen Liebesgespräche Wittichs und Libanets, sein Geständniß, sein Ring mit dem Liebesbriefchen, seine siebenjährige Minnefahrt, das theilweise Hingeben der Libanet, ihr Liebeskampf, Ohnmacht ꝛc. zu er-

*) Pf. Hdd. Bl. 1. b. unten:

Das vernam am Ernsten man,
Der der minn ain ritter was.

klären, wovon die teutschen Sagen nichts wissen. Zwar hatten wir Teütschen auch den Frauendienst, bei weitem aber nicht in der Ausbildung, wie die französische Minneritterschaft (Chevalerie d'amour), und allen mit den Teutschen verwandten Völkern war er im Mittelalter bekannt, weil er ursprünglich von der religiösen Sage der göttlichen Brautwerbung herrührte. Die Abbilder jener heiligen Sage sind bei uns noch in den fünf eben genannten Liedern des Heldenbuchs erhalten, und aus ihrem religiösen Grunde wird die hohe Frauenachtung, wie sie bei den ältesten Teütschen schon war [9]), allein verstanden.

Eigenthümlich der provenzalischen Dichtung scheint auch das dreihundertjährige weise Weib zu seyn, welches der Libanet zuredet, obgleich die Mutter der Sydrat eine ähnliche Geschichte hat, und ebenso nachher nicht weiter vorkommt. Doch mögen beide auch Zusammenhang haben, und Sydrats Mutter, die von ihrem Mann geschlagen wird, weil sie ihm räth, seine Tochter dem Otnit zu geben, mag wohl auf die von ihrem Mann geschlagene Libanet hinweisen. Der treüe Bote der Libanet vertritt aber ohne Zweifel Elberichs Stelle; der Namen ist verloren, die Sache geblieben. So wird auch der Name von Belyants Burg nirgends erwähnt, dagegen heißt es, Wittich sey in der Stadt Gazzephat gewesen, wo er auch im Fall des Todes begraben seyn

9) Tacit. Germ. c. 8. Die Stelle ist richtig, obschon auch darin die leichten Römer, die keine weibliche Würde mehr achteten, bitter getadelt werden. Ihre Wahrheit verbürgt der beigefügte Zusatz: non adulatione, nec tanquam facerent deas, und da Tacitus hiebei die Veleda ꝛc. erwähnt, so erinnert uns dieß an die hochgeachteten Wolen der nordischen Sagen, wodurch des Römers Nachricht noch viel mehr bestättiget wird.

wollte [10]). Dort hatte er ſeine Getreüen, und zwar ein ganzes Heer, wovon man nicht weiß, wie es dahin gekommen, da er Anfangs nur zwölf Begleiter hatte. Auch eine Spur der ausgelaſſenen Meerfahrt, welche auch die darauf folgende Erzählung zu erkennen gibt, wo es von Wittich heißt, er habe ſich (wohl zu Gazzephat, alſo mitten in der Haidenſchaft,) bei der Nachricht von Belyants Rüſtungen beſendet, und zwanzig tauſend Chriſten (man ſieht auch nicht wie und woher) zuſammengebracht. Über die Anzahl zweifelt der Dichter [11]), und dieſe unglaubige Grübeley unterſcheidet recht deütlich den provenzalichen vom teütſchen Sänger.

Von Belyants Macht wird Mehres angegeben [12]), was auf geſchichtlichem Grunde beruhen kann, ſo wie es unbezweifelt an die Kreützzüge erinnert, daß er die Verfolgung des Frauenraübers in einen Krieg gegen die ganze Chriſtenheit verwandelt [13]), was im Otnit nicht ge-

10) Pf. Hds. Bl. 41. b.

Vnd tünd es minen fehden (l. fründen) bekant,
Dy vindet man zů Gazaphat,
In des werden künges ſtatt,
Herrn ſoldack (Sultan?) von Garradin.

11) Daſelbſt. Bl. 62. a.

Was je nit mynder oder me,
ſo hat man och gelogen e,
Wan ny kain ürlüge wart,
das luge da wurde geſpart.

12) Daſelbſt. Bl. 26. b.

—— wan er ain kunig was
Dryer lande Herr Soldamas.

13) Daſ. Bl. 60. a.

Vff der cryſtenhait zů ſchaden.

schieht. Der unverstandene Gegensatz des Christlichen und Haidnischen hat aber in der provenzalischen Behandlung dieser Sage Verwirrungen hervorgebracht. Der witziger denkende und dabei bigotte Franzose nahm den haidnischen Zwergen ihren Einfluß auf das Leben der christlichen Helden, und gab sie den Sarazenen zu Gehülfen. Dennoch erhält Wittich, dem alten Sinn der Sage gemäß, von Libanet die Zauberwaffen der Zwerge, allein gleich darauf heißt es, die Zwerge hätten dem Belyant dreißig tausend Harnische geschickt, seyen mit ihm gefahren schnell wie die scharfen Winde, und hätten am Jordan ihre kunstreichen Gezelte geschlagen, obschon sie dann in der darauf folgenden Schlacht gar nicht erwähnt werden [14]).

---

14) So ist auch die Beschreibung der Rüstung Belyants ganz der des Wittich gleich. Bl. 62. b. und 63. a. Er führte einen überaus prachtigen Schild, und auf seinem Helm lag ein leuchtender Edelstein (denn all diese Helmbeschreibungen haben Dietrichs Helm Hildegrin zum Vorbild), 62. b.

der helm aber hett ain band
guldin, dar in lag ain jokant.

und sogar der Adler auf dem strahlenden Helme hat im Schnabel einen im dunkeln leuchtenden Karfunkel, so wie auch sein Streitgewand in Drachenblut gehartet ist. 63. a.

Syn farbat in der trakken plůt
Was gehertet rich vnnd (gůt).

Die Waffenbeschreibungen haben etwas Bleibendes an sich, man sieht wohl, daß sie aus einer Quelle herkommen, wenn sie gleich oft, wie hier, unverstanden angewandt werden. Eben diese Verwirrung der Sache macht oft vieles unverständlich, so scheint Bl. 61. b. eine Hindeutung auf Ortnids Schwert Rose vorzukommen, doch ist die ganze Stelle dunkles verworrenes Zeug. Sie heißt:

Do ward der blan geenget (nämlich von der Menge der Krieger)
Vollencklich ainer mil lang
Der verdackten rosen klang

Noch deütlicher wird die christliche Richtung beim Ausgang des Gedichtes sichtbar, der sich ganz anderst als beim Otnit gestaltet. Belyant wird gefangen, überläßt seine Frau dem Wittich, wird Christ und heüratet eine Verwandtin Wittichs [15]). Damit ist nun die Geschichte abgeschlossen, sie hat keinen weitern Zusammenhang mehr, und steht für sich selbst vollendet. Aber Otnids Schwiegervater wird nicht gefangen, aus Liebe zur Sydrat verschonet ihn Otnit in der Schlacht, und später schickt jener den wilden Jäger mit den Drachen zu seinem Tochtermann, heüchelt Liebe zum Christenthum, und bereitet dem Otnit seinen Tod. Hier ist die Geschichte unvollendet, das Lied öffnet dem sehnenden Blick eine weite Aussicht anderer Sagen, wo unser unbefriedigter Geist selbst in Otnids traurigem Untergang seine Ruhe noch nicht findet, und am Ende der großen Sage vom Wolfdieterich nach dem Schicksal der Harlungen und anderer Helden erwartend fragt. Nebst diesem weiten Zusammenhang ist aber auch in dem teütschen Gedichte die freudige Brautfahrt und Hochzeit durch die langdauernde Rache des Vaters verdüstert, und hiebei offenbart sich der eigenthümlich ernste, oft traurige Zug des teütschen Gemüthes, der mitten in der größten Freude wie ein

---

Machet erde vnd vien
schalmyen flotyren vnnd glyen
Die wol gemüten hertz er wegt.

15) Die Leichtigkeit womit sich Belyant tröstet und wieder vermählt, zeigt ebenfalls den provenzalischen Ursprung des Liedes an, und es scheint nicht, daß die ähnliche Geschichte im Wolfdieterich, wo die Burgerstochter von Treviso statt Wolfdieterichs zufrieden seinen Kammerherrn Herbrant nimmt, hieher einigen Bezug habe.

ſtiller Wink Gottes vorüber geht. Zu dieſem Ernſte war der lebensluſtige Provenzale nicht mehr fähig, auch nicht geneigt, ſeine Aventüre in einem großen Zuſammenhang anderer Sagen, den er vielleicht verloren, durchzudenken, deswegen vollendete und ſchloß er ſie in ſeiner Art ab, und überging oder verſtellte mit unbekümmerter Freiheit Vieles, was in dem getreueren teütſchen Liede noch vorhanden und unangetaſtet an ſeinem Orte geblieben. Es beſtimmt ſich darnach der gegenſeitige Kunſtwerth beider Bearbeitungen, und es zeichnet ſich dabei, wie überall, der Ernſt und die Wahrheit und Tiefe des Lebens im teütſchen Liede aus, wenn es gleich ſelber wie ein ſpielender Kindestraum gegen die unendliche Fülle der männlichen Kraft des Nibelungen-Liedes erſcheinet.

Dennoch iſt uns auch das provenzaliſche Gedicht von großer Wichtigkeit. Es iſt ein Beweis, wie unſre Sagen einſt allen teütſchen Völkern gemein waren, und iſt vielleicht die einzige noch vorhandene weſtgothiſche Bildung dieſer Sage, die ſich in provenzaliſchen Nachklängen noch mit teütſchen Namen erhalten, ſo wie die oſtgothiſchen in vollerem reicherem Nachhall in Südteütſchland erklungen. Es knüpft ſich mir unwillkührlich an dieſe Gedanken die weitführende Betrachtung, wie ein Stammvolk nach der Vereinigung mit fremden Völkern, ſeine eigenen tief gegründeten Ideen mit der Zeit nicht mehr verſtehet, und mit dieſen ernſten Dingen wie ein unbekümmertes Kind ſpielet, bis am Ende ſein ganzes früheres Leben unbewußt und unbetrauert allmählich verſchwindet.

Heidelberg 1818.

D. Mone.

Nachschrift.

Daß dieses Gedicht Deutschen Ursprunges ist, hat schon die obige Abhandlung wohl zu genüge bewiesen; an einen Durchgang durch das Provenzalische kann ich noch nicht Glauben gewinnen. Etwas sehr Wichtiges ist dem Herrn D. Mone entgangen. Dies Gedicht ist nehmlich die Heideninne, welche in der Kolozaer und in der Heidelberger Sammlung der Erzählungen steht und aus ersterer in dem Kolozaer Kodex altdeutscher Gedichte, herausgegeben von J. N. Grafen von Mailath und J. P. Köffinger Bd. I. (Pesth, 1817.), einer Auswahl ergötzlicher und reitzender Stücke der Altdeutschen Dichtkunst, abgedruckt worden ist. Hier hat das Gedicht 1900 Verse. Der Graf ist hiernach einer von Lebenberk vom Rheine und nennt sich, wieder an das Heldenbuch erinnernd, im Heidenthum Alpharius. Auch die Stellen worin Dieterich von Bern, Ecke und Hagen dem liebenden Ritter von der Heidin vorgezählt werden, als die, welche selbst, wenn sie kämen, ihre Liebe nicht genießen würden, sind zu merken. Der Heide und seine Gattin werden nicht genannt; der Graf entführt sie und an eine nachherige Schlacht ist nicht zu denken. In einer Wiener Handschrift steht auch dies Gedicht aber wieder sehr verändert; der Dichter nennt sich da Meister Wunnenhoven. Dies scheint mit dem Rüdiger von Hindihofen zu stimmen, den Püterich benannt. Den Abdruck dieser Wiener Erzählung verspricht der Herr Graf Mailath und es könnte leicht sein, daß wir so vier sehr verschiedenartige Bearbeitungen in der Kolozaer, Wiener, Pfälzer und Gothaer Handschrift aufzuweisen hätten, was zu wichtigen Ergebnissen leiten möchte. Rüdiger der Hunthoven dichtete auch die Mähre vom Schlegel und diese steht in der Kolozaer und Heidelber-

ger Handschrift dicht vor der Heidin; dies ist dann also auch gewiß der Wunnenhover, von dem wahrscheinlich noch mehre Erzählungen herrühren. Büsching.

XLI.

Johann Rothe und seine Chronik von Thüringen.

Als mit dem Untergange der Hohenstaufen das Blüthenzeitalter altdeutscher Dichtkunst auf immer dahingesunken war, und jener gewaltige Geist der romantischen Heldendichtung nur noch in gereimten Chroniken als bleicher Schatten erschien, bis er auch hier allmählig verschwand, begannen um den Anfang des 15ten Jahrhunderts die ersten Keime und Anfänge der deutschen Prosa und geschichtlichen Darstellung sich rasch zu entwickeln.

Es ist in mehr als einer Hinsicht bedeutsam, daß der frühste Versuch deutscher Geschichtschreibung in dem Lande gemacht wurde, wo von jeher Gesang und Dichtkunst und jeder Bildungskeim des deutschen Gemüths einen goldenen Boden gefunden, und dessen Fürstenhof seit alter Zeit durch fromme Sitte, ritterliche Zucht, holde Frauentugend, und durch jegliche Zier und Anmuth des Lebens ausgezeichnet, ja eine Zeit lang sogar der Sammelplatz der gefeiertsten Sänger und Dichter gewesen war. Anna, die Tochter des Grafen Günther von Schwarzburg, und seit 1407. Gemahlin Friedrichs des Einfältigen, Land-

grafen zu Thüringen, forderte nemlich ihren Hofkaplan *) Johannes Rothe, Prediger-Mönch zu Eisenach, auf, die alten Geschichten des Thüringerlandes bis auf ihre Zeiten herab in deutschen Reimen zu verfassen. Rothe, der in seinen früheren Jahren durch sein Lehrgedicht von der Keuschheit, so wie durch seine poetische Legendenerzählung von dem Leben der heiligen Elisabet **) sich einen bedeutenden Ruf erworben haben mochte, jetzt aber durch Jahre und Alter gebeugt war, übernahm zwar die Mühe des Sammelns und endlich auch die schriftliche Abfassung der zusammengetragenen Nachrichten, erklärte aber gleich vorn am Eingange des Werkes, daß er bei seiner geschwundenen Leibes- und Geisteskraft sich auf eine Einkleidung in Reimen, die man gewünscht, nicht mehr einlassen könne ***). Die Einleitung der Chronik ist noch gereimt, und beginnt mit einer gemüthvollen Betrachtung über den Werth alter Gedächtnisse und des Andenkens an vergangene Tage, kommt dann auf die Veranlassung des Werkes und schließt mit einem flüchtigen Hinblick auf den ältesten Ursprung des Menschengeschlechts. Das Zeitbuch selber ist in Prosa geschrieben. Der Verfasser eröffnet es mit der Vermuthung, daß Thüringen vielleicht schon vor der Sündfluth bevölkert worden, erzählt dann die von den altdeutschen Zeitbe-

---

*) S. die gereimte Einleitung der Thüringerchronik von Rothe, Menken's Chronikensammlung für deutsche Geschichte, B. 2. S. 1633.

**) In Menken's Sammlung B. 2. S. 2033.

***) Nicht sol ire Tugend des versman,
Daß es ungerimit ist.
Vor Jaren hette ich es wol getan,
Zu lang worde mir nu di Frist,
Es zettern mir di Hende.
Di Sinne sind ouch worden laß,
Di wir waren vor behende,
Unde muß nu scribin dorch ein Glas,
Nu bin ich alles komen afsust
In des Alders Orden,
Das mir vor Jaren was ein Lust,
Ist nu ein Arbeit worden.

schreibern oft wiederholten Mährchen von der frühen Erbauung der Stadt Trier durch Trebetan, den Sohn des Königs Ninus von Babylonien, von der Sachsen erster Ankunft in Deutschland und ihren Kämpfen gegen die Thüringer, und kommt sodann zu den alten Geschichten des Landes unter dem Könige Irmenfried, zu dem Kriege zwischen Irmenfried und Dieterich, zur Belagerung der Veste Schidingen, und wie zuletzt Irmenfried gefangen und durch seinen eigenen Marschalk Iring erschlagen wird. Nachdem erzählt worden ist, wie der heilige Winfrid diese Lande zuerst bekehrte und welche Kirchen und Klöster er baute, wird eine kurze Nachricht von der Regierungsgeschichte der deutschen Kaiser, von Karl dem Gr. bis auf Heinrich den Vierten, gegeben, und beiläufig erzählt, wie Otto der erste das Herzogthum Thüringen dem Erzstift Mainz verliehen, und wie es von da zuletzt als Lehen in den Besitz Ludwigs mit dem Barte gekommen, der anfangs Vitzthum und nachher Graf zu Thüringen ward (1039). Sehr umständlich ist das an Abentheuern reiche Leben Ludwigs des Springers, seine Gefangenschaft und sein kühner Sprung von der Höhe des Giebichensteins in die unten vorbeirauschende Saale, desgleichen der Ursprung Eisenach's und der Wartburg mitgetheilt. Ludwig der dritte wird von Kaiser Lothar zum Landgrafen ernannt, und mit ihm beginnt die Macht und Blüthe des thüringischen Fürstenhauses. Die Wartburg wurde der bleibende Wohnsitz, so wie das Kloster Reinhardsborn (von Ludwig dem Springer gestiftet) die Begräbnißstätte dieses erlauchten Stammes, der außer Thüringen auch noch Hessen an sich gewann. Mit großer Vorliebe und mit fast poetischer Begeisterung ist der bekannte Wettstreit der sieben Sänger auf Wartburg (unter Landgraf Herrmann), das

an Wundern und frommen Mildthaten reiche Leben der heiligen Elisabet, und die Geschichte von den ritterlichen Fahrten und anmuthigen Abentheuern Ludwigs des Tugendsamen behandelt und dargestellt. Das Haus der Landgrafen von Thüringen erlosch endlich mit Heinrich Raspe, der sich zum Gegenkaiser aufwarf, aber schon 1248. an Sanct Julianen Tag starb und in Sanct Katharinenstift zu Eisenach an der Seite seines Vaters begraben wurde (sein Herz wurde in der Predigerkirche zu Eisenach, die er selbst erbaut und gestiftet, beigesetzt). Die nachmalige Theilung Thüringens, die furchtbaren und unaufhörlichen Fehden, unter denen das Land erlag, besonders die Schicksale und Unfälle, so die Wartburg betrafen, werden hierauf sehr ausführlich geschildert, und die verheerenden Hussitenkriege machen den Beschluß des Werkes, das mit dem Jahre 1440. abbricht, also auf jeden Fall erst nach dem Tode der Markgräfin Anna (sie starb 1431.) vom Verfasser beendigt wurde.

Rothens Prosa hat in Stellung, Beugung und Endung der Worte noch ganz das Gepräge der Dichtersprache des schwäbischen Zeitalters, woraus sie hervorgegangen, und seine lebendige blühende Darstellungsweise verräth nur zu sehr, daß er größtentheils aus alten Sagen, Legenden und Dichtungen schöpfen und nach ihnen allein sich bilden mußte. Seine hohe Einfalt, die tiefe Frömmigkeit seines Gemüths, seine Liebe für die Vorzeit und sein arglofer Glaube an alle ihre Überlieferungen erinnern bei ihm oft an Herodot, hinter welchem er freilich an Bildung der Sprache, an Reichthum des Stoffes und der Darstellung, so wie an umfassender Weltanschauung weit zurücksteht.

D. J. G. Kunisch.

Aus Johann Rothe's Chronik von Thüringen.

Wie Graf Ludwig der Springer gefangen ward und von Giebichenstein sprang.

Solches grosses Ubel, das Graf Lodewig von Doringen getan hatte an dem Phalzgrafen Friedrich von Sachsen, daß er den durch sines Wibes willen unschuldiglichen erstochen hatte, ward von sinen Frunden nicht vorgessen. Es was indes Keiser Konrad gestorben, der ime gewegen was, und in sere schutzte, und ward erkoren ein ander zu romischen Konige, Konig Henrich der derte (III). Vor den kam der Erzbischoff von Bremen, Phalzgrafen Frederichs Bruder, mit andern sinen Frunden, und klageten, wie Graf Lodewig von Doringen also untogentlichen (öffentlich) iren Frund erstochen hette, um sines Wibes willen, und mueten Gerichtes. Also ließ der Konig heimelichen uf in warten und in fahen, und ließ in furen zu Gebichenstein, und en in einen Stok und Vesseln slissen. Und do were er gestorben, were er nicht gefristet worden von wegen des Gebetes Sant Ulrich's gegen Got, dem er gelobet hatte eine nuwe Kerchen zu buwen, daß er ime us dem Gefengnisse hulffe. Der schickete es also, daß der Konig us dem Lande zoch, und Graf Lodewig also, zwei Jar in dem Gefengnisse sas. Und do der Konig wider kam, do vernam er, daß er mit dem Leben nicht darvon mochte kommen, und bat in, daß man sinen Schriber und sinen Knecht vor in liesse, daß er sin Selgerethe lisse beschriben und bestellen. Und das geschach. Do bestalte er mit sime Knechte, daß er sinen wissen Hengist, der hieß der Swane, uf einen bestackten (bestimmten) Tag und Zit under das Sloß, das hoch ober der Sale lit, brengen solde, und in di Sal swemmen, do gegen er gefangen was.

Truren begonde sere Graf Lodewig um den Tod, den er vor ime wuste, und aß und trank und slif wenig, und kla-

gete den, di sin hutten (die seiner hüteten), sine Krankheit. Also ward er usgeslagen (entfesselt) und us den Vesseln geslossen, und ging uf dem Mueshus (Speisesal) an eime Stabe, und hatte vile Mentel ober einander und Kleider angezogen, wan er sprach: in frore. Und di sin hutten, die hatten das Mueshus wol und vest beslossen, deren was sechse, di mit ime darinne waren und spileten uf dem Brete. Und er ging do vor in uf und nider an sime Stabe mühelich, und warte, wan er zu dem Venster kam, sines Knechtes. Und als der in die Sal gegen im reit, do ging er von dem Venster, was er immer mochte, und sprang unmassen hoch hinab in di Sal; und di Kleider, die er anhatte, di schutzten in, daß er in der Luft senfte uf das Wasser fiel. Do warte sin Knecht mit dem Hengiste uf in, und half ime us. Do ließ er die nassen Mentel ligen, und satzte sich uf sinen wissen Hengist, und reit gegen Sangerhusen, und dankete Sant Ulrichen, und buwete do eine schone Kerchen in sime Ere; als man di noch hute dises Tages do schowen mag. Und ließ in di Steine an diselben Kerchen do mit grossen Buchstaben do zu Latein solchen Reim howen:

Enwbah, du heiliger Sant Ulrich,
Dis Hus von mir, um daß du mich
Von den Vesseln hast enbunden,
Das ich dir gelobete zu der Stunden.

Von Landgraf Ludwig, dem tugendsamen.

Dieser Landgrafe Lodewig was gar ein klarer junger Furste, ein liblicher Jungeling, und eines zimelichen Wandels, eines heiligen Lebens. Do er ober sine bluende Jugend zu vornunftigen Alder kam, do was er zumal gutlichen wider einen jeglichen, wan in ime luchten (leuchteten) alle Togende. Er was von Libe ein wol gesicketer (gebildeter)

Mann, nicht zu lang, noch zu kort, zumal mit schonen fürstlichen Geberden, in gnediger Zuversicht. Sin Angesicht was frolich, sin Antlitz süberlich, und es was niemand, der in sach, er worde ime gunstig. Er was schemig mit Worten, gezuchtig mit sinen Geberden, reinlich und kusch mit sinem Libe, warhaftig mit siner Rede, getruwe in siner Fründschaft, torstlich (kühn) mit sime Rathe, und menlich in sime Widersatze (Widerstand), vorbedechtig in sinen Gelobden, gerecht mit sime Gerichte, milde mit sime Belonen, und was man Togende gesagen kan, deren gebrach ime nicht.

Wie die Wartburg verbrannte.

Nach Kristus Gebort tusent dreihundert und sibenzen Jar do wart ein grosses Wetter um Isenache. Und ein Blix der slug zu Warperg in das Slos, und vorbrante den Mitteltorm oben us, und vorbrante des Mueshus oben, das Dach und das Wornir (Panier, Thurmfahne) mit den Tischen und den kostlichen Gesessen, di zu den Ziten daruffen waren, bis uf den Estrich, und verterbete vile schone Gemelzes (Gemälde), wunder kostliche Wapen der Fursten, und Streten (Kämpfe), di durch Dorchzirunge daruf kostlichen gemalet waren. Ouch so was das selbe Mueshus schone mit Blie gedacket, das vortarb in dem Fure. Sider worden von desem selben Landgrafen Frederich di Gewele (Gewölbe) daran erhöet und wider gedacket mit Zigeln, und ouch der Torm und das Gemelze ein Teil wider angehoben. Von dem Strite vor Lucka also ist der Gesmuk und Gebu nu sere desselben Slosses do hinden bliben, wan die Fursten numme (nicht mehr) also lustlich sind. So was es ouch vor eine furstliche Wonunge, und lag mitten in dem Lande, do Doringen und Hessen ein Herschaft was; nu ist es komen an des

Landes Ende, und ſin edeler Berg iſt den Furſten zu hoch nu worden.

LXII.

Ein Wort über die Altdeutſche Gerade.

Auszug aus den Ordnungen (Statuten) der Kaiſerlichen Stadt Breslau.

Angeb. vom J. 1588. Fol.

Mit einigen geſchichtlichen und rechtlichen Anmerkungen.

S. XIII.

„Nach des Mannes Abſterben gehört zur Gerade alle des Weibes Kleider, Fräuliches Gebände, Schmuck und Kleinodia, Ketten, Ringe, Armbänder, Gürtel, Meſſer, Meſſerſcheiden, Wetſchger, Korallen, Perlen, güldene, ſilberne, ſammete und andere Borten oder Gewebde, ſo zu der Frauen-Zier und Kleidung gemacht, gezeuget, oder gegeben, und in ihrem Beſchluß geweſen, desgleichen auch aller Lein, Flachs, Hanf, Werg, Garn, Leymet (d. i. Leinwand), geſchnitten und ungeſchnitten, Bette, Pfuhl, Kiſſen, Leilach, Ziechen, Schleier, Teppich, Bettdecken, Um- und Vorhänge, Tiſch- und Handtücher, meſſene (d. i. meſſingene) und zinnerne Handbecken und Leuchter, ſo nicht angehangen oder angenagelt, (doch ausgenommen Deſſen, damit der Mann handthieret, oder in Gaſthöfen nicht zu täglichem Gebrauch, ſondern vor (für) die Gäſte gezeuget, welches

zum Erbe gehöret), item alle Kasten, Kisten, Laden oder Truhen, darinnen die Frau ihre Kleider, Geschmuck und Geräthe gehalten, Bücher, daraus sie zu lesen gepfleget, Bürsten, Scheeren, Spiegel, Rocken, Spillen, Weifen, Wirkrähmen, samt einem Waschkessel, der nicht eingemauret ist. Alles andere Fahrniß gehört zum Erbe."

Anm.

Nach andern Stadtordnungen wird die Gerade auch Rathe und Frauen-Rade genannt. Das Wort Gerade nach dem Altdeutschen Hall und Fall, lateinisch-deutsch: Gerada, rechtlateinisch utensilia, ist nach unserm Neudeutsch nichts Anders, als: Geräthe; also: Frauengeräthe. Unser: Geräthe aber drückt weit mehr aus, als was man in der terra Saxonica vorzugsweise darunter verstand. Daher, um nicht undeutlich zu werden, müssen wir schon das alte Gerade beibehalten, es nur aber nach obigem Sinne erklären.

Der scheidende Gegensatz von Gerade ist Heergeräthe. Das nannten die Altdeutschen aber nicht Heergerade, sondern Heergewefte. Eigentlich, um die Wurzel des Wortes zu erkennen, müßte es Heergewäte geschrieben werden. Denn der Stamm ist Wat, d. i. Gewand. Aus dem Latein des Mittelalters: herwadium, geht der Stamm deutlich hervor. Das Sächs. L. R. L. 1. art. 22. rechnet dahin: ein Schwert, das beßte Pferd gesattelt, den beßten Harnisch, welchen der Mann bei seinem Tode besaß, seine täglichen Kleider, ein Heerpfühl, d. i. Bette, Kissen und Leilach, ferner ein Tischtuch, zwei Becken oder zwei Schüsseln, und eine Handquele, d. i. Handtuch. Nach dem Weichbilde gehört aber noch dazu: ein Tischlaken, ein kleiner Kessel, ein Kesselhaken, ein Spieß, eine Axt. Andere besondre Stadtordnungen rechnen noch mehr darunter, welches hier aufzuzählen nicht an seinem Orte ist, und zu weitläuftig werden

würde. In den Gesetzen des alten Sachsenlands findet man das Wort Heergeräthe nicht, dagegen aber schon in den ältesten Ripuarischen Rechten, welche T. 64 von hariraida sprechen, und die Meißner Statuten v. J. 1528. art. 8 nennen es ausdrücklich Heergeräthe. Die Breslauer Ordnungen übergehen dieses Hauptstück aber ganz, indem sie sich unstreitig hierbei ganz nach dem Sachsenspiegel richteten, der hier in Schlesien das größte Ansehen hatte. Die schönen Handschriften dieses merkwürdigen Rechtsbuches des Mittelalters, welche sich in Schlesien befinden, und noch gar nicht benutzt worden sind, sollen mit der Zeit an mir einen Auferwecker finden, wenn mich mein Beruf gänzlich in das deutsche Recht hineingeführt haben wird.

Die Gerade ist eines der vorzüglichsten Hauptstücke des deutschen Rechts, und bietet uns in den einzelnen Ordnungen, wo ausführlich darüber gehandelt wird, den bündigsten Aufschluß über die Geschichte der feinern Kunst des Mittelalters dar. Wir sehen dabei unsern deutschen Voreltern tief in ihre Haushaltungen, und belauschen besonders das zierliebende Geschlecht in ihrem Geschmucke. Barths ausführlicher Bericht von der Gerade ist hier mit allem Nutzen zu gebrauchen; desgleichen das Wörterbuch des vortreflichen Hayne S. 227. Hier stoßen uns einige ganz eigene und veraltete Ausdrücke und Benennungen des Frauengeräthes auf, z. B. Kleven und Wirkladen, Kuben, Kulten, güldene oder silberne Madaien (d. i. Medaillen), Nasentücher, Schalannen, Schleyerende, Schmelzrosen, Schneppen.

Alles andre Fahrniß, d. i. bewegliches Gut, gehört nach den Breslauer Ordnungen zum Erbe, d. i. zur Erbschaft, welche noch ungesondert bleibt. Die Gerade aber nehmen die Frauen zuvor. Den Geistlichen fiard ebenfalls die Gerade an, nach der Randbemerkung des Sachsenrechts aus dem Grunde, weil sie für die Sünde der ganzen Welt

bitten. Hierinn liegt ganz gewiß ein feiner Witz des Zeitalters, den ich zu lösen trachte. Der Pfaffe, d. i. dem man eine Platte schert, ist in der bürgerlichen Gesellschaft für todt geachtet. Waffen kann er nicht besitzen. Mönch Ilsan im Kloster Eisenberg macht aber hiervon nach dem Heldenbuche eine Ausnahme, indem es von ihm heißt:

Er zog ein grawe Kappen
Uber sein stahlin Gewand,
Den Schild that zu ihm sappen,
Sein'n Helm er bald aufband.
Auf hub der Münch die Faust sein,
Er gab ihm einen Schlag,
Daß Staudenfuß von dem Rhein
Vor ihm in den Rosen lag.

Sonst war Weib und Pfaffe im Mittelalter Eins in Ansehung der Beerbung. Nach den verschiedenen Arten der Gerade, nemlich der adelichen und bürgerlichen, der ordentlichen und außerordentlichen, der vollen und der Mittelgerade sind die Geradestücke selbst sehr verschieden, wovon hier nicht gehandelt werden kann. Die Breslauer Ordnungen reden hauptsächlich in der obigen Stelle von der bürgerlichen Gerade.

Mit diesen wenigen Worten, die ich in den Altdeutschen Sach- und Sprach-Saal unsers Büsching einrücken zu lassen, die Freude habe, wollte ich hauptsächlich die Deutschen Rechtslehrer unserer Zeit auf die Quellen einzelner Deutschen Länder des Mittelalters hinweisen, welche bei der heutzutage überhandnehmenden Sucht, Gesetze zu machen, ganz vorzüglich ins Auge gefaßt werden müssen, um daraus zu zeigen, wie die Deutschen Rechte für Jedermann sich so zusammendrängen lassen, daß die dickleibigen Gesetzbücher nicht vonnöthen sind. Des Gesetzvorschreibens wird kein Ende werden, wenn man nicht bald bei den alten Deutschen Ordnungen Deutscher Kaiser und Deutscher Fürsten stehen blei-

ben wird. Was sich seitdem in Deutschland geändert hat, wird dem Alten als Zusatz beigefügt werden können. Das Anmerkungen- und Zusätzemachen oder sogenannte Commentiren behält sich natürlich die Landesbehörde vor, wird aber dabei gewiß Deutsche Rechtslehrer zu Rathe ziehen. Denn früher that kein Kaiser und kein König Etwas ohne die erfahrensten Rechtsgelehrten.

Hauptsächlich sind auch die Gesetze des Mittelalters in Schlesien von der größten Wichtigkeit. Sie sind in Deutschland noch zu wenig bekannt, und schlummern jetzt noch in Handschriften. Das Formelwesen und die Richtsteige Schlesischer Rechte verlangen einen Mönch Marculf und einen Hans von Buch. Möge bald ein Tag für Deutschland erscheinen, wo man das Deutsche Recht wissenschaftlich zu bearbeiten anfangen wird. Da die Deutschen Rechte den gebildeten Theil der Welt umfassen, so kann daraus ein corpus juris civilis werden, auf das man sich, wie auf Justinian beruft.

Friedrich Jarick.

XLIII.

Dietrichs von Bern und Attila's Streitwagen.

Für die Geschichte der großen Deutschen Heldensage von den Nibelungen haben auch geringe Spuren, und an sich unbedeutende Nachrichten, die uns das Mittelalter bewahrt, ihren Werth, und sie sind am wenigsten zu übersehen im spätern Mittelalter, wo die Deutsche Heldendichtung im Verfalle, die Sage selber nicht mehr so lebendig im Volke, und überhaupt in Schrift und Bild nur sehr sparsam vorkommt.

Bei meinem Aufenthalte in Tirol im vorigen Jahr fand ich eine Handschrift aus der 2ten Hälfte des 14ten Jahrhunderts. Sie besteht nur aus 15 ledigen Papierblättern in kl. Folio, und enthält Abbildungen von allerlei Kriegswagen, mit Sicheln und Sägen, von Sturmdächern und andern Werkzeugen. In den beigeschriebenen Erklärungen werden die Erfinder und der Gebrauch derselben im Alterthume, freilich ohne alle Glaubwürdigkeit, nachgewiesen. So weiß der Verfasser von einem Wagen, daß ihn Gideon, von andern, daß Judas Machabäus, Hektor, Diomedes, Alexander, selbe in Schlachten geführt haben. Hieher gehören.

1.) Der Streitwagen des Berner Dieterichs. Er besteht aus einem Gestelle mit zwei Rädern, von deren Achsen gekrümmte Sägen hervorstehen, vorne befindet sich ein Halbmond mit 7 langen Eisenhacken. Dabei stehn folgende Erklärungen:

¶ Der charr haißet die wolfes seg, vñ den hat gefürt hector von troya gen den kriechen.

¶ hec lupina serra sternit armatos in guerra.
Ledit lesura grandi biga dytrici hildebrandi,
principis verone, cui prefuit cum racione.
hector fortis, strenuus, priamus rex, troylus audax.

2.) Der Streitwagen Attila's, oder Ezels, ist beinahe ebenso gestaltet, hat aber an jedem Rade 2 Sicheln, und vorne 4 Sägen; die Beischriften lauten so:

¶ Carraris feuera armatorum crura feuera
Solo fundit tactu, per quem sic inermes in actu
Sternuntur subito, aspera serruncula lata
Infra subtus stricta, rotis binis quoque mota.

¶ Der charr ist gehaissen der scharpfe precher, vnd den fand Athila der Chünig von Vngern, do er twang hispanien vnd schottenlant.

Primisser.

XLIV.

Etwas über das alte Schlesien vor Einführung der Christl. Religion, besonders zu den Zeiten der Römer, nach gefundenen Alterthümern und den Angaben der Alten, von D. F. Kruse. *)

(Mit einer Karte und einigen Abbild. von Alterth.)

Wenn es ein herrlicher Genuß ist, in die blühenden Gefilde Griechenlands, in den Garten Italiens, und in Roms von Waffen ertönende Gefilde hinabzusteigen, so ist es nicht minder angenehm, auf dem Boden des alten Germaniens die Spuren des kräftigen bewegten Lebens unserer Deutschen

*) Eine große Lücke in der alten Geographie und Geschichte ist die des innern Deutschlands. Aufgefordert von dem Herrn Doctor Stenzel Priv. Docent in Berlin, meine Bemühungen, die ich bisher auf Asien und Griechenland gewendet hatte, unserm Deutschen Vaterlande zu widmen, und ermuntert durch sein Versprechen, aus dem reichen Schatze seiner Kenntniß der mittlern Geschichte Deutschlands, die der gelehrten Welt hinlänglich bekannt ist, mich nöthigenfalls zu unterstützen, fing ich schon vor zwei Jahren die Bearbeitung Deutschlands mit der Vernachlässigung des Ptolemäischen Textes und dem Aufsuchen derjenigen Orte an, welche mit den Ptolemäischen übertrieben zu stimmen schienen, ohne anfangs viel von diesem Versuche zu hoffen, und ohne meine frühern Beschäftigungen bey Seite zu setzen. Die Neue Deutscher Kunst, in den Gebieten vorzüglich, gaben mir bald einige Leitung, und so übergab ich ihm und dem Publico eine vorläufige Darstellung eines Theiles des alten Deutschlands, zu welcher auch der Herr Prof. D Büsching mich ermunterte, indem er mir zugleich durch sein uneigennütziges, ja mit großen Aufopferungen verbundenes Bestreben, den wissenschaftlichen Zustand der alten Deutschheit zu heben, vorging. Zwar umfaßt dieser Theil der alten Geographie Deutschlands nur die rechte Seite durch Verbindung mit den übrigen Theilen desselben, allein hier mußte ich mich auf Schlesien beschränken, um mir selbst für einen Aufsatz Grenzen zu setzen.

K. —

Vorfahren zu erforschen. Wie verschieden aber sind die Erscheinungen dort und hier, wie verschieden die Empfindungen, die aus ihnen für uns hervorgehen, wie verschieden die Art des Studiums! Dort stoßen wir auf Reste herrlicher Tempel, wo die Freude weilte und das Leben sich in edle Formen eines gebildeten Volkes aussprach, der Geist in hohe Göttergestalten in Wort und Schrift; hier finden wir nichts mehr als Gräber, der einzige Platz wo Ruhe herrschte, und in ihnen, was dem Herzen des Gestorbenen im Leben lieb gewesen war. Dort reißt uns der frohe Genius der Hellenischen Völker mächtig mit sich fort; hier fesselt uns das düstere Schweigen gigantischer Gräberhügel, mit den halbverbrannten Überresten der edelsten unseres Stammes, und stimmt unsern Geist zu stillen Betrachtungen. Dort fließt für den Forscher der Strom der Geschichte aus tausend Quellen, hier erleuchten nur matte Strahlen die dunkle Vorzeit, da der Deutsche, nicht wie der Römer und Grieche um Ruhm bey der Nachwelt ängstlich besorgt, handelte, ohne durch dauernde Zeichen künftige Nationen von dem, was geschah, zu belehren; der Römer neidisch alles verschwieg, was den Ruhm seines unbezwingbaren Nebenbuhlers erhöhen konnte.

So verhält sich im Allgemeinen der Zustand des alten Deutschlands, dessen Sinnbild dem Römer ein kriegerisches zum Kampfe gerüstetes Weib ist mit offenem Mantel und fliegendem Haare, nach Beute umsehend, einen Speer in der Rechten, einen länglicht viereckigen Schild in der Linken *), während der Römer, am alten Rhein und der Donau zur Vertheidigung seiner Gränzen mit gezücktem Schwerdt und er-

*) Montfaucon Antiq. expl. t. III, p. 11.

hobener Lanze nur bereit, forschend in die Ferne sieht *) ob die Feindin sich nahe. Kurz und wenig glorreich waren alle frühern Züge der Römer ins Deutsche Gebiet, und Tacitus schrieb seine Germania wahrscheinlich, um den Römern die Lust zu benehmen, das freye Volk zu bezwingen.

Eins der wichtigsten Völker im Osten Deutschlands war das der Lygier, dem Tacitus und Ptolemäus unwidersprechlich die Gegenden Schlesiens und des benachbarten Polens anweisen. Tacitus sagt in seiner Germania 42: bey den Hermunduren entspringe die Elbe. Neben ihnen süßen die Narisker, Marcomannen und Quaden und jenseits der Berge, die Suevien selbst trennten und durchschnitten, weiter zurück die Marsigni, Gothini ein Gallisches Volk, bey denen Eisen gegraben werde, Osi ein Pannonisches Volk, das theils den Sarmaten (in Polen) theils den Quaden (in Mähren) tributair wäre, und Buri (die von allen in der Gegend des Ursprungs der Oder gesetzt werden) benachbart mit den Quaden und Sarmaten. Diese Buri sind die einzigen der nördlichen Völkerstämme, welche auf der Tab. Peutingeriana, die nicht weit nördlich über die Donau geht, unter dem Namen Dur (verschrieben für Bur in der Scheib'schen Ausgabe) vorkommen, ein Zeichen, daß sie nicht weiter nördlich zu setzen sind. — Alle diese Völker, Marsigner, Gothiner, Quaden und Burier, bewohnen jedoch nach Tacit. 43 wenig flaches Feld (pauca campestrium) sondern Wälder und Berghöhen, über welche hinaus die eigentlichen Lygier sitzen. — Ultra plurimae gentes agunt, ex quibus latissime patet Lygiorum nomen in plures civitates (bürgerliche Verbindungen) diffusum. Er nennt nur die 5 mächtigsten

*) Auf alten Münzen, wo der Rhein flussbild, dargestellt wird. Montfaucon l. c.

die Arii, Helvecones, Manimi, Elysii und Naharvali, ohne ihre Wohnsitze näher zu bestimmen, weshalb die meisten Geographen auch verzweifelt sind, etwas darüber zu finden, und mehrere sie deshalb nur untereinander setzen, ohne ihnen bestimmte Gegenden anzuweisen.

Die Gränzen dieser Schrift sind zu enge, als daß ich in derselben alles darlegen könnte, warum ich den verschiedenen Völkerstämmen gerade diesen und keinen andern Sitz auf der Charte angewiesen habe, indeß mache ich unsere Leser, die der alte Zustand unseres Vaterlandes interessirt, doch auf folgendes aufmerksam, woraus man sieht, daß theils die Römer mehr von Schlesien wissen konnten, als man gewöhnlich glaubt, theils daß wir auch noch mehr und sicherer vieles darüber herausbringen können, als bisher geschehen ist. —

Die Römer konnten ihre Nachrichten über Schlesien 1) von Gefangenen erhalten, die in den Kriegen der spätern und frühern Kaiser oft nach Rom geführt werden mußten. 2) Durch den Handel, theils mit den Einwohnern am Donauufer (vergl. Tacit. 49), theils mit dem benachbarten Volke der Marcomanen in Böhmen, der sehr lebhaft unterhalten wurde, theils mit den Bernsteinländern im innern Deutschlande bis an die Küsten der Ostsee. — Noch zu den Zeiten des Nero machte ein Römischer Ritter diesen Weg, entweder, wie Plinius H. N. 37, 3. sagt, ganz bis zur Küste, oder wie Solin zu vermuthen giebt, bis zum Könige der Deutschen, von welchem er eine große Menge Bernstein als Geschenk erhielt. Ich setze die ganze merkwürdige Stelle Solins hierher. Er sagt Kap. 33. Glessaria (insula) dat crystallum dat et succinum, quod Germani gentiliter vocant glessum. Qualitas materiae istius, summatim antea Germanico autem Caesare Germaniae oras omnes scrutante, comperta arbor est pinei generis, cujus mediale

auctumni tempore succino lacrimat. Pinum vero, unde fit genitum, si usseris, ipsius succi odor indicabit. Pretium operae est ire longius, ne Padaneae sylvae credantur lapidem fleviſſe. Hanc speciem in Illyricum Barbari intulerunt. Quae cum per Pannonica commercia usu ad Transpadanos homines delata foret, quod ibi primum nostri viderant, ibi etiam natam putaverunt. Munere Neronis principis apparatus omnis absque succino inornatus est, nec difficulter, cum per idem tempus XIII millia librarum Rex Germaniae dono ei miserit. Rude primum nascitur et corticosum, deinde incoctum adipe lactentis suis expolitur ad quem videmus nitorem. Quod medeatur multis incommodis medentium docuit disciplina.

Wichtig ist diese Nachricht in Hinsicht des östlichen Germaniens, weil darin nur von einer Straße die Rede seyn kann, die durch diese Gegenden bis zur Ostsee ging.

Von Tiberius sagt Vell. Pat. Hist. 1, 2. Cap. 97. peragratus victor omnes partes Germaniae sic perdomuit eam, utin formam paene stipendiariae redigeret provinciae. Schmuck von Bernstein hat man, so viel ich weiß, bisher in Schlesien noch nicht gefunden, wohl aber rohen Bernstein an Orten, wo er wahrscheinlich nur durch den Handel hingekommen seyn kann (cf. Ols; Bruschwitz und Kleinweigelsdorf). 3.) Eine dritte Art wie die Römer mit den Deutschen hieselbst in Berührung kamen, waren die Abgesandten, welche die Jahrgelder brachten, womit die spätern Kaiser sich den Frieden alljährlich erkauften, und von denen sich noch eine außerordentliche Menge hier findet. 4) Die Kriege mit den Quaden und Lygiern deuten die Schriftsteller der Kaisergeschichte nur an, beschreiben sie nicht; doch kommen oft Kriege mit den Sarmaten in Polen vor, und diese können die Legionen der Römer nicht gut anders als

durch das Land der Lygier, oder wenigstens in ihre Nähe geführt haben. Einige Überbleibsel mit Römischer Inschrift oder durch ihre äußere Form auffallend mit den Römischen Götterbildern verwandte bronzene kleine Statüen, so wie Gemäuer ganz nach Römischer Art angelegt, machen es höchst wahrscheinlich, daß auch Römer in unsern Gegenden nicht bloß als durchreisende Handelsagenten, sondern zu Zeiten auch als fremde Einwanderer sich niederließen, wie es gewiß ist, daß sich in Böhmen solche Germanisirte Römer fanden. Wenn es aber schon von mehrern Römischen Kaisern wahrscheinlich ist, daß sie das alte Schlesien durchzogen, so haben wir vom Trajan noch gewissere Nachricht, daß er mit einer Armee bis an die Ostsee gekommen, und hier der ganzen Küste längs gezogen ist. Der Schriftsteller, der uns von diesem Zuge erzählt, ist der Anonymus Ravennas, der zwar erst nach der Völkerwanderung schrieb, aber eine Menge alte Schriftsteller über Deutschland anführt, die wir leider nicht mehr kennen, und deren Nachrichten er oder die spätern Abschreiber in Hinsicht der Städte und Flußnamen so verderbten, daß es die Arbeit eines Ödipus wäre, seine räthselhaften Namen in allen Puncten genügend zu erklären. Die Römischen Geschichtschreiber selbst geben alle seine Kriege, wie gewöhnlich, nur mit zwei Worten an, es ist indeß zu hoffen, daß sich über seine Züge noch einmal etwas ausführlicheres finden wird, da ein Itinerarium Trajani existirte, und zwar von demselben Verfasser, dessen Itinerarium Alexandri Magni jetzt durch die sorgfältigen Nachsuchungen des Herrn Majo (Mai) wieder entdeckt worden ist. In der Vorrede zu diesem It. Alexandri ist die Nachricht von dem erwähnten Itin. Trajani enthalten. (It. Alt. Maji p. 20.)

5.) Einen noch auffallendern Beweis der Bekanntschaft der Römer im Innern unseres Vaterlandes giebt aber ein einziger Anblick einer

Ptolemäiſchen Charte,
nach welcher kein Schriftſteller, der ſich mit der alten Geographie nur etwas ſorgfältiger beſchäftigte, daran zweifelte, daß viele Orte, die Pt. anführt, in Schleſien und dem angränzenden Polen zu ſuchen wären. Allein die Art, nach welcher man bey Beſtimmung der alten Orte verfuhr, war ſehr verſchieden, und konnte es nicht anders ſeyn, da die Ptolemäiſche Darſtellung ſehr von unſerer Entwerfung der Landcharten abweicht. Über die Donau, die er von ihrem Urſprunge an bis Comorn durch 7 Puncte nach Länge und Breite beſtimmt, und ihre Krümmungen noch durch einige andere Bezeichnungen darſtellt, ſetzt er (lib. II. cap. IX.) in der Gegend von Wien bis Comorn zuerſt die Teracatriä, Baemi und Racatä. Dann kommt die Luna ſylva und der ſaltus Orcynius, an den ſich öſtlich die Sarmatiſchen Berge faſt rechtwinklich, und in gleicher Linie fortlaufend bis zu den Quellen des Mayns, alſo bis zum Fichtelgebirge — wahrſcheinlich von der Stadt Subſudta (oder dieſe von dem Gebirge Subſudata) benannt — die Sudeti montes anſchließen. Über der Luna ſylva und unter den Orcynius ſaltus ſitzen die Quaden und unter den Sudeten und der Sylva Gabreta die Marcomanni in Böhmen. In dieſem Sudetengebirge entſpringt der Albis fl. 39° L. 50° Br. was in Hinſicht der Breite nicht völlig einen Grad von unſern genauen Beſtimmungen abweicht. Nun iſt aber eine eigene Erſcheinung, daß über dieſes Sudetiſche Gebirge, was ohne Zweifel unſer Rieſengebirge iſt, nordöſtlich ſich noch ein anderes großes Gebirge findet, der Aſciburgius mons, der von den Vandalis Silingis, die Ptol. bloß Lingae oder Ilingae nennt, vom 54. Gr. der Breite bis zu den Quellen der Weichſel ſtreicht, und darüber ſich bis 56 Gr. der Breite das Deutſche Land ausdehnt, alſo bis über die Oſtſee tief in Schweden hinein, und daß zunächſt über

dem Gebirge die Haupt-Stämme der Lygier, Omani, Diduni, Burii, dann die Bu(r)gunti, und die Sideni westl. von der Oder Viad(r)us östlich davon die Ruticlii (Rugiclii, Rügier *) — mit der St. Rugium bis zur Weichsel sich finden. Dieses große Gebirge setzen die ältern Geographen z. B. die Sanson's und Cluver in seiner Germania ant. l. III. Cap. 32. unbedenklich an das östliche Ufer der Wartha in Polen an, obgleich das Land dort flach ist, und die Gebirge doch nicht versunken seyn können.

Daß dieses Gebirge aber, wie auch Mannert annimmt, (fast) einerley ist mit dem Sudetischen und ebenfalls das Schlesische Riesengebirge bezeichnen soll, sieht man theils an den östlich und N. O. darüber wohnenden Lygiern, von denen wir schon vorher gesprochen, theils an der Nachricht des Dio, der die Elbe in den Vandalischen Gebirgen (Vandali Silingi) entspringen läßt, theils an den Corconticrn östlich von dem Gebirge unter den Lingern oder Silingern, von denen noch jetzt das ganze Gebirge in Böhmen das Korkonessische Gebirge (Korkonessii hori) genannt wird. und eine Hauptspitze westlich von dem Zusammenflusse der beyden Hauptquellen der Elbe (der eigentl. Elbe und dem Weißwasser) der Korkonosch den Namen zu haben scheint. Woher aber diese verschiedene Stellung eines und desselben Gebirges auf einer und derselben Charte? Dieses zu erklären, muß ich etwas über die Entwerfungsart der alten Charten sprechen. — Unbekannt mit den genauern Instrumenten, wodurch man in neuern Zeiten die Länge und Breite eines Ortes findet, konnten die Alten besonders die geographische Länge nur durch Berechnung eines zurückgelegten Weges von Osten nach Westen ausmitteln. Die Brei-

*) Die Lesi für Lygi bey Ptolemäus.

ten konnten sie zwar genauer durch genommene Polhöhen messen, allein die Reisenden, Kaufleute ꝛc., so wie diejenigen, die in Kriegen vorausgesendet wurden, um die Lagerplätze auszusuchen (metatores), hatten entweder keine Kenntniß von der Art dieser Messung oder hatten sie nicht nöthig, weil es dem Soldaten nicht darauf ankam, unter welchem Grade der Breite er sich befand, wenn der Boden nur zum Lager bequem ausgesucht war. So wurden also anfangs nur Itinerarien verfaßt, die ohne Zeichnung bloß die früher gefundenen Entfernungen der Hauptörter schriftlich enthielten. — Diese Itinerarien wurden dann zur deutlichen Übersicht auf eine Art von Charte gebracht, in welcher die Städte-Namen durch gerade Striche mit Absätzen verbunden angezeigt, und die Entfernungen der Städte dabey bemerkt wurden. So ist ohne Zweifel die sogenannte Tabula Peutingeriana [1]) deren Original in Wien in der K. K. Bibliothek sich befindet, entstanden. An Polhöhe, richtige Form der Länder oder auch bestimmte Richtungen des Weges in Hinsicht der Himmelsgegend ist hier nicht zu denken, was man schon daraus sehen kann, daß die Charte, die von Frankreich (und einem Theil Spaniens, dessen größter Theil leider abgeschnitten ist) bis etwas über den Indus in Asien (wo man das Weltmeer schon annahm) reicht, 21 Fuß lang und nur einen breit ist. — So läuft Afrika ganz nahe an der Küste Italiens hin, und parallel damit zieht sich der Adriatische Meerbusen von Osten nach Westen u. s. w. Solche Charten waren es nun, von denen Vegetius l. III. de Re milit. unter Valentinian II, sagt: Primum itinera-

1) Sie hat den Namen von Conrad Peutinger, dem sie Conrad Celtes, der erste Finder derselben, vermachte, und wurde zuerst von Marcus Velserus herausgegeben.

ria omnium regionum in quibus bellum geritur plenissime debet habere perscripta, ita ut locorum intervalla non solum passuum numero sed etiam viarum qualitates perdiscat compendia, diverticula, montes flumina etc. etc. p. 67. Nach Art dieser Tabula Peutingeriana habe ich unter beyliegender Charte, die Ptolemäischen Angaben dargestellt, wobey jedoch zu bemerken, daß die Völkernamen aus Mangel an Platz weggeblieben sind. Diese Art der Darstellung habe ich gewählt, theils weil sie weniger Platz einnimmt als ein abgerissenes Stück einer Tab. Ptol. selbst, theils um zu zeigen, was Ptolemäus wahrscheinlich vor sich hatte und wie er es benutzte. Übrigens ist es nicht der Erasmische Text, dem ich folge, sondern ein verbesserter nach dem Coislinianischen Codex, dem ich, wenige Ausnahmen abgerechnet, am meisten traue. Mit solchen Charten waren aber die Astronomen nicht zufrieden. Mit der runden Gestalt der Erde lange bekannt, suchten sie diese unförmlichen Itinerarien in geographische Netze zu bringen, und Ptolemäus vollendete das Riesenwerk von der ganzen Erde, so daß jedes einzelne Land nach Längen und Breiten eingezeichnet wurde. Die Entfernungen berechnete er ohne Zweifel auf Grade und Minuten und man erkennt die Wege, ohne daß sie angezeigt sind, durch die Folge der Örter in gerader Richtung. Hier aber wurde es für wenig bereisete Länder eine schwere Aufgabe, die einzelnen Stationen nach den Himmelsgegenden richtig einzutragen, da die genaue Richtung des Weges selten bekannt, und aus den Itinerarien nicht zu ersehen war. — Mannert nimmt zwey solche Reiserouten nach Schlesien herein an, und war überhaupt der erste, der auf die geistreiche Idee kam, durch diese Reiserouten den Ptolemäus zu erklären p. 460 Th. III. Ich stimme ihm vollkommen hierin bey, und glaube nur noch, daß man nicht nur auf die Richtung, sondern auch noch mehr auf die

Entfernung der einzelnen Orte sehen müsse, wenn man eine Vergleichung mit unserer Geographie wagt. So reicht dieser geschätzte Gelehrte mit seinem Budorgis doch nur bis Ratibor [1]) in Oberschlesien in der Auseinandersetzung der Reisen selbst, und verkürzt die frühern Angaben des Ptolemäus auf der ersten Reise so sehr, daß wenig davon übrig bleibt. Wurden nun zwey solche Reisen unternommen ins Innere von Schlesien, die eine von Carnuns aus bey dem jetzigen Petronell, wo noch die Ruinen der alten Stadt sich befinden, durch Mähren gerade nach Norden bis Hegitmatia und Stragona, welches letztere auch der äußerste Punct nach Mannert ist, die andre von Comorn oder Celmantia durch das Thal, welches die Wag bildet, im größern Umwege bis zur Ostsee, wo der Bernsteinhandel getrieben wurde, und westlich ab in die Lausitz und Mark: so kam man an das Riesengebirge von verschiedenen Seiten. Die westlich Reisenden kamen auf einem ungleich nähern Wege dazu durch das Land der Quaden und Marcomannen, und hörten das ganze Gebirge das Sudetische nennen, das sich um Böhmen auch weit nach Westen bis zu den Quellen des Mayns, also hauptsächlich von Ost nach West erstreckte; diejenigen aber, die den großen Umweg durch das Wagthal machten, den Ptolemäus nicht zu kennen scheint, da er die Stationen fast alle gerade übereinander setzt, sahen das Riesengebirge erst ungleich später, und hörten es bey dem Lygischen Völkerstamme das Asciburgische Gebirge nennen, wahrscheinlich von einem Orte Asciburgum, den Ptolemäus zwar selbst hier nicht kennt,

1) Sein Hegitmatia und Stragona setzt er nur etwas weiter hinauf, an die Südseite des Riesengebirges.

der sich aber in der Sage des Volks und alten Chroniken nach Naso i. s. Phonix Redivivus erhalten hat. (Die Asceburg soll nach Naso a. a. O. auf dem Zobtenberge gestanden haben. Den Zobtenberg sieht man faß in ganz Schlesien, und von einem dort befindlichen Ort Asciburgum konnte leicht das ganze Gebirge den Namen erhalten. (Kein Berg ist passender zum Centralpunkt des Gottesdienstes für Schlesien als eben dieser, wie auch schon Hancke bemerkt. Nachher davon ein Mehreres.) Ist es da ein Wunder, wenn Ptolemäus beyde Namen trennte, und glaubte, daß das Asciburgische Gebirge viel weiter nach Norden liege als das Sudetische? — In der Vergleichung der alten Geographie mit der neuern müssen wir also beyde Namen vereinigen, nur mit dem Unterschiede, daß das Asciburgische Gebirge vom Zobtenberge anfängt, das Riesengebirge, das Glätzische Gebirge und das Gesenke bis zu den Carpathen verbindet, das Sudetische aber nach Ptolemäus von den Quellen des Mayns anfängt, das Riesengebirge ebenfalls mit begreift und etwas über die Quellen der Elbe hinaus in der Gegend des schnellen Abfalles bey Schatzlar seinen Namen verliert und dort*) an den Orcynischen Wald gränzt, den die zunehmende Cultur in Oberschlesien größtentheils vertilgt hat, obgleich der Name: die Harte, noch an manchen Stellen übrig ist. — Jedoch ist zu bemerken, daß auch leicht der nördliche Theil des Riesengebirges bis zu der Tafelfichte den Namen des Asciburgischen Gebirges mit erhalten konnte, da von der östlichen Reiseroute aus gesehen**) der Zobtenberg gleichsam mit jenem verschmilzt, und in der Kette des nördlichen Riesengebirges selbst zu liegen scheint. Und so nimmt

*) In der Gegend des Eulengebirges.

**) Z. B. von Breslau oder Liegnitz, Lugodunum, anf.

es Ptolemäus auch, indem er von Sufudata (Zittau) nur 6 Meilen bis zum Ende des Asciburgischen Gebirges rechnet, was mit der Tafelfichte ungefähr zutrifft, und es erst mit den Quellen der Weichsel endigen läßt. —

Städte.

Gegen meinen Vorsatz habe ich mich länger bey der alten Geographie im Allgemeinen aufgehalten als ich wollte, und doch noch nicht lange genug, um meine Angaben alle für hinlänglich belegt anzusehen. Dieses erlaubet der geringe Umfang dieser Blätter nicht. Demungeachtet muß ich noch etwas über die Städte sagen, weil die gewöhnliche Meinung in Hinsicht ihrer die ist, *) daß vor dem Deutschen Kayser Heinrich I. dem Vogler, keine Städte in Deutschland existirten; und wenn dieses der Fall war, so ist Ptolemäus ein Erfinder von fabelhaften Orten, die er, ich weiß nicht warum, in Germanien ansetzte, ohne dieses zugleich auch mit Sarmatien und Scythien zu thun. Tacitus giebt diesen Zweiflern an die frühere deutsche Bildung eine herrliche Beweisstelle an die Hand, indem er sagt: Nullas Germanorum populis urbes habitari, satis notum est: ne pati quidem inter se junctas sedes; colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit. Germ. 16. Aus der Verbindung mit allem übrigen gerissen, scheint hieraus zu erhellen, daß von der Feststellung einzelner benannter Orte im alten Deutschland gar keine Rede seyn kann. Allein eben der Tacitus sagt gleich darauf nur Vicos locant, non in nostrum morem connexis et cohaerentibus aedificiis etc. etc. — und,

*) Daß mehrere auch anderer Meinung waren: brauche ich wohl nicht erst zu erinnern.

daß diese Häuser doch auch begränzt und gewissermaßen bey einander waren, wenn sie auch nicht connexa gewesen sind, sehen wir aus seiner Germania c. 19. wo er von den Ehebrecherinnen sagt: Accisis crinibus, nudatam coram propinquis expellit domo maritus ac per omnem vicum verbere agit. Diese Vici mit ihren pagis waren bey manchen Völkern zahlreich genug, wie wir ebenfalls aus Tacitus sehen, da er von den Semnonen (den Märkern am rechten Elbeufer) Cap. 39 sagt: Adjicit auctoritatem fortuna Semnonum: Centum pagis habitantur, magnoque corpore efficitur ut se Sueuorum caput credant. Plinius Hist. N. IV, 27 und nach ihm Dicuillius spricht ebenfalls von dem deutschen Volke der Hillevionen in Scandinavien, die ohne Zweifel von demselben Stamm waren, wie die Aelueonen des Ptolemäus zwischen den Ruticlern (Rugiern) und Bu(r)gunern und den Lygiis Helveconib. des Tacitus (Germ. 43,): portionem tantum quod sit notum Hillevionum gente incolente D pagis, quae alterum orbem eam appellat. (Dicuil de mensura orbis terrae VII. §. 6. ed. Letronne). Ich könnte noch mehrere Stellen aus den alten Historikern anführen, in welchen die Rede ist von einer ungeheuren, wahrscheinlich vergrößerten Menge von Örtern, die durch die spätern Römischen Kaiser in Deutschland zerstört wurden, allein ich glaube schon die Angaben des Ptolemäus von Örtern in Deutschland hinlänglich gerechtfertigt zu haben. Wenn wir also nicht um Worte streiten wollen, und behaupten, daß dieses keine Städte, sondern nur offene Örter waren: so kann ich hier abbrechen.

Die Reiserouten der Römer nach Ptolemäus, deren einzelne Stationen ich nun mit Übergehung aller andern Angaben bis auf die Mannertschen anführen werde,

sind, wie man aus den Reihen von übereinander liegenden Städten erkennt, folgende: *)

A. Die westliche Reise

von Carnuns in das heutige Schlesien durch Mähren und Böhmen bis (Striegau) Stragona, und zurück auf einem andern Wege bis Strevinta (Schatzlar)

Carnuns, Carnuntum, der eine feste Anfangspunct, bey Petronell nicht weit von der Donau, wo noch Ruinen. Mannert p. 740. Vellej. Pat. II, 109. Spart. Sev. cap. 5. Ammian. Marc. XXX, 5.

	Meilen
Von Carnuns bis Eborodunum	15 Pt.
" Petronell bis Drosing.	c. 8 M.
" Petronell bis Brün	15 E.
Von Eborodunum bis Phelicia 30 Min. Br.	7½ Pt.
" Drosing bis zum Zusammenfl. der March und Theya (Rabensberg)	2 M.
" Brünn bis Polietzka (Politzka)	8 E.
Von Phelicia bis Meliodunum	7½ Pt.
" Rabensberg bis Hradisch 30′ der Breite	8 M.
" Politzka bis bey Königingrätz	7 E.
" oder Politzka bis Meletin	10½ E.
Von Meliodunum bis Strevinta 15′ östl. 30′ nördl.	8½ Pt.
" Rhadisch bis Olmütz (wohin andre Phelicia setzen)	8½ M.
" Königingrätz bis bey Schatzlar, in gerader Richt. 7 M. mit den Krümmungen an der Elbe und Aupe	c. 9 E.
Von Strevinta nach Casurgis 40′ nördl. durch das Sudetische Gebirge	10 Pt.

*) Ich bediene mich der Kürze wegen zur Bezeichnung der Angaben der Abbreviaturen: Pt. sind die Ptolemäischen reducirten. M. die Mannert'schen, E. meine Annahmen, in der folgenden Tabelle.

Von Olmütz nach Troppau 9 M.

= Schatzlar bis Reichenbach durch das Sudet. Gebirge in gerader Richt. 8 Umwege c. 9 E.

Von Casurgis bis Budorgis nordöstl. 20′ nördl. 45′ östl. 9 Pt.

= Troppau bis Ratibor 5 M.

= Reichenbach bis Laskowitz nordöstl. gerade 8 Umwege c. 9 E.

Von Budorgis bis Hege(t)matia (Hegitmatia) Nordwestl. 20′ westl. 30 Min. nördl. c. 8 Pt.

Von Ratibor bis N. N. Nordwestl. von Ratibor 8 M.

= Laskowitz bis Massel, in gerader Linie nur 5½ Meile, wahrscheinlich ging der Weg aber wie noch jetzt wegen des dazwischen liegenden Waldes, mit sumpfigem Terrain an der Oder fort über Jeschkowitz oder über Öls *) 7½ E.

Von Hegetmatia bis Stragona. Nordwestl. 20′ westl. 40′ nördl. 11 Pt.

= N. N. N. W. von Ratibor, bis N. N. östl. vom Riesengebirge ? M.

= Massel bis Striegau (Stregonia) in gerader Richt. 10½ Meile mit dem Umwege über Dyrrenfurth, wo wahrscheinl. der Übergang über die Oder, etwas südwestlich c. 11 E.

Von Stragona nach Lupphurdum 50′ westl. 8½ Pt.

---

*) Dieses Hegitmatia des Ptolemaeus war ohne Zweifel der Hauptsitz des Lygischen Stammes, und hieß auch Massilia wie die berühmte Stadt im Narbonensischen Gallien, mit der die Geschichte der Lygier im engsten Zusammenhange steht.

**) Hier ist Mannerts Richtung in Hinsicht der Himmelsgegend richtiger. Eine Verbindung mit der andern Reiseroute nach der Ostsee scheint mir hier nicht möglich.

	Meilen.
Lupphurdum in der Nähe von Dessau nach Ptol. „der Ort muß aber mehr in die Nähe des Riesengeb. gezogen werden“	? M.
Von Striegau bis Löwenberg, westl.	8½ E.
Von Lupphurdum nach Nomisterium südwestl.	11 Pt.
" Nomisterium nördlich von Rhedintovinum in Schlesien	? M.
" Löwenberg bis Niemes in Böhmen südwestl. 10 M. mit Umwegen	11 E.
Von Nomisterium bis Rhedintuinum, südwestlich näher der Elbquelle aber westlich davon	8½ Pt.
Rhodintovinum in Böhmen westlich von den Quellen der Elbe. Weiter bestimmt Mannert es nicht. —	? M.
" Niemes bis Horziez südöstl. näher zur Elbe	3 E.
Von Rhedintuinum bis südöstlich zur Elbquelle	8 Pt.
Bey Mannert nicht bestimmt	? M.
" Horziez bis N. O. zur Elbquelle auf die Elbwiese 7 M. mit Umwegen leicht	8 E.
Von Fons Albis zurück nach Strevinta südöstl.	7½ Pt.
Bey Mannert nicht bestimmt	? M.
Von der westlichen Elbquelle bis Schatzlar O. S. O. in gerader Richtung 5 Meilen. Allein hier sind wegen der vielen unzugänglichen Gebirge leicht zu rechnen	7 E.

Hier endigt sich die erste Reiseroute, die um das Riesengebirge herum zu den Quellen der Elbe geht, und dann denselben Weg wieder zurück. Bey der Vorliebe der Römer, gerade die Quellen großer Ströme auf-

zusuchen, ist es aber gar nicht unwahrscheinlich, daß ein Reisender bis zu der Quelle selbst vorgedrungen ist, und es ist vielleicht keine zu gewagte Hypothese, wenn man vermuthet, daß eben der Römische Ritter vielleicht der, wie oben bemerkt, von einem Könige der Deutschen eine so große Menge Bernstein dem Kaiser Nero zum Geschenk brachte, diese Reise gemacht haben könne. — Diese Reiseroute läßt sich auch durch die Grafschaft Glatz und den Warthaer Paß nach Schlesien herein anlegen. In diesem Falle könnte Eburodunum, Rhadisch; Phelicia, Olmütz; Meliodunum, Müglitz; Strevinta, Altstadt noch in Mähren und Cafurgis, Glatz seyn, indem der Paß nach der Grafschaft herein dann an den Quellen der Morava zwischen dem Spieglitzer Schneeberge und der östlichen Schmiedekoppe anzunehmen wäre. Wirklich nahm ich anfangs auch diese Reiseroute an, allein der Augenschein überzeugte mich auf einer Reise dahin, daß in dieser noch jetzt so wilden Gegend schwerlich eine Straße hereingegangen seyn könne, und alle, welche die Gegend bey Schatzlar genau kennen, versichern, daß der Abfall des Gebirges hier schon in der Ferne so bemerkbar sey, daß man nirgends besser jenen Paß voraussetzen könne. Auch würde bei jener Annahme die Rückkehr von der Elbquelle nach Strevinta nicht passen, da sie bey Ptolemäus $7\frac{1}{2}$; hier $17\frac{1}{2}$ Meile in gerader Richtung betragen würde. —

B. Die östliche Reiseroute

von Celmantia (Comorn) aus nach Schlesien herein durch das Wag-Thal nebst der Handels-Straße bis zur Ostsee.

Ein fester Punct ist Celmantia bey Comorn am nördlichen Ufer der Donau, denn Ptol. läßt gegenüber den Narabo- oder Raab-Fluß in die Donau sich münden; nicht Colnitz, oder Celmüntz in der Oberpfalz.

	Meilen
Von Celmantia bis Singone N. O. (bey Neutra) M.	10 Pt.
" Comorn bis 1 Meile nördl. von Neutra an der Wag	10 E.
Von Singone bis Arficua O. N. O. (am Granfl. südl. von Kemnitz M.)	11 Pt.
" N. N. 1 Meile nördl. von Neutra bis Maricowa N.	11 E.
Von Arficua bis Parienna O. N. O. (bey Neusohl. M.)	6 Pt.
" Maricowa im Wagthal fort O. N. O. bis Turan	6 E.
Von Parienna bis Setuia N. O. am östlichen Ende des Orcyniſchen Waldes, und wie der vorige Ort weſtlich von den Montibus Sarmatarum, welche hier die Gränze von Germania Magna ausmachen (nach Mannert Setovia etwas ſüdlich von der Quelle des Granfluſſes)	11 Pt.
" Turan im Wagthale*) fort bis über die Carpathen nach Cyche in nordöſtl. Richt. (vgl. die Charte). Gerade aus 8 Meilen; mit den Krümmungen der Thäler und Fl. leicht	10 E.
Von Setuia bis Aſanca O. N. O. (Bey der Quelle des Gran-Fluſſes M.) etwas nordöſtlich vom Ende des Orcyniſchen Waldes	7½ Pt.
Von Cyche bis Stary- oder Alt-Sandec O. N. O.	7 E.
" Aſanca bis Carrhodunum N. N. W. (In	

*) Das Wagthal iſt nach der Verſicherung des Herrn Major von Canig mit ſeinen Nebenthälern ſehr reich an Alterthümern, die wir nach Obigem den alten Germanen vindiciren können. Beſonders auch an der Miawa, die in die March fällt, den Lewari oder Groß-Schütz, ſoll ſehr viel gefunden ſeyn. Die Bauren verkaufen es aber eben ſo wie bey uns zum Einſchmelzen! —

Meilen

der Gegend von Hradeck in der Liptauer Gespannschaft. M.) 18 Pt.

Von Stary-Sandec bis Zarnowice N. N. W. 17 C.

Theilung des Weges.

a) Weg N. N. W. nach Schlesien herein

Von Carrhodonum bis Leucaristus 41° 45′ L. 22° 40′ Br. — N. N. W. vom vorigen Ort (Leucaristus nach M. „gleich östlich von Budorigum.") 18½ Pt.

= Zarnowice bis in die Gegend von Canstadt, in N. N. W. Richt. gerade aus gemessen 18 C.

Von Leucaristus nach Budorigum, westl. 41° L. 52° 40′ Br. (einerley mit dem Budorgis der vorigen Reiseroute, wie auch M. vermuthet — Ratibor nach ihm 3 p. 560) 7 Pt.

= Canstadt bis Laskowitz; vergl. jedoch nachher diesen Ort in der Darstell. der aufgef. Alterthümer. — Richt. nach W. 6 C.

Hier trennt sich der Weg wieder und zwar a a) westlich; a b) nördlich.

a a) Von Budorigum bis Lugidunum W. S. W. (nach Ptol. in Böhmen; gehört aber, wie schon der Name andeutet, zu den Lygiern nach Schlesien. Mann.) 15 Pt.

Zwischen beyden Orten nämlich 40° 10′ d. L. und 52° 40′ Br. setzt Ptol. einen Fluß an, dessen Entfern. von der Weichselquelle, am Ende des Aseburgischen Gebirges, er auf c. 39 Meile bestimmt. Er nennt ihn Elbe, allein dieser Punct läßt sich mit seiner Elbquelle 39° L. 50′ Br. und der Elbmündung

Meilen

31° L. 56° 15′ Br. ohne die größte Verwirrung der übrigen Angaben nicht verbinden, und ich vermuthe, daß er die Oder damit vertauscht hat. — Die Quelle der Oder kennt Ptol. nicht, darum setzt er den Fluß hier erst an, wo vielleicht der Übergang war.

Von Laskowitz bis Lignitz gerade aus 11½ M. W. allein mit einem Umwege vielleicht über Dyhrenfurt 14 — 15 E.

Von Lugidunum nach Colancorum N. N. W. (an der Westseite des Riesengebirges bei Zittau M.) 15 Pt.

= Lignitz nach Görlitz grade aus 11½, vielleicht aber bis zum Todtenstein bei Königshayn mit einigen Umwegen c. 15 E.

Von Colancorum nach Susudata*) N. W. (Nach Mannert gehört es zur Linie der zweyten Reise (wie bey mir) und steht also etwas westlich neben der Spitze des Riesengebirges bey den Silingern in der Lausitz; nach den Zahlen aber nördlicher — 3, 559.) 7 Pt.

Von Susudata nach Calaegia S. S. W. (an der Elbe beym Einflusse der Saale, denn hier hat Ptol. Gebirge der Melibocus ein Ende M.) 24 Pt.

= Zittau nach Halle. — Der Melibocus (Harz des Ptol.) endigt sich schon 5 Meilen früher W. N. W. unter 37° L. und 52° 50′ Br. da Calaegia 37° 30′ L. und 25° Br. liegt **) 27 E.

*) Der Ort Susudata steht auf der Mannertschen nach Ptol. entworfenen Charte aus Versehen zweymal. Nur der nördlichere, der durch Puncte mit Colancorum verbunden ist, kann gelten. —

**) Auch bey Halle sind viele Gräber und Ueberbleibsel von großen Schan-

	Meilen
Von Görlitz nach Zittau S. W. in gerade Linie	5 G.
NB. Eine andere Entfernung nach Ptol. Sufudata kann man annehmen bis zum nördlichen Ende des Aſciburgiſchen Gebirges	6 Pt.
Von Zittau bis zur Tafelfichte dem Ende des Rieſengebirges ſind auch ungefähr	6 G.
a b) Nördlich von Budorigum ab geht der Weg nach Limioſaleum (in der Nähe von Breslau M.)	13 Pt.
Von Laskowitz nach Polniſch-Liſſa in gerad. Linie	14½ G.
Von Limioſaleum weiter nach Virutium (in Schwediſch-Pommern M.) gerade nördl.	15 Pt.
Von Liſſa entweder a) nach Wrietzen N. W.	24 G.
oder b) nach Pyritz, eben ſo weit. Ich nehme wegen der Folge das erſte an. Hier iſt von Ptol. zuviel abgezogen. Der Grund liegt wohl darin, weil er ſich die Reiſe immer als nördlich gehend dachte, und er in dieſem Fall der See zu nahe gekommen wäre. —	
Bey Virutium theilt ſich der Weg wieder und geht	
1) nach Rugium (bey Camin M.) jenſeits des Viadrus, der Oder, in N. O. Richtung	22 Pt.
Von Wrietzen nach Regenwalde (nicht Rügenwalde) N. O. jenſeits der Oder	20 G.
2) Von Virutium nach Virunum („in der Nähe der Oder nicht der Warne" weil der Ort aus Reiſen entlehnt iſt, welche von der Donau aus	

---

gen. In einem ſolchen Grabe auf dem Weinberge, das mit 4 großen Steinen umſetzt war, hat ſich der berühmte Reil denſelben faſſen. Die Einwohner der Gegend heißen Calucones nach Ptol., vielleicht unſere Halloren, —

	Meilen
gegen Norden gemacht wurden M.) Richtung N. W.	9 Pt.
Von Wrietzen nach Waren in gerader Richt.	18 E.
(Pt. zieht aus demselben Grunde wie oben zu viel ab.)	
b. Weg von Carrhodunum nördlich bis zur Ostsee. — Handelsstraße.	
Von Carrhodunum bis Arsonium (bey Teschen M.) N. N. O.	15 Pt.
» Zarnowice bis Sieradz an der Wartha N. W.	19 E.
Von Arsonium bis Calisia (etwas N. W. von der Quelle der Weichsel) N. N. O.	7 Pt.
» Sieradz bis Calisch (Calissa) W. N. W. c.	7 E.
Von Calisia bis Setidava (1 Grad nördl. von der Quelle der Weichsel; sollte aber wie Asceucalis an der Weichsel östlicher stehen M.) N. N. O.	11 Pt.
» Calisch bis Cydowo etwas südl. von Gnesen N. N. W.	11 E.
Von Setidava nach Asceucalis (Flecken der Burgunder in Hinterpommern oder Westpreussen M.)	11 Pt.
» Cydowo bis Bromberg (Übergang über die Netze) N. O.	10½ E.
Von Asceucalis bis Scurgum (Hauptort der Allaöbnen (?) in Hinterpommern W. N. W.	13 Pt.
Von Bromberg bis Deutsch-Crona, gerade aus W. N. W.	14 E.
Von Scurgum bis Rugium N. W. (bey Camin M. s. oben)	11 Pt.
Von D. Crone bis Regenwalde N. W. geradeaus	11 E.
Von Rugium bis Viad(r)iostia (Von M. nicht bemerkt)	7 Pt.
Von Regenwalde bis zum östl. Ausfl. der Oder	6½ E.

Zwischen-Reise — Eburum.

In der Mitte zwischen der östlichen und westlichen Reise unter dem Orcynischen Walde ist bey Ptol. ein Ort Eburum 41° L. 40° 30′ Br. (bey Mannert in Oberungarn an der Wag). Dem Namen nach scheint er zu den Burieern zu gehören, und er lag sehr wahrscheinlich in Oberschlesien. Es hält indessen schwer, zu bestimmen, von wo aus man die Reise dahin annehmen muß, da man in der östlichen Reise unter Arficua N. W. 10 Meilen; Parieua W. N. W. 10 Meilen; Setuia W. S. W. 17 M. und in der westlichen Reiseroute unter Meliodunum O. N. O. 21 Meilen; Strevinta O. S. O. 18 Meilen, und Casurgis S. O. 20 Meilen, wählen kann. Ich glaube, daß man den Abweg am besten von da an rechnet, wo der Reisende das heutige Carpathische Gebirge überstiegen hatte, also bey Setuia oder Cyche (cf. die Charte). Von Setuia aber bis Eburum sind 17 Meilen, von Cyche bis Berun in gerader Linie 13 Meilen, allein durch die Gebirge hieselbst mußte der Weg, der durch das Ende des Orcyn. Waldes geht, sehr verlängert werden. Von Berun stimmt dann der Weg bis Laskowitz 21 Meilen hoch ziemlich überein mit dem von Eburum bis Budorgis bey Ptol. 19 Meilen. Nähme man Ratibor für Eburum, so würde der Weg von Cyche bis dahin 18½ (statt 17) von Ratibor bis Laskowitz 17½ (statt 18 des Pt.) und von Meliodunum in der westlichen Reiseroute bey Königingrätz 23½ M. betragen statt 21, die Ptolemäus ansetzt. Letztre Reise wurde durch die Grafschaft Glatz und den Wartha-Paß gehen. —

Daß die Zahlen der Entfernungen in dieser ganzen Auseinandersetzung selten genau passen, ist kein Wunder, schon deshalb, weil die Griechen nie kleinere Theile als

½ eines Grades vermöge ihres Zahlensyſtemes ausdrücken, alſo die Lage nie genauer als bis auf eine Unbeſtimmtheit von 5 Minuten geben konnten. Stimmen meine Zahlen nicht genau mit den heutigen Poſtmeilen überein, und maaß ich in der Regel nach der geraden Richtung: ſo brauche ich mich deshalb wohl nicht zu entſchuldigen, weil die Alten unſere Poſtſtationen nicht kennen konnten, und auch dieſe in verſchiedenen Gegenden ſehr verſchieden ſind. Ich hoffe übrigens durch meine Abweichung von faſt allen Annahmen am wenigſten den Tadel derjenigen zu verdienen, die mir ſelbſt einen Weg vorzeichneten, auf dem ich nur weiter fortgegangen bin. Mit Mannert würde ich gewiß in den meiſten Puncten übereingeſtimmt haben, wenn dieſer würdige Gelehrte, ſtatt der Behandlung Deutſchlands nach Climaten, alles wo möglich in Reiſen, wie er ſelbſt vorſchlug, aufgelöſt und genauer auf die Entfernungen geſehen hätte. —

Auf der Charte kommen noch Bregetio, Elysia, Aſciburgum, und Hegetmatia, zugleich als Maſſilia vor, wovon Ptol. nichts weiß.

1.) Bregetio nach Ammian Marcell. XVII lib. X, und Brigitio nach Paul. Diacon Hiſt. Miſc. Lib. XII Cap. VI wird vom letztern eine Stadt der Quaden genannt, und kommt auch unter etwas entſtellten Namen bey vielen andern vor. (vgl. Hancke de Sileſ. maj. Cap. MIX p. 105) Ammianus Marcellinus ſagt: Valentinian, nachdem er die Sommermonate bey Carnuns ſein Heer und Lebensmittel geſammelt habe, ſey bis tief in den Herbſt alles verwüſtend vorgedrungen, und habe dann autumno praecipiti zurückkehrend per tractus frigoribus aſſuetos Winterquartiere geſucht, und dieſe in Bregetio genommen. — Paulus Diacon. l. c. ſagt: Cum Sauromatarum gens — ſeſe

per Pannonias diffudiſſet, belioque ab eo (Valentiniano) superata apud Brigitionem, oppidum Quadorum, legatis miſſis pacem expoſtularet: cum a legatis eorum ſciſcitaretur utrum Sauromatae tales. etc. Die Annaliſten Curaeus, Schickfus und Cromerus Pol. Res. I, 12. halten dieſes für das Schleſiſche Brieg; allein daß Ammianus Marc. wenigſtens das Bregatio der Tab. Peut. an dem weſtlichen Ufer der Donau 97 Milliarien von Sabaria meint, ſieht man aus ſeinen Worten nulla ſedes idonea reperiri praeter Sabariam poterat: quamvis eo invalidam tempore, aſſiduisque malis afflictam. Unde hoc, etiamſi magni intererat, paulisper ſequeſtrato, impigre motus, peragrata fluminis ripa, caſtrisque praeſidio competenti munitis, Bregetionem pervenit. — Dieſes Bregetio iſt das heutige Graan, dem Einfluß des Graanfluſſes gegenüber, in der ehemaligen Provinz Valeria. Es ſcheint jedoch auch eine Stadt dieſes Namens in Deutſchland exiſtirt zu haben. Die Beweiſe dafür müſſen wir aus Spanien holen, was hoffentlich nicht zu weit dazu zu ſeyn ſcheinen wird. Hier nämlich erwähnt Ptolemäus die Brigäcier als Germanen *Λεγεὼν ζ Γερμανικὴ Βριγαϊκῶν Βριγαϊκιον*, d. i. die ſiebente Deutſche Legion der Brigäcier Brigaecium.

Dieſe Colonie liegt im K., heißt jetzt Leon, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß unter den ſpät Röm. Kaiſern auch eine Deutſche Legion nach Spanien geſandt wurde. Ob die Stadt Brieg aber gerade den Namen dazu gab, iſt wenigſtens zweifelhaft.

Elysia kommt als Ort bey keinem Schriftſteller vor, allein es iſt wahrſcheinlich, daß die Lygii Elyſii der Stadt Ols den Namen gegeben haben, wie die Labaci

der Stadt Emona den Namen Laybach gaben, die Taurini Turin, die Treveri oder Trevieri Trier u. s. w.

Asciburgum lag wie schon erwähnt wahrscheinlich auf dem Zobtenberge. Siehe oben und in der Darstellung der Fundorte von Alterthümern, den Zobtenberg. —

Massilia. Ptolemäus Hegemonia fällt, wie ich oben erwähnte, auf unser Massel, und dieses ist in jeder Hinsicht einer der wichtigsten Puncte, wegen der Menge von Aufgrabungen, welche dort seit mehrern Jahrhunderten geschehen sind. Was den heutigen Namen anbetrifft: so urtheilte schon Herrmann Maslogr p. 259 daß, da die Lygier (wie auch Hancke bemerkt*) Cap. §. XII p. 24) entweder aus Italien oder aus Frankreich wären, der Ort vielleicht schon Massel im Heidenthum benannt worden sey, oder seinen Namen von den Massilischen Einwohnern erhalten haben könne. Doch schwankt Hermann zwischen dieser Meinung, und (aus Höflichkeit, gegen das damals noch lebende Geschlecht der Maslowsker) der Annahme, ob der Ort nicht etwa von einem Polen Maslaus oder Maslowske erbaut seyn könne, oder ob nicht der Name von dem Poln. Maslo (fettes Land) herkomme. — Wenn aber aus mehrern Stellen klar ist, daß das Volk der Lygier nicht nur in Schlesien, sondern auch an den südlichen Küsten von Frank-

*) Hancke führt eigentlich diese Meinung §. 13. nur als die eines andern, und zwar als eine falsche an, aus dem schwachen Grunde, weil Tacitus von den Svaiern spräche und in Gallien und Italien nur Ligyer vorkamen, und sagt noch hinzu, wenn auch beyde Namen übereinkamen: so könne man sie doch nicht für ein Volk halten, da das Wort Lygier deutsch wäre, womit sich die Nachkommen des Japhet erst nach ihrer Einwanderung in Europa und Schlesien bezeichnet hätten, weil sie feste Wohnsitze einnahmen (d. h. Lygen, im Gegensatz der Vandalen, welche wandelnd blieben

reich saß, wenn Herodot l. 7. cap. 165 dort über Massilia die Ligyer und Helysiker (Elysii des Tacitus) kennt, und Nachrichten von ihnen einzieht über die Sigynni, (lib. V, cap. 9) die zwischen der Theiß und der Donau wohnten, wenn Tacitus ausdrücklich die in unsern Gegenden wohnenden Gothiner und Osi (Cap. 43) Gallier nennt, und Virgil durch sein Eclog. 1. v. 60

Ante pererratis amborum finibus, exul
Aut Ararin Parthus libet aut Germania Tigrin

deutlich anzeigt, daß die Saone auf Deutschem Gebiete fließe, wie der Tigris im Reiche der Parther, wenn die Ligurer (die Latein. Benennung der Ligyer) auch in andern Stellen (z. B. Burm. anth. L. III. ep. XXII) ausdrückl. von den eigentlichen Galliern geschieden werden, und die Religionsgebräuche der Gallischen Ligyer erweislich die größte Ähnlichkeit mit denen der alten Lygier in Schlesien haben, wenn dort ein Lugudunum (das bekannte Lyon) vorkommt, wie in Schlesien (Lignitz): so wird man auch wohl nicht ohne Grund vermuthen, daß auch ein Massilia vorkommen könne. — Die Gallische Stadt, wurde seit den Perserkriegen in Griechenland in der Geschichte bekannt, indem die geflüchteten Phocäer sich daselbst niederließen. Timaeus bey Steph. Byz. l. v. Massalia erzählt, daß die Stadt ihren Namen habe von dem Aeolischen Worte μάσσω, ligare, binden und ἀμεὶς der Fischer, weil die ankommenden Phocäer einem am Ufer befindlichen Fischer ein Seil zugeworfen hätten mit den Worten: binde (das Seil an) Fischer! Wer kennt aber nicht die Vorliebe der Griechen durch solche Fabeln die Gründung der Städte auszuschmücken, oder vielmehr zu verunstalten! Diese Sage, die schon Menagius in amoenitatib. jur. Civ. (s. die Anmerk. Berkelii zu dieser Stelle) verwirft, und das Wort darum von μάσσω,

μασσάω daher μασσάλιον [eigentl. kneten] bezeichnet, zweil die Massilienser, ein tapferes Volk, bey andern für weichlich, molles, gehalten wurden, wie mehrere Stellen bey Suidas, Plautus, Athenaeus und Florus beweisen, ist von keiner Bedeutung, und zeigt bloß an, daß die Griechen den Ursprung der Benennung nicht mehr wußten. Sicher können wir freylich auch nichts mehr darüber angeben, aber wahrscheinlich ist mir, daß schon vor der Besetzung des Ortes durch die Phocäer eine Stadt dieses Namens hier existirte, da Colonien gewöhnlich an schon bebauten Plätzen angelegt wurden, wie auf der Stelle des alten Lygos, Byzantium lag, ohne daß die meisten Schriftsteller etwas von der frühern Niederlassung erwähnen. Lygier waren wenigstens auch ein wahrscheinlich nicht unbedeutender Theil der Einwohner dieser Stadt, da sie vom Eustathius ad Dionys. perieg. v. 76 πόλις Λιγύων genannt wird. Die nördlichen Völker aber hatten in ihrer bürgerlichen Einrichtung fast alle ein System, nämlich, das der Verbindung mehrerer kleinerer Oberhäupter, oder Stämme zu einem Ganzen, und wenn auch dieses hier herrschte, wie es wirklich selbst unter Griechischer Herrschaft noch fortdauerte: (vgl. Justin L. 43, 3 sq. Cic. pro Flacc. 63. wo er ausdrücklich auf die Verschiedenheit der Regierungsform von der der Griechen aufmerksam macht): so kann man mit Beybehaltung der Etymologie des Timaeus, das Binden (nicht auf das Schiffs-Seil sondern) auf die Verbindung der Lygier unter sich beziehen. Man braucht jedoch nicht einmal zu dem Alt-Griechischen Worte seine Zuflucht zu nehmen, sondern kann den Namen von einem Wurzelworte herleiten, von dem noch jetzt in Deutschland und Frankreich eine Vereinigung gleichartiger Bestandtheile Masse benannt wird, und wovon vielleicht die alten

Zusammenkünfte der Sal-Franken auch Malli hießen. — Bey der Auswanderung dieses Deutsch-Gallischen Völkerstammes, — sey es unter Brennus, als dieser die Delphische Burg bestürmte, aber vorher schon mehrmals zurückgetrieben wurde, sey es früher, oder sey die Einwanderung der Lygier von Osten her zuerst geschehen, — konnte eben dasselbe Verhältniß in dem neu besetzten Lande statt finden, und so glaube ich hat Massel den Namen von den Massilienſischen Lygiern bekommen, weil sie der Centralpunkt des Lygischen Bundes war, dessen fünf Hauptvölker uns Tacitus aufstellt, die sich aber durch andere Schriftsteller bis auf 10 vermehren lassen. Die Größe des Orts, die sichere Lage, indem er fast in einem Kessel von nicht ganz unbedeutenden Bergen oder Waldungen liegt, alles spricht dafür, daß dieses ein Hauptort der verbündeten Lygier seyn mußte. So weit erlaubte uns die bloße Conjectur zu gehen, und ich glaube, daß alles dieses schon viel dazu beyträgt, Hermanns Meinung, daß Massel ehemals schon so geheißen habe, zu bestätigen, allein die Sache würde doch noch ungewiß bleiben, wenn die Schriftsteller kein anderes als das Gallische Massilia kannten. Der gewöhnliche Zusatz M. Graecorum bey diesem machte mich zuerst aufmerksam, darauf zu achten, ob es noch ein anderes gäbe, und so fand ich dieses zwar in keinem geographischen Werke, aber doch in einem historischen. Aelius Spartianus in vita Severi Imp. 3. erzählt nämlich, daß Severus bey den immerwährenden Kriegen, die in dieser Zeit mit den Deutschen vorfielen, der Scythischen IIII. Leg. circa Massiliam vorgesetzt sey. Wegen der Ungereimtheit dieser Nachricht, wenn man das Gallische Massilien darunter versteht, will Casaubonus lieber Mosiam lesen, Salmasius Syriam; allein Gruter trägt mit Recht Bedenken, dieses

gegen alle Codices zu ändern. Auf dieſes Maſſilia bezogen, giebt es einen recht guten Sinn, und Severus mußte ſich hier ſehr ausgezeichnet haben, denn bald darauf wurde er (Cap. 4.) zum Befehlshaber der ganzen Deutſchen Armee ernannt, und Spartianus ſagt: ita ſe egit, ut famam nobilitatam jam ante cumularet. Nach des Commodus Tode wurde er dann von ſeinen Deutſchen Legionen zum Kaiſer ausgerufen und von Carnuntum aus marſchirte er darauf gegen Rom „firmatis, quas poſt tergum relinquebat provinciis. Wenn Ptolemäus dieſes Maſſilia Hegetmatia nennt, (für Hegematia) ſo ſcheint dieſes eine bloße Griechiſche Überſetzung zu ſeyn, von ἡγημα nach der bekannten Idee von der Hegemonie gebildet. —

So weit von den Namen und der Lage der Städte. Die Beſchaffenheit derſelben, war wahrſcheinlich derjenigen ſehr ähnlich, welche wir noch in vielen Schleſiſchen Gebirgs-Städten und Dörfern ſehen. Tac. Germ. 16 ſagt: Suam quisque domum ſpatio circumdat, ſive adverſus caſus ignis remedium ſive inſcitia aedificandi. Ne caementorum quidem apud illos aut tegularum uſus: materia ad omnia utuntur informi et citra ſpeciem aut delectationem. Quaedam loca diligentius illinunt terra ita pura et ſplendente, ut picturam et lineamenta colorum immitetur. Es waren alſo vielleicht ſtunden-lange Reihen von Häuſern, deren jedes ſeinen eigenen Hof hatte, und große Steine befeſtigten die Unterlage dieſer leichten Gebäude wie jetzt. Auf der Columna Antonini ſind einige ſolche deutſche Häuſer abgebildet (bey Montf. Ant. expl. Tom III. 26.) Dieſe ſind rund, haben keine Fenſter, ſondern bloß eine große Thüre, durch die das Licht ſeinen Zugang haben mußte. Sie ſind klein und nach Verhältniß der

Breite nicht hoch, nur etwas höher als die Thüre. Oben das Dach ist ebenfalls rund; ich glaube indessen, daß dieses kein Gewölbe von Steinen seyn soll, sondern vielleicht nur Stroh oder Rasen auf platt untergelegte Balken gehäuft, damit das Wasser abfließe. Alle Häuser werden aber wohl nicht rund gewesen seyn. Herodot (IV, 108) erzählt von den großen, blauäugigen Budinern „(die nach Mannert in der Gegend der Weichsel „wohnen mußten über den Neuris im heut. Gallicien) „daß sie eine Stadt Gelonos *) hätten, die an jeder Seite „eine dreißig Stadien lange Mauer habe, ganz von „Holz, wie auch die Häuser und Tempel hölzern wären. Feste des Bachus feyerten sie alle drey Jahre. „Die Einwohner wären theils Griechen, die sich dort des „Handels wegen niedergelassen hätten, und Gelonen hießen, theils Budinen. Die Sprache sey Scythisch und „Griechisch ꝛc." Früher wohnte dieses Volk der Budiner östlicher am Tanais Her. IV, 21. 123. allein es ist möglich, daß eben das Budorgis des Ptol. mit ihrem Gelonos zusammenstimmt, wie die Butoner des Strabo p. 200, die er gleich zu den Luiern (Luiis) setzt, mit den Budinern dem Herrn Professor Mannert 1, 9. einerley zu seyn scheinen, und dann würde man diese Bauart auch auf die alt Lygischen Häuser ausdehnen können, wenigstens auf die von Budorgis. — Auf jeden Fall aber waren die Häuser so, daß wir wenige Ruinen davon erwarten können. Nur in sonst steinleeren Gegenden, deren in Schlesien viele sind, eine Menge großer Feldsteine zusammengetragen, können übrig seyn, und

*) Gelonen hießen die Griechen in den Gegenden wo Barbaren lebten, besonders am schwarzen Meere.

was bey und unter der Erde zweytens in den Hölen sich befand, und dort geborgen wurde. Denn auch solche Hölen machten sich die Deutschen nach Tacitus, der Germ. 16. sagt: Solent et subterraneos specus aperire, eosque multo insuper fimo onerant, suffugium hiemi et receptaculum frugibus: quia rigorem ejusmodi locis molliunt: et si quando hostis advenit, aperta populatur, abdita autem et defossa, aut ignorantur aut eo ipso fallunt, quod quaerenda sunt. — Drittens lassen sich manche Alterthümer in den heiligen Seen vermuthen, welche, bey den Wohnplätzen der alten Deutschen waren. Posidonius erzählt (bey Strabo IV, p. 187) von den Tectosagen, Tolistobogiern und Trocmern, erweislich Deutschen Völkern *), daß sie nach ihrer Auswanderung gegen die Delphische Burg, und ihren Streifzügen durch Gallien in Tolosa ihre Schätze gehäuft, und daß Cäpio nach der listigen Einnahme der Stadt in den Sacrarien (ἐν σηκοῖς) und den heiligen Seen (ἐν λίμναις ἱεραῖς) 15,000 Pfund Gold und Silber gefunden habe. — Die Auffindung des Gottes Tyr im Himmelwitzer Teiche, giebt auch für Schlesien einen Beleg dazu. (vergl. Justin 34, 3. 32, 3. Polidor ap. Strabon. IV. p. 188. — Büsching über den Gott Tyr.)

Das Wichtigste aber von allen, was aus jener alten Zeit noch übrig bleiben konnte, sind die Behausungen der Todten, denen, wie bey den nordischen Völkern überhaupt, vieles mitgegeben wurde, was sie entweder im Leben

*) Tectosagen oder Teutonen von Teut abgeleitet, war anfangs der gemeinschaftliche Name der Celten, in Gallien, Deutschland, Thracien und nachher in Kleinasien cf. Pelloutier — Pfurmann Geschichte der Celten II. p. 305 und 309. und p. 313.)

lieb gehabt, oder nach den religiösen Begriffen der Alten im Tode noch nöthig hatten. Und so kommen wir auf

die alten Gräber

die sich in Schlesien noch finden, und die besser als der genaueste Geograph oder Historiker, die Plätze angeben können, die einst bewohnt waren, die Verhältnisse der Macht, des Reichthums, der Bildung. Aus ihnen kann das alte Deutschland sich wieder erheben, wenn mehr wie bisher auf sie Achtung gegeben und die Vergleichung mit den Angaben der Alten genauer angestellt wird. In vielen von diesen Örtern liegt gewiß der alte Name versteckt mit kleinen Abänderungen, welche die spätere Zeit herbeyführte. So in Lignitz, was mit Wendischer Endung itz, Lugidunum ist, eine Benennung, die aus dem Namen der Lygier und dem Gallischen Worte Dun, niedriger Berg oder Stadt entstanden, und in hundert Namen (vgl. Martiniere s. v. Dun) Galliens, Pannoniens und Nordthraciens vorkommt; so Carrhodunum Zarnowice nur mit der Veränderung des itz in witz. Andere auf au das alte ava sich endigende Namen sind vielleicht ganz dieselben, die sie ehemals waren.

Die Reste dieser Städte also in ihren Gräbern, worauf wir jetzt unsere Aufmerksamkeit richten wollen, erregten schon früh die Neugier des Volks und zogen die prüfenden Augen der Gelehrten obwohl mit sehr verschiedenem Erfolge auf sich. — Größtentheils hielt man in frühern Zeiten die darin gefundenen Urnen für selbstgewachsene Erdtöpfe (ollae fossiles), welche die Allmacht Gottes gleichsam als Stufenleiter zwischen Kunst- und Naturproducten erschaffen habe. Schon i. J. 1544 schrieb Uberus in Breslau einen Lateinischen Brief an Aurifaber über die Auffindung solcher Urnen mit verschiedenen von Rost überzogenen Instrumenten am Töppel-

berge bey Massel und erklärte sie für heidnische Begräbniß-Urnen.*) Eben so Henel in seiner Silesiographia vom Jahr 1613. Allein Cromer, Schwenkfeld (foss. Silef. p. 406) und gegen das Ende des 17. Jahrh. auch Seyfried (Medulla Memorabil. 2, 6) Matthesius Prediger in Joachimsthal (Bergpostille p. 195) Bohuslaus Balbinus (Descr. Regn. Boh. Cap. 40) glaubten Gott einen Dienst damit zu erweisen, wenn sie ihm zutrauten, daß er auch ollas fossiles machen könne, die nach Matthesius nur im May, besonders am Johannistage,**) gegraben werden könnten, indem dann die Erde mit ihnen schwanger ginge, selbst Hügel aufwürfe und dadurch ihre Gegenwart anzeigte. Zeiler fabelte auch daß die bey Lüben gefundenen Erdtöpfe im Winter und im Herbste bey 20 Fuß tief unter der Erde lägen, im Frühlinge zu den Pfingstfeyertagen aber nur eine Elle tief, weshalb dann die Bauern mit Hacken und Schaufeln versehen auszögen, und sie unter den großen Steinen, die sie bedeckten, hervorsuchten. Ja noch in den neuesten Zeiten 1816. wird in einem Polnischen Werke dem „Kurzen Inbegriff der Geographie des Großherzogthumes Posen" p. 162 diese alte Fabel wiederholt, und auf die bey Szrem oder Szrim (meine Charte bemerkt den Ort) gefundene Ausbeute von Urnen angewendet. Deshalb widerlegte der würdige Hermann, Prediger in Massel, diese abgeschmackte Meinung ganz ernsthaft in einem besondern Capitel (VI. p. 108) seines 1711. hergegebenen Werkes über die außerordentlich reichen Maß-

*) Der Brief ist abgedruckt in Hermanns Massiographie S. 52

**) Sie wurden deshalb auch Johannistöpfe genannt.

lischen Begräbnisse, welches er Maslographia oder Maßlische Schauwürdigkeiten betitelt. Mehrere Gelehrte beschäftigten sich zu seiner Zeit und etwas nach ihm mit der Erklärung dieser Alterthümer, allein er blieb der Coryphäus seiner Zeit. Die Bibliotheken füllten sich durch uneigennützige Schenkungen, und als von Östreichischer Seite große Summen für einzelne Alterthümer, welche die Maria-Magdalenen-Bibliothek besaß, geboten wurden: so wurde der Verkauf für unstatthaft erklärt. Nach seinem Tode aber, als in spätern Zeiten sich auch die politischen merkwürdigen Erscheinungen so zusammendrängten, und auf das bürgerliche Leben fast eines jeden den größten Einfluß hatten, wurde der Blick von den Alterthümern abgewendet und fast allein auf den Gang der neuesten Tagesgeschichte gerichtet.

In dieser Zeit ging vieles von dem Gesammelten wieder verloren, und selbst die Cataloge finden sich auf unsern Bibliotheken nicht mehr, was um so mehr zu bedauern ist, da wir wegen ihres Verlustes, auch von den meisten Alterthümern, die noch vorhanden sind, nun nicht mit Gewißheit behaupten können, wo sie oder ob sie überhaupt in Schlesien gefunden sind. *) — Der herrliche Deutsche Geist aber, der darin seit Jahrtausenden sich gleich blieb, daß er sich nie schöner als im und nach dem Unglücke bewährte, und nach Überschätzung des Auslandes zu der Fülle seiner eigenthümlichen Kraft

*) Meine Leser brauchen aber deshalb nicht zu besorgen, daß ich ihnen als Schlesisch etwas aufbürden will, was nicht Schlesisch ist. Ich werde immer genau bemerken, was sicher und was nicht sicher als Schlesisch anzunehmen sey, und ich hoffe, daß sie an dem Ganzen sehen werden, daß ich nicht aus vorgefaßten Meinungen sondern immer nach möglichst-genauer Nachforschung meine Angaben feststelle.

zurückkehrte. Dieser Geist der Deutschheit, wandte sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, und in den neuesten Zeiten wieder auf jenes verlassene Studium, und der Herr Generalsuperintendent Worbs in Priebus, hob es mit Kraft und Gelehrsamkeit, unterstützt durch Beer, den Herrn Prof. Bandtke und andere, welcher letztere, wenn gleich von andern Ansichten ausgehend, dennoch mit Eifer für die Sache sich interessirte. Die Schlesischen Provinzialblätter enthalten mehrere treffliche Aufsätze darüber. Worbs vindicirte unter andern die alten Namen des Ptolemäus Stragona und Calisia für Striegau und Calisch und setzte dem oft lächerlichen *) Etymologisiren aus der Polnischen und Deutschen Sprache Schranken. Nach ihm haben mehrere die Aufgrabung alter Gräber wieder unternommen, oder wenigstens darauf geachtet, daß das Gefundene nicht der Zerstörungssucht der Unvernunft Preis gegeben wurde. Und so füllten sich unsere Sammlungen schon einigermaßen wieder an. Die Frage ob gerade alles, was in diesen Urnen gefunden wird, so wie alle Urnen selbst alt-Germanisch sind, wage ich noch nicht zu beantworten. Aber das halte ich für gewiß, daß diejenigen Gräber, welche Römische Münzen und andere eherne Geräthe mit verbrannten Knochen enthalten, so wie diejenigen, die den vorigen gleich sind und in derselben Form auch in andern Gegenden Deutschlands vorkommen, wohin die Slaven nicht

*) Dieser Ausdruck könnte zu hart scheinen, allein ich gebe zu bedenken, ob man z. B. die Herleitung Masels von dem Pol. Ma-lo Butter, wegen der Fruchtbarkeit und Ligni von Luc. gleichfalls wegen einer Fruchtbarkeit die mit Eilen gemessen werden konne, nicht misbilligen muß. Auch Hegermala soll Lianiz seyn und bloß darum, weil es den Lignitz einen Breslauer und Glogauer Haak (Gehege) vor dem Thore giebt, der den ersten Theil des Wortes erklärt, maia aber Matten oder Wiesen bedeuten soll, die sich freylich dort befinden, wie wohl bey jeder Stadt.

vordrangen, für echt Germanische Alterthümer zu halten sind. Eine gründliche Untersuchung jener Frage würde mich zu weit in die Geschichte des Lygischen Volkes hineinführen, und ich verweise daher lieber auf das, was Worbs in den Schlesischen Prov. Blätt. 1817. 12. St. erinnert. Diesem stimme ich im Ganzen bey, nur finden sich an einigen Orten solche Urnen, die ich nicht für Alt-Germanisch halte. Sie sind beygesetzt bey den ganzen Gerippen, wie im Briegischen Fürstenthume bey Strehlen unter alten steinernen Kreuzen, und bey Cerekwica (1816. im Aug.) auf dem Gute des Herrn Grafen von Rogalinki bey Ekzyn, Kzyn 9 Meilen nördlich von Posen) in puren Kalkstein eingegraben, wovon mir der Sohn des Herrn Grafen Nachricht gab. Erstere halte ich für Slavisch, den Übergang zur Christl. Zeit bildend, wegen der dabey gefundenen ordentlich umhergestellten Wachslichter, deren Dochte verfault waren, letztere für Sarmatisch. Auch die Glasur auf mehreren Urnen bey Schimischow, (vergl. letzten Ort nachher), ist wohl nicht Alt-Germanisch. —

Was die Bilder und Zeichen der Götter betrifft, so wie andere der religiösen Verehrung geweihte Gegenstände, die auch in den alten Gräbern vorkommen, so ist auch von diesen zu untersuchen, ob sie Deutschen Ursprungs seyn konnten, indem die gemeine Meinung sich sehr dahin neigt, daß die Deutschen bloß Sonne und Mond und das Feuer angebetet, und ohne Tempel, ohne Bildniß in nächtlicher Stille verehrt haben.*) (cf. Caesar. B. G. 6, 2.) — Was die Verehrung der

*) Auch Pellourier in seiner Geschichte der Celten übersetzt v. Purmann Tom. II. p. 21. ist der Meinung, daß die alten Celten (wozu er auch die Deutschen rechnet) bloß geistige Götter angebetet, und durchaus nicht zugeben hatten, daß man die Gottheit unter körperlicher Gestalt vorstellen sollte. Er führt indeß bloß Tacitus (Germ. IX.) für sich an, der nur von menschlichen Gestalten spricht, und sich in andern Stellen selbst widerlegt, wie sich nachher zeigen wird. —

Bilder überhaupt betrifft, so ist es gewiß, daß die Deutschen Thier-Bilder geformt haben und zwar so klein, daß sie in Schlachten auf Stangen gesteckt vorhergetragen werden konnten. So sagt Tacitus Cap. 45. Germ. von dem Deutschen Volke der Äsiver, daß diese die „Mutter der Götter" verehrt hätten und fährt fort: insigne superstitionis formas aprorum gestant: id pro armis omniumque tutela. securum Deae cultorem etiam inter hostes praestat, und von diesem Volke meldet er, daß es den Sueven in seinen Gebräuchen, den Britten in Hinsicht der Sprache sehr ähnlich sey. — Auch eherne Stierbilder machten sie sich, und trugen sie in den Schlachten mit sich herum. So mußte in dem Cimbroteutonischen Kriege eine an dem Athesis zurückgelaßene und von den Cimbern gefangene Römische Besatzung die Niederlegung der Waffen auf einem ehernen Stier beschwören, bevor sie wegen ihrer Tapferkeit freygelassen wurde (Plutarch Marius 33.) Dieser eherne Stier mit 31 andern Feldzeichen wurde nachher eine Beute des siegenden Marius und Catulus. Von solchen signis militaribus spricht Tacit. Germ. VII, indem er bey der Bemerkung, daß die Deutschen Krieger von den Priestern „non quasi poenam nec ducis jussu sed velut deo imperante quem adesse imperantibus credunt" hätte geschlagen werden dürfen, hinzusetzt „effigiesque et signa quaedam, detracta lucis in proelium ferunt." Auch Gregor von Tours sagt von den Franken: „sie wären stets einem fanatischen Gottesdienste ergeben gewesen, und hätten sich Wälder, Wasser, Vögel, andere Thiere und die Gestalten der Elementen als Götter gebildet." Wir sehen also mit wie wenig Grund sich Pelloutier (Purmann Übers. p. 21. Tom. II.) bey der Behauptung, daß die Deutschen sich überhaupt

keine körperliche Vorstellungen von den Gottheiten gemacht hätten, auf folgende Stelle des Tacitus (Germ. IX.) beruft: ceterum nec cohibere parietibus deos neque in ullam humani oris speciem assimilare ex magnitudine coelestium arbitrantur. Lucos ac nemora consecrant deorumque nominibus appellant secretum illud, quod sola reverentia vident. — Schon so eben sahen wir, daß Tacitus selbst die signa et effigies den heiligen Hainen zu Kriegeszeiten entziehen läßt, und nur von menschlichen Gestalten scheint er die Verehrung der Götter zu trennen. Allein auch diese wird man den Deutschen nicht ganz absprechen können, indem Tacitus selbst unmittelbar vorher gesagt hat, daß ein Theil der Sueven, wozu in weiterer Bedeutung die Lygier gehörten, der Isis opfere, und fortfährt: unde causa et origo peregrino sacro, parum comperi, nisi quod signum ipsum in modum Liburnae figuratum, docet advectam religionem. An ein bloßes Schiff läßt sich hier nicht denken, sondern es scheint ein Schiff mit einer weiblichen Figur zu verstehen zu seyn, wie es auch häufig in den Ägyptischen Hieroglyphen vorkommt, allein die Kürze machte den Autor undeutlich. Signum ist, wie auch Ernesti zu dieser Stelle bemerkt „nihil nisi statua Deae," von der ich aber nicht glauben möchte, daß sie die Gestalt eines Liburnischen Schiffes auch nur ungefähr hätte nachahmen können, und das Ceterum, übrigens, widerspricht dem vorhergehenden nicht, sondern deutet nur an, daß der Autor, außer den genannten Gottheiten, wozu er auch noch den Mars, Mercur, Hercules *) gerechnet hat, keine Gottheiten

*) Cap. 9. init. Mercurium colun., cui certis diebus humanis quoque hostiis lirare fas habent. Herculem ac Martem concessis animalibus placant.

der Deutschen, die in menschlicher Gestalt gebildet wür-
den, mehr kenne. — Im 40. Cap. seiner Germania
läßt Tacitus die Göttin Hertha (die Erde) cum ve-
hiculo et vestibus, in einem heiligen See abwaschen,
der sich auf einer Insel des Oceans befinden sollte, und
wenn er hinzusetzt, si credere velis, numen ipsum
secreto lacu abluitur: so ist wohl nur seine vorige Äu-
ßerung, daß es keine als Menschen gebildete Götter in
Deutschland mehr gäbe, Schuld an diesem Zweifel.
Auf jeden Fall aber beweiset diese Stelle, daß er von
der Abwaschung der bekleideten Göttin selbst gehört
hatte, und war dieses der Fall: so mußte sie auch wohl
in menschlicher Gestalt gebildet seyn.

Was die Lygier aber besonders anbetrifft, und die
andern Gallischen, oder mit den Celten in Verbindung
stehenden Völker Deutschlands: so ist es glaublich, daß
diese auch die Götter Galliens verehrt haben, die nach Cae-
sar L. G. 6, 17. Mercur, Apollo, Mars, Jupiter und
Minerva (auch als immani magnitudine simulacra") wa-
ren, und wegen ihrer frühern Verbindung mit den Thraciern
und Pannoniern (zu welchen letzteren Tacitus l. c.
die Osi zählt) auch Thracische und Pannonische. Daß
sie aber auch sich die Götter in Menschengestalt gedacht,
sieht man aus dem 43. Cap. wo Tacitus sagt, daß die
Naharvali eine Gottheit Alcis, von den Römern für

Pars Suevorum et Isidi sacrificat. — Ceterum. (vergl. Tacit. Ann.
13.57. 4 Hist. 64. — Caesar B. G. VI. 21. behauptet, daß die
Deutschen keine andere Götter hatten als Sonne, Mond und
Vulcan, oder Feuer, allein er drang nur sehr wenig in den
südlichen Theil von Deutschland ein, und kehrte zu bald wieder zu-
rück, als daß er ein gultiges Zeugniß gegen den spätern Tacitus ab-
legen konnte, zu dessen Zeiten man schon mehr von den Deutschen
kannte.

Castor und Pollux gehalten: „ut fratres ut juvenes“ verehrt hätten, und sein Zusatz: nulla simulacra nullum peregrinae superstitionis vestigium schließt die Möglichkeit nicht aus, daß die Naharvalen sich dieselben als signa gebildet haben. Denn simulacrum ist von obenerwähnten effigiebus und signis, die Tacitus ihnen zugesteht, so verschieden, daß jenes eigentlich getreue Nachbildungen in Lebensgröße, Statuen sind, dieses aber auch andere kleinere Darstellungen umfaßt. Kleine Idole wurden nicht Simulacra genannt. — Es ist schade, daß Tacitus uns diese signa und effigies, welche die alten Deutschen im Kriege statt der Römischen Adler vorantrugen *) nicht genauer beschreiben wollte oder konnte. Aber eben jene Jünglinge, Castor und Pollux nach der Erklärung des Römers, Lelus und Polerus bey den Sarmaten (vergl. Al. Guagnini Descript. sarm. Eur. 1581. p. 9.) fanden sich vor unter den Rhetrischen Alterthümern, und Maschen's **) Erklärung dieser rechtschön gearbeiteten Figuren, die sich einander umschlungen hatten, durch obige Stelle des Tacitus, ist gewiß nicht am unrechten Orte. Ganz wie Tacitus andeutet, sind so noch viele Idole bey Prilwitz, an dem Orte des alten Rhetra gefunden, die augenscheinlich auf Stangen gesteckt, und zum Vorantragen in Kriegen gedient haben. Manche von diesen sind indeß noch neuern Ursprungs, was sich aus der Kleidung und den nach Etruscischer Art auf dem

*) Vergl. auch Plut. Marius 2, 31. und Eutrop. 5, 1.

**) Die gottesdienstlichen Alterthümer der Obotriten aus dem Tempel zu Rhetra am Tollenser See — nebst Andr. Gottl. Maschens Erläuterung derselben, Herausgegeben von Daniel Wogen. Berlin (1771). — Auch der Gott des Herbstes Opora mit Griechischer Inschrift ist unter den kleinen Pronzen. v. 1. l. c. p. 409. Die übrigen Inschriften sind größtentheils Runisch.

Körper selbst befindlichen Inschriften abnehmen läßt, und müssen daher nicht mit den ältern verwechselt werden. Auch die in Schlesien gefundenen kleinen Götterbilder sind gewöhnlich mit kleinen Stiften unter dem Fuße versehen, so daß man sie mit Leichtigkeit auf jede Stange befestigen kann (siehe die Kupfertafel).

So ist es wohl gewiß, daß die Deutschen nicht, wenigstens nicht alle, die Gottheit ohne Bildnisse angebetet haben, und, daß ihr Dienst nicht rein blieb von fremden Gegenständen der Verehrung. Von Thracischen und Gallischen Beymischungen habe ich gesprochen, und ich verweise dabey nur auf Barths vortreffliche Urgeschichte Deutschlands, (Bayreuth und Hof 1818.) besonders auf den zweyten Abschnitt, der von dem Thracischen Volksstamme handelt, und Abschnitt 5. über die Scythen; Abschnitt 7. über Deutschland vor den Römerkriegen. Aber selbst, von den Ägyptischen bleiben sie nicht frey. Wir haben keinen Grund Tacitus Angabe zu widersprechen, nach der auch die Isis in Deutschland verehrt wurde, da er selbst nicht leichtsinnig dieses hinschrieb, sondern vielmehr nach sorgfältiger aber fruchtloser Erkundigung, woher dieser Dienst stamme, und selbst anfangs daran gezweifelt zu haben scheint: unde causa et origo peregrino sacro sagt er parum comperi etc. Eine Ägyptische in Schweidnitz gefundene Bronze liefere ich auf der Tab. I. und der Charte, und in Mähren gehen die Anzeichen ehemals üblicher Ägyptischer Gebräuche so weit, daß bey Zernahora nördlich von Brünn am Gebirge nach Herrod von Todtenfels in seinem Tartaro-Mastix Moraviae (Wien 1669.) p. 41 im Jahre 1629. eine förmliche Mumie eines Kindes gefunden, welche man anfangs für ein Idol hielt. Die Carthäuser in Königsfeld bey Brünn kauften es, und so

kam es in das „Königliche Museum". Der gelehrte Hertod v. Todtenfels, Stadtphysicus in Brünn führt darüber fort: hic infans aliud non erat quam Mumia, nec ea myrrhata — sed succino imperfecto condita. Bey Sternberg wurde 70 Jahre früher ebenfalls eine Mumie, die eines erwachsenen Menschen gefunden, als der Grundherr des Ortes von der Dube und Lippe einen Teichdamm anlegte. Diese wurde aber stückweise vertheilt und Joh. Aubanus der das Werk de juribus et consuetudibus gentium omnium ins Böhmische übersetzte und 1575. in Olmütz herausgab, bekam ein Stück Schulter. Von einigen in einer Todtenlampe befindlichen Resten eines Scarabäus vergl. unten, den Artikel Massel im Fürstenthume Öls. Aus solchen Anzeigen schließt man mit Recht auf eine Morgenländische Abstammung, ob aber die Herleitung der sogenannten Crepitacula in unsern Gräbern aus den Ägyptischen Gebräuchen herzuleiten sey, ist die Frage. —

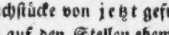
Auf diese Weise eröffnet sich dem Alterthumsforscher ein großes Feld durch das, was aus dem Schooße der Gräber hervorgewühlt wird und Zeugniß ablegt von dem alten Zustande des Landes, wenn man nicht alles, was man nicht leicht erklären kann, lieber für Kinderspielwerk und die nichts bedeutende Erfindung müssiger Töpfer und andrer Arbeiter ansehen will.

Urnen — Zeichnung derselben:

Die in der Erde in Schlesien gefundenen Urnen sind, wenige gläserne ausgenommen, (bey Winzig und Schimischow) alle von Thon. Dieser ist jedoch sehr verschieden an Feinheit und geht von der gröbsten Masse, in der noch ganze Quarzkörner und Glimmerstücke zu sehen sind, bis zu der feinsten Fayance- und Wedgwoodähnlichen Masse, die, wenn sie nachgemacht werden könnte, gewiß zu vielen Ge-

genſtänden des Luxus mit Vortheil zu gebrauchen wäre. Die Farbe iſt theils der Maſſe eigen, theils aufgetragen. Jene iſt bald gelb, bald roth, bald ſchwarz in den Gegenden Niederſchleſiens, um Breslau, Lignitz und Maſſel; grau und vollkommen weiß auch bey Schimiſchow in Oberſchleſien und in der Gegend von Nimptſch und Reichenbach bey Kartzen ꝛc. — Die ſchwarze Farbe, welche bey feinern Gefäßen vorherrſchend iſt, ſcheint durch Dämpfung entſtanden zu ſeyn, indem die Maſſe in der Glühhitze gleichfalls roth brennt. Zuweilen fand ich auch bey den Stannewitzer und Maßler Urnen die inwendige Seite der Maſſe roth, die äußere ſchwarz, oder grau marmorirt, ſo daß die Scheidung faſt gerade in der Mitte der Maſſe war. Aus dieſem Unterſchiede kann man indeß, eben ſo wenig als aus der rohern oder ſchönern Form auf die Zeit ihrer Verfertigung ſchließen, da die feinſten Urnen neben den gröbſten in einem und demſelben Grabe vorkommen. Die äußerlich aufgetragenen Farben beſtehen vorzüglich 1) aus einem glänzenden Überzuge von Reisbley und dieſes iſt auf den Urnen von ſchwarzer Maſſe ſo regelmäßig, daß ich keine ohne dieſen Überzug geſehen habe. 2) Eine andre ſchwarze Farbe, womit auf einem Bruchſtück einer ſehr feinen Maſſiſchen Urne regelmäßig zwey übereinander ſtehende Felder jedes mit 5 keilförmigen ſenkrechten Strichen nebeneinander gezeichnet war, beſtand nicht aus dem bey den alten Cimbriſchen Völkern gewöhnlichen Miſchung von Kohle und Thran, ſondern aus einem Eiſenoxyd, wie der Verſuch mit auflöſenden Säuren ergab. 3) Eine dritte rothe auf demſelben Urnen-Bruchſtücke zwiſchen den mit Strichen bezeichneten Feldern befindliche Verzierung beſtand aus Bolus, welcher ſehr dick aufgetragen war. Eine dieſem ſehr ähnliche rothe Farbe bedeckt mehrere Stannewitzer Urnen, die ich in Ohlau ſah, und von denen ich eine beſitze, allein ich weiß nicht, ob dieſe

nicht nach ihrer Aufgrabung so angestrichen sind. — Jenes Bruchstück fand ich auf dem Maßlischen Töppelberge selbst, und dieses ist deshalb gewiß nicht später verändert. — 4) Rothe, braune, violetliche, grüne Überzüge, auch Glasuren mit sehr zarten Verzierungen, die oft ganz abweichen von unsern heutigen Arbeiten, oft aber auch sehr ihnen gleichen, finde ich auf den Schimischower Bruchstücken, die ich besitze, von denen mir aber der Herr Justizrath Elsner versicherte, daß sie nicht Bruchstücke von jetzt gefundenen Urnen wären, sondern nur auf den Stellen ehemaliger Ausgrabungen noch gefunden würden. Hier konnte also leicht sich auch etwas Neues beymischen. Die jetzt dort ausgegrabenen Urnen haben diese Überzüge nicht, sondern sind bloß von grauer Masse.

Als Verzierung sind in der Masse besonders der schwärzen Urnen gewöhnlich Linien eingerissen, welche die dreyeckige Form haben und größtentheils mit parallelen Strichen ausgefüllt sind, wie  . Diese Form befindet sich auch auf Urnen, die in der Gegend des Teutoburger Waldes und des Schlachtfeldes der Deutschen gegen den Varus gefunden sind (cf. Fein's Preisschrift über die Frage: wie weit die alten Römer in Deutschland eingedrungen — Kupfertafel Abbild. a.), und ist deshalb gewiß Deutsch, nicht Slavisch. Eine andere eben so häufige Verzierung ist die mit 5 perpendiculär n Strichen, 5 Puncten, 5 Buckeln, 5 Cirkeln und 5 Grübchen. Da diese Zahl 5 sich auch in den, den Urnen beygelegten Gegenständen findet, indem sich 5 „Signa Jovis" . 5 „signa Lunae" 5 perforirte thönerne Rädchen in einer Urne, und 5, oder die doppelte Anzahl 10 Kugeln von Thon in den thönernen „crepitaculis" befanden: so hält Hermann die Zahl 5 für

sehr bedenklich, und auch mehrere andere haben Untersuchungen über die auch in den Cimbrischen Denkmälern häufig vorkommende Fünfzahl angestellt. (vergl. Tentzel Monatl. Unterredd. a. 1695. p. 945. und Hermann Masslogr. p. 153. Deshalb möge hier etwas über

die Dreyeckform
und die Zahl von 5 Strichen in den
Verzierungen der Urnen

Platz finden. Eckhel, der in seiner Doctrina numorum I. p. 65. bemerkt, daß auch unter den kleineren Zeichen der Gallischen Münzen, so wie in denen von Velia in Lucanien, Luceria in Campanien, Pitane im Asiat. Mysien, und denen der Ptolemäer ein Pentagon häufig vorkomme, leitet den Ursprung desselben aus der alten Religion der Druiden her, die nach Diodorus Siculus V, 28. mit der alten Philosophie der Pythagoräer übereinkommt, zu welcher Behauptung die Seelenwanderung, welche nach Jul. Caes. B. G. VI, 14. auch die Gallier*) annahmen, ein neues Zeugniß giebt. Auch Ammianus Marcellinus (in Constantio XV.) fand die Unsterblichkeit der Seele schon bey den Druiden. Die Gallier hatten also wenigstens zum Theil dieselben Religionsbegriffe, wie die Pythagoräer. — Nun aber gehörte nach Lucian (de lapsu inter salut.) zu den Symbolen der Pythagoräer „ein dreyfaches durcheinandergehendes Dreyeck und ein Penta-

*) Pomp. Mela de situ orbis sagt dasselbe von den Geten II, 2. und fügt noch die Erzählung von der Indischen Sitte der Verbrennung der Weiber nach dem Tode ihres Mannes hinzu. Alii (Getarum) redditas putant animas obeuntium; alii emori quidem sed id melius esse quam vivere — (Feminae) super mortuorum virorum corpora interfici simulque sepeliri, votum eximium habent, et quae plures, o mul singulis nuptae sunt, cujus id fit decus, apud judicaturos magno certamine affectant.

gramm" welches Zeichen bey ihnen, das Zeichen des Heils, Hygea genannt wurde. Ein solches dreyfaches Dreyeck konnte aber wohl keine andere Form haben als

und in diesem liegt in der Mitte zugleich ein Pentagon. Das Pentagon ist indeß nicht das Zeichen des Pentagramm. Denn dieses besteht nur aus fünf Strichen, und ist daher, weil es einfacher ist als das Pentagon, auch wahrscheinlich das ältere Zeichen der Pythagoräer von dem Lucian spricht, und das auch auf unsern Todtenurnen so häufig vorkommt. Die Identität beyder Zeichen erkennt indeß schon Eckhel an, und gewiß jeder Unbefangene mit diesem ruhigen Forscher in dem dunklen Gebiete des Alterthums. Wie das Massilienssische und überhaupt Süd-Gallische Zeichen in seiner frühern Form auf unsere Urnen kommen konnte, sieht jeder leicht ein, der auf die Verbindungen des alten Celtenstammes in Deutschland und Gallien, worauf ich vorher schon aufmerksam gemacht habe, Rücksicht nehmen will. Durch die Verbindung mit den Thracischen Geten, die nach Herodot 4, 99 ebenfalls von derselben Lehre wie die Pythagoräer waren, scheint es zu den Lygiern und von da zu den Gallischen Druiden gekommen zu seyn. Die Geten aber hatten ihre Religions-Begriffe von der Unsterblichkeit der Seele, wie die am Pontus Euxinus wohnenden Griechen dem Vater der Geschichte (Herod. l. c.) versicherten, von dem Pythagoras erhalten, dessen Schüler Zamolxis*)

*) Den Namen Zamolxis verändern Wesseling und nach ihm Larcher l. 3. p. 507 seiner Uebersetzung des Herodot in Zalmoxis, theils weil einige Manuscripte so lesen, theils weil Zalmos ein Bärenfell auf Griechisch heiße und Porphyrius im Leben des Pythagoras 14. bemerke, daß er diesen Namen erhalten habe, weil man ihn sogleich nach seiner Geburt mit einem solchen Felle bedeckt habe. Allein da die alten Lexicographen Hesychius, Suidas, das Etymol.

nachher von ihnen als Gebeleizis *) (Geber der Ruhe) göttlich verehrt, empfangen. Herodot scheint daran zu zweifeln, weil er die Nachricht ohne Beystimmung bloß als Sage dieser Griechen aufstellt, und Diogenes Laertius 1, 1 sagt, viele meinten **) daß die Barbaren es gewesen wären, welche sich zuerst auf das Studium der Weltweisheit gelegt hätten, und man habe sie unter den Persern den Magern, unter den Assyrern und Babyloniern den Chaldäern, unter den Indern den Gymnosophisten (sic) unter den Persischen Bactrern den Samancern (falsch Samotheern, wie Menagius in seinen Observatt. p. 3 will) unter den Galatern den Druiden zu verdanken. Auch ist die ganze Pythagoräische Philosophie so wenig im Griechischen Geiste gedacht, daß man sie nicht für einheimisch halten kann, und eher vermuthen muß, Pythagoras habe sie von den Geten in Thracien bey seinem Aufenthalte daselbst bekommen, oder mit ihnen aus einer Quelle, der Lehre des fernen Orients, geschöpft, als umgekehrt, so wie er auch das Weissagen aus Ruthen-legen von ihnen angenommen zu haben scheint. Ersteres ist mir wahrscheinlicher und die gemeinschaftliche Quelle konnte Indien (oder Assyrien) seyn, von wo aus auch nach Pausanias l. IV. Mes-

---

Magnum und Phocius das zweyte l vor x nicht auslassen und nur Hetychius Zalmuxis schreibt; so bleibe ich bey der Lesart der ältern Codices und Editionen.

*) Gebeleizis erklärt Payer Orig. Sinic. p. [illegible] und Palmerius Hist. des Celtes [illegible] III. tom. II. p. [illegible] durch Geber der Ruhe, und leiten das Wort aus dem Litthauischen oder Alt-Deutschen ab, [illegible] nach [illegible] die Ruhe bedeuten soll.

**) Menagius zu dieser Stelle führt als Beyspiele an den Justinus Mar[illegible] [illegible] Phaeopolis, Lucilius, Athanasius [illegible]

sen. XXXII. die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele einwanderte, und wo noch jetzt die Seelenwanderung gelehrt wird. Paus. l. c. sagt: ich weiß, daß zuerst die Chaldäer und die Mager der Inder (sic) die Unsterblichkeit der Seele gelehrt haben.

Die Bedeutung der Fünfzahl, ist aber auch bey den Indern nachzuweisen, indem diese 5 Elemente*) hatten, aus welchen alle Dinge entstanden, und 5 Sacramente oder mit besonderer Feyerlichkeit vorzunehmende Handlungen, und eben so ist bekannt, daß das Dreyeck, ein Indisches Zeichen, die Trimurti oder Indische Dreyeinigkeit

den Brahma, Wäschnu und Schiwa
oder das Wasser, die Luft, das Feuer
oder den Schöpfer, Erhalter und Zerstörer

bezeichnet.[**]) — Beydes ist vereinigt in den Zeichen ✡

Nach den gelehrten Untersuchungen eines S. Will. Jones, und seiner Nachfolger Paterson und Colebrooke, ist die Verbindung der Indischen Mythologie mit den Religionssystemen der Aegypter, Griechen und Römer außer Zweifel gesetzt, und die Untersuchungen eines Mahony, Joinville und Buchanan über die Deutschen Völker- und Religionsgebräuche zeigen, daß diese aus dem alten Bactrien stammen, dem Centralpuncte der Verehrer des Budha (Wodan, dessen heiliger Tag auch Buda's Tag heißt), welche Samanen, Sermanen und (bey Magasthenes) auch Germanen

*) Diese 5 Elemente sind nach der Lehre des Samkeit anfangs in dem Welten-Ey eingeschlossen gewesen, nach dessen Zersprengung sie erst hervortraten und zu wirken anfingen. Sollten sich hiervon nicht die sogenannten crepitacula mit den 5 Kügelchen beziehen, welche dann Symbole der Elemente waren, zu denen der Körper zurückkehrt. Auch in die Schule der Pythagoräer ging dieses Weltey über. cf. Macrob. Sat. p. 350 ed. Wirfeld.

**) Zoroasters Trias ist Ormuzd, Mithras und Ariman.

hießen. *) — So ist also die Zeichnung unserer Todtenurnen kein müssiges Spiel der Phantasie, eben so wenig wie die Fünfzahl, die in so vielen Gestalten vorkommt. Durch diese Bezeichnung scheinen die Seelen dem Schutze der Gottheit übergeben zu seyn, und Xenocrates, Schüler des Plato, (bey Plut. de cessatione Orac.) lehrte daher: das gleichseitige Dreyeck komme den göttlichen Naturen zu, den menschlichen nur das gleichschenkliche, weil diese Gleichheit und Ungleichheit in sich vereinigten, jene nur Gleichheit besäßen. Auch die Etrusker bildeten die gute Nemesis oder das gute Glück mit einer gleichseitig dreyeckigen Bulle vor der Brust, wie Gori in seinem Mus. Etrusc. Vol. I. p. 215 (Tab. XCI.) dafür hält, und eine Binde von gleichseitigen Dreyecken (keine gewöhnliche Corona radiata,) hat Mithras in der von Gori abgebildeten Etruskischen Statue um die Stirn, Tab. XXXIII. Vol. I. Die Seele der Gestorbenen scheint also dem guten Glücke und den Göttern überhaupt, durch das symbolische Zeichen der gleichseitigen Dreyecke übergeben zu seyn, so wie der Körper durch das Zeichen des Pentagramm, den Elementen zurückgegeben wurde. Wahrlich ein schöner Beweis der Sorge der alten Deutschen selbst noch für ihre Todten! — Indeß glaube ich nicht, daß gerade jedesmal der Künstler an diese Bedeutung gedacht, sondern daß er sie vielmehr nur angewendet habe, weil einmal 5 und 3 zu heiligen Zahlen geworden waren. Denn zuweilen kommen auch Octo- und Hennеagrammen vor, sehr selten auch andere Zahlen von parallel laufenden Linien. Die Erklärung der andern Verzierungen der Gefäße muß ich auf eine andere Zeit verschieben. —

*) Vergl. v. Hammers lehrreiche Abhandlungen der Asiatick Researches in den Wiener Jahrbüchern der Literat. 1818. 4ter Band. — Besonders p. 319. und Asiatick Researches VII. Bd. 2. [illegible] VI. Bd. 8.

Die Beschaffenheit der Gräber selbst zeigt im Allgemeinen eine große Sorgfalt des Volkes, ihre irdischen Reste vor jeder möglichen Fäulniß zu schützen. Die trocknesten Gegenden und besonders recht dürre Sandberge, zuweilen mit etwas leicht zerreiblichem Moose (dem Isländischen ähnlich) bewachsen, oder auch mit einzelnen Bäumen und etwas Gesträuche, sind dazu ausgesucht. Oft stehen diese dürren Hügel so kegelförmig mitten in fruchtbarerem Lande, daß es schwer ist zu entscheiden, ob man sie für das Werk der Natur oder der Kunst halten soll, größtentheils sind sie aber in sandigen Hügel-Ketten oder auch Ebenen angelegt. — Oft sind sie in der Nähe von alten dichten Wäldern, reinen (auch perennirenden) Quellen oder kleinen Teichen, und große Steine liegen oben oder an dem Fuße der Hügel; doch ist dieses hier nicht so gewöhnlich wie bey den nördlichern Begräbnissen, wenn nicht etwa die Cultur die meisten großen Steine von ihrer ursprünglichen Lage gerückt, und in die Dörfer oder zur Bezeichnung der Gränzen auf die Felder versetzt hat. Die Tiefe der Gräber ist sehr verschieden, indem sie oft einen Fuß, oft gegen 6 — 8 Fuß tief liegen, was größtentheils von der Veränderung der Erdoberfläche herzurühren scheint, indem ich in Tiefen von 6 und mehrern Fußen Spuren alter Nachgrabungen, in zerbrochenen Urnen, Kohlen ꝛc. gefunden habe. Jeder Wind wehet den lockern Sand hin und her, und der Regen spühlt oft die Erde so hinweg, daß die Urnen von selbst zu Tage kommen. Beweise für jedes Einzelne werden sich nachher finden. Die Alten sagen uns von den Begräbnissen unsrer Vorfahren wenig. Dieses Wenige stimmt indessen mit dem überein, was noch täglich der Anblick darbietet. Tacit. sagt in seiner Germania cap. 27. Funerum nulla ambitio. Id solum observatur, ut corpora clarorum virorum certis lignis crementur. Struem rogi nec vesti-

bus nec odoribus cumulant. Suo cuique arma, quorundam igni et equus *) adjicitur. Sepulcrum cespes erigit, Monumentorum arduum et operosum honorem, ut gravem defunctis aspernantur. Lamenta et lacrimas cito, dolorem et tristitiam tarde ponunt. Feminis lugere honestum est, viris meminisse. Diese Beschreibung des Tacitus trifft nur darin nicht zu, daß er sagt cespes eregit sepulcrum; allein wer sieht nicht, daß diese kleine Erhöhung von Rasen, die noch jetzt die gewöhnliche Bezeichnung der Gräber ist, leicht durch die Länge der Zeit verwischt werden konnte. Allein wohl hätte er die Steine erwähnen mögen, womit man gewöhnlich die Gräber im Innern umsetzt findet, bald in pyramidalischer Form, bald halbmondförmig, bald oval oder mehr oder weniger einem viereckigen Behältnisse sich nähernd. **) — In Hinsicht der Höhe der Gräber scheint Tacitus am angeführten Orte zu allgemein zu sprechen, denn es ist gewiß, daß wenigstens die Cimbern ***) höhere Gräber nach Maaßgabe des Standes aufführten. Die Aschenkrüge sind gewöhnlich die größern, und umsetzt mit 5 — 8 andern leeren oder mit Sand gefüllten Urnen, so daß irgend eine regelmäßige Figur gebildet wird. Waffen finden sich darin wie Tacitus auch bemerkt, zusammengebogene Schwerdter, Messer von Eisen, jedoch am häufigsten Pfeil- oder Wurfspieß-Spitzen von Eisen oder Bronze worüber in der Darstellung der Fundorte das Nähere

*) Pferdezähne finden sich daher auch in manchen Urnen Schlesiens, wie in den zu Potsdam gegrabenen. (Vergl. Neueste Mannigfaltigkeiten. Berlin 1790. 6. Woche 199.)

**) Vergleiche darüber Hermann Tab. II. und meine Charte, auf welcher ein pyramidalisches nach Hermann abgezeichnet ist. —

***) cf. Arwiel l. 2. von den Todtengrabern cap. 3. p. 217.

vorkommen wird. Die Knochen in den Urnen sind immer sehr gut ausgebrannt, fast völlig weiß, und klingen wie Metall, wozu ein großes Feuer gehört haben muß, und woraus sich die Nothwendigkeit der Lage dieser Begräbnißörter in der Nähe von Wäldern erklärt. Sonderbar ist es, daß die neuerlich in der Gegend von Dornburg entdeckten Gräber (vergl. d. Vorzeit 2 Bd. 2 St. ꝛc.) die auch sehr alt zu seyn scheinen, die ganzen Gerippe enthalten haben, und ich möchte diese daher nicht gern für Alt-Germanisch halten. — Auch Cenotaphien finden sich in Schlesien, ohne Urnen. Dies ist der Fall mit einem ganz steinernen Grabe bey Pavelau, in welchem bloß eine große Scheere gefunden wurde. Es ist bey Hermann Tab. 2. Fig. 3. abgebildet. Einige Gräber befinden sich endlich auch in bloßer Erde.

So giebt es immer kleine Verschiedenheiten in den Gräbern, welche durch die Zusammenstellung von mehrern Ländern wichtig werden können,*) wenn auch der allgemeine Charakter aller nordischen Gräber im südlichen Thracien, in Frankreich und England, Norwegen, Schweden, ja nach

*) Ein ähnliches Grab war das der Helle im Thracischen Chersones, (vergl. meine: Ausmessung des Pontus Euxinus p. 60.) ein ähnliches das 60 Cubitus hohe Grab des Antaeus nach Strabo (p. 829) bey den Massyliaern in Africa, am Lirus-Flusse, woraus die Fabel einen bloßen Knochenhaufen des Riesen machte, ein ähnliches auch das des Königs Alyattes in Lydien, welches Herodot 1. 28. beschreibt. Die Basis dieses bewunderungswürdigen Grabmahls bestand aus Steinen, das übrige Grabmahl aber war ein Erdhügel von Menschenhänden aufgethürmt. — Oben waren fünf Cippi, deren Inschriften anzeigten, was ein jeder gearbeitet habe, und so fand sich, daß die Abtheilung der puellarum, corpore quaestum facientium, der größte Theil der Arbeit war. — Sechs Stadien war der Umfang des Grabes, die Breite dreyzehn Plethra (c. 1300 Fuß.) Nahe dabey war auch ein großer See, von dem die Lyder sagten, daß er verennire. Dieser See hieß Gygaeus. — Die ungeheuere Größe dieses Denkmahls abgerechnet, wird hier niemand die Aehnlichkeit mit den nordischen Gräbern verkennen, und der Zusammenhang ist leicht zu erklären, wenn man bedenkt, daß eben unter Alyattes die Scythen Kleinasien überschwemmten, welche dieser König so sehr beschützte, daß er aufgefordert von Cyaxares sie zu vertreiben 5 Jahre einen Krieg gegen die Meder ihrentwegen führte (Herod. 1. 13. 74.).

Sievers Nachrichten selbst in Sibirien, derselbe ist, wie der in Deutschland. —

Ossian nennt sie Carne, beschreibt sie gewöhnlich als in einsamen Gegenden, in Felsengeklüft am Seestrande angelegte, mit großen Steinen oder mit einem Baume bezeichnete Grüfte, wohin die Waffen den irdischen Überresten beygegeben würden, während der Geist in Nebelgestalten sichtbar, in den Wolken schwebte, und mit den Stürmen im Gewölke dahin zog. Er sagt: Corraigh-Thura

V. 96. Und fall' im Treffen ich Binnbheal:
Hoch erhebe mir, Freundin, das Grab,
Graue Steine gehäufete Erd',
Ein Zeichen deiner Lieb'o Binnbheal.

und V. 434. Bestehn die Krieger den Kampf,
Hell dann steigt die Kraft des Gesanges;
Erhebt ihr Stahl sich gegen Schwache,
Dann preiset kein Bard sie im Lied,
Nicht pranget ihr Grab und ihr Carn.

Und in Eridhmor v. 551

Ein Baum steht einsam am Hügel
Und kündet den Schlummer Conalls,
Laub wirbelt umher im Wind
Bestreuend dem Todten das Grab.
Zu Zeiten erscheinet ein Schemen,
Wenn einsam und sinnend der Jäger
Langsam durch die Heyde wallt.

Und weissagend setzt Ossian dann hinzu:

Es kommt der Fremdling und bauet
Und schaufelt ihren Staub hinweg.
Sieht im Sand' ein rostig Schwerdt
Beugt sich darüber und spricht:
„Dies sind Waffen von Kriegern der Vorzeit"
„Nicht tönet ihr Ruhm im Gesang!"

(Uhlwardt.)

Die Fundorte von Alterthümern

zu denen ich jetzt übergehen werde, sind wie ich schon bemerkt habe darum wichtig, daß sie, in dem Falle, daß dieselben bey Örtern sind, auf welcher auch die Maaße des Ptolemäus und andere Umstände, z. B. Namensähnlichkeit, und Sagen von ehemaliger großer Bevölkerung treffen, ein Zeichen sind, daß der neuere Ort selbst gerade noch an der Stelle des Alten sich befindet. Zwar können wir dieses demungeachtet nicht mit derjenigen Gewißheit behaupten, welche zur mathematischen Evidenz erforderlich ist, allein dieses verlangt auch keiner, der weiß, mit wie vielen Schwierigkeiten derjenige zu kämpfen hat, der mit der Ur-Geschichte und Geographie der Völker sich beschäftigt. Genug ist schon für's Erste gewonnen, wenn nur einiges Licht den Nebel zerstreut, der bis jetzt unsere Gegenden bedeckte und jeden Schritt, der von keiner sichern Basis ausging, unsicher und schwankend machte. Und diese Basis ist, glaube ich, durch obiges gelegt, wenn auch, wie ich selbst hoffe, Einzelnheiten durch weitere Forschungen berichtigt werden sollten. Befestigt ist durch die Auffindung von Gräbern und andern Alterthümern in Schlesien, Budorgis bey Laskowitz, Hegetmatia in Massel, Lugidunum in Lignitz, Luppburdum in Löwenberg, und jeder wird zugeben, daß die Stellung von Stragona nach Striegau, von Leucaristus nach Canstadt und von Eburum nach Berun oder Ratibor bedeutend an Sicherheit gewinnen würde, wenn an dem einen oder dem andern Orte große und reiche Begräbnisse entdeckt würden, die ein Zeugniß von der vorhistorischen oder wenigstens vordiplomatischen Bevölkerung dieser Örter ablegten. Wir sehen an diesen Begräbnissen, daß hier nicht unzugängliche Wälder waren, daß Menschen dort wohnten, die zum Stamme der Deutschen gehörten, daß diese geschickt waren, nicht nur feine Töpferarbeiten zu machen, sondern auch das

Metall in mannigfache Formen zu verarbeiten, und Granit so wie andere Steinmassen, zu hammerartigen Werkzeugen zu verarbeiten, die durch Form und Politur, und durch ein sehr regelmäßig glatt eingebohrtes Loch eine große Geschicklichkeit der Künstler verrathen. Wir sehen ein Volk, das nicht wie die Wilden das Land durchstreifte, und dessen barbarische Sitten den ungeregelten Antrieben der Thiere zu vergleichen sind, sondern eine Nation, dessen rauhe von den meisten Römischen Geschichtschreibern bloß aufgefaßte Seite, durch seine religiösen Ideen gemildert wird, und die, wo nicht Lehrerin der bessern Köpfe der Griechen, doch ihnen und den Römern in der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele voranging, welche durch das spätere Christenthum bloß gereinigt, und von den übrigen Zusätzen getrennt zu werden brauchte, — ein Volk endlich, das offenbare Spuren seiner Verbindung mit Römern und Griechen und mit den ihnen anverwandten Gallischen Völkerschaften zurückließ, und, wenn auch alle Töne ihrer Barden verklungen sind, Beweise ihrer Siege über die siegende Roma in Münzen, die eitle Prahlsucht oft wegen vorgeblicher Überwindung derjenigen Völker prägte, von welchen sie selbst sich den Frieden damit erkaufen mußte. —

Es ist also wohl der Mühe werth, diese Funderte zusammenzustellen, und auch diejenigen nicht auszuschließen, die wenig Ausbeute bisher gegeben haben. Dieses möge weitere Nachforschungen veranlassen, jenes eine mittelmäßige Ansicht der Bevölkerung des alten Landes geben.

Meine Angaben sind, wie ich immer bemerken werde, theils aus Büchern, theils aus schriftlichen, theils aus mündlichen Nachrichten entlehnt. Letztere habe ich, um je-

den Irrthum zu vermeiden, immer sogleich niedergeschrieben. Sollte indeß doch an dem einen oder dem andern Orte eine Berichtigung nöthig seyn: so bitte ich um gütige Verbesserung des Mangelhaften.

Als Regel habe ich die Glaubwürdigkeit eines jeden gebildeten Mannes angenommen, und ich glaube um so eher mit Sicherheit dieses Princip befolgt zu haben, als ein jeder wußte, daß seine Nachrichten dem Publico mitgetheilt werden würden, und zwar einem Publico, das dieselben leicht an Ort und Stelle untersuchen kann. Von Vielem war ich selbst Augenzeuge. — Übrigens ist auch so wenig Grund erdichtete oder nachgemachte Alterthümer und Pataviniſche Münzen in Schlesien vorauszusetzen, daß man vielmehr bedauern muß, so wenig Werth bisher auf Schlesische Alterthümer gelegt zu sehen, daß manches aus Unachtsamkeit nicht bloß verloren, sondern auch durch Einschmelzung wegen des geringen Metall-Werthes zerstört ist. —

Die Schlesischen Orte nun, welche durch aufgefundene Gräber, Münzen, und andere bronzene Geräthe, kleine Götterbilder, heidnische Tempel, Statuen und Altäre sich auszeichneten, zeigt die beyfolgende Charte. *)

Von Norden nach Süden fortgehend, bedauere ich nur,

---

*) Diese Charte enthält alle Namen der Fundorte mit steiler Cursiv-Schrift. Die übrigen Orte, welche mit liegender Cursiv-Schrift angedeutet, sind mir als Fundorte wenigstens nicht bekannt. Die alten Namen der Städte haben Quadratschrift. Die alten Volksnamen wie die der Flüsse und Berge sind leicht zu unterscheiden. — Daß ich einen Theil Oberschlesiens ohne Waldung gelassen habe, soll nicht andeuten, daß in alten Zeiten keine da gewesen ist, sondern daß bloß die hingezeichnete Waldstrecke nach den Alten den Namen des Hercynischen Waldes führte. Dieser kann recht wohl weiter selbst bis zu den Quellen der Oder sich erstreckt haben, nur scheinen die Römer das nicht gewußt zu haben, weil sie den Ursprung dieses Flusses nicht kannten.

fast nichts als einen wenig interessanten Catalog der Fundorte liefern zu können, wegen der engen Gränzen dieser Schrift, und der besondern Wichtigkeit einzelner Orte, die ich auch etwas weitläuftiger darstellen werde. —

I. Im Fürstenthum Glogau.

1) Glogau selbst. Von der Oder hier ausgespülte Urnen besitzt der Herr Medicinalrath Dietrich in Glogau. Nachricht von Herrn Rector Neumann in Lbwenberg in einem Briefe vom 8. Herbstmond 1818. an den Herrn Prof. Büsching hieselbst.

2) Lawalde (Wielandsche Charte, Lawald) 2 Meilen S.O. von Grünberg. Hier ist Anno 1816. bey Gelegenheit des Straßenbaues ein großes Urnenbegräbniß gefunden, welches aus c. 30 mit Steinen umsetzten flachen, 16 — 20 Fuß im Durchmesser haltenden Hügeln bestand und auch einige Becherartige Urnen enthielt, welche der um die Schlesischen Antiquitäten so verdiente Generalsuperindent Worbs in den Schlesischen Provinzialblättern (12. St. 1817. p. 814.) hat abbilden lassen. Leider ist aber auf den Stich dieser Abbildung so wenig Mühe gewandt, daß man nicht unterscheiden kann, wo die Öffnung dieser Gefäße ist. *) Auch kupferne Nadeln oder Fibeln mit Knöpfen **) und eine kupfer-

*) Das schlechte Papier erlaubte keine feine Ausführung. —

**) Wozu diese ehernen Fibeln so wie einige andere in den Gräbern gefundene Alterthümer gedient, kann ich hier nicht untersuchen, um nicht zu weitläuftig zu werden.

Vergl. unterdeß: Schreiben eines Gelehrten aus Schlesien an den Herausgeber des Neuen Büchersaales der schönen Wissenschaften und freyen Künste (Leipzig 1745—50.) über einige Deutsche Alterthümer besonders von Opfertellern mit Löchern, worin Griffel gesteckt haben) Bd. VI. dieses Büchersaales p. 375 u. f. — Zum Unterschiede derselben von den Fibeln mit beweglicher Zunge, zum Einhaken, werde ich diese Stifte ins künftige immer Griffel nennen, und jene mit Vogel und Montfaucon Fibeln.

ne Spitze von einem Spieße. In der Beschreibung dieser Alterthümer und Gräber macht Herr W. auf die Ähnlichkeit aufmerksam, welche dieselben mit denen am Taunus-Gebirge haben, und schließt daraus mit Recht auf den Deutschen, nicht Slavischen Ursprung.

3) Güntherdorf 1½ M. S. S. O. von Grünberg. Der Herr Rector Neumann in Löwenberg besitzt eine große und vielerley kleine Urnen von dorther. Nachricht von dem Besitzer in seinem sub n. 1 bezeichneten Schreiben an Herrn Prof. Büsching.

4) Bogadel (Bojadel bey Wieland) 3½ M. O. von Grünberg am rechten Ufer der Oder. Eine Urne von dorther besitzt eben derselbe. Nachricht von eben demselben.

5) Rettkau 2 M. S. S. O. von Glogau. Von einigen hier gefundenen Urnen, giebt eben derselbe Nachricht.

7) Jästersheim etwas über ½ M. W. von Guhrau. Hier sind im Herbst 1809. in einem Ackerhügel mehrere Urnen in Gräbern von Feldsteinen gefunden. In diesen Urnen waren an metallenen Instrumenten nur ein zerbrochener Speer und ein meisselartiges Instrument von Eisen, sehr verrostet. Die Näpfe sind schwarz und zum Theil außerordentlich schön mit Linien und Puncten verziert. Nachricht davon befindet sich in zwey Briefen des Bürgermeisters von Guhrau Herrn Scholtz (vom 20. Dec. 1810. und 26. Februar 1811.) der den Fund an die hiesige Patriotische Gesellschaft eingesandt hatte. Die Briefe selbst hatte Herr Schummel, Bibliothekar der Gesellschaft, die Güte aus dem Archive hervorzusuchen, und das meisselartige Instrument fand ich getrennt von den Urnen unter den Mineralien der Naturaliensammlung. Den Speer, der vielleicht nicht mit überschickt ist, konnte ich nicht finden.

8) Recheln (Rechlau bey Wieland) 2 M. O. S. O. von Glogau N. an der Bartsch. Hier sind 1700 in einem

Sandberge Urnen und gemauerte Columbarien gefunden, die auf einen Römischen Ursprung schließen lassen. „Es waren aus Handsteinen zusammengebauete Bogen, darinnen lauter Löcher, und in denen Löchern viele Urnen.“ Das Volk nannte sie Back-Öfen wegen ihrer Ähnlichkeit mit denselben. Gelegenheit der Auffindung gab das große Wasser der übergetretenen Bartsch, die einen Sandberg zerriß. Vergl. Hermann in seiner Maßlogr. p. 83, und das Nähere derselbe in Kundmanns Seltenheiten der Natur und Kunst. p. 326.

9) Altschö (Altschau bey Wieland) 3 M. S. O. von Grünberg. Hier sind 1818. auf einer von wenigen kleinen Hügeln unterbrochenen Sandebene nicht weit von der Oder bey Anlegung der Kunststraße heidnische Begräbnisse mit Urnen u. s. w., die ohne Steinuntersetzung im bloßen Flugsande standen, gefunden, von dem Herrn Landrath v. Oeter gerettet, und nach Liegnitz an die Regierung geschickt. Von da sind sie an die Breslauische Alterthumssammlung eingesandt. Außer den Urnen und andern Thongefäßen sind nur wenige und unbedeutende Stückchen Metall mit aerugo nobilis überzogen, darin gefunden. Der Ort scheint also nicht bedeutend gewesen zu seyn. Nähere Nachricht von den eingesandten Sachen giebt das Verzeichniß der Alterthümersammlung der Breslauischen Hochschule vom Herrn Professor und Archivar Dr. Büsching A. und B. No. 1. — In diesem Verzeichnisse werden alle eingesandten Alterthümer nach Materie, Maaß, Form, Zeichnung, Fundort und den Namen des Einsenders so genau von Herrn Dr. Büsching beschrieben, daß selbst wenn die Gegenstände einmal verloren gehen sollten, dieses immer ein wichtiges Actenstück für die Schlesischen Antiquitäten bleiben wird. —

b) Im Fürstenthume Carolath.

1) In Carolath, ½ M. N. von Beuthen, auf einem Berge an der Oder gelegen, sind 1714. zwischen zwey Bastionen im Schloßwalle viele und sehr schöne Urnen gefunden, auch ungeheuere Zähne darin, wie die Maßlischen (cf. den Artikel Massel im Fürstenthum Öls), deren 12 in einer ungeheuren Urne lagen, bey Hermann Tab. VIII. No. 9 abgebildet, und die nach seiner Versicherung völlig einerley sind mit den bey Canstadt um dieselbe Zeit in einem Gewölbe gefundenen Zähnen. Hermann verglich sie bey Kaltschmidt in Breslau, der einige aus Stuttgard erhalten hatte. — Die Beschreibung und Abbildung der bey Carolath gefundenen Urnen (20 an der Zahl) ist in Volkmanns Silesia Subterranea. Hier scheint nur ein Familienbegräbniß, keine Stadt gewesen zu seyn.

II. Fürstenthum Sagan.

1) Sagan selbst in der sogenannten Koy und

2) Greis (bey Wieland Greifitz) ½ M. nördlich von Sagan, auf dem Glücks- (oder Glückelsberge nach Volkmann Sil. Subterr.) — Schon 1577. waren nach einer in Sagan befindlichen handschriftlichen Chronik die hiesigen Begräbnisse bekannt, indem der Kaiser Rudolph II., Mathias und Maximilian sie besahen und einige Urnen der Seltenheit wegen mitnahmen. Auf der Koy wurden 1770. bey Gelegenheit der großen Gebirgs-Straße viele Urnen, Münzen vom feinsten Silber, und ein mit Steinen ganz umgebener Hügel, der eine ustrina gewesen zu seyn schien, entdeckt. — Nachricht giebt Heinze Sendschreiben u.s.w. in der leider untergegangenen Zeitschrift Iduna und Hermode i. J. 1812. p. 64. und Volkmann Silef. Subterr. p. 317.

3) Neuwalde ½ Meile S. O. von Naumburg am Bober. Hier ist 3 Faß tief unter dem Bette der Büsrig bey Anlegung eines Kupferhammers eine Römische

Münze von Severus Pius Aug. gefunden. Nachricht giebt Worbs Schles. Prov. Blätt. 1817. Dec. p. 511.

4) Naumburg am Bober. Hier sind Begräbnisse mit Kreisen von Steinen umfaßt, wie es scheint nach Art der Cimbrischen Gräber, wie Olaus Wormius und Arnkiel (ausführliche Eröffnung u. s. w. 3. Theil: Cimbrisch Heidnische Begräbnißgebräuche. Hamburg 1702. p. 224) sie beschrieben, gefunden. Die kurze Nachricht ist von Worbs in der angeführten Stelle.

5) Zwischen Bergsdorf und Grieß sind Urnen gefunden nach Volkmann Sil. Subterr. p. 377. Vielleicht sind hier dieselben zu verstehen, die ich No. 1. u. 2. angeführt habe.

III. Fürstenthum Wohlau.

1) Wohlau selbst oder vielmehr etwas südlich davon an der Breslauer Chaussee. Der Gymnasiast Grandke hieselbst hat einige Urnen gefunden und mit einer kurzen schriftlichen Nachricht unter dem 24. September 1818. an die Alterthümer-Sammlung hieselbst abgeliefert.

2) Herrnstadt 3½ M. nördlich von Wohlau. Auf dem Kirchhofe bey St. Andreas sind Begräbnisse gefunden. Vergl. Gerlachs Aschegedanken p. 132 und Hermanns Maßlogr. p. 82 auch Volkmanns Silef. Subterr. p. 317.

3) Polgsen (oder Polsen) ½ M. N. N. O. von Wohlau in einem schönen Thale liegend. Hier sind a. 1818. sehr schöne Urnen gefunden und vom Herrn Pastor Hensel aufgehoben, der zweymal Sendungen davon nach Breslau an die Alterthümer-Sammlung machte. Das erste Mal schickte er 6, das zweyte Mal 28 Urnen. Unter den dabey befindlichen Geräthen sind vorzüglich, ein sehr schön erhaltener Hammer von Stein *)

*) Die Masse des Steines ist Syenit mit Glimmer und sehr verwittertem Feldspath, wie er hier nach der Versicherung des Herrn Bergrath

3 Zoll dick und 5 Zoll lang, dessen Oberfläche sehr glatt und wie polirt ist. Das eingebohrte Loch zeigt, daß die alten Deutschen auch schon sehr gute und feste Bohrwerkzeuge haben mußten. 2) Auch vier sogenannte Crepitacula, (vgl. oben Pag. 276 in der Anmerkung,) wovon ich eines nebst dem Hammer habe abzeichnen lassen (auf Tab. I. Fig. 20.) und eine eyrunde Schachtel von Thon mit Henkeln, die Hermann (Maßl. p. 104) Weihrauchdosen nennt. Von Metall befindet sich ein schöner gebogener Griffel mit plattem Kopfe dabey (vergl. die Charte Fig. 5.) Das von mir abgezeichnete crepitaculum hat ungefähr die Gestalt einer Schildkröte oder einer Gans, womit man in Polgsen sie verglich. Die Zeichnung ist die gewöhnliche mit Dreyecken, und an der scharfen Ecke sind deutlich wieder 5 Buckeln zu bemerken. Die Schall-Löcher sind in der Mitte zwischen den Buckeln. Nähere Nachricht von dem Einzelnen giebt das Verzeichniß der Breslauischen Alterthümersammlung L. A. No. II. und L. B. No. III. — Dieses Polgsen scheint für die Schlesischen Antiquitäten sehr wichtig und verdient weiter untersucht zu werden.

4) Seyferdau 1½ M. O. S. O. von Wintzig. Hier sind auf dem Vorwerke Isoldenort ½ M. W. von Seyferdau durch Ackern zufällig heidnische Begräbnisse entdeckt und von Hermann 1703. näher untersucht. (cf. Die Schlesischen gelehrten Neuigkeiten ad ann. 1734. p. 203). Der Prediger Buddeus hat 1805 — 6. auch noch in einem gegen Osten vom Dorfe liegenden Hügel, (dem sogenannten Todtenberge) Urnen, mit einer eisernen Pfeilspitze darin gefunden. Die Menge der Urnen ist dort so groß,

---

v. Raumer in Lagern zwischen Reichenstein und Wartha vorkommt. Ueber den Zweck dieses Hammers, den ich nicht für eine Streitart halte, künftig mehr.

daß in der dasigen Sandgrube die Bauern sehr oft auf dieselben stoßen. Nachricht von Herrn Prediger Buddeus (sonst in Baschine, nahe bey Seyferdau, jetzt hieselbst), der mir auch mit der eisernen Pfeilspitze von c. 3 Zoll Länge, ohne Wiederhacken und sehr verrostet, ein Geschenk machte.

5) Großendorf ½ M. S. S. W. von Steinau. Südlich vom Dorfe auf einer platten, sandigen Anhöhe sind vom Grafen von Ichtritz, und 1716 von Volkmann mehrere Begräbnisse gefunden und von letzterm beschrieben, in seiner Sil. Subterr. p. 319. Die Abbildungen Tab. 3. — Gelehrte Neuigkeiten Schlesiens ad a. 1738. Vergl. auch des Pastor Sämler: fernere Erläuterung der in Niederschlesien gefundenen Suevischen Urnen, im Neuen Bücherssaal der schönen Wissenschaften. Leipzig 1718. Band VI. Seite 375 und Band VII. p. 73, wo auf dem Titelblatte 2 Urnen und 2 Opferteller. Erstere Abhandlung handelt besonders von den Opfertellern, in denen Griffel gesteckt haben.

6) Klein-Reudigen (Reidichen) ½ M. N. von Herrnstadt. Nachricht von hier gefundenen Urnen geben die Gelehrten Neuigkeiten Schlesiens ad a. 1738.

7) Merschwitz 1¼ M. W. N. W. von Leubus an der Gränze des Liegnitzischen Fürstenthums. Von diesem Orte ertheilt Volkmann in seiner Silesia Subterranea l. c. einige Nachricht, doch nur die, daß daselbst von dem Pastor in Parchwitz eine sehr große Urne gefunden sey. Dieses läßt indeß auf mehreres schließen, und es wäre wohl der Mühe werth, auch hier weiter nachzuforschen.

Leubus, Lat. Lubens, Leobusium, Lubense Coenobium ein ehemaliges Cisterzienser-Kloster, welches von Dlugossus (Hist. Pol. III. p. 226.) Julii Mons genannt wird, weil Julius Caesar ehedem sein Lager daselbst

gehabt haben soll. *) Es liegt nahe an der Oder und ist von Wiesen und Eichenwäldern umgeben. Zu jeder Seite vor dem Kloster stand eine kleine Kirche, von denen die eine mit der Inschrift: Locus a quo conditus iste — Daemonis ara prius tua transit in atria Christe versehen war. Diese Inschrift sollte zeigen, daß vorher hieselbst ein Heidnischer Tempel gewesen sey. Stieff konnte 1704. dieselbe nicht ganz mehr lesen, indem er bloß den letzten Vers anführt, von dem er sagt (de urnis Lignic. et Pilgramdorf): legi aliquot versiculos in limine hujus tenoris: Daemonis etc.

Naso in seinem Prodromus sagt, daß der Tempel des Mars hier gestanden habe: Reliquerunt nobis multifaria suarum superstitionum vestigia, ut in celeberrimo Silesiae Monasterio Cistercienſio Lubae ubi integra conspicitur structura Delubri Martis, jam pro Christianorum devotione in aliam penicillo internoque apparata redacti speciem. D. 2. (die Bogenzahl) in meiner Ausgabe a. 1665. —

Er hält also den Tempel selbst für heidnisch, und so nach ihm viele, die nach Leubus wanderten, um den Heidentempel zu sehen. Überdrüssig der vielen Besuche, ließ im Christlichen Eifer der Prälat Ludewig vor etwa 60 Jahren den Tempel, der so fest war, daß er Pulver dazu nöthig hatte, sprengen. Jetzt steht ein Gewächshaus an der Stelle, und von dem alten Gebäude sind nur noch die Pflasterziegel des Fußbodens, mit schieferblau-

*) Cäsar oder ein anderer Römischer Feldherr soll mit seinen Legionen hierher gekommen seyn, und gesagt haben: hic lubens quiescam, woraus das Deutsche Leubus ꝛc. entstanden seyn soll. — Diese Sage scheint bloß dem Etymologisiren ihren Ursprung zu verdanken.

et Glätte *) überzogen und rund wie die alten Kirchenfenster, übrig, indem damit die Wohnung des Kanzlers gepflastert ist. Das Götzenbild soll unter der Treppe in der Wohnung des Amtmanns auf dem Wirthschaftshofe eingemauert seyn. —

Da es wichtig ist, zu untersuchen, ob das Gebäude wirklich ein heidnischer, vielleicht Germanischer Tempel gewesen sey oder nicht, so füge ich noch etwas darüber hinzu. Der Herr Prof. Büsching ist so glücklich gewesen, eine alte Zeichnung von demselben in der Neustädter Bibliothek in einer Handschrift zu finden, und theilt dieselbe in seinem: der Deutschen Leben, Kunst ꝛc. im Mittelalter (1818. 1. Bd. p. 200) mit, zweifelt aber wie Stieff in seinen urnis Lignicenſibus etc. p. 13 daran, daß der Tempel alt heidnisch sey, indem er vielmehr Ähnlichkeit mit der Grabkirche Gottfrieds v. Bouillon in Jerusalem darin entdeckte. Eine solche Grabkirche nach 1201 gebaut, war dieses Gebäude auch meiner Meinung nach. Außer der alt Gothischen Form der Kirche mit runden Bogenfenstern und der Ähnlichkeit mit Christlichen Kirchen überhaupt, zeigt dieses besonders die vollständige Inschrift, welches das obenerwähnte Manuscript auf der Bernhardiner Bibliothek enthält. Dieses Manuscript ist eine sehr merkwürdige Sammlung von Schlesischen Antiquitäten aus dem Mittelalter, und ist unter dem Titel: Syllogé variorum monumentorum ex legato Klosiano 1794. verzeichnet. Die Zeichnung

*) Dieser Ueberzug von Glasur beweist schon, daß die Ziegel nicht aus der Zeit jener alten Urnen herstammen, die nur einen glimmenden Ueberzug von Graphit, nie eine Glasur haben, ausgenommen den Schmiechow in Oberschlesien, von woher ich jedoch noch nähere Nachricht erwarte. —

von der alten Kirche ist auf altem sehr gelben Papiere hineingeklebt. Sie ist der Büschingschen Zeichnung gleich, nur sind vom Zeichner am Giebel zwischen den Gesimsen 6 länglich viereckige liegende Fenster ausgelassen, und von der Inscription die erste Zeile „Locus a quo conditus iste," indem bloß dasteht

Daemonis ara prius tua transit in atria Christi (e) —

Diese ganze Inscription ist indeß auch nur ein Theil einer andern. Vollständig enthält dieselbe (bey obiger Handzeichnung) der Extractus Inscriptionum Sepulchratium utriusque Sileſiae ex codicibus mſctl. Viri nobiliſſimi Dni. D. Godofredi Baroni J. V. D. et Regiminis ſupr. Wratislav. Adv. jur. — excerpt. Wolff à Seydlitz Eq. Sil. A. O. R. 1745. — Hier habe ich unter der Uberschrift:

Monumenta Monaſterii Lubenſis

das Ganze gefunden, welches so lautet:

Anno D. MCCI. oct. Id. Xbris Illuſtris. Boleſlaus Dux Sleziae fundator hujus coenobii:

Dux Boleslaus honos patriae, virtute deinceps,
Cui par nullus erit per regna Polonica princeps
Conditur hoc loculo, locus a quo conditus iſte
Daemonis ara prius tua tranſit in atria Chriſte. *)

Diese Inschrift, die von locus an verkürzt auf die äußere Mauer der Kirche geschrieben war, vielleicht anfangs um Neugierige herbey zu locken, war also ohne Zweifel die Grabschrift des Herzogs Boleslaus Altus,

*) Bey der Zeichnung steht schriftlich angemerkt: Stieff bezeuget dieſes monumentum noch gesehen zu haben. —

der hier begraben wurde, nachdem er statt der Benedictiner, die schon 1052 hier ein Kloster hatten, die Cistercienser in dasselbe 1175 einführte, und das Gebäude verbesserte, ja wahrscheinlich das ganze Kloster wieder neu aufführte. Diese Kirche aber als Begräbnißkirche für sich fundirt hatte. — Die ganze Inschrift hat wahrscheinlich auf dem hinten im Chor befindlichen sargähnlichen Kasten gestanden, und die Ringe an der Decke des Chores (cf. die Abbildung bey Büsching) dienten wohl dazu, die Ampeln daran aufzuhängen. —

So erhalten die Worte locus a quo conditus iste einen Sinn, den sie abgerissen von den übrigen nicht haben können. Da in der Inschrift auch nur von einem ara Daemonis die Rede ist, so sehe ich nicht ein, wie man überhaupt an die Identität des Gebäudes mit dem alten heidnischen Tempel denken konnte. — Die Fluren übrigens, die aus dieser alten Kirche noch übrig sind, können auch nicht dieselben seyn, oder die Zeichnung, welche viereckige Fluren hat, ist falsch. Ob der alte Gott unter der Treppe sich befindet, steht dahin. —

9) Bachine bey Wiel, (Bäschine) ¼ M. S. von Wintzig. Bey diesem Orte sind 1801., 1810. und 1811. viele Urnen von Thon bey Ausrodung von niedrigem Gesträuppe von den Bauern gefunden. Sie waren alle nur sehr klein und unansehnlich, und enthielten keine ehernen Geräthe. Nachricht vom Herrn Prediger Buddeus.

10) Bey Akreschfrontze (es giebt hier auch ein Zweckfrontze, was nur weder einen Deutschen noch Slavischen Klang zu haben scheint) ¼ M. N. O. von Wintzig. Hier sind vor einem Jahre auf dem sogegenannten Kirchhöfel gegen die Windmühle zu N. W. vom Dorfe, und östlich davon an einem Dämm-

chen mehrere Urnen gefunden. Die Nachricht verdanke ich dem Herrn Doctor Paritius, der selbst in der Gegend gewesen ist.

11) Wintzig selbst. Nahe bey Wintzig gegen das ½ Meile W. N. W. gegen Glogau zu gelegene Wangern ist „vor Ankunft der Franzosen" 1806. nahe an einem Holzwege ein Grab entdeckt, in welchem man etwa 16 kleine und eine große Urne gefunden hat. Auch gläserne Urnen waren mit dabey, wie blind-geschliffen, eine große Goldmünze und ein ungeformtes Stück Bronze. Letzteres welches durch Feuer zusammengeflossen zu seyn scheint, ist mir von dem Herrn Pastor Buddeus geschenkt, von dem ich auch die Nachricht habe. Der Müller Günther daselbst soll auch lange eine dort gefundene und ererbte Goldmünze mit dem Brustbilde des Kaisers Nero aufbewahrt haben. Die Kirche in Wintzig, die auf dem höchsten Puncte der dasigen von Ost nach West bis über die Oder streichenden Sandberge bedeutend hoch erbaut ist, soll nach der Sage mit ihrem Altare gerade auf dem Flecke stehen, wo ehemals der Götzentempel stand.

12) Der Schmirseberg im Wohlauischen. — Darüber vergl. den Artikel Pilgramsdorf im Lignitzischen.

IV. Fürstenthum Öls.

Keine Gegend Schlesiens scheint mehr zum Sitz der alten Deutschen Völker geeignet gewesen zu seyn, als diese, und keine bietet mehr und schönere Alterthümer dar, als dieses Fürstenthum, besonders in seinem nördlichen Theile, der von dem Zuge der Trebnitzer und Glaucher Berge südlich begränzt ist. Gegen die Überschwem-

mungen großer oder reißender Flüsse brauchte sie nicht erst durch Dämme gesichert zu werden, da der Boden sehr hoch und nur von vielen kleinen, jedoch sehr klaren Flüßchen und Bächen bewässert ist, die nicht einmal die Communication hindern, indem man ohne Mühe darüber hinweg schreiten kann. Einzelne kleine Seen und Quellen mit reinen zum Theil nicht zufrierenden Wassern, Eichen- Buchen- und Fichtenwälder, grünende Wiesen in den Niederungen und fruchtbare Felder, machen das Land für den Anbau sehr günstig. Auch der häufig vorkommende 1 bis 2 Fuß tief liegende sehr reiche Wiesenceisenstein, der mit leichter Mühe gegraben, und zu Waffen verarbeitet werden konnte, scheint günstig für ein Volk zu seyn, das noch keinen eigentlichen Bergbau haben konnte, und doch des Eisens bedurfte. Jetzt gebraucht man diesen Eisenstein zum Pflastern der Straßen und zum Bauen, weshalb die Häuser ein eigenes düsteres Ansehen erhalten. Besonders reich an Alterthümern ist die Gegend um Trebnitz oder vielmehr Massel, welches ich deshalb in einem besonderen Carton habe zeichnen lassen. Schon der fleißige Hermann führt eine Menge Orte umher an, in denen theils er selbst Aufgrabungen veranstaltet hatte, theils andere, und bemerkt, daß fast kein Ort umher ohne Alterthümer wäre. Ich halte die Gegend für den Sitz der Elysischen Lygier (nach Tacitus), die nach Herodot Helisyker heißen und bey den Lygiern in der Gegend von Massilia Graecorum wohnten, indem ich Massel selbst für das Massilia der Lygier oder des Ptolemäus Hegetmatia annehme: — 1) ist hier nun zu bemerken, Massel selbst; M. N. O. von Trebnitz, der Mittelpunkt eines fast ½ Meile im Diameter haltenden Kreises, wo fast kein Dorf ohne Alterthümer ist. Vielleicht waren einst alle diese Örter in engerer Verbindung und bildeten die Sitze der

verschiedenen Stämme des Lygischen Volks, zu den Zeiten, wo allgemeine Volksversammlungen in Hegetmatia oder Massilia waren.*) Der Töppelberg, welcher so nahe am Dorfe belegen ist, daß einige Häuser noch auf denselben stehen, ist hier der Fundort der durch Hermann berühmt gewordenen Alterthümer. Er ist ungefähr 20 Fuß hoch und besteht aus zwey Spitzen**), an deren nördlichem Fuße eine Quelle entspringt, die im Winter wärmer als im Sommer seyn soll, auf c. 50 Fuß nie zufriert und immer grünende Pflanzen ernährt. Die grö-

---

*) Unter den merkwürdigen Einrichtungen und Gebräuchen des alten Massiliens, die im Allgemeinen nichts weniger als Griechisch sind, sondern Verbindung mit den Nordischen Völkern bezeichnen (vergl. Ritterhusii Comment. zu Salvian p. 173) ist auch die Opferung Eines für Alle, die Herodot mit einiger Veränderung auch bey den Geten in Thracien fand. In Massilia nämlich war zur Zeit der Pest der Gebrauch, daß ein Armer sich darbieten mußte, um nach einjähriger Ernährung mit den ausgesuchtesten Speisen, für die übrigen sich opfern zu lassen. Er wurde dann schön geschmückt mit Kränzen und heiligen Gewändern, durch das ganze Land geführt, mit fortwährenden Verwünschungen, daß auf ihn die Leiden des Staates sich vereinigten, und so wurde er geopfert. Petronius Arbiter erzählt dieses in der letzten Satyre. Von den Geten sagt Herodot. IV, 104., daß sie alle 5 Jahre einen aus ihrer Mitte zum Zamolxis schickten. Das Loos entschiede, wer für die andern gehen sollte. So erstein wurde er in die Höhe geworfen und mit den Spießen aufgefangen. Starb er nicht an seinen Wunden: so wurde er als ein Frevler von allen gescholten, und ein anderer wurde auf eben die Weise erwählt; starb er, so hielte man die Gottheit für besänftigt. — Die Volksversammlung in Massilia Graecorum stand unter der Leitung eines Senats (consilium nach Strabo) von 600 Timuchen, deren Oberhaupt 15 gewesen seyn soll (und von diesen 3 summates) waren. — Pittacus p. 177 (571). — Es war also eine beschränkte Aristocratie. Vor Ankunft der Griechen war aber eine Königliche Regierung bey den Ligurern, indem sie unter Nannus König der Segobriger standen, als es Protis glückte, die Tochter des Königs zu gewinnen und sich dort anbauen zu dürfen. Justin. 43, 3.

**) Die Kirche von Massel steht auf dem dritten Hügel.

ßere Wärme im Winter ist wahrscheinlich nur relativ; letzteres ist dagegen unbezweifelt genau wahr. Nach Aussage des Anwohners der Quelle, durch dessen Obstgarten sie fließt, soll sie bey Trebnitz entspringen und einen unterirrdischen Lauf haben *), was man daraus schließt, daß sie im Frühlinge eine Menge Blätter von Bäumen, die nur bey Trebnitz wachsen, mit sich bringt. Eichenwälder sind jetzt in der Nähe von Massel nicht, doch erinnern sich die alten Leute noch die größere Ausdehnung des Waldes, der hier aus Eichen bestanden haben soll, und die alten Häuser sind größtentheils vom Holze der Steineiche gebaut.

Das hiesige Begräbniß der alten Deutschen soll ein Schmied entdeckt haben, als er auf diesem ehemals mit Rasen bedeckten Berge Kohlen brennen wollte. (vergl. Hermann p. 49). Darauf machte 1544. Uberus in einem vorhin angeführten Briefe (Hermann p. 52) den Fund bekannt. Der Wind führte nun den lockern Sand hinweg und häufig kamen die Gefäße von selbst zum Vorschein. Daß Hermann, Prediger in Massel, sich besonders um die Ausgrabung hieselbst verdient gemacht, ist bemerkt. Er wollte von seiner i. J. 1711. herausgegebenen Maßlographie, indem noch manches hinzu kam, nachmals eine neue Auflage besorgen, allein er starb leider darüber, und es blieb bey einem kurzen Nachtrage über

*) Eine ähnliche Quelle findet sich bey Schimischow, in der Nähe der Begräbnisse. — Vergl. nachher diesen Ort im Fürstenthume Oppeln. Selbige Quellen scheinen es vorzüglich zu seyn, von denen Procop sagt, daß sie Götter gehabt, denen sie fließende Wasser und Quellen zu Wohnsitzen anwiesen. Die nordischen Völker verehrten sie sorgfältig mit Opfern und bey ihnen wurde als das vorzüglichste Opfer, der erste Gefangene im Kriege, dem Mars zu Ehren, geschlachtet, cf. Procop Goth. II, 15. —

einzelne Gegenstände, der in den Breslauer Sammlungen von Natur- und Medizin auch hierzu gehörige Kunst- und Literatur-Geschichten (v. J. 1723. p. 184 im Art. 6.) wo Kundmanns Abhandlung: „über die neuen Entdeckungen von Todtentöpfen nach Publication der Hermannschen Maßlographie" eingerückt ist. —

Urnen sind hier von Hermann in einer solchen Menge gefunden, daß Stieff versichert, er habe allein c. 10000 gehoben. (Vergl. Kundmanns Seltenheiten ꝛc. p. 293 sq.) Unter diesen Urnen ist die merkwürdigste eine große, gefunden in einem ganz mit Steinen pyramidalisch umsetzten Grabe mit der Lateinischen Aufschrift:

D. MART. OSSA
IIII. OLL. LIBA.

Hermann beschreibt das ganze Grab p. 91. l. c. wie er es 1704 entdeckt und noch vier andere schwarze Urnen und eine Schaale dabey angetroffen habe (diese vier Urnen beziehen sich wahrscheinlich auf die IIII ollas der Aufschrift.) — Steine bildeten auch die Trennung der obern drey Urnen von den untern, wie auch aus meiner Zeichnung auf der Charte (Fig. 17) zu ersehen ist. Die Aufschrift theilte H. erst in dem Nachtrage l. c. mit, weil er hoffte, später noch mehr zu finden, wodurch dieselbe erläutert würde, und er die Urne selbst nach Breslau, einigen curiosis zur Ansicht, zugestellt hatte. — Der Herr Inspector Neumann, dem Hermann sie mittheilte, erklärte sie durch

Dedicavit Marti olla
(et) quatuor ollas libationum *)

---

*) Vergl. den Nachtrag oder die Epistel p. 435 in den angeführten Breslauer Sammlungen. —

Die Collectores Hamburgenſes novorum Literariorum (ad ann. 1706. M. Jan.) erklärten ſie durch:

Decii Martii oſſa
quatuor ollae libationum

Rudolph Heyncreich zu Ölß fand darin:

Divo Marti oſſa (ſeu oſſium)
quatuor ollarum libationum.

ſcil. „Deo Marti oſſa ſacrificium quatuor hominum factum fuiſſe, ſive a cognatis, ſive a militibus: Hinc Livius uti libare Diis dapes, uti bene praecari moſ eſſet, ferre libamenta ad aras.“

Auch der fleißige und ſorgfältige Herr von Sommerfeld (Sommerus) in ſeinem 1722. herausgegebenen Regno Vanniano ſpricht davon, erklärt es mit den Hamburger Collect. Decii Marti oſſa etc., und meint Romanos cineres eam (ollam) ſervaſſe, cum Tiberius et Druſus haud ipſi apud Quados Lygiosque praeſentes, per legatos diſcordias aluerint; doch kann man nach ſeinem Dafürhalten auch annehmen: Quadorum, Lygiorumque regulum vel ſubregulum linguae et moris Romani non ignarum ea conditum.

Wer auch in dieſen Erklärungen das Richtige getroffen haben mag; ſo iſt doch das gewiß, daß auch dadurch ein näherer Zuſammenhang mit den Römern erhellt, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt iſt. Die Zeit ergiebt ſich als ungefähr Auguſteiſch oder Nach-Auguſteiſch, wegen der vorkommenden Doppel-Conſonanten, die in den frühern Monumenten z. B. im Senatus Conſultum de Bacanalibus (interpr. Aegyptio) noch nie, in Auguſt's Monumentum Ancyranum abwechſelnd vorkommen.

Die Abbildung des ganzen Grabes, wonach ich meine Zeichnung auf der Charte gebildet habe, iſt bey Herrmann Tab. II. fig. 1, und die der Urne mit der Auf-

schrift findet sich auf einem pyramidalisch-geformten hölzernen Schranke, den Hermann, wie die Aufschrift desselben besagt 1705. der Neustädter Bibliothek mit Alterthümern angefüllt, schenkte. Derselbe ist weiß grundirt und auf den weißen Feldern, hat H. die Hauptgegenstände von den Alterthümern die er nicht schenkte, mit Farben abbilden lassen. Auf der hintern Seite ist diese Urne abgebildet. Die Urne ist schwarz, wie er sie p. 91 seiner Maslographie beschrieb. Die Inschrift ist weiß-punctirt. — Sie scheint also mit Farbe aufgetragen zu seyn. Eben so weiß-gelblich punctirte Verzierungen finden sich auf einer schönen kleinen Urne, welche auf der Elisabeth-Bibliothek aufbewahrt wird, indem sie zwey viereckige Felder einschließen, deren eines die Abbildung eines Pferdekopfes deutlich, die andere, weniger bestimmt, die eines Stierkopfes mit fast menschlichem Gesichte und Bart enthält. *) Die Farbe läßt sich nicht abwaschen und ist so eins mit der übrigen Zeichnung der Urne, daß man ihre Gleichzeitigkeit mit dem Gefäße deutlich erkennt.

Ich kann nicht umhin, hier noch eine Lampe mit der Inschrift:

FORTIS

zu erwähnen, welche ebenfalls auf der Elisabeth-Bibliothek befindlich ist. Der Herr Oberbürgermeister Baron von Rosboth machte mich zuerst darauf aufmerksam, und allerdings verdienet sie die vorzügliche Beachtung der Schlesischen Alterthumsfreunde, weil auch sie, wenn sie wirklich Schlesisch ist, einen neuen Beweis der Verbindung unserer Vorfahren mit den Römern abgiebt. Diese

*) Ob diese Urne wirklich Schlesisch ist, kann ich nicht genau ausmitteln, da die Catalogen über die daselbst befindlichen Alterthümer, (wenn sie je existirt haben) verloren sind.

niedlich geformte Lampe, welche ich Tab. I. fig. 12 a u. b habe darstellen lassen, ist ungefähr 2 Zoll lang von gelblichem feinen Thon, und hat unten in einem dreyfachen erhobenen Kreise die gleichfalls anaglyphische Inschrift FORTIS, mit größerem F als die übrigen Buchstaben sind, so daß es unten und oben etwas über die Linie der andern Buchstaben hervorragt. Das T ist sehr eingeengt, das O fast vollkommen rund, das S breit.

Da auch von dieser Lampe die historischen Nachweisungen fehlen, wie sie auf die Elisabeth-Bibliothek gekommen ist, so kann man weder für noch wider ihren Deutschen Ursprung absprechen, und nur Muthmaßungen sind uns erlaubt, welche auf Nebenumstände sich gründen, bis vielleicht irgend jemand ein helleres Licht darüber verbreitet.

Was die Lampen im Allgemeinen betrifft, so hat man bezweifelt, ob in Schlesien in den Begräbnissen überhaupt welche gefunden werden. Die besondere Bauart der eigentlich Lygischen Gräber, die keine Catacomben waren, und durch gänzliche Bedeckung sogleich die Lampe auslöschte hätten, scheinen dagegen zu sprechen allein Lichtstern giebt uns (in seinen diss. p. 405) die Nachricht, daß zu Massel Lampen gefunden wären, und wenn wir ihn auch wegen des Zusatzes, daß sie noch gebrannt hätten *) als ungültigen Zeugen verwerfen

*) Auch in andern Gegenden Deutschlands kommen Lampen in den alten Gräbern vor, und dieselbe Fabel von ihrem Brennen bis zur Eröffnung findet sich auch da. So erzählt Neuhof dieses von einer Lampe, die in dem vorgeblichen Grabe des Drusus gefunden worden sey. Dessen Nachricht von Alterthümern in der Gegend von Homburg p. 16), und Winkelmann in seiner Beschreibung vom Fürstenthum Hessen p. 114) hat dasselbe von einer bey Erbauung der Gustavsburg aufgefundenen Lampe, welche bey Eröffnung des Grabes noch

wollen, so versichert doch auch Hermann, daß Lampen in Schlesien zuweilen vorkämen, obgleich er in Massel noch keine gefunden hätte (p. 104 seiner Maßlographie). Wenn die Lampe mit den übrigen dort befindlichen Alterthümern aus Massel vom Herrn Prediger Hermann ist, der nach den Catalogen der Bibliothek wenigstens mehrere andere Gegenstände seiner Naturalien-Sammlung dem Elisabethaneum überlassen hatte: so ist sie also wenigstens nach 1705 von ihm gefunden; ist das nicht der Fall, so kann sie von Stieff hergeschenkt seyn, der gleichfalls eine große Sammlung von solchen Gegenständen hatte. Vielleicht ist sie aber auch aus dem Auslande zufällig hereingebracht. Merkwürdig ist wenigstens, daß unter den Juvavensischen (Salzburgischen) 1816 und 17 ausgegrabenen Antiken, viele Lampen befindlich waren, die mit derselben Inschrift FELIX und mit ATIME, SEXTI u. s. w. versehen waren.

Gewiß kann man also nicht sagen ob diese Lampe Schlesisch ist oder nicht, aber wahrscheinlich ist es mir, daß sie hier irgendwo gefunden, theils weil sie nicht der einzige Fund mit Römischer Inschrift seyn würde, theils, weil auch die Fibeln und Griffel, mit denen sie zusammen aufbewahrt wird, fast ganz so beschaffen sind, wie andere in Schlesien gefundene, theils auch weil ich auf den hiesigen Bibliotheken noch mehrere Lanzen gefunden habe, die doch schwerlich alle aus Salzburg oder sonst woher hereingebracht sind, und mir selbst das Zeugniß eines Hermann haben, daß Lampen zuweilen in den Grä-

---

Rauch von sich gegeben habe. — Wegen der Beimischung dieser Fabel ist indeß die Aufnahme der Lampe selbst nicht geradezu zu leugnen.

bern vorkommen. — Zu der ebenerwähnten Lampe scheint noch eine Lampenzange (a), zwey Instrumente zum Ausziehen und Zurückstoßen des Dochtes (b. c), und ein anderes abgebrochenes Instrument wahrscheinlich zu ähnlichem Gebrauche, alle an einem Griffe hangend, und von Bronze sehr niedlich gearbeitet, zu gehören. Sie sind gleichfalls unter den wenigen Alterthümern auf der Elisabeth-Bibliothek aufbewahrt, und abgezeichnet auf Taf. I. Fig. 14.

Die Lampen, welche außer dieser in unsern Sammlungen noch vorkommen, sind.

1) Eine auf derselben Bibliothek zu St. Elisabeth. Sie ist ebenfalls von Thon, etwas kleiner als die vorige, ohne Inschrift, und ohne weitere Nachweisung wo sie her ist. — Tab. I. Fig. 13.

2) Eine ähnliche Lampe (Fig. 14.) von einer Masse, die dem rauhen Sandsteine ähnelt. Sie ist nicht so zierlich gearbeitet, aber dadurch merkwürdig, daß sich in derselben die Reste eines Sarabaeus, die ich mit abgezeichnet habe, befinden. (Vergl. Tab. I. 16. 17.). Das Loch bey a ist erweitert, indem der Käfer sonst nicht hineinzubringen gewesen wäre, und man scheint deshalb mit Absicht hier etwas ausgebrochen zu haben. Der Scarabaeus nach Hornpollo, ein Sinnbild der Minerva, Neith oder Onga, *) (vgl. Jablonsky Ägypt. Abgötterey

*) Die Aegyptische Minerva ist nach Diod. Sic. (Bibl. 1. Cap. 12, 85 ed. Wessel.) das Sinnbild der reinen Luft: „weil auch diese ihrer Natur nach nicht verdorben werden kann, und den obersten Theil der Welt einnimmt," und bildet mit dem Osiris oder der Sonne, dem erzeugenden Feuer der Isis oder dem Monde, dem Wasser oder der ernährenden Kraft; dem Vulcan oder dem zerstörenden Feuer, der Ceres oder Demeter der Erde, die 5 zu Göttern personificirten Elemente der Egypter, ganz nach Art der Inder, von denen ich oben gesprochen habe.

I, 3, 6.) wurde bey den Ägyptern (nach Plutarch Symp. L. IV. qu 5.) verehrt, und nach Arnobius (Adv. Gentes Lib. I. p. 15.) baucte man ihm sogar Tempel. Auch die Etrusker verehrten nach Gori (Mus. Etrusc. Vol. II. p. 431) die Scarabäen, schmückten ihre Götterbilder damit an Stirn, Brust und Armen, schenkten sie, wahrscheinlich als Sinnbild der Unsterblichkeit (Gori meint tamquam animatam solis effigiem) denen, die sich durch Tapferkeit um den Staat sehr verdient gemacht hatten, und trugen sie als Amulete am Halse oder an den Armen. Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß der Scarabaeus mit Absicht in die Lampe gesperrt, gleichfalls als Sinnbild der Unsterblichkeit, und es wäre wirklich ein sonderbarer Zufall, wenn er gerade während des Herausnehmens sich dahinein verirrt hätte; denn auf der Bibliothek war noch weniger daran zu denken, daß er hätte hineinkommen können.

Was den Fundort dieser merkwürdigen Lampe betrifft: so ist derselbe leider auch von ihr nicht mit Gewißheit zu bestimmen. Doch ist dieser in so fern etwas sicherer Schlesisch, weil sie einen kleinen Zettel enthält, mit der Aufschrift: ex donatione Domini Schiller, und sich in der vorhererwähnten Pyramide befindet, welche Hermann hierhergeschenkt und mit der Aufschrift versehen hat, daß alles darin enthaltene Schlesisch sey. — Ohnstreitig ist sie von dem Vater der jetzt noch lebenden bedeutenden Familie Schiller, dem Prediger Hermann oder dem damals lebenden Rector Meyer für die Bibliothek geschenkt, und als Schlesisch zu den übrigen Althümern gesetzt worden. Nähere Nachricht konnte ich, trotz der Gefälligkeit der Schillerschen Familie, nicht erhalten.

3) Eine dritte Lampe, den vorigen mehr ähnlich, die unten bemerkt sind, gleichfalls von Thon, glatt, etwas

braun-gelblich, findet sich ebenfalls auf der Neustädter-Bibliothek in der von Hermann hergeschenkten Sammlung Schlesischer Alterthümer. — Weiter ist keine Nachricht vorhanden. — Tab. I. Fig. 18.

Soviel von den Lampen.

Eine andere Merkwürdigkeit findet sich noch in derselben Sammlung, die einer Rolle Papier nicht unähnlich ist. Ich habe sie Tab. I. Fig. 15. etwa halb so schmal abzeichnen lassen, als sie wirklich ist. Die Farbe ist gelb. Inwendig ist sie rauh mit langen leicht sich ablösenden Fasern, auswendig glatt, und nur durch Aufrollen hin und wieder etwas eingebogen. Doch scheint es an einigen Ecken als wenn beyde Seiten glatt gewesen wären. Der Herr D. Treviranus, Prof. der Botanik hieselbst, hat die Güte gehabt, die Bestandtheile desselben zu untersuchen, und schreibt mir darüber folgendes: „Dieses „Gewebe besteht, wie das Microscop ausweiset, durch „und durch aus den Fäden der Wasserheide (conferva „rivularis L.). Die Faden dieses pflanzenartigen Wesens „wachsen im Wasser so gedrängt, daß sie einen Pelz bil„den, der die Oberfläche desselben zuweilen in bedeuten„den Strecken überzieht. Man braucht es dann nur her„auszunehmen, auszubreiten und zu trocknen, damit es „das vorliegende Gewebe darstelle, welchem jedoch die Glät„te der einen Oberfläche, durch einen mir unbekannten „künstlichen Überzug mitgetheilt zu seyn scheint.“ —

Wozu dieses Gewebe gedient, ist mir nicht einleuchtend. Zu Kleidern scheint es zu dünn zu seyn. Charactere von etwaniger Schrift finden sich nirgends, wenn man überhaupt auf diesen Gebrauch fallen könnte.

Die in Maisel gefundenen Urnen und die anderen Thon-Gefäße unterscheiden sich nicht sehr von denen, die auch an andern Orten gefunden werden. Nur scheis-

nen dieselbe in der Regel von einer weit feinern Masse zu seyn, als sie anderswo sich finden. Von einer besonders wegdwood-ähnlichen gelben Urne, mit 5 schwarzen keilförmigen Strichen auf verschiedenen Feldern und andern Verzierungen von Bolus, habe ich oben, bey Gelegenheit der Darstellung der verschiedenen Thon-Massen gesprochen. Alle Urnen, welche Hermann abgebildet hat, sind auf der 3. 4. und 5. Tafel bey ihm enthalten. Auf letzteren besonders die Crepitacula mit Kugeln, von verschiedener Form.

Die metallenen Geräthe von Eisen, Bronze und Gold, Griffel, Ringe, um Finger, Brust (und Kopf), Körbchen, Knöpfe, Pfeil-Spitzen, Messer, Scheeren von Eisen, kleine Schwerter („Signa Martis" — Abbild. V. bey mir auf der Charte Fig. 11.) Beile von Stein, Donnerkeile oder Hammer sind bey Hermann Tab. V. VI. VII. abgebildet.

Fünf kleine perforirte Rädchen von Thon fanden sich in einer Urne, die der obenbeschriebenen Urne mit der Römischen Inschrift beygesellt war. „Sie waren von Fingers-Dicke einen Zoll breit, und wurden in einem einhenkeligen Gefäße mit einem abgeschliffenen Stück Wetzstein gefunden." Hermann erklärt sie p. 152 jedoch mit einigem Bedenken nach Meursius (de Ludis Graec. p. 10) für ein Weiber- oder Kinderspiel mit 5 Steinen, welche mit der Hand aufgefangen wurden. Ich halte die Bedeutung für ernster, schon wegen des Fundortes, wobey offenbar an keine Kinderspiele zu denken ist, und glaube, daß man mit mehrerer Sicherheit diese taleoli aus der, den Celtischen Alterthümern näher verwandten Etruscischen Götterlehre herleiten könne. Hie-

aber findet sich ein von Gori *) mitgetheiltes ehernes Bildniß der Venus infera, welche auf einer solchen perforirten Scheibe steht, und mit ausgebreiteten Flügeln und erhobenen Händen: „quasi parata ad juvandum celeri promtoque auxilio sich erhebt. In der rechten hält sie eine patera quasi ostendat divinis libationibus defunctorum animas ab inferis evocandas esse". Dieses schöne bis auf die Etruscischen Schuhe ganz nackte Idol, ist bey Pisa in einem Hypogäum entdeckt und c. 8 Zoll hoch. Die Römer nannten diese Venus Libitina, und sie ist dieselbe mit der Hecate. — (cf. Gori. 1. p. 187). Es ist mir also nichts wahrscheinlicher, als daß diese taleoli das Sinnbild einer Göttin waren, die mit den Todten in so naher Berührung stand, vorausgesetzt, daß man nicht jede Verbindung mit der Etruscischen Götterlehre läugnen will. Doch werde ich gern diese Meinung aufgeben, wenn jemand eine wahrscheinlichere Erklärung aus der Deutschen Mythologie selbst findet.

Sehr merkwürdig scheinen mir auch noch 6 große und 6 kleinere in einer großen Urne gefundene Zähne, die man für Elephantenzähne hielt. Sie waren den im J. 1700 bey Canstadt im Würtembergischen in einem gemauerten Gewölbe mit einigen Urnen gefundenen ähnlich. Die Annahme, nach welcher alle Zähne von so großen Thieren, die jetzt in Deutschland nicht mehr einheimisch sind, für antediluvianisch gehalten werden müssen, wird durch das Vorkommen solcher großen Zähne und Knochen mit Urnen unserer Vorfahren etwas geschwächt. Auch bey Tiede fanden sich neuerdings bey einem solchen Lager großer Knochen alte Urnen, und die Kohlenschicht in der

*) Gori Mus. Etr. Vol. I. Tab. 83.

Nähe der 1816 ebenfalls bey Canstadt in der Lehmgrube des Seelbergs entdeckten Knochenlager deutet offenbar wieder auf Menschenwerke hin. *)

Die Urnen, die vor einiger Zeit bey Albano unter einer Lava-Schicht entdeckt sind, und ganz den unsrigen gleichen, waren ebenfalls in der Nähe von den Knochen eines Auerochsen **), so wie die 1818 bey Coopershill in England entdeckten Hypogäen mit Urnen den vollständigen Schedel eines Büffels enthielten. — Die neuen Entdeckungen des großen dem Mammuth zu vergleichenden Thieres im Norden von Sibirien und besonders eines noch lebenden in Nordamerika, haben, wenn sie sich bestätigen sollten, ebenfalls ein großes Gewicht als Gründe gegen die Annahme, daß alle diese große Knochen nothwendig antediluvianisch seyn müssen. Doch lasse ich die Sache dahin gestellt seyn, weil bey diesen Knochenlagern doch auch gewöhnlich versteinerte Muscheln und andere See-Erzeugnisse vorkommen. Ich hielt es nur für der Mühe werth, auch für den natürlichen Ursprung dieser Knochen, der ohne eine allgemeine Erdrevolution sich erklären läßt, dasjenige anzuführen, was sich mir gerade darbot. Möglich wäre es immer, daß Thiere in den deutschen Wäldern sich ehemals aufgehalten haben, die, dem nördlichen Clima eigen, an Größe selbst die

*) Vergl. über die Canstadtischen. Jägers Bemerk über das Vorkommen der fossilen Knochen in der Gegend von Stuttgard und Canstadt. In Gilberts Annalen der Physik 1818. St. 1. und Memminger: Canstadt und seine Umgebungen. Stuttgard 1812.

**) Alexander Visconti hat einen Brief darüber an Canevale drucken lassen, und der Bildhauer Herr Rauch, der die bey Albano gefundenen Urnen gesehen, hat dem Herrn Professor Büsching versichert, daß sie von derselben Größe und Gestalt waren, wie die, welche er in der hiesigen Alterthümer-Sammlung sah.

Colosse der heißen Zone übertrafen, und die Alten sind nicht ganz ohne Nachricht von solchen ungeheuern Thieren, die Deutschland ernähren sollte. —

Die gefundenen Münzen schienen Hermann nicht wichtig genug, um sie alle anzuführen „weil wenig goldene und silberne darunter sind," und doch sind sie eigentlich der wichtigste Fund. Er führt nur an (p. 154 — 55. Tab. V.)

1) Goldene. a) Eine goldene von ungewissem Gepräge, die Dewerdeck für einen Drachengroschen hält, welche um Trajans Zeit geprägt wurden.

b) Ein goldener Aurelianus: — Avers des Kaisers Brustbild und Epigraphe IMP. AVRELIANVS AVG; Revers Concordia in beyden Händen trophaea militaria haltend mit: CONCORDIA LEGI. Wahrscheinlich ist diese Münze, die Eckhel nicht hat, bey der Gelegenheit geprägt, als Aurelianus nach Besiegung der Zenobia zurückkehrte, und Tetricus in Gallien sich freywillig an ihn ergab.

c) Ein Constantius. — Avers: des Kaisers Brustbild mit der Epigraphe FL. IVL. CONSTATIVS P(ius). F(elix) AVG(ustus). Auf dem Reverse die geflügelte Victoria mit einer Trophäe in der Rechten und einem Siegeszweige in der Linken. Umschr. CONCORDIA DD. NN. AVGG (Dominorum Augustorum).

Daß so wenig Gold-Münzen gefunden werden, und diese nur von den spätern Kaisern, bestätigt die Nachricht des Tacitus, wenn er in seiner Germ. Cap. 5. von den Deutschen sagt: Argentum (argenteos numos) quoque magis quam aurum sequuntur, nulla affectione animi sed quia numerus argenteorum facilior usui est promiscua ac vilia mercantibus.

2) Silbermünzen. Von dieſen hat Herman Tab. V. lit. b. nur eine in Kupfer ſtechen laſſen, we ſie ſelten und c. 300 Jahr vor Chriſtus alt iſt. Dieſ numus iſt

a) eine Familienmünze des Curtius. — Auf der Avers iſt ein Bruſtbild (Caput Palladis alatum Eck hel, Doct. num. 5, p. 28.) hinter dem Haupte X (Ze chen eines Denars.) Auf dem Reverſe ein Triumphwa gen (Jupiter in citis quadrigis ſuperne quid inſla litui Eckhel. Die Umſchrift M. SILA oben weni deutlich bey Hermann, bey Eckhel völlig ſicher. Unte ROMA, welches wie das hinzugefügte X und das C put Palladis nach Eckhel (p. 1. l. c.) das Zeiche der älteſten Römiſchen Münzen iſt. Auch die alte Form des Q für C vor u iſt ein Zeichen ihres hohen Alters Dieſe Münze iſt nach demſelben Schriftſteller wahrſchein lich von Q. Curtius und M. (Junius) Silanus al duumviris coloniae deducendae geprägt. Eine Stell des Tacitus Germ. 5. wird ebenfalls durch ſie beſtä tigt: Pecuniam probant veterem et diu notam ſer ratos bigatosque. Die Kürze nur ließ unſerm Au tor die Quadrigatos nicht mit herzählen, welche Plinius H. N. 33. §. 13. mit zu den älteſten Münzen der Rö mer zählt: Nota argenti fuere bigae atque quadri gae: et inde bigati quadrigatique dicti. (Abbild auf meiner Charte Fig. 22. 23. Andere Silbermünzen über die Hermann ſelbſt näher nachzuſehen, ſind folgende

b) Ein Julius Caeſar. (ſpäter verloren)

c) — Veſpaſianus Aug. P. M. Tr. P. Cons. V.

d) — Trajanus. (Providentia III (88.)

e) — Hadrianus — (Victoria — COS III.)

f) Zwey verſch. (T. Aur.) Antoninus Aug. Pius „iſt ſehr vielmal in Vorſchein gekommen.“ —

g) Zwey Fauſtinae DIVA FAVSTINA. — R. AE-TERNITAS. — FAVSTINA.

h) Zwey von M. Aurel. Antoninus Caeſar. Beydemal verſchieden.

i) Zwey Aurelius Caeſ. Aug. (Philoſophus) PII. P X TR POT COSIII.

k) Ein Verus: L. VERVS. AVG. ARM. PART. MAX COS. R. III.

3) Kupfermünzen. Von dieſen führt Hermann „wegen des ſchlechten Werthes" bloß an l. c. Litt. c.

a) Eine Familien-Münze. — Ein Bruſtbild mit M. VAL. CORVINVS. Auf dem Revers einen Harniſch mit Bogen und Pfeil (Helm nach meiner Meinung) mit einem darauf ſitzenden Raben, und der Umſchrift CONSENSV SEN. ET. E. Q. ORD. P. Q. R. — Dieſe Münze, welche Eckhel nicht hat, iſt theils wegen ihres hohen Alters, indem ſie vom Jahre 405 U. c. ſeyn muß, wo M. Valerius Sohn des M. Valerius Maximus den ihn herausfordernden Gallier (nach der bekannten Fabel mit Hülfe eines Raben, der ſich auf ſeinen Helm ſetzte) erlegte, (Livius. 7, 26.) theils weil durch ſie der wahre Beyname dieſes Marcus Valerius Corvinus beſtätigt wird, und es alſo keinesweges nöthig iſt, nach Pighius in annal. ad ann. 405. p. 296 die vulgata Corvinus bey Livius, (hier und l. IX. c. 17,) Cicero, Gellius, Valerius Maximus und andern Autoren in Corvus zu ändern, weil die Capitoliniſchen Tafeln CORVVS leſen, und auch die Nachkommen der Albi, Crassi, Rufi, Mamerci, Longi etc. ſpäter erſt Albini, Rufini, Mamercini, Longini hießen. (Vergl. die Noten zu dieſer Stelle in Drakenborgs Ausgabe des

Livius II. p. 574.) — Die Münze ist abgeb. auf meiner Charte 20. 21.

b) Außer dieser führt Herm. Maßlographie l. c. nur noch 3 numi scholastici von alten Münzen an.

Nach Publication der Maßlographie fügt er in seinem Nachtrage (in den Breslauer Sammlungen a. 1723. p. Art. 6) noch hinzu, als bey Massel gefunden

a) 3 Antonini
b) 1 Commodus
c) 1 Faustina

und um Massel herum noch 5 andere, ohne zu sagen von welchem Metall sie sind.

Ich kann noch einige kupferne bey Trebnitz (also in der Gegend von Massel) gefundene hinzufügen:

a) 1 Antoninus M. Aur. Ant. — R. — Victoria Aug.
b) 1 Gallienus. Virtus Aug. Gall.
c) 3 Claudi (zwey verschieden) pax und Virtus Aug.
d) 1 M. Julius Philippus Aug. — R. — Annona Aug.

die neuerlich dort gefunden, und mir von dem Besitzer dem Herrn Baron von Canitz mitgetheilt sind.

Zu verwundern ist in Hinsicht der Münzen, daß von serratis bis jetzt keine vorgekommen sind, da doch Tacitus dieses auch als vorzüglich im Gebrauche der Deutschen gewöhnlich angiebt. Vielleicht beschränkte sich ihr Gebrauch nur auf bestimmte Strecken Deutschlands, oder der Umstand, daß sie sich nicht finden, zeigt an, daß zu den Zeiten, als sie noch geprägt wurden *), kein großer Verkehr mit unsern Gegenden war. —

*) Die serrati sind solche Münzen, deren Rand sägenförmig ausgeschnitten war. Es sind bloß silberne Familienmunzen und auch nur Denarii. Quinarii goldene und eherne sind, nach Eckhel (D. N. Vol. V, p. 24) noch nicht vorgekommen. Die ältesten serrati sind v. J. 650 d. St. Nach Jul. Caesar wurden keine mehr geprägt. Im K. K. Oesterreich. Cabinet befindet sich eine ungeheure Menge von ihnen.

'Genug, vielleicht schon zu viel von dem Einzelnen der bey Massel gefundenen Alterthümer, und besonders der Hermannschen merkwürdigen Sammlung.

Den Schicksalen dieser herrlichen Hermannschen Sammlung nachzuspüren, begab ich mich 1817 nach Massel selbst, um hier wo möglich noch einige Reste zu sehen. Ich erfuhr indeß nur, daß sie nach dem Tode Hermanns größtentheils nach Öls an die Antikensammlung des Herzogs von Braunschweig Öls gekommen, daß einige Urnen sich aber auch noch zu Hermsdorf unter dem Kienast bey Warmbrunn in der Gräfl. Schafgottschen Bibliothek befänden. Beyden habe ich weiter nachgeforscht, letztere (19—20 unbedeutende Urnen an der Zahl) fand ich dort noch in Hermsdorf, aber im Glasschranke damals verschlossen; die nach Öls gekommene Sammlung ist von da a. 1809, als der Herzog zu seinem kühnen Zuge durch Deutschland Geld gebrauchte, mit andern Gegenständen des Cabinets für c. 700 Rthlr. an einen Juden Becrel hieselbst verkauft, und dieser will sie wieder an den Herrn Kaufmann Selbstherr verkauft haben, der allerdings den größten Theil des Herzoglichen Cabinets besitzt, aber — keine einzige Urne, die doch auch dabey seyn müßten. Viele Kupfermünzen habe ich bey Herrn Selbstherr gefunden, und glaube, daß mit diesen die Hermannschen verbunden seyn mögen. — So habe ich also leider nichts Sicheres darüber erfahren können, wohin diese schöne Sammlung gekommen seyn mag. Vielleicht sind die Urnen seitdem als alte Töpfe zerschlagen, und die Metall-geräthe und Silbermünzen eingeschmolzen. — Einige früher von Hermann 1705 hergeschenkte Urnen ꝛc. befinden sich auch, wie ich oben erwähnte, in der hiesigen Neustädter- oder Bernhardiner-Bibliothek, wo der jetzige Rector und Bibliothekar Herr Morgenbesser mit großer Genauigkeit dafür sorgt, daß nichts neues zu

ihnen hinzugesetzt, oder etwas Vorhandenes davon getrennt wird. —

In den neuesten Zeiten werden noch manchmal Urnen dort ausgegraben. Ich habe noch zwey rothe mit hergebracht, und der Anwohner eben erwähnter merkwürdiger perennirender Quelle zeigte mir Bruchstücke einer wenigstens fingersdicken Urne, die er dort vor Kurzem gefunden hatte. Es war nichts darin gewesen als eine Münze mit einem darauf geprägten Hahne oder andern Vogel, welche die Kinder als Spielwerk betrachtet und verloren hatten.

Einen Schatz, den die Bauern dort verborgen glauben, nämlich einen ganz goldenen mit Augen von Edelsteinen versehenen Götzen, wird wohl niemand finden,*) jedoch können durch die Bemühungen des jetzigen, sehr für die Wissenschaften eingenommenen neuen Besitzers vielleicht noch manche andere Alterthümer entdeckt werden.

Wenn aber schon dieser bis jetzt gefundene große Vorrath von Alterthümern aller Art, mit großer Sicherheit auf eine bedeutende ehemalige Bevölkerung des Ortes schließen läßt, so verdient die Sage auch noch Beachtung, daß hier einst eine Stadt gelegen, die von Pavelau (davon nachher) über Massel bis Öls gereicht habe, und der Umstand, daß nach Versicherung des Herrn Prediger Henschel das jetzige unbedeutende Dorf eigentlich Stadt- (oder Marktflecken-) Gerechtigkeit habe, daß eine Gegend noch den Namen des Weinthores, eine andere den des Domes habe, obgleich geschichtlich weder von einem Thore noch von einem Dome hieselbst etwas ausgemittelt werden kann. —

*) Es ist ein Gebilde der gemeinen Ansicht, daß man nur um Gold die Erde so mühsam durchwühlen könne. So glaubten auch die Türken, daß die Europäer darum nur die Sigeische Inschrift so aufmerksam lasen und zeichneten, weil sie ein Verzeichniß der unterirdischen Schätze in der Gegend um Troja enthielte. —

Noch kann ich 3 merkwürdige Bäume am Kirchhofe nicht unerwähnt lassen. Zwey davon sind eine außerordentlich dicke Eiche und Linde, die aus einem Stamme hervorwachsen und sehr alt seyn müssen, da der untere Stamm vor der Absonderung 27 Fuß im der Peripherie mißt. Die Bauern geben diesen schönen, jedoch oben abgestorbenen Bäumen den Namen des Mannes und der Frau, indem jenes die Eiche, dieses die Linde vorstellen soll. Sie sind jetzt das Wahrzeichen des Ortes, nachdem der ungeheuere Hapnerbaum vor dem Pfarr-Hofe, welchen nach Hermann p. 263. die Fremden dafür erklärten, nicht mehr existirt. — Nicht weit von diesem Doppelbaum nahe an der Kirchhofsmauer sind die noch grünenden Überbleibsel einer wahrscheinlich noch ältern Linde, von welcher eigentlich fast allein noch ein Theil der Rinde da ist. Dennoch ist dieser Rest noch 15 Fuß im Umfange. — Die Bemerkung, daß solche Bäume oft lagerbuchmäßig erhalten werden mußten, wovon neuerlich auf den Hypogäen bey Mühlhausen*) ein Beyspiel vorkommt, daß unter und an solchen alten Bäumen häufig noch in andern Gegenden Opfergeräthe gefunden werden, die alte Opfereiche am linken Oderufer bey Bleischwitz nicht weit südlich von Breslau (cf. infra diesen Artikel) und die historische Thatsache, daß auch unter solchen Bäumen, den sogenannten Upstalls-Bömen bey Aurich die alten Friesen ihre Zusammenkünfte hatten, geben diesen Bäumen neben ihrer außerordentlichen Größe noch ein Antiquarisches Interesse.**)

---

*) Jenaer Lit. Zeit. Nov. 1816. Lit. Nachrichten. Auch mehrere Münze von Trajan ꝛc. wurden bey denselben gefunden, ein Merkur von Erz, eine Suchnadel und mehrere Urnen.

**) Wie die Celten dem Feuer und den Quellen opferten, und einen Theil des Opfers hineinwarfen, so beräucherten sie auch die geheiligten

So weit von Massel, seinen Umgebungen, seinen Gräbern, seiner Quelle, und seinen Sagen, die merkwürdig genug sind, ihm die Stelle Hegetmatia's oder Massilia's anzuweisen, wofür auch die Maaße des Ptolemäus sprächen.

Rings um Massel herum ist fast kein Dorf ohne Überbleibsel. Dieser Kreis enthält ungefähr 1½ Meilen im Durchmesser.

2) Ellguth 7 Stadien **) N.W. von Massel. Gegen das Ellguter Büschel, den südlichern weißen Berg (der aus Sand besteht und mit alten Tannen und Fichten bedeckt ist) und gegen die Windmühle zu sind hier Begräbnisse gefunden. H. p. 79. ***) — Auch hier ist eine im Sommer kalte und im Winter warme rauchende Quelle, wie in Massel, die nur 1709, bey der größten Kälte einmal auf zwey Tage eine Linie dick zufror und immer reichliches Wasser hat. Sie liegt vor dem Guts-Hofe gegen Abend und ist ausgekastet. Hermann spricht davon p. 108 und stellt sie mit der Kaltwasserschen bey Lignitz und dem ebendaselbst näher bey der Stadt am Töppelberge befindlichen Grünthalischen etwas mineralischen Brunnen zusammen, von dem er jedoch nicht sagt, daß sie ebenfalls im Winter nicht zufrieren.

Bäume mit dem Blute desselben. Oeffentliche Volksversammlungen eröfneten die Priester mit ihren heiligen Gebräuchen (Tacit. Germ. 10, 11.). Es ist es nicht unwahrscheinlich, daß schon in den ältesten Zeiten an solchen Bäumen Opfer und Volksversammlungen gehalten wurden, und daß auf den daben befindlichen Höhen der Platz des Priesters war, der Ruhe und Ordnung erhalten und deshalb von allen gesehen werden mußte.

**) Ich rechne hier wegen der geringen Entfernung der Fundorte, welche meine Charte im Carton darstellt, lieber nach Stadien, deren 40 auf eine Deutsche Meile gehen.

***) H. bedeutet hier um Massel herum immer Hermanns Mahlographie, der p. 79 bis 93 ein Verzeichniß der damals bekannten Fundorte dieser Alterthümer liefert.

Auch mit der von Herodot beschriebenen Quelle, beym Tempel des Jup. Ammon in Africa oder Libyen, stellt H. sie zusammen, von welcher dieser Schriftsteller 4, 181 erzählt: „Diese Quelle ist des Morgens lauwarm, gegen Mittag kälter, des Mittags selbst aber sehr kalt, dann aber erfrischen sie ihre Gärten damit. Mit abnehmendem Tage vermindert sich die Kälte, und das Wasser wird allmälich warm, bis es um Mitternacht intermittirend aufkocht. Nach Mitternacht wird es allmälich wieder kalt". Die Quelle heißt: Quelle des Helius (Sonnen-Quelle). Arrian erzählt (expedit. Alex. III. 4) dasselbe von dieser Quelle, die Alexander auch besuchte. — Die Veränderungen, die also die Maßler und Elguter Quellen im Sommer und Winter erleiden, zeigte jene in dem wärmern Lande, wo der Winter die Nacht ist, alle Tage nur im höhern Grade.

Der Name Ellgut scheint mir bedeutend, weil er fast bey allen Orten oft mehrfach vorkommt, die sich durch alte Begräbnisse auszeichnen. *) Dieser Name wird, wie schon erwähnt von Elle hergeleitet, weil die Fruchtbarkeit mit Ellen ausgemessen werden könne. Ich glaube indeß, daß er vielmehr von hel, heilig, abgeleitet werden müsse, und heiliges oder den Priestern gehöriges Gut bedeute. Meine Muthmaßung unterstützt, der in der Schweiz befindliche Marktflecken Ellgow, Ellkow (oder Ellg), der in den Diplomen Augia sacra, heilige Au oder Sacer Pagus heißt (cf. Martiniere-Wolff Lex. s. v. Ellg), wo also offenbar Ell: heilig bedeutet. — Deshalb glaube ich, daß man bey Nachspürung neuer Gräber besonders auf diese Ellgute Rücksicht nehmen müsse.

---

*) Ein großes Register derselben befindet sich im Neuen vollständigen (?) Verzeichnisse der in Schlesien und der Grafschaft Glatz befindlichen Dörfer und Marktflecken [illegible] — Breslau 1814. Es rechnet 49 Elgothe und Ellgüte [illegible]

3) Klein-Schweinern 6 Stadien O. N. O. von Massel. Bald hinter dem Maßlischen Pfarr-Garten und weiter hin auf dem großen Sandberge. Herrm. l. c.

4) Kähle (bey Wiel. Kehle) 12 St. S. O. von Massel gegen den Wald. H.

5) Groß-Zauche 24 St. S. O. von Massel. H.

6) Bottendorf 26 St. O. N. O. von Massel auf den Acker gegen das 12 St. N. N. W. davon liegende

7) Neuwalde, woselbst auch bey dem adelichen Hofe Gräber gefunden sind. Beydes H.

8) Dombrave (Poln. Dambrave) 28 St. N. N. O. an Massel auf einem hohen Berge, wie Hermann sagt, wahrscheinlich aber nur auf einem etwas bedeutenden Sandhügel, wie ich hier alle Begräbnisse gefunden habe. Hier sind nur zerbrochene Scherben ausgeackert, und nach Aussage der Einwohner ehemals auch goldene Münzen, die sonst in den Schlesischen Gräbern sehr selten sind vorgekommen. Dieser Ort verdient gewiß nähere Untersuchung.

9) Polnischer Hammer im Walde 30 St. N. O. von Massel. H.

10) Werrendorf gegen den Ellguter Wald 15 St. N. von Massel. H.

11) Kobelwitz 12 St. W. von Massel H. Als ich 1817 von Massel über den Töppelberg, dann den weißen Berg rechts lassend gegen Kobelwitz ging, kam ich zuvor an einen auf der Charte bemerkten kleinen Bach, an welchen auch Trebnitz höher hinauf liegt. Bey dem Übergange über denselben lagen 5 große Steine, die einzigen, die man in der ganzen Gegend um Massel findet und gleich jenseits des Baches zu dem pyramidalischen Sandhügel, der bis auf weniges dürres und leicht zerreibliches Moos und Ge-

ſtrüpp ganz unbedeckt und unbebaut iſt. Nachgrabungen waren vergebens, doch konnte ich auch nicht lange Zeit daran verwenden, und dem Todtengräber, deſſen eiſerne Suchſtange ich geliehen, mußte dieſelbe zurückgegeben werden; ſonſt hätte ich gern weitere Nachſuchungen veranſtaltet. Der ganze Hügel iſt mit Scherben beſäet. Hier ſind die merkwürdigen 5 ſigna Jovis Z und Lunae ☾ von Bronze entdeckt, die nach Hermann p. 150 „jede Part abſonderlich in einer Urne gefunden ſind." Dieſe Zeichen kommen auch auf einer in Seeland gefundenen alten Münze vor, die ich zur Vergleichung auf der Charte (Fig. 10) habe abbilden laſſen (cf. Th. Barthol. lib. 2. Antiquit. cap. 9. p. 45 und Arnkiel ausführliche Eröffnung p. III. Seite 144.) Ich halte das Z Zeichen für das Sinnbild des Sabazius der auf dem Todtenberge verehrt wurde (vgl. den Artikel Todtenberg nachher) und das Zeichen des Mondes für das der Germaniſirten Iſis. Solche Monde kommen unter den Rhetriſchen Alterthümern als Verzierung des Gewandes um den Hals eines Gottes vor, der mit Runiſchen Buchſtaben die Namen Belbog — Prisri, Rinn, Rhetra, Zern. (Über einem Käfer) A, und As . . . . ri enthält. — (Wegen Alterthümer der Obotriten p. 93.) -- Eine andere Merkwürdigkeit dieſes Begräbniſſes iſt das Vorkommen einer großen Schaaf-Scheere *), die ganz den unſrigen ähnlich nur in Hinſicht des längern Biegels ſich etwas von ihnen unterſcheidet. Auch die Cimbriſchen Gräber enthalten Scheeren „jedoch nicht wie die unſrigen gemacht" (Arnkiel. Heidenbegräbniſſe Lib. I. p. 161.)

*) Vergl. die Charte Fig. 2.

Drittens ist noch ein großer Spieß in einem ganz steinernen Grabe mit wenigen großen Knochen ohne Urnen und anderen Gefäßen gefunden. (Herm. Beschr. p. 150 Abbildung Tab. 2. Fig. 1 und 3. und Tab. VI. Fig. 6. 7. 8. 9.) — Zu den Zeichen der Götter, gehören auch noch die von Hermann eben vorher p. 149 angeführten zwey kleinen eines Fingers langen Schwerdtchen *) von Bronze, welches jedes appart in einem Topfe (wo? sagt H. nicht) angetroffen worden. Dies erklärt schon H. gewiß richtig für Zeichen des Mars, indem Pomp. Mela von den Scythen sagt (2, 1) Mars omnium (Scytharum) deus est, ei pro simulacris enses et tentoria dedicant, und Solin (cap. 20) Populis istis deus Mars est, pro simulacris enses colunt. Ein solcher 1½ Zoll langer Säbel, hat sich auch unter den Rhetrischen Alterthümern gefunden, und nach Maschens Behauptung findet er sich dort auch in den Aschenkrügen.**) Er meint, die Römer hätten dadurch Veranlassung genommen, von den Deutschen zu berichten, daß sie den Mars unter dem Bilde eines Schwerdtes anbeteten, weil von ihnen bey Kriegeszeiten ein bloßes Schwerdt auf dem Altar gelegt sey, welchem sie nachher die Beute geweiht hätten. Die Gothen hätten ebenfalls kriegerische Waffen gehabt, von welchen sie behauptet, daß sie von unterirdischen Männern (Gesinen) verfertigt würden, gegen welche sich niemand

*) Die Abbildung ist auf der Charte Fig. 11.

**) Wegens gottesdienstliche Alterthümer mit Maschens Erklärung derselben p. 127. (Abbild. Fig. 30.) Viele prächtige Grabhügel finden sich noch bey Rhetra, die nach Maschens Versicherung „bis auf den heutigen Tag" (a. 1771) noch nicht berührt sind. Es verlohnte sich gewiß der Mühe, hier weiter nachzusuchen.

hätte fest machen können.*) Wer erinnert sich hierbey nicht an das Schwerdt des Attila, das unter der Erde gefunden, von ihm für das Schwerdt des Mars erklärt wurde, und ihm mehr wie seine übrigen Ränke die Siege über alle Völker des damaligen Europas erfechten half, weil er dadurch die Geißel in der Hand des Gottes selbst wurde. In der Edda (Rühs p. 164) kommt auch ein Spiel der Asen vor, in welchem mit kleinen Schwerdtern so behende gefangen wurde, daß ihrer 7 zugleich in der Luft waren.

12) Pavelau 1 Deutsche M. W. von Massel. Etwa 3 Stadien weiter nördlich am Walde auf einer Sanderhöhung ist 1710 vom Prediger Köhlichen ein Begräbniß entdeckt. Aufgefunden sind dort, außer den Urnen 2 sehr große gekrümmte Griffel, die H. (Continuatio Tab. VI.) darstellt, beyne gehenkelt, der größere auf dem gekrümmten platten Knopfe mit fünf Cirkeln, in deren Mitte ein Kreuz sich befindet; zwey gewundene Dräthe und ein Knopf mit Riegel. Auch zu Massel sind solche Knöpfe gefunden, deren 3 H. Tab. VI. fig. O. abbildet.**) Ob diese Knöpfe dazu gedient haben, den Mantel auf der Schulter zusammen zu halten, oder zu anderm Gebrauche, mag ich nicht entscheiden.

So merkwürdig diese Gegenstände sind, so fand doch schon Hermann nichts mehr als ein paar abgebrochene Nadeln auf der Oberfläche des Hügels, der nur mit Scherben besäet ist, und auch ich habe vergebich an mehrern Stellen 6—7 Fuß tief nachgraben lassen. — Übrigens ist Pavelau

*) Allgemeine Welthistorie Th. 16. S. 429 u. 576. — Herbarar, Saga St. Vereins p. 45. —

**) Einen gleichen Knopf fand Fuchs bey Potsdam in einer Urne (vergl. Neueste Mannigfaltigkeiten. Berlin 1779). Auch Beckmann in seiner Beschreibung der Mark Brandenburg hat mehrere abgebildet.

durch die Menge zum Theil 4—5 Fuß im Diameter haltender Steine (die sonst in dieser Gegend eine Seltenheit sind) merkwürdig. — Im Kirchthurm-Knopfe sollen alte Münzen aufgehoben seyn. Hier ist es auch, wo ich die Sage hörte, daß eine Stadt daselbst gelegen und mehrere Meilen weit bis gegen Öls gereicht habe. *)

13) Comrave gegen den Teich im Walde 24 St. N. N. W. von Pavelau. H. Die Stelle ist bey den Bauern noch bekannt, wo ehemals Urnen gefunden sind.

14) Hujeschütz (Ujeschütz, Wiel.) 46 St. N. N. O. von Massel auf einem Sandberge im freyen Felde, und Acker gegen Cainave. H.

15) Tarnkemühle 20 St. O. von Massel. Hier ist, wie H. sagt, vor einigen 20 Jahren außer den Urnen, ein ganzer fossiler „Einhorn-Körper" **) durch den Regen ausgewaschen, in der Mühle aufgehoben und mit ihr verbrannt, bis auf ein Schulterblatt, das der Müller dem Vater des Predigers H. gab. Ein großes gewundenes Horn „das wahrscheinlich zu dem Körper gehörte" ist 100 Schritte weiter hinauf nach Trebnitz etwa 80 Jahre früher losgerissen, und nachher in die Fürstliche Canzeley nach Trebnitz gebracht, dann aber nicht wieder zu erfragen gewesen. ***) Die Beschreibung ist bey H. p. 181. Die Abbild. des Hornes Tab. VII. fig. 8. — Dieses Horn gleicht vollkommen dem eines Narwals. — Die Gräber sind auf dem Acker.

---

*) Um diese Sage nicht ganz lächerlich zu finden, müssen wir uns an die mittelmäßigen Gebirgsdörfer unserer Gegend erinnern.

**) H. sagt, der damalige Müller hat die Knochen zusammengenommen, in die Presse gegeben und befunden, daß es ein unicornu fossile sey. —

***) In Trebnitz hangt in der Kirche nur ein sogenanntes Riesenbein, welches vielleicht von dem Gerippe ist. In der Sammlung des Herrn Kaufm. Seidlitzer, welche ein Theil des Heiser Cabinettes ist, befindet sich ein solches Horn.

16) Maluschütz 2 St. W. S. W. von Massel. Begräbnisse auf dem Acker. H.

Weiter von Massel entfernt und nicht zu jenem Kreise gehörig sind im Fürstenthum Oels noch

17) Wültschütz bey Hundsfeld 1½ M. O. von Breslau. Die Gräber von Ohmb untersucht und beschrieben in Tentzels monatlichen Unterredungen z. J. 1696 p. 654. Den Begräbnißort nannten mir die Bauern den Heidenkirchhof. Er liegt an dem nördlichen Ende des Dorfes in dem Garten des jetzigen Gärtner Pelz und der nahen Umgebung, an einer sanft sich neigenden Anhöhe. Ein einziger alter wilder Birnbaum steht darin. Sonst kommt nach Versicherung des Besitzers kein Baum fort, weil der ganze Boden 2—3 Fuß tief unter der obern Dammerde mit Feldsteinen bedeckt, und wie gepflastert sey. Letzteres fand ich bestätigt, denn obgleich schon ganze Wagen voll Steine herausgewühlt im Anfange des Gartens lagen, so mochte ich mit dem Sondirstabe untersuchen, wo ich wollte: immer stieß ich in gleicher Tiefe auf Steine, die sonst in dieser Gegend auch sehr selten sind. Eine Urne, die noch vor kurzen unter den Steinen in der Nähe des Baumes gefunden war, erhielt ich vom Besitzer. Das Land war gerade bepflanzt und besäet, und konnte deßhalb nicht an vielen Orten untersucht werden, jedoch ließ ich in der Nähe eines großen platten über die Erde hervorragenden Steines graben, um den Boden zu sehen, in welchem die Urnen hier liegen, und die Frage zu beurtheilen, ob es nothwendig anzunehmen sey, daß der röthliche Sand, womit die Urnen aus Wültschütz gefüllt sind, wie einige meinten von eingemengtem Blute seine Farbe habe. So fand ich die obere Dammerde schwarz, dann aber unterhalb des Steinpflasters eine rothen Sand mit Lehm vermischt, woraus sich alles genugsam erklärt. — An dem hiesigen Heidenkirchhofe soll nach Versicherung der Bauern die Gerech-

tigkeit des Dorfes, sich eine eigene Kirche zu bauen, und Befreyung von Abgaben an den benachbarten Prediger hafften. — Die Gegend fängt hier erst an hoch und bewohnbar für ein Volk zu werden, das sich noch nicht durch Dämme gegen die Überschwemmungen der Flüsse sichern kann. Von Breslau bis hierher ist das Land zu niedrig und gewissermaßen ein einziges großes Bette der Oder, in welchem sie ihren Lauf oft geändert zu haben scheint. —

18) Guttwohne 1½ M. N. W. von Öls. H. die Bauern erinnern sich noch, daß am Teiche östlich von G. zuweilen Urnen gefunden sind, die aber sogleich wieder zerschlagen wurden.

19) Dammer ½ M. O. N. O. von Öls. Nach Aussage der Bauern sind daselbst südlich vom Dorfe gegen Öls zu, Urnen gefunden.

20) Zwischen Redzewitz und Ulbersdorf H. Ersteres liegt 2½ M. O. von Öls. Letzteres 3½ M. O. S. O. von Öls. Sinapius in seiner Ölsnographie, von H. citirt, giebt die kurze Nachricht: „Zwischen R. und U. sind vor einiger Zeit heidnische Begräbnisse vermerkt".

Außer diesen von Hermann schon gekannten heidnischen Gräbern sind später noch im Fürstenthume Öls folgende Fundorte hinzugekommen.

21) Obernigk 2 M. W. S. W. von Massel. Seit einigen Jahren werden hier viele Urnen ꝛc. aufgegraben, und der Gutsbesitzer daselbst H. Schauber bewahrt einen ganzen Schrank voll solcher Antiquitäten auf. Nachricht mündlich von dem Herrn Rector Morgenbesser an der Neustädter Schule hieselbst.

22) In der Gegend von Hundsfeld*) 1 M. O. von

*) H. hatte auf der Charte keinen Platz.

Breslau ist eine goldene Griechische Münze von Alexander dem Großen gefunden. Nachricht vom Besitzer derselben dem Herrn Generalsuperintendent Kunze in Öls, durch Herrn Professor Brandes in Breslau.

23) Wülpen 2 M. N. W. von Öls — jenseits Guttwohne. Bloß Nachricht von einem dort gefundenen großen Bronzenen Griffel, dessen Abbildung bey Volkmann (Sil. Subterr. p. 322. Tab. VIII. fig. 2).

24) Bruschwitz 1½ M. N. O. von Breslau. Hier sind a. 17½ an der Pawelwitzer Gränze bey einem Kiefernbusche mehrere Urnen mit Knochen und Metallstiften gefunden. Nachricht davon giebt der Herr von Strachwitz (auf dessen Majoratsgute Bruschwitz, die Urnen aufbewahrt werden) in einem Briefe an den Herrn Professor Büsching. d. d. 25. September 1818.

25) Zu Klein-Weygelsdorf 1½ M. O. von Breslau wurde auf der von dem Flusse Weyda gebildeten Insel, der Kuhberg genannt a. 180½ ein sogenannter Donnerkeil oder Streitaxt gefunden. Diese war keilförmig und mit einem durchbohrten Loche versehen. Sie ist abhanden gekommen. Im Jahr 1817 wurde eben daselbst bey Gelegenheit der Räumung eines Armes der Weyda, das Gränzwasser genannt, ein Stück Bernstein 3½ Loth schwer unter einem Erlenstrauche gefunden, welcher ausgerodet werden mußte. — Da in Schlesien sonst keine Bernsteinlager sind, so ist es höchst wahrscheinlich, daß dieses Stück durch den alten Bernsteinhandel hereingebracht ist. Merkwürdig ist, daß sich sonst weder roher noch verarbeiteter Bernstein in den Gräbern findet. Obige Nachricht ist ebenfalls vom Herrn von Strachwitz auf Bruschwitz in dem erwähnten Briefe. Der Bernstein wird von ihm aufbewahrt.

In der Herrschaft Militsch.

1) Militsch selbst ½ M. S. von Massel. Es ist hier

unter andern eine große Urne gefunden, die nach Breslau auf die Maria-Magdalenen-Bibliothek gekommen, und wahrscheinlich die ist, welche ich unter B. Nr. 2 verzeichnet habe *). Darin zwey den unsrigen sehr ähnliche Sporen, die nur statt des Rädchens eine Spitze haben (Hermann Mahlogr. p. 83.) Auch viele andere metallene Geräthe, Buckeln von Streitgürteln, Wurfspießspitzen, Messer, Meissel von Eisen ꝛc. sind dort gefunden. Volkmann Sil. subterr. p. 322. Tab. IX. abgebildet.

2) Dammer 1 M. S. O. von Militsch. Nachricht bey Volkmann Sil. subterr. p. 317.

3) Protsch 1 M. S. W. von Militsch. ibid.

4) Nesselwitz 1 M. O. S. O. von Militsch. ibid.

5) Wembitz (bey Wiel. Wembowitz) 1 M. S. O. von Militsch auf einem Berge, welcher der Heidentempel heißt.

6) Freyhahn 1½ M. N. W. von Militsch an der Polnischen Gränze. Hier sind 1810 und 11 Urnen und andere Alterthümer gefunden worden. Eine kleine dort gefundene Urne besitzt der Herr Musiklehrer Flemming hieselbst, der sie von dem Maler Herrn Großpietsch erhalten hat.

In der Herrschaft Wartenberg

findet sich bey Perschau O. S. O. von Wartenberg seit einiger Zeit eine Menge von Urnen. Die Nachricht darüber verdanke ich dem Herrn D. Paritius hieselbst.

V. Im Breslauischen Fürstenthume

liegt Breslau selbst zu tief, **) als daß es gut anzunehmen

---

*) Sie war ganz abgeändert von den übrigen und stand noch in einem Kasten, worin sie übersendet war. —

**) Obgleich der Boden sich durch beständiges Bebauen so sehr erhöht hat, daß man an einigen Stellen tief unter den Straßen Flechtwerk und Reste von Gebäuden gefunden hat.

wäre, daß dieser Ort schon von den alten Lygiern hätte bewohnt werden können. Das Volk der Slaven (nicht Wenden) war wahrscheinlich das erste, welches sich hier um eine Burg als Fischer und Hirten ansiedelte. — In der Nähe dagegen auf dem höheren Lande finden sich mehrere alte Begräbnisse.

1) Bey Ransern 1 M. N. von Breslau, am rechten Oder-Ufer. Hier sollte 1614 ein Damm gegen die Oder erhöhet werden. Die Erde wurde dazu von einem benachbarten Sandberge geholt und bey Ausgrabung desselben das Begräbniß entdeckt. Viele Urnen zerbrochen, und nur 16 derselben wurden auf die hiesige Maria-Magdalenen-Bibliothek gebracht. Nachricht davon giebt ein unbenannter Kupferstich (von Caspar Conradus Doctor der Medizin in Breslau, neu aufgelegt von Elias Major 1667), auf welchem die Urnen als Einfassung um die Schrift dienen. Diese Abbildungen sind aber entweder nicht treu, oder ein Theil der zu St. Maria-Magdalena befindlichen Urnen ist verloren und andere sind hinzugesetzt. Von 12 derselben habe ich mit ziemlicher Gewißheit ihre Identität mit den Originalen herausgebracht und sie so verzeichnet. Die übrigen ließen sich nicht finden. Auch Tebesius liefert in seinen Lignitzischen Jahrbüchern die Abbildung dieser 16 Urnen, stimmt aber weder mit den Originalen noch mit obiger Zeichnung überein (Vgl. auch Henel Sil. renov. P. I. c. 3. §. 51. Fr. Lucae Schles. Denkwürdigkk. p. 215 und Major in seinem deutsch. Cimbrien.)

2) Strachwitz 1 M. W. gegen Lissa. Hier ist nach Hermann p. 81 in einem Grunde ein großes Ossuarium ungefähr i. J. 1699; (Hermann sagt „vor c. 12 Jahren") aufgewühlt.

3) Auras 2½ M. N. W. von Breslau, wovon Naso in seinen Prodrom. Chron. Silesiae spricht.

4) **Schbbekirche** 3 M. W. S. W. von Breslau. Hier wurden außer vielen schönen Urnen (nach H. Maßlogr. p. 81) im Anf. des 17ten Jahrhunderts auch vieles metallenes Geräthe und Münzen gefunden. „Die aber wieder zerstört sind.“ Es verlohnte sich hier gewiß der Mühe weiter nachzugraben (cf. auch Volkmanns Silef. Subt. p. 317.)

5) **Lorankwitz** 3½ M. S. W. von Breslau, letztes Dorf vom Breslauer Kreise. Links an der Straße, aber vor dem Dorfe, ist hier 1804 ein Grab von Schweinen auf einem Sandhügel aufgewühlt. Der Herr Thilo, Akademischer Maler hieselbst, besitzt eine sehr schöne schwarze sechseckige Urne davon. Später ist nichts weiter untersucht.

6) **Pöpelwitz** M. N. N. W. von Breslau am linken Ufer der Oder. Auf dem Adelhofe des Herrn von Riemberg sind hier nach einem Brande, der den Bau eines neuen Stalles verursachte, außer mehreren Urnen noch ein Mannsgerippe*) und viele kleine wie zu einem Panzerhemde gehörige Ringe, die Herr Rector Stieff erhielt, gefunden. Nachricht giebt Kundmann (Seltenheiten der Natur und Kunst a. 1737. p. 313 und 318).

7) **Pilsnitz** ¼ M. N. N. W. von Breslau, am linken Ufer der Lohe.**) Im Herrschaftlichen Garten sind

---

*) Dieses Gerippe ist gewiß späterer Verlorung als die Urnen, da man auch noch einige Ueberbleibsel von Strumpfen und ebendaselbst in der Nähe Schaufeln gefunden haben will. Ganze Gerippe kommen in Schlesien als in den ältesten Urnen selten vor, niemals vor, und die Sitte des Verbrennens scheint daher hier noch allgemeiner gewesen zu seyn, als in den übrigen Theilen Deutschlands.

**) Die Lohe oder Lohe hat ihren Namen von der Eigenheit, daß sie schwer fließet. Ich fand dieses bestätigt, als ich einmal in Weihnachten bei so manchen Stellen noch offen sah, als alles Uebrige, selbst die Oder schon fest gefroren war. Sie hat also in dieser Hinsicht einige Aehnlichkeit mit den Quellen zu Maskil, Elgut und Schmischom.

ſolche Alterthümer „unter welchen recht unförmliche Urnen“ und ein metallenes Becken ſich befanden. ibid. —

8) Maſſelwitz 1 M. N. N. W. von Breslau am linken Ufer der Oder. Nachricht von hier gefundenen Urnen, giebt der bey den Artikel „Ranſern“ oben erwähnte Kupferſtich des D. Caſparus Conradus in der kurzen Beſchreibung von 1641. Vaſa qualia antehac in Sileſia, puta Trebonicii (zu Maſſel) Lubenae, Maſſelwicii, Coroſzae et alibi inventa.

9) Grabiſchen 1 M. W. S. W. von Breslau. Den hieſigen Begräbnißplatz entdeckte Kundmann an Scherben, welche auf dem Acker des ſogenannten Seeſtückes, ziemlich 300 Schritt öſtlich von der Lohe, zerſtreut lagen. Außer einigen 50 Urnen verſchiedener Form, auf einem Platze gefunden, der bloß 3 Ellen lang und 2 breit war, fanden ſich: eine große Urne mit großen Knochen, worin eine kleine mit Aſche untermengt nur mit ſehr kleinen Stückchen Beinchen, von einem Kinde*), ein kleines Rädchen von Thon mit drey Löchern durchbohrt, (ähnlich ſonſt den fünf thönernen Rädchen aus Maſſel bey der großen mit Römiſcher Inſchrift verſehenen Urne) und, wie man aus dem Holzſchnitte Kundmanns (Seltenheiten der Natur, Kunſt p. 311) ſieht und ein ſchöner Griffel, auf welchem oben ein Kopf mit einem Helme befindlich iſt**) ein anderer, der an ſeinem gebogenen

*) Hieraus ſcheint der Gebrauch zu erhellen, daß man die Gebeine kleiner Kinder mit denen der Eltern vereinigte.

**) Dieß iſt außer einem Vogel (einen Raben) der auf einem dreyeckigen Griffel von Bronze bey Hermann Tab. V. fig. 1. (Beſchreib. p. 141 und 47. ſeiner Muſeum ſich befindet, die einzige Darſtellung von beleckten Gegenſtänden, die auf den Griffeln und andern Geräthen von Bronze vorkommen. Das Keltiſche, wie es in den Altertümern häufig ſich befinden, werden hier ganz von den linearen Dreyecken und Pentagrammen verdrängt. —

Knowic, wie zum Eindrücken in Wachs, platt ist ꝛc. Die musterhafte Beschreibung dieses Begräbnisses ist in der angeführten Stelle bey Kundmann und in Kanolds Sammlungen der Natur u. s. w. v. J. 1723 im Februarhefte. Der Name Grabischen scheint aus Grabischau entstanden zu seyn, wie man aus Nechlau Necheln, und in Schlesien überhaupt aus au fast immer a oder en zu machen pflegt. Er bedeutet demnach Gräber-Au und der Ort scheint wegen der Reichhaltigkeit einer so kleinen erst untersuchten Stelle noch vieles enthalten zu müssen.

10) Groß-Much bar (Mochbar) 1 M. W. von Breslau. Nachricht bey Kanold l. c.

11) Klein-Mühler (Kl. Mochbar?) ½ M. W. von Breslau. Hier ist nach Kundmann (Seltenheiten der Nat. und Kunst p. 313) bey Ausbesserung des Fahrweges ein Heidenbegräbniß entdeckt.

12) Gandau, M. W. N. W. von Breslau. Hinter dem Dorfe ist ein erhobener Fleck Acker, der Todtenberg genannt, und voll von Urnen. Kundmann ibid.

13) Lissa 1½ M. W. von Breslau. Es sollen hier neuerlich viele Alterthümer gefunden seyn, dieselben aber verheimlicht werden, vielleicht wegen der in Schlesien ausgebreiteten irriger Meinung, daß die Regierung auf alle solche unter der Erde entdeckten Schätze Anspruch machen könne. Vergl. darüber die angezogene Gesetzstelle des Königl. Preuß. Landrechtes, am Ende dieses Aufsatzes. Auch Elephanten- oder Mammuthsknochen sollen in dieser Gegend im Mergel vorkommen.

14) Jeschkowitz c. 2 M. S. S. O. von Breslau am rechten Oder-Ufer. Hier ist etwa vor 4 Jahren (1814) auf dem hohen Acker, zwischen der Windmühle und der Oder, ein heidnisches Begräbniß von einem Dreschgärtner des Herrn Landrath von Nimptsch entdeckt. Der Fund ist einer hiesi-

gen Bibliothek angeboten, aber von derselben nicht angenommen werden. So ist er nach dem Tode wenigstens zum Theil durch den Herrn Lieutenant Nimptsch an Herrn Lieutenant Niepel und dann in die Alterthümer-Sammlung des Herrn Hinkel hieselbst gekommen. Hier sah ich noch eine große Urne ohne Abzeichnung von der gew. Form, ein großes zusammengebogenes Schwerdt (c. 3 Fuß lang) eine Lanzenspitze von Eisen 1½ Fuß lang, eine helmartige Kappe von Eisen mit drey andern Blechen und Haken am Rande versehen, ein eisernes Messer 9 Zoll lang und ein eisernes etwas von Rost zerfressenes conisches Geräth mit fast ganz abgebrochenem Rande, welches ich für den umbo eines Schildes halte, der nicht mit verbrannte, während der Schild selbst der Macht des Feuers unterlag. An einem andern ebenfalls bey Herrn Hinkel befindlichen trichterförmigen Eisen-Geräthe, das nur etwas größer ist, sieht man noch den Rand und die Löcher in denselben, wodurch die Nägel gingen, die denselben mit dem hölzernen Schilde befestigten. Dieses letztere ist von dem Herrn Maler Großpietsch auf dem Wintzigberge bey Kobelwitz nebst mehrern Fibeln, einem ebenfalls zusammengebogenen Schwerdte und vielen andern merkwürdigen Alterthümern gefunden. Alles dieses muß ich aber ein andermal nachholen, da der Artikel von Kobelwitz schon gedruckt war als Herr Hinckel die Güte hatte, mir sein Cabinet zu zeigen. — Die Gegend bey Jeschkowitz ist sehr hoch, und es kann hier eine Furth durch die Oder nach Budorgis oder Laskowitz geführt haben, da der Fluß hier sehr seicht ist. — Die erste nähere Nachricht vom Herrn Mewing, damaligen Amtmann auf Jeschkowitz, der mir auch ein dort gefundenes, wenig verrostetes Messer für die Alterthümersammlung zugestellt hat. (cf. Charte Fig. 2.) — Ein schwarzer glatter Überzug bedeckt das Messer, der vielleicht davon herrührt, daß es im Feuer gewesen ist. Dieser Überzug läßt sich abs[illegible]

fen, und zeigt, daß er das Eisen unten völlig unverrostet erhalten hat. Andere Überzüge ebenfalls schwarz sind spröde, springen ab und zeigen unten verrostetes Eisen. Dies ist der Fall mit dem oben beschriebenen umbo des Schildes.

15) Paulsdorf 1 M. N. von Namslau (nahe bey Schmogra, dem ältesten Bischofssitze Schlesiens). Im J. 1816 ist hier vom Herrn Posadowsky, dem damaligen Besitzer des Gutes, eine Menge von Urnen aufgegraben. Nachricht vom Herrn D. Paritius, von dem ich schon mehrmals interessante Mittheilungen angeführt habe.

16) Pastorwitz 2½ M. N. N. O. von Strehlen (nach Hermann p. 82 im Strehlischen selbst, wo ich aber kein Pasterwitz finde). Hier sind 1709 auf einem sandigen etwas erhobenen Acker eine große Urne mit einer ziemlich starken Rolle von Kupferdrath nebst zwey Ringen angetroffen, und dem Herrn Rector Stieff in Breslau geschenkt. Nachricht bey Volkmann in seinem Sil. s. Subterr. mit Abbildung p. 322 Tab. VII. Fig. 7, 8. 9. und Tab. VIII. 9. wo verschiedene 1708 gefundene und dem Herrn Prof. Stieff überlassene Griffel abgebildet sind.

17) Guhrowitz 1¼ M. N. N. O. von Zobten. Hier fanden sich etwa im J. 1800 viele Bruchstücke von Urnen. Es ist indeß nicht nachgegraben worden. Nachricht von Herrn Musiklehrer Flemmig hieselbst.

18) Hierher könnte man auch die sogenannte alte Opfereiche bey Bleischwitz 1½ M. S. S. O. von Breslau am linken Oderufer, wo die Gegend hoch wird, rechnen. Sie ist 32 Fuß im Umfange, inwendig hohl und demungeachtet noch so frisch, daß nur ein Hauptast abgestorben ist. Die innere Hölung, in welche man durch eine Thüre gelangt, mißt 6 Fuß im Durchmesser und hat einen Tisch enthalten, von dem nur noch der hölzerne Pfahl steht, worauf das

Blatt befestigt war. *) Sie wird häufig von den Breslauern besucht, und ist deshalb von Fülleborn in dem Breslauer Erzähler v. J. 1800 abgebildet und besungen. — Ob Alterthümer in ihrer Nähe gefunden sind, habe ich nicht erfahren können.

VI. Lignitzsches Fürstenthum.

1) **Lignitz** (Lugidunum) selbst. 8 Meilen O. von Breslau. Dieses ist, nach den gefundenen Alterthümern zu urtheilen, nächst Massel der bedeutendste Ort im Alterthume gewesen. Stieff versichert daselbst über 3000 Urnen gehoben zu haben. Es sind hier zwey Begräbnißplätze, der eine ist der **Töpferberg** (Töppelberg bey Massel genannt) nördlich von der Stadt, an einer sanften Höhe, die jetzt bebauet wird, das andere auf dem sogenannten Thiervorwerk oder der Carthause O. vor der Stadt. (Hermann p. 82.) Das auf dem Töpferberge befindliche Begräbniß entdeckte M. Dav. Schindler, ehemaliger Pastor an der Niederkirche in Lignitz, um das Jahr 1680 (cf. Stieff epist. p. 8), 1684 nach Volkmann (Siles. Subterr. p. 316), indem bey der Bearbeitung der Färbereröthe Scherben zum Vorschein gekommen waren, denen er weiter nachspürte. Thebesius, Verfasser der Lignitz. Jahrbücher, der einige Urnen davon erhielt, ließ 11 derselben in seinen Lignitz. Jahrbüchern (mit den Ranfernschen und Cranischen) p. 5 Fig. 3 abbilden. Volkmann aber fand 1667, 68 und 1707 noch mehrere, die Stieff zum Theil in seiner ep. de urnis Ligni-

*) Es haben wenigstens 10 bis 12 Personen darin Platz, und es wird erzählt, daß einmal mehrere Hausirer vor Regenwind darin gemacht hätten.

censibus atque Pilgramsdorfensibus 1704 in Kupfer stechen ließ. (vergl. Herm. Maßl. p. 81.)

Die Gefäße zeichnen sich zum Theil durch eine Römische unten sich verengende oft fast ins Spitzige zulaufende Form aus, und durch mehrere Ringe, Griffel und Pfeilspitzen. Einige dieser Urnen werden noch in Lignitz in einer Kirche auf dem Boden aufgehoben. Vergl. noch Volkmann Sil. Subt. p. 316 und 320 und über den vorgeblichen Heidentempel in Lignitz Kundmann Seltenheiten der Natur ꝛc. p. 328 — 338. —

2) Gran (bey Wiel Grayn) 1½ M. S. von Lignitz. Hier sind im J. 1684 eine Menge Urnen ausgegraben, und auf einem Kupferstiche in fol. unter dem Titel Urnae Schweinizio-Cranenses.*) Die genauste Nachricht über die dort gefundenen metellenen Geräthe, Opfermesser, Spitzen von Pfeilen und Wurfspießen, Griffeln ꝛc. giebt Volkmann l. c. p. 323. Tab. X. — Thebesius Lignitz. Jahrbücher p. 4. Fibiger Silesiogr. Hennel. Renoc. P. 1. cap. 7 und Stieff de urnis Lign. p. 316.

3) Pilgramsdorf 4½ M. N. von Lignitz. Von hier bis auf dem Schmirsberge (Mars-Berge nach Hermann p. 70.) Der Prof. Stieff der de urnis Lignic. et Pilgramsdorfensibus die erwähnte Epistel geschrieben hat, ist nicht sorgfaltig genug, die Fundorte der verschiedenen von ihm dargestellten Alterthümer genau anzugeben, und zu unterscheiden. Volkmann giebt p. 322 Tab. S die Darstellung eines eisernen Gürtels, eines Pfeiles und zweyer kleinerer Ringe. Es soll hier ein großes

*) Schweinitzio, weil Gran der Ritterzig und das Stammhaus der Familie von Schweinitz ist.

Heiligthum und berühmtes Götzenbild (des Mars oder Hees, Esus) gewesen seyn.

4) Lüben. Nachricht von hier gefundenen Urnen giebt Caſparus Conradus in dem angeführten Kupferſtiche von den Ranſernſchen Urnen. Doch ſind hier vielleicht die Pilgramsdorfiſchen, wie unter den von ihm angeführten Trebnitziſchen Urnen die Maßlitziſchen, zu verſtehen.

5) Zwiſchen Rothkirch c. 1 M. S. W. von Liegnitz und den etwas nordöſtlicher liegenden Pahlwitz iſt c. 1753 eine Münze des Octavius Auguſtus ausgegraben. Die mündliche Nachricht habe ich von Herrn Raupach, Profeſſor an der Liegnitzer Ritteracademie.

6) Simsdorf 1½ M. W. S. W. von Neumarkt. Hier ſind 1714 auf einem Sandberge mehrere Urnen, mit Ringen, Griffel, Rollen von Kupfer ꝛc. gefunden und bey Volkmann l. c. p. 320 verzeichnet und abgebildet.

7) Romnitz 2½ M. S. O. von Liegnitz. Im J. 1815 fanden ſich hier Urnen u. ſ. w. im Schloßgarten, die der Herr Juſtizrath Scheurig in Liegnitz beſitzt. Die Nachricht verdanke ich dem Herrn Prediger Pohl bey meiner Anweſenheit in Glatz.

8) Großbaudiſſin (Groß-Baudis bey Wiel.) 2½ M. S. W. von Neumarkt. — Von dieſem Orte führe ich folgendes an, obgleich es für die älteſte Schleſiſche Geſchichte wenig Intereſſe hat. — Der Herr Profeſſor Daſewing hatte gehört, daß dort Götzenbilder von Holz aufbewahrt geweſen, welche die Hände ſteif an den Körper haltend gebildet wären, und erhielt von dem Schullehrer daſelbſt Herrn Berger unter dem 2ten Septembr 1818 folgendes zur Antwort. „Über dem Altar „der Kirche (die 500 Jahr, vielleicht ſchon viel länger

„sieht) auf dem Gewölbe sey eine kleine Kammer, neben „der ein Behältniß, welches in der Mauer eine „große Vertiefung habe. Vor 40 Jahren wären in „der Kammer 4 hölzerne Bilder in Gestalt von großen „Männern gewesen, von Bildhauerarbeit, aber niemals „wäre ein Name von diesen Bildern bekannt gewesen. Da „sich zu derselben Zeit die Menschen vor den hölzernen „Männern gefürchtet, so wären sie lange Zeit unberührt „geblieben; bald nachher aber als nach und nach der „Aberglaube und Gespensterfurcht sich vermindert; wären „diese Bilder hervorgezogen, heruntergeworfen und zer„trümmert worden. — Ich, fährt der Berichterstatter „fort, bin 11 Jahre in Großbaudissin, und 22 Jahre „½ Meile von hier in Jenkau als Schulmann gewesen. „Bey meinem Hierseyn habe ich noch einige Arme und „halbe Köpfe, auch kleine hölzerne Rudera gefunden, an „denen aber durchaus nichts kenntlich war. Die Bild„hauer-Arbeit schien auch sehr plump gewesen zu seyn. „Auch war noch ein eisernes großes Blech, welches die „Gestalt einer menschlichen Figur hatte. Aber die Ma„terie war grob, die Gestalt unförmlich, mit großem Ko„pfe, ungeheuern Armen und einer gemalten Hercules„Keule, welche Gestalt allenfalls das Ansehn einer heid„nischen Gottheit hatte.“ ꝛc.

Die Franzosen, welche gegen alles Göttliche und Menschliche in Deutschland Krieg führten, zogen auch gegen diese friedlichen Reste deutscher Kunst zu Felde. als vor 5 Jahren das 27000 Mann starke Marmontsche Corps hier stand, wurde geplündert, jene hölzernen Fragmente wanderten wie alles Holz in's Lager zum Feuermachen, und auch die Figur von Eisenblech fand sich nachher nicht mehr vor. Ich habe diese Nachricht nicht verschweigen mögen, obgleich ich selbst keinen Gebrauch

davon zu machen weiß. Waren dieses Bilder Götterbilder, so waren es wahrscheinlich Slavische, oder hangen auch mit der Idololatrie des Baphomet zusammen, denen die Tempelherren ergeben waren, und die auch mehrere scheußlich geformte Gottheiten dieses Namens mit anliegenden Händen bildeten. Ich sehe wenigstens nicht ein, wie sonst heidnische Götzenbilder in eine Christliche Kirche hätten kommen sollen. S. solche Idole in von Hammer Mysterium Baphometis revelatum. besonders Tab. 1. Fig. 1. 2. 3. 5. 6. —

VII. Jauersches Fürstenthum.

1) Bey Jauer selbst, gegen Poischwitz, ¼ M. S. W. von Jauer, soll nach Kundmann (Seltenheiten der Natur und Kunst p. 339 und 343 ein heidnischer Tempel gewesen seyn, von welchem die Rudera noch etwas vor a. 1737 gestanden, der dann aber in eine „Christliche Schule" verändert wurde. —

2) Löwenberg. Weil das Luphurdum des Ptolemäus darauf fällt: so vermuthete ich schon vorher hier Alterthümer, konnte aber lange nichts darüber finden, bis ich endlich das Vorkommen derselben auf dem Kirchhofe selbst durch eine Nachricht in Gräters: Idunna und Hermode (1812 den 13. July) bestätigt fand.

3) Großrackwitz ¼ M. N. N. W. von Löwenberg am rechten Bober-Ufer. Auch hier sind Urnen gefunden, indem 1790 der Grund zu einem neuen Hause gegraben wurde. Der Magistrat theilte sich darin. Eine derselben hat der Herr Rector Neumann daselbst gerettet, und giebt davon Nachricht in einem Schreiben an den Herrn Professor und Archivar D. Büsching d. d. 18. September 1818.

4) Plagwitz ¼ M. O. von Löwenberg. Auf dem

sogenannten Bocksberge sind hier ebenfalls Urnen gefunden. Nachricht ibid.

5) Flinsberg 4 Meilen S. W. von Löwenberg, zwischen dem Fuße der Hasenhöhe links, und dem Haunerich rechts vom Queis, am Eingange des schönen Thales, welches der Iserkamm und der Haunerich, Langeberg und Kemnitzkamm bis zum weißen Flins, wo der Queis aus 9 Zwieseln (Quellen) entspringt, bildet. Hier ist ein großes mit Steinen umgebenes Begräbniß gefunden. Nachricht von Worbs in dem Geogr. Magazin. Leipzig 1784. Heft 8. Art. „Nachrichten über Flynsberg". Bey meiner Anwesenheit im Bade zu Flinsberg 1817 erfuhr ich von dem jetzigen Besitzer des Grundes, Namens Schwedler, der von jener Aufgrabung nichts gehört hatte, daß er nach selbsamen Träumen über die Hebung eines Schatzes unter einem Steine nachgegraben, aber nichts als leere Töpfe gefunden hätte, worauf er sie in den nahen Queis geworfen. — Hierzu gehört das Dorf

6) Stein oder am Stein (Steinau bey Wick.) c. ¼ Meile nördlicher, in dessen Nähe etwas gegen Osten der sogenannte Todtenstein ein hoher weißer Quarzfelsen sich befindet. Hier soll der Tod, Toth oder Flins ehemals verehrt worden seyn. — Von Aufgrabungen alterthümlicher Geräthe in seiner Nähe konnte ich nichts erfahren. Auch gehört noch hierher

7) der Weiße Flins selbst, ein Berg am Ende des Queisthales, wo ebenfalls der Flins verehrt seyn soll. Nach der Sage der Einwohner soll in seinen Quarzfelsen auch sein Schloß mit Schätzen erfüllt seyn, jedoch ist nur einmal einem Einwohner von Flinsberg vergönnt gewesen, die Steinpforte zu entdecken, deren Spur seitdem verloren ist. —

über die Verehrung des Flins von dem der Ort seinen Namen hat, und die Ausrottung seines Dienstes, durch den papistischen Vatermörder Heinrich V. 1106 und Lothar II. 1118 vergl. Großern Lausitzische Merkwürdigkeiten. II. Th. p. 4, 5. besonders die Anmerk. 5. 8. 9. Eine dreyfache Abbildung, von denen jedoch keine völlig sicher ist, findet sich ib. p. 1. nach Manlius, den annall. Budiss. und nach einem in Stein gehauenen Bilde in Görlitz. Die Lausitz. Annalen setzen den Flins an den Queis auf den Flinsberg. Großern p. 5. nach Öhna bey Bautzen an die Spree, wo noch ein Stein die Stelle bezeichnen soll; bey welcher er in den Fluß gestürzt ist. —

8) Prausnitz 2 M. N. W. von Jauer. Hier ist 1768 ein Runenstein bey einem alten Stollen gefunden, der davon den Namen des Characterstollens erhalten hat. Dieser Stollen wurde noch 1734 bebaut. Die Tafel ist durch den Herrn G. F. R. Gerhard, welcher im Jahr 1769 Berg-Commissarius daselbst war, mit nach Berlin genommen, und der Academie der Wissenschaften übergeben worden, nachdem sie vorher im Schlosse zu Hasel über einen Camin lange eingemauert und dem Herrn Geh. R. Gerhard geschenkt war. In Berlin erklärte der alterthums-kundige, damalige Obrister Quintus, die Characteres für Runisch. — Vielleicht befindet sich dieses merkwürdige Alterthum noch in der Berliner Alterthümer-Sammlung, allein bis jetzt hat sie noch nicht erfragt werden können, obgleich der Herr Professor Büsching d. d. 12. Juli sich dringend bei der Akademie darnach erkundigte. Nachricht darüber aus einem Briefe des G. R. Gerhard an den Herrn Professor Büsching d. d. 3. Jul. 1818.

9) Lasnick 1½ M. N. W. von Jauer. Hier fin-

det man nach Volkmann (Silef. Subterr. p. 317) häufig Scherben von alten heidnischen Urnen auf dem Acker.

10) Kromnitz (Kronitz bey Wiel.) 1 M. N. von Buntzlau. In der dortigen Torfgrube sind drey „Abhäute-Messer" gefunden, und in Gnadenberg verkauft. Der Herr Rector Neumann in Löwenberg, von dem die Nachricht, ist glücklicher Weise zu einem derselben gekommen, und bewahrt es in der Schulbibliothek auf.

VIII. Fürstenthum Schweidnitz.

1) Schweidnitz selbst. Vor Schweidnitz ist bey Grundlegung der Evang. Kirche 1652 eine Römische Münze gefunden, die auf der einen Seite das Bild der Kaiserin „Faustina L. Aurelii" Gemahlin auf der andern das der Isis geprägt enthielt (Lichtstern disc. p. 355 und Thebesius Lignitz. Jahrbücher p. 3). Auch in einem Stollen nahe bey Schweidnitz hat man zwey hohle Halbkugeln*) von gewundenem Drathe, durch einen Ring zusammenhangend, gefunden. Einige halten dieselben für einen weiblichen Brustpanzer. Ich kann zwar nicht sicher darüber urtheilen, da ich sie weder in der Abzeichnung, noch im Original gesehen habe, allein es scheint mir, daß es eine bulla gewesen seyn kann, die bey den Römern, Etruscern und den mit den Schlesischen Lygiern verwandten südlichen Galliern, sehr gewöhnlich von dem edlern Theile des Volks getragen wurde. Sie enthielten größtentheils Phallen und andere Amulete zur Abwendung des Neides. cf. Montfauc. Antiq. expl. III. P. 37. Pl. und ibid. p. 50. Solche Bullen werden

*) Sie sind im Besitz des Herrn Justizrath Steinert zu Schweidnitz.

noch jetzt von den Mongolen und Burâten getragen. Sie enthalten ebenfalls Amulete zur Abwendung des Neides (Pallas Mongol. Völkerschaften 1. Thl. p. 258). Die Nachricht von diesem Funde verdanke ich dem Herrn Professor Büsching und von dem Orte desselben Herrn D. Paritius.

Wichtiger ist aber ein Fund der nach Versicherung des Herrn Kaufmann Fuhrmann daselbst vor einigen Jahren zwischen der Jesuiten-Kirche und der Stadtmauer ausgegraben wurde. Er besteht in mehrern Idolen, welche Römische oder Griechische Kunst verrathen, und in einigen Amuleten. Jene sind

1) Ein Apoll von Bronze, in der Stellung dem von Belvedere sehr ähnlich, doch statt des größern Mantels nur mit einem kleinen Überwurf, der über den linken Arm herabhängt, versehen, (wie wir dieses unten am herabhangenden Ende eben so ausgeschnitten nur noch länger bey den ältesten Gottheiten der Etrusker, den Laren oder diis Indigetibus finden *). Diesen Laren wurden auch Bullen, so wie die abgeschnittenen Haare nach dem Austritte aus den Kinderjahren geweiht. (Gori 1. p. 229. Propertius Eleg. Lib. IV. v. 131. Persius Sat. v. vers. 31.) Der Lorbeerkranz ist auf der

*) Gori in seinem M. Etrusco stellt die Dii Parili oder Indigetes, die er vor Ankunft des Aneas in Latium setzt p. XLV. Vol. 1. vor und die Abbild. Tab. 103. 1. ist es, dessen Gewand und Stellung fast ganz unserm Apollo gleicht. Nur fehlt ihm der Lorbeer, wogegen er scharf abgeschnittene Haare, und in der Rechten eine Rolle, in der Linken ein Gefäß (oder eine Frucht) darreicht. Das Gewand dieses Idols den Gori scheint ein Stern einer Wolfs- oder Bärenhaut zu seyn, deren Tatzen in der Gegend der Brust verschlungen sind und das Ganze befestigen, der Ueberwurf, den unserm Idole scheint eine Schlangenhaut zu seyn, und konnte sich auf die Erlegung des Typhon beziehen.

linken Seite noch deutlich zu erkennen, weshalb ich die Figur auf der Charte auch so habe abbilden lassen. Der übrige Theil des Kopfes ist abgerieben, so daß man die Haare nicht erkennt. Die ganze Form ist so wie die Ausführung jeder einzelnen Muskel meisterhaft. Weichheit und dennoch damit verbundene Bestimmtheit derselben, verschmelzen sich mit einander, und ich weiß nicht, ob Mahler auch dieses kleine Idol nicht zum Gegenstande ihres Studiums machen könnten. (Vergl. Tab. 1. Fig. 1. a. und b. Charte Fig. 19.) — Größe des Archetypes. —

2) Ein Ägyptisches oder alt Etruscisches Idol, ebenfalls von Bronze und in der Größe des Originals gezeichnet. Wie es scheint eine Isis, doch noch ohne Attribute. Die Figur ist sehr in die Länge gezogen und, als Zeichen des größten Alterthums hat sie noch die Hände an den Leib anliegend, und die Finger sehr lang und noch nicht einmal getrennt. Das Geschlecht ist nicht deutlich, eben so wie bey einem von Gori unter den diis indigetibus Vol. 1, Tab. 104 mitgetheilten, sehr langen Etruscischen Götterbilde, das ich der Vergleichung wegen (Tafel 23.) mit abgezeichnet habe. Gori hält das von ihm gelieferte und bey Volaterra ausgegraben, für einen „Larem domesticum, humana specie majorem augustioremve, oder e numero Lemurum unum, quem Genii mali administrum credidere, vel etiam eundem Genium malum, quem ex Plutarcho (Lib. de animi tranquillitate) compertum est humana specie eminentiorem apparuisse Bruto, quum fatalis ille dies immineret." — Auch in der Deutschen Geschichte kommt ein solches gespenstisches Weib vor, das den Drusus an der Elbe erschien, und ihm seinen Tod verkündigte. — Non prius destitit inequi quam Ipe-

cies barbarae mulieris, humana amplior victorem tendere ultra, sermone Latino prohibuisset. (Sueton. Claudius 1. Bey Dio 45, 1. spricht sie Griechisch.) So ist es möglich, daß diese Figur auch einen solchen malum genium oder Lemurem bey den Deutschen vorstellt, allein, ich glaube schwerlich, daß solche, bloß als Schatten-Gebilde denkbare Gestalten, in Erz gegossen sind, und halte unser Idol mehr für eine Isis, da auch mehrere andere Beziehungen der Alt-Lygischen Götterlehre mit dem Oriente statt finden. — Abbildung Tab. 1. Fig. 2, a. und b. und auf der Charte von der Seite. Fig. 18.

3) Eine bronzene Figur von sehr finsterm Blick und fast Africanischer Gesichtsbildung, hinten platt. Zum Anhängen hat sie oben einen Ring. Die Haare sind scharf abgeschnitten. Um die Brust und den Leib erheben sich unter einen Gürtel hervor schilfartige Bedeckungen. Der untere Theil fehlt, weil es leider schon unter dem Schraubstocke und Hammer zum Einschmelzen gegeben war, da der Arbeiter, welcher dasselbe mit gefunden, alle diese Gegenstände als altes Metall an einen Urgehäusemacher hieselbst verkauft hatte. Dadurch ist auch der Sprung von unten auf in der Mitte der Figur entstanden. — Die scharf abgeschnittenen und regelmäßig ins Gesicht gekämmten Haare, so wie der finstere Blick geben diesem verstümmelten Bilde die größte Ähnlichkeit mit dem gleichfalls zu den diis indigetibus gehörenden Deus averruncus der Etrusker, *) der aber bey Gori Vol. 1.

*) Gori stellt Tab. 105 ebenfalls einen solchen Deum Patrium averruncum, der mit eben so finsterm Gesichte die Rechte erhebt, und etwas darin gehalten zu haben scheint. Er ist 1655 in den Alpen gefunden, und G. hält ihn für den Jup. Penninus, von dem der Mons Pelusinus den Namen hat. Jetzt St. Bernhard. — „Pau" ist Celtisch und heißt die Höhe, Spitze der Gebirge. —

Tab. 102 keinen mit dieser Art von Blättern bedeckten Leib hat, dagegen eine Halskette von an einander gereihten Dreyecken, und in der rechten erhobenen Hand drohend einen abgebrochenen Dolch, oder d. g. zeigt. Tab. 1. fig. 5. 6. 7. Ob Arme an unserm Idole gewesen sind oder nicht, kann man nicht mehr deutlich unterscheiden.

4) Eine Spange oder Fibel von Bronze (jedoch mit abgebrochener elastischer Zunge) wie Montfaucon, Beger ꝛc. eine große Menge derselben abbilden, und neuerlich auch in einem Urnenbegräbniß bey Kartzen (cf. infra) auch bey Kobelwitz gefunden ist. — S. Tab. 1. Fig. 8.

Außer den hier abgezeichneten Idolen sind noch an demselben Orte eine priapische Herme mit Greifenfuß, mehrere Phallen, eine priapische Glocke und ein ithyphallischer Ring gefunden, über die ich hier nicht füglich sprechen kann, und der Arbeiter, welcher diese Gegenstände zum Verkauf brachte, soll versichert haben, daß noch viele andere „sehr komische Figuren" daselbst von den andern gefunden wären, indem er nur die Nachlese gehalten hätte, als das Übrige schon vergriffen gewesen sey. Besonders werden noch zwey große bronzene Pferde genannt. —

Der jetzige Besitzer dieser Antiken ist der Herr Major Baron von Canitz, und die Nachricht über den Fund und den Ort desselben verdanke ich dem Herrn Kaufmann Fuhrmann hieselbst, der diese Gegenstände, wie sie eingeschmolzen werden sollten, an sich kaufte, und nachher dem jetzigen Besitzer überließ.

2) Arnsdorf ½ M. N. W. von Schweidnitz. Hier ist vor c. 50 Jahren von einem Bauern ein Topf mit alten (vielleicht aber Bischöflichen) Münzen gefunden, und vor 2 Jahren (1816) hat der Sohn desselben einen ähn-

lichen Fund gemacht. Nachricht von Herrn Thilo, academischen Mahler hieselbst.

3) Der Rübberg 1½ M. N. N. W. von Reichenbach. Hier ist ein heidnischer Tempel gewesen, der auch auf der Wiel. Charte nahe beym Dorfe Faulenbrücke unter dem Namen des Götzentempels angemerkt ist. Naso thut p. 195 seiner Erwähnung, und meldet, daß zu seiner Zeit noch fast die Hälfte des alten Gemäuers gestanden habe. Jetzt bestehen die Rudera noch aus einer c. 12 Fuß langen halbrunden Mauer. Die Chaussee ist neuerlich über den Berg weggeführt, dadurch ist die Erde umher tief abgegraben, aber nichts Alterthümliches dabey gefunden. Diese Reste werden sorgfältigst von der Königl. Reichenbachischen Regierung geschützt. Nachricht verdanke ich dem Herrn Regierungs-Director Neumann und Herrn Professor Brandes, der 1816 den Ort besuchte.

4) Reichenbach, auf meiner Charte nach den Maaßen des Ptolemäus ungefähr Casurgis, die erste Stadt jenseits des Passes, die die Alten scheinen gekannt zu haben. *) Naso berichtet, daß nach alten Schriften des Rathhauses, der Röm. Kriegs-Obrister Lucka, 300 J. nach Christus, hier einen Marktflecken angelegt, mit Franken und Wenden besetzt und einen Tempel erbaut hätte. Auch der vorige Tempel wird diesem Lucka zugeschrieben. Phoen. rediv. p. 195. Ein alter heidnischer Thurm wird noch am Schweidnitzer Thore erwähnt. p. 200 ibid. — Als Sagen haben diese Nachrichten immer ihren Werth, allein historisch würden sie erst bedeutend werden, wenn sich bey Reichenbach viele

*) Es ist jedoch ungewiß, ob der Ort gemde auf die Stadt selbst fiele oder nur in die Nähe.

und reiche Begräbniſſe finden, die den ehemals blühenden Zuſtand des Ortes und die Gegenwart der Römer beurkundeten. Daß Conſtantin einen Theil der bezwungenen Franken hierherſetzte, iſt ſehr leicht möglich, indem die Quaden und Gothen ihre Hauptmacht um dieſe Zeit nach Pannonien geworfen hatten, allein der Name des Feldherrn iſt nichts weniger als Römiſch. —

5) Zobtenberg 2 M. O. N. O. von Schweidnitz, deſſen älteſter Name Mons Aſciburgius (Asbicurgius falſche Lesart) bey Ptolemäus [c]) und bey den Schleſiſchen Hiſtorikern und Annaliſten Mons Zabothus [98]) dann Zabotenſis, Zobtenſis, Zottenſis, Sequax (wahrſcheinlich neuere Überſetzung, wegen zotteln i. e. nachfolgen) Sabotka (nach einem alten Manuſcr. Runge Miſc. lit. ſpec. IV. p. 77) und Silentii mons (ibid.) und nach Fibigers Scholien über Hennelii Sileſiogr. Cap. 1. p. 105 in alten Urkunden des Archivs zu St. Maria auf dem Sande in Breslau vor 500 Jahren, als die Auguſtiner noch dort wohnten. — M. Silentium (bey Panegyricus Vulturinus Panegyricus Sileſiae in dem 4. Bd. der Scriptor. rerum Luſaticarum p. 137) und ſpäter mons Sileſiae nach der oben angeführten Urkunde zu St. Maria auf dem Sande.

Dieſer Felſenberg, größtentheils aus einer beſondern Art von ſogenanntem Zobtenfels, an der weſtlichen Seite aus Granit beſtehend, erhebt ſich wie eine mächtige Pyramide zu einer Höhe von 2318 Fuß, gleichſam mitten aus dem flachen Lande hervor, iſt nur durch eine

[c]) Vergl. oben p. 233.

[98]) Nic. Henel. Sileſiogr. cap. 1. Schickfus Sileſ. Chron. IV. 3. Hanke de Sileſiis, Nomin. Cap. V. 2.

Reihe niedriger Berge, die, von weiten angesehen, fast ganz verschwinden, mit dem Eulengebirge bey Reichenbach verbunden, und steigt so gleichsam mitten aus dem flachen Lande empor.*) Wald bedeckt seinen obern Theil, bis auf die Spitze, wo eine flache runde Wiese sich findet, Saat-Felder den Fuß. Spitzige aber abgerissene Felssteine zwischen den Bäumen machen ihn nur da zugänglich, wo die Kunst nachgeholfen hat.**) Auf der obern Wiese erheben sich noch zwey Felsspitzen, auf deren einer nach Westen zu, eine Capelle, die nach der Latein. Inschrift über der Schwelle „Gott und der die Elisabeth heimsuchenden Jungfrau von den Abt Johannes ad B(eatam) V(irginem) auf dem Sande in Breslau a. 1702 den 2. Jul. errichtet und eingeweiht ist. Sechzig Stufen von Granit führen hinauf, und man genießt von dort eine herrliche Aussicht. Die andere Spitze ist gegen Süden und heißt die Kanzel. Es ist ein nackter schroff abgeschnittener Fels dem Geyersberge gegenüber, von wo man gleichfalls eine herrliche Aussicht genießt.

Nicht weit vom Gipfel an der Süd-West-Seite ist ein großer nicht aber tiefer Brunnen, welcher aus einem durch Menschenhände geschickt gemachten Becken quillt, eine reichliche Menge, crystall-klares, wohlschmeckendes Wasser giebt, und weiter unten einen Teich bildet, der die Schwemme heißt, weil er ehemals zum Tränken

*) Wegen dieser bedeutenden Höhe ist er fast in ganz Niederschlesien sichtbar, und scheint dem Wanderer gleichsam zu folgen (nachzutreten) woher der Name Sequax und nach einigen auch die Benennung Zobtenberg entstanden ist. Hancke, de bilet. nominibus, nennt ihn deshalb mit Recht den umbilicus Schlesiens. Cap. V.

**) Es geht ein Fußweg von Zobten hinauf, der aber nur bis an die Wasserregion benutzt zu werden pflegt. Von hier an lassen sich viele bis zu dem Gipfel auf Steinen hinaufsteigen.

des Viehes und die Pferde zu schwemmen gebraucht seyn soll. Nahe dabey sind die Überbleibsel eines Grabens und Walles, welche „die Koppe des Berges wie ein Kranz umgeben," und unweit des Brunnens ein großer Stein, auf dessen oberer Fläche ein mehr als ellenlanges A aus Furchen, die über einen Zoll tief eingegraben sind. *) Die furchtbaren Gewitter dieses Berges, die er auch sehr häufig über die Ebene herabsendet, machen ihn nach Burghart (Reise p. 108) gleichsam zur Werkstatt des Vulcan, und die häufige Erscheinung des sogenannten Feuermannes zur Herbstzeit **) konnte auch dazu beytragen, Fabeln von dem Berge zu verbreiten, um auf ihn im Alterthume den Sitz einer oder mehrerer Gottheiten zu verlegen.

Naso in seinem Phoenix redivivus erzählt aus alten handschriftlichen Chroniken, daß ehemals ein Schloß Asceburgium auf demselben gelegen habe, das noch 755 gestanden, und von dem heidnischen Heerführer Swidno, dem Gründer von Schweidnitz, ein ganzes Jahr lang vergebens belagert worden sey. ***) Fechner. Saboth. v. 35 sagt deshalb:

Hic in veneranda culminis crepidine
Stetisse fertur Asciburgii vetus castrum.

---

*) Diese Seite des Berges habe ich nicht selbst besucht. Vergl. Burghart. Iter Sabothicum. p. 56 und 155.

**) Ibid. p. 119.

***) Naso Phoen. redivivus p. 66 lautet so: In einem sehr alten (beschriebenen) Buche, im Oppelischen Fürstenthum, darin das Alterthum, etzlicher Städte, und Festungen, vornehmlich aber, derer in Oberschlesien, (welche ich mit embsigen Fleiß, und eigner Hand ausgezogen, und in denen durch den Willen Gottes, erfolgenden neuen Jahres-Büchern, zu unaufhörlichen Ruhm, deß Landes, umbständlich vorzuzeigen, mir vorgenommen) habe ich viele alte Geschichte, nicht ohne Verwunderung an-

Der Name Asciburg bedeutet ohne Zweifel Asenburg, oder die Burg der Asen oder Götter, welche Herleitung nicht nur aus der alt-Etruscischen Sprache genommen werden kann, wo Aesar oder Aesi (die Asen) nach Sueton, Hesychius *) und Dio **) Götter, Urheber des Schicksals (welches Aisa fatum heißt, oder moira der Tod oder die Parze im Etym. M. bedeutet ***), sondern auch bekanntlich aus den Sagen der Nordischen Edda, welche ebenfalls von einer Asciburg unter den Na-

getrieben, da denn, unter andern, der Stadt Schwelm übles gedacht wird, — daß nach unsers Erlösers Geburt, im Jahre 775 ein Hendnischer Heerführer Namens Swidag, mit einer großen Menge Volkes durch das Land gezogen, und daß erste Schloß Asciburg (Hier sey es Asceburgium, der Jodenberg,) welches auf einem sehr hohen Berge, nicht ferne von einer sehr dicken Waldung — gelegen lange Zeit belagert habe, und weil das Kriegsheer, wegen mächtiger Anhöhe des Volkes, sich in die Ferne hin und wieder ausbreitet, und durch den harten Winter, bis auf den Nachkommenden Herbst, allher bey dem Bach Wetbeck, das Lager geschlagen, hatten ihnen die Kriegsleute (denen viele hundert mit Bewilligung des Hertzogs Swidon, bey dessen Abzug, in dieser Gegend verbliben, kleine niedrige Hütten von Holz erbauet, und mit Rasen verleget, damit sie vor der strengen Winters-Kälte, versichert seyn möchten.“

Hieraus sey, führt Nalo fort, der Ort, Swidna, Swidnia Schwidn mit nachher Schwelm entstanden, aber er sey unbedeutend geworden, bis Boleslaus bellicosus 1295 die Burg gebaut, und statt der hölzernen Pallisaden die sie umschrankten, mit Ringmauern umgeben habe. Vgl. Nalo 252.

*) Hesych. Acs. ἄλ. Etruscis. Dio Th. 56. p. 675 ed. Steph. 1592.

**) Suet. in Oct. Aug. 97 sacr (Augustus) cum lustrum in campo Martio — conderet, aquila cum fulgure circumvolavit, transgressaque in vicinum aedem super nomen Agrippae ad primum literam (A) tetit, quo animadverto vota, quae in proximum lustrum suscipi mos est, collegarum Tiberium nuncupare jussit. Nam ut, quamquam confestim paturus jam tabulis, negavit recepturum, quae non offert soluturus. Sub idem tempus ictu fulminis ex inscriptione statuae eius prima nominis littera (e) extimit. Responsum est centum fere post diebus saeculum quem ostenderat C. Litera notaret, futuramque ut inter deos referretur, quod A. D. XII. K. AUG. i. e. tot qua pars a Caesarie nomine Herrnes Regis Bonus pater

men Asgard erzählt, daß sie mitten im Stammlande der nordischen Völker „mitten in der Welt“ von den Göttern und ihrem Geschlecht, erbaut und bewohnt wurde. Gylfe reiset aus Schweden dahin ab, ein Zeichen, daß die Sage es außerhalb dieses Landes ansetzt, und dieser Gylfe eben war es, der dem aus Osten, zunächst aber aus Deutschland, gekommenen Heerführer der Asen Sigge, welcher sich nachher als (den jüngern) Odin göttlich verehren ließ, das Reich abtreten mußte. *) Man setzt die Zeit der Ankunft dieses jüngern Odin und seiner Gemahlin Frigge gewöhnlich c. 50 Jahr a. Ch. Der ältere Othin war, wie es scheint, das Bild der Sonne, und diesem wurde Thor der Gott des Donners mit dem symbolischen Zeichen des Ochsenkopfes an die Seite gesetzt. Das Zeichen des jüngern Othins war ein Haarichtkopf.

Nun beweiset aber Hancke (de Silesior nominib. Cap. V. §. 7 — 54.) sehr ausführlich, daß, der mons Sabothus oder Zobtenberg von den Jupiter Sabazius Sabadius oder יהוה צבאות der Alten den Namen habe **) einem Gotte, von dem Macrobius Sat. 1, 18 sagt: Item in Thracia eundem haberi Solem atque Liberum accipimus, quem illi Sebadium nuncu-

*) Vergl. Mallet Beschreib. der Odenwildischen Alterthümer c. 16, 17 und 18 und das Heer von Schriftstellern, die er l. c. u. s. citirt und in h besonders den Unterschied zwischen dem ältern und jüngern Othin feststellt.

**) Sabazius bey Cicero II. de leg. 15. Lucian in Icaro Xenippus und in Deor. Conc. Sebadius bey Apulejus Metamorph. Lib. 8. Jupiter Sebazius bey Jul. Firmicus Mat. de profanar. religg. errore. Jupiter Sabadius, Valerius Probus de Rom. Lit. I. 3. eben so in Inschriften bey Gruter p. XXII. und יהוה צבאות Gott der Heerscharen Samuel lib. 1. Cap. 5. und 29 David Ps. 20. 5. 10. 24. 6.

panter, magnifica religione celebrant: eique deo in colle Zilmisso aedes dicata specie rotunda cujus medium interpatet tectum. Rotunditas aedis monstrat hujusce fideris speciem summoque tecto lumen admittitur, ut appareat, solem cuncta vertice summo lustrare lucis immissu. Wir ſehen alſo hieraus, daß dieſer Sabazius eben ſo der Sonnen Gott geweſen ſey, als der ältere Odin der nördlichen Völkerſtämme, daß ſeine Verehrung auf einem Berge geſchehen und zwar in runden Tempeln, nach Art derjenigen, wie wir auf dem Rabberge bey Reichenbach, in Teſchen (cf. infra) und bey Schimiſchow (ſ. ebenfalls unten) entdeckt haben, und ich halte ebenfalls dafür, daß der Zobtenberg ein Centralpunct der Verehrung des älteſten Odins, Wodens oder Heerführers geweſen iſt, der hier auch noch unter ſeinem Thraciſchen Namen bekannt war. Über die Verehrung deſſelben ſpricht Strabo Geogr. 10. p. 470, indem er den Sabazius eine Phrygiſche Gottheit, einen Sohn der magna mater und ſeinen Dienſt Bachiſch nennt, und mit den Metroen verbindet. Lucian nennt ihn einen fremden und ancipitem deum und ſtellt ihn mit dem Attis und den Corybanten zuſammen (Luc in Icaromenippo und in Deor. Concilio) Apulejus (Metamorph. lib. 8) mit der allmächtigen und alles erzeugenden Dea Syria, der Bellona und der Mater Idaea und der Venus Domina mit ihrem Adonis; Maternus Firmicus endlich meldet, daß diejenigen, welche den Sabazius verehrten, bey der Einweihung eine Schlange durch ihren Buſen geführt hätten. *)

*) De profanar. Relig. errore: Sabazium colentes Jovem, anguem, cum initiantur per sinum ducunt.

Vielleicht ist dieses auch der Ort, wo nach der oben angeführten Stelle des Herodot (4, 108) die blauäugigen und rothhaarigen Budiner (später Butonen *) alle drey Jahre die Feste des Bachus feyerten. Sollten die in Schweidnitz gefundenen Priapeen ꝛc. wirklich so alt seyn können, so würde dadurch Herodots Versicherung, daß sie durch die aus den Griechischen Handelsstädten zu ihnen geflohenen Gelonen nach Art der Griechen Tempel, Götterbilder und Altäre gehabt, bestätigt werden, — und warum sollten wir diesem geradezu widersprechen, da in andern Gegenden noch ältere Idole gefunden sind?

Wie dem auch sey, so viel scheint wenigstens ausgemacht, daß in den ältesten Zeiten auf diesem Berge der Dienst der Sonne Bachisch gefeyert wurde, wenn auch mit den Veränderungen, welche das nördliche Clima nothwendig machte, und es ist wahrscheinlich, daß auf der obersten Spitze, wo jetzt die Kapelle steht, der runde Tempel dieses Sonnengottes gewesen sey. Die in Pancelau gefundenen „signa Jovis" sind meiner Meinung nach auf diesen Sabazius zu beziehen, da das

*) Diese Butonen kommen in den spätern Kriegen mit den Marcomanen, Quaden und andern östlichen Völkern in Verbindung vor. So sagt Dio lib. VII. p. 250 (oder §. 5.) Marbod habe sie sich unterwerfen wie die Juter (Jugier wie Cassius auch verbessert). Zumer Magistonen, Jhinen und selbst die Semnonen. Ohne Zweifel will Dio der Lesart verändern und für Bunonen, Gothonen setzen, obgleich kein Codex dafür spricht, und da Ptolemäus keine Butonen sagen Bouchaemos, diese aber östlich von den Chrysiern an die Elbe (im heutigen Böhmen setzt, so sind die alten Budiner, später theils Butonen, theils Butonen, wahrscheinlich in die Gegend des heutigen Budon in Böhmen zu setzen, wohin sie von dem Ister einbrechenden Daciern getrieben seyn konnten. Sie verbreiteten sich hier an beyden Seiten der Elbe bis zu den Carpathen am Karkonosch im Riesengebirge (cf. supra p. 344) da Ptolemäus Neist Carnont. supra Rudinor. ad Alechangiam montem setzt. — Herodot schaltet unter dem

Z bekanntlich sehr häufig die Stelle des S vertritt, und dieser Buchstabe nicht Griechischen Ursprungs ist, sondern aus dem Norden zur Bezeichnung des Sd oder Ds einwanderte. Nach dem Etym. M. nämlich war es Zetes der Bruder des Calais, der ihn den Griechen mittheilte, als er sie auf dem Zuge nach Colchis begleitete. Er war der Sohn der Orithyia, einer Tochter des Attischen Königs Erechtheus, die, als sie einst über den Ilissus fuhr (Apoll. III, 15. 2. Orph. Argon. v. 217.), vom Boreas nach Thracien entführt wurde, d. h. in das Land der Boreaden, das den äußersten Rand der Erde ausmachte. Merkwürdig ist, daß in der Edda **) ebenfalls ein Bors vorkommt als Stammvater der Asen, der der Sohn des ersterschaffenen Bure war, und mit der Tochter des Riesen Bölthorn der Vater dreyer Söhne war, des Odin, des Vili und des Ve, Regierern des Himmels und der Erde, daß die Burier, wahrscheinlich früher in Thracien, zu den Zeiten der Römer einen Hauptstamm der Lygischen Völkerstamm ausmachten, und daß eben der Boreas nichts weiter als As oder Gott der Borer oder Burer bedeutet. — Die frühe Verbindung

Namen der Budiner alle Völker, die westlich von den Sauromaten saßen zu begreifen, da er nur ihren Namen erfahren hatte, weil sie die nächsten waren. Ihre blauen Augen und rothen Haare, eine allgemeine Bezeichnung der Deutschen, ihr ganzes Land, das voll von Wäldern und mit jeder Art von Bäumen erfüllt seyn soll, ihre Nachbarschaft mit den Sauromaten und Agathyrsen, seitdem die Neuern ihnen ihr Land wegen der Schlangen überlassen, spricht für ihre Stellung nach Deutschland und dem benachbarten südwestlichen Polen. (Her. 4, 100. sqq.)

**) Cap. 3. p. 165. ed. Ruhs. — Auch Aelian (XI, 1) kennt die Sage von diesen drey, nur 6 Zoll hohen, Söhnen des Boreas, die Priester des Phöbus und Regenten des Landes im fernen Norden waren. Vgl. Barth Urgeschichte. Th. 1. p. 18.

der nördlichen Völker, der Hyperboreer mit den Griechen in Delos ist aus Herodot 4, 32. 33. bekannt. Er sagt: cap. 32. — Niemand unter den Scythen spräche von den Hyperboreern außer etwa die Issedoner, (hieraus erhellt, daß es nicht etwa der bestimmte Name eines Volkes ist), die aber auch nichts von ihnen wüßten. Nur Hesiodus und Homer in den Epigonen, (wenn dieses von Homer wäre,) sprächen davon. Cap. 33. Weit mehr aber wüßten die Geten davon zu erzählen, indem sie sagten, daß Heiligthümer in Waizen-Stroh gepackt von ihnen zu den Scythen kämen. Von den Scythen erhielten sie immer die westlichern benachbarten Völker, und so kämen sie bis ans Adriatische Meer, wo sie südlich geschickt und zuerst von den Griechen in Dodona angenommen würden. Dann würden sie in den Sinus Maliacus und nach Euboea geschickt und so von Stadt zu Stadt nach Carystus, von den Carystiern endlich würden sie Andros vorbei nach Delos gebracht. Diese Heiligthümer hätten zuerst 2 Jungfrauen Hyperoche und Laodice (offenbar Graecisirte Namen) gebracht unter dem Schutze von 5 Männern, die Perpherеer genannt, und in Delos verehrt würden. Dann aber, seitdem die Hyperboreer es übel genommen, daß diese Abgesandten nie zurückgekommen, brächten sie dieselben bloß an die Gränze und ließen sie so weiter bringen. Die Göttin, die hier verehrt wurde, war die Diana Regina, der Gott: Apollo Delius. Die Hyperboreischen Jungfrauen, die dort gestorben, waren in dem Tempel selbst begraben, und sie zu ehren schnitten sich die Jungfrauen vor der Verheurathung eine Locke ab, wickelten sie um eine Spindel und legten sie auf ihr Grab. (ib. Cap. 34.). Aber schon vorher fährt Herod. cap. 35. fort, sollen zwey andere Hyperboreische Jungfrauen Arge und Opis mit den Gottheiten

(Apollo und Diana) selbst gekommen seyn um der Ilithyia ihre Gaben zu bringen für die glücklichen Geburten der Weiber ihres Landes. Diese zu ehren sang man festliche Lieder, die der Lydier Olen gedichtet, und Gaben wurden für sie gesammlet (Her. ib.).

Wenn aber unter dem Delischen Apoll, dem nach Latonens Schwure alle Völker der Erde ihre Gaben bringen sollten, nichts anders zu verstehen ist als die Sonne*), der Mithras oder sol invictus der Perser, den die Thracier als Sabazius, die Deutschen Völkerstämme als den ältesten Odin verehrten, wie unter seiner Schwester Diana der Mond (früher die Ägyptische Isis) liegt, so ist die Erwähnung einer Opis als Überbringerin der Geschenke um so wichtiger, als gerade diese und Tent die vorzüglichsten Gottheiten der Celten und als solche mit den eigenthümlichen Namen As (König) und Ansa oder Asa (Königin)**) belegt wurden. Die Opis war bey ihnen und den Etruscern (Gori Thes. c. 76) nichts anders als Erde selbst, und die Arge nach Paus. (43) Hecaerge, eine Tochter des Boreas, wie die Opis (Callim. Hymn. in Del. 292 und Spannh. adn.), war mit einer Venus gleichnamig, die auf Ceos verehrt wurde. Ant. Liberal. c. 2. cf. Paus. V. cap. 7.

Der Dienst dieser Tauriſchen Diana ging nach Rom über, und hierdurch erfahren wir einige genauere Nachweisungen. Der Gottesdienst wurde in einem Walde bey Aricia, der das Königreich der Diana hieß, gefeyert. Die Priester***) und Tempel hatten den Namen der Gottheit. Ein Teich war in dem Walde der den

*) Vanier — Schr. Götterlehre 3, p. 367. sqq.
**) Pelloutier Gesch. der Celten p. 155. Th. 2.
***) Über die Benennung der Priesterinnen Opis und Arge.

Namen eines Spiegels der Gottheit führte, ohne Zweifel (meint Pelloutier l. c. p. 153) weil die Göttin darin gebadet wurde. Jede Römerin, die in diesem Walde ihre Opfer verrichten wollte, trug eine brennende Fackel. Dieses Dianeum lag nicht ganz oben auf dem Berge. Die merkwürdige Beschreibung des Ortes die mit der vorhin gegebenen Beschreibung des südwestlichen Abhanges unseres Berges, wo die Quelle entspringt, viele Ähnlichkeit hat, ist bey Strabo V. B. §. 12. (oder p. 240 Casaub.*) Von diesem Hain der Diana stieg man dann noch höher auf den Albanischen Berg, wo wahrscheinlich der Tempel des Apoll sich befand. — Nach Herodot 4, 59. hieß die Erde bey den Scythen Apia, was derselbe Name ist wie Opis oder Upis, und Apollo bei Griechen Ortosyrus, (Her. 4, 59.) von dessen Bachischen Verehrung als Sabazius zugleich mit den Festen der Isis unten noch ein Mehreres vorkommen wird. Bey den Gallischen Stämmen hieß er Belinus oder Tibelinus (cf. della Torre Mon. vet. Antii p. 273. 277. sq.)

Die Verehrung dieser beyden Gottheiten auf dem Zobtenberge in den ältesten Zeiten ist also ziemlich wahrscheinlich, so wie das, daß der Berg ein Centralpunct der Asen gewesen sey.

Schwerer sind aber einige Statüen zu erklären, die an dem nordöstlichen Abhange verstümmelt liegen und einige Thierfiguren am Fuße des Berges.

Zwey Drittheile auf der Höhe des Berges, wenn man von der Stadt Zobten hinaufgeht, gelangt man an eine Stelle wo rechts vom Wege ein colossales Frauen-

*) cf. Lucan. 74 und III. v. 56. Ov. Fast. III, 271. und Servius Anm. zu Virg. Aen. II, v. 116. der diese Diana Dictynna, Orthia Fascelis und Lucifera nennt, und behauptet, daß Sclaven ihr geopfert wären. Auch Ov. Met. 14, 331. Sil. Ital. IV, 368. Liv.

Bild von Granit ohne Kopf und mit einem ungeheuren Fisch auf dem Schooße auf dem Steingerölle liegt. Neben ihr steht ein Bär aufgerichtet aber sehr roh (cf. Tab. 1, fig. 5. a und b.). Die weibliche Figur ist 8—9 Fuß lang, der Bär c. 3 Ellen hoch und der Fisch eben so lang. Burkhard in seinem Iter Sabothicum, (v. J. 1736) machte zuerst auf dieses Frauenbild aufmerksam, befreyte es vom Moose, womit es bedeckt war, und fand auf demselben wie auf dem Bären (p. 103) „einige Züge eingekratzter meist aber unleserlicher Buchstaben und Ziffern.“ Er suchte nach, ob nicht irgend eine Jahrszahl zu finden sey, und glaubte dann etwas über dem Schwanze des Fisches die Jahres-Zahl 1661 zu entdecken, „was sich mit großer Mühe erkennen ließ“ und daraus schließt er auf das Alter. Ohne von seiner Entdeckung zu wissen, zeichnete ich im Jahr 1817 die Figur, und glaubte ebenfalls auf dem Fische eine Inschrift

ϑ Γ Ψ Γ

zu sehen, die ich in mein Reisejournal einzeichnete. Was sie bedeutet, weiß ich nicht, aber merkwürdig ist es, daß auch dieses nur 4 Zeichen sind. Die übrigen Zeichen die etwa noch daran gewesen seyn mögen, sind so verwittert, daß man nichts mehr erkennen kann. Die Sage, daß eine auf dem Berge wohnende Fürstin einen kranken Bären gehabt, und daß dieser dem nur einen Fisch nach Zobten geschickten Dienstmädchen, ihn zu curiren, aufgelauert, und ihr den Kopf abgebissen habe, widerlegt sich durch den ersten Anblick. Die Größe der Figur und des Fisches, die anliegende Kleidung, die dem Mittelalter nicht entspricht, der entblößte Obertheil des Körpers, die eingehauenen Kreuze in Bär und Jungfrau deuten auf einen heidnischen Ursprung. Auch die Beschädigung der Figur, indem der

Kopf die linke Schulter und der Oberarm an der rechten Seite fehlen, und auch die Füße abgebrochen sind.

Die Bedeutung der Figur ist schwer zu enträthseln, da soviel ich weiß in dem Religionssystem aller alten Völker kein ähnliches Bild sich findet. Sollte es die Isis seyn mit einem der Fische, die die genitalia ihres geliebten Osiris verschlangen, indem der Bär auf den Typhon deutet? Aber nie wird die Isis so dargestellt, und die Größe der Statue läßt nicht erwarten, daß es schon ein Werk der alten Germanen sey. —

Weiter unten fast am Fuße des Berges liegt ein gleichfalls von Stein gebildetes Schwein oder Eber, ebenfalls ohne Kopf und colossalisch, 2¼ Elle jetzt noch lang. Es ist an seinem geringelten Schwanze zu erkennen. Nähme man überhaupt in den ältesten Zeiten Statuen von Stein an, so ließe sich dieses am ersten dadurch erklären, weil nicht nur bey den ältesten Lateinern nach Capito (bey Festus) in sacrificio Cereali 2 porcae altera ex auro altera ex argento facta angewendet wurden, sondern auch bey dem Deutschen Volke der Aestyer nach Tacit. (Mor. Germ. 45.) formae aprorum die Zeichen der Mutter der Götter waren, und diese nebst dem Sabazius auf dem Berge verehrt wurde. Die Zeichnung Tab. I. Fig. 9. d. ist wie Burkhards Abbildung p. 102. Tab. IV. Fig. 8., da ich die Figur nicht selbst gesehen habe.

Noch eine Merkwürdigkeit findet sich ¼ Meile vom Fuße des Todtenberges, rechts in einiger Entfernung vom Wege nach Schweidnitz, wenn man hinaufgeht am Kiefendorfer Walde. Es ist eine Figur, die der Mönch heißt, und von Ferne angesehen auch einer Figur in Mönchskleidung nicht ungleich sieht: Dieser Mönch soll sich gegen einen bey Marzdorf jetzt als Steinbild befindlichen Wolf mit einem Feder-

messer tapfer vertheidigt haben. So geht die Sage der Gegend. Allein Herr Professor Büsching hat sie in der Nähe besehen, und in der Figur keine menschliche Gestalt, sondern nur eine 6 Fuß hohe Säule mit einem Kopfe gefunden, den er oben beym Hinaufsteigen gleichfalls mit einem Kreuze bezeichnet fand. *) Nach seiner Abbildung theile ich die meinige Tab. 1. fig. 9. c. mit. Der Boden umher war aufgelockert (1818 als er dort war) und es schien vor Kurzem hier nachgegraben zu seyn.

Den Wolf bey Marxdorf habe ich nicht gesehen und auch keine Abbildung davon gefunden. —

Diese vielen Thierbilder in Stein, zu denen noch einige Löwen kommen, welche in Gurcke im Schlosse eingemauert sind, verdienen gewiß unsere Aufmerksamkeit und lassen sich vielleicht aus der Nordischen Mythologie erklären, welche jene ältere in spätern Zeiten verdrängte, wenn man auch die Möglichkeit nicht läugnen kann, daß sie ursprünglich nichts als Gränzzeichen waren.

Schon in den frühesten Zeiten, so weit die Geschichte dieses Berges reicht, war auf dem Zobtenberge ein Schloß, als dessen erster Besitzer 1103 Petrus Danus, Duninus, Durius oder Wlast (auch Besitzer von Szrim) genannt wird. **) Dieser schenkte es 1108 den Augustinern in Breslau, von denen 4 Äbte oben, die spätern unten in Gurcka, dann in Breslau im St. Albrechtskloster waren. Damals hieß der Zobtenberg „Mons silentii, alias Sabotka.“ Im J. 1269 schenkte Heinrich der Dicke, Herzog von Breslau, das damals darauf befindliche Schloß seinem Bruder Bolco von Schweidnitz, und der Berg hieß nun Fürstenberg, weshalb Bolco auch

*) Eine Irmensäule vielleicht.

**) Hancke de Silesi rebus. Cap. 11.

den Titel Dux Sileſiae ac Dominus de Fürſtenberg annahm. (Henel Sileſ. Ren. Cap. II. §. 13.) Im J. 1428 nahm es ein Huſſit. Heerführer Namens Hanns Cholda ein und machte es zum Raubſchloß, welches es ſo lange blieb, bis die Breslauer und Schweidnitzer es einnahmen. Allein Dietrich von Düring, ebenfalls ein Raubritter, ſetzte ſich 1471 wieder darin feſt. (Faber Sa. both. v. 325.) Ihn trieb Siegismund Jagello bey aus. Er wurde mit mehrern andern hingerichtet, und das Schloß wurde geſchleift, in deſſen noch jetzt ſichtbaren Ruinen c. 1702 *) die Capelle zu Ehren der die Eliſabeth heimſuchenden Maria gebaut wurde. —

Von einem heidniſchen Gottesdienſte auf dem Berge ſpricht unter den Hiſtorikern des Mittelalters nur Ditmar in ſeiner Chron. VIII. ohne den Berg jedoch mit Namen zu nennen. Er bezeichnet ihn bloß durch die Nähe von Nimptſch: „in ea terra quae Nimicium ſuſtinet“ und ſagt: Hic mons ob quantitatem et qualitatem, cum execranda gentilitas ibi veneraretur, ab incolis honorabatur. Hancke aber (de Sileſ. nom. §. 9 — 51) und Meibom (Comment. de Pagis Saxon. et Saxon. Irmenſeul. Cap. 11) meinen, daß Ditmar keinen andern Berg habe verſtehen können, worin ich ihnen vollkommen beyſtimme, indem ich glaube, daß der Name mons ſleptii zu Chriſtlicher Zeit den Gegenſatz der lärmenden ältern Feſte, die darauf früher gefeyert wurden, bezeichne. Der jetzige Name iſt in der Regel Zothen-Berg, wahrſcheinlich nicht ohne Verbindung mit der Art der darauf begangenen Feſte.

Daß Ptolemäus den Ort Aſciburgum nicht hat,

*) Nach einer Inſchrift in der Kirche. Alii alter.

sondern bloß den Mons Asciburgius, übergehn Zweifel daher, weil keine Straße darüber führte. Eben so hat er in Ligurien den Ort Sabata nicht, der nach Strabo IV. 201 im Anfange der Alpen (auf einem Vorgebirge derselben) lag, sondern bloß Sabatia Vada, eine unterhalb desselben befindliche Stadt, über welche die Aurelische Straße führte. Auch Antonin in seinem Itinerario scheint darum bloß letzteres zu erwähnen.

6) Bey Mellendorf 1¼ M. S. vom Zobten, gewissermaßen noch am Fuße des Zobten-Berges, sind von a. 1736 auf dem Windmühlenberge öfter Urnen gefunden und 1748 ist ein steinener Discus c. ½ Elle im Durchmesser und 3½ Pfd. schwer ausgeackert. Er ist von glänzendem Glimmerschiefer, mit eingesprengten dunkelrothen Granaten. In der Mitte ist er dicker als an den Seiten und hat daselbst ein Loch (Abbild. Tab. 1. fig. q. e.) Burkhard von dem die Nachricht (p. 172 seines Iter Saboth.) hält die Scheibe für einen wirklichen Discus zum Werfen. —

Auf dem Kirchenberge etwas südlicher ist bey einem großen Steine ein metallenes Instrument (vielleicht Lanzenspitze) ausgeackert (Tab. 1. fig. 11.) Nachricht und Zeichnung ebenfalls von Burkhart (It. Saboth. Tab. 4. fig. III. p. 102.

7) Kuhnern 4½ M. N. N. O. von Striegau. „In dieser Gegend sind vor 30 Jahren bey dem Straßenbau auf Sandhügeln, Urnen, Thränengefäße, Streitäxte, Beile und einige Münzen gefunden worden.“ Nachricht vom Schullehrer Berger in Großbaudis (vergl. diesen Ort im Liegnitz.)

IX. Fürstenthum Brieg.

1) Quantzendorf ¼ M. N. N. O. v. Nimptsch

(nach Herm. Maßlogr. p. 82. im Sweidnitzl. Fürstenth. wo ich aber kein O. finde.) Hier sind a. 1709 in einer großen Urne eine starke kupferne Rolle (von Draht) ungefähr wie die Stuhlfedern zusammengewickelt), die aus vielen doppelten Ringen bestand, und zwey große kupferne Ringe oder Gürtel gefunden und in Volkm. Siles. Subt. Tab. VIII. Fig. 9. und Tab. VII. fig. 6. zu Pag. 322 abgebildet.

2) Jordansmühl 2¼ M. N. W. von Nimptsch. Die einzige unvollkommene schriftliche Nachricht von Alterthümern die hier gefunden, giebt Hermann Maßlogr. p. 82 „auf dem Acker und in den Gärten hat des Dinges viel hin und wieder.“ Bey dem Herrn Prediger Mühlfurt daselbst fand ich noch eine unter seinem Vorgänger ausgegrabene Urne von gelbem Thon, bey der ein Griffel von sehr glänzenden Metall gewesen ist. Sie war östlich vom Dorfe auf einem gegen die Harte (einen Wald) zu liegenden Hügel gefunden. Die Urne erbot sich der Herr Prediger M. der Breslauer Alterthümersammlung zu überlassen. Auch bey dem Wirthe im Dorfe erfuhr ich, daß zur Zeit des großen Straßenbaues viele weiße Urnen, wie Blumentöpfe geformt, ausgegraben wären.

3) Steindorf (Steinersdorf) 1¼ M. nördl. von Brieg, an der Seite gegen Öls. Herm. p. 52. Eben so.

Diese drey Fundorte kannte schon Hermann. Hiezu sind gekommen.

4) Strannowitz ½ M. N. N. W. von Öhlau. Hier sind 1793 bey dem Gute des Steuer-Einnehmers Eisfeld, etwas östlich vom Dorfe eine Menge Urnen gefunden, von denen, wie der Schaffer Krause mir versicherte, ein ganzer Wagen voll nach Berlin geschickt ist. Außer diesen Urnen, von denen ich einige schwarz oder roth

angestrichene bey dem Weinschenken Herrn Schmidt und dem Herrn Rittmeister v. Heusing gesehen habe, (vgl. Stannowitz) ist nach Versicherung des Herrn Schmidt, auch ein Götze in einer Urne gefunden. Dieser war von schwarzem Thon gebildet, in Gestalt eines Bockes ohne Schwanz, liegend und mit gebogenen aufwärts gerichteten Knieen, mit Bart und Hörnern dargestellt. Der Kopf scheint indeß übrigens Ähnlichkeit mit einem Menschengesicht gehabt zu haben, da man nach Versicherung des Herrn Schmidt nicht recht hat unterscheiden können, ob es nicht ein Menschengesicht gewesen sey. Der Major von Rathenau der a. 1806 von Ohlau wegging und bey Jena geblieben ist, hatte die auch mit Knochen zum Theil gefüllte Urne graben lassen. Dieses Idol hat der Beschreibung nach eine wunderbare Ähnlichkeit mit dem Bachus, der in den ältesten Städten Siciliens, Campaniens und Lucaniens, in Calatia, Cuma, Neapolis, Suessa, Teanum, Posidonium, Hyrium, Sybaris, in Gela, Himera, Selinus, Tauromenium, Syracus ꝛc. unter dem Bilde eines Stieres mit bärtigem Menschenantlitz verehrt wurde und von Martorelli (delle antiche Colonie in Neapoli Fig. 1. p. 208) für denjenigen Bachus gehalten wird, den die Neapolitaner unter dem Namen des Hebo verehrten. Macrob. Sat. 1, 18 sagt davon, daß eben dieses der Bachus sey, den die Thracier als Sebadius auf dem Zilmissus verehrt hätten, ja was noch bedeutender ist: er nennt im Anfange des 18. Cap. sogar die Ligyreer*) als dasjenige Thracische Volk, wel-

*) Haece quae de Apolline diximus, possunt etiam de Libero patre dicta aestimari. Nam Aristoteles, qui theologumena scripsit, Apollinem et Liberum patrem unum eundemque deum esse, cum multis argumentis adserat, etiam apud Ligyreos, ait, in Thracia esse adytum Libero

ches dieser auch Orphische Gottheit verehrte. (cf. Macrob. Sat. weiter unten.) — Bärtig ist nur dieser Bachus auf einer Böotischen Münze (Pellerin. Recueil. I. tab. XXIV. n. 8), indem er nach Macrob. in verschiedenen Altern wegen der wachsenden Kraft der Sonne vorgestellt wird und mit einem Barte versehen die Sommer-Sonnenwende anzeigt.

Doch ich breche hier ab von einem Idole, das (wie die Schweidnitzischen) mit seinem Besitzer ausgewandert und nur durch eine bloße nie vollständige Beschreibung, bekannt ist. Sollte das Idol wirklich einen Bock vorgestellt haben, was aber wegen des Bartes nicht nothwendig anzunehmen ist, so könnte man auf den Radegast schließen, dessen Verehrung älter seyn soll, als die Zeit der Wenden (Slaven vielleicht) jünger als die Zeit der Asen und besonders in Thüringen unter dieser Gestalt vorkommt. (cf. Mysch und Wogt: Alterthümer der Obotriten p. 16 und in der Zeitschrift, die Vorzeit betitelt: einen Aufsatz über die Vorzeit der Thüringer. 2. Bd. 1. St. p. 3.). Dieser Radegast wurde aber auch in menschlicher Gestalt mit einem Ochsenkopfe in der Linken verehrt. (cf. Großern. Laußitz. Merkwürdigkeiten. Tom. II. init.)

An metallenen Geräthen soll auch vieles in den Urnen gefunden, aber alles nach Berlin geschickt seyn. Ich habe nur davon ein paar Handgriffe von schöner fast ganz unverrosteter Bronze mit den gewöhnlichen Verzierungen

---

consecratum, ex quo reddantur oracula. Sed in hoc adyto vaticinari plurimo mero sumto, uti apud Clarium aqua potata, edantur oracula. etc. Die Verwandtschaft des Namens der Ligier in Ligurer, ist die bey den Griechen gewöhnliche in Ligures. — Vergl. auch Ezekiel Dis. II. de Baro cum facie humana. Doct. num. Vol. 1. p. 132. sqq.

in Dreieckform und parallelen Strichen an 5 Stellen ansichtig werden können. Diese beyden Handgriffe lagen in einer Urne mit Asche so gegen einander über, daß sie von ihrer offenen Seite sich berührten und bildeten auf diese Weise die Figur ☾☽ oder gleichsam eine liegende ∞. Ich halte sie für Schildhalter oder Handgriffe an hölzernen Opfergeräthen, die mit verbrannt sind, während jene übrig blieben und mit in's Grab gelegt wurden. Herr Elsfeld hat dieselben mit der Beschreibung des Fundes unter dem 26. Nov. 1794 an den Herrn Kammerfecretair, jetzt Regierungsrath, Streit hieselbst eingesandt, und dieser hat sie mit dem Briefe der Neustädter Bibliothek überlassen. Den Begräbnißplatz schätzt der Referent auf 700 □Ruthen. Er liegt in einer hohen, sandigen Gegend, die man jedoch nicht Hügel nennen kann. Im Jahre 1808 hat der Herr Rittmeister von Heusing in Ohlau noch mehrere Urnen daselbst ausgraben lassen. Auch habe ich in der Gegend des nördlich liegenden Stalles noch mehrere Scherben von kürzlich gefundenen Urnen gesehen. Sie waren zum Theil sehr dick und schwarz, oder halb gelblich-roth, halb schwarz, so daß die Masse inwendig eine andere Farbe hatte als auswendig. Auch Herr Schmidt hat noch einige Urnen davon.

5) Bey Gr. Peiskerau 1¼ M. W. S. W. von Ohlau und

6) Bey Laskowitz 1½ M. N. N. von Ohlau an der Seite der Oder sind silberne Römische Münzen gefunden, und dem Weinschenken Herrn Schmidt in Ohlau von den Kirchenvätern gegen gangbares Geld ausgeliefert. Es wird nämlich in diesen Gegenden das Römische Geld, was häufig von den Bauern gefunden wird

als unnütz theils den Kindern zum Spielen, theils in den Klingelbeutel in der Kirche geworfen, und auf diese Weise kommen nach des Herrn Pastor Bauch's (in Laskowitz) Versicherung die Kirchenväter dazu, die es dann umwechseln.

Herr Schmidt zeigte mir folgende auf diese Weise erhaltene Münzen.

1) Eine IMPERATOR TRAIANVS nach ohne GER. mit dem Brustbilde des Kaisers R. ein gewaffneter Krieger mit der Lanze in der Rechten, den Schild in der Linken mit der Umschr. S. P. Q. ROM. . . . (vergl. Eckhel. Doctri num. vol. VI. p. 412. und 461. Plin. Pan. cap. 8.) Die Münze scheint a. 97 p. Chr. geprägt zu seyn, als Trajan, Statthalter in Deutschland, vom Nerva adoptirt und bald darauf zum Imperator und Consors tribun. potestatis gemacht wurde.

2) Einen ANTONINVS PIVS mit dem caput laureatum des Kaisers. Auf dem Revers die Roma nackt, stehend, mit den Speer in der Linken und die Weltkugel in der Rechten. Umschrift: RECTOR ORBIS.

3) Ein MANTONINVS AVG. mit dem Kopfe des Kaisers, auf der andern Seite die Aequitas mit der Wage sitzend und der Umschrift: TR. P. XXIII. IMP. (V) COS. III. Diese Münze fällt auf das Jahr 169 p. X. als Verus gestorben war, und alle nördliche Völker „ab Illyrici limite usque Galliam" die Marcomanni Hecmuduri Narisci (in Böhmen), die Quadi (in Mähren), die Suevi (über Böhmen und Schlesien), die Sarmatae (in Pohlen), die Latringes (?) die Buri und andere (in Schlesien), mit den östlichern Sosibern, Sicohotern, Rhoxolanen, Bastarnen, Alanen, Peucinern

und Cystobocern,*) vereinigt, in Italien vorzudringen drohten, was sie 923 V. C. oder 170 p. Ch. wirklich thaten, und ihn zwangen, „infinitis“ von ihnen Wohnsitze im Römischen Gebiete einzuräumen. Die Münze scheint also entweder als Beute mitgebracht zu seyn, oder ein Theil des Geldes, womit der Kaiser von a. 167 bis jetzt eine zweyjährige Ruhe erkaufte. Denn obgleich die Römischen Schriftsteller sagen, daß die Deutschen, als sie zum Einfall bereit gewesen, um Frieden gebeten: so sieht man doch aus der damaligen Verlegenheit des Kaisers, daß er sie auf eine andere Weise befriedigte, und wenigstens einen Theil derselben bezahlte. Die Pest wüthete damals in Rom, Stiers-Hecatomben wurden in Menge geopfert, zwey Löwen, Sinnbilder Mauritiens und Lugdunums,**) wurden in den Ister gestürzt, auf den Rath des Paphlagoniers Alexander***), und nach Jul. Capit. 21 verkaufte er öffentlich auf dem Markte meistbietend alle kostbaren Kleider, Becher, goldene Vasen und Gemählde der berühmtesten Künstler an die Meistbietenden, bewaffnete selbst die Sclaven, die er Freywillige nannte, und emit, setzt unser Autor hinzu, et Germanorum auxilia contra Germanos. So scheint er damals blos die Marcomannen als Feinde behalten zu haben, die er beym Übergange über die Donau schlug. (cf. l. c.) Diese Münze, die ohne die prahlerische Inschrift der vorhergehenden Jahre PARTH(icus) MAXimus IMPerator und ARMeniacus und MEDdicus wegen seiner

*) Jul. Capitolin. in M. Antonino Phil. Cap. 22.

**) cf. die Münzen dieser Städte bey Eckhel und Montfaucon.

***) Lucian in Pseudomant. Eckhel doct. num. VII. p. 53.

Siege im Orient ist, hat das bescheidene Gepräge der Billigkeit und Gerechtigkeit, wodurch er die Deutschen vielleicht bestechen wollte, und Eckhel bemerkt l. c. daß er von jetzt an die Titel ARMENIACI und PARTHICI MAX auf den Münzen ganz aufhören ließ.

4) Ein M. ANTONINVS AVG. mit dem caput laur. auf der Vorderseite. Auf der andern eine Minerva sitzend auf der Erde, die den Speer mit der Linken (lx) absendet, in der Rechten einen Schild hat. Die Umschrift ist ganz verlöscht; doch ließe sie sich aus Spanheim T. II. p. 432 ergänzen, der um den ähnlichen Typus die Inschrift TR. POT. VII. TR. POT. VIII. S. C. hat, wenn bey ihm nicht die Legende auf dem Avers AVRELIVS CAESAR AVG. PIIF. wäre. Vergl. Eckhel p. 47. Vol. VII.

5) Eine FAVSTINA AVGVSTA mit weiblichen Kopfe. Auf der Rückseite ein stehendes Weib die in der Rechten einen Kranz in der Linken einen Stab trägt. Die Umschrift ist unleserlich so wie der Typus nicht ganz deutlich, aber wahrscheinlich LAETITIA (so wie bey Eckhel p. 78 l. c.) gewesen.

6) Eine sehr abgeriebene Silbermünze mit einen caput laureat. kann ich nicht näher beschreiben, denn die Legende C. DES. ARVL wie ich sie damals als den Anfang nicht anders lesen konnte, kann nicht richtig seyn, und der Revers ist gar nicht zu erkennen. Die Inschrift ist vielleicht CAES. AVREL etc.

Alles dieses sind Silbermünzen, und daß keine kupferne dabey sind, kommt wahrscheinlich davon her, daß man es nicht der Mühe werth hielt, diese erst einzuwechseln. Welche von ihnen aber aus Laskowitz und welche aus Peiskerau sind, wußte Herr Schmidt nicht mehr zu sagen.

Indeß ist das Vorkommen Röm. Münzen bey Laskowitz dadurch doch ausgemacht und bedeutend, weil dort eben nein die Sage geht, daß an dem Orte einst eine gr[illegible] Stadt gelegen habe, welche ich für das alte Budorgis halte. —

Die erste Nachricht über dieses Budorgis gab mir Martiniere von Christian Wolf bearbeitet, unter dem Titel Budorgis. Hier wird nach einer kurzen Angabe, daß einige Geographen diese Ptolemäische Stadt nach Breslau andere nach Ratibor setzen, der Bericht „eines ungenannten Gönners" eingerückt, der ungefähr folgendes enthält: Nicht allein Ptolemäus, sondern auch Claudian *) und andere alte Autore, und beynahe alle Schlesischen Historiker gedächten dieser Stadt. Breslau sey es aber nicht, sondern 3 Stunden von Oblau auf der Polnischen Seite **) eine Stunde von der Oder die bekannte ansehnliche Herrschaft Laskowitz, ein Fidei-Commiß, welches die berühmte Hochfreyherrliche Familie von Saurma besäße. ***) Dieses Laskowitz habe in seinen Gränzen die Rudera des verlorenen Budorgis. Man gehe durch Laskowitz in den großen Wald, worin die ansehnlichsten Eichen stünden, die man in Schlesien finde, besonders gen Mitternacht auf dem Wege, welcher nach der Schweitzerey, Klein Elguth und weiter nach

*) Ich kann diese Stelle im Claudian nicht finden, und zweifle daran, daß sie existirt.

**) So heißt das rechte Oderufer, weil man hier bis an den Wald, der zwischen Laskowitz und Heis liegt, Polnisch spricht. Um Oels herum und weiter nach Mäisel ist das Deutsche fast allein gebräuchlich.

***) Dieses ist noch jetzt der Fall.

Öls führe, so träfe man in dem Walde einen ordentlich mit allem Fleiße gepflasterten Steinweg an. Dergleichen mit den besten Pflastersteinen belegte Wege fände man mehrere die Länge und die Quere. Es ständen die stärksten Eichen auf eingesunkenen Steinhaufen und man sähe noch mehr ansehnliche Rudera eines ehemaligen aber nun beynahe versunkenen Ortes. Alles wäre mit Moos und Schilfgras überwachsen, daß man mit dem ersten Anblick nichts dergleichen sähe, nach einem kleinen Nachsuchen aber vieles fände. Es wäre nun die Frage, wie in diesen Wald so viele Steine und Rudera kämen, da Steine mehr als eine Meile seitwärts sonst das rareste in diesem Terrain wären. Diese müßten dahin geführt seyn; aber zu was? — „Frägt man die Einwohner, „fährt er fort, so sagen sie: Hier hat ehemals eine Stadt „gestanden, sie hieß Budorgis, sie ist in den uralten „kriegerischen Zeiten zerstört worden, in dem brüchigen „Boden sind die Steinhaufen versunken, hier ist noch ein „Steinpflaster, dort geht unter dem Moose seitwärts auch „ein Weg. Wo jene zwey großen Eichen beysammen „stehen, hat die Burg gestanden, dieses haben uns die „Väter und Großväter von Jugend auf gesagt.“ — So weit der Berichterstatter über die Örtlichkeit der Gegend. Als ich im J. 1817 die Reise hierher über Öls machte, fand ich wirklich im Walde solche Steinstraßen, und bey den einzelnen Waldbewohnern überall große ausgegrabene Steinhaufen. Ungefähr am Ende desselben Waldes gegen Süden am sogenannten Cranz-Graben links war ein brüchiges Terrain mit mehr als hundert kleinen Erhöhungen, auf denen große Steine liegen, und jenseits dieses Grabens einen Weg der an beyden Seiten einen Wall von außerordentlich großen aufeinander gewälzten Steinen bildet, und an einigen Stellen sich erweitert.

Nicht weit von Laskowitz, das er nicht ganz erreicht, geht er auch öſtlich ab. Jenſeits dieſes faſt eine viertel Stunde langen Weges iſt freyes Feld. Dieſe Menge von Steinen auf einen Punct geſammlet, fiel mir um ſo mehr auf, als ich von Öls bis zu dem Walde gar keine angetroffen hatte und hier auch in den übrigen Gegenden ſelten einen bemerkte.

Jedermann iſt hier überzeugt, daß eine große Stadt daſelbſt gelegen habe, die ich aber nicht Budorgis, ſondern nur die Große Laske (Las bedeutet Wald) habe nennen hören. Der Herr Prediger Bauch in Laskowitz unterſcheidet in einem Briefe an mich vom 13ten September 1818 noch einen andern Ort ¼ Meile S. O. von Laskowitz, wo eine Stadt gelegen haben ſoll in einer ſandigen Gegend, welche einen niedrigen faſt runden Hügel bildet und „der Ring" (d. h. der Markt) genannt wird. Dieſer iſt jetzt zum Theil ausgegraben, und es hat ſich eine eiſerne Thüre darin gefunden, die jetzt in der Kirche den Eingang zur Sacriſtey verſchließt. — Der Name dieſes Ortes iſt auch in der Tradition nicht bekannt, und ich glaube daß man füglich beyde verbinden kann. Die Thüre ſcheint mir übrigens nicht alt zu ſeyn, da ſie ganz die Form unſerer gewöhnlichen Eiſenthüren hat. Die Nachrichten im Laskowitziſchen Archive gehen nach der Verſicherung des dortigen Secretairs nicht über ein Jahrhundert zurück, und geben wie die Kirchenbücher keinen Aufſchluß über beyde Orte. Eher könnten die Papiere des weiter gegen Ohlau nach der Oder zu liegenden ebenfalls Saurma'ſchen Gutes Jeltſch etwas enthalten, da dieſe bis ins 14te Jahrhundert reichen ſollen.

Die Sage von der alten Stadt, die Menge großer und kleiner Steine, was faſt die einzigen Rudera al-

ter Städte bey uns seyn können, die Auffindung Römischer Münzen, und das Zutreffen der Ptolemäischen Entfernungen von 5 Orten her, haben mich bewogen hier das Budorgis der Alten herzusetzen; doch habe ich, so lange sich keine bedeutende Gräber finden, nichts dagegen, wenn man die Lage dieses alten Ortes etwas verrücken, und auf alle diese Anzeigen nicht achten will. Nur glaube ich, daß der Ort auf jeden Fall an das rechte Oderufer zu setzen ist, weil an dieser höhern Oder-Seite, die nicht durch so viele und wasserreiche einfallende Flüsse, und mehrere unwegsame Niederungen unterbrochen wird, die Straße von Süden her, heraufführen konnte.

Die natürliche Völkerscheide, die der nördlich von Laskowitz befindliche, von der Oder in der Gegend von Wültschütz ungefähr anfangende und bis nach Polen in einzelnen Unterbrechungen streichende sehr unwegsame sumpfige Eichenwald macht, und die in der Verschiedenheit der Sprache noch itzt kenntlich ist, scheint ehemals auch schon existirt zu haben, indem nördlich die Lygii Elysii, südlich die Buri fallen.

An der Seite dieses Waldes gegen Öls ist wie bey Massel viel Wiesen-Eisenstein, der mit leichter Mühe gegraben und verarbeitet werden konnte. Auch finden sich hier mehrere Elguthe.

7) Sackerau ¼ M. N. N. W. von Ohlau und

8) Zedlitz ¼ M. W. S. W. von Sackerau. Beyde Orte liegen zwischen der Oder und der hier fast parallel mit ihr fließenden Ohlau, und enthalten ebenfalls in Sandbergen Urnen. Nachricht von dem Herrn Rittmeister von Heusing und Herrn Schmidt in Ohlau.

9) Peisterwitz 1½ M. N. von Brieg rechts von der Oder. Südlich von diesem Orte ist ein Wald, der Rietscher-Wald genannt, und in demselben die sogenannte

Steinerne-Tisch-Wiese, in welcher sich ein großer Stein, der steinerne Tisch genannt befindet, der vielleicht ein Opferaltar gewesen ist. Merkwürdig in diesem Walde ist auch ein Berg, auf dem ein uraltes Schloß gewesen seyn soll. Es findet sich noch der Wall, der es umgeben hat, und darin sind schon viele Stücke von hübschen Urnen gefunden. Nachricht vom Herrn Rittmeister von Heusing in Oblau.

10) Bankau 2 Meilen östlich von Strehlen gegen Brieg zu. Hier sind an Sandbergen i. J. 1800 mehrere eiserne Geräthschaften und menschliche Figuren vom Herrn Menzel (dem Verfertiger beyliegender Charte in Steindruck) und den Kindern des damaligen Pfarrers Mendling gefunden. Letztere haben die Figuren zum Spielen erhalten und verloren. Nachricht vom Herrn Menzel.

11) Tschepelwitz (Tschöpplowitz) fast 1 M. O. von Brieg. Die Nachricht von hier gefundenen Urnen habe ich vom Herrn Justizrath Elsner in Rosniontow. — Auch in Zimmermanns Beyträgen kommt sie vor.

12) Gunschwitz 1 M. O. von Oblau. Hier sind auf dem Herrnhofe beym Graben 1) eine schöne Streitart von Serpentin trefflich gearbeitet und scharf. Daben 2) ein alter Begräbnißplatz und großer Verbrennungsort mit vielen Steinen und Asche gefunden. Die Urnen, der Angabe nach ungefähr 15, sind alle zerschlagen, ehe der Gutsherr etwas davon erfahren hat. Nachricht vom Herrn Dr. Zemplin in Breslau durch Herrn Professor Büsching.

13) Kreisewitz ½ Meilen S. von Brieg und Gierschdorf ½ M. O. von Kreisewitz. Hier sind vom Herrn Römer, Prediger in beyden Orten, in dem Klingelbeutel neuerlich 6 alte Kupfermünzen gefunden, und an die Breslauer Alterthümer-Sammlung eingesandt.

1) D. N. VALENS P. F. AVG. mit dem Caput diadematum cum margaritis. Auf dem Revers ein Weib in der Rechten das Labarum, in der Linken eine kleine Victoria den Kranz darreichend: unten ISIS. Umschr. RESTITVTOR ORBIS. (cf. Eckhel. Vol. VIII. p. 152 und p. 155.)

2) DIVI CONSTANTI.... mit dem caput diadematum, auf der Rückseite zwey Krieger und zwischen ihnen zwey signa milit. Umschr. GLORIA ..... unten CONSI.

3) D. N. CONSTANTI..... mit dem cap. diadem. Auf dem Revers derselbe Typus wie vorher, jedoch statt der Feldzeichen eine Statua zwischen den Kriegern, GLORIAE. AVG...

4) D. N. F. IVL. CONSTANTIVS. AVG... Caput nudum nach Eckhel (VIII. p. 114) selten so. Auf dem Revers, der etwas abgerieben ist, die Figur eines Kriegers, der von einem etwas erhöheten Ort auf zwey niederstürzende Thiere (Pferde) kniet, und mit der Rechten ihnen die Lanze in den Nacken zu stoßen im Begriff ist. In der Linken hält er ein Schild. Oben in der Luft scheint das monogramma Christi zu seyn (P mit einem Strich durch den untern Theil) oder ein bloßes Kreuz. Unter demselben ist noch ein Zeichen das man nicht erkennen kann. Diese Münze verdient gewiß die Aufmerksamkeit der Numismatiker. Inschr. etwa VICISTI oder SPERASTI (der vordere Theil undeutlich). Eckhel hat sie nicht.

5) Eine wahrscheinlich Griechische Münze mit einem behelmten Kopfe, an der andern Seite eine stürmende Bellona mit dem Schilde in der Linken, dem Speer in der Rechten. Umschrift ist nicht zu erkennen.

6) Ein ...B. C. C. FONIANVS P. F. AVG. (der Name ist nicht zu lesen) der Kopf mit der corona radiata und Bart. Auf der Rückseite eine weibliche Figur auf einem Altare opfernd. Unschr. PIETAS AVG. Vielleicht ein Jovianus.

Es ist merkwürdig, daß alle diese hier gefundenen Münzen von den spätern Kaisern herrühren, und da unter Probus die Lygier zum letzten Male erwähnt *) werden, als Völker die dieser Kaiser schlug, als sie über den Rhein gehen wollten, so wie die Burgunden und Vandilen (Vandalen), da die Quaden jetzt so weit ihre Herrschaft ausgedehnt hatten, daß sie unter Constantius c. 355 p. X. nicht nur Pannonien sondern auch Mysien verheerten, da von den in Oberschlesien sonst wohnenden Burern nichts mehr gehört wird: so scheint es, daß sich die Lygier um diese Zeit aus Oberschlesien nach den Rhein zogen, die Quaden ihre verlassenen Sitze einnahmen, und diese Münzen aus dem Kriege mit dem morgenländischen Römischen Reiche mitbrachten. Im J. 364. fielen die Quaden mit den Sarmaten vereinigt, wieder Pannonien an. (Amm. Marc. 26. 10.) während die Allemannen Gallien und Rhätien verheerten. Daher die

*) Zosimus, 1, 67. „Weil Probus den deutschen Staaten, die von den nahen Barbaren am Rheine angefallen wurden, zu Hülfe kommen mußte: so marschirte er gegen den Rhein," und schlug auch die Lygiones (Lygier) nahm ihren König Semno (einen Semnonen) mit seinem Sohne gefangen, gab ihn aber nachher wieder frey. Es kann ein Theil zurückgekehrt seyn nach Niederschlesien, wie Julius Honor. noch nach Probus die Langiones zu den Quaden und Sarmaten setzt, indem er sagt: Gentes occidentalis Oceani: Tolosates etc. Burbundiones, Armilausini Marcomanni, Manuli (Omani des Ptol. Manimi des Tac.) Francii, Alanii, Amsivari, Langiones, Quadi gens, Basternae, Carpii, Gothii, Dulii, Cippedi, Heruli. Jul. Hon. Excerpta p. 692 (in Pomp. Mela ed. Gronov. Lugd. Bat. 1722.)

Münze von Valens N. 1. Läßt man die Stadt Bregatio oder Brigitio, die Paulus Diac. Historia Miscella lib. XII. 6. oppidum Quadorum nennt, auch in Schlesien unter Valentinian a. 375 (cf. oben p. 25 meiner Abhandlung) zu, so würde der Zusatz oppidum Quadorum, der für die frühern Zeiten ohne Sinn wäre, dadurch erläutert. —

14) Kartzen (bey Schnitz) $1\frac{1}{2}$ M. N. N. O. von Nimptsch. Von dem Herrn Pastor Ölsmüller in Schnitz sind mehrere Zeichnungen von hier gefundenen Urnen und andern Alterthümern eingesandt. Die Entdeckung geschah 1818 durch Bauern die Kartoffeln graben wollten. Sie warfen alles entzwey bis der Cant. Melzig dazu kam, und noch einiges rettete. Ich habe in Schnitz davon zwey Urnen gesehen, bey dem Herrn Pastor Ölsmüller. Beyde zeichnen sich durch ihre viereckigen Römischen und Etruscischen Verzierungen aus. Die größere ist c. 8 Zoll hoch und 9 weit, von weiß-grauem Thon und die Verzierung besteht aus zwey verschlungenen rechtwinklicht gebrochenen Doppel-Linien in deren Mitte noch andere keilförmige Striche in verschiedenen Richtungen sind. Die andre Urne von derselben Masse ist 7 Zoll hoch und 6 Zoll weit, und die Verzierung auf dem Bauche , in deren Zwischenräumen noch kleine Zirkel oder Puncte sich befinden. Diese Art von Verzierungen kommt auf Etruscischen Vasen, besonders unter den Füßen der Figuren viel vor *) und scheint

*) Vergl. Lanzi de' reali musei di Firenze volgarmente chiamati Etruschi Tab. I. Fig. 5. Tab. III. Fig. 3.

urſprünglich einen aus regelmäßig behauenen Steinen gelegten Fußboden vorzuſtellen. Die Etruſciſchen Künſtler nannten dieſe Verzierungen Mäander, wegen der rücklaufenden Windungen gleich denen des Meanders in Lydien (Tertullian de Pallio Cap. IV. Ruben Cap. 2, n. 550) auch auf Gewändern wurden dieſe Mäandri dann angebracht. So wurde nach dem ſchwer errungenen Siege des Cleanthus dieſem der Preis zuerkannt, und man gab ihm

Victori chlamydem auratam, quam plurima circum
Purpura maeandro duplici Meliboea cucurrit,*)

auf den zweifelhaften endlich feſt erlangten Sieg anſpielend. So entfaltet eine Etruſciſche Gottheit **) ihr Gewand, an der Stelle, wo ſolche mäandriſche Windungen angebracht ſind. Bonarotti in ſeinen Obſervatt. in numismata max. moduli p. 93 hält ſie für die Spes (Gori l. c. für die Diana), wobey dieſelben ſehr angebracht ſcheinen, indem ſie Feſtigkeit und öfteres Zurückgehen zugleich anzeigen. — Auch Gori ſagt von ihnen ausdrücklich l. c. p. 101 ſie wären: ornamenta, quae Tuſci opifices invenere.

Da ich dieſelben Verzierungen auch auf mehrern Bruchſtücken fand, welche der Herr Prediger O. mit aufgehoben hatte, ſo ſehen wir hier ein Grab, ganz von allen Deutſchen Gräbern verſchieden, und auf Römiſchen oder Etruſciſchen Urſprung hindeutend: Die doppelt mäandriſche Windung des Virgil würde die der erſten Urne ſeyn, und ich glaube, daß von dieſer doppelten ſich nicht leicht viele ähnliche Darſtellungen finden. (Böttiger Vaſengemälde. Bd. 1. H. 1. p. 85.)

*) Virg. Aen. V. 251. cf. Servius huic.

**) Gori Muſ. Etr. tab. 35. 1.

2) Von Thon fand ich unter den geretteten Sachen noch einige perforirte Kugeln oder Perlen. Die größte ist schwarz, glatt, von der Mitte schräg zulaufend und an den Löchern scharf abgeschnitten. Sie hält ungefähr einen Zoll im Diameter. Eine andere ist etwas weißlichtgrün, als wenn unächte Vergoldung darauf oxydirt wäre, und hat 6 abgestumpfte Ecken. Die kleinste von eben der Farbe, etwa $\frac{1}{3}$ Zoll Diameter, ist fast völlig rund, hat aber Furchen der Länge nach.

3) An metallenen Sachen fand ich a) ein eisernes Sporn- oder gabel-artiges Instrument unten spitz, an den Enden der Gabel, die c. 2 Zoll weit ist, eichelartige Ansätze. b) Einen 2 Zoll langen Hacken, an der einen Seite ebenfalls spitz, an der andern einen ähnlichen Ansatz c) ein drey Zoll langes an der Spitze abgebrochenes eisernes Messer, d) einen c. 5 Zoll langen Wirbel wie zum Drehen. Es scheint bey a

a

in einem hölzernen Griff gesteckt zu haben. e) zwey unregelmäßige breite, wie durch Feuer zerflossene Ringe von ungewissem Metall, an einigen Stellen mit einem dunkelblauen durchsichtigen Glase oder Schmelz verbunden, an andern röthlich, violet und braun schillernd. Alles dieses ist jetzt an die Breslauer Sammlung eingesandt.

Außer diesen Gegenständen, die ich dort gesehen habe, sind noch zwey schöne bronzene Fibeln gefunden, von denen die eine (cf. Charte Fig. 3) noch mit einer völlig elastischen Feder oder Zunge versehen ist,*) und zwey runde Granit-Steine einer Handmühle mit viereckigen

*) Sie ist der Alterthümersammlung hierselbst überlassen.

Löchern. Letztere habe ich nicht gesehen, und kann also über ihre Größe nichts hinzusetzen. *)

15) Schwentnig ¼ M. S. O. von Zobten, am Fuße des Zobtenberges. Hier sind bisweilen auf den Höhen Urnen ausgeackert, die aber sogleich wieder zerstört sind. Nachricht in Burgharti iter Sabothicum. (a. 1736) pag. 149.

16) Langenöls 1½ M. S. S. O. von Zobten item.

17) Diersdorf ½ M. S. von Nimptsch. Hier sind eine große Menge Römischer Silbermünzen von Nero ꝛc. gefunden, und im Besitz des Herrn Grafen von Pfeil. Meine Nachfragen daselbst 1818. waren vergeblich, da der Besitzer damals nicht anwesend war.

X. Fürstenthum Oppeln.

1) Bey Turawa 1½ M. N. O. von Oppeln ist vor einiger Zeit ein Götzenbild von Erz ausgeackert, und auf dem Schlosse des damaligen Besitzers, Grafen Gatschin (jetzt Garnier) aufbewahrt. Nachricht aus einem Briefe des Herrn Stadtsyndicus Ludwig in Jauer, an Herrn Professor Büsching. d. d. 23. Juli 1818.

2) Himmelwitz 5½ M. O. S. O. von Oppeln. Ein hier im Teiche bey Schlemmung desselben gefundenes kleines Götzenbild, dem die rechte Hand fehlt, kam

*) Nach Beendigung dieses Artikels sind diese Hand-Mühl-Steine mit 10 Urnen, Napfen und Schüsseln (Jan. 15. 1819) von dem Herrn Cantor Meltzig in Kartzen, der den ganzen Fund eigentlich aus den Händen der Bauern gerettet hat, der Alterthümersammlung überbracht. Die Steine sind 14 Zoll im Durchmesser, und jeder ist etwa 3 Zoll in der Dicke. An metallenen Sachen übersendete er noch einen eisernen verbogenen Sporn und einen kleinen Ring von Bronze. Die nähere Beschreibung s. in dem Verzeichnisse der Alterthümersammlung vom Herrn Professor Büsching A. 4. und B. 7.

bey Aufhebung des Klosters 1811 hierher, und wird von Herrn Prof. Büsching sehr wahrscheinlich für den Gott Tyr erklärt. (cf. Büschings Abhandlung: das Bild des Gottes Tyr, gefunden in Oberschlesien. Breslau 1819.)

3) Schimischow 4 M. S. O. von Oppeln, 1¼ M. W. von Himmelwitz, und 1½ M. N. O. von dem Franziscaner-Kloster St. Anna auf dem Annaberge (auch Chelm-Berge), einen der höchsten Puncte Oberschlesiens, und wie der Zobtenberg in Niederschlesien dort fast überall sichtbar. Zwischen diesem Dorfe und der östlich davon gelegenen Stadt Groß-Strehlitz auf der Ebene, auch an den Gränzen des südlichern nicht weit davon entfernten Rosniontow, sind 1818. von Herrn Justizrath Elsner in Rosniontow, Herrn Justizrath Schneider in Schimischow und Herrn Rentmeister Thilo ebendaselbst Grabstellen entdeckt und Urnen ausgegraben. Der Ort liegt an einer Quelle, die niemals zufriert, und wie die Maßlische, immer grüne Pflanzen ernährt. Gleich hinter Schimischow versinkt die Quelle, die von ihrem Ursprunge an bis Rosniontow, ohne daß andere Gewässer einströhmen schon so mächtig ist, daß sie 3 Mühlen treibt. Nördlicher kommt sie nach einem unterirdischen Laufe von etwa einer halben Meile erst wieder zum Vorschein und läuft dann bey dem Orte Tschammer und Ellguth vorbey. Ein hier seltener alter Eichenhain, der meistentheils schon erstorben, begränzt den Platz auf der andern Seite, und in demselben hat man Gemäuer unter der Erde in runder (?) Form gefunden.

Die hier gefundenen Urnen und Bruchstücke zeichnen sich durch ihre Masse und Zeichnung aus. Einige sind von milchweißem Glase, andere von Thon mit förmlicher Glasur, andere von einer grau-gelben Thonmasse mit tiefen sich durchkreuzenden Einschnitten rings um-

her, wie sie auf den Römischen Ziegeln sich finden, andere sind mit einem Überzuge von brauner, grauer, rother Farbe, andere sind kalkartig weiß, wie Fayance ohne Glasur, andere endlich haben auf grünlich gefärbtem glänzenden Grunde zarte dunklere und weiße Verzierungen. Einige Bruchstücke sind auch von Glas und haben in der Form nichts mit unsern heutigen Glaswaaren gemein. Die meisten Glasfragmente scheinen Urnen gewesen zu seyn. Die Bauern meinen daß ehedem Töpfer auf diesen Hügeln gewohnt haben, weil so viele Scherben darauf liegen. Einige glasirte Bruchstücke (denn ganze Urnen von der Art hat man nicht gefunden) möchte ich nur für spätern Ursprungs halten. Das Übrige, was ich selbst größtentheils besitze, ist zu verschieden von unsern heutigen Arbeiten, als daß man es für neuere Kunstproducte halten könnte.

An metallenen Geräthen sind eiserne Scheeren, wie bey Massel, Lanzenspitzen, eine Art Helbrunder eiserner Becken mit Löchern zum Annageln gefunden, Messer, Nägel mit und ohne Knöpfe und Nadeln von ungewissem Metall. (Alles ist jetzt der Breslauer Sammlung geschenkt.)

Auch sind dem Vernehmen nach mehrere Silbermünzen (Römische?) dort gefunden, die sich jetzt im Besitze des Kaufmann Scotti in Rattibor befinden sollen.

Nachricht von dem Herrn Justizrath Elsner, [6]) und der Familie des Herrn Oberhütten-Rath Karsten hieselbst.

4) Lecswitz am südlichen Fuße des genannten Anaberges. Hier sind ebenfalls Urnen gefunden. Nachricht von Herrn Justizrath Elsner in Rosniontow.

---

[6]) In Rosniontow, der wie auch eine Menge dort gefundener Bruchstücke von Glas und den oben beschriebenen Thonmassen urtheilt?. Ein Glasfragm. s. Tab. I. Fig. 17. In der Mitte ist ein feiner Strich eingeschmolzen.

Tost 2 M. S. von Himmelwitz. Eine Silbermünze des Trajan hier ausgeackert. Sie hat um das caput laur. des Kaisers die Legende (IMP. TR.) AIANO. AVG. GERM. DAC. PM. TR. P. Auf dem Reverse COS. V. P. P. S. P. Q. R. OPTIMO PRINC. um eine annona mit dem Füllhorn. Das Jahr dieser Münze ist unbestimmt, da Trajan 8 Jahr lang Consul V. war und der Typus diese verschiedenen Jahre nicht regelmäßig bezeichnet, doch ist sie nach 111 p. Ch. zu setzen. Es giebt ihrer nach Eckhel VI. p. 426 eine ungeheure Menge, und sie bezieht sich auf die Eroberung Daciens. — Der Herr Prediger Römer hat diese Münze in Tost von dem Bauern, der sie ausgeackert hatte und zum Verkauf in einem Laden anbot, eingehandelt, und mit der kurzen Nachricht an die Alterthümersammlung geschickt d. d. 22. Septembr 1818.

XI. Jägerndorf.

1) Bieskau (Polnisch Bedziakow) etwas über 2 M. S. O. von Leobschütz, hart am Neukirch im Fürstenthum Troppau. Hier sind mehrere Römische Münzen gefunden, deren Besitzer jetzt der Herr Justizrath Mader zu Leobschütz ist. Nachricht vom Herrn Prof. Büsching.

XII. Fürstenthum Ratibor.

Im Fürstenthum Ratibor sind Römische Armringe gefunden. Ein ganzer und ein Bruchstück befindet sich im Besitze des Herrn D. Geisler in Ratibor. Die Nachricht ist ebenfalls durch Herrn Prof. Büsching mir zugekommen. Der Finder soll sich von den übrigen bronzenen Alterthümern Messer-Griffe ꝛc. haben machen lassen. Der Fundort ist vielleicht bey Ratibor dem alten

Eburum selbst. Mehrere Ellguthe sind in der Nähe dieses Ortes.

XIII. Fürstenthum Teschen.

In der Stadt Teschen selbst soll nach Martiniere noch ein heidnischer Thurm seyn. Naso in seinem Prodrom. D. 2. (Bogenzahl) sagt davon: Dirutum Teschense Castellum rotundae continet formae delubrum Jovis (sc. Sabazii vergl. Zobtenberg und Ruhberg bey Reichenbach). Was jetzt noch davon sieht, weiß ich nicht.

In der Grafschaft Glatz

habe ich trotz der genauesten Erkundigungen (bey meiner Reise durch dieselbe 1818.) nach solchen alten Gräbern ꝛc. keine Alterthümer alt Germanischer Art finden können. Sollte das Ländchen wirklich ganz unbewohnt, oder wenigstens nicht von einer dem deutschen Volke in Sitten und Gebräuchen ähnlichen Nation bewohnt gewesen seyn, da jetzt alles Deutsch ist, bis auf den kleinen westlichen Theil um Lewin und Cudowa herum, den der hohe Gebirgszug abschneidet, der von der hohen Mense zu dem Fernschlosse der Heuscheuer hinauf geht? Fast scheint es so, und die mittlern Historiker lassen das Land auch erst a. 1247. unter Rudolph von Deutschen besetzt wer-

---

*) Der Abt Neplacho, der zu Carls IV. Zeiten lebte, sagt in seinem Epit. Chron. zum J. 1247: Rex Praymisl Regi Rudolpho adhaesit et eum pro suos despicere et extraneos ad terram suam invitare. Unde suis multas violentias inferebat, bona eis auferendo Claustrellum ultra Cadanum (Closterle ob Caden) Moenchis de Porto Apostolorum — terras etiam videlicet Cubitensem (Elbogen) Trutnaviensem, (Trautenau) Glacensem Theutonicis tradidit. —

den: allein demungeachtet kann auch früher schon einmal ein deutscher Stamm dort gewohnt haben, und es wird nicht überflüssig seyn, auch hier darauf zu achten, ob sich nicht Anzeigen einer ähnlichen Bevölkerung finden.

Erklärung der 1ten Kupfertafel.

1. 2) Ein Apollo von Bronze in Schweidnitz gefunden. Das Original ist von derselben Größe. Besitzer Herr Baron von Canitz.

3. 4) Ein Ägyptisches Idol, Isis, ebendaselbst gefunden, auch von der nämlichen Größe und demselben Metall. Besitzer Derselbe.

5. 6. 7) Der obere Theil eines mit einer Art von Schilf bis an die Brust bekleideten Idols zum Anhängen. Hinten platt. — Ebendaselbst gefunden. Es ist dadurch beschädigt, daß es schon unter dem Hammer gewesen ist, um eingeschmolzen zu werden. Die Größe ist dem Originale gleich. Besitzer Derselbe.

8) Fiebel oder Spange, von welcher die elastische Nadel bey a, die in die Höhlung bey b c einschließt, abgebrochen ist. cf. Beger Thes. Brand, Montfaucon Antiq. expl. etc. — Größe des Originals. Fundort derselbe. Besitzer derselbe.

9) a. b. Die Jungfrau (a) mit dem Bären (b) und dem Fische im Arme, von Granit, 8—9 Fuß lang. Sie liegt auf dem Zobtenberge.

9) c. d. Der sogenannte Mönch am Fuß des Zobtenberges am Kiefendorfer Büschel, der sich gegen einen bey Marxdorf befindlichen (steinernen) Wolf mit einem Federmesser vertheidigt haben soll, 6 Fuß hoch Fig. 9.

d. Die obere Rundung des Kopfes mit eingehauenem Kreuze.

10) Eine nach den Seiten ablaufende Scheibe von röthlichgrauem Stein mit Silberglimmer und dunkelrothen Granaten vermischt c. ¼ Fuß Diameter 31 Pfd. schwer bey Mellendorf auf dem Windmühlenberge ausgeackert. Vergl. Burghart (iter Sabothicum p. 162 und 168 sq.), der sie für einen Römischen Discus hält.

11) Ein metallenes Instrument von der gewöhnlichen bronzeartigen Composition, 3½ Zoll lang, auf dem Küchenberge südlich von dem Todtenberge gefunden Burghart (iter Sabothicum p. 163 und 176) vielleicht die Spitze einer framea.

12 a) Lampe, 4 Zoll lang (11b Unterschrifft unten.) Sie ist von Thon und hat einen gelbbraunen Überzug.

13) Lampe 3 Zoll lang von Thon roth angestrichen, jetzt bräunlich.

14) Lampenputzer, 2½ Zoll lang von Bronze.

15) Rolle Papier oder Zeug von den Resten vegetabilischer Fasern, inwendig faserig, auswendig glatt.

16. 17) Lampe von Thon mit Resten eines Käfers, 3½ Zoll lang.

18) Lampe von gelbem Thon 2½ Zoll lang.
Vergleiche über die Lampen den Artikel Massel.

19) Stückchen Glas aus Schimischow, in der Größe des Originals.

20) Crepitaculum aus Polgsen.

21. 22) Hammer von Syenit aus Polgsen.

23) Etruscisches Götter-Bild aus Gori Mus. Etrusc.

Erklärung der 2ten Kupfertafel.

Da anfangs nur eine Kupfertafel zu dieser Abhandlung geliefert werden sollte, auf den Wunsch des Herrn Prof.

Büsching aber noch eine zu geben beschlossen wurde, so konnte im Verlauf derselben nicht auf die Figuren dieser Tafel verwiesen werden, und ich hole deshalb hier nach, was zur Erklärung nöthig ist.

1. Abschn. A. auf Tab. IV. stellt den Hauptinhalt eines Grabes dar, welches a. 1811. den 24. Aug. auf dem Winzigberge bey Kobelwitz, von dem Herrn Mahler Großpietsch entdeckt ist. — Ich habe in meinem Artikel Kobelwitz noch nicht davon gesprochen, weil ich damals noch nichts von diesem Funde wußte, sondern ihn erst kurz nachher während des Drucks bey dem Herrn Hinkel hieselbst zu sehen bekam. — Fig. 1. Das ganze Grab ist nach der Zeichnung des Herrn Großpietsch abgebildet, der neben dieser Abbildung und dem Funde selbst auch eine schriftliche Nachricht darüber dem Herrn Hinckel hieselbst überließ. Er sagt darin unter andern Folgendes: „Den 24sten August gieng ich ganz allein nach dem Winzigberge bey Kobelwitz, um die auf der Oberfläche hin und wieder befindlichen Stückchen Metall zu sammeln, die man häufig in Gestalt einer Bohne mit einem schönen grünen Roste überzogen dort antrifft. In der Mitte dieser Anhöhe, die wegen des oft weggeholten Sandes viel niedriger ist, bemerkte ich auf einem kleinen Raume schwarze verbrannte Erde. Ich grub mit den Händen und nach einer ½ Elle Tiefe war der Sand wie schöner Mittelocker. Meine Vermuthung war Eisen. Ich grub mit den Händen tiefer und fand einen festen Körper, zieh ihn heraus, und was sah ich! eine schön geformte mit vielleicht tausendjährigem Roste überzogene Lanze (à 5 Zoll lang. Framea, hasta.) Hastig grub ich weiter fort und fand auf derselben Stelle in horizontaler Richtung einen Wurfspieß (5 Zoll lang lancea Tac. 6.) einen kleinen halben Mond *) (c. und Fig. 14),

*) Dieser halbe Mond ist eben braun, und scheint Eisen zu seyn, da Bruche zeigt er aber ein weißes Oxyd, weshalb ich glaube, daß er

einen Griffel (d in der Größe des Originals Fig. 11.) eine lange Eisenschiene oben zusammengebogen, welche die Form eines Römischen Schwerdtes hat (e Fig. 14), einen Beschlag (f. Fig. 11.), eine eiserne Schiene (g), und andere Stückchen Eisen. *) Alles dieses zeigte, daß es im Feuer halb verbrannt war, und über alle diese Sachen war ein dicker Rost mit Sand vermengt (oft ganze Kieselsteinchen eingeschmolzen).

Einige Zoll unter dieser Lage fand ich Scherben von grober Masse in Form eines Deckels (einer Decke) beysammen. (H. h. H. †) Als ich sie weggenommen hatte, sahe ich zwey kleine Gefäße (i. k. und größer Fig. 9. 10.) und zwischen beyden eine trichterförmige Maschine, (den umbo eines Schildes von Eisenblech, mit sprödem glatten Überzuge ††) Fig. 1. und größer zerfallen wie er jetzt ist Fig. 15. c. 6 Zoll Diameter.) Das ganze Gefäß gegen Abend (i und Fig. 10) war mit geschmolzenem Metall angefüllt †††)

---

von Zink verfertigt ist, ein Metall das auch wegen der Farbe mehr für die Nachbild. des Mondes paßt. — Die punctirte Linie Fig. 14 zeigt den Theil, welcher jetzt daran fehlt.

*) Ich habe mehrere Eisenstückchen, die zu diesem Funde gehören Fig. 4—8 in der Größe der Originale abzeichnen lassen, bis auf einige andere ganz unkenntliche Stückchen Eisen, Nägel ꝛc. zu denen auch kein Platz auf der Tafel war. Fig. 2. 3. 4. scheinen den Griff des etwas über zwey Fuß langen umgebogenen Schwerdtes gebildet zu haben. Fig. 5. ist eine Kurbel zum Drehen mit viereckigem Loche. Fig. 6. scheint eine Zunge von einer größern Fibel gewesen zu seyn. Fig. 7. ist ein eiserner weniger verrosteter Hacken und Fig. 8. ein eisernes Instrument, dessen Zweck mir nicht einleuchtet.

†) Ein solches Fragment mit Henkel, wie bey H. H. abgebildet ist, besitzt Herr Hinkel noch. Die Masse ist Thon, aber außerordentlich dick, fast 2 Zoll im Diameter.

††) Vergl. oben Jeschowitz.

†††) Diese geschmolzene Bronze besteht aus mehr als 100 größern und kleinern Stücken, die zusammen über ein Pfund wiegen. Die mei

und das gegen Morgen lag umgestürzt (k und Fig. 9.) Ich hob die eiserne Maschiene weg und fand verschiedene Sachen von Metall unter ihr (hierzu gehören vielleicht 2. 7. 8. und 8. nebst einigen von den unter 8. und 11. vorgestellten Eisengeräthen oder andere Stückchen Eisen, die ich nicht habe abzeichnen lassen, und die vielleicht Theile des Schildes mit waren.) Die Urne selbst (l) worauf die Gefäße standen war bis oben mit Knochen und Asche angefüllt, von feiner schwarzer Maße fast zwey Fuß hoch, (auch halbverbrannte Eicheln fanden sich darin, die Herr Hinkel noch aufbewahrt, woraus die certa ligna, die Tacitus als bey den Leichenverbrennungen gewöhnlich angiebt, sich erklären lassen.) Ich nahm alles behutsam weg, und fand zuletzt noch der Urne zur Seite einen ovalen Stein, den ich in der Meinung es wäre ein gewöhnlicher Feldstein herauswarf. Er zerfiel sogleich in Stücken, t Fig. 16. — die punctirte Linie bey a zeigt das jetzt fehlende Stück an) als ich ihn aber genauer betrachtete, fand ich daß es zugearbeiter feiner Sandstein und oben mit einer Art von Glasur überzogen war. (Die Länge des Steins beträgt c. 2 Zoll, die Form ist ihm ohne Zweifel durch Kunst gegeben. Die weiße Glasur könnte durch das Feuer beym Leichenbrande hervorgebracht seyn). Ich vermuthete noch mehr zu finden und grub mit vielem Fleiß einige Ellen weiter nach Morgen und Abend zu, allein meine Mühe war umsonst. Ich fand nichts mehr, besorgte meine Ausbeute nach Hause, säuberte sie mit vieler Mühe, so viel es sich thun ließ, und bestrich das Eisen mit Öhl, um es vor dem gänzlichen Zerfallen zu besorgen." Soweit Herr Großpietsch, der

---

sten Stückchen sind rund als wenn sie in Wasser getröpfelt wären, andere nehmen mancherley unvollkommene Formen von beliebten Gegenständen an, wodurch man sich täuschen lassen könnte, eine Absicht dieser Bildung vorauszusetzen.

den Fund dem Herrn Hinkel überließ. — (Alles in Klammern befindliche ist von mir hinzugesetzt.) —

Bey seiner Zeichnung befinden sich noch die Figuren m. n. o. als bey der Urne vorkommend. Zwey von diesen herzförmigen Figuren hat Herr Hinkel noch im Original. Sie sind 22 und 23 in natürlicher Größe abgebildet und bestehen aus Feuerstein, der sehr schön geschnitten ist. Die Farbe des einen (22) ist gelb, die des andern bläulicht-grau. Ob es Amulete vorstellen sollen, wie sie auf einigen Etruscischen Bildern vorkommen, oder Pfeilspitzen, kann ich nicht entscheiden. Das letzte ist mir darum nicht recht glaublich, weil man in diesem Falle wohl bey a (22) und b (23) bemerken müßte, daß noch etwas vom Schafte abgebrochen sey. Hier sieht man aber schlechterdings keine Verletzung. Eben so zeichnet er noch Fig. p hinzu, was wie ich glaube eine von den Perlen von grünem Schmelze seyn soll, die ich Fig. 19 und 20 in ihrer wahren Größe dargestellt habe, und die sich mit dem ungeformten glasartigen grünen Flusse Fig. 17 der kleinern blauen Perle Fig. 19 und einem rhomboidischen dunkel-violet-braunen Steine, den ich nach dem Originale Fig. 21 genau habe abbilden lassen, unter den geschmolzenen Bronzestücken in der Urne Fig. 10 befunden haben. Der zuletzt genannte Stein ist an beyden Oberflächen rauh, und wie von eingebrannter Erde oder Staub blind, an den Seiten aber ist er sehr glatt, hat obige Farbe und giebt Feuer. Die Steinart läßt sich nicht ausmitteln, da ein frischer Bruch dazu nothwendig seyn würde. — Der Zweck desselben läßt sich wohl nicht bestimmen, doch scheint er sich auf die Dreyeckform und die damit in Verbindung stehenden Ideen wieder zu beziehen. *) Auch der bronzene Ring Fig. 24 und die

*) Wie sehr die Dreyeckform auch in den übrigen Theilen von Deutschland verwaltet, sieht man auch aus Lehmanns Beyträgen. Halle

halbverbrannten und verbogenen eisernen Fibeln, an denen etwas eingelegtes Silber noch sichtbar ist (12 und 13) befanden sich in der Urne (Fig. 10) unter den geschmolzenen Bronzestückchen, und diese Fibeln sind es gerade, welche unwiderleglich für das hohe Alterthum dieses Fundes sprechen, wenn man auch wegen des großen eisernen Schwerdtes **) (N. 1. g und der Griff N, 2. 3. 4.) auf ein jüngeres Datum schließen wollte.

Der Armring von Bronze Fig. 22 ist wie man aus der Zeichnung des Herrn Großpietsch sieht, nebst einem andern völlig gleichen ebenfalls bey Kobelwitz am Mandelhügel gefunden. Er ist wenig verrostet und noch sehr elastisch.

Abschnitt B. — Dieser Abschnitt der Tafel stellt die mir bekannt gewordenen Reste des Fundes bey Feschkowitz (cf. Pag. 110) dar, welche ebenfalls Herr Hinkel besitzt.

Fig. 1) Die Aschen-Urne von Thon, ohne Abzeichnung 8 Z. hoch, Farbe grau.

2) Ein eisernes zusammengebogenes Schwerdt, dreyfach der Länge nach ausgeschliffen. Breit 2 Zoll, und

---

1769. der im Mannsfeldischen nicht nur Urnen mit der hier gewöhnlichen Zeichnung und mit Buckeln in der Ordnung des Quincunx gestellt, sondern auch einen Triangel von grauem Stein, in einem andern ausgehohlten Steine auf einem Hügel fand. Drey Steine waren darüber gesetzt, und verschiedene ihn nachzugraben, und drey sogenannte Streitkeile fand er dabey. Darunter waren halbverbrannte Knochen p. 82. l. c. Auch in England finden sich viele Triangeln von Bronze und Silber in einer Urne. Lyson Reliquiae Britann. Romanae 1819. Hol. III. pl. 34 — 36.

**) Diese großen Schwerdter mit dem doppelten Stichblatt, können indeß allerdings Deutsch seyn. Eins dergleichen mit vollständigem Griff fand Lehmann bey Welbsleben im Mannsfeldischen bey einer metallenen Streitaxt. Das Schwerdt ist c. 2 Ellen lang. Es bezieht sich hierauf Tacitus Germ. Rari gladiis aut majoribus hastis utuntur, hastas vel ipsorum vocabulo frameas gerunt, regulo et brevi ferro.

(wenn es auseinandergebogen würde) über drey Fuß lang. Dieses Schwerdt hat zum Theil in der Urne gesteckt.

3) Eine Lanzenspitze von Eisen 1½ Fuß lang, unten am Schafte wenig verrostet mit schwarzem Oxyd-Überzuge, wahrscheinlich vom Feuer hervorgebracht.

4) Eine helm-artige Kappe (oder beckenartiges Gefäß) von Eisen. Bey a sitzt ein Nagel mit einer großen wenig rostigen platten Kuppe, wie in den ausgebrochenen Löchern, (b. und c.) ähnliche Nägel (d und e) gesessen haben, die jetzt davon getrennt sind. Die Weite der innern Wölbung beträgt 5 Zoll. *)

5) Ein großes Messer von Eisen. Sehr verrostet. 9 Zoll lang, 1 Zoll breit.

6) Ein kleineres bloß bey a und b verrostetes eisernes Messer. Der übrige Theil ist mit einem schwarzen keineswegs spröden Überzuge versehen, unter welchem das schönste regulinische Eisen. Dieses hat Herr Meyling mir für die Alterthümersammlung überliefert.

7) Der umbo eines Schildes, wie Seg. A. Fig. 15. kleiner wie jener (5 Zoll Diameter) aber besser erhalten. Mit einem spröden schwarzen Überzuge, unter dem das Eisen verrostet erscheint, wo er abspringt. Dieser abspringende Überzug ist vielleicht eine Farbe, denn außer den pictis armis, welche Claudian den Lingonibus giebt, sagt Tacitus besonders von den Schilden der Deutschen: Cap. Scuta tantum lectissimis coloribus distinguunt: Abschnitt C.

Dieser Abschnitt stellt dar (1—10) Alterthümer, die auf der hiesigen Elisabeth-Bibliothek nebst den Lampen (cf. p. 76) von denen oben die Rede war.

---

*) Helme hatten die Deutschen aber selten. Tac. G. 6. vix uni alterive cassis aut galea.

Fig. 1) Iſt eine Flaſche von rothem Thone. 5 Zoll hoch. Eine ganz ähnliche kam früher aus Sagan hieher und befindet ſich in der Sammlung.

Fig. 2) Ein praefericulum von rothem Thon, mit glänzend zum Theil abgeſprungenem Überzuge.

Fig. 3. Eine ſchwarze Urne mit gelben etwas unkenntlichen Verzierungen in 2 Feldern. Die andere Seite iſt ohne Verzierung. —

Außer dieſen Urnen ſind noch mehrere andere Aſchenurnen zum Theil halb zerſtört auf der Bibliothek, die ich aber, weil ſie nichts Ausgezeichnetes haben, nicht darſtelle. Sie ſind größtentheils von grobem Thon und ſchwarz oder gelblich-braun.

Fig. 4) Eine Fibel von Bronze, von der die elaſtiſche Nadel abgebrochen iſt, etwas kleiner als das Original.

Fig. 5) Eine bronzene Fibel mit Nadel, die noch ganz elaſtiſch iſt und ſich auf und zumachen läßt. Größe etwas kleiner als die des Originals.

Fig. 6) Eine andere bronzene Fibel gebogen mit abgebrochener elaſtiſcher Zunge, etwas kleiner als das Original.

Fig. 7) a. b. Eine **ſilberne** Fibel, ſchön gearbeitet. b. die abgebrochene Zunge. Das Silber war bräunlich angelaufen und ſah aus wie Bronze.

Dieſe Fibeln vergl. m. mit den zu Kobelwitz gefundenen Abſchn. A. Fig. 12. 13. und den zu Kartzen neuerlich entdeckten, Charte Fig. 3,

Fig. 8) 9) 10) ſind verſchiedene ſtyli oder Griffel, von Bronze, wie ſie faſt in jedem Grabe vorkommen.

Fig. 11. Einer von den beyden bronzenen Handgriffen (eines Schildes) zu Stannowitz gefunden. cf. p. 138. Sie ſind auf der Bernhardiner Bibliothek nebſt andern Alterthümern befindlich. 4 Zoll Diameter.

Fig. 12) a. b. Eine schöne Urne aus Massel nach Bruchstücken, welche ich daselbst fand. Die Masse ist wegwoodähnlich röthlich-gelb. Die Keil-Striche auf den Mittelfeldern schwarz. Zwischen diesen eine rothe Verzierung von Bolus. b. stellt den obern Rand und die Verzierung auf demselben deutlicher dar. Sie besteht aus Puncten und Figuren wie o gestaltet.

Erklärung der Figuren auf der Charte.

1) Crepitaculum aus Massel. Hermanns Maßlographie (p. 103.)
2) Messer aus Jeschkowitz von Eisen, 6 Zoll lang.
3) Spange von Bronze aus Karzen c. 2 Zoll lang.
4) Scheere von Eisen aus Kobelwitz. Hermann.
5) Griffel von Bronze aus Polgsen u. c. 6 Zoll lang.
6) Rolle Papier oder Zeug von Bast. 3 Zoll breit aus Massel, (wie Tab. I. Fig. 15. größer gez.)
7) 5 thönerne Rädchen aus Massel, perforirt, die bey der großen Urne auf T. I. mit der Inschrift (Fig. 17) in einer besondern Urne links lagen. Hermann.
8) Eins von den fünf bronzenen „Zeichen des Jupiters" aus Kobelwitz. Hermann.
9) Eins von den „fünf bronzenen Zeichen der Luna" aus Kobelwitz.
10) Seeländische Münze zur Vergleichung hinzugesetzt. (cf. über 8. 9. 10. Kobelwitz.)
11) Sehr kleines bronzenes Schwerdt „Simulacrum Martis" aus Massel. c. 2½ Zoll lang.
12. 13) Lampe wie (Tab. I. Fig. 12.)
14) Spieß von Eisen, Kobelwitz. Herm.
15) Goldenes Körbchen. Massel Hermann p. 141. Es wog nur einen Ducaten schwer.

16) Pfeilspitze aus Massel von Eisen Hermann.
17) Grab in Massel und Urne mit der Inschrift
D. MART. OSSA
IIII. OLL. LIBA. — Vergl. Massel.
18) Ägyptisches Idol, Isis, von Bronze (wie Tab. I. Fig. 3. 5.) Vergl. den Art. Schweidnitz.
18) Apollo von Bronze, von der Seite wie Tab. I. Fig. 1. 4. Vergl. Schweidnitz. Etwas verzeichnet.
20 21) Münze mit M. VALER. CORVINVS aus Massel. Herm.
21 23) Münze mit Q. CVRT. aus Massel. Herm.

Es ist mir zwar während des Druckes dieser Schrift von gefundenen Alterthümern noch vieles vorgekommen, worüber manches hätte eingeschaltet und nachgetragen werden können, allein da diese neuen Entdeckungen gar nicht aufhören: so mußte ich den Faden mit Gewalt abschneiden, indem ich doch einmal entweder in jenem ausführlichern Werke über den Stamm der Lygier, oder in einem Nachtrage zu dieser Schrift wieder davon sprechen muß.

Ich glaube, daß sich die Zahl der Fundorte fast verdoppeln läßt, und daß noch sehr wichtige Götterbilder hier und dort zerstreut seyn mögen. Von mehrern habe ich schon gehört, andere werden vermuthet, über die Sicherheit des Fundortes der merkwürdigen Canitzischen Alterthümer bey Schweidnitz, werde ich nächstens mehr sagen. — Jeden, der etwas zur Erweiterung der Schlesischen Alterthümer beytragen kann, ersuche ich, seine Nachrichten mir mitzutheilen, damit das Werk die größt-mögliche Vollständigkeit erhalte. Die Idole und andere Bronze wünschte ich selbst zu sehen, oder genaue Zeichnungen zu erhalten. Von den Urnen, wenn sie nicht durch Zeichnung verschieden sind, genügt eine bloße Beschreibung.

Ich danke übrigens allen denen, welche mich bisher mit Nachweisungen aller Art unterstützten, besonders aber dem Herrn Prof. Büsching und dem Herrn D. Paritius hieselbst.

Die Gesetzstelle des Preuß. Landrechts, welche den Besitz der Alterthümer Demjenigen sichert, der sie auf seinem Grunde findet, und die Hälfte, wenn sie von andern gefunden werden, stehen im 1. Theil. 9. Tit. des Preuß. Gesetzbuches Abschnitt 3. und lauten folgendermaßen:

§. 81. Ist der Eigenthümer des gefundenen Schatzes nicht auszumitteln, so gehört der Schatz, in so fern derselbe aus Sachen besteht, die vom gemeinen Verkehr nicht ausgenommen sind, (wie Pulver, Gifte ꝛc.) demjenigen, welcher ihn auf seinem eigenen Grunde gefunden hat.

§. 82. Hat jemand einen Schatz auf fremdem Grunde, jedoch ohne besonderes Nachsuchen gefunden, so gebührt die Hälfte dem Finder und die andere dem Eigenthümer des Grundes.

§. 83. Ein gleiches findet statt, wenn Gesinde oder Arbeitsleute, bey ihren gewöhnlichen Verrichtungen einen Schatz entdecken.

§. 84. Ferner alsdann, wenn jemand mit Bewilligung des Eigenthümers auf fremdem Grunde nach einem Schatze gesucht, und dergleichen wirklich entdeckt hat, in so fern nicht durch besondere Verabredungen unter den Parteyen, wegen der Belohnung des Finders ein anderes bestimmt ist.

§. 85. Wer aber ohne Bewilligung des Eigenthümers auf fremdem Grunde Schätze sucht und findet, kann keine Belohnung fordern, sondern die ihm gebührende Hälfte fällt dem Fiskus anheim." — Die Naturschätze sind diesen Schätzen entgegengesetzt nach §. 106. und die Gesetze darüber giebt Tit. XVI. Abschn. IV. —

Es braucht also keiner diese Art von Schätzen zu verheimlichen, aus Furcht, daß sie dem Staate anheimfallen; da auch geachtete Rechtsgelehrte mich versichert haben, daß nicht etwa eine spätere Veränderung in dieser Bestimmung eingetreten ist. —

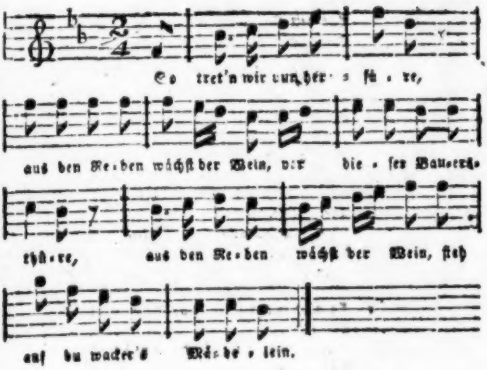
So schließe ich mit dem Wunsche, daß das nächste Frühjahr nicht nur Saaten entkeimen, sondern auch viele Zeugen altdeutschen Lebens aus dem Schooße der Erde hervorgehen lassen möge. —

XLV.

Das Kirchweihfest.

Die, diesem Feste eigenen, alten Gebräuche, sind auch in hiesigen (Hildburghäusischen) Lande mit so manchen andern, durch welche die Vorzeit die Freude und Erinnerung an merkwürdige Begebenheiten zu erhalten und zu beleben wußte, allmählig erloschen: Nur noch an wenigen Orten sind einige Überreste geblieben, über welche hier einige Worte zu sagen, erlaubt seyn mag.

Die Zeit der Kirchweih oder der Kirmeß, wie sie hier genannt wird, fällt in dem hiesigen Lande in den Monat October. Schon am Vorabend des festlichen Tages versammeln sich die jungen Pursche des Dorfes, und singen vor den Thüren der reichern Einwohner:



2) Morgen um den Mayen,
Aus den Reben wächſt der Wein,
Da tanzen wir den Reihen,
Aus den Reben ꝛc.
Steh auf du ꝛc.

3) Sie rückt ſie hin, ſie rückt ſie her,
Aus den Reben ꝛc.
Sie meynt, ſie woll' uns zwey'n geb'n,
Aus den Reben ꝛc.
Steh auf du ꝛc.

4) Zuletzt wird anderthalbe d'raus
Aus den Reben ꝛc.
Die ganzen ſchlag'n wir auch nicht aus,
Aus den Reben ꝛc.
Steh auf ꝛc.

5) Und wollt ihr uns denn kennen
Aus den Reben ꝛc.
So wollen wir uns nennen

Aus den Reben ꝛc.
Steh auf ꝛc.

6) Wollt ihr uns kennen, ſo kennt uns recht,
Aus den ꝛc.
Wir ſind die (Namen des Dorfes) Knecht
Aus den ꝛc.
Steh auf ꝛc.

7) So woll'n wir euch nun danken,
Aus den ꝛc.
Mit Sachſen und mit Franken,
Aus den ꝛc.
Steh auf ꝛc.

8) So wünſch'n wir euch aus Herzensgrund
Aus den ꝛc.
Viel tauſend gute Nacht und Stund,
Aus den ꝛc.
Steh auf ꝛc.

9) Adieu zu tauſend gute Nacht ꝛc.
Aus den ꝛc.
Die Flaten (Kuchen) ſind zurecht gemacht,
Aus den ꝛc.
Steh auf ꝛc.

Die dritte und vierte Strophe dieſes, höchſt wahrſcheinlich ſehr alten, aber verſtümmelten und im Verlauf der Zeiten verballhornisirten Liedes, beziehen ſich auf die Kuchen, die bey dieſer Gelegenheit von den Hauseigenthümern ausgetheilt und von den Sängerchor eingeſammelt werden.

Das Feſt ſelbſt eröffnet am kommenden Morgen ein feyerlicher Gottesdienſt mit Geſang und Predigt. Nach dem Gottesdienſte verſammeln ſich ohngefähr 6 bis 8 Paare junger Purſche und Mädchen, Plätzpurſche und Plätzmädchen genannt, erſtere mit Sträußen und ſeidenen, farbigen Tüchern auf dem Hute, die bis auf

den Rücken herunter hangen, letztere im bloßen Kopfe, mit hochaufgebundenen und glatt zusammengestrichenen Haaren, auf deren Spitze ein Kränzlein mit rosenrothem Bande ruht, mit weißen, feinen Hemdeärmeln und Schürzen, rothen Miedern und Strümpfen; — auf dem Gemeindehause, von wo aus sie unter Anführung des Schultheisen oder Schöpfen des Orts und unter dem Zulauf der gaffenden Menge, mit Musik, den Plan beziehen, d. h. sich auf einen freyen Platz begeben, in dessen Mitte der abgeschälte Stamm einer hohen Tanne (der Maye) steht, deren Spitze oben mit einem grünen Tannenbäumchen und mit farbigen Bändern geziert ist. Nachdem hier alle im Kreise zusammengetreten, spricht der Schultheiß den Kirmeßschutz, d. h. er hält eine kleine Anrede, in welchen er den Anwesenden bekannt macht, daß ihnen das Fürstl. Amt die Erlaubniß zur Beziehung des Plans ertheilt habe, daß sich alle in den Gränzen des Anstandes und der Sittlichkeit halten mögen, und was dergleichen gute Lehren mehr sind. Hierauf werden die Gesundheiten des Fürsten, der Fürstin, des Amtmanns u. s. w. ausgebracht und einige Salven aus einigen verrosteten Flinten gegeben, und nun erst beginnt der Tanz der Platzburschen und Mädchen, unter dem Spiel der Dorfmusikanten, um den Mayen herum. Allmählich mischen sich auch andere in den Tanz, und nachdem dieser ohngefähr eine Stunde fortgesetzt worden, zieht die Versammlung zurück in das Gemeindehaus, wo die ganze Nacht hindurch bis am frühen Morgen getanzt wird.

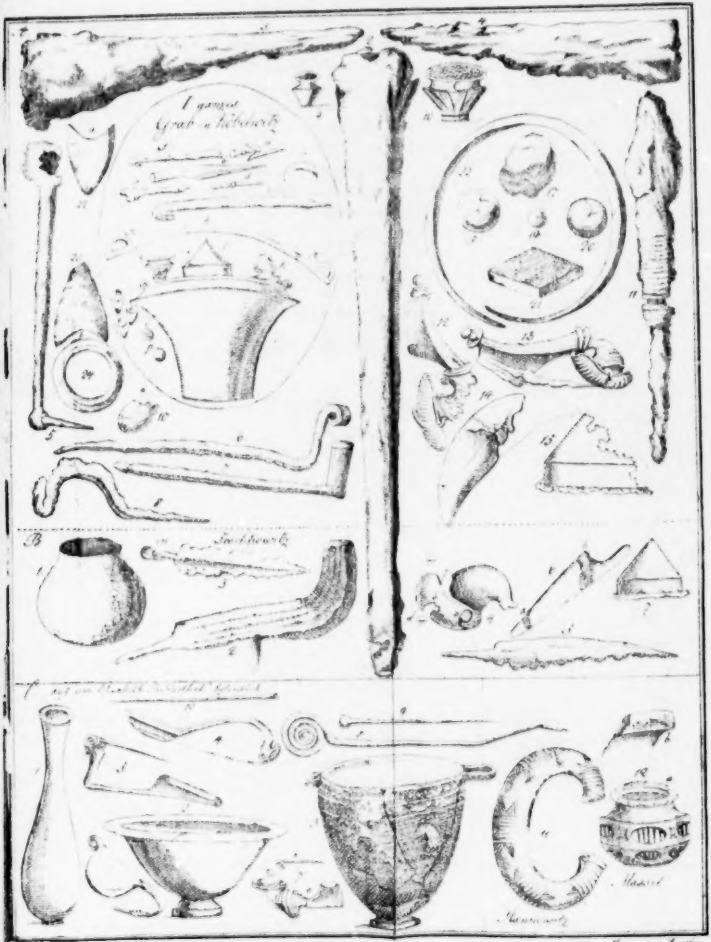
Am zweiten Kirmeßtage finden an manchen Orten auch noch eigene Spiele statt, z. B. das sogenannte Kuchenlaufen. Ein Kuchen wird auf einen Topf in abgemessener Entfernung gesetzt, nach welchem Pursche und Mädchen um die Wette laufen. Wer zuerst ans Ziel

kommt, erhält den Kuchen. Oder: Zwey ausgestopfte und komisch verkleidete Figuren, die eine männlich die andere weiblich, werden einander gegenüber auf den Umkreis eines Wagenrades gesetzt. Das Rad selbst wird dergestalt auf seine Nabe gestellt, daß es wagerecht auf der Erde ruht. Wenn nun vermittelst eines um die Nabe geschlungenen Seiles gezogen wird, bewegt sich das Rad allmählig auf und nieder, dreht sich aber auch zu gleicher Zeit um seine Achse. Dadurch kommt bald die männliche Figur nach oben, die Frau nach unten, bald diese nach vorne und jene nach hinten zu stehen, und so abwechselnd fort. Ein höchst possierlicher Anblick!

D. C. Hohnbaum.

(Der Blattweiser zu diesem Bande wird mit dem nächsten Theile ausgegeben werden.)

Schlesische Alterthümer.



Schlesische Alterthümer.

LUGI OMANI
MANIMI
VIRTUTIUM
LIMIS SALSUM
CALISII
LYGII ARII
LYGII
NAHARVALI
DUNI
CORCONTI
HERMUNDURI
MARCOMANNIS
RHEDINTUINUM
LUGI BURIIA
MARIGNI
QUADI
BARMI
RACATARA
SARMATIE
ASANCA
MASSEL
UMGEGEND
ROMA
Das
ALTE SCHLESIEN
hauptsächlich in den Zeiten der
ROMER
nach gefundenen Alterthümern
und den Angaben der Alten
ITINERARIUM
GERMANIA
MAGNA
SARMATIA EUROPAEA
Venedae